

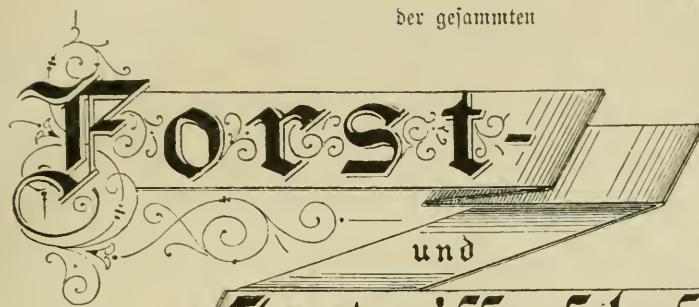
# Allgemeine Encyklopädie der gesammten Forst- und Jagdwissenschaften.

Vierte Band.



# Allgemeine Encyklopädie

der gesammten



Unter Mitwirkung der bedeutendsten Fachautoritäten herausgegeben

von

Raoul Ritter von Dombrowski

Donat I. Classe des hohen souveränen Malteserordens mit der Distinction für Jerusalem, Ritter I. Cl. des königl. sächs. Ordens Albrecht des Beherzten, Officier des königl. serbischen Tafowa-Ordens, Besitzer des Marienkreuzes des hohen deutschen Ritterordens, Besitzer der königl. württemberg'schen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft, der I. I. Kriegsmedaille und der päpstlichen Kriegs-Erinnerungsmedaille Pius IX. ex. ec. em. Mitglied des Landes-Culturrathes i. d. Königreich Böhmen, der I. I. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale, Ehrenbürger mehr. Gem., Mitglied zahlreicher wissenschaftl. und hum. Vereine ex. ec., Verfasser des nationalökonomischen Essays „Urproduction und Industrie“, der jagdzoologischen Monographien: „Das Edelwild“, „Das Reh“, „Der Fuchs“, „Der Wildpark“, „Die Geweihbildung der europäischen Hirscharten“, des „Lehr- und Handbuchs für Bernißjäger“ ex. ec.

Vierter Band.

Fluggeschwindigkeit — Heiß.

Mit 1 Doppeltafel, 11 einfachen Tafeln und 56 Figuren im Texte.

LIBRARY  
FACULTY OF FORESTRY  
UNIVERSITY OF TORONTO  
EARTH SCIENCES  
LIBRARY



84208  
11/10/07

Wien und Leipzig.

Verlag von Moritz Verles.

1889.

SD  
125  
D66  
Ed 4

---

Allie Rechte vorbehalten.

---

# Verzeichnis der Autoren und der ihren Artikeln beigegebenen Namenskürzungen.

- Dr. Joseph Albert, em. Director und Professor der böhmischen Forstlehranstalt Weißwasser in München. — At.
- Dr. Günther Beck, Vorstand des k. k. botanischen Hofcabinets und Docent an der Universität in Wien. — Bl.
- Dr. B. Benedie, Professor an der Universität in Königsberg i. Pr. — Bde.
- Dr. Rudolf Blasius, Präsident des permanenten internationalen ornithologischen Comité, Docent der Hygiene an der herzoglichen technischen Hochschule und Redacteur der Zeitschrift „Ornis“ in Braunschweig. — R. Bl.
- Dr. Wilhelm Blasius, Professor der Zoologie, Vorstand des herzoglichen naturhistorischen Museums in Braunschweig. — W. Bl.
- E. v. d. Bosch in Berlin. — v. d. B.
- Dr. A. von Brandt, Professor der Zootomie an der Universität in Charlow. — v. Bdt.
- Ludwig Dimitz, f. k. Oberförstmeister und Vizepräsident des oberösterreichischen Schutzbvereines für Jagd und Fischerei in Linz. — Dz.
- Ernst Ritter v. Dombrowski, Chefredakteur des „Weidmann“ in Blasewitz-Dresden. — E. v. D.
- Raoul Ritter v. Dombrowski in Wien. — R. v. D.
- Dulcis von Egerváry, Sekretär des ungarischen Landes-Jagdschutz-Vereines und Redacteur der Zeitschrift „Vadászlap“ in Budapest. — v. Eg.
- Dr. Wilhelm Franz Exner, f. k. Hofrath, Director des technologischen Gewerbe-museums und Professor an der k. k. Hochschule für Bodenkultur in Wien. — Fr.
- G. Förster, f. k. Forstmeister in Gmunden. — Fr.
- Dr. Hans Gadow, Srickland-Curator, Docent für Morphologie der Wirbelthiere an der Universität zu Cambridge. — Gw.
- Dr. Carl Theodor Ritter von Gohren, Director und Professor des k. k. landwirtschaftlichen Institutes in Mödling bei Wien. — v. Gu.
- Dr. Louis Grohmann, an der Seewarte zu Hamburg. — Ghsn.
- Julius Theodor Grunert, kgl. preuß. Oberförstmeister a. D., em. Director und Professor der kgl. preuß. Forstakademie Neustadt-Eberswalde, Redacteur der Zeitschrift „Forstliche Blätter“ in Trier. — Gt.
- Adolf Ritter von Guttenberg, f. k. Forstrath, Professor an der f. k. Hochschule für Bodenkultur in Wien und Redacteur der österreichischen Vierteljahresschrift für das gesammte Forstwesen. — v. Gg.
- Dr. Robert Hartig, Professor an der f. k. Universität in München. — Hg.
- Dr. Fr. Heinkel, Professor in Oldenburg i. Gr. — He.
- Gustav Henschel, f. k. Forstmeister und Professor an der f. k. Hochschule für Bodenkultur in Wien. — Hschl.
- Eugen Ferdinand von Homeyer, Mitglied des permanenten internationalen ornithologischen Comité, auf Stolp in Pommern. — E. F. v. Hom.
- E. Joseph, großherzoglicher Forstinspector in Eberstadt bei Darmstadt. — Jph.
- Dr. Fr. von Judeich, kgl. sächs. geheimer Oberforstrath, Director und Professor an der kgl. sächsischen Forstakademie zu Tharandt. — v. Jch.
- Hans Freiherr Jüptner von Jonstorff in Neuberg, Ingenieur und Correspondent der k. k. geologischen Reichsanstalt. — v. Fr.
- Heinrich Radich Edler von Pferd, f. k. Generalmajor a. D. in Wien. — v. Ra.
- Fr. E. Keller, Redacteur der Zeitschrift „Weidmannsheil“ in Rötschach in Närnthen. — Klc.
- Dr. Friedrich L. Knauer in Wien, Redacteur der Zeitschrift „Der Naturhistoriker“. — Kmr.
- Alois Koch, Veterinärarzt in Wien. — Ach.
- Ferdinand Langenbacher, Professor an der mährisch-schlesischen Forstlehranstalt in Gleisberg. — Lv.
- Dr. Joh. Latschenerberger, Leiter des chemisch-physiol. Laboratoriums am f. k. Thierärznei-Institute in Wien. — Lbr.

Dr. Gustav Marchet, Professor an der k. k. Hochschule für Bodenbau in Wien. — Mcht.  
Leopold Martin, Conservator in Stuttgart. — L. Mn.  
Paul Martin, Professor an der Thierarzneischule in Zürich. — P. Mn.  
Michael von Mengsler, Professor der Zoologie an der Universität zu Moskau. — v. Mgr.  
Dr. A. Mehger, Professor an der kgl. Forstakademie Hann.-Münden. — Mgr.  
Dr. Max Neumeister, Professor an der kgl. sächs. Forstakademie Tharandt. — Nr.  
Oskar von Nolte, kgl. Oberstleutnant a. D. in Bensheim, Großherzogthum Hessen. — v. Ne.  
Dr. Paul Pancritius in Königsberg.  
Carl Pieper, Ingenieur in Berlin. — Pr.  
C. G. L. Quensel, kgl. Oberförster in Blasewitz bei Dresden. — Qul.  
Dr. Quistorp in Greifswald. — Qup.  
Dr. Gustav von Radde, kais. russ. wirthl. Staatsrath, Director des kaukasischen Museums und der öffentlichen Bibliothek in Tiflis, Mitglied des permanenten internationalen ornithologischen Comité. — v. Rde.

Dr. Emil Stannan, Professor an der kgl. preuß. Forstakademie Neustadt-Eberswalde. — Rn.  
Oskar von Riesenthal, Oberförster des kgl. preuß. Ackerbauministeriums und Redacteur des „Allgemeinen Holzverkaufs-Anzeigers“ in Charlottenburg. — v. Rl.  
Dr. Carl Böls, Redacteur der Zeitschriften „Die gesiederte Welt“ und „Jäg.“ in Berlin. — Rö.  
R. von Schmiedeberg, Redacteur der „Neuen deutschen Jagdzeitung“ in Berlin. — v. Schg.  
Dr. Adam Schwappach, Professor an der kgl. preuß. Forstakademie Neustadt-Eberswalde. — Schw.  
Ewald Thiel, kgl. Artillerie-Major a. D. in Karlsruhe. — Th.  
Victor Ritter von Eichst zu Schmidhöfen, Mitglied des permanenten internationalen ornithologischen Comité. Villa Tannenhof bei Hallein in Salzburg. — v. Tsch.  
Dr. Martin Wildens, Professor an der k. k. Hochschule für Bodenbau in Wien. — Ws.  
Dr. Noriz Willkomm, kais. russ. Staatsrath, Director des botanischen Gartens und Prof. an der Universität in Prag. — Wm.

---

Die Illustrationen werden hergestellt durch die Herren: H. Braune in Königsberg, Raoul Ritter von Dombrowski in Wien, G. R. Förster in Gmunden, Robert Hartig in München, Gustav Henschel in Wien, Ferdinand Langenbacher in Enzenberg, L. Martin in Stuttgart, G. Mühl in Berlin, H. Sperling in Berlin, Friedrich Specht in Stuttgart, M. Streicher in Wien u. v. a.

Die Reproduction erfolgt in Lithographie und Chromolithographie durch Ch. Mannwarth in Wien, in Holzschnitt durch F. Eder in Wien und Dr. Vieweg & Sohn in Braunschweig, in Zinkographie durch Angerer & Göschl in Wien.

---

## Verzeichnis der Illustrationen des IV. Bandes.

### Doppeltafel:

Zum Artikel *Hare*, v. H. von Gadow in Cambridge.

### Einfache Tafeln:

- |   |  |
|---|--|
| 1. Schädelbildung des Fischotters und Fuchses, v. M. Baron Schlereth in Wien,<br>2. Zum Artikel Flusskrebs, v. H. Braune in Königsberg.<br>3. Zum Artikel Fräsen, v. J. Wessely in Wien.<br>4. Zum Artikel Fraxinus, v. M. Streicher in Wien. | 5. Geschossformen, v. Major E. Thiel in Karlsruhe.<br>6.—9. Zum Artikel Geweihbildung, v. Raoul von Dombrowski.<br>10.—11. Zum Artikel Grapholitha v. G. Henckel und M. Baron Schlereth in Wien. |
|---|--|

### Textillustrationen:

- Fig. 352 und 353. 3. Artikel Flugsandkultur.  
" 354 und 355. Typen der Stammform.  
" 356. Blumenflügel.  
" 355. Häckelrechen in Sollinger Form.  
" 356. Häckelhaken Seebachs.  
" 357. Schäl- oder Breithacke.  
" 358. Sollinger Hacke.  
" 359. Dreizack von Schoch.  
" 360. Eichelständer.  
" 361. Pflanzdolch.  
" 362. Saatflinte.  
" 363. Sähorn.  
" 364. Schnigitter.  
" 365. Fragaria vesca, Walderdbeere.  
" 366. Französische Rödemaschine.  
" 367. Fraxinus Ornus, gemeine Blumeneiche.  
" 368. Schwanenhals.  
" 369. Stellvorrichtung am Schwanenhals.  
" 370. Fuchs im Schwanenhals.  
" 371. Tellereisen.  
" 372. Fuchs im Tellereisen.  
" 373. Fuchseangel.  
" 374. Fuchspresso.  
" 375. Fuhrschlitzen.  
" 376. Gastropacha lanestris.

- Fig. 377. Gastropacha pini.  
" 378. Gastropacha nenstria.  
" 379 und 380. 3. Artikel Gehirn.  
" 381. Straßengeländer.  
" 382. 3. Artikel Gerberei.  
" 383. Gelehrtsorgane der Insekten.  
" 384. Hauptgefimie.  
" 385. Kloßhölzerverbindung.  
" 386. Sperré eines Langloßes.  
" 387. Gewölbebrüstung.  
" 388. Gingko biloba, Gingkobaum.  
" 389 bis 391. 3. Artikel Glasmikrometer.  
" 392. Gnaphalium dioicum.  
" 393. Grubendurchschnitt.  
" 394. Grenzenbezeichnung.  
" 395 bis 398. 3. Artikel Grenzregulierung.  
" 399. Steingräbing.  
" 400. Gründung für Überschüßbauten.  
" 401. Gymnocladus canadensis, kanadischer Schüssebaum  
" 402 und 403. Habichtskörbe.  
" 404. Handschlitten.  
" 405. Hebemaschinen.  
" 406. Steinfreppa.  
" 407. Hedera Helix, Ephen.

## Druckfehler und Berichtigungen.

Auf pag. 297, Sp. b, al. 35 v. o. lies: Beschädigten statt Beschuldigten.





**Fluggeschwindigkeit** ist die Geschwindigkeit, mit welcher das Geschoss in horizontaler Richtung fortschreitet, also eigentlich die horizontale Projection der wirklichen Geschwindigkeit im Gegensatz zu der Fallgeschwindigkeit als der Verticalprojection. Ausgedrückt wird sie durch die horizontale Strecke, welche das Geschoss in einer Secunde zurücklegt bezw. bei gleichförmiger Bewegung zurücklegen würde; über die Messung derselben s. Anfangsgeschwindigkeit. Die Fluggeschwindigkeit des Geschosses nimmt infolge des Luftwiderstandes im Verlaufe der Bewegung sehr schnell ab. Für ein nach den Grundsätzen der neueren Militärpatronen eonstruiertes Geschoss (z. B. deutsches m/71 oder österreichisches m/77), welches die Mündung mit 450 m Geschwindigkeit verlässt, beträgt die Fluggeschwindigkeit auf 100 m nur mehr 383 m per Secunde; auf 200 m 338 m, auf 300 m 304 m, auf 400 m 279 m, auf 500 m 259 m, auf 600 m 243 m, auf 900 m 208 m per Secunde. Geschosse mit größerer Querschnittsbelastung (Ringe) bilden ihre Fluggeschwindigkeit nicht so stark ein, kurze Geschosse verlieren sie erheblich schneller, zumal wenn sie mit großer Anfangsgeschwindigkeit verschossen werden und dadurch einen bedeutenden Luftwiderstand erzeugen.

Die größte Fluggeschwindigkeit liegt in der Regel nicht, wie man erwarten sollte, unmittelbar an der Mündung, sondern meist eine gewisse Strecke vor derselben, da die nachgeschossenen und das Geschoss kurz vor der Mündung überholenden Pulvergase dem letzteren noch außerhalb des Rohres einen gewissen, wenn auch unbedeutenden Zuwachs an Geschwindigkeit geben; exakte Messungen hiefür liegen bei Gewehren noch nicht vor. Th.

**Flughaut**, s. Flugvermögen. Hrn.

**Flughöhe** = Höhe (Ordinate) des steigenden Geschosses über der wagerechten Ebene (Bijerlinie) auf einer bestimmten Entfernung (Abseife); s. Ballistik II, Fig. 85. Th.

**Flughörnchen**, *Pteromys*, Gattung der Familie Eichhörnchen oder Hörnchen, *Sciurini*, der Ordnung Nagethiere, Rodentia = Glires. Sie unterscheiden sich von der Gattung Eichhörnchen, *Sciurus*, hauptsächlich durch die breite, die Beine und Schwanzwurzel verbindende Flatterhaut, welche den Thieren im Sprunge als Fallschirm dient und es ihnen so ermöglicht, bedeutende Strecken zu durchneissen.

Europa beherbergt nur einen Repräsentanten dieser artenarmen Gattung, das

Flatter- oder Flugeichhörnchen, *Lutreola* der Russen, *Umki* oder *Omké* der ost-sibirischen Völkerchaften, *Pteromys volans* (*P. sibiricus*; *Sciuropterus sibiricus*; *Sciurus rotans*). Sein Verbreitungsgebiet ist der Norden von Osteuropa und fast ganz Sibirien. Kleiner als unser gemeines Eichhörnchen, misst das ganze Thier 26 cm, wovon 10 cm auf den Schwanz zu rechnen sind. Der Sommerpelz ist auf der Oberseite fahlbraun, auf der Flughaut und Außenseite der Beine dunkler graubraun, unten weiß. Der Schwanz zeigt wie bei unserem gemeinen Eichhörnchen zweizeilige Behaarung von oben fahlgrauer, unten licht strohgelblicher Farbe. Im dichten Winterkleide erscheint die Oberseite des Thieres silbergrau. Der Pelz, obwohl ungemein weich und geschmeidig, wird doch nur in beschränktem Maße verarbeitet. Das Flughörnchen lebt in den nordischen reinen Birkenwäldern; scheint überhaupt nach Brehms Ansicht an diese letztere Holzart oder mit Fichte, Kiefer, Lärche gemischt gebunden zu sein. Es ist ein Nachthier. Den Tag verbringt es zusammengerollt schlafend in Baumhöhlen und ähnlichen Verstecken und kommt erst abends hervor. Als Nahrung nimmt es Beeren, Samen, Knospen u. dgl. und benützt beim Fressen die Vorderpfoten ganz nach Art unseres Eichhörnchens. — Das in hohlen Bäumen weich mit Moos, Moder u. a. ausgepolsterte Nest nimmt die 2—3 blindgeborenen Jungen auf; und hier verbringt das Thier auch seine Winterruhe. Diese ist aber häufig eine unterbrochene; bei günstigem Wetter verlässt das Flughörnchen sein warmes Nest, theils um Nahrung zu sich zu nehmen, theils um seinen Unrat abzugeben. Infolge der vielen Nachstellungen ist es in manchen Gegenden, wo es früher zu den häufigen Erscheinungen zählte, schon nahezu verschwunden. Hschl.

**Flugjagd**, die, s. v. w. Luftjagd, Beizjagd; selten. „Wie die Jagd mit dem Gewehr und Hund auf Hirsch und Schwein den höchsten Genuss für den Jäger in sich schließt, so ist die Beize des Reiher und Meers für den Liebhaber der Flugjagd das höchste und impo- sante Bergnügen.“ „Kein Wunder, dass zur Zeitzeit die Jünger der Flugjagd aller Nationen zum gemeinsamen Bergnügen sich dort zusammenfanden...“ D. v. Riesenthal, Die Raub-

vögel, p. 191, 192. — Fehlt bei Grimm und Sanders.

E. v. D.

**Flugjahr** (auf Insecten bezogen mit mindestens zweijähriger Generationsdauer), Flugjahr des Massenfluges. Gewöhnlich wird Flugjahr speziell mit dem Maikäfer in Beziehung gebracht; bei diesem wiederholt es sich jedes 5. (Mittel-Europa) oder jedes 4. (Südeuropa) Kalenderjahr. Einem Flugjahre gehen meist sog. Vorflüge voran und folgen Nachflüge nach.

Hsch.

**Fluglahm**, s. Flügellahm.

E. v. D.

**Flugschäfer**, jene Öffnungen im Pflanzenkörper (Rinde, Holz u. c.), welche das flugfertige Insect beim Verlassen seiner Puppenwiege hinterlässt. Die Fluglöcher zeigen theils eine kreisrunde, theils eine breit- oder schmalelliptische, oder eine mehr oder weniger halbkreisförmige Form und bieten dadurch und ihre Größenverhältnisse Anhaltspunkte für das An sprechen des Schädlings (vgl. a. Brüting).

Hsch.

**Fluglosigkeit**, nicht gleichbedeutend mit Flugunfähigkeit überhaupt, sondern nur für solche flugfähige Thiere gebraucht, deren nächste Verwandte Flugvermögen besitzen. Solche fluglose Vögel finden wir bei den Straußvögeln, bei den Tauchern, Insecten kleiner Inseln u. s. w. Diese Fluglosigkeit ist keine ursprüngliche, sondern erst im Laufe der Zeit von der Natur geschüttet; diese rückwärtliche Entwicklung erscheint aber, als eine im Interesse der betreffenden Thiere gelegene bei Insecten der Gebirge, die von Luftströmungen erfasst und davon getragen, bei Insecten kleiner Inseln, die ins Meer geschwemmt wurden, bei den Tauchern, deren lange Flügel und geringes spezifisches Gewicht das Tauchen sehr erschweren würden, bei den im dichten Walde lebenden Kiwis und Kasuaren, denen bei der Beengtheit ihres Aufenthaltes das Fliegen sehr erschwert ist. Bei den Emus, Straußen des Flachlandes, liegt die Erklärung nahe, daß sie ursprünglich wie die Kasuarine Waldvögel gewesen und beim Vordringen in die Wüste an Stelle der seinerzeit eingebüßten Flugfähigkeit ihr Laufvermögen nach und nach erhöhten.

Kur.

**Flugmuskeln**. Bei den Vögeln treten als Flugmuskeln in erster Linie die beiden pectorales in Action; der untere p. minor hebt, der obere p. major senkt die Flügel; letzterem dient der Brustbeinkamm, der bei guten Fliegern enorm entwickelt ist, als weitere Ansatzstelle.

Kur.

**Flugland** ist ein lockerer, feiner Sand, der vom Winde bewegt sich in Form von Dünen ablagert. Man unterscheidet Küsten- und Inlandsdünen. Erstere finden sich an den Küsten von Preußen, Pommern, Schleswig-Holstein, Jütland, Ostfriesland, Holland, Südfrankreich und Nordafrika, letztere in der ungarnischen Ebene, in Norddeutschland und im großartigsten Maßstabe in der Sahara, der libyschen Wüste und der Gobi. Die Bildung der Dünen lässt sich am besten an flachen, sandigen Küsten beobachten. Sobald die Sande zu trocken anfangen, werden sie ein Spiel des Windes und in der Richtung derselben vormärtsgetrieben. Je feiner

die Sandförderer sind, um so weiter fliegen sie naturgemäß und gelangen, von zufälligen Hindernissen abgesehen, erst dann zur Ruhe, wenn die Stärke des Windes so nachlässt, dass ihr Eigengewicht den Luftrad auf überwiegt. Die von der See horizontal wehenden Winde treffen die sanft ansteigende Küste unter einem stumpfen Winkel und werden von dieser unter dem gleichen Winkel reflektiert. Zwischen den reflektierenden Winden und der Küste entsteht auf diese Weise ein windstiller Raum, in den die hochgewehten Körner hineinfallen und sich zu Sandrücken, den Dünen, anhäufen. Die Windseite der Dünen zeigt die flachere Böschung, die entgegengesetzte die steilere, und ist der Grad der letzteren lediglich von dem Ausschüttungswinkel der in den Windschatten fallenden Körner abhängig. Da die Winde in ihrer Stärke einem ewigen Wechsel unterliegen, so erklärt sich hieraus die häufig zu beobachtende Ausbildung mehrerer Dünenreihen hinter einander, indem die Sande bald näher, bald ferner der Gestadelinie getragen werden. Die Küstendünen zeigen ferner die Tendenz, landeinwärts zu wandern, weil ihre der See zugewandte Seite der stetigen Abtragung durch die Winde unterliegt und das fortgeblasene Material erst jenseits des Dünenkamms zur Ruhe gelangt. G. Berendt (Geologie d. kur. Haffes, 1869) berechnet das Wandern der Dünen der kurischen Rehrung von der Seeseite nach dem Haff auf 6 m im Jahre, so dass sie letzteres im nördlichen Theil zu verlaufen drohen. Dass Dörfer, ja ganze Gegenden (wie im Mesopotamien) von wandernden Dünen oftmais verschüttet werden, ist eine wohlbekannte Thatsache.

Die mineralogische Beschaffenheit der Dünen hängt natürlich von der petrographischen Natur der Gegend ab, in der sie gebildet werden, jedoch dürfte Quarzsand überall das dominierende Material sein.

Sind Inlandsdünen durch Waldbestand, den sie in Norddeutschland z. B. nicht selten tragen, im Wandern verhindert, so ist es häufig nicht leicht, sie von den übrigen Sanden der benachbarten Quartärbildungen (Diluvium und Alluvium) zu unterscheiden. Der einzige sichere Unterschied ist dann nur das absolute, durch die Natur ihrer Bildung ja bedingte Fehlen jeden gröberen Grandes und kleinerer Gerölle, welche selten den anderen Quartärbildungen auf weitere Erstreckung hin so vollständig fehlen; gegeben.

Häufig bieten auch Wegeinschnitte, Sandgruben u. s. w. Gelegenheit, die Vegetationsrinde der ursprünglichen Oberfläche, oder bei periodischer Bildung der Düne, mehrfache, ehemalige Oberflächen bezeichnende Vegetationsschichten, an ihrer durch Humusstoffe hervorgerufenen grauen oder schwärzlichen Färbung zu erkennen, wodurch dann der Dünenland als solcher unzweifelhaft gekennzeichnet ist.

Einen Einblick in die Röhrung und den chemischen Bestand norddeutscher Flugsände gewährt die Untersuchung des Dünenlandes nahe dem Dorfe Spudendorf bei Groß-Bereen in der Mark von Ernft-Laufer.

## I. Mechanische Analyse.

Tiefe der Entnahme Decimeter	Bezeichnung	2—4 mm	1—0·5 mm	0·5—0·2 mm	unter 0·2 mm
0·8—1·0	Waldoberkrume	0·9 (mit Wurzeln)	1·0	3·1	93·0
10	Untergrund	1·3	8·4	23·0	67·0

## II. Chemische Analyse des Gesamtsubstrats.

	Kieselz.	Thon-	Eisen-	Kalk-	Magnesia	Kali	Natron	Glüh-	Summa
	säure	erde	oxyd	erde				verlust	
Waldoberkrume	95·41	1·63	0·47	0·24	0·18	0·89	0·43	1·21	100·46
Untergrund	95·59	0·88	0·52	0·20	0·62	0·73	0·42	0·48	99·47

v. D.

**Flugsandcultur.** Ein im wesentlichen aus mehr oder weniger feinen Quarzkörnern bestehender Sandboden bedeckt einen großen Theil des Bodens Deutschlands und der angrenzenden Länder. Ist der reine Quarzsand auch an sich unfruchtbar, so kann er doch nach Maßgabe seiner ihm beigebrachten feinen, anorganischen, wie organischen, der Vegetation förderlichen Theile, unter Hinzutritt eines angemessenen Feuchtigkeitsgehalts seine gewisse Fruchtigkeit erlangen und dann sehr verschiedene Grade der Fruchtbarkeit durchlaufen. So dient er vielfältig der Landwirtschaft, besonders aber auch der Forstwirtschaft als Unterlage, während er allerdings beim Zurücktreten jener günstigen Eigenschaften zunächst für den Landwirtschaftsbetrieb ungeeignet wird und mit Recht der forstwirtschaftlichen Bewirtschaftung anheimfällt, bis dann endlich bei vollständiger Erschöpfung des Sandbodens oder sonst vorliegenden sehr ungünstigen äusseren Verhältnissen desselben auch diese kaum oder gar nicht mehr instande ist, ihn ihren Zwecken dienstbar zu machen. Eine derartige ungünstige Lage kann sich beim Sandboden aus natürlichen Ursachen ergeben, kann aber auch durch Misswirtschaft herbeigeführt sein. Jene findet sich z. B. auf altem, ausgewachsenem, kahlem Seesandboden, auf ausgetrocknetem Seegrunde mit Sand, dem reichlich unvollkommenen, staubiger Humus beigebracht ist, auf dünnen, stark eisenhaltigen Sandflächen mit Orthsteinunterlagen u. s. w. vor, Zustände, die alle wenigstens nicht durch unmittelbare Einwirkung des Menschen entstanden sind, sondern ihm so von der Natur seit Unvorstellbarem überliefern würden. Durch Misswirtschaft entstehen aber auch verödetete Sandflächen durch unwirtschaftliche Ausbeutung an sich armen, unbewaldeten Sandbodens, durch schlechte Belehrung, Entnahme der etwa erzeugten schwachen Humusdecken als Dungstoff usw., besonders aber durch unvorsichtige Entwaldung des seither mit Holz bestanden gewesenen Sandbodens, der ein langes Liegenbleiben desselben ohne Wiederbewaldung folgt. Derartige verödeten Sandflächen können die Natur der Heiden annehmen, über deren Aufforstung ein besonderer Artikel handelt, sie können aber selbst dadurch zu einem noch höheren Grade der Verwüstung gelangen, dass sich auf ihnen keine Heidevegetation einstellt und sie nun, infolge der fehlenden Narbe, zu Flugsandflächen werden, die bei grösserer Ausdehnung in vollständige Sandwüsten übergehen können. Die Gefahr des Entstehens von Flugsand auf armem, trockenem, bloßliegendem Sand-

boden liegt nahe, wenn derselbe in Lagen kommt, die dem Spiele der Winde sehr ausgefegt sind, wie dies an Seeküsten, aber auch an Hoch- und Freilagen des Binnenlandes nicht selten der Fall ist. Die freien, losen Sandkörner, die meist die obere, oft mächtige Schicht jener öden Sandflächen bilden, werden dann leicht vom Winde erfasst und oft massenhaft von ihm so lange fortgetrieben, bis sie sich an einem oft weit von ihrer Ursprungsstelle entfernten hindernden Gegenstande austauen, dort zeitweise liegen bleiben, oft aber von neuem von entgegengesetzten wehenden Windströmen erfasst und nach anderen Richtungen hin gefegt werden. So können weite Flugsandflächen einem Sandmeer gleich werden, das innerhalb seiner Grenzen in seinen Sandwellen auf- und abwogt, jene aber auch überschreiten und sich verheerend über angrenzende Culturländereien ergießen und so an Ausdehnung immer mehr im Laufe der Zeit gewinnen kann. Die Aufgabe der Landscultur ist es nun, nicht nur das Entstehen von Flugsand nach Möglichkeit zu verhüten, sondern auch denselben durch einen geregelten Bau, der meist im Holzanbau seinen Abschluss findet, zu bermhigen und festzulegen, um so die Gefahr der weiteren Ausdehnung des Übels zu beseitigen, selbst in der früheren Flugsandfläche ein ertragfähiges Culturgelände zu gewinnen.

Als solche keineswegs seltene Flugsandgegenden kommen hier besonders die in Betracht, welche die weite norddeutsche Ebene und Schleswig-Holstein darbietet und hier vor allem längs der Küsten der Ost- und Nordsee, herrührend von stetig ausgeweitem, ausgetrocknetem, sich oft zu mehr oder weniger hohen „Dünen“ aufstürmendem, bald weitere Ebenen, bald Einsenkungen oder „Kehlen“ bildendem, meist feinem Seesande, in grohartiger Ausdehnung auftritt, aber auch im Binnenlande in beschränkterem Umfange, als sog. „Sandholle“ oder „Sandschelle“ hie und da nicht fehlt. Außerdem bietet aber auch noch die österreichisch-ungarische Donauebene in ihrem vorzeitigen Seegrunde sehr ausgedehnte Flugsandgebiete dar. Hier ist namentlich in der grossen niederungarischen Ebene, unter verschieden vorkommenden Flugsandgebieten, besonders das des Banats als typosant zu bezeichnen, während die Flugsandflächen der kleineren vorderungarischen Ebene im Raaber und Grauer Comitat, sowie die rechts und links der March belegenen, zwar keineswegs unbedeutend,

## Flugsandkultur.

aber doch gegen jenes immerhin zurückstehend sind.

Alle Ödlandaufforstungen (s. d.) bieten viele Schwierigkeiten dar, die meisten wohl die Cultur des Flugsandes. Beim Flugsand berührt die Hauptaufgabe in seiner Binnung, d. h. in seiner Verhügigung gegen Verwehen und dadurch herbeigeführte stete Ortsveränderung des die obere Bodenschicht bildenden Sandes. Die Lösung der Aufgabe ist leichter, wenn die Flugsandflächen beschränkte Ausdehnung haben, die Sandquelle nicht stetig fließt, die Unfruchtbarkeit des Sandes eine mäßiger und die treibende Kraft des Windes eine beschränktere ist; sie wird umso schwieriger, je mehr das Gegenthalt dieser Punkte hervortritt. So wird sich die "Sandscholle" des Binnenlandes verhältnismäßig am leichtesten binden, bezw. aufforsten lassen, schwieriger wird sich diese Arbeit in den ausgedehnten Flugsandgebieten der Donauebene gestalten und jenenfalls der Seidenenban der Cultur die größten Schwierigkeiten entgegenstellen. Bei ausgedehnten Flugsandkulturen reicht übrigens sehr oft die bestehende allgemeine Gesetzgebung nicht aus, um dieselben mit Erfolg auszuführen zu können, und erheischen eine die örtlichen Verhältnisse scharf ins Auge fassende Sondergesetzgebung, wie denn auch sehr häufig bei derartigen, im Besitz von Gemeinden, Privaten etc. befindlichen Flugsandflächen die Kräfte des einzelnen Besitzers ungenügend sind, die Culturstoffen aus eigenen Mitteln aufzubringen, weshalb hier der Staat ans allgemeinen staatswirtschaftlichen Rücksichten hellsend eintreten muss; es liegen sonach hier nach dieser Richtung hin die Verhältnisse mindestens ganz ebenjo, wie bei allen ausgedehnten Ödlandkulturen.

Was die technische Ausführung der Flugsandkulturen anbetrifft, so beruhen dieselben zunächst, wie bereits bemerkt, in einem Teilehalten des beweglichen Sandes zu dem Zwecke, denselben mit einer Vegetationsdecke zu überziehen. Das Erzeugen einer Vegetation auf Flugsand erfolgt erst bei einer Verhügigung desselben, die auf mechanischem Wege durch Belegen des flüchtigen Sandes mit geeigneten toden Stoffen, dann durch Beppflanzung desselben nach vorgängiger geeigneter Bodenvorbereitung zu erreichen ist. Letzteres kann sich auf niedrig bleibende Grünäckse, besonders Gräser erstrecken, und kann diese Art der Pflanzung entweder nur die Einleitung zum Holzanbau bilden, der dann die Culturarbeit auf der Flugsandfläche dauernd abschließt, oder es kann letzterer auch auf ruhigeren Sandflächen unmittelbar ausgeführt werden, ohne zuvor den niederen Graswuchs etc. erzielt zu haben. Es kommt selbst vor, dass man sich mit einer bloßen Beplagung der Flugsandfläche besonders da beruhigt, wo die Verhältnisse so liegen, dass dieselbe eine landwirtschaftliche Benützung zulässig macht. Dies kann da der Fall sein, wo der Sand eine günstige Beimengung von besonders mineralischen Stoffen hat, welche dem Graswuchs förderlich sind. Ein solches Verhältnis liegt z. B. in den Flugsandgebieten der erwähnten Donauebene vor, so dass dort in der

That die fruchtbaren Theile derselben dem Grasbau verbleiben, und die zusammenhängenden, weniger fruchtbaren Flächen, namentlich wenn sie auf das Culturland schützend wirken sollen, dem Holzanbau zugewiesen werden. Nicht minder würde Flugsand, dem durch Überreifung ein ständiger Feuchtigkeitsgehalt zugeführt werden könnte, zum Grasbau dauernd zu benützen sein, wie z. B. die großartigen Veriegelungen in der preußischen Tucheler Heide zeigen.

Im allgemeinen folgt aber der Deckung der Flugsandfläche oder steht mit dieser in unmittelbarer Verbindung der Holzanbau. Es gilt dies für den Sandban im Binnenlande wie in der Düne.

Überall, wo der Sandban erfolgen soll, ist eine strenge Hege der Baustäcke erites Erfordernis, auch erscheint es unerlässlich, dass den Arbeiten, sobald es sich um größere, schwer zu übersehende und nur nach und nach zu cultivierende Flächen handelt, ein allgemeiner Culturplan zu grunde gelegt werde, der sich auf eine genaue Vermessung und Kartierung der Fläche gründet, bei welcher letzteren die für den Bau besonders wichtigen Punkte, wie Hügel, Sandteichen, der herrschende Windstrich u. s. w. hervorgehoben sind. Was die Zeitfolge der Arbeiten anbetrifft, so empfiehlt es sich, die schwierigsten Stellen, wie Kuppen, Lehnen u. s. w. zunächst beim Bau in Angriff zu nehmen und dieselben, dem herrschenden Windstriche folgend, den weniger bedrohten Stellen zuzuführen. Wir unterscheiden beim Sandban: den im Binnenlande und den in den Dünen.

## 1. Binnenlands-sandban.

a) Als Einleitung eines Sandbaues ist das Einebnen der Flugsandfläche bis zu einem gewissen Grade, namentlich durch Be seitigen schroffer Erhöhungen und Füllen von scharf eingehauften Vertiefungen, sog. Lehnen, zu betrachten, damit dem Winde die Gelegenheit benommen wird, große Sandmassen, welche jene Bodenstellen zu liefern vermögen, zu fassen und vor sich herzutreiben und so alle weiteren Sandbaubarbeiten zu erschweren oder zu vereiteln. Die Einebnungsarbeiten erfolgen durch vollständiges Abtragen, bezw. Ausfüllen, werden aber oft dadurch wesentlich erleichtert, dass man nur die oberen Schichten, bezw. steilen Ränder lockert und es dem Winde überlässt, durch Wegführen der gelockerten Schichten in die Tiefen nach und nach die nothwendige Ausgleichung der Bodenoberfläche der Hauptfläche nach selbst zu bewirken.

b) Man führt nach Beendigung jener Vorarbeit den Sandban entweder unter Zuhilfenahme von Schutzzaunstellung oder auch ohne eine solche, durch bloße Horizontaldeckungen aus.

aa) Die Schutz- oder Coupierzäune können Einsäuung- oder auch Fangzäune sein. Man pflegt sie in einer Höhe von 1½ m aus etwa 7 cm starken, senrecht in den Boden gesetzten Pfählen von beliebigem Holze, welche mit Zaunstrahl dicht durchlochten werden, zu errichten. Sie durchziehen als Einsäuungszäune entweder die ganze Sandscholle oder nur besonders bedrohte Theile derselben, namentlich zum Schutz gegen Betreten derselben durch

Menschen oder Vieh, und sind da unentbehrlich, wo Wege oder Tüpfen durch die festzulegende Fläche führen, um von diesen aus das Betreten der Sandfläche zu verhindern. Sollen dagegen die Zäune als Fangzäune dienen, d. h. sollen sie den fliegenden Sand von Strecke zu Strecke auffangen und so sein ungehindertes Bewegen auf der Sandfläche anhalten, so müssen dieselben in gewissen Entfernungen von einander mit der Front dem herrschenden Winde rechtwinklig gegenüber und etwas nach diesem zu ausgebuchtet errichtet werden. Man fängt dann mit der Aufrichtung des Zaunes von der Windseite an und stellt den ersten Zaun noch auf festem Boden auf, die nächstfolgenden immer in solchen Entfernungen, daß der Windstrich den Sand nicht treffen und auf größere Entfernungen fortführen kann, wozu nach Umständen je 15—20 m genügen können. Dabei ist zu beachten, daß der Fangzaun auf der Scholle nicht abbrechen darf, wenigstens dann nach dem Ende zu niedrig verlaufen muss, ferner daß er nicht von unconvierten Sandhöhen beherrscht werden darf. Diese, sowie Kehlen u. dgl. werden wohl in engeren Kreisen besonders umzäunt. Es ist unzweifelhaft, daß Coupierzäune ein gutes Mittel bilden, fliegenden Sand zu beruhigen, und würden sie sonst stets zu diesem Zweck verwendet. Es ist ihr Sezen aber häufig mit großen Umständen und Kosten verknüpft, so daß man jetzt vielfach Zäune nur noch zur Einfassung von Wegen und Tüpfen, auch wohl zur Festlegung von Kuppen und Kehlen verwendet und statt der Fangzäune liegende Bodendecken anbringt, die überdies auch selbst beim Anwenden jener nicht ganz zu entbehren waren, nur in minderem Maße angewendet wurden.

bb) Das Decken der Flugsandflächen durch flache, auf den Boden gelegte, den Sand beschwerende und festhaltende Stoffe ist ein Hauptmittel zur Beruhigung des Sandes. Die hiezu zu verwendenden Stoffe können sehr manigfaltiger Art sein, doch ist ihre Auswahl insoweit beschränkt, als sie billig und in nächster Nähe der Arbeitsstelle zu beschaffen sein müssen, um die Arbeit nicht zu sehr zu vertheuern.

Sehr gründliche Deckungen werden wohl in Niederungsgegenden mit fruchtbarem Boden, der bei Überschwemmungen durch Flüsse mit totem Sand überlagert wurde, so vorgenommen, daß durch volle Raialarbeit (sog. "Wenden") der schwere Boden in entsprechender Mächtigkeit über den Überschwemmungsrand gefördert wird. Derartige Arbeiten sind aber kostspielig und nur da anzuführen, wo man auf diese Weise von neuem einen sehr wertvollen Boden für landwirtschaftliche Benutzung zu erlangen vermag.

Auch das Überfahren einer vollen Erde in Stärke von etwa 15—20 cm würde, wegen seiner Kostspieligkeit, nur unter äußerlichen Verhältnissen ausführbar sein, wie jenes Wenden.

Dagegen ist in einzelnen Gegenden, wo die Flugsandflächen an Brücher oder grashalige Gelände stoßen, ein Decken jener mit Palten oder Plagen wohl ausführbar und sehr erfolgreich. Ebenso sind Palten von Heide-

braut, die man zuvor gewünscht, dann wieder mit junger Heide bewachsenen Heideländereien entnahm, bei Sanddeckungen um so dienlicher, als sie leicht auf dem Sande anwachsen und so befestigender wirken, als wenn der Sand nur mit toten Deckpalten belegt wurde. Die Palten werden entweder quadratisch gestochen und in eingerem oder weiterem Verbinde (0'16—1 m) nach Maßgabe der Böschung und der Windwirkung auf den Sand gelegt, oder aber in Streifen von etwa 0'16 m Breite geschnitten und als ein Netz mit einer Maschenweite von 0'76—2 m, je nach Bedürfnis, über die Sandfläche gelegt. Bei weiteren Maschen legt man gewöhnlich in den Mittelpunkt noch eine quadratische Palte. Das Auslegen der Palten erfolgt am besten in der Herbstzeit, wenn der Sand frisch ist, u. zw. mit der Wurzelseite nach unten, um so möglichst ein Anwachsen derselben zu verhindern. Es gelingt dies, wie gesagt, bei jenen Heidepalten in der Regel, bei Grasplatten seltener, was ihre Wirksamkeit natürlich beschränkt, aber keineswegs aufhebt.

Unterweites Deckmaterial bietet öfter die betreffende Gegend in Stroh, Schilf, Pfriemen (Spartium), Mähheide, Radelsfreu u. s. w., welches streifenweis ausgelegt, auch wohl nach der Art zu Würsten gebunden und so verwendet wird, wobei seine gute Befestigung auf dem Sande durch übergelegte Stangen, durch Beschütten mit Erde oder dergleichen gesichert werden muß.

Ein im deutschen Binnenlande vorzüglich in Anwendung gebrachtes Deckmaterial bildet der Strauch, vor Allem der Kieferstrauch. Dieser wird in möglichster Nähe der Arbeitsstelle von Seitenzweigen, nicht von Wipfeln gewonnen und wird so ausgelegt, daß man, von der Windseite damit anfangend, die Spizien windabwärts richtet, und wo mehrere Schichten bei einander zu liegen kommen, die Zweige dachziegelförmig übereinanderfügt. Die Strauchreihen werden nicht zu dicht an einander gerückt, daß noch Raum für die zu erwartende Vegetation bleibt (etwa 100 Füchsen Deckstrauch pro Hektar), die selbst von Holzpflanzen da erwartet werden kann, wo man mit Zapfen bedekten Strauch auslegte. Dass der Strauch fest liegt und nicht vom Winde getrieben wird, muß durch Beichieren, bezw. durch Befestigen mit übergezogenen Stangen, an Stellen, die vom Winde hart angegriffen werden, durch Einstecken des Strauches mit den Sturzenden in den Sand, jedenfalls veranlaßt werden.

c) Die Deckung des Flugsandes im Binnenlande durch eine lebendige Grasplatzierung zu machen, wozu man u. a. den *Elymus arenarius* wohl verwenden könnte, während *Arundo arenaria* nur in den frischen Dünenrand passt, lohnt nicht. In jenen ungarischen Flugsandgebieten ist *Elymus* häufig angebaut, auch *Festuca ovina*, *Var. amethystina* Host. und *vaginata* Wild. (nicht *reginata*, wie sie Weijell nennt: vgl. Fortschr. Blätter, 1874, Beilage, p. 61), welchen Gräsern im Banat selbst die Küngelstiel (*Echinops Bitro*) beigejettet wurde, ohne auch hier gerade Großes mit diesen Deckpflanzen erreicht zu haben.

d) Der Holzanzbau auf den Flugsandflächen des Binnenlandes wird überall da, wo nicht etwa ausnahmsweise eine Grasnutzung möglich ist und beabsichtigt wird, den Schlüssstein der Bauarbeit bilden müssen, um ihr dauernden Halt zu verschaffen. Zwar spricht auf dem bernigten, selbst nahrungsarmen Flugsande freiwillig eine ärmliche Vegetation hervor, die in Deutschland mit Vorliebe zunächst das Bartgras (*Corynophorus canescens*), die Sandiegge (*Carex arenaria*), auch der blaugrüne Sandhaser (*Elymus arenarius*) stellt, im Sandgebiete der Donauebene aber infolge größerem Nährungsgehaltes des Sandes weit reichhaltiger erscheint und sich nicht nur auf Gräser, sondern auch auf Kräuter u. dgl. erstreckt, und sind auch alle diese natürlichen Anfänge der Vegetation auf dem Flugsande nur erwünscht, genügen allein aber fast nirgends. Für den Holzanbau bildet die gemeine Kiefer (*P. silvestris*) in Deutschland fast das ausschließliche Material, da der hin und wieder versuchte Anbau anderer Nadelholzer, z. B. der Hasenkiefer (*P. ucinata*), der Weißkiefer (*Abies alba*), für Flugsandkultur kaum erwähnungswert ist (s. Heideanforstung) und dies auch von Weidenfestlingspflanzungen auf steigendem Überschwemmungsrande an einzelnen Flussufern gilt. Dagegen bietet der Flugsand der Donauebene außer der Weißkiefer (*P. silvestris*) auf seinen kalkhaltigen Stellen der Schwarzkiefer (*P. austriaca*) einen passenden Standort dar, wie man denn auch auf ihr mit gutem Erfolge Wälder von Pappeln, besonders von *Populus canadensis* und *pyramidalis*, mit geringerem von *P. nigra* und *alba* und solche von *Acacia* erzog und hier auch jener zweckmäßig bei Holzanlagen in den betreffenden Flugsandgebieten in Anwendung bringen wird.

Der Kieferanbau kann allerdings durch Saat ver sucht werden, wie wir dies bereits beim Auslegen von mit Zapfen belegtem Deckstrauß erwähnten, auch haben Zapfensäaten, unter einer leichteren Decke von Strauch ausgeführt, hin und wieder Erfolg, doch beruht die Sicherheit der Cultur hier vor Allem auf der Pfianzung. Ganz besonders ist die Ballenpfianzung (s. d.) angebracht, da sie, gut ausgeführt, die größte Sicherheit des Erfolges gewährt. Bei der nicht selten vorliegenden Schwierigkeit, die Ballenpfianzen zu beschaffen, bleibt noch die Pfianzung einjähriger Kiefern (s. Kiefererziehung) zur Ausführung übrig. Man führt die Pfianzung zwischen dem Deckmaterial aus, nach Umständen entweder gleichzeitig mit dem Auslegen desselben oder, wenigstens bei Pfianzung einjähriger Kiefern, nach Frist eines oder einiger Jahre, sobald der Sand an Festigkeit durch Sezen und leichtes Bearbeiten gewonnen hat.

Die Anlage von Pappelwald im Flugsandgebiete der Donauebene erfolgt durch Stecklingspflanzung und durch Pfianzung von Sämlingen, die man, der Sicherheit des Fortwachstums willen, in der Regel zuvor in Römpen bewurzeln lässt. Die Bewirtschaftung der Pappeln erfolgt meist als Niederwald in einem 12- bis 15jährigen Umtriebe, doch würden sich

Schlängelpflanzungen auch empfehlen, um die im Flugsandgebiete belegenen Grasprärieden mit einer schützenden Baum einfassung zu umgeben oder sie sonst zu hochstämmigen Schutzpflanzungen, wo es die Ortlichkeit wünschenswert erscheinen lässt, zu verwandeln.

Der Acaciennwald bewahrt sich auf dem Sandreviere des ungarischen Tieflandes vor trefflich und übertrifft dort an Genügsamkeit oft selbst die kanadische Pappel. Sie kann im niederen Hochwaldumtriebe, doch auch als Niederwald bewirtschaftet werden. Als Hochstamm würde sie auch zu Schutzeichen zu verwenden sein und Acacienniederwald den Grenzschanzen eine tüchtige Wehr verleihen.

Als bemerkenswerte Literatur über den Flugsandbau des Binnenlandes ist zu nennen: Wessely der europäische Flugsand, Wien 1883, der besonders auch auf die österreichischen Verhältnisse Rücksicht nimmt, ebenso die Aufsätze in der Österreichischen Monatsschrift 1869 von Kargl und 1870 von Mattusch Josef; außerdem v. Pannewitz Anleitung zum Anbau der Sandflächen im Binnenlande und auf den Stranddünen. Marienwerder 1832.

## 2. Der Dünenbau.

Die am flachen, unbewaldeten Seestrande ums gesetzt erfolgenden Seefaudanspülungen bilden, sobald der Wind laubenvärts weht, durch das Forttragen der oberen ausgetrockneten feinen Sand schicht und Ablagern derselben längs der Küste die sog. „Dünen“. Sie sind eine Folge früherer Küstenentwaldung und erst entstanden, wo und seit einer solche statt fand. Unzweifelhaft waren vordem, an Küsten, die jetzt von Dünen bedeckt sind, schühende Wälder und das Neuschaffen von Wald ist das einzige Mittel, das Entstehen der Dünen und vor Allem ihr Wandern ins Culturaland hinein zu verhindern.

Die Ausdehnung der Dünen, die wir hier zu beobachten haben, ist eine sehr bedeutende. Sie säumen den größten Theil der deutschen Küsten von der russischen bis zur holländischen Grenze, oft in erheblicher Breite und in mehr oder minderer Mächtigkeit ein. Dabei fehlen sie aber auch anderen Nachbarländern nicht. Sie sind an der dänischen, holländischen, belgischen und auf 123 Meilen Länge an der Nordküste Frankreichs vertreten, in welch letzterem Lande außerdem die Küsten des bisanischen Meerbusens die berühmten „Landes“ in meilen breiten Streifen mit einer Fläche von ca. 80.000 ha zeigen.

Ihre Mächtigkeit ist eine sehr verschiedene; indem sie bald als flache, vielfach unterbrochene Wälle längs des Strandes, bald als Sandberge, die sich bis zu Höhen von etwa 30 m anzuwachsen vermögen, erscheinen.

Überall hat man das Verderbliche der Dünen erkannt und überall hat man schon längst sich bemüht, dasselbe von den betroffenen Ländern zu nehmen, freilich unter Aufwendung sehr verschiedener Kraftanstrengung und mit sehr verschiedenen Erfolgen. Mit gutem Beispiel ist schon vor langen Jahren Dänemark, welches aus der Desselegung der Dünen nicht nur einen dringend nothwendigen Schutz für

das Land gegen ranhe Stürme, sondern auch einen solchen gegen die fortschreitende Verlandung von Culturland gewann, vorangegangen, wie denn auch Holland, welches überhaupt nur unter dem Schutz seiner Deiche und seines Dünenvalls zu bestehen vermag, der Erhaltung beider von jener alle Sorgfalt zuwenden musste, was hier bei den Dünen aber mehr durch Errichtung von Steinbauten und Pfahlwerken an besonders bedrohten Punkten als durch einen geregelt auf Vegetation gestützten Dünenbau, wie er in Dänemark durch Reventlow, in Preußen durch den Dänen Sören-Böhr, in Frankreich durch Brémontier längst eingeleitet und später fortgeführt wurde, geschah.

Der aus Pflanzenanlagen gegründete Dünenbau stützt sich auf Gras- und auf Holzanlagen. Durch beide soll der Flugsand gebunden, dauernd gehalten und selbst ertragfähig gemacht werden.

a) Der Grasban soll im Wesentlichen nur Mittel zum Zweck sein und dem Holzanbau vorarbeiten und diesen schützen. Grasflächen verschwinden daher überall da, wo der Holzanbau zu ermöglichen ist, bleiben aber auch wenigstens auf den sog. Vordünen bestehen, die sich auf verhältnismäßig schmalen Streifen längs des ganzen Strandes hinziehen und als Schutz für etwa dort vorkommende Ansiedlungen, dann aber für allen Holzanbau dienen, der auf den landeinwärts belegten alten Dünen vorgenommen wird.

Man bedient sich zur Ausführung des Grasbaues besonders des Sandrohrs (*Arundo arenaria*), von Razeburg in "Standortsgewächse, Berlin 1859" Dünenrohr und Sandhafer genannt, dann des Sandhafers (*Elymus arenarius*), von Razeburg a. a. O. als "Sandroggen (al. Sandhafer)" bezeichnet.

Das Sandrohr eignet sich besonders zur Pflanzung an Stellen, wo fortwährend frischer Seeland übergeweht wird, da es diese Überwehungen, in welchen es sich durch Ansiedlung gabeliger Triebe wuchernd fortwächst, überwächst, manngestellt den mit zugewehrten frischen Sand anfangt, ihn wieder durchwächst und so auf seine Pflanzstelle haftend und erhöhend wirkt. Wo ihm frischer Seeland nicht zugeführt wird, also auf den weiter landeinwärts belegenen trockenen Dünen, selbst auf der Landseite der vorderen Dünen, sobald sie jener Sand nicht mehr überschüttet, stirbt es ab und kann nur eine anfangende Wirkung auf den Sand ausüben, wie jeder in den Sand aufgestellte Strohbüschel.

Zur Bevölkerung solcher Partien eignet sich daher besser der vorgenannte Sandhafer, dessen Gedeihen vom frischen Seesande nicht abhängig ist, der sich auf altem losem Sande häuft und durch Kriechtriebe fortwächst, indem er größere Kuppen bildet und so festigend wirkt.

Von Natur siedelt sich auf etwas beruhigtem Dünensande zuerst besonders Sandsegge (*Carex arenaria*) und Bartgras (*Corynophorus* oder *Aira canescens*) an und trägt zur Festigung desselben dann wesentlich mit bei.

Der Grasplanzung geht auch hier eine Dofirung der Sanddüne voran und ist eine möglichst flache Dofirung dem Sandban besonders günstig. Die Grasplanzung führt man vom September bis ansangs Juni aus, gibt aber der Herbstpflanzung den Vorzug. Die Pflanzen werden in der Regel als Wildlinge auf der umgebenden Dune oder aus bereits bestockten Anlagen gewonnen. Es geschieht dies durch Ausziehen, besser durch Ausgraben, wonach darauf sieht, daß die Wurzeln mindestens 8–30 cm lang sind, und diese nach dem Ausheben gegen Luft und Sonne sorgfältig bis zum Wiedereinpflanzen geschützt werden. Das Einpflanzen erfolgt Pflanze an Pflanze in Grübchen von der Form der Fig. 352, meist in Reinform, wie Fig. 353 zeigt. Die Seiten der

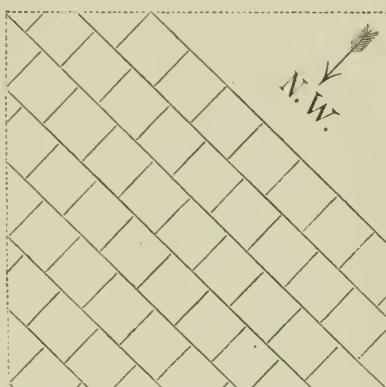


Fig. 352. Rechteckige Grasplanzung.

Rechteckchen sind länger oder kürzer zu wählen, je nach der Macht des einwirksenden Windstromes und wechseln daher von 1:25 bis 5:5 in Länge. Zu die Reihen werden noch Grasbüschel in 0:45–0:90 m Verband, ebenfalls nach wechselndem Bedürfnis des Schutzes gepflanzt.

Da wo es sich um Festlegung von unter dem Winde belegten, hier oft steil auftretenden und zur Verschlafung ungeeigneten Abdachungen handelt, genügt eine Grasplanzung in einfachen Reihen. Doppelreihen werden überall längs der Wege gepflanzt.

Wo es an Pflanzlingen zum Ausstecken und weiteren Verpflanzen fehlt, müssen dieselben auf geeigneten Stellen der Dune durch Saat erzeugt werden, die man übrigens geeigneten Orts wohl ebenfalls unmittelbar zur Deckung und Bindung des Sandes verwenden kann. Zum Zwecke der Saat müssen reife Ähren beschafft und muss aus ihnen der Same ausgebrochen werden. 4 hl Sandrohrähren geben gewöhnlich 1 hl Korn, während letzteres Maß schon von 2 hl Sandhaferähren gewonnen wird. Die Aussaat des Korns wird gegen Ende Mai in flache, auf größeren Flächen gewöhnlich mit

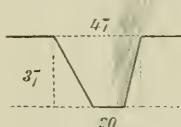


Fig. 353. Durchschnitt des Grabens für Grasplanzung in einfachen Reihen. Angabe der Abmessungen in Centimetern.

dem Pfing gezogenen, 50—60 cm von einander entfernte Furchen vorgenommen und dabei pro Hektar 2 hl Sandhafer oder 1 hl Sandrohr verwendet. Der Same pflegt nach 2—4 Wochen aufzugehen.

Wir haben bereits erwähnt, daß die sog. Bordüne mit Hilfe des Grasbaues geschaffen und der Graswuchs auf ihr ständig erhalten werden muss, und führen über diese Art der Anlage hier noch Folgendes an:

Die Dünenfläche würde in ihren Sandmassen ständig vermehrt werden, wenn man die Quelle dieser Vermehrung, den aus der See frisch ausgespülten, oberhalb trocken und dann ein Spiel des landeinwärts wehenden Windes werdenden Sand nicht verstopfen wollte. Dies geschieht dadurch, daß man dahin trachtet, zunächst fast unmittelbar am Strand (nach Ufernständen in etwa 30—40 m Entfernung von der See) einen den Seespiegel mäßig übergregenden, vom gewöhnlichen Wellenschlag nicht erreichten, in sonst gleichmäigener Linie hinaussenden, mit einer möglichst gleichmäigen Krone und flacher Abdachung nach der See verschenen Sandwall herzustellen, damit dieser den ersten Sandanswurf auffängt, dann noch einen zweiten ähnlichen Wall unmittelbar am Fuße der weiter hinten liegenden hohen Dünne zu bilden, welcher hier etwaige weitere Sandwehen auffängt und so die hohe Dünne vor weiteren Sandausfällungen schützt.

In den preußischen Seeflächen nennt man den ersten Sandwall die äußere, den anderen die innere Bordüne. Von besonderer Wichtigkeit ist die Herstellung und sorgfältige Erhaltung jener äußeren Dünne, da sie zum ersten und häufigsten Schutz des hinterliegenden Dünenterrains dient, während die innere Bordüne nur Beihilfe leistet. Die Bordüne stellt man, wo nicht bereits natürliche, dem Zweck ganz entsprechende oder denselben durch Nacharbeit anzupassende Sandwälle bestehen, künstlich her. Früher geschah dies fast bloß durch Ausführung von Sandrohranlagen, sowohl Pflanzungen als auch Saaten, die in entsprechender Sohlenbreite auf flachem Strandte ausgeführt wurden und sich nach und nach durch ständiges Überwehen der Anlage mit frischem Seesande und ebensoches Durchwachsen des Grases zu der entsprechenden Schüttendünenhöhe erhoben. Wo diese Bildung nicht schnell genug vorstatten geht, beschleunigt man jetzt die Anlage durch senkrechtes Aufstellen von etwa 2/3 in über den Wasserspiegel ragende, in 2 m Entfernung der Einzelreihe von einander aufgestellte Doppelreihen von todtom Zahnstrauß, der oben gleichhoch geschnitten wird. Der aus der See gewehte Sand bildet hier, bald über den Strauß reichend, den erwünschten Wall, der durch einige Nachhilfe die nötige gleichmäige Form erhält und dann mit einem engeren Grasnetz überzogen wird, dessen untere Maschen an der Seeseite, wenn sie stark von den Wellen bespült werden, wohl aus *Elymus arenarius* gebildet werden, der dem Auspülen weniger unterworfen ist, als *Arundo arenaria*.

b) Was den Holzanbau auf den Dünern

anbetrifft, so beruht derselbe an den deutschen Küsten der Hauptfache nach auf Anpflanzung der gemeinen Kiefer. Die früher wohl gebräuchlich gewesenen Zapfsaaten derselben hat man als ungenügend ausgegeben. Auch auf den Oste und Norddeedünen anderer Länder bildet jene Holzart das gebräuchlichste Pflanzmaterial. In den Landes tritt an ihre Stelle die Seestrandkiefer (*Pinus maritima*), die den dortigen klimatischen Verhältnissen angepaßt ist, an unseren Dünen aber nicht ausdauernt.

Von Lambhölzern haben sich, nach verschiedenen angestellten Versuchen, nur die Schwarz- und Weißerle zur Beplanzung der hin und wieder in den Dünen auftretenden feuchten Senkungen bewährt. Letztere widersteht dem Seewinde besser und leidet durch dieselben weniger unter Wipfeldürre, als die Schwarzerle, weshalb man sie hier zu bevorzugen pflegt. In den holländischen Dünen werden jedoch an derartigen feuchten Stellen auch Schwarz- und Weißapfel gepflanzt.

Die auf der Dünne hin und wieder von Natur vorkommenden Sträucher, wie *Berberis vulgaris*, *Hippophaë rhamnoides*, *Salix repens*, *rosmarinifolia* und *daphnoides*, in Holland noch *Ulex europea* und *Rosa pimpinellifolia*, dienen mit zur Befestigung des Sandes, werden aber zum Zwecke derselben nicht künstlich angebaut, da eine derartige Anlage eine durchgreifende Wirkung nicht haben würde.

Die Kieferverpflanzung erfolgt auf den Dünen der Hauptfache nach wie auf den Sandflächen des Binnelandes (s. Kiefererziehung). Die Standortsverhältnisse sind hier freilich, naamentlich auf der hohen, dem steten Windwehen ausgesetzten trockenen Dünne, äußerst schwierig und erfordert die Cultur große Aufmerksamkeit. Es ist zweckmäßig, den Holzanbau nicht auf compacten Territorien der Dünne auszuführen, sondern denselben in langen, breiten Streifen, der Küste etwa parallel laufend und die günstigeren Culturstellen fassend, auszuführen, um erst bewaldete Holzgärten in jenem Sandmeer zu schaffen, ihre Zwischenräume vorläufig durch Sandgrasplanzung zu halten und sie erst demnächst nach und nach mit zum Holzanbau heranzuziehen, sobald sich die Aussichten, sie zu bewalden, durch Begrasung, Ablattung u. s. w. günstiger gestaltet haben.

Ballenpflanzungen sind auf der Dünne am erfolgreichsten, doch ist für sie das Material schwer zu beschaffen und ein weiterer Transport von Ballenpflanzen im DünenTerrain schwierig. In den Danziger Dünen erzog man früher auf nassen Stellen zweijährige Kiefern und verpflanzte sie mittelst des *Hohlfelispatens* (s. d.) als Ballen. Die Pflanzung war sehr teuer und ihr Erfolg keineswegs immer zufriedenstellend. Die Pflanzung einjähriger Kiefern mit entblößten Wurzeln muß daher vielfach in Anwendung gebracht werden. Die Pflanzungen müssen, wenn der Boden nicht bereits durch Grasplanzung befestigt ist, unter Anwendung von Dektmaterial ausgeführt werden. Bedenfalls ist der mit Grasplanzung versehene Boden der alten Dünne möglichst rasch mit Holz in Bestand zu bringen, da außerdem der Boden schnell

wieder verwildert und neue Grasplanzungen erheischt, an deren Stelle besser der Holz-anbau tritt.

Der auf der Düne erzogene Holzbestand ist nur auf den geschützten Stellen wüchsig, auf höheren Dünen meist armelig. Man muss sich aber schon mit demselben zufrieden geben und erwarten, dass im Laufe der Zeit seitlicher Schub durch besser wachsendes Holz und der Nadelabfall auf jenen dürrstigen beständen Flächen selbst nach und nach bessere Bestandsverhältnisse schaffen werden.

Als Literatur über Dünenbau ist bemerkenswert: Krause, Der Dünenbau an den Ostseeküsten des Preußens, Berlin 1850. — Hagen, Handbuch der Wasserbaukunst. 3. Theil, im Abschnitt Seefahrts- und Hafenbau. Berlin 1863. — Auch Wesselys Schrift, Der europäische Flugland, Wien 1873, handelt über Meeresdünenbau.

Gesetzestext: Legislatur s. Fliegender Boden.

Mcht.

**Flugschießen**, das, auch Luftschießen, das Schießen von Federwild im Fluge. „Er (der Jägerpursch) muss sich im Lauf- und Flugschießen, und sonderlich mit dem Büchsenrohr nach dem Ziel wol üben.“ C. v. Heppen, Ausr. Lehrprinzip, p. 229. — „Flugschießen, Laufschießen ist eine durch fleißige Übung erlangte Fertigkeit, das Federwildpret im Flug, und etwa einen Hasen oder anderes vierfüßiges Wild, im Laufen zu schießen.“ Onomat. forest. I., p. 866. — Fleming, T. J., Ed. I., 1724, I., fol. 341. — Döbel, Ed. I., 1746, III., p. 118. — Feister, Kleine Jagd, Ed. I., 1797, II., p. 62. — Behsen, Wm spr., 1829, p. 59. — Grüm, D. Wb. III., p. 1849.

E. v. D.

**Flugschuh**, der, veraltet, auch **Luft-** oder **Feder-schüh**, ein im Flugschießen geübter Jäger, dann in früherer Zeit auch synonym mit **Feld-, Reis- oder Niederwaldjäger**, da nur dieser mehr in die Gelegenheit kam, Flugwild zu schießen. C. v. Heppen, Ausr. Lehrprinzip, p. 168 (Beleg b. Feder-schüh). — „Endlich müssen sie (die Fasanenjäger) mit der Flinte gut umgehen können und geübt Lauf- und Flugschüh en seyn.“ Mellin, Anwsg. z. Anlage von Wildbahnen, 1779, p. 197. — „Flugschüh ist derjenige, welcher im Lauf und Flug, ohne viel zu fehlen, wohl schießen kann. Einige verstehen hierunter auch den Feld- oder Reisjäger.“ Chr. W. v. Heppen, Ed. II., 1779, p. 156. — Onomat. forest. I., p. 887. — Feister, Kleine Jagd, Ed. I., 1797, II., p. 155. — Behsen, Wm spr., 1829, p. 59; Real- u. Verb.-Lexit. II., p. 398. — Grüm, D. Wb. III., p. 1849. — Sanders, Wb. II., p. 1030a.

E. v. D.

**Flugvermögen**. Die vollkommensten Flugorgane besitzen die Vögel (s. d.). Die vorderen Gliedmaßen dienen als Träger der Flügel; die zwischen Unter- und Oberarm ausgespannte Doppelhant tragt kleine Deckfedern, der Unterarm und der Mittelhandknochen des Mittelfingers eine Reihe großer Schwungfedern, die wieder von den sog. Deckfedern überdeckt werden; so sind die Vögel imstande, der Luft eine genügende Widerstandsfläche entgegenzustellen und sich in der Luft um so leichter herumzutum-

zutummeln, je kräftiger diese Fläche entfaltet, zusammengezogen und durch die Flugmuskele bewegt wird. Auch der aus 3—4 am Dammen festigten Federn gebildete Asterflügel und der lange der Schwanz treten beim Steigen, Fallen, Schwenken u. s. w. in Mitwirkung.

Bei den Fliedermäusen vermitteln die zu Flugorganen umgewandelten vorderen Extremitäten das Fliegen. Die dünne Flughaut zwischen Ober- und Unterarm, den fünf Fingern und deren Mittelhandknochen und den Hinterextremitäten bildet die windfangende eigentliche Flugwand; die zwischen dem Schwanz und den Hinterextremitäten ausgespannte Haut dient zur Direction des Fluges. Auf gleichen Prinzipien beruht das Fliegen der Insekten. Die Zahl der Flügelschläge ist bei den verschiedenen Fliegern sehr verschieden; während einige Insekten in der Secunde 28 Flügelschläge vollführen, macht die Taube in derselben Zeit nur 8, die langgestielte Möve nur 3 Flügelschläge. Anhaltend und schnell fliegen nur die Vögel; so legt eine gute Brieftaube in einer Stunde bei 75 km, die amerikanische Wandertaube in einem Tage 1000 km zurück. Das Fliegen geht derart vor sich: der Flügel wird gehoben und nun zunächst abwärts bewegt, während gleichzeitig der vordere Rand desselben niedergebogen wird, so dass von der Fläche des Flügels ein Druck schief nach unten und hinten ausgeübt wird. Nach dem Gesetze des Kräfteparallelogrammes theilt sich nun der Luftwiderstand in zwei Componenten, so dass eine indifferente Strömung längs der Fläche des Flügels hinführt, während eine zweite im rechten Winkel auf den Flügel drückt und den Vogelkörper vorwärts und aufwärts jagt. Beim nun eintretenden Wiederheben des Flügels dreht sich dieser zugleich um seine Achse, hebt sich sein Borderrand, so dass nun der Flügel nach hinten und oben einen Druck ausübt und die Luft wiederum eine schiefre Fläche trifft, infolge dessen der Vogel vorwärts und abwärts geschlendert wird, welcher Niedrindruck aber bei der Convexität der Flügeloberseite und der Elasticität der Schwungfedern abgeschwächt wird. Als Directionsmittel und Steuer dienen der Schwanz und der Asterflügel; weil solche Steuermittel den meisten Insekten fehlen, vermögen sie nicht, rasche Flugwendungen auszuführen. Je nachdem nun die Flügel einzelner Vögel speziell ausgebildet sind und die einzelnen Arten gewohnt sind, die Flügel zu bewegen, ist natürlich der Flug ein verschiedener. Viele Flieger verstehen auch den Wind geschickt zu benutzen, um sich zu heben. Selbstverständlich wird das Flugvermögen durch das absolute und das spezifische Gewicht und die Körperform wesentlich beeinflusst; kleinere Thiere brauchen geringere Kraft, das Fallen zu verhindern; Thiere, die ihren Körper (da sie viele Hohlräume im Innern aufweisen, Lufträume und Knochen abwechselnd mit Luft füllten und wieder luftleer machen können) zeitweise spezifisch leichter machen können, vermögen natürlich rascher und in vielseitigerer Weise zu fliegen; je mehr die Körperform in Verbindung mit den Flugwerkzeugen sich der Gestalt eines Fallschirmes nähert, desto leichter fliegt das Thier. Sehr verschieden ist die Me-

**Flugweite.** — **Flunder.**

thode des Fluges bei den verschiedenen Fliegern. Die einen steigen im Zickzack, andere pendelförmig, im Bogen, im Kreise, die einen lassen sich vom Winde tragen, andere bleiben an einer Stelle wie angesesselt schwiegen, andere bringen sich mit regelmäßiger Flügelschlagfrequenz schwimmend fort.

**Flugweite.** s. Flügelweite. E. v. D.

**Flugwild,** das, s. v. w. Federwild, d. h. Sammelname für alle zur Jagd gehörigen Vogelarten; vgl. Federwild, Flügelwerk, Gefieder, Geöffneter, Wildgeflügel, Gevögel; in der älteren Literatur selten, im heutigen Sprachgebrauche allgemein. Der Umstand, dass die Auerhähne am Boden brüten, und die Jungen verhältnismäßig spät flugfähig werden, hindert die gute Vermehrung dieses edlen hohen Flugwilden." R. R. v. Dombrowski, Lehr- u. Höh. f. Bernsfjäger, p. 153. E. v. D.

**Flugzeit** (der Insecten), die unter normalen Witterungsverhältnissen ziemlich constant bleibende Zeit des Ercheintens und Fluges der geschlechtsreifen Thiere, um ihrem Fortpflanzungsgeschäfte zu obliegen. Verschiebungen oder Unterbrechungen der Flugzeit können durch abnorme Witterungsverhältnisse verursacht werden.

Höhl.

**Flunder,** die (*Pleuronectes flesus* Linné; Syn. *Pleuronectes passer*, *Platessa flesus*), auch Flinder, Flinger, Butt, Granbutt, Sandbutt, Stauffbutt; ital.: passera; frz.: plie, flet; engl.: flounder, flook; Fisch aus der Gattung *Scholle* (*Pleuronectes* Günther) und der Familie der Plattfische (*Pleuronectidae*, s. System der Ichthyologie). Die Flunder erreicht eine Länge von 20—50 cm und ist 2—2½ mal so lang als hoch. Der seitlich plattgedrückte, ganz unymmetrische Leib hat eine gefärbte und eine ungefärbte Seite; auf der ersten stehen beide Augen. Meistens stehen die Augen auf der rechten Seite, nicht selten jedoch auch links (diese linksängigen wurden früher als eigene Art unter dem Namen *Pleuronectes passer* beschrieben). Die sehr kleinen, runden und glatten Schuppen decken einander nicht. Längs der Rücken- und Afterflosse und oben und unten von der geraden, nur über der Brustflosse schwach gebogenen Seitenlinie steht je eine Reihe großer, mit spitzen Dornen besetzter Warzen. Häufig ist auch die ganze übrige Fläche auf der Augenseite mit kleinen Dornwarzen mehr oder weniger dicht besetzt; auf der blinden Seite sind sie spärlicher, können auch wohl ganz fehlen. Die beiden fast senkrecht über einander stehenden Augen sind durch eine schmale, glatte Knochenleiste getrennt; vom Ende derselben bis zur Seitenlinie zieht sich eine Reihe kleiner Knochenhöcker. Das enge Schleimmaul trägt kleine, stumpfkugelförmige Zähne in einer oder zwei Reihen, welche auf der blinden Seite größer sind als auf der gefärbten. Auf den Schläundknöchen hinter der Nierenhöhle stehen stumpfe Mahlzähne, Pflegzähne und Gaumen sind zahllos. Die lange Rückenflosse beginnt etwas vor der Mitte des oberen Auges und endet in geringer Entfernung von der Schwanzflosse; sie enthält 55—62 weiche, ungeheilte Strahlen. Die weit nach vorn begin-

nende Afterflosse enthält 38—45 ebenjolche Strahlen, vor ihr steht ein kurzer, nach vorne gerichteter dornartiger Stachel; nach hinten reicht sie so weit wie die Rückenflosse. Die kehlständigen Bauchflossen haben 6 ungeheilte Strahlen, die Brustflossen 10—11, die Schwanzflosse 14—18 meist getheilte Strahlen. Die Färbung ist sehr verschieden. Während die ungenierte Seite meistens weiß und nur selten stellenweise oder ganz dunkel ist, richtet sich die fast momentan veränderliche Farbe der Augenseite wie bei allen Plattfischen nach dem Grunde, auf welchem der Fisch ruht, und kann sich denselben sehr genau anpassen. Gewöhnlich ist sie braun oder braungelb, zuweilen mit rothgelben Flecken. Die Bauchhöhle der Flunder erstreckt sich nur wenig hinter die Brustflossen; der Darm macht deshalb mehrere Windungen, und die Eierstöcke und Hoden finden nur außer der Laichzeit in der Bauchhöhle Platz, bei zunehmender Füllung dagegen schieben sie sich zwischen Skelet und Muskeln in den Schwanz hinein. Die Flunder bewohnt in großer Menge das Meer von Island und den äußersten Norden Europas bis nach Gibraltar und ist namentlich im östlichen Theile der Ostsee sehr häufig. Fast noch zahlreicher findet sie sich in brackischen Buchten und Flussmündungen, nicht selten aber auch weit hinauf in den Flüssen. Im Rhein hat man sie bis Mainz gefunden, im Main bei Frankfurt und weiter oben, in der Mosel bei Mayen, ebenso in der Weser, Elbe und Oder. Sie liebt sandigen Grund mehr als schlammigen und liegt mit der blinden Seite platt auf dem Boden, oft bis auf die weit hervortretenden Augen eingewölbt. Ihre Nahrung besteht aus gründbewohnenden Thieren aller Art, namentlich Schnecken, Muscheln, Würmern und Insectenlarven, unter letzteren vorzüglich die Larven gewisser Mückenarten (*Chironomus*). Die Laichzeit fällt in die Monate Januar bis Mai, im Meer früher als im brackischen und süßen Wasser. Die sehr zahlreichen, nur 1 mm großen Eier schwimmen in Salzwasser von 1·78% Salzgehalt und mehr an der Oberfläche, in leichterem und im süßen Wasser sinken sie unter. Die aus den Eiern schlüpfenden jungen Flundern sind aufs völlig symmetrisch gebaut wie andere Fische, mit einem Auge auf jeder Seite und schwimmen auch regelrecht. Erst ganz allmälig rückt infolge ungleichmäßigen Wachsthums beider Kopfseiten das eine Auge in einem Bogen vor der Rückenflosse auf die andere Seite hinüber, und gleichzeitig legt sich der Fisch mehr und mehr auf die nun ungenierte Seite und geht, während er sich früher nahe der Oberfläche hielt, jetzt zur Lebensweise auf dem Grunde über. Diese Umwandlung ist bei einer Größe von 2—4 cm vollendet. Zuweilen tritt ein dauerndes Zurückbleiben in der Entwicklung der asymmetrischen Körperform ein; solche Individuen haben im erwachsenen Zustande das eine Auge mitten auf der Stirn und sind auf der blinden Seite meist ebenso gefärbt wie auf der angestragenden.

Das Fleisch der Flunder ist wohlgeschmeckend, namentlich bei solchen aus dem Brackwasser. Am-

besten ist es in den Sommermonaten. Es wird theils frisch, gekocht oder gebraten, theils geräuchert genossen. Nach englischen Erfahrungen eignet sich die Flunder vorzüglich zur Zucht in Süßwasserteichen und soll dort besonders wohlschmeckend werden.

Gefangen wird sie in großer Menge im Meere, namentlich an den preußischen Ostseeküsten, mit Stell- und Schleppnetzen; in Flüssen ähnlich wie der Alat mit Angeln, welche mit einem Wurm gefödert sind.

Eine sehr nahe verwandte Art (*Pleuro-nectes italicus* Günther) lebt im Mittelmeer und geht von hier aus in die Lagunen und Flussmündungen der italienischen Küste. He.

**Flunderlaus.** trivialer Name für die besonders auf Schelffischen und Schollen schmarotzenden Arten der Gattung *Caligus*. Anr.

**Fluor,** Fl = 19,06, findet sich stets in Verbindung mit anderen Elementen, besonders mit Calcium als Flußspath (Fluorecalcium), ferner als Kryolith (Fluornatrium mit Flueraluminium), im Topas, Amphibol, den weißen Agatiten, im Lepidolith u. s. w. In manchen Pflanzen, z. B. *Lycopodium*, *Equisetum*, Zuckerrohr, Teakholz, Gerstenstroh und Rangas wird auch Fluor gefunden, im thierischen Körper enthalten die Knochen, der Email der Zähne, das Blut, das Gehirn und die Milch geringe Mengen von Fluorverbindungen. Wegeu der großen Verwandtschaft des Fluors zu anderen Grundstoffen ist seine Isolierung sehr schwierig, im freien Zustande stellte es zuerst Moissan 1886 dar. Man erhält Fluor, wenn man wasserfreien flüssigen Fluorwasserstoff durch den elektrischen Strom zerlegt. Es ist ein farbloes Gas, riecht chlorähnlich, verbindet sich mit Wasserstoff unter heftiger Explosion, entzündet Alkohol; Benzol, Terpentinöl, Silicium, Schwefel und Iod verbrennen in ihm mit Flamme.

Die wichtigste Verbindung des Fluors ist die mit Wasserstoff, welche bei Einwirkung von Schwefelsäure auf gepulverten Flußspath in einer Blei- oder Platinretorte entsteht. Wasserfrei wird sie erhalten durch Zersetzen von Fluorblei mittelst Schwefelwasserstoff. Die Fluorwasserstoffsäure ist eine farblose, rauchende, sehr süchtige Flüssigkeit, von stechend saurem Geruch, bildet an der Luft dichte Nebel, siedet bei 19,5°, spec. Gew. 0,9879. Sie erzeugt auf der Haut starke Entzündung und schmerzhafte Blasen. Eingehatmet wirken die Dämpfe im höchsten Grade nachtheilig. Infolge der großen Verwandtschaft zwischen Fluor und Silicium ägt sie das Glas und löst dasselbe ebenso wie reine Siedelsäure unter starkem Erhitzen auf, indem Wasser und gasförmiger Fluorkiesel entsteht. Man benützt sie daher auch zum Abgrenzen von Schrift und Zeichnungen auf Glas und zur Analyse siedelsäurehaltiger Mineralien. Sie verföhlt Kork, Holz, Papier, greift Paraffin nicht an, verhält sich im Wesentlichen wie Chlorwasserstoffösäure und liefert mit doppelchromsaurem Kalium dunkelrothes Chromylfluorid.

Die Fluormetalle (Fluorite) entstehen bei Einwirkung der Fluorwasserstoffösäure auf Metalle, Hydroxyde, Carbonate und gleichen im Allgemeinen den Chlormetallen.

**Fluorescein** ( $C_{20}H_{12}O_5$ , Anhydrid des Resorcin-Phtalein), fluoresciert in seinen alkalischen Lösungen prächtig gelbgrün, entsteht beim Erhitzen von Phtalsäureanhydrid mit Resorcin; dientelsothe Krystallkörper, in Alkohol, Äther nicht, in Wasser löslich. Von technischer Wichtigkeit ist die Eigenschaft des Fluorescins, an Stelle von 4 Atomen Wasserstoff ebenso viele Atome Brom aufzunehmen. Das entstehende einfache Bromfluorescin ist der prächtig rothe Farbstoff „Eosin“. Gu.

**Flurbereinigung.** i. Feldbereinigung. At.

**Flurzwang** ist die Verpflichtung der Grundbesitzer, ihre Grundstücke stets so zu bestellen, wie es für das betreffende Jahr für den Theil der Gemeindevermarktung, in welchem dieselben liegen, vorgeschrieben ist. Derselbe beruht nicht auf gesetzlicher Anordnung, sondern ist nur eine Folge der früheren Feldgemeinschaft (i. d.) und einer wirtschaftlichen Nothwendigkeit bei der einst über den größten Theil von Deutschland verbreiteten Dreisfelderwirtschaft. Diese besteht nämlich darin, daß die Feldmarkung in drei gleich große Abtheilungen gebracht wird, von welchen im dreijährigen Turnus die erste mit Wintergetreide (Winterflur), die zweite mit Sommergetreide (Sommerflur) angebaut wird, die dritte (Brachflur) aber unbestellt bleibt und durch mehrmaliges Umpflügen für den folgenden Anbau von Wintergetreide vorbereitet wird. Die bestehende Brach- und Stoppelweide zwinge, in Verbindung mit dem allgemeinen Wegerechte der Nachbar (i. Nachbarrecht), die Grundbesitzer, nicht nur ihre in der Brachflur liegenden Grundstücke unbebaut zu lassen, sondern sich überhaupt mit Beftellung und Ernte nach den Nachbargrundstücken zu richten.

Die Weiderechte wurden theils aufgehoben, theils abgelöst, an die Stelle der Dreisfelderwirtschaft sind intensivere Betriebsysteme getreten, und die Feldbereinigung (i. d.) hat bei Zusammenlegung der Grundstücke auch für die üblichen Wege gesorgt, so daß der Flurzwang wohl fast überall in Deutschland mit der Be rechtigung auch die Existenz verloren hat.

Der Flurzwang gilt übrigens nur für die „im Gemenge“ liegenden Grundstücke, nicht aber für die geöffneten Höfe.

At.

**Flüsse.** (Deutschland.) Die bewegliche Welle (aqua profluens) gehört, wie das süchtige Wild, dem, welcher sich ihrer bemächtigt, und es kann daher unter dem Eigenthume an einem Flusse nur ein Occupationsrecht verstanden werden, welches, ähnlich dem Jagdrecht, in der ausschließlichen Besugnis besteht, das Flusswasser menschlichen Zwecken dienstbar zu machen. Ein solches Eigenthum ist nur mit dem Eigenthume an dem Flussbette verbunden. Man unterscheidet öffentliche Flüsse, welche mit dem Flussbette im Eigenthume des Staates stehen, und Privatflüsse, bei welchen das Flussbett je bis zur Mitte desselben als ein Zubehör der die Ufer bildenden Grundstücke betrachtet wird, und welche demnach, so lange sie von einem einzigen Grundstück umschlossen sind, dem Eigentümer desselben, außerdem aber den angrenzenden Grund eignethütern nach Maßgabe der Uferlänge der einzelnen Grundstücke gehören. Die Privatflüsse

bildeten früher mehrfach einen Bestandtheil der Alimente (Allmende) und standen später unter der Disposition des Grundherrn, wodurch es sich erklärt, dass in einigen Gegenden Deutschlands das Flößerecht in den Privatflüssen der ehemaligen Guts herrschaft zusteht.

Das römische Recht unterscheidet öffentliche (flumina publica) und Privatflüsse (flumina privata) und macht den Charakter des öffentlichen Flusses abhängig von der Gewalt, der Größe und dem steten Laufe desselben, so dass der Begriff des öffentlichen Flusses in der Hauptsache mit dem der Flöß- und Schiffbarkeit zusammenfällt. Nach deutschen Rechtsquellen gelten als öffentliche Flüsse nur die in irgend einem Theile ihres Laufes schiffbaren (flumina navigabilia et ex quibus sunt navigabilia), und es werden demgemäß auch nach den deutschen Particularrechten (z. B. auch nach dem brenzischen allgemeinen Landrecht und Artikel 538 des französischen Code civil) sowie nach der neuern Wassergesetzgebung als öffentliche Flüsse und damit als Staatseigenthum die flöß- (zur Langholzflößerei geeigneten) und schiffbaren Flüsse betrachtet.

Das Eigenthum des Staates an den öffentlichen Flüssen ist nach römischem Recht ein Privateigenthum und nach der dem Mittelalter eigenthümlichen Vermischung von öffentlichem und Privatrecht ein Regal (s. Wasserregal), während die neuere Theorie den öffentlichen Fluss als res communis omnium betrachtet, welche der Hoheit des Staates untersteht. In jedem Falle aber stellt man jetzt bei Gestaltung der Benützung öffentlicher Flüsse das öffentliche Interesse über das fiscalia, und wenn auch für die Gewährung einer Nutzung eine Abgabe erhoben wird, so erscheint eine solche entweder, wie z. B. bei den Schiffahrts- und Flößereiabgaben, als ein Beitrag zu den Kosten der Erhaltung des Flusses in geeigneten Zustande, oder, wie bei den Gebühren für die Nutzung von Eis, Sand, Kies u. s. w., als eine Vergütung für den Wert der Nutzungsobjekte. Zu jeder Benützung eines öffentlichen Flusses gehört die Concession des Staates, indem hier, wie bereits erwähnt, das Eigenthum an den Ufern kein Nutzungsrecht am Wasser begründet. Die Gestaltung einer Nutzung gewährt kein Eigentumsrecht an einem öffentlichen Flusse, und eine Servitut an einem solchen kann nicht durch Verjährung erworben werden (s. Erfügung). — Dem Staate steht das Recht der Regelung, Beschränkung und Beaufsichtigung der Benützung der öffentlichen Flüsse zu, und die betreffenden gesetzlichen Bestimmungen gehören mit jenen über den Schutz dieser Flüsse dem Wasserrechte (s. d.) an.

Bei Privatflüssen ist jeder Uferbesitzer berechtigt, das an seinem Grundstück vorbeifließende Wasser zu benützen, jedoch unbeschadet der gleichen Rechte der übrigen Anlieger. Es dürfen deshalb giftige oder schädliche Stosse, welche das Wasser dauernd verderben können, nicht in dasselbe geworfen werden. Anlagen, welche einen Rückstan des Wassers oder eine Überchwemmung oder Verunreinigung der anliegenden Grundstücke veranlassen könnten, sind

verboten, und das etwa aus dem Flusse abgeleitete Wasser muss noch innerhalb des Grundstückes in den Fluss zurückgeleitet werden. Die Regelung der Nutzungsrechte der Uferbesitzer zur Vermeidung von Collisionen und die Beschränkung dieser Rechte im öffentlichen Interesse ist ebenfalls unter Wasserrecht zu besprechen.

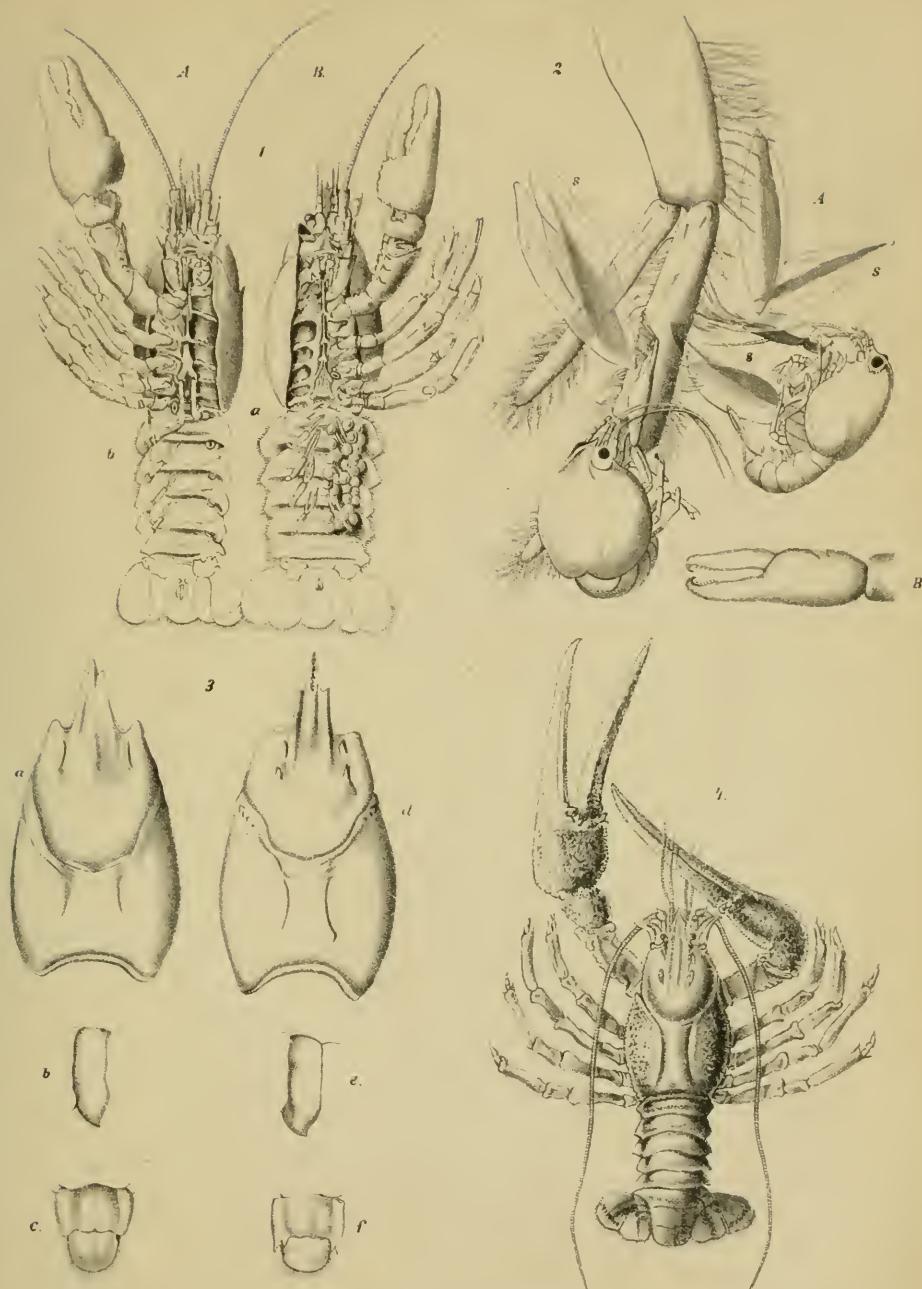
Einzelne, das Eigenthum an den Flüssen und die Benützung derselben betreffende Fragen wurden bereits unter Alluvion, Deichverbände, Eis, Fährgerechtigkeit und Fischereirecht erörtert.

Der Staat hat innerhalb seines Gebietes über alle Flüsse die Landeshoheit. Dieselbe erleidet jedoch bei Flüssen, welche die Landesgrenze bilden oder mehrere Staatsgebiete durchfließen, im Interesse der Verkehrsgemeinschaft Beschränkungen, welche dem Völkerrecht angehören.

Die deutsche Reichsverfassung vom 1. Januar 1871 bestimmt in Absatz 3—5 des Artikels 54, dass auf allen natürlichen und künstlichen Wasserstraßen der einzelnen Bundesstaaten die Kauf- farteischiffe sämmtlicher Bundesstaaten gleichmäßig zugelassen und zu behandeln sind. Auf allen natürlichen Wasserstraßen dürfen Abgaben nur für die Benützung besonderer Anstalten, die zur Erleichterung des Verkehrs bestimmt sind, erhoben werden. Diese Abgaben sowie die Abgaben für die Benutzung solcher künstlichen Wasserstraßen, welche Staatseigenthum sind, dürfen die zur Unterhaltung und gewöhnlichen Herstellung der Anstalten und Anlagen erforderlichen Kosten nicht übersteigen. Auf die Flößerei finden diese Bestimmungen insoweit Anwendung, als dieselbe auf schiffbaren Wasserstraßen betrieben wird. Auf fremde Schiffe oder deren Ladungen andere oder höhere Abgaben zu legen, als von den Schiffen der Bundesstaaten oder deren Ladungen zu entrichten sind, steht keinem Einzestaate, sondern nur dem Bunde zu. Das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 hob die Abgaben für die Flößerei auf den nur flözbaren Strecken derjenigen natürlichen Wasserstraßen, welche mehreren Bundesstaaten gemeinschaftlich sind, auf und gestattete eine Entschädigung (gleich dem 18fachen Betrage des durchschnittlichen Reinertrages der Abgabe aus den Jahren 1867—69) innerhalb der nächsten sechs Monate von Tage der Promulgation an nur für auf einem längsten Privatrechtsitel verhende, nicht einem Bundesstaate zugehörnde Abgaben. Dagegen dürfen Abgaben für Benützung besonderer, zur Erleichterung des Verkehrs bestimmter Anstalten auch ferner erhoben werden. Ebenso sind unter gewissen Beschränkungen auch Abgaben zulässig, welche als Entschädigungen an Besitzer von Wasserwerken, insbesondere von Wehren zu betrachten sind.

Die Vereinbarungen über den Verkehr mit Schiffen und Flößen auf gemeinschaftlichen Flüssen erfolgen bei Staaten, die nicht in einem Bundesverhältnisse zu einander stehen, durch Staatsverträge (Flusschiffahrtsakte), für welche Artikel 109 der Wiener Congressakte vom 9. Juni 1813 das Prinzip der freien Schifffahrt bestimmte, welches zunächst für die Schelde und den Rhein zur Geltung gebracht wurde. Be-

Zum Artikel „Flusskrebs.“



H. Braune del

Encyclopädie der Forst- u. Jagdwissenschaften. Lith. Anst. v. Th. Banowarth, Wien.

Fig. 1. Flusskrebs von der Unterseite. **A** Männchen, **B** Weibchen. Die Gliedmaassen der einen Seite sind ganz oder teilweise entfernt. **a** erster Abdominalanhang, **b** zweiter Abdominalanhang des Mannchens. Fig. 2 eben ausgeschlüpfte junge Krebs an einem Schwimmfuss der Mutter hängend, etwa 4 mal vergr. **s s s** leere Eischalen. **B** Scheere eines eben ausgeschlüpften Krebses, etwa 8 mal vergr. Fig. 3. **a, b, c** Rückenschild, dritter Hinterleibsring von der Seite und Schwanzplatte vom Steinkrebs (*Astacus torrentium*) **d, e, f** dieselben Theile vom Edelkrebs (*Astacus nobilis*). Fig. 4. *Astacus leptodactylus*, etwa 1/4 nat. Gr.

Verlag von MORITZ PERLES, Wien und Leipzig



züglich der Schifffahrt auf dem Rhein kam schon auf dem Wiener Congresse unter dem 24. März 1815 eine Vereinbarung unter den Musterstaaten zustande, welche zunächst die Einsetzung einer Centralcommission zur Folge hatte, deren Thätigkeit durch die Rheinschifffahrtsakte vom 31. Mai 1831 ihrem Abschluß fand. Diese Acte wurden unter dem 17. October 1868 mit völliger Freigabe der Schifffahrt für alle Nationen revidiert und enthält auch die nöthigen Bestimmungen über die Zollabfertigung, die Tauglichkeit der Schiffsgesäße (Schiffssatzest), die Befähiging der Schiffsführer (Schifferpatent), die Flößerel, das Loothemen, die Erhaltung und Verbesserung des Fahrwassers, die Schifffahrtsgerichte sowie über die Aufgabe der Centralcommission und der localen Aufsichtsbehörden. Die Elbschifffahrtsakte, datirt vom 23. Juni 1821, wurde in den Jahren 1824, 1844 und 1863 mehrfach ergänzt und mit der Aufhebung der Elbzölle (1. Juli 1870) durch den Vertrag des norddeutschen Bundes mit Österreich vom 22. Juni 1870 neu formuliert. Die Donauschifffahrtsakte vom 7. und 9. November 1857, welche infolge des Pariser Friedens vom 30. Mai 1856 zustande kam, verschaffte den auf dem Wiener Congresse festgestellten Grundzügen nur eine beschränkte Geltung. Die Schifffahrt auf der Weser, welche durch die Weserschifffahrtsakte vom 10. September 1823 und verschiedene Additionalacten ihre Regelung fand, wurde durch den Vertrag vom 26. Januar 1856 von der Entrichtung von Wasserzöllen befreit.

At.  
Flussgarnele, s. Flusskrebs. He.

**Flussgrundel**, die (*Gobius fluviatilis* Bonelli; Syn. *Gobius Martensi*), ital.: bottola, ghozzo, magneroni; ein kleiner, nur 5–8 cm langer Fisch aus der Gattung der Grundeln (*Gobius* Linne) und der Familie der Meergrundeln (*Gobiidae*, s. Syst. der Ichthyologie). Der nur sehr wenig zusammengeküpfte, fast cylindrische Leib, dessen größte Höhe etwa sechsmal in der Länge enthalten ist, hat einen dicken, an den Wangen aufgetriebenen Kopf mit stumpfer abgerundeter Schnauze und engem, nur bis unter den vorderen Augenrand gespaltenem Maul, welches vorne in den Kiefern mehrere Reihen kleiner schwacher Zähne trägt. Der Kopf ist ganz nackt und glatt, auf dem Rumpf stehen mit Ausnahme des größtentheils nackten Bauches und Borderrücken mäßig große, hinten mit feinen Spitzen besetzte Schuppen; in der Seitenlinie zählt man 33 bis 40. Auf dem Rücken stehen zwei niedrige, durch einen ganz kleinen Zwischenraum getrennte Rückenflossen, von denen die erste 6 ungetheilte, biegsame Strahlen enthält, die zweite 1 ungetheilt und 9–11 getheilt. Die Afterflosse enthält 1, bezw. 7–9 Strahlen; die breiten Brustflossen 13–14 getheilte, die Schwanzflosse 13 getheilte und einige ungetheilte Strahlen. Die kielständigen Bauchflossen sind zu einer einzigen dünnschwimmigen Flosse mit 10 getheilten Strahlen verwachsen und dienen dem Fischchen zum Ansaugen an Steinen und anderen Gegenständen. Die Färbung ist sehr veränderlich, meist grünlich- oder gelblichbraun, mit vielen

schwarzen Pünktchen. Die erste Rückenflosse ist meist weiß und gelb gefäumt, am oberen Winkel des Kiemendeckels ist meist ein brauner Fleck. Die Flussgrundel bewohnt die süßen Gewässer von Italien, namentlich Norditalien und das Gebiet der Etsch und kommt ebenso wohl in Seen wie Flüssen, Bächen und Gräben vor. Meistens hält sie sich versteckt unter Steinen oder an diese mit den Bauchflossen angeheftet. Die Laichzeit fällt in den Mai und Juni, wo beide Geschlechter am ganzen Körper einen körnigen, schwärzlichen Ausschlag bekommen. Die Geschlechtsöffnung mündet an der Spitze einer ziemlich langen Papille; mit ihrer Hilfe werden die birnförmigen Eier vom Weibchen an Steinen oder Pflanzen einzeln angeklebt. In Italien, namentlich im Gardasee, wird unser Fischchen viel gefangen; sein Fleisch ist sehr geschäft und wird namentlich gebacken genossen.

Im Schwarzen Meer und in einigen zu ihm gehörigen Strömen, wie Dnjestr und Bug, kommen noch mehrere andere kleine Arten der Gattung *Gobius* vor, welche der gemeinen Flussgrundel darin gleichen, daß sie ebenfalls 6 Strahlen in der ersten Rückenflosse haben, sich aber andererseits von ihr durch die größere Zahl der Strahlen in der zweiten Rückenflosse (14–16) und der Afterflosse (12–15) sowie durch die größere Zahl von Schuppen in der Seitenlinie (50–70) unterscheiden. Auch die Größe ist meist bedeutender (8–13 cm). Da jedoch diese Arten noch wenig bekannt und überhaupt die *Gobius*-Arten außerordentlich veränderlich und schwierig zu bestimmen sind, begnüge ich mich, hier nur die Namen anzuführen: *Gobius melanostoma* Pallas (Schwarzes Meer, Dnjestr, Pruth); *G. fluviatilis* Pallas (Südrussland, Dnjestr, Pruth); *G. gymnotrachelus* Kessler (Dnjestr, Dnjpr und Bug); *G. platyrostris* Pallas (*G. Kessleri* Günther, *G. Trautvetteri* Kessler) im Schwarzen Meer, Dnjestr, Dnjpr und Bug.

**Flusskrebs**. Die Krustenthiere oder Krebse (Crustacea), zu welcher die Flusskrebsen gehören, bilden eine Classe der Gliederfüßer oder Arthropoden und lassen sich kurz charakterisieren als im Wasser lebende Gliederthiere mit Kiemen- oder Hautatmung, zwei Paar Fühlern und meist zahlreichen gegliederten Anhängen verschiedenster Gestalt an den Körperabschnitten, welche als Kiefer, Beine oder Kiementräger fungieren. Weitans die meisten Angehörigen dieser großen Thierclassen leben im Meere, nur 6 von den 11 Ordnungen haben einige wenige Vertreter im süßen Wasser, nämlich die Muschelkrebsen (Ostracoda), die Blattfußkrebsen (Phyllopoda), die Spaltfußkrebsen (Copepoda), die Ajseln (Isopoda), die Flohkrebse (Amphipoda) und die zehnfüßigen Krebse (Decapoda). Gleichwohl spielen die Krustenthiere des süßen Wassers im Thierleben desselben keine unbedeutende Rolle; namentlich die ganz kleinen Arten, so unter den Muschelkrebsen die Gattung *Cypris*, unter den Blattfußkrebsen die Wasserlöhe oder Daphnen (*Daphnia*), unter den Spaltfußkrebsen die Hüperlinge oder Einäugigen (*Cyclops*), sind

wegen der enormen Individuenzahl, in welcher sie anstreben, und wegen ihrer großen Vermehrungsfähigkeit als Nahrung für Fische und besonders für deren Brut von kaum zu überschätzender Wichtigkeit. Ähnliches gilt, wenn auch in geringerem Grade, von den größeren Süßwasserasseln (*Asellus*) und den in kleinen, schneller fließenden Bächen und Gräben in großer Menge vorkommenden Flohkrebsen (*Gammarus*). Unmittelbaren Nutzen für den Menschen haben dagegen nur die im Süßwasser lebenden Vertreter der zehnfüßigen Krebse, welche Ordnung in Bezug auf Körpergröße und Organisation an der Spitze der ganzen Krebsclasse steht, und zu denen die für uns wichtigste Art, der Flusskrebs (*Astacus fluviatilis* Rondelet) gehört.

**Anatomie des Flusskrebses.** Wie bei allen zehnfüßigen Krebsen besteht auch beim Flusskrebs der Leib aus zwei großen, gegen einander beweglichen Abschnitten. Der vordere heißt Kopfbruststück oder Cephalothorax; er ist äußerlich ungegliedert und oben und an den Seiten mit einem ununterbrochenen festen Panzer bekleidet. Der hintere Abschnitt wird als Hinterleib oder Abdomen bezeichnet (von Laten gewöhnlich Schwanz genannt) und ist aus sechs beweglich verbundenen Ringen gebildet; an seinem Ende sitzt die aus fünf Platten bestehende Schwanzflosse. Das Kopfbruststück geht vorne in einen spitzen, mit zwei seitlichen Zähnen versehenen Schnabel (Rostrum) aus und besitzt etwa in der Mitte eine nach vorne concave, stark gekrümmte Vogenlinie. Diese jog-Nackerrinne bezeichnet äußerlich die Stelle, an welcher der vorderste Abschnitt des Leibes, der Kopf, mit dem mittleren, der Brust, zum Kopfbruststück verwachsen ist. Betrachten wir den Krebs von unten und entfernen zur besseren Orientierung die Füße der einen Seite, so finden wir vom Schnabel bis zur Schwanzflosse im ganzen 20 Paare beweglicher Anhänge. Dieselben sind zum Theil sehr compliciert zusammengesetzt und dienen theils als Fühler, theils als Mundtheile, theils als Bewegungs- oder Begattungsorgane. Doch liegt fast allen ein und daselbe Schema zugrunde: ein unteres, kurzes Glied, das Hüftglied (ex. p.), dient zur Einsenkung an dem Körper; auf dieses folgt ein zweites, längeres Stammb- oder Basalglied (b. p.) und an ihm sitzen vorne zwei gegliederte Abschnitte nebeneinander, ein äußeres oder Exopodit (ex. p.) und ein inneres oder Endopodit (en. p.). Je nachdem der eine oder andere dieser Theile mehr oder weniger ausgebildet oder in dieser oder jener Weise bejonderen Zwecken angepasst ist oder auch fehlt, entstehen alle verschiedenen Formen jener 20 Paare von Anhängen. Die Reihe derselben eröffnen die unter dem vorderen Rande des Kopfbrustpanzers stehenden beweglichen Augenstäiele (1), welche aus zwei Gliedern, dem Hüft- und Basalglied bestehen, während Endopodit und Exopodit fehlen. Vorne auf dem letzten Gliede sitzt das Auge, welches im Bau ganz den zusammengefügten Augen der Insekten gleicht. Nach innen und hinten von den Augenstäelen folgen die kleinen oder inneren

Fühler (Antennae 2), deren Endopoditen und Exopoditen als vielgliedrige Geißel entwickelt sind. Dann kommen die größeren oder äußeren Fühler (Antennae 3); bei ihnen ist immer das Endopodit als lange Fühlergeißel entwickelt; das Exopodit dagegen als kurze und breite Schnuppe. Das vierte bis sechste Paar von Anhängen sind die zu beiden Seiten der Mundöffnung stehenden eigentlichen Kiefer des Krebses. Vor ihnen wird die Mundöffnung von einer unpaaren vorspringenden Platte (1b), der Oberlippe, überragt. Das erste Kieferpaar (4) heißt Mandibeln; bei ihnen sind Hüft- und Basalglied zu einer mächtigen, am inneren Rande stark gezähnten Kauplatte vereinigt, das Exopodit fehlt, das Endopodit ist zu einem kleinen, aus wenigen Gliedern bestehenden Taster geworden. Das fünfte Paar von Anhängen sind die vorderen Hilfskiefer oder Maxillen; Hüft- und Basalglied sind hier zwei getrennte, dünne, mit Borsten umrandete Kauplatten, das Exopodit fehlt, das Endopodit ist ein kleiner, ungegliederter Taster. Das sechste Paar, die hinteren Hilfskiefer oder Maxillen, hat ebenfalls zwei dünne, mit Borsten besetzte Kauplatten, ein tasterartiges Endopodit und an Stelle des Exopoditen eine lange, schmale Platte, welche weiter unten bei Besprechung der Kiemen Erwähnung findet. Auf die eigentlich zum Kleinkern der Nahrung dienenden Kiefer folgen nun drei Paare sog. Kieferfüße (7, 8, 9), welche in ihrem Baue zwischen jenen und den aus sie folgenden Gehfüßen die Mitte halten und bei der Zurechtlegung, Verarbeitung und Reinigung der Nahrung verwendet werden. Bei ihnen sind Hüftglied, Basalglied, Endopodit und Exopodit vorhanden, letzteres stets in Form eines gegliederten Tasters. Das Endopodit ist schon mehr fußartig, am Innerrande mit Borsten besetzt; Hüft- und Basalglieder sind breit, am freien Rande mit Borsten, erstes außen und oben entweder mit einem bloß schnuppenartigen Anhang (1. Kieferfuß) oder mit einer richtigen, in der Kiemenhöhle geborenen Kieme. Das letzte oder dritte Kieferfußpaar (9), dessen Endopodit schon ganz einem Gehfuß ähnelt, ist das größte und bedeckt in der Regel von hinten her alle übrigen Mundtheile. Auf die Kieferfüße folgen nun die fünf Paare eigentlicher Gehfüße (10—14), die größten Anhänge des Körpers. Bei allen fehlt das Exopodit gänzlich, das Endopodit ist das eigentliche vielgliedrige Bein, an dem Hüftglied sitzt nach oben und anßen eine Kiemenplatte. Die drei ersten Gehfüßpaare enden mit einer Schere, welche dadurch entsteht, dass das vorletzte Glied einen zahnartigen Fortsatz bildet, gegen welchen das letzte Glied eingeschlagen werden kann. Die Scheren des ersten Gehfüßpaars sind stets viel größer als die übrigen. Betrachtet man denjenigen Theil des Cephalothorax, an welchem die fünf Gehfüßpaare sitzen, von unten, nachdem man die Füße entfernt hat, so zeigt sich dieselbe entsprechend der Zahl der Anhänge innerlich in Ringe gegliedert. Man sieht denn auch, dass der letzte Ring des Cephalothorax mit dem letzten Gehfüßpaar nicht fest mit den vorderen

Ringen verwachsen, sondern ziemlich ausgiebig beweglich ist. Diese Eigenthümlichkeit ist ein wichtiger Unterschied zwischen dem Flusßkrebs und seinem nächsten Verwandten im Meere, dem Hummer, bei welchem jener Ring unbeweglich mit den vorderen Ringen verbunden ist. Auf das letzte Gehißpaar folgen nun fünf Paare von kurzen, zweiäugigen Anhängen des Abdomens (15—19), welche ganz dem oben beschriebenen Schema der Krebsgliedmaßen entsprechend gebaut sind. In Betreff der beiden ersten Paare der Abdominalfüße besteht jedoch ein wichtiger Unterschied zwischen Männchen und Weibchen. Bei letzterem ist das erste Paar ganz rudimentär und winzig klein, das zweite Paar den nachfolgenden gleichgebildet. Beim Männchen dagegen sind beide Paare zu Begattungsorganen umgewandelt. Das erste besteht aus zwei ungegliederten griffelähnlichen Körpern, deren blattartige Enden so eingerollt sind, daß ein hinten und vorne offener Kanal entsteht. Das zweite Paar besitzt alle Theile des Gliedmaßenschemas, das viel dicke Endopodit aber hat an seinem Ende gleichfalls einen blattartigen eingerollten Fortsatz. Bei der Begattung wird der Same mit Hilfe dieser blattartigen eingerollten Anhängen, welche gleichsam als Löffel fungieren, theils in der Umgebung der weiblichen Geschlechtsöffnungen, theils an die Unterseite des weiblichen Abdomens angeklebt. Die Abdominalanhänge des Weibchens dienen zum Tragen der Eier und Jungen. Die sog. Schwanzflosse des Krebses besteht aus einer mittleren Platte, dem Telson (t), an deren Unterseite die Afteröffnung (a) liegt, und den an ihrer Seite liegenden Anhängen des sechsten Abdominalringes (20), deren Endopoditen und Exopoditen in breite, bewimperte Schwimmplatten umgewandelt sind. Die Haut des Krebses besteht aus einer weichen, zelligen Unterhaut und einer von ihr abgeschiedenen, geschichteten und porösen Oberhaut oder Cuticula. Letztere bildet zugleich im Vereine mit mancherlei Fortsätzen, welche von ihr aus nach innen geben, das Skelet des Krebses. Sie besteht chemisch aus etwa 39% Chitin, einer dem Horn ähnlichen Substanz, und 51% innig mit diesem verbundenen mineralischen Stoffen, größtentheils fohlenstaurem Kalk, der durch Säuren ausgezogen werden kann. An den Gelenken ist die Cuticula unverkalkt, dünn und gefaltet. Da der Panzer keines inneren Wachsthumus fähig ist, so ist der Krebs gezwungen, denselben alljährlich mindestens einmal abzuwerfen, um dann, so lange bis der neue Panzer sich bildet und erhärtet, in kurzer Zeit an Größe zuzunehmen. Dieser Vorgang, die Häutung oder das Mietern, findet nur im Sommer statt und greift den Krebs, der sich um diese Zeit versteckt hält, sichtlich an. Sie beginnt damit, daß infolge krampfhafter Muskelanstrengungen die weiche Haut zwischen dem Cephalothorax und dem Abdomen zerreiht, woran ersterer sich allmählich von hinten nach vorne abhebt. Dann zieht der Krebs den übrigen Leib mit allen, auch den kleinsten Anhängen nach und nach aus der alten Hülle wie aus einem Futterale hervor, wobei die Beinhäute der Länge nach auf-

reissen. Die abgestreifte Hülle wird meistens vom Krebs verzehrt; er ist nun ansangs ganz weich (Butterkrebs); der neue Panzer erhärtet aber sehr schnell, u. zw. auf Kosten der sog. Krebssteine oder Krebszangen, zweier linsenförmigen, in den Seitenwänden des Magens liegenden Massen von Kohlenstaurem Kalk, welche im Laufe des Jahres allmählich aus dem Blute abgeschieden wurden und bei der Häutung im Magen zerkleinert werden und von da ins Blut gelangen.

Die Muskeln des Krebses sind sämtlich quergestreift und liegen unmittelbar unter der Haut. Das centrale Nervensystem besteht wie bei allen Gliederthieren aus einem über dem Schlund im Kopfe liegenden Gehirnganglion und einer am Bauche liegenden Ganglienfette von 13 Nervenknöten, von denen das erste, das Brustganglion, das größte ist. Dem Gehirn entspringen die Nerven für Augen und Fühler, vom großen Brustganglion aus werden die Kiefer und Kieferfüße innerviert.

Von den Sinnesorganen des Krebses hat man die ohne Zweifel vorhandenen Geschmackssorgane noch nicht aufgefunden; wahrscheinlich haben sie ihren Sitz in den Mundtheilen. Der Tastsinn wird durch zahlreiche kleine Härchen vermittelt, welche an den verschiedensten Stellen des Körpers, namentlich aber an den Fühlern sitzen; sie sind hohl und stehen über porenarigen Durchbohrungen der harten Oberhaut, durch welche Nervenfasern an die Haare herantreten. Der Geruchssinn oder besser Spürsinn hat seinen Sitz sehr wahrscheinlich in kleinen, büschelförmig gruppierten, gegliederten und am Ende feuerförmig angezweigten Stäbchen, welche sich an der Unterseite des äußeren Endes der inneren Fühler oder Antennulae befinden. Die inneren Fühler enthalten auch das Gehörorgan, u. zw. in ihren Basalgliedern. Untersucht man diese auf der oberen Fläche, so bemerkt man eine kleine, länglich-eisförmige Öffnung, welche durch dichtstehende Borsten verschlossen ist und in einem kleinen Sac mit zarten Wänden führt. Zwei ins Innere dieses sog. Hörsackes vorpringende Leisten sind mit zahlreichen zarten Haaren, den Höraaren, besetzt, in welchen die letzten Verzweigungen eines vom Gehirn entspringenden Nerven enden. Das Wasser dringt durch die Öffnung des Hörsackes in denselben ein; außerdem findet man kleine Sandkörner darin, welche nach Beobachtungen an nahe verwandten Krustenthielen wahrscheinlich von dem Krebs selbst hineingestopft werden, und welche den Gehörsteinen höherer Thiere entsprechen. Schallbewegungen des Wassers setzen durch Vermittlung der mitschwingenden Höraare die Endigungen des Hörrnerven in Erregung. Die Augen sind schon oben erwähnt.

Die Atmungsorgane des Krebses sind Kiemen. Dieselben liegen im Innern der Kiemenhöhle, welche dadurch entsteht, daß der Rückentheil des Kopfsbrütpanzers jederseits eine sich nach unten bis zu der Einlukung der Beine überwölrende Falte bildet. So wird auf jeder Seite der Kopfsbrust ein weiter Raum hergestellt, welcher unten, vorne und hinten offen bleibt und dem Wasser den Durchtritt gestattet.

In dieser Höhle sitzen je 18 aus breiten Platten und weichen Kiemenhäden zusammengesetzte Kiemen, welche theils an der inneren Wand der Höhle, also der eigentlichen Leibeswand befestigt, theils Anhänge der letzten beiden Kieferfußpaare und der fünf Gehäußerpaares sind, wie schon oben erwähnt wurde. Das Wasser tritt beständig von unten und hinten her in die Kiemenhöhle und vorne wieder heraus; dieser Strom wird unterhalten durch die rhythmisich erfolgenden Hin- und Herbewegungen des schon oben erwähnten plattenartigen Anhanges des zweiten Halskiefers, der genau in die vordere Öffnung der Kiemenhöhle passt.

Die Verdauungsorgane des Krebses beginnen mit einer sehr kurzen Speiseröhre, auf welche der sehr geräumige, vorne in der Kopfbrust gelegene Magen folgt. Speiseröhre und Magen sind von einer Fortsetzung der chitinösen äußeren Haut ausgekleidet, welche im Magen nicht bloß sehr starke, theilweise verfaltete, zahnartige Vorsprünge und Leisten bildet, die zum Zerkleinern der Nahrung dienen, sondern auch im hinteren Magenabschnitte mit zahlreichen Vorilen besetzte Leisten entwickelt, welche als eine Art Seihapparat den Übertritt größerer Nahrungsteile in den Darm verhindert. Dieser verläuft vom Magen bis zum After ganz gerade; vorne münden in ihm die Ausführungsgänge der Leber, zweier großer Drüsen von gelber oder brauner Farbe, welche in der Kopfbrust hinter dem Magen liegen.

Das farblose Blut des Krebses wird von dem Herzen aus durch den Körper getrieben, indes ist das Blutgefäßsystem nicht geschlossen. Das Herz selbst liegt auf dem Rücken unmittelbar unter der Haut im hinteren Theil des Cephalothorax; es hat eine unregelmäßig schachettige Gestalt und sorgt das Blut durch sechs Öffnungen direct aus seiner Umgebung auf, um es nach vorne, hinten und den Seiten in mächtige Arterien und durch sie in den Körper und die Kiemen zu treiben. Die Venen höherer Thiere, also die das Blut zum Herzen zurückführenden Adern, fehlen und sind durch regelmäßig liegende Blutrinnen zwischen den Eingeweiden ersetzt.

Die Nieren des Krebses sind zwei ganz vorne im Kopfe liegende scheibenförmige Organe von grüner Farbe, die sog. grünen Drüsen. Jede derselben mündet auf einen zapfenartigen Vorsprung am Grunde der großen Fühler. Die leicht erkennbaren, in der Mitte mehr oder weniger verschmolzenen Eierstöcke und Hoden liegen in der Kopfbrust unter dem Herzen; die einfachen Ausführungsgänge der erstenen münden am Grunde des dritten Gehäußerpaares, die knäuelsförmig gewundenen Samenleiter am Grunde des fünften oder letzten Gehäußerpaares. Die äußeren Geschlechtsdifferenzen zwischen Männchen und Weibchen bestehen theils in dem schon erwähnten verschiedenen Bau der beiden ersten Paare der Abdominalfüße, theils darin, dass das Abdomen beim Weibchen stets breiter und weniger gewölbt ist als beim Männchen. Auch sind letztere immer größer als die Weibchen.

Die Fortpflanzung des Flusstreibes, über welche bei Laien manche irrthümlichen Vorstellungen verbreitet sind, ist erst in neuerer Zeit genügend bekannt geworden. Die Begattung geschieht in der Zeit vom October bis Januar, wobei dem auf dem Rücken liegenden Weibchen, wie schon oben beschrieben wurde, mittelst der beiden ersten Paare der Abdominalanhänge der in eigentlichem gewundenen Schläuchen, sog. Samenpatronen, enthaltene Same vom Männchen an die Umgebung der Geschlechtsöffnungen und die Unterseite des Abdomens angelebt wird. 10—40 Tage nach der Begattung legt das in seiner Höhle verborgene Weibchen die großen, wenig zahlreichen Eier, indem es den Hinterleib nach der Kopfbrust zu einbiegt; dieselben werden befruchtet und kleben mittelst eines zähen, fadenziehenden Schleimes an den Abdominalfüßen fest. Das Weibchen bewegt die Füße mit dem Eiern beständig, da ein starker Wasserstrom zu ihrer Entwicklung unbedingt erforderlich ist. Letztere nimmt nun den ganzen Winter in Anspruch, und erst im Mai und Juni schlüpfen die jungen, hellgrauen Krebschen in einer Länge von 9—15 mm aus. Sie gleichen im allgemeinen schon den erwachsenen, zeigen aber im einzelnen, z. B. der Form der Kopfbrust und der Schwanzklöße, mancherlei Unterschiede. Ihre großen Scheren haben an der Spitze hakennärmig eingekrümmte Finger, und mit ihnen klammern sich die Jungen neben den verlassenen Eihüllen sehr fest an die Vorsten der Abdominalfüße der Mutter an, von der sie ziemlich lange herumgetragen werden. Nach ihrer ersten Häutung verlassen sie die Mutter zeitweise, kehren aber in der ersten Zeit bei Gefahr in ihren Schutz zurück.

Der gemeine Flusstkrebs (*Astacus fluviatilis* Rondelet) bewohnt die süßen Gewässer von ganz Europa mit Ausnahme des hohen Nordens und des östlichen Russland. Von anderen nahe verwandten Gattungsgenossen, welche in Ostrnisland, dem Amurgebiet, Japan und Californien leben, unterscheidet er sich durch folgende Merkmale: Die Länge geschlechtsreifer Thiere beträgt ohne die Fühler 8—25 cm. Der Kopfbrustpanzer ist oben gewölbt, seitlich etwas zusammengedrückt, mit erhabenen Höckern und Köpfchen, besonders auf der Gegend der Kiemenhöhle; seine größte Breite beträgt etwas mehr als ein Viertel der Totallänge. Hinter dem Auge ist auf dem Kopfbrustpanzer eine erhabene, oft bedornte Längsleiste. Der Hinterleib ist fast glatt. Der erste Scherenfuß ist beim Männchen fast so lang wie der Leib, beim Weibchen kürzer, seine Schere ist gedrungen, sehr verschieden groß, oft auf beiden Seiten ungleich. Die Färbung ist meist dunkelolivengrün, übrigens sehr veränderlich und oft momentanem Wechsel unterworfen; zuweilen ganz schwarz oder rot, selbst weiß. Die Farbe wird durch zwei verschiedene Farbstoffe bedingt, einen schwarzen und einen rothen; ersterer wird beim Kochen zerstört, so dass der Krebs nachher rot erscheint. Die Unterseite ist immer heller als die Oberseite; die Scherenspitzen sind mehr oder weniger rot. Sämtliche zur Art *Astacus fluviatilis* gehörige Krebsen lassen sich mit

Sicherheit in zwei gut unterschiedene Rassen oder Unterarten gruppieren.

1. Der Steinkrebs, auch Dohlenkrebs, Quellenkrebs; frz. écrevisse à pieds blancs (*Astacus fluviatilis torrentium*; Syn. *Astacus torrentium*, *saxatilis*, *longicornis*, *pallipes*, *tristis*, *fontinalis*). Kleiner und schlanker als der folgende; höchstens 70 g schwer, mit längeren Scheren und weißlichen Füßen. Schnabel oder Rostrum allmählich zugespitzt, die beiden Seitenstachel ganz nahe an der Spitze; am Unterrande des Schwabels ein oder zwei Dornen. Die Leisten hinter den Augen sind schwach und ohne Dornen. Der mittlere Theil der Schwanzflosse, das Telson, ist länger und schmäler als bei der folgenden Art, namentlich ist der hintere Theil derselben relativ größer. Wird beim Kochen nur theilweise roth. Die Jungen sollen schon anfangs Mai auschlüpfen. Der Steinkrebs liebt vorzugsweise kleinere, schneller fließende Bäche, namentlich im Gebirge. Er findet sich als einzige Art in Großbritannien und Irland; ferner in vielen Theilen von Frankreich, Spanien, der Schweiz, Griechenland und Dalmatien. Sein Fleisch ist schlecht und findet meist nur zu Krebsuppen Verwendung.

2. Edelkrebs, frz. écrevisse à pieds rouges (*Astacus fluviatilis nobilis*). Größer und gedrungener, ausnahmsweise bis 400 g schwer. Füße röthlich. Schnabel im unteren Theile fast parallelseitig, die beiden Seitenstachel sind um ein volles Drittel der Schnabellänge von der Spitze derselben entfernt; Unterrand des Schwabels ohne Dorn. Die Leisten hinter den Augen namentlich hinter stärker, oft mit Dornen. Telson kürzer und breiter. Wird beim Kochen ganz roth. Die Jungen schlüpfen erst im Juni und Juli aus. Der Edelkrebs bewohnt langsamere fließende und stehende Gewässer, namentlich im mittleren und östlichen Europa, aber auch in Italien. In Großbritannien, Irland, Dalmatien, der Türkei und Griechenland fehlt er ganz. In deutschen Ländern scheint seine Südostgrenze der Birknersee in Kroatien zu sein. Der Edelkrebs hat ein weit besser schmeckendes Fleisch als der Steinkrebs; er ist der eigentliche Tafelkrebs und allein Gegenstand der Bucht.

In allen russischen Strömen, welche sich ins Schwarze, Asow'sche und Kaspirische Meer ergießen, in den Flüssen des Weißen Meeres, in vielen Bächen und Seen im Becken des Finnischen Meerbusens, endlich in der unteren Donau und der Theiß wird *Astacus fluviatilis* durch eine andere nahestehende Art vertreten, nämlich den schmalfingerigen Krebs (*Astacus leptodactylus*), welcher sich hauptsächlich durch den viel gedrungener gebauten Cephalothorax und die sehr viel längeren und schlankeren Scherenfüße unterscheidet. Auch sind die Fühler weit länger als beim gemeinen Flusskrebs.

Lebensweise des Flusskrebses. Zum Gedeihen des Krebses ist flares, kaltreiches, etwas fließendes und nicht zu tiefes Wasser nötig. Ferne müssen Steine, Baumwurzeln und Uferhöhlen ihm hinreichende Verstecke bieten; daher liebt er namentlich langsamere strömende Flüsse mit schattigen, weichgründigen Ufern, in

welche er sich oft weit hineingehende Höhlen ausgräbt. In ihnen hält er sich tagsüber, namentlich aber im Winter verborgen, ohne indes einen richtigen Winterschlaf zu halten. Am Eingange der Höhle lauernd oder nachts, von seinem scharfen Witterungsvermögen geleitet, umherschweifend stürzt er sich auf Beute aller Art und ergreift sie mit den Scheren. Verfolgt schreit er pfeilschnell rückwärts in sein Versteck. Die Männchen schwärmen viel weiter umher als die Weibchen und werden deshalb auch leichter gefangen. Der Krebs ist Allesfresser; er frisst Wasserthiere aller Art, selbst Wasserratten soll er gelegentlich angreifen und auch seinesgleichen jagen er nicht. Als scheint er nur im Nothfalle anzugehen; mit Leidenschaft verzehrt er dagegen frische Thierleichen, Einweide, geronnenes Blut u. a. Andererseits verschmäht er auch Pflanzenstoffe nicht, namentlich Möhren, Wassermelonen, Kürbisse, Rüben u. a. Schneckenshalen und kalthaltige Wasserpflanzen (*Characeen*) liefern ihm den zu seinem Schalenbau nötigen Kalk. Trotz seiner enormen Gefrädigkeit wächst der Krebs sehr langsam. Genau Beobachtungen haben ergeben, daß er im ersten Jahre höchstens 5–6 cm Länge erreicht und später kaum 2 cm jährlich zunimmt. Nach Michal sind große Krebsen von mehr als 100 g Gewicht über 10, ja 21 und mehr Jahre alt. Fortpflanzungsfähig wird er wahrscheinlich erst im fünften oder sechsten Jahre. Die Häutung erfolgt im ersten Jahre etwa achtmal, im zweiten fünfmal, im dritten zweimal, später beim Weibchen nur einmal, beim Männchen zweimal im Jahre, im hohen Alter wahrscheinlich gar nicht mehr.

Der Krebs hat zahlreiche Feinde, unter denen der Aal und der Fischotter die erste Stelle einnehmen. Zwei kleine Schmarotzer, *Bronchiobella parasita* Henle und *Bronchiobella astaci* Odier, die sog. Krebsegel, 2–3 mm lange, durchsichtige, gelbliche, egelartige Würmer, finden sich oft am Krebs in enormer Menge, der erste an den Gelenkhäuten der Unterseite des Abdomens und am Grunde der Fühler und Augen, wo man auch die Eier derselben als kleine braune Körnchen findet; letzterer an den Siemen.

Der Fang der Krebsen geschieht auf sehr verschiedene Weise. Theils fängt man sie mit der Hand in ihren Löchern oder holt sie unter Steinen hervor, theils und in größerer Menge erbettet man sie mit reusenartigen Vorrichtungen. Die einfachsten derselben sind Korb- oder Netzgeslechte ähnlich einem aufgespannten Schirm, welche mit der Öffnung nach oben auf dem Grunde des Wassers festgestellt oder an einem Tau hinabgesetzt und mit einem Stück Fleisch oder einem toten Fisch gefüllt werden. Die Krebsen frieren, namentlich in der Nacht, auf das Schirmgeslecht, welches von Zeit zu Zeit schnell aufgezogen wird. Viel ergiebiger ist der Fang mit Krebsreusen, welche kleinen Fischreusen ähnlich sind, die mit einem toten Fisch oder abgehängten Frosch bestördert und nachts mit Steinen beschwert auf den Grund gelegt werden. Sie sind namentlich im nordöstlichen Deutschland gebräuchlich.

Zur längeren Aufbewahrung lebender Krebse ist stehendes Wasser nötig; wenige Tage halten sie sich auch ohne Wasser in einem schattig und kühl gestellten Behälter mit Brennnesseln.

Zum Verstandt, welcher in Körben zwischen Stroh geschieht, müssen die Krebse vorher sorgfältig getrocknet werden.

Das Fleisch der Krebse ist am besten in den Monaten ohne „r“, also Mai bis August, weil zu dann nach Beendigung des Brutgeschäfts bereits begonnen haben, sich durch reichliche Nährung wieder zu mästen.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Krebses ist nicht gering. In Paris allein werden jährlich mehr als 6 Millionen Stück verzehrt, von denen die meisten über Berlin und Deutschland importiert werden. Leider hat die Zahl der Krebse in den meisten Gewässern in den letzten Jahrzehnten bedeutend abgenommen, theils durch schonungsloses Fangen der Mutterkrebse, theils durch Verunreinigung der Gewässer durch das Röthen von Hanf und Flachs und den Abfluss aus Fabriken, theils endlich durch die Krebspest (s. d.). Man hat deshalb auf eine Vermehrung der Krebse durch die Zucht Gedacht genommen. Da jedoch bei der eigenthümlichen Fortpflanzungsweise des Krebses eine künstliche Begruftung und Ausbrütung der Eier ebenso wenig wie eine künstliche Aufzucht der Jungen möglich ist, hat man sich bis jetzt damit begnügen müssen, im Frühjahr Mutterkrebse mit Eiern einzufangen und in große Behälter oder kleine Teiche zu setzen, wo sie vor Feinden geschützt sind und wo man ihnen durch Einlegung von Drainröhren oder Steinhaufen Schlupfwinkel herstellt. Im Herbst fängt man dann die Jungen heraus und setzt sie in geeignete Gewässer. In Frankreich hat man mit Erfolg Krebse in eigenen Teichen oder abgesperrten Bachstreichen mit künstlich hergerichteten Schlupfwinkeln durch Hineinwerfen von Fleischabfällen, todten Fischen, Rüben, Kohl u. a. gemästet (vgl. Carl Vogt, Künstliche Fischzucht, Leipzig 1875, p. 173 ff.).

Im Anschluß an den Flusskrebs sei noch die Flussgarneele (*Palaemonetes varians* Leach; syn. *Palaemon laeustris*) erwähnt, ein 3—5 cm langer, zehnfüßiger Krebs aus der Familie der Garneelen und naher Verwandter der Garnaten oder Garneelen unserer Meeresküsten. Von einem gleich großen Flusskrebs unterscheidet man die Flussgarneele sofort durch den schlankeren Bau, die größere Länge der Fühler, Beine und Schwanzplatten, hauptsächlich aber dadurch, daß die inneren Fühler drei Geißeln tragen und nur die beiden ersten Gehfüßpaare mit Scheren versehen sind, von denen die des zweiten Paars die größten, niemals jedoch so stark ausgebildet sind wie beim Flinskrebs. Die Flussgarneele lebt in Seen, Flüssen und Bächen von Norditalien und dem Etichgebiet, eine sehr ähnliche Art (*Anchistia migratoria* Heller) in Italien.

Die gesammte Naturgeschichte des Flusskrebses findet sich erlößend behandelt in: T. S. Huxley, Der Krebs. Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Leipzig, Brockhaus, 1881.

### Flussregenpeifer, s. Regenpeifer.

E. F. v. Hmr.

Flussrohrsänger, *Locustella fluviatilis*, M. & W. *Sylvia fluviatilis*, Wolf, Taschenbuch deutscher Vogelk. I. p. 229, *Acrocephalus stagnatilis*, J. A. Naumann, *Bögel Deutschl. Nachtr.* p. 202, T. 26, Fig. 23 (1819), *Calamoherope fluviatilis* (Wolf), Chr. L. Brehm, *Bögel Deutschl.* p. 438 (1831); *Locustella fluviatilis* (Wolf), Gould, B. of Eur. p. 102 (1836); *Salicaria fluviatilis* (Wolf), Keys. & Blas. *Wirbelthiere Europas* pp. LIII Nr. 197 und 180 (1840), *Lusciniopsis fluviatilis* (Wolf). Bp. Cat. met. Ucc. Eur. p. 36 Nr. 152 (1842); *Locustella strepitans*, Chr. L. Brehm, *Vogelfang*, p. 233 (1855); *Locustella Wodzickii*, idem ibidem, p. 234; *Calanodonta fluviatilis* (Wolf), V. Müller, J. f. O. 1855, p. 198; *Lusciniopsis fluviatilis strepitans*, *alticeps*, *macrorhynchos*, *macroura*, A. E. Brehm, *Verz. Samml.*, Chr. L. Brehm, p. 6 (1866); *Pseudoluscinia fluviatilis*, Wolf, *Tristram. Ibis* 1867, p. 77; *Potamodus fluviatilis* (Wolf), Gray, *Hand-list of birds*. I, p. 210. Nr. 2971 (1869); *Threnetria fluviatilis* (Wolf), E. Schauer, J. f. O. 1873, p. 161; *Locustella cicada*, Hansmann, J. f. O. 1873, p. 432.

Abbildungen: 1. Vogel. J. F. Naumann, *Bögel Deutschl.* T. 83, Fig. 1; Dresser, B. of Europe II., T. 92, Fig. 1. — 2. Eier. Thienemann, *Abbildungen von Vogeleieren*, T. IC, Fig. 41. a. b; Bädeker, *Die Eier der europäischen Vögel*, T. 19, Nr. 19.

Flusssänger, Flussrohrsänger, Rohrjäger, Rohrschir und Spitzkopf mit gefleckter Kehle, grünlichgrauer Spitzkopf, großer Schwirl.

Böhm.: Rákosník riční; engl.: River warbler; frz.: Bee-ein riverain; ital.: Saleciola olivastro; front.: Trstenjara potočarka; poln.: Trzeciniak tozowy; ungar.: folyanu Zenér.

Der Flussrohrsänger, der größte der drei europäischen Schwirrsänger, kommt in Central- und Osteuropa an geeigneten Stellen als Sommerbrutvogel vor, er wurde bis jetzt im Sommer beobachtet in Anhalt, Pommern, Schlesien, Ostpreußen, Polen, Böhmen, Österreich, Galizien, Ungarn und Russland bis nördlich zum Ladogasee und Finnland hinauf. Im Winter scheint er nach dem Süden Europas und Nordafrika zu wandern. Da der Vogel sehr versteckt lebt und nicht leicht, namentlich von Laien, beobachtet wird, so wird voraussichtlich sein Verbreitungsgebiet noch größer sein. Brutplätze wurden bisher hauptsächlich bei Breslau, Wien und in Ungarn gefunden, es ist aber mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er viel häufiger als man bisher angenommen hat, in den oben genannten Gebieten brütet, daß er nur bisher der Beobachtung entgangen ist.

Totalänge . . . . .	153 em
Flügellänge . . . . .	8'0 "
Schwanzlänge . . . . .	6'8 "
Tarsus . . . . .	2'16 "
Schnabel . . . . .	1'12 "

(aus der Sammlung Tancré, Andam 29. Mai 1883.)

Der Schnabel ist schlank, an der Basis breit, etwas von oben nach unten zusammengedrückt, am vorderen Theil seitlich comprimiert, der Oberschnabel an der Spize leicht abwärts gekrümmkt, den Unterschnabel wenig überragend. Die Flügel sind mittellang, reichen bis zur Mitte des Schwanzes hinab, erreichen nicht das Ende der oberen Schwanzdeckfedern. Die Flügel sind stumpf zugespist, die 2. und 3. Schwinge bilden die Spize  $2 > 3 > 4 > 5 > 6 > 7 \dots > H > M > 1$ , keine einzige Schwinge zeigt eine Einschränkung. Der Schwanz ist lang, stufenförmig zugespiist, die äußersten Schwanzfedern ca.  $1\frac{1}{2}$  cm kürzer als die mittelsten, unten mit auffallend langen unteren Schwanzdeckfedern versehen. Der Lauf schlank und dünn, die Krallen sehr schwach.

Altes Männchen. Oberseite olivenbraun mit einem leichten rothbraunlichen Anfluge am Schwanz und feinen Deckfedern und einer außerordentlich feinen dunkelbraunen Querwellung, die sich durch das ganze Rückengefieder und auch die Schwanzfedern hinzieht. Unterseite weißlich, an der Kehle, dem Halse und der Oberbrust dunkelbraun gestrichelt, an den Weichen schmutzig rostbraunlich angeflogen, die unteren Schwanzdecken ebenso schmutzig rostbraunlich mit weißen Endflecken, Schwanz- und Schwingsfedern braun ohne den charakteristischen olivenfarbigen Anflug von oben. Vom Schnabel zieht sich über das Auge hin ein schmaler hellgelblichbrauner Streifen, das Olivenebrunnen der Kopfseiten ist etwas heller als auf der Oberseite.

(Beschreibung nach zwei Männchen, geschossen bei Anclam i. P. 29. Mai 1883 und 1. Juni 1884.)

Zwei alte Männchen aus Moskau (geschossen am 23. und 30. Mai) gleichen den beiden deutschen Vögeln, haben nur einen etwas helleren schmutzig rostbraunlichen Anflug der Weichen. Zwei alte Männchen von Sarepta (18. Mai 1882 und 17. Mai 1883) unterscheiden sich durch eine gleichmäßig schmutzig gelblich braunliche Unterseite und sehr verwischte Strichelung an Kehle, Hals und Oberbrust.

Altes Weibchen. Im Gefieder dem Männchen sehr ähnlich (nach zwei ♀ von Moskau 23. Mai und 27. Juni); nur ausgezeichnet durch einen schmutzig hellgelbbraunlichen Anflug der hellen Spizzen der unteren Schwanzdeckfedern.

Die Jungen gleichen den Alten, nur fehlen ihnen die Streifen an der Kehle.

Der Schnabel ist im Oberkiefer dunkelhornbraun mit etwas hellerer Kieferschneide, der Unterkiefer hellbraun mit dunkelbrauner Färbung am Kieferbogen. Die Iris ist lebhaft dunkelbraun.

Die Läuse hellbraun, Beine und Krallen etwas dunkler braun.

(Beschreibung nach Exemplaren aus der Sammlung Tancré.)

Das Gelege enthält meistens 4 oder 5 Eier. Dieselben sind von länglich eiförmiger Form, Längsdurchmesser 21.1 mm, Querdurchmesser 14.9 mm, Doppfhöhe 9.2 mm im Durchschnitte. Was die Färbung anbetrifft, so liegen mir

zwei Gelege aus Sammlung Tancré vor, die einen verschiedenen Ausblick bieten. Das eine von Breslau (15. Juni 1878, 4 Eier) ähnelt denen, die meistens in den Büchern beschrieben werden; die Eier sind auf weißlicher Grundfarbe mit zahlreichen tiefer liegenden grau-lila gefärbten Flecken und zahlreichen oberflächlichen leuchtend röthlichen braunen Flecken versehen, die ziemlich gleichmäßig über das ganze Ei verteilt sind, am stumpfen Ende aber doch etwas dichter stehen; das andere Gelege (4 Eier) zeigt auf hellbraunlich weißer Grundfarbe matt-schwärzlichgraue tiefer liegende Flecken und hellbraune oberflächliche Flecken, die auch am stumpfen Ende etwas dichter stehen, als an dem übrigen Ei. Die Schale ist mattglänzend, sehr feinkörnig mit verhältnismäßig tiefen Poren.

Das Nest gleicht sehr dem der Nachtigall, es steht auf dem Boden oder dicht über dem Boden; häufig sogar in einer Bodenvertiefung im Grase, es hat nach Taczanowski einen Totaldurchmesser von 10 cm und eine Tiefe von 4 cm. Außen besteht es aus trockenen Laubblättern, innen aus Grashalmen und feinen Wurzelchen, meistens ist es nicht so sorgfältig gebaut wie das der Nachtigall und nicht so tief.

Im Frühjahr treffen die Vögel nach Taczanowski bei Warischau anfangs Mai ein und ziehen im August wieder ab. Volle Gelege findet man im Juni.

Der Vogel hält sich nach den Schilderrungen von Schauer, Graf Wodzicki, Taczanowski, A. von Homeyer am liebsten an den Rändern des Waldes in dicht mit Unterholz durchwachsenen Partien, in der Nähe von kleinen, offenen, nassen oder feuchten Plätzen auf, so z. B. in der Nähe der Oder bei Breslau, in der Nähe der Donau bei Wien, am Ladoga- und Onegasee u. s. w. Er lebt außerordentlich versteckt, immer in den Büschen und im Grase kriechend, fliegt nur ganz kurze Strecken von einem Busch zum andern und sucht, wenn er aufgescheucht wird, sein Heil nicht im Wegfliegen, sondern darin, daß er sich rasch auf den Boden wirft und zwischen dichtem Grase und Gebüsch fortschlüpft. Das Weibchen ist am allerschwierigsten zu beobachten, da es nicht singt, das Männchen verräth sich durch seinen höchst charakteristischen Gesang, indem es an einem Zweige hinanfklettert, sich dicht über dem Boden schräg zur Strömung hinsetzt und nun namentlich Morgens stundenlang von demselben Platze aus sein schwirrendes Liedchen erschallen läßt. A. von Homeyer, der ein außerordentliches Talent für Beobachtung des Gesanges der Vögel hat, wie ich auf Excursionen mit ihm in der Nähe von Anclam selbst erfahren habe, beschreibt den Gesang in den "Mittheilungen des Ornithologischen Vereins" in Wien 1886, p. 29 folgendermaßen, indem er namentlich auf den Unterschied von unseren beiden anderen deut-schen Schwirrjägern, Locustella naevia und Locustella lusciniooides ausmerksam macht. Es heißt dort: "Während L. naevia und lusciniooides ihr langes irrrr oder urrrr einsilbig schwirren oder schnurren, schwirrt fluviatilis

## Flussmeerschwalbe.

deutlich zweisilbig. Der Gesang hat auch nicht den festen Schwirton, sondern ist mehr ein zweifaches Zittern, ähnlich wie bei der Augustheuschrecke (*Locusta viridissima*). Der Gesang ist also auch kein wirkliches Schwirren, wenigstens nicht im wahren Sinne des Wortes, sondern erinnert nur daran. Der lang anhaltende Gesang besteht deutlich aus den Silben „setter, setter, setter“ und so fort wohl eine Minute lang. Das „Sett“ ist ganz deutlich, das „er“ ist Nachschlag mit etwas weniger Betonung, so dass man besser nicht „setter“, sondern „settr, settr, settr, settr“ u. s. w. schreiben kann. Dieser Gesang hat, wenn der Vogel damit beginnt, oft viel Ähnlichkeit mit den Anfangsstrophen mancher Goldammlern, wenn diese in etwas trübem Tone eilsfertig vorgeschnitten werden. Herr Lehrer Arlt hat diesen Vergleich zuerst aufgestellt (J. F. D. 1871, p. 30). Hat aber der Goldammer eine klare Stimme und gibt er die ersten Strophen etwas langsam und gezogen, dann fällt die Beziehung vollständig fort, und es ist nicht die geringste Ähnlichkeit vorhanden. .... Das Charakteristische der drei Gefänge ist also: *Locustella naevia* und *luscinioides* schwirren, resp. schrillen je in ir und ur einsilbig und *L. fluviatilis* zittert in e und r zweisilbig.“

Meves gelang es seinen Gesang nachzuahmen, er schreibt in seinen „Ornithologischen Beobachtungen im nordwestlichen Russland“ (j. Onis, 1886, p. 207): „Wenn es nach lange fortgelegtem Suchen gelang, den Vogel zu Gesicht zu bekommen, warf er sich gewöhnlich von einem Baume oder Busche flugs nieder ins Gras und verschwand, um an einer entlegenen Stelle wieder anzufallen, schwieg aber, sobald er Verfolgung merkte. In anderen Gegenden, z. B. am See Onega, fand ich späterhin doch, dass man ihn leicht zum Gefang verleiten konnte. Ich nahm nämlich zwei Schilfblätter, rieb sie gegen einander und brachte dadurch einen seinem Gesange einigermaßen gleichen Laut hervor. Dann begann er erst leise und in kurzen Säcken wieder zu singen, aber bald lauter und immer lauter. Konnte man sich dann still und verborgen halten, so sah man, wie der arme kleine Sänger eifrig zur Erde sprang und neugierig nach dem Erzeuger der falschen Töne umherspähte.“

Er nährt sich von zweiflügeligen Insekten und kleinen Käfern und ist dadurch unbedingt nützlich.

R. Bl.

**Flussmeerschwalbe**, die. *Sterna fluvialis* Naumann; *Sterna hirundo*, part. Linn.; *Larus bicolor*, *Larus sterna et Larus columbinus* Scop.; *Sterna senegalensis* Sw.; *Sterna Wilsoni* Bp.; *Sterna macrodactyla et macroptera* Blas.; *Sterna Dougalli* Layard.

Gemeine, große, rothfötige, aschgraue, schwanzlöffige, schwanzplattige, europäische Meer- oder Seeschwalbe, schwanzplattige, gemeine Schwabennömöve, kleine Fischmöve, Fischmeiwe, grauer Fücher, Rohrmöve, Rohrschwalm, Schwarzböpf, Spiter, Schnirring, Tänner.

Engl.: Common Tern, Sea-Swallow, Kirnew, Picket, Tarney, Pictarine, Rittock, Tarret, Spurrie, Seraye, Gull-teaser; frz.: Pierre-Garin;

ital.: Rondine di Mare; span.: Golondrina de Mar; portug.: Andorhina do Mar; holländ.: het vischdiefje; schwed.: Fisktärna; norweg.: Makrelterne; dän.: Haette Terne; poln.: Rybotówka zwiczajna; böhm.: Rybák obecný; kroat.: Crnogлава ћигра; russ.: Martyschka, Kratchka riecynaya; ungar.: folyami Halászka.

**A Abbildung des Vogels:** Naumann, Vogel Deutschl., X., T. 252; Dresser, Birds of Europe, VIII., T. 580.

**Beschreibung:** Der Schwanz wird von den Flügeln etwas übertragt. Die Füße und der Schnabel scharlach- oder mennigroth, letzterer von der Spitze weit heraus schwarz. Die Iris lebhaft röthlich-schwarzbraun.

**Sommerkleid:** Stirn, obere Hälfte der Zügel, Schläfe, der ganze Oberkopf, Genick und Nacken mit einer schwarzen Kopfplatte bedeckt, die sich sehr scharf von dem Weiß der unteren Zügelhälfte, der Wangen und der Halsseiten abgrenzt. Rücken, Schultern und Oberschlügel hell bläulich-aschgrau. Die Primärschwingen von außen mit weißlich-aschgrauem Überzuge; die Außenfahne der ersten schieferschwarz, die Schäfte aller weiß, von der Innenseite mit einer schwarzen Linie begrenzt; die Innensahne aller Federn weiß, mit einem schiefarrbartigen Streif nächst der Schäfte, welche in die schiefarrbige Spitze ausläuft. Die Secundärschwingen licht aschgrau, längs den schwärzlichen Schäften etwas dunkler, mit weißen Endkanten und vielseitigem Weiß auf der Innensahne, welche sich an den Enden in Weiß verwächst. Die untere Seite der Schwungfedern, die unteren Flügeldeckfedern und das Flügelrandchen weiß, die dunklen Zeichnungen der Schwungfedern von oben nebst den Spangen dunkel silbergrau. Bürgel, die oberen und unteren Schwanzdeckfedern und Schwanz selbst sind weiß, die Außenfahne der äußersten Steuerfedern dunkelashgrau, die der beiden folgenden aschgrau u. s. w. immer heller, bis zu den mittleren Steuerfedern, welche rein weiß sind; bei manchen sind jedoch nur 2—3 Federn grau und alle übrigen rein weiß. Die Unterseite des Körpers, vom Kinn und den Wangen ab bis zum Schwanz, ist weiß, an der Brust bis an den Kropf mit silbergrauchem Auffluge, welcher bei sehr alten Männchen sich an den Seiten der Unterbrust hinzieht und in der Paarzeit einen schönen purpurrothlichen Schein hat. Im Gefieder stimmen beide Geschlechter überein, doch die schwarze Kopfplatte des Weibchens reicht gewöhnlich nicht so tief auf den Nacken hinab und in der Brütezeit ist die Unterseite der Weibchen etwas bräunlichgelb.

**Winterkleid** wie Sommerkleid, aber Stirn und Zügel mit weißen Flecken versehen und innere Primärschwingen schwärzlich ohne weißlich-aschgrauen Überzug.

**Jugendkleid:** Stirn weiß, mit bräunlichem Auffluge, Borderscheitel weiß mit schwarzen Schafstrichen, Hinterkopf bis auf den Nacken hinab schwärzlich oder braunschwarz, jede Feder an den Seiten graulich gerändert, vor dem Auge ein schwarzes Mondslechthen. Rücken, Schultern, mittlere Flügeldeck- und hintere Schwungfedern bläulich-aschgrau, jede Feder mit

gelblichen Enden und braunen Mondflecken vor diesen. Flügelrändchen weiß, Secundärschwungsfedern licht aschgrau mit weißen Enden, die Primärschwungsfedern hell aschgrau, mit weißen Schäften und weißem Längsbande auf dem Rande der Innenfahne; die Außenfahne der ersten Federn dunkel schiefgrau. Stenerfedern weiß, die äußerste auf der Außenfahne schiefgrau, die anderen hell aschgrau, alle mit rostgelblichen Spizzen. Unterseite rein weiß, bei manchen mit dunklen Flecken an den Seiten des Kropfes; Unterflügel weiß, mit grauer Spitze. Schnabel oben braun, an der Spitze schwärzlich, gegen die Basis zu schmutzig-rothlich; Iris röthlichbraun; Füße fleischfarben, später röthlichgelb.

**Erstes Winterkleid:** Stirn und Bügel weiß, Mittelscheitel mit feinen schwarzen Flecken, Hinterkopf bis auf den Nacken hinab schwärzlichgrau, schwärzlich gewellt, jede Feder weiß gespitzt; Schwung- und Stenerfedern an der Spitze weiß. Schnabel schwarz, gegen die Basis zu tief roth; Füße orangeroth.

**Verbreitung.** Diese Art bewohnt Europa, Asien und Nordamerika, steigt jedoch nicht sehr hoch nach Norden hinaus. Sie brütet an allen Küsten Europas mit Ausnahme der arktischen. Nach Palmsu brütet sie auch in Finnland an allen Süßwässern und in den meisten inneren Theilen der Scheren, von der Südküste an bis in die Niederung des Meißnusses ( $65^{\circ}$ ); an der Küste bis Tornedal ( $66^{\circ}$ ). Aber sie findet sich weder in Lappland noch in Finnmarken.

In den Ostseegegenden ist sie sehr häufig an allen größeren Seen wie auch an den Küsten selbst. An der Nordsee brütet sie stellenweise in ungeheurer Menge, ist häufig in Großbritannien, Frankreich und Holland, seltener am Mittel-ländischen Meer. In Deutschland, Holland und Österreich-Ungarn wohnt sie vorzugsweise an Flüssen, sandigen Flussmündungen, am seichten Seestrande und an vielen Landseen. Den Bodensee, Zürcher- und Bielersee, den Rhein, Main, die Iller, Donau u. s. w. bewohnt sie in Menge. Im europäischen Russland findet sich die Flussseeschwalbe zahlreich an den meisten Teichen, Seen, Flüssen u. s. w., besonders wo die Ufer flach und kiesig sind; die nördliche Grenze dieses Vogels in Russland kann ich nicht genan bestimmen. Nach Mewes ist sie häufig am Onega, Ladoga und anderen nahegelegenen Seen; im Dwingebiet ist sie nach Norden wahrscheinlich bis zum mittleren Theile des Flusses verbreitet, da um Archangel die Küstenmeerschwalbe schon gemein ist; von der Dwina nach Osten brütet die Flussmeerschwalbe im Kamagebiet. In Asien ist sie durch alle Mittelzonen des Continents verbreitet, wie auch in Kleinasien, Persien und anderen südlichen Gegenden, nach Osten bis zum Indus. Im Winter zieht diese Art in Afrika bis zum Cap der guten Hoffnung und in Asien bis zur Insel Ceylon. In Nordamerika ist sie von Texas bis nach Labrador g'mein, brütet aber nicht an der Westküste.

**Lebensweise.** Die Flussseeschwalbe ist ein sehr lebhafte Vogel, obgleich sie öfter als viele andere Seechwalben sitzt. Sie hat einen sehr leichten Flug, durch dessen größere Schnellig-

keit sie sich von den Verwandten auszeichnet, lässt sich mit ungemeiner Leichtigkeit auf und nieder und sucht bei unfreundlicher Witterung den Fluss stundenlang hinunter und herab. Streicht sie gerade aus, so erscheint ihr Flug etwas langsam, da schwingt sie dann ihre Flügel in nicht schnellen aber sehr ausholenden Schlägen, die beim Niedergehen der Flügel den leichten Körper etwas heben, beim Aufheben aber etwas sinken machen und dadurch charakteristische, wellenförmige Schwingungen bewirken. Natürlich ist dies im eilenden Fluge nicht so bemerklich, der selbe ist überhaupt selten zu beobachten. Meistentheils streicht sie sich langsam und niedrig über dem Wasser hin, den Schnabel gegen daselbe gerichtet, oft plötzlich anhaltend, wenn sie etwas im Wasser entdeckt. Häufig beschreibt sie größere oder kleinere Bogen und besonders an von Fischen belebten Stellen kreist sie oft längere Zeit. Nur zuweilen fliegt sie in bedeutender Höhe und dann sind ihre Bewegungen besonders schön. Als Ruheorte dient ihr entweder der platte Boden, auf welchem sie zuweilen läuft, oder sie benutzt dazu aus dem Wasser emporragende Steine, Pfähle u. s. w.; auf das Wasser lässt sie sich viel seltener nieder als auf den Boden und schwimmt dann mit sehr hoch gehaltenem Flügel und Schwanz. Ihre Stimme ist hauptsächlich ein helles krähendartiges „kräh“ und ein sehr gedehntes „kräh“ und „kliäh“. Bei ihrer Brut schreit sie „keck“ oder „kret“; im ganzen aber schreit sie weniger als ihre Gattungsverwandten. Die Hauptnahrung der Flussmeerschwalbe sind lebendige kleine Fische, in Europa vorzüglich der Klettel (Cypr. alburnus), ein in Flüssen und klaren Seen ungemein häufiges Fischchen. Doch fängt sie auch größere Wasserinsekten und die Larven derselben, wie auch kleine Wasserfrösche und Fröscharten. Bei ihrer Fischjagd fliegt die Flussmeerschwalbe in geringer Höhe über dem Wasser, den Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite geneigt, und den Blick aufs Wasser gerichtet, fällt, eine Beute er spähend, aufs Wasser und fliegt schon im nächsten Augenblick daran mit dem Fischchen im Schnabel davon. Bei schlechtem Wetter, wenn die Fische nicht hoch gehen, dehnt der Vogel während einiger Stunden seine Streifzüge zuweilen so weit von seinem gewöhnlichen Reviere aus, dass man dorthin manchmal keine einzige sieht. Bei schönem Wetter aber, wenn die Fischjagd gut geht, kann man die Vögel immer in der Nähe des Brutplatzes antreffen. Diese liegen meist auf großen niedrigen Inseln und Werbenäumen oder fliegen in das Wasser verlaufen den Ufern, womöglich mit kiesigem aber nicht sandigem Grunde, von allem Pflanzenwuchs entblößt. Je ausgedehnter solche Stellen sind, von denen mehrere Paaren sind sie bewohnt. Hier bildet die Flussmeerschwalbe eine kleine Verbindung in dem Kiese oder nimmt eine vorgefundene zum Nest, und zu Ende Mai legt sie ihre zwei bis drei großen, glattchaligen, feinförmigen, glanzlosen Eier. Die Grundfarbe derselben ist meistens ein sehr trübtes, rostgelbliches Weiß oder schmutziges Rostgelb, die Zeichnung besteht in violettblauen, röthlichen und tiefs-

schwarzbraunen, runden oder länglichen Flecken, Tupfern und Punkten. Die Verschiedenheit unter diesen Eiern ist lange nicht so groß als bei jenen der Küstenseeschwalbe, welchen sie außerordentlich ähnlich sind.

Männchen und Weibchen brüten abwechselnd, doch während der Nacht bloß letzteres. Zu den Mittagsstunden sitzen sie fast gar nicht über den Eiern, überlassen deren Erwärmung vielmehr den Sonnenstrahlen; in 16–17 Tagen fallen die Jungen aus, entlaufen bald dem Nest und verbergen sich zwischen den größeren Steinen des Kreisbodens und anderen Unebenheiten. Nach zwei Wochen können sie schon flattern, in der dritten Woche ihren Eltern fliegend folgen und empfangen nun das Futter nicht mehr sitzend, sondern im Fluge, den jungen Schwalben ähnlich. Wenn diesen Vögeln das erste Gelege zu grunde geht, was abgesehen von Störungen durch Menschen nicht selten auch durch Überschwemmungen geschieht, so machen sie ein zweites Gelege; tritt aber ein solcher Unglücksfall noch einmal ein, so bleiben sie in solchem Jahr ohne Nachkommenhaft. Jedenfalls ist das Wasser ihr schlimmster Feind. Von den Raubvögeln scheint ihr nur der Verchenfalke gefährlich zu werden, welcher auch meistens nur Junge fängt; Raben, Krähen und Elstern stehlen ihnen natürlich womöglich die Eier.

Ein erheblicher Nutzen wird durch die Flussmeeschwalbe nicht gestiftet, doch ist auch der von ihr verursachte Schaden meist kaum nennenswert, da sie fast nur kleine, wertlose Fischarten aufnimmt.

v. Mzbr.

**Flussfahrt**, s. Flüsse. At.

**Flussfischkröten**, Emydidae, Unterfamilie der Chelomysidae (s. d.), mit den Gattungen: Emys, Clemmys, Cinosternon, Chelydra. Rückenschild ziemlich flach, Schwanzplatte doppelt, Schwimmfüße beträcht. Kur.

**Flussfleimfisch** (*Blennius vulgaris* Pollini; Syn. *Blennius cagnota*, *Blennius anticulus*; ital.: cagnetto, cagnota, cabazza; ein kleiner, 6–8 cm langer Fisch aus der Gattung *Blennius* Artedi und der Familie der Fleimfische (Blenniidae, s. Syst. d. Ichthyologie). Der völlig nackte und glatte, mäßig zusammengedrückte Leib ist etwa fünfmal so lang als hoch. Das Profil des Kopfes fällt vor den Augen steil nach vorne ab und hat ein endständiges, dickwürgiges, bis unter den vorderen Augenrand gespanntes Maul. Oben und unten im Mund steht eine Reihe kleiner seitlichender Zähne, der Endzahn jedersseits ist größer und stärker gefräumt. Über dem Ende des Kiemendeckels beginnt die bis nahe an die Schwanzflosse reichende Rückenflosse; sie besteht aus einem vorderen, niedrigeren Theil mit 12–13, und einem hinteren höheren Theil mit 16 bis 18 Strahlen. Fast alle Strahlen mit Ausnahme der letzten sind ungeteilt und biegsam. Die Brustflosse hat 18–21, die Brustflosse 13, die Schwanzflosse 11 Strahlen. Die langen Bauchflossen stehen nahe zusammen an der Kehle und enthalten 2–3 Strahlen. Das Männchen hat über jedem Auge einen kurzen Tentakel und auf dem Kopfe einen niedrigen, fleischigen Hant-

kamm, der zur Laichzeit im Sommer stärker entwickelt ist.

Die Färbung ist außerordentlich verschieden, meist gelblich mit schwarzen Flecken. Der Flussfleimfisch bewohnt das süße Wasser von ganz Italien, Sizilien, Dalmatien sowie das Etsch- und Rhonegebiet. Ähnlich wie die Gruppe liebt er klare, schnellfließende Bäche und hält sich meist unter Steinen versteckt. Die Nahrung besteht aus kleinen Thieren; die Laichzeit fällt in den Sommer. Trog seines weißen, recht schwachen Fleisches ist er als Speisefisch wenig geschätzt.

**Flusspat** (Flüs, Fluorit) ist Fluorcalcium,  $\text{CaF}_3$ . Kristallisiert regulär; am häufigsten als Würfel,  $\infty O \infty$  nächstdem als Octaeder  $O$  und Rhombendodekaeder  $\infty O$ ; es finden sich jedoch noch viele andere Formen, namentlich Tetrafishetaeder,  $\infty On$ , in Verbindung mit dem Würfel. Die schönen und großen Kristalle sind meist in Drusen vereinigt, seltener auch einzeln eingewachsen. Auch der kommt Flusspat als Flussstein (dichter Flüs) und eben so erdig, als erdiger Flüs vor. Fluorit ist vollkommen spaltbar nach  $\sigma$ . Härte = 4; spec. Gew. 3.1. Er ist durchsichtig bis kantendurchscheinend, wasserhell, weiß und manigfach gefärbt: gelb, grün, blau, blauroth; häufig an demselben Kristall wechselnde Farben; besitzt Glasglanz, zeigt Fluorescenz (z. B. im auffallenden Licht königsblau, im durchlassenden meergrün). Viele Varietäten phosphorescieren schwach erwärmt grüngelb und grün; manche entwickeln dabei einen unaugenehmen Geruch, der theils auf Kohlenwasserstoffe, welche auch die Farbe der Fluorite bedingen, theils vielleicht auch auf freies Fluor zurückzuführen ist. Beim Übergießen mit concentrirter Schwefelsäure entwickelt der Flusspat glasähnenden Fluorwasserstoff. Fundstätten: Zinnerzlager in Böhmen, Sachsen und Cornwall, auf Silbergängen im Erzgebirge und bei Königsberg, auf Bleigängen in England, in kristallinischen Schiefern der Schweizeralpen, im Val Sugana in Tirol, bei Kaput in Ungarn und an vielen anderen Orten. Dient zu Ornamenten und Gefäßen, als Flussmittel bei Hüttenproceszen, zur Entwicklung von Flussäure.

v. L.

**Flussserläufer**, *Actitis hypoleucus* Linné: *Tringa hypoleucus* Linn., Syst. Nat. I., p. 250 (1766); *Trynga guinetta* Pall. Zoogr. Rosso-as. II., p. 495 (1811); *Trynga leucoptera* Pall., l. c. p. 196 (1811); *Totanus hypoleucus* (L.) Temm., Man d'Orn., p. 424 (1815); *Actitis hypoleucus* (L.) Boie, Isis 1822, p. 360; *Actitis stagnatilis* C. L. Brehm, Vogel Deutschl., p. 649 (1831); *Guinetta hypoleuca* (L.) Gray. G. of B., p. 68 (1841); *Tringoides hypoleuca* (L.), id. l. c. p. 88 (1844); *Actitis empusa* Gould, P. Z. S. 1847, p. 222; *Actitis megarrhynchos* C. L. Brehm, Vgf., p. 314 (1855).

Gemeiner, trillernder, Meer-, Verchen-, Strandläufer-, Strandläuflein, Sandläufer, gemeiner, grauer, blauer, blunter, mittlerer Sandläufer, steiner, trillernder, Meer-, Wasserausläufer, Strand-, Wasserschneise, Wasserhühnchen, Herbstschneppstein, Wasserbekassine, Sandvösser, Strandvösser, Teichstrandvösser, Pfeiferle, Psi-

sterlein, Fisterlein, Lysklier, kleiner Myristiel, Meer-, Seelerche, Steinpiifer, Steinbeißer.

Engl.: Common Sandpiper; frz.: Chevalier guignette; span.: Andarios, Corrieros; ital.: Piro-piro piccolo; malt.: Beggazina tarrocca; däu.: Muddersneppe; norweg.: Strand-snipe; schwed.: Drillsnäppa; finn.: Rantatilleri; ungar.: Apró Kálód; böhm.: Pisik podbily; poln.: Kulik piskiliwy; croat.: Guzavae.

Raumann, Vögel Deutschl., Bd. VIII, p. 7. T. 144; Fritsch, Vögel Europas, T. 33, Fig. 13; Dresser, Vögel Europas, Bd. VIII, T. 563.

Die Uferläufer stehen den Wasseraltern nahe, unterscheiden sich jedoch in wesentlichen Dingen, besonders in der Lebensart.

Der schlaffe, weiche, gerade Schnabel ist nur an der Spitze hart. Die Nasenfurche geht bis an die Spitze.

Die Nasenlöcher sind röhrlärmig, durch eine weiche Haut verschließbar.

Die Füße mäßig stark, nicht sehr hoch; zwischen der äußeren und mittleren Zehe eine fast bis an das erste Gelenk gehende Spannhaut; Krallen schmal und schwach.

Flügel mittellang, spitz. Beim zusammengelegten Flügel erreichen die hinteren Schwingen beinahe die Spitze der ersten sichtbaren Schwungfeder, welche beinahe die längste ist.

Der zwölfförmige Schwanz ist fast keilförmig abgestutzt.

Das Gefieder ist weich und doch festgeschlossen, ändert auch, trotz der doppelten Mauer, sehr wenig ab. Auch die Jungen sind den Alten ähnlich.

In Europa ist nur diese Art Brutvogel und allgemein verbreitet.

Zwei nordamerikanische Arten sind mehrfach beobachtet. Dieselben werden am Schlusse erwähnt werden.

Der Flüssigerläufer kennzeichnet sich 1. durch seinen Schwanz, dessen äußerste Fahne der ersten Federn stets ganz, die drei äußersten an der Spitze weiß sind; gewöhnlich ist die ganze erste Feder in der Grundsärbung weiß. 2. Die Unterseite bis zur Brustmitte rein weiß, ohne jegliche Fleckung.

Die ganze Oberseite mit dem Schwanz ist lichtgrünlich-olivenbraun, über den Schwanz schwarze Binden, auf der übrigen Oberseite bei sehr alten Vögeln Querbinden und Schafstreifen von schwarzer Farbe, die sich fleckenartig an den Kreuzungspunkten erweitern. Am Hinterhalse und Oberkopfe fehlen die Querbinden und die Schafstreifen verbreitern sich in bräunlich-schwarzer Färbung. Die hintersten Schwingen zweiter Ordnung sind meist weiß und die übrigen haben weiße Wurzeln und weiße Spitzen, die nach dem Vorderflügel zu nach und nach schmäler werden. Die Oberseite des Flügels ist rein weiß, am Rande mit schwarzen Flecken.

Die Federn der Kopf- und der Halsseiten sind von der Rückensärbung mit breiten weißlichen Rändern.

Der Augering und ein Streif über dem Auge sind weiß oder weißlich. Durch das Auge bis zum Hinterhaupte ein olivenbrauner Streif.

Die Färbung der Halsseiten geht zum Vorderhalse und der Brust allmählich in lichtere Färbung über, indem sich lichte, allmählich breiter werdende Federränder an der Mitte des Halses und der Brust so ausbreiten, dass nur der Federschaft braun bleibt, die anderen Federtheile weiß oder weißlich werden. An den Brustseiten zieht sich die Rückensärbung in Form eines dunklen Fleckes zusammen. Der eben beschriebene Vogel wurde am 28. Mai 1847 erlegt, ein Weibchen, aber so schön, wie ich nie ein Männchen gesehen. Die ganze Unterseite erscheint mit großen, eckigen, schwarzen Flecken bedeckt.

Gewöhnliche alte Vögel haben auf der Oberseite weit weniger starke Fleckung, die auf dem Oberrücken oft fast ganz fehlt, auf den Flügeln nur durch Queränderung angedeutet ist, während Vorderhals und Brust sehr hell, auf weißlichem Grunde mit dunklen Schafstreifen erscheinen, welche an der Kehle ganz fehlen.

Im Jugendkleide ist die Grundsärbung der Oberseite grautlichgrün angehaucht. Die Federspitzen, besonders an den Deckfedern der Flügel sind weiß-gelblich, darüber ein schmales dunkles Band; Vorderhals, Halsseiten und Brust sind weit mehr weiß, besonders an der Mitte mit sehr schmalen Schafstreifen von der Rückensärbung an den Seiten. Der dunkle Seitenfleck an der Brust ist vorhanden oder fehlt individuell fast ganz.

Das Dunenkleid ist an der ganzen Unterseite rein weiß, oben hell bräunlichgrau mit schwarzen kleinen Flecken. Durch das Auge geht ein schwarzer Streif, ein ebensolcher von der Stirn über die Kopfmitte, Hinterhals und die ganze Oberseite.

Diese Art, welche ganz Europa und Nordasien bewohnt, ändert nach der Localität nicht unwesentlich ab. Spanische Exemplare, zur Brutzeit durch Se. k. k. Hoheit Erzherzog Kronprinz Rudolf erlegt, haben viel weniger Weiß im Flügel als deutsche, während Exemplare meiner Sammlung aus dem Amurlande, am 20. April erlegt, mehr Weiß haben.

Eine Abgrenzung dieser Formen ist jedoch nicht möglich, indem überall individuelle Verschiedenheiten vorkommen.

Bei der Bearbeitung dieser Art lagen mir außer einer Anzahl deutscher Vögel Exemplare aus dem Amurlande, Borneo, Java und Spanien vor.

Die Körpergröße dieses Vogels ist etwas über der Lerche, doch erscheint dieselbe durch den langen Schwanz wesentlich größer.

Masse. Flügelspitze 10 $\frac{3}{4}$ —11, Schwanz 5 $\frac{1}{2}$ —5 $\frac{3}{4}$ , Tarus 2 $\frac{3}{4}$  cm gewöhnlich, doch auch 1 mm länger oder kürzer, Schnabel 2 $\frac{1}{8}$ , auch 2 mm länger oder kürzer. Die längsten Flügel haben die vom Amur.

Die Färbung der nackten Theile sind folgende: Augen braun, Schnabel bei den Alten röthlichgrau, an der Spitze schwarzgrün, an der Spitze schwarz, gewöhnlich an der Wurzel röthlich angehaucht; bei den Jungen bleigrau, an der Spitze dunkel, an der Wurzel röthlich; Füße

bei Alten röthlichgrau, bei Jungen schmutzig- gelbgün.

Der Flüssuferläufer hat eine sehr weite Verbreitung. Er lebt als Brutvogel in ganz Europa und im nördlichen Asien, ziemlich weit gegen Norden und geht im Winter sehr weit gegen Süden, so daß er dann in weit entlegenen Gegenden vorkommt.

Zum Sommeraufenthalt liebt er die Ufer der Flüsse und Bäche, weniger diejenigen der Landseen und bevorzugt waldige Gegenden sowohl in der Ebene, als in den Bergen. Außer der Brutzeit findet man ihn an allen Gewässern.

In seinen Aufenthaltsorten ähnelt er am meisten dem Waldwasserläufer, doch liebt er nicht wie dieser Waldmoore. Gern sitzt er am Ufer auf einem etwas erhobenen Punkt, einem kleinen Hügel, einem kurzen Pfahl, einer hervorstehenden Baumwurzel. Er lässt dann gewöhnlich die Flügel hängen, wippt mit dem erhobenen Schwanz, läuft eine kurze Strecke in raschem Laufe zu einem anderen Punkte oder fliegt mit eigenartig wirbelnden Flügelschlägen von einem erhobenen Punkte zum andern.

Sein Nest steht in der Nähe eines Flusses oder Baches und auch wohl immer auf festem Boden, bisweilen unter jungen Kiefernentzünden, auf Holzspänen u. dgl., 10, 20, 30 Schritte vom Wasser entfernt.

Die Eier wie bei allen Gattungsverwandten, bei vollem Gelage stets vier an der Zahl, haben etwas mehr Glanz wie bei den Wasserläufern, sind diesen sonst theilweise sehr ähnlich, in der Grundfarbe jedoch gewöhnlich mehr gelblich. Gewöhnlich sind die Eier des Waldwasserläufers seiner und dunkler gefleckt, diejenigen des Bruchwasserläufers mit dunkleren großen Flecken, die auch bei diesem an der Basis mehr oder weniger franzartig vereinigt stehen, doch kommt die Färbung bei manchen sich recht nahe. Die Eier des Bruchwasserläufers haben keine gelbliche, sondern eine grün-grauweiße Grundfärbung und die des Waldwasserläufers sind erheblich größer. Im allgemeinen sind die Eier der Uferläufer mehr bandig, die der Wasserläufer mehr gestreckt zugespißt.

**Beschreibung.** Die Eier des Flüssuferläufers sind auf gelblichweißem oder graugelblichweißem Grunde mit Flecken und Punkten von rothbrauner Färbung bestreut, welche an der Basis am dichtesten stehen; bisweilen zieht die Grundfärbung jedoch einen schwachen Ton ins Röthliche und die nur kleinen Flecken und Punkte sind schwarzbraun. In beiden Zeichnungen kommen auch matt bläulichdägggraue Schalenflecken vor. Bisweilen ist das ganze Ei mit sehr kleinen Flecken und Punkten von schwarzbrauner oder röthlich-schwarzbrauner und grauer Färbung, ziemlich gleichmäßig gezeichnet.

**Masse der Eier:** Längsachse 35—37, Querachse 25—27 cm.

**Geslechter Uferläufer.** Dresselferläufer, geslechter Strandvogel, gesleckte Wassermas. *Actitis macularia* Temm. *Man. d'Orn.* II., p. 636. *Naumann VIII*, p. 34, T. 195, Fig. 1—3. Etwas über Lerchengröße. Der Fittig

10, die Fußwurzel 22, der Schnabel 24, der Schwanz 35 em lang. In der ganzen Form ist diese Art dem Flüssuferläufer sehr ähnlich, jedoch ein wenig schwächer. Die Färbung der nackten Theile ist folgende: Schenkel unten und an den Rändern des Oberschenkels röthlich, auf dem Fuß braun, an der Spize dunkelbraun, Füße schmutzig-fleischfarben, an den Gelenken gewöhnlich grünlich überlaufen; die Krallen schwarz; Iris dunkelbraun.

Die Grundfärbung der Oberseite ist ein bräunliches Olivengrau mit schwarzer Zackenbänderung auf dem Rücken, ähnlich wie bei den alten Flüssuferläufern. Oberkopf mit brauen Flecken an der Mitte der Federn. Die Halsseiten bis zur Brustseite zeigen die Rückenfärbung ohne schwarze Strichelung. Dies dehnt sich auch über die Kopfseiten aus. Durch das Auge ein schwarzer, über dasselbe ein weißer Streif.

Die Färbung und Vertheilung der Farben im Flügel ist wesentlich dieselbe wie bei der vorigen Art. Der Schwanz hat die Rückenfärbung; nur an den beiden mittleren Federn ohne schwarze Bänderung. Die erste Seitenfeder jederseits meist weiß, schwarz gebändert, die Spizien aller Federn weiß.

Die Unterseite ist auf rein weißem Grunde, vor der Spize jeder Feder mit einem runden schwarzen Fleck gezeichnet, die Kehle ungesleckt.

Diese Art lebt nur in Nordamerika, ist jedoch vielfach in Europa als Wandervogel gefunden. Im Venetianischen ist er besonders, öfter sogar in kleinen Trupps beobachtet, soll auch in früherer Zeit in Hessen verbreitet gewesen sein.

Ein Vorkommen für Deutschland kann ich jedoch constatieren. Im Januar 1844 brachte ein Bauer aus der Umgegend, unter Beccaisen einen jüngeren Vogel dieser Art auf den Markt zu Aachen, wo Herr Alexander Rütten denselben im Fleische kaufte und dem Verfasser zur Bestimmung zufandete. *E. v. Hrn.*

**Focaldistanz** (Brennweite), s. Linsen. *Vr.*

**Focus**, s. Linsen. *Vr.*

**Fogosch**, s. Sander. *Hce.*

**Föh** bezeichnet ursprünglich die charakteristischen Stürme am Nordfuß der Alpen, welche durch ihr plötzliches Auftreten und ihre hohe Temperatur, häufig oder meist verbunden mit großer Trockenheit der Luft, schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich zogen; bekannt war schon lange ihr regelmäßiges Erscheinen, besonders im Herbst, Winter und Frühling, seltener im Sommer, und die Bedeutung, welche der Schweizer ihnen für das Schmelzen der ungeheuren Schneemassen zuzuschreibt. Unter dem Hant des Föhns sollten diese trocken verschwinden, ohne irgend Überschwemmungen zu verursachen, also wesentlich verschieden von den Folgen unserer gewöhnlichen warmen Thauwinde.

Der erste Gedanke, welcher sich für die Erklärung bot, war, diese warme Luft aus der Sahara stammen zu lassen, und diese Erklärung fand bald eine große Stütze durch die Geologie. Die Erkenntnis, daß die Alpen früher viel tiefer herab vollständig mit Gletschern be-

dekt gewesen waren, und dass die Grenze der Gletscher allmählich in die Höhe gerückt sein müsse, ließ sich nämlich durch jene Saharawindtheorie sehr einfach zurechtlegen, sobald angenommen werden konnte, dass die Winde von der Sahara her einst eine andere Beschaffenheit gehabt hatten. Schon Ritter hatte 1817 ange deutet, dass die Sahara noch in verhältnismäßig sehr neuer Zeit ein Meer gewesen sein müsse, eine Ansicht, welche eine geologische Erforschung der Sahara durch Desor, Escher von der Linth und Martinus 1863 in jeder Weise bestätigt konnte. Es galt von da ab zunächst als feststehend, dass ehemals, wo die Sahara unter Wasser lag, feuchte Winde viel Niederschlag nach den Alpen geführt hätten und hiernach die Bergletscherung begünstigt worden sei, während allmählich bei dem Trockenwerden der Sahara die zugeführten, trockenen, heißen Luftmassen die Gletscher wieder zurücktreten ließen.

Dieser Ansicht von Desor (berühmtes Werk „Über Sahara und Atlas“) schloss sich der berühmte Geologe Sir Charles Lyell an (1864) und ebenso de la Rive (1863).

Dove hatte gegen die Saharatheorie den Einwand erhoben, dass Luftmassen, welche über der Sahara emporsteigen, nicht nach der Schweiz geführt werden, sondern bei ihrem Vordringen nach Norden durch die Erdrehung mehr nach rechts abgelenkt werden und aus diesem Grunde mehr Asien als Europa treffen; er bezeichnet als die Wiege jener südlichen Winde der Schweiz nicht die Sahara, sondern Westindien, das feuchte Karibische Meer. Hiemit in Übereinstimmung waren auch die Föhnwinde nach seiner Ansicht feucht und von starken Niederschlägen begleitet (auf der Südseite der Alpen fallen bei Föhn auf deren Nordseite meist erhebliche Niederschläge und Dove scheint die Erscheinung als Ganzes unter Föhn zusammengefasst zu haben. Vgl. Dove, Der Schweizer Föhn, 1868. p. 33).

Bezüglich der Erwärmung der Atmosphäre, welche die unter den Tropen sich erhebende und in höheren Breiten herabsinkende Luft erzeugt, hatte Dove die Ansicht, dass sie dann erst eintritt, „wenn der Wasserdampf, welcher sich über der tropischen Meeresfläche bildete, in nördlichen Gegenden in die Form des tropisbar flüssigen zurückkehrt und auf diese Weise die früher gebundene Wärme freimacht“. Er schließt: „Europa ist der Condensator für das karibische Meer, nicht durch Luftheizung erwärmt, wofür Afrika die Rolle des Ofens übernehme.“

Für das Folgende bemerkenswert ist der gleichzeitige Ausspruch Doves: „Die Anden und Felsengebirge bewirken, dass die Condensation der Dämpfe des stillen Oceans nur dem schmalen Küstenstrich Amerikas jenseits jener Gebirge zugute kommt.“

Von höchster Bedeutung für unsere Ansicht über den Föhn war die Untersuchung von Hann „Zur Frage über den Ursprung des Föhn, Österr. Met. Zeitschr. 1866“, in welcher vor allem der Nachweis geführt wird, dass aus einem Reisewerk über Grönland von Munk (1854) hervorgeht, dass Grönland ebenfalls einen Föhn habe. Die warme Luftströmung weht dort aus

Ost bis Südost an der ganzen Westküste und fällt direct in die Fjorde ein. Die Beschreibung dieser Föhnercheinungen ist so charakteristisch, dass es gestattet sein mag, die Worte Hanns zu citiren: „Der Herannahen verkündet der niedrigste Barometerstand und gleichzeitig zeigt sich der Himmel schwach überzogen, besonders von bläulichen, langen, ovalen Wolken, die außerordentlich hoch ziehen und nie die Berggipfel erreichen, wie das Gewölk im Gefolge der anderen Winde. Inzwischen sind Meer und Luft noch ganz ruhig. Die Atmosphäre wird im Winter wie im Sommer durch plötzliche Temperaturerhöhung sehr drückend und zeigt eine seltene Durchsichtigkeit. Dann tritt der Sturm auf einmal ein, aber erst auf den grösseren Bergköpfen; man sieht den Schnee über das Hochland hinwirbeln und auf dem Fjordeise unter den steilen Abhängen kann man den Sturm oben jausen und brausen hören, während es unten ganz windstill ist. Er weht sehr unbeständig in Stößen, meist bringt er viel Regen, besonders wenn er von kurzer Dauer, weht er aber mehrere Tage hindurch mit voller Stärke, so pflegt er die Luft aufzuklären und ist dann außerordentlich trocken. Ohne dass ein Tropfen rinnendes Wasser zum Vorschein käme, sieht man den Schnee dünner werden und verschwinden. Er erhöht die Temperatur im Winter oft um  $20^{\circ}$  R., durchschnittlich im Herbst und Frühling um  $9^{\circ}$  R., im Winter um  $10-15^{\circ}$  R. über die betreffende Mitteltemperatur.“

Da für den Föhn in Grönland ein erwärmtes Festland als Ursache nicht angenommen werden könnte, fällt nach Hann auch für den Schweizer Föhn die Nothwendigkeit einer solchen Annahme fort. Hann erklärte damals den Föhn noch als den „Passat, der über dem Gebirge herabkommt, locale Eigenthümlichkeiten annimmt“. Die hohe Temperatur erklärt Hann durch die Temperatursteigerung, welche die Luft bei ihrer Compression während des Herabkommens nach den Gesetzen der mechanischen Wärmetheorie, speciell dem mit dieser in Übereinstimmung stehenden Gesetze von Poisson, erfährt; durch diese Temperatursteigerung erkläre sich auch die Abnahme der relativen Feuchtigkeit; wäre die Luft auch in der Höhe mit Wasserdämpfen gesättigt gewesen, so müsse sie relativ trocken, weil wärmer, unten ankommen. Es wird ferner auf den Unterschied der Temperaturänderungen aufmerksam gemacht, je nachdem die in der Verticale bewegte Luftmasse trocken oder feucht ist. Wird eine feuchte Luftmasse auf der einen Seite eines Gebirges emporgehoben, so fühlt sie sich dabei weniger ab, als eine trockene, wegen der bei der Condensation der Wasserdämpfe freiwerdenden Wärme; wird dieselbe gehobene Luftmasse, nachdem sie sowohl Wasser verloren, dass sie bei der niedrigsten Temperatur in der Höhe gerade gesättigt ist, auf der anderen Seite des Gebirges wieder herabgepresst, so erwärmt sie sich nun viel schneller und gelangt somit wärmer herab, als sie in gleichem Niveau beim Aufstieg. Die Abkühlung eines feuchten Luftstromes, der bis zur Höhe der Berner Alpen aufsteigt, berechnet Hann zu  $16^{\circ}$  R., dagegen die eines

trockenen zu  $25^{\circ}$  R.; es würde demnach die Luft um  $9^{\circ}$  R. wärmer am Nordfuß anlaufen, als ihre Temperatur am Südfuß betrug.

Diese Steigerung von Temperatur und Abnahme der relativen Feuchtigkeit müssen natürlich abhängig sein von dem Maße der Bevölkerung und Mischung mit der kälteren benachbarten und verdrängten Luft und der Berührung mit der kälteren Bodenoberfläche bei dem Herabsteigen; die Änderungen müssen in der Mitte der herabsteigenden Luftmassen am bedeutendsten sein. „Übrigens muss der feuchte Südwest auch beim Übersteigen der Alpen an deren Südabhängen einen großen Theil seines Wasser dampfes durch Niederschläge verlieren. Es ist daher wohl möglich, dass der Südwest als Föhn bald local sehr trocken, bald wieder als feucht erscheint.“

Über die Natur des Föhn in Grönland liefererte später ein Vortrag von Hoffmeyer, gestützt auf 20jährige Beobachtungen von Dr. Pfäff in Jakobshavn, interessante weitere Belege (vgl. Österr. Met. Zeitschr. 1878); das Vorkommen dieser Stürme bringt es mit sich, dass die Mitteltemperatur des Februar in verschiedenen Jahren zwischen  $-31.6^{\circ}$  C. und  $-8.7^{\circ}$  C. schwankte; innerhalb 24 Stunden wurde dreimal durch den Föhn eine Temperatursteigerung von mehr als  $23^{\circ}$  C. herbeigeführt. Damit der Sturm zustande kommt, fand Hoffmeyer hohen Luftdruck über Island und wiederum höheren Druck zu Jakobshavn als zu Ivigtut erforderlich.

Den Ansichten Hanns schloss sich im wesentlichen Mührh an in seiner Abhandlung „Über den Föhnwind“ (Dest. Met. Zeitschr. 1867), welcher an der Hand der seit 1864 in der Schweiz eingerichteten meteorologischen Stationen und ihrer Aufzeichnungen das Hauptföhngebiet der Schweiz in folgender Weise abgrenzt: „Ein Föhngebiet ist anzunehmen an der Nordostseite des Centralzuges der Alpen, etwa des St. Gotthard und des Tödi, hier wird es umschrieben von einem Halbkreis, welcher ungefähr verläuft, freilich mit schwankenden Grenzen, von Brienz über Luzern, Zug, Glarus und Chur, begreifend namentlich das Reusstal, das Linththal und das Rheinthal, jedoch zeitweise auch weiterhin sich ausdehnend.“

Zunächst drehte sich der Streit bezüglich des Föhn besonders um die Frage, ob der Föhn trocken oder feucht sei.

Hann wies 1867 („Der Föhn in den österreichischen Alpen“, [Österr. Met. Zeitschr. 1867]) an der Hand der Beobachtungen zu Bludenz nach, dass die relative Trockenheit und übermäßig hohe Wärme des Luftstromes nur an kurze Entfernung hervortreten, während hohe Temperaturen noch weiterhin bemerkbar bleiben. Für die Zeit des Föhn stand er auf der Südseite stets hohen Luftdruck und niedrige Temperatur, und für die Nordseite ergab sich, dass trotz der hier und da auftretenden hohen relativen Trockenheit die Niederschläge sich auch häufig auf die Nordalpen erstrecken und nicht allein auf die Südseite der Alpen beschränkt bleiben.

Dove glaubte in „Eiszeit, Föhn und Seirocco“ 1867 den strengen Nachweis dafür zu

liefern, dass der Föhn ein feuchter Wind sei, lässt allerdings auch die Möglichkeit von ausnahmsweise trockenen Föhnen zu, „wo nach den von Ebel gesammelten Notizen ein ursprünglich feucht aufkommender Föhn seinen Wasser dampf an der Südseite des Gebirges so stark verdichtet, dass er, durch Herabsinken wärmer werdend, auf der Nordseite trocken erscheint“ (p. 86).

Die Beobachtungen anderweitiger Föhnerscheinungen konnten bei der regen Betheiligung der Meteorologen an der ausgeworfenen wichtigen Frage nicht ausbleiben; so gelangten u. a. zunächst die Föhnstürme am Absturz des Elbsengebirges zur kaspischen Seeung, der Föhn in Hermastadt, welcher durch die Transsilvanischen Alpen im Rothenthurmertal Paß her vorbricht, und ein Föhn auf der Ostseite der Südalen Neuseelands, welcher als trockener, wärmer Nordwest vom Gebirge herkommt, während er auf der anderen Seite als feuchter Nordwest zuströmt, zur sicherer Kenntnis.

In der berühmten Untersuchung „Recherches sur le Föhn du 23. Sept. 1866 en Suisse“ gab Dufour 1868 (vgl. Österr. Met. Zeitschr. 1868) eine treffliche Darstellung dieses Föhnsturmes in Ausehnung an die dabei in ganz Europa stattfindende Wetterlage. Aus jenem Referat ersehen wir, dass am 23. bei einem tiefen barometrischen Minimum in Nordwesteuropa mit starken Gradienten nach Südost, nördlich von den Alpen hohe negative, südl. dagegen positive Anomalien des Luftdruckes herrschten; auch in Algier lag eine Depression. In Nord-, Nordwest- und Mitteleuropa herrschten heftige Südwestwinde, in der Schweiz Südwest-, Süd- und Südostwinde, aber der Wollenzug zeigte Südwest als obere Strömung an; in Italien dagegen waren die Winde schwach und veränderlich. Temperaturzunahme von  $6-8^{\circ}$  C. trat über einem großen Theil der Nordalpen ein, eine geringere ward über ganz Centraleuropa sichtbar, gegen Nordwesten abnehmend. Auf der Südseite waren die Temperaturveränderungen geringer oder selbst entgegengesetzt. Der Föhn war trocken, besonders im Nordosten der Schweiz. Starke Regengüsse fanden dagegen in Nordwest- und Südwesteuropa, sowie auf der Südseite der Alpen statt. Während auf der Südseite verheerende Wasserläuse herabstürzten, blieben die Rinnale auf der Nordseite trocken.

Als Beweis für die Richtigkeit der Hannoischen Erklärung forderte Dufour das Auftreten von Nordföhn auf der Südseite der Alpen.

Den Nachweis solcher Nordföhne lieferte wohl zuerst Wild 1868 in seiner Rectoratsrede „Über Föhn und Eiszeit“, indem er für Chiavenna die Existenz eines trockenen Nordostwindes nachwies, bei geringer Temperaturänderung und steigendem Barometer; für die Jahre 1863—1866 constatierte Wild in sechs Fällen solchen Nordföhn, welche bei warmen, heftigen West- und Nordweststürmen auf der Nordseite der Alpen eintraten.

Bezüglich der Südföhne betonte Wild, dass die Trockenheit nicht lange andauere, die Luft sich bald sättige und in den Höhen überhaupt nicht trocken scheine, nach der Bildung von

Cirren und Cirro-cumuli („Föhngewölfe“) zu schließen, welche bei Föhn meist auftreten. Seine Untersuchung ergibt für die Witterung an dem Jura und im Flachland, während der Föhn in den Thälen der Alpen tobt, ein sehr wechselndes Verhalten; meist herrschen feuchte Südwestwinde oder diese kämpfen mit Nordostwinden; auf der Südseite wurden stets gleichzeitig Niederschläge beobachtet.

Auf die mit eingestreuten Angriffe antwortete Dove durch eine Ergänzungsschrift „Der Schweizer Föhn“, 1868, aus welcher sein früherer Standpunkt klarer hervortritt. Dove wiederholt, dass nach seiner Ansicht gewöhnlich feuchte Aquatorialströme nach der Schweiz gelangen, in Ausnahmefällen jedoch auch Wüstenwinde, und fährt fort, dass, wenn zu diesen noch die von ihm „Leste-Scirocco“ (so genannt nach dem in Madeira „Leste“ genannten Wüstenwinde; unter Leste-Scirocco versteht Dove Stürme, die durch ein plötzliches Verdrängen polarer Stürme durch äquatoriale entstehen und durch raschen Wechsel von trocken und naß ausgezeichnet sein sollen) genannten und ferner die Winde hinzukämen, welche „vorzüglich in der Ostschweiz, durch Übersteigen des Gebirges auf kurze Zeit local trocken geworden“, auftreten, und alle

mit dem Namen Föhn bezeichnet werden, so müsse eine große Verwirrung entstehen. „Wenn es vorgezogen wird, nur den in Schweiz bei dem Herausstoßen trocken gewordenen Wind Föhn zu nennen, so sinkt das ganze zu den bedeutungslosen Rölle weg. Wetterscheiden herab. Man begreift dann in der That nicht, wie überhaupt in allgemeinen wissenschaftlichen Betrachtungen hat können von ihm die Rede sein.“ Im Widerspruch gegen diese allgemeine Bezeichnung will Dove die Bezeichnung auch für den von Wild entdeckten Nordföhn nicht gelten lassen.

Einer weiteren eingehenden Beobachtung unterwarf Hann, gestützt auf Untersuchungen von B. Dürer, die Nordföhne der Südalpen in einer Abhandlung („Der Scirocco der Südalpen“, Österr. Met. Zeitschr., 1868). Die Stürme, meist aus Norden hereinbrechend, traten gewöhnlich bei steigendem Barometer auf, blieben aber meist auf engen Umkreis beschränkt; bei ihrem Vorherrschen in Lugano fehlten dieselben schon in Mailand. Besonders lehrreich sind die Temperaturabnahmen mit der Höhe, welche Hann für zwei Föhnstürme und zwei Sciroccostürme (eigentlich Nordföhne) berechnete und deren Mittelzahlen hier Platz finden mögen.

#### Temperatur-Abnahme mit der Höhe bei Südföhn und Nordföhn.

	Wind- oder Regenseite			Lee- oder Föhnseite		
	Höhen-Differenz in Meter	Tempe- ratur- Differenz C°	Tempe- ratur- Abnahme pro 100 m	Höhen- Differenz in Meter	Tempe- ratur- Differenz C°	Tempe- ratur- Abnahme pro 100 m
Im Mittel (12. und 13. Dezember 1863 [Nordföhn]) .....	1368	4·3	0·32	1410	14·7	1·08
Im Mittel (15. December 1864 [Südföhn]) .....	1550	6·9	0·44	1403	10·5	0·75
Im Mittel (9. November 1867 (Nordföhn)) .....	1368	7·3	0·64	1693	17·6	1·04
Im Mittel (15. und 16. November 1867 (Südföhn)) .....	1693	8·8	0·52	1368	14·6	1·12
Allgemeines Mittel .....	1493	6·8	0·48	1469	14·3	1·00

„Im Mittel der vier Fälle beträgt die Wärmeabnahme nahe für 100 m Erhebung an der Windseite des Gebirges 0·48° C., an der Föhnseite erreicht sie 1,00° C., ist somit doppelt so rasch.“ Ein Unterschied in derrscheinung zwischen Nord- und Südföhn besteht in dieser Beziehung also nicht.

Die Theorie des Föhns legte zum Zustandekommen des Föhn, wie wir gesehen haben, ein großes Gewicht auf das Emporsteigen der Luftmassen auf der dem Auftreten des Föhn abgewandten Seite des Gebirges. Der weitere Ausbau der Theorie ließ zunächst an der Hand der synoptischen Karten jene Bedingung als nicht immer erforderlich erkennen.

1873 zeigte Billwiler in seiner Studie „Über ein lokales Auftreten des Nordföhns, Östl. Met. Zeitschr., X. Bd.“, dass es Fälle gibt, wo von einem Aufsteigen des Windes auf der einen Seite der Alpen nichts zu bemerken ist, sondern der Föhn nur als ein Abschießen der langsam aufgestauten Atmosphäre in die

Thäler der anderen Seite, wo die Luft weniger verdichtet ist, sich bemerkbar macht, wo der Föhn nur als Folge eines bedeutenden Dichtigkeitsgradienten austritt. Dieses Aufstauen der Luft und die dadurch hervorgerufenen Druckunterschiede hatte Dove schon 1828 in dem Aufsatz „Über barom. Minima, Pogg. Ann. 13“ für die Südföhn hervorgehoben und dabei besonders betont, dass diese Druckunterschiede mit der Tiefe zunehmen und deshalb die Luft mit der größten Heftigkeit dort vordringen werde, wo sich Spalten im Gebirge finden.

Einen erheblichen Fortschritt machte die Theorie durch die Untersuchung von Hann „Der Föhn in Bludenz, Sitzungsbericht der Wiener Akad. 1882, auch Östl. Zeitschr. 1882“, welche sich auf eine trefflich sorgfältige Beobachtungsreihe aus den Jahren 1856–1873 des Baron von Sternbach stützt. Die Lage von Bludenz im Illthal, welches gegen Südosten durch die Zillertagruppe, im Westen und Südwesten durch die Rhäticonkette derartig abge-

schlossen ist, dass die Süd- und Südostwinde aus einer relativen Höhe von mindestens 2000 m herabkommen, ist für das Auftreten von Föhnstürmen eine besonders günstige. Auch diesmal stellte sich heraus, dass die abnorm hohe Temperatur und die Trockenheit nur in Bludenz beobachtet werden, dagegen im Süden wie im Norden in einiger Entfernung von dem Alpenkamm fehlen, dass diese Erscheinungen somit als locale Phänomene aufzufassen sind.

Unter Berücksichtigung der Beobachtungen an den schweizerischen Stationen berechnet Hann für zwei besonders ausgeprägte Föhnperioden (31. Januar bis 1. Februar 1869 und 1., 4., 7.—9. Januar 1877) Temperaturabnahmen, welche sich durch folgende Gleichungen darstellen lassen:

$$\begin{aligned} \text{Südseite } t_h &= 4.4^\circ - 0.34h, \\ \text{Nordseite } t_h &= 16.7^\circ - 0.92h, \\ \text{Südseite } t_h &= 7.4^\circ - 0.46h, \\ \text{Nordseite } t_h &= 17.9^\circ - 0.95h \end{aligned}$$

wo die Höhe  $h$  in der Formel nach 100 m fortgesetzt. „Die Wärmeabnahme ist auf der Südseite somit im Mittel  $0.4^\circ$  per 100 m, auf der Nordseite  $0.94^\circ$ ; letzteres ist fast genau das theoretische Maß der Wärmezunahme in einem herabsinkenden Luftstrom.“ Aus beiden Formeln ergibt sich im Mittel als Temperaturdifferenz im Meeressniveau für beide Föhnstürme  $11.4^\circ$  und Hann schließt weiter: „nimmt man die durchschnittliche Wärmeabnahme mit der Höhe im Winter zu  $0.45^\circ$  (wie dies auf der Südseite so ziemlich der Fall war) und berücksichtigt, dass dieselbe in einem herabsinkenden Luftstrom um  $0.97^\circ - 0.45^\circ = 0.52^\circ$  größer ist, so genügt es, dass der Luftstrom aus einer relativ Höhe von 2200 m kommt, um den Wärmeunterschied von  $11.4^\circ$  hervorzubringen.“ Es ist, wie Hann hervorhebt, also nicht erforderlich, dass die Luft auf der anderen Seite des Gebirges emporgereist worden sei, um auf der anderen Seite den Föhn hervorzurufen, sondern es genügt schon jene langsame Abnahme der Temperatur, welche im Winter mit der Höhe stattfindet, in Verbindung mit der schnellen Temperaturzunahme beim Herabkommen. „Es erklärt sich daraus auch, dass der Föhn im Sommer keine so große Temperatursteigerung hervorbringen kann als im Winter, denn während in letzter Jahreszeit die herabsinkende Luftmasse für je 100 m eine relative Temperaturzunahme von  $0.99^\circ - 0.45^\circ$  erhält, beträgt, dieselbe im Sommer nur  $0.90 - 0.70 = 0.29^\circ$ , das ist fast die Hälfte. Desgleichen ist dieser Temperaturzuwachs im Herbst größer als im Frühling und Sommer.“

„Das Motiv der Föhnstürme liegt also nicht jenseits, sondern diesseits auf der Nordseite (bei Südföhn) und es besteht in dem Auftreten tiefer Barometernmina auf irgend einem Theile der Strecke zwischen der Bay von Biskaya und Nordischottland. Diese Barometernmina ziehen zunächst die Luft über Frankreich und Mitteleuropa in den Wirbelsurm hinein und später auch die Luft über den Niederrungen der Nordschweiz und der Alpentäler. Indem aber die Luft aus den Alpentäleru-

nach Norden und Nordwesten hin abfließt, stürzt sich die Luft von den Alpenkämmen in die Thäler hinab, erwärmt sich dabei und bildet den Föhn.“ Die Föhnluft kommt im Anfang gar nicht von Süden her, es ist die Luft über den Alpenkämmen selbst. „Im weiteren Verlauf werden dann allerdings auch die tieferen Lufthöhen auf der Südseite in die Bewegung hineingezogen, die Luft auf der Südseite steigt dann auf und es tritt Condensation des Wasserdampfes ein. Der Regenfall auf der Südseite der Alpen wird im Allgemeinen dem Auftreten des Föhn erst nachfolgen, nicht vorangehen.“ Auf der Nordseite der Alpen braucht gleichzeitig kein Süd- oder Südweststurm zu herrschen, wenn der Föhnsturm in den inneren Alpentälern herrscht, aber es müssen Luftdruckunterschiede vorhanden sein; es muss der Druck nach Nordwesten oder Norden abnehmen und so die Luft zum Abschießen aus den Thälern zwingen.

Hinach ist in den meisten Fällen der Föhnsturm keineswegs als eine local veränderte Fortsetzung eines herrschenden Luftstromes aufzufassen, sondern er stellt uns den Vorgang des Ausgleiches der Druckverhältnisse im Norden und Süden der Alpen dar.

Bei Besprechung dieser Untersuchung Hann's zeigt Köppen (Öst. Met. Zeitschr. 1882, p. 467), wie sich der Föhn, die gewöhnlichen Gebirgswinde und die Bora, ein kalter stürmischer Wind, der aus Norden am Südfuß der Alpen bisweilen beobachtet wird, unter demselben Gesichtspunkt zusammenfassen lassen. Sei a ein Punkt auf dem Raum und b einer am Fuß des Gebirges, deren Höhendifferenz  $n \times 100$  m, so wird die Luft, die von a nach b hinabsteigt, sich um  $n \times 1.0^\circ$  erwärmen und dabei vom Sättigungspunkt sich entfernen, wenn die Bewegung rasch vor sich geht. „Die Temperatur, mit welcher die Luft in b ankommt, ist nun nur noch abhängig von der Temperatur der Luft in a; beträgt der Unterschied der Temperatur nur etwa  $n \times 0.5^\circ$ , entsprechend der Temperaturabnahme im Winter, so gelangt die Luft am Fuß mit  $n \times (1.0 - 0.5^\circ) = n \times 0.5^\circ$  Temperaturüberschuss über die vorher in b stattfindende Temperatur an, wir haben den Föhn.“ Ist die Luft in a kälter und beträgt der Unterschied gegen b mehr als  $n \times 1.0$  m, so kommt die Luft in b kälter an als die hier vorhandene; „die Trockenheit wird wegen teilweise Mündung mit der umgebenden warmen Luft weniger ausgeprägt sein“. So entsteht die Bora. Beträgt der Unterschied der Temperatur in b und a zwischen  $n \times 0.5$  und  $n \times 1.0^\circ$ , so entstehen die gewöhnlichen Gebirgswinde. Aus verschiedenen Ursachen werden Zwischenformen und Modificationen mannigfacher Art auch bisweilen auftreten müssen.

Die eben genannte Untersuchung Hann's bezeichnet den Schlussstein in dem Aufbau der Theorie des Föhns, und es wird sich jetzt im Wesentlichen nur noch darum handeln, an der Hand der meteorologischen Aufzeichnungen dieses großartigen Phänomen überall eingehend zu studieren und seine Verbreitung auf der Erde genau festzustellen.

Außer den bereits aufgeführten Heimstätten von Föhnerscheinungen ergaben weitere Untersuchungen unter anderem noch einen Föhn in Modena, der senkrecht von den Apenninen weht, einen Südföhn in Trapezunt und einen Föhn in Nordwesttirol zu Mösche-Wohlmüll, dessen Wehen nach den Schilderungen des Admirals von Wrangell die Temperatur einmal von  $-30^{\circ}$  auf  $+5^{\circ}$  erhoben hat; der Sturm hält dort selten mehr als 24 Stunden an und tritt besonders im Herbst und Winter ein. Doch steht zu erwarten, daß ausgedehntere Beobachtungen ein ziemlich allgemeines Vorkommen des Föhns am Fuße hoher Gebirgsmauern werden feststellen lassen.

Nachdem wir vorstehend zugleich mit dem Wefen und der Theorie des Föhns ihre geschichtliche Entwicklung kennen gelernt haben (vgl. Hann: „Einige Bemerkungen zur Entwicklungsgeschichte der Ansichten über den Ursprung des Föhns“, Met. Zeitschr. 1885), erübrigt es nur noch der Vollständigkeit halber, einige Vorläufer dieser Theorie kennen zu lernen, wobei es sich um mehr oder minder klar ausgesprochene Ansichten theils über die in Betracht kommenden physikalischen Vorgänge im allgemeinen, theils direct in Beziehung auf den Föhn handelt.

Hann erwähnt den Schweizer Meteorologen Ebel, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts auf der richtigen Fährte zur Föhntheorie war; in Dove's Schrift „Über Eiszeit, Föhn und Scirocco“ findet sich diesen Meteorologen betreffend die Stelle: „Die Bemerkung, daß der Alpenkamm oft eine Scheidewand der Witterung sei, führte ihn dazu, die Alpen als Erzeuger des Föhn anzusehen; seine hohe Temperatur röhre von dem vielen durch das Tropfbarwerden der Dünste entzündeten Wärmetstoff her.“

Ferner erwähnt Hann das berühmte Werk von Espy „Phylosophy of storms“ 1841, in welchem die Säke über die Temperaturabnahme in aufsteigenden Luftströmen infolge der Expansion, die Verzögerung dieser Temperaturabnahme in feuchten aufsteigenden Luftströmen infolge der Condensation, die Erwärmung herab sinkender Luftmassen durch die dabei stattfindende Compression bereits gelehrt worden sind. Besonders wichtig sind die von Hann citierten Stellen: „I inferred from the great rains in the West of the Rocky mountains that, in consequence of the great quantity of latent caloric evolved by the condensation of vapour and carried over the mountains by the air, it was probable that the mean temperature near the mountains on the east side would be found to be abnormally great and such it has been found to be.“

The theory also would indicate that during the great rains that take place north of the head of the Gulf of Venice, and south of the Carnic Alps, there would be felt on the north slope of these Alps a very hot, dry wind, such as the sirocco is described to be.“

Wenn auch Espy die Vorstellung der Erwärmung durch Compression beim Abstieg besessen hat, so scheint er hiernach doch das Auftreten warmer Luft auf der Leeseite mehr als

durch die mechanische Mitsführung der auf der anderen Seite durch Condensation freigesetzten Wärme verursacht aufgesetzt zu haben, wohl ebenso wie Ebel. Wir haben gesehen, daß diese höhere Wärme auf dem Kamm des Gebirges in Verbindung mit der Erwärmung durch Compression die wahre Lösung des Problems enthalte.

Auf die Bedeutung der Expansion und Compression der Luft bei den Föhnerscheinungen wies wohl zuerst Helmholtz ausdrücklich hin in einem seiner populären Vorträge „Eis und Gletscher, 1865“; aber jedenfalls lag es diesem berühmten Physiker fern, bei dieser Gelegenheit die Theorie des Föhns entwickeln zu wollen, und so blieb dieser Auspruch, welcher nebenher in einem populären Vortrage gefallen war, unbeachtet. Ledentfalls gehört den berühmten österreichischen Meteorologen Hann das Verdienst, ganz unabhängig von den genannten Vorläufern, eine Theorie des Föhn geschaffen und derselben zu allgemeiner Anerkennung verholfen zu haben.

Wir können die in vieler Beziehung lehrreiche und charakteristische Entwicklungsgeschichte der Föhntheorie nicht besser schließen, als mit den Worten Hanns: Es dürfte hervorgehen, „daß es bei der Aufstellung der Föhntheorie ganz ähnlich zugegangen ist, wie bei der Aufzündung der wahren Ursachen der meisten Naturerscheinungen. Die richtigen Ideen waren lange schon vorhanden bei verschiedenen Naturforschern, sie konnten aber nicht zur allgemeinen Geltung und Anerkennung gelangen, bis nicht der allgemeine Fortschritt der betreffenden Disciplin so weit gediehen war, daß diese Ideen einen fruchtbaren Boden zur Weiterentwicklung finden konnten, und bis nicht die Kenntnis der Thatjachen selbst, d. i. die auf das Phänomen bezüglichen Beobachtungen zahlreich und gründlich genug waren, um die Theorie an denselben eingehend zu prüfen, daß alle anderen Hypothesen ausgeschlossen werden konnten, und die als Ausfluss der Theorie vorhergesagten Erscheinungen in der That an der bestimmten Ortslichkeit und in der angezeigten Weise vorgefunden waren“ (Met. Zeitschr. 1885, p. 399).

Gfn.

Föhre, s. Pinus und Kiefer. Wm.

Föhrenbäume, Entrindung derselben ohne Bewilligung der politischen Behörde (vidiert vom Gemeindevorstand) ist nach dem Gesetze vom 19. Februar 1873, R. G. Bl. Nr. 20, in Dalmatien verboten und die Übertretung dieses Verbotes ein Forstfreiwill (Arrest bis zu 14 Tagen oder Geldstrafe bis zu 50 fl.), wenn das Strafgesetz nicht Anwendung findet. Transportierte oder zum Verkauf gebrachte Föhrenrinden müssen von einem Certificat begleitet sein, widrigens dieselben samt etwaigen Gewinnungswertzeugen in Besitz genommen und zu Gunsten des Armenfonds des Thatortes veräußert werden. Wachorgane (mit Ausnahme der Forsthüter) erhalten ein Drittel dieses Erlöses, wenn die Beischlagsnahme im Walde erfolgt, sonst ein Viertel.

Mcht.

Föhrenkreuzschnabel, *Loxia pityopsittacus*, Bechst., *Loxia curvirostra* var.  $\gamma$ , Gmelin,

## Föhrentreuzschnabel.

Syst. Nat. I. p. 843 (1788): *Loxia pityopsittacus* Bechstein, Dr. Taschenbuch, p. 106 (1802); *Crucirostra pinetorum*, Meyer, Vogel Liv- und Ethlands, p. 71 (1815); *Crucirostra pityopsittacus*, Brehm, Vogel Europas, p. 241 (1831); *Crucirostra subpityopsittacus*, idem, ibidem, p. 242 (1831); *Crucirostra brachyrhynchos*, Brehm, Naumannia 1833, p. 185; *Crucirostra pseudopityopsittacus*, idem, ibidem p. 183; *Crucirostra intercedens*, idem, ibidem p. 187; *Crucirostra major*, idem, ibidem 1833, p. 275; *Loxia curvirostra*, var. *pityopsittacus*, Seeböhm, Hist. of brit. Birds, II., p. 31 (1884).

**Abbildungen:** 1. Vogel: Naumann, Vogel Deuticht., T. 109, Fig. 1—3; Dresser, Birds of Europe, vol. IV, T. 45, Fig. 1—3. 2. Eier: Thienemann, Abbildungen von Vogeleiern, Tab. XXXVI, Fig. 17, a, b; Bädeker, Die Eier der europäischen Vögel, T. 76, Nr. 12; Seeböhm A., History of brit. Birds, II., T. 13.

Großer oder wälscher Kreuzschnabel, kurz-schnäbeliger Kreuzschnabel, Rosstrubis, Krummschnabel, großschnäbeliger oder scherenähnlicher Kermbecker, Riesenvogelpape, Tannenpapagei.

Böh.: Křívka oboená; engl.: Parrot crosstbill; dän.: Stor Korsnaeb; finn.: Iso Käpyliutu; frz.: Bee-croisé Perroquet; ital.: Crociere delle pinete. Crosnobel grande, Crosnobol, Cioccher, Bekstort gross; frz.: Krikovkijn horakis; norweg.: Furukorsnaeb; poln.: Kryzodziób papužka, Kryzodziób sosnowy; russ.: Klest sosnowik; schwed.: Större Korsnäbb; ungar.: Kajdacsorrú Keresztsör.

Der Föhrentreuzschnabel, der von einigen Autoren, so namentlich von denjenigen, die sich speziell mit dem Studium der Vogeleiter befasst haben, wie Thienemann und Seeböhm, nur als eine größere Varietät des gewöhnlichen Kreuzschnabels angesehen ist, den wir aber als selbständige Art aufrecht erhalten, ist ein hauptsächlich nordeuropäischer Vogel, der östlich nicht über den Ural hinausgeht und am häufigsten in Skandinavien brütet, auf seinen Wanderungen westlich bis England und Frankreich, südlich bis zum Mittelmeer und Südrussland geht.

Totalänge . . . . .	19·7 cm
Flügellänge . . . . .	10·4 "
Schwanzlänge . . . . .	7·2 "
Tarsus . . . . .	1·8 "
Schnabelfirste . . . . .	2·0 "

Schnabelhöhe (senkrecht über der Mitte des Unterschnabels) = 1·5 cm.

(§ 8. November 1881. Anclam. Sammlung Tancré.)

Der Schnabel ist sehr kräftig und breit an der Basis, sehr kurz gebogen, die First in einem Quadranten, die Spitze des Unterschnabels kaum über die Schneide des Oberschnabels hinaufragend.

Die Flügel sind lang und ziemlich spitz, die 1., 2. und 3. Schwinge bilden die Flügelspitze und sind aus der Außenfahne bogenförmig eingefüllt, sie ragen bis ungefähr zur Mitte des Schwanzes bis zu der Spitze der oberen kleinen Deckfedern. Der Schwanz ist mittellang,

keilsförmig ausgezackt, die äußeren Federae 9 mm länger als die beiden mittleren.

Die Läuse sind kurz und kräftig, vorne gestutzt.

Altes Männchen. Oberseite: Kopf, Nacken, Rücken und Bürgel schön weinrot, auf dem Bürgel am hellsten, auf dem Rücken am dunkelsten. Schwungfedern braun mit hellen, sehr schmalen Rändern, die großen oberen Deckfedern ebenso, wie die kleinen auch braun mit dunkelweinrotem Anfluge. Unterseite auch weinrot bis zum Bauche hinab, dieser grauweißlich. Schwanzfedern von oben braun mit hellen, schmalen Seitenäumen, wie die Schwungfedern, untere Schwanzdeckfedern grau mit dunkelbrauem Schaftrand nahe der Spitze und rötlichem Anfluge der Ränder, Schwanz- und Schwungfedern von unten heller braungrau, die unteren kleinen Deckfedern am Buge mit schwachem rötlichem Anfluge.

Altes Weibchen, jüngere Weibchen und jüngste Weibchen sind ganz analog gefärbt, wie die entsprechenden Geschlechter und Altersstufen bei *Loxia curvirostra*, auch der junge Nestvogel zeichnet sich wie bei diesem durch die gefleckte Unterseite aus.

Schnabel hornfarben, an den Rändern und der Basis des Unterkiefers heller. Iris dunkelbraun, Läuse, Zehen und Krallen bräunlich.

Das Gelege besteht in der Regel aus 4, seltener aus 3 Eiern. Dieselben sind von eiförmiger Gestalt, Längsdurchmesser durchschnittlich 21·3 mm, Querdurchmesser 15·5 mm, Doppfhöhe 9·3 mm. Auf weißlicher Grundfarbe finden sich sehr vereinzelt, tiefer liegende, mattrötlich-bräunliche und sehr vereinzelt, oberflächliche, dunkelrotbraune Flecken, die verhältnismäßig am stumpfen Ende noch am zahlreichsten stehen. Die Schale ist mattglänzend, gegen das Licht weißlich durchscheinend, das Korn fein und flach. Poren von mittlerer Häufigkeit. (Nach einem Ei aus der Sammlung Hollandt vom 28. April 1873.)

Baron R. v. König-Warthausen hatte die Güte, mir aus seiner reichen Sammlung 2 Nester und 12 Eier zur Ansicht zu senden. Dieselben variieren ganz außerordentlich in der Form, von ganz schlanken, spitzeiförmigen, bis zu dicken, stumpfeiförmigen, auch die Zeichnung zeigt außerordentliche Schwankungen, bei einzelnen überwiegen die tieferliegenden, mattrötlich-bräunlichen Flecken, bei anderen (und dies ist bei weitem die Mehrzahl) die oberflächlichen, dunkelrotbraunen Flecken, die bisweilen deutliche Schürfelform, wie bei den Finken z. B., zeigen.

Bei einigen zeigt die weiße Grundfarbe einen weiß-bläsig-bräunlichen Überzug, auf dem dann die obenbeschriebene Fleckung auftritt.

Die beiden Nester zeigten folgende Verhältnisse:

Nest Nr. 1 vom 26. Februar 1886, aus der Gilberga Gemeinde, Provinz Värmland, Schweden, besteht aus einem dichten, fülligen Gewebe von Moos und Flechten, durchsetzt mit einzelnen Grashalmen, feinen Zweigen, ferner dünner Rinde von Kiefern, innen einige Federn.

Außenr. Durchmesser . . . . .	0'133 m
innerer Durchmesser . . . . .	0'075 "
innerer Dopp . . . . .	0'030 "
ganz Tiefe . . . . .	0'040 "

Nest Nr. 2 aus Schweden. Ähnliche Bestandtheile wie Nr. 1, aber mehr Zweige und Moos, innen Bast und Grashalme.

Außenr. Durchmesser . . . . .	0'140 m
innerer Durchmesser . . . . .	0'075 "
innerer Dopp . . . . .	0'030 "
ganz Tiefe . . . . .	0'050 "

Die Brutzeit ist ganz ähnlich wie beim Fichtenkreuzschnabel. Die ersten Angaben darüber hat uns Chr. L. Brehm gemacht, der sie oft im Voigt- oder Österlande beobachtete, später namentlich Meves in Stockholm, von dem auch die meisten Nester und Gelege in den europäischen Sammlungen herstammen.

Die Nester stehen auf dichten oder Kiefern, jüngeren oder älteren Bäumen. 30—120 Fuß von der Erde entfernt, bald dicht am Stamm, bald weit davon entfernt, bald nahe dem Gipfel, bald tiefer, immer aber so, daß ein dichter Büschel von Zweigen oder ein stärkerer Ast gegen den einschallenden Schnee schützt.

Die Brutzeit variiert auch außerordentlich und scheint von der mehr oder minder reichen Ernte des Kiefern- oder Fichtensamens abzuhängen; schon in der zweiten Hälfte des December wurden sie brütend beobachtet, dann im Januar, Februar, März, Mai und Juni.

Die Brutzeit dauert nach Naumann 14 bis 15 Tage; das Weibchen brütet allein; die Jungen werden von beiden Eltern gefüttert und ziehen nachher familienweise noch lange mit diesen unher-

Sie klettern außerordentlich geschickt, benutzen ihren Schnabel ähnlich wie die Papageien mit zur Fortbewegung und Anflamierung. Ihr Flug ist schnell, aber etwas schwieriger als beim Fichtenkreuzschnabel, schüsseweise oder in kleinen Bogenlinien; meist sehr hoch in der Luft. Sie sind nicht scheu, sehr unvorsichtig, dummdreist und gesprächig.

Ihre Lockstimme ist tiefer als bei curvirostra, sie lautet ungefähr: Kop, kop! oder Zok! In der Paarungszeit lassen sie ein zärtliches Gip, gip ertönen. Der Gesang ähnelt auch dem des Fichtenkreuzschnabels, ist nur kräftiger und besser und zeichnet sich in der Mitte des Geswitschers durch ein schurrendes Errr aus. Beckstein bezeichnet denselben folgendermaßen: Gaf, gaf, häär! Göpp, göpp, görrehih! Graih, göp, garreich! Jäck, jäck, gohr goroh! &c. Dabei sitzt das Männchen meistens hoch und ganz frei auf einer die Umgegend beherrschenden Spitze einer Kiefer oder Fichte.

In der Gefangenschaft sind sie außerordentlich posseßlich und sehr fleißig beim Singen, auch die Weibchen singen, aber nicht so schön wie die Männchen.

Sie nähren sich fast ausschließlich von Nadelholznamen, namentlich Kiefern-, Tannen-, Fichten- und Lärchennamen und sind, da sie als Zigenervögel nur dann erscheinen, wenn sehr viel Samen gewachsen ist, nicht als sehr schädlich anzusehen.

R. Bl.

Föhrenschädlinge, s. Kiefern-schädlinge.

Hchl.

**Föhrentriebe.** bezw. Knospen sind als Holz anzusehen und deren Diebstahl nach dem Strafgesetz zu beahndeln (Entsch. des O. G. S. als Cassationshof vom 6. November 1883, 3. 8780). Föhrentriebe und Knospen im Gewichte von 20 kg wurden auf einer Fläche von mehr als 1 ha abgeschnitten und auf 13 fl. geschäht. Die erste Anklage nahm Forstfreiheit an, weil Föhrentriebe und Knospen noch kein Holz seien, der Waldschadeneriaztarif aber nur von Holz spricht. Der O. G. S. erklärte aber mit Recht, daß Forstfreiheit nur dann anzunehmen sei, wenn das Strafgesetz nicht anwendbar sei, hier aber entschieden ein Gegenstand von Wert entwendet worden sei und der Waldschadeneriazt keine Begriffsdefinition von Holz gebe, vielmehr im § 3 von einer Entwendung von Holz spricht, „worausgeht, daß nicht Gipfel, Äste u. s. w. als Holz anzusehen sind (j. a. Diebstahl und Forstfreiheit). Mch.

**Foix.** Gaston II. Graf von, neben Jacques du Fouilloux der berühmteste französische Jagdschriftsteller, wurde, der edlen Familie der Grafen von Foix, Herren zu Bearn, entstossen, im Jahre 1331 geboren. Sein Vater Gaston II. sowohl, wie auch seine Mutter, Eleonore von Comminges, verwandten eine außerordentliche Sorgfalt auf seine Erziehung, die um so nothiger war, als Gaston schon in früher Jugend zügellos und aufbrausend, unentbar und stolz war. Da er jedoch gleichfalls schon als Knabe von hohem Ehrgeiz besetzt war und sich mit Eifer auf Alles warf, was seiner Einbildungskraft momentan zu schmeicheln vermochte, so handelte es sich nur darum, seinem Streben eine bestimmte Richtung zu geben, um ihn in dieser seiner gesammten, hohen Fähigkeiten entfalten zu lassen. Dies gelang auch, als auf den Wunsch der Eltern der Ritter Corbeyran de Rabat, ein gelehrter und in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann, die Leitung des jungen Prinzen übernahm. Diesem gelang es bald, in mancher Beziehung die Sinnesart Gostons zu ändern, seine Heftigkeit zu mildern und vor allem ihn seine Fehler als solche erkennen zu lehren. Gaston hat nie vergessen, was er seinem Lehrer und seinen Eltern für ihre treue Fürsorge schuldete, und rast in Bezug auf jene Zeit selbst aus: „Von meiner Geburt an war ich verderbt und sitzenlos, so daß Vater und Mutter mich verabscheuten; und alle Leute sprachen: Dieser Mann kann es nie zu etwas bringen und wehe dem Lande, das er beherbergen wird.“\*) Ebenso erzählt er, wie er zu Gott gesleht: „Jeden Tag betete ich zu dir, daß du mir Kraft und Sanftmut gibest; und du, Herr voll der Gnade, erhörtest mein Flehen und gabst mir mehr davon, als irgend einer meiner Zeitgenossen besäß.“\*\*)

\*) Primo quando fui natus eram multum perversus et frivolis: tantum quod mens pater et mea mater vereconcedebatur; et omnes dicebant: iste nihil poterit valere et vae erit terra cuius erit dominus.

M. d. Bibl. nat. Nr. 7097.

\*\*) Rogavi te, qualibet die, quod dareas mihi vim et lenitatem: et tu domine plenus omni bonitate audivisti eito preces meas et dedisti mihi plus quam alicui fuisset in meo tempore. Ibidem.

Dessenungeachtet wählte es längere Zeit, bis er den Kampf widerstreitender Empfindungen in seiner Brust zu schlichten und mit sich selbst einig zu werden vermochte. Mit Leidenschaft hatte er sich unter Rabats Leitung in die Geheimnisse der Astronomie und anderer Wissenschaften vertieft, aber so lieb ihm diese auch waren, so konnte er doch in ihnen allein keine Befriedigung finden und noch weniger den Spott ertragen, der ihm von vielen Seiten zu Theil ward. Die Natur hatte an ihm ihre Kunst in reichstem Maße verschwendet und ihn in jeder Beziehung mit seltenen Gaben bedacht. Gaston befaßt nicht nur einen scharfen durchdringenden Verstand, ein rasches Aussäffungsvermögen und vortreffliches Gedächtnis, sondern er war auch durch seltene Schönheit und hohe Körperkraft ausgezeichnet — Eigenschaften, die zu seiner Zeit fast höher gehalten wurden als die ersten, und die ihn schon als Knaben den Beinamen Phöbus verhaftet hatten.\*). Im Vollbewußtsein dieser Eigenarten, und weil er die Kraft in sich fühlte, nicht nur auf dem Gebiete der Wissenschaften, sondern auch auf dem Felde der Ehre Hervorragendes leisten zu können, schmerzte es ihn tief, wenn es hieß: „Schade um einen solchen mit so hoher Kraft und Weisheit ausgestatteten Menschen, dem gleichwohl das Waffenhandwerk fremd ist.“\*\*) — Inwieweit es unserm Gaston gelang, diesen Stimmen Schweigen zu gebieten, werden wir später hören.

Seinen Vater verlor er früh. Alfonso XI. von Castilien, welcher im Jahre 1312 den Thron bestiegen und sich durch Wiederherstellung des königlichen Ansehens den Namen des Rächers erworben hatte, hegte, nachdem er schon früher, am 13. October 1340, die Mauren am Flüsschen Salado ans Haupt geschlagen hatte, die Absicht, diesen auch ihr letztes und mächtigstes Volkswelt auf der iberischen Halbinsel, die Baste Algeciras, zu entreißen, und erließ, da er allein sich zu diesem Unternehmen zu schwach fühlte, einen Aufruf an die christlichen Fürsten Europas, in welchem er ihren Beistand zu diesem Unternehmen erbte. Alle Regenten Spaniens sagten ihm diesen zu, und obwohl Gaston II. dem Könige Castiliens gegenüber seinerlei Verpflichtungen hatte,\*\*\*)) so entschloss er sich dennoch, beseelt von religiösem Eifer und ritterlicher Begeisterung, gleichfalls an dem Kampfe gegen die Ungläubigen teilzunehmen, welchen der Papst durch seine Erklärung, es sei ein heiliger Krieg, gleichsam zu einem Kreuzzuge gestempelt hatte.

Gaston II. brach im Juni 1343 im Vereine

\*). Der Grund, weshalb Gaston, wie es heißt schon als Jungling, den Beinamen Phöbus führte, ist nicht vollkommen klargestellt. Die Mehrzahl der Chronisten und Historiker führt ihn auf die Schönheit Gastons und die Fülle seines Haars zurück, welches er nie bedekt trug; andere behaupten, er sei wegen seines strahlenden Ruhms auf dem Gebiete der Wissenschaften und im Kriege dem Sonnengott verglichen; noch andere erläutern den Namen aus der Sonne, welche er als Emblem auf Helm und Schild zu führen pflegte. Die erste Interpretation hat jedenfalls die meiste Wahrscheinlichkeit für sich.

\*\*). Omnes gentes dicebant: magna perdilic tanti hominis tam fortis et tam sapientis, qui nil valet in armis.

\*\*\*). Die Grafschaft Bearn war souverän; die Lebensrechte auf Foix standen der Krone Frankreich zu.

mit seinem Bruder Roger Bernhard, Grafen von Castillon, an der Spitze annehmlicher Streitkräfte nach Spanien auf, war jedoch ei stheils durch Krankheit, anderntheils durch die Misserfolg, die man ihm als Fremden entgegenbrachte, gehindert, einen thätigen Anteil an dem Kriegszuge zu nehmen, brach schon im August desselben Jahres zur Rückkehr auf und starb während dieser in den ersten Tagen des September zu Sevilla. Seine Leiche ward nach Foix gebracht und in der Gruft der Abtei Volbonne beigesetzt.

In dem vor seiner Abreise nach Spanien verfaßten Testamente hatte Gaston II. seine Gemahlin Leonore auf die Zeit der Minderjährigkeit seines Sohnes zur Thronfolge designirt, und die Kraft und Umsicht, mit welcher diese edle Frau in einer Zeit voll Unruhen und gefährlicher Auseinandersetzungen das Ruder ihres Staates führte, ist im höchsten Maße des Lobes würdig, welches ihr die Chronisten zollen.

Balb indeß, wenn auch nur für kurze Zeit, sollte Leonore ihren und den Erwartungen aller Zeitgenossen entgegen in ihrem Sohne eine kräftige Stütze finden, welcher im Jahre 1345 zum erstenmale Gelegenheit fand, Kraft und Muth im Kampfe gegen einen überlegenen Feind zu erproben. Ein englisches Heer war unter Führung des Herzogs von Derby verheerend in der Guyenne eingebrochen, und Pflicht und Sicherheit rissen den jungen Prinzen unter die Waffen. Zu seinem Schmerze jedoch war es ihm nicht lange vergönnt, diese gegen den mächtigen Feind zu führen, da ihn der König, trotzdem er damals erst 16 Jahre zählte, am 31. December 1347 zum Statthalter der Languedoc ernannte.

Obwohl die Auspicien, unter welchen unser Held diese Ehrenstelle übernahm, keineswegs günstige waren, indem zu Beginn des Jahres 1348 eine furchtbare Pest Tausende seiner neuen Unterthanen hinwarf,\*)) so wußte er dennoch das in ihn gesetzte Vertrauen zu recht fertigen.

Am 25. Mai 1349 vermählte er sich zu Paris in feierlicher Weise mit Agnes, der Tochter Philipp's III. von Navarra und der Prinzessin Johanna von Frankreich, und wurde bei dieser Gelegenheit, erst 18 Jahre alt, durch König Philipp IV. großjährig und zum Antritte der Regierung in seinen Stammlanden berechtigt erklärt. Diese Vermählung führte indes nicht, wie Gaston durch seine nunmehrige Verwandtschaft mit den Regenten Frankreichs zu hoffen berechtigt war, zur Pacification seiner eigenen, vielfach zerstörten Länder, im Gegenteile wurde sie für ihn zu einer Quelle schweren Kummers und beständiger Unruhen. Agnes war die Schwester des ränkesüchtigen Königs Karl von Navarra, welcher seinen Schwager in bittre Verlegenheit brachte, ebenso wie er ja auch an Frankreichs Unglück

\*). Item en cel an M. CCCXL. viij. fut une mortalité de gent en Provence et en la Languedoc, venne des parties de Lombardie et d'Outremer si très grant qu'il n'y demouera pas la rye partie du peuple et dura en ces parties de la Languedoc, qui sont du royaume de France par viij. mois et plus.

Chronique de Saint-Denys.

in den Kämpfen gegen England, namentlich in der Schlacht von Poitiers, die Hauptschuld trug.

Karl, welcher sich mit der Tochter König Johannis ohne Land vermählt hatte, wollte, daß der Mützig der selben auch die Grafschaft Angoulême beigesetzt werde, und als diese dem Comte de la Garda verliehen wurde, rächte er sich für diese Bevorzugung seines Gegners, indem er ihn ermorden ließ. Johann, tief ergrimmmt über diese Gewaltthätigkeit, die er, wollte er den geringen Rest des Ansehens, welchen er noch besaß, nicht vollends schwinden sehen, mit Strenge ahnden musste, berief Karl zu seiner Rechtfertigung vor das Parlament. Wohlvertraut mit der Ohnmacht des Königs hütete sich jedoch Karl wohl, dieser Auflösung bedingungslos Folge zu geben, und erklärte, daß er nur in dem Falle sich dem Richterspruch des Parlaments unterwerfen könne, wenn ihm zur Sicherstellung gegen eine ihm ungünstige Entscheidung entsprechende Geiseln gestellt würden. Die Regierung war schwach genug, diesem frechen Ansinnen zu willfahren und, wie selbstverständlich, entging Karl auf diese Weise der ihm drohenden Strafe.\*)

Karl begab sich nun, unmittelbar nachdem er seine ironische Rechtfertigung abgelegt hatte, zu dem Dauphin nach Rouen und trachtete diesen für die verrätherischen Verbindungen zu gewinnen, welche er mit den Engländern angeknüpft hatte. Johann erfuhr insgeheim von diesen neuerlichen Untrieben Karls und nah in ihnen eine günstige Gelegenheit, seinem durch die ihm widerfahrene Demuthigung wachgerufenen Hass die Zügel schießen zu lassen. Von einer nur geringen Anzahl Reisiger geleitet, brach er von Paris auf, erschien plötzlich zu Rouen, wo sich Karl eben mit dem Dauphin bei einem festlichen Gastmahl befand, nahm ersteren mit eigener Hand fest und ließ mehrere seiner Edlen auf der Stelle töten.

Johann hatte sich schon früherhin mehrfach Verlegerungen der adeligen Privilegien zu schulden kommen lassen und diese neuerliche, wenn auch nicht ungerechte Gewaltthat brachte die lange zurückgeholtene Unzufriedenheit der Ritterlichkeit zu einem für Frankreich verderblichen Ausbruche. Auch Gaston de Foix heilte diese Unzufriedenheit, und trotzdem er keinerlei Sympathie für seinen Schwager hegte, fühlte er sich doch durch diese Verwandtschaft gezwungen, die sofortige Freilassung Karls im Hinblick auf die widerrechtliche Verhaftung zu fordern. Ungeachtet der Folgen einer neuen gewaltthätigen Handlung ließ nun Johann Gaston de Foix wegen der drohenden Form seiner Forderung gleichfalls verhaften und nach Châtelet bringen — eine Unbedachtsamkeit, die in erster Reihe mit die Ursache war, daß die Chronisten Johann den traurigen Beinamen „ohne Land“ beilegen durften.

\* Die genaueste und umfassendste Schilderung der merkmäßigen Gerichtsverhandlung, welche grelle Streitschäfte auf die damalige Errichtung der sozialen Verhältnisse in Frankreich wirkt, verdanken wir dem Chronisten Grossart.

Die Kämpfe mit England, welches jederzeit bereit war, die Schwächen Frankreichs zu eigenem Vorteil auszunützen, nahmen einen immer drohenderen Charakter an, und als sich Johann endlich genötigt sah, dem Feinde auf den Gefilden von Poitiers in offener Feldschlacht entgegenzutreten, hatte er sein unbesonnenes Vorgehen gegen die Ritterschaft, welche sich nun aus Rücksicht für ihre Vorrechte nicht entblödet, den König zu verlassen, aus bitterste zu bereuen. Unsonst warf sich Johann persönlich, jede Gefahr verachtend, den feindlichen Scharen entgegen — das Hänkeln der ihm treu Gebliebenen war bald zerstreut und die Edlen sahen, an dem Kampfe nicht theilnehmend, mit dem Gefühl der befreidigten Rache dem blutigen Drama zu, dessen Abschluß die Gefangennahme des Königs bildete, der ihre Rechte mit Füßen getreten hat. — Nunmehr war es den Anhängern Karls von Navarra ein Leichtes, ihn sowohl als Gaston de Foix aus dem Gefängnisse zu befreien. Bald jedoch, nachdem er seine Freiheit wieder gewonnen, wandte letzterer, der beständigen Verlegenheiten, in welche ihn sein charakterloser Schwager versetzte, müde, dem Vaterlande den Rücken und folgte dem Rufe, der von Seite des deutschen Ritterordens an ihn ergangen war, an die Küsten des baltischen Meeres. Die eigentlichen Ursachen und der Endzweck dieser Reise, welche Gaston, von einem glänzenden Gefolge begleitet, im Jahre 1357 antrat, sind nicht vollends aufgeklärt, wie auch ihre Erörterung den Rahmen dieser Skizze überbreiten würde; bemerkenswert ist für uns nur, daß er gelegentlich dieses Zuges auch Schweden und Norwegen berührte und dort das Rentier kennen lernte, so daß es ihm möglich war, die erste genauere Nachricht über dasselbe zu liefern.\*)

Als Gaston schon um die Mitte des Jahres 1358 wiederkehrte, stand er Frankreich in der trostlossten Lage. Die Jacquerie, einer der blutigsten Volksaufstände, welche die Geschichte dieses Landes zu verzeichnen hat, hatte inzwischen ihr Haupt erhoben und gewann von Tag zu Tag an Ausdehnung. Unter dem Vorwande, die Gefangennahme des Königs an jenen Edlen, die sich im entscheidenden Momente zurückgezogen hatten, zu rächen, zogen plündrende, zügellose Volksaufläufe von Schloß zu Schloß, und selbst Frauen und Kinder wurden von diesen Mordbrennern nicht verschont.

Schon an der Grenze Frankreichs von diesen trostlosen Zuständen in Kenntnis gesetzt, beschleunigte Gaston, von etwa 60 Reisigen und mehreren Edlen gefolgt, seinen Marsch und wandte sich zuerst nach Meaux in der

\* Buffon und nach ihm viele andere — vgl. die bekannte Riesenhirschoptik in „Hugos Jagdzeitung“, Jahrgang 1876 — haben behauptet, daß das Rentier noch im XIV. Jahrhundert in den Pyrenäen existirt habe, und beruhen sich diesfalls auf Gaston de Foix. Diese Ansicht, welche zahlreiche Verwirrungen in paläontologischer Beziehung zur Folge hatte, ist jedoch falsch. Allerdings heißt es in der Ausgabe von Berard: „J'en ai vu en morienne et puendue oultre mer; mes en romaine pays en ay plus veu; wie jedoch diese Ausgabe überhaupt von Fehlern wimmelt, so ist auch diese Stelle verstümmelt, welche im Originaltext lautet: „J'en ay veuz en Nourveug et en Xuedene et en la oultre mer, mes en romain pays en ay je pou veuz“.

Brie, wohin sich die Herzogin der Normandie, der Herzog von Orleans mit seiner Gemahlin und zahlreiche andere Edeldamen zurückgezogen hatten, von welchen das kleine Häuflein freudig begrüßt wurde. Gaston war übrigens eben zur rechten Zeit gekommen, denn als die Bauern der Brie vernommen hatten, welche Gäste die Stadt Meaux beherberge, verbanden sie sich mit den Aufständischen von Valois und Paris und erschienen plötzlich, an 9000 Mann zählend, vor den Thoren, welche die erschrockenen Bürger widerstandslos öffneten. Inzwischen jedoch hatte Gaston rasch seine Getreuen geordnet und sich mit dem Herzog von Orleans, welcher gleichfalls eine kleine Zahl bewaffneter mit sich führte, verbunden, um den Pöbel zu vertreiben. Trotzdem die Aufständischen eine furchtbare Übermacht besaßen, konnten sie in den engen Gassen der Stadt dennoch den führen Angriffen der Ritter nicht widerstehen, nach kurzem Gefecht schon begannen ihre Reihen zu wanken, die vordersten Haufen wandten sich zur Flucht, wurden aber von ihren eigenen weiter rückwärts befindlichen Abtheilungen aufgehalten, bis endlich die ganzen Scharen in hilfloser Verwirrung, über 700 Tote zurücklassend, das Feld räumten.

Unmittelbar nach dieser führen Waffenthat eilte Gaston in seine arg vernachlässigten Staaten, die, ohnehin durch die allgemeinen Wirren beeinträchtigt, nunmehr mit neuen Kämpfern, hervorgerufen durch die erbliche Feindschaft der Häuser Foix und d'Armagnac, bedroht waren. Umsonst bemühten sich sowohl der Herzog von Berry, der damals das Amt eines Generalgouverneurs der Languedoc bekleidete, als auch der Papst, die Streitigkeiten auf gütlichem Wege zu schlichten, und als Gaston in seine Erblande kam, griffen beide Theile zu den Waffen, so daß der Kampf unabsehlich schien. Erst als der Marschall de Boucicaut im Vereine mit zwei anderen Delegirten im Auftrage der Krone Verhandlungen mit beiden Theilen anbahnte, gelang es, einen vorläufigen Waffenstillstand herbeizuführen, welcher durch einen am 7. Juli 1360 geschlossenen Vergleich besiegelt ward. Aber schon im December 1362 kam die Fehde von neuem in noch heftigerer Weise zum Ausbruche und endete mit der vollständigen Niederlage des Grafen von Armagnac in der Schlacht bei Launac, welche bei der bedeutenden Übermacht des Feindes in glänzendster Weise Gastons hervorragendes Feldherrntalent zutage treten ließ. Armagnac selbst wurde nebst 900 seiner Getreuen gefangen genommen und vermochte nur durch das Versprechen, ein Lösegeld von 250.000 Livres zu zahlen, seine Freiheit wiederzugewinnen.

Nunmehr widmete sich Gaston mit vollster Sorgfalt und regem Eifer der Verhüttung seiner vielfach zerstörten Provinzen. Die Steuern wurden geregelt, die Übergriffe des Adels gegen die Landbevölkerung in Schranken gehalten, die Rechtspflege verbessert und durch Wahrung einer neutralen Stellung gegenüber England und Frankreich die Ruhe des Landes auch für die Zukunft gesichert, insso-

weit dies in jenen sturm bewegten Zeiten möglich war.

Trotz all seines Strebens war indes Gaston nicht imstande, diese Ruhe dauernd zu wahren, welche schon nach wenigen Jahren durch die Heftigkeit seines Temperaments und seinen leicht erregbaren Zorn gestört werden sollte. Als nämlich der Herzog von Anjou an der Spitze einer Heeresmacht von 15.000 Mann die Stadt Saint-Sever einnahm und bald hierauf mit der Belagerung von Lourdes begann, fürchtete Gaston, der Graf d'Armagnac könnte diesen für ihn günstigen Moment benützen und, da ja der geschlossene Friede nur dem Scheine nach die alte Feindschaft beseitigt hatte, in das Herz seines Landes eindringen. Demgemäß hielt er es für vortheilhaft, mit dem Herzog im guten Einvernehmen zu bleiben, und als dieser ihm den Vorschlag machte, ihm bei der Einnahme von Lourdes behilflich zu sein, wogegen er Gaston Vigorre zusagte, willigte er unbedenklich ein. Lourdes wurde durch einen Verwandten Gastos, Pierre Arnault de Béarn, verteidigt und diesen berief Gaston zu sich, um ihn zu freiwilliger Übergabe zu bewegen. Umsonst aber blieben alle Bitten, alle Drohungen, und als sich endlich Pierre Arnault mit Entschiedenheit weigerte, weitere Unterhandlungen zu pflegen, schlug ihn Gaston zu Boden.

Der Tod ihres Besitzhabers schüchterte indessen den Muth der Besatzung keineswegs ein, im Gegentheil ward er durch den Drang nach Rache noch vermehrt, und nach längerer fruchtoter Belagerung sah sich der Herzog gezwungen, seine Hoffnungen auf Lourdes aufzugeben.

Bald nach diesen Vorfällen wurde Gaston infolge der zügellosen Heftigkeit seines Temperaments in nenerliche Verlegenheiten verlegt. So klug, maßvoll, edelmüthig und rechtlich er in der Verwaltung und Leitung des Staates, in der Fürsorge für seine Untertanen war, so wenig konnte man ihm diese Eigenschaften in Bezug auf sein Verhalten gegenüber seinen Verwandten nachdröhnen, welche ausnahmslos vor seinen Leidenschaften zitterten, die, wenn sie einmal zum Ausbruch gekommen waren, nichts mehr zu hemmen vermochte. Am meisten hatte seine Gemahlin unter diesen den Charakter Gastos entstellenden Fehlern zu leiden, da sie ihm schon wegen ihres Bruders verhasst war. Endlich konnte Agnes, nachdem sie ihr schweres Joch 25 Jahre hindurch ertragen hatte, sich vor der häufig offen zutage tretenden Gewaltthätigkeit ihres Gatten nicht mehr anders retten, als indem sie sich, einen passenden Grund vorschützend, wie es hieß nur für kurze Zeit, nach Navarra begab, wo sie sich unter den Schutz ihres Bruders stellte.

Inzwischen war der alte Hof zwischen den Familien Foix und Armagnac, welcher niemals vollständig erlosch, von neuem zu heller Flamme entfacht, als Jean d'Armagnac, um sich für die Niederlage seines Hanses bei Launac zu rächen, plötzlich und unvermuthet die Waffen erhob und durch einen Handstreich die Stadt Cazères einnahm. Bevor es jedoch dem Eroberer noch

möglich wurde, den Platz mit den im Falle einer Belagerung nötigen Vorräthen zu versehen, war schon Gaston vor den Thoren der Stadt erschienen, und der Hunger zwang die Belagerten nach wenigen Tagen zur Übergabe ihrer kaum gewonnene[n] Position.

Kaum war Jean d'Armagnac durch Zahlung eines hohen Lösegeldes wieder in den Besitz seiner Freiheit gelangt, als er die Streitigkeiten neuerdings annahm, bis es endlich nach mehrjährigem Kampfe, in welchem das Kriegsglück in jarem Helden niemals den Rücken gewandt hatte, im Jahre 1379 zu einem endgültigen Friedensschluß kam. Um diesen vollständig zu sichern, wurde am 4. April desselben Jahres zwischen den beiden Parteien ein feierlicher Vertrag unterzeichnet, laut welchem Gastons Sohn die Tochter des Grafen Jean d'Armagnac, Beatrix, welcher die Chronisten wegen ihres heiteren Temperaments den Beinamen La Gaie gaben, ehelichen sollte, nachdem diese beiden damals noch im zartesten Alter stehenden Kinder ihre Großjährigkeit erlangt hätten.

Als nun überdies Gaston de Foix gleichfalls noch im selben Jahre neuerdings zum Statthalter der Languedoc eingesetzt wurde, schien diese Landschaft endlich den so lange ersehnten Frieden erreicht zu haben. Diese Hoffnung, welche Gaston selbst am lebhaftesten theilte, wurde indeß zunächst, als Karl der Weise, welcher Gaston in jenes Amt eingesetzt hatte, schon im Jahre 1380 starb und sein Nachfolger, Karl VI., den Vorgänger Gastons, den Herzog von Berry, zum Statthalter ernannte.

Die Bewölkerung, welche des Herzogs Grausamkeit ebensowohl wie die Herzögligkeit und Plündерungswut seiner Söldnerbanden aus Erfahrung nur zu gut kannte, wandte sich an Gaston mit der dringenden Bitte, sie nicht zu verlassen, und sandte gleichzeitig eine Deputation an Karl VI. ab, welche diesen um die Belebung Gastons in seiner Stellung als Statthalter anflehen sollte. Karl blieb jedoch unbewegsam, und als Gaston jeden Weg friedlichen Uebereinkommens abgeschnitten sah, erklärte er, um daß von Seiten seiner Unterthauen in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, feierlich, daß nur der Tod ihres Amtes entkleiden könne, und griff ohne Säumen zu den Waffen. Nachdem er einen Theil der Söldnerbanden bei Rabastens am Tarn aufgelöst hatte, wandte er sich gegen die Ebene von Perel, wohin der Herzog seine mit königlichen Truppen verstärkten annehmlichen Streitkräfte concentrirt hatte. Am 16. Juli 1381 erfolgte der Zusammenstoß und endete mit der vollständigen Niederlage des königlichen Heeres, welches, obwohl an Zahl überlegen, den kriegsgewohnten, trefflich disziplinirten Truppen Gastons nicht Stand zu halten vermochte.

Dank seinen glänzenden Eigenschaften als Feldherr war es Gaston gelungen, seinen Willen selbst gegen jenen des Königs siegreich durchzusetzen, aber sein rechtlicher Charakter gestattete ihm nicht, das hierdurch erlangte Übergewicht zu seinem Vortheile auszunützen. Wilder noch und verderblicher als die wenige Jahre vorher in den mittleren Provinzen Frankreichs ausgebrochene Zaquerie war jener Bauernaufstand,

der, indirect durch Gastons Siege wachgerufen, nunmehr die Languedoc zum Schauplatz seiner jurchtbaren Grenzthaten wählte. Gleichwie früher die Jacques die Gefangenenschaft Johannis ohne Land zum Vorwande ihrer Erhebung nahmen, so wußten auch die Aufständischen der Languedoc, welche sich Tschiris nannten, ihrem Seingen und Brennen, das in der That nur aus Plünderingssucht und Mordgier entsprang, dadurch ein günstigeres Relief zu bieten, daß sie die Edlen des Landes, die Geistlichkeit und die Vorstände der Städte verrätherischer Verbündungen mit dem Herzoge von Berry, dem ehemaligen Statthalter, beschuldigten. So wohl durchdacht indeß dieser Plan war, welcher bei Gaston de Foix Sympathien mit den plündrenden Horden erwecken sollte, so scheiterte er dennoch an dessen lauterem Charakter, indem er es verschmähte auch nur den Schein eines Einverständnisses mit den Revolten zu dulden, und den Aufständern derselben dadurch eine gerechte Strafe angedeihen ließ, daß er sein Amt nunmehr freiwillig an den Herzog abtrat und diesem die Unterdrückung des Pöbels überließ.

Gaston zog sich hierauf in seine Residenz Orthez zurück und hielt sich fern von allen politischen Unternehmungen, umso mehr als das Schicksal nun sein strafwürdiges Vorgehen gegen Agnes von Navarra, seine Gemahlin, in bitterer Weise an ihm rächte und ihm das Untergang jener Verbindung, seinen Sohn und Erben Gaston entriß. Dieser, im Charakter seinem Vater nicht unähnlich, empfand die der Mutter zugesetzte Schmach tief, und höher noch stieg seine Erbitterung über dieselbe, als er sie, nachdem er die Erlaubnis zu einem Besuche in Navarra erhalten, persönlich näher kennen gelernt hatte. Karl von Navarra, jederzeit bereit, seinem Schwager einen schlimmen Streich zu spielen, zögerte keinen Augenblick, die Abneigung des jungen Gaston gegen seinen Vater zu erhöhen und ihn schließlich — ob direct oder nur durch Anspielungen, ist ungewiß — zu einer verbrecherischen Gewaltthat, zur Vergiftung des Vaters aufzureißen.

Nach Orthez zurückgekehrt, verband er sich mit fünfzehn gleichgesinnten jungen Edelleuten, und sein Anschlag wäre wohl gelungen, wenn nicht Zwein, sein jüngerer Bruder, denselben entdeckt und dem Vater mitgetheilt hätte.

Gastons Schmerz über die Verworfenheit seines Sohnes kannte keine Grenzen\*) Die übrigen Theilhaber des Attentats wurden hingerichtet und dem jungen Gaston wäre fast dasselbe Schicksal zu Theil geworden, wenn sein Vater nicht, dank den Bemühungen seiner Umgebung, die Vollstreckung des Urtheils erst verschoben und dieses selbst bald darauf in eine strenge Haft verwandelt hätte. Der anjähligliche Sohn des unglücklichen Vaters verwandelte sich nach und nach in einen tiefen Seelenschmerz, und als sich der verbrecherische Sohn nach kurzer Gefangenshaft im Kerker das Leben nahm, schien

\*) Foixart lässt ihn ausrufen: „Oh! Gaston! traître! pour toi, pour acroire ton heritage, jai vone guerre et haine au roy de France, au roys d'Angleterre, au roys d'Espagne, au roy d'Aragon; je me suis bien tenu contre eux, et cest toi qui me veux faire mourrir! Ah! tu es un monstre, mai tu en mourras!“

Gaston dessen Anschlag vergessen zu haben und war der Verzweiflung nahe. — Karl von Navarra hatte sein Ziel besser erreicht, als wenn das Attentat gelungen wäre.

Zum Glücke war Gaston etwa ein Jahr nach den geschilderten Vorfällen genötigt, seine einjedlerische Lebensweise anzugeben und zu den Waffen zu greifen, wodurch er auf neue Ideen gebracht und seinem quälenden Schmerze entrückt wurde. Der Graf von Flandern war durch einen Volksaufstand aus seinem Lande vertrieben worden, und auf seine Bitten hin entstande König Karl VI. unter Anführung des Herzogs Philipp von Burgund ein bedeutendes Heer zu seiner Unterstützung. Gaston de Foix, vom Herzog, seinem langjährigen Freunde, zur Theilnahme an diesem Kriegszüge eingeladen, zögerte nicht, sich an die Spize seiner Edlen zu stellen, und erfocht im Vereine mit Philipp bei Rosebecq einen glänzenden Sieg, welcher dem Grafen von Flandern seine Herrschaft sicherte.

Dies war Gastos letzte Waffenthat. Er widmete sich nunmehr vollkommen wissenschaftlichen Studien und, insofern diese und seine Pflichten als Regent es nur irgend zuließen, vor allem der Jagd. Begeistert durch Gace de la Bignes Gedicht beschloß er, selbst ein Buch über das Weidwerk zu schreiben, und begann dasselbe auch wirklich am 1. Mai 1387.

Der Abend seines Lebens gestaltete sich heiterer, als man hätte voraussehen können. Er vereinigte an seinem Hause die bedeutendsten Gelehrten und Schriftsteller jener Zeit, unter diesen den gefeierten Chronisten Froissart, und wußte sich auch bei König Karl VI. in hohe Gunst zu setzen. Nachdem es ihm im Jahre 1389 gelungen war, seine Verwandte, die Prinzessin Johanna von Boulogne, an den verwitweten Herzog von Berry, des Königs Theim, zu verheiraten und sich so mit Karl auch durch die Bande des Blutes zu verbinden, ward er von diesem zu einer Zusammenkunft nach Toulouse eingeladen. Durch einen Vertrag, mittels welchen er, da er keine legitimen Erben besaß, die Grafschaften Foix und Bearn für den Fall seines Todes der Krone Frankreichs zuwürkte, wurde die Verbrüderung der beiden Fürsten vollständig, und nun folgte eine Reihe glänzender Feste, die glänzendsten, von denen uns die Chronisten jener Zeit überhaupt zu erzählen wissen. Am 7. Januar 1390 zog der König in Begleitung Gastos und eines großartigen Gefolges nach Foix, wo letzterer dem Könige einen so glänzenden Empfang bereitete, daß sich dieser wiederholt äußerte, Gaston sei nicht nur der tapferste Feldherr, sondern auch der galanteste, ritterlichste und edelste Fürst seiner Zeit.

Als der König seinen freundlichen Gastgeber verlassen hatte, widmete sich dieser vollständig den Freuden der Jagd und blühte bei einer solchen, im Mai 1391, sein Leben ein. Wie uns der Chronist Froissart berichtet, hielt Gaston, welcher trotz seines damals schon ziemlich hohen Alters immer noch Kraft, Ausdauer und Gewandtheit eines Jünglings besaß, eine Bärenjagd im Walde Sauveterre zwischen Navarra und Pamplona ab. Um neun Uhr war der Bär erlegt, und nach der Enrée begab

sich Gaston mit seinem Gefolge nach Rion, um dort eine Stunde zu ruhen und einen Imbiß zu sich zu nehmen. Vor dem Mahle befahl er, ihm Wasser zu bringen; kaum hatte er jedoch seine Hände in dasselbe getaut, als er plötzlich erbleichte und mit dem Ausrufe „Je sui mort! Dieu, mercy!“ leblos nieder sank.

Gastos Leichnam wurde nach Orthez gebracht und in feierlichem Gepränge, betraut von seinem Lande, dem er mehr Gutes erwiesen als irgend einer seiner Vorgänger, in der Gruft seiner Väter beigesetzt. Gastos ausgezeichnete Fähigkeiten und sein hohes Wissen werden von allen Chronisten gepriesen, das leuchtendste Denkmal seines illustren Geistes hat er sich aber selbst mit seinem Werk Dediuts de la chasse gelegt, welches nicht nur die wichtigste Erscheinung der älteren Jagdliteratur, sondern, vom kritischen Standpunkte aus betrachtet, überhaupt das am klarsten und schönsten geschriebene Proswert des 14. Jahrhunderts zu nennen ist. Die Erörterung des hohen Werthes, welchen es in zoologischer Beziehung besitzt, gehört nicht hierher, bemerkte möge jedoch werden, daß der Entwicklungsgang der Zoologie wohl ein ganz anderer gewesen wäre, wenn Geinev und Aldrovandus ihre Blicke auf dieses Werk gelenkt und ihre Forschungen in Gastos Weise durchgeführt hätten, statt sich mit den Angaben eines Aristoteles, Plinius und Aelianus zu begnügen. Bis auf Buffon blieb Gastos naturgeschichtliche Schilderung unserer Jagdthiere unerreicht, und noch dieser hat ihr manche Anregung zu entnehmen gewußt, wenn er auch oft mit der Sprache in arge Kollisionen geraten zu sein scheint.

Gaston hat sein Buch mit einem Prolog versehen, der dessen Ziele und Zwecke kennzeichnen soll und als Stilprobe hier auszugsweise Raum finden möge:

„Ich, Gaston, von Gottes Gnaden, benannt Tebuis, Graf von Foix, Herr von Bearn, habe mich allzeit vorzugsweise drei Arten von Vergnügungen hingegeben: die erste ist der Krieg, die zweite die Liebe und die dritte die Jagd. Da es nun in Bezug auf die beiden ersten bessere Meister gab, als ich es bin, da es bessere Ritter gab, als ich, und auch Männer, die die Liebe besser zu besiegen wußten, deshalb wäre es einfältig von mir, über dieje sprechen zu wollen. Ich übergehe daher den Dienst der Waffen und der Liebe; denn jene, welche sich ihm weihen wollen, werden ihn durch die Praxis besser kennen lernen, als ich ihn ihnen mit Worten schildern kann. Aber von der dritten Kunst, in welcher ich, ohwohl dies wie Prahlserei erscheinen mag, keinen Meister über mir zu haben glaube, von ihr will ich euch sprechen . . .“

Dieses Buch wurde begonnen am ersten Tage des Mai, im Jahre nach der Menschwerdung unseres Herrn, als man zählte ein-tausend, dreihundert achtzig und sieben; und zwar habe ich es begonnen, weil ich will, daß alle Menschen, die es bestehen und lesen werden, wissen sollen, daß, wie ich es wohl zu sagen wage, die Jagd der Ursprung von vielen Guten sei. Vor allem lernt man durch sie, sich

vor den sieben Todessünden zu bewahren; dann lernt man durch sie vortrefflich reiten, gerecht, aufmerksam, tüchtig, unternehmend sein, das Land, alle Wege und Stege kennen; und kurz und gut, von ihr kommen alle guten Gewohnheiten und Sitten, von ihr das Heil der Seele; wer die sieben Todessünden flieht, wird nach unserem Glauben selig; und der Weidmann wird selig und genießt schon auf dieser Welt genug der Freude und des Vergnügens, nur möge er sich vor zwei Dingen hüten, das eine ist, er soll über der Jagd nie den Dienst Gottes, von dem alles Gute kommt, vergessen; und ebenso wenig soll er wegen ihr den Dienst seines Herrn und auch seine eigenen Pflichten vernachlässigen.

Ich will dir beweisen, dass der Weidmann niemals in eine der sieben Todessünden verfallen kann: du weißt, das Müßiggang die Quelle derselben ist; denn wer müßig ist, keine Arbeit verrichtet und seinen Sinn nicht auf irgend eine bestimmte Thätigkeit lenkt, sondern immer auf seinem Lager oder doch in seinem Zimmer bleibt, der wird durch seine Einbildungskraft bald zu verbotenen weltlichen Vergnügungen geleitet werden. Wer immer an einem Orte bleibt und keine Sorge kennt, bei dem erwachen Stolz, Geiz, Zorn, Trägheit, Schlemmerei, Unzucht und Neid: denn die Einbildungskraft des Menschen neigt sich mehr zum Bösen hin als zum Guten in Folge der drei Erbfeinde: das ist des Teufels, der weltlichen Gesinnung und fleischlicher Gelüste . . . Jeder, welcher Vernunft besitzt, weiß wohl, dass Müßiggang der erste Anlaß zu sündhaften Gedanken ist.

Der Gedanke ist der Herr und Meister aller guten und bösen Handlungen, des Körpers und der Glieder des Menschen. Du weißt wohl, dass alle Handlungen, ob sie nun gut oder schlecht seien, nicht vollbracht werden, ohne vorher gedacht zu werden; was der Gedanke andeutet, vollführt der Mensch. Wenn jemand sich beständig einbildet, frank zu sein, so wird er es wirklich.

Nun werde ich dir zeigen, dass der Jäger niemals müßig sein und in Folge dessen keine schlimmen Gedanken hegen und keine bösen Thaten vollführen kann. Nach dem mit Verrichtungen aller Art ausgestatteten Tage folgt die Nacht, er eilete, sich in's Bett zu legen, und denkt an nichts als daran, dass er jetzt schlafen und morgen zeitig aufstehen müsse, um seinen Obliegenheiten genau und eifrig nachzukommen, wie es einem guten Jäger ziemt. Dieser ist nie müßig, im Gegentheile hat er am Morgen genug mit seinen Berufsgeschäften zu schaffen, ihm bleibt keine Zeit, schlechte und sündhafte Gedanken zu nähren. Bei Tagesanbruch eilt er zur Vorstufe und kann bei dieser nicht müßig sein, denn er ist beständig in Thätigkeit. Dann kehrt er an den Versammlungsplatz zurück und hat dort so viel zu schaffen, dass er weder unthätig sein, noch an etwas anderes als an seine Obliegenheiten denken kann; dann muss er auf sein Pferd und auf die Hunde achten, muss seinen Jagdschrei und sein Horn erkören lassen; er muss den Hirsch im Auge behalten, und wenn er von ihm abkommt, ihn von neuem bestatten. Und wenn der

Hirsch erlegt ist, auch dann hat er keine Gelegenheit zum Müßiggang, er muss an das Anstreichen und Zerwirken denken, sowie an die Euree; dann muss er seine Hunde abzählend jene, welche im Holze zurückgeblieben sind, anischen und sammeln. Und wenn er dann heimkehrt, so bleibt ihm wieder keine Zeit übrig, um müßig sein und schlechten Gedanken nachhängen zu können, denn er muss an sein Pferd denken, er muss schlafen und anruhen, denn er ist müde; er muss ferner das Geweih vom Schweife reinigen und auch sich selbst, wenn er durch diesen zufällig beschmutzt worden wäre. So sage ich denn, dass das Leben des Jägers ohne Müßiggang und deswegen auch ohne sündhafte Gedanken vergeht. Und weil er frei von diesen beiden Lastern ist, so kann er auch keine schlimme That vollbringen . . . Ich könnte dies noch mit vielen Beweisen belegen, aber es genügt das, was ich gesagt habe; denn jeder, der Vernunft besitzt, wird einräumen, dass ich die Wahrheit sprach.

Nun hört, um wie viel freudereicher die Jäger leben als andere Leute; denn wenn der Jäger sich in der Frühe erhebt, schaut er den milden, schönen Morgen und das klare freundliche Firmament, er hört, wie süß, melodisch und lieblich die Vöglein singen, jedes in seiner Sprache, so gut sie es vermögen, so, wie es sie die Natur gelehrt hat. Und wenn die Sonne sich erhoben hat, dann sieht er den süßen Than auf den Zweigen und Blättern, und die Sonne mit ihrer Kraft lässt ihn erglänzen. Das ist eine große Lust und Freude für das Herz des Weidmannes. Dann zieht er zur Vorstufe ans und überlegt, wo er, ohne lange Zeit fehlzusuchen, den Hauptthier antreffen und wo er ihn später ohne lange Jagd am besten erlegen könne. Dies ist eine große Lust und Freude für den Weidmann. Dann kehrt er zurück zum Sammelplatz und vor dem Jagdherrn und den Kameraden erzählt er nun alles, was ihm am Herzen liegt, entweder nach dem Augenschein oder nach den Fährten, oder nach der mitgebrachten Losung, und alle rufen aus: Seht, welch braver Hirsch!\*! Und nun, wenn die Meute gut ist, zum Aufjagdort! An all den Sachen, die ich eben genannt, hat der Jäger große Freude. Nachdem er die Jagd aufgenommen hat, kommen die Hunde zum Bett, dort werden sie abgeholt, keiner darf gekoppelt bleiben, und die ganze Meute sucht brav. Darauf hat der Jäger große Freude und großes Vergnügen. Dann besteigt er mit Hast sein Pferd, um den Hunden zu folgen. Und weil diese sich auf dem Platze, wo sie abgeholt wurden, zerstreuen, nimmt er einen Anlaß und trachtet vor seine Hunde zu kom-

\*) Originaltext: "... quar, quant le veneur se lieve au matin, il voit la très douce et belle matinee et le temps clair et serain et le chant de ses (nicht les?) oiseaux qui chantent doucement, melodieusement et amoureusement chascan en son langage, du mieux qu'il puient, selon ce que nature leur apprend. Et quant le soleil sera leve, il verra celle douce rosee sur les raccineilles et herbes et le soleil par sa vertu les fera reluisir. C'est grant plaisir et joie au cuer du veneur .... Apres quant il vendra à l'assemblee et fera devans le seigneur et ses autres compagnons son report ou de veue a l'ueil ou de reporter par le pied ou par les fumees qu'il aura en son cor ou en son giron; et chascan dira: Veez si graut cerf!"

men. Wenn er aber den Hirsch vor sich hat, schreit er ihn aus vollem Halse an, lässt das erste, das zweite, das dritte und das vierte Treffen (bataille) der Hunde vorbei, und wenn sie alle vor ihm sind, dann jagt er hinter ihnen her und schreit sie an und stößt ins Horn, so laut er es vermag. Daran hat er große Freude, und ich versichere Euch, dass er da an keine Sünde, an keine böse Handlung denkt. Wenn der Hirsch halali wird (sera desconfit), hat er große Freude. Wenn der Hirsch abgefangen ist, und er die Curée macht, auch dann hat er große Freude. Und wenn er endlich heimkehrt, dann kehrt er freudig heim, denn bei der Curée hat ihm sein Jagdherr von seinem guten Weine zu trinken gegeben. Und ist er zuhause angekommen, so zieht er sich Kleider und Schuhe aus und wäscht sich Hände und Schenkel und, wenn nötig, den ganzen Körper. Dann richtet er sich zum Nachtmahl her, wo Speck, Hirschwildpfeß und anderes gutes Fleisch und guter Wein aufgetragen wird. Und nachdem er gut gegessen und gut getrunken, legt er sich nieder und ruht wohl ans. Dann geht er hinaus ins Freie, hinaus in den kühlen Abend, um sich von seiner Anstrengung zu erholen, dann legt er sich in sein mit frischen Tüchern und weißen Linnen bedektes Bett und schlafst die ganze Nacht süß und ruhig und denkt gewiss an keine Sünde. Deshalb sage ich, dass die Jäger ins Paradies gelangen, weil sie auf Erden freudiger leben als alle anderen Menschen. Und nun will ich dir beweisen, dass die Jäger länger leben als alle übrigen Menschen. Denn, wie Hippokrates sagt: Fettleibigkeit tödelt mehr Menschen als Messer und Schwert. Die Jäger trinken und essen weniger als die Lente der Welt. Morgens, am Sammelplatz, essen sie nur wenig, und wenn sie tüchtig zu Abend essen, so haben sie dafür die Natur zu Mittag um so weniger befriedigt; so sind sie in der Verdauung nicht behindert, und es können sich bei ihnen keine schlechten und überflüssigen Säfte bilden. Du weißt ja, dass man einen kranken Menschen diät hält und ihm drei oder mehrere Tage hindurch nichts zu essen gibt als Zuckervasser und ähnliche Dinge, um die vorhandenen schlechten Säfte zu vertilgen und ihre Neubildung zu verhüten. Beim Jäger ist dies nicht nötig; denn bei seiner geringen Nahrung und seiner Arbeit kann keine Stauung schlechter Säfte eintreten. Und vorausgesetzt selbst, dass dies dennoch geschehen könnte, und er wirklich von schlechten Säften erfüllt wäre, so weiß man ja doch wohl, dass für jede Krankheit Schweiß das beste Heilmittel sei. Und der Jäger schwitzt, wenn er zu Pferde oder zu Fuß seinen Pflichten nachkommt, so viel, dass sich keine Krankheit bei ihm einnistet kann; nur soll er sich, wenn er erholt ist, vor plötzlicher Abkühlung hüten. Ich glaube genug gezeigt zu haben; denn wenig essen ist das beste Mittel, um den Kranken von jedem Übel zu befreien. Und weil die Jäger wenig essen und viel schwitzen, deshalb leben sie lange und bleiben gesund. — Man wünscht sich in dieser Welt ein langes und gesundes Leben, Freunde und zulegt die ewige Seligkeit; und der Jäger besitzt das alles! Darum soll jeder Jäger sein. Da-

rum rathe ich allen Menschen, mögen sie dieser oder jener Classe, dieiem oder jenem Lande angehören, dass sie die Hunde und die Jagd und die Thiere und die Vögel lieben sollen; denn müßig sein ohne die Hunde und die Vögel (Beizvögel) zu lieben, das steht, hilf mir Gott, fürwahr keinem vernünftigen Menschen an, und sei er auch noch so reich. Denn wenn er in Roth und Krieg gestürzt wird, dann weiß er nicht, was er beginnen soll, weil er die Arbeit nicht gewöhnt ist und anderen das zu thun überlassen muss, was er selbst vollbringen sollte. Deshalb sagt man auch immer: „wie der Herr, so der Knecht“. Auch versichere ich Euch, dass jeder Mensch, der die Arbeit und die Jagd mit Hunden wie mit Vögeln liebt, auch immer wohlgeartet ist; denn durch sie wird jeder Mensch im Herzen edel und ritterlich, aus welchem Lande immer er stammen möge, ob er ein großer oder kleiner Herr, ob er reich oder arm sei.“

Was nun das Werk selbst anbelangt, so möge nachstehend eine kurze bibliographische Schilderung der bestehenden Manuskripte und Druckausgaben Raum finden.

#### Mauscripte:

A. Nr. 7098 an der Bibl. nat. zu Paris. Nach J. Laballée befand sich diese Handschrift ursprünglich im Besitz der Herzoge von Burgund oder in jenem Jehan I. de Foix; sie ist vor 1437 copiert, deutlich geschrieben, mit primitiven Miniaturen geziert und correct im Text.

B. Nr. 7097, ibidem. Diese äusserst kostbare Handschrift wurde für Aymor de Poitiers, Seigneur de Saint-Baillier \*) angefertigt, kam im Jahre 1523 an König Franz I., fiel nach der Schlacht von Pavia (1525) in die Hände eines Soldaten, welcher sie dem Bischof Bernhard von Trient verkaufte, wurde von diesem an Ferdinand, Infant von Spanien, Bruder Carls V., abgetreten, blieb dann etwa 30 Jahre im Besitz des Hauses Österreich, gelangte dann in die Hände des Marquis de Bigneau und endlich am 22. Juli 1661 in jene Ludwigs XIV., welcher sie der obigen Bibliothek einverlebte. Bald darauf jedoch schenkte sie Ludwig seinem Sohne, dem Grafen von Toulouse, aus dessen Besitz sie durch Erbschaft in jenen des Hauses Orléans und endlich unter Louis Philippe wieder an ihren alten Platz gelangte. Diese vom paläographischen Standpunkte aus hochinteressante Handschrift ist prächtig geschrieben, mit meisterhaft ausgeführten Miniaturen geziert, im Texte vollkommen correct und daher die wertvollste, welche uns erhalten ist; sie enthält auch die „Prière de Gaston Phébus“.

C. Nr. P/314 an der Bibl. Mazarin, ca. a. d. J. 1523, copiert für Jehan de Pot, Seigneur de Rhodes et de Chemant; diese Handschrift, welche in der Orthographie geändert ist, zieren schöne, von jenen der älteren Handschriften verschiedene Miniaturen.

D. und E. Im Vatican zu Rom.

F. An der Regl. Bibl. zu Stockholm.

\*) Dieser Edelmann zählt zu den hervorragendsten Weidmännern seiner Zeit; sein Sohn Jehan de Poitiers war ein so leidenschaftlicher Jäger, dass er seine Tochter Diana taufen ließ.

G. Au der Bibl. zu Cambridge; über diese vier Manuskripte konnte ich nichts Näheres eruieren.

#### Ausgaben im Druck:

I. Fol. 1. r. (P)hebus des deduiz de la chasse des bestes sauuaiges et des oyseaux de proye. Nonnellement imprime a Paris; auf fol. 1 v. befindet sich ein großer Holzschnitt, darunter beginnt die in Versen geichriebene Widmung Berards, die bis zum Ende der ersten Colonne auf fol. 2 r reicht; mit der zweiten Colonne beginnt der Prolog des Werkes, welches im ganzen 57 Quartblätter mit zwei Colonnen à 42 Zeilen einummt und von 26 kleinen, zum Theil sehr schönen Holzschnitten begleitet wird. Daran schließt sich ohne Zwischenitel das 77 Blatt mit 23 Holzschnitten umfassende Gedicht Gace de la Bignes \*). Am Schlusse heißt es: Cy fine le liure de phebus du deduyt de la chasse des bestes sauuaiges et oyseaux de proye. Imprime pour Anthoine verard libraire marchant demourant a paris devant la rue neuue nostre dame a lenseigne de sait iehan leuagelist Qu au palais au premier pillier devant la chappelle ou len chante la messe de msesseurs les presidents. Darnunter das schöne Zeichen Berards mit den Litien Frankreichs. Diese Ausgabe ist eine ausgezeichnete typographische Leistung und als solche von hohem Werte; dagegen ist der Text sehr incorrect und stellenweise bis zur Unleserlichkeit entstellt; namentlich ist dies in Bezug auf Gace de la Bignes Gedicht der Fall, da Berard, der es eben absichtlich veränderte, um Gaston de Foix als dessen Autor betrachten zu lassen, alle Partien eliminierte, die auf Stand, Familie und Namen Bignes Bezug haben. — Lavallée versetzt diese Ausgabe in die letzten Jahre des XV. Jahrhunderts und nennt sie die Editio princeps; ersteres ist möglicherweise richtig, letzteres jedoch scheint mir unwahrscheinlich, da ja auf dem ersten Blatte die Bemerkung nonnellement imprime a Paris enthalten ist, die auf das Bestehen einer früheren Ausgabe hinweist; möglich wäre es nur, dass zwei vollkommen ähnliche Ausgaben von Berard existieren, die sich eben nur durch jene Bemerkung unterscheiden. — Ein auf Pergament gedrucktes Exemplar befindet sich an der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen,

II. Phabus des deduiz de la chasse des bestes sauuaiges et des oyseaux de proye... Cy fine le liure de phebus imprime a Paris par Jehan treperel... A—V (1505), Kleinfolio, 118 Blatt goth. Diese Ausgabe, welche gleichfalls den Roman des oyseaux enthält, ist überaus selten; ich konnte sie nicht zu Händen bekommen, ebenso stand sie Lavallé in keiner ihm bekannten öffentlichen Bibliothek Frankreichs; auf Pariser Auctionen wurde sie nach Bruné

\*.) Durch diesen Umstand ist eine bedeutende Verwirrung herborgerissen worden, indem zahlreiche Jagdhistoriker angeben, Gaftons Werk bestehne aus einem in Prosa und einem in Versen abgefassten Theile, welch letzterer der Fälscherei gewidmet sei, trotzdem Gafton diese in seinem Buche überhaupt nicht berücksichtigt hat. Viele der Genannten können es nicht unterlassen, von Gafton de Foix poetischer Abhandlung — und nebenher von Gace de la Bignes Gedicht zu sprechen, was von einer Sachkenntnis zeugt, die nichts zu wünschen übrig lässt.

mit 595, 1605 und 1230 Traues gezählt. Wäre es im Hinblick auf das früher Gesagte nicht möglich, dass diese Ausgabe die erste, die vorige dagegen, welche von mehreren Bibliographen in das erste Decennium des XVI. Jahrhunderts versetzt wird, die zweite wäre?

III. Le Myroir de Phebus des deduiz de la chasse aux bestes sauvages et des oyseaux de proye avec l'art de Fauconnerie et la cure des bestes et oyseaux a cela propice. On les vent a Paris par Philippe Le Noir libraire demourant en la rue Saint-Jacques a lenseigne de la Rose blanche couronnée. Am Ende: Cy finist Phebus des deduiz de la chasse nonnellement imprime a Paris par Philippe Le Noir libraire et l'ung des deux relieux jures en l'Université de Paris, demourant a la rue Saint-Jacques a lenseigne de la Rose blanche couronnée. XV. (1515) Klein 4°, 78 Blatt à zwei Colonnen, goth.

IV. Id. op. ibid. 1520. Diese von Le Verrier de la Conterie und den Brüdern Lavallée genannte Ausgabe ist mir nicht bekannt; nach Einigen ist ihr Bestehen zweifelhaft, Lavallée vermutet, dass sie identisch mit der vorigen und nur mit neuem Schluss- und Titelblatt versehen sei.

V. La chasse de Gaston Phoebus Comte de Foix, Envoyée par lui à Messire Philippe de France, Duc de Bourgogne, Collationé sur un manuscrit ayant appartenu a Jean I. de Foix. Avec des notes et la vie de Gaston Phoebus Par Joseph Lavallée. Paris 1854. Gr.-8°, LII und 284 p. Diese Ausgabe zeichnet sich durch ihre vortreffliche Einleitung, durch sorgsame kritische Behandlung und einen reichen, gut redigirten Commentar aus. Leider ist jedoch ihre Ausstattung eine nichts weniger als glänzende zu nennen, was namentlich von den verunstaltenden Holzschnitten gilt.

Bgl. a. Prières de Gaston Phoebus, lat., Ms. der Bibl. nat. prov. de Neuilly, Nr. 7097. — Chronique de Saint Denis. — Jean Froissart, Chronique de France. — M. Gaucherand, Histoire de Gaston Phoebus. — Nunez de Villazan, Chronique d'Alphonse XI. — Mémoires sur l'ancienne chevalerie, de la Curne de Ste. Palaye. — Nouvelle Biographie générale. Paris 1857, Tome 18, p. 43 ff. — Biographie universelle. Paris 1856, Tome 14, p. 283 ff.

E. v. D.

Folge, die, das Nachhängen auf der Rothfährte eines angefeuerten Wildes oder im jagdrechtlichen Sinne das Recht, einem im eigenen Revier angefeuerten Stücke auch über die Grenze in Nachbarreviere folgen zu dürfen. Bgl. Jagd-, Nach-, Wildfolge, Racheile; Folgejagd, Schweisschnur; Nachsuche. Döbel, Ed. I. 1746, III., fol. 96. — Chr. W. v. Heppen, Wohlred. Jäger, p. 127. — Wintell, Ed. I, 1805, I., p. 47. — Hartig, Antq. z. Wmspr., 1809, p. 106; Eb. f. Jäger, Ed. I, 1812, I., p. 38; Lexit., Ed. I, 1836, p. 268; Ed. II, 1861, p. 298. — Behlen, Wmspr., 1829, p. 59; Real. u. Verb.-Lexit. II., p. 422. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 338. — Grimm, D. Wb. III., p. 1871. — Sanders, Wb. I., p. 475 c. E. v. D.

**Folgeschnur**, die, s. v. w. Feisch- oder Schweißschnur, s. d. „Folge“ oder **Fäischschnur**, ist dieseljenige, welche der Jäger, unter oder über dem Hüthorn, an dem Fessel als eine Zierde mit angebunden hat. Viele Jäger tragen diese Schnur auch, wissen aber nicht warum, und halten es vor einer Zierde; allein es ist sicher, dass in alten Zeiten durch diese Schnur, die eine gewisse Länge ausmachtet, die Folge beobachtet worden, so weit nämlich eine solche Schnur über die Grenze eindreichte, hatte er ohne Auftrag die Folge. Diese Gewohnheit ist aber hernach, wegen vorgefallenen Ereignissen abgestellt worden, doch wird zum Andenken und sonderheitlich hier zu Lande (Bayern) die Fäischschnur noch am Hornfessel getragen.“ Chr. W. v. Heppen, Wohlred. Jäger, p. 128. — Fehlt in allen Wbn. E. v. D.

**Folliculus**, gleichbedeutend mit **Cocoon** (s. d.). Hächl.

**Foraminiferen** sind theils nackte, theils beschalte Rhizopoden. Die Schalen der letzteren bestehen fast durchgehends aus Kalk und sind nur bei einigen Arten von sandigkieseliger oder chitinhöher Bechaffenheit. Die Foraminiferen mit kalkiger Schale beanspruchen in geologischer Beziehung das größte Interesse. Ihre Schale ist meist sehr klein, oft überaus zierlich gebaut, frei, nicht aufgewachsen. Sie ist entweder von mehr oder weniger zahlreichen Poren durchbohrt und dann treten durch eben diese Poren die Wurzelsüßchen der Thiere heraus, oder sie besitzt nur eine Hauptöffnung, welche die Verbindung des Individuums mit der Außenwelt gestattet. Die Schale ist entweder eine einfache, gewöhnlich mit einer großen Öffnung versehene Kammer oder sie ist vielfamigerig, d. h. aus zahlreichen regelmässig angeordneten Kammern zusammengesetzt, deren Räume durch seine Gänge und grössere Öffnungen communizieren.

In sehr verschiedenen Geschlechtern und Arten bewohnen und bewohnten die Foraminiferen alle Meere in so enormen Mengen, dass wir in ihnen einen der wichtigsten Factoren zur Bildung vieler Kalksteine zoogenen Ursprungs zu erkennen haben. Gewaltige Areale des Bodens fast aller Oceans bis zu einer Tiefe von 5300 m werden heute von Foraminiferen bevölkert und von deren absterbenden Generationen in mächtigen Schlammschichten überdeckt. Auf dem Grunde des nördlichen Atlantischen Oceans findet sich Foraminiferenschlamus, der aus 85% kalkigen Foraminiferenschalen besteht und sich von Irland bis Neufundland auf einer Erstreckung von mehr als 350 Meilen ausdehnt; er verdeckt seine Entstehung vornehmlich den Gattungen *Globigerina* (*Globigerinenschlamm*), *Textularia*, *Orbulina*, *Bilobulina* und *Crustularia*. Und ebenso hatten die Foraminiferen in der Vorzeit eine weite Verbreitung. Da ihre gesteinbildende Thätigkeit übertraf an Wichtigkeit vielleicht noch die der lebenden Arten. Ganz besonders ist das Nummulitengeschlecht, zu dem die grössten bekannten Foraminiferen gehören, welche mächtigen Schichtenkomplexen Entstehung gaben. Gewöhnlich kommt es dichte, zähe, graue, helle oder rothe

Kalksteine, und nur dann eigentliche Sandsteine, wenn seine Schalen durch Sand vertittet zusammengehalten werden. In einer nur wenig unterbrochenen Zone ziehen sich z. B. Felsen, die zum Theile lediglich aus linsen- bis thalergrößen Nummuliten-Schalen bestehen, von Spanien und Marokko aus, diesseits und jenseits des mitteländischen Beckens, durch das ganze Gebiet der Alpen und Karpaten, durch die Apenninen, Griechenland und die Türkei, durch Ägypten und Kleinasien, durch Perien und Djindjen bis nach China und Japan hin, überall theilnehmend an dem Bau der Gebirge dieser Länder und mitunter zu Höhen von über 3000 m über den Meeresspiegel gehoben. v. D.

**Forceps**, Zangen, Haftzangen, zangenförmige Analanhänge mancher Insecten (z. B. beim bekannten Thewurm). Hächl.

**Forkel**, Forcheln, s. Forkel, Forkel. E. v. D.

**Forcieren**, s. Gallieismen. E. v. D.

**Fordern**, verb. trans., s. v. w. auffordern, s. d. n. vgl. an-, anlaufen, anrufen, anschreien; selten. „Schlechte Bachen und Frischlinge aber werden aufs Couteau de chasse oder den Hirschjäger gefordert, und im Anlaufen damit abgejagt.“ E. v. Heppen, Amt. Lehrprinz, p. 54. — Fehlt in allen Wbn. E. v. D.

**Före**, s. Forelle und Lachsforelle (2., nicht wandernde oder Seeforelle). Hächl.

**Forelle** (*Salmo fario* Linné; Syn.: *Salmo alpinus*, *Gaimardi*, *saxatilis*, *trutta*, *Salar Ausonius*, *dintex*, *genivittatus*, *obtusirostris*, *Trutta fario*), auch Ferchen, Förchen, Förre, Bach-, Berg-, Alpen-, Stein-, Wald-, Weiß-, Gold-, Lachs-, Schwarz- und Teichforelle. Böhml.: pstruh; poln.: pstrąg; ungar.: pisztrang; frain.: posterau, posterva; dalmat.: pastrova; russ.: forelj; ital.: trota, trutta, torrentina; engl.: common trout; frz.: truite. Ein Fisch der Gattung Lachs (*Salmo* Linné, s. d.) und der Familie der lachsartigen Fische (s. Lachs) [Salmonidae s. System der Ichthyologie]. Der sehr gedrungene, seitlich zusammengedrückte Leib ist 4—5 mal so lang als hoch und etwa zweimal so hoch als dick. Der große, dicke Kopf hat eine kurze abgestumpfte Schnauze mit großem, endständigem Maule, welches bis unter den hinteren Augenrand gespalten ist. In beiden Kiefern, auf der Zunge, den Gaumenbeinen und dem Pfungscharbein oder Boner stehen starke und spitze Zähne. Das Pfungscharbein hat eine nach vorne abgespitzte, dreieckige Vorderplatte mit 4—6 in einer Querreihe stehenden, starken Zähnen und einen langen Stiel mit zwei Reihen abwechselnd stehender Zähne, welche das ganze Leben hindurch erhalten bleiben. Die Schuppen sind klein und rund; in der Seitenlinie stehen 100—120. Die vor der Mitte der Totallänge stehende Rückenflosse enthält 3—4 ungetheilte und 7—10 getheilte Strahlen, die Afterflosse 3—4, bezw. 7—9. Die unter der Mitte der Rückenflosse stehenden Bauchflossen enthalten je 1 ungetheilten und 8 getheilte Strahlen, die Brustflossen 1, bezw. 12—13, die Schwanzflosse meist 17 getheilte Strahlen und oben und unten eine Anzahl ungetheilter. Alle Flossen sind dick und abgerundet, die Schwanz-

flosse hinten schwach ausgebuchtet oder gerade abgeschnitten, nur in der Jugend tiefer gegabelt. Die kleine Fettflosse auf dem Schwanzrücken steht über dem Ende des Afterflosses. Am Anfang des Darmes stehen 30 bis über 50 Pötzneranhänge. Die Männchen erhalten zur Laichzeit eine schwartige Verdickung der Haut und Aufschwelling der Flossen; bei ganz alten entwickelt sich nicht selten eine hakenförmige Aufschwelling des Unterkiefers. Die ganze Körperform der Forelle, auch die Stärke und Zahl der Zähne variiert nach Alter, Geschlecht, Aufenthaltsort und Ernährungszustand außerordentlich; viele Spielarten sind daher als eigene Arten beschrieben worden. In noch höherem Grade ist daselbe der Fall mit der Färbung, für welche sich kaum eine allgemeine Beschreibung geben lässt; sie hängt größtentheils von der Färbung und Beschaffenheit des Wassers und der Umgebung ab, in welcher die Forelle lebt. Von nahe verwandten Arten unterscheidet sie namentlich der messinggelbe Glanz der Seiten, der nur selten ins Silberweiß übergeht. Der Rücken ist meist dunkelgrün und wie die Seiten in der Regel mit verschiedenen großen, schwarzen oder rothen, oft sternförmigen und bläulich umrandeten Flecken geziert. Besonders glänzend und schön ist die Forelle in klaren, schnellströmenden Gebirgsbächen, dunkler, oft ganz schwarz in stark beschatteten oder moorigen Gewässern. Die Größe ist ebenfalls außerordentlich verschieden. Gewöhnlich nur 20–30 cm lang und ½–1 kg schwer, kann die Forelle unter außergewöhnlich günstigen Umständen, namentlich in Seen oder wenn sie in Teichen gezüchtet und gemästet wird, sogar 10–25 kg schwer werden; sie wird dann meistens Lachsforelle genannt.

Die Forelle bewohnt die süßen Gewässer fast ganz Europa, vielleicht mit Ausnahme der pyrenäischen Halbinsel und des südöstlichen Theiles, wo sie aber durch nahe verwandte Arten oder Abarten vertreten wird. Auch in Island kommt sie vor, ist aber im äußersten Norden stets kleiner und schlanker. Ihre bevorzugten Aufenthaltsorte sind klare, steinende Gewässer oder von Flüssen durchströmte Seen und Teiche mit reinem, sandigem oder steinigem Grunde, vor allem aber kleine, kühle, steinige Gebirgsbäche mit schattigen Ufern, in denen sie zusammen mit der Kroppe und Elritze, oft aber auch als einziger Raubfisch lebt. Sie findet sich daher vorzugsweise in gebirgigen Gegenden, ist jedoch auch in der Ebene nicht selten, wenn dieselbe, wie im Osten und Norden Deutschlands, hügelig ist und schnellerfließende Bäche besitzt. An der Ostseeküste ist die Forelle gelegentlich auch im Meer anzutreffen. Ihrer Lebensweise nach ist die Forelle als ein einsam lebender Raubfisch zu bezeichnen. Des Tages hält sie sich meistens in Uferhöhlen oder zwischen Steinen versteckt und schweift erst in der Dämmerung und des Nachts umher; sie wandert nicht, sondern bleibt das ganze Jahr in einem kleinen Revier, in dem sie gegen ihresgleichen sehr unverträglich ist. Die Forelle ist außerst ungestüm im Angriff auf ihre Beute und außerordentlich gefräsig, selbst zur Laichzeit, in

welcher die meisten wandernden lachsaartigen Fische nichts fressen. Kleine Fische, namentlich Gründlinge, Weißfische und Elritze, ferner Tritonen, Krebse, Insektenlarven, namentlich die der Schäferfliegen, der Laich des Lachses und ihre eigenen Artgenossen bilden ihre Hauptnahrung. Fliegende Insekten fängt sie durch Herauspringen aus dem Wasser; sie scheint ihre liebste Speise zu sein und ihr Fleisch am wohlschmeckendsten zu machen, weshalb auch letzteres zur Flugzeit der Wasserinsekten, vom Mai bis September, am meisten geschägt ist.

Die Laichzeit fällt in die Monate Oktober bis Januar, oft noch später. Das Weibchen sucht dann in Begleitung einiger Männchen flache, felsige Stellen auf, welche einem mäßigen Strom ausgesetzt sind, wählt mit Schnauze und Schwanzflosse kleine Gruben und legt in diese ihre 4–5 mm großen, gelblichen oder röthlichen Eier ab, welche dann sogleich vom Männchen befruchtet und nachher mit dies theilweise bedekt werden. Die Zahl der Eier ist nach der Größe und dem Alter des Weibchens verschieden; bei zweijährigen beträgt sie 200–300, bei dreijährigen 500–1000, später bis zu 2000. Die erst im Frühjahr austslippenden, anfangs ganz durchsichtigen Jungen sind etwa 13 mm lang, haben aber noch einen großen Dotterfack, der erst nach etwa sechs Wochen, bei einer Länge des Fisches von 23 mm schwindet. Statt der senkrechten Flossen ist ein einziger continuierlicher, vom Nacken bis zum After ziehender und von sehr feinen Fäden gefüllter Flossenbaum vorhanden. Je nach der Menge der Nahrung erreichen sie im ersten Jahre eine Länge von 100–150 mm, sie sind füchs mit dunklen Querbinden versehen.

Das Fleisch der Forelle ist außerst wohlschmeckend, am besten vom April bis September. Je nach der Art des Gewässers hat es eine weiße, gelbe oder rothe Farbe. Im meisten geschägt ist das Fleisch steriler Forellen, deren Roggen und Milch niemals reif werden; man erkennt sie an dem kleinen Kopf und dem sehr dicken und feisten Körper.

Der überall fühlbaren Abnahme der Forellen in den Gewässern wird jetzt befamlich sehr energisch und mit gutem Erfolge durch die Abgrenzung von Laichschourevieren und durch das massenhafte Aussetzen künstlich erzeugter Brut entgegengewirkt. Auch werden Forellen vielfach in Teichen gemästet, wozu sie vorzüglich geeignet sind. Hierüber und über den Fang vgl. die betreffenden besonderen Artikel.

Durch Besuchung von Lachseier und Saiblingseier mit Bachforellennmilch hat man neuerdings Bastarde erzielt, von denen namentlich die zwischen Saiblingen und Forellen sehr gerühmt werden, weil sie schnellwüchsiger sein sollen als reine Saiblinge und Forellen. Aus Kalifornien hat man in den letzten Jahren die Regenbogenforelle (*Salmo irideus*), so genannt wegen eines regenbogenfarbigen Streifens an der Seite, nach Deutschland eingeführt; sie soll sehr schnellwüchsig sein. Andererseits ist unsere Forelle nach Nordamerika importiert worden.

**Forellengranatit** ist eine Granulitvarietät, die Hornblendenädelchen in pyramidenförmigen Aggregaten führt. v. D.

**Forellenregion** nennt man in der Fischkunde diejenigen Abschnitte von Quellbächen und kleineren Flüssen, für welche das Vorkommen der Forelle (*Salmo fario*, s. d.) bezeichnend ist. Diese Region umfasst die unmittelbar auf die Quellen folgenden leichten Bachpartien mit starkem Gefälle, starker Strömung und steinigem oder felsigem Grunde. Sonstige charakteristische Fische der Forellenregion sind die Elritze (s. d.), die Groppe (s. d.) und die Schmerle (s. d.); etwas weiter entfernt von den Quellen, an wasserreicherem Stellen, namentlich der Döbel (s. d.) und die Røye (s. d.). Auf die Forellenregion folgt thalwärts die Äschenregion (s. d.). Hdc.

**Forellenstein**, eine Gabbrovarietät, besteht aus einem Aggregat von Anorthit und größtentheils zu Serpentin umgewandeltem Olivin; bei Boldersdorf, Harzburg, Drammen entstehend. v. D.

**Forficulina**, Öhrlinge, Ohrwürmer, eine Familie der Insectenordnung Orthoptera (Gymnognatha), Gerafflügler (Kauferke, Helmkerfe): Mundtheile mit festen Mandibeln; Körne 3gliedrig, bekrallt; Flügel ungleichartig; Hinterflügel mit Hinterfeld (area postica) um vieles breiter als die Vorderflügel, fächerartig zusammenlegbar; die letzteren kurz, vierfach, in einer Naht zusammenhängend; Hinterleib gestreckt, ringig, nach hinten meist etwas verweitert; Hinterleibsende mit Zangen bewehrt, welche für die Charakteristik der Art verantwortet wird. — Die Forficulinen bilden eine eigene kleine Orthopterengruppe: Fächerflügler, Dermaptera (Euplexoptera) mit etwa einhalb Hundert Arten, darunter Forficula auricularia, gemeiner Ohrwurm, der häufigste für den Forstwirt und die Arten ohne Bedeutung; wohl aber ist ihnen für Gemüse- und Weinbau sowie für die Obstcultur eine solche nicht abzusprechen; nicht minder nachtheilig können sie dem Körnerbau (Getreide, Mais) werden, deren unreife, noch milchige Körner sie ausstreifen und zerstören. Schon frühzeitig im Frühjahr werden die wenigen, bis 20 Eier in sicherem Versteck abgelegt; nach etwa drei Wochen erscheinen die kleinen, der Imaginähnlichen, Scheinigen, von dem Mutterthiere bewachten Larven; diese bestehen mehrfache Häutungen und werden bis zum Herbst zur geschlechtsreifen Imagin. Hschl.

**Forgel, forgeln**, s. Forkel, forkeln. E. v. D.

**Forkel**, die richtiger wäre Turkel, da das Wort vom lat. *furca* = Heugabel, ahd. *turkula*, mhd. *torke*, abgeleitet ist, ma. auch *Torcel*, *Torgel*, *Tordel*, *Turcel*, *Turkel*, Gabelstange zum Stellen der Jagdzunge; local auch *Stells lange*, *Stiftel*, *Stiezel*; bezüglich der Herstellung und Verwendung s. Jagdzunge. — „*Turcel* | do mit man die neße stellt | unis | ames.“ Vocabularius lat.-teuton., s. l. 1482, fol. 16r, 18v. — „Eine *Tordel* ist eine Stange | daranß die Tücher und anderer Jagdzeug auf gestellt wird | an theils Orten nennen Sie es auch eine *Stifsel*.“ Tänzer, Ed. I,

Kopenhagen 1682, I., fol. 11. — „Vor zwölf *Turceln* von Dannewholz mit eisernen Haken 2 Thlr....“ Fleming, T. J., Ed. I, 1724, I., fol. 215, 218, 222. — „Die Ober- und Unterleinen werden auch nicht so gar scharf angezogen, damit es auch nicht so schwer und also gleichwinder auf die *Turceln* zu heben sei.“ „*Torcel*.“ Döbel, Ed. I, 1746, II., fol. 39, 32. — „*Torceln*, *Torkeln*, auch *Turceln* benannt; dieses sind die Stellstangen, welche bei San-, Wolfs- und Haasen-Garnen gebraucht werden.“ Chr. W. v. Heppe, Wohldred, Jäger, p. 129. — „*Torceln*, *Torcheln*, *Turceln*, nemet man bey dem Jagdwesen gewisse Stangen, woran die Reze, Tücher und andere Jagdzunge aufgestellt werden.“ Onomat. forest, I., p. 883 — „In diesen (Rehgarnen) sowohl, als zu den vorhergehenden Sangarnen, sind zu dem Aufstellen der selben Stellstangen nötig, die man auch *Torceln* nennt.“ Mellin, Annal. 3. Auflage v. Wildbahnen, 1779, p. 239. — „Beim Gebrauche werden sie (die Jagnezze) oben an der Leine ganz aus einander gezogen, und demnächst auf Gabeln (*Turceln*) ... aufgestellt.“ Bejde, sowohl die Tücher- als Fedellappen, wie nicht minder die Reze, werden beim Gebrauch vermittelst hölzerner Stäbe, *Turceln*, die man in die Erde stößt, ... aufgestellt.“ Jester, Kleine Jagd, Ed. I, 1797, III., p. 103; IV., p. 98. — J. Chr. Heppe, Jagdlust, 1783, I., p. 108. — „*Torceln* — so werden die zu den Rezen gehörigen Stellstangen genannt...“ Wintell, Ed. I, 1805, I., p. 581. — „*Torcheln* heißen an einigen Orten die Stangen, die zur Aufstellung der Jagdzunge nötig sind.“ Hartig, Amtlg. 3. Wmspr., 1809, p. 106; Eb. f. Jäger, Ed. I, 1812, I., p. 38; Lexik., Ed. II, 1861, p. 199. — „*Torgeln*.“ Behlen, Wmspr., 1829, p. 58; Real- u. Verb-Lexik. II., p. 422, 759 (hier *Turkel*). — „*Torcel*.“ Die Hohe Jagd, Ilm 1846, I., p. 358. — Grimm, D. Wb. III., p. 757. — Sanders, Wb. I., p. 215a. E. v. D.

**Forkeln**, verb. trans., seltener *gabeln* oder *schießen*, mit dem Geweih stoßen und verwunden, von allen Gehörn- und Geweihtragern; da das Wort wie *Tortel* von *turca* = Gabel abzuleiten ist und somit eigentlich spießen, stoßen bedeutet, ist seine Anwendung auch für das Stoßen des Gemswildes nicht zutreffend. „Sich vor den Hund stellen heißt: wenn z. B. ein sehr forcerter Hirsch sich nicht mehr auf seine Läuse, sondern auf sein Gehörn verlässt, und nicht vom Blase weicht, was ihm zu nahe kommtet abkämpset, und hierbei manchen Hund, der ihm zu scharf ist spießet, auch einen Jäger, der sich nicht wohl versiehet, forkelte, daß er sein Lebtagen genug hat.“ E. v. Heppe, Amtl. Lehrprinz., p. 74. — „... Auch nennen einige das Spießen *Torceln*.“ Chr. W. v. Heppe, Wohldred. Jäger, p. 129. — „Wenn ein Hirsch mit dem Gehörne einem Thiere oder Menschen eine Wunde bringt, so sagt man, der Hirsch oder der Mensch sey geforckelt worden.“ Mellin, Annal. 3. Auflage v. Wildbahnen, p. 132. — „*Torceln* nennt man es, wenn ein Hirsch den Jäger, Hund, Pferd oder selbst einen anderen Hirsch mit dem Gehörne spießt.“ Hartig, Amtlg.

z. Wujpr., 1809, p. 106; Ob. f. Jäger, Ed. I., 1812, I., p. 38; Legit., Ed. I., 1836, p. 188; Ed. II., 1861, p. 198. — „Förgeln, Förfeln...“ Behlen, Wuispr., 1829, p. 59; Real. u. Verb.-Lexik. II., p. 422; VI., p. 233. — Die hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 338. — „Große Hunde paden zu schnell und werden dann leicht vom Hirsche gesorkelt.“ R. M. v. Dombrowski, Edelwild, p. 122. — „Während der Brustzeit kämpfen starke (Gemse-) Böcke mit einander, und wenn sie sich mit den Krielen Verletzungen beibringen, so förfeln sie.“ Keller, Die Gemse, p. 496. — Grimm, D. Wb. III., p. 1897. — Sanders, Wb. I., p. 479 b.

E. v. D.

**Form des Baumschaftes.** Von der Form des Stammes als solchen kann wohl im Sinne

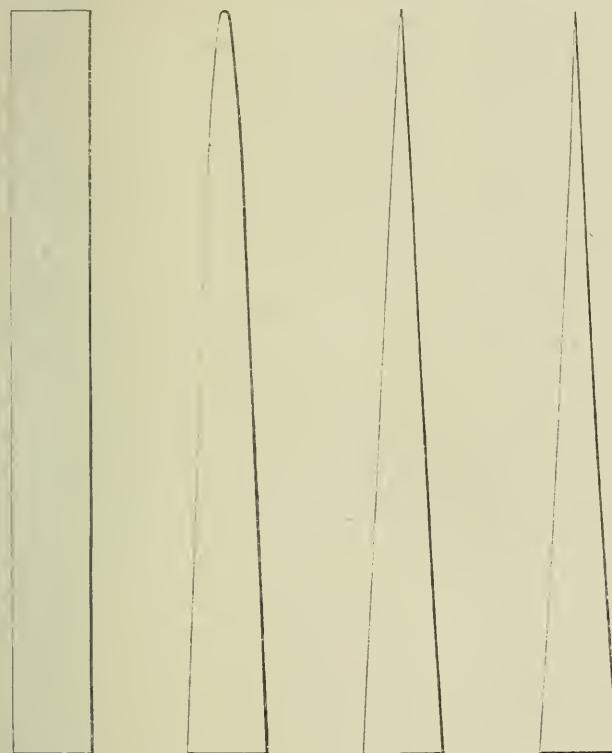


Fig. 334. Typen der Stammform.

der Holzmeßkunde niemals gesprochen werden, wohl aber von der Form einzelner Theile desselben, n. zw. in erster Reihe von der Form des Baumschaftes oder Stammes; und selbst bei diesen wichtigsten Bestandtheile des Waldbaumes unterscheiden sich, wie weiter unten gezeigt wird, einzelne Abschnitte desselben in ihrer Gestalt sehr wesentlich von einander. Auch bieten einzelne Astpartien Körper von stereometrischer Form dar.

Denken wir uns den Baum von allem Astwerk befreit, so erhalten wir in dem ganzen übrigbleibenden sichtbaren (oberirdischen) Theil den Baumschaft oder Stamm. Bei der Fällung des Baumes geschieht jedoch der Abhieb (Ab-

schnitt) nicht unmittelbar am Erdboden, sondern, je nach Umständen, in einer Höhe von 20—30 cm (wohl auch darüber), und ist johin in der Regel unter Schatt jener Theil des Stammes verstanden, der auf der Abhiebfläche ansteht.

Die Verbindungsstrecke des Mittelpunktes der Nordhördurchschnittsfläche am Stammeinde mit dem Wipspunkte heißt die Achse des Stammes, und wird durch diese eine schneidende Ebene hindurchgelegt gedacht, so stellt der Schnitt dieser Ebene mit der Oberfläche des Schaftes die Schafteurve vor. Die Form dieser Curve bedingt die Form des Stammes, da ja letzterer durch Rotation der Schafteurve um die Stammachse entstanden gedacht werden kann.

Nimmt man nun an, daß die Stämme alle Zwischenformen, die innerhalb des Cylinders und des Reitoides liegen, anzunehmen vermögen, so gilt im allgemeinen

$$y^2 = px^m \dots \dots 1.$$

als Gleichung der Stammeurve; denn wird für  $m$  in 1. der Reihe nach 0, 1, 2, 3 gesetzt, so resultieren die Gleichungen

$$y^2 = p, \quad y^2 = px, \quad y^2 = px^2 \\ \text{und } y^2 = px^3,$$

d. h. die erste Gleichung entspricht zwei zu beiden Seiten der Achse zu dieser in gleichen Entfernungen ( $\pm \sqrt{p}$ ) parallel gehenden Geraden, durch deren Rotation der Cylinder entstanden gedacht werden kann; die zweite Gleichung ist die der Apollonischen Parabel, durch deren Umdrehung das Paraboloid entsteht;  $y^2 = px^2$  entspricht zwei Geraden, die von einem gemeinschaftlichen Punkte der Achse ausgehen und zur letzteren symmetrisch liegen. Die Umdrehung dieser Geraden um die Achse gibt den gemeinen Regel, und schließlich ist  $y^2 = px^3$  die Gleichung der Neilschen (hemifubischen) Parabel (Evolute der Apollonischen Parabel), durch deren Rotation das Neilsche Paraboloid (Neolid) entsteht. Cylinder, Paraboloid, Regel und Neolid sind

gewissermaßen die Typen für die Form der Stämme. Figur 334 versinnlicht dieselben in einfachen Strichen.

Werden in die allgemeine Gleichung 1 auch alle Zwischenwerte, die innerhalb der Grenzen 0 und 1, 1 und 2, 2 und 3 liegen, substituiert gedacht, so resultieren daraus die Gleichungen der Schafteuren für alle Zwischenformen innerhalb der Typen Cylinder und Paraboloid, Paraboloid und gemeiner Regel, Regel und Neolid, die alle nach dem Geize der Stammeurvergleichung  $y^2 = px^m$  gebildet sind.

Diese sonst einfache Gleichung begründet, wie man sieht, eine solche Mannigfaltigkeit von Gestalten, dass die Möglichkeit, hiervon,

## Form des Baumstamms.

auch nicht immer ganze Baumstämme, so doch einzelne Partien derselben in ihrer Form, wohl auch für wissenschaftliche Zwecke genau genug zu bestimmen, begreiflich erscheint.

Den vorangehenden Ausführungen ist zu entnehmen, dass die Form der Schaftkurve und johin auch jene des Stammes ausschließlich von dem Exponenten der Abszisse ( $x$ ) abhängig ist, weshalb diese Zahl mit Zug und Recht die Bezeichnung "Formexponent" verdient. Kennt man den Formexponenten eines nach diesem Gesetze gestalteten Körpers, so sind wir über dessen Form ganz im Klaren, da diese einfache Zahl mit Bestimmtheit angibt, innerhalb welcher typischer Gestalten (Cylinder, Paraboloid, Regel und Kegeloid) der fragliche Körper liegt und inwieweit er sich der einen oder der anderen bekannten Form nähert.

Die Form des Stammes wird in der Praxis auch nach dem mehr oder minder raschen Sinken des Schaftdurchmessers gegen oben hin beurtheilt (s. abholzig). Denken wir uns oben zwei auf selber Basis auftreibende gemeinfegelförmige Stämme von sehr verschiedener Höhe, so wird wahrscheinlich der niedrige Stamm als „abholzig“, der sehr hohe aber als „volloholzig“ angesehen werden, obwohl beide in ihrer stereometrischen Form vollkommen übereinstimmen, weshalb diese Art der Formabschätzung nur untergeordnete Zwecke zulässig erscheint.

Es wurde weiter oben dargethan, dass der Formexponent eine Zahl ist, welche die Form eines Schaftstückes in einer Weise ausdrückt, wie dies vollkommener von einer Zahl nicht erwartet werden kann; dass die gebräuchlichen in Hinsicht auf Formbestimmung nur wenig, unter Umständen gar nichts leisten, und muss daher dem Formexponenten eine umso größere Beachtung zugewendet werden. Die Berechnung des Formexponenten für irgend eine Partie des Schaftes ist übrigens eine ziemlich einfache; denn sind  $x_1$  und  $x_2$  (Fig. 355) die Entferungen, in

$$\left( \frac{y_1}{y_2} \right)^2 = \left( \frac{x_1}{x_2} \right)^m ; \text{ logarithmisch aufgelöst}$$

$$m (\log x_1 - \log x_2) = 2 (\log y_1 - \log y_2),$$

woraus  $m = 2 \frac{\log y_1 - \log y_2}{\log x_1 - \log x_2} \dots 1)$  erhalten wird.

Gehört der Durchmesser  $y_1$  der Querfläche  $G$ , der Durchmesser  $y_2$  aber der Querfläche  $g$  an, so besteht die Gleichung  $\frac{y_1^2}{y_2^2} = \frac{G}{g}$ , daher  $2 (\log y_1 - \log y_2) = \log G - \log g$  und wir erhalten nunach auch

$$m = \frac{\log G - \log g}{\log x_1 - \log x_2} \dots 2)$$

Beispiel: Wäre  $x_1 = 30,1$  m,  $x_2 = 15,7$  m,  $y_1 = 37,8$  cm und  $y_2 = 27,7$  cm, so würde nach einfacher Rechnung unter Zuhilfenahme der Formel 1)  $m = 0,977$  betragen, das fragliche Schaftstück würde also sehr nahe die Form eines Paraboloidstückes besitzen und nur ein ganz wenig darüber stehen\*).

Dadurch, dass man den ganzen Schaft je nach seiner Länge oder je nach dem verlangten Genauigkeitsgrade in zwei, drei, vier und mehr Sectionen teilt und für jede den Formexponenten bestimmt, bekommt man ein vollkommen klares Bild auch über die Form des ganzen Schaftes.

Wir hatten an einem 37 m langen Schaftstück die Untersuchung bezüglich des Formexponenten in derart vorgenommen, dass dabei das 2,9 m lange Wipfelsstück außer Beachtung blieb, von da ab am Schaft 18 gleichlange (1,6 m) Sectionen aufgetragen und für diese sämtlichen Theile die Formexponenten berechnet; das unterste Stück des Stammes (5,3 m) blieb ununtersucht. Wir lassen hier die Resultate der Messung und Berechnung folgen, wollen jedoch, um Missverständnissen aus dem Wege zu gehen, noch einige Bemerkungen voransezten.

Die sämtlichen Erzeugenden (Schaftkurven), denen die 1,6 m langen (und überhaupt die) Schaftstücke angehören, haben ihren Scheitelpunkt im Wipfel des Stammes. Die Abscissen ( $x$ ) sind die Entferungen, in welchen vom Wipfel aus die Messung der betreffenden Durchmesser gleichah.

Es wäre von großer Wichtigkeit, zu wissen, wie der Formexponent an den verschiedenen Stammindividuen wechselt, und ob er häufig in so stark differierenden Werten auftritt, wie in dem von uns untersuchten Falle, da erst hiedurch die Zulässigkeit der oder jener Kubierungsmethode der Schäfte mit Klarheit erkannt werden würde.

Allerdings müsste da, um Verlässliches zu

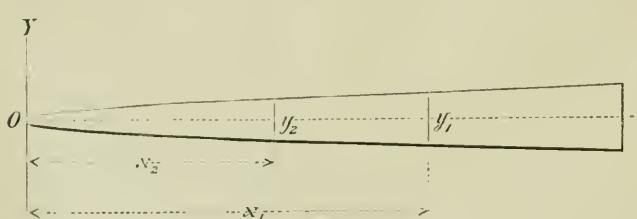


Fig. 355.

welchen die das fragliche Schaftstück begrenzenden Querflächen liegen, und sind die Durchmesser der letzteren durch  $y_1$  und  $y_2$  bestimmt, so ist klar, dass die Gleichungen

$$\left( \frac{y_1}{2} \right)^2 = p x_1^m \text{ und } \left( \frac{y_2}{2} \right)^2 = p x_2^m$$

ihre Berechtigung haben. Durch Division dieser Gleichungen ergibt sich aber  $\frac{y_1^2}{y_2^2} = \frac{x_1^m}{x_2^m}$ , oder

\* )  $\frac{y_1}{2}$  und  $\frac{y_2}{2}$  deshalb, weil die Ordinaten von der Abszissenachse zu rechnen sind und daher die Radien des Stammes bedeuten.

\*) Für die Berechnung des  $m$  am Wipfelsstück müsste allenfalls das  $x_1 = 1$  m genommen und hier das  $y_2$  gemessen werden, die Formel würde dann, wie begreiflich lauten:  $m = 2 \frac{\log y_1 - \log y_2}{\log x_1}$ .

schaffen, die Messung mit einer Millimeterkluppe und unter sonstigen gebotenen Voraussetzungen am besten durch genaue Ermittlung der Quersächen an den entsprechenden Stammscheiben geschehen. Wie der folgenden Zusammenstellung zu entnehmen ist, haben wir auch das ganze Schaftstück in sechs, drei und zwei Sectionen getheilt und für jede den Formexponenten berechnet.

Zusammenstellung der Formexponenten  $m^m$  eines Schaftstückes für 1'6 m, 4'8 m, 9'6 m, und 14'4 m lange Sectionen.

Section	x in m	y in m	Formexponent			
			Durch- messer in cm	m für 12 Sec- tionen	m für 6 Sec- tionen	m für 3 Sec- tionen
0	2'9	7'6				
1	4'5	11'2	1'763	1'919		
2	6'1	15'9	2'304			
3	7'7	19'4	1'708			
4	9'3	21'7	1'187			
5	10'9	23'2	0'842	1'014		
6	12'6	24'8	0'974			
7	14'1	26'1	0'848			
8	15'7	27'7	1'107	0'942		
9	17'3	28'9	0'874			
10	18'9	29'7	0'617		0'806	
11	20'3	30'6	0'735	0'623		
12	22'1	31'2	0'517			
13	23'7	32'1	0'814			
14	25'3	33'4	1'215	1'111		
15	26'9	34'8	1'339			
16	28'5	36'4	1'558		1'251	
17	30'1	37'8	1'382	1'418		
18	31'7	39'4	1'306			

Dem ganzen Schaftstück entsprach  $m = 1'309$ .

Da der Formexponent  $m = 0$  dem Cylinder (Walze),  $m = 1$  dem Paraboloid,  $m = 2$  dem gemeinen Kegel und  $m = 3$  dem Keiloid entspricht, so könnten für die Zwischenstufen folgende Bezeichnungen eingeführt werden, u. zw.: für Schäfte, deren

- $m = 0'0$  bis  $0'5$  „unterwalzig“
- $m = 0'5$  „ 1'0 „überparaboloidisch“,
- $m = 1'0$  „ 1'5 „unterparaboloidisch“,
- $m = 1'5$  „ 2'0 „überkonisch“,
- $m = 2'0$  „ 2'5 „unterkonisch“,
- $m = 2'5$  „ 3'0 „überkeiloidisch“.

So wären in der vorliegenden Tabelle die Sectionen 5, 6, 7, 9, 10, 11, 12, 13 überparaboloidisch, 4, 8, 14, 15, 17 unterparaboloidisch, 1, 3, 16 überkonisch und 2 unterkonisch. Lr.

Formaldehyd (Methylalkohol),  $\text{CH}_2\text{O}$ , wird dargestellt, indem man Methylalkoholdampf mit Luft über glühenden platinierter Asbest leitet, das Product im Wasserbad erhitzt und in einem durch Eis gekühlten Kolben aufschlägt. Außerdem entsteht es durch Erhitzen von ameisensaurem oder oxyessigsaurem Kali, auch durch Behandeln von Methyleinjodid mit Silberoxyd. Farbloses, stechend riechendes Gas, dessen Lösung an der Luft Ameisensäure gibt, mit ammoniakalischem Silbernitrat einen Silberspiegel, mit verdünnter Natronlauge Ameisensäure und Methylalkohol. Das Formaldehyd hat große Neigung sich zu polymerisieren und in Paraformaldehyd (Diogymethylen),

$\text{C}_3\text{H}_6\text{O}_2$ , von dreimal so hohem Molekulargewicht, zu verwandeln. v. Gru.

Formationen und Altersfolge derselben. Unter einer geologischen Formation für Formation ist auch der Ausdruck System üblich und wird in neuerer Zeit immer gebräuchlicher versteht man die Gesamtheit von gleichzeitig, in derselben Periode der Erdentwicklung abgelagerten Gesteinschichten. Die Zusammengehörigkeit der Gesteinschichten ist vornehmlich durch ihren paläontologischen Charakter, d. i. durch die in ihnen enthaltenen Reste von organischen Wesen (Leitfossilien) gekennzeichnet. Nur da, wo (wie in den ältesten Schichten) diese Reste fehlen, muss die Gleichalterigkeit der Schichten — ihre Zusammensetzung zu einer Formation — theils aus ihrer mineralogischen Beschaffenheit, theils aus ihren Lagerungsverhältnissen geschlossen werden.

In ihrer Gesamtheit zeigen die Formationen die mächtige Schichthierarchie zusammen, aus welcher die äußere Erdkruste besteht. Die ältesten Formationen sind aus der Zerstörung der ursprünglichen Erstarrungskruste der Erde (der Grund- oder Fundamentalformation [s. d.]), durch die Thätigkeit des urältesten Meeres hervorgegangen und haben ihrerseits wieder das Material zur Bildung aller folgenden Formationen geliefert.

Die Verschiedenheit im paläontologischen Charakter der Formationen, von welchen die oberen nur bei normaler Lagerung als die später abgelagerten, jüngeren zu betrachten sind, tritt im allgemeinen dadurch deutlich hervor, dass ganze Abtheilungen von Thieren und Pflanzen während der Bildung einer jeden Formation nach und nach ausstarben oder sich neu entwickelten. Der Habitus der Faunen und Flora ist in den ältesten Formationen am verschiedensten von dem der jetzt lebenden; er nähert sich mehr und mehr dem der letzteren, je jünger die Formationen sind. In der Tertiärformation erscheinen sogar Gattungen (z. B. Lorbeer, Pappel, Ulme, Birke), welche mit jetzt lebenden übereinstimmen, und ihre Zahl wächst mit den oberen Gliedern bedeutend. Auch jehen wir, dass in den ältesten Formationen die vollkommenen Geschöpfe — die Wirbeltiere — gar nicht vertreten sind und dass überhaupt erst nach und nach die entwickelteren Thier- und Pflanzenformen Bürger der Erde werden. Da an derselben Stelle der Erde nicht zu allen Zeiten, nicht in stetiger Folge Sedimente zur Ablagerung gelangten, so begegnet man auch nicht den ihrer Entstehung nach zeitlich auf einander folgenden Formationen oder ihren Abtheilungen immer an demselben Orte zugleich. Die Zugehörigkeit wird in solchen Fällen eben nach der Art der Versteinerungsführung und auch nach der petrographischen Beschaffenheit der Gesteinschichten festgestellt werden müssen. Auch dann, wenn die Schichten aus ihrer normalen (horizontalen) Lage durch seitlichen oder durch radiären, von unten nach oben wirkenden Druck nach einer Richtung gehoben, steil aufgerichtet oder gar ganz überkippt sind, wird man ihr Alter aus ihren Fossilien und ihrem Gesteinmaterial zu folgern haben.

Übersicht der Formationen (Systeme), welche seit der Bildung der ursprünglichen Erstarrungskruste der Erde bis zur Zeitzeit zur Ablagerung gekommen sind.  
Nach F. v. Hochstetter.

**Erstes Zeitalter: Die Urzeit der Erde.**  
**Die archaischen Perioden und Formationen.**

I. Periode der zweifelhaften Anfänge organischen Lebens.	Das Urqueis- gebirge.	a) Gneisformation, Gneis, Hornblendegneis, Granulit, Quarzit, kristallinischer Kalk und Graphit.	Ohne organische Reste.
	Das krystalli- nische oder Urtiefer- gebirge.	b) Glimmerschieferforma- tion, Glimmerschiefer, Horn- blendeschiefer, Kalk, Quarzit.	Die Graphite organischen Ur- sprungs.
		c) Phyllitformation, Phyl- lite, Quarzit, Kalk, Chlorit, Kalk- und Graphitschiefer.	Spärliche Tange.

**Zweites Zeitalter: Das Alterthum der Erde.**  
**Die paläozoischen Perioden und Formationen.**

II. Periode der Trilobiten, Cystideen und Graptolithen.	Die silurische Formation oder das ältere Über- gangs- oder Granwacken- gebirge.	a) Cambrium mit der Pri- mordialzone. b) Unter Silur. c) Ober Silur. Grauwacken; Thonschiefer, Quar- zite und Kalk, sowie Grap- tolithen- und Alanschiefer.	Vegetation fast ausschließlich Tange, nur selten Lepidodendren und Calamiten. Thiere sämtlich wirbellos bis auf die ärm- lichen Spuren der ersten Fische im obersten Silur. Zoantharia rugosa und tabulata (Halysites, Calamopora); Graptolithen; von Crinoideen namentlich Cystideen; von Brachiopoden Orthis, Stro- phomena, Pentamerus; von Nautilen Orthoceras, Cyto- ceras, Gonophoreras; von Tri- lobiten Paradoxides, Olenus, Agnostus, Calymene.
III. Periode der Panzerfische und ersten Landpflanzen	Die devonische Formation oder das obere Granwacken- oder Über- gangsgebirge.	a) Unter Devon, rheinische Grauwacke, Spiriferen-Sand- stein. b) Mitteldevon, Stringo- cephalenkalk, Caleocephalischief., Eisfelsenkalk. c) Ober Devon, Kramenzelfalk, Goniatitenkalk, Cypridinen- schiefer. Alle drei local, so in Schott- land, vertreten durch den alten rothen Sandstein (Old Red Sand- stone).	Die ersten häufigeren Land- pflanzen u. zw. Gefäßpflanzen; Deckfossilien (Calceola), überhaupt viel Zoantharia ru- gosa und tabulata; Brachiopoden, namentlich Spirifer, Stringo- cephalus, Goniatiten und Cy- priden. Neue Trilobitenfauna (Phacops, Homalonotus). Im alten rothen Sandstein zahl- reiche Panzerganothische: Pe- trichthys, Coccolepis, Cepha- laspis.
IV. Periode der Kryptogamen, der ersten Amphibien, Spinnen und Insekten.	Die carbo- niache Forma- tion oder das Steinkohlen- gebirge.	a) Subcarbonatische Forma- tion, Kalk, Grauwacken, Thon- und Kieselkieser (Kohlenkalk, Kulm). b) Productive Kohlenfor- mation, Sandstein, Schiefer- thon, Kohlenflöze.	Die Trilobiten erlöschten; Hu- sulina; Maximum der Crino- ideen, jewohl Blastoiden, wie echten Crinoideen (Pentatremites, Actinocrinus, Amphoracrinus). Viel Brachiopoden, namentlich Productus: Posidonia My- celi; erste Spinnen und In- sekten; erste Amphibien (Stego- cephalen). Großartige Entwick- lung der Kryptogamen, also Sigillaria, Lepidodendron, Ca- lamites und vieler Narne.

V. Periode der ungleich- schwänzigen Schmelz- schuppen und der Stego- cephalen.	Die permische For- mation oder die Dynas.	a) Rothliegendes, Konglo- rate, Sandsteine, Letten. b) Recksteinformation, Kupferschiefer, Reckstein, Dolo- mit, Gyps, Steinholz, Mergel.	Berkiefelte Farnstrümpfe und Co- niferen. Cycadeen. Panzerlurche (Branchiosaurus, Velosaurus, Archegosaurus), erst Reptilien? (Proterosaurus), sowie zahlreiche ungleichschwänzige Schmelzscher- pen (heterocercal Ganoïdfische), z. B. Palaeoniscus, viel Pro- ductus, Spirifer, Schizodus.
---	--	---	--

Drittes Zeitalter: Das Mittelalter der Erde.  
Die mesozoischen Perioden und Formationen.

VI. Periode der Panzerlurche, der ersten Ammoniten und Säugthiere.	Die Trias- formation oder das Salzgebirge.	a) Buntsandsteine, Sandsteine, Röth. In den Alpen Verfener Schichten und Grödner Sandstein. b) Muschelkalk, Kalksteine, Do- lomite, Gyps, Steinsalz. In den Alpen Partnachschichten, Halo- bienschichten, Virgloriaskalke. c) Keuper, bunter Mergel, Let- ten, Dolomite und Gyps. In den Alpen Raibler Schichten, Schlerndolomit, St. Caisson- Schichten; Hallstädter Kalk. d) Rhät (Rössener Schichten), Schichten der Avicula contorta.	Riesige Schachtelhalme (Equisetum). Cycadeen und Nadelhölzer, Panzerlurche (Pabyrinthodonten). Der Litien — Eucrinits, Encrinus liliiformis — Ceratiten, die ersten langschwänzigen Krebse (Pemphix), Meersaurier (No- thosaurus). Das älteste Säugethier Micro- cestes, eine Beutelratte, Avicula contorta. Panzerlurche (Masto- donsaurus) und Krokodile; in den Alpen die ersten echten Am- moniten.
--	---	--	---

VII. Periode der Nerinen, Ammoniten, Belemniten, der Fisch- und Flugsaurier.	Die Jura- formation oder das Doltihen- gebirge.	a) Lias oder schwarzer Jura, dunkle bituminöse Schiefer, Sand- steine, sowie Kalksteine und ooli- thische Eisenereze. b) Brauner Jura oder Dog- ger, Eisenoolithie Sandsteine, dunkle Thone. c) Weißer Jura oder Malm, Oxford, Kimmeridge, Port- land; Scyphienkalke, Pteroceras- Schichten, sämtlich meist helle Kalk, Kalkmergel und Mergel, sowie Dolithe. Die Einleitung in die Wealdenbildung macht sich geltend. Ablagerung des Purbeck. Besondere Facies des oberen Jura ist die tithonische Stufe.	Die Flora besteht aus Kryptogamen, Coniferen und Cycadeen. Sehr viel rissbanende Korallen, Pentacriniten, Spongien, Ostrea, Gryphaen, Exogyra, Trigonia. Pteroceras, Nerinea, echte Tin- tentische, Belemniten, Ammoni- ten, Aptychen, Schildkröten, Kro- kodile, Fischsaurier (Leptosaurus, Plesiosaurus), Flugsaurier (Pterodactylus), Dinosaurier, erste Knochenfische, erste Vögel (Archaeopteryx), ziemlich viel Beutelthiere.
---	--	--	--

VIII. Periode der Hippuriten und der Krüppel- formen, der Ammoniten, sowie der ersten Laub- hölzer.	Die Kreide- formation oder das Quader- sandstein- gebirge.	a) Neocom, Hils, Lowergreen- sand, Spatangenkalke. Gleich- zeitig mit dem unteren Neocom eine Sumpf- und Deltabildung, die Wealdenformation mit Steinkohlenlöchern. b) Gault, Flammennmergel, Garsgasmergel, Speetonthon, Ancyloceras-Schichten, Godula- sandstein. c) Cenoman, unterer Quader, Fischer Grünsand (Tourtia), chloritische Kreide, Varians- Schichten. d) Turon, Strechener Pläner, mittlerer Quader, Gojaumergel, rother Pläner. e) Senon, Schreibkreide, Kreide- tuff, oberer Quader sandstein, oberer Grünsand, Danien.	Die ersten Laubhölzer, neben diesen tropische Nadelhölzer, Cy- cadeen und Kryptogamen. Viel Schwämme, Foraminiferen, Bryozoen, Spatangen, Hippuriten, z. B. Caprotina und Hip- purites; inoceramen, Austern (Gryphaea, Exogyra, Ostrea), Ammonites und seine Krüppel- formen, z. B. Hamites, Scaphites, Turrilites, Baculites, jenseitiger Belemniten. — Dinosaurier: Ichnanodon und Mosasaurus.
---	--	---	--

Viertes Zeitalter: Die Neuzeit der Erde.  
Die känozoischen Perioden und Formationen.

IX. Periode der Paläotherien und Nummuliten	Die ältere Tertiärforma- tion oder das ältere Braunkohlengebirge.	a) Eocän, Pariser Grobkalk, London-Thon, Nummuliten- und Flischformation.  b) Oligoän, Gypse des Mont- martre, Septarienthone, nord- deutsche Braunkohlenbildung z. T., — untere Meeresmolasse, berñeiteinführende Schichten des Samlandes.	In Centraleuropa: eine echt tro- pishe Flora. Erste große Säuge- thierfauna: Paläotherium, Auro- plotherium, Xiphodon, Num- muliten und Incoiden.
X. Periode der Mastodonten	Das Jung- tertiär, Neogen oder das jüngere Braunkohlen- gebirge.	a) Miocene, Cerithienkalk, Lei- thakalk, obere Meeresmolasse. Braunkohlen der Mark z. T., der Wetterau.  b) Pliocene (Belvedere-Schotter, Congerien-Tegel, Dinothieren- Sand, Trag).	In Centraleuropa: Palmen, Bambus, Lorbeer, Feige, Pappel, Ulmus, Birke, Magnolie, Sequoia. Taxodium. Zweite große Säuge- thierfauna: Mastodon, Dinothe- rium, Hippopotamus, Affen.
XI. Periode des Mammut- und des Urmenschen.	Die Quartär- formation oder das angs- schwemmte Ge- birge.	a) Diluvium, Löß, Höhlen- lehm, erratische Blöcke, Morä- nen, Geröll- und Sandablage- rungen der Eiszeit (altquartäre Gebilde).  b) Alluvium, recente Süß- und Salzwasserbildungen, Torf- moore, Korallenbanten, moderne vulkanische Produkte (jungqua- räre Gebilde).	Die ersten Spuren des Menschen in Europa. Dritte große Säuge- thierfauna: Mammut, Kno- chenashorn, Höhlenbär, Ren- thier, Auerochs, Moschusochs, Pferd, Riesenhirsch u. s. w.

Jede Formation entspricht naturngemäß einer gewissen Zeitepoche, während welcher sie zur Entwicklung kam. Diese Zeitepochen, die geologischen Perioden, tragen zweckmäßig den Namen nach denjenigen Organismen, die während ihrer Dauer zuerst ausblühten oder denen vermöge ihrer Anzahl, Entwicklung und weiten Verbreitung gleichsam die Herrschaft über die Erde zusam.

Die vorstehende Übersicht gibt nicht nur die wichtigsten Gesteinarten, sondern auch die leitenden organischen Reste der sedimentären Formation an. Es ist hier noch vielleicht besonders zu betonen, dass die Abgrenzung der Formation nach oben und unten eine ziemlich willkürliche ist. Der Vorgang der Umgestaltung der organischen Schöpfung und der Bildung der sedimentären Gesteinsschichten wurde niemals durch alles verändernde Revolutionen unterbrochen, sondern ging ganz allmäsig (unmeßliche Zeiträume beanspruchend) unter dem Einfluss derselben Naturkräfte vor sich, die noch heute verändernd und entwickelnd auf unserem Planeten wirken.

v. D.

**Formelassen.** König hat Baumarten, aus deren Scheitelhöhe sich so ziemlich dieselbe Gehaltshöhe (s. Formhöhe) ergibt, gruppiert und in jeder solcher Gruppe fünf Clasen (Formelassen) unterschieden, deren charakteristisches Merkmal namentlich in dem Kronenauflauf und daher auch in dem gedrängteren oder geräumigeren Schlussverhältnisse gelegen war. (Bur-

den früher zum Zwecke der Bestandesabschätzung verwendet.)

Dr.

**Formelmethoden**, s. Normalvorrathsmethoden.

Nr.

**Formelu**, chemische. Man unterscheidet drei Arten von Formelu: 1. die atomistischen Verhältnisformeln, 2. die empirischen Molecularforneln und 3. die rationellen Molecularforneln. Die atomistischen Verhältnisformeln geben nur die relative Anzahl der einzelnen Elementen, die in einer Verbindung enthalten sind, an, nicht die absolute Anzahl. Man erhält das atomistische Verhältnis durch Rechnung aus den Ergebnissen der Analyse. Hat man z. B. durch die Elementaranalyse gefunden, dass Essigsäure aus 39,96% Kohlenstoff, 6,74% Wasserstoff und 53,30% Sauerstoff zusammengesetzt ist, so erhält man die atomistische Verhältnisformel durch Division dieser Zahlen mit den entsprechenden Atomgewichten

$$C : H : O = \frac{39,96}{12} : \frac{6,74}{1} : \frac{53,30}{16} = \\ 3,33 : 6,74 : 3,33 = 3 : 6 : 3.$$

Es kommen also in der Essigsäure auf 3 Atome Kohlenstoff 6 Atome Wasserstoff und 3 Atome Sauerstoff oder auf 1 Kohlenstoff 2 Wasserstoff und 1 Sauerstoff. Die atomistische Formel der Essigsäure könnte also ausgedrückt werden durch  $CH_2O$  oder  $C_2H_4O_2$  oder  $CH_3NO$ .

Die empirischen Molecularforneln geben an, wie viele Atome in einem Molekul

Formexponent.

der Verbindung enthalten sind, also sowohl die percentische Zusammensetzung als auch die geringsten in Wirkung tretenden Mengen. Man findet dieselben, falls die betreffenden Körper unzersetzt flüchtig sind, durch Bestimmung ihrer Molekulargewichte, Feststellung der dem Molekulargewichte entsprechenden Mengen Kohlenstoff, Wasserstoff u. s. w. und Division dieser Mengen durch die bekannten Atomgewichte der Elemente. Bei nicht flüchtigen Körpern stellt man, je nachdem der betreffende Körper eine Säure ist oder basischen Charakter hat, ein wasserfreies kristallisiertes Salz (zumeist das Silbersalz) oder eine Platinodoppelverbindung her und berechnet das Molekulargewicht des Salzes oder der Platinodoppelverbindung mit Zugrundelegung des Atomgewichtes des Metalls. Ist der organische Körper weder flüchtig noch sauer, noch basisch, muss man die Formel aus den Molekulargewichten bekannter chemischer Abkömmlinge desselben berechnen.

So beträgt z. B. das Volumengewicht der Essigsäure 30, das Molekulargewicht also 60. Da das Molekulargewicht gleich der Summe der Atomgewichte ist, so muss das Molekül der Essigsäure 2 Atome Kohlenstoff, 4 Atome Wasserstoff und 2 Atome Sauerstoff =  $24 + 4 + 32 = 60$  enthalten. Die empirische Molecularformel für die Essigsäure ist somit  $C_2H_4O_2$ .

Will man die Formel aus dem Silbersalz bestimmen, so glüht man eine abgewogene Menge des essigsauren Silberoxydes und berechnet aus dem Gewicht des zurückbleibenden Silbers das Molekulargewicht des Salzes, d. h. diejenige Menge, welche 108 (Atomgewicht des Silbers) Gramm Silber enthält. Beim Glühen von z. B. 0,501 g Silbersalz bleiben 0,324 g Silber zurück:

$$0,501 : 0,324 = x : 108 \quad x = 167.$$

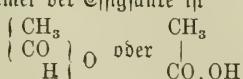
Die Säure unterscheidet sich von dem Silbersalz dadurch, dass an Stelle eines Atomes Silbers ein Atom Wasserstoff tritt. Das Molekül der Essigsäure wird also sein:

$$167 - 108 + 1 = 60.$$

Diesem Molekulargewicht entspricht die Formel  $C_2H_4O_2$ .

Die rationellen Molecularformeln verdientlich gleichzeitig die Gruppierung der Atome in dem Molekül und damit die chemische Natur der betreffenden Substanzen. Diese Art von Formeln ist besonders geeignet zur Erklärung der Metamorphosen der Verbindungen und der Bildung neuer Verbindungen. Ferner geben sie eine übersichtliche Anschauung über die Atome oder Atomgruppen der Verbindungen, welche bei der Wechselwirkung der Moleküle auf einander mit besonderer Leichtigkeit gegen andere ausgetauscht werden können oder bei gewissen Reaktionen unangegriffen bleiben. Die rationale Molecularformel der Essigsäure ist

z. B. nach der Typentheorie  $C_2H_3O$  | O, die Structurformel der Essigsäure ist



Während man nach der typischen Formel die drei Wasserstoffatome als Bestandtheile des Radicals Acetyl,  $C_2H_3O$ , annimmt, werden nach der Structurformel die 3 Atome Wasserstoff als Bestandtheile des  $CH_3$  aufgefasst. v. Gn.

**Formexponent.**, f. Form des Baumschaftes.

Pr.

**Formhöhe.** Ein mit einem Stammie gleich hoher Cylinder (Idealwalze), dessen Grundfläche  $g$  ist, hat, wenn  $h$  die Höhe desselben bedeutet, den Inhalt  $gh$ , und ist auch der echte Bruch  $f$  (Formzahl, Reduktionszahl) bekannt, mit welchem dieses  $gh$  multipliziert werden muss, um den Inhalt  $K$  des fraglichen Baumstamms zu erhalten, so kann letzterer nach der Formel  $K = ghf$  berechnet werden. Schreibt man  $K = g(hf)$ , so erscheint der Stamminhalt als Körperinhalt eines Cylinders, dessen Grundfläche ebenfalls  $g$ , dessen Höhe jedoch  $(hf)$  ist, weshalb  $(hf)$  als Gehaltshöhe oder Formhöhe des Stamms bezeichnet wird.

Pr.

**Formale** nennt man die Salze der Ameisenessigsäure.

v. Gn.

**Formicariae** (Formicidae), Ameisen; Familie der Hymenopterenabteilung Raubwespen (Hymenoptera rapientia), Hauptabteilung Hymenoptera monotrocha. Die Ameisen sind charakterisiert durch eine ansitzende Schuppe (Leiste) oder statt dieser durch zwei Knöpfchen am ersten Hinterleibssegment; durch flache, nicht gefaltete, unvollkommen geäderte und nur lose dem Brustkasten anhaftende, den Hinterleib weit überragende Flügel der ♂ und ♀; durch pettischenförmige Fühler und durch ungeflügelte Arbeiter (♂ oder ♀). Die Ameisen, obwohl von jedermann sofort als solche erkannt, bereiten der Systematik und Charakteristik der Species dadurch, dass eine jede derselben drei Formen (Geschlechter) in sich vereinigt, nicht unwesentliche Schwierigkeiten. Alle Ameisen haben gestielten Hinterleib, welcher, wenn man den Stiel als selbständiges Stück betrachtet, eine mehr oder weniger eiförmige oder der Kugelform sich nähernde Gestalt annimmt und aus 4—6 Ringen zusammengesetzt ist. Die hintersten Glieder sind oft ineinandergeschoben und daher scheinbar die Gesamtzahl derselben geringer. Diese zeigt überdies ein gewisses Abhängigkeitsgefüge sowohl im Bezug auf Geschlecht (ob ♂ oder ♀ und ♀), als bezüglich der Form des Stiels. Die männlichen Geschlechter haben ausnahmslos um ein Hinterleibssegment mehr als die ♀ und ♀; anderseits zeigen die eingliedrigen Schuppenstiile deren 3 (daher ♂ 6), die zweigliedrigen Knotenstiile 4 (daher ♂ 5) Hinterleibsringel. — Die ♀ und ♀ besitzen entweder einen Wehrstachel oder nur Drüsen, vermögen aber in jedem Falle Ameisenessigsäure auszuspritzen. Bei den Arbeitern nimmt der Vorderrücken, bei ♂ und ♀ der Mitterrücken den größten Theil des Brustkastens ein. Die letzteren sind durch geringere Größe und zierlicheren Körperbau vor den ♀ ausgezeichnet. — Die Geißel der stark gebrochenen Fühler ist entweder faden- oder etwas feuerförmig, aus (10) 11—13 Gliedern zusammengesetzt, und zeigen auch in diesem Falle die männlichen Fühler in der Regel um ein Glied mehr als

die der Weibchen. Beine mit 5gliedrigem Tarsus. Die Flügel (Fig. 354), welche dem Männchen leicht verloren gehen, zeigen ein ziemlich unvollständiges Geäder: die Radialzelle gewöhnlich nach der Spitze hin offen; Cubitalzellen in seltenen Fällen 2, bei den meisten Arten nur 1, das Radialtal immer vorhanden.

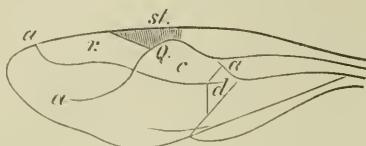


Fig. 354. aa = Cubitalader und ihre Verzweigungen; q = Querader; c = Cubitalzelle; r = Radialzelle; d = Discoidalzelle.

Die Familie Formicariae zerfällt in drei Gruppen:

1. Hinterleibsstiel zweigliedrig, mit zwei Knoten. Gruppe Myrmicidae.
1. Hinterleibsstiel eingleilig, mit Schuppe, Leiste oder nur 1 Knoten.
2. Hinterleib (unter Ausserachtlassung des Stiels) zwischen dem 1. und 2. Ring eingeschnürt. Gruppe Poneridae.
2. Hinterleib (ebenso aufgefasst) zwischen dem 1. und 2. Ring nicht eingeschnürt. Gruppe Formicidae.

Die Gruppe der Poneriden enthält nur eine Gattung. Jene der beiden übrigen Gruppen, insfern sie ein größeres Interesse seitens des Forstwirtes beanspruchen können, lassen sich in folgende Übersicht zusammenfassen:

1. Gruppe Formicidae.
2. Arbeiter und Weibchen ( $\delta$  und  $\varphi$ ).
3. Fühler über den Hinterrand des trapezförmigen, mit den Seitenrändern nach vorn divergierenden Kopfschildes eingelenkt, 12gliedrig; Stirnfeld nicht deutlich abgegrenzt, etwa doppelt so breit als lang; Schuppe des Stiels aufrecht, beiderseits gleichmäßig schwach gewölbt.  $\delta$  ohne Nebenäuge.  $\varphi$  Flügel mit einer Cubitalzelle.

#### Gattung Camponotus Mayr.

3. Fühler in einem Winkel entspringend, welchen die Stirnleisten mit dem Hinterrande des Kopfschildes bilden; diese von der Fühlergrube an sich nicht weiter nach hinten fortsekend; Oberkiefer flach gedrückt, mit gezähntem Kaurrande; Fühler 12gliedrig.
4. Geißelglied 1–5 länger als die folgenden (das Endglied nicht berücksichtigt); Stirnfeld scharf abgegrenzt; Stirnleisten mit nach außen convexem Rande; Schuppe groß;  $\delta$  Nebenäuge deutlich;  $\varphi$  Hinterleib weit übergreifend.

#### Gattung Formica L.

4. Geißelglieder ( $\varphi$ ) 2–10 einander gleich, die letzten dicker; Stirnfeld undeutlich begrenzt, fast doppelt so breit als lang; Schuppe senkrecht oder nahezu senkrecht, viereckig, schmal; Hinterleib nicht nach

vorn verlängert; Borderrand des Kopfschildes nicht ausgerandet;  $\delta$  Nebenäuge sehr klein, undeutlich;  $\varphi$  die Augen etwas hinter der Kopfesmitte.

#### Gattung Lasius L.

2. Männchen ( $\delta$ ); Flügel mit 1 Cubitalzelle; Fühler 13gliedrig; Oberkiefer flachgedrückt mit Kaurrand; untere Afterklappe ganzrandig (nicht in der Mitte ausgeschnitten); Kopfschild viereckig, nicht hinter die Fühlerseinlenkung sich fortsetzend; Schuppe des Stiels aufrecht.
5. Genitalien groß; Stirnfeld scharf abgegrenzt, so lang als breit; äußere Genitalklappe messerförmig, ohne Anhang; Hinterleib oben ziemlich flachgedrückt; Flügel den Hinterleib übergreifend; Geißelglied 1 nur ein Drittel kürzer als 2; Bruststück in der Mitte seitlich etwas erweitert. Gattung Formica L.
5. Genitalien sehr klein; Stirnfeld nicht scharf abgegrenzt, doppelt so breit als lang.
6. Stirnleisten lang, S-förmig gekrümmt; Fühler über dem Hinterrande des Kopfschildes neben jenem entspringend; äußere Genitalienklappe dornförmig.

#### Gattung Camponotus Mayr.

6. Stirnleisten kurz, hinten etwas divergierend; Fühler an den Hinterranden des Kopfschildes eingelenkt; äußere Genitalklappen flach, doppelt so lang als am Grunde breit, gegen das Ende verschmälert und daselbst halbkreisförmig abgerundet.

#### Gattung Lasius F.

1. Gruppe Myrmicidae.
7. Weibchen und Arbeiter ( $\varphi$  und  $\delta$ ). Oberkiefer breit, flachgedrückt, mit meist gezähntem Kaurrande; Fühler mit 11 bis 12 Gliedern; die Keule nicht 2gliedrig; zweites Geißelglied ohne Dorn; das erste vorn cylindrisch, hinten verdickt; bei den  $\varphi$  der Hinterrücken mit Dornen, Höfern oder Zähnen.
8. Arbeiter ( $\delta$ ).
9. Fühler 12gliedrig, die 3 letzten Glieder kürzer als die übrigen Geißelglieder; Kieferfänger 6gliedrig; Lippentaster 4gliedrig; Stirnfeld hinten spitz; Bruststück zwischen Mittel- und Hinterrücken mit Einschnitt; vor diesem ziemlich flach; Schenkel keulensförmig; Schienensporne fannenzähnig.

#### Gattung Myrmica Latr.

9. Die 3 letzten Glieder der Geißel eine dicke Keule bildend und so lang oder länger als die übrigen; Endglied mehr als doppelt so lang wie das vorletzte; Hinterrücken mit Zähnen oder Dornen. Hinterrand des Kopfschildes zwischen der Stirnleiste und der Kieferseinlenkung als erhabene Leiste die Fühlergrube vorn begrenzend; Borderrand nicht ausgeborgen; Kieferfänger 4-, Lippentaster 3gliedrig; Hinterrücken vorn beiderseits stumpfseitig; Bruststück kurz, hoch, zwischen Mittel- und Hinterrücken keine Einschnürung; obere Fläche der vorderen

Hälfte des Stielgliedes 1 von vorn nach hinten concav; Fühler 12gliedrig.

Gattung *Tetramorium* Mayr.

8. Weibchen (♀). Flügel mit 1 Cubitalzelle; das Stirnfeld nach hinten nicht abgerundet.
  10. Cubitalzelle halb getheilt; Schienensporne gekämmt. Gattung *Myrmica* Latr.
  10. Cubitalzelle ungetheilt; Schienensporne einsach; Körper 2—3mal so groß als die der Arbeiter; Hinterrand des Kopfschildes zwischen der Stirnleiste und der Kiefererindentung als erhabene Leiste die Fühlergrube vorn begrenzend; Fühler 12gliedrig.
- Gattung *Tetramorium* Mayr.
7. Männchen (♂); Mittelrücken mit zwei tief eingedrückten, etwas hinter der Mitte sich vereinigenden und als Furche über den Hinterrücken sich fortsetzenden Linien.
  11. Flügel mit halbgetheilter Cubitalzelle; Oberkiefer gezähnt; Fühler 13gliedrig; Geißelglied 1 länger als 2.

Gattung *Myrmica* Latr.

11. Cubitalzelle ungetheilt; Querader mit der Cubitalader an der Theilungsstelle ihrer Äste verbunden; Fühler 10gliedrig; Schaft kürzer als Geißelglied 2; dieses sehr lang; Oberkiefer flach, der Kantrand gezähnt.

Gattung *Tetramorium* Mayr.

Über Lebensweise und sozialische Bedeutung der Formicarien im allgemeinen Folgendes: Die Ameisen leben, wie ihre Verwandten die Wespen, Bienen, Hummeln, zu größeren und kleineren Familien in gemeinsamen Wohnungen beisammen, welche je nach den besonderen Zwecken, bei den verschiedenen Arten mehr oder minder abweichend eingerichtet sind. Im allgemeinen könnte man sie in Erd- und Holzbaue trennen. Die ersten liegen ganz oder zum größten Theile im Boden und sind obenauf gedeckt durch einen größeren Stein oder durch ein Holzstück, einen Stock &c.; oder durch Rasen-, Moospolster u. dgl. Alle diese Dinge sind schon vorhanden; die Ameisen vollführen nur die Erdarbeiten. Bei anderen Arten wird aber diese Decke künstlich hergestellt, indem die Thiere das hiezu erforderliche Material, Holz- und Harzstückchen, Halme, Erdtheilchen, Steinchen, Knospen u. dgl., aus der Umgebung zusammenkleppen und über den, im Boden befindlichen eigentlichen Bau, zu einem kegelförmigen, mitunter Meterhöhe erreichenden sog. Ameisenhaufen ausschichten, wie dies die Waldameise, *Formica rufa*, thut. Diese nach dem äußeren Ansehen scheinbar plan- und regellos aufgeworfenen Haufen sind im Innern von einem Netz zahlloser Gänge durchzogen, welche sich in Etagen, Kammern, Vorräume &c. erweitern und theils dazu bestimmt sind, die Communication zwischen dem unterirdisch gelegenen, eigentlichen Bau und der Außenwelt zu vermitteln, hauptsächlich aber, um der Brut die so nothwendige Pflege in ausreichendem Maße angeudehen lassen zu können. Zugleich schützt der oberirdische Haufen die Colonie vor den, besonders

für die Brut schädlichen Einflüssen der Temperaturrexteme, sowohl hoher Hitzegrade, als empfindlicher Kälte. Zur Herstellung der Erdwohnungen bedienen sich die Ameisen ihrer stark entwickelten Fresszangen. Derartige Erdbaue bestehen in der Regel aus einer größeren Anzahl von Gelassen, welche durch Säulen und Zwischenwände von einander getrennt, untereinander aber durch Thürenöffnungen in Verbindung stehen. Die Anlage erfordert selbstverständlich die Wegschaffung des beim Bauen losgelösten, die Gänge verlegenden Erdmaterials, was ebenfalls mittelst der starken Kinnbaden geschehen muss. Manche Arten verwenden dasselbe sofort als Aufschüttungsmaterial zur Errichtung oberirdischer Erdhäuser. Auch diese sind, ähnlich jenen der Waldameise, reichlich mit Gängen, Kammern und anderen Räumlichkeiten eingerichtet und mit dem unterirdischen Hauptbau in Verbindung gebracht. Derartige, aus Erde errichtete Häuser, berauen sich sehr bald und bilden dann ein um so sichereres Schutzdach für den darunterliegenden Hauptbau. Eine andere Gruppe von Ameisen quartiert sich ausschließlich nur im Holze ein; und darunter wohl die meisten in morschen, abgestorbenen Stämmen, oder in den auf den Holzschlägen zurückgebliebenen alten Stöcken u. dgl. Einzelne Arten aber bauen auch (und wahrscheinlich ausschließlich) im vollkommen gesunden Holze lebender Stämme (vgl. *Camponotus* und Fig. 1 der zugehörigen Tafel). Während daher die einen zur reicheren Humifizierung der Holzrückstände auf den Schlägen und so zur Erhöhung der Bodenkraft beitragen, sich mithin als entschieden nützlich erweisen, müssen die anderen, da sie vollkommen gesundes Holz zerstören und dadurch Nutz- und Geldwert oft bedeutend herabdrücken, als zweitlos schädlich bezeichnet werden. Jede Ameisenkolonie besteht der überwiegenden Mehrheit nach aus sog. Arbeiterinnen (i. d.) oder Arbeitern und beherbergt außerdem ein oder einige Weibchen. Jenes geschäftig ab- und zugehende Ameisenvolt, dem man im Bereich der Ameisenhaufen allenthalben begegnet, besteht ausschließlich aus Arbeiterinnen, während die Weibchen, von der Außenwelt abgeschlossen, nur der Erzeugung zahlreicher Nachkommenschaft zu leben scheinen. Die Arbeiterinnen haben denn auch für Alles und jedes Sorge zu tragen, was die Erhaltung der Colonie erfordert. Sie schleppen das Baumaterial zusammen, um theilweise Erweiterungen oder Ausbesserungen der Wohnungen durchzuführen; sie sorgen nicht nur für Nahrungsmittel, sondern besorgen auch die Fütterung der Weibchen und Larven. Die Brutzpflege ist ja überhaupt die wichtigste der ihnen obliegenden Geschäfte. Die Eier werden von ihnen gewendet, belebt, und je nach den Temperatur- und Witterungsverhältnissen aus dem Erdgeschoße weg, in eine höher gelegene Kammer gebracht und auf das sorgfältigste betreut und bewacht. Eine nicht minder große Sorgfalt wird den gänzlich unbefohlenen madenförmigen Larven zugewendet. Je nach Bedürfnis werden sie bald in die oberen Stockwerke, bald in tiefer gelegene gebracht und

müssen von den Arbeiterinnen gefüttert werden. Ohne diese fremde Hilfe müßten sie zugrunde gehen; sie würden verhungern. Ein Tropfen wässerheller flüssiger Flüssigkeit, aus dem Munde der Ameise gereicht, bildet die Nahrung. Diese Fütterung wird solange fortgesetzt, bis die Larve erwachsen und nunmehr in das Puppenstadium übertritt. Dabei umgibt sie sich mit einem dichten, gelblichen oder bräunlichen Cocon und ruht in diesem Gespinstgehäuse, bis sie sich zur imago, zur fertigen Ameise entwickelt hat. Diese Cocons sind die allbekannten sog. Ameisenereier, wie selbe als Vogelfutter in den Handel gebracht werden. Obwohl die Ameisenpuppe nicht mehr gefüttert zu werden braucht, da ja der Puppenstand ein Zustand der Ruhe ist, so kann sie dennoch nicht der sorgsamsten Pflege entzathan. Auch sie müssen, da in diesem Zustande gerade ein höheres Maß von Wärme beansprucht wird, öfters überbettet werden. Sind die Tage sonnig, warm, dann werden sie von den Arbeiterinnen in die obersten Stockwerke getragen, fleißig gewendet, belebt, mit den Fühlern betastet, untersucht, gefiebkost, und beginnt es abends fühlbar zu werden, dann sieht man sie dieselben wieder zurückbringen in die wärmeren, tiefer gelegenen Bodenkämme, wo sie die Nacht über ruhen. Der wichtigste Moment für das nun schon erwachsene Ameisenkind ist wohl der, wo es, bereits zur vollen Entwicklung gelangt, sein Gefängnis durchbrechen, sich seiner Umhüllung entledigen soll. Und auch in dieser kritischen Periode sind es wiederum die Arbeiterinnen, welche hilfreich und thatkräftig eingreifen. Halten sie den richtigen Zeitpunkt für gekommen, d. h. haben sie sich durch Besuchten mittels der Fühlhörner überzeugt, daß die im Cocon eingeschlossene Puppe die Verwandlung zur fertigen imago überstanden hat, dann berühren sie mit ihren starken Fresszangen die Umhüllung durch und ziehen das noch sehr unbeholfene, junge, beflügelte Thier aus dem geöffneten Sack hervor. Zu den bis dahin ausschließlich flügellosen Bewohnern des Ameisenstaates kommen nun auch geflügelte Thiere, u. zw. Weibchen sowohl wie Arbeiterinnen, aber auch, u. zw. der Mehrzahl nach Männchen. Diese letzteren hatten bis dahin gänzlich gefehlt. Während der größte Theil der Arbeiterinnen sich ihrer Flügel, die auch nur sehr lose anhaften, sehr bald zu entledigen trachtet, behalten die Geschlechtsthiere (♂ und ♀) dieselben; und da sich diese letzteren auch an keinerlei Arbeiten des gemeinsamen Haushaltes beteiligen, sondern häufig genug den Arbeitern nur den Raum beseugen und die Thore und Wege verstellen, so sind die vielen Männchen wenigstens, nur unliebsame Faulpelze im Staate, welche sich füttern lassen, ohne selbst zu verdienen. Doch dauert diese Belästigung nicht lange; es erwacht der Begattungstrieb; die Flügelthiere fühlen sich unbehaglich, beengt in ihrer geschäftigen Umgebung; es besitzt sie eine gewisse sich allmählich steigernde Unruhe, welche gegen Ende Juli oder im August den Höhepunkt erreicht. Ein Theil der Weibchen erhebt sich in die Luft begleitet von Tausenden von Männchen; andere werden von den Arbeiterinnen am Entweichen

noch rechtzeitig gehindert und nachdem ihre Begattung erfolgt ist, in die Baue zurückgebracht. Die Begattung geschieht oft hoch in den Lüsten während des Hochzeitsfluges. Dabei werden solche Ameisen schwärme nicht selten vom Winde erfaßt und oft meilenweit von ihren Heimatcolonien verschlagen und wohl Tausende gehen dabei auch zu grunde. Einzelne kleinere Schwärme erheben sich mitunter nur wenig hoch über den Ameisenbau; die Weibchen fallen infolge der um ihre Gunst sich ungestüm balzenden Männchen in der Nähe desselben wieder zur Erde; und diese sind es, welche, vom weiteren Aufstuge zurückgehalten und in die Baue zurückgebracht, künftig für die Bevölkerung der eigenen Colonie zu sorgen haben. Jene weiter verchlagenen Flüge, resp. deren befruchtete Weibchen, gründen neue Ansiedlungen; die Männchen aber sterben sehr bald nach erfolgter Copula. Von da ab finden sich in den Colonien wiederum nur Arbeiterinnen nebst einem oder einigen Weibchen.

Nicht in allen Ameisenstaaten bilden die Arbeiterinnen den thatächlichen Arbeiterstand; derselbe wird vielmehr aus Gefangenen anderer Ameisenarten reerichtet, die von den Arbeiterinnen, sei es als Larven oder Puppen oder vollkommen entwickelte Ameisenthiree geraubt, in die Colonie geschleppt und für die Arbeit erzogen worden sind. Solche Ameisen werden als Raubameisen bezeichnet; sie bilden nur eine ganz kleine Gruppe, welche sich durch schwächer entwickelte, sehr schmale Kieseln auszeichnet und als deutsche Arten *Polyergus rufescens* Latr. und *Strongylognathus testaceus* Schenk enthalten. Hochinteressant ist das Vorkommen anderer Insekten in den Ameisenstaaten und das friedliche Zusammenleben mit den Ameisen, deren Pflege sie oft gar nicht entbehren zu können scheinen. Am artenreichsten sind die Käfer vertreten, besonders die Familie der Staphylinen mit den Gattungen *Dinarda* und *Lomechusa* (ausschließlich), *Myrmeconia*, *Homalota*, *Placusa*, *Oxypoda*, *Leptacinus* u. a. Nebst Staphylinen finden sich *Pselaphyden*, *Scydmaeniden* und *Clavigeriden* (die letzteren ausschließlich) mit den Ameisen zusammen. Unter den *Cryptophagiden* bewohnt *Emphyllus glaber* nur die Nester der rothen Waldameise; ebenso *Monotoma conicollis*; auch *Oathridien* und *Pteniden* haben ihre Vertreter. *Plinus coarcticollis*, *Mycetocharis barbata*; Larven von *Cetonien*, einige Pflanzenläuse u. a. sind zu den Ameisengästen zu zählen. Die Bedeutung der Ameisen für die Bodenökultur wurde zum Theile bereits ange deutet. Der Nutzen für den Forst besteht in der Beteiligung der Ameisen am Säuberungsgeschäfte im Walde, und in dieser Beziehung hat eigentlich nur die rothe Waldameise, *Formica rufa*, Bedeutung und verdient aus diesem Grunde alle Schonung. Dasselbe gilt von allen jenen Arten, welche ihre Quartiere in alten Städten, morischen Bäumen u. dgl., wertlosem, auf den Schlägen zurückbleibendem Gehölze beziehen (*Lasius fuliginosus*), indem sie den Verwesungsprozeß derselben wesentlich fördern. Als schädlich aber müssen jene Ameisenarten bezeichnet werden,

welche, wie *Camponotus ligniperdus* und *herculeus*, vom Wurzelstocke aus in lebende Bäume eindringen und im vollkommen gesunden Stammkörper ihr Zerstörungswert vollbringen. Ferner die meisten der unter Nadeln, Moos oder in reinen Erdauen lebenden Arten, wenn sie sich, was häufig geschieht, in Säatgut einsetzen, oder ihre Kolonien im Wurzelraume der Pflanzen, besonders der Freieulturen anlegen. Theils infolge übermäßiger Lockerung des Bodens, theils infolge der schädlichen Einflüsse der Ameisensäure, theils auch durch direkte Wurzelbeschädigungen können solche Pflanzen nach längerem Kränkeln zum Absterben gebracht werden. Hierher gehören vor allen anderen die gelbe Ameise (*Lasius flavus*). In dieser Hinsicht am meisten gefährdet scheinen Hügelpflanzungen (besonders nach v. Manteuffel's Methode) zu sein.

**Formose**,  $C_6H_{12}O_6$ , ist ein der Gruppe der Kohlehydrate angehöriger Körper, der neben Ameisensäure entsteht, wenn man auf eine 4%ige Lösung von Formaldehyd Kalkhydrat einwirken lässt. Sie ist gummiartig, intensiv süß, optisch inaktiv, unterliegt nicht der alkoholischen Färbung, hingegen wird sie durch Spaltpilze in Milchsäure und Bernsteinäsäure zerlegt. Fehling'sche Lösung wird durch Formose nicht reduziert.

v. Gn.

**Formulande** heißen feinförmige, glimmerreiche, zum Theil eisenähnliche, unregelmäßige, Duxarzane, die in den Gießereien Verwendung finden. Meist tertären (oligocänen) Alters; in Norddeutschland nicht selten.

v. O.

**Formulare.** Die wünschenswerte Gleichmäßigkeit der zahlreichen Ausweise, Zusammensetzungen und sonstigen Tabellen, welche ein geordneter Betrieb und das Rechnungswesen im Forstdienste notwendig machen, sowie die große Zahl, in welcher manche Schriftstücke (wie z. B. Anweiszettel, Erlagscheine u. dgl.) auszuertigen sind, lassen es zweckmäßig erscheinen, die Form aller dieser Geschäftsstücke durch Herausgabe von Formularien einheitlich festzusezzen, deren Drucklegung in größerer Menge sodann zur Ersparung der Schreibarbeit in der Regel angezeigt sein wird (Drucksorten). Form und Inhalt dieser Formulare sind in den einzelnen Verwaltungen sehr mannigfach verschieden. Eine Sammlung der Formulare der wichtigsten Forstdienstpapiere in Preußen, Bayern, Hessen und Sachsen enthält Schwappachs Handbuch der Forstverwaltungskunde; die in der österreichischen Staatsforstverwaltung eingeführten Formulare für den Verwaltungsdienst sind in der Dienstinstruction für die k. k. Forst- und Domänenverwalter (Wien, bei W. Trich, 1884) vollständig enthalten.

v. Gg.

**Formyl**, CHO, ist ein einwertiges Säureradical.

v. Gn.

**Formzahl** ist jener echte Bruch, mit welchem ein Cylinder von der Höhe des Baumes multipliziert werden muss, um den körperlichen Inhalt des letzteren (die oberirdische Holzmasse über dem Abhiebe) zu erhalten. Da es sich aber nicht immer um Gleichtes handelt, sondern je nachdem nur den Inhalt

a) des ganzen Baumes,

b) des Schaftes allein oder  
c) bloß des Astholzes, unterscheidet man Baum-, Schaft- und Astformzahlen.

Es kann aber auch die Holzmasse des Baumes in Derb- und Reisholz geschieden werden, weshalb auch Derbholz- (oder Grobholz-) und Reisholzformzahlen unterschieden werden.

Bedeutet B die Holzmasse eines Baumes, h dessen Höhe, F die Formzahl und g die Grundfläche des Vergleichscylinders (Ideal- oder Vergleichswalze), so ist der obigen Definition der Formzahl zufolge  $B = ghF$ , der Inhalt S des Schaftes, wenn dessen Formzahl mit f angenommen, wird  $S = ghf$ . Da die Astmasse A als Differenz der Baum- und Schaftmasse anzusehen ist, so folgt

$$A = B - S = gh(F - f) = gh\varphi,$$

worin  $F - f = \varphi$  die Astformzahl vorstellt.

Die Astformzahl ist johu immer als Differenz der Formzahlen des Baumes und des Schaftes anzusehen.

Aus der letzten Gleichung ergeben sich folgende zwei Relationen:  $F = f + \varphi$  und  $f = F - \varphi$ , die Federmann leicht in Worte übertragen kann.

Ganz ähnlich sind die Beziehungen zwischen Baum-, Derbholz- und Reisholzformzahl. Werden diese der Reihe nach mit F,  $f_1$  und  $\varphi_1$  bezeichnet, so finden folgende Relationen statt:

$$F = f_1 + \varphi_1, f_1 = F - \varphi_1 \text{ und } \varphi_1 = F - f.$$

Je nach der Wahl des Messpunktes (für g) unterscheidet man:

a) Bei konstanter Höhe (1,3 m) des Messpunktes und Beibehaltung der ganzen Scheitelhöhe des Baumes (vom Abhieb bis zum Wipfel) erhalten wir die „unechten“ oder Brustformzahlen. („Brustform,“ weil früher der Messpunkt in „Brusthöhe“ genommen wurde.)

b) Bei der Annahme des Messpunktes in einem aliquoten Theile ( $\frac{1}{n}$ ) der Scheitelhöhe ergeben sich die „echten“ oder „Normalformzahlen“.

c) Eine dritte Art wurde von H. Miniker unter dem Namen „absolute“ Formzahlen einzuführen versucht; selbe beziehen sich auf einen in konstanter Höhe (1,3 m) gewählten Messpunkt, berücksichtigen jedoch nur die über dem Messpunkte liegende Holzmasse.

Die Baum-, Schaft-, Derbholz-, Ast- und Reisholzformzahl kann daher eine „unechte“, „echte“ oder auch „absolute“ sein.

Da der Inhalt eines Baumshaftes nach der Formel  $S = ghf$  gefunden wird, so ergibt sich hierans  $f = \frac{S}{gh} = \frac{S}{W}$ , d. h. die Schaftformzahl kann als Quotient aus dem Inhalte des Schaftes und der Idealwalze (Scheitelwalze) angesehen werden.

Würden die Schafturven (s. Form des Baumes) im allgemeinen dem Gejäge folgen, wie es die Gleichung  $y^2 = px^m$  ausdrückt, so ließe sich der kubische Inhalt der aus derartigen Kurven entstandenen Rotationskörper nach der Formel  $S = \frac{1}{1+m} gh$  berechnen (s. Kubierung) und könnten daher die (unechten, echten und absoluten)

Schaftformzahlen einfach in folgender Art dargestellt werden:

a) Unechte Formzahlen. Ist R der Radius des Schafes am Abtriebe, so ist der körperliche Inhalt des Schafes  $S = \frac{1}{1+m} R^2 \pi h \dots 1)$

Ist r der Radius des Schafes in der Meßpunkthöhe ( $\eta$  vom Abtriebe aus gerechnet), so ist der Inhalt der Vergleichswalze  $W = r^2 \pi h$ , und da, wie wir weiter oben sahen,  $f = \frac{S}{W}$ , so

$$\text{folgt } f = \frac{\frac{1}{1+m} R^2 \pi h}{r^2 \pi h} = \frac{1}{1+m} \frac{R^2}{r^2} \dots 2)$$

Nun besteht aber die Proportion

$$R^2 : r^2 = h^m : (h - \eta)^m, \text{ oder } \frac{R^2}{r^2} = \frac{h^m}{(h - \eta)^m}$$

welches, in 2 substituiert,

$$\begin{aligned} f &= \frac{1}{1+m} \cdot \frac{h^m}{(h - \eta)^m} = \\ &= \frac{1}{1+m} \cdot \frac{1}{\left(1 - \frac{\eta}{h}\right)^m} \end{aligned}$$

ergibt; dieser Ausdruck ist die „unechte“ (oder Brust-) Formzahl.

Wir sehen, daß diese abhängig ist von dem Formexponenten m, der Scheitel- und Meßpunkthöhe des Schafedes. Diese Formzahl könnte als Ausdruck für die Form des Stammes selbst dann nicht angesehen werden, wenn die Voraussetzung zuträfe, daß allen Baumstämmen die Curvengleichung  $y^2 = px^m$  entspricht, weil, wie die letzterhaltene Formel lehrt, bei gleichem m, d. h. bei gleichen Formen der Schäfte und verschiedenen Höhen der letzteren auch verschiedene Brustformzahlen erhalten werden. Wir haben daher die „unechten“ Formzahlen ledig als Reduktionsfactoren zu betrachten.

b) Echte Formzahlen. Ist R der Radius des Schafes am Abtriebe, so ist der Inhalt des Baumstamms, wie bereits bekannt  $S =$

$$\frac{1}{1+m} R^2 \pi h \text{ und ist } \rho \text{ der Radius desselben}$$

Schafes in  $\frac{1}{n} h$  (vom Abtriebe nach aufwärts gemessen), so ist der Rauminhalt der Vergleichswalze  $W = \rho^2 \pi h$ , daher die echte

$$\text{Formzahl } F = \frac{\frac{1}{1+m} R^2 \pi h}{\rho^2 \pi h} = \frac{1}{1+m} \frac{R^2}{\rho^2}$$

da aber hier die Proportion:

$$R^2 : \rho^2 = h^m : \left(h - \frac{1}{n} h\right)^m$$

stattfinden muß, so kann statt  $\frac{R^2}{\rho^2}$  auch

$$\frac{h^m}{\left(h - \frac{1}{n} h\right)^m} = \frac{1}{\left(1 - \frac{1}{n}\right)^m}$$

substituiert werden, wodurch die echte Formzahl als

$$F = \frac{1}{1+m} \cdot \frac{1}{\left(1 - \frac{1}{n}\right)^m} \text{ in ihrer allge-}$$

meinen Form erhalten wird. Wir entnehmen diesem Ausdrucke, daß die „echte“ Formzahl von dem Formexponenten m und jener Zahl n abhängig ist, die den aliquoten Theil jener Höhe bestimmt, in welcher der Meßpunkt liegt. Da dieses n, je nach der Höhe des Schafes, bald größer, bald kleiner gewählt werden muß, weil man z. B. unter Beibehaltung von  $n = 20$  mit dem Meßpunkte bei sehr hohen Stämmen in von der Klappe nicht leicht erreichbaren Partien, bei niedrigen Bäumen aber in die Wurzelansläufe kommen könnte, so würde auch eine Reihe solcher Formzahlen nicht das erwünschte Bild der „Form“ der Schäfte bieten, selbst dann nicht, wenn die Schafkurven dem Geseze  $y^2 = px^m$  vollkommen entsprechen würden. Auch ist hier die Bestimmung des Meßpunktes unbequem.

c) Absolute Formzahlen. Ist der Inhalt des Schafes  $S = \frac{1}{1+m} r^2 \pi h$ , worin r

den Radius des Schafes in der Meßpunkthöhe, h die Höhe des Schafes vom Meßpunkte bis zum Scheitel bedeuten, so ist die Vergleichswalze  $W = r^2 \pi h$  und die absolute Formzahl

$$F = \frac{S}{W} = \frac{1}{1+m} \frac{r^2 \pi h}{r^2 \pi h} = \frac{1}{1+m}$$

in ihrer allgemeinen Form. Wir sehen, daß diese Formzahl nur vom Formexponenten abhängig ist, daß sie also einzige und allein den vollen Anspruch auf den Namen „Formzahl“ erheben dürfte, wenn der Satz: „Der Schafcurve entspricht im Allgemeinen die Gleichung  $y^2 = px^m$ , als unantastbares Postulat, gegründet auf ausgedehnte Untersuchungen, Gelung hätte. Wie sich jedoch damit verhält, zeigt der Artikel „Form des Baumstamms“ und wir können uns deshalb auch für diese Art von Formzahlen — als „Formzahlen“ vorläufig noch nicht erwärmen.“

Wir werden daher gut thun jede Art von Formzahl als Reduktionszahl anzusehen und in letzterer Eigenschaft ihren Wert zu suchen. Was die Bestimmung der Form des Schafes betrifft s. „Form des Baumstamms“.

Was die Ermittlung der Formzahlen betrifft, so besteht dieselbe in möglichst genauer Kubierung der betreffenden Bäume, Schäfte etc. und in der Berechnung nach der Formel  $F = \frac{K}{W}$ , wenn K die ermittelte Holzmasse und W die Scheitelwalze bedeuten.

Hat man für dieselbe Holzart Höhenklassen gebildet, so wird innerhalb jeder dieser Höhenklassen eine möglichst große Zahl Messungen und Berechnungen durchgeführt und aus den Resultaten innerhalb jeder Klasse das arithmetische Mittel als die mittlere Formzahl angesehen.

Die in Tabellen zusammengestellten mittleren Formzahlen dienen zur Massenschätzung von Beständen und sind in Hinsicht auf ihre Entstehung zur Kubierung einzelner Bäume, Schäfte etc. nicht verwendbar. Wir lassen hier eine Zusammenstellung solcher mittleren (Bestandes-) Formzahlen folgen:

## Uuechte Formzahlen für Derbholz.

Höhe in Metern	Nach Baur		Nach Lorey
	Rothbuche	Tichte	Tanne
	Formzahl		
8	0·188	0·264	0·311
10	0·237	0·341	0·423
12	0·300	0·413	0·513
14	0·369	0·454	0·521
16	0·422	0·478	0·528
18	0·452	0·481	0·536
20	0·465	0·487	0·528
22	0·475	0·487	0·525
24	0·484	0·485	0·508
26	0·492	0·482	0·519
28	0·499	0·477	0·507
30	0·507	0·470	0·488
32	0·513	0·461	0·475
34	0·517	0·452	0·476

## Formzuwachs, s. Zuwachs.

Nr.

Forst ist ein rein deutsches Stammwort und bedeutete in den ältesten Zeiten ebenso wie heute „Wald“. Die althochdeutsche Form ist „forst“, die mittelhochdeutsche „vorst“, daneben finden sich im Mittelhochdeutschen auch die Formen: „vorëst, forest, foreis, foreht“. Die letzteren sind romanischer Abkunft aus dem mittelalterlichen lateinischen und romanischen *foresta* abgeleitet, während althochdeutsch *forst* und mittelhochdeutsch *vorst* rein germanisch sind und aus ihnen erst *forestis, foresta, foreste, forestum* gebildet wurden. Vielleicht hängt „Forst“ mit dem gothischen „faurguni“ = Berg zusammen. (Kluge, etymologisches Wörterbuch, Straßburg 1883.) Als sich im Laufe der Zeit bei Ausscheidung besonderer Waldungen für den Gebrauch des Königs der Wunsch und das Bedürfnis nach einem besonderen Ausdruck für Herrenwald zeigte, benützte man im VI. und VII. Jahrhundert *forst, forestis* speciell zur Bezeichnung für diese Art von Waldungen, und scheint das deutsche Wort *forst* diese Bedeutung durch das ganze Mittelalter beibehalten zu haben, denn nach Maaler (die teutsch spräach, Turgau 1561) erklärt *forst* einfach als „Frönewald“ (Herrenwald, althochdeutsch *wald frōnō*, wie Grimm in seinem deutschen Wörterbuch näher ausführt, als Gegensatz zu „Markwald“). Das lateinische *forestum* nahm dann gegen den Schluss des VIII. Jahrhunderts die Bedeutung „Bannforst“ und um die Mitte des IX. Jahrhunderts außerdem auch noch jene der Berechtigung zur Jagd- und Fischereiübung selbst im abstrakten Sinn an (s. „Bannforst“ und meinen Aufsatz: Zur Bedeutung und Etymologie des Wortes „Forst“ in Baur's Forstwissenschaftlichem Centralblatt, 1884, p. 513 ff.).

Im Laufe der Zeit erhielt dann das Wort noch verschiedene andere Bedeutungen. Dadurch, daß das lateinische *forestum* seit dem X. und XI. Jahrhundert mit der Ausdehnung der Wildbannsgerechtigkeit nicht nur das durch

Königshaus geschützte Jagdrecht, sondern auch noch die Befugnis in sich schloß, andere Nutzungen in den betreffenden Waldungen, namentlich die Rodungen zu untersagen und die Gerichtsbarkeit gegen dieselben auszuüben, so wurde gegen das Ende des Mittelalters auch das deutsche „Forst“ nicht nur zur Bezeichnung des Waldes, bezw. dessen Eigentümers, sondern auch in dem Sinne von „Forstherrschaft“ oder „Forstgerechtigkeit“ gebraucht, wie ein im IX. Bd. von Moser's Forst-Archiv, p. 109 ff. mitgetheiltes Reichshofratsconcluum von 1768 gegen den Grafen Tugger zu Babenhausen ausführlich erörtert.

In den hessischen Halbengebräuchswaldungen (s. d.) hat „Forst“ die Bedeutung von Taxe, und hatten die Unterthanen je nach den Eigenthumsverhältnissen bald den „halben Forst“ und bald den „ganzen Forst“, d. h. nur den halben Geldwert des Holzes oder den ganzen Betrag desselben zu entrichten. Schw.

Forstabfährung ist der Inbegriff der taxatorischen Vorarbeiten bei einer neuen Forst-einrichtung oder Forsteinrichtungsrevision. Ihre Aufgabe liegt in der Untersuchung aller inneren Waldverhältnisse, welche den gegenwärtigen oder zukünftigen Ertrag beeinflussen; sie wird mithin die Ermittlung der Standortsverhältnisse, der Bestandsverhältnisse und der zeitherrigen Kosten und Erträge ins Auge zu fassen haben. Die Standortsbeschreibung hat sich auf Klima, Lage und Boden zu beziehen. Für die Charakteristik des Klimas ist es zweckmäßig, eine Classenbildung auf die Lebensfähigkeit bestimmter Culturgewächse zu gründen. Gewöhnlich bildet man die Stufen: sehr mild, mild, gemäßigt, rauh, sehr rauh und bezeichnet ein Klima als sehr mild, wo der Wein gut gedeiht, und als sehr rauh, wenn höchstens noch Hafer und Kartoffeln zu ernten sind und der Holzsamen selten reif wird.

Hinsichtlich der Lage ist die allgemeine und besondere zu unterscheiden. Die erste wird durch die geographische Breite und Länge und durch die Erhebung über dem Meere bestimmt. Die letztere ist durch die nachbarliche Umgebung und die Bodenausformung bedingt. Während die nachbarliche Umgebung eine Lage als freie oder geschützte erkennen lässt, spricht sich die Bodenausformung in der Exposition — Richtung eines Hanges nach der Himmelsgegend — und in der Neigung aus. Der Boden ist nach dem Grundgestein, seinen Bestandtheilen, physikalischen Eigenschaften und dem äußeren Zustande zu charakterisieren. Bei dem Grundgestein trennt man gewöhnlich Gebirgsland und Schwemmland, bei den Bodenbestandtheilen hebt man die mineralische Zusammensetzung, die Steinbeimengung und den Humusgehalt hervor, hinsichtlich der physikalischen Eigenschaften ist die Gründigkeit, Bindigkeit und Frische zu erwähnen, und bezüglich des äußeren Zustandes unterscheidet man einen offenen, bedekten, benarbteten, verwilderten, bezw. verwurzelten Boden. Die Gesamtheit der ermittelten Standortsverhältnisse sucht man wegen ihres Einflusses auf die Wahl der Holzart, Betriebsart und des Umlriebes und zur Berechnung der normalen

## Forstabschätzung.

Ertragsfähigkeit in einer Zahl, der Standortsbonität (i. d.), zum Ausdruck zu bringen.

Da die Standortsbonitierung auf unsicheren Füßen steht, kann sie die Ertragsregelung nicht hervorragend direct beeinflussen. Sie hat aber einen wesentlichen Wert für die allgemeine und spezielle Waldcharakteristik und die Bestimmung des Grundcapitals, mithin auch für die Grundsteuerabschätzungen und Waldwertrechnungen. Die Ermittlung der Bestandsverhältnisse ist die wichtigste Arbeit der Forstabschätzung, unsicherer als die Standortbestimmung unzüchter ist. Auch spricht sich, Wirtschaftsfehler und Elementarereignisse abgerechnet, im Bestande der Standort aus. Die Bestandsbeschreibung umfasst für einen Bestand: die Betriebsart, bezw. Betriebsform, die Holzart, den Bestockungsgrad, das Alter, die Begründungsweise, den Massengehalt, den Zuwachs, das Holzvorratss- und Grunde-capital. Wie man bei der Ermittlung dieser Factoren vorzugehen, namentlich wie weit man zu gehen habe, hängt nicht nur von den Bestandsverhältnissen selbst ab, sondern auch von dem Intensitätsgrade der Wirtschaft, von der gewählten Ertragsregelungsmethode, dem zur Einrichtung und Verwaltung verfügbaren Personale und den Mitteln an Geld und Zeit.

Die Ermittlung der Bestandsverhältnisse ist für die Ertragsregelung und Waldwertrechnung von besonderer Wichtigkeit; sie gibt Aufschluß über die Ertragsfähigkeit des ganzen Waldes, über die Hiebsreihe des einzelnen Bestandes, über die Wahl des Betriebssystems und der Umltriebszeit. Die Angabe der Betriebsart (i. d.), eigentlich der Betriebsform, erfolgt für jeden einzelnen Bestand nur dann besonders, wenn es sich um etwas Anderes als den Hochwald handelt. Hinsichtlich der Holzart sind reine und gemischte Bestände zu trennen. Bei den reinen Beständen wird einfach die Holzart erwähnt, bei den gemischten Beständen dagegen ist die Vermischungsart zu beschreiben. Das letztere geschieht entweder durch bestimmte Ausdrücke, z. B. in Sachsen, oder durch schätzungsweise Angabe des Flächenanteils nach Beinhalttheile. Erwähnt man die Flächenanteile, so ist außerdem hervorzuheben, ob die eine oder andere Holzart zwischen der Hauptholzart einzeln, horstweise, truppweise, streifenweise, reihenweise oder an deren Rande auftritt. Jedenfalls ist die Hauptholzart immer zuerst zu nennen und im Taxationsmanual (i. d.) hervortretend zu schreiben.

Besteht ein gemischter Bestand beispielsweise aus Fichte und Kiefer, so wird man schreiben können: 0·5 ft., 0·5 ki. oder 0·6 ft., 0·4 ki. u. s. w. Bei geringer Einmischung der ki. sagt man: einige ki., und wenn es sich um wenige wertvolle Einmischlinge handelt, kann man sogar deren Stamanzahl angeben. In Sachsen wendet man im gegebenen Falle folgende Bezeichnungen an: ft., ki., wenn beide Holzarten fast gleich stark vertreten sind, ki. u. ki., wenn die Stamanzahl der Fichte etwas größer ist, ft. mit ki., wenn die Fichte wesentlich überwiegt, ft. einige ki., wenn nur wenige Kiefern da sind. Es ist auch erwähnenswert, ob die

Mischung eine bleibende oder vorübergehende, eine zwischenständige oder unterständige, ob Bodenschuhholz, Unterwuchs, brauchbarer Anfang vorhanden ist. Für jeden Bestand ist der Bestockungsgrad (i. d.), bezw. der Bestandsfchlüssel (i. d.) anzugeben. Die Altersangabe erfolgt entweder bis auf das Jahr genau oder wenigstens nach Classen (i. d. Bestandsalter und Altersklasse).

Hinsichtlich der Begründungsweise ist hervorzuheben, ob der Bestand durch Vorverjüngung oder Nachverjüngung, auf natürlichem Wege (Naturbesamung oder Ausschlag) oder künstlichem Wege (Saat oder Pflanzung) entstanden ist. Im letzteren Falle ist auch wohl die Saat- oder Pflanzmethode bemerkenswert. Überdies ist, so weit zuverlässige Angaben vorliegen, eine kurze Geschichte des Bestandes am Platze, weil derartige Angaben am ehesten den wirtschaftlichen Erfolg früherer Maßregeln kritisieren. Die Bestimmung des Massengehaltes eines Bestands lehrt die Forstmathematik; es ist jedoch hier noch besonders auf die Abhandlung über Bestandschätzung zu verweisen. Der Zuwachs (i. d.) des Bestands ist als Quantitäts-, Qualitäts- und Thenerungszuwachs getrennt zu bestimmen. Der Quantitätszuwachs ist für alle Ertragsregelungsmethoden wissenswert. Am einfachsten ist in dieser Hinsicht das Verfahren bei der Cameralage (i. d.) und den ihr folgenden Methoden, weil da nur der Haubarkeitsdurchschnittszuwachs in Betracht kommt. Die Hundeshagen'sche Methode ermittelt den laufenden Zuwachs aus lokalen Erfahrungstafeln, nachdem die Bestände bonitiert worden sind. Entweder erfolgt die Bestimmung des Massenzuwachses innerhalb einer Betriebsklasse (i. d.) durch Erhebung in jedem Einzelbestande oder durch summarische Berechnung aus der Gesamtfläche. Im letzteren Falle ist es zweckmäßig, die Einzelseiten der Betriebsklasse auf eine Bonität zu reduzieren.

Das Massenzuwachsprocent zeigt das sog. forstliche Haubarbeitsalter an. Das letztere ist da, wenn das erste auf  $\frac{100}{u}$  gesunken ist. Für das finanzielle Hiebsalter kommt dies Prozent deshalb wesentlich in Betracht, weil es das  $a$  in der Weiserformel (i. d.) bildet. Der Qualitätszuwachs spielt eine große Rolle bei der Ertragsregelung im finanziellen Sinne. Als Prozent erscheint er mit der Bezeichnung  $b$  in der Weiserformel. Dieses  $b$  lässt sich aber nur hinreichend genau bestimmen, wenn bereits längere Zeit das zum Verkauf gelangende Holz sortiert worden ist. Der Thenerungszuwachs, dessen Prozent als  $c$  in der Weiserformel auftritt, zeigt die Veränderung des Abhanges. Der letztere ist durch Angebot und Nachfrage bedingt. Die Bestimmung dieses Procentes, das außerdem das allgemeine Sinken des Geldwertes in sich schließt, ist schwierig und unsicher. Das Vorratsscapital, das  $H$  in der Weiserformel, hat der Taxator in allen hiebspraktischen Beständen zu bestimmen. Dasselbe ergibt sich aus der nach Sortimenten getrennten Masse und den dafür geltenden Preisen. Damit bekommt man zwar nur das augenblickliche  $H$ , wenn man aber

noch das zukünftige — für das Ende des in Frage genommenen Zeitraumes — berechnet, so ergiebt sich dann leicht das für die Weiserformel brauchbare arithmetische Mittel. Das Grundeapital, welches als G in der Weiserformel erscheint, ist das um das Cultureapital vermehrte Bodenbrutto-capital. Die Ermittlung geschieht auf Näherungswegen. Es kann G summarisch bestimmt werden oder aus den einzelnen Faktoren für das Bodenbrutto-capital (s. Grundeapital).

Hinsichtlich der Berechnung des Weiserprocents der einzelnen Bestände ist auf die Weiserformel zu verweisen und nur noch zu erwähnen, dass in der Hauptsache die Bestände in Betracht zu ziehen sind, welche ihrer Lage und Beschaffenheit nach liebhaberlich erscheinen. Eine kurze Charakteristik der Bestandsverhältnisse ist in der Bestandsbonität (s. d.) ausgeprochen. Es werden deshalb bei der Forstabrechnung die einzelnen Bestände nach Maßgabe ihrer Verhältnisse bonitiert.

Da der Taxator an jeden Bestand oder an jede Waldfläche die Frage zu richten hat, was damit im wirtschaftlichen Sinne künstlich zu geschehen habe, so ist es auch erforderlich, dass darüber Notizen im Taxationsmanual (s. d.) platzen. Diese ins Einzelne gehenden Notizen werden später durch die Rückfichten auf das Ganze modifiziert. Solche Angaben betreffen namentlich die Holzernte, die Bestandsbegründung, die Bestandspflege, oder beziehen sich auch auf allgemeine Forstverbesserungen. Bezuglich der Ernte ist namentlich die Hebeberecht und Hebefähigkeit der betreffenden Bestände zu beurtheilen und die Nothwendigkeit von Losheben mit Rücksicht auf die Bestandslagerung zu erwähnen. Ferner ist die Durchforstungsbedürftigkeit und Fähigkeit der Bestände zu prüfen und zu erörtern, inwieweit andere Maßregeln der Bestandspflege, als: Räumungen, Läuterungen, Aufastungen etc., zweckmäßig erscheinen. Hinsichtlich der Bestandsgründung sind die Ausbesserungen und Verjüngungen auseinanderzuhalten. Bei den Ausbesserungen vorhandener Entkulturen ist entweder die nach der Pflanzenzahl zu ermittelnde absolute Fläche oder der Procentsatz, bezw. Anteil von dem ganzen Bestande anzugeben. Bei den Verjüngungen ist ebenso wie bei den Ausbesserungen die Wahl der Holzart ins Auge zu fassen, auch die Culturmethode etc. anzudeuten. Für die allgemeinen Forstverbesserungen kommen namentlich die Wegebaue und Entwässerungen in Betracht. Bei dem vorhandenen Nächtholzboden kann die Umwandlung zu Holzboden in Frage gezogen werden. Was endlich noch die bisherigen Erträge und Kosten anbetrifft, so ist auf Grund der zeitherigen Buchung eine Zusammenstellung der Hauptbuchung nach dem Material- und Geldertrag, der Nebennutzung und der Kosten anzufertigen. Diese Erträge und Kosten sind für das ganze Revier, bezw. die einzelnen Betriebsstellen und für einzelne Bestände aufzuwerfen. Sie dienen der Veranschlagung der zukünftigen Erträge und Kosten als Anhalten.

Nr.

Forstagrargesetze nennt man die Gesetze

zur Förderung der Staatszwecke durch Belebung der Hindernisse einer besseren Bewirtschaftung der Waldungen, insbesondere aber die Gesetze, welche die Ablösung der Forstservituten, die Bildung und Theilung eines gemeinschaftlichen Waldeigenthums und die Waldarrendierung zum Gegenstande haben (s. Forstgesetz). At.

**Forstalter**, normales, nennt Preßler jenes Alter, in welchem ein Bestand den höchsten jährlichen Durchschnittszuwachs erreicht. Wird dieses mit A bezeichnet, so sind Bestände in dem Alter  $\frac{A}{4}$  als Junghölzer, in dem Alter  $\frac{A}{2}$  als Mittelhölzer, in dem Alter A als Alt-hölzer und  $\frac{3A}{2}$  Jahre alt gewordene Bestände als Hochalthölzer anzusehen. Lt.

**Forstamt**. In dem Gesamtorganismus des Forstdienstes wird jene Stelle, welcher die Beforgung der eigentlichen Verwaltungsgeschäfte, insbesondere auch die Vertretung des Besitzes nach außen, der Schriftwechsel mit anderen Behörden, die Leitung und Verrechnung der ganzen Betriebsgebarung übertragen ist, als Forstamt bezeichnet. Diefem unterstehen dann die Reviersfürster oder Förster als ausübende Organe.

An der Spitze des Forstamtes steht in der Regel ein Forstmeister, welchen meist mehrere Hilfsbeamte, Oberförster oder Förster, auch Forstamtschreiber oder Assistenten als Gehilfen für den technischen und manuellen Dienst beigegeben sind. Zum Teil obliegt dem Forstamt auch die Control der Materialgebarung in den Revierverwaltungen, mitunter auch die Cassaführung für den ganzen Forstamtsbezirk. In manchen Forstverwaltungen, insbesondere Staatsforstverwaltungen, ist der ursprüngliche Charakter der Forstämter als Wirtschafts- und Verwaltungsmännern mit der Selbständigkeit der Revierverwaltungen verloren gegangen und dieselben haben sich dann vorwiegend zu Inspektions- und Controlstellen herausgebildet (vgl. Forstamtsystem und Forstmeister). v. Gg.

**Forstamtsystem** oder **Forstmeistersystem** nennt man jene Einrichtung des Forstdienstes, bei welcher den eigentlichen Local- oder Revierbeamten nur die Ausführung des Betriebes nach Maßgabe der ihnen erteilten Aufträge zugewiesen ist, während die Führung der eigentlichen Verwaltungsgeschäfte und die Anordnung aller Betriebsmaßnahmen für mehrere solcher Betriebsbezirke (Reviere) einem Forstamt (Forstmeister) übertragen sind, im Gegensatz zum Oberförstersystem, bei welchem die Betriebsführung mit der Führung der Verwaltungsgeschäfte in eine Hand gelegt ist. Dem Oberförster oder Forstverwalter des letzteren Systems ist daher ein bestimmter Forstbezirk zur selbständigen und verantwortlichen Verwaltung übergeben, er vertritt denselben auch nach außen, den Parteien und anderen Behörden gegenüber, während der Revierverwalter in allen Betriebsmaßnahmen der Leitung des vorgezogenen Forstamtes untersteht, welchem letzteren auch allein die Vertretung des Besitzes

und vorwiegend die Verantwortlichkeit für die Verwaltung zukommt.

Das Forstamt hat den gesammelten schriftlichen Verkehr und die Rechnungsführung, die Verkaufs- und Lohnabschlüsse, sowie die Anweisung von Zahlungen, die Stellung der jährlichen Betriebsanträge (lester meist im Einvernehmen mit den Revierverwaltern) und die Objöre für deren entsprechende Durchführung, die Arbeiten der Betriebseinrichtung und Evidenzhaltung, soweit diese der Verwaltung zukommen. Der Revierförster hat die Leitung der ihm unterstehenden Forstschuhorgane bei gleichzeitiger Mithilfe im Forstschuh, die Ausführung aller Geschäfte des eigentlichen Betriebes, die Überwachung der diesbezüglichen (Gutniss-, Fällungs- u. s.) Arbeiten, die Abgabe des Materials an die Känsler nach Maßgabe der vom Forstamt ausgestellten Anweisungen.

Das Forstamtsystem war bis in die neueste Zeit sowohl in den Privat- als auch in den Staatsforstverwaltungen die am meisten verbreitete Form der Diensteinrichtung (nur in Preußen wurde bereits im Jahre 1823 das Oberförstersystem eingeführt). Mit der heute insbesondere von den Staatsforstverwaltungen geforderten vollkommenen technischen Ausbildung der Verwaltungsbeamten wird jedoch deren Lostrennung und Bevormundung durch ein Forstamt überflüssig, ja vielfach selbst nachtheilig, und es werden daher in der österreichischen (im Jahre 1873), sowie in den meisten deutschen Staatsforstverwaltungen die Forstämter entweder ganz aufgehoben, oder auch in Localinspektionstellen umgewandelt. Im Privatförstbesitz bestehen noch heute großenteils die Forstämter, entweder weil in diesen die einzelnen Besitzkörper (die ehemaligen Herrschaften) einheitlich repräsentiert bleiben, oder weil ein sehr ausgedehnter Forstwarenbetrieb bei gleichzeitig nothwendigem intensiverem Forstschuh die Trennung aller Betriebsgeschäfte von dem letzteren zweckmäßig erscheinen lässt. Auch hier sind übrigens die Forstämter häufig mehr inspicierende und controlierende als Verwaltungsstellen, namentlich wo bei kleinerem Besitz eine eigentliche Directionsstelle fehlt. Nicht selten sind auch die Forstmeister und Revierförster des Privatbesitzes nichts anderes als die Forstverwalter und Forstwarte des Oberförstersystems; während umgekehrt eine nach dem letzteren Systeme eingerichtete Verwaltung, wenn bei großen Verwaltungsbezirken und Händlung der Schreibgeschäfte der Oberförster vorwiegend diesen letzteren sich widmen muss und der Betrieb fast ganz in die Hände der Forstwarte gelegt wird, in Wirklichkeit mehr dem Forstamtsystem sich nähern kann. In beiden Fällen entscheiden nicht die Titel, sondern die Abgrenzung des Wirkungskreises der einzelnen Stellen über das bestehende Verwaltungssystem.

v. Gg.

Forstärar als solches kann strafrechtlich nicht verurtheilt werden (Entsch. d. R. d. J. v. 30. 5. 1874, §. 2095 Lex 1873 [s. Bannung]). Mcht.

Forstaufnahmen, s. „Aufnahme im Allgemeinen“ sub a. Dr.

**Forstberechtigungen.** Geschichte derselben. Wenn auch bei der Geringwertigkeit des Waldes in den ältesten Zeiten des Mittelalters, sowie auch noch ziemlich lange nachher zu Sicherstellungen des Bedürfnisses an Forstnutzungen Schenkung und Verleihung des Waldeigenthumes vorwiegend gebräuchlich war, so finden sich doch schon sehr frühzeitig Beispiele davon, dass sich der bisherige Besitzer das Grundeigenthum und wohl auch einen Theil der Erträge vorbehält und nur den mehr oder minder bedeutenden Rest derselben, bisweilen auch sämmtliche Nutzungen des Waldes dritten Personen überlässt. Es war dieses der Fall sowohl bei grundherrlichen Markgenossenschaften, welchen öfter kein eigener Wald, sondern nur Nutzungsrechte am Herrenwald eingeräumt wurden (Form. Salomonis C. 5: Ut eadem possessio solis regibus hereditario jure subjecta sit in perpetuum et nullus de paginis ibi aliquid commune habeat nisi forte precario), als auch besonders bei Klöstern und einzelnen Geistlichen (Lacombl. I no. 17: simili modo tradidimus et dominationem aliquam in silvam adjacenteem a. 800 und l. e. no. 45: tradidimus ad saginandum porcos XX a. 833). Meist werden in den Urkunden die verliehenen Nutzungsrechte speciell aufgezählt, weniger häufig kommt unbeschränkte Forstrechtsverleihung vor, mit dem Ausdruck: dominatio, potestas, communio. Doch scheint auch hier als Maß gewöhnlich der sonst ebenfalls zu ähnlichen Zwecken dienende Bedarf der normalen Huuse üblich gewesen zu sein.

Seit dem X. Jahrhundert nahmen die Schenkungen von Wald immer mehr ab, und treten in dem gleichen Maße Verleihungen von Forstberechtigungen in den Vordergrund. Zu erster Linie war es wieder der Clerus, die Klöster und frommen Stiftungen, welche solche erlangten, seit dem Aufblühen des Städtewesens erhaltenen deren Bewohner gleichfalls sehr häufig von den Kaisern und Landesherren das Recht, sämmtliche oder nur bestimmte Nutzungen gewisser Waldungen allein oder neben den bereits früher dafelbst Berechtigten zu beziehen, aber auch zahlreichen anderen Personen wurden mehr oder minder ausgedehnte Nutzungsbesitznisse eingeräumt.

Reben der Verleihung war in der späteren Zeit des Mittelalters Occupation ein Hauptgrund für die Entstehung von Forstberechtigungen. Bei den ausgedehnten Waldungen mit schlechten Verkehrsgelegenheiten und oft in klarren Grenzverhältnissen war es leicht möglich, dass die umliegenden Dörfschaften lange Zeit aus dem fremden Walde Holz holten oder Vieh dort weideten, ohne dass der Eigentümer Kenntnis davon erhielt. Wenn dieses aber nach Verlust von längerer Zeit geschah, so wurde die Einrede des unbedenklichen Besitzes geltend gemacht und dann meist auf dem Verleihungswege eine Anerkennung des tatsächlichen Verhältnisses erreicht.

Als Forstberechtigungen dürften auch jene Holzbezüge anzusehen sein, welche die in den Markgenossenschaften angegesessenen Handwerker zum Betrieb ihres Gewerbes über das Maß des

gewöhnlichen Markgenossenschafts hinzu bezogen, namentlich dann, wenn den Angehörigen der einzelnen Gemarken ein spezieller Markenanteil, eine eigene War (warandia) zugewiesen war.

Ihre größte Ausdehnung, sowie auch ihre rechtliche Fixierung haben die Forstberechtigungen in der Zeit vom XVI. bis zum Beginn des XIX. Jahrhunderts erlangt.

Die wichtigsten Ursachen, aus denen in dieser Periode so zahlreiche Forstrechte hervorgingen, sind folgende:

1. Der Verfall der Markgenossenschaften. Schon in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, noch mehr aber seit dem XVI. Jahrhundert verfielen die in sozialer und rechtlicher Beziehung so hochwichtigen Markgenossenschaften und ein höchst beträchtlicher Theil der ausgedehnten Markwaldungen gingen in das Eigentum der Landesherren über, während die Genossen zu bloß dinglich Berechtigten herabstiegen (vgl. Markwald). Der Übergang vom Eigentümer zum bloß dinglich Berechtigten erfolgte umso unmerkbarer, als die Forstherrschaft damals auch die Benützung des eigenen Waldes in einer Weise beschränkte, daß der erstere in seinem Walde kaum mehr Befugnisse ansüben durfte, als der letztere im fremden.

2. Gegen das Ende des angegebenen Zeitschnittes entwickelte sich allmählich der Begriff der politischen Gemeinde, und hatte die damit verbundene Trennung der in der Markgenossenschaft vereinigten öffentlich-rechtlichen und vermögens-rechtlichen Seite öfters das Resultat, daß das Eigentum des Markwaldes an die politische Ortsgemeinde überging, während die Markgenothümer zu Servitutsberechtigten am Gemeindewalde wurden.

3. Bei Neuanslage von Dörfern in der Mark des Mutterdorfs wurden mitunter dem letzteren Berechtigungen in der den letzteren zugewiesenen Mark vorbehalten. Bei der Theilung größerer Markgenossenschaften kam es auch vor, daß nicht der ganze Wald auf die einzelnen Dörfertheile vertheilt, sondern auch ein Rest für gemeinsame Benützung vorbehalten wurde.

4. In einzelnen Fällen hatten die Grundherren den Markgenossenschaften einen Wald zur gemeinsamen Benützung überlassen und sich nur einzelne Rechte in Bezug auf Jagd-, Mast- oder Holznutzung vorbehalten. Hier konnte es nun geschehen, daß die Genossen im Laufe der Zeit das volle Eigentum des betreffenden Waldes erwarben, während die erwähnten Herrenrechte den Charakter von Servituten am Gemeinde- oder Genossenschaftswalde annahmen.

5. Auch seit Beginn der neueren Zeit wurden noch sowohl Einzelnen (namentlich Pfarrern, Lehrern, den Besessenen und sonstigen armen Leuten), als auch Gemeinden, so besonders häufig Städten Nutzungssrechte an den herrschaftlichen Sonderwaldungen und in Markwaldungen eingeräumt. Eine besondere Aufmerksamkeit wandten die Regierungen ferner den Holz verarbeitenden Gewerben zu und

suchten dieselben durch große Begünstigungen zu heben.

6. Mit dem Anwachsen der Bevölkerung entstanden zahlreiche Neuaniederkünfte in bisher schon berechtigten Ortschaften, häufig wurden auch Anwesen, welche im Besitz von solchen Bezügen standen, getheilt, und es nahmen alsdann die neuen Ansiedler das Recht im gleichen Umfang für sich in Anspruch, wie es den bisherigen Bewohnern zustand.

7. Umfassend Forstberechtigungen wurden allenthalben von jeher, namentlich aber seit dem XVI. Jahrhundert, in welchem der eigentliche Aufschwung des Bergbaus begann, zu dessen Hebung verliehen. Nicht nur für die Zwecke des Berg- und Hüttenbetriebes selbst, sondern auch zur Deckung des privaten Bedarfs der Bergleute wurden in den Berggefeierten Bergfreiheiten, unentgeltlicher Holzbezug, Weideberechtigung &c. gestattet. Weist war den Bergwerken auch ein Holzabzugsrecht in den angrenzenden fremden Waldungen eingeräumt, wenn die landesherrlichen Forste nicht ausreichten, um den Bedarf zu decken.

8. In den ehemals slavischen Landesteilen, sowie auch in den übrigen Gegenden Deutschlands, in welchen Markgenossenschaften entweder überhaupt gefehlt hatten, oder doch in sehr früher Zeit wieder untergegangen waren, mussten den Hintersassen Waldnutzungssrechte zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse eingeräumt werden. Hier sind aus dem Colonatsverhältnis die meisten jetzigen Servituten hervorgegangen. In ähnlicher Weise wurden auch bei den großen Colonisationen in Preußen während des XVII. und XVIII. Jahrhunderts den Ansiedlern Forstberechtigungen eingeräumt.

9. Bei dem Mangel einer geordneten Forstwirtschaft und der Geringwertigkeit der meisten Waldnutzungen war es leicht möglich, daß auch späterhin noch durch Occupation und Verjährung Servituten entstanden, namentlich wenn culpos oder dolose Nachsicht von Seiten der Forstdiensteten Vorschub leisteten.

10. Seit dem Ende des Mittelalters war besonders auch der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft und das Steigen des Wertes der Forstprodukte eine wichtige Veranlassung zur Entstehung von Forstberechtigungen. Schon in der älteren Zeit mußten in weitauß den meisten Fällen für den Genuss der verschiedenen Waldnutzungen Gegenleistungen an Geld oder Naturalien gegeben werden, welche ursprünglich bald den Charakter einer Anweisung für den Forstdiensteten, bald jenen einer vollen oder theilweisen Bezahlung trugen. Als nun die Forstnutzungen mit der Entwicklung der Cultur und dem Zurückdrängen des Waldes an Wert zunahmen, wurden die Naturalleistungen selten erhöht, sondern erst sehr spät, etwa zu Beginn des XIX. Jahrhunderts, in eine kleine Geldzahlung umgewandelt. Aber auch die früher etwa üblichen Geldabgaben wurden nicht immer so weit gesteigert, daß sie eine vollständige Bezahlung für den jeweiligen Wert der Forstprodukte darstellten. Sehr häufig war der Verlauf vielmehr so, daß die ursprünglich festgestellte

## Forstberechtigungen.

Abgabe entweder überhaupt nicht, oder doch nur anfangs dem wirklichen Preisverhältnisse entsprechend erhöht wurde, dann aber unverändert blieb.

In den beiden Fällen stellte es sich alsdann im Laufe der Zeit herans, daß sich der Wert der Gegenleistung und jener der Forstprodukte nicht mehr deckte. Wenn nun eine nachträgliche Erhöhung aber entweder wegen Unkenntnis der thathählichen Verhältnisse überhaupt nicht erfolgte oder wegen Geltenmachung der Verjährung unterbleiben müßte, so war hierdurch in Verbindung mit der ebenfalls neu eingedrungenen römisch-rechtlichen Auffassung die Voraussetzung für eine Forstgrundgerechtigkeit gegeben.

Obwohl sich die Ansprüche auf den ganz oder theilweise unentgeltlichen Bezug von Forstprodukten aus den verschiedensten Titeln, früheren Eigenthumsrechten, markgenossenschaftlichen Verhältnissen, Occupation, Verleihung etc. herleiten, so hat die veränderte Rechtsanschauung seit dem Ende des XVII. Jahrhunderts die Folge, daß für alle gleichmäßig die Grundsätze des römischen Rechts über Servituten Anwendung fanden, wodurch bald der Belastete, bald der Berechtigte in eine günstigere Lage kam. Aus diesem Umstände erklären sich die vielen Unconvenienzen des praktischen Lebens und die oft divergierenden Urtheilsprünche der Gerichtshöfe.

Allein schon ehe die Einwirkung des römischen Rechts sich auf diesem Gebiete mit voller Stärke fühlbar machte, hatten die Forstrechtsverhältnisse verschiedene Änderungen erfahren.

Sobald sich eine einigermaßen geregelte Forstwirtschaft zu entwickeln begann, wurde gefordert, daß die Rechtsbezüge nicht mehr nach Willkür, sondern erst nach vorhergegangener Annmeldung und Anweisung durch die Forstdienststellen entnommen werden sollten.

Da ferner die Berechtigten sehr häufig statt des gewöhnlich allein zugestandenen Abfall- und Dürroholzes die besseren Sortimente sich anzueignen strebten, so wurden, seitdem diese höheren Wert erlangten, zahlreiche Verordnungen darüber erlassen, daß nur das geringwertige Holz oder solches, welches wegen Unangänglichkeit des Standortes nicht anderweitig verwertet werden konnte, als Rechtsbezug entnommen werden sollte.

Je mehr sich im Laufe der Zeit die Forstwirtschaft ausbildete und die Erinnerung an die ursprünglichen Eigenthumsverhältnisse schwand, desto lebhafter erzielten die Forstberechtigungen als ein Hemmnis der Forstcultur, zu deren Befreiung die im XVIII. Jahrhundert in vollster Blüte stehende Forsthöheit eine geeignete Handhabe bot.

Es wurden nunmehr zahlreiche Verordnungen erlassen, welche die Forstrechtsbezüge nach Quantität und Qualität beschränkten. Wo auf dem Wege der Verordnung solche Einschränkungen nicht zu erreichen waren, wurde oft zur List und Gewalt gegrißt, was natürlich auch thätlichen Widerstand von der anderen Seite zur Folge hatte.

Immerhin darf man diese Beschränkungen

der Rechtsbezüge nicht ausschließlich als Acte der Willkür betrachten, sondern muss bedenken, daß dieselben auf einer bestimmten Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung ebenso eine im Interesse der Gesamtheit notwendige Maßregel waren, als im XIX. Jahrhundert die vollständige Befreiung der Servituten; daß man gegenwärtig anders zu Werke geht als im XVII. und XVIII. Jahrhundert, hängt eben mit der veränderten Rechtsanschauung zusammen.

Unter dem Einfluß der römischen Rechtsanschauung folgte aus dem Satz: Servitutes perpetuas causas habere debent die Beschränkung, daß eine solche Ansäumung der Berechtigungen, welche geeignet war den belasteten Wald zu devastieren, verboten wurde.

Schon seit früher Zeit galt der Grundsatz, daß das im Berechtigungsweg bezogene Material nur zur Deckung des eigenen Bedarfs dienen, aber nicht verkauft werden dürfe, eine Ausnahme wurde gewöhnlich nur bei dem auf ein bestimmtes Maß fixierten Berechtigungen gemacht, doch war bisweilen, so z. B. in Mainz, auch die Veräußerung solchen Materials untersagt.

Eine Umlaufung der ungemessenen Forstrechtsbezüge in gemessene wurde an einzelnen Orten schon im XVI. Jahrhundert versucht (Augsbach 1531), allein in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts energischer in Angriff genommen. Die vollständige Befreiung der Waldungen durch Ablösung der Servituten kam bis zu Beginn des XIX. Jahrhunderts immer nur in untergeordnetem Maße vor; zur Abfindung wurde in der Regel Grund und Boden hingegeben.

Auch im XIX. Jahrhundert dauerten die oben erwähnten Entstehungsgründe für Forstberechtigungen wenigstens theilweise noch fort, während als neues Moment in dieser Richtung die Gesetzgebung über das Gemeindevermögen hinzukam.

Wo nämlich die Markwaldungen in das Eigenthum der politischen Gemeinde übergingen, sind in jenen Fällen, in welchen die Erträge des Gemeindewaldes nicht in die Gemeindecaisse fließen, sondern allen einzelnen Gemeindemitgliedern oder gewissen Clässen derselben direkt zukommen, diese als Inhaber eines dinglichen Rechtes am Gemeindevermögen aufzufassen. Aber auch da, wo die frühere Markgenossenschaft als Agrargemeinde oder Interessentschaft innerhalb der öffentlich-rechtlichen Gemeinde fortbesteht, ist doch vielfach das Eigenthum der Allmende ganz oder theilweise an die politische Gemeinde übergegangen, so daß die Agrargenossenschaft, bzw. Interessentschaft nur als Nutzungsberichtige erscheint.

Bei der Umgestaltung der Markgemeinde in die andere politische Gemeinde sind für den Fall des Überganges des Eigenthumes der Allmende an diese oder an eine innerhalb derselben bestehende Genossenschaft die Holzbezugsberechte und sonstigen Nutzungsbefreiungen, welche im Laufe der Zeit den Pfarrern und Lehrern, den Dorfhandwerkern sowie jenen Ortsinwohnern, die nicht mehr als vollberech-

tigte Genossen aufgenommen wurden, eingeraumt worden waren, zu Servituten am Gemeinde- oder Genossenschaftsforst geworden.

Verjährung und unbedeutige Ausdehnung bestehender Servituten haben im XIX. Jahrhundert ebenfalls noch vielfache Veranlassung zur Entstehung neuer Servituten, bezw. zur Erweiterung der bestehenden gegeben.

Wenn auch nach dem eben Angeführten im Beginn des XIX. Jahrhunderts zahlreiche Momente die Belastung des Waldes mit Servituten bedingten und vermehrten, so war es doch auch der gleiche Zeitraum, welcher infolge des sich während derselben vollziehenden Umschwunges in den volkswirtschaftlichen Anschauungen die Befreiung von diesen die Wirtschaft in so hohem Maß hemmenden Fesseln inaugurierte.

Allerdings ist die Landwirtschaft in dieser Beziehung weit voran geilt, hier wurde schon seit dem Ende des XVIII. Jahrhunderts die Befreiung von den dinglichen Lasten als eine der wichtigsten Voraussetzungen für die erfolgreiche Entwicklung einer wirtschaftlichen Thätigkeit betrachtet und dieselbe deshalb auf legislatorischem Wege herbeigeführt oder doch wenigstens angebahnt.

Die Forstwirtschaft erfreut sich erst etwa seit 50 Jahren einer ähnlichen Berücksichtigung. In einzelnen Staaten wurden zwar schon früher Ablösungsgesetze erlassen (Hessen 1814, Preußen, Gemeintheitsheilungsordnung von 1821), allein dieselben waren ungenügend oder ermöglichten die Ablösung nur durch unverhältnismäßige Opfer an Waldgrund.

Wenn auch das erwünschte Ziel, die vollkommene Befreiung von den für die Wirtschaft so hinderlichen und die Erzielung der höchsten Rente unmöglich machenden Forstberechtigungen, noch nicht allenthalben erreicht ist und in einigen Staaten (z. B. Bayern) sogar gegenwärtig noch zweitmäßige Ablösungsgesetze fehlen, so ist doch durch die neuere Gesetzgebung wenigstens allenthalben die Entstehung neuer Servituten verhindert und die Fixierung ungemeiner Rechte ermöglicht, auch sorgt die bessere Ordnung des Forsthauhaltes durch genaue Verzeichnisse über die bestehenden Berechtigungen und entsprechende Controle über deren Ausübung dafür, dass eine widerrechtliche Erweiterung derselben nicht leicht mehr eintreten kann.

Die Erklärung für den Umstand, dass die Befreiung des Waldgrundes von dinglichen Lasten später erfolgte als jene des landwirtschaftlich benützten Geländes, liegt in dem Umstand, dass die Nothwendigkeit einer Beseitigung der Servituten erst bei einer gewissen Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung hervortritt, während sie vorher sowohl mit Rücksicht auf die ökonomischen Verhältnisse der Berechtigten als auch auf den historischen Entwicklungsgang als schädlich und ungerecht erscheint. Die Forstwirtschaft steht aber in ihrer Entwicklung gegenüber der Landwirtschaft nicht nach der Reihenfolge, welche beide in der gesamten Volkswirtschaft einnehmen, wesentlich zurück,

allerdings sind auch noch andere Momente hierbei von Einfluss gewesen. Schw.

**Forstbereitung** ist der alte Ausdruck für Forstinspektion, welche früher durch eine ganze Commission vorgenommen wurde (s. a. Forstverwaltung, Geschichte derselben). Schw.

**Forstbeschreibung** ist die Schilderung der allgemeinen und besonderen Verhältnisse eines Forstes. Die Unterlagen hierzu liefern die Forstabzählung (j. d.) und, was die Flächenverhältnisse anbetrifft, die Forstvermessung (j. d.). Die allgemeine Beschreibung erstreckt sich auf die Grenzen, auf die Flächen (getrennt nach Holz und Nichtholzboden), auf den Standort, auf die Bestandsverhältnisse (getrennt nach Betriebsart, Holzart, Alters- und Bonitätsverhältnissen, Holzvorrath, Bestandsgruppierung), auf die zeitherigen Erträge und Kosten, auf die Waldeinteilung und den allgemeinen Betriebsplan, auf die Ertragsbestimmung, auf den speziellen Wirtschaftsplan für den nächsten Zeitraum und auf etwaige Wirtschaftsregeln. Unterstützt wird sie durch die Classenübersicht und die Abnutzungstabelle. Die speciellere Beschreibung ist im Taxationsmannal, im Flächen- und Bestandsregister, in der Standortstabelle — mit Übersicht der Zuwachsverhältnisse —, in der Bestandsklassentabelle und im Grenzregister niedergelegt. Nr.

**Forstbetriebsseinrichtung**, Forstbetriebsregulierung f. Forsteinrichtung. Nr.

**Forstaussengeschäfte** (Deutschland) bestehen in der Verwaltung und Verrechnung der in einem Forsthauhalte ein- und ausgehenden Gelder.

Das Forstaussengewesen ist bei den deutschen Staatsforstverwaltungen vollständig von der Forstverwaltung getrennt, so dass die Forstbeamten weder Geld vereinnahmen, noch verausgaben dürfen, die Cassenbeamten aber von der Beteiligung bei der Materialverwertung ausgeschlossen sind, mit Ausnahme von Sachsen, wo die königlichen Forstrentbeamten die Versteigerungen der Forstprodukte unter Concurrenz des Forstmeisters und Revierverwalters abhalten. Wenn anderwärts, wie z. B. in Preußen und Württemberg, die Forstbeamten oder deren Stellvertreter den Versteigerungen anwohnen, so geschieht dies nur, um die Gebote vorzuwecken, Zahlungen anzunehmen und zahlungsunfähige Käufer zurückzuweisen. Die Materialrechnung, wenngleich mit Vortrag der Geldeinnahmen, stellt demnach auch die Forstverwaltung, die Geldrechnung die Cassenbehörde.

Man hat nun die Forstaussengeschäfte entweder den für die gesamte Finanzverwaltung bestehenden äusseren Ämtern übertragen, oder wie in Preußen, Sachsen, Braunschweig und Elsass-Lothringen, besondere Forstrentämter (Forstrendanten) bestellt. Die Aufstellung besonderer Forstaussengenbeamten liegt jedoch, da man ihnen, um sie voll zu beschäftigen, immer mehrere Reviere zuweisen müsste, wegen der Größe der Amtsbezirke nicht im Interesse des Publicums, und kann diesem Missstände durch Abhaltung von Amtstagen an verschiedenen Orten des Amtsbezirkes nur theilweise abgeholzen werden. Hierzu kommt noch die ungleiche

Bertheilung der Geschäfte des Cassenbeamten, wie sie sich namentlich aus dem Zusammendringen der Holzverkäufe und somit der Gelderhebung ergibt. Derselbe wird deshalb zeitweise kaum seinen Obhaupten nachkommen können, in einer anderen Zeit aber nur wenig beschäftigt sein. Bei Zutheilung der Forstbeamten geschäfte an die allgemeinen Finanzbehörden fallen diese Überstände weg, da hier die Amtsbezirke kleiner sind, die Forstproductentläufer ohnehin aus anderer Veranlassung öfter zu Amt kommen, und die Verschiedenartigkeit der Geschäfte des Cassenbeamten die gleichmäßige zeitliche Bertheilung derselben erleichtert. Um den genannten Nachtheilen zu begegnen und an Kosten zu sparen, überträgt man in den genannten vier Staaten die Geschäfte eines Forstrendanten häufig Personen, welche bereits eine Cässe des Staates, einer Gemeinde u. s. w. verwalten, oder pensionierten Officieren, oder auch Schullehrern (Braunschweig).

Die Funktion der besonderen Forstrendanten ist eine widerersichtliche, und der Gehalt derselben besteht in Procenten der Einnahme, in Preußen und Braunschweig z. B. bis zu 2%, in Preußen jedoch mit der Beschränkung, dass die Tantüme nach Abrechnung von einem Drittheil derselben als Amtskostenentschädigung den Jahresbetrag von 3300 Mark nicht übersteigen darf. Aber auch dort, wo die Erhebung der Forstgefälle den allgemeinen Cassenämtern übertragen ist, werden öfter Tantümen gewährt, wie z. B. in Bayern, wo der Rentbeamte nebst seinem Gehalte in der Regel 1½% der reinen Einnahme erhält, dagegen aber sein Kanzleipersonale selbst zu zahlen hat.

In den zusammenhängenden Staatswaldungen der östlichen Provinzen Preußens sind den Forstrendanten mehrfach 3—5 Obersförsterien mit Staatswaldstählen bis zu 35.000 ha zugewiesen. In Sachsen bildet der Forstinspektionsbezirk in der Regel auch den Bezirk eines Forstrentbeamten mit durchschnittlich 11.170 ha Staatswald, während in Bayern auf ein Rentamt im Durchschnitt nur eine Staatswaldfläche von 4300 ha kommt.

Man vgl. auch J. Albert, Lehrbuch der Forstverwaltung, München 1883. At.

**Forstultur.** Im Allgemeinen versteht man unter Forstultur die höhere Ausbildung der Waldungen in Bezug auf Anlage und Behandlung, auf rationalem und systematischem Wege; im Besondern wird aber auch jede künstliche Waldanlage durch Saat oder Pflanzung eine Forstultur, auch wohl blos eine Cultur (im forstlichen Sinne) genannt. So kann denn auch die Lehre von der Forstultur als mit der Lehre vom Holzausbau zusammenfallend angesehen werden, wie es z. B. Jäger in seinem „Forstlurwesen nach Theorie und Erfahrung“, Marburg 1863, thut. Gt.

**Forstculturgeräthe.** Bei der Ausführung von Forstluren kommt es besonders auf Bodenbearbeitung zur Aufnahme der Saat oder zur Ausführung der Pflanzung an. Zur Ausführung dieser Arbeiten werden vorzugsweise gewisse Geräthe erforderlich, weit weniger

zu den übrigen Culturarbeiten, wie zum Säen und zum Decken der Saaten und der Pflanzen. Pfing, Egge, selbst Walze, dann Hacke, Spaten, Pflanzenstecker und Rechen sind besonders die jenen erftgenannten Zwecken dienenden Geräthe, also solche, deren ebenfalls die Landwirtschaft bedarf, um ihre Culturen in Ausführung zu bringen, und die sich in der Regel im Besitz der Landwirte oder ihrer Arbeiter befinden. Der Forstwirt ist daher häufig in der Lage, diese Geräthe von Zonen zu entlehnen, indem er von ihnen entweder Gespannarbeiten oder Hack- und Pflanzarbeiten in Zeiten ausführen lässt, wo sie die Landwirtschaft entbehren kann.

Zedenfalls ist eine solche Entlehnung für den Forstwirt sehr angenehm, da es ihn der Haltung eines kostspielig zu beschaffenden und zu erhaltenen, dabei lästig aufzubewahren Inventars überhebt, und ist ihm dieselbe daher nur anzurathen, wenn er damit seinen Zweck in der Hauptache erreicht, was oft genug der Fall sein wird.

Demohngesucht finden wir bei vielen Forstwirten das Bestreben, besondere Forstculturwerkzeuge zu erfinden und zu verwenden, sehr ausgebildet, und hat da die Phantasie jener allezeit gar wunderliche Blüten getrieben und uns mit einer Fülle unpraktischer oder mindestens überflüssiger Culturgeräthe belastet. Dabei ist jedoch nicht in Abrede zu stellen, dass in gewissen Fällen jene landwirtschaftlichen Geräthe für den forstlichen Gebrauch nicht vollständig geeignet und einer entsprechenden Umänderung bedürftig sind, dass auch wohl derartig abgeänderte Forstculturgeräthe weder von den gespannhalgenden Landwirten, noch von ihren Handarbeitern oder anderweitigen ländlichen Taglöhnnern, wenn sie zur Forstcultur zugezogen werden, in ausreichender Menge beschafft werden können und daher von der Forstverwaltung nothwendigerweise selbst gehalten werden müssen.

Es bildet sich denn auf solche Weise eine Lehre von den Forstculturgeräthen aus, die bereits früher in einer besonderen Schrift: „Beil's Forstwirtschaftliche Culturwerkzeuge und Geräthe in Abbildungen und Beschreibungen, Frankfurt a. M. 1846“ behandelt wurde, welch letztere jedoch zum Theil jetzt veraltet ist.

Die bei den Forstluren jetzt etwa in Betracht kommenden Werkzeuge und Geräthe führen wir im Nachstehenden an:

#### 1. Pfüge.

a) Bei den Forstluren, wo die Bodenbearbeitung durch Pflegarbeiten hergestellt wird, also bei Volumbruch des möglichst stockfreien Landes oder bei streifenweiser Bewundung desselben, werden vielfältig die gewöhnlichen Ackerpfüge und Haken zur Biehung einfacher Durchen verwendet, ebenso wird mit ihnen auch das Doppelpflügen (s. d.), wo es erforderlich erscheint, vorgenommen, indem man dann gewöhnlich die Vertiefung der ersten Ackerpfugfurche mittels eines Schwingspflugs, also doch ebenfalls eines landwirtschaftlichen Geräthes, vornehmen lässt.

b) Besondere Waldpflüge (s. d.) stellen der Alemann'sche, Egert'sche und Rüdersdorfer Waldpflug dar.

c) Als Untergrundpflüge (s. d.) benützt man die besonderen Untergrundpflüge Alemann's, Egert's und den Lüneburger Untergrundpflug.

d) Außer den vorgenannten, durch Angespann von Pferden oder Rindvieh bewegten Pflügen werden nenernden hin und wieder zur Forstultur auch Dampfpflüge (s. d.) verwendet.

e) Handpflüge, bei welchen durch Menschen eine Schar mit der Hand im Boden hingezogen wird, um in diesem das Unkraut zu beseitigen, auch wohl die in Reihen stehenden Pflanzen zu behäufeln, kommen hier und da in Kämpfen unter dem Namen von Tätz- und Häufelpflügen in Anwendung, so z. B. der Bayerische Handpflug, der Nördlinger'sche Reihenentkotator, der Dißbach'sche Häufelpflug. Sie erleichtern wohl in etwas die Arbeit, sind aber leicht zu entbehren.

#### 2. Ecken.

a) Bei vollem Umbruch des Landes besitzt Forstultur wird ebenfalls die gewöhnliche Feldegge benützt, auch dient dieselbe wohl, gehörig beschwert und mit eisernen Zinken versehen, zur Bodenverwundung in Samenschlägen, doch gerade für letzteren Zweck reichen öfter diese Ecken wegen der hindernden Bodenbeschaffenheit nicht aus und sind

b) die Waldegggen (s. d.) zweckdienlicher. Von diesen sind besonders zu nennen die dreieckige Egge, die Gliederegge und die Ingemann'sche Egge.

c) Unter Straneggge oder Schleppbusch versteht G. L. Hartig ein fächerförmig zusammengebundenes Bündel sperriger Dornen, welches an eine 1-3-1-5 m lange Stange gebunden wird, um mit diesem einfachen Werkzeug Holzlammen, der auf lockerem Boden voll angesetzt wurde, mehrmals zu überziehen und so mit Erde etwas zu bedecken.

#### 3. Walze.

Wo diese bei Forstulturen etwa in Gebrauch kommt, ist es in der Regel die gewöhnliche Feldwalze, die man wohl z. B. beim Einwalzen von voll ausgesäten Eicheln verwendet. Man hat freilich auch sog. Rillen- oder Saatwalzen zum Rillendrücken in Kämpfen verwendet, doch sind dieselben weder nothwendig noch besonders praktisch (s. darüber bei Kamp sub 10).

#### 4. Rechen oder Harken.

a) Der gewöhnliche Gartenrechen ist auch bei Forstturen, wenn er eiserne Zähne und einen nicht zu langen hölzernen oder eisernen Balken hat, das gebräuchlichste Werkzeug, wenn es sich nur zum Ebenen des Bodens oder Einharken von Samen in lockeren Boden handelt. Soll der Rechen aber in den rohen Waldboden eingreifen, so reichen die Gartenrechen nicht mehr aus und benützt man dann dazu kräftigere eiserne Werkzeuge.

b) Von diesen Forstlurkrechen ist der Sollinger Wald- oder Häfelrechen und die Seebach'sche Häfelhake z. B. beim

flachen Umhaken (Häfelu) des rohen Waldbodens wohl zu empfehlen. Den ersten stellt Fig. 355 vor, und sei nur bemerkt, dass der eiserne Balken 34 cm lang ist, die daran bestätigten kräftigen meiselsörnigen, 25 cm breiten Zähne eine Länge von 6 cm haben, die rechenartige Hake Fig. 356 dagegen aus einem Stück von Eisen so gearbeitet ist, dass sie eine obere Breite von 17-18 mm erhält und die 3 mm dicken Zähne von der Biegung nur 15 cm Länge erhalten.

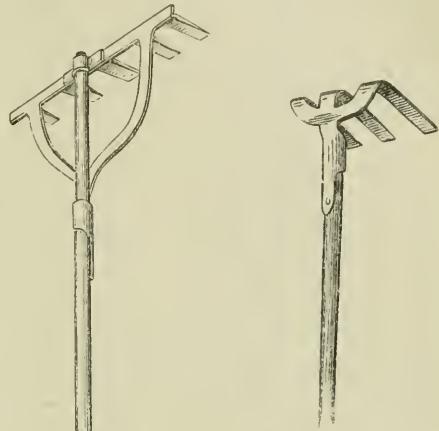


Fig. 355. Häfelrechen in Sollinger Form.

Fig. 356. Häfelhake in Seebach's.

Die sonst wohl in der forstlichen Literatur erwähnten Culturrechen, wie der Kreisrechen, die Rechenhake u. a. sind unpraktisch, jedenfalls entbehrlich.

#### 5. Haken oder Hauen.

a) Auch diese Werkzeuge, wie sie in der gewöhnlichen Form der Gegend zur Ausführung land- und gartenwirtschaftlicher Arbeiten bestimmt sind, dienen oft mit Nutzen auch bei Forstturen. Sie werden wohl mit kürzerem breitem Blatte, etwa in der Form von Kartoffelhaken oder mit längeren, schmaleren Blatte, als Rodehaken, zum Lockern des Bodens in verschiedenster Weise auch forstwirtschaftlich verwendet.

Passen die ländüblichen Haken der Gegend aber ihrer Bauart nach nicht für die gerade vorliegende forstwirtschaftliche Bodenverwundung und reichen sie dabei etwa auch der Zahl nach nicht aus, um die erforderlichen Forstlutarbeiter damit zu versehen, so werden wohl besondere Culturhaken in verschiedenster Form hergestellt und verwendet.

b) Als solche besondere Forstlurthaken nennen wir hier u. a. die namentlich beim Abschälen des Bodenfilzes verwendete sog. Schäl- oder Breithake mit einem 2½ cm langen, an der Schneide ebenso breiten, nach oben zu etwas verschmälernden Blatte, an einem etwa 12 cm langen Halse, welche Fig. 357 darstellt, in fast gleicher Form aber auch nicht selten bei der gewöhnlichen Walt- oder Plagg-hake der Gegend vorkommt; ferner die Sollinger Cultur- oder Heidehake, meist mit

17 cm hohem, 12 cm breitem Blatte, wie sie Fig. 358 zeigt; endlich die märkische Cultur-hacke, die in besondereu Artikel (s. d.) beschrieben und abgebildet ist.



Fig. 357. Schäl- oder Breithacke.



Fig. 358. Söllinger Hacke.

c) Für Eichelculturen ist die Doppelshacke als eine besondere Hackenform, die einen eigenen Artikel (s. d.) mit Abbild erhielt.

d) Als Fäthacken können selbstredend alle kleineren Haken und Karste zum Löckern des Bodens und Ausjätens von Unkraut, wie es im Kampf oft nöthig wird, dienen, doch werden hier hin und wieder auch wohl besondere Karste u. s. w. gebraucht, von denen der sog. Fünfzack und der Dreizack Schoch's erwähnt sein mag, welch letzteren auch Fig. 359 der Form nach darstellt. Der Dreizack wird an einem Stiele gehandhabt und ist in seinem Eisentheile 14 cm lang, die äusseren Zinken haben eine Länge von 4 cm, die Mittelzinke hat eine solche von 5 cm, die Zinkenspitzen stehen 4 cm auseinander.

e) Rillenzieher sind leichte Haken mit mehr löffelförmigem Blatte, um im losen Kämmboden Saatrillen zum Einlegen von Eichen, Bucheln, Kastanien oder dgl. aufzu ziehen.

#### 6. Vorstecher.

Zum Einstoßen von Löchern in den Boden, um dieselben als Saat-, besonders aber als Pflanzstellen zu verwenden, dienen, je nach der lockeren oder festeren Beschaffenheit des Bodens, verschiedene hölzerne oder eiserne, mit Spangen versehene einfache Stechwerkzeuge.

a) Vorstecher zur Ausführung von Saaten kommen im Wesentlichen nur beim

Legen von Eicheln vor. Man kann zu ihnen schon das bekannte, nach Art eines Rübenkernzlanzers eingerichtete Eichelsteckbrett, welches beim Artikel "Eichenerziehung" erwähnt und dort Fig. 263 auch dargestellt wurde, rechnen, doch weichen die eigentlichen Eichelpländer von diesem in der Form insofern ab, als sie in der Regel einfache hölzerne oder eiserne Stöcke, etwa in Länge und Gestalt eines Spatenstiels mit Krücke bilden, welche unten sich in ihrer Stärke etwas verjüngen und, wenn von Holz, mindestens einen eisernen Schnh tragen, der wie eine einfache, auch wohl dreiseitige oder vierkantige Lanzenspitze geformt ist, wie ihn Fig. 360 darstellt. Mit der Spitze wird das Saatloch für die Eichel in den Boden gestoßen, auch bei dreiseitiger Spitze, durch Umdrehen derselben, vor dem Einlegen der Eicheln in etwas gelockert. Schon G. L. Hartig beschreibt einen solchen Eichelstecker unter dem Namen Saatkobel.



Fig. 360. Eichelpländer. a Durchschnitt der von Holz etwa in Form der oben gebrachten Figur gesertigt und dessen unterer Theil, der Kloben (13 cm lang, 8 cm dick), auch in Holz vierkantig geschnitten wird. Hartig hält den Gebruch des Klobens bei lockererem Boden, in den er 11—13 cm tief eingedrückt und das dadurch entstandene, durch Drehen des Klobens etwas gelockerte Loch mit Eicheln belegt wird, besonders da für zweckmässig, wo Schwarzwild den Eichelsaaten nachstellt, da dasselbe die so gelegten Eicheln nicht so leicht aufzufinden und daher weniger Schaden in ihnen anzurichten pflegt, eine Hoffnung, die sich freilich oft genug nicht erfüllt.

Man hat übrigens die Vorstecher auch so eingerichtet, daß man den Stiel mit einer Rinne versieht, die bis in den mehr löffelförmigen Schuh läuft und so das Einführen der Eichel auf diesem Wege in das Steckloch, bei eingeführtem Stecker, ermöglicht, wie die Eichelstecker von Pronwé, Müller, Sacher zeigen.

Wo es sich um Einlegen von Eicheln auf ungelockertem Boden mittelst der Vorstecher handelt, ist der Erfolg meist weniger sicher, bei gelockertem Boden bedarf man aber jener Instrumente in der Regel nicht.

Noch überflüssiger erscheinen die Geräthe, Saathämmer, Saatschlägel u. s. w., mit deren Hilfe in festeren Boden die Eichelstecklöcher eingeuhauen werden sollen. Sie werden um so weniger empfehlenswert, je fester der Boden, je glatter dadurch das Saatloch und je schwieriger die gute Umhüllung der Eichel mit losem Boden, bei dem nur oberflächlichen Schließen des Loches, auszuführen ist.



Fig. 359. Dreizack von Schoch.

b) Vorstecher zum Herstellen von Stecklöchern für Holzpfanzungen kommen dagegen bei Frei- und Kampfpartien vielfach in Verwendung. Sie stellen sich in der Regel

aa) in der Form der gewöhnlichen Pflanzhölzer, Pflanzstöcke oder Pflanzer der Gärtner und Landtrente zum Gebrauch beim Einsetzen kleinerer Pflanzlinge in gelockerten Boden dar und werden in dieser Form namentlich zum Pflanzen einjähriger Kiefern verwendet, wo sie eine ungefähre Länge von 40—50 cm und eine obere Stärke von gut 3 cm zu haben pflegen, während die Weidenpflanzer für Stecklinge, wo sie verwendet werden, in der Regel länger geschnitten sind.

Eine etwas abweichende Form erhält der Pflanzer, wenn er dreikantig geschnitten, auch wohl noch, zum Gebrauch bei etwas festerem Boden, mit eisernem Schnh versehen ist und nun unter dem Namen des Pflanzdolches geht, wie ihn Fig. 361 darstellt.



Fig. 361. Pflanzdolch.

bb) Ein eigenthümlicher Vorstecher ist ferner das Buttilar'sche Pflanzeisen (s. d. Buttilar's Pflanzung mit Fig. 162), ebenso dieses in langgestielter Gestalt als Wartenberg'sches Pflanzeisen (s. d., Kiefererziehung, s. a. Sägestab).

cc) Das Pfahleisen kommt entweder als schwerer 1½ m langer Vorstecher vor, um für Weidensestangen die Pflanzlöcher 60—70 cm tief in den Boden zu treiben oder in der Form des Alemann'schen Vorstecheisens, welches nicht wie jenes ganz von Eisen, sondern bei einer Höhe von nur 1½ m in Form eines 2·8 cm starken Spatenstiels aus eichenem Holze gefertigt und mit eisernem, langen spitzigen Schnh versehen ist, um mit diesem Werkzeuge zur Unterbringung der unverkürzten Eichenpfahlwurzel ein besonderes Loch im Pflanzlohe vorzustechen.

#### 7. Spaten.

##### a) Flachspaten.

aa) Zum Umgraben des Bodens für Saatstreifen, Kampfbete, Aufgraben von Pflanzlöchern bedient man sich auch im Walde in der Regel der gewöhnlichen ortsüblichen Flachspaten. Zu ihnen zählt auch der markische Gartenpflanzen mit hölzernem, eisenbeschlagenem, schaufelförmig getrümmtem Blatte zur Ausführung der Alemann'schen Alemannpflanzung (s. Kiefererziehung).

bb) Der Keilspaten ist dagegen ein ausschließlich forstliches Gerät zum sog. Klemmen der jungen Kieferpflanzlinge (s. Kiefererziehung), aber doch immer nur ein gewöhnlicher Spaten mit hölzernem, eisenbeschlagenem Blatte, von gerader, keilförmiger Gestalt, um mit demselben in gelockerten Boden einen keilförmigen Spalt zum Einsetzen der Pflanzlinge stoßen und deinnächst durch einen Gegendruck den

Spalt wieder schließen zu können, weshalb man diese Pflanzart wohl Spaltpflanzung, den Keilspaten ebenso Spaltspänger nennt, an dessen Stelle hier und da auch wohl ein Beil (Pflanzbeil) benutzt wird, um jenen Pflanzspalt besonders in festeren Boden zu schlagen. Man muss beim Gebrauche dieser Werkzeuge ein zu starkes Drücken oder Klemmen der Wurzeln vermeiden. Einige Vorsicht wird dies lehren, ohne dass es deshalb noch besonderer vorgeschlagener Vorkehrungen, wie zwischengelegene Pflanzbleche u. dgl. bedarf.

cc) Stoßspaten, ganz von Eisen, etwa 1 m lang, mit geradem, etwa 22 cm langem 12 cm breitem Blatte, 7—8 kg schwer, dient zum guten Ansroden starker Pflanzenheister. In einigen Gegenden geht der Spaten unter dem Namen Rodeeisen, auch wohl Sollinger Rodeeisen.

##### b) Hohlspaten.

Man versteht hierunter Spaten, deren Blatt etwa zu einem Halbkreis oder mehr gebogen, auch wohl so gearbeitet ist, dass es die Form eines hohlen Keils annimmt. So entstehen:

aa) Schaufelförmige Hohlspaten oder Pflanzschafeln, wie sie mit kurzem oder längerdem Stiel auch der Gärtner verwendet, um aus losem Boden Pflanzlinge, unter möglichster Schonung der an ihren Wurzeln hängenden Muttererde, zum weiteren Bepflanzen aufzunehmen. Sie können selbstredend zu gleichem oder ähnlichem Zweck auch vom Forstmann, namentlich bei Kamparbeiten, Verwendung finden.

bb) Hohlbohrer oder Pflanzbohrer (s. Hohlbohrer, Ballenpflanzung) zum Anshohren von jungen Pflanzen mit anhängenden Erdballen zum weiteren Bepflanzen, in den Hauptformen des alten preussischen cylindrischen des v. Meyerinck'schen kegelförmigen und des C. Henner'schen abgestutzten kegelförmigen Hohlbohrers (s. b. Hohlbohrer, wo auch ein Abbild des letzteren.)

cc) Spiralbohrer, Hohlbohrer mit schwach schraubenförmig gebogenem Blatte (s. Biermans'sches Culturverfahren nebst Abbild dabei).

dd) Hohleispaten (s. b. Hohlbohrer, auch b. Sandbau), beim Bepflanzen der Dünen mit jungen Kiefern hier und da im Gebrauche.

8. Rillenzieher. Zum Einbringen von Samen, auch Sämlingen, in gelockerten Boden werden bei Frei- und Kampfsäaten Rillen, nach den verschiedenen Verhältnissen, flacher und tiefer gezogen. Bei Freisäaten werden zu diesem Zweck die tieferen Rillen in der Regel mit der Hacke, die leichteren mit dem Harkenstiel u. dgl. gezogen, wenn nicht etwa Sägemäschinen in Gebrauch sind, die das Rillenziehen mit besorgen. Auch bei Kampfsäaten ist zur Herstellung tieferer Rillen jedenfalls eine gewöhnliche leichtere Hacke das geeignete Werkzeug, mit welchem, nach Erfordern, auch längs der Schnur gearbeitet werden kann, doch glaubte man sich namentlich hier die Arbeit zu erleichtern, wenn man die Hacke zur Herstellung von Rillen wenigstens mehr löffelförmig herstellen ließ,

selbst einen kleinen Handpflug als sogenannten Rillenpflug verwendetete.

Seichte Rillen, die oft zum Einsäen von leichteren Samen dienen, lassen sich im Kampfe ebenfalls oft genug mittelst eines, vielleicht längs der Schnur, geführten Stockes oder Harkenstiels herstellen, doch drückt man auch wohl, zur Herstellung der Rille, in den sojen ebenen Boden eine, die Form der Rille in leichterem wiedergebende Saatlatte ein, bracht auch das sog. Saatbrett oder Rillenbrett (s. b. Kampf sub 10, mit Abbild.)

9. Säevorrichtungen (s. Einsaat). Wo man sich beim Einsäen des Holzsamens nicht glaubt der Saat aus freier Hand bedienen zu können, stehen dem Forstmann verschiedene künstliche Vorrichtungen zu Gebote, um jene zu erleichtern. Auch zu diesem Zweck sind eine große Zahl von, zum Theil unpraktischen oder mindestens überflüssigen Saattrinnen, Saathölzern, Säemashinen u. s. w. erdacht und empfohlen, deren Anwendung keinen Zweck haben würde. Wir nennen nur als brauchbare Geräthe: das bekannte Säehorn der Gärtner (s. d.) für Kampfsäaten, das Baruther Säerohr oder die sog. Saatflinte (s. d.) und von den Säemashinen (s. d.) die Ahlborn'sche für Freisäaten.

Wir weisen hier

a) in Betreff der Säemashinen auf den besonderen gleichnamigen Artikel hin und stellen

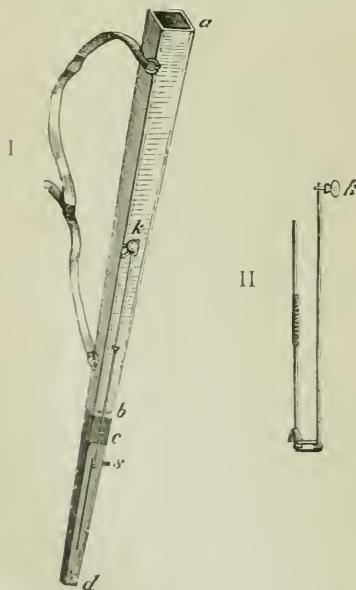


Fig. 362. Saatflinte. I a Hölzerner, oben durch Schieber verschließbarer Samentassen, b Mittelstück mit Bohrloch zum Durchlaufen nach c, dem aus Eisenblech gefertigten Endstück, s Schieber, durch welchen sich das eingebohrte Samenloch erweitern und verengern lässt, k Knopf eines auf II näher dargestellten Draths, der sich in einer Zvalle des Endstückes auf- und abbewegen lässt, um das Lassen des Samens nach und durch die Endöffnung bei I in die Saatrolle zu befördern. Wird der Draht bis an die Stelle k 1 ausgezogen, so schließt eine an ihn angebrachte Kugel das Bohrloch und verhindert das Auslaufen des Samens aus dem Kasten.

b) die Saatflinte in Fig. 362 mit dem Bemerkung dar, dass dieselbe zuerst im Baruther Forstrevier (Preußen) vom Oberförster Constantin gebraucht, 1839 von Sack, bei der Versammlung der Forstwirthe zu Potsdam, veröffentlicht und danach von Weil (Forstwirtschafts-Culturwerkzeuge &c., Frankfurt a. M. 1846) als Säetrichter von Sack beschrieben, etwa 30 Jahre nach Sack's Bekanntmachung aber vom Förster Schultz zu Sorauerwald als Neinheit angezeigt und seitdem unter dem obigen Namen, besonders in Revieren der preußischen Mark, mit Nutzen verwendet wurde.

Die Saatflinte wird, wie eine Flinte, die Öffnung d der Saatrolle zugeführt, getragen und der Samen, durch gleichmäßige Vorwärtsbewegung des Säemanns, in dieselbe gestreut.

c) das Säehorn der Gärtner, bei Kampfsäaten verwendbar, stellt Fig. 363 in der gebräuchlichsten Gestalt dar. Daselbst ist bei feineren, leicht laufenden Samen verwendbar, die

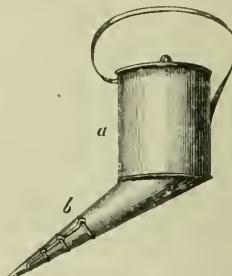


Fig. 363. Säehorn. a Blechgefäß zur Samenausnahme, b Ausflusstroh, vorn mit Gliedern, die seitlich verschoben werden können, um das Füllen des Samens zu fördern. Durch Anlegen oder Abnehmen von Gliedern wird die Weite der Ausflusöffnung vermindert oder vermehrt, wie es Samenart und Stärke der Aussaat erfordert.

mit dem Horn schwächer und stärker, nach Erfordern gesetzt werden können.

10. Pflanzbretter. Das Einsetzen von Sämlingen in die Rillen der Pflanzbeete erfolgt in gewissen Entfernungen jener von einander, die selbstredend leicht abzu messen sind. Man benutzt hierzu jedoch auch wohl, zur Erleichterung, besondere Pflanzbretter, welche nicht nur die Entfernung der Pflanzen, sondern auch die der Rillen von einander, für eine bestehende Abmessung beider vorzeichnen. Das Brett hat die Länge des Beets oder seiner Breite, je nachdem Längs- oder Querrillen entstehen sollen; seine Breite ist die der Rillenentfernung, eine Seite ist glatt und dient als Lineal fürs Ziehen der Rille, die andere trägt die Einschnitte in Pflanzenentfernung.

Ist die Rille gezogen und wird an diese die Brettseite mit Einschnitten gelegt, so können in diese und in die Rille die Pflanzlinge eingehängt und eingestanzt, und kann demnächst das Brett weiter gerückt und die bezügliche Arbeit bis zum Füllen des Beets wiederholt werden.

11. Schutzgitter. Im Artikel: "Deden der Samen und Sämlinge" ist bereits über die einfache Art des Defens der Beete gehandelt, doch auch das Schutzgitter erwähnt. Ein solches

stellt Fig. 364 vor und ist so eingerichtet, daß es Beetbreite (1—1,5 m), eine Länge von etwa 1,25 m und eine Höhe von 15 cm hat. Es wird Gitter an Gitter, die Decklatten quer über das Beet, bis zur Deckung desselben, gestellt; an die Beetenden kommen Gitter zu stehen, deren Giebel, wie hier die Fig. 364 zeigt, geschlossen ist, während die Gittergiebel im Beetrinnen offen sind. Diese Gitter mit ihren, unter sich 2 cm von einander entfernten, ebenso breiten Latten, gewähren den Pflanzen Schutz gegen Dürre und Frost, müssen aber beim Fortschreiten des Wachsthums ihrer Schülinge nach und nach höher gesetzt werden, um diesen Luft und Licht in gehörigem Maße zukommen zu lassen, und sind später, wenn jene des Schutzes nicht mehr benötigt sind, ganz zu entfernen.

meinen Anhalt zu geben vermögen. Schon G. v. Hartig hat in seiner „Anleitung zur wohlfesten Cultur der Waldblößen und zur Berechnung des dazu erforderlichen Zeit- und Geldauswandes, Berlin 1826“, sehr anschauliche bezügliche Zahlen gebracht, und neuerdings hat Gayet als Anhang zu seinem „Waldbau, Berlin, 1882“ und v. Fischbach in seinem „Lehrbuch der Forstwissenschaften 1886“ solche für verschiedene Gegenden Deutschlands, Henschel im „Forstwart 1883“, Hempel in „Taichenkalender für den österreichischen Forstwirth für 1888“, und Fromme's Forstliche Kalendertafel 1888 dergleichen für österreichische Verhältnisse gegeben. Auch der Indeich-Behm'sche Forst- und Jagdtalender pro 1888 bringt dergleichen Zahlen, welche besonders für die Ver-

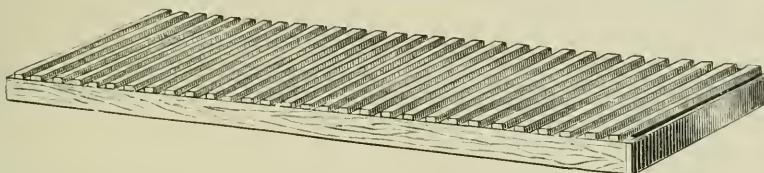


Fig. 364. Schüggitter.

12. Pflanzschnuren oder Pflanzleine dienen dazu, um bei Culturen gerade Linien, bezw. regelmäßige Verbände abzustecken. Man nimmt dazu etwa 0,5 cm starke Hanfschnuren von zweckentsprechender, für den Gebrauch in der Ebene z. B. etwa 30—60 m betragender Länge und versieht sie an beiden Enden mit etwa 40 cm langen zugespitzten Stedhölzern, mit deren Hilfe die Schnur am Boden ausgespannt werden kann. Die gebräuchlichen Pflanzweiten werden auf der Schnur an den betreffenden Punkten mit farbigem Band eingezogen. Damit sich die Schnuren nicht ziehen, werden sie wohl mit Leinöl oder Theer vor der Eintheilung getränkt, müssen aber dennoch hin und wieder auf die erhaltene Richtigkeit dieser geprüft werden.

13. Schneide- und Hauwerkzeuge verschiedener Art werden bei waldfestlichen Arbeiten, namentlich beim „Ausästen“ und „Beschneiden“, verwendet, die bei den betreffenden Artikeln erwähnt sind (s. a. Flügelsäge, Höhen- säge, Stangen- säge).

**Forstculturstosten.** Es ist klar, daß bei der Ausführung von Forstculturen, die in so verschiedener Form und unter so verschiedenen Verhältnissen des Bodens, der Witterung und der zu Gebot stehenden Arbeitskraft vorgenommen werden müssen, die Kosten jener sehr verschieden ausfallen müssen. Dann können sie aber auch durch die Liebhabereien oder unzweckmäßige Anordnungen des ausführenden Forstwirtes, sowie durch mangelnde Aufsicht desselben wesentlich vertheuert werden. Jene erstgenannte Kostenverschiedenheit ist nicht zu be seitigen, gegen unnötige Vertheuerung der Culturen nach der zweiten Richtung hin muß aber stets alles Ernstes eingeschritten werden.

Immer lassen sich aber gewisse Mittel sätze für die Forstculturen angeben, die, wenn sie auch meist beschränkteren Ortlichkeit entnommen wurden, doch auch anderwärts einen allge-

meinen Anhalt zu geben vermögen. Schon G. v. Hartig hat in seiner „Anleitung zur wohlfesten Cultur der Waldblößen und zur Berechnung des dazu erforderlichen Zeit- und Geldauswandes, Berlin 1826“, sehr anschauliche bezügliche Zahlen gebracht, und neuerdings hat Gayet als Anhang zu seinem „Waldbau, Berlin, 1882“ und v. Fischbach in seinem „Lehrbuch der Forstwissenschaften 1886“ solche für verschiedene Gegenden Deutschlands, Henschel im „Forstwart 1883“, Hempel in „Taichenkalender für den österreichischen Forstwirth für 1888“, und Fromme's Forstliche Kalendertafel 1888 dergleichen für österreichische Verhältnisse gegeben. Auch der Indeich-Behm'sche Forst- und Jagdtalender pro 1888 bringt dergleichen Zahlen, welche besonders für die Ver-

hältnisse Nord- und Mitteldeutschlands einen ungefähreren Anhalt bieten.

Gt.

**Forstcultursantrag, Forstcultursnachweisung, s. Cultursantrag, Cultursnachweisung.**

v. Eg.

**Forstculturwerkzeug, s. Forstculturegväthe.**

Gt.

**Forstculturwesen.** Es begreift alle diejenigen waldbaulichen Arbeiten in sich, welche dazu dienen, auf künstlichem Wege die Nachzucht der Wälder zu bewirken oder zu fördern, und dabei weder Zwecke der Forstbenützung, noch des Forstschutzes als Hauptaufgabe verfolgen.

Es zählen zu diesen Arbeiten:

1. die Ausläuterungen von jüngerem, drückendem Holze aus nachzuziehenden Jungwüchsen (s. b. Ausläuterung, Bestandspflege, Füllholz);

2. die Beseitigung bezw. Aussäitung von Unkräutern, Gräsern u. s. w., welche die Jungwüchse in ihrer Entwicklung hemmen. Es kommt dies allerdings besonders in Kämpfen vor, doch auch bei Freianlagen erscheinen öfter Unkräuter in solcher Fülle und Beschaffenheit, daß ihre Vertilgung vortheilhaft, selbst nothwendig wird (s. b. Fäten, Auschneiden);

3. die Bodenveränderungen, welche vorgenommen werden:

a) um als grober scholliger Umbruch auf sehr strengen, verhärteten oder mit Ortsteinlagern (s. Ortstein) versehenen Böden einen nachfolgenden Holzanbau (s. d.) vorzubereiten, zu erleichtern und zu sichern;

b) um Bodenverätzungen auf Culturstellen soweit zu beseitigen, als die Nachzucht des Holzbestandes es erheischt (s. b. Erlenerziehung 3, Freisatz 2 e, Heideanforstung 4 c, Moorencultur 2 a, Wasserstandspflege);

c) um beweglichen, zum Holzausbau bestimmten Boden zu halten, u. zw.:

aa) durch Befestigen der Laubdecke mittelst Anlegung von Laubfängen (s. d., auch Bodenpflege),

bb) durch Verflachen von Erdrißern, Verbauen derselben, Ableitung von Boden ab schwemmendem Wasser, nach Maßgabe der örtlichen Beschaffenheit (s. Heideaussaat 4 c),

cc) durch Decken von leichtem Sandboden mit Strand, Schilf u. s. w. (s. b. Flugsandcultur 1 a bb),

dd) durch vorübergehenden, festigenden Grasbau auf Dünenhande (s. b. Flugsandcultur 2 a);

ii) um den Boden der Verjüngungs schläge zur natürlichen Besamung so vorzubereiten, daß der abfallende Same ein Reimbeutl findet, bezw. in ihm nach dem Absalle eine Decke erhält. Dazu kann dienen:

aa) Vieh; namentlich Schweineeintritt (s. d.),

bb) Beseitigung zu dichter Decken von Laub, Radeln, Moos, Beerkraut u. dgl., die den abfallenden Samen verhindern so zum Boden zu gelangen, daß er sich dort zu tanglichen Pflanzen entwickeln kann. Es dient hierzu besonders die Streuentnahme, entweder unter voller Entfernung des Streumaterials von der zu verjüngenden Fläche, oder unter wenigstens theilsweise Erhaltung derselben, bei seinem nur streifenweis statthaftenden Abziehen, aus bodenpfleglichen Rücksichten (s. b. Bodenpflege),

cc) Auflegen des Bodens, bezw. Ueberlegen des liegenden Samens mit geeigneten Waldegggen (s. d.).

dd) Aufpflügen, bezw. Unterpflügen, wie vorher mittelst geeigneter Waldpflüge (s. d.),

ee) Bearbeiten mit der Hacke, oder dem eisernen Rechen, zu dem Zwecke wie vorher, unter Benutzung der gewöhnlichen Werkzeuge der Gegend, zweckmäßiger solcher, die für die Waldbearbeitung besonders geeignet eingerichtet sind, wie die Sollinger-Hacke (Forsteulturgeräthe 3 b) oder die Sollinger Rechen in Form des Häckelrechens oder der Häckelhacke (s. Forsteulturgeräthe 4, b):

4. Die eigentlichen Forsteulturarbeiten durch Handsaat und Pflanzung. Hierbei bedürfen

a) eine verschiedene allgemeine Behandlung die Culturländer, je nachdem sie

aa) auf Wald- oder altem Baugrunde liegen, für welche die waldbaulichen Regeln, wie sie hier unter 4 b nach ihren Hauptpunkten angegeben sind, meist ohne Weiteres in Anwendung kommen, oder

bb) je nachdem sie Dedlandsaufforstungen betreffen, die meist noch besondere Rücksichtnahme erfordern, wie dies die Artikel Flugsandcultur, Heideaussaat, Kalködländanbau und Moorentzüchtung näher darthun;

b) die besondere Culturansführung erstreckt sich

aa) auf Saat u. zw. auf Vollsaat oder Stücksaat, mit mancherlei Abweichungen (s. b. Kreissaat, Einsaat).

bb) auf Pflanzung u. zw. solche mit Wildlingen oder solche mit Kamppflanzen (s. b. Kreisplanzung, Kampf).

Zu bemerken ist schließlich zum Artikel „Forsteulturwesen“, daß dasselbe in unseren Lehrbüchern über Waldbau (s. d.) meist sehr ausführlich abgehandelt ist, doch auch als besondere Schrift: „Das Forsteulturwesen nach Theorie und Erfahrung von Jäger. Marburg 1865“ erschien.

St. Forstdiebstahl, s. Forststrafrecht. At.

Forstdiensteinrichtung, s. Diensteinrichtung. v. Gg.

Forstdirection, Forstinspektion sc. s. Direction, Inspection sc. v. Gg.

Forsteinkommen ist der Gesamtvertrag eines forstwirtschaftlich benützten Waldes. Dasselbe ist am höchsten in den Culturstaaten mit reichlich entwickelter Industrie und ansgebildeten Communicationsmitteln. Es steht im allgemeinen mit dem Bildungsgrade der Forstwirte in geradem Verhältnisse. Gemeinhin bezeichnet man es als die Differenz zwischen den gesammten Einnahmen und Kosten. Bemüßt man den wirtschaftlichen Effekt nach dem Reinertrag, welchen der Wald (Boden plus Holzbestand) abwirkt, so steht man auf dem Standpunkt der Waldrente (s. d.), einem Standpunkt, welchen die neuere rationelle oder Reinertragschule verwirkt. Diese letztere benützt den Bodenreinertrag oder die Bodenrente (s. d.) als Maßstab. Kr.

Forsteinrichtung, Forstbetriebsseinrichtung, Forstbetriebsregulierung, Forstsystemisierung (in Österreich) bezweckt, den gejämten Wirtschaftsbetrieb in einem Walde zeitlich und räumlich so zu ordnen, daß der Wirtschaftszweck möglichst erreicht werde. Forsttagot und Waldertragsregelung sind nicht synonym mit Forsteinrichtung; sie sind nur wesentliche Theile derselben. Die Forsteinrichtung faßt selbstverständlich nur die Hauptnutzung, die Holznutzung ins Auge. Die Nebennutzungen, wenn sie auch in beträchtlicher Menge ausfallen können, erscheinen für dieselbe als mehr oder weniger modifizierend einwirkende Factoren. Die Forsteinrichtung kommt besonders erst bei größeren Waldelementen zur Geltung, da in diesen die Eigenthümlichkeiten der Forstwirtschaft eine gewisse Regelmäßigkeit des Rohertrages nothwendig oder doch mindestens wünschenswert erscheinen lassen. Vornehmlich sprechen in dieser Beziehung die Abhängigkeit des Holzes und die Arbeiterverhältnisse. Es ist klar, daß man sich den Absatz nicht sichert, wenn man in ganz unregelmäßigen Zeiträumen das Holz auf den Markt wirft oder einmal sehr viel und das anderermal ganz wenig denselben bietet. Ein sicherer, preiswürdiger Holzabsatz zieht den Käufer an und schützt den Holzverkäufer vor Verlusten. Zur Ausformung des Materials gehört aber auch ein tüchtiger Holzhauerstand. Dieser ist nur zu erhalten, wenn für ausreichende Arbeit gesorgt wird. Kennt man nun mit Hilfe der Forsteinrichtung die jährlich abzugebende Holzmenge, so läßt sich darans im gefahr die Menge der Holzhanter bestimmen, welche ausdauernd mit der Gewinnung des Materials beschäftigt werden kann. Hieraus darf jedoch nicht entnommen werden, daß die Forsteinrichtung lediglich die Herbeiführung und Einhaltung eines strengen Nachhaltsbetriebes

(j. d.) als ihre Aufgabe betrachtet; denn der strenge Nachhaltsbetrieb ist nicht eine innere Nothwendigkeit der Waldwirtschaft. Wohl aber muß durch die Forsteinrichtung die Ordnung des Wirtschaftsbetriebes insoweit unter Berücksichtigung der Anforderungen des jährlichen Nachhaltsbetriebes erstrebt werden, als dies die gerade vorliegenden Waldverhältnisse erfordern. Zeigt sich bei einer Forsteinrichtung, daß etwas auf Kosten des höchsten Reinertrages zu geschehen hat, so müssen derartige Opfer wirtschaftlich gerechtfertigt sein. Nicht selten werden der Waldwirtschaft durch äußere Verhältnisse engere oder weitere Grenzen für eine regelmäßige Jahresrechnung gezogen; es kann sogar der strengste jährliche Nachhaltsbetrieb gefordert werden, wie z. B. in den gelegentlich beschränkten Hudeicommisswäldern u. s. für die kleinen, im einfachsten ausschenden Betriebe zu bewirtschaftenden Wälder hat die Forsteinrichtung einen geringeren Wert und eine einfache Lösung. Hier handelt es sich meist nur um die Ermittlung des entsprechendsten Abtriebsalters und um eine rationelle Heranziehung der Zwischennutzung. Die Lehre der Forsteinrichtung hat zu behandeln: 1. die allgemeinen theoretischen Grundlagen, auf welche sich die Einrichtung stützen muß, und 2. die Ausführung der zur Einrichtung nötigen Arbeiten. Die letzteren zerfallen (nach Zudeich) in die Vorarbeiten (geometrischen und taxatorischen), die Waldeinteilung, die Ertragsbestimmung, die Zusammenstellung des Wirtschaftsplans und die Erhaltung und Fortbildung des Einrichtungswerkes.

#### Nr. Forsteinrichtung, Geschichte derselben.

Beim Übergang aus dem ganz unregelten Pleinterbetrieb zu einer geordneten Forstwirtschaft war ein Doppeltes nothwendig: Einerseits mußte man in irgendeiner Weise dafür Sorge tragen, daß an die Stelle des geretteten Holzes wieder neue Baumindividuen, sei es auf dem Wege der natürlichen oder auf jenem der künstlichen Verjüngung traten, andererseits mußte aber die Nutzung des vorhandenen Materials so bemessen werden, daß dasselbe unter Berücksichtigung des Zuwachses solange ausreichte, bis das heranwachsende Holz die gewünschte Stärke erlangt hatte.

Das letztergenannte Ziel konnte entweder dadurch erreicht werden, daß man Vorrath und Zuwachs auf die Jahre der Nutzungsperiode vertheilte (Massenheilung), oder dadurch, daß man eine analoge Disposition hinsichtlich der Waldfläche traf (Flächenheilung).

Der erstgenannte Weg war im XIV. Jahrhundert, als man überhaupt den ersten Schritt in dieser Richtung that, noch gänzlich unbekannt und blieb es auch bis zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts; man hielt sich deshalb überall da, wo man überhaupt eine derartige Anordnung traf, an die Fläche und vertheilte dieselbe in eine der Umliebszeit entsprechende Anzahl von gleichen oder ungleichen Jahresschlägen. Letzteres dürfte im Anfang und wohl noch ziemlich lange der weitaus häufigere Fall gewesen sein, denn erstere setzt eine genaue Vermessung der Waldfläche voraus, welche

vor dem XVIII. Jahrhundert doch wohl nur ganz ausnahmsweise vorgenommen worden war. Es lag ungleich näher, die Lage der einzelnen Parcellen und die Ausformung des Terrains in Verbindung mit den durch Wasserläufe und Wege gegebenen Grenzen, eventuell auch den gegenwärtigen Holzgehalt zu beurtheilen, um eine Ausscheidung von Wirtschaftsfiguren vorzunehmen. Auf ein derartiges Vor gehen deuten auch alle vorhandenen Quellen, während eine einzige von Flächengleichheit spricht, nämlich jene, nach welcher Kurfürst August von Sachsen dem Rath von Weissenze besahl, richtige und ordentliche Gehäne zu halten „das eine Jahr so viel zu blössen als das andere“.

Die erste uns bekannte Forsteinrichtung wurde nach diesem Verfahren 1339 im Erfurter Stadtwald durchgeführt, indem derselbe in 7 Schläge eingeteilt wurde. Dieser Wald umfaßte 268 Acker in 3 Parcellen; hiervon war die erste, welche 132 Acker hielt, in 4 Schläge zu je 33 Acker, die zweite von 104 Acker in 2 Schläge, einen zu 50 und einen zu 34 Acker, getheilt, während die dritte Parcele zu 30 Acker einen einzigen Schlag bildete. Von ähnlichen Theilungen berichten seit der Mitte des XIV. Jahrhunderts immer zahlreicher Urkunden, wobei für alle die geringe Anzahl der Jahresschläge charakteristisch ist, welche einerseits auf die Kürze der Umliebszeit und andererseits auf die Einfachheit des Verfahrens hinweist. So waren die Hackwaldungen bei Neume im XIV. Jahrhundert in 7 Schläge, der Mühlhäuser Stadtwald um 1360 in 9, bezw. 12, die Mansfelder Waldungen in 12, die Mittenberger Stadtwaldungen 1387 und 1619 in 16, die Eichstädtischen Waldungen um 1600 in 20 bis 20 Schläge getheilt. Erst seit der Mitte des XVII. Jahrhunderts begann man in einzelnen Gegenden die Umliebszeiten zu erhöhen und dementsprechend die Zahl der Schläge zu vermehren, ein Verhältnis, auf welches in der Geschichte des Waldbaus noch weiter eingegangen werden wird.

Dieses Verfahren eignete sich naturgemäß immerhin nur zur Anwendung in den sog. Borholzern und Feldhölzern, aus denen wegen der Leichtigkeit des Holztransports am liebsten das Brennholz geholt wurde, und in denen auch die geordnete Waldwirtschaft mit Einführung eines niederwaldartigen oder des Hackwaldbetriebes begann.

Als man aber auffing, auch größere Waldungen in regelmäßiger Weise zu benützen, zeigte es sich bald, daß hier die Flächentheilung unter den damaligen Verhältnissen ihre Dienste versagte, und deshalb die betreffenden Verordnungen unausgeführt blieben. Man war daher genötigt, hier die Masse als Anhaltpunkt zu benützen, was, allerdings in höchst einfacher Weise, veranlaßt durch die Bedürfnisse des Bergbaues, zuerst am Harz geschah.

Die Braunschweig-Lüneburg'sche Forstordnung für die Harzer Communiionsforsten von 1547 schrieb nämlich vor, daß man einerseits untersuchen solle, wie groß der gegenwärtige Holzvorrath der verschiedenen Bestände wäre,

wie als sie werden müssten, um eine den lokalen Verhältnissen entsprechende Stärke zu erlangen, und andererseits auch die Höhe des jährlichen Holzverbrauches ermitteln müsse. Unter Berücksichtigung dieser verschiedenen Momente wurde eine gewisse Ordnung in den Betrieb gebracht und eine Disposition über die Reihenfolge des Abtriebes der Bestände getroffen.

Verschiedene Belege aus dem XVIII. Jahrhundert beweisen, dass beide Methoden der Forsteinrichtung neben einander in Übung waren.

Bemerkenswert ist es, dass man bereits im XVI. Jahrhundert Reserven durch Zurückstellung von Beständen für Krieg, Brand und andere Notfälle bildete, wie u.a. in der Forstdordnung für das Fichtelgebirge vom Jahre 1574.

Die eigentliche Entwicklung der Forsteinrichtung begann erst um das Jahr 1740. Als man anfing, die alte Methode der Eintheilung in gleiche oder annähernd gleiche bei grösseren Waldungen anzuwenden, trat die Ungleichmässigkeit der Erträge wegen der Verschiedenartigkeit der Bestockung und Ertragsfähigkeit in einer Weise hervor, dass man genötigt war, auf Abhilfe zu sinnen.

Der erste Schritt zu einer Besserung wurde von dem Clausthaler Obersöster Jacobi in einem Gutachten über die Bewirtschaftung der Göttinger Stadtwaldungen vom Jahre 1741 gethan, indem er vorschlug, die Schläge zwar im allgemeinen gleich zu machen, nur an einer Stelle mit sehr ungünstigen Bodenverhältnissen sollten dieselben bleibend grösser abgeteilt werden als außerdem. Hieinut war das Prinzip des Proportionalsschlages gegeben. Jacobi sagte aber noch weiter, dass man diese Fährschläge nicht sofort bei der Nutzung festhalten, sondern erst allmählich auf dieselben übergehen solle, um einen jährlich wenigstens annähernd gleichen Holzertrag zu erzielen. Er berechnete auch in der früher bereits angegebenen Weise einen Materialetat.

Nach den äusserlichen Gesichtspunkten verfahren v. Langen und Zanthier, welche die Methode von Jacobi, da sie selbst am Harz wirkten, jedenfalls gekannt haben. Beide theilten die Waldflächen geometrisch ein, hielten aber an der Größe des einzelnen Jahreschlages nicht fest, sondern verlangten nur, dass die gesamte Fläche innerhalb der Umltriebszeit abgetrieben würde. Zanthier zählte auch noch das auf einem Schlag stehende Holz aus und entwarf einen Materialetat in der Weise, dass er berechnete, wie viele Bäume jährlich zum Hiebe gebracht werden dürfen, um nachhaltig damit auszureichen.

Noch weiter als Zanthier gieng Ottelt in Thüringen; derselbe sagte, dass die Ordnung und Einrichtung der Wirtschaft der Abschätzung vorausgehen müsse, ferner stellte er den Grundatz auf, dass das Verhältnis der zu schlagenden Hölzer nicht allein in der Ackerzahl, sondern auch in der Beschaffenheit der Hölzer zu suchen sei. Ottelt gieng von dem

Jahreschlag Fläche  
Umltriebszeit

aus, wollte aber, um die jährlichen Erträge auszugleichen, die Verschiedenheit des Holzbestandes nach Alter, Güte, Boden und Exposition in Betracht gezogen wissen. Es war auch der erste, welcher die Einreihung der Bestände in Altersklassen zur Anwendung brachte; letztere waren ungleich lang (für Nadelholz: 1. schlagbares Holz über 75 Jahre, 2. Mittelholz 55—75 Jahre, 3. gereinigte Hölzer 40—50 Jahre, 4. Stangenholz 24—40 Jahre, 5. Dicke 12—24 Jahre, 6. junger Wuchs unter 12 Jahren).

Zur Bestimmung des Ertrages klassifizierte Ottelt die Bestände auch nach drei Bonitäten und ermittelte den Durchschnittszuwachs nach jenem der normalen Orte, unter Berücksichtigung der Blößen, Lücken und concreten Bestandsgüte.

War das Altersklassenverhältnis normal, so durfte dann der Statist gleichmäßig genutzt werden, und jede Altersklasse wurde in so viele Schläge getheilt, als sie Jahre umfasste. War aber das Altersklassenverhältnis nicht normal, so musste in den älteren Abtheilungen so lange gewirthschaftet werden, bis das Holz in den jüngeren das bestimmte Alter des Umltriebes erlangt hatte.

Die wechselnde Bonität wurde späterhin dadurch berücksichtigt, dass die Schläge in guten und wohlbestandenen Gegenden in der Ackerzahl etwas kleiner, in schlecht bestandenen aber nach Proportion grösser genommen, so abgetheilt und versteint wurden.

Ottelt machte also Proportionalsschläge im schulgerechten Sinne, unterschied aber noch nicht zwischen der Standorts- und Bestandesbonität.

Dieses geschah erst zu Anfang der 1770er Jahre durch den späteren Landjägermeister v. Wedell in den schlesischen Gebirgsforsten. Derselbe behandelte beide getrennt und nannte die Theilung nach den bleibenden Standortsgüte die geometrische, jene nach der vorübergehenden, auf den vorhandenen Bestand bezüglichen Bestandsgüte die arithmetische Theilung. Die erstere sollte nicht planimetrisch gleich, sondern der Ertragsfähigkeit des Bodens proportional sein.

Die Bonitierung alter Bestände geschah nach vier Classen. Die Gesamtholzmasse wurde nach Probeflächen ermittelt und ihr der sehr gering angenommene Zuwachs zugezählt, um den Gesamtholzertrag während des Umltriebes und zugleich die mittlere jährliche Abnutzung gröss zu finden. Letztere diente aber nur dazu, um zu untersuchen, wie lange das haubare Holz anstreichen würde, wenn man jenen Hiebsjahr festhalten wollte. Könnte nicht angenommen werden, dass die nächstjüngere Altersklasse bis zum Schluss dieser Zeit zur vollen Haubarkeit herangewachsen sei, so wurde der Hiebsjahr entsprechend ermässigt.

Bezüglich der Waldeintheilung machte v. Wedell den Fortschritt, dass er mit Rücksicht auf die Brechung- und Abschaffverhältnisse sowie um keine zu großen Schlagflächen zu erhalten (er verzögerte durch schwale Absäumnungen), die Reviere in sog. Haupttheile (den

heutigen Blöcken, Complexen, Betriebsklassen entsprechend) zerlegte, welche unter Umständen, z. B. mit Rücksicht auf den Absatz, wieder zu Regionen zusammengefaßt werden konnten.

Bis 1790 wurden im Breslauer Kammer-departement nach diesem Verfahren etwa 800.000 Morgen Wald eingerichtet, allein es wurde obgleich dasselbe 30 Jahre lang in Kraft war, nirgends lange hinauf gewirtschaftet, namentlich weil es für die damaligen Forstbeamten zu compliciert war.

Die bisher besprochene Entwicklung des Forsteinrichtungswesens war hauptsächlich durch die localen Verhältnisse im Hügelland und Mittelgebirge verlaßt worden, wo die häufig wechselnde Standortsgüte einen so wesentlichen Unterschied in dem Ertrag der einzelnen Flächen bedingt, daß derselbe bei einer Ordnung des Betriebes in irgend einer Weise ausgeglichen werden mußte.

Auders lag die Sache in den ausgedehnten Nadelholzforsten der norddeutschen Tiefebene. Hier war sowohl der Unterschied im Ertrag nahegelegener Flächen nicht so auffallend wie im conpierten Terrain, als mache sich eine solche auch weniger störend bemerkbar, weil das Material doch größtentheils zum Export bestimmt war und die einzelnen Verwaltungsbezirke sich gegenseitig ergänzten.

Die Eintheilung in gleichgroße Jahresschläge, welche häufig durch die jagdlichen Zwecken durchgehauenen Linien, die Gestelle, begrenzt wurden, war hier das einfachste Mittel zu einer Ordnung des Betriebes und hat sich als solches lange erhalten.

Friedrich der Große hatte schon beim Beginn seiner Regierung (1740 und wieder 1754) die Eintheilung der Forste angeordnet sowie 1764 und 1770 die Eintheilung derselben in 70 Jahresschläge vorgeschrieben. Allein erst durch den Forstdepartmentsrat v. Kropff wurde eine Ordnung des Betriebes wirklich angebahnt, indem derselbe 1780 eine Anweisung zur Eintheilung der Forste und 1783 eine Instruction verfaßte, welche mehrfache Anlässe an Ideen von Wedell enthielt. Wie in Schlesien, so sollten auch in der Mark und in Pommern die Forsten in eine gewisse Anzahl von Hauptabtheilungen, jede derselben aber in zwei gleich große Theile, Blöcke, und jeder Block in 70 gleich große Schläge getheilt werden. Man hatte so faktisch eine 140jährige Umliebszeit mit gleich großen Jahresschlägen. Die Zerlegung jeder Hauptabtheilung in 2 Blöcke war lediglich ein Kunstgriff, um den König zu täuschen, welcher an der Zahl 70 consequent festhielt.

Als Graf v. Arnim im Jahre 1787 Staatsminister und Chef des Forstwesens geworden war, trat hierin bald wieder eine Änderung ein, weil sich die Weideberechtigten über die zu großen Schonungen beklagten, die im vorans für den ganzen Umltrieb abgesteckten Schläge nicht festgehalten werden konnten, und der Ertrag sehr schwankte sowie häufig nicht hinreichte, um die Ansprüche der Berechtigten zu befriedigen.

Der von Arnim zum Director der Forstkartenkammer und Forstrath ernannte Hennert

erließ 1783 neue Vorschriften über das Forsteinrichtungswesen.

Hennert fasste, ähnlich wie Wedell, größere Flächen zusammen, welche den Etat mehrerer oder vieler Jahre enthielten, forderte die Intheilung dieser Flächenabtheilung, bestimmte den Etat nach der Holzmasse, welche sie zu liefern verprach, und vertheilte diese für so viel Jahre, als sie der Flächendisposition entsprechend ausreichen sollte.

Der Eintheilung wurden die bereits zu jagdlichen Zwecken durchgehauenen Trennungslinien (Gestelle) und die hierdurch gebildeten Flächen (Jagen) zu grunde gelegt. Waren solche nicht bereits vorhanden, so wurden sie neu angelegt.

Nach der Vermessung und Eintheilung in Blöcke, Jagen und Schläge erfolgte die Bonierung nach drei Classen und die Einreitung in vier (Kiefern), bezw. drei (Buche und Eiche) Altersklassen. Für jeden Block wurde der mittlere Ertrag der letzteren durch Probebestände ermittelt, der Gesamtertrag der Blöcke auf 140 Jahre berechnet und hinauf ein Materialetat gefunden. Um den Jahresholzssatz festzustellen, dividierte Hennert die Gesamtmasse der ersten Altersklasse im Block durch die Zahl der Jahre, für welche das hanbare Holz anhalten mußte, damit die nächsthüngere Altersklasse hieselsatz würde, auch für die übrigen Perioden berechnete er analog seinen Hieselsatz. Stellten sich hiebei große Schwankungen heraus, so konnte die erste Periode verkürzt, die zweite verlängert werden oder umgekehrt, auch konnte man die beiden Perioden zusammenfassen. Bei Hennert blieb der Grundsatzen ebenfalls in Geltung, daß beim Bestand von dem angenommenen Hanbarkeitsalter genügt werden sollte. Er stellte seinen Etat nicht nur nach Masse, sondern auch nach Geld auf, erstrebt nicht allein einen möglichst gleichen Massenertrag, sondern namentlich einen gleichen Geldertrag.

Schon in den Jahren 1789 und 1790 wurden nach den Angaben Hennerts in Litanen, Ost- und Westpreußen und Hinterpommern ca. 192.000 ha vermessen, doch durfte dieses mit Rücksicht auf das verfügbare Personal wohl nur in sehr oberflächlicher Weise geschehen sein.

Das Verfahren von Hennert hatte verschiedene große Mängel, so namentlich das Streben, jeden Bestand das normale Hanbarkeitsalter erreichen zu lassen, wodurch das unrichtige Altersklassenverhältnis immer beibehalten wurde, und auch eine richtige Hieselsfolge niemals erzielt werden konnte.

Gegen die Hennertsche Methode ließen viele Klagen seitens der Weideberechtigten ein, dem Forstpersonal war die Übersichtlichkeit der Wirtschaft ungernahm und auch in Berlin erfuhr sein Verfahren viele Aufwendungen, namentlich von Seiten Kropfs. Die von Hennert gegebenen Vorschriften wurden nur teilweise ausgehalten, und als dieser schon im Jahre 1800 gestorben war, riß meistentheils die alte Ordnung wieder ein.

Die auf Regelung des Forstbetriebes durch Theilung der Fläche gerichtete Strömung gewann in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahr-

hunderts große Verbreitung, so erschien u. a. 1789 auch in Bayern die Verordnung, daß eine Eintheilung der Waldungen in Jahreschläge vorgenommen werden sollte und jährlich nur je ein Schlag abgetrieben werden dürfe.

Während so diese Richtung theoretisch und praktisch während des XVIII. Jahrhunderts bedeutende Fortschritte mache, kann nicht das Gleiche hinsichtlich der aus Massentheilung basierenden Methoden gesagt werden. Dieses Verhältnis erklärt sich leicht dadurch, daß zu jener Zeit die Ermittlung der Masse und des Zuwachses, namentlich vom stehenden Holz, noch auf sehr wenig zuverlässige Weise erfolgte, während die Waldfläche nicht nur bereits mit immerhin genügender Sicherheit gemessen werden konnte, sondern namentlich auch eine nie verlängende Handhabe und Controle für die Regelung des Betriebes darbot.

Der gräflich Schönburg'sche Forstbeamte Johann Gottlieb Beckmann war der erste, welcher von der alten, höchst summarischen Encartaxation der Holzmasse und der fast noch unbekannten Schätzung des Zuwachses zu einem relativ besseren Verfahren fortgeschritten und dabei für die Forsteinrichtung von dem Prinzip der Massentheilung ohne Berücksichtigung der Fläche ausging.

Derselbe ermittelte seit 1743 durch stammweise Aufnahme den gegenwärtigen Holzvorrath, addierte hierzu den progreßiv abnehmenden Zuwachs nach gutachtlicher Schätzung (auf gutem Boden  $2\frac{1}{2}\%$ , auf mittlerem  $2\%$ , auf schlechtem  $1\frac{1}{2}\%$ ). Dann machte er für einen Wald, dessen Holzbestand zu 40.000 Klafter angenommen war, folgende Berechnung: 1. Jahr. Abgang durch Fällung 700 Klafter, verbleiben für das 2. Jahr  $39.300 + 589 (1\frac{1}{2}\%)$  Zuwachs = 39.889 Klafter, wovon durch Fällung 700 Klafter abgehen, verbleiben 39.189 Klafter, hierzu 587 Klafter Zuwachs, gibt zusammen 39.776, wovon wieder durch Fällung 700 Klafter abgehen. So wird die Rechnung bis zum 125. Jahr fortgesetzt, wo der alte Wald vollständig abgetrieben und ein neuer nachgewachsen ist.

Wie Beckmann zu dem Etat von 700 Klafter gekommen ist, kann aus seinen Darstellungen nicht ersehen werden, wahrscheinlich nahm er denselben nach den localen Absatzverhältnissen gutachtlich an.

40 Jahre lang ist alsdann auf diesem Gebiete kein besonderer Fortschritt mehr zu verzeichnen, man bemühte sich nur, die Methode der Massenschätzung zu vereinfachen, namentlich aber eine einfache Formel für die Zuwachsberechnung in allmählich abzunehmenden Beständen zu finden.

Solche wurden verschiedene aufgestellt, z. B. von dem sächsischen Bezirkshauptmann Oppel im Jahre 1769, ferner von Däzel und Grünberger. Die beste röhrt von dem sächsischen Pfarrer Bierenklee her und lautet:  $\frac{z}{2} \left( \frac{n-1}{n} \right)$ ; sie wurde 1767 veröffentlicht.

Im Jahre 1783 erschienen alsdann zwei Anleitungen zur Betriebsregulierung, welche von der Massentheilung ausgehen und deswegen

höchst bemerkenswerth sind, weil sie den Übergang zu den Fachwerksmethoden dadurch bilden, daß sie statt der von Pfeil so genannten „natürlichen“ Altersklassen der übrigen Taxatoren, welche eine ungleiche Anzahl von Jahren umfassen, die Eintheilung in gleich lange (daher, wie Pfeil will, „künstliche“) Perioden anwandten.

Das eine Verfahren ist in der Instruction geschildert, wonach sich die herzoglich Württembergischen Kirchenräthsbeamten bei Ausfertigung eines neuen Forststats über die Kirchenwaldungen zu richten hätten.

Hier sollten die Waldungen ordentlich vermessen und der Holzvorrath nach Probeflächen bestimmt werden, alsdann wurde der zehnte Theil des dermaligen Holzvorrathes als Reserve ausgeschieden, der Zuwachs, welcher nach Beschaffenheit des Bodens zu  $\frac{1}{4}$  oder  $\frac{1}{2}$  Klafter angenommen wurde, hinzugerechnet und sodann die Bestände in jene zehnjährigen Perioden (Decennien) eingereiht, in welchen sie zur Fällung kommen sollten. Der Materialertrag innerhalb der einzelnen Perioden wurde addiert und der zehnte Theil davon als Jahresetat derselben betrachtet. Man sollte dahin trachten, durch Verschiebung von Abtheilungen eine möglichste Gleichstellung im Ertrag der einzelnen Perioden herbeizuführen. Schließlich wurde auch noch berechnet, welcher Gelderlös pro Jahr zu erwarten sein dürfte.

Im gleichen Jahre (1783) publizierte der kurfürstlich sächsische Oberförster Maurer drei verschiedene Methoden der Betriebsregulierung, von denen die erste 10jährige, die zweite 20-jährige Altersklassen annimmt.

Die erste schließt sich ziemlich enge an das Hennert'sche Verfahren an, der Vorrath des über 30 Jahre alten Holzes soll durch stammweise Messung ermittelt werden, zum gegenwärtigen Vorrath sollte der Zuwachs addiert und diese Summe durch die Zahl der Jahre der Nutzungperiode, für welche das haubare Holz ausreichen muß, dividiert werden.

Die zweite Methode Maurers ist kombinierte Flächen- und Holztheilung, die dritte endlich ein reines Flächentheilungsverfahren. Die jährliche Hiebfläche ist hier gleich dem Quotienten aus Gesamtfläche dividiert durch die Zahl der Jahre der Umlaufszeit; um jedoch Schwankungen im Ertrag auszugleichen, bildete er eine Flächenreserve von  $2\%$ , welche genutzt werden sollte, wenn besonders schlechte Flächen zum Hieb gelangten.

Am vollständigsten hat der hessische Forstmeister Krügering bereits 1788 das Prinzip des reinen Massenschwörkes gelehrt; er bildet Altersklassen mit zehnjähriger Abstufung, entwirft einen Hauptwirtschaftsplan (Forstmäßige Holzausweisung) für die ganze Umlaufszeit, welche angibt, wann jeder Bestand angegriffen, nachgehauen und abgetrieben werden sollte, ebenso bestimmt er den Massenertrag aller Abtheilungen für den ganzen Turnus und stellt bereits eine vollständige Periodentabelle (Holzertragstabelle) auf, mit deren Hilfe er den Etat für die einzelnen Decennien berechnet. Den Versuch eines Ausgleiches zwischen

den Erträgen der einzelnen Perioden mache Kregting nicht.

Ein eigenartiges Verfahren publizierte der kurpfälzisch-bayerische Forsttaxator Franz Sales Schilcher im Jahre 1796. Dasselbe nähert sich der Methode Hennerts, doch sollte eine Abtheilung der Schläge im Walde nicht durchgeführt, sondern die Auswahl derselben dem Forstverwalter überlassen werden.

Einen gewaltigen Aufschwung nahm die Entwicklung der Forsteinrichtung zu Beginn des XIX. Jahrhunderts durch die beiden Koryphäen Georg Ludwig Hartig und Heinrich Cotta.

Hartig hat, wahrscheinlich angeregt durch Kregting, das Prinzip der Massentheilung bereits 1793 in seiner „Anweisung zur Taxation der Forsten“ weiter ausgebildet und zu den bereits vorhandenen Banstellen noch die Gleichstellung der periodischen Massenerträge gefügt, welcher er sowohl das normale Hiebsalter der Bestände als die Flächengleichheit der Perioden opferte. Wegen der Zunahme des Holzbedarfes wünschte Hartig jedoch für die späteren Perioden allmählich steigende Erträge, er hielt dasjenige Alter für die richtige Umlaufszeit, in welchem sich der höchste Durchschnittsertrag mit Rücksicht auf den Wert der Erzeugnisse gibt.

Zu Gegenjage zu Hartig stützte sich Cotta vorwiegend auf die Fläche, ersetzte die einzelnen Perioden (Fächer) nicht mit gleichen Erträgen, sondern mit gleicher Fläche aus und nannte seine Methode Flächenfachwerk, während das Hartig'sche Verfahren als Massenfachwerk bezeichnet wird. Cotta war dabei von der Ansicht geleitet, daß sich weder der dauernde Holzvorrath mit aller Genauigkeit bestimmen, noch auch der Zuwachs eines Waldes nach ganz sicheren Voraussetzungen berechnen lasse. Im Anfang drückte er den Abnützungssatz noch in Fläche und Masse aus, ging aber später immer mehr zum reinen Flächenfachwerk über, welches namentlich durch seinen Sohn Friedrich Wilhelm von Cotta weiter ausgebildet wurde.

Hartig sowohl als Cotta führten ihre Berechnungen für die ganze Umlaufszeit durch, doch legte letzterer schon bedeutenden Wert auf die periodische Revision des Waldstandes; der hessische Oberforstdirector von Aschaffenburg machte dann den Vorschlag, die speziellen Ertragsberechnungen bloß noch für die nächsten Perioden vorzunehmen, die späteren dagegen nur mehr summarisch zu berücksichtigen.

Die Methode Cottas bildet die Hauptgrundlage des sog. kombinierten Fachwerkes, welches sich bald mehr dem Massen-, bald mehr dem reinen Flächenfachwerk nähert.

Das Ende des XVIII. Jahrhunderts hat durch ein 1788 für die Zwecke der Waldverberechnung erlassenes österreichisches Hofkammerdecreta (vgl. d. Art. Geschichte der Forstwissenschaft) den Keim für die Ausbildung der sog. rationellen oder Normalvorrathsmethoden gelegt. Aus dem erwähnten Decret, welches vorschreibt, daß das Verhältnis zwischen wirklichem Vorrath und Normalvorrath (fundus instructus) bei der Wertberech-

nung als Aushaltspunkt dienen solle, entwickelte sich um das Jahr 1800 die sog. Cameral-taxationsmethode. 1811, wo sie in Andre's „Ökonomischen Neugkeiten“ zum erstenmal erwähnt wird, ist von ihr als von etwas Bekanntem die Rede.

Eine Verbindung der von dem Lippe-Detmold'schen Obersörförster Paulsen in einer 1793 anonym erschienenen Schrift entwickelten Ideen mit den bereits in der Cameral-taxationsmethode verwerteten Begriffen „Normalvorrath“ und „wirklicher Vorrath“ stellt die Hundeshagensee'sche Methode dar.

Hundeshagen hat sich große Verdienste um die Klärlegung von „Normalvorrath“ und „Normalertrag“ erworben. Er war auch der erste, welcher sein Verfahren als das „rationelle“ bezeichnete, wodurch sich der Name „rationelle Methoden“ auf alle Normalvorrathsmethoden allmählich übertrug.

Ähnliche Verfahren wurden auch noch publiziert von dem königlich bayerischen Saalmeisterinspector Huber 1812, bzw. 1823, ferner durch den fürstlich Sigismund'schen Forstrath Karl 1838 und 1851, den bayerischen Forstmeister Martin 1836, sowie durch Professor Brehmann 1853.

Eine sehr interessante Normalvorrathsmethode hat Carl Heuer in seiner Waldwertberechnung 1841 gelehrt, derselbe hält nicht stark an einer mathematischen Formel fest, sondern räumt dem wirtschaftlichen Ermeessen einen größeren Spielraum ein und verlangt den Entwurf eines Wirtschaftsplans.

Die Reinertragstheorie hat auch in den Prinzipien der Betriebsregulierung eine neue Richtung angebahnt, indem bei ihr nicht der Gesamtzustand des Waldes, sondern die Hiebsreize des einzelnen Bestandes im Sinne des Weißerpercents für die Bestimmung des Fällungsquantums maßgebend ist. Doch ist hier ebenfalls ein allgemeiner Rahmen nötig, innerhalb dessen der Betrieb sich bewegt; ein solcher ergibt sich durch den nach der finanziellen Umlaufszeit bemessenen Jahreszuschlag.

Von den verschiedenen Methoden der Betriebsregulierung haben die beiden Fachwertsmethoden und das kombinierte Fachwerk in der Praxis die größte Verbreitung erlangt, wobei neben ihrer Anwendbarkeit im großen Betrieb namentlich auch die hohe dienstliche Stellung Hartigs und Cottas in der Forstverwaltung bedeutenden Einfluß gehabt hat. Nur in Baden wurde 1869 die C. Heuer'sche Methode eingeführt, während die jährliche Staatsforstverwaltung seit der Mitte der 1860er Jahre der Reinertragstheorie eine bestimmende Einwirkung auf die Forsteinrichtung eingeräumt hat.

Schw.

Forsteinrichtungsanstalt ist die Amtstalt oder Behörde, welche sich mit der Aufstellung von Forsteinrichtungsarbeiten, bzw. Wirtschaftsplänen befaßt. Das ganze Forsteinrichtungswerk gewinnt an Wert, wenn es in den Händen einer besonderen Behörde liegt. Es ist damit der Vortheil verknüpft, daß allzu bindende oder detaillierte, daher leicht schädlich werdende Instrumente zu ersparen sind. Einen sprechenden Be-

weis für den Vortheil einer gesondert bestehenden Vorsteinrichtungsanstalt liefert die anfangs dieses Jahrhunderts im Königreich Sachsen durch Cotta begründete Forstvermessung. Diese Anstalt zählt jetzt außer einem Director (Oberforstmeister) 13 Beamte (Forstingenieure) und eine größere Anzahl Hilfsarbeiter. Sie ist der Grund, weshalb Sachsen die Wege der feineren Forsteinrichtung geworden ist. Das sächsische Forsteinrichtungswesen wird namentlich auch durch die Großwaldbesitzer innerhalb und außerhalb Sachsen's geschäftigt. Es steht auf dem Boden der Reinertragschule und hat das ausgebildete Kartenwerk. Die Frage, ob besondere Anstalten oder die Verwaltungsbeamten nebenbei die Forsteinrichtungsarbeiten zu erledigen haben, ist vielfach ventiliert worden.

Sowohl die geometrischen als auch die taxatorischen Vorarbeiten erfordern mehr Übung und Gewandtheit, als gewöhnlich die Verwaltungsbeamten besitzen. Schon darin liegt eine Nothwendigkeit, namentlich jüngere Kräfte längere Zeit mit solchen Arbeiten zu beschäftigen. Besonders aber bedarf der Beamte umfänglicher Kenntniß des Forsteinrichtungswesens, welcher die Waldeintheilung und die Ertragsregelung auf Grund der Vorarbeiten endgültig zu bestimmen hat. Dieser Beamte muß, wenn er seine Aufgabe ganz erfüllen will, außer durch die Schule des Verwaltungsdienstes auch durch diejenige der Forsteinrichtung gegangen sein, wie sie nur eine besonders organisierte Forsteinrichtungsbehörde bietet. Die Vortheile der letzteren sind mithin unzweifelhaft. Sie beruhen zunächst in dem Erfolg, welcher stets auf Seite einer rationalen Arbeitstheilung steht. Das Personal der Forsteinrichtungsanstalt erhält in allen geometrischen und taxatorischen Arbeiten größere Gewandtheit als der durch andere Arbeiten hinlänglich beschäftigte Verwaltungsbeamte (Revierverwalter).

Es ist ferner klar, daß das Personal einer ständigen Behörde die Bonitierung des Standorts und Bestands viel gleichmäßiger vornimmt als der weniger geübte Revierverwalter. Auch ist es nicht unbedenklich, wenn vom Revierverwalter die Bonitierung seiner eigenen Pflanzungen etc. geschieht. Wenn überdies in gewissen Zwischenräumen außer vom Verwaltungsbeamten auch noch von anderen Beamten an die Bestände die Frage gestellt wird, was mit ihnen zu geschehen habe, so wird dadurch gewiß ein reichlicher Meinungsauftausch geschaffen. Endlich wird nur durch eine besondere Behörde Übereinstimmung gewährt in Karten und Schriften, ohne Auferlegung von Fesseln, die leicht die gesunde Entwicklung der Forsteinrichtung hindern können.

Nicht ohne Interesse ist es, die Einwände gegen gesonderte Einrichtungsbehörden kennenzulernen. Man hebt hervor die größere Wohlheit des Verfahrens, wenn der Revierverwalter einen großen Theil der Einrichtungsarbeiten nebenher fertigt. Es ist jedoch die Annahme gewiß nicht unbegründet, daß entweder so nebenher gefertigte Forsteinrichtungsarbeiten eine der Wohlheit entsprechende Qualität

zeigen, oder daß die eigentlichen Berufsarbeiten des Revierverwalters ungebührlich zurücktreten.

Ferner hört man einwenden, daß dem Revierbeamten seine gründlichere Localkenntnis für die Forsteinrichtung zugute komme, und daß der Revierverwalter mehr Lust zur Aufrechterhaltung seines eigenen Regelungswerkes haben müsse. Diese Einwände sind hinfällig, wenn ein entsprechendes Einvernehmen zwischen dem Personale der Einrichtung und Verwaltung stattfindet, und werden doch auch durch den unvermeidlichen Stellenwechsel entkräftet. Sonach erscheint es zweckmäßig, die Forsteinrichtungsarbeiten einer besonderen Behörde zu übertragen, jedoch unter der Voraussetzung der entsprechenden Beteiligung der Verwaltungsbehörden. Der Geschäftsgang bei gesondert bestehenden Forsteinrichtungsanstalten sei in Folgendem gezeichnet. Bei einer neuen Forsteinrichtung werden die geometrischen und taxatorischen Vorarbeiten vom Personal der Anstalt erledigt. Die Waldeintheilung wird durch das Personal fixiert und durch den Director der Anstalt in Vernehmung mit dem Revierverwalter und dem Inspectionsbeamten fixiert. Bei Verschiedenheit der Ansichten ist die Entscheidung der Forstdirection herbeizuführen.

Das Personal der Anstalt führt die Eintheilung im Walde aus. Über die Hiebsorte, Abtriebs- und Zwischenrungen, bezw. die Culturen usw. des nächsten Wirtschaftszeitraumes sowie über den Wirtschaftsplan im allgemeinen erstattet der Revierverwalter Bericht an den Inspectionsbeamten, welcher diese Anträge mit seiner Beurtheilung dem Director der Einrichtungsanstalt vorlegt. Das Personal stellt auf Grund der Vorarbeiten einen vorläufigen Wirtschaftsplan, besonders den Hauningsplan (j. d.) auf, bespricht denselben mit dem Revierverwalter, vergleicht ihn mit den Anträgen der Verwaltung und legt ihn dem Director vor. Durch eine gemeinsame Berathnung zwischen den Beamten der Verwaltung und Einrichtung werden namentlich die etwaigen Meinungsdiscrepanzen im Zimmer festgestellt und dann im Walde selbst thunlichst zur Erledigung gebracht. Die dabei unerledigten Fraglichkeiten werden der Beschlusssfassung der Forstdirection, bezw. an Ort und Stelle unterstellt. Die formelle Ausarbeitung des vollständigen Wirtschaftsplanes verbleibt ausschließlich der Einrichtungsbehörde.

Die jährlichen Nachträge (j. d.) sollten, wenn nicht besonders umfängliche Veränderungen vorliegen, vom Revierverwalter besorgt werden. Ausnahmsweise kann hier die Einrichtungsanstalt helfend eintreten. Bei den Hauptrevisionen ist das Vorgehen ähnlich wie bei Neuerrichtungen. Fraglich erscheint es, ob nicht die fünfjährigen oder Zwischenrevisionen lediglich in die Hände der Revierverwaltung zu legen seien. In Sachsen beorgt auch die Einrichtungsanstalt. Es mag dies dann wohl am Platze sein, wenn damit gleichzeitig eine Prüfung der Thätigkeit der Verwaltung durch die Forstdirection verbunden wird. Für die Fortführung des Forsteinrichtungswerts sind nur die 10jährigen oder Hauptrevisionen nötig,

die Zwischenrevisionen können dagegen erpart werden.

**Försteinrichtungsarbeit**, Försteinrichtungselaborat, Försteinrichtungsschrift, ist das Schriftstück, in dem die Resultate der Vorarbeiten und der Ertragsbestimmung, die Grundsätze der Waldeintheilung und die Betriebsanordnungen für einen gewissen Zeitraum, gewöhnlich für die nächste Wirtschaftsperiode, zusammengefasst sind. In demselben ist dem Revierverwalter die Unterlage für die Wirtschaftsführung gegeben. Synonym ist nach jährlicher Aufsichtung der Wirtschaftsplan (s. d. n. Einrichtungsarbeiten).

**Försteinrichtungsrevision**, s. Revisionen.

**Försteinrichtungssystem** ist die Methode, welche der Försteinrichtung, bzw. der Ertragsbestimmung zugrunde gelegt wird. Die wichtigsten Verfahren, welche sich allmählich aus einander und neben einander entwickelt haben, sind folgende: Schlageneintheilung, Flächenfachwerk, Massenfachwerk, kombiniertes Fachwerk, Cameraltaxe, Hundeshagens Methode, Carl Heyers Verfahren, Karls Verfahren, Breymanns Verfahren, Verfahren in den österreichischen Reichsförstern, Wageners Verfahren, Verfahren der Bestandswirtschaft, bzw. jährliches Verfahren. (Das in neuerer Zeit namhaft gemachte Verfahren der kleinsten Fläche ist weiter nichts als eine Methode der Bestandswirtschaft.)

**Försteintheilung**, s. Waldeintheilung.

**Förster**. Der Titel „Förster“, welche Bezeichnung früher wohl mehr allgemein für die Angestellten des Forstdiensts (etwa wie das heutige „Forstwirt“) gebraucht wurde, wird heute hauptsächlich jenen Forstbediensteten beigelegt, welchen die Ausführung des Betriebes und die Überwachung der Betriebsarbeiten an Ort und Stelle, meist zugleich mit der Ausübung des Forstschutzes für einen bestimmten Bezirk (Revier, daher auch „Revierförster“) übertragen ist. Auch die den Förstämtern beigegebenen Hilfsbeamten haben bei manchen Verwaltungen den Titel „Förster“, werden aber dann meist als „Amtsforster“, „kontrollierende“ oder „rechnungsführende Förster“ im Gegensatz zum „Revierförster“ bezeichnet.

Die Dienststufen des Försters im oben angedeuteten Sinne ist hauptsächlich dem Forstamtsysteme (s. d.) eigenhümlich und in diesem von wesentlicher Bedeutung, daher dasselbe auch häufig als Förster- oder Revierförstersystem bezeichnet wird; aber auch bei Diensteinrichtungen nach dem Oberförsterysteme führen jene untergeordneten Organe der Verwaltung, welchen für einen bestimmten Schutzbezirk nebst der Ausübung des Forstschutzes auch die Mithilfe im Betriebe als wesentliche Dienstaufgabe zugewiesen ist, mitunter den Titel „Förster“. (So z. B. in Preußen und in vielen Forstverwaltungen Österreichs.) Am letzteren Falle haben die „Förster“ genau dieselbe Stellung und Aufgabe, welche in anderen Verwaltungen den „Förstwarten“ zugewiesen ist.

Die Rangstellung und die fachliche Ausbildung der Förster ist je nach der Stellung,

welche dieselben in der Dienstorganisation einnehmen, eine sehr verschiedene. Im Forstamtssysteme bilden dieselben eine Mittelstufe zwischen dem technisch vollkommen gebildeten selbständigen Förstverwalter und dem einfachen Förstungsorgane; sie bedürfen mehr einer tüchtigen, vorwiegend praktischen Fachschulung als einer höheren allgemeinen Bildung und werden daher meist den Beamten geringerer Kategorie zugeschreftet. Ihre Heranbildung erfolgt in diesem Falle zunächst in Förster- oder jürlichen Mittelschulen. In manchen Verwaltungen (wie z. B. bisher in Württemberg) bilden die Reviersörster stellen die erste (aber häufig den größten Theil der ganzen Dienstzeit ausfüllende) Dienststufe für die akademisch gebildeten Verwaltungsbeamten, in anderen dagegen die höchste erreichbare Dienststufe für besonders tüchtige und mit der Betriebsführung wohlvertraute Förstungsorgane. In der österreichischen Staatsförsterverwaltung führte ein Theil der mit der selbständigen Verwaltung eines Forstbezirkes betrauten Förstbeamten bis zu August 1887 officiell noch den Titel „k. k. Förster“, mit welchem Zeitpunkte dieser Titel jedoch an die bisherigen Förstwarte“ der Staatsförsterverwaltung übertragen und ersteren den Titel „k. k. Först- und Domänenverwalter“ beigelegt wurde. v. Gg.

**Förster Gustav Robert**, geboren 18. April 1843 in Bajalitsa (Mähren), machte seine Vorbereitungsstudien an der k. k. Oberrealschule in Troppau (1855.—1860) und am Polytechnikum in Wien (1861 und 1862), hierauf absolvierte er die forstliche Vorpraxis auf der Herrschaft Ostrawitz in Mähren und besuchte 1862—1864 die damalige Forstlehranstalt zu Außsee in Mähren. Seine dienstliche Laufbahn begann Förster im September 1864 als Taxationsadjunct im Dienstverband des Breslauer Bisphums in Oberösterreich und wurde unter Leitung des Oberförstmeisters Midlik bei der Vermessung und Betriebseinrichtung der Herrschaften Johannisberg, Friedeberg, Freivaldau und Zuckmantel beschäftigt. Nach Beendigung dieser Arbeiten wurde Förster im Herbst 1867 als Forstamtsadjunct und Forstamtsrechnungsführer an das Forstamt Zuckmantel versetzt und 1870 zum Oberförster des ca. 3000 ha großen Forstbezirkes Freivaldau mit dem Sitz in Aedeldorf ernannt. Im Jahre 1873 trat Förster als Oberförstmeister bei der neuerrichteten k. k. Forst- und Domänedirection für Oberösterreich und das Salzammergut in Gründen in den Staatsdienst über; 1877 erfolgte seine Beförderung zum Förstermeister dafelbst.

Während seiner Tätigkeit im Staatsdienst wurde Förster auch noch anderweitig mehrfach verwendet. So wurde er 1873 auf die erzherzogliche Domäne Sanbusch gesandt, um die Anlage und Verwendbarkeit von Rieswegen zu studieren, 1876 unternahm er im Auftrag des k. k. Ackerbamministeriums eine zweimonatliche Studienreise in die Schweiz, um die Wildbach- und Lawinenverbaunganen sowie die Ausforstungen am Hochgebirge an Ort und Stelle zu beobachten, seit 1877 fungiert Förster als Prüfungskommissär bei der jährlich im Ackerbau ministerium abgehaltenen Prüfung für den tech-

nischen Dienst in der Staatsforstverwaltung. Außerdem ist er auch Mitglied des Reichsforstvereines und Centralgeschäftsleiter des oberösterreichischen Forstvereines.

Die Erfahrungen seiner Studienreisen hat Förster im "Centralblatt für das gesamte Forstwesen" (1873—1879) sowie in der "Österreichischen Vierteljahrsschrift" veröffentlicht und als unmittelbar praktische Frucht derselben auch die erste erfolgreiche Lawinenverbauung im Salzburgerland durch die Gruppe Rudolfsbahn am Sonnenstein bei Gmunden veranlaßt. Im Jahre 1883 ist das von ihm verfaßte, von der Kritik mit wohlverdientem Beifall aufgenommene Werk "Das forstliche Transportwesen" erschienen, auch hat Förster von 1883 ab die Redaction der Berichte des Forstvereines ob der Enns übernommen. Schw.

**Forstfonds.** Von den nach dem ungarischen §. G. einzutreibenden Geldstrafen und den aus dem Verlaufe der confiszierten Gegenstände einstehenden Summen verfällt ein Fünftel zu gunsten des Gemeindearmen- oder Krankenfonds, vier Fünftel werden zur Bildung eines Forstlandesfonds verwendet, welchen der Ackerbauminster „zu Forstzwecken“ verwaltet. Mcht.

**Forstfrevel (Österreich).** „Diejenigen Verlegerungen der Sicherheit des Waldeigenthums, auf welche das Strafgesetz keine Anwendung findet, sind, falls sie ohne Zustimmung des Waldeigentümers oder dessen Stellvertreters oder den festgelegten Bedingungen entgegen ausgängt werden, als Forstfrevel anzusehen und zu bestrafen“ (§§ 59 und 60 §. G.). Da unter §. G. die Forstfrevel speziell aufzählt, so hat sich, insbesondere kurze Zeit nach dem Erscheinen des §. G., das Missverständnis verbreitet, daß die Übertretungen der Eingeforsteten (§ 18, §. G.) und die im § 60, §. G. aufgezählten Handlungen immer Forstfrevel seien; auch in neuerer Zeit kommen derartige missverständliche Entscheidungen vor. Heute halten mußt werden, daß Unorrectheiten nur dann als Forstfrevel zu behandeln sind, wenn das Strafgesetz keine Anwendung findet, indem der Begriff Forstfrevel deshalb geschaffen wurde, damit Unregelmäßigkeiten, welche zu meist ihres culturseindlichen Charakters halber, nicht aber wegen der in ihnen liegenden ethischen Verwerflichkeit einer Ahndung zugeführt werden müssen, bestraft werden. Forstfrevel umfaßt daher die leichtesten Unregelmäßigkeiten, u. zw. immer Zu widerhandlungen gegen das §. G. selbst. Am eclatantesten zeigt sich das Wesen der Forstfrevel im Vergleiche zum Diebstahl (s. d.). Alinea 6, § 60 §. G. erklärt „die unberechtigte Gewinnung von Produkten jeder Art...“ als Forstfrevel; demzufolge wurden Entwendungen von Bodenstreu als Forstfrevel behandelt und daher wesentlich anders und vor allem viel milder bestraft als Diebstahl. Diese Auffassung steht mit dem Buchstaben und dem Geiste des §. G. im Widerspruch und hat auch das Justizministerium veranlaßt, unterm 6./11. 1854, §. 20.330, eine Befehlung an die Generalprokuratorie in Prag zu erlassen, in welcher betont wird, daß die im §. G. benannten Unregelmäßigkeiten nur dann als Forstfrevel

zu behandeln sind, wenn das Strafgesetz keine Anwendung findet, daß daher die Entziehung von Bodenstreu ohne Zustimmung des Waldbesitzers einen je nach dem Werte der entzogenen Sache oder anderen Umständen als Verbrechen oder Übertritt zu behandelnden Diebstahl bildet. Hat aber z. B. der Streuberechtigte die Steine mit eisernen Reichen oder in einer für den Nachwuchs rücksichtslosen Weise gewonnen, so ist Forstfrevel vorliegend (s. über diese Streitfrage Öster. Forstzeitung Nr. 57 ex 1884 meinen Artikel: „Ist die unberechtigte Streu entnahme aus einem fremden Walde Diebstahl oder Forstfrevel?“). Ebenso irrtümlich ist die Annahme, daß „die Übertretungen der Eingeforsteten“ (§ 18 §. G.) immer Forstfrevel seien, auch das ist nur dann der Fall, wenn auf dieselben das Strafgesetz keine Anwendung findet. Wenn ein Eingeforster eigenmächtig von einem vereinbarten Modus der Servitutsausübung zugunsten des dienenden Waldes abweicht, so gehört diese Angelegenheit vor die Civilgerichte und bildet keinen Forstfrevel (Entsch. d. M. des J. v. 26./3. 1852, §. 7174). Wenn ein Eingeforster sich eigenmächtig bereits von Anderen gefäßtes Holz zueignet, begeht er einen Diebstahl (Entsch. d. M. des J. v. 7./9. 1870, §. 12.861 [vgl. Dienstbarkeiten]).

Unter Bezugnahme auf die hier gemachten Einschränkungen seien die im §. G. aufgezählten Forstfrevel angeführt: 1. Sammeln von Raff- und Klauh- oder Leichholz (z. B. an unerlaubten Tagen oder Orten); Zurückschaffung des gesammelten Holzes kann begeht werden, die Gerätschaften verfallen zu gunsten des Landes- culturfonds. In Wiederholungsfällen Arrest von 1—3 Tagen. 2. Anhauen, Abbohren von Bäumen, Besteigen mit Steigeisen, Beschädigung der Bäume u. s. w. durch Beförderung von Holz, Steinen u. s. w. Entrindung. 3. Zneigung von Munde liegender Bäume, Entrindung von Wurzeln, Stockroden, Abhauen von Gipfeln und Ästen, Laubstreifen. 4. Ausgraben, Ausziehen und jede anderweitige Beschädigung junger Baum- und Strachyclanzen, Gewinnung von Befenreis, Verten, Reißtangen und anderen kleineren Holzsorten. Durch das Gesetz vom 19./2. 1873, §. G. Bl. Nr. 20, ist in Dalmatien das Ausgraben, Ausziehen von Wurzeln und Wurzelstocken der Forstgewächse und stehender Bäume mit Ausnahme der Radelholzer, wenn nicht die Rodung (s. d.) gestattet ist sowie die Entrindung der Föhrenbäume ohne Bewilligung durch die politische Behörde in den Gemeinden der wältern verboten und als Forstfrevel mit Arrest bis zu 14 Tagen oder Geld bis 50 fl. zu bestrafen. Waldschadensfälle anlässlich Forstfrevel werden über Ansuchen der Gemeinden in Dalmatien durch die Steuerämter hereingebracht — Bericht des Ackerbau ministeriums pro 1873, p. 257). 5. Sammeln von Baumjäten, Waldschrüten, Schwämmen, Bäumeroden und Wurzelgraben. 6. Gewinnung von Bodenstreu, ganz besonders deren Sammlung mit Haken und eisernen Reichen, Zneigung von Erde, Sand u. s. w., Rasenabsthälen, Mähnen und Ausraufen von Waldgras, Kräutern und anderen Gewächsen, welche keine Forstenturzyclanzen sind.

(Die Zueignung schon gemähten Waldgrases [heu] bildet keinen Forstfrevel [Entsch. d. M. des J. v. 5/3. 1870, S. 4473].) 7. Das Verbleiben im Walde gegen die anordnliche Bewigung des Forstpersonales, die Bildung neuer und die Benützung außer Gebrauch gesetzter Wege und Stege, Anlage von Erdrietzen, Ableitung von Wässern in nachbarliche Waldungen, Anlage von Kohlstätten und jede anderweitige Benützung des Waldbodens. (Unter diesen weitumfassenden Begriff gehört nach Entsch. des M. des J. v. 5/3. 1870, S. 4338 auch das Einackern und Einsäen fremden Waldbodens, obwohl hier jedenfalls auch Besitzstörung (s. Besitz) vorliegen kann, die Merkmale derselben vorausgesetzt.) Wenn in einem Gemeindewalde Holz gefällt und die Ansbringung dem Käufer überlassen wird, dieser über Anfrage beim Gemeindevorsteher trotz Protestes des Nachbarwaldbesitzers durch den Nachbarwald das Holz bringen lässt, so begeht er nach der Entsch. des M. des J. v. 7. 9. 1870, S. 10.460 einen Forstfrevel, wenn nicht eine Besitzstörung (s. d.). 8. Der unberechtigte Viehentrück in fremde Wälder überhaupt, dann der Eintrück einer grösseren Anzahl, anderer Gattung oder Altersklassen des Viehs, die Benützung der Waldweide an anderen Orten und in einer anderen Zeit als die ertheilte Bewilligung gestattet. Wenn Vieh nur durch Eintrück in den Wald drohender Gefahr entzogen werden kann, so ist der Eintrück nicht strafbar; Schade muss ersiegt werden. Hirten, welche forstgezeitlichen Bestimmungen zuwiderhandeln, begehen einen Forstfrevel; ebenso derjenige, welcher Gezeichen abreißt, zerstört oder beschädigt. Letzterer muss Erlass leisten, und wird mit Arrest von 1—3 Tagen oder mit Geld von 5—15 fl. bestraft (über die Berechnung der Entschädigung bei Forstfrevel s. Schadenerjah).

Das Verfahren in Forstfrevelsachen steht den politischen Behörden zu und findet statt, wenn die Behörde auf was immer für eine Art Kenntnis von dem begangenen Forstfrevel erhalten hat. Eingaben wegen Forstfrevel sind stempelfrei (Erl. des F.-M. v. 11/2. 1854, S. 1791) und werden von dem Wachpersonal mittelst Listen erstattet; die Behörde hat die Verhandlung sammt Ergebnis in ein Strafregister einzutragen. (Min.-Bdg. v. 5/3. 1858, R. G. Bl. Nr. 34 und Bdg. der Statth. für Tirol v. 3/12. 1879, L. G. Bl. Nr. 54.) Nach § 13 der Bdg. d. A.-Min. v. 3/7.1873, S. 6933, haben die Behörden, wenn in einem Bezirke Forstfrevel sich häufiger ereignen sollten, den Ursachen dieser Erscheinung nachzuforschen und entsprechende Vorkehrungen zu treffen. Die politischen Landesstellen haben insbesondere daran zu sehen, dass die Behörden ersten Instanz gegen Forstfrevel rasch einzutreten, und demnach die Ausweise dieser Behörden eingehend zu prüfen. Die Stathalterei für Galizien hat mit Erl. v. 27/7. 1864, S. 29.853 und vom 25/4. 1869, S. 429, rasches und energisches Eingreifen bei Forstfrevel den Behörden erster Instanz zur Pflicht gemacht; ähnlich der Erl. des Landespräsidenten von Salzburg, ddo. 13/12. 1869, S. 6908, welcher u. a. verlangt, dass Verweise nur selten verhängt werden, und die Ver-

weigung der Schadenerjahsprüche auf den Rechtsweg thunlichst beschränkt werde; Forstfrevel seien freiger zu bestrafen, wenn der Nachwuchs beschädigt ist, und ebenso, wenn der Forstfrevel aus einer Nichtbeachtung der durch die Grundentlastungsorgane verfügten Zustände entspringt.

Die Strafe für Forstfrevel ist je nach Milderungs- oder Erschwerungsgründen der Beweis oder Arrest von 1—40 Tagen, bzw. 5—50 fl. Nur physische Personen können mit Strafen für Forstfrevel belegt werden, daher nicht das Forstärar als solches (Entsch. des M. d. J. v. 20/3. 1874, S. 20.931 ex 1873). Nur die schuldige Person (und nicht die Gutsverwaltung als solche) ist zu Strafe oder Schadenerjah zu verurtheilen, und kann daher bei freisprechendem Erkenntnis die Eintreibung des Schadenerjahs nicht auf den Civilrechtsweg verwiesen (Erl. des M. des J. v. 7. 9. 1870, S. 10.787) und ebenso wenig dem freigesprochenen Erlass von Commisionisten auferlegt werden (Entsch. des M. des J. v. 5/4. 1877, S. 2374). Wenn mehrere Personen wegen Forstfrevel schuldig erkannt wurden, kann ihnen die zuerkannte Geldstrafe nicht solidarisch auferlegt werden (Entsch. d. M. d. J. v. 14/11. 1876, S. 15.308) und ebenso wenig darf die im F. G. anzgesprochene Strafe irgendwie (z. B. durch einen Hafttag) verdarbst werden (Entsch. d. M. d. J. v. 4/4. 1877, S. 2124). Die Frage, ob Exekutionsgerichte gegen Forstfreveler, welche von der politischen Behörde zu einer Entschädigung verurtheilt wurden, von den Gerichten durchgeführt werden dürfen, ist allerdings streitig, dürfte aber zu verneinen sein (Gerichtsordnung § 298 spricht nur von richterlichen, gerichtlich exekutionsähnlichen Sprüchen), da die Erkenntnisse der politischen Behörden in Forststraffsachen durch keine Vorschrift die gerichtliche Exekutionsfähigkeit erlangt haben. Schadenerjah anlässlich eines Forstfrevels kann von der zweiten Instanz nicht von amtswegen zuerkannt werden, wenn die erste Instanz kein diesfälliges Erkenntnis gefällt, sondern die beschädigte Partei auf den Civilrechtsweg verwiesen hat (Erl. des M. d. J. v. 18. 11. 1869, S. 16.068).

Der Instanzenzug bei Forstfrevel ist der gleiche wie bei allen Erkenntnissen der politischen Behörden. Recurse gegen zwei gleichlautende Erkenntnisse müssen der obersten Behörde (Ministerium des Innern, Straferkenntnis s. Ackerbauministerium) vorgelegt werden (Bdg. d. M. d. J. v. 7/2. 1858, S. 32.514); Gnadenegesuche gelten als Recurse (Erl. d. M. d. J. v. 4/6. 1855, S. 5137). Die angezöigenden Wachorgane und der Forstbesitzer haben gegen ein freipprechendes Erkenntnis kein Berufungsrecht, da sie nicht als Privatläger, sondern nur als Beschädigte fungieren, und § 69 F. G. von amtswegen zu handhaben ist (Entsch. d. M. d. J. v. 19/11. 1869, S. 16.526 und v. 6/7. 1869, S. 8603 unter Berufung auf § 301 Strafsprozeßordnung). Der F. G. h. hat in mehreren Fällen beschlossen (nach § 48 des Gesetzes vom 22/10. 1875) Klagen über Forstfrevelerkenntnisse (inclusive auferlegten Schadenerjahs) a limine als Polizeistraffsache abzuweisen.

jen, d. h. nicht zur Verhandlung vor dem V. G. S. zu zulassen (Beschluss vom 5. 7. 1880, 3. 1304, v. 20. 9. 1880, 3. 1810, und v. 26. 9. 1881, 3. 1525).

Durch Verjährung, auf welche von amts wegen Rückfahrt zu nehmen ist, erlöschene Untersuchung und Bestrafung der Forstfrevet, wenn der Freveler binnen sechs Monaten vom Tage des begangenen Frevels nicht in Untersuchung gezogen wurde (Entsch. d. M. d. F. v. 3/5 1855, R. G. Bl. Nr. 84. [Ob anlässlich eines Forstfrevets eine Haussdurchsuchung vorgenommen werden darf s. Hansrecht.])

Das ungarische F. G. behandelt im II. Titel die Forstübertretungen (Waldfrevet) und statuert damit dem Forstfrevet analog strafbare Handlungen. Diebstähle und Beschädigungen unter 30 fl., sowie Feueranmachen und andere gefährliche Handlungen (z. B. Errichtung von Riesen, Ralz- oder Kohlebrennen, Pech- oder Theerzünden, Raubbereit, Anlegung von Holz- oder Werkpläzen, ohne Erlaubnis) gelten ohne Rücksicht auf Schaden oder Gefahr (auch im eigenen Walde) als Forstübertretung. Verfahren findet (mit Ausnahme bei Feueranmachen und Anfang von Holz ohne Certificat s. d.), wo ein solches vorgeschrieben) nur über Verlangen der Beschädigten statt. Strafbarkeit verjährt in zwei Jahren nach der Übertretung die Vollstreckbarkeit des gefallenen Urtheils binnen drei Jahren vom Tage der Rechtsträgwerbung des Urtheils. Andere strafbare Handlungen gehören vor das Strafgesetz. — Strafe: Geldstrafe, bei Uineinbringlichkeit Arrest (3 fl. = 1 Tag), im Maximum 10 Tage. Über Bestrafung des Diebstahls s. d.). Viehentrieb: Neben Schadenerjaz an Strafe für ein Stück Hornvieh oder Ziege 50 fr., Pferd, Maulvogel oder Esel 40 fr., Schwein zur Mastzeit 30, Schaf 15, Schwein außer der Mastzeit 10, laugendes Füllen 5 fr.; in Wäl dern unter 15 Jahren, unter Verbot oder an Flugland stehenden Schuhwäldern doppelt, in Culturen unter sechs Jahren dreifach; für eine Gans 2 fr., sonstiges Federvieh die gleichen Strafen, wenn der Weideberechtigte die Berechtigung in Bezug auf Art, Zeit oder Gattung und Zahl des Weideviehes überschreitet. Bei unberechtigtem, aber ohne Abicht auf Beweidung, und jahrlässigem Einbreiten kann die Strafe auf die Hälfe herabgesetzt werden; bei Bergung vor einer Gefahr keine Strafe, nur Schadenerjaz. Beschädigungen durch Anhaken, Anbohren, Entinden u. s. w. Strafe bis 15 fl. (und Schadenerjaz, Aste- und Zweigeabbrechen oder sonstige Baumbeschädigung Strafe von 10 fl.) Beschädigung liegenden Holzes, von Umzäunungen, Gräben, Dämmen, Wegen, Riesen und anderen Bringungsvorrichtungen, Wehrtafeln, Signale, der Holzfohlvorrichtungen Strafe von 50 fr. bis 25 fl.; unheiliges Gewinnen von Riesen, Sand, Erde, Steinen u. s. w., Eintragen von bodenschädlichen Stoffen in den Wald, Strafe von 50 fr. bis 10 fl., ebenso wenn der Eingeoriente die ihm zukommenden Produkte nicht in der festgesetzten Zeit, Menge und an den bezeichneten Orten nimmt, oder beim Sammeln der Streu eiserne Rechen oder Hanwerkzeuge benutzt oder sein

Recht auf andere überträgt oder solche Waldprodukte verkauft (s. Dienstbarkeiten). Die oben bezeichneten gefährlichen Handlungen werden mit Geldstrafen von 5—20 fl. belegt. Jahren oder Viehentreiben auf verbotenen Waldwegen, Bahnen eines neuen Weges oder Gehlen zwischen Entfernungen unter sechs Jahren Strafe von 50 fr. bis 20 fl.; Nichtbefolgung einer Ausweisung aus dem Walde durch das Forstpersonal eine Geldstrafe bis 3 fl.

Das Verfahren steht in Comitaten dem Stuhlrichter (s. Behörden), in Städten dem Stadtbaupräsidenten, in Budapest dem betreffenden Bezirksvorstande zu; bei Fällen unter 10 fl. nach der Wahl der verlegten Partei auch dem Gemeinderichter. Zweite Instanz ein Gerichtscollege, bestehend aus dem Obergespan und zwei Mitgliedern des Verwaltungsausschusses; der Staatsanwalt ist einzuladen, damit er beurtheilen könne, ob der Fall nicht vor das Strafgericht gehört. Wird ein diesbezüglicher Antrag des Staatsanwaltes (Nullitätsklage) verworfen, so entscheidet der O. G. S. Die Mitglieder der beiden ersten Instanzen legen in Betreff ihrer Funktion einen besonderen Eid ab. Competent ist das Gericht des Wohns, resp. Aufenthaltsortes des Thäters; wurde derselbe auf der That ergrapt, oder hat er ein Pfand gegeben, bzw. wurde ihm ein solches abgenommen, auch das Gericht des Thatortes. Unbekannte oder Fremde, welche ergrapt oder verfolgt wurden, sind dem nächsten Gemeindevorstande vorzuführen, welcher sogleich die Amthandlung zu beginnen hat. Untersuchungsfaß (im Maximum 48 Stunden und in die Strafe einzurechnen) nur wegen Fluchtverdacht oder bei Bagabunden; sie ist aufzuheben, wenn der Geklägte einen festen Wohnsitz im Lande erweist oder Caution oder Bürgen stellt. Waldübertretungen sind „extra turnum“ rasch zu erledigen; Appellation (mit suspensiver Wirkung) binnen 48 Stunden, verpätte abzuweisen. Das öffentliche, sowie das private Forstschwärzpersonal hat sämtliche Waldübertretungen in ein „Forstjournal“ einzutragen (§§ 41 und 42 F. G.)

Über die internationalen Abmachungen in Bezug der Forstfrevet s. Conventionen. Mcht.

**Forstfrevet (Deutschland), s. Forststrafrecht.**

**Forstfrevellisten.** Die Anzeige der Forstfrevet, Diebstahlsfälle und sonstigen, der Verhandlung durch die Gerichts- oder Verwaltungsbehörden unterliegenden Ereignisse bei diesen Behörden erfolgt je nach den geltenden gesetzlichen Bestimmungen entweder von Fall zu Fall oder in bestimmten Terminen (monatlich) mittels besonderer Frevellisten. Die erste Anzeichnung des Thatbestandes mit allen für die Anzeige erforderlichen Umständen hat durch das betreffende Forstschwärzorgan stets sofort nach der Befreitung oder Entdeckung der That im Dienstbuch oder in einem besonderen Forstrügenreibebuch (in Preußen) zu erfolgen.

Sowohl zur statistischen Nachweisung der stattgehabten Forstfrevet und des Ergebnisses der darüber geführten Verhandlungen als auch zur Erüchtlichmachung des jeweiligen Standes der betreffenden Verhandlungen, sowie der zu-

erkannten und bereits eingezahlten oder noch ausständigen Schadenerlöse hat jede Forstverwaltung eine Evidenzliste über alle zur Anzeige gebrachten Fälle (Forstfrevel- oder Waldschadenprotokoll) zu führen, in welche jeder Fall sofort nach der Anzeige einzutragen, dann das erfolgte Urtheil, der zuerkannte Schadenerlösbetrag und dessen Einzahlung nachzutragen ist. Dieses Protokoll wird somit in entsprechenden Columnen Namen und Wohnort des Anzeigten und des Anzeigers, die Bezeichnung des Frevels samt Ortsangabe, das Datum der Anzeige und der Verhandlung, sowie eines eventuellen Reurteils und seiner Entscheidung, das Urtheil und dann den Betrag des angeprochenen und des zuerkannten Schadenerlöses, endlich die Einzahlung des letzteren enthalten. Au die Direction haben die Forstverwaltungen in der Regel alljährlich einen Nachweis aller stattgehabten Forstfrevel und Diebstähle mit Angabe der noch anständigen Verhandlungen und der noch nicht hereingebrochenen Schadenerlöse einzusenden.

v. Gg.

**Forstgarbe, s. Forsthäser.** Schw.**Forstgarten, s. Kamp.** St.

**Forstgehilfen.** In der Regel die Bezeichnung für die Appiranten des Forstschulganges, welche entweder einem Forstschulgange zur Aushilfe und Einführung in den Dienst beigegeben sind oder auch bei den Forstverwaltungen zur Kanzlei- und Schreibaushilfe in Verwendung genommen werden. Beim Forstamtssystem ist die Forstgehilfensstelle die Vorbildungsstufe für die künftigen Reviersöster, und sind dieselben gleichfalls zumeist solchen Reviersötern, welche einer Aushilfe bedürfen, oder auch dem Forstamte zur Erlernung der Kanzleiarbeiten zugetheilt.

v. Gg.

**Forstgerecht** ist ein namentlich im XVIII. Jahrhundert üblicher Ausdruck, um die Fähigkeit einer Person zur guten Bewirtschaftung des Waldes zu bezeichnen. Synonym damit ist „holzgerecht“, übrigens auch öfters neben „forstgerecht“ gebraucht. So sagt Döbel (III., p. 46): Der Jäger muß hirch-, jagd-, holz- und forstgerecht sein. Diese Forderung wurde gestellt, als man in der Forstverwaltung den einseitigen Jagdstandpunkt zu verlassen und auch der Bewirtschaftung des Waldes größere Aufmerksamkeit zuzuwenden begann.

Schw.

**Forstgesetz (Österreich).** Die Forstwirtschaft trägt Eigenthümlichkeiten an sich, welche die Aufgabe der Verwaltung und die Methode ihrer Durchführung mächtig beeinflussen. Wir sehen ab von den mehr privatwirtschaftlichen, wie z. B. dass der Wald einen gegenüber der Landwirtschaft geringeren Flächeneinheitsroh-ertrag liefert, dass aber dafür eine größere Quote dieses Ertrages Reinertrag ist; wir abstrahieren von der geringeren Circulations-fähigkeit der Forstprodukte, den Eigenthümlichkeiten, welche die industrielle Bearbeitung derselben mit sich bringt u. s. w., sondern erwähnen nur der Eigenthümlichkeiten von allgemeiner Bedeutung, weil wir hierdurch einen umfassenden Gesichtspunkt für die principielle Haltung der Verwaltung gegenüber der Forstwirtschaft,

wie sich dieselbe im Forstgesetz ausdrückt, gewinnen wollen.

Da fällt zunächst der langsame Wuchs der Holzpflanzen ins Auge, welcher neben anderen Consequenzen sich darin äußert, dass das Capital jahrelang aufgestapelt werden muss, bis dasselbe erntereif ist, dass vorzeitige Eingriffe leichter möglich werden und daher ein thunlichst conservativer Besitzer der erwünschte Eigentümer der Forste ist; dass ferner, wie man es (wenn auch nicht ganz richtig) auszudrücken pflegt, der Factor „Natur“ bei der Forstwirtschaft eine verhältnismäßig große Rolle spielt, dass der Arbeitsfactor mehr im Hintergrunde steht und daher auch die Arbeitsteilung eine geringere, productionsteigernde Wirkung ausübt und der Forstwirtschaftsbetrieb ein mehr extensiver und verhältnismäßig wenig risanter ist. Dazu kommt, dass die Holzpflanzen im allgemeinen weit genügsamer sind, als die anderen Culturpflanzen, und dass es Bodenarten gibt, welche ihre höchste privatwirtschaftliche Rente nur bei Beplantung mit Forstculturgewächsen liefern (absoluter Waldboden), so dass hier der privat- und nationalökonomische Gesichtspunkt zusammenfallen. Verlangt der Forstwirtschaftsbetrieb schon aus den hier angegebenen Gründen grössere, zusammenhängende Flächen, so wird diese Forderung verstärkt durch den Umstand, dass die Forstpflanzung und Wiederan- zucht der Waldungen durch vorhandene Holzbestände wesentlich geförderd wird. Endlich sind die Waldungen „öffentliche Anstalten“, indem sie einen gewissen allgemein klimatischen Einfluss besitzen, mit dem ungefährlichen Vorhandensein der Gewässer im innigsten Zusammenhänge stehen (was schon Colvert erkannt hat) und endlich Schutz gegen verheerende Naturereignisse aller Art (Winde, Abrutschungen, Lawinen u. s. w.) bieten. Unter solchen Verhält- nissen kann es nicht wundernehmen, dass die Frage der Freilassung, bezw. des Mafes, in welchem die private Forstwirtschaft durch die Verwaltung beeinflusst werden soll, ernstlich ventilirt wurde. Vollkommen freie Privatwirtschaft und deren gänzliche Befreiigung durch ausschließlichen Staatsforstbesitz oder strenge Beförderung (s. d.) bilden die Extreme der Ansichten, welche wohl nirgends in ihrer Reinheit zutage traten; vielmehr handelte und handelt es sich immer nur um ein Mehr oder Weniger von Freiheit oder Beschränkung. Der allgemeine Standpunkt der Verwaltung für ihre Einflussnahme auf die Privatwirtschaft lässt sich dahin präzisieren, dass die Verwaltung überall dort und insoweit die Privatwirtschaft beeinflussen, bezw. beschränken darf und soll, wo die freigelassene Selbstthätigkeit gewisse von der Gesellschaft als Voraussetzung für ihr Gedeihen und ihre Entwicklung erkannte Be- dingungen verletzen würde. Diesen allgemeinen Satz mit concretem Inhalte zu erfüllen, bildet dann den Gegenstand der Meinungsverschiedenheit. Zur Abgrenzung des Gebietes dient ferner der Satz, dass, so lange der Einzelne oder die vereinigten Einzelnen sich vor Gefahren selbst zu schützen in der Lage sind, die Verwaltung diese Aufgabe nicht zu übernehmen hat. Daraus

zischen wir nun den allgemeinen Schluss, daß das Forstgesetz (die Verwaltung) überall dort befehlend oder verbietend einzutreten habe, wo es sich um Gefahren, deren schädigende Wirkung über die Sphäre des Einzelnen hinausgreift, handelt, um Vorgänge, deren Sekundär- oder Unterklassung nicht nur für den Handelnden, sondern für andere Bedeutung hat, vorunter auch pflegliche Dispositionen aller Art gehören, bei Abwendung von Gefahren unter der Voraussetzung, daß der Einzelne oder die gewissenhaftlich zusammengefaßten Einzelnen der Aufgabe nicht gewachsen sind.

Dass die Verwaltung gegenüber der Forstwirtschaft häufiger und nachdrücklicher Anlaß zu befehlender oder prohibitorischer Einmischung haben wird, als z. B. gegenüber der Landwirtschaft, ergibt sich schon aus den hervorgehobenen Eigenthümlichkeiten des Forstwirtschaftsbetriebes. Nicht destoweniger muß man aber, will man nicht in unterscheidungslose Reglementierung verfallen, die aufgestellten modernen Prinzipien der Verwaltungstheorie, deren grundsätzliche und historische Motivierung uns zu weit führen würde, auch hier beibehalten und demnach etwa folgendermaßen argumentieren: Die Verwaltung hat die private Forstwirtschaft gerade so wie die Landwirtschaft und alle übrigen Erwerbszweige staatlich erstmals zu beeinflussen, wenn allgemeine, über den Einzelhaushalt hinausgehende Schädigungen zu bekämpfen oder die Schwäche des Einzelnen zu ergänzen ist. Darans folgt, dass man alle Waldungen, welche „öffentliche“ Bedeutung (Schutzwaldungen) besitzen, also z. B. jene auf steilen Abhängen (s. d.), jene, welche als Schutz gegen Abstürze alter Art, zur Erhaltung der Quellen und damit auch Hindernahaltung der Überschwemmungen, gegen anshagernde Winde dienen, als klimatische Faktoren fungieren, auf hohen Berggruppen liegen, auf absonnitem Waldboden stehen oder deren Wiederanzucht nach der Abholzung unabsehbare oder unverhältnismäßig große Schwierigkeiten bereitet, vielleicht auch in einem gewissen Sinne Gemeindewaldungen mit Rücksicht auf die öffentlichen Aufgaben der Gemeinden, zu deren Erfüllung materielle Mittel nötig sind, worüber der Staat zu wachen befugt ist u. s. w., dass man, sagen wir, alle solche Waldungen unter streng öffentliche Kontrolle bringe, wo es nötig ist, mit Bauvorschriften vorgehe, im Übrigen aber die private Forstwirtschaft frei lasse. Diese principielle Forderung schließt nicht aus, sondern erhebt sogar weiters Vorschriften in Bezug auf Gefahren, deren Tragweite über die Einzelwirtschaft hinausgeht (Walbrände, Infectengefahr u. s. w.), sowie Normen über den Forstschußdienst, Forstübertretungen, Qualifikation der Wirtschaftsführer, Bringung zu Wasser und zu Lande, Schonlächen u. s. w.

Das westösterreichische Forstgesetz geht insoweit über die hier gezogene Grenze hinaus, als es durch das allgemeine Rodung- und Devastationsverbot und den Aufforstungszwang (s. Rodung, Vernünftigung, Aufforstung) die gesamte Privatforstwirtschaft unter behördliche Ingerenz stellt und auch sonst noch z. B. durch allgemeine Anordnung eines Windmantels (s. d.)

umföthige Beschränkungen auferlegt. Das Prinzip der Walderhaltung, welches unser Forstgesetz festhält, d. h. dass dort, wo Wald war, ohne behördliche Bewilligung der Wald nicht bejügt werden kann, bedarf aber einerseits der erwähnten Beschränkung bezüglich jener Waldungen, welche keine Schutzwaldungen sind, andererseits der Ergänzung, dass dort, wo dermalen kein Wald ist, solcher aber stehen sollte, die Anzucht von Holzplanten erzwungen werden kann, wie es der neue Forstgegentwurf auch verlangt (s. Aufforstung).

Das ungarische Forstgesetz vom 11. 6. 1879, Ges.-Art. XXXI ex 1879 entspricht den hier vertretenen Prinzipien mehr als das westösterreichische Forstgesetz, indem es in den binnen fünf Jahren, von der Wirksamkeit des Forstgesetzes gerechnet, durch den Ackerbauminister als Schutzwälder zu bezeichnenden Waldungen Rodung und Kahlschlag verbietet, ebenso das Stock- und Wurzelroden und das Streufämmeln, sowie die Beweidung, insolange dieselbe schädlich ist. Die Schutzwaldungen, welchen auch die im Besitz des Staates, der Jurisdictionen, Gemeinden, Kirchen, die Fideicommiss- und Actiengesellschaftswaldungen zugerechnet werden, sind nach einem behördlich genehmigten Betriebsplane, dessen Durchführung überwacht wird, zu bewirtschaften. Von den Waldungen in den Ländern der ungarischen Krone stehen 67-89% unter dieser Aufsicht, während die übrigen Privatwaldungen frei sind. Damit ist auch der Einwand widerlegt, dass die Schutzwaldungen nicht ausgeschieden werden können, da dies in Ungarn jactlich geschieht ist und durch einen Waldataster wohl auch anderwärts geschehen könnte. Außerdem stellt das ungarische Forstgesetz die Modalitäten fest, unter welchen unbewaldete Gebiete nötigenfalls zwangswise der Aufforstung zuzuführen sind.

Wenn die hier vertretenen Prinzipien festgehalten werden, ist auch die Durchführung des Forstgesetzes wesentlich erleichtert und verbilligt, und damit eine dem öterr. Forstgesetze gegenüber erhobene Klage leichter zu be seitigen. In neuerer Zeit hat man in Österreich in dieser Richtung ernste und erfolgreiche Anstrengungen gemacht, indem das Institut der Forstinspectores eingesetzt und den politischen Behörden forsttechnische Organe in angedeuteter Weise zugewiesen wurden (s. Behörden). Eine Bewirtschaftung von Schutzwaldungen, die in Westösterreich nicht ausgeschieden sind, nach behördlichen Betriebsplänen ist nicht vorgeschrieben, ebenso darf eine ausgiebigere Baumung als erwünscht bezeichnet werden, denn nur dann ist die Freilassung der als indifferent zu bezeichnenden Privatwaldungen, welche lediglich als Quellen der Lieferung von Forstprodukten anzusehen sind und eine öffentliche Bedeutung nicht besitzen, ungefährlich. Jedenfalls wäre die Thätigkeit der Forstaufsichtsorgane, wenn sie auf die Schutzwaldungen und die allgemeine Handhabung der sonstigen Bestimmungen des Forstgesetzes (Walbrände, Infectenschäden, Bringung u. s. w.) beschränkt wäre, eine zwar umfänglich beschränktere, aber desto intensive.

Mcht.

**Forstgesetz** (Deutschland) eines Landes ist im weiteren Sinne die Gesamtheit der das Waldeigenthum und seine Bewirtschaftung betreffenden Rechtsnormen. Die Staatsverfassung, indem sie jedem Einwohner die Sicherheit seiner Person, seines Eigenthumes und seiner Rechte garantiert, gehört demnach ebenso gut zum Forstgesetz wie die Civil-, Straf-, Verwaltungs- und Finanzgesetze des Landes. Im engeren Sinne versteht man jedoch unter Forstgesetz die zum Schutze und zur Pflege der Waldungen den Waldbesitzern und übrigen Unterthanen im öffentlichen Interesse ausgerichteten Beschränkungen und Verpflichtungen, sowie die Repressionsmaßregeln gegen die Außerachtlassung dieser Obliegenheiten.

Bis weit in das Mittelalter bestand die Forstgesetzgebung in Deutschland aus autonomen Satzungen der Markgenossenschaften (s. Corporationswaldungen), welche aus Majoritätsbeschlüssen der Märkerversammlungen hervorgingen und im Interesse der Ordnung und der Erhaltung des Waldes die Waldnutzung regelten. Die so entstandenen Markordnungen oder Markweistümer bildeten nicht nur, wie die Weistümer überhaupt, eine Hauptquelle für die Cultur- und Rechtsgeschichte unseres Volkes, sie gewähren uns auch ein Bild des Zustandes und der Behandlung der Waldungen vom XI. bis in das XVII. Jahrhundert.

Als infolge der Zinforestationen in Verbindung mit dem Lehensweisen das Waldeigenthum zum großen Theil in die Hände der Landesherren kam, und die früheren Markgenossen zu bloßen Waldnutzungsberechtigten herab sanken, war es natürlich, daß die Landesherren für die ihnen gehörigen Waldungen Verordnungen erließen, welche neben der Regelung der Waldnutzung und dem Schutze des Waldes vorzüglich die Beschränkung der Nutzungsberechte der Eingesetzten zum Zwecke hatten. Eigentliche Forstgesetze, gültig für die sämtlichen Waldungen eines Landes, hatte man dagegen im ganzen Mittelalter nicht, es sei denn, daß man die Salzburger Waldordnung vom 17. Mai 1524, welche zur nachhaltigen Deckung des Holzbedarfes der Bergwerke die sämtlichen Privatwaldungen unter Aufsicht des erzbischöflichen Waldmeisters stellte, als ein Forstpolizeigesetz betrachtet.

Zu Ende des XVI. Jahrhunderts und im XVII. Jahrhundert wurden diese Forstdordnungen nicht nur zahlreicher, sie enthielten auch meist neben den Vorschriften für die landesherrlichen Waldungen forstpolizeiliche Beschränkungen hinsichtlich der Privatwaldungen, die mitunter viel weiter giengen als man in unserer Zeit für gerechtfertigt hält. So stellte z. B. die bayerische Forstdordnung vom Jahre 1616 die Wälder der Prälaten und Landfassen unter specielle Aufsicht der landesherrlichen Beamten und wieder die der Kirchen und Gemeinden unter die der Obrigkeit und drohte den Bauern sogar bei schlechter Waldwirtschaft mit Einziehung ihres Erbrechtes oder der Leibgedinge-Gerechtigkeit. In Braunschweig durfte nach der Forstdordnung von 1591 kein Bauer bei 50 Gulden Strafe ohne Erlaubnis Holz schlagen, und ähnliche Bestimmungen finden sich in den Forstdordnungen für

Jülich, Cleve und Berg von 1558, für Baden und Durlach von 1586 und 1587, für die fränkischen Besitzungen des Hauses Brandenburg von 1531 u. s. w. Aufher der Rücksicht auf Verhinderung von Devastation der Privatwaldungen war oft die Erhaltung der Wildbahn, wie z. B. in Kurbrandenburg (1622), Kurjachsen (1560), Sachsen-Weimar (1646) und Gotha (1664) u. s. w., oder auch die Verhütung der Verschlechterung der lehenherrlichen Waldungen, wie in Anhalt (Landesordnung von 1572) und Henneberg (1615), das Motiv der staatlichen Beaufsichtigung der Privatwaldungen. Im XVIII. Jahrhundert, in welchem die Landes- (und Forst-) Hoheit und die Bureaucratie zur vollen Entwicklung kau, wurden vorzüglich durch die Durch vor Holzmangel die Maßregeln zur Beschränkung der Privatforstwirtschaft bedeutend verschärft, allein sie traten, wie alle früheren Forstdordnungen, nicht recht in Wirklichkeit, theils weil dieselben dem Geist der Zeit nicht entsprachen, vorzüglich aber, weil es an entsprechenden Vollzugsorganen fehlte.

Erst unserem Jahrhunderte, welches mit der Einführung des Constitutionalismus die Entwicklung des Rechtsstaates ermöglichte, ist es gelungen, am Grundlage der neu begründeten Volks- und Forstwirtschaftslehre Forstgesetze zu schaffen, welche, das Interesse des Allgemeinen und des Einzelnen in gerechter und humaner Weise während, umsonst des Vollzuges sicher sind, als jetzt überall ein gebildetes Forstpersonal den Forstpolizeibehörden zur Seite steht. Die neueren Forstgesetze unterscheiden sich von den älteren aber auch noch dadurch vorheilhaft, daß aus ihnen Alles, was dem Privatrechte und der Finanzgesetzgebung angehört, weggelassen ist, und sich die Vorschriften derselben vielfach nicht nur auf die Sicherung (Forstpolizei), sondern auch auf die direkte Förderung des Wohles des Einzelnen und des Ganzen (Forstwirtschaftspflege) beziehen.

Es gehören demnach zum Forstgesetze eines Landes die Beschränkungen der Autonomie des Waldeigentümers, wenn dieser eine juristische Person oder sein Eigenthum ein beschränktes (s. Autonomie des Waldeigentümers) ist (in letzterem Falle nur ausnahmsweise), die Gesetze über die Ablösung der Forstservituten (s. d.), die Bildung (s. d.) und Theilung (s. d.) eines gemeinschaftlichen Waldeigenthums und die Waldarrondierung (s. d.), das Forstpolizeigesetz (s. Forstpolizei) und das Forstratgegesetz (s. d.).

Ein vollständiges Forstgesetz (vom 28. März 1852) besitzt nur Bayern für die rechtsrheinischen Landesteile. Das Forstgesetz vom 15. November 1833 für Baden, die Forstdordnung vom 21. November 1853 für Württemberg und der französische Code forestier vom 31. Juli 1827 (ergänzt bezüglich des Forststrafwesens durch die Verordnung vom 19. Oktober 1841 und die Gesetze vom 18. Juni und 31. December 1859), welcher für Elsaß-Lothringen Geltung hat, sind ebenfalls vollständige Forstgesetze, haben aber in neuester Zeit durch den Erlass besonderer Forstratgesetze diesen Charakter zum Theil verloren.

## Forstgrenze. — Forstgrundsteuerermittlung.

In allen übrigen deutschen Staaten bildet die Forstgesetzgebung kein zusammenhängendes Ganzes.

Man vgl. auch J. Albert, Lehrbuch der Staatsforstwissenschaft, Wien 1873. At.

Forstgrenze, s. Abgrenzen. Nr.

Forstgrundsteuer, s. Besteuerung. Nr.

**Forstgrundsteuerermittlung** (Deutschland) ist die Feststellung der von den Waldungen zu erhebenden Grundsteuer.

Grundsteuergeze ge bestehen in Preußen (vom 21. Mai 1861, durch Gesetz vom 11. Februar 1870 auf die annexierten Provinzen angedehnt), Bayern (vom 15. August 1828 nebst Ergänzungsgesetz vom 28. März 1852), Württemberg (vom 28. April 1873 und vom 23. Juli 1877), Sachsen (angeordnet durch Landtagsabschied vom 30. October 1834; Geschäftsanweisung zur Abschätzung des Grund-eigenthumes vom 30. März 1838; Gesetz vom 9. September 1843 und Einkommensteuergesetz vom 22. December 1874 und 2. Juli 1878), Baden (vom 20. Juli 1810, 23. März 1854 und 7. Mai 1858), Hessen (vom 13. April 1824 und die Bonitierungsinstruktion für die Besteuerung der Waldungen vom 31. Jänner 1825), Oldenburg (1852), Sachsen-Weimar (revidiertes Gesetz über die Steuerverfassung vom 18. März 1851 und Gesetz über die allgemeine Einkommensteuer vom 19. März 1851, sowie das Gesetz vom 18. März 1869 und 10. September 1883), Braunschweig (vom 24. August 1849), Sachsen-Coburg (vom 25. Mai 1860, dem bayrischen Gesetze nachgebildet), Sachsen-Gotha (vom 22. Juli 1869), Sachsen-Altenburg (vom 21. Februar 1855), Sachsen-Meiningen (vom 13. Februar 1869, im Wesentlichen das preußische), Schwarzburg-Rudolstadt (vom 13. August 1868) und Sonderhausen (das preußische Grundsteuergesetz durch preußische Beamten und Behörden durchgeführt), Waldeck (preußisch), Neiß jüngere Linie (vom 20. März 1850), Elsaß-Lothringen (französische Gesetzgebung) u. sw.

Die Ermittlung der Forstgrundsteuer gründet sich zwar im allgemeinen auf das für ein Land bestehende Grundsteuergesetz, bedarf aber wegen der Eigenthümlichkeiten der Forstwirtschaft besonderer Behandlung. Es ist deshalb nötig

I. die Grundsteuerermittlung im allgemeinen und

II. die Feststellung der Forstgrundsteuer zu erörtern.

I. Bei jeder Grundsteuerermittlung kommen in Betracht: 1. die allgemeinen Vorarbeiten, 2. die Feststellung der Steuerwerte der Grundstücke, 3. die Herstellung des Grundsteuercatasters und 4. die periodischen Revisionen der Grundsteuer und die Evidenzhaltung des Grundsteuercatasters.

1. Zu den allgemeinen Vorarbeiten der Grundsteuerermittlung zählen die Vermessung, Flächenberechnung und Kartierung der steuerbaren Objecte, die Feststellung des Besitzstandes derselben und die Organisation des ganzen Geschäftes.

Die zum Behufe der Grundsteuerveran-

lagung vorgenommene Landesvermessung (Catastermessung) muss alle Objecte, welche bezüglich der Besteuerung besonders zu behandeln sind, auch zum Gegenstande der Aufnahme machen. Es sind deshalb nicht nur die steuerfreien Objecte (z. B. Wege, Eisenbahnen, Flüsse u. s. w., meist auch das Grund-eigenthum des Staates und der Stiftungen), sondern auch die steuerbaren Grundstücke nach Verschiedenheit des Besitzstandes und der Culturart (Gebäude und Hörsäume, Gärten, Acker, Wiesen, Weiden, Waldungen und Ödungen) auszuzeichnen und zu vermessen.

Für jede Steuergemeinde wird eine besondere Karte hergestellt, und in derselben erhalten die einzelnen Grundstücke fortlaufende Nummern (Catasternummern). Der Maßstab der Karten ist nach der Größe der Parzellierung des Grundbesitzes verschieden, vom 1:2500theiligen bei Städteaufnahmen bis zum 5000theiligen bei Vermessung großer Waldkomplexe.

Die Flächen der einzelnen Steuerobjecte werden berechnet und für die Steuergemeinde zusammengefügt.

Wenn das Grundsteuercataster, wie z. B. in Bayern, ein Saal- und Lagerbuch mit Beweiskraft für die Zukunft nicht nur in Anziehung der Steuerverhältnisse, sondern auch bezüglich der Rechte und Verbindlichkeiten der Beteiligten bilden soll, wird es nötig, dass bei der deshalb zu pflegenden Verhandlung nicht nur der Besitzer eines Catasterobjectes für solches den Erwerbstitel und die Art des Eigenthumes (ob frei oder belastet) angibt, sondern dass auch die übrigen Beteiligten (Besitzer von steuerbaren Dominical- und Lehntrechten, sowie von steuerbaren Realrechten) die auf dem Grundbesitz ruhenden Reallasten als liquid anerkennen. Reclamationen gegen diese Liquidation sind innerhalb des gezeitlichen Termines (in Bayern z. B. drei Jahre) anzubringen.

Die oberste Leitung der Grundsteuerregulierung und die Verantwortlichkeit für dieselbe liegt überall dem Finanzminister ob, dem dann eine zu fraglichem Zwecke gebildete Commission untersteht, welche wieder in Localcomissionen ihre Organe besitzt. In großen Ländern, wie z. B. Preußen, wird es nötig, zwischen die Generalcommission und die Localcomissionen noch Provinzialcomissionen zu stellen, welche innerhalb des ihnen zugewiesenen Landesteiles die nötige Einheit des Verfahrens herzustellen haben.

Zu den Arbeiten der Localcomissionen zählen im allgemeinen die Vermessung, die Liquidation des Besitzstandes, die Feststellung des Steuerwertes der Grundstücke, die Annahme der Reclamationen, sowie die Evidenzhaltung der Cataster; zum Ressort der Generalcommission, bzw. Provinzialcomissionen gehören dagegen die Instruktion und Überwachung der äusseren Commissionen die Verbescheidung der Reclamationen und die definitive Feststellung der Resultate der Steuerregulierung.

Die fraglichen Commissionen wurden je nach den besondern Zwecken der Steuerregulierung und dem bestehenden Verwaltungsorts-

nismus in den einzelnen deutschen Staaten in verschiedener Weise gebildet und einzelne der genannten Geschäfte, wie z. B. die Evidenzhaltung der Cataster, sind öfter den für andere Aufgaben bestellten Behörden commissarisch übertragen.

Den Localcomissionen, deren Vorstände eine cameralistische Bildung nicht wohl entbehren können, sind für die Vermessungsgeschäfte Geometer, für die Bodenschätzungsarbeiten Land- und Forstwirte beigegeben.

2. Die Steuerwertsermittlung hat nach dem Grundsatz zu erfolgen, daß die Steuerbeträge der einzelnen Grundstücke durchgehends deren Erträgen proportional sein sollen.

Unter Steuerwert (Steueranschlag, Catastergroße, alluvrement) eines Grundstückes versteht man den Jahresertrag oder den Capitalwert desselben, oder überhaupt jede dem einen oder anderen der genannten beiden Wertmomente proportionale Größe, welche als Maßstab bei Feststellung der Grundsteuer dient.

Nachdem das Versfahren bei der Grundsteuerregulierung der Kostenersparnung wegen ein möglichst einfaches sein soll, so erhebt man nicht den Steuerwert eines jeden Objectes durch spezielle Ertragsberechnungen u. s. w., sondern bildet für jede der bestehenden Culturarten (Gärten, Acker, Wiesen, Weinberge, Waldungen u. s. w.) Güte- oder Bonitätsklassen des Bodens (oder eigentlich des Standortes), die sich nach der Größe des jährlichen Ertrages oder des Kaufpreises der Flächeneinheit u. s. w. ausscheiden, wählt für jede Classe sog. Mustergründe oder Musterstücke aus, d. h. entsprechend großen Flächen der fraglichen Culturart, die ein charakteristisches Bild der mittleren Beschaffenheit, bezw. der Ertragsfähigkeit des Bodens der Classe darstellen, stellt deren Erträge, bezw. Capitalwerte u. s. w. fest und reiht nun die einzelnen Grundstücke des Steuerbezirkes durch Vergleichung mit den Mustergründen in die entsprechende Bonitätsklasse der betreffenden Culturart ein. Die Bildung der Bonitätsklassen nennt man meist Bonitierung, die Zuweisung der einzelnen Grundstücke in die entsprechenden Clasen dagegen Classification (in Preußen jedoch Classification und Einschätzung).

Die Aufnahme der Grenzen der Bonitätsklassen und die Flächenberechnung der so ausgeschiedenen Catasterobjecte hat nachträglich zu den bereits ausgeführten Vermessungsarbeiten zu geschehen.

Wie viel Hauptculturarten angenommen werden sollen, ist durch das Gesetz bestimmt. So unterscheidet man z. B. in Bayern nur Acker, Wiesen und Waldungen, während man in Preußen Ackerland, Gärten, Wiesen, Weiden, Holzungen, Wasserstücke und Ödland gesondert betrachtet.

Die Zahl der Bonitätsklassen einer Culturart richtet sich nach der Größe der vorkommenden Ertragsunterschiede des Landes, doch ist häufig auch das Maximum der Zahl dieser Clasen geleglich vorgeschrieben (in Preußen

z. B. 8). Gleiches gilt öfter bezüglich der Zahl der Mustergründe für jede Bonitätsklasse.

Die Bonitätsklassen verschiedener Culturarten werden einfach dadurch in Beziehung zu einander gebracht, daß man jene Clasen, welche bezüglich des der Classenbildung zu grunde gelegten Steuerwertes (Jahresertrages, Capitalwertes u. s. w.) gleiche Größe zeigen, als gleichwertig annimmt. Dies gilt auch für die Einreihung der Bonitätsklasse in den allgemeinen Landestarif (Classificationsscala in Preußen).

Als Steuer- oder Catastralgemeinde, für welche ein besonderes Cataster angefertigt wird, nimmt an in der Regel die politische Gemeinde man, doch werden auch öfter, wie z. B. in Bayern und Baden, größere Güte-, namentlich aber Waldelemente, die einer politischen Gemeinde nicht zugethieft sind, als eigene Steuergemeinden bei der Catastrierung betrachtet. Die betreffende Markung wird dann behufs der Bonitierung und Classification entweder in mehrere Steuer- (Schätzungs- oder Classification-) Bezirke zerlegt, oder es werden umgekehrt mehrere Gemeinden zu einem einzigen Steuerbezirk zusammengefaßt, wenn nämlich Boden-, Verkehrs- und wirtschaftliche Verhältnisse im ersten Falle innerhalb einer Markung sehr wechseln, im zweiten Falle aber für einen weiteren Kreis größere Gleichförmigkeit zeigen.

Die Naturalerträge der einzelnen Culturarten und ihrer Bonitätsklassen sind so anzunehmen, wie sie sich nach der im Steuerbezirk herkömmlichen Wirtschaftsweise im mittleren Durchschnitte bei gegendüblicher Betriebsamkeit ergeben, indem nur so der fleißigere und umsichtigere Landwirt dem weniger tüchtigen gegenüber vor Nachtheil bewahrt bleibt. Es muß hierbei jedes Grundstück nur an und für sich, ohne Rücksicht auf den wirtschaftlichen Zusammenhang mit anderen und auf die Eigentumsvorverhältnisse, betrachtet werden.

Für die Besteuerung der Dominicalrenten, Zehnten und anderer nutzbaren Rechte bildet der jährliche Ertrag derselben, wie er sich durch Liquidation, Tatiierung und controlierende Schätzung ergibt, die Grundlage.

Die Preise der Maßeinheiten der Naturalerträge, z. B. des Centners Getreide oder Heu, des Zentnieter Holz u. s. w., lassen sich nur auf Grund eines mehrjährigen (10—30jährigen) Durchschnittes, allenfalls mit Beglaßung der Jahre mit abnormalen Preisen, ermitteln.

In gleicher Weise werden dort, wo man die Steuerregulierung auf die Reinerträge der Grundstücke gründet, die Jahresbeträge des mittleren Produktionsaufwandes nach dem Durchschnitte der letzten Jahre bestimmt, sofern man nicht, wie dies meist geschieht, vom Rohertrag bei allen Bodenclassen eine gleiche Quote derselben in Abzug bringt.

Bei der Bonitierung der Grundstücke nach der jährlichen Pachtrente oder dem Kaufpreise derselben müssen, ähnlich wie bezüglich der Preise der Naturalien, Durchschnitte für die letzten Jahre gezogen und der Classenbildung zu grunde gelegt werden.

Wenn es sich darum handelt, die Güterquellen eines Landes gleichmäßig zur Tragung der Staatslasten heranzuziehen, so müssen natürlich die von dem jährlichen Gesamtentrage eines jeden Gewerbes auf die einzelnen Factoren der Production fallenden Anteile ermittelt werden. Es wird insbesondere für die Landwirtschaft der Reinertrag der Grundstücke festzustellen sein, wie er sich aus dem jährlichen Rohertrag nach Abzug der Wert- oder Kostenbrüche der Hilfs- und Verwandlungsstoffe, der Güten aller verwendeten stehenden Capitalien, der Arbeitslöhne und des Unternehmengewinnes ergibt.

Die Schwierigkeiten dieser Feststellung des Bodenreinertrages (Grund- oder Bodenrente) hat jedoch, wie z. B. in Bayern und Sachsen-Coburg, Berücksichtigung gegeben, die Grundstücke nach dem jährlichen Rohertrag zu besteuern.

Die Besteuerung nach dem Rohertrag kann nur unter der Voraussetzung eine richtige sein, daß der zum Betriebe nötige Capital- und Arbeitsaufwand bei allen Grundstücken immer der Bodengüte proportional ist. Wären z. B. für ein Grundstück der Rohertrag  $e$  und  $a$ ,  $b$ ,  $c$  die auf Land, Capital und Arbeit treffenden Anteile vom Rohertrag, so müßte für ein anderes Gelände mit dem Rohertrage von vielleicht  $2e$  auch  $2e = 2a + 2(b + c)$  sein, wenn die Besteuerung eine gleichmäßige sein soll. Denn es sei in einem anderen Falle z. B.  $2e = a + 3(b + c)$ , so würde hier der Grundeigentümer, obgleich die Bodengüte nur die Hälfte der obigen von  $2a$  ist, doch dieselbe Steuer wie für jene zahlen müßte, indem er die durch erhöhten Capital- und Arbeitsaufwand entstandene Quote des Rohertrages gerade so besteuern müßte, als sei sie durch die Kraft des Bodens gebildet worden. Es wird nun bei hoher Besteuerung und bei einem Betriebe, der sich vorzugsweise auf Capital- und Arbeitsaufwand stützt, vorkommen können, daß die vom ganzen Rohertrag erhobene Steuer größer ist, als die auf den Grund und Boden treffende Quote des Rohertrages, so daß also der Grundeigentümer nicht nur auf eine Bodenrente verzichten muss, sondern auch noch für die von ihm häufig gemieteten Capitalien und Arbeitskräfte eine Steuer auferlegt bekommt. Die Feststellung der Grundsteuer nach dem Rohertrag der Grundstücke erscheint demnach, namentlich wenn sie hochgegriffen ist, als ein wesentliches Hindernis der Hebung der Landeskultur, sie muss aber auch eine große Ungleichheit in der Steueranlage der einzelnen Grundstücke herbeiführen, da für eine jede Culturart der Capital- und Arbeitsaufwand ein verschiedener ist, und selbst für eine und dieselbe Culturart nicht nur der Rohertrag nach Maßgabe der Intensität des Betriebes sehr wechselt, sondern auch der Produktionsaufwand mit abnehmender Bodengüte relativ größer wird.

Der jährliche Rohertrag ist das Product aus dem Naturalertrage in den Preis der Maßeinheit des selben.

Die Bonitätsklassen stufen sich hier nach den jährlichen Roherträgen ab, in Bayern z. B.

nach Gulden, indem immer ein Gulden Rohertrag gleich dem Ertrage von  $\frac{1}{8}$  Schäffel Roggen à 8 fl. angenommen wird. Es wurden übrigens in Bayern die Nachtheile der Bonitätsierung der Grundstücke nach ihrem Rohertrage dadurch etwas paralytiert, daß man bei den einzelnen Culturarten manche Rücksichten gleichsam als Compensation für die Produktionskosten anderer Rechnung gelassen hat, wie z. B. bei den Waldungen die Forstnebennutzungen, bei dem Ackerlande das Saatforn, das Stroh, die Früchte, die Brache, Weide und sonstigen ökonomischen Nebennutzungen.

Das Product aus dem jährlichen Rohertrag der Flächeneinheit in die Fläche des zu besteuern Grundstückes stellt den Steuerwert (Stenerverhältniszahl in Bayern) dar, aus dem mit Hilfe des gelegich festgestellten Steuerfußes sich der jährliche Steuerbetrag des Objektes leicht berechnen läßt. Gehörte z. B. in Bayern ein Steuerobjekt von 20 Tagwerk der Bonitätsklasse 15 an, so wäre hier die Steuerverhältniszahl  $15 \times 20 = 300$ , d. h. das fragliche Grundstück hätte einen jährlichen Rohertrag von 300 fl. Feder Gulden dieses Rohertrages wird nun mit einem Kreuzer als Steuerimplum belegt, und wenn nun z. B. für eine Finanzperiode drei Simpla erhoben werden sollen, so ist der jährliche Steuerbetrag dieses Grundstückes  $\frac{300 \times 3}{60} = 15$  fl.

Die Steuervertermittlung nach dem jährlichen Reinertrage (Grund- oder Bodenrente) ist entweder eine directe, oder man schließt von der Größe der in dem Steuerbezirke üblichen Pacht- oder Kaufschillinge auf die Höhe der Grundrente.

Die Besteuerung nach der Pachtrente, welche, wie z. B. in der ehemaligen Republik Venetig, nur möglich ist, wenn die Verpachtung des Grund und Bodens allgemein gebräuchlich ist, geht von der unrichtigen Voraussetzung aus, daß die Pachtrente gleich der Bodenrente sei, welche eigentlich nur dem Grundeigentümer gebürtig ist. Die Concurrenz bringt aber die Pachtrente bald über, bald unter die Bodenrente, und die Vertheilung eines Gesamt-pachtchillings auf die einzelnen Grundstücke, so wie die Ausscheidung des von denselben auf die mit übergebenen Gebäude und sonstigen Inventargegenstände treffenden Anteiles ist unmöglich.

Für die Steuerverauflagung nach dem Kantspreise der Grundstücke hat das über die Besteuerung nach der Pachtrente Gesagte volle Giltigkeit, indem sich hier der Kantspreis, welcher dem Capitalswerte der Bodenrente entsprechen sollte, in der Wirklichkeit ebenso verhält, wie die Pachtrente gegenüber der Bodenrente. Es ist hier insbesondere noch unmöglich, aus den so sehr abweichenden Güterpreisen einen mittleren Preis für jede Classe einer Culturart zu finden.

Diese Besteuerungsmethode, welche jetzt nur noch in Baden in Anwendung ist, bestand früher in dem Großherzogthume Würzburg, provisorisch in Bayern (Bdg. v. 13. Mai 1808), in dem

Herzogthume Nassau (Steueredict vom 10. und 14. Februar 1800), sowie in Schwarzburg-Rudolstadt (Gejet vom 23. März 1833).

Die directe Ermittlung des jährlichen Reinertrages der Grundstücke, welche zuerst in Frankreich zur Zeit des ersten Kaiserreiches in größerer Ausdehnung zur Anwendung kam, bildet demnach die allein richtige und deshalb auch fast ausschließlich gebräuchliche Grundlage der Steuerregulierung.

Das Product der Fläche eines Grundstückes in den jährlichen Reinertrag, bezw. die Pachtrente oder den Kaufpreis der betreffenden Bonitätsklasse bildet den Steuerwert des selben nach den erörterten drei Methoden der Steuerveranlagung auf Grund des Reinertrages.

3. Das Grundstenercataster (Mutterrolle, Güterbuch in Württemberg, matrice du rôle cadastral) ist in der Hauptsache nur ein der Ordnung der Haus- oder Besitznummern folgendes tabellarisches Verzeichniß der den einzelnen Besitzern gehörigen Grundstücke einer Steuergemeinde mit Angabe der Lage und Begrenzung des Flächeninhaltes, der Bonitätsklasse, der Reallasten und des Steuerwertes eines jeden Grundstückes sowie des Besitztitels des damaligen Besitzers. Dem Cataster wird ein dieselben Daten enthaltendes, jedoch den Catasternummern folgendes Verzeichniß (Repertorium, Primärcataster in Württemberg) beigegeben. Die Zusammenstellung der einem Besitzer gehörigen Grundstücke erleichtert der Steuerbehörde die Aufertigung des Hebregisters; das Repertorium ist nöthig, um sofort die Steuerverhältnisse der einzelnen Grundstücke zu finden.

Die auf den einzelnen Grundstücken ruhenden Servituten und Reallasten sind in dem Cataster vorgemerkt und unterliegen, da sie an der Bodenrente theilnehmen, der Besteuerung.

Die Beziehung des Berechtigten zur Tragung der Grundsteuer erfolgt nun entweder durch gefonderte Besteuerung seines Antheiles am Ertrage (Dominical- oder Gesäßsteuer), wie z. B. in Württemberg, Baden und Hessen, oder dadurch, daß man die Grundsteuer von dem pflichtigen Grundbesitzer ganz erhebt, die Beitragseistung des Berechtigten aber der Privatausgleichung zwischen beiden Beteiligten überläßt, wie dies z. B. in Preußen, Bayern, Sachsen und Frankreich geschieht.

Reclamationen gegen die Feststellungen des Catasters sind innerhalb des bestimmten Termines (in Bayern z. B. ein Jahr und drei Monate, in Preußen nur vier Wochen) anzubringen.

5. Eine periodische Revision der Grundsteuer ist wohl in Frankreich und Österreich, nicht aber in Deutschland in den Steuergesehen vorgehehen. Die Änderungen der Grundlagen der Steuerregulierung, insbesondere der Reinerträge der einzelnen Grundstücke durch Culturumwandlung, durch intensiveren Betrieb, durch Preiserhöhung der Produkte infolge der Größerung neuer Verkehrswege u. s. w. machen jedoch eine Revision und Neu-

herstellung der Cataster trotz des hiermit verbundenen Mühe- und Kostenaufwandes im Laufe der Zeit unvermeidlich. Die Müßverhältnisse der Unveränderlichkeit der Grundsteuer zeigen sich z. B. in England, wo nach Pitt's Grundstenerbill vom Jahre 1797 die Grundsteuer  $\frac{1}{5}$  des Reinertrages bilden sollte, jetzt aber nur  $\frac{1}{20}$ — $\frac{1}{40}$  desselben darstellt.

Die Evidenzhaltung des Grundstenercataster hat zum Gegenstand den Nachtrag aller Änderungen am Besitzstande und an der Fläche der Grundstücke sowie an der etwaigen Steuerbefreiung und Culturart (z. B. durch Waldrodung) derselben. Ebenso müssen alle an den Servituten und Reallasten durch Fixierung oder Ablösung sich ergebenden Änderungen im Cataster nachgetragen werden.

II. Die Forstgrundsteuerermittlung läßt die Nebennutzungen in der Regel außer Rechnung, so z. B. in Bayern als eine Compensation für den Regieaufwand, in Preußen als eine solche für die Zinsen des Holzbetriebs- und Forstculturcapitals, in Württemberg unter Annahme einer Nichtschälerung des Holzertrages durch Forstnebennutzungen u. s. w. Sollen die Forstnebennutzungen zur Grundsteuer herangezogen werden, so addiert man die durchschnittlich jährlichen Gelderträge derselben einfach zu den betreffenden Erträgen aus der Hauptnutzung.

Die Bonifizierung erfolgt nach der gegentümlichen Holz- und Betriebsart und Umtriebszeit. Bei derselben scheidet man meist (mit Ausnahme von Preußen) nur zwei Betriebsarten aus, Hoch- und Niederwald, indem man den Mittelwald mit dem Niederwald, von dem er sich ohnehin in der Wirklichkeit nicht scharf trennen lässt, zusammenwirkt und die mit Kopf- und Schneideholzstämmen nicht bestockten Waldweideslächen als Weiden catalogiert. Auf Alter, Schlüss und Wachs der Bestände sowie auf deren Verhältnis zum Waldbganzen bezüglich der Herstellung eines Nachhaltbetriebes für derselbe darf bei der Classification der einzelnen Waldtheile keine Rücksicht genommen werden.

Die Bonifizierung kann sich nur auf den nachhaltigen mittleren Jahresertrag des Waldbodens gründen, und es müssen sich demnach die Bonitätsklassen zunächst nach dem jährlichen Durchschnittsertrage abstimmen, wie er sich aus der Division des Haubarkeitsertrages normaler Bestände beim Umtriebsalter durch die Zahl der Jahre der Umtriebszeit ergibt. Soweit Zwischennutzungsverträge vertragbar sind, ist der jährliche Durchschnittsvertrag derselben dem Haubarkeitsvertrage zuzanzählen. Gleicher gilt bezüglich des Stocholzertrages.

Normalbestände und Normalerträge sind jene, welche sich bei den gegebenen Standortsverhältnissen für die fragliche Holz- und Betriebsart bei einer mittleren, einen besonderen Betriebsaufwand und außergewöhnliche Störungen gleichmäßig vermeidenden Wirtschaftsweise jetzt und für die Folge mit ziemlicher Verlässlichkeit erzielen lassen. Die Wirkungen solcher schädigenden äußeren Einflüsse auf die Beschaffenheit und den Ertrag der Bestände,

welche, wie z. B. Schne- und Dufbruch, Wind, in unveränderlichen Verhältnissen des Standortes u. s. w. liegen, müssen natürlich bei Feststellung der Normalbestände und Erträge berücksichtigt werden. Es werden z. B. für Unglücksfälle vom Normalertragte in Abzug gebracht in Preußen  $\frac{1}{5}$ — $\frac{1}{2}$ , in Württemberg für Nadelholz 25, für Laubholzhochwald 20%, in Sachsen bei Nadelholz 16, beim Laubholzhochwald 9 und beim Niederwald 8%.

Der durchschnittlich jährliche Materialertrag der einzelnen Bonitätsklassen wird dann in die gegendüblichen Sortimente (Bau- und Nutzholz, Kleinhinricholz, Scheit-, Prügel-, Reisig- und Stockholz, Gerberrinde u. s. w.) zerlegt und für jedes derselben ein Durchschnittspreis ermittelt. Es wird wohl überall verlangt, dass der Steuerwertsermittlung der Preis zugrunde gelegt werde, den das Holz auf dem Stocke hat, d. h. der gegendübliche Holzpreis, nach Abzug der Hauerlöhne und der Transportkosten, wenn das Holz behufs der Verwertung aus dem Walde geschafft werden muss.

Die Forstservituten, welche eine Theilung des Waldertrages zwischen dem Waldbesitzer und dem Berechtigten bedingen, unterliegen wie die Reallasten der Besteuerung, und nur dann, wenn eine Waldnutzung bei der Steuerwertsermittlung außer Acht bleibt, muss natürlich der zu solcher Mitberechtigte von der Grundstenerzahlung befreit bleiben. Es dürfen deshalb dort, wo man die Forstnebennutzungen außer Acht lässt, auch die auf solche bezüglichen Forstservituten, wie z. B. die Gras-, Weide- und Streuservituten, nicht zur Besteuerung gezogen werden.

Die jährlichen Materialerträge der Servituten, multipliziert mit den Preisen der Maßeinheit, geben, nach Abzug etwaiger Gegenreichenisse des Berechtigten, den Geldertrag derselben. Bezuglich dieser Ertragsberechnung vgl. man übrigens auch Forstservitutablösungsverfahren.

Nach diesen Feststellungen hat die Ermittlung des Rohertrages der für die Waldungen angeschiedenen Bonitätsklassen und die Einreihung derselben in die allgemeinen Classen des Steuerbezirkes, bezw. des ganzen Landes keine Schwierigkeiten.

Die Pachtrente, welche schon bei landwirtschaftlichen Grundstücken nicht als ausschließlicher Maßstab der Steueranlage gelten kann, muss als ganz unbrauchbar für die Besteuerung der Waldungen bezeichnet werden, aus dem einfachen Grunde, weil Waldungen nicht zur Pachtung kommen und deshalb auch von einer Pachtrente für solche keine Rede sein kann.

Auch die Steueranlage nach den Preisen der Grundstücke findet in der Regel bei Waldungen keine Anwendung, weil Waldverkäufe verhältnismäßig selten vorkommen und von den hiebei erzielten Erlösen sich kein Schluss auf den Wert des Bodens, bezw. auf die Grundrente machen lässt, da der Wertbetrag der mit in den Kauf gegebenen Materialvorräthe sich fast nie mit hinlänglicher Verlässigkeit

aus dem Waldpreise wird ausscheiden lassen. Es erstreden sich solche Waldverkäufe auch häufig auf eine Anzahl von Catasterobjekten, auf die sich dann der Gesamtpreis nicht entsprechend verteilen lässt. Man hat deshalb auch in Baden, wo im Allgemeinen die Bonifizierung auf Grund der mittleren Kaufpreise stattfindet, für die Waldungen die Bonifizierung nach den aus den jährlichen Waldreinerträgen ermittelten Capitalwerten vorgeschrieben.

Um für die Waldungen den jährlichen Bodenreinertrag (Boden- oder Grundrente) zu erhalten, müssen von dem jährlichen Rohertrag die sämtlichen Jahresausgaben und die Zinsen des Geldwertes des zum Nachhaltbetriebe nötigen Materialvorrathes in Abzug gebracht werden. Es begegnet aber bei dem Mangel entsprechender Erfahrungstafeln in den meisten Fällen schon die Ermittlung des Materialvorrathes unüberwindlichen Schwierigkeiten, mehr jedoch noch gilt dies von der Feststellung des Geldwertes desselben. Dieselbe steht nämlich vorans, dass man imstande ist, sowohl das Sortimentendetail des Materialvorrathes als auch die Preise der einzelnen Sortimente genau zu bestimmen. Der Materialvorrath, welcher aus Holz vom einjährigen bis zum Haubarkeitsalter hinauf besteht, bietet natürlich ganz andere Sortimente dar, als der Materialanfall in haubarem Holze, und es ist deshalb dort, wo nur Holz vom Alter des Umltriebes absetzbar ist, ganz unmöglich, für den Theil des Materialvorrathes, welcher den jüngeren Altersklassen angehört, den Geldwert zu bestimmen. Allein aber auch dann, wenn der ganze Materialvorrath sofort verwertbar ist, erscheint es, bei grösseren Complexen wenigstens, unmöglich, von den bisherigen Holzpreisen nur einigermaßen verlässige Schlüsse auf die Preise zu machen, die man bei Verkauf des Materialvorrathes infolge des hiedurch im Verhältnis der Höhe des Umltriebes (bei Buchenholzwaldungen im 120jährigen Umltriebe mehr als 50fach) vermehrten Angebotes zu erwarten hat. Lassen sich aber Materialvorrath, Sortimentendetail und Preise desselben nicht ermitteln, dann fehlt auch die Möglichkeit, die Zinsen des zum Nachhaltbetriebe nötigen Materialgeldcapitals und somit auch die Bodenrente aus dem jährlichen Rohertrage des Waldes zu ermitteln. Auch die Bestimmung der Bodenrente nach dem Bodenrentierung- und Bodenerwerbungswerte führt nicht zum Ziele, da die betreffenden Formeln auf die unrichtige Voraussetzung gegründet sind, dass die Bodenrente eine gleichbleibende ist und sich zu vollen Zinseszinsen anlegen lässt. Wäre es aber auch möglich, die Bodenrente mit entsprechender Genauigkeit zu ermitteln, so müsste doch wieder die Rente des Materialgeldcapitals besonders besteuert werden, und man hat es daher mit Recht überall vorgezogen, beide Steuern in der Besteuerung des Waldreinertrages (Waldrente) zu vereinigen. Man bringt deshalb von dem jährlichen Geldertrag nur die jährlichen Verwaltungsausgaben in Abzug, am einfachsten in Procenten des jährlichen Geld-

rohertrages oder nach einem Durchschnitte für die Flächeneinheit.

Da die jährlichen Verwaltungsansgaben im Verhältnis zum Rohertrag den anderen Culturarten (etwa die Weide ausgenommen) gegenüber bei der Forstwirtschaft am geringsten sind, so erscheint diese als diejenige Art der Bodenbenützung, bei welcher die Resultate der Bestockung nach dem Rohertrag jenen der Steueranlage nach dem Reinertrag verhältnismäßig am nächsten kommen.

Da der Grundsteuerermittlung nur Durchschnittserträge bei mittlerem Betriebsaufwande zu grunde liegen, so muss der jährliche Rein ertrag der Grundstücke schon hiedurch, mehr aber noch infolge der Vermögensverhältnisse (Schulden, Mangel an Betriebskapital) und grösseren oder geringeren Arbeitsleistung der Besitzer im Vergleich mit deren Steuerwerte ein sehr verschiedener sein. Bei Waldungen kommt hierzu insbesondere noch, dass für eine Blöße die gleiche Steuer zu entrichten ist, wie für die mit dem Normalvorrathe versehene Fläche. Die hiedurch entstehenden Ungleichheiten in der Grundbestockung werden jedoch ausgeglichen, wenn man, wie z. B. in Preußen, Sachsen und Sachsen-Weimar, den Grundbesitzer neben der Grundsteuer noch mit einer Einkommensteuer (s. d.) belegt, welche sich auf den durchschnittlichen Reinertrag der Grundstücke (einschließlich des persönlichen Arbeits verdienstes des Besitzers) in den letzten (z. B. drei) Jahren stützt.

Man vgl. übrigens J. Albert, Lehrbuch der Forstgrundsteuerermittlung, Wien 1866. At.

**Forsthafer** war eine der Naturalabgaben, welche in früherer Zeit an Stelle der Geldzahlung für den Bezug der Waldnutzungen entrichtet werden musste. In manchen Orten wurde der Forsthafer schon ziemlich frühzeitig bei der Entwicklung der Geldwirtschaft in Geld umgewandelt, nicht selten hat sich aber diese ältere Form der Bezahlung trotz des veränderten Wertes der Forstprodukte in der alten Weise noch lange, selbst bis in das XIX. Jahrhundert, erhalten, jedoch fast überall den Charakter einer Gegenleistung für einen Forstrechts bezug angenommen.

In anderer Form findet sich der Forsthafer (Vorzhaber) im östlichen Deutschland, wo nach polnischem Recht die Bauern verpflichtet waren, diefürstlichen Jäger und Vogelfsteller, ferner die Hunde wärter und Jagdhunde in ihre Wohnungen anzunehmen, ihnen Lebensmittel zu reichen, Vorzhann zu geben und hilfreiche Hand bei der Jagd zu leisten. Diese Last, Psare, welche so ziemlich der deutschen Pflichtpflicht entspricht, wurde später bisweilen in eine Getreideabgabe verwandelt. Nicolaus von Ratibor befreite 1737 das Jungfrauenstift dafelbst: a servitiali annona, id est avena venatorum, quae Theutonicu eloquio Loozhaber appellatur cum censu silvatico.

Schw.

**Forsthöheit**, Geschichte derselben. Schon zu Anfang des X. Jahrhunderts hatten die Inhaber von Bannforsten nicht nur die ausschließliche Ausübung der Jagd in denselben, sondern auch das Recht in Anspruch genommen,

andere Nutzungen, namentlich die Mast und das Anlegen von Neubrüchen zu verbieten, sowie Zu widerhandelnde zu bestrafen, wie eine Urkunde Kaisers Ludwig d. R. vom Jahre 911 recht deutlich beweist, in welcher es heißt: *Jubimus, ut nulla persona in illa propria marcha predicti monasterii... parte foresti erga Setzlin et Afftial sine consensu et uoluntate Odalfridi prescripti pontificis. successorumque ejus in silvis majoribus vel minoribus porcos saginare, feras silvaticas venare. arbores abscondere aut ullam injuriam facere, sed haec utilitas atque potestas Eichstatensis ecclesiae prae sibi subjectis in elemosinam nostram aeternaliter sit concessum. Mon. Germ. Urkunden deutscher Kaiser und Könige, p. 33, no. 36 (s. a. "Bannforst").* Berichtete Urkunden aus dem XI. und XII. Jahrhundert zeigen, wie weit sich die Ansprüche der Bannherren in kurzer Zeit gesteigert hatten, und dass namentlich Rodungen nur mit Zustimmung des Bannherrn angelegt werden durften. In ersterer Richtung ist besonders eine Urkunde vom Jahre 1101 bemerkenswert, durch welche der Erzbischof Egilbert von Trier einen Wald des Klosters St. Irmin mit folgenden Worten aus dem Forstbann entließ: *...juxta villam, que dicitur Casella silvam unam s. Marie quidem propriam sed nostro forestario, ut dicebatur, juri obnoxiam. ab hac forestali lege deinceps liberam facio et absolutam. ut nullus legatus publicus vel magister forestarius eam invadere presumat. sed quicquid commodi vel servitii vel utilitatis inde haberi potest. sive medena. sive quicunque usus inde proveniat, omnino in ecclesie utilitate dispositione et potestate consistat. Für die Notwendigkeit der Einholung der Rodungs erlaubnis in Bannforsten spricht u. a. eine Urkunde des Herzogs Adolf von Berg vom Jahre 1202 für den Abt von Heisterbach: Cum enim idem monasterium possideret silvam curti sue que vocatur Bärge adjacentem et attinentem, venerabilis abbas Genardus pater ipsius monasterii cum fratribus suis preces nobis porrexit, ut liceret eis eandem silvam incidere et in sartum culte terre redigere, quod fieri sine nostra permissione nequaquam licuit, cum bannum ferarum ipsius silve ad nos pertinere dinoscetur. Nos itaque tacti zelo domus dei piis postulacionibus prenominati abbatis et fratrum satisfieri dignum et justum percensuimus, silvam incidi concessimus, sartum fieri annuimus.*

Bei der großen Ausdehnung, welche die Bannforste in der Zeit vom X. bis XIII. Jahrhundert erhielten, wurden die Rechte, welche als ein Ausfluss derselben erschienen, entweder stillschweigend als mit denselben verbunden betrachtet oder auch öfters bei der Verleihung nochmals als bannus silvarum, appendicium foresti, wilthannus besonders hervorgehoben.

Da die Inhaber von Bannforsten zum weitaus grösseren Theil im Laufe der Zeit die Landesherrschaft erlangten, so war durch diese bereits ein Rechtsgrund gegeben, aus welchem die Territorialherren die Forstwirtschaft ihrer Unterthanen beeinflussen konnten. Diese Ein-

wirkung steigerte sich in dem Maß, als die Landesherren gegen das Ende des Mittelalters immer mehr Waldungen ihrem Banne zu unterwerfen wünschten und mit der schärferen Ausprägung der Landeshoheit sowohl die mit dem Bannforst verbündeten Rechte erweiterten, als auch ihr jagdliches Interesse durch die eigene Machtvollkommenheit in kräftiger Weise zu schützen in der Lage waren.

Ein weiteres für die Ausbildung der Forsthoheit sehr bedeutungsvolles Moment lag in der Vereinigung von Obermärkerhaft und Landeshoheit.

In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters führten verschiedene Gründe dazu, daß die Landesherren gleichzeitig Obermärker in den Allgemeinwaldungen ihres Gebietes wurden, sei es dadurch, daß die früheren Schuhherren der Marken die Landesherrlichkeit erlangten, oder daß die Landesherren die Beaufsichtigung der Markwaldungen als ein Hoheitsrecht für sich in Anspruch nahmen. Da gleichzeitig die Autonomie der Markgenossenschaften immer mehr erlosch und an Stelle derselben die landesherrlichen Verordnungen traten, so hatten die Fürsten nun noch einen weiteren Grund für die Beschränkung des Waldeigenthums und der Forstwirtschaft. Gar häufig waren die Markwaldungen gleichzeitig auch Theile der landesherrlichen Bannforste.

Endlich übten die Landesherren schon von jeher ein besonderes Aufsichtsrecht über die Verwaltung einzelner Clasen ihrer Unterthanen, namentlich über die Klöster. Hier erscheint denn auch schon ziemlich frühzeitig eine vom Wildbann unabhängige Einwirkung auf die Waldungen. Herzog Heinrich von Bayern untersagte z. B. bereits 1318 unberichtigte Fällungen in den Waldungen des Frauenthüters zu Landsberg bei einer Strafe von 2 Pfund Pfennigen (wan wir das rawenchloster ze Lantzbot gern türldern und schirmen wellen, als unser vordern habent getan, haben wir aller der bayholzter, der zu deinselben chloster gehören swan si in unserm lande ligent, en pan gelegt bei zwain pfund Regenspurg. pfening. und wellen und gebieten ev bei unsern hulden daz ewer jglicher in seinem gerichte und gepiet der selben holtzer also verbiet und der puzzle von in nem die ez über unser gebot abslugen).

Das Resultat dieser Entwicklung war bereits am Ende des Mittelalters, daß die Landesherren auf den weitauß größten Theil der Waldungen ihres Gebietes theils aus privatrechtlichen, theils aus staatsrechtlichen Titeln einen bald mehr, bald minder weitgehenden Einfluß ausübten, welchen man als Forsthoheit bezeichnet. Am schärfsten und frühesten war dieselbe in Südwestdeutschland ausgebildet, wo z. B. in Nassau bereits 1489 jährlich ein- bis zweimal durch die Amtleute mit Zusichtung der Schultheißen, Waldförster und Landrichter Waldbeaufsichtigungen stattfinden sollten, um zu überwachen, daß die Hegen und Schläge zur gehörigen Zeit aufgethan und die Waldungen im guten Stande gehalten würden. Von der Forsthoheit hatten sich damals

und meist auch in den folgenden Jahrhunderten nur die besonders bevorrechteten Unterthanen, der hohe Adel, frei zu halten gewußt, da dessen Waldungen nur selten einem landesherrlichen Wildbann angehörten, sondern diese meist selbst Bannforste besaßen und auch die Landesherren bei den Besuchen, kraft ihrer Hoheitsrechte gegen den Adel vorzugehen, häufig auf erfolgreichen Widerstand stießen.

In den folgenden Jahrhunderten verschärfte sich der landesherrliche Einfluß auf die Forste aus verschiedenen Gründen ungemein, und erreichte die Forsthoheit ihren Gipelpunkt am Ende des XVIII. Jahrhunderts, wo vielfach der Waldeigentümer keinen Baum ohne Ausweisung des herrschaftlichen Forstbediensteten fällen, keinen Holzverkauf ohne Erlaubnis des Amtmannes vornehmen durfte, und wo vielfach sogar zur Anlage von Hopfengärten wegen des hiebei erforderlichen Holzes eine besondere Genehmigung nothwendig war.

In erster Linie kommt hierfür die vollkommene Ausbildung der Landeshoheit seit dem XVI. Jahrhundert in Betracht, welche auch die rechtliche Beijugnis zu einer Oberaufsicht über sämtliche Waldungen in sich schließt, außerdem dauerten auch die Wirkungen der Vereinigung von Obermärkerhaft und Landesherrlichkeit, des ausgedehnten landesherrlichen Waldbesitzes und des geringen Umfanges des bürgerlichen Privatwaldbesitzes noch fort.

Den kamen im XVII. und besonders im XVIII. Jahrhundert noch hinzu die mercantilistische Richtung der Wirtschaftspolitik und der Absolutismus in der Regierung, welche die gesamte Wirtschaftspflege in der Hand des Staates vereinigen und durch Polizeimahzregeln leiten wollten.

Wenn hiedurch auch manche unrechtige und uns bisweilen sogar geradezu abenteuerlich erscheinende Schritte veranlaßt wurden, so darf doch auch nicht übersehen werden, daß bei der Lage der forstlichen Verhältnisse, besonders seit dem 30jährigen Krieg, wo der genossenschaftliche Sinn der Bayern erloschen war, die Waldungen vielfach devastiert wurden, Weide- und Streunutzung eine gefahrdrohende Ausdehnung erlangten, ungenügende forstliche Technik und mangelhafte Transportanstalten dem steigenden Holzbedarf nicht zu entsprechen vermochten, daß Eingreifen der Staatsgewalt bis zu einem gewissen Grad ein Act der Nothwendigkeit war.

Auch die Fürsten haben ihren guten Theil zur Ausbildung der Forsthoheit beigebracht, indem sie ein allgemeines Landeseigentum der Fürsten behaupteten, Lehren des römischen Rechtes, besonders hinsichtlich der den Vortheil des Fiscus betreffenden Vorschriften einmischten und die Ansichten vom öffentlichen Wohl in der übermäßigsten Weise ausdehnten. Die extremsten Forderungen, welche in der Praxis niemals volle Verwirklichung gefunden haben, sind in den juristischen Abhandlungen dieser Periode zu finden.

Die Forsthoheit war keineswegs zu gleicher Zeit stets in ganz Deutschland gleichmäßig entwidelt, sondern entsprach im wesentlichen der

gesamten Lage der wirtschaftlichen Verhältnisse. Je vorgebrachter die Cultur überhaupt, je dichter die Bevölkerung und je stärker daher das Bedürfnis nach den Producten des immer mehr zurückgedrängten Waldes, desto nothwendiger war auch ein Eingreifen zum Schutz des letzteren. Im Süden und Westen von Deutschland war deshalb die Forsthöheit stets jeweils als intensivsten ausgeprägt, während der Norden und Osten um fast 200 Jahre zurückstand, aber der Entwicklungsgang war hier der gleiche wie dort, nur entsprechend verzögert, bis der gewaltsame Umsturz im gesamten Staats- und Wirtschaftsleben des deutschen Volkes zu Anfang des XIX. Jahrhunderts auch auf diesem Gebiete gewaltsam eingriff.

Die Forsthöheit oder „forstliche Obrigkeit“, auch einfach „Forst“ genannt, wurde im XVII. und XVIII. Jahrhundert allgemein zu den Regalien gezählt und war nach der üblichen Definition eine öffentliche Macht, wegen der Forste, Jagden und Wälder etwas zu gebieten und zu verbieten, über die Forst- und Jagdstreitigkeiten zu erkennen, die Vertreter zu bestrafen und allen Nutzen aus dem Forst zu genießen.

Als ein „totum integrum“ enthielt die forstliche Obrigkeit 1. den Wildbann und 2. das Forstrecht oder die Waldgerechtigkeit, Forstgerechtigkeit. Wer die forstliche Obrigkeit besaß, hatte zugleich auch den Wildbann, nicht aber umgekehrt.

Das Forstrecht wurde selbst wieder in ein höheres und ein niederes eingeteilt.

Das höhere Forstrecht umfasste namentlich die landespolizeiliche Überwachung der gesamten Forstwirtschaft sowie die Beugnis zum Erlaß von Forstdrohungen und konnte nur vom Landesherrn geübt werden. Das niedere Forstrecht schloß die Berechtigung zur Aufsicht über forstmäßige Waldbenützung nach Maßgabe der Forstdrohungen sowie die Forstgerichtsbarkeit in sich und konnte auch landsässigen Adeligen, Prälaten und Landstädten zustehen.

Die Bezeichnungen „Forstrecht, Forstgerechtigkeit, Forstherlichkeit usw.“ wurden von den Autoren keineswegs stets im gleichen Sinn gebraucht, wodurch viele Missverständnisse entstanden.

In der Praxis wurde die Forsthöheit stets als ein sog. höheres Regal aufgefaßt, niemals als ein Eigenthums- und Nutzungsanspruch des Landesherrn an sämtliche Waldungen, welcher allerdings öfters von den Juristen vertreten wurde. Höchstens nahmen die Landesherren im Interesse des Bergbaues und Salinenbetriebes ein Vorlaufsrecht in Anspruch.

Die aus Grund der Forsthöheit ergangenen Bestimmungen galten, soweit nichts anderes ausdrücklich bemerkt ist, für alle Waldungen ohne Rücksicht auf den Besitzstand. Dieselben sind vielfach zerstreut und finden sich in Landtagsabschieden, Landesordnungen, häufiger noch in Polizeiordnungen. Am umfassendsten und zahlreichsten sind jedoch die ausschließlich forstliche oder forstliche und jagdliche Verhältnisse betreffenden Forstdrohungen (s. d.). Seit dem

XVII. Jahrhundert erschienen auch häufig Spezialverordnungen über einzelne Gegenstände des Forst- und Jagdwesens.

Die Forstdrohungen wurden gewöhnlich jährlich einmal oder zweimal publiciert, damit sich niemand mit Unwissenheit entschuldigen könne, u. zw. geschah das Verlesen entweder von der Kanzel oder auf dem Rathaus.

Unter dem Einfluß der großartigen Veränderungen der staatsrechtlichen und volkswirtschaftlichen Anschanungen zu Beginn des XIX. Jahrhunderts hat in der neuesten Zeit das Wesen und der Begriff der „Forsthöheit“ bedeutende Veränderungen erfahren.

Zunächst erfolgte die Trennung des jagdlichen und forstlichen Gebietes, hinsichtlich des ersten wird auf den Artikel „Jagdregal“ verwiesen.

Aber auch die Forsthöheit oder das „Forstrecht“ im engeren Sinn, wie sie von den Juristen des XVIII. Jahrhunderts aufgefaßt wurde, ist der Gegenwart fremd geworden.

Der Staat übt zwar auch jetzt noch die Überwachung und Pflege der gesamten Forstwirtschaft, allein das moderne Staatsrecht kennt keine besondere „Forsthöheit“ mehr, sondern betrachtet die bezüglichen Handlungen als einen Ausfluss, theils der Verwaltungshoheit, theils der Polizeihöheit. Ersteres ist dann der Fall, wenn Schutz und Förderung der Forstwirtschaft ohne Eingriff in eine fremde Rechtsphäre in Frage kommt, letzteres dann, wenn die Verwirklichung der staatlichen Interessen nur durch eine Einschränkung der Privatrechtsphäre erreicht werden kann.

Die Besognis zum Erlass der diesbezüglichen Bestimmungen richtet sich nach den allgemeinen staatsrechtlichen Normen über die Zulässigkeit von Regierungsverordnungen oder über die Nothwendigkeit, die betreffenden Fragen auf dem Weg der Gesetzgebung zu lösen.

Das sog. niedere Forstregal ist gegenwärtig ganz in Weißfall gekommen, indem sowohl das Recht der Beaufsichtigung der Forstwirtschaft, als auch die Forstgerichtsbarkeit staatliche Hoheitsrechte sind, welche von Privaten nicht mehr geübt werden können. (Vgl. a. Forstgesetz und Regal.)

Schw.

**Forstingenieur, Forsteconduiteur**, ist der Titel derjenigen Beamten, welche vornehmlich mit Forstseinrichtungsarbeiten beschäftigt werden. Besonders gebräuchlich ist dieser Titel in Österreich und Sachsen.

Nr.

**Forstinsecten:** alle, die Entwicklung der Forstculturgewächse beeinflussenden Kerfe. Dieser Einfluß kann ein zweifacher sein: ein directer, insofern eine größere Anzahl von Insecten rücksichtlich ihrer Entwicklung auf unsere Waldbäume angewiesen ist und denselben, als ihren eigentlichen Nahrungsquellen, mehr oder minder empfindliche Verlegungen zufügt, sie mithin schädigt: *Schädliche Forstinsecten*; — oder dieser Einfluß ist ein indirecter, wenn es sich um Insecten handelt, welche nur auf Kosten anderer Classenverwandter ihre Entwicklung jünden, daher ein natürliches Gegengewicht der Ausbreitung und Vermehrung eben dieser Arten bilden und welche, insofern auch schäd-

liche Forstinsecten dadurch betroffen und verüchtet werden, sich für den Forstbetrieb als nützlich erweisen: Nützliche Forstinsecten. Zwischen dieser beiden Gruppen schiebt sich eine dritte Gruppe als die weitauß artenreichste ein. Ihr gehört die ungleich größte Zahl der im Walde lebenden Käfer an, deren einzelne Arten weder einen nahmhaften Nutzen noch einen Schaden für denselben bringen, daher für die Forstwirtschaft eigentlich gleichgültig sein können: Gleichgültige Forstinsecten. Nach dem Grade der Schädlichkeittheilte man (nach Raheburg's Vorgang) die schädlichen Forstinsecten ein in sehr schädliche, schädliche, minder schädliche und kaum schädliche Arten; und rücksichtlich der Holzarten in Radel- und Laubholz-Insecten, u. zw. getrennt nach Baumarten und Baumalter (Alt- und Jungbestands-[Cultur]-Verderber). Bezüglich der Baum-, resp. Pflanzentheile unterscheidet man: Wurzel- und Stammzerstörer; und in letzter Hinsicht noch weiter zwischen: Holz-, Rinde-, Blatt-, Blüten-, Knospen-, Triebe- und Frucht- (Samen-) Zerstörer. Die nützlichen Forstinsecten zerfallen auf Grund ihrer Angriffsweise in Raub- und Schmarotzer-insecten.

Literatur: Raheburg, Dr. J. Th. Chr. Die Forstinsecten ic., 3 Theile. Berlin, I. Theil 1837, 2. Aufl. 1839; II. Theil 1840; III. Theil 1844.

Derselbe. Die Schneumonen der Forst-insecten ic., 3 Bände. Daj. I. Bd. 1844; II. Bd. 1844; III. Bd. 1852. Beide Werke bieten ausgezeichnet gearbeitete Abbildungen.

Derselbe. (Vollständig umgearbeitet von Dr. J. F. Judeich und Dr. H. Ritsche.) Lehrbuch der Mitteleuropäischen\* Forstinsectenfunde ic. (als 8. Aufl. von Raheburg's, Die Waldverderber und ihre Feinde) I. Abth. \*\*\*) Wien 1883.

Nördlinger, Dr. H. Nachträge zu Raheburg's Forstinsecten. Stuttgart 1856. 2. Aufl. u. d. L: Lebensweise von Forstkerken oder Nachträge zu Raheburg's Forstinsecten. Daj. 1880.

Derselbe. Die kleinen Feinde der Landwirtschaft. Stuttgart und Augsburg 1855. 2. Aufl. Stuttgart 1869. (Enthält auch forstl. Arten.)

Derselbe. Die Kenntnis der wichtigsten kleinen Feinde der Landwirtschaft. Mit vielen Holzschnitten. Stuttgart 1871.

Henschel G. Leitaden zur Bestimmung schädlicher Forst- und ObstbaumInsecten. Wien 1861. 2. Aufl. Daj. 1876. (Analytisch bearbeitetes Exkursionsbuch.)

Taschenberg, Dr. E. L. Schutz der Obstbäume und deren Früchte gegen feindliche Thiere. Im Auftrage des Deutschen Pomologenvereines bearbeitet. Stuttgart 1873. 2. Aufl. 1879.

Derselbe. Forstwirtschaftl. Insectenfunde. Leipzig 1874. (Mit vielen guten Holzschnitten.) Graber, Dr. Vitus. Die Insecten. 2 Theile. München 1877 und 1879. (Bepricht den inneren

und äußeren Bau der Insecten und deren vergleichende Lebens- und Entwickelungsgegeschichte. Text mit vorzüglichem erläuternden Holzschnitten für das Studium der allgm. Entomologie sehr zu empfehlen.)

Taschenberg, Dr. E. L. Was da kriecht und fliegt! Bilder aus dem Insectenleben. Berlin 1878.

Beder C. Die Feinde der Obstbäume und Gartenfrüchte. Leipzig 1878.

von Binzer. Insectenkalender. Lebens-phasen und Freiperioden der wichtigsten schädlichen Forstinsecten. Berlin 1878. (Unter den Insectentalendarien eines der besten.)

Bezely Wilhelm. Nomenclatur der Forst-insecten. I. Abth. Käfer und Schmetterlinge. Olmütz 1878. II. Abth. Die Haut-, Zweier-, Grad-, Reb- und Halbstübler. Olmütz 1880. (Mit außerordentlichem Fleiß zusammengestellt, aber zu etwa 3/4 Theilen auch Nichtforstinsecten mit einbezehend.)

Taschenberg, Dr. E. L. Praktische Insectenkunde ic. 5 Theile. Bremen 1879 und 1880. (Mit über 300 meist vorzüglichen, in den Text gedruckten Holzschnitten; berücksichtigt die Bedürfnisse des Forst- und Landwirtes, sowie Gärtners in gleicher Weise. Sehr zu empfehlen.)

von Binzer. Schädliche und nützliche Forstinsecten. Berlin 1879.

Schmidt-Göbel. Dr. H. M. Die schädlichen und nützlichen Insecten in Forst, Feld und Garten. I. Abth. Die schädlichen Forst-insecten. Mit 6 Holiotafeln in Farbendruck und 9 Abbildungen im Texte. Wien 1881. Supplement: Die nützlichen Insecten. Mit 2 Holiotafeln in Farbendruck und einer Abbildung im Texte. (Text sehr mangelhaft; Tabellen wenig gelungene, nicht selten mißlungene Reproduktionen der künstlerisch vollendeten Raheburg'schen Abbildungen.)

Taschenberg, Dr. E. L. Die Insecten nach ihrem Schaden und Nutzen. Mit 70 Abbildungen. Leipzig 1882. Bildet den 4. Bd. der von G. Freytag herangegebenen Universalbibliothek "Das Wissen der Gegenwart".

Judeich, Dr. J. F. und Ritsche, Dr. H., vgl. Raheburg.

Die allgemein forstzoologischen Werke, s. Forstzoologie.

\* Forstjournals, s. Forstschub. Mcht.

Forstkarten nennt man die bildlichen Darstellungen eines Waldes, welche für dessen Forsteinrichtung, Bewirtschaftung und Grenzsicherung einen Anhalt bieten. Siehe sind folgende Arten zu unterscheiden: Specialkarten, Bestandskarten, Terrainkarten, Bodenkarten, Siebzugspläne, Rektkarten (s. d.). Als Unterlagen zu den Karten dienen die Vermessungsmanuale, und wo Messtischmaßnahmen stattfinden (wie in Sachsen), die Menselsätter. Die verschiedenen Länder haben abweichende Kartensysteme. Es unterliegt keinem Zweifel, dass Österreich und Sachsen das ausgebildetste und zweckentsprechendste Kartensystem besitzen. Mr.

Forstliche Baugeschäfte (Deutschland) bestehen in der Herstellung und Unterhaltung von Wegen und anderen Holztransportanstalten, Bauten zur Flusscorrection und zum Uferschutz,

\*) Sollte wohl richtiger heißen: Lehrbuch der Forst-insectenkunde für mittteleuropäische Verhältnisse.

\*\*) Die II. Abth. ist noch nicht erschienen.

Be- und Entwässerungsanlagen und Hochbauten für die verschiedenen Zwecke der Forstverwaltung. Dieselben gehören demnach dem *Ingénieur*, dem *Culturingenieur* (Cultur-, Meliorations- oder Wiesenbautechnik) und dem *Hochbautechne* an.

Bei den deutschen Staatsforstverwaltungen besteht man, mit Ausnahme von Württemberg, für alle diese Bauten keine eigenen Techniker, sondern überträgt die leichteren derartigen Arbeiten dem Revierverwalter, die schwierigeren aber den Beamten der allgemeinen Staatsbauverwaltung.

Die Herstellung und Unterhaltung von Waldstraßen, sowie die Vornahme kleiner Corrections- und Uferschutzbauten an den im Walde befindlichen Privatgewässern zählt man allgemein zu den Obliegenheiten des Revierverwalters, der bei der Ausführung dieser Arbeiten am besten das Interesse der Forstverwaltung zu wahren vermag und zur Erlangung der nötigen Kenntnisse auf unserer Forstlehranstalten hinlänglich Gelegenheit findet. Ebenso gehören kleine Be- und Entwässerungsanlagen zum Geschäftskreise des Revierverwalters, während größere derartige Unternehmungen, insbesondere aber der Kunstbau auf ausgedehnteren Wiesenflächen, im Interesse einer sachgemäßen Ausführung am besten einem Culturtechniker überwiesen werden. Bei Herstellung von Hochbauten für die Forstverwaltung beschränkt sich die Thätigkeit des Revierverwalters in der Regel auf den Vorschlag und die Controle der Ausführung derselben.

Neben seinen eigentlichen Berufsgeschäften und vielfach auf Kosten derselben hat demnach der Revierverwalter auch die Funktion eines Forstingenieurs, und es dürfte deshalb gewiss im Interesse einer sachverständigen und einheitlichen Geschäftsführung liegen, in größeren Waldelementen für die fraglichen Arbeiten einen eigenen Forstbeamten (Forstingenieur) anzustellen, welcher die Aufträge der einzelnen Revierverwaltungen zu vollziehen hat. Es schließt dies natürlich nicht aus, dass der Forstingenieur bei der Projectierung der Bauten mit seinem Gutachten gehört und bei der Ausführung selbst durch das Verwaltungs- und Schutzpersonale unterstützt wird. Mit einer solchen Arbeitstheilung wurde jedoch der Anfang bis jetzt erst in Württemberg gemacht, wo bei der königlichen Forstdirection ein forstbantechnisches Bureau besteht, und bei den Forstämtern Forstbantechniker verwendet werden, welche unständig ange stellt und mit vierjähriger Kündigung entlassbar sind. Dieselben besorgen die Wasser- und Wegneubauten, während die Wegunterhaltung ausschließlich Aufgabe der Reviersöster ist. Einzelne weniger bedeutende Wegneubauten werden jedoch auch den Reviersötern überlassen. Für eine Waldfäche von beiläufig 25 000 ha war durchschnittlich ein Forstbantechniker anzustellen. Dieselben werden außerdem noch mit Höhenaufnahmen, mit generellen Nivellements zum Zwecke des Entwurfs von Wegnetzen für kleinere Waldelemente, mit der Prüfung von Forderungen Bauholzberechtigter

n. f. w., endlich auch mit Vermessungsarbeiten für Wirtschaftseinrichtungen beschäftigt.

Man vgl. auch J. Albert, Lehrbuch der Forstverwaltung, München 1883. At.

**Forstliche Rechtsvertretung** (Deutschland) ist die Wahrung der Rechte des Waldbesitzers vor den Staatsbehörden.

Bei den deutschen Staatsforstverwaltungen ist die Rechtsvertretung vor den Behörden der inneren und der Finanzverwaltung zunächst Sache der betreffenden äusseren Organe, der Cassen-, Bau- und äusseren Forstverwaltungsbehörden, in zweiter Linie der höheren Stellen nach Maßgabe der Landesgesetze und Dienstinstructionen.

In Sachen der nicht streitigen (freiwilligen) Gerichtsbarkeit, insbesondere bei Protokollierung von Verträgen über Grundbesitz und auf solches bezügliche Rechte, bestimmt die höhere Stelle den Vertreter des Fiscus, n. zw. entweder ihren Referenten für Rechtsjachen (Fiscalrath, Justitiar), oder in minder wichtigen Fällen den einschlägigen äusseren Beamten.

Da nach der deutschen Civilprocesordnung vom 30. Januar 1877 die Parteien vor dem Amtsgerichte den Rechtsstreit selbst oder durch jede proceßfähige Person als Bevollmächtigten führen dürfen, so kann in zur Kompetenz des Einzelrichters gehörigen Civilrechtsstreitigkeiten die höhere Stelle die Proceßführung ihrem Fiscalrathe oder dem Vorstande der zunächst beteiligten äusseren Behörde, in Preußen z. B. auch dem Oberförster, übertragen. Vor den Landgerichten und vor allen Gerichten höherer Instanz müssen sich dagegen die Parteien durch einen bei dem Proceßgerichte angelaufenen Rechtsanwalt als Bevollmächtigten vertreten lassen (Anwaltsproces). Der Bevollmächtigte hat die Bevollmächtigung durch eine schriftliche Vollmacht nachzuweisen und diese zu den Gerichtsacten abzugeben. Dies gilt auch für den Fiscus, der proceßuale Privilegien nicht mehr besitzt, und es besteht demnach die Ansgabe der Fiscalräthe bei den höheren Stellen hier nur in der Information des für einen Proces bestellten Rechtsanwaltes, zu welcher auch die äusseren Behörden vielfach das nötige Materiale zu liefern haben.

Dem bei den Forststrafgerichten als Staatsanwalt bestellten Staatsforstbeamten (J. Forststrafproces) liegt die Wahrung der Interessen der Waldbesitzer bezüglich des Wert- und Schadenersatzes ob, weshalb dieselben auch, mit Ausnahme von Württemberg (früher auch Baden), von der Abhaltung der Forststrafgerichtsitzungen nicht in Kenntnis geetzt werden.

Eine Vertretung der Staatsforstverwaltung vor den Strafgerichten kommt nicht vor, da wohl die Organe der juristischen Personen, nicht aber diese selbst strafrechtliche Rechte begehen können. Denselben kann aus Unhandlungen ihrer Beamten im schlimmsten Falle nur eine civilrechtliche Haftung entstehen.

Man vgl. auch J. Albert, Lehrbuch der Forstverwaltung, München 1883. At.

**Forstmeister.** Schon die Bezeichnung als „Meister“ (früher „Waldmeister“) besagt, dass

die diesen Titel führende Person eine selbständige oder leitende Stellung einnehme, und soll dieser Titel daher auch nur den in solcher Stellung stehenden Verwaltungs- oder Inspectionsbeamten gegeben werden.

Beim Forstamtsysteme ist der Forstmeister als Vorstand des Forstamtes der verantwortliche Verwalter eines größeren Forstgebietes und zugleich der Leiter der ihm unterstehenden Revierverwalter, er ist hier Wirtschaftsbeamter; beim Oberförsterystem dagegen ist er Inspectionsbeamter, da ihm hier hauptsächlich die Inspection in den Forstverwaltungen und außerdem zumeist das Referat über die Gegenstände seines Inspectionsbezirkes bei der Direction obliegt.

Die Wirtschaftsforstmeister stehen meist in dem Range der höheren Localverwaltungsbeamten, die Inspectionsforstmeister in jenem der Räthe bei Provinzialbehörden (in Österreich in der VII. und VIII. Rangsklasse, erstere seit 1887 mit dem Titel „Forstrath“, in Preußen im Range der Regierungsräthe). In Bayern wird seit der Einführung selbständiger Forstverwaltungen (1884) den meisten Forstverwaltungen der Titel „Forstmeister“ verliehen. v. Eg.

**Forstmeteorologie**, i. Meteorologie, forstliche. Gfn.

Forstmetie bezeichnet die generelle Abgabe für die Erlaubnis während eines bestimmten Zeitraumes (meist ein Jahr lang) den Ausfall an gewissen Forstnützungen, namentlich Dürrholz und Abfallholz beziehen zu dürfen (s. a. „Heidemiete“). Schw.

**Forstdordnungen** (Holzordnungen, Waldordnungen, Forst- und Jagdordnungen, Wildbahn, Holz- und Kohlordinungen) waren allgemeine Landesgesetze, welche die Benutzung und Bewirtschaftung sämtlicher in einem Staat vorhandenen Waldbungen (meist auch gleichzeitig der Jagden und Fischereien) nach allen Beziehungen regelten. Ähnliche Bestimmungen sowie auch die Ausdrücke „Waldordnung“ oder „Forstdordnung“ finden sich bereits während des Mittelalters, allein diese waren damals nur Eigentumsordnungen, d. h. Vorschriften für die Bewirtschaftung und den Schutz, welche die Landesherren oder andere Großgrundbesitzer für ihre eigenen Waldbungen oder als Übermärker nach der Verdrängung der markgenossenschaftlichen Autonomie für einzelne Markwaldungen erließen. Eigentliche Forsthöheitsordnungen (Forstdordnungen im späteren, meist allein gebräuchlichen Sinn), welche für alle Waldbungen eines Staates ohne Rücksicht auf den Besitzstand Geltung hatten, soweit nicht ausdrücklich etwas anderes bemerkt war, konnte erst nach der vollen Ausbildung der Landesherrlichkeit und der damit zusammenhängenden Entwicklung der Forsthöheit, also seit dem XVI. Jahrhundert erlassen werden.

Die Forstdordnungen sind theilweise höchst umfangreich und umfassen bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts überhaupt das gesammte forstliche Wissen ihrer Zeit. Sie bilden daher für die Zeit vom Beginn des XVI. bis fast zum Schluß des XVIII. Jahrhunderts eine nicht nur sehr reichhaltige, sondern zugleich auch

die wichtigste Quelle für das Studium der forstlichen und jagdlichen Beziehungen.

Es ist unrichtig, die Forstdordnungen auf fremde, n. zw. hauptsächlich französische Vorbilder zurückzuführen, wie dies z. B. Peil gethan hat; in den Weisstümern und Wirtschaftsordnungen des Mittelalters lag Stoff und Richtung der Forstdordnungen verzeichnet, wenn auch die berühmte Ordonnanz Colbert's von 1669 nicht ohne Einfluß auf die späteren deutschen Forstdordnungen geblieben ist.

Der Erlass der Forstdordnungen erfolgte auf Grund der landesherrlichen Gewalt, was im Eingang derselben häufig besonders hervorgehoben ist.

Auflangs wurden dieselben meist zuerst mit den Ständen berathen und vereinbart, allein seit dem XVIII. Jahrhundert ist davon nicht mehr die Rede.

Die Zahl der Forstdordnungen ist eine ungemein große, da solche in allen den zahlreichen Territorien des heiligen römischen Reiches deutscher Nation erlassen und oft erneuert wurden. Allerdings sind die späteren Ordnungen häufig unveränderte Abdrukte schon früher erlassener, ebenso übernehmen auch verschiedene Territorien häufig nicht nur größere oder kleinere Abschnitte, sondern bisweilen auch fast die ganze Verordnung von den Nachbarstaaten.

Die wichtigsten Sammlungen von Forstdordnungen sind: Fritschii, *Corpus juris Venatorio-forestalis*, III. Theil, 2. Aufl., 1702; Müllenamps, *Sammlung der Forst- und Jagdordnungen verschiedener Länder* (I. Theil, 1792, II. Theil 1796); ferner enthält das Forstarchiv von Moser (Ulm 1788—1796) als: *Neues Forstarchiv*, fortgesetzt von Moser und Gatterer 1796 bis 1807, zahlreiche ältere und neuere Forstdordnungen. Schw.

**Forstpfleg** nennt v. Alemann in seiner Schrift „Über Forstwesen 1884“ den nach ihm benannten Waldpfleg (s. b. Waldpfleg). Gt.

**Forstpolitik**. Geschichte derselben. Die älteste Einwirkung der Landesherren auf die Forstwirtschaft war jedenfalls, auch wenn man von den kaum höher zu rechnenden Bestimmungen zum Schutz der Baumforste absieht, durch das jagdliche Interesse derselben bedingt und äußerte sich in Verboten der Nudung sowie der Fällung einzelner für die Jagd durch den Mastertrag wichtigen Holzarten, namentlich der Eiche. Das Streben nach Erhaltung des Waldes gieng so weit, daß sich die Landesherren nicht nur auf das Verbot der Ausschöpfung des seit langer Zeit vorhandenen Waldes beschränkten, sondern dasselbe auch auf jene Grundstücke anwandten, welche eigentlich Felder waren, und auf denen sich nur infolge Brachliegens Holzanslag eingestellt hatte. Hieraus entstanden viele Beschwerden von Seiten der Unterthauen, welche meist von Erfolg begleitet waren. So heißt es z. B. in der bayrischen Landesfreiheit vom Jahre 1516: Nachdem sich die Prälaten, von Adel, Städte, Märkte und die armen Leute, sonderlich vor dem Gebrüge, beklagt haben, wo ihre Brachgründen und Wismader aus ihrer Nachlässigkeit mit Holz verwachsen, daß ihnen solches abzuheften ver-

boten seye; es sollen die Jägermeister, Förster und andere Untleute ihnen das Holz, so auf ihren Gründen und Wässmaderu ungefähr inner 10 Jahren auf ein neues erwachsen und nicht Eichreiser sezen, abzuhanen nicht mehr wehren.

In ähnlicher Weise wie die Jagd veranlaßte der Bergbau in sehr früher Zeit eine Reihe von landesherrlichen Bestimmungen zum Schutze der umliegenden Waldungen, von denen eine der ältesten wohl die Verordnung des Erzbischofs Eberhard von Salzburg vom Jahre 1237 sein dürfte, in welcher diejenigen die Umwandlung abgetriebener Waldflächen in Feld oder Weide verbot, „damit auf ihnen wieder Holz nachwachsen könne“. Später kamen dann die Verordnungen, nach welchen Privatwaldungen in der Nähe von Bergwerken für diese gehext werden und verpflichtet sein sollten, für deren Bedarf Holz abzugeben, wenn die eigenen Waldungen der Bergwerke nicht ausreichen würden, so z. B. nach der Ordnung für die Bergwerke in Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain vom Jahre 1517 und nach der Österreichischen Holz-, Berg- und Wasserordnung vom Jahre 1553, in welch letzterer (Art. 5) es heißt: Alle Wäld, so bei einer halben Meile rings um die Bergwerke gelegen, die sollen allen anderen darinnen zu schlagen verbotten seyn, sondern ebenfalls auf die Bergwerke warten.

Endlich kam auch bisweilen das militärische Interesse bei solchen Verordnungen in Betracht, wie z. B. in dem Vertrag zwischen Kaiser Maximilian und den Herzogen von Bayern vom Jahre 1518, nach welchem beide Theile sich vereinbarten, in ihren Landen zehn Jahre lang das für die Bogen und Armbrust so wichtige Eisenholz weder fällen noch in das Ausland führen zu lassen.

In ungleich höherem Maße als es im Mittelalter geschehen, widmeten die Landesherren seit dem XVI. Jahrhundert der Pflege der Forstwirtschaft ihr Augenmerk, da mit der Zunahme der Bevölkerung auch das Bedürfnis nach den Producten des Waldes stieg, während der Verfall der Markgenossenschaften und der Eigentum anderer Besitzer das Eingreifen einer fremden kräftigen Hand im allgemeinen Interesse dringend geboten erscheinen ließen. Der absolutistische Polizeistaat und die mercantilistische Richtung der Wirtschaftspolitik im XVII. und XVIII. Jahrhundert begünstigten eben so sehr die Ausbildung der Forsthöheit als deren Verwirklichung in zahlreichen forstpolitischen Maßregeln.

Als im XVI. Jahrhundert an Stelle der aus markgenossenschaftlicher Autonomie erlassenen Weisthümer allgemein verbindliche, landesherrliche Forstdiordnungen traten, beschränkten sich diese ansfangs im wesentlichen daran, die alten, mehr negativen Vorschriften ersteren zum Schutz des Waldes durch Schonung der besseren Holzarten, Regelung der Holznutzung und der verschiedenen Nebennutzungen, sowie Beseitigung der Holzverschwendungen zu übernehmen. Allmählich wurden nicht nur diese Vorschriften immer mehr verschärft, sondern es erhielten nun auch mit der Entwicklung der forstlichen Technik positive Anordnungen

zur Förderung der Waldkultur, bezüglich deren materieller Würdigung auf den Artikel Waldbau, Geschichte deselben verwiesen wird.

Im XVIII. Jahrhundert gieng man alsdann weiter und ordnete auch die Neuanlage von Wald auf solchen Flächen an, welche feiner anderen Benützungswieise fähig waren, außerdem suchte man die Landescultur noch weiter durch Bindung und Cultur der Flugsandhöhlen und Erhaltung von Schnußwaldungen im Gebirge zu fördern. Statthalter Graf Wenzel Saur von Tirol erließ bereits im Jahre 1788 einen leider erfolglos gebliebenen Aufruf zur Verbaung der Wildbäume und Bepflanzung des Quellgebietes derselben mit Wald.

Große Sorge machte in dieser Periode den Regierungen das Steigen der Holzpreise, welches allerdings im XVIII. Jahrhundert in sehr bedeutendem Maße erfolgte.

In gänzlicher Verfehlung des Gesetzes der Preisebildung suchte man unter Festhaltung des mercantilistischen Grundfaches, daß das Holz als ein Hilfsmittel der Produktion möglichst billig geliefert werden müsse, den Preis des selben aus die verschiedenste Weise niedrig zu halten.

Das beliebteste Mittel waren die auch außerdem üblichen obrigkeitlichen Taxen, deren Einhaltung man durch Androhung strenger Strafen, sowie der Confiscation von Holz und Kaufgeld anstrebe. Sogar die Holzmesser und Holzhauner waren strafbar, wenn sie eine Tax-überschreitung nicht sogleich anzeigen.

Außerdem glaubte man auch durch Beschränkung des Holzhandels Preissteigerungen verhüten zu können. Der Verkauf von Waldungen an Fremde war untersagt, ebenso auch die Ausfuhr von Holz und anderen Forstprodukten, oder doch wenigstens nur gegen die Abgabe des Gehentes vom Erlös, des sog. Holzzehnts, gestattet. In Preußen waren die Juden vom Holzhandel ebenso wie vom Getreidehandel ausgeschlossen. In manchen Staaten, so z. B. in Württemberg, war den einheimischen Unterthanen ein Verkaufsrecht vorbehalten.

Zur Versorgung größerer Städte mit Holz waren gewöhnlich Holzmagazine angelegt, auch durfte bisweilen das einmal von anzen zum Verkauf dahin gebrachte Holz nicht wieder ausgeführt werden, so z. B. in Königsberg. In Berlin wurde sogar 1766 der Brennholzhandel monopolisiert und für königliche Rechnung an eine Gesellschaft, die Brennholzcompagnie, verpachtet, an deren Stelle 1785 eine königliche Brennholzadministration trat, welche aber eben so viel Unzufriedenheit erregte, als die erstere.

Eine weitere Kategorie der forstpolitischen Maßregeln beschäftigte sich mit der Aufsicht über die Privat- und Gemeindewaldungen.

Die ältesten Beschränkungen der Privatforstwirtschaft wurden durch deren Zugehörigkeit zu einem Baumforst veranlaßt; um das Jahr 1600 bewirkte alsdann sowohl das jagdliche Interesse der Landesherren, als deren Sorge für eine nachhaltige Befriedigung des Holzbedarfes die Anordnung, daß in verschiedenen

Theiten Deutschlands, so in Braunschweig 1590, in Württemberg 1614, in Ansbach 1531 und 1613 Fällungen in den Privatwaldungen nur mit Vorwissen und nach Auweisung der landesherrlichen Forstbediensteten vorgenommen werden durften. Noch mehr wurden diese Maßregeln im XVIII. Jahrhundert verschärft, u. zw. namentlich deshalb, weil jetzt auch das Personal zur Durchführung solcher Bestimmungen zur Verfügung stand. In Österreich sollten nach der Verordnung von 1766 eigene Forstpolizeibeamte zur Beaufsichtigung der Privatwaldungen angestellt werden. In Baden beanspruchte das Forstpersonal sogar die Ansicht über die in Tadel stehenden Obstbänme.

Von diesen Beschränkungen hatten sich jedoch die adeligen Waldbesitzer meist freizuhalten gewusst, so z. B. in Bayern, wo denselben sowohl durch die Landesordnung von 1553, als durch die spätere Verordnung von 1788 die Freiheit der Forstwirtschaft ausdrücklich gewahrt wurde.

Der bisher geschilderte Entwicklungsgang der forstpolitischen Maßregeln hinsichtlich der Privatforstwirtschaft bezieht sich jedoch lediglich auf Süd- und Westdeutschland. In Preußen blieb dieselbe bis weit in das XVIII. Jahrhundert hinein fast vollkommen frei. Erst in der Forstdordnung von 1720 war angeordnet, dass Bajallen und Unterthanen bei Vermeidung der Bestrafung ihre Waldungen nicht unpfleglich behandeln sollten. Doch scheint auch diese Bestimmung wenig Beachtung gefunden zu haben, weshalb, veranlasst durch eine Cabinetsordre Friedrichs des Großen, unterm 22. Mai 1766 eine neue Verordnung erlassen wurde, welche eine strenge Beaufsichtigung der Privatforstwirtschaft durch die königlichen Forstbeamten und eine nachdrückliche Bestrafung übermäßigiger Holzfällungen vorschrieb. Außerdem konnte der betreffende Besitzer noch zur Einhaltung eines durch Sachverständige festgesetzten Abnutzungssatzes gezwungen werden.

Biel eingehender als mit den Privatwaldungen haben sich die Landesherren stets mit den Markt- und Gemeindewaldungen beschäftigt, zu denen sie schon seit langem nicht nur durch die Jagd, sondern auch als Überwärter im engeren Beziehung standen; nach der Reception des römischen Rechtes kam dazu noch der Standpunkt der Oberaufsicht über die Gemeinden und deren Vermögensverwaltung nach dem Satz: *universitas cum pupillo pari ambulat passu*.

Für eine Ordnung der Gemeindewaldwirtschaft wurde sowohl durch den Erlaß von besonderen Vorschriften, soweit die allgemeinen Forstdordnungen nicht ausreichten, als auch dadurch gesorgt, dass entweder die Gemeinden selbst Forstbeamte anstellen mussten, oder dass den landesherrlichen Forstbediensteten die Beaufsichtigung und Bewirtschaftung der Gemeindewaldungen übertragen wurde, letzteres war namentlich im XVIII. Jahrhundert der Fall. Zu der Hessen-Cassel'schen Verordnung von 1711 ist sogar bereits das Prinzip der vollen Beförderung durchgeführt, ebenso auch in der Badischen von 1787.

Friedrich der Große beschäftigte sich eben-

falls eingehend mit der Verbesserung der Gemeindewaldwirtschaft und übertrug durch eine Immediatinstruction von 1754 den staatlichen Forstbeamten die Beaufsichtigung der Gemeindewaldungen; noch weiter ging eine Verordnung für die Neumark von 1773, welche eigentlich die volle Beförderung einführte. Leider verhinderten die zu großen Dienstbezirke und der Umstand, dass den Gemeinden durch die Beaufsichtigung keine Kosten erwachsen sollten, die wirksame Durchführung dieser ganz guten Vorschriften.

Bei den Städtenwaldungen ist zu unterscheiden zwischen jenen der Reichsstädte und jenen der landesherrlichen Städte.

Erstere unterstanden mit ihrer ganzen Administration und auch mit jener der Waldungen der niemals stark drückenden Einwirkung der Reichsbehörden, allein auch die landesherrlichen Städte genossen gewöhnlich eine größere Freiheit bezüglich ihrer Forstwirtschaft als die Landgemeinden, auch war die Beaufsichtigung derselben meist etwas anders organisiert.

Bortreffliche Vorschriften waren in dieser Richtung durch die preußische Städteforstdordnung von 1749 erlassen worden. Die Forstwirtschaft der Städte war den Provinzialregierungen unterstellt und jedem Kammerdepartement ein besonderer Städteforstmeister zugetheilt, welcher die Inspection der städtischen Forste übernahm, während die spezielle Verwaltung verantwortlichen Holzschreibern in den Städten oblag. Indessen scheiterte auch diese ganz gute Verordnung bei der Ausführung daran, dass man die Stellungen der Städteforstmeister als eine Versorgungsanstalt für invalide Offiziere betrachtete.

Hinsichtlich der Maßregeln der Landesherren zur Förderung des forstlichen Unterrichtes, welche erst gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts begannen, vgl. Geschichte des forstlichen Unterrichtes.

Der gewaltige Umschwung der forstwirtschaftlichen Anschaunungen zu Anfang des XIX. Jahrhunderts hat auch auf dem Gebiete der Forstpolitik einen Bruch mit dem System der polizeilichen Bewormung herbeigeführt.

Unter dem Einfluss der Adam Smith'schen Theorien ist eine große Anzahl veralteter Zwangsmaßregeln gefallen, wobei allerdings nicht selten ein Umschlag in das andere Extrem eintrat.

Gänzlich beseitigt wurde diejenige Gruppe von Verordnungen, welche eine Beschränkung des Verkehrs mit Forstprodukten sowie der natürlichen Preisbildung bezweckte; die letzten Schranken sind mit der Errichtung des deutschen Zollvereins gefallen.

Ebenso hat die Aufsicht über die Gemeindewaldungen im XIX. Jahrhundert einen wesentlich anderen Charakter angenommen, wenn auch für die fernere Gestaltung derselben innerhalb der einzelnen Staaten natürlich der historische Entwicklungsgang und das Verhältnis am Schlusse des XVIII. Jahrhunderts maßgebend geblieben sind.

Von der modernen Gesetzgebung werde die Städte und Landgemeinden als besonder-

Körperschaften mit einem genau begrenzten Kreis von Rechten und Pflichten anerkannt, zu ersteren gehört insbesondere die Verwaltung ihres Vermögens und damit auch der etwa hierunter befindlichen Waldungen. Über diesen Wirkungskreis übt der Staat eine Oberaufsicht, welche in den einzelnen Ländern ungleich stark entwickelt ist.

Was speziell die staatliche Einwirkung auf die Bewirtschaftung der Gemeindewaldungen betrifft, so haben sich hiebei in Anlehnung an die historischen Verhältnisse und im Zusammenhang mit dem jeweils den Gemeinden eingeräumten Maß der Selbstverwaltung 3 Systeme herausgebildet: 1. die volle Bewirtschaftung der Gemeindewaldungen durch Staatsforstbeamte; 2. die specielle Aufsicht des Staates auf die Bewirtschaftung der Gemeindewaldungen und Sicherstellung der Betriebsleitung durch befähigte Beamte und 3. völlige Freiheit der Gemeindewaldwirtschaft innerhalb der die Benutzung des Gemeindevermögens regelnden allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen.

Bei der Wandlung, welche in neuester Zeit die Aufschauung über das Verhältnis der Zwangsgemeinwirtschaften zum staatlichen Organismus und über die Bedeutung der Waldungen erfahren hat, wird nunmehr auch da, wo der Gemeindesforstwirtschaft eine sehr weitgehende Freiheit eingeräumt war, ein höheres Maß der staatlichen Einwirkung erstrebt.

Noch vollkommen als bezüglich der den juridischen Personen gehörigen Waldungen ist die Befreiung von der staatlichen Bevormundung bei den Privatwaldungen in den ersten Decennien des XIX. Jahrhunderts gesetzlich oder doch wenigstens factisch erfolgt.

Die schlimmen Folgen hievon traten jedoch bald so fühlbar durch die immer weiter greifende Devastation der Waldungen hervor, dass man in manchen Orten schon frühzeitig wieder eine Abhilfe zu schaffen suchte.

Die Frage bezüglich des Maßes der Staatsaufsicht über die Privatforstwirtschaft bekam einen ganz veränderten Charakter, seitdem sich die Erkenntnis von der klimatischen Bedeutung des Waldes und der Begriff der Schutzwaldungen Bahn gebrochen hatten. Jetzt war wenigstens theoretisch die Grenze gegeben, bis zu welcher das Interesse der Allgemeinheit eine Beschränkung der individuellen Freiheit zu fordern berechtigt ist. Die erste praktische Anwendung dieser Begriffe versuchte das bayerische Forstgesetz von 1832, ferner das preußische von 1873 und das württembergische von 1879.

An die Stelle der übrigen polizeilichen Vorschriften zur Hebung der Forstwirtschaft sind im XIX. Jahrhundert zahlreiche Maßregeln der Wirtschaftspflege durch Förderung des Unterrichtes, Verbesserung der Verkehrsmittel, Regelung der Eisenbahntarife etc. getreten. Schw.

Forstpolizei (Deutschland) ist die Sicherung des Wohles des Ganzen und der Einzelnen durch den Schutz der Waldungen. Dieselbe bildet eine Aufgabe des Staates, begründet in dem Einflusse des Waldes auf Boden, Klima und Produktion und somit auch auf das materielle und geistige Wohl der Menschen.

Der Staat mit repräsentativer Verfassung entledigt sich dieser Aufgabe, soweit es sich um Beschränkung des Eigentums und der Personen handelt, durch die Gesetzgebung, außerdem unter Einhaltung der bestehenden Gesetze durch Verordnungen (s. Organisation der forstlichen Thätigkeit des Staates). Die Forstpolizeigesetzgebung soll hier, der Schutz des Waldes im Verordnungswege unter Forstwirtschaftspflege (s. d.) erörtert werden.

Der Schutz des Waldeigentums ist im Privatrechte begründet, aber die Thätigkeit der Civilgerichte, welche nur auf Antrag der Parteien und bloß über das formelle Recht entscheiden, genügt nicht, wenn es sich um die Wahrung öffentlicher Interessen handelt, welche ein sachverständiges, rassisches und wohlfeiles Eingreifen der Behörden selbst gegen den Willen des Eigentümers verlangt. Es wurde deshalb der Schutz des Waldes auch zum Gegenstande des öffentlichen Rechtes gemacht, n. zw. des Verwaltungsrechtes bezüglich der zu treffenden Präventivmaßregeln und des Forststrafrechtes (s. d.) hinsichtlich der Repression gegen die Auferachtlassung der gesetzlichen Vorschriften.

Die forstpolizeilichen Maßregeln, welche für sämtliche Waldungen des Landes ohne Unterchied des Besitzstandes gelten, haben zum Hauptzwecke entweder

I. die Sicherung des öffentlichen Wohles, oder

II. die Regelung der Rechtsverhältnisse des Waldbesitzers, der angrenzenden Grundbesitzer und der an der Waldnutzung in irgend einer Weise Beteiligten, oder

III. den Schutz des Waldes gegen unbefugte Eingriffe Dritter.

I. Alle Waldungen, welche zur Erhaltung der Gesundheit, Fruchtbarkeit und des Wohlstandes eines Landes sowie zu dessen Vertheidigung (s. Defensionswaldungen) nötig sind, erscheinen als Schutzwaldungen (Bannwaldungen in Österreich, Bannlegung), welche stets in dem Zustande erhalten werden müssen, welchen die Sicherung des öffentlichen Wohles verlangt. Es gehören zu den Schutzwaldungen zunächst alle jene Gebirgswaldungen, deren Abtrieb das Entstehen von Versumpfungen, Lawinen, Erdstürzen und Überschwemmungen zur Folge hat, sowie die Waldungen auf Steingerölle, auf dem Flugfande der Dünen und des Binnenlandes und an Flussufern. Aber auch alle Waldungen, deren Zerstörung nicht die erwähnten Folgen hat (wie dies bei den meisten Waldungen der Ebene und des Hügellandes der Fall), müssen erhalten bleiben, wenn durch ihre Rodung das Klima in einer für die Gesundheit und Fruchtbarkeit des Landes nachtheiligen Weise geändert wird, oder der Wasserstand der Flüsse schädliche Störungen bezüglich der Schifffahrt, Industrie und Landwirtschaft erleidet. Endlich ist eine Minderung aller jener Waldungen unstatthaft, deren Ertrag für die Befriedigung des Bedarfes der Gegend oder des Landes an Forstproduktien unmöglich nötig ist, welcher Fall jedoch in Deutschland bei den hier bestehenden Wald-

stands- und Verkehrsverhältnissen wohl nirgends gegeben ist (s. Privatwaldungen), ebenso wenig wie die Nöthwendigkeit der Herbeiführung entsprechender Forstproducentenpreise, welche man früher zu den Aufgaben der Regierung zählte.

In diesen Schutzwaldungen darf weder eine Rodung (d. i. Umwandlung in eine andere Culturart), noch das Entstehenlassen von Blößen geduldet werden, und für die Waldungen an steilen Hängen und im Hochgebirge, aus Steingerölle sowie aus Dünen und dem Flusande des Binnenlandes ist auch die Führung von Kahlschlägen beim Hochwaldbetriebe zu verbieten, ja nöthigensfalls selbst der Fehnzelbetrieb anzordnen, für die anderen Schutzwaldungen aber der fahle Abtrieb nur unter der Bedingung der sofortigen Wiederaufsichtung zu gestatten. Alle übrigen Waldungen des Landes dagegen sollten von dieser forstpolizeilichen Beschränkungen befreit bleiben, da dauernde Waldblößen oder die Rodung einer Fläche, die sich nach Lage und Beschaffenheit nicht zum dauernden Betriebe der Landwirtschaft eignet und deshalb, wie bei den sog. Außenfeldern der Fall ist, nach einiger Zeit wieder mit Wald ansteigt, wohl einen volkswirtschaftlichen Nachtheil, nicht aber einen Zwangsmäßigregeln rechtfertigenden Nöthstand bedingen. Es müßte ja sonst auch dem Landwirte verboten werden, einen Acker unbehant liegen zu lassen, oder von einer dem öffentlichen Interesse förderlicher Benutzung seines Grund-eigenthums zu einer minder vortheilhaften überzugehen.

Gesetzliche Bestimmungen bezüglich der Erhaltung des dem Lande nöthigen Waldstandes finden sich in Preußen (Gesetz über Schutzwaldungen und Waldgenossenschaften vom 6. Juli 1875, das Feld- und Forstpolizeigesetz vom 1. April 1880 und die vorläufige Verordnung vom 5. März 1843 über die Ausübung der Waldstreuberechtigung), Bayern (für die rechtsrheinischen Landesteile das Forstgesetz vom 28. März 1832 und für die Rheinpfalz die Verordnung der österreichischen und bayrischen Landesadministration zu Kreuznach vom 15. December 1814, jedoch ohne Strafbestimmungen), Württemberg (Forstpolizeigesetz vom 8. September 1879), Baden (Forstgesetz vom 13. November 1833 mit Nachtrag vom 27. April 1834 und Forststrafgesetz vom 25. Februar 1879), Hessen (für die Provinzen Oberhessen und Starkenburg die Verordnung vom 26. Juni 1838 und 29. December 1839, für Rheinhessen wie für die bayrische Rheinpfalz), Braunschweig (Gesetz über die Ausübung der Forsthöheit und Forstaufsicht über die Privatforste vom 30. April 1861), Sachsen-Meiningen (Forstdordnung vom 29. Mai 1856), Sachsen-Coburg (Gesetz vom 20. Februar 1860), Sachsen-Gotha (Gesetz vom 11. Juni 1858), Schwarzburg-Rudolstadt (Gesetz über die Beaufsichtigung der Privatwaldungen vom 18. März 1840), Schwarzburg-Sondershausen (Verordnung vom 27. Februar 1864), Reuß ältere Linie (Verordnung vom 13. December 1870), Waldeck (Forstdordnung vom 21. November 1853), Lippe-Detmold (Verordnung vom

25. Mai 1819) und Elsass-Lothringen (französischer Code forestier vom 31. Juli 1827, welcher die Rodung der Privatwaldungen an die Genehmigung der Behörden knüpft).

Diese Gesetze stellen nun entweder, wie in Preußen, Bayern und Württemberg, den Begriff des Schutzwaldes fest, oder sie beschränken sich einfach auf das Verbot der Devastation und der eigentlichen Rodung des Waldes.

Wenn sich die dem Waldbesitzer auferlegten Verpflichtungen auf das zur Walderhaltung unumgänglich Nöthige befränen, liegen dieselben auch im Interesse des Waldbesitzers und bringen denselben in keinem Falle wirtschaftliche Nachtheile. Es ist deshalb auch in den genannten Gesetzen von einer Entschädigung des Waldbesitzers und der Servitutberechtigten Umgang genommen. Eine Ausnahme davon macht nur das preußische Gesetz vom 6. Juli 1875, welches sich auch die Bindung von Sandschollen, den Schutz gegen Ab schwemmen und Abrutschien des Bodens u. s. w. zur Aufgabe gestellt hat, indem es den Eigentümern, Nutzungs-, Gebrauchs- und Servitutberechtigten sowie den Wächtern der gefahrbringenden Grundstücke volle Entschädigung für den ihnen aus den angeordneten Beschränkungen, Waldculturen oder sonstigen Schutzanlagen zugehenden Schaden gewährt, solche Anlagen dagegen auch nur dann zuläßt, wenn der abzuwendende Schaden den Nachtheil für den Eigentümer beträchtlich überwiegt. Die Entschädigung des Eigentümers und die Kosten der Anlage liegen dem Antragsteller ob, bezüglich der letzteren unter Buziehung des Eigentümers bis zu dem Mehrwerte, den das Grundstück durch die Anlage erhält. Der Antrag auf Erlass von Eigentumsbeschränkung und Herstellung von Schutzanlagen steht zu den gefährdeten Interessenten, den Gemeinde-, Amts-, Kreis- und sonstigen Communalverbänden in allen innerhalb ihrer Bezirk vor kommenden Fällen und der Landespolizeibehörde. Die Entscheidung über die gestellten Anträge hat das Waldschutzericht (Vandrat mit sechs von der Kreisversammlung gewählten Mitgliedern). Rechtsstreitigkeiten gehören vor die Civilgerichte.

Die Genehmigung zu jeder Waldrodung ist, mit Ausnahme von Preußen, in den oben genannten deutschen Bundesstaaten nöthig, in der bayrischen Rheinpfalz und Rheinhessen jedoch nur bei Flächen von mehr als 8, in Sachsen-Coburg bei solchen über  $2\frac{1}{2}$  ha. Diese Genehmigung, welche bei Schutzwaldungen unbedingt verweigert wird, ist außerdem von der Culturfähigkeit des Bodens und der Zustimmung der Forstberechtigten abhängig und an die Bedingung geknüpft, die gerodete Fläche innerhalb der durch das Gesetz oder durch die Forstpolizeibehörde bestimmten Frist der beabsichtigten Cultur zuzuwenden.

Au das Verbot der eigenmächtigen Waldrodung reiht sich in den fraglichen Gesetzen jenes des Entstehenlassen von Blößen und das Gebot der Aufsichtung derselben innerhalb des gesetzlichen (in Reuß ältere Linie und Schwarzburg-Rudolstadt drei Jahre) oder von der Forstpolizeibehörde, unter besonderer

Berücksichtigung etwaiger größerer Entwaldungen durch natürliche Ereignisse, bestimmten Zeitraumes. Die Verpflichtung zur Wiederaufforstung der Blößen erstreckt sich, mit Ausnahme von Baden, nur auf die nach dem Erscheinen des Forstgesetzes entstandenen.

Der Kahlhieb ist in Bayern und Württemberg nur für die Schutzwaldungen verboten, in Baden dagegen ist zu jedem Kahlhiebe oder einem anderen in seinen Folgen ähnlichen Hiebe die Erlaubnis der Forstbehörde einzuholen, welche nicht verweigert werden soll, wenn der künstliche Wiederanbau der Waldfläche nach den örtlichen Verhältnissen zulässig erscheint, und der Waldbesitzer für die Ausführung der Eulturen die nötige Sicherheit bietet.

In Schutzwaldungen ist eine jede Betriebsführung, welche die Existenz und die Verjüngungsfähigkeit der Bestände oder überhaupt das öffentliche Wohl gefährdet, als Waldabschwendung oder Devastation zu betrachten und gefährlich zu verbieten. Insbesondere aber darf auch nicht gestattet werden, dass dort, wo Kahlschläge erlaubt sind, diese in solcher Ausdehnung an einander gereicht werden, dass der Nachwuchs aus Mangel an Seitenschnitz durch älteres Holzfeind Gedeihen findet, oder gar die klimatischen Verhältnisse in einer für die Gegend schädlichen Weise alteriert werden. In jenen Schutzwaldungen, für welche der fahle Abtrieb verboten ist, darf bei natürlicher Verjüngung mit dem Abtriebe nicht unter den Zeitpunkt der vollen Samenproduktionsfähigkeit herabgegangen werden. Es sind die Samenbäume erst nach gehöriger Erstärkung des Nachwuchses vollständig zu entfernen, und bei Waldungen, die im Plenterbetriebe bewirtschaftet werden müssen, erscheint jede Wegnahme des alten Holzes, welche den Zweck der gedachten Anordnung, z. B. den Schutz gegen Lawinen oder gegen Flugsandbildung, gefährdet, als Waldabschwendung.

Da es nicht möglich ist, für ein größeres Land, namentlich mit einer bedeutenderen Verschiedenheit der Waldstands-, Standorts-, Verkehrs- und wirtschaftlichen Verhältnisse, alle Fälle der Waldabschwendung vorzusehen, so haben sich unsere deutschen Forstpolizeigesetze auf das allgemeine Verbot der Waldabschwendung beschränkt und die Feststellung des Begriffes derselben für gegebene Verhältnisse den einschlägigen Behörden überlassen. Dieses Verbot wurde übrigens, gleich jenem der eigenmächtigen Waldrodung, auf die sämtlichen Waldungen des Landes ausgedehnt.

Bei Schutzwaldungen ist die Fernhaltung von Waldbeschädigungen durch Elementarereignisse, Insekten, Wild u. s. w. sowie durch Forstfreiheit als eine ganz besondere Pflicht des Waldbesitzers zu erklären.

Eine Walddevastation erfolgt übrigens nicht allein durch Zerstörung des Holzbestandes, sondern auch durch übermäßige Ausdehnung der Forstnebennutzungen, und es sind diese deshalb in Schutzwaldungen so zu beschränken, dass die Bestände im gesunden, verjüngungsfähigen Zustande erhalten bleiben.

Die Schädlichkeit der Forstnebennutzungen ist nach der Art und Weise der Gewinnung

sowie nach den Bestands- und Standortsverhältnissen eine sehr verschiedene, so dass auch hier die deutschen Forstpolizeigesetze mit Recht eine detaillierte Feststellung waldbewässerlicher Handlungen unterließen. Die betreffenden Anordnungen erstrecken sich auch hier nicht bloß auf die Schutzwaldungen, sondern auf alle Waldungen des Landes.

Die Entfernung einer starken Laubdecke in Buchenwaldungen oder hoher Moospolster in Fichtenbeständen ist oft die Voraussetzung der Bestandsbegründung, und es ändert wohl auch auf kräftigem Gebirgs- oder durch die Überschwemmungen gedüngtem Auboden eine mäßige Nutzung der Bodendecke eine vielleicht kaum merkliche schädliche Wirkung auf den Holzwuchs; aber auf armem Boden führt eine maßlose Streuung unfehlbar zur Walddevastation. Es sind deshalb unter solchen Verhältnissen polizeiliche Maßregeln zum Schutz des Waldes um so mehr am Platze, als die Waldstreu, welche ohnehin nur zu den minder wertvollen Streumaterialien zählt, bei einem rationalen Betrieb der Landwirtschaft entbehrlich wird, und in der Abgabe derselben meist das Haupthindernis des Ausschwunges der Bodenkultur liegt.

In den Waldungen auf Dünen oder auf Flugsand im Binnenlande hätte die Rechstreunutzung ganz zu unterbleiben, außerdem aber wäre dieselbe bei schlagweisem Betriebe durch angemessene Schonung des Waldes vor (Borhege) und nach der Verjüngung (Nachhege) sowie durch einen entsprechenden Wechsel mit den zur Nutzung bestimmten Beständen und durch den Ausschluss eiserner Rechen bei der Streugewinnung so weit zu beschränken, dass die Erziehung gesunder, verjüngungsfähiger Bestände ermöglicht bleibt. Beim Plenterbetriebe muss durch längeres Ausseken mit der Streunutzung den einzelnen Beständen die nötige Schonung gewahrt werden.

In Württemberg können die f. Forstämter bei Wahrnehmung übermäßiger Streunutzung die nötigen Anordnungen zur Einschränkung derselben an den betreffenden Waldbesitzer erlassen, und in Sachsen-Meiningen darf die Streunutzung in allen Waldungen nur nach Einweisung der Forstbeamten in einer den Waldbestand nicht gefährdenden Weise ausgeübt werden. Das Verbot des Gebrauches eiserner Rechen besteht in Sachsen-Meiningen und Waldeck.

Das fortgesetzte Abmähen von Heide, Heidelbeere, Bejenpieme u. s. w. (Plaggenmähen) bringt den Boden durch das ofte Bloßlegen und durch das Entziehen von Aschenbestandtheilen zur Sterilität und sollte daher in gleicher Weise wie die Benutzung der Laub- und Moosstreu beschränkt werden.

Infolge des Verbotes des Entstehenlassens von Blößen wird diese Nutzung mit dem Bestandschluss von selbst aufhören und erst mit der Lichtung der Bestände im höheren Alter wieder möglich werden. Dieselbe wäre jedenfalls mit dem Beginne der Bestandsverjüngung oder besser noch einige Jahre vor derselben einzustellen. In Sachsen-Meiningen sind die

bei dieser Nutzung anzuwendenden schneidenden Instrumente von den Forstbeamten besonders zu bezeichnen.

Noch verderblicher als das Plaggenmähen wird dem Walde das Plaggenhauen, durch welches nicht nur die Bodendecke, sondern auch die obere Dammerdeschicht weggenommen wird, und es sollte daselbe deshalb in den Schutzwaldungen unbedingt verboten werden. Diese Nutzung ist übrigens schon alt, indem sich in verschiedenen Markordnungen hieran bezügliche Bestimmungen finden, so z. B. in der Dernkamper Mark aus dem Jahre 1603, wonach in den Orten, wo Heister gesetzt waren, keine Plaggen gehauen werden durften, vielmehr die Plaggenmatt von denselben 12 Fuß (an anderen Orten 6 Fuß) und bei größeren Bäumen so fern bleiben sollte, als deren äußerster Tropfen fällt.

Vorschriften zur Regelung dieser walddevastierlichen Nutzung, welche übrigens auch durch Verbot des Entstehenlassens von Waldblößen zeitweise unmöglich gemacht wird, enthalten die deutschen Forstpolizeigesetze nicht.

Die Gewinnung von Ast- oder Schneideasten an stehenden Bäumen (Fichten- und Weißtannen, selten Lärchen und Kiefern und vereinzelt Buchen) ist mit Beschädigung der Bäume durch das Besteigen derselben mit Steigseilen, durch das Herabreißen der Äste und durch die Säfstockung infolge der Minderung der Respirationsorgane verbunden und gefährdet die Bodenkraft durch den geminderten Nadelabfall und die Unterbrechung des Bestandschlusses. Es kommt dieses Reißstreuhacken (in den Alpen Schnatten genannt) als eigene Betriebsart in den bäuerlichen Waldungen verschiedener Gebirgsgegenden, z. B. des Schwarzwaldes, Fichtelgebirges, fränkischen Waldes, namentlich aber der österreichischen Alpen (s. Aststreu) vor und sollte in Waldungen, deren Erhaltung durch das öffentliche Interesse geboten ist, nicht geduldet oder doch auf ein Minimum beschränkt werden.

Befondere polizeiliche Beschränkungen der Aststreuung bestehen in Deutschland nicht.

Die Waldweide, welche mit der intensiveren Gestaltung der Landwirtschaft in der Ebene und dem Hügellande mehr und mehr verschwindet, kann durch das Auflockern des zu leichten und das Festtreten des zu bindenden Bodens, durch das Abrutschen der losgetretenen Erde an steilen Hängen, durch Beschädigungen flach streichender Wurzeln, durch Abtrennen junger Staudauschläge, durch Abbeissen von Knospen und Blättern, durch das sog. Überreiten junger Stangen u. s. w. dem Walde, namentlich im Hochgebirge, vielen Schaden bringen, ja selbst häufig die Begründung und Erziehung von Bäumen in Frage stellen.

Die Nachtheile der Waldweide traten in Deutschland bei dem ausschließlichen Plenterbetriebe in den Hochwaldungen und dem niedrigen Umltriebe der Ausschlagswaldungen frühzeitig hervor, die Maßregeln zur Befreiigung derselben datieren schon aus dem XIII. Jahrhundert. Man glaubte allgemeine gesetzliche Vorschriften über die Schonung des Waldes gegen das Weidevieh geben zu können, indem

man entweder eine Schonungszeit vorschrieb (z. B. erst im 5., 6., u. s. w. Blatt hüten ließ), oder den Viehtrieb erst bei einer bestimmten Höhe des Holzes, z. B. von 9 bis 12 Fuß, gestattete, oder endlich einen bestimmten Theil der Waldfläche, z. B.  $\frac{1}{10}$  bis  $\frac{1}{6}$  im Hochwalde und  $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{1}{3}$  im Niederwalde, von der Weideausübung verschont wissen wollte; allein diese Anordnungen genügten nicht, da die Schädlichkeit der Waldweide nach dem Standorte, der Terraingestaltung, der Holz- und Betriebsart, der Umltriebszeit, der Art und Weise der Bestandsbegündung, der Gattung, der Zahl und Gewöhnung der Thiere, der Witterung, der Zeit des Eintriebes u. s. w. eine sehr verschiedene ist. Man beschränkt sich deshalb jetzt mit Recht auf das allgemeine Verbot der Walddevastation durch die Weide und überlässt den Localbehörden die Definition der schädlichen Waldweide.

Eine wesentliche Beschädigung der Holzbestände lässt sich jedenfalls dadurch vermeiden, dass man, wie durch das bayrische Forstgesetz vorgeschrieben, beim schlagweisen Betriebe die Verjüngungen der Weide erst aufgibt, wenn sie dem Manne des Viehs entwachsen sind, und in die Plenterwaldungen nur so viel Vieh einträgt, als sich von dem vorhandenen Grase zu ernähren vermag. Durch Fernhalten des Weideviehes von Flugsandböden und von kahlen, nur in den Vertiefungen etwas Erde enthaltenden Felshängen ist die Erhaltung, bzw. die Neubildung von Dammerde gesichert.

Die Ziege, welche sich mit Vorliebe von Knospen, Blättern und jungen Trieben der Holzpflanzen nährt, eine besondere Fähigkeit zu klettern und sich auf den Hinterfüßen aufzurichten besitzt und sich nicht leicht bei der Herde erhalten lässt, sollte aus Plenterwaldungen sowie aus Waldungen, deren Verjüngung, wie z. B. in manchen Alpenländern, durch natürliche Bejähmung der Schädläge nur sehr langsam erfolgt, ganz verbannt werden.

Das Weidevieh darf (wie z. B. in Bayern) nur dann ohne Hirten in dem Wald gelassen werden, wenn die Schonungsflächen vor demselben durch entsprechende Einfriedigung geschützt sind.

Weicht sich an diese polizeilichen Maßregeln im Interesse eines entsprechenden Vollzuges derselben noch das Verbot der Nachtweide und der Einzelheit bei einer Mehreren (Gemeinde) zustehenden Weideberechtigung an, und untersagt man wohl auch noch, um das Vieh mit seiner Ernährung nicht auf die Holzpflanzen anzuweisen, den Eintrieb desselben vor dem Erscheinen des Grases, d. i. bei uns nicht vor Anfang oder Mitte Mai (in Baden für die Waldungen juristischen Personen nur während der Monate Mai bis October einschließlich), so ist dem Schutze des Waldes in jeder Beziehung Rechnung getragen.

Das Verbot der Einzel- und Nachtweide ist ein allgemeines in Preußen, Bayern, Baden, Sachsen-Meiningen und Württemberg. Weitere polizeiliche Beschränkungen bestehen für alle Waldungen in Bayern, für die Waldungen der juristischen Personen in Baden und nur bezüglich

der Weiderechte im Preußen und Schaumburg-Lippe (s. Regulierung der Forstprivilegien).

Die Mästnung, welche durch Fernhalten der Schweine von Besamungsschlägen und von zur Flugsandbildung oder Verkumpfung geneigtem Boden unschädlich gemacht werden kann, hat gegenwärtig in Deutschland so wenig Bedeutung, daß sich bis jetzt noch nirgends das Bedürfnis gezeigt hat, dieselbe im Wege der Forstpolizeigesetzgebung zu beschränken.

Der Wildstand ist in solchen Grenzen zu halten, daß er die Begründung und Herausziehung gesunder und wüchsiger Bestände nicht gefährdet, was ohnehin schon durch die im Interesse der Bodencultur erlassenen Jagdpolizeigesetze angeordnet ist.

Die Harznuzung mindert, wenn sie im Übermaße betrieben wird, nicht nur Menge und Güte des Holzvertrages der Fichtenwaldungen in ganz unverhältnismäßiger Weise, sie ist auch die Ursache, daß von den Lagen aus bald Rothfäule die Stämme befällt, oder doch dieselben an ihrer Gesundheit so geschwächt werden, daß dadurch die natürliche Verjüngung erschwert oder selbst unmöglich gemacht, und die Vermehrung der Vorkenfächer, denen die Natur das kräftelende Holz zu Brutplägen angewiesen hat, befördert wird. Es erscheint deshalb nothwendig, mit dieser Nutzung erst 10—20 Jahre vor dem Bestandsabtriebe zu beginnen und das Harzharren nur alle zwei Jahre vorzunehmen, u. zw. längstens bis Ende Juli, damit sich noch vor Winter ein neuer, die Lagen gegen die Witterungseinflüsse schützender Harzüberzug bildet. Die Zahl der Lagen, welche nicht über 1 m lang und nicht über 0'03 m breit sein sollten, ist derart für den Stamn festzustellen, daß zwischen je zwei Lagen immer ein Rindenstreifen von 0'2—0'3 m Breite verbleibt.

Übrigens ist die Harznuzung in Deutschland eine unbedeutende, da durch die Konkurrenz des russischen und amerikanischen Harzes die Harzpreise so gedrückt sind, daß der mit dieser Nutzung verbundene Holzvertragsverlust nicht gedeckt wird. Es findet sich deshalb auch nur in dem badischen Forstgesetze die, für Privatwaldungen jedoch nicht mehr gültige, Vorschrift, daß das Harzen nicht vor dem 30. Jahre, nur in der Zeit von Mitte Juni bis Mitte September und in der Regel nur alle zwei Jahre stattfinden darf.

Die Stockholzgewinnung kann in den Schutzwaldungen nur stattfinden, wenn Beschädigungen des Nachwuchses, Verkumpfung, Abschwemmen der gelockerten Erde und Fluglandbildung nicht zu befürchten sind.

Einer Zerstörung des Nachwuchses der Schläge durch die Waldgräserei ist schon durch das Verbot des Entziehenlassens von Blößen in den Schutzwaldungen vorgebeugt. Spezielle Beschränkungen der Waldgräserei bestehen in Sachsen-Meiningen (Einweisung durch die Forstbeamten), Waldeas (Verbot der Schneidewerkzeuge) und in Baden für die Nichtprivatwaldungen (nur in Orten, welche die für die Waldweide festgesetzte Schonungszeit überschritten haben).

Die Futterlaubgewinnung darf hier

nur an Kopf- und Schneidelholzstämmen, an Durchforstungshölzern und in Niederwaldungen, welche im darauffolgenden Jahre zum Hiebe kommen, stattfinden.

Für die übrigen Forstnutzungen ist eine forstpolizeiliche Beschränkung nicht nötig.

Die Ausscheidung der Schutzwaldungen und insbesondere auch jener, in welchen kein kahler Abtrieb stattfinden darf oder gar der Plenterbetrieb statthaben muß, hat durch die Forstpolizeibehörde im Einvernehmen mit der Forstbehörde zu geschehen. Zweckmäßiger wäre es aber jedenfalls, die Entscheidungen der Forstpolizeibehörden auf die Resultate von Untersuchungen zu gründen, welche in fraglicher Beziehung für das ganze Land von einer aus Forst-, Land- und Forstwirthen, Naturforschern und Wasserbau- und Culturingenieuren bestehenden Commission unter Assistenz der Localforstbeamten vorgenommen würden.

Die Beitzer von Schutzwaldungen müssen von dieser Qualification ihrer Waldungen durch die Forstpolizeibehörde mit dem Bemerkung verständigt werden, daß ihnen gegen die getroffene Entscheidung innerhalb der gesetzlichen Frist die Berufung an die höhere Instanz zusteht.

Es läßt sich endlich auch rechtfertigen, daß in Gegenden, wo das ganze Waldareal als Schutzwald zu betrachten ist, Maßnahmen gemacht werden zugunsten von Parkanlagen und geschlossenen Gärten, von kleinen isolierten Parcellen in der Ebene und von neuen Waldanlagen auf früher landwirtschaftlich benützten Grundstücken, wie dies z. B. der französische Code forestier thut.

Da sich übrigens häufig der Einfluß der Waldungen eines Landes über dessen Grenzen hinaus erstreckt, so ist in vielen Fällen zur vollständigen Sicherung des allgemeinen Wohles durch den Waldbau ein gemeinsames Vorgehen aller an einem größeren Waldcomplexe oder an einem Stromgebiete beteiligten Staaten nötig.

Nach dem preußischen Gesetze vom 6. Juli 1875 besteht principiell Freiheit in der Bewirtschaftung der Waldungen, indem Beschränkungen des Waldeigentums, wie oben ausgeführt, nur auf Antrag der Gefährdeten eintreten. Diese Beschränkungen sind dem Ermessen des Waldschutzgerichtes überlassen und werden sich wohl meist mit den vorstehend für die Schutzwaldungen angegebenen Präventivmaßregeln decken.

Die Zwiderhandlungen der Waldbesitzer gegen diese ihnen im öffentlichen Interesse auferlegten Verpflichtungen bezeichnet man als Forstpolizeiübertretungen (s. Forststrafrecht).

Die Wiederbewaldung (s. d.) großer Ödungen, welche der staatlichen Behilfe bedarf, wird in der Regel durch besondere Gesetze geregelt.

Die mit dem Waldüberfluß eines Landes verbundenen Nachtheile können wohl auch ein Gesetz über Waldcolonisation (s. d.) nötig machen.

Den Bezug unentbehrlicher Holzsortimente sichert sich der Staat durch ein Holzvorkaufsrecht (s. d.).

## II. Die Regelung der Rechtsverhältnisse

1. zwischen dem Waldbesitzer (s. Besitz) und den an dem Eigenthume oder der Nutzung des Waldes Mitberechtigten,

2. zwischen dem Waldbesitzer und den angrenzenden Grundbesitzern und

3. den bei der Bewirtschaftung und Nutzung des Waldes Beteiligten

ist zunächst Sache des Privatrechtes, und die Forstgezegebung darf hier nur so weit eingreifen, als es die Sicherung des öffentlichen Wohles verlangt.

Jede Störung eines privatrechtlichen Verhältnisses lässt sich zwar auf dem Civilrechtswege begegnen, aber dieser Weg ist langwierig und kostspielig und wird deshalb von den Beschädigten meist nur in wichtigeren Fällen betreten. Die Civilgerichte entscheiden nur auf Antrag und nur über das formelle Recht, die Rechtsicherheit eines Landes verlangt dagegen, dass alle Übergriffe in fremde Rechte schnell, ohne Kosten für den Beschädigten und mit Wahrung der öffentlichen Interessen entschieden werden, was in vielen Fällen nur dadurch möglich ist, dass man die Zu widerhandlungen gegen privatrechtliche Verpflichtungen als öffentliche Delikte erklärt und bestraft.

Ad 1. Der Staat regelt nicht nur im Wege der Gesetzgebung für die einzelnen Eigenthums-kategorien die Rechte der Miteigenthümer des Waldes oder des Eigenthümers gegenüber dem Nutznießer, wie z. B. bei Lehen- und Erblehenswaldungen, im Interesse der Beteiligten und des öffentlichen Wohles, er bestraft auch jede eigenmächtige Aneignung von Forstprodukten, sowie jede Beschädigung des Waldes und Ordnungswidrigkeit von Seite eines Gemeindeangehörigen, eines Miteigenthümers bei Corporationswaldungen, eines Agnaten bei Waldungen im judeocommunischen Verbande u. s. w., sowie eines Forstservitutsberechtigten gerade so, als ob die fragliche Handlung von einem unbefugten Dritten verübt worden wäre. Auch Verletzungen privatrechtlicher Verpflichtungen, welche dem Walde keinen directen Nachtheil bringen, sind, wie z. B. der Verkauf von berechtigungsweise oder aus einem Gemeindewalde zur Befriedigung des Hansbedarfes bezogenen Forstprodukten, in den deutschen Forststrafgesetzen mehrfach (z. B. in Preußen, Bayern, Baden u. s. w.) als forstpolizeiwidrige Handlungen mit Strafe bedroht.

Die Regulierung der Forstservituten (s. d.) bildet eine Hauptaufgabe der Forstpolizeigesetzgebung.

Ad 2. Die natürlichen wechselseitigen Beziehungen benachbarter Grundstücke erfordern im Interesse der Rechtsordnung und Rechtsicherheit Einschränkungen des Nutzungs- und Verfüungsrechtes der Grundeigenthümer, welche, als sog. Nachbarrecht (s. d.), dem Privatrechte angehören, mehrfach aber auch im öffentlichen Interesse durch die Verwaltungsgesetzgebung geregelt werden.

Da durch neue Ansiedlungen in unmittelbarer Nähe des Waldes diesem mancherlei Gefahr durch Beschädigungen und durch Entwen-

dung von Forstprodukten droht, so sollte, sofern es nicht schon durch allgemeine gesetzliche Vorschriften angeordnet ist, durch das Forstgesetz, wie z. B. in Preußen, Bayern, Baden, Sachsen-Meiningen, nach dem französischen Code forestier u. s. w. bestimmt werden, dass die bau-polizeiliche Genehmigung zur Errichtung von Gebäuden, insbesondere von feuergefährlichen Anstalten, wie Ziegelbrennereien, Theer- und Kalköfen, Pechhütten u. s. w., innerhalb einer bestimmten Entfernung (in Preußen z. B. 75, in Bayern 40 m) vom Walde nach Genehmigung des Waldbesitzers nur dann zu ertheilen ist, wenn derselbe keine forstpolizeilichen Bedenken entgegenstehen.

In Württemberg wird mit Geld bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft, wer Waldflächen oder Felder, welche an Waldungen angrenzen, ohne Erlaubnis der Forstpolizeibehörde abbrennt oder den hierauf bezüglichen Anordnungen der Forstpolizeibehörde zuwiderhandelt.

Mitunter, wie z. B. auch noch vor nicht langer Zeit in Bayern, ist dem Waldbesitzer die Verpflichtung auferlegt, zu beiden Seiten der den Wald durchziehenden öffentlichen Straßen Lichtungen ohne Entschädigung zu erhalten. Es liegt diese die Trockenhaltung und Sicherheit der Straße beabsichtigende Einrichtung lediglich im öffentlichen Interesse, und es wären deshalb die betreffenden Straßenlichtungen von dem Staaate zu expropriieren, oder doch die Waldbesitzer für den hiedurch entstehenden Ertragsausfall zu entschädigen.

Die Regelung der Holztrift auf den öffentlichen und Privatgewässern ist in Deutschland nicht, wie in Österreich, Sache der forst-, sondern der wasserrechtlichen Gesetzgebung.

Wird ein älterer Nadelholzbestand durch die Wegnahme des Waldes plötzlich den Angriffen des Windes bloßgestellt, so ist seine Zerstörung in den meisten Fällen so ziemlich sicher, und man hat deshalb, wie z. B. in Österreich, geglaubt, in solchen Fällen dem Angrenzer durch das Forstgesetz die Verpflichtung auferlegen zu sollen, beim Abtriebe seines Waldes einen Schutzstreifen an der Grenze desselben stehen zu lassen. Es hat natürlich der Staat, zu dessen ersten Pflichten der Schutz des Eigenthumes der Staatsbürger gehört, die Berechtigung zu einer solchen Anordnung, aber dieselbe dürfte doch kaum dem beabsichtigten Zwecke entsprechend, da ein solcher Schutzstreifen selbstverständlich ebenso wenig dem Winde zu widerstehen vermugt, wie der zu schützende Wald selbst. Man sollte es deshalb den Waldbesitzern überlassen, durch Zurückbleiben mit der Bestandsbegründung von der Grenze, wozu solche ohnehin öfter particularrechtlich verpflichtet sind, einen schützenden Mantel für ihren Wald zu bilden, oder, wenn dies früher versäumt worden sein sollte, durch Aufnahmen schmäler, allmählich zu erweitern der Schneisen (im Thüringerwalde Loschiebe genannt) eine kräftige Entwicklung der Rundbäume zu bewirken. Für letzteren Fall wäre es zweckmäßig, die Waldbesitzer gesetzlich anzuhalten, sich von der Abhöhe des Abtriebes der Grenzbestände rechtzeitig (vielleicht 5—10 Jahre vor dem Zeitpunkte, wo der Sieb die Grenze

erreicht) Mittheilung zu machen. Zedenfalls aber sollte für den aus dem Überhalten eines Schutzstreifens über den Zeitpunkt der vortheilhaftesten Haubarkeit erwachenden Verlust von dem Staate, oder dem Waldbesitzer, in dessen Interesse die Erhaltung des Windmantels erfolgt, Entschädigung geleistet werden. Eine Sicherheitsbestellung für die nach dem Bestandstriebe drohende Gefahr (*cautio damni infecti*) kann der Besitzer des bedrohten Waldes nicht verlangen (s. Caution).

Forstfeeten, Mäuse und andere schädliche Thiere können unter Umständen, welche ihre ohnehin starke Vermehrung begünstigen, zu einer großen Calamität für eine ganze Gegend werden, wenn ihrer Verbreitung nicht schnell und mit vereinten Kräften entgegengetreten wird. Die Verpflichtung der Grundbesitzer zu einem solchen gemeinamen Vorgehen ist überall in der Polizeigesetzgebung begründet und das Unterlassen der polizeilich angeordneten Raupenvertilgung nach dem Reichsstrafgesetze sogar mit Geldstrafe bis zu 60 Mark oder mit Haft bis zu 14 Tagen bedroht, aber denngleich durfte es zweckmäßig sein, im Wege der Forstgesetzgebung, wie z. B. in Bayern, Sachsen (Gesetz über den Schutz der Waldungen gegen schädliche Insecten vom 17. Juli 1870), Baden, Sachsen-Meiningen u. s. w., die betreffenden Verpflichtungen der Waldbesitzer näher zu präzisieren, dienen die Auflage der sofortigen Anzeige des Vor kommens schädlicher Thiere zur Pflicht zu machen und die Forstpolizeibehörden zu ermächtigen, die von den Waldbesitzern unterlassenen Vorbeugungs- und Vertilgungsmaßregeln auf deren Kosten vornehmen zu lassen.

Die Wildbeschädigungen sind von den benachbarten Grundstücken fern zu halten durch gute Jagdpolizeigesetze, welche einen übermäßigen Wildstand verbieten, bezw. (wie z. B. in Preußen, Bayern und Württemberg) die Verwaltungsbehörden zur Beseitigung derselben ermächtigen.

Um die durch Waldbrände den benachbarten Waldungen drohenden Gefahren zu beseitigen, muß dem Waldbesitzer, seinen Arbeitern und den Nutzungsempfängern Alles verboten werden, was die Entstehung eines Waldbrandes verursachen könnte. Es sollte sich jedoch, da die Feuergefahr nach den Bestands- und Standortsverhältnissen, der Größe des Waldes, der Witterung u. s. w. eine äußerst verschiedene ist, das Forstgesetz hiebei auf die Feststellung allgemeiner Normen bechränkt und den Verwaltungsbehörden die Ermächtigung erteilen, nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse specielle Vorbeugungsmaßregeln mit Gesetzeskraft anzunorden.

Das deutsche Reichsstrafgesetz bedroht (§ 368) das Anzünden von Feuer an gefährlichen Stellen in Wäldern oder Heiden mit Geldstrafe bis zu 60 Mark oder mit Haft bis zu 14 Tagen.

Die Anordnungen unserer Forstpolizeigesetze erstrecken sich nun auf

a) die Feststellung der Bedingungen des Feueranzündens im Walde oder in dessen Nähe,

auf die Beaufsichtigung und Löschung des selben,

b) das Verbot des Betretens des Waldes mit unverwahrtem Feuer oder Licht sowie des Hallenlaßens, Wegwerfens oder unvorsichtiger Handhabens brennender oder glimmender Ge genstände (z. B. Preußen und Württemberg),

c) die Vorsichtsmäßigregeln beim Ausbreu men der Schläge, welches nur mit Genehmigung und nach Anordnung der Forstpolizeibehörde stattfinden darf (z. B. Preußen und Baden),

d) die Vorsichtsmäßigregeln beim Abhe brennen, bei der Köhlerei und früher auch bezüglich des Zeidelns (s. Zeidelweiderecht),

e) das Verbot des Tabakrauchens im Walde bei trockener Witterung und einer Bodendecke aus dürrerem Grase oder Moos, sowie endlich auf

f) die Verhütung der Entstehung von Waldbränden durch die Eisenbahnlocomotiven, welche durch Anbringen rauchverzehrender Vorrichtungen an den Locomotiven sowie durch Waldlichtungen zu beiden Seiten der Eisenbahn, deren Boden durch öfteres Umpflügen stets wund zu erhalten ist, am besten erreicht wird.

Die fahrlässige oder vorätzliche Waldbrandstiftung durch den Waldbesitzer selbst wird, wenn dadurch fremdes Eigenthum gefährdet ist, nach den §§ 308 und 309 des deutschen Strafgesetzes mit Gefängnis, bezw. Zuchthaus bestraft.

Die sofortige Anzeige eines entdeckten Waldbrandes bei der nächsten Gemeindebehörde und die Mitwirkung bei der Löschung des selben ist allgemeine Staatsbürgerpflicht; die Leitung der Löschung aber erfolgt auf Grund der bestehenden Löschordnung und unter Mitwirkung der betreffenden Forstbeamten durch die Polizeibehörden. Denselben ist hiebei von allen Seiten unbedingter Gehorsam zu leisten, und sind dieselben berechtigt, in den bedrohten Waldungen die zur Löschung und Verhinderung der Weiterverbreitung des Feuers nötigen Fällungen und sonstigen Arbeiten vorzunehmen zu lassen. Die Verpflichtungen der Gemeinden und einzelnen Staatsbürger bei Löschung von Waldbränden sind entweder bloß im Polizeistrafgesetze, wie z. B. in Bayern, Hessen, Anhalt u. s. w., begründet oder auch im Forstgesetze, wie z. B. in Preußen, Württemberg, Baden (Löschordnung bei Waldbränden vom Jahre 1834), Sachsen-Meiningen, Schaumburg-Lippe u. s. w., näher festgestellt, in jedem Falle aber ist deren Erfüllung durch das Reichsstrafgesetz gesichert, welches im § 360 mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft Denjenigen bedroht, welcher bei Unglücksfällen oder gemeiner Gefahr oder Noth der Aufforderung der Polizeibehörde keine Folge leistet, obgleich er der Aufforderung ohne erhebliche eigene Gefahr genügen könnte.

Der Waldbesitzer ist, wie jeder andere Grundbesitzer, zum Beitritte zu den bereits bestehenden oder nach den geleglichen Bestim mungen zu errichtenden Deichverbänden (s. d.) ebenso verpflichtet, wie zur Befolgung der für den Uferschutz sowie für die Verhinde-

rung und Beseitigung der Wassergefahr in ähnlicher Weise, wie bezüglich der Feuersgefahr, bestehenden Verordnungen.

Für die auf behördliche Anordnung in Anwendung des Staatsnotrechtes (s. d.) zur Beseitigung von Insecten-, Feuer- und Wasser-gefahr vorgenommenen Eigenthumsbeschädigungen ist dem Waldbesitzer vom Staate in jowei Entschädigung zu leisten, als die fraglichen Beschädigungen nicht ausschließlich im Interesse des Waldbesitzers selbst erfolgten. Es kann übrigens ein Waldbesitzer, wenn er ohne irgend eine Aufforderung zum Schutz der angrenzenden Waldungen gegen Feuer-, Wasser- oder Insectengefahr seinen Wald niederhant (nach Analogie der lex rhodia de jactu) von dem betreffenden Nachbar eine verhältnismäßige Entschädigung verlangen und mit der actio de in rem verso geltend machen.

Wie der Schutz des Waldes gegen Naturereignisse oder schädliche Thiere öfter ein gemeinames Vorgehen der Waldbesitzer einer Gegend verlangt, so erfordert oft auch die Beseitigung exzessiver Holzfrevole das Zusammenwirken der beteiligten Waldbesitzer, und es müssen dieselben deshalb die Regierung bezüglich der Constatierung der Frevel dadurch unterstützen, daß sie alles zur Abgabe kommende Holz mit dem Waldhammer schlagen und nur gegen Abfahrtschein aus dem Walde bringen lassen. In Bayern kann bei Überhandnahme der Forstfrevol durch Entwendung durch k. Verordnung für einen bestimmten Zeitraum verfügt werden, daß sowohl innerhalb der Bezirke, in welchen die Forstfrevol vorsallen, als auch innerhalb derselben, in welchen die gefrevolten Gegenstände verkauft zu werden pflegen, jeder Verkäufer von Walderzeugnissen (bei Vermeidung einer Geldstrafe bis zu 9 Mark) mit einem von dem Gemeindevorstande seines Wohn- oder Aufenthaltsortes ausgestellten, auf fünf Tage gültigen und bei dem Verkaufe an die Ortspolizeibehörde abzuliefernden Zengnisse über den rechtmäßigen Erwerb der nach Art und Größe, Zahl oder Maß bestimmten Verkaufsgegenstände versehen sein müsse. Zum Erlaß ähnlicher Maßregeln ist das preußische Ministerium durch die allerhöchste Verordnung vom Juni 1839 über die Controle der unverarbeitet transportirt werdenden Hölzer ermächtigt, und sind die Zwiderhandlungen gegen die betreffenden Anordnungen durch § 43 des Forstpolizeigesetzes mit Geldstrafe bis zu 50 Mark oder mit Haft bis zu 14 Tagen bedroht.

Die Verleihungen der den Waldbesitzern hier auferlegten Verpflichtungen zählen zu den forstpolizeiwidrigen Handlungen (s. Forststrafrecht).

ad 3. Der Waldbesitzer kann zwar vertragsmäßig den bei der Gewinnung der Forstprodukte, bei den Culturen, beim Wegbaue u. s. w. beschäftigten Arbeitern alle Handlungen, durch welche dem Walde ein Nachtheil droht, verbieten und für die Zwiderhandlungen Conventionalgeldstrafen bestimmen, zu deren Beitreibung nötigenfalls gerichtliche Hülfe in Anspruch genommen werden kann, allein ein solches Verfahren ist unständlich, kostspielig, dem

zahlungsunfähigen Arbeiter gegenüber zwecklos und führt schon deswegen nicht recht zum Ziele, weil die Wahrung des formellen Rechtes, nicht aber der Schutz des Waldes die nächste Aufgabe der Civilgerichte ist. Es erscheint deshalb zweckmäßig, solche Zwiderhandlungen der Waldbarbeiter gegen ihre Instructionen und die zur Aufrechterhaltung der Ordnung bestehenden Vorschriften, wie z. B. in Bayern und Hessen, als forstpolizeiwidrige Handlungen durch die Forststrafgerichte aburtheilen zu lassen.

Die Forstproductenempfänger sind entweder schon, wie die Miteigentümer und Servitutberechtigten, durch das bestehende Rechtsverhältnis zur Vermeidung von Gefährdungen des Waldes und von Störungen der Ordnung verpflichtet, oder sie können, wie die gewöhnlichen Käufer der Walderzeugnisse, vertragsmäßig, unter Androhung von Conventionalstrafen, dazu angehalten werden; allein es empfiehlt sich auch hier, die betreffenden Zwiderhandlungen, wie in allen deutschen Forststrafgesetzen mehr oder minder geschehen, zur Competenz der Forststrafgerichte zu verweisen (s. Forststrafrecht).

Die Übertretungen beziehen sich im allgemeinen auf:

- die Einhaltung der für die Gewinnung und Abfuhr der Produkte bestimmten Termine und Abfuhrwege;
- das Verbot der Vornahme der betreffenden Arbeiten bei Nacht;
- die Einhaltung der zur Verhütung von Beschädigungen des Waldes und von Störung der Ordnung gegebenen Vorschriften, insbesondere aber auch der bestehenden Instructionen der Waldbarbeiter bei Gewinnung der Forstprodukte durch die Empfänger;
- das Gebot der Herstellung der zur Sicherheit des Publikums nötigen Vorkehrungen, wie z. B. von Geländern an Steinbrüchen;
- die Forstproductenentwendung oder Waldbeschädigung bei Unglücksfällen, im sog. Notstande;
- die Vorschriften über die Köhlerei, Theerschwelerei, Pechfiederei, Kienrußbrennerei, über das Beschlagen des Bau- und Ruhholzes und das Lagern des Holzes ohne Erlaubnis oder außerhalb der erlaubten Plätze;
- die Trift- und Flößordnung, sofern nicht bereits in den Wassergesetzen das Nötige vorgesehen ist;
- den Verkauf der berechtigungs- und vergünstigungsweise empfangenen Forstprodukte, und
- den Ankauf der nach h. widerrechtlich verkauften Walderzeugnisse für den Fall, daß der Käufer weißte, daß die fraglichen Objekte nicht veräusserlich werden durften.

Die Empfänger von Forstproducten und deren Arbeiter sind, wie bereits erwähnt, auch an die allgemeinen polizeilichen Vorschriften (ad 2) gebunden.

Durch die Einführung des metrischen Maßsystems in Deutschland ist der Waldbesitzer verpflichtet, die gezeitlichen Maße für das zum Verkaufe bestimmte Holz einzuhalten.

III. Die unbefugten Eingriffe Dritter in das Waldeigenthum bestehen in Entwendungen von Forstproducten, in Waldbeschädigungen und in bloßen Gefährdungen des Waldes und der Rechts sicherheit. Entwendungen und Waldbeschädigungen bezeichnet man als Forstfrevet, die leichtgenannten Ordnungswidrigkeiten als forstpolizeiwidrige Handlungen (s. Forststrafrecht).

Entwendung (s. d.) von Forstproducten und Waldbeschädigungen (s. d.) sind, so weit sie nicht unter das Strafgesetz fallen, nach dem Forststrafgesetze zu ahnden. Gleiches gilt für die Begünstigung und Gehlerei bezüglich des Forstfrevels durch Entwendung.

Zu den forstpolizeiwidrigen Handlungen gehört vor allem das Feueranmachen im Walde sowie die Außerachtlassung der allgemeinen Sicherheitsmaßregeln gegen Feuer- und Wassergefahr.

Das Betreten von Verjüngungen gegen das Verbot des Waldbesitzers, das unbefugte Fahren des Waldes sowie das eigenmächtige Öffnen von Schlagbäumen u. s. w. zählen ebenfalls zu den forstpolizeiwidrigen Handlungen.

Nach § 368, Z. 9 des Reichsstrafgesetzes wird mit Geldstrafe bis zu 60 Mark oder mit Haft bis zu 14 Tagen bestraft, wer unbefugt über Gärten oder Weinberge, oder vor beendeter Ernte über Wiesen oder bestellte Äcker, oder über solche Äcker, Wiesen, Weiden oder Schonungen, welche mit einer Einsiedigung versehen sind, oder deren Betreten durch Warnungszeichen untersagt ist, oder aus einem durch Warnungszeichen geschlossenen Privatwege geht, fährt, reitet oder Vieh treibt.

Wenn auch mit Rücksicht auf die Art und Weise der Entstehung des Waldeigenthums das Verlassen der bestehenden Wege von Seite eines harmlosen Spaziergängers mit Recht nicht als ein öffentliches Delict betrachtet wird, so wären doch Personen, welche außerhalb der Wege mit Frevelwerkzeugen betroffen werden, zur Strafe zu ziehen, wie dies z. B. die Forststrafgesetze für Preußen, Württemberg, Baden, Hessen, Oldenburg, Braunschweig, die thüringischen Staaten u. s. w. vorschreiben. Gleiche Strafe sollte dann treffen, welche, ohne Frevelwerkzeuge außerhalb des Weges betreten, der Aufforderung des Forstpersonales, den Wald zu verlassen, bezw. sich auf die Wege zu begeben, nicht sofort Folge leisten. Zu einer solchen Aufforderung müßte das Forstpersonale immer berechtigt sein, wenn die betreffenden Personen durch ihre Untzedentien (namentlich infolge ihrer Bestrafung wegen Forst- und Jagdfrevels) und ihr Gebaren Verdacht erregen.

Die Übertretungen der unter II., 2 erörterten Controlvorschriften bezüglich des Forstproductenverkaufes bei Überhandnahme der Forstfrevet durch Entwendung von Forstproducten gehören ebenfalls hieher.

Man vgl. auch J. Albert, Lehrbuch der Staatsforstwissenschaft, Wien 1875. At.

Forstpolizeiübertretungen, s. Forststrafrecht. At.

Forstpolizeiwidrige Handlungen, siehe Forststrafrecht. At.

Forstrath, im Staatsdienste meist der Titel der forstlichen Referenten bei Regierungsbehörden, mit welchen auch die Leitung des Forstwesens verbunden ist, oder auch bei den Centralstellen in kleineren Staaten; im Privatdienste führt der oberste Leiter der Forstverwaltung, bezw. der Referent für dieselbe in der Centralstelle mitunter den Titel Forstrath (auch Forstdirector oder Oberforstmeister). In Österreich haben jene Beamten des Ministerialforstdepartements, dann jene Landesforstinspectoren (Organe der politischen Forstaufsicht), und seit 1877 auch jene Inspectionsbeamten der k. k. Forst- und Domänedirectionen, welche in der VII. Rangsklasse stehen, den Titel "Forstrath", jene, welche in der VI. Rangsklasse stehen, den Titel "Oberforstrath". v. Gg.

Forstreht ist die Gesamtheit der in Forstjahren zur Anwendung kommenden Rechtsgrundsätze. Daselbe umfaßt das öffentliche und das Privatrecht.

Die betreffenden gesetzlichen Bestimmungen sind von entscheidendem Einfluße auf die ganze Forstwirtschaft und bedingen in Verbindung mit einer schnellen, wohlfeilen und unparteiischen Rechtspflege die zu einer gedeihlichen Entwicklung des Verkehrs nötige Rechts sicherheit.

Vom öffentlichen Rechte kommen in Be tracht das Verfassungs-, Verwaltungs- und Strafrecht, der Civil- und Strafprozeß und selbst das Völkerrecht, wenn z. B. eine Waldgrenze die Landesgrenze bildet, oder es sich um Staatsverträge oder Staats servituten handelt, die sich auf Forste, auf die Bestrafung auswärtiger Forstfrevler u. s. w. beziehen.

Das Privatrecht unterscheidet sich in das Personen- und das Vermögensrecht.

Das Personenrecht ist bezüglich der Rechtsfähigkeit der Personen überhaupt und der juristischen Personen insbesondere von Bedeutung.

Ebenso greift das Vermögensrecht nach jeder Richtung entscheidend in die Forstwirtschaft ein.

So gefährdet auf dem Gebiete des Erbrechtes jede Bestimmung, welche, wie z. B. beim Seniorate, die Kinder des dermaligen Waldbesitzers von der Erbsorge ausschließt, die Nachhaltigkeit der Wirtschaft.

Auch das bestehende Vormundschafts- und Familienrecht ist von Bedeutung für die Waldbehandlung, indem z. B. im allgemeinen eine strenge Controle des Vormundes durch den Staat für die Nachhaltigkeit des Betriebes ebenso günstig ist, wie die Gütergemeinschaft der Ehegatten.

Das Obligationenrecht ist selbstverständlich für die dem Waldbesitzer beständigen vorkommenden Verträge über Verkauf, Kauf, Dienstmiete u. s. w. von Wichtigkeit.

Treibt der Waldbesitzer Handel mit Forst producten, so sind für ihn die Vorschriften des Handels-, Wechsels- (in Frankreich zahlen die Holzläufer nur mit Wechseln) und selbst des Seerechtes maßgebend.

Von allen Theilen des Vermögensrechtes ist jedoch das Sachenrecht bezüglich seiner

Bestimmungen über das Grundeigenthum und die übrigen dinglichen Rechte an Grund und Boden für den Waldbesitzer das wichtigste. At.

In der älteren Literatur und in den Urkunden kommt der Ausdruck **Forstrecht** in sehr verschiedenem Sinne vor. 1. bezeichnet es nämlich ähnlich wie heute, eine auf dem Wald lastende Berechtigung, 2. wurde Forstrecht als gleichbedeutend gebracht mit forstlicher Obrigkeit oder Forsthoheit im engeren Sinn (also mit Ausschluß des Wildbannes), 3. verstand man darunter auch bisweilen die für den Holzbezug zu leistende Abgabe oder das dem Förster zu zahlende Anweisgeld. Schw.

**Forstregal**, analog dem Jagdregal (vgl. Jagdrecht), d. h. als ein ausschließliches Eigenthum des Landesherrn an den Waldungen des Landes, gab es in Deutschland nicht, und wurde ein solches auch nie in Anspruch genommen. Dagegen verstand man öfter unter höherem Forstregal die Forsthoheit (s. d.) des Landesherrn, unter niederm oder unterem die Forstgerechtigkeit (Forstgerichtsbarkeit), welche auch den der Landesherrlichkeit unterworfenen Landsassen (Adel, Geistlichkeit und Städte) zustehen konnte (s. a. Regal). At.

**Forstregulierung**, s. Forsteinrichtung und Ertragsregelung. Nr.

**Forstreinertrag** ist der Geldbetrag, welcher nach Abzug aller Ausgaben in die Kasse eines Waldbesitzers steht. Es ist gebräuchlich, den Forstreinertrag eines Jahres entweder auf die Flächeneinheit oder auf den Hektometer Dernholz zu beziehen. Dadurch gewinnt man eine Größe, welche zur Beurtheilung des wirtschaftlichen Effectes dient. Nr.

**Forrente** ist der in Rentenform ausgedrückte Ertrag eines Waldes. Man unterscheidet die Waldrente, die Bodenrente und die Bestandsrente. Die Waldrente ist gleich dem Reinertrag, welchen der Wald (Boden plus Holzbestand) abwirft. Beim jährlichen Betriebe ist die Waldrente gleich

$$Au + Da + \dots - se + u(v + s)]$$

Bezieht man Au, Da, e, v, s auf die Flächeneinheit, so ist beim jährlichen Nachhaltsbetriebe der jährliche Reinertrag gleich

$$Au + Da + \dots - \frac{e}{u} - (v + s)$$

Die Bodenrente ist gleichbedeutend mit dem Bodenerntertrag (s. Bodennettorente). Die Bestandsrente ist aus dem Bestandswert abzuleiten. Beim jährlichen Betrieb entsteht sie, wenn man den Wert des normalen Vorrathes mit 0,9 p multipliziert. Unterstellt man den Bodenerwartungswert, so findet man die Vorrathsrente, wenn man von dem jährlichen Reinertrag die Rente des Bodenerwartungswertes abzieht. Nr.

**Forstreservate**, s. Reservate. Mcht.

**Forstrevier** nennt man die Wirtschaftseinheit des Waldes. Gewöhnlich ist Voraussetzung, daß das Revier einem Besitzer gehört und einem Wirtschaftsführer (Ober- oder Reviersförster) zur Verwaltung übergeben ist. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein Wirtschaftsführer mehrere kleine Reviere verschiedener Be-

sitzer bei getrennter Wirtschaft zugetheilt erhalten kann. Ist die einem Besitzer gehörige Waldung so groß, daß hiefür ein Verwaltungsbeamter allein nicht genügt, so muß die Theilung des Waldes in Reviere eintreten. Die niedrigste Grenze der Flächeneinschließung eines Reviers wird durch den kleinsten Umfang des selbständigen für sich bestehenden Waldeigenthums, bezw. durch isolierte Lage bedingt. Die höchste Grenze bestimmt die Lage bezw. Arrondierung eines Waldes, namentlich aber auch die Wirtschaftsintensität. Zur Arrondierung steht die Reviergröße im direkten und zur Arbeitsintensität der Wirtschaft im umgekehrten Verhältnis. Überdies ist es erklärlich, daß die besonderen Wirtschafts-, Absatz- und Personalverhältnisse die Bildung der Forstreviere beeinflussen. Gewöhnlich sind die Reviere zwischen 1000 und 5000 ha groß. Nr.

**Forstreviston**, s. Revisionen. Nr.

**Forstrügenbuch**, s. Forstrevellisten. v. Gg.

**Forstschutz**. Sicherung des Waldes als Objekt des Eigenthums (Privatforstschutz) und der öffentlichen Wohlfahrt (öffentlicher oder staatlicher Forstschutz) gegen die ihm gefährdenden oder benachtheiligenden äußeren Einwirkungen. Der öffentliche Forstschutz, gleichbedeutend mit Forstpolizei, Forstrecht, erstreckt sich auf alle Wälder; der Privatforstschutz hingegen nur auf das Eigenthum und auf die als Waldeigentümer oder dessen Vertreter zu ergreifenden, gesetzlich zugelassenen Maßnahmen. Diese letzteren können sich beziehen auf:

A. Natürliche Factoren.

I. Durch standörtliche Verhältnisse hervorgerufene Gefahren. Sie haben ins Auge zu setzen:

1. Rücksichtlich des Bodens.

- a) die Bodenbewegungen;
- b) Bodenvernässung;
- c) Bodenverarmung.

2. Rücksichtlich des Klimas, die schädlichen Einflüsse

a) der Temperaturextreme;

b) der Luftströmungen;

c) der atmosphärischen Niederschläge;

d) der Gewitter.

II. Durch Thiere verursachte Schäden rücksichtlich

1. der Säugethiere,

2. der Vögel,

3. der Käfer.

III. Durch Gewächse hervorgerufene Benachtheiligungen und Krankheiten, u. zw.:

1. Phanerogame,

2. Kryptogame Gewächse.

B. Handlungen durch Menschen.

Die Aufgaben des praktischen Forstschutzes lassen sich auf Grund vorstehender Übersicht folgendermaßen zusammenfassen:

ad A obliegt es dem Forstschutze, die Entwicklung des Baumes, resp. des Waldes während seines ganzen Entwicklungszeitraumes zu fördern und zu überwachen, natürliche Gefahren möglichst von ihm abzuwenden und ihn gegen die Angriffe natürlicher Feinde nach Möglichkeit zu schützen;

und ad B, die sämtlichen, wie immer Namen habenden, auf Grund getroffener Verfügungen durch das Arbeiterpersonale oder durch Unternehmer zur Ausführung gelangenden Arbeiten im Walde zu überwachen; das Waldeigentum gegen unberechtigte Angriffe fremder Personen zu schützen, und Handlungen oder Unterlassungen, welche den Wald gefährden könnten, rechtzeitig entgegenzutreten.

Die sub A präzisierten Aufgaben sind Gegenstand der Waldfpslege; jene sub B fallen der Waldaufsicht zu.

Der Waldfpslege im obigen Sinne obliegt es mithin: 1. Elementare Gefahren, von denen der Wald bedroht oder betroffen wird, rechtzeitig abzuwenden, eventuell die erlittenen Schäden und ihre weiteren Folgen nach Möglichkeit zu sanieren. 2. Das Auftreten krankhafter oder sonst auffallender Erscheinungen auf die denselben zu grunde liegenden Ursachen zu untersuchen, um 3. aus den so gewonnenen Ergebnissen jene Mittel abzuleiten und in sach-, ort- und zeitgemäße Anwendung zu bringen, welche geeignet erscheinen, um einerseits a) das Übel mit Erfolg zu bekämpfen (Abstellungsmitte); oder b) demselben noch rechtzeitig für die Zukunft vorzubeugen (Vorbeugungsmittel).

Die Waldaufsicht hingegen wird sich zu besetzen haben: 1. Rücksichtlich des Cultur- und Verjüngungsbetriebes mit der Überwachung der sämtlichen, damit in directem oder indirectem Zusammenhange stehenden Ausführungsarbeiten. 2. Betreffs der Waldfpslege: Beachtung der im Walde sich bemerkbar machenden außergewöhnlichen und bedenklichen Erscheinungen und Anzeige hierüber an die Verwaltungsbehörde; Beaufsichtigung der den Forstschutz bezweckenden Vorlehrungs- und Abstellungsarbeiten. 3. In Rücksicht der Nutzungsbetriebe: Sicherung des Waldes und der Waldergebnisse gegen Missbräuche, unerlaubte Handlungen und Unterlassungen. 4. Die Waldgrenzen betreffend: Beaufsichtigung derselben rücksichtlich deren Instandhaltung und etwaiger Verschiebung durch und zu Gunsten der Angrenzer. 5. Rücksichtlich etwa bestehender Servitutsvorhältnisse: Überwachung der Berechtigten in Bezug auf die ihnen obliegenden Verpflichtungen in activer und passiver Beziehung. 6. Forstvergehen betreffend: die Beaufsichtigung und den Schutz des Waldes gegen unerlaubte Handlungen überhaupt und solcher im Sinne des Forstgesetzes im Speciellen.

Häß und Nördlinger legen ihren Lehrbüchern des Forstschutzes einen von der vorstehenden abweichende Gliederung zu grunde, nämlich:

I. Schutz der Waldungen gegen störende Eingriffe der Menschen. II. Schutz gegen Thiere (Säugethiere, Vögel, Insecten). III. Schutz gegen Gewächse (entfällt bei Nördlinger). IV. Schutz gegen atmosphärische Einwirkungen. V. Schutz gegen außerordentliche Naturereignisse (Wasser- schäden, Lawinen, Flugsand, Waldbrände). VI. (Anhang.) Schutz gegen gewisse Krankheiten (entfällt bei Nördlinger).

Eine Trennung der Aufgaben des Forst-

schutzes in jene der Waldfpslege und der Waldaufsicht findet mithin hier nicht statt.

Literatur (betreffend das Gesamtgebiet des Forstschutzes umfassende Werke):

Laurov C. P. Die Grundzüge des Forstschutzes in nöthiger Verbindung mit der Forstpolizeilehre. Heidelberg 1810; 2. Aufl. 1833.

Bechstein, Dr. J. M. Die Waldbelehrungslehre für angehende und ausübende Forstmänner und Cameralisten. (Die Forst- und Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen IV. Bd., 1. Forstbuch.) Gotha 1818.

Pfeil, Dr. W. L. Forstschutz und Forstpolizeilehre, im Anhange die Nachweisung der preußischen Forstpolizeigesetze. Berlin 1831; 2. Aufl. 1843.

Kauchinger G. Die Lehre vom Waldschutz und der Forstpolizei. Aschaffenburg 1848; 2. Aufl. herausgegeben von zwei Freunden 1872; 3. Aufl. vollständig neu bearbeitet von H. Fürst Berlin 1883.

König, Dr. G. Die Waldfpslege aus der Natur und Erfahrung neu aufgefaßt. Gotha 1849; 2. Aufl. herausgegeben von Dr. C. Grebe, das. 1859; 3. Aufl., unter dem Titel: Der Waldschutz und die Waldfpslege. Von demselben. Gotha 1875.

Bernhardt A. Die Waldwirtschaft und der Waldschutz, mit besonderer Rücksicht auf die Waldschutzgesetzgebung in Preußen. Berlin 1869.

Gause C. Aus dem Forstschutz. Berlin und Leipzig 1876.

Simony, Dr. F. Schutz dem Walde! Vortrag, gehalten am 21. Februar 1877 in Wien. Nebst einem Anhange: Über einige Feinde des Waldes von J. Edlen von Nahlik. Wien 1878.

Buchmayer A. Der Forstschutz. Olmütz 1878. Für niedere und mittlere Forstschulen berechnet.

Sperling P. Die Erzeinde des Waldes. Dresden 1878. Eine für Volksaufklärung berechnete populäre Schrift.

Häß, Dr. Richard. Der Forstschutz. Leipzig 1878; 2. Aufl. 1. Bd. (der 2. Bd. im Erscheinen begriffen), das. 1887.

Nördlinger, Dr. H. Lehrbuch des Forstschutzes. Berlin 1884.

Diese beiden zuletzt genannten Autoren behandeln den Gegenstand am ersthörpenden. Dem Texte sind zahlreiche, instructive und vorzüglich ausgeführte Holzschnitte beigegeben.

Häß.

**Forstschutz.** (Legislatur in Österreich.) Die politischen Behörden haben für das Vorhandensein eines entsprechend zahlreichen und genügend gebildeten Forstwirtschaftspersonales (i. Wirtschaftsführer und Prüfungswesen) und außerdem (nach § 52 F. G.) dafür zu sorgen, daß dem Forstverwaltungspersonale ein angemessenes Schutz- und Aufsichtspersonale nach Maßgabe des landesüblichen Gebrauches beigegeben werde. Durch § 10 der Durchführungs-Bdg. des F. G. v. 3./7. 1873 wird den politischen Bezirksbehörden diese Vorschrift nenerlich eingeschärft und darauf hingewiesen, daß mehrere Besitzer von kleinen Waldungen entweder mit

größeren Nachbarbesitzern ein Übereinkommen treffen oder zu einer Genossenschaft vereinigt werden sollen, damit ausreichendes Aufsichtspersonale bestellt werde. Bei Zweifeln und Anständen oder falls öffentliche Rücksichten es erheischen, hat die politische Landesstelle „mit Beachtung aller Verhältnisse die angemessene Bestimmung zu treffen“. Eine detaillierte diesbezügliche Vorschrift betreffend die Erierung eines Forstschutz- und Aufsichtspersonales für kleinere und Gemeindewaldungen hat die Bezirkshauptmannschaft von Wölflabrunn (Oberösterreich) unterm 17./3. 1874, B. 1949 erlassen, die mährische Statthalterei mittels Kundmachung v. 28./10. 1873, L. G. Bl. Nr. 69, und die kärntnische Landesregierung mit Bdg. v. 9./10. 1874, L. G. Bl. Nr. 30. Für das Forstschutzpersonale in Tirol und Vorarlberg ist die kais. Bdg. v. 19./4. 1856, R. G. Bl. Nr. 70 (§ 32 ff) und die kais. Bdg. v. 12./7. 1859 maßgebend; hiernach sind in den Gemeindebezirken zur Unterstützung der „Waldaufseher“ zwei Ausschüsse einzustellen, die Waldaufseher werden über Vorschlag der Gemeinden ernannt, ihre Besoldung durch Concurrenz der Gemeinden und Waldbesitzer gedeckt. Außerdem werden aus Landesmitteln (dermalen 108) Forstwarte erhalten, für welche eine ausführliche Dienstinstuction erlassen wurde. Zu dem forsttechnischen Personale der politischen Verwaltung gehören nach der Ministerialverordnung v. 27./7. 1883, R. G. Bl. Nr. 137 auch Forstwarte (j. Behörden). Durch das Gesetz v. 9./11. 1880, L. G. Bl. Nr. 2 ex 1881 (§ 11) haben die Gemeinden in Dalmatien für die Beaufsichtigung ihrer Waldungen „Forsthüter“ zu bestellen, n. zw. für je 300 ha einen; die Stellung dieser Forsthüter richtet sich nach dem Gesetze v. 16./6. 1872 (j. unten). Nach dem dalmatinischen Felschutzgesetze v. 13./2. 1882, L. G. Bl. Nr. 18 (§ 33) kann den Forsthütern, dort wo keine eigenen Forstschuhzorgane bestehen, unter Beobachtung der für den Forstschutz bestehenden Vorschriften, „auch die Überwachung der Gemeinde- oder Privatwälder übertragen werden“.

Das vom Staate oder den Gemeinden aufgestellte Forstpersonale ist jedenfalls von der politischen Bezirksbehörde zu beeidigen, das Privatpersonale über Wunsch der Waldbesitzer, damit dasselbe der (unten zu erörternden) Vortheile theilhaftig werde. Anhören um Beeidigung des privaten Forstschuhpersonales sind nach dem Decrete des Finanz M. vom 22./2. 1868, B. 5816 (im Sinne der T. P. 44 lit. g des Gebührgesetzes v. 9./2. 1850, R. G. Bl. Nr. 10) stempelfrei, weil das beeidete Forstpersonale als öffentliche Wache anzusehen ist. Die Erfordernisse für die Beeidigung zum Forstschuhdienste sind durch die Bdg. des Min. des Innern und der Justiz vom 1./7. 1857, R. G. Bl. Nr. 124 festgestellt: Nur Männer „von unbeflecktem Benehmen“, welche das 20. Jahr zurückgelegt und die vorgeschriebene Staatsprüfung (j. Prüfungswesen) abgelegt haben, können beeidet werden. Personen, welche wegen eines Verbrechens, eines aus Gewaltthätigkeit entspringenden Vergehens oder einer solchen Übertretung, ferner eines Ver-

gehens oder einer Übertretung aus Gewinnsucht oder gegen die öffentliche Sittlichkeit oder wegen einer anderen Gesetzesübertretung zu einer mindestens sechsmonatlichen Freiheitsstrafe verurtheilt wurden, dürfen ohne besondere Bewilligung der politischen Landesstelle, welche aber nur in rücksichtswürdigen Fällen zu ertheilen ist, für den Forst- und Jagdschuhdienst nicht in Eid und Pflicht genommen werden. Tritt einer dieser Ausschließungsgründe bei einem beeideten Forstschuhmann ein, so verliert er die durch die Beeidigung erlangten Vorrechte krafft des Gesetzes. Wegen Schwäche des Wahrnehmungs- und Erinnerungsvermögens, wegen Hang zur Trunkenheit, zum Spielen, zu Rauchhandeln und Excessen, wegen Verdachtes der Bestechlichkeit und des Schleichhandels, überhaupt wegen solcher physischen oder moralischen Gebrechen, die nach dem Dafturhalten der Behörde zur Ausübung des Forstschuhdienstes, zu dem Rechte einer obrigkeitlichen Person und Civilwache minder geeignet oder ganz unsfähig machen, kann die Zulassung zur Beeidigung verweigert werden. Wegen eingetretener derartiger Gebrechen kann auf den Verlust dieser Vorrechte erkannt werden. Die Entscheidung in allen diesen Fällen steht der Bezirkshauptmannschaft zu, gegen normalen Rechts an die Oberbehörden. Jeder Beeidete erhält eine schriftliche Bestätigung der geschehenen Beeidigung als Legitimation. Die Bezirkshauptmannschaften haben genaue Evidenz über das in ihrem Bezirke befindliche Forstschuhpersonale zu führen; Dienstgeber oder deren Stellvertreter haben bei einer Strafe von 2 bis 10 fl. jede Veränderung im Stande ihres beeideten Personales längstens binnen sechs Monaten der Behörde zur Kenntnis zu bringen. Alle diese Vorschriften gelten auch für den Jagdschuhdienst, j. Jagdchub.) Die nach dem Ministerialerlaß v. 3./1. 1849, R. G.-Bl. Nr. 67 geschehene Beeidigung ist (samt Ministerialerlaß v. 3./4. 1853 R. G. Bl. Nr. 58) auch dermalen gültig.

Durch die Beeidigung wird der Forstschuhmann zur öffentlichen (Civil-) Wache und genießt als solche gewisse Vorrechte und besonderen Schutz. Der Forstschuhmann hat das Recht, im Dienste Schieß- und Seitengewehr — „die üblichen Waffen“ — zu tragen und bedarf hierzu eines Waffenpasses nicht (Waffenpatent v. 24./10. 1854, R. G. Bl. Nr. 223, § 15 al. a). Laut Entsch. d. Min. d. J. v. 12./2. 1874, B. 17.098 ex 1873 (im Einvernehmen mit dem A.-M.) findet das im Jagdgefeg für Böhmen (v. 1./6. 1868, § 42 al. 4) ausgesprochene Verbot des Betretens des Jagdreviers mit Schießgewehren u. j. w. ohne Bewilligung des Jagdherrn auf das beeidete Forstschuhpersonal keine Anwendung, d. h. der beeidete Forstschuhmann kann den ihm zugewiesenen Schuhraum mit der Waffe auch dann begehen, wenn die Jagdberechtigung in demselben verpachtet ist; „bestehende Gesetze müssen so ausgelegt und gehandhabt werden, daß sie keinen Widerspruch enthalten und nicht eines das andere lähm legen... sonst fäme man zu der Consequenz, daß der Forstschuh-

mami im Grunde des Jagdgefuges von dem Jagdausfeher aus dem Walde, und daß das Jagdpersonale mit Verurteilung auf § 53 F. G. von der Forstaufsicht aus der Jagd im Walde abgeschafft werden könnte". Diese Entscheidung ist per analogiam auch für die übrigen Kronländer sicherlich anwendbar.

Von den Waffen darf der Forstschußmann "nur im Falle gerechter Nothwehr" (§. dort) Gebrauch machen. Jedermann ist gehalten, seinen dienstlichen Anforderungen Folge zu leisten. In Übertretungsfällen macht dessen Aussage (nach § 453 der Strafprozeßordnung v. 23./5. 1873), wenn sie unter Verurteilung auf den Dienstleid abgegeben, sich nur auf That-sachen und Umstände bezieht, welche der Forstschußmann in Ausübung seines Dienstes wahrgenommen hat und dem Aussagenden keinen Vortheil bringt, vollen Beweis, obwohl Gegenbeweis zulässig ist. Außerdem genießt der Forstschußmann als öffentliche Wache besonderen strafgesetzlichen Schutz. Jede wörtliche oder thätliche Bekleidung derselben, wenn er sich im Dienste befindet, ist als "Übertretung" (nach §§ 312, 313 Str. G.), erstere mit Arrest von drei Tagen bis zu einem Monate, letztere bis zu sechs Monaten zu bestrafen; ist durch die Bekleidung die Vollstreckung eines obrigkeitlichen Auftrages oder die Ausübung des Dienstes verhindert worden, strenger Arrest von 3—6 Monaten. Andere Einmengungen in den Dienst, um dessen Ausübung oder Vollziehung eines amtlichen Bescheles zu verhindern, werden mit Arrest von einem Tage bis zu einem Monate bestraft. Die Zusammenrottung mehrerer Personen, um einem beeideten Forstschußmann im Dienste "mit Gewalt Widerstand zu leisten", sei es "um etwas zu erzwingen, sich einer aufsiegenden Pflicht zu entschlagen, eine Anstalt oder die Vollziehung eines öffentlichen Befehles zu vereiteln oder auf was immer für eine Art die öffentliche Ruhe zu stören", gleichzeitig ob sich jemand "der Rottierung gleich aufänglich oder erst in dem Fortgange zugesellt", bildet das Verbrechen des Aufstandes (§§ 68—72 Str. G.). Die in der Widerständlichkeit Beharrenden werden mit schwerem Kerker von 5—10 Jahren, wenn sie zugleich Aufwiegler und Rädelsführer sind, von 10—20 Jahren bestraft; sonst sind die Rädelsführer mit schwerem Kerker von 5—10 Jahren, die übrigen von 1—5 Jahren zu bestrafen; hat sich die Unruhe bald wieder gelegt: Anstifter mit Kerker von 1—5 Jahren, die übrigen sechs Monate bis ein Jahr. "Wenn jemand für sich allein oder auch, wenn Mehrere, jedoch ohne Zusammenrottung, sich dem Forstschußpersonale in Vollziehung eines obrigkeitlichen Auftrages oder in Ausübung seines Amtes oder Dienstes, in der Absicht um diese Vollziehung zu vereiteln, mit gefährlicher Drohung oder wirklicher gewaltjammer Handanlegung, obgleich ohne Waffen und Verwundung widersteht oder eine dieser Handlungen begeht, um eine Amtshandlung oder Dienstverrichtung zu erzwingen", begeht er (nach § 81 Str. G.) das Verbrechen der öffentlichen Gewaltthätigkeit. Unter "Handanlegung" versteht man jede Handlung, durch

welche der Forstschußmann gezwungen wird, das verbotene Vorgehen des Thäters, welches er hindern will, geschehen zu lassen; Art und Grad der gebrauchten Gewalt ist nicht maßgebend (Entsch. d. O. G. H. als Cass.-H. v. 2./10. 1875, §. 3618). Nach der Entsch. d. O. G. H. als Cass.-H. v. 7./11. 1876, §. 5840 genügt es zur "gewaltjammer Handanlegung", wenn mittelbar aus der angewendeten Gewaltthätigkeit ein Nachteil für die körperliche Unverletztheit des Schuhorgans entstehen kann, doch muß dieses durch einen gegen dasselbe gerichteten Widerstand physisch oder psychisch zur Abstehung vom Dienstvollzuge gezwungen werden sollen. Nach Entsch. d. O. G. H. als Cass.-H. v. 20./12. 1880, §. 9451 genügt "jede gewaltsame auf Beleidigung der Amtshandlung oder Dienstverrichtung abzielende Handlung" für den Thatbestand des § 81 Str. G. So wurde durch Entsch. d. O. G. H. als Cass.-H. v. 19./6. 1881 ein Angeklagter wegen Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit nach § 81 Str. G. verurtheilt, weil er sich mit dem für den Jagdschuhdienst beeideten Wachmann um sein pfandweise abgenommenes Gewehr herumzerrte und es auch schließlich an sich riß. Denn "das Merkmal der wirklich gewaltjammer Handanlegung ist keineswegs an die Voraussetzung getknüpft, als ob die Gewalt gerade mit der Hand und unmittelbar am Körper ausgeübt werden müßte. Es genügt hierzu jede Widerstandshandlung durch Anwendung einer körperlichen Kraft, welche der Thätigkeit des öffentlichen Organes entgegentritt und dasselbe vor die Alternative stellt, entweder den Widerstand mit Aufwietung physischer Kraft zu be seitigen oder von der Amtshandlung abzustehen. Dass das Gesetz mit dem Ausdruck "gewaltjammer Handanlegung" nur das Minimum der zum § 81 Str. G. erforderlichen Gewalt bezeichneten wollte, ergibt sich aus den daselbst unmittelbar nachfolgenden Worten: „obgleich ohne Waffen oder Verwundung“, da die Anwendung von Waffen offenbar nicht mit der Handanlegung im buchstäblichen Sinne zusammenfällt. Nicht vis absoluta, sondern vis compulsiva fordert § 81 Str. G., daß die angewandte Gewalt geeignet sei, es dem Angegriffenen wirklich unmöglich zu machen, auf seinem Vorhaben zu beharren, ist nicht erforderlich“. Strafe: schwerer Kerker von sechs Monaten bis ein Jahr; bei Widerstand mit Waffen oder begleitet mit Beschädigung oder Verwundung oder um eine Amtshandlung oder Dienstverrichtung zu erzwingen, schwerer Kerker von 1—5 Jahren. (Der Thäter muß die Waffe nicht blos beessen, sondern muß sie zu Angriff oder Vertheidigung bereit gehalten, wenn auch nicht gebraucht haben. Entsch. d. O. G. H. als Cass.-H. v. 16./4. 1874, §. 2384; "Waffen" sind solche Werkzeuge, welche entweder zum Angriffe oder zur Vertheidigung bestimmt sind oder mit denselben gleiche Brauchbarkeit haben., Entsch. d. O. G. H. als Cass.-H. v. 11./12. 1874, §. 10.576.) Nach der Entsch. d. O. G. H. als Cass.-H. v. 24./6. 1873, §. 6191 ist die wörtliche oder thätliche Bedrohung eines beeideten Hegers seitens eines beim Wildtriebstahle Betretenen auch "öffentliche Gewaltthätigkeit",

wenn der Letztere nicht auf dem dem Ersteren zu Überwachung zugewiesenen Territorium, sondern in unmittelbarer Nähe desselben betreten worden ist.

"Das beeidete Forstpersonale ist verpflichtet, jeden außer den öffentlichen Wegen im Forste Betretenden, wenn sein Aufenthalt im Walde zu Besorgnissen für die öffentliche Sicherheit oder das Waldeigenthum Anlass gibt, aus dem Forste hinauszzuweisen. Jedermann ist gehalten, seinen dienstlichen Aufforderungen Folge zu leisten. (Widerstand ist nach den oben mitgetheilten Bestimmungen des Strafgesetzes zu behandeln.) Wird jemand im Forste außer den öffentlichen Wegen mit Werkzeugen betreten, welche gewöhnlich zur Gewinnung oder Bringung der Forstprodukte verwendet werden (Hacken, Sägen, Handgeräthe jeder Art n. s. w.), so sind ihm diese Werkzeuge, falls er deren Vernahme nicht zu rechtfertigen vermag, abzunehmen und dem Ortsarmenfonde zuzuwiezen. Ist ein im Forste Betretender eines vollbrachten Waldfrevels verdächtig, so können die allenfalls vorgefundnenen verdächtigen Forstprodukte mit Beschlag belegt werden." (§§ 53 und 56 F. G.)

"Beim Frevel auf der That betretene oder des Frevels verdächtige unbekannte Personen sind festzunehmen, auf dem Frevel betretene bekannte Personen aber nur dann, wenn sie sich dem Forstpersonale widersetzen, es beschimpfen oder sich an ihm vergreifen; ferner wenn sie keinen festen Wohnsitz haben oder sehr bedeutende Frevel verübt. Die festgenommenen Personen sind ohne Verzug der competenten Behörde (bei eigentlichen Freveln §. d.) der Bezirks-hauptmannschaft, bei strafgerichtlich zu ahndenden Vorgängen dem Gerichte erster Instanz) zu übergeben. Im Falle als der auf frischer That Betretene entfloh, kann er außer den Forsten verfolgt, und das von ihm entwendete Forstproduct mit Beschlag belegt werden" (§§ 57 und 58 F. G.). Über das Recht, zu diesem Behufe den Körper der Eisenbahnen zu betreten, s. "Eisenbahnen"; über das hieher gehörigen internationalen Vereinbarungen, s. "Conventionen", über das Recht des Forstschutzpersonales Haussdurchsuchungen vorzunehmen, s. "Hausrrecht".

Die Pfändung anderer als der oben bezeichneten Gegenstände ist dem Forstschutzpersonale nicht gestattet, wobei allerdings die Viehpfändung, wenn Schaden durch unberechtigt eingetriebenes Vieh angerichtet wurde, ausgenommen werden muss (s. Pfandrecht). Der D. G. H. als Cais.-H. hat mit Entsch. v. 14./12. 1883, B. 10.041 erklärt, dass die Pfändung von Effecten eines Frevelers, welche nicht Thatwerkzeuge oder Produkte des Frevels sind, nicht in den Begriff einer Amtshandlung oder Dienstesausübung des Forstschutzpersonales gehören und demnach die getheilte Pfändung der Mütze eines Frevelers "eine Annäherung einer dem Forstschutzpersonale gesetzlich nicht zustehenden Dienstgewalt" ist.

Damit das Forstschutzpersonale als solches erkannt und als öffentliche Wache geachtet werden könne, hat es im Dienste das vorge-

schriebene Dienstkleid zu tragen oder wenigstens durch bezeichnende und zur öffentlichen Kenntnis des Bezirkes gebrachte Kopfbedeckung oder Armbinde sich kenntlich zu machen" (§ 54 F. G.). Die Fassung dieser Bestimmung ist jedenfalls undeutlich und lückenhaft, weil sie die Wirkung des Nichttragens eines derartigen Abzeichens für den Schnitzmann und den Freveler zu bestimmen unterlässt und dem Zweifel Raum gibt, ob eine Widerrechtlichkeit gegen einen Forstschutzmann, welcher ohne Dienstzeichen fungiert, strafbar ist oder nicht.

Nach dem Buchstaben und dem Geiste des F. G. muss hierüber Folgendes gesagt werden: Die citierte Bestimmung des F. G. hat offenbar den Zweck, den Forstschutzmann als solchen erkennbar zu machen; daraus folgt aber nicht, dass eine dienstliche Funktion desselben, auch wenn derselbe sie ohne Abzeichen vornimmt, als nicht von einer obrigkeitslichen Person vollzogen angesehen werden dürfte; war dem Freveler der Forstschutzmann als solcher erwiesen zu machen, so ist eine Widerrechtlichkeit gegen denselben nach den oben mitgetheilten Normen zu behandeln; im entgegengesetzten Falle nicht, es wäre denn, dass der Forstschutzmann zwar kein Abzeichen trug, sich aber während seiner Amtshandlung durch die behördliche Eidesbestätigung als beeideter Forstschutzmann legitimiert hätte. Wir können diese Annahme unterstützen durch eine unterm 1./6. 1883, B. 1593 erststojene Entsch. d. D. G. H. als Cais.-H. durch welche ein Freveler, der sich einem ihm bekannten Forstschutzmann, welcher bei der Festnahme des Frevelers das Dienstzeichen nicht trug, widersetzte, nach § 81 St-G. verurtheilt wurde.

Die hier geschilderte Lage der Dinge hat eine Aenderung dadurch erfahren, dass neuestens Gesetze über die Dienstesabzeichen, u. a. auch des Forstschutzpersonales erlassen sind. Für jedes beeidete Wachpersonale zu Zwecken der Bodenbau (Land- und Forstwirtschaft, Jagd, Bergbau, Fischerei, Wasser u. s. w.), also auch des Forstschutz- und Jagdpersonal, welches auf Grund von Landesgesetzen aufgestellt ist, gilt bezüglich seiner öffentlichen Stellung das Gesetz v. 16./6. 1872, R. G. Bl. Nr. 84. Nachdem wir uns auf diese Normen bezüglich das Forst-, Jagd-, Fischerei- und Wasserschutzes berufen müssen, seien dieselben hier fixiert: "Die Wachmänner sind, wenn sie in Ausübung ihres Dienstes handeln und hiebei das ihnen vorgeordnete Dienstkleid oder Dienstzeichen tragen, als öffentliche Wachen anzusehen und genießen die in den Gesetzen begründeten Rechte, welche den obrigkeitslichen Personen und Civilwachen zukommen" (§ 2). Hier ist deutlich erklärt, dass das Tragen des Dienstkleides u. s. w. die Vorrechte abgibt, dass das Wachpersonale auch die Vorrechte einer Wache genießt; trägt also dieses Wachpersonale das vorgeordnete Dienstabzeichen nicht, so genießt es weder die Vorrechte noch den weitgehenden Schutz des Strafgesetzes und ist daher zu widerhandeln oder Widerrechtlichkeit gegen dessen Auordnungen nicht nach den Ausnahmsbestimmungen des Strafgesetzes, sondern

so zu behandeln, wie wenn die Widergesichtlichkeit gegen eine andere Person vorgekommen wäre.

Der O. G. H. als Cass.-H. hat mit Entsch. v. 5./6. 1880, Z. 4605 (für Feldschäfferpersonale) anerkannt, dass in einem Lande, in welchem für diese Kategorie von Schäfferpersonale ein Landesgesetz besteht, nur jene beeideten Wachmänner, welche das vorgeschriebene Dienstkleid oder Abzeichen tragen, die Vorrechte der Civilwache genießen.

Die hierüber erlassenen Landesgesetze und Statthalterieverlautbarungen sind folgende: Böhmen v. 21./2. 1883, L. G. Bl. Nr. 41, Statth.-Bdg. v. 2./10. 1885, Z. 8843/präs., L. G. Bl. Nr. 42, weißen Wappenschild, auf der linken Brustseite zu tragen; ferner folgende Landesgesetze, insgesamt v. 29./3. 1887; Bukowina Nr. 17 und Bdg. v. 25./10. 1887, Z. 10.859, Nr. 28, Armbinde mit braunen und grünen Streifen und gelben Metallschilden mit dem faij. Adler und Landeswappen; Dalmatien Nr. 28 und Kundm. d. Statth. v. 31./10. 1887, Z. 20.362, Nr. 34, dunkelblaue Armbinde mit gelbem Metalladler und Landeswappen; Galizien Nr. 42 und Statth.-Bdg. v. 28./11. 1887, Z. 67.263, Nr. 65, blaurothe Armbinde und gelber Metallschild mit dem Landeswappen; Kärnthen Nr. 26 und Bdg. d. Landes-Pr. v. 16./7. 1887, Z. 7530, Nr. 27, braun-grüne Armbinde mit gelbem Metalladler und Landeswappen; Krain Nr. 28 und Bdg. d. Landes-Pr. v. 2./12. 1887, Z. 11.430, Nr. 29, gelber Metallschild; Küstenland Nr. 21 und Statth.-Bdg. v. 24./8. 1887, Z. 11.922, Nr. 24, braun-grüne Armbinde mit gelbem Metalladler und Landeswappen; Mähren Nr. 75, Statth.-Bdg. v. 18./6. 1887, Nr. 76, Metallschild; Niederösterreich Nr. 42, Statth.-Bdg. v. 22./7. 1887, Z. 38.348, Nr. 46, Metallschild; Oberösterreich Nr. 18, Kundm. d. Statth. v. 12./10. 1887, Z. 41.703/I, Nr. 25, gelber Metallschild mit dem faij. Adler und Landeswappen; Salzburg Nr. 16, Statth.-Bdg. v. 26./11. 1887, Z. 846, Nr. 28, Metallschild mit dem faij. Adler und Landeswappen; Schlesien Nr. 33, Kundm. d. Landes-Pr. v. 12./7. 1887, Z. 7790, Nr. 34, Metallschild mit dem Landeswappen; Steiermark Nr. 39, Statth.-Bdg. v. 5./8. 1887, Nr. 40, Metallschild mit Emblemen; Tirol und Vorarlberg Nr. 31, 32. Die Metallschilder sind auf der linken Brustseite zu tragen. Durch den Erl. d. A.-M. v. 8./6. 1887, Z. 7775, wird ausdrücklich betont, dass zwar die Ortsbehörden Wachorgane bestellen, aber keinesfalls befehlen können. Diese Gesetze sind seit Anfangs 1888 in Wirkamkeit. Nach diesen Gesetzen sind die Wachorgane verpflichtet, bei Ausübung ihres Dienstes das vorgeschriebene Abzeichen zu tragen, doch können neben denselben noch andere zur Kennzeichnung des Dienstes oder Culturzweiges dienende Embleme getragen oder von den Dienstherren beigefügt werden. Trägt der Wachmann das Dienstzeichen bei dienstlichen Funktionen nicht, so wird er nach der Min.-Bdg. v. 30./9. 1857, L. G. Bl. Nr. 198 mit Geld von 1—100 fl. oder mit Arrest von sechs Stunden bis zu 14 Tagen bestraft und die Bestrafung dem Dienstherrn zur Kenntnis gebracht. Der gleichen Strafe ver-

fallen Jene, welche sich das Dienstzeichen unbefugt anmaßen, wenn ihre Handlungswisheit nicht unter das Strafgesetz fällt.

Verhaftungen dürfen (nach dem Gesetz v. 16./6. 1872) nur zum Zwecke der Ablieferung an die competente Behörde (binnen längstens 18 Stunden nach dem Gesetz v. 27./10. 1862, R. G. Bl. Nr. 87, § 4) und unter folgenden Voraussetzungen vorgenommen werden: Wenn der Betretene dem Wachmann unbekannt ist oder innerhalb des Aufsichtsrats keinen Wohnsitz hat oder sich dem Wachorgane widergesetzt, es beschimpft oder sich ihm widergesetzt oder bedeutenden Schaden verursacht oder mit besonderer Bosheit gehandelt hat; außerdem wenn ein Unbekannter auf fremdem Grunde und Boden oder in der Nähe von Gegenständen der Beaufsichtigung des Wachmannes unter Umständen getroffen wird, welche den dringenden Verdacht erregen, dass er eine strafbare Handlung (auch Frevel) an den erwähnten Gegenständen verübt oder zu verüben verucht habe. Personen, welche der Wachmann verhaftet darf, kann er auch über sein Aufsichtsgebiet hinaus verfolgen und außerhalb desselben festnehmen (wohl auch eine Hausdurchsuchung vornehmen). Den auf frischer That Betretenen können die von der strafbaren Handlung herrührenden sowie die zur Verübung derselben bestimmten Sachen abgenommen werden (aber keine anderen Sachen, also z. B. Effecten, s. oben; auch hier dürfte Hausdurchsuchung gestattet sein, s. Hansrecht). Auch solchen Personen, welche dringend verdächtig erscheinen, eine strafbare Handlung an den seiner Beaufsichtigung anvertrauten Gegenständen verübt zu haben oder vorzubereiten, kann der Wachmann jene Sachen abnehmen, welche allem Anschein nach von Verübung einer solchen strafbaren Handlung herrühren oder hiezu bestimmt sind, falls deren Mitnahme nicht gerechtfertigt werden kann.

Nach dem ungarischen F. G. vom Jahre 1879 (§§ 22—24 und 37—43) sind die Besitzer der unter öffentlicher Aufsicht stehenden und zur Vorlage von Wirtschaftsplänen (i. d.) verpflichteten Waldungen zur Anstellung einer genügenden Anzahl von Waldhütern verhalten; Bewirtschaftung und Schutz kann bei kleinen oder minder wertvollen Wäldern über Bewilligung durch den Verwaltungsausschuss von einer Person versehen werden, und können sich auch mehrere Personen zur Besteitung eines gemeinschaftlichen Waldhüters vereinigen. Veräußerliche in dieser Richtung hat der Verwaltungsausschuss zu korrigieren. Freie Privatwaldbesitzer sind im Bezug auf ihr Schutzpersonal nicht gebunden. Waldhüter kann nur sein ein unbescholtener Mann, welcher das 24. Lebensjahr zurückgelegt hat; in den obbezeichneten Waldungen vom 14./6. 1889 an nur Personen, welche die Waldhüterprüfung mit gutem Erfolge bestanden haben (die hierüber zu erlassende Verordnung ist derzeit noch nicht erlassen). Die Waldhüter haben vor dem Stuhlrichter (in Städten mit geordnetem Magistrat) vor dem Feldpolizeihauptmann, in der Hauptstadt vor dem Oberstadthauptmann) einen Eid abzulegen. Privatwaldbesitzer können ihre Wald-

## Forstschutzbedienstete.

hütter ebenfalls beeiden lassen, doch müssen diese die überwähnten Vorbedingungen erfüllen. Über den abgelegten Eid wird ein Zeugnis ausgestellt. Die beeideten Waldhütter sind als polizeiliche Organe zu betrachten und dürfen als solche eine (steuerfreie) Schußwaffe tragen. Die Waldhütter der obbezeichneten Waldungen haben alle Forstübertretungen in ein Forstjournal einzutragen, in welchem alle Details der Übertretung erscheinen. Anzweise aus dem Forstjournal über die nicht verglichenen Schäden u. s. w. sind am 1. und 16. jedem Monates dem Stuhlrichter vorzulegen. Auch die Privatwaldbesitzer können solche Forstjournale führen lassen, denen die gleiche Rechtskraft mit den hier erwähnten zukommt, wenn die privaten Waldhütter ein Eideszeugnis befügen und beim Verwaltungsanschluß angemeldet sind. Tritt ein beeideter Waldhütter aus dem Dienste, so hat der Waldbesitzer den Stuhlrichter binnen 15 Tagen hieron zu verständigen. Die Waldhütter haben im Dienste das behördlich festgesetzte, leicht erkennbare Abzeichen zu tragen.

Mehr.

**Forstschutzbedienstete (Deutschland)** sind jene Organe der Forstverwaltung, welche die Abweisung und Anzeige rechtswidriger Eingriffe in das Waldeigenthum als Hauptgeschäft, die Beaufsichtigung der verschiedenen Waldarbeiter, die Unterstützung des Revierverwalters bei der Betriebsführung, sowie die Controle derselben bei der Material-Einnahme und Ausgabe und der Entlohnung der Arbeiter aber als Nebenausgabe haben. Dieselben sind zugleich Organe der Forstpolizeibehörden und Forstrichtergerichte (j. Forstrichterrecht) und als solche öffentliche Diener, welche sich unter Umständen an dem allgemeinen Sicherheitsdienste zu betheiligen haben, z. B. durch Mitwirkung bei den durch die Behörde angeordneten allgemeinen Streifen, durch Anzeige von in den Waldungen verübten Fischereireveln, Übertretungen der wasserpolizeilichen Vorschriften u. s. w.

Je nach der Größe der bei den Forstbetriebsgeschäften zu leistenden Assistenz und der dadurch bedingten technischen Ausbildung der Forstschutzbediensteten unterscheidet man:

1. Wald- oder Forstaußseher (Waldhütter, Heger oder Waldheger, Forst- oder Waldschuß-, Wald- oder Holzwärter, Forstläufer, Kreiser, Holzvogt, auch mitunter Forstwart und selbst Förster genannt), welchen wegen ihrer geringen Bildung die selbständige Ausführung einzelner Betriebsarbeiten nicht übertragen werden kann (bei allen deutschen Staatsforstverwaltungen in Verwendung);

2. Förster oder Forstwärter (Unter- oder Beiförster), welche nach Anordnung des Revierverwalters Betriebsgeschäfte auszuführen vermögen (Preußen, Bayern, Sachsen, Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig, Anhalt, einige thüringische Staaten, Lippe-Detmold und Elsaß-Lothringen) und

3. Forst- oder Reviergehilfen, welche in der Regel Aspiranten für den Förster- oder auch den Forstverwaltungsdienst sind und, indem sie sich selbst für ihren künftigen Beruf praktisch ausbilden, den Revierverwalter bei

seinen Geschäften in der Kanzlei und im Walde wesentlich unterstützen (z. B. bei den Staatsforstverwaltungen von Bayern, Sachsen, Braunschweig, Sachsen-Altenburg, den thüringischen Staaten).

Zur Ersparung an Forstverwaltungskosten durch Vergrößerung der Reviere wurden die unter 2. genannten Förster bestellt, welche den Revierverwalter mehr oder minder zu vertreten haben, im weitesten Umfange in Preußen, wo den Förstern für den eigentlichen Forstschutz Forstwirtschaftslehrer beigegeben sind. Es ist diese Einrichtung den jetzigen wirtschaftlichen Verhältnissen Deutschlands wohl entsprechend, aber für einen intensiveren Betrieb ist sie unzureichend, da dieser kleine Reviere und ein Schnupperjahr voraussetzt, deßen geringe Bildung den Revierverwalter nötigt, alle wirtschaftlichen Geschäfte, für welche er nur allein die Befähigung besitzt, auch selbst auszuführen. Es ist übrigens die Bestellung gewöhnlicher Waldaußseher für den Forstschutz auch eine Consequenz des sog. Oberförstersystems (vgl. Organisation der Staatsforstverwaltung), welches jede Theilung der Geschäfte der Revierverwaltung zwischen dem Revierverwalter und seinem Vorgesetzten oder seinen Untergebenen ausschließt. Sobald man den Förster zum Verwaltungsassistenten macht, hat man das Förster- (Förster-) System, gleichviel, ob der Revierverwalter, wie in Preußen, Oberförster, oder, wie in Bayern, Forstmeister heißt.

Ausschließlich kommen gewöhnliche Waldaußseher zur Verwendung in Württemberg (Forstwächter und Waldwärter), Baden, Hessen (Forstwärter), Waldeck (Forstläufer), Neuß ältere Linie, Lübeck und Hamburg (Holzvögte), während bei den übrigen Staatsforstverwaltungen neben den Waldaußsehern noch Förster oder Forstgehilfen, oder auch beide zugleich für den Forstschutz bestellt sind. So hat man z. B. in Bayern nach der Bd. vom 15. Februar 1883 über die Organisation der Staatsforstverwaltung Waldwärter, Forstaußseher, Forstgehilfen, Forstwärter und Förster, neben welchen auch noch die den Forstmeistern zugethielten technischen Assistenten zur Beteiligung am Forstschutz verpflichtet sind.

Eigenthümlich ist die von der württembergischen Staatsforstverwaltung im Jahre 1859 für neun Forstämter ins Leben gerufene militärisch organisierte Forstwache, welche, schon in Folge mangelhafter Befähigung der „Forstwächter“, dem Revierverwalter eine kaum nennenswerte Unterstützung bei der Betriebsführung gewährte. Erst die nach Minderung der Forstreviel im Jahre 1873 erfolgte Reorganisation des Institutes unterstellte die Forstwächter ganz den Forstbehörden und ermöglichte es, dieselben unbeschränkt zur Benützung bei allen wirtschaftlichen Verrichtungen zu verwenden. Der Commandant der Forstwache ist Mitglied der Forstdirection.

In Deutschland sind die Subalternstellen in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes vorzugsweise für ausgediente, mit dem Civilversorgungschein versehene Unteroffiziere (Militär-anwärter) bestimmt, jedoch unter der Voraus-

ziehung der befähigung für die betreffende Stelle, welche häufig durch eine Probbedienstzeit nachzuweisen ist. Dies gilt, sofern nicht eine besondere technische Vorbildung verlangt ist, im allgemeinen auch für die Forstschußdienststellen, mit Ausnahme von Bayern, dessen Staatsforstverwaltung eine Verpflichtung zur Annahme von Militärammätern nicht hat.

Waldaufseher, welche den nöthigen Elementarunterricht genossen und den Forstbetrieb als Waldbauer feinen gelernt haben, genügen vollständig den Anforderungen unserer Staatsforstverwaltungen. So werden z. B. in Württemberg bei der Anstellung von Forstwächtern jüngere unverheiratete Unteroffiziere, welche dem Stande der Waldbauer feiner angehören und sich über den Besitz guter Schulentnahmen im Lesen, Schreiben und Rechnen auszuweisen vermögen, vor anderen berücksichtigt. In Ermangelung tauglicher Waldbauer werden Bewerber aus ähnlichen Berufsarten, wie Weingärtner, Bauern, Gärtner u. s. w., ausgewählt, welche sich jedoch vor der Anstellung in der Regel auf einem Staatswaldreviere als Arbeiter und Aufseher einige Zeit verwenden lassen müssen.

Die Vorbildung der Forstgehilfen und Förster erfolgt überall durch eine 2—3jährige Lehre auf einem Forstreviere, welche mit einer Prüfung abschließt. Zum Eintritt in die Forstlehre genügt entweder, wie z. B. in Bayern und Sachsen, die Elementarschulbildung, oder es werden, wie z. B. in Preußen, Mecklenburg, Braunschweig und Elsaß-Lothringen, gewisse realistische oder humanistische Kenntnisse verlangt, welche durch Schulzeugnisse oder durch das Bestehen einer Vorprüfung nachzuweisen sind. Am einfachsten knüpft man, was auch in Preußen und Elsaß-Lothringen zulässig ist, den Eintritt in die Forstlehre an die Bedingung der erlangten Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienste. Auf die Lehrlingsprüfung folgt mitunter noch eine zweite (Försters-) Prüfung, in Sachsen z. B. nach 3jähriger Dienstzeit als Reviergehilfe, in Preußen und Elsaß-Lothringen mindestens ein Jahr vor Beendigung der militärischen Dienstzeit durch wenigstens sechsmonatliche Verwendung als Hilfsaufseher auf einem Staatswaldreviere. In Preußen und Elsaß-Lothringen treten die Forstlehrlinge nach zweijähriger Lehrzeit im Alter von 17 bis 19 Jahren in ein Jägerbataillon, machen hier die sog. Jägerprüfung und können nach dreijähriger Dienstzeit bei guter Führung sich zu ferner neunjähriger (also im Ganzen zwöljahriger) Dienstzeit verpflichten, nach deren Ablauf sie die Aussicht auf unbeschränkte Versorgung im Forstschußdienste erlangen. Dieselben werden, sofern sie nicht zu Oberjägern befördert werden, nach vollendetem vierjähriger Dienstzeit zur Reserve beraubt, müssen sich aber während ihres Urlaubes berufsmäßig beschäftigen und die bereits erwähnte zweite Prüfung bestehen. In Bayern und Sachsen sollen die geprüften Forstlehrlinge alsbald als Dreijährig-Freiwillige ihre Militärschicht erfüllen.

Um den Förstern die Erziehung ihrer Kinder und insbesondere die Heranbildung derselben für den Försterdienst zu erleichtern, wur-

den in Preußen seit dem Jahre 1878 mit Staatsunterstützung zwei Försterschulen (Groß-Schönebeck und Proskau) mit drei Abtheilungen errichtet. Die erste Abtheilung, die Ortschule, enthält die Zöglinge unter 14 Jahren, die zweite, die Fortbildungsschule, die Zöglinge von 14—16 Jahren und die dritte Abtheilung, die Forstlehre bei den einschlägigen königlichen Obersförstern, die Schüler im Alter von 16 bis 19 Jahren. Auch in Bayern soll die Forstlehre in Waldbauschulen erstanden werden, deren Hauptaufgabe neben der Fortbildung in den Geistständen der Volkschule durch Lehren und Geistliche in der Unterweisung in den Handarbeiten des forstlichen Betriebes zu bestehen hat. Diese Schulen sind jedoch noch nicht ins Leben getreten. Dem in denselben gebildeten Schülersonnale sollen auch die Offizianten der Forstbuchhaltungen der Kreisregierungen und des Ministeriums eintreten werden.

Die Stellung der Waldaufseher und Forstgehilfen ist bei allen Staatsforstverwaltungen eine widerrufliche, während die Förster überall mit dem Range von subalternen Beamten (in Bayern z. B. eines Amtsgerichtssecretärs) auch pragmatische Rechte erhalten, ohne jedoch hiervon Beamte (s. d.) im eigentlichen Sinne zu werden.

Die Gehalte der Waldaufseher und Forstgehilfen sind geringer als jene der Förster, und der Aufangsgehalt der bayrischen Förster ist mit 1800 Mark der höchste in Deutschland. Zu dem Geldgehalte kommen noch bei fast allen deutschen Staatsforstverwaltungen mehr oder minder theils Wohnungsgelder, theils Dienstwohnungen, Dienstländereien und Holzdepature, theils Pachtländerien und Waldweidegenuss (Preußen).

Die Befreiung der Forstschußbediensteten an den Verwaltungsgeschäften zieht dieselben von ihrer nächsten Aufgabe ab und bedingt hiervon eine Verkleinerung der Schutzbezirke. Wenn trotzdem die durchschnittliche Größe eines Schutzbezirkes in Preußen mit 710 ha jene der Schutzbezirke bei den übrigen Staatsforstverwaltungen (in Baden z. B. nur 215 ha) weit übertragt, so liegt dies nur darin, daß, wie bereits erwähnt, in Preußen nicht die Förster, sondern die Forstschußaufseher den eigentlichen Forstschuß besorgen.

Ausführliche Erörterung und Statistik in F. Albert, Lehrbuch der Forstverwaltung. München 1883.

At.

**Forstschußdienst.** Die Aufgabe dieses Dienstes besteht in erster Linie in der Ausübung des Forstschusses, soweit dieser mehr physische Leistung als Kenntnisse und geistige Thätigkeit erfordert (des sog. niederen Forstschusses), als insbesondere: Beaufsichtigung der Grenzen, Abwehr jedes unberechtigten Eingriffes von Menschen in das Waldeigenthum, Beaufsichtigung des Försters in Bezug auf schädliche NATUREINFLÜSSE u. dgl. Hierzu kommt fast immer in beschränkterer oder weiterem Maße die Hilfe im Betriebe, insbesondere die Beaufsichtigung der Arbeiter und erste Aufschreibung der Lohnlisten, die erste Annahme des fertig gestellten Materials und die Abgabe derselben

an die Käufer, die Anweisung oder Ausfolgung von Nebenurkunden, sowie die Überwachung der Gewinnung derselben durch die Käufer oder Bezugsberechtigten, nicht selten auch zum Theile die Anszeigung der Schläge und Durchforstungen.

Auch die Ansübung des Jagdschutzes und die Mithilfe im Jagdbetriebe gehört zumeist zu den Obliegenheiten der Forstschuhorgane.

Alle diese Dienstleistungen erfordern nur ein geringes Maß forstlicher Kenntnisse, zumal wenn die Betriebshilfe auf die bloße Überwachung und mehr mechanische Arbeiten beschränkt bleibt, sind dagegen häufig mit bedeutsamer physischer Anstrengung verbunden; sie werden daher zweckmäßig an weniger gebildete, einfachere Leute übertragen, welche diesen Dienst für geringere Entlohnung versehen und für denselben meist besser geeignet sind, als der gebildete Forsttechniker.

Die längere Verwendung der letzteren im Forstschuhdienste (als Vorstufe bis zur Erlangung einer Revierverwalterstelle) ist stets mit einem Brachliegen ihrer Kenntnisse, zumeist auch mit einem Rückgange ihrer fachlichen und gesellschaftlichen Bildung verbunden und ist daher unbedingt zu vermeiden.

Die Anforderungen, welche an das Forstschuhpersonal zu stellen sind, sind hauptsächlich körperliche Rüstigkeit, Ausdauer und Abhärtung gegen Strapazen, unter Umständen auch ein mutiges, entschlossenes Auftreten, guter Ruf und achtunggebietendes Verhalten, welche ihm die nötige Autorität gegenüber den Arbeitern und Anwohnern sichern, Verlässlichkeit und prompte Dienstleistung, endlich die Fähigkeit, einfache Aufgaben und Geschäfte des Betriebes anzuführen.

Dem sehr verschiedenen Umkreise der je nach den localen und Dienstverhältnissen gestellten Aufgabe — vom bloßen Wachdienst einerseits bis zum vorwiegend technischen Dienste des Revierförsters — entsprechend ist auch das Personale, welches hierzu verwendet wird, die Anforderung in Bezug auf dessen Kenntnisse sowie die dienstliche Stellung und Entlohnung derselben eine verschiedene. Wo der Betriebsdienst vorwiegt, und etwa auch der Schuhdienst intelligente Leute erfordert, da wird es stets im Interesse des Dienstes gelegen sein, von den hierfür zu befstellenden Personen außer einer guten Schulbildung auch eine ihrer Aufgabe entsprechende technische Vorbildung (etwa in dem einjährigen Curse einer Waldbau- oder Forstwartschule) zu fordern.

Diese Schuhorgane (Förster oder Forstwärte) erhalten dementsprechend auch eine bessere Stellung und Besoldung (die königlichen Förster in Preußen 840—1080 Mark, die f. t. Förstwärte (seit 1887 Förster) in Österreich 400—600 fl., beide nebst Stellen- oder Aktivitätszulage; in Bayern die exponierten Forsthilfen und Förster durchschnittlich 1300—2000 Mark); sie werden jedoch in der Regel nicht in die Kategorie der Beamten gerechnet. Für einen ausgedehnten Wachdienst würde die ausschließliche Verwendung eines solchen Personales kostspielig sein, und werden daher, wo ein

solcher erforderlich ist, außerdem ganz einfache Leute aus dem Arbeiterstande als Waldarbeiter, Waldhüter oder Heger speciell für den Schuhdienst bestellt.

Die in sehr vielen Verwaltungen verwendete Mittelstufe der Forstschuhbediensteten (meist Forstwärte oder Unterförster genannt) besteht in der Regel aus Personen, welche ohne die besondere Vorbildung einer Forstschiule sich die erforderlichen Kenntnisse durch praktische Verwendung im Dienste (in der Meisterlehre) erworben haben, oder auch dem Stande der Waldarbeiter entnommen sind.

Die Anstellung von Personen, welche bisher dem Wald- und Forstbetriebe ganz fernstanden (von Leuten des Handwerkerstandes, ausgedienten Unteroffizieren u. dgl.), als Schuhorgane ohne vorherige Lehrzeit und Exprobation im Dienste ist keineswegs zu empfehlen.

Eine weitere Kategorie der Forstschuhbediensteten sind Personen, welchen die Ansübung des Forstschuhes in steineren, entlegenen Waldparzellen als Nebenbeschäftigung gegen geringe Entlohnung übertragen ist (Waldausseher oder Waldwächter).

In Württemberg ist der eigentliche Wachdienst, in Frankreich der Forstschuhdienst überhaupt militärisch organisiert.

Das Oberförstersystem bedarf technisch vorgeduldeter, tüchtiger Schuhorgane, während neben den Revierförstern des Forstamtsystems die einfachen Heger oder Waldhüter genügen.

Über die Zuweisung von Wohnung, Dienstgrund re. an die Schuhorgane vgl. Befördlung; über die Bildung der Schuhbezirke vgl. Dienstbezirke.

v. Eg.

**Forstschuhkosten** sind die Kosten, welche für die Beschützung eines Waldes aufgewendet werden müssen. Es gehört höher nicht nur der Aufwand für Erhaltung des Schuhpersonales, sondern auch namentlich der für Vorbereitung und Bekämpfung von Calamitäten. In den Formeln der Waldwertrechnung sind die Forstschuhkosten unter den Verwaltungskosten v. aufzurechnen.

Nr.

**Forstservituten** (Forstrechte, Forstberechtigungen, Walddienstbarkeiten) sind dingliche Rechte (s. d.) an einem fremden (res propria nemini servit) Walde, welche dem Eigentümer die Pflicht aufliegen, etwas zu unterlassen oder zu leiden, was derselbe nicht brauchte, wenn sein Waldeigenthum ein volles (i. Autonomie des Waldeigenthümers) wäre. Servituten, welche den Waldeigentümer zu thun verpflichten, kennt das römische Recht nicht (servitus in faciendo existere nequit), und wo eine derartige dingliche Verpflichtung des Waldeigenthümers besteht, handelt es sich deshalb nicht um eine Servitut, sondern um eine deutschrechtliche Reallast (s. d.). Zu den Reallasten zählen auch diejenigen Forstproducenten abgaben an Berechtigte, welche in dem grundherrlichen Verhältnisse des belasteten Waldes begünstigt sind.

Die Servituten bestehen nur in einer Beschränkung des Nutzungsrechtes des Eigentümers des dienenden Waldes (silva serviens) zu Gunsten des Forstberechtigten (des herr-

schenden Herrn, gegenüber dem dienenden), bzw. in einer Theilung des Nutzungsrechtes zwischen dem Waldeigentümer und dem Berechtigten, von der das im Waldeigenthume liegende Verfügungrecht unberührt bleibt, so daß der Eigentümer bei Veränderung des dienenden Waldes durchaus nicht an die Zustimmung des Berechtigten gebunden ist. Ebenso wird eine Theilung des dienenden Waldes dem Eigentümer desselben nicht verweigert werden können, wenn durch dieselbe die Servitutausübung nicht alteriert wird, was entweder schon nach der Natur der Servitut, wie z. B. beim Wegrechte, nicht zu erwarten steht, oder doch dadurch verhindert wird, daß die neuen Wald-eigentümer dem Berechtigten gegenüber solidarisch verpflichtet bleiben.

Als mit dem Untergange der Freiheit der ländlichen Bevölkerung das Grundeigenthum in den größten Theile Deutschlands in die Hände des Adels und der Geistlichkeit kam, überließen die neuen Grundherren das Culturland gegen bestimmte Leistungen ihren Leibeigenen zur Nutzung, indem sie sich nur die Weide- und Jagdausübung auf denselben vorbehielten, das unartbare Land dagegen (insbesondere die Waldungen), welches früher als Mark (Allmend) unter gemeinsamer Benützung der Markgenossen stand, nahmen sie selbst in Nutzung und gestatteten auf denselben die Zugutmachung von Holz, Weide, Stren u. s. w. den früheren Eigentümern nur insoweit, als es zu deren Ersteiz, bzw. zur Bewirtschaftung der ihnen überlassenen Ländereien nötig war. Von einem Rechte auf diese Mitbenützung des Waldes und einer genauen Begrenzung derselben war bei dem früheren Waldüberfluß und der Rechtlosigkeit der Landleute natürlich lange Zeit keine Rede; es bildete sich vielmehr ein eigentliches Rechtsverhältnis erst dann, als zu Ende des vorigen oder zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts aus den Leibeigenen Grundhölden wurden, und die Regulierung der Rechte und Pflichten (Real- oder Grundlasten) derselben gegenüber dem Grundherrn die Veranlassung zur Feststellung und Begrenzung (Liquidation) der fraglichen Waldnutzungsrechte gab, was in der Weise geschah, daß man dieselben nach Analogie der römischen Servitut als dingliche, an einem bestimmten Grundbesitz haftende und den Waldeigentümer in der Benützung des Waldes bechränkende Rechte erklärte. Dies ist im allgemeinen der Ursprung der Forstservituten in Deutschland, wenn es in späterer Zeit wohl auch häufig vorkam, daß Servituten durch Vertrag und andere Rechtsgeschäfte sowie durch Verjährung begründet wurden.

Die Servituten unterscheidet man in

1. persönliche, welche jemand mir für seine Person ertheilt wurden und nicht auf dessen Erben übergehen, und

2. dingliche (reales), welche zum Vortheile eines Hauses (urbanae) oder eines liegenden Grundstückes (rusticae) oder eines ganzen Gutes (mixtae) bestellt worden sind und jedem Besitzer des Hauses, Grundstückes, Gutes zu stehen.

Als persönliche Servituten erscheinen der Nießbrauch (s. d.), ususfructus, und der Gebrauch (s. d.), usus. Auch Personalhervituten auf einzelne Nutzungen fanden, obwohl selten, bei den Römern vor und wurden unter den Begriff des usus gestellt, z. B. usus aquae. Auch nach deutschem Privatrechte können die Nutzungen, welche die Objekte der dinglichen Servituten bilden, persönlich verliehen werden, doch wird dies nicht vermutet.

Das römische Recht unterscheidet die dinglichen Servituten nach der Art des herrschenden Gutes (praedium dominans) in servitutes praediorum urbanorum und rusticorum, woraus später im allgemeinen die Gebäude (s. d.) und Feldservituten (s. d.) entstanden.

Eigentliche Forstservituten kennt das römische Recht nicht, da Beholzungsbrechte (wie und da ein Recht zum Bezuge von Weinpfählen) und Weiderechte in Waldungen nur sehr selten, andere Servituten, wie z. B. Streu- und Mastrechte, gar nicht vorkamen. Unsere Forstservituten sind daher Real- oder Prädialservituten (Grundgerechtigkeiten) nach römischem Rechtsbegriffe, aber hervorgegangen aus den eigenständlichen Rechtsverhältnissen Deutschlands. Derselben sind zu Gunsten eines aus Grundstücken und Gebäuden bestehenden Gutes bestellt und daher servitutes mixtae, welche das römische Recht nicht kannte. Die Bestimmungen des römischen Rechtes über Servituten gelten übrigens in Deutschland nicht als ein festes Gesetz, sie sind vielmehr particularrechtlich und durch das Herkommen in der verschiedensten Weise modifiziert.

Für die Forstservituten bestehen im allgemeinen folgende Rechtsgrundsätze:

1. Nicht das rechtliche Bestehen der Servituten, sondern vielmehr die Freiheit des Waldeigenthumes von solchen wird vermutet. Es muß daher Derjenige, welcher eine Servitut für sich in Anspruch nimmt, seine Behauptung beweisen.

2. Die Servituten sind untheilbar, insfern die einzelne Handlung als solche nur ganz oder gar nicht geschehen kann. Dagegen ist eine Theilung nach Zeit und Maß zulässig.

3. Jede Servitut ist streng, d. h. so zu verstehen und anzunehmen, wie sie dem Eigentümer, welcher sie ertheilte, sowie dessen Nachfolger am wenigstens lästig und nachtheilig ist. Der Berechtigte darf deshalb sein Nutzungsrecht, wenn es nach Zeit, Ort, Art und Weise der Ausübung bestimmt ist, nicht nur nicht überschreiten, sondern er muß solches auch bescheiden und mäßig (modeste et civilitate) ausüben. Ist das Verfahren bei der Servitutausübung dagegen nicht genau bezeichnet, so muß, unbeschadet des Erfolges natürlich, jene Modalität gewahlt werden, welche dem Waldeigentümer am wenigsten zum Nachtheile gebracht.

4. Die Theilnahme des Waldeigentümers an der Nutzung wird so lange zugelassen, bis der Berechtigte nachweist, daß der Waldeigentümer durch ein Rechtsgeschäft oder durch Verjährung ganz von der Concurrenz ausgeschlossen ist. Macht der Waldeigentümer von seinem

Mitnützungsrechte keinen Gebrauch, so gilt dies nicht ohneweiters als ein Verzicht auf solches, sondern es wird die Concurrenz des Waldeigenthümers nur dann als ausgeschlossen betrachtet, wenn derselbe innerhalb der Verjährungszeit die Ausübung seines Rechtes infolge der Einsprache des Berechtigten unterlassen hat. Dass der Waldeigenthümer auch seine Nutzung zu beschränken hat, wenn der Gesamuntertrag der Nutzung das Bedürfnis des Eigenthümers und des Berechtigten nicht zu befriedigen vermag, ist natürlich. Es muss bei Feststellung des jährlichen Naturalertrages einer abzulösenden Servitut selbstverständlich auf dieses Mitbenützungsrecht des Waldeigenthümers, selbst wenn von denselben bisher kein Gebrauch gemacht wurde, entsprechend Rücksicht genommen werden. Bei einer Reduction der Forstservituten kann endlich der Waldeigenthümer jedenfalls einen solchen Gesamtnutzungsanteil verlangen, dass er mit demselben die sämtlichen Verwaltungsausgaben zu bestreiten vermag.

5. Allen Rechtsgeschäften, durch welche eine Servitut bestellt wird, unterliegt stilschweigend die Bedingung, dass die zur Zeit der Ertheilung der Servitut bei beiden Theilen, d. h. bei dem herrschenden und dienenden Gute, bestandenen Verhältnisse auch künftig so bleiben werden (*clausula rebus sic stantibus*). Dieser Rechtsgrundzus schützt den Waldeigenthümer selbst bei unbestimmten Servituten gegen eine Erweiterung derselben und gibt ihm, abgesehen von den bestehenden polizeilichen Vorschriften, auch von privatrechtlicher Seite die Mittel an die Hand, die Servituten, gleichviel ob bestimmte oder unbestimmte, so zu beschränken, dass durch deren Fortdauer die Existenz des Waldes sowie die Ausübung seiner eigenen Nutzungsrechte nicht gefährdet wird. Es muss hier im Auge behalten werden, dass der Waldeigenthümer bei Zulassung eines fremden Nutzungsrechtes gewiss immer nur einen ihm verhältnismäßig wenig wertvollen Theil der Nutzungen dem Berechtigten abtreten, nicht aber sich selbst von aller Nutzung ausschließen, oder gar die Erhaltung des Waldes dadurch in Frage stellen wollte.

6. Die Servituten dürfen ohne Einwilligung des Waldeigenthümers nicht von dem herrschenden Gute getrennt, auf ein anderes Gut übertragen, oder auch nur einem anderen Gute oder einer anderen Person als dem Besitzer des herrschenden Gutes zeitlich überlassen werden.

7. Jede Servitut muss so beschaffen sein, dass sie dem Berechtigten in irgend einer Weise einen Vortheil zu gewähren vermag, und es muss die Entfernung des herrschenden Gutes vom dienenden Walde eine solche sein, dass von ersterem aus die Servitut auch wirklich ausgeübt werden kann. Sobald auch nur eine der beiden genannten Voraussetzungen fehlt, fällt die Servitut von selbst weg.

8. Alle Servituten, welche nicht an eine bestimmte Nutzungsgröße lauten, dürfen im allgemeinen nicht weiter ausgedehnt werden, als es die Befriedigung des Bedarfes des

herrschenden Gutes verlangt, und es dürfen deshalb weder die aus dem dienenden Walde bezogenen Producte, noch die gleichen Nutzungs-zwecken dienenden Erzeugnisse (z. B. nach dem preussischen allgemeinen Landrechte das Stroh bei Streurechten) des herrschenden Gutes verkauft werden. Bei Feststellung des Bedarfes des herrschenden Gutes muss daher auch auf die Größe der bezüglichen Production Rücksicht genommen werden. Unbestimmte Servituten können natürlich auch nicht getheilt werden.

Erwirbt eine Gemeinde ein Nutzungsrecht durch Verjährung, so sind in der Regel nur die bei Beendigung der Verjährung vorhandenen Gemeindemitglieder, bzw. Häuser (nach dem preussischen Landrechte aber auch die später entstandenen Stellen) berechtigt; während bei den durch ein Rechtsgeschäft bestellten Servituten sowohl nach altgermanischem, als nach altfranzösischem Recht auch die später aufgenommenen Gemeindemitglieder an derselben theilnehmen (das preussische Landrecht enthält jedoch entgegengesetzte Bestimmungen).

9. Für die Nichtausübung einer Servitut kann der Berechtigte vom Waldeigenthümer keine Entschädigung verlangen, es sei denn, dass dies in einem gegebenen Falle durch das Gesetz, Rechtsgeschäft oder Herkommen ausdrücklich bestimmt ist.

10. Der Waldeigenthümer hat dem Berechtigten gegenüber die Verpflichtung, alles zu unterlassen, wodurch die nachhaltige Ausübung der Servitut gefährdet werden könnte, und kann der Berechtigte, wenn der Waldeigenthümer durch willkürliche Betriebsumwandlungen, durch übermäßige Nutzung oder überhaupt durch verfehlte Wirtschaft den Waldstand nachtheilig verändert hat, gegen denselben eine Entschädigungs-klage wegen Walddevastation stellen (s. Gerichtliche Forstwissenschaft). Dagegen kann auch der Berechtigte die Vornahme von Betriebsänderungen, welche durch die Waldstandsverhältnisse, wie z. B. bei sehr vermagerten Böden die Umwandlung des Laubholzes in Nadelholz, unabdingt geboten sind, nicht hindern.

11. Eine Servitut kann nicht wieder Gegenstand einer Servitut sein (*servitus servitutis esse non potest*).

12. Eine Ablösung der Servitut gegen den Willen eines der Beteiligten ist nicht zulässig.

Auch bezüglich der Servituten gibt es einen Besitz (s. d.), welcher in der factischen Möglichkeit besteht, dem Inhalte einer Servitut gemäß auf das dienende Gut einwirken zu können, und als Quasibesitz (*quasi possessio juris*) bezeichnet wird. An die Stelle eines *animus dominii* tritt hier der *animus jure suo faciendi*. Erwerb und Verlust des Quasibesitzes sind nach Analogie des Sachenbesitzes zu beurtheilen.

Dem deutschen Privatrechte eigentlich sind die Gegenrechnisse der Berechtigten, welche in Leistungen an Diensten, Naturalien oder Geld bestehen. Dieselben bilden eine Gegenforderung des Waldeigenthümers, so dass der Berechtigte, so lange er noch mit einem Gegenrechnen im Rückstande ist, einen neuen Nutzungs-bezug nicht verlangen kann. Manche Gegenleistungen, wie z. B. die Stanungelder, erscheinen

nur als eine Vergütung für die Bemühungen des Waldeigentümers bei der Anweisung des Holzes, oder als ein Beitrag zu den Forstverwaltungskosten, oder, wie die Rückvergütung des Hauerlohnes, als ein Ertrag von Auslagen. Wie nicht jede ständige Forstproducentenabgabe als eine Servitut, sondern, wie z. B. der Holzszehnt, häufig als ein Ausfluss des grundherrlichen Verbandes des Waldes zu betrachten ist, so darf man nicht ohneweiters annehmen, daß eine ständige Leistung des Forstberechtigten an den Waldeigentümer eine Gegenleistung für das Forstrecht bildet, indem solche häufig auf einem ganz anderen Rechtstitel beruht. Die Frage, ob die Leistung eines Forstberechtigten ein Gegenrechtmis für die Servitut ist oder nicht, hat deshalb eine Bedeutung, weil die Aufhebung, Ablösung oder Regulierung von Abgaben und Frohnden, welche staatsrechtlicher Natur sind, oder auf dem grundherrlichen Verhältnisse beruhen, nach den Gesetzen über die Grundentlastung (s. d.) erfolgt. So wurden z. B. durch das bayrische Forstgesetz alle Natural-, Holz- oder Waldfrohnden, welche nicht die Eigenschaft von Gegenleistungen für forstrechtliche Nutzungen an sich tragen, ohne Entschädigung aufgehoben. Die Entscheidung über die rechtliche Natur der Gegenleistung ist entweder, wie z. B. in Bayern, den Civilgerichten, oder, wie in Preußen, den Ablösungsbehörden übertragen.

Erworben werden die Servituten, an welchen ein Eigenthum (s. d.) besteht, durch Vertrag, Testament, richterliches Erkenntnis, namentlich bei Theilungen und dem sog. Rothweg, Verjährung (s. Ersitzung) und unmittelbare geistliche Anordnung, wie beim Niedibrachte, z. B. des Vaters an dem eigenen Vermögen der Kinder. Bezuglich der gesetzlichen Beschränkungen der Neubegründung von Forstservituten vgl. Ablösung der Forstservituten.

Die Servituten erlöschen durch Confusio von Recht und Pflicht in einer Person, welche beim Niedibrachte und überhaupt bei persönlichen Servituten Consolidation genannt wird, sowie bei persönlichen Servituten mit dem Tode des Berechtigten. Der Verlust derselben tritt ferner ein durch Verjährung infolge Nichtgebrauches nach 10, bezw. unter Abwesenden nach 20 Jahren (s. übrigens Gebäude servituten), durch Untergang des dienenden Gutes, durch Verzicht des Berechtigten und durch Ablösung (s. d.).

Der Waldeigentümer schützt sich gegen die Annahme einer Servitut durch die actio negatoria (s. d.), der Berechtigte dagegen macht seine Rechte durch die actio confessoria (s. d.) geltend, schützt sich gegen Besitzstörungen durch possessorische Klagen (s. Besitz) und kann bei Minderung seiner Bezüge infolge schlechter Waldbehandlung von dem Waldbesitzer Entschädigung verlangen (s. Gerichtliche Forstwissenschaft).

Die Forstservituten sind von wesentlichem Einfluß auf die Bewirtschaftung der Waldungen, indem sie vor allem Waldrodungen und solche Änderungen der Holz- und Betriebsart, sowie der Umltriebszeit hindern, welche die Nutzung des Berechtigten quantitativ oder qualitativ beeinträchtigen. Die auf einzelnen Wald-

theilen lastenden fremden Nutzungsrechte bilden häufig das Hindernis einer den Interessen des dienenden Waldes entsprechenden Waldeinteilung, Complexbildung und Schlagsfolge, sowie selbst einer richtigen Bildung der Schuh- und Verwaltungsbezirke, welche befürchtlich mit der Complexbildung im innigsten Zusammenhange steht. Ebenso wirkt die Zeit und die Art und Weise der Gewinnung der Berechtigungsobjekte öfter störend auf den Gang der Verwaltung ein. Endlich erschwert die häufige Anwesenheit vieler Forstberechtigten im Walde den Forstschuh, und das Bestreben der Berechtigten, ihre Nutzung möglichst zu erweitern, gibt zu steten Reibereien und selbst Processe mit dem Waldeigentümer Veranlassung.

Übrigens ist die Beeinträchtigung der Wirtschaftsführung nicht nur nach der Natur der Servituten (z. B. ein Wegrecht im Vergleiche mit einem Streurecht), sondern auch nach der Beschaffenheit des dienenden Waldes, nach den persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen des Waldeigentümers und der Berechtigten sehr verschieden, so daß eine und dieselbe Berechtigung, deren Bestehen in vielen Fällen von dem Waldeigentümer kaum bemerkt wird, vielleicht in eben so vielen Fällen als eine große Last erscheint. So sind z. B. größere, zusammenhängende Waldungen in der Ebene und auf kräftigem Boden, namentlich wenn sie eine Laubholzbestockung haben, von weniger Gefahren als gebirgige Fichtenwaldungen oder Kiefernbestände auf Meeresrand bedroht, sie erleichtern die Waldeinteilung und den Absatz der Forstprodukte und werden daher um so weniger von der mit Rücksicht auf eine entsprechende Servitutsübung herzustellenden Schlagsfolge benachtheilt, je mehr die bisherige Schlagsführung eine regelmäßige war, und je geringer deshalb die künftigen Abweichungen von dem vortheilhaftesten Abtriebsalter der Bestände sein werden. Eine Berechtigung, welche nur von einem oder wenigen wohlhabenden Berechtigten, die sich durch fortwährende Erhöhung der Intensität ihres landwirtschaftlichen Betriebes mehr und mehr von dem Bezüge von Forstprodukten (namentlich Weide und Streu) unabhängig machen, ausgeübt wird, verhält sich ganz anders als eine solche, welche einem zahlreichen Proletariate zusteht, das auf Kosten des Waldes seine Parcellenwirtschaft möglichst anzubieten sucht. Der kleine Waldbesitzer, der auf Verfüllern seines Materialcapitales spekuliert und vielleicht mit dem Berechtigten um die Existenz zu ringen gezwungen ist, wird die auf seinem Walde ruhenden Servituten ganz anders betrachten, als der reiche Großgrundbesitzer, dem es nur auf die sichere Anlage eines größeren Capitales in Grund und Boden ankommt, anders als der Staat, der weiß, daß die Bezüge der Berechtigten in vielen Fällen ein volkswirtschaftlicher Gewinn sind, und daß die Berechtigten in ihrer Eigenschaft als Steuerpflichtige den durch die Servituten entstandenen Ausfall an den Forsteinnahmen theilweise wieder erlegen müssen. Der Private wird bei dem Bestehen sehr ausgedehnter Servituten, welche ihm vielleicht kaum den Betrag der Verwaltungskosten von dem

Waldertrag übrig lassen, sich zweckmäßig mit dem Berechtigten aneinandersezten, der Staat dagegen wird in den meisten Fällen aus volkswirtschaftlichen und polizeilichen Gründen die Administration eines solchen ihm eigentlich nur dem Namen nach gehörigen Waldes fortsetzen. Eine Bevölkerung mit entwickeltem Rechtsgefühl und eine prompte Rechtspflege bilden natürlich Schutzmittel gegen excessive Servitutausübung.

Die Forstservituten üben selbstverständlich auf den Zustand der Waldungen, d. i. auf die Bodenkraft, den Schluss, Wuchs und die Verjüngungsfähigkeit der Bestände, sowie auf die Nachhaltigkeit der Wirtschaft bei gegebener Holz- und Betriebsart und Umliebszeit oft einen entscheidenden Einfluss, und es ist eine bekannte Thatsache, dass durch excessive Ausübung einzelner Servituten, insbesondere der Weide- und Streurechte, mitunter große Waldstrecken devastiert wurden; allein es kann deshalb nicht die unabdingte Befreiung solcher Servituten verlangt werden, da sich, mit Ausnahme des Rechtes zum Plaggenhauen, alle Nutzungsrechte durch entsprechende Beschränkungen mit der Erhaltung eines geordneten Waldzustandes in Einklang bringen lassen. Diese Schädlichkeit ist nicht nur bei den einzelnen Servituten (Wege- und Wasserrichte z. B. ganz unschädlich) sehr verschieden, sie wechselt auch bei einer und derselben Servitut nach Maßgabe der Standortsverhältnisse, der Holz- und Betriebsart, der Umliebszeit und der Modalitäten der Servitutausübung, so dass sich allgemeine Vorrichtungen über die Einschränkung der Servituten nicht geben lassen, vielmehr in jedem einzelnen Falle durch Sachverständige die Grenze zu ziehen ist, innerhalb welcher sich eine die Existenz und die nachhaltige Bewirtschaftung des Waldes nicht gefährdende Nutzung von Seite des Berechtigten zu bewegen hat.

Dass die Forstservituten für die wirtschaftlichen (finanziellen) Verhältnisse des Waldeigentümers und des Berechtigten unter Umständen von großer Bedeutung sind, ist selbstverständlich.

Servituten mindern nicht nur durch Bestandsbeschädigungen und Schwächung der Bodenkraft den Waldertrag, sie hindern den Waldeigentümer in vielen Fällen auch an der Waldrodung, oder überhaupt an einer vortheilhaftesten Betriebsumwandlung, insbesondere an der Verwertung eines Theiles der Materialvorräthe durch den Übergang vom höheren zum niedrigeren Umltriebe. Da solche Betriebsänderungen überhaupt möglich sind, hängt von den Standorts-, Bestands- und Abfahrtverhältnissen und der Größe des Waldes, sowie von der Individualität des Waldeigentümers ab, indem juristische Personen, insbesondere aber der Staat, in der Regel aus volkswirtschaftlichen Gründen auf solche Finanzoperationen verzichten werden, da der Waldertrag des niedrigeren Umltriebes, exklusive der Zinjen des Erlöses aus dem verwerteten Theile des Materialvorrathes, geringer ist, als jener des höheren Umlriebes. Durch eine größere Anzahl auf einem Walde ruhender Servituten werden Forstwirtschaft und Verwaltung erlichwert und infolge dessen auch die Betriebs-

Kosten erhöht. Die durch manche Servituten herbeigeführte Bestands- und Bodenverschlechterung muss die Culturstoffe vermehren, und auch das mit allen Servituten verbundene Wegrecht wird in vielen Fällen durch Erhöhung des Wegbaubetragts die Waldrente mindern.

Der Berechtigte kann durch eine ihm zustehende Servitut nie wirtschaftlich geschädigt werden, da die Nutzungsübung derselben ihm jederzeit freisteht. Dagegen wird die Existenz derselben durch eine Servitutablösung dann gefährdet, wenn die betreffenden Waldnutzungen ihm nach dem in der Gegend bestehenden und durch die Standorts- und Verkehrsverhältnisse, die Größe der Landgüter, sowie die Intelligenz, das Vermögen und den Credit der Grundbesitzer bedingten landwirtschaftlichen Betriebsysteme unentbehrlich sind, und die Art und Weise der Ablösung weder die Änderung seines Betriebes, noch den nachhaltigen anderweitigen Bezug der bisherigen Nutzungsobjekte ermöglicht. Die Befreiung der Forstservituten steht in vielen Fällen eine intensive Gestaltung des landwirtschaftlichen Betriebes voraus und hat sie dann auch notwendig zur Folge, indem sich z. B. um die von dem Weide- und Streurechtsgesetzten benötigte Waldfläche nach der Ablösung die landwirtschaftliche Nutzungsfäche derselben mindert, Capital- und Arbeitsanwand aber für ihre landwirtschaftlichen Grundstücke größer werden. Bei einzelnen Servituten, wie z. B. bei dem Harz- und Theerschwelereirechte, ist es nicht das Nutzungsobject allein, welches dieselben den Berechtigten wertvoll macht, es sind vielmehr die Weiterverarbeitung des Rohmateriales und der Verschleiß der so gewonnenen Gewerbsprodukte, welche ihnen Gelegenheit bieten, ihre sonst nicht verwertbare Arbeitskraft rentierlich zu verwenden. Gleicher gilt für solche Berechtigungen, deren Objekte, wie z. B. beim Leseholz- und Gräferechte, nur in arbeitsfreier Zeit, oder von Lerten, deren Arbeit nicht anderweit verwendbar ist, zugutgemacht werden.

Der Einfluss der Forstservituten auf Bewirtschaftung und Zustand der Waldungen sowie auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des Waldeigentümers und des Berechtigten äußert sich natürlich auch in volkswirtschaftlicher Beziehung und macht sich insbesondere geltend bei der Servitutablösung durch Änderungen an der Production, Vertheilung und Consumtion der Güter, welche nun so bedentender und um so weniger nachweisbar sind, je unentwickelter die wirtschaftlichen und Verkehrsverhältnisse des Landes sind, je mehr infolge dessen der concrete Gebrauchswert den abstracten und den Verkehrs Wert in den Hintergrund drängt, je näher daher, mit anderen Worten, die Volkswirtschaft noch jenen primitiven Culturzuständen steht, welche eine Theilung des Nutzungsberechtes zwischen dem Waldeigentümer und dem Berechtigten zur Notwendigkeit machen. Eine Servitut wirkt insbesondere vortheilhaft auf die Gütererzeugung, wenn sie eine volkswirtschaftlich nachtheilige Herauslösung des Umlriebes hindert, oder den Berechtigten, wie z. B. das Theerschwelerei-, Leseholz- und Gräferei-

**Förstervituten-Ablösungsgeleßgebung.****Förstervituten-Ablösungsverfahren.**

recht, einen außerdem nicht möglichen Arbeitsverdienst gewährt; sie wirkt schädlich, wenn sie, wie die Streurechte, gleichzeitig der Land- und Förstwirtschaft zum Verderben gereicht, oder das Hindernis der Waldrodung und damit einer besseren Bodenbearbeitung bildet. Es müßte übrigens eine Servitutenablösung, welche die Gütererzeugung eines Landes vermehrte und dem Waldeigentümer eine höhere Waldrente (Grund- und Materialgeldcapitalrente) gewährte, doch für volkswirtschaftlich nachtheilig gehalten werden, wenn das Einkommen der Berechtigten (Grundrente und insbesondere Arbeits- und Gewerbsverdienst) durch dieselbe wesentlich vermindert würde, da die Wohlfahrt der Einzelnen und des Ganzen nicht bloß von der Höhe des Volkseinkommens, sondern auch von der Art und Weise seiner Vertheilung unter die bei der Production Beteiligten abhängt, und bei der ärmeren Volksklasse eine geringe Einbuße am Einkommen oft gleich die Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse in Frage stellt. Auf die Consumtion der Güter wirken Förstervituten bald vortheilhaft, bald nachtheilig. So mindert z. B. das Grubenrecht durch Erleichterung der Aufführung steinerner Gebäude die unproductive Güterverzehrung, während dagegen eine Bauholzberechtigung sie fördert.

Die hohe Bedeutung der Förstervituten für die Beteiligten und das öffentliche Wohl gab Veranlassung zu gezielten Maßregeln bezüglich der Regulierung (s. d.) und Ablösung (s. d.) derselben.

In besonderen Artikeln werden besprochen werden: 1. Beholzungrecht, 2. Berechtigung zum Sammeln von Beeren u. s. w., 3. Berechtigung zur Gewinnung von Rinden, 4. Futterlaubberechtigung, 5. Gräserreicht, 6. Grubenrecht und Recht zum Kohlenbrennen u. s. w., 7. Harzrecht, 8. Mastrecht, 9. Recht zur Eichel- und Buchelleje, 10. Streurechte, 11. Theerischwelerrecht, 12. Wasserservituten, 13. Wegservituten, 14. Weiderechte und 15. Beideierrecht.

Das Jagdrecht (s. d.) bestand vor dem Jahre 1848 auch öfter als Servitut und kann in Hessen nach dem Gesetze vom 2. August 1858 als solche wieder bestellt werden, nur darf die Unabholbarkeit nicht bedungen werden.

Man vgl. übrigens J. Albert, Lehrbuch der Förstervitutenablösung, Würzburg 1868. At.

**Förstervitutenablösungs-Gesetzgebung,** s. Ablösung der Förstervituten. At.

**Förstervituten - Ablösungs - Verfahren** (Deutschland) ist die Art und Weise der Durchführung der Servitutenablösung, der freiwilligen sowohl, wie der Zwangsaablösung. Dasselbe stützt sich unter Beobachtung der gezielten Vorschriften auf die forst- und landwirtschaftliche Taxationslehre.

Beg- und Wasserservituten sind der Ablösung nicht unterworfen und bleiben deshalb hier unerörtert. Das mit jeder Servitut verbundene Wegrecht erlischt mit der Ablösung der Servitut, zu deren Ausübung es nötig war.

Nach den Gesetzen über Ablösung der

Förstervituten (s. d.) unterliegen der Zwangsaablösung

in Preußen die Weide-, Mast-, Holz- (inclusive des Theerischwelerrechtes) und Streurechte, sowie die Berechtigung zur Rindengewinnung (Raffan), zum Plaggen-, Heide- und Bülteneiebe, zur Gräferei und zur Nutzung von Schif, Binsen oder Rohr auf Ländereien und Privatgewässern aller Art, zum Harzscharrern und zur Tornnung (in Hohenzollern jedoch nur Weiderechte);

in Bayern (rechtsrheinische Landesteile) fixierte Holzrechte durch Waldabtretung und Förstberechtigungen solcher Güter, welche zum Waldbesitzer (mit Ausnahme des Staates) im Grundurbarkeitsverbande standen;

in Württemberg die Weide-, Gräferei- und Streurechte und die Brenn- und Bauholzabgaben des Grandherrn bei Ablösung der Grundlasten;

in Baden das Beholzunggs-, Weide-, Stren-, Mast-, Harz- und Theerischwelerrecht sowie die Berechtigung zum Trüffelsuchen;

in Hessen die Holz-, Weide- und Mastrechte;

in Oldenburg die Weiderechte sowie im Fürstenthume Birkenfeld auch die Holzrechte (mit Ausnahme des Raff- und Legeholtzrechtes und der Berechtigung auf ein bestimmtes Brennholzquantum) sowie die Stren-, Gräferei- und Mastrechte;

in Sachsen-Weimar die Berechtigungen zur Beholzung, zur Weide, zum Legeholtzameln, Stockroden und Harzreissen, zum Stren-, Gras-, Schilf- und Riesenholzen, zum Graben von Sand, Lehm, Kies, Thon und anderen Erdarten sowie zur Benutzung von Steinlagern;

in Sachsen-Gotha die Holzrechte (mit Ausnahme jener auf Holzfohlen und Leje- und Stockholz) sowie die Besugnis zum Harzreissen und die Weiderechte (mit Ausnahme der Kindviehhut);

in Sachsen-Meiningen die Weiderechte (bei Kindvieh- und Ziegenweide in den Domänenwaldungen nur im Falle der Entbehrlichkeit derselben für den Berechtigten);

in Anhalt die Holz-, Mast-, Weide- und Gräfereirechte, die Berechtigungen zum Laub- und Strenholzen, zum Thon-, Moder-, Lehmi-, Dorf- und Sandgraben sowie zur Erziehung von Holz auf Grundstücken, welche nicht mit der Forstqualität behaftet sind (nämlich das Recht, Obstbäume, Weiden, Pappeln, Eichen u. j. w. auf Akern, Wiesen u. j. w. anzupflanzen zu dürfen, das Recht zur Holznutzung sog. Gecken von Kopfbäumen und Unterholz auf dem Saume der Grundstücke sowie das Recht, vermöge dessen die Besitzer von Grundstücken verbunden sind, das daraus anfallende Holz bis zur Haubarkeit aufzuziehen und von anderen benützen zu lassen);

in Braunschweig die Holz-, Mast- und Weiderechte, die Berechtigungen zum Laub- und Strenholzen (sofern der Berechtigte durch die Abfindung vor Mangel an Stremmaterial gesichert wird), zum Plaggen- oder Heidehiebe sowie zur Erziehung von Holz auf Grund-

## Forstservituten=Ablösungsverfahren.

stücke, welche nicht mit der Forstqualität behaftet sind (wie in Anhalt);

in Waldeck wie in Preußen;

in Lippe=Detmold die Holzabgaben nach den Vorschriften der allgemeinen Grundlasten-ablösungsordnung, wenn sie (Bdg. v. 1. April 1845) vom Gutsherrn dem Dienstmannen zu leisten waren, und dieser seine dem Gutsherrn schuldigen Dienste und Kornprästationen ablöst, dann die Weide- und Mästrakte sowie die Pottberechtigungen, d. h. die Berechtigungen zur Holzerziehung auf Hütsflächen, durch Theilung der Hütsfläche, wobei auch andere auf derselben ruhende Berechtigungen (z. B. auf den Plaggenhieb und Heidemähnen, auf Forststich und Lehmgroben) durch Grundabtretung absöien sind;

in Schaumburg-Lippe wie in Preußen;

in Schwarzburg-Rudolstadt die Weiderichte (mit Ausnahme der Kindviehhut in gewissen fürstlichen Radelwaldungen), das Recht zum Graben von Mergel, Kies, Sand, Lehm oder Thon (sofern es den Berechtigten entbehrlich ist und nicht der Regalität unterliegt), alle Baumnutzung- und Baumpflanzungsrechte auf nicht mit der Forstqualität behafteten Grundstücken, die Mästrakte, das Recht zum Harzscharren, das Beholzungrecht (sofern es den Berechtigten entbehrlich ist), das Recht der Grasnutzung und die Berechtigung, Waldstreu und Waldfrüchte sammeln zu dürfen;

in Schwarzburg-Sondershausen das Weide-, Stren-, Gruben- (sofern es dem Berechtigten entbehrlich), Baumnutzung- und Baumpflanzungsrecht, das Beholzungrecht, die Mästrakte, das Recht zum Harzreiten sowie die Berechtigung zum Sammeln von Raff-, Lese- und Stockholz, Waldbeeren, Waldsämereien (nur bei vorhablicher Waldrodung);

in Neuß ältere Linie die sämtlichen Forstservituten;

in Neuß jüngere Linie die Weiderichte;

in Elsass-Lothringen die Holzrechte durch Waldabtretung, die übrigen durch Geldentchädigung, die Weiderichte aber nur, sofern sie dem Berechtigten entbehrlich sind.

Vollständig abgelöst sind in Sachsen, Sachsen-Coburg und Sachsen-Altenburg die Beholzungsg-, Stren-, Weide- und Harzrechte, die Berechtigungen zum Gras-, Schilf- und Riesenholzen, zur Gewinnung von Sand und Lehm und zur Benützung fremder Steinlager.

Wo die Zwangsablösung der Servituten in größerem Maße zur Durchführung kommt, werden hiefür besondere Commissionen, denen dann in der Regel auch die Ablösung der Grundlasten obliegt, bestellt, während außerdem, wie z. B. in Bayern und Sachsen-Coburg, die Erledigung der fraglichen Geschäfte Aufgabe der gewöhnlichen Verwaltungsbehörden ist.

So weit die Entscheidung der bei der Zwangsablösung sich ergebenden Fragen Sache der Gerichte ist, folgt solche dem für Rechtsstreitigkeiten bestehenden Instanzenzuge; ebenso bestehen für die Auseinandersetzung der Sache durch die Verwaltungsbehörden mindestens zwei, meistens aber drei Instanzen, deren un-

terstes Glied immer die mit der Durchführung des Geschäftes betraute Localcommission bildet. Zwei Instanzen hat man z. B. in Sachsen-Weimar und Sachsen-Gotha (Special- und Generalcommission), in Oldenburg (Ablösungskommission und Revisionsbehörde), drei z. B. in Preußen (Special-, Generalcommission und Ministerium), Bayern (Bezirksamt, Kreisregierung und Verwaltungsgerichtshof) und ähnlich in Württemberg u. s. w.

Die Ablösungsbehörden sind in der Regel nur aus Juristen zusammengesetzt, und nur ausnahmsweise sind denselben, wie z. B. in Oldenburg und Sachsen-Gotha, wirtschaftskundige Mitglieder zugethieilt. Es werden jedoch zur Entscheidung wirtschaftlicher Fragen überall Forst- und Landwirte (in Preußen jedoch nur Landwirte) beigezogen.

Auf Grund bestehender Staatsverträge besorgen die preußischen Auseinandersetzungsbahörden die Ablösungsgeschäfte auch in Anhalt, Sachsen-Meiningen, Waldeck, Schaumburg-Lippe und in den beiden Schwarzburg.

Bei dem Ablösungsverfahren kommen in Betracht:

I. die Feststellung der die Grundlage der Ablösung bildenden Verhältnisse;

II. die Wertberechnung der die Forstservituten und der Gegenleistungen der Berechtigten;

III. die Berechnung des dem Waldbesitzer aus der Servitutablösung erwachsenden Vortheiles und

IV. die eigentliche Rechtsan einander setzung zwischen den Beteiligten.

1. Die Feststellung der die Grundlage der Ablösung bildenden Verhältnisse hat als nächsten Gegenstand den Umfang und die Modalitäten der abzulösenden Forstservituten und der etwaigen Gegenrechnisse der Berechtigten.

Die Forstservituten (s. d.) sind meist aus vergünstigungsweiser Billigung von Waldnutzungen an die Leibeigenen des Waldbesitzers entstanden, und erst bei Aufhebung der Leibeigenhaft fand auf Grund von Verjährung die Anerkennung und Begrenzung der Rechtsansprüche der nunmehrigen Grundholden, die sog. Liquidation der Forstrechte, statt, welche natürlich die Grundlage der Servitutablösung zu bilden hat. Bei den in anderer Weise (durch Vertrag, Testament, Gesetz oder richterliches Erkenntnis) begründeten Servituten müssen Rechtmäßigkeit, Umfang und Modalitäten derselben nach dem betreffenden Rechtsvorgange beurtheilt werden. Gleicher gilt bezüglich etwaiger Gegenrechnisse des Berechtigten.

Umfang und Modalitäten einer Servitut sind schon privatrechtlich so zu begrenzen, dass die Erhaltung des Waldes nicht gefährdet ist, und wenn forstpolizeiliche Vorschriften (s. Regulierung der Forstservituten) weitere Einschränkungen gestatten, so müssen diese, wie z. B. die preußische Gemeinheitstheilungsordnung ausdrücklich vorschreibt, der Liquidation der Forstservituten zugrunde gelegt werden. Es

ist einer solchen Reduktion der bisherigen Nutzung des Berechtigten immer der dermale Waldzustand zugrunde zu legen, da im Falle der Devastation des Waldes durch den Waldbesitzer dem Berechtigten eine Entschädigungsflage gegen denselben zusteht.

Die inneren und äußeren Verhältnisse des belasteten Waldes sind von wesentlichem Einflusse auf den Ertrag, den Wert und die Ablösbarkeit einer Servitut, sowie auf die Art und Weise der Ablösung. Die Größe des belasteten Waldes, verglichen mit dem Umfange der Servitut, sowie dessen Standorts- und Bestandsverhältnisse bedingen den Einfluß der Servitut auf den Wald, sowie den Naturalertrag derselben und geben die Anhalte zur Beurtheilung der Möglichkeit oder Vortheilhaftigkeit von Betriebsänderungen. Die Absatzverhältnisse bestimmen die Preise der Forstprodukte und somit den Geldwert der Servitut und des Extragsausfalls für den Waldbesitzer. Von ihnen hängt dann auch die Rentabilität einer Betriebsumwandlung und die Größe des Opfers ab, welches der Besitzer eines Waldes für die Entlastung derselben zu bringen vermag. Ob die Abfindung des Berechtigten durch Waldflächenabtretung geschehen kann, hängt von den Standortsverhältnissen ab.

Die persönlichen Verhältnisse des Waldeigentümers bestimmen vor Allem die Geneigtheit derselben zur Ablösung der Servituten. Juristische Personen und größere Privatwaldbesitzer werden sich nicht freiwillig zu einer solchen herbeilassen, wenn anzunehmen ist, daß sie nach erfolgter Ablösung den Berechtigten die bisherigen Nutzungen aus Gründen der Volkswirtschaft oder der Humanität fortgewähren müssen. Reiche Leute, die in dem Waldbesitz weniger eine hohe Verzinsung als eine allmäßige Erhöhung ihres Capitals suchen, werden weniger leicht große Opfer für die Beleidigung von Servituten bringen, als Geldspekulanten, die zur Verminderung der Materialvorräthe des Waldes der Zustimmung der Berechtigten bedürfen.

Das Recht zur Ablösung steht nur dem Eigentümer, bezw. dem rechtmäßigen Besitzer des Waldes zu.

Festzustellen ist, ob die Dispositionsbefugnis des Waldeigentümers nicht beschränkt ist durch die Rechte der Hypothekgläubiger, des Lehnsherrn oder Ober Eigentümers, der Agnaten und der Aufsichtsbehörde bei Fideicommissen sowie der Curat, wenn derselbe ein minderjähriger, Verchwender oder Geisteskranker ist.

Soll eine auf einem gemeinschaftlichen Walde lastende Servitut durch Privatübereinkommen abgelöst werden, so gehört dazu die Zustimmung sämtlicher Mit-Eigentümer, während bei der Zwangsablösung entweder, wie in Preußen und Anhalt, jedem Theilhaber, oder einer nach der Größe der Beteiligung zu berechnenden Mehrheit (in Schaumburg-Lippe die Hälfte der Anteile) das Provocationsrecht zusteht.

In gleicher Weise sind die Verhältnisse des herrschenden Gutes und seines Besitzers festzustellen. Insbesondere bestimmten

die Größe und Betriebsweise des Gutes den Haushbedarf derselben, und das Betriebssystem des Gutes und somit die Ablösbarkeit der Servitut hängt wieder ab von den Vermögensverhältnissen, der Intelligenz und Betriebserfahrung des Berechtigten, sowie von den Verkehrsverhältnissen und der Höhe des Zinsfußes und Arbeitslohnes. Nur bei entwidelter Geldwirtschaft ist die Servitutablösung mit Geld möglich, und auch die Abtretung von Grund und Boden kann nur dann stattfinden, wenn die abzutretende Fläche in der Nähe des herrschenden Gutes liegt, und dieses mit Hilfe des erhaltenen Areals seinen Betrieb so zu ändern vermag, daß ihm für die Folge die bisherigen Zuschüsse aus dem Walde entbehrlich werden.

II. Die Wertberechnung der Forstservituten und der Gegenrechnisse der Berechtigten ist bei der freiwilligen und der Zwangsablösung der Servituten an und für sich gleich, aber bei der freiwilligen Ablösung betrachten die Beteiligten die ermittelten Werte nur als ein Moment des von ihnen zu vererbarenen Preises, während bei der Zwangsablösung die Ablösungsbehörden in der Regel die Feststellungen der Sachverständigen ohne weiteres der Abfindung zugrunde legen. Es haben deshalb hier die Taxatoren bei ihren Wertermittlungen die weiteren Interessen der Beteiligten, insbesondere aber jene des Provoceaten zu wahren, da der Provocant ohnehin blos dann auf Ablösung antragen wird, wenn ihm durch solche ein Vortheil erwächst. Nur bei der Servitutablösung durch Landabtretung ist das Interesse des provocierenden Waldbesitzers in der Art zu wahren, daß der Wert der abzutretenden Waldfläche nicht blos nach ihrer Fähigkeit, die bisherigen Nutzungen des Berechtigten zu surrogiren, sondern nach ihrer vortheilhaftesten Verwendbarkeit bemessen wird. Dem provozierten Berechtigten wird mit Recht öfter die Wahl unter den Entschädigungsmitteln gelassen, und der Waldbesitzer hat mehrfach, wie z. B. in Preußen, wenn der Berechtigte provoziert, die Wahl, ob der Wert der Servitut nach dem Nutzen, den sie dem Berechtigten bringt, oder nach dem Vortheile, welcher dem Walde durch die Entlastung erwächst, bemessen werden soll.

Es muß hier unterschieden werden

1. die Feststellung des jährlichen Naturalertrages einer Forstservitut und etwaiger Gegenrechnisse des Berechtigten und

2. die Geldwertberechnung derselben.

ad 1. Bei bestimmten Servituten ist die jährliche Nutzungsgröße der Naturalertrag, während bei allen Servituten, die ihrer Natur nach, wie z. B. das Recht auf Holz zu Neubauten, oder nach der Waldbeschaffenheit, oder nach den Verhältnissen des herrschenden Gutes einen gleichen Jahresertrag nicht haben, immer eine besondere Feststellung des intermittierenden, bezw. periodisch ungleichen Naturalertrages nötig wird.

Bei allen unbestimmten Servituten erstreckt sich, unbeschadet der durch das Mißbenutzungs-

recht des Waldeigenthümers und die Rücksicht auf die Erhaltung des Waldes bedingten Reduktionen, die Nutzung des Berechtigten, sofern nicht ausdrücklich anders bestimmt ist, nur auf die Befriedigung des Haushbedarfes derselben, oder sie ist doch, wenn die gewonnenen Produkte, wie z. B. beim Recht zum Harzjägerren und Thierschwelen, zum Verkaufe bestimmt sind, auf das nach Maßgabe des bisherigen Geschäftsumfanges von der Person des Berechtigten, oder auch noch von den Gliedern seiner Familie zugutgemachte Quantum beschränkt.

Der jährliche Haushbedarf des Berechtigten wird nun entweder direct festgestellt, indem man nachweist, von welcher Größe und Beschaffenheit die bisherige Nutzung war, oder man bestimmt ihn indirect durch Feststellung des Bedarfes, den nach der in der Gegend herrömlichen Wirtschafts- und Lebensweise ein Gut von der Größe und Beschaffenheit des herrschenden hat.

Der Jahresertrag einer Nutzung kann mit Verlässigkeit nur auf das Ergebnis einer Reihe von Jahren gegründet werden, und die Ablösungsgesetze bestimmen deshalb auch die Zahl der in Betracht zu ziehenden Jahre, z. B. in Bayern 10, in Württemberg 20, in Preußen bei Weiderechten 10, bei Mästrechten 30, in den beiden Schwarzburg bei Mästrechten 50 Jahre.

Nicht fixierte Gegenrechnisse des Berechtigten werden ebenfalls nach ihrem durchschnittlich jährlichen Ertrage bestimmt.

Die Größe einer Nutzung, welche sich auf den Gesamtansatz der betreffenden Produkte ausdehnt, kann direct nur nach den Regeln der forstlichen Betriebsregulierung (J. Albert, Lehrbuch der forstlichen Betriebsregulierung, Wien 1861) bestimmt werden.

Die Ermittlung der jährlichen Nutzungsgröße hat nach dem dermaligen Waldzustande zu erfolgen, wovon man jedoch öfter infolge abweicht, als nach den Gemeintheittheilungsordnungen für Preußen, Anhalt, Braunschweig und beide Schwarzburg bei Ermittlung des Weideertrages ein mittelmäßiger Holzbestand angenommen wird, wenn die Bestockung eine schlechte ist.

Die Naturalertragzbestimmung eines Beholzungsrechtes (i. d.) ist nach der Art deselben sehr verschieden.

Ein unbestimmtes Brennholzrecht auf aufgearbeitetes Materiale ist bezüglich der Quantität nach dem Haushbedarfe des herrschenden Gutes, bezüglich der Qualität aber nach dem bisherigen durchschnittlichen Sortimentenansatz der Schläge zu bemessen.

Die klimatischen und Bodenverhältnisse des Ortes, sowie die Bauart und Verwendung der Gebäude bestimmen deren Dauer, der Umfang und die Beschaffenheit derselben die Quantität und Qualität des zu einem Neubau erforderlichen Holzes, wodurch die Anteile zur Bestimmung des jährlichen Durchschnittsbetrages der Holzabgabe auf Neubau gegeben sind, sofern man es nicht, wie z. B. in Preußen, Braunschweig und Anhalt, vorzieht, den Geldwert der nach einer bestimmten Zeit zum erstenmale und

dann immer periodisch wiederkehrenden Banholzabgabe an den Berechtigten zu bestimmen und der Capitalwertberechnung zu grunde zu legen. Ebenso wird die durch dieselben Momente bestimmte Abgabe von Holz zur Reparatur der Gebäude durch Sachverständige nach ihrer durchschnittlichen Jahresgröße festgestellt, wobei eine genaue Vormerkung der bisher stattgehabten Banholzbezüge des Berechtigten die Schätzung wesentlich erleichtert. Die Summe des alljährlich für Neubau und Reparatur abzugebenden Holzes bezeichnet den Jahresertrag eines unbestimmten Banholzrechtes. In ganz ähnlicher Weise wird auch der jährliche Ertrag eines Nutzholzrechtes bestimmt, welcher neben dem Umfang und der Art der Bewirtschaftung des herrschenden Gutes ebenfalls von den eine mehr oder weniger schnelle Abnutzung der Geräthe u. s. w. bedingenden klimatischen und Bodenverhältnissen abhängt.

Bei der Ast- und Oberholzgerechtsame, dem Recht auf Windfallz, Windbruch-, Schnee- und Dünsterholz, dem Lagerholz- und Raff- oder Leseholzrecht, dem Recht zum Besenreisschneiden, sowie bei dem Recht auf das Unter- oder das Oberholz des Mittelwaldes und auf eine bestimmte Holzart wird der Jahresertrag der Nutzung, wenn er nicht auf Grund der Resultate besonderer Ertragsuntersuchungen oder der Vormerkung der bisherigen Bezüge der Berechtigten direct zu ermitteln ist, nach dem Haushbedarfe des Berechtigten bemessen und in jenen Sortimenten aufgearbeiteten Holzes ausgedrückt, welche den Nutzungsobjekten am meisten entsprechen.

Das Erträgnis des Rechtes, das auf fremdem Grund und Boden ohne menschliches Zuthun aufwachsende Holz benützen zu dürfen, sowie des Pflanzrechtes oder der sog. Pottereiberechtigung kann nur mit Hilfe eines Wirtschaftsplanes festgestellt werden, welcher die Nutzung so regelt, daß das Holz immer im vortheilhaftesten Alter zum Abtriebe kommt. Nach den Gemeintheittheilungsordnungen für Preußen, Braunschweig und Anhalt erhält bei Ablösung des Rechtes auf das auf fremden Grundstücken aufwachsende Holz der Berechtigte den Geldwert des vorhandenen Holzes und 1% desselben für den künftigen Nachwuchs als Entschädigung.

Bei dem Weiderichte (i. d.) handelt es sich zunächst darum, die Zahl des Weidevieches zu bestimmen, welches in dem belasteten Walde volle Ernährung zu finden vermag. Als Maßstab gilt hier der Weidebedarf einer Kuh, auf den dann jener der übrigen Viehgattungen reduziert wird. Für Plenterwaldungen, in welchen die ganze Waldbläche der Weide offen ist, erfolgt die Feststellung der Zahl des Viehes, welches nach den bestehenden Standorts- und Bestandsverhältnissen ohne merkliche Gefährdung des Holzwuchses ernährt werden kann, ohneweiters, während bei schlagweitem Betriebe erst nach Maßgabe der bestehenden Schonungszeit und unter Berücksichtigung einer etwaigen Mast- und Jagdschonung oder vor kommender Unterbrechungen der Weide durch Überschweinungen die der Weide offene pro-

ductive Waldfläche ermittelt werden muss. Es wird dann nach den bestehenden Standortsverhältnissen festgestellt, wie viel Hektaren (in der norddeutschen Ebene 0,38—16 ha) im holzleeren Zustande und dann bei der dermaligen Holzbehaustung zu einer Kuhweide, d. i. zur vollen Ernährung einer Kuh während der Weidezeit nötig sind, und hienach dann die Zahl der Kuhweiden der ganzen Weidefläche auf Grund vorgenommener Bonitierung ermittelt. Mit Hilfe des Heubedarfs pro Tag lässt sich der Heuertrag einer Kuhweide und der ganzen Weidefläche bestimmen.

Es bestände z. B. auf einem Waldkomplexe von 1400 ha ein jährlich durch 160 Tage mit durchschnittlich 300 Stück Rindvieh, nämlich 50 Ochsen, 300 Kühen und 150 Stück Jungvieh, ausgeübtes Weiderecht, es wäre, mit Rücksicht auf die Schonung des Waldes und der Rechte des Mastberechtigten, die jährliche Weidefläche zu 1000 ha anzunehmen und  $3\frac{1}{3}$  ha des bestockten Waldbodens wären als eine Kuhweide zu rechnen, so würde der Wald 300 Kuhweiden liefern, und es wäre, wenn man eine Kuhweide zu 12 Pfund Heu täglich rechnen könnte, der Jahresertrag des Weiderechtes gleich  $300 \times 160 \times 12 = 576.000$  Pfund oder 3760 Centner Heu. Der Berechtigte beansprucht aber statt 300 Kuhweiden deren  $(61 + 300 + 75$  nach den Pfeil'schen Verhältniszahlen) 436, und es muss derjelbe sohin entweder noch 2011 Centner Heu für die Weidezeit zugeben, oder auf eine vollständige Ernährung seines Viehs verzichten; in keinem Falle aber kann er den Jahresertrag seines Rechtes höher als zu 3760 Centner Heu veranschlagen.

Den Jahresertrag einer Berechtigung zur Rothweide findet man nach dem Erörterten leicht, wenn feststeht, wie oft, wie lange, zu welcher Jahreszeit und mit welcher Viehzahl dieses Recht in den belasteten Waldungen durchschnittlich ausgeübt wurde.

Die Ertragsberechnung des Mastrechtes (s. d.) erfolgt in ähnlicher Weise wie jene des Weiderechtes.

Sind z. B. in einem Waldkomplex von 6000 ha im 120jährigen Umtriebe die Bestände von 80—120 Jahren als masttragend anzunehmen, so ist die jährliche Nutzungsfäche gleich 2000 ha. Ist nur in einem Zeitraume von 15 Jahren immer auf 1 volle, 3 halbe und 11 Sprengmästen zu rechnen, so ergibt sich, wenn man den Ertrag der halben Mast zu 50%, jenen der Sprengmast zu 12% des Ertrages der vollen Mast annimmt, durchschnittlich jährlich eine Nutzungsfäche an voller Mast =

$$\frac{2000 + 3 \times 2000 \times 0.5 + 11 \times 2000 \times 0.12}{15} = 509.3 \text{ ha.}$$

Rechnet man  $2\frac{1}{2}$  ha auf ein Schwein, so können hier jährlich  $\frac{509.3}{2.5} = 204$  Schweine gefestet werden. Minnt man den Nahrungsbedarf eines Schweines in der Mastzeit zu 5 hl Eckerich an, so ist der Naturalertrag des Mast-

rechtes  $204 \times 5 = 1020$  hl und sohin pro Hektar der Nutzungsfäche  $\frac{1020}{509.3} = 2.0$  hl.

Ebenso bestimmt man den Naturalertrag eines Rechtes zur Eichel- und Buchelreihe.

Das Rechterecht (s. Streurechte) lautet entweder nur auf den Hausbedarf des Berechtigten, oder es ist nach Raum- oder Gewichtsmäßen, oder nach der jährlichen Nutzungsfäche direkt oder indirekt bestimmt.

Der Streubedarf des herrschenden Gutes richtet sich nach dem Viehstande, nach der Dauer der Stallfütterung, sowie nach der herkömmlichen Art und Weise des Einstreunens. Derjelbe wird nach Abzug der auf dem Gute selbst erzeugten Stremmaterialien erst in Fudern oder Centnern Stroh festgestellt und dann in Raum- oder Gewichtsmäße waldtrockener Stren reduziert.

Hat z. B. jemand den Streubedarf für 6 Stück Rindvieh für 184 Tage Weidegang und 181 Tage Stallfütterung zu beziehen, so ist, wenn man den täglichen Bedarf an Stroh pro Stück bei dem Weidegang zu 1 kg, bei der Stallfütterung zu 2 kg rechnet, der jährliche Naturalertrag  $184 + 2 \times 181 = 546$  kg = 10,92 Centner Stroh pro Stück und im ganzen 65,52 Centner Stroh. Kann man den Centner Stroh gleich 4,4 Centner waldtrockener Nadelstreu setzen, so ergeben sich hienach 288,3 Centner Streuertrag.

Bei direkter Ermittlung des Streuertrages eines Waldes muss beim Plenterbetriebe das Maximum der ohne besonderen Nachtheil zu entnehmenden Stren festgestellt, beim schlagweisen Betriebe aber erst mit Rücksicht auf die nötige Schonzeit die jährliche Nutzungsfäche bestimmt werden. Es sei z. B. in einem Walde von 2000 ha bei 100jährigem Umtriebe nur in den Beständen von 60—90 Jahren und nur alle drei Jahre zulässig, so würde die jährliche Nutzungsfäche  $\frac{2000 \times 0.3}{3} = 200$  ha sein. Der Ertrag an

Stren pro Hektar, welcher nach Holzart, Alter und Beschaffenheit der Bestände, nach der Standortsgüte und der Art und Weise der Strengewinnung sehr verschieden ist, wird, wenn die bisherigen Erfahrungen hiezu nicht ausreichen, am besten durch Versuche auf Probestächen ermittelt.

Bei der Altersregelmäßigkeit wird, wenn die Strenabgabe aus den Jahresschlägen erfolgt, der bisherige Bezug als Nutzungsröße betrachtet, außerdem aber der Jahresbetrag derjelben nach dem Hausbedarfe des Berechtigten bemessen.

Von dem Turnus für das Heide- und Plaggenhauen (nach Pfeil bei Heide 10—14, bei Grasüberzug 6—8 Jahre), sowie von den Standorts- und Bestandsverhältnissen des Waldes hängt die jährliche Nutzungsfäche und die Art und Weise der Reproduction des weggenommenen Bodenüberzuges und somit der gegenwärtige Jahresertrag des Rechtes zum Heide- und Plaggenhauen ab, welcher jedoch, da bei Fortsetzung der Nutzung die Verarmung des Bodens stetig zunimmt, mit Rücksicht

sicht hierauf und im Interesse der Walderhaltung eine entsprechende Minderung erleiden muss. Dies gilt auch für die Ertragsbestimmung nach dem Haushalt der Berechtigten.

Bei einem Gräfereirechte (j. d.) kann man den Jahresertrag der gesammelten Gräzerzeugung, wie beim Weiderechte, nach Kuhweiden feststellen, oder, was das Gewöhnliche ist, denselben nach dem Haushalt der Berechtigten in Centnern Hen ermitteln. Dieser wird entweder direct festgestellt, indem man dem Berechtigten die Zahl der durchschnittlich dem Walde entnommenen Traglasten Gras nachweist, oder nach dem Futterstande desselben bemessen, wobei von dem Futterbedarfe desselben die auf dem Gute erzeugten, die angelauften und die durch Feld- und sonstige Weiden dem Viehe zugehenden Futtermengen abzuziehen sind.

Die Ertragsbestimmung des Rechtes auf Gewinnung von Rohr, Schilf und Binsen ist einfach, da die Größe der Nutzung, welche gewöhnlich mit einemmale im Herbst, oft beim ersten die Brücher zugänglich machen den Frost erfolgt, sich ziemlich gut controllieren oder mit Hilfe des Ertrages einer Probeslache ermitteln lässt.

Wie beim Gräfereirechte wird man auch bei der Futterlaubberechtigung (j. d.) den jährlichen Naturalertrag am besten nach dem Zusatze bemesen, welchen solcher dem Berechtigten zur Ernährung seines Viehes gewährt.

Den Naturalertrag eines Harzrechtes (j. d.) kann man finden, indem man entweder aus der Zahl der in Nutzung stehenden Stämme und dem jährlichen Durchschnittsertrag eines Stammes den Harzanfall direct bestimmt, oder indem man von der Menge des jährlich gewonnenen Peches einen Schluss auf das verrottene Harz macht. Ebenso stellt man beim Theerschwelerirechte (j. d.) die Menge des verwendeten Kienholzes entweder aus der Größe der Abgabe von Stammtienholz, oder aus der Zahl der vom Berechtigten gerodeten Kiefernstücke fest, oder man bestimmt dieselbe aus der Größe des Theerosens und der Zahl der im Durchschnitte jährlich gemachten Brände. Das zur Feuerung nötige Schwelholz bildet den Gegenstand eines Beholzungerrechtes.

Die Größe des Naturalertrages einer Berechtigung auf Leuchttien wird, im Auhalte an das bisherige Bezugssquantum und mit Rücksicht auf die Zahl und Größe der zu beleuchtenden Räume sowie auf die Dauer und Stärke der Beleuchtung derselben, gutachtlich in Raummassen gepunktet Riesen angeprochen und sodann das zur Gewinnung derselben nötige Kiefernstochholzquantum bestimmt.

Der Ertrag einer Berechtigung zur Gewinnung von Rinden (j. d.) wird entweder, wenn die Abgabe aus den Jahresschlägen in bestimmten Raum oder Gewichtsmassen erfolgt, direct festgestellt, oder nach dem Holzertragsverluste durch das Schälen (bei Eichen  $\frac{1}{5}$ — $\frac{1}{7}$ , bei Fichten  $\frac{1}{10}$ — $\frac{1}{12}$ ) der ungeschälten Holzmasse bemessen.

Bezüglich des Naturalertrages einer Berechtigung zum Sammeln von Beeren,

Wildobst, Trüffeln, Wildhopfen u. s. w. (j. d.) entscheidet in der Regel nicht die Menge der im Walde erzeugten Produkte, sondern die Größe der Ausnützung derselben durch den Berechtigten, welche abhängig ist von dem Berechtigungsumfange, von den Absatzverhältnissen und der dem Berechtigten etwa gebotenen Möglichkeit, durch anderweitige Verwendung seiner Arbeitskraft sich einen Verdienst zu verschaffen, der den durch das Sammeln der bezüglichen Objekte erzielten übersteigt. Bei Bestimmung der von den berechtigten Personen gesammelten Mengen muss auf die in den einzelnen Jahren wechselnde Größe der Production entsprechend Rücksicht genommen werden.

Es wäre z. B. für eine bestimmte Frucht in 5 Jahren auf 2 volle, 2 Mittelernten und eine Fehlrente zu rechnen, und es könnte eine Person bei einer Mittelernte m, bei einer vollen aber n Maß Früchte täglich sammeln, so würde, wenn die Sammelzeit 21 Tage beträgt, der jährliche Naturalertrag gleich

$$\frac{2m + 2n}{5} \cdot 21$$

sein.

Bei dem Grubenrechte (j. d.) wird sich immer nachweisen lassen, welche Zahl von Füldern oder sonstigen Raummassen Steine, Sand, Thon, Torf u. s. w. dem Berechtigten nach dem Umfange seines Rechtes jährlich gebürt, bezw. von demselben bisher durchschnittlich jährlich bezogen wurde. Bei der Berechtigung zum Torschieße insbesondere ist nötigfalls durch Herstellung eines den Wiedernachwuchs des Dornes ermöglichen Wirtschaftsplanes, der sich auf eine Schlagteintheilung zu gründen hat, der Nachweis zu liefern, inwieweit sich die Ansprüche des Berechtigten mit der Nachhaltigkeit des Betriebes vertragen, bezw. ob eine Reduction der bisherigen Abgabe nötig erscheint oder nicht.

Bei der Berechtigung zum Kohlenbrennen, Ablagern von Holz u. s. w. sowie beim Heidelweiderechte (j. d.) wird der Geldertrag nicht auf Grund des Naturalertrages bestimmt.

Bestehen die Gegenrechnisse des Berechtigten in einer wechselnden jährlichen Naturalleistung, so ist der durchschnittliche Betrag derselben festzustellen.

Ob und inwieweit bei Servitutusbegrenzungen die Gegenrechnisse des Berechtigten eine Minderung zu erleiden haben, ist eine Frage, die in einem gegebenen Falle nach der Natur der Servitut und des Gegenrechnisses sowie nach der Ursache und Größe der Reduction der Berechtigung auf Grund der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen zu entscheiden ist.

ad 2. Bei der Geldwertberechnung der Servituten und Gegenrechnisse der Berechtigten kommen in Betracht der Geldrohertrag, der Geldreinertrag und der Capitalwert derselben.

Der jährliche Geldrohertrag einer Servitut ist das Product des Naturalertrages in den Preis der Maßeinheit derselben.

Die Preise werden, mit Ausschluss etwaiger Ausnahmjjahre, nach dem Durchschnitte

eines längeren Zeitraumes (etwa der letzten 6—10 Jahre) bestimmt und nöthigenfalls modifiziert mit Rücksicht auf wahrscheinliche demächstige Preisänderungen, welche in Verbesserung der Verkehrsverhältnisse, in Verwendung von Surrogaten der fraglichen Forstprodukte sowie in Änderungen des wirtschaftlichen Betriebes der Bevölkerung u. s. w. ihren Grund haben können. Auch die Servitutablösung selbst beeinflusst die Forstproduktionspreise, indem z. B. das plötzliche Aufhören einer ausgedehnten Lese-, Stock-, Duffbruch- und Windfallnung die Nachfrage nach den verkauflichen Holzsortimenten steigern muss. Es kommen übrigens hiebei auch die Vermögensverhältnisse der früheren Berechtigten in Betracht, indem die unbemittelten derselben mit der Erhöhung der Preise vom Kaufe abstehen und entweder Mangel leiden oder selbst im Wege des Frevels sich das Unentbehrliche zu verschaffen suchen werden.

Wenn die der Naturalertragsbestimmung zu grunde gelegten Nutzungssobjekte keine Preise haben, müssen dieselben in ein Äquivalent verfälschter Produkte umgewandelt werden, wie z. B. Waldstreu in Stroh, oder Ekerich in Kartoffeln oder Roggen.

Die Preise werden in der Praxis bald mit, bald ohne Gewinnungs- und Transportkosten festgestellt, doch ist die Bestimmung von Waldpreisen und bei Nebennutzungen die Weglassung der Gewinnungskosten im allgemeinen Regel. Der Geldertrag der Nutzung von Beeren, Wildobst u. s. w. wird nach den Preisen am Verkaufsorte bestimmt. Wo Rinden nicht verfälschlich sind, legt man der Wertberechnung der betreffenden Servitut den durch dieselbe verursachten Holzertragsverlust zu grunde.

Harz- und Theerschwelerechte werden wohl immer nicht nach dem Harz-, bezw. Stockholzertrag, sondern nach dem Gewinne an Pech oder Theer geschägt, und es kommen daher die Preise dieser Produkte in Rechnung.

Den jährlichen Geldreinertrag einer Servitut erhält man, wenn man von dem Geldrohertrag den zu dessen Gewinnung nöthigen Kostenaufwand (inclusive der Steuern) und den Reinertrag etwaiger Gegenrechnisse des Berechtigten in Abzug bringt.

Der Reinertrag der Gegenrechnisse, welche mitunter, wie z. B. in Bayern, auch für sich abgelöst werden können, ist ebenfalls nur die Differenz des Geldrohertrages und der entsprechenden Jahresausgaben.

Die Jahresausgaben werden nach dem Durchschnitte des Zeitraumes, welcher der Feststellung des jährlichen Naturalertrages zu grunde gelegt wurde, bestimmt, wobei man natürlich diesen durchschnittlichen Jahresbetrag entsprechend modifiziert, wenn an demselben für die Folge durch Fallen oder Steigen der Arbeitslöhne, oder aus irgend einem anderen Grunde eine Änderung mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist.

Ob und inwieweit die Gewinnungskosten einer Servitut oder eines Gegenrechnisses von dem Geldrohertrag in Abzug gebracht werden dürfen, ist eine Frage, welche nur mit Rücksicht

auf die Natur der betreffenden Nutzung, die Verkehrszustände der Gegend, die wirtschaftlichen Verhältnisse des Berechtigten und die Modalitäten der Servitut beantwortet werden kann. Es muss übrigens als recht und billig erkannt werden, dass dem Berechtigten der Arbeitsverdienst bei Gewinnung der betreffenden Nutzungen nur insofern aufgerechnet werden darf, als ihm solcher nach der Servitutablösung durch die gegebene Möglichkeit, seine Arbeitskraft anderweitig zu verwerten, wie dies z. B. bei der Abfindung mit Grund und Boden der Fall ist, in sicherer Aussicht steht. Man darf nämlich hiebei nicht aus dem Auge verlieren, dass der Berechtigte und seine Leute fast nie durch wirtschaftliche Arbeiten voll beschäftigt sind, und dass demnach auch die Gewinnung der fraglichen Forstprodukte wohl meist ohne besondere Versäumnis wird vorgenommen werden können. Alle Barauslagen des Berechtigten sind dagegen unbedingt von dem Rohertrag in Abzug zu bringen. Es enthalten übrigens die deutschen Ablösungsgesetze bezüglich der Art und Weise der Reinertragsermittlung in der Regel keine Bestimmungen, indem sie dieselben meist ausschließlich dem Gutsinventar der Sachverständigen überlassen. Für alle Servituten kommen jedoch Gewinnungskosten in Aufrechnung in Preußen und Schwarzburg-Rudolstadt.

Die Frage, ob und inwieweit dem Berechtigten die Ersparnisse an Arbeitskosten, die er nach der Servitutablösung durch den Bezug der ihm nöthigen Forstprodukte aus näher gelegenen Waldungen macht, aufgerechnet werden dürfen, ist ebenfalls nur mit Rücksicht auf die oben erörterten Verhältnisse zu beantworten.

Die Gewinnung der Forstnebennutzungen wird auch bei dem Verkaufe häufig den Empfängern derselben überlassen, und es darf, wenn man die so erzielten Preise oder Pachtgelder für die Geldwertberechnung der Servituten bemüht, ein Abzug für die Gewinnungskosten natürlich nicht stattfinden.

Bei einem Beholzungsberechtigt muss der von dem Berechtigten rückzuerfüllende Hauerlohn unbedingt in Aufrechnung kommen, während die Berechtigungen auf Lager-, Lese-, Wind-, Schne- und Duffbruchholz einen negativen Wert erhalten würden, wenn man den zur Gewinnung des Holzes nötigen Arbeitsaufwand nach den ortsüblichen Tagzlöhnen in Aufrechnung bringen wollte.

Bei dem Weiderichte lässt sich ein Abzug des Hirtenlohnes von dem Geldrohertrag nur dann rechtfertigen, wenn der Berechtigte wirklich einen Hirten aufstellt und bezahlt. Ist die Verpachtung der Waldweide in der Gegend üblich, so können auch die betreffenden Pachtelöse als Reinerträge gelten.

Beim Mastrechte bilden die Barauslagen für den Hirten und die Herrichtung und Unterhaltung von Buchten den Kostenaufwand.

Bei dem Harz- und Theerschwelerechte dürfen nicht nur keine Ausgaben für Gewinnung des Rohharzes und der Kieserstoffe in Aufrechnung kommen, es muss auch dem Berechtigten für den Entgang des Ver-

dienstes durch die Bereitung und den Ver- schleiß des Peches und Theeres eine Entschädigung gewährt werden. Es erfordert übrigens auch noch Recht und Billigkeit, die Pechhütte, bzw. den Theerosen dem Berechtigten abzulösen, wenn derselbe nach der Aufhebung der Servitut sein Geschäft nicht mehr fortsetzen kann. Dagegen muss sich der Berechtigte die Aufrechnung aller Barauslagen, wie z. B. für den Ankauf von Brennholz, für den Bau und die Unterhaltung des Ovens u. s. w., gefallen lassen.

Ebenowenig darf in der Regel bei den übrigen hier nicht genannten Servituten ein Arbeits verdienst in Abzug kommen.

Der Reinertrag des Zeidelweide rechtes wird, wenn verlässliche gegendübliche Pachtgelder nicht bekannt sind, am einfachsten aus dem den bestehenden Verhältnissen entsprechenden Reinertrage der Bienenzucht nach Verhältnis der Zeitdauer der Ernährung der Bienen im Walde ermittelt.

Bei der Berechtigung zum Kohlenbrennen, Ablagern von Holz u. s. w. wird der Reinertrag der dem Waldbesitzer durch die Servitutausübung für die Holznicht verloren gehenden Fläche einfach nach dem durchschnittlich jährlichen Reinertrage der Flächeneinheit des Berechtigungscomplexes bestimmt, da im Falle der Verpachtung der fraglichen Fläche das Pachtgeld auch nicht anders berechnet werden könnte.

Die Bestimmung des Capitalwertes des Reinertrages einer Servitut und des bei Ablösung derselben etwa abzutretenden Waldes erfolgt nach den Regeln der Waldwertberechnung (J. Albert, Lehrbuch der Waldwertberechnung, Wien 1862).

Der Zinsfuß der Capitalwertberechnung ist bei der Zwangsauslösung gesetzlich bestimmt ( $6\frac{1}{2}\%$ ), bei freiwilliger Servitutablösung der gegendübliche für Capitalanlagen gegen hypothetische Sicherheit (jetzt nicht über  $4\%$ ).

Bei Discontierungen, Prolongierungen und Rentierungen ist auch hier die Rechnung mit Zinssätzen, obwohl an solche in der Wirklichkeit nicht voll zu rechnen ist, die allein richtige, bei Zwangsauslösungen jedoch mit einer Ermäßigung des Zinsfußes (um 1% und selbst etwas mehr) zur Beruhaltung der Nachtheile, die den Berechtigten aus dem bereits erwähnten Umstände zugehen, dass hier der berechnete Capitalwert als Preis und nicht als ein bloßes Moment derselben gilt und somit die Unrichtigkeit der Aufrechnung voller Zinssätze in der freien Vereinbarung der Interessenten ein Correttiv nicht findet.

In Preußen, Braunschweig, Anhalt und Sachsen-Coburg berechnet man bei der Capitalisierung der intermittierenden Bauten keine Zinssätze, sondern nur in der Art beschränkte Zinsen, dass man nur den einfachen Jahreszins zum Capitale schlägt und sodann für die so gefundene Summe bloß einfache Zinsen in Rechnung bringt. In Schwarzburg-Rudolstadt soll der Capitalwert einer Berechtigung zum Harzreissen dadurch bestimmt werden, dass man die von den zur Zeit der Provocation vorhandenen

Zichtenbeständen künftig zu erwartenden Reinerträge, unter Annahme 4%iger, einfacher Zinsen, auf ihren Zeitwert bringt.

III. Bei der Zwangsauslösung einer Servitut bildet der nach den Regeln unter II. gefundene Capitalwert den Preis derselben, wenn der Berechtigte provociert wurde, während es Recht und Billigkeit verlangt, dass der provozierte Waldbesitzer den Ablösungsbetrag nach dem ihm aus der Ablösung erwachsenden Vortheile berechnen darf, sofern dieser unter dem Capitalwerte der Servitut für den Berechtigten verbleibt. Es wurde dieser Schutz des Waldbesitzers gegen die Zuminthung, ein ihm mehr oder minder wertloses Nutzungsrecht um hohen Preis abzulösen, auch durch die Ablösungsgesetze von Preußen, Sachsen, Schwarzburg-Rudolstadt und Schaumburg-Lippe gewährt.

Bei der Feststellung der Vortheile der Ablösung für den Waldbesitzer muss es als leitender Grundsatz gelten, dass nicht alle Vortheile, welche nach der Waldbeschaffenheit und den Verkehrsverhältnissen der Gegend durch Betriebsänderungen, bessere Ausnutzung der Erträge u. s. w. möglich sind, sondern nur jene gerechnet werden dürfen, welche von dem Waldbesitzer nach seinen individuellen Verhältnissen und Absichten mit Wahrscheinlichkeit werden erreicht werden. So wird z. B. der unbemittelte Besitzer eines kleinen Waldes öster Gras, Leseholz u. s. w. nach der Servitutablösung selbst gewinnen können, nicht aber der Großgrundbesitzer; es wird der erstere auch den vollen Gewinn einer Waldrodung erlangen können, auf den der letztere, weil er fremde Arbeitskräfte braucht, verzichten muss.

Übrigens wird dadurch, dass der Geldwert der Servitut für den Berechtigten als Maximum des Ablösungsbetrages gilt, die Sache sehr erleichtert, indem es sich nur um Entscheidung der Frage handelt, ob der Waldbesitzer nach den bestehenden Verhältnissen alle bisherigen Nutzungen des Berechtigten voll zugutmachen kann oder nicht, und inwieweit im verneinenden Falle der Ablösungsbetrag nach Verhältnis der Mindernutzung unter dem Geldwerte der Servitut zu verbleiben hat.

Eine Ersparung an Forstschutzkosten wird dem Waldbesitzer wohl kaum aufgerechnet werden können, da dort, wo bisher ein Schutz den Berechtigten gegenüber nötig war, dieser in der Regel auch nach der Servitutablösung wird geübt werden müssen, sei es gegen die Frevelansfälle der bisherigen Berechtigten, sei es gegen die Ausschreitungen der neuen Nutzungspänger.

Auf die Feststellung des reinen Gewinnes des Waldbesitzers und die Capitalisierung der ermittelten Rettorente finden natürlich die unter II. entwickelten Grundsätze Anwendung. Zusätzlich sind hiebei alle Barauslagen für die Gewinnung der Nutzungen von dem Rohertrag derselben unabdingt in Abzug zu bringen, ein Arbeitslohn für den Waldbesitzer aber nur dann, wenn er wirklich seine Arbeit anderwärts ebenso gut verwerken kann.

Bei einem Beholzungsrcente auf verkaufliche Sortimente deekt sich der Vortheil des Waldbesitzers aus der Ablösung wohl immer mit dem Nutzungswerte der Servitut für den Berechtigten, während Lager-, Lese-, Wind-, Schne- und Durchbruchholz von dem Waldbesitzer meist nur durch Aussstellung von Erlaubnischeinen zum Holzsammeln verpertet werden kann.

Der Gewinn des Waldbesitzers aus der Ablösung des Weide-, Gräserreis- und Mastrechtes sowie der Berechtigung zur Eichel- und Buchellese, zur Gewinnung von Futterlaub und von Rohr, Schilf und Binsen besteht, sofern er diese Nutzungen nicht selbst zugemachmen kann, in dem mutmaßlichen Erlöse aus der Verpachtung, oder der Vertheilung von Erlaubnischeinen zum Sammeln derselben. Gleches gilt bezüglich der Berechtigung zum Sammeln von Beeren, Wildobst, Trüffeln u. s. w., des Heidelweide-rechtes und des Grubenrechtes, sofern nicht die Gruben aufgeforscht werden und noch mit ihrem künftigen Forstertrage in Rechnung zu bringen sind.

Auch wenn der Waldbesitzer nach Befettigung eines Streurechtes die Streuernutzung nicht forsetzt, ist der ihm durch Schonung der Bodenkraft und Erhöhung des Holzertrages erwachende Vortheil doch ein so bedeutender, daß er, in Deutschland wenigstens, diese Servitut unbedingt nach ihrem vollen Nutzungswerte für den Berechtigten ablösen kann. Auch bei der Berechtigung zur Rindengewinnung und zum Ablagern von Holz, Kohlenbrennen u. s. w. wird der Vortheil des Waldbesitzers jenem des Berechtigten gleichge-setzt werden können.

Der Vortheil des Waldbesitzers bei Ablösung eines Harz- und Theerschwelereirechtes besteht in der Verpachtung der Harz-nutzung, bezw. dem Verkaufe des von dem Berechtigten bisher gewonnenen Kieserustochholzes oder bezogenen Stammlienes. Ein Hauptgewinn des Waldbesitzers bei der Ablösung auf Antrag des Berechtigten liegt aber darin, daß dem Berechtigten eine Entschädigung für den Entgang des Arbeitsverdienstes bei Verarbeitung der Rohprodukte und für die nunmehr wertlos werdenden Gebäude nicht gegeben werden muß.

IV. Bei der Rechtsauseinandersetzung zwischen den Beteiligten kommt zunächst vom Standpunkte derselben die Wahl unter den drei gebräuchlichen Ablösungsmitteln, Jah-resgeldrente, Geldcapital und Grund und Boden, zu erörtern, wobei natürlich als erste Voraussetzung gilt, daß das abzutretende Land, sei es nun Wald oder holzleerer Grund und Boden, geeignet ist, seiner künftigen Be-stimmung nachhaltig zu dienen.

Wie groß eine Waldfläche sein muß, um (z. B. nach Art. 30 des bayrischen Forstgesetzes) im Nachhaltbetriebe regelmäßig bewirtschaftet werden zu können, ist eine Frage, die in einem gegebenen Falle nur mit Rücksicht auf die bestehende Holz- und Betriebsart, Umtreibszeit, Verjüngungsart, Terrainbeschaffenheit und selbst

Figur der Waldfläche beantwortet werden kann. Es kann beim Buschholzuntrieb in Auwaldungen eine Hektar hiefür genügen, während bei Hochwaldungen unter Umständen vielleicht der zehnfache Flächenbetrag nicht ausreicht. Besitz der Berechtigte zufällig einen Wald und lässt sich die Entschädigungsfläche so wählen, daß sie sich an solchen anschließt, so kann dieselbe natürlich auch ganz klein sein.

Von der Größe des Arbeits- und Capital-aufwandes auf Grund und Boden hängt die Intensität des landwirtschaftlichen Betriebs-systemes ab, und die ursprünglich sehr extensive Form der deutschen Landwirtschaft stand mit der Naturwirtschaft und der Entstehung der Forstservituten im Einklange. Die steigende Cultur ermöglichte die Auseinandersetzung der gemeinschaftlichen Nutzungsrechte zwischen dem Waldbesitzer und dem Berechtigten durch Land-abtretung an diesen, und unserer Zeit mit ihrer entwickelten Geldwirtschaft blieb es vorbehalten, die Ablösung mit Geld in Aufnahme zu bringen, indem es jetzt, wo alles zu einer intensiveren Gestaltung der Landwirtschaft drängt, die allgemeine Klage der Landwirte ist, daß ihre Arbeitskräfte und ihr Capital im Verhältnis zu ihrem Grundbesitz unzureichend seien, und daher durch eine Servitutablösung mit Grund und Boden, ohne daß die beiden anderen Productionsfactoren vermehrt werden, dieses Missverhältnis noch größer werden müßte. Wo deshalb die bisherigen Nutzungssobjekte der Berechtigung künstlich sind, oder durch Einrichtung eines intensiveren landwirtschaftlichen Betriebes dem Berechtigten entbehrliegen werden, da ist die Ablösung mit Geld am Platze, u. zw. die Zahlung einer Jahresrente, wenn es sich für den Berechtigten um den jährlichen Ankauf von Futter- und Dungmitteln handelt, die Capitalzahlung aber, wenn eine Umgestaltung des Betriebes des herrschenden Gutes nötig wird. Wo entgegengesetzte Verhältnisse bestehen, da löse man mit Grund und Boden ab, oder verzichte, wenn dies, wie z. B. beim Leseholz- und Gräserrechte, nicht möglich sein sollte, im Interesse der Beteiligten und des öffentlichen Wohles ganz auf die Servitutablösung.

Infolge der steten Entwertung des Geldes ist die Servitutabfindung durch eine Jahres-geldrente dem Waldbesitzer vortheilhaft, dem Berechtigten dagegen nachtheilig.

Die Größe des zur Abfindung des Berechtigten hingebenen Landes muß so bemessen werden, daß dessen Capitalwert dem der Servitut gleichkommt. Kleine Differenzen der Capital-werte werden dann durch Aufzahlung von Seite des Waldbesitzers oder durch Hinzuzählung von Seite des Berechtigten ausgeglichen.

Der Capitalwertberechnung von Waldungen, die von dem Berechtigten (z. B. einer Gemeinde, Corporation oder Stiftung) nachhaltig zu bewirtschaften sind, muß natürlich auch der Ertrag beim Nachhaltbetriebe zu grunde gelegt werden. Steht dagegen dem Berechtigten die willkürliche Benützung des ihm abgetretenen Waldes zu, so muß, um das Interesse des Waldbesitzers nicht zu verlegen,

an die Stelle der Capitalisierung des nachhaltigen jährlichen Waldreinertrages die orts- oder bestandsweise Wertberechnung treten, welche den Wert eines jeden einzelnen Bestandes auf dessen spezielle finanzielle Haubarkeit, für den ersten Abtrieb sowohl als für die folgenden, gründet, aber auch nicht außeracht lässt, dass bei größeren Waldelementen eine rücksichtslose Finanzwirtschaft durch die augenblickliche Überfüllung des Marktes auf die Holzpreise einen nachteiligen Einfluss üben mög. Der Vorschlag, auch bei willkürlicher zu benutzenden Waldungen den Nachhaltsertrag, jedoch mit abgemindertem Zinsfuß, zu capitalisieren, ist wissenschaftlich nicht begründet.

Der zur Agricultur geeignete und bestimmte Waldboden wird, unter Abrechnung der Rodungskosten, nach seinem künftigen landwirtschaftlichen Werte von Sachverständigen geschäkt und dem Berechtigten holzfrei übergeben. Es sollte übrigens der Waldbesitzer immer den besten Waldboden dem Berechtigten überlassen, da der schlechtere Boden sich bei der Forstwirtschaft verhältnismäßig besser rentiert.

Bei Ablösung eines Brennholzrechtes durch Überlassung einer Torfläche muss, wenn der Tore verfächlich ist, der Capitalwert derselben dem des Holzrechtes gleich sein, außerdem aber soll der jährliche Forstertrag den bisherigen Holzbezug des Berechtigten nachhaltig surrigen, was nur durch einen Wirtschaftsplan nachgewiesen werden kann.

Die abzutretenden Waldflächen sollen möglichst zusammenliegen und eine Form erhalten, welche eine regelmäßige Schlagsführung gestattet. Die zur Agricultur bestimmten Waldtheile müssen sich in einer solchen Entfernung vom herrschenden Gute befinden, dass sie auch ihrer neuen Bestimmung zu dienen vermögen.

Beholzungungsrechte, welche auf eine geringe Quantität eines bestimmten Holzsortimentes lauten, lassen sich in der Regel nicht, oder doch nicht mit Vortheil für den Berechtigten durch Waldabtretung ablösen, da dieser statt seines bisherigen Bezugquantums nun den nach seinem Geldwerte äquivalenten, aber aus anderen, von ihm vielleicht nicht zu benützenden Holzsortimenten und selbst Nebennutzungen bestehenden Jahresertrag des Waldes erhält. Die Waldabtretung ist daher hauptsächlich am Platze, wenn Gemeinden, wie dies nicht selten vorkommt, eine Berechtigung auf verschiedene Forsthaupt- und Nebennutzungen zusteht, und durch die von der Curatelsbehörde überwachte regelmäßige Bewirtschaftung des abgetretenen Waldes die bisherigen Nutzungen der einzelnen Gemeindemitglieder auch für die Folge sichergestellt werden. Das Recht auf das auf fremdem Grund und Boden wachsende Holz wird gewöhnlich durch Grundabtretung abgelöst. In allen anderen Fällen ist Ablösung mit Geld, oder auch auf Verlangen des Berechtigten mit zur Agricultur geeignetem Waldboden zulässig. Bei Abfindung der Bauholzberechtigungen von Gemeinden und Corporationen durch ein Geldcapital werden mit Vortheil Baucassen errichtet, aus welchen die Besitzer der berechtigten Gebäude Unterstützungen für Neubauten und Reparaturen erhalten.

Mit Torflächen können Brennholz- und Streurechte, sowie Torfberechtigungen abgelöst werden.

Die Überlassung von Grund und Boden ist nötig bei Ablösung von Weiderechten im Gebirge und von Harz- und Thierschwellerechten, wenn es sich bei letzteren darum handelt, den Berechtigten eine Entshädigung für den bisherigen Arbeitsverdienst zu gewähren. Streurechte können auch mit guten Rieselwiesen abgelöst werden, welche nachhaltig ohne künstliche Düngung gleiche Graserträge liefern und damit dem Berechtigten die Mittel zu einer besseren Düngung seiner Felder bieten. Die Abfindung von Streurechten mit Wald hat dessen Devastation zur Folge, und die Überlassung von Agriculturboden vermehrt bloß das Strebedürfnis des Berechtigten; es erübrigt daher in den meisten Fällen nur die Abfindung mit Geld.

Alle übrigen Servituten lassen sich gegenwärtig ohne Nachtheil für die Beteiligten mit Geld ablösen.

Zur rechtsgültigen Übertragung der Rechte des Servitutberechtigten auf den Waldeigentümer gehört die Auflösung (i. d.) derselben, d. h. die gerichtliche (notarielle) Verlautbarung des Ablösungsvertrages und die Vormerkung derselben in den öffentlichen Büchern.

Ausführliche exemplifizierte Erörterung in J. Albert, Lehrbuch der Forstservitutenablösung. Würzburg 1868.

Nr.

**Forststatistik** ist die Rentabilitätsberechnung forstlicher Wirtschaftsverfahren. Die forstliche Statistik untersucht, ob ein Wirtschaftsverfahren durch seinen Ertrag die angewendeten Kosten deckt. Zur Errreichung derselben Wirtschaftszweckes gibt es vielfach verschiedene Wege. Es ist nun Aufgabe der Statistik, denjenigen Weg ausfindig zu machen, welcher den größten Ertragsüberschuss sichert. Zur Vergleichung des Ertrages mit dem Produktionsaufwande ist entweder der Unternehmergeinn oder die Verzinsung des Produktionsaufwandes zu bestimmen. Nr.

**Forststrafgesetz** (Deutschland) regelt die Forststrafrechtspflege, d. h. die Wiederherstellung des durch Forstgesetzesübertretungen von Seite der Unterthanen verletzten öffentlichen Rechts. Dasselbe umfasst das Forststrafrecht (i. d.) oder die Strafbestimmungen und den Forststrafproces (i. d.) oder die Normen für die Anwendung der Strafbestimmungen auf den einzelnen Fall.

Unter das Forststrafgesetz fallen alle Übertretungen der im öffentlichen Interesse zum Schutze der Waldungen erlassene gesetzlichen Bestimmungen (s. Forstpolizei), soweit solche nicht schon durch das allgemeine Strafgesetz verboten sind. Einen Gegenstand des Forststrafgesetzes bilden demnach nicht die Zu widerhandlungen der juristischen Personen gegen die Vorschriften über die Bewirtschaftung ihrer Waldungen, sowie die Übertretungen der gesetzlichen Präventivmaßregeln bezüglich des beschraenkten Waldeigenthumes (s. Autonomie des Waldeigentümers), z. B. der Lehenwaldungen.

Obwohl nach den §§ 2 und 3 des Einführungsgesetzes zum Strafgesetze für das

deutsche Reich vom 15. Februar 1871 die Forststrafgesetze der einzelnen Bundesstaaten, jedoch mit Beschränkung der Strafbefugnisse auf Gefängnis bis zu zwei Jahren, Haft, Geldstrafe, Einziehung einzelner Gegenstände und die Entziehung öffentlicher Ämter, im Kraut bleiben sollen, so beeinflusst doch das Reichsstrafgesetz durch seine allgemeinen Bestimmungen, sowie durch die im 29. Abschnitte enthaltenen Strafandrohung für verschiedene forstpolizeiwidrige Handlungen das deutsche Forststrafrecht wesentlich und hat in mehreren Bundesstaaten Veranlassung zu einer Revision der bisherigen Forststrafgesetze gegeben. Noch mehr beeinflusst wurde der deutsche Forststrafprozeß durch die Reichsgesetzgebung bezüglich der Gerichtsverfassung (vom 27. Januar 1877) und der Strafprozeßordnung (1. Februar 1877), obgleich nach § 3 des Einführungsgesetzes zu letzterer die Landesgesetze auordnen können, daß Forst- und Feldrügenachen durch die Amtsgerichte in einem besonderen Verfahren, sowie ohne Zuziehung von Schöffen verhandelt und entschieden werden. Änderungen an den deutschen Forststrafgesetzen wurden ferner nötig durch die Einführung des metrischen Maßes und der Marktwährung.

Nachdem unter Forstpolizei die Gesetze über die Beschränkung des Waldeigenthumes im öffentlichen Interesse, welche auch die betreffenden Strafbestimmungen enthalten, mitgetheilt wurden, sollen nachstehend nur noch für die einzelnen Bundesstaaten jene Forststrafgesetze aufgeführt werden, welche allgemeine forstpolizeiliche Vorschriften und die unbefugten Eingriffe Dritter in das Waldeigenthum zum Gegenstande haben.

In Preußen wurde durch das Gesetz vom 15. April 1878, den Forstdiebstahl betreffend, und durch das Feld- und Forstpolizeigesetz vom 1. April 1880 ein einheitliches Forststrafgesetz geschaffen.

Die Forststrafgesetzgebung für Bayern, welche im wesentlichen eine einheitliche ist, wurde im Jahre 1879 durch die nötigen Änderungen am rechtsrheinischen Forstgesetze vom 28. März 1852 und an dem revidierten Pfälzer Forstgesetze vom 23. Mai 1846 mit der Reichsgesetzgebung in Übereinstimmung gebracht.

Durch das Forststrafgesetz vom 2. September 1879 und das Forstpolizeigesetz vom 8. September 1879 wurde in Württemberg die Forstordnung vom 1. Juni 1814 aufgehoben.

Die Verordnung vom 10. Dezember 1870, die Forstdiebstähle, sowie einige damit zusammenhängende Vergehen betreffend, welche für das Königreich Sachsen unter Aufhebung des Gesetzes vom 11. August 1853 das Forststrafrecht mit den Bestimmungen des Strafgesetzes für den Norddeutschen Bund vom 31. Mai 1870 in Übereinstimmung brachte, erhielt durch das Forststrafgesetz vom 30. April 1873 jene Änderungen, welche durch das Reichsstrafgesetz nötig wurden. Das Gesetz, das Verfahren in Forst- und Feldrügenachen betreffend, vom 10. März 1879 mit Zusatzbestimmungen vom 27. Februar 1882 ist eine Folge der Einführung der deutschen Strafprozeßordnung.

Zu Baden wurden durch das Gesetz vom 23. Februar 1879, daß Forststrafrecht und das Forststrafverfahren betreffend, aufgehoben der III. Theil des Forstgesetzes vom 15. November 1833, bezw. vom 6. März 1845 und 27. April 1854, mit Ausnahme der §§ 179—182 und 184—187, dann die Art. 5 und 25 des Gesetzes vom 23. December 1871, den Vollzug der Einführung des Reichsstrafgesetzbuches betreffend, und der § 17 des Gesetzes vom 28. Mai 1864 über die Gerichtsbarkeit und das Verfahren in Polizeisträfachen. Änderungen erlitten die §§ 90, 90a und 186 des Forstgesetzes.

Das Forststrafgesetz vom 4. Februar 1837, welches noch jetzt für Hessen die Grundlage des Forststrafwesens bildet, wurde durch die Gesetze vom 10. October 1871, 31. August 1874 und 10. Juni 1879 mit der Reichsgesetzgebung in Übereinstimmung gebracht.

In Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, welche eine ganz gleiche Forststrafgesetzgebung besitzen, traten an die Stelle der Verordnungen vom 22. December 1870 und 4. August 1873 die Verordnungen vom 31. Mai 1879 und 6. Februar 1882, die Bestrafung der Forstfreiheit betreffend.

Für das Großherzogthum Oldenburg, in welchem für die einzelnen Landesteile (Herzogthum Oldenburg und die Fürstenthümer Lübeck und Birkenfeld) eine besondere Forststrafgesetzgebung bestand, wurde unter 15. August 1882 durch das Gesetz, den Forstdiebstahl und die Forst- und Feldpolizei betreffend, ein einheitliches Forststrafgesetz geschaffen, welches nur die auf Staats- und Gemeindewaldungen bezüglichen und keine Strafbestimmungen enthaltenden §§ 6—19, 53, 54, Ab§ 1 und 3, 55, 57, Ab§ 1, und 60, Ab§ 2, der Forstordnung für das Herzogthum Oldenburg vom 28. September 1840 in Kraft erhält.

In Sachsen-Weimar wurde das Gesetz zum Schutze der Holzungen, Baumpflanzungen u. s. w. vom 1. Mai 1850 durch die Gesetze vom 27. December 1870, 27. Februar 1872, 26. März 1879 und 25. November 1880 mit Rücksicht auf die Reichsgesetzgebung abgeändert.

Für das Herzogthum Anhalt trat an die Stelle des Gesetzes über den Diebstahl an Holz und anderen Waldprodukten vom 1. Juli 1864 das Gesetz vom 10. Mai 1879, den Forstdiebstahl betreffend. Die Waldbeschädigungen und forstpolizeiwidrige Handlungen werden nach dem Polizeistrafgesetze vom 29. März 1855 (insbesondere Art. 244—247) bestraft.

In Braunschweig gilt das Forststrafgesetz vom 1. April 1879.

Das sachsen-altenburgische Gesetz vom 24. December 1870, den Diebstahl an Holz und anderen Waldprodukten, in gleichen verschiedenen waldb- und feldpolizeiliche Bestimmungen betreffend, wurde durch das Gesetz vom 29. März 1879, die Forst- und Feldrügenachen betreffend, mit der Reichsstrafprozeßordnung in Übereinstimmung gebracht.

Sachsen-Coburg und Sachsen-Gotha, welche bisher verschiedene Forststrafgesetze hatten, erhielten durch das Gesetz vom 27. März 1879 über den Forstdiebstahl und das Feld- und

**Förstpolizeigesetz vom 26. Mai 1880 ein einheitliches Förststrafgesetz.**

In Sachsen-Meiningen trat an die Stelle des Förststrafgesetzes vom 22. December 1870 das Gesetz vom 23. December 1874, die Bestrafung der Förstvergehen, sowie der Först- und Feldpolizeiübertretungen betreffend, welches bezüglich des Strafverfahrens auf die allgemeine Strafprozeßordnung verweist. Die Förstdordnung vom 29. Mai 1856 bleibt in Kraft und ist nur theilweise bezüglich der Strafbestimmungen geändert.

Das Gesetz zum Schutze der Holzungen vom 26. April 1850 für das Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt wurde durch das Gesetz vom 27. December 1870 theilweise abgeändert und durch das Gesetz vom 15. März 1879 mit der Reichsstrafprozeßordnung in Einklang gebracht.

Ebenso wurde in Schwarzburg-Sondershausen das Gesetz zum Schutze der Holzungen vom 19. April 1850 durch das Gesetz vom 21. December 1870 und 3. Januar 1872 theilweise abgeändert. Das Strafverfahren richtet sich nach der allgemeinen Strafprozeßordnung.

Auch in den Fürstenthümern Reuß-Greiz (ältere Linie) und Reuß-Schleiz (jüngere Linie) wurden infolge der Einführung des thüringischen Strafgesetzes vom 20. März 1850 unter dem 27. November 1861, bzw. 14. April 1852 Gesetze zum Schutze der Holzungen, Baumpflanzungen u. s. w. erlassen und im December 1870 mit Rücksicht auf das Reichsstrafgesetz geändert, in der Hauptsache aber mit den Förststrafgesetzen von Sachsen-Weimar und den beiden Schwarzburg in der ursprünglichen Übereinstimmung erhalten. Bezuglich des Strafverfahrens ist auf die allgemeine Strafprozeßordnung Bezug genommen.

In Waldeck wurde an Stelle des zweiten Theiles der Förstdordnung vom 21. November 1853, welcher bereits durch das Gesetz vom 10. Januar 1870 wegen Aufhebung der Denunciantenantheile und durch das Gesetz vom 11. Januar 1873 mit Rücksicht auf die Einführung des metrischen Maßes modifiziert wurde, unter dem 1. September 1879 das preußische Förstdiebstahlsgesetz vom 15. April 1878 eingeführt. In Kraft blieben vom zweiten Theile nur die Art. 94—97 und 103—117, welche Strafbestimmungen für förstpolizeiliche Übertretungen enthalten.

Das Gesetz vom 20. Februar 1879 für das Fürstenthum Lippe-Detmold läßt die förstpolizeilichen Bestimmungen der Verordnung vom 1. Juli 1806 in Kraft, indem sie lediglich die Bestrafung der Förstdiebstähle zur Gegenstände hat.

In Schaumburg-Lippe wurden durch das Gesetz vom 21. Juni 1879, den Förstdiebstahl betreffend, und das Feld- und Förstpolizeigesetz vom 28. April 1880 die Verordnungen vom 19. und 20. August 1803 beseitigt.

Die wenigen im Gebiete der freien Stadt Hamburg vor kommenden Förstfrevel werden nach dem allgemeinen Hamburgschen Polizeistrafgesetze behandelt, in welchem ein Abschnitt über

die Bestrafung des Diebstahls, der Beschädigung der Holzplantagen u. s. w. Bestimmungen enthält.

Wremen besitzt keinen Wald und somit auch kein Förststrafgesetz.

Für Lübeck gilt die Verordnung vom 11. Mai 1870, die polizeiliche Bestrafung der Förstpolizeivergehen betreffend, welche bezüglich des Strafprozesses auf die Bestimmungen des Polizeigesetzes verweist.

In Elsaß-Lothringen wurden durch das Förststrafgesetz vom 28. April 1880 die Titel X—XIII sowie die Strafandrohungen in den Titeln I—IX und XV des französischen Code forestier vom 31. Juli 1827 aufgehoben.

Mit dem preußischen Förstdiebstahlsgesetze vom 15. April 1878 stimmen im Wesentlichen überein die betreffenden Gesetze von Oldenburg, Auhalt, Sachsen-Coburg-Gotha, Waldeck, Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe; an daßelbe schließen sich mehr oder minder, wenigstens bezüglich der Definition des Förstdiebstahles, an die Gesetze von Württemberg, Baden, Braunschweig und Elsaß-Lothringen.

Das preußische Feld- und Förstpolizeigesetz vom 1. April 1880 wurde der Hauptzache nach auch eingeführt in Oldenburg, Sachsen-Coburg-Gotha und Schaumburg-Lippe.

At.

**Förststrafprozeß oder Förststrafverfahren (Deutschland)** ist die Anwendung des Förststrafgesetzes (s. d.) auf den einzelnen Fall.

Die Vorschriften über das Förststrafverfahren bilden mit den Strafbestimmungen, dem Förststrafrechte (s. d.), das Förststrafgesetz.

Bei dem Förststrafprozeß ist zu unterscheiden I. die Competenz der Förststrafgerichte, II. das Gerichtsverfahren, III. die Rechtsmittel gegen das Urtheil und IV. der Strafvol zug.

I. Die deutsche Strafprozeßordnung vom 1. Februar 1877 findet nur auf jene Strafsachen Anwendung, welche vor die ordentlichen Gerichte gehören. Es sind aber verschiedene Strafsachen durch Reichs- und Landesgesetze den ordentlichen Gerichten entzogen, und in solchen Fällen ist ein besonderes Strafverfahren gestattet, welches jedoch theilweise wieder durch die Strafprozeßordnung selbst (§§ 453—458) geregelt ist. Insbesondere können die Landesgesetze die Polizeibehörden ermächtigen, bei Übertretungen eine in den Strafgesetzen angebrohte Strafe durch Verfügung festzusetzen, welche jedoch bei Haft 14 Tage nicht überschreiten darf. Gegen diese Strafverfügung kann der Beschuldigte entweder Beschwerde bei der vorgefechteten Polizeibehörde führen, oder auf Entscheidung durch das Amtsgericht Antrag stellen. In Förststrafsachen macht von diesem Rechte für einen Theil der Übertretungen das württembergische Förstpolizeigesetz vom 8. September 1879 Gebrauch, welches die Strafverfügungen dem Gemeindevorsteher, bzw. dem Förstamte überträgt und als Rechtsbehörde das Förstamt, bzw. die Förstdirektion bestimmt. Ein solches Polizeistrafverfahren ist auch in Baden bei unbefugtem Bauen in der Nähe der

Waldungen und Außerachtlassung der sener polizeilichen Vorschriften zulässig. Ebenso bestimmen die Forstpolizeigesetze für Preußen, Oldenburg, Sachsen-Coburg-Gotha und Schleswig-Holstein, dass durch die Zuständigkeit der Schöffengerichte die gesetzliche Bezugsnis der Ortspolizeibehörden zur vorläufigen Strafseitigung, bezw. zur Verhängung einer etwa verirrten Einziehung nicht berührt werde.

Sachlich sind für Forststrafrevol in der Regel die Amtsgerichte zuständig, u. zw. ohne Beziehung von Schöffen (mit Ausnahme von Oldenburg), indem nur schwerere Forststraffälle mehrfach entweder, wie z. B. in Preußen, Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen u. s. w., dem Schöffengerichte, oder, wie in Baden (großer Forstdiebstahl u. s. w.), den Landgerichten zugewiesen sind. Forstpolizeiwidrige Handlungen sind öfter, wie z. B. in Preußen, Oldenburg und Sachsen-Coburg-Gotha, den Schöffenrichtern überwiesen.

Die örtliche Kompetenz oder der Gerichtsstand (s. d.) wird, wie in der Reichsstrafprozeßordnung, in der Regel durch den Ort der That (in Bayern nur bei Forstpolizeiübertretungen) bestimmt, doch kommen unter Umständen auch die übrigen Gerichtsstände in Anwendung.

II. Die Tätigkeit des Forststrafgerichtes wird durch die Übergabe der Forstrügeverzeichnisse, bezw. durch die Antragstellung des Waldbesitzers eingeleitet und äußert sich zunächst durch Feststellung des Aburtheilungstermines und durch Vorladung des Angeklagten und der zur Feststellung des Thatbestandes nötigen Personen, bezw. durch Erlassung eines Strafbefehles.

Die Zahl der jährlich abzuhalrenden ordentlichen Forststrafgerichtssitzungen ist in der Regel durch das Gesetz bestimmt, und die Termine für dieselben werden meist für das ganze Jahr im Vorans festgesetzt. Eine monatliche Forststrafelthätigkeit dürfte, da erfahrungsgemäß eine rasche Justiz sehr zur Verminderung der Forststrafrevol beiträgt, am besten sein. Dieselbe bildet auch die Regel, die zweimonatliche (z. B. Mecklenburg) die Ausnahme. Die früher öfter vorgenommenen vierteljährlichen Forstrügesitzungen sind durch die Verjährungsfristen für Übertretungen ausgeschlossen. Wo, wie im Gebiete der freien Stadt Lübeck, Forststrafrevol zu den Seltenheiten gehören, findet nur eine Forststrafgerichtssitzung von Fall zu Fall statt. In dringenden Fällen, z. B. bei Aburtheilung von Ausländern, können auch außerordentliche Sitzungen angeordnet werden.

Die Zustellung von Strafbefehlen, die Vorladung des Angeklagten, der civilverantwortlichen Personen (s. Forststrafrecht), sowie der vorgesetzten Zeugen erfolgt überall, im Anhalte an die allgemeinen Vorschriften der Strafprozeßordnung und die Besonderen des Forststrafgesetzes, durch das Gericht, bezw. den Gerichtsvollzieher (s. d.). Die Forstschubbedienten werden nur zur Sitzung geladen, wenn es infolge des Widerspruches des Angeklagten nötig wird. Die Vorladung des Staatsforst-

personales erfolgt dann öfter, wie z. B. in Preußen und Bayern, durch die Forstbehörde.

Nur in Württemberg wird den beschädigten Waldeigentümern von dem Termine zur Hauptverhandlung Nachricht gegeben und das Aufwohnen bei derselben ihnen oder ihren Beauftragten freigestellt.

In den neuen Forststraffällen kommen die in der letzten Sitzung unerledigt gebliebenen.

Für alle in eine Forststrafgerichtssitzung verwiesenen Fälle findet eine gemeinsame Hauptverhandlung statt. Nur solche Fälle, welche umfassendere Beweiserhebungen nötig machen, werden einzeln verhandelt.

Das Amtsgericht als Forststrafgericht besteht aus dem Amtsrichter und dem Gerichtsschreiber, wozu bei dem Schöffengerichte noch zwei Schöffen kommen, welche während der Hauptverhandlung das Richteramt im vollen Umfange und mit gleichem Stimmrechte wie der Amtsrichter ausüben und auch an denselben im Laufe der Hauptverhandlung zu erlassenden Entscheidungen teilnehmen, welche in keiner Beziehung zu der Urteilsfassung stehen und welche auch ohne vorgängige mündliche Verhandlung erlassen werden können. Die außerhalb der Hauptverhandlung erforderlichen Entscheidungen werden von dem Amtsrichter erlassen. Bezüglich der Besetzung der übrigen Strafgerichte s. Gerichtsverfassung.

Zu Forststraffällen, welche zur Kompetenz der Amtsgerichte (mit oder ohne Beziehung von Schöffen) gehören, ist weder in der ersten, noch in der Berufungsinstanz (Landgericht) ein Bertheidiger nothwendig. Auch bei Vergehen, über welche die Landgerichte in erster Instanz erkennen, ist eine Bertheidigung nur nötig, wenn der Angeklagte taub oder stumf ist, oder das 16. Lebensjahr noch nicht vollendet hat. Bei der Revisionsinstanz (Oberlandes-, bzw. Reichsgericht) kann sich der Angeklagte ebenfalls selbst vertreten; jedoch hat der nicht auf freiem Fuße befindliche Angeklagte keinen Anspruch auf Unwesenheit bei der Verhandlung.

Dagegen kann sich nach § 137 der Reichsstrafprozeßordnung der Beschuldigte in jeder Lage des Verfahrens eines Bertheidigers bedienen. Es kann sich insbesondere auch nach § 451 der Angeklagte in der Hauptverhandlung des Schöffengerichtes durch einen mit schriftlicher Vollmacht versehenen Bertheidiger vertreten lassen. Die Vertretung des Angeklagten durch einen Bevollmächtigten ist auch im Forststrafprozeß vor dem Amtsgerichte zulässig, und es kann dieser Bevollmächtigte natürlich auch ein Rechtsanwalt sein. Das Erscheinen des Angeklagten mit einem Bertheidiger vor dem Forststrafgerichte ist in den Forststrafgesetzen nicht vorgesehen.

Im Strafprozeß unterscheidet man das Untersuchungsverfahren, bei welchem dem Richter die Wahrheitserforschung durch Untersuchung des Falles obliegt, und den Anklageprozeß, bei welchem dem Richter durch den Kläger, einen privaten (s. Privataklage) oder, was die Regel, einen öffentlichen, das Beweismaterialie geliefert wird. Der deutsche Strafprozeß beruht nur auf dem Anklagever-

fahren. Dies gilt auch für den Forststrafprozeß, welcher übrigens nur auf öffentliche Anklage erfolgt, wenn auch mitunter (§. Forststrafrecht) zur Stellung derselben ein Antrag des Waldbesitzers nötig ist.

Mit der Funktion des Amtsgerichtes oder öffentlichen Aufklägers in Forststraffällen bei dem Amts-, bzw. Schöffengerichte sind in Deutschland wohl immer äußere Staatsforstbeamte betraut, sei es, daß das Gesetz ihnen dieselbe direct überträgt, oder, wie z. B. in Preußen, bloß ausspricht, daß die Befehlungen eines Amtsgerichtes einem verwaltenden Forstbeamten übertragen werden können. Der Amtsgerichts-übergibt die Forstrichterurkunde und Anzeigeprotokolle mit dem übrigen Beweismaterial dem Amtsgerichte, bezeichnet die zu vernehmenden Zeugen, stellt die Strafanträge, wohnt der Hauptverhandlung bei und ist überhaupt vor jeder richterlichen Entscheidung mit seinen Erinnerungen zu hören. Wohnt den Verhandlungen des Landgerichtes, sei es als ersternder oder Berufungsinstanz, ein Forstbeamter (wie z. B. in Bayern) bei, so hat dieser den Staatsanwalt bei Feststellung des Thatbestandes zu unterstützen und die etwa nötigen Erläuterungen abzugeben. Bei der Revisionsinstanz, wo es sich nicht mehr um That-, sondern nur um Rechtsfragen handelt, werden Forstbeamte zu den Verhandlungen nicht eingezogen.

Zur Erleichterung der Ausübung der Gerichte sowie im Interesse der Beschuldigten selbst läßt man bei Aburtheilung der Übertretungen überhaupt, sowie der Forstfrevel insbesondere Vereinfachungen des Verfahrens zu, welche man in Contumacial- und Mandatsverfahren unterscheidet.

Das Contumacial- (Ungehorsam-) Verfahren, welches früher in Deutschland bei der Forstfreiheitshärtigung die Regel bildete, besteht darin, daß der vorschriftsmäßig geladene, aber zur Verhandlung nicht erschienene Angeklagte ohne Weiterverschaffung verurtheilt wird. Bei dem Mandatsverfahren, welches auch schon vor dem Jahre 1877 in den meisten deutschen Staaten (z. B. in Preußen, Bayern, Sachsen, Baden, Oldenburg, Braunschweig, in den thüringischen Staaten u. s. w.) für leichtere Polizeiübertretungen und ausnahmsweise (thüringische Staaten und Sachsen-Altenburg) auch für Forstfrevel bestand, wird der Beschuldigte ohne vorherige Vernehmung verurtheilt und die Sache nur auf von dem Verurtheilten rechtzeitig erhobenen Einspruch zur ordentlichen Verhandlung gebracht. Das Contumacialverfahren stimmt, wenn es, wie z. B. früher bei der Forstfreiheitshärtigung in Bayern und Baden (nicht aber in Preußen), auf rechtzeitigen Einspruch des Verurtheilten eine zweite Verhandlung gestattet, in der Hauptsache mit dem Mandatsprozeß überein.

Die Reichsstrafprozeßordnung hat das Mandatsverfahren adoptiert, indem § 447 derselben bestimmt, daß in den zur Zuständigkeit der Schöffengerichte gehörigen Sachen (mit Ausnahme einiger näher bezeichneten Vergehen) durch schriftlichen Strafbefehl des Amtsrichters ohne vorgängige Verhandlung eine Strafe fest-

gesetzt werden kann, wenn die Staatsanwaltschaft schriftlich hierauf anträgt. Durch einen Strafbefehl darf jedoch keine andere Strafe als Geldstrafe von höchstens einhundertfünfzig Mark oder Freiheitsstrafe von höchstens sechs Wochen sowie eine etwa verwirkte Einziehung festgesetzt werden. Die Überweisung des Beschuldigten an die Landespolizeibehörde darf in einem Strafbefehle nicht ausgesprochen werden. Findet der Amtsrichter Bedenken, die Strafe ohne Hauptverhandlung festzusetzen, so ist die Sache zur Hauptverhandlung zu bringen. Dasselbe gilt, wenn der Amtsrichter eine andere als die beantragte Strafe festsetzen will, und die Staatsanwaltschaft bei ihrem Antrage beharrt (§ 448). Der Strafbefehl muss außer der Festsetzung der Strafe die strafbare Handlung, das angewendete Strafgesetz und die Beweismittel bezeichnen und die Eröffnung enthalten, dass er vollstreckbar werde, wenn der Beschuldigte nicht binnen einer Woche nach der Zustellung bei dem Amtsgerichte schriftlich oder zu Protokoll des Gerichtsschreibers Einspruch erhebe (§ 449). Ein Strafbefehl, gegen welchen nicht rechtzeitig Einspruch erhoben worden ist, erlangt die Wirkung eines rechtskräftigen Urtheiles (§ 450). Bei rechtzeitigem Einspruch wird zur Hauptverhandlung geschritten, sofern nicht bis zum Beginne derselben die Staatsanwaltschaft die Klage fallen lässt oder der Einspruch zurückgenommen wird. Bei der Urtheilsfällung ist das Schöffengericht an den in dem Strafbefehle enthaltenen Ausspruch nicht gebunden (§ 451). Bleibt der Angeklagte ohne genügende Entschuldigung in der Hauptverhandlung aus, und wird er auch nicht durch einen Bertheidiger vertreten, so wird der Einspruch ohne Beiseinnahme durch Urtheil verworfen. Ein Angeklagter, welchem gegen den Ablauf der Einspruchfrist Wiedereinschaltung in den vorigen Stand gewährt worden war, kann die letztere nicht mehr gegen das Urtheil beanspruchen (§ 452).

Das Mandatsverfahren nach den Bestimmungen der Reichsstrafprozeßordnung findet sich in der Hauptsache in allen deutschen Forststrafgesetzen, jedoch mit der Beschränkung auf jene Fälle, über welche die Amtsgerichte ohne Zuziehung von Schöffen entscheiden, und, mit wenigen Ausnahmen (z. B. Bayern, Braunschweig, Sachsen-Altenburg und thüringische Staaten), ohne Begrenzung der durch Strafbefehl zu verhängenden Strafe. Ohne Mitwirkung der Staatsanwaltschaft wird der amtsrichterliche Strafbefehl in Sachen erlassen. Die Hauptverhandlung findet natürlich ohne Zuziehung von Schöffen statt.

Analog den Bestimmungen der Reichsstrafprozeßordnung, kann zwar im Forststrafprozeß vor dem Amtsgerichte die Hauptverhandlung in Abwesenheit des Angeklagten geführt werden, doch ist das Gericht stets befugt, das persönliche Erscheinen des Angeklagten anzurufen und dasselbe durch einen Vorschriften- oder Haftbefehl zu erzwingen.

Die Hauptverhandlung ist im Forststrafprozeß, wie überhaupt im Strafprozeß, öffentlich und mündlich. Das Urtheil, welches

innerhalb der durch das Gesetz gezogenen Grenze nach Maßgabe der bestehenden Milderungs- und Schärfungsgründe die Strafe bestimmt, wird nach geschlossener Verhandlung sofort gefällt, verhängt und im Forstrügeverzeichnisse, bezw. dem Protokolle über die Verhandlung vorgenemerkts. Entscheidungsgründe werden nur angegeben, wenn das Urtheil von dem Strafantrage des Amtsauwaltes abweicht. An die bei der Verhandlung ausgebliebenen Angeklagten oder civilverantwortlichen Personen geschieht die Verkündung durch Zustellung einer beglaubigten Abschrift des Urtheiles.

Die auf eigene Wahrnehmung gegründeten, in den Forstrügeverzeichnissen gehörig bezeugten Angaben beeldiger Forstschuldner und anderer Organe der Forstrichtergerichte haben, wie z. B. das bairische Forstrichtergesetz ausdrücklich vorschreibt, wohl überall vorbehaltlich des Gegenbeweises volle Beweiskraft, sofern nicht besondere Gründe deren Glaubwürdigkeit in Frage stellen. Entgegen den Bestimmungen der Reichsstrafprozeßordnung fand, z. B. in Sachsen und Oldenburg, ein Zeuge in mehreren an einem und demselben Tage zu verhandelnden Forst- oder Fledermausfällen für dieselben gemeinschaftlich vereidigt werden.

Bei der Aburtheilung von Übertretungen ortspolizeilicher Vorschriften hat der Richter nicht über die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit dieser Vorschriften, sondern nur über deren Gültigkeit nach den gesetzlichen Bestimmungen zu entscheiden, wie dies z. B. auch § 17 des preußischen Gesetzes über die Polizeiverwaltung anordnet.

Widerspricht der Angeklagte bei Abweisenheit des Anzeigers oder erklärt er dem anwesenden Schutzhilfbediensteten gegenüber, den Gegenbeweis führen zu wollen, oder hält überhaupt der Richter weitere Recherchen zur Feststellung des Thatbestandes für nötig, so ist der betreffende Fall zur nächsten ordentlichen oder auch zu einer außerordentlichen Forstrichtersitzung zu verweisen.

Nach § 261 der Reichsstrafprozeßordnung entscheidet das Strafgericht, wenn die Strafbarkeit einer Handlung von der Beurtheilung eines bürgerlichen Rechtsverhältnisses abhängt, auch über dieses nach den für das Verfahren und den Beweis in Straffällen geltenden Vorschriften. Das Gericht ist jedoch befugt, die Untersuchung auszuzeigen und einem Beihilfeten zur Erhebung der Civillage eine Frist zu bestimmen oder das Urtheil des Civilgerichtes abzuwarten. Dies gilt auch im Forstrichterprozeß, sofern nicht das Forstrichtergesetz anders bestimmt. So muss z. B. in Bayern dann, wenn die Behauptung des Beschuldigten dem Richter nicht begründet erscheint, die Aburtheilung auf mindestens drei Monate hinaus mit dem Bemerkten vertagt werden, daß inzwischen der civile Rechtsstreit von dem Waldbesitzer anerkannt oder über denselben ein Streit bei dem Civilrichter anhängig würde, widrigfalls auf sein Vorbringen keine Rücksicht mehr genommen werde. Wird der fragliche Nachweis geliefert, so bleibt die Aburtheilung bis zur rechtskräftigen Entscheidung des

Civilgerichtes ausgezögert. Durch die Anbringung einer Civillage wird selbstverständlich bis zu deren rechtskräftiger Entscheidung die Verjährung der strafrechtlichen Verfolgung unterbrochen.

Nachdem bei den Forstfreveln durch Entwendung und Beschädigung in der Regel der Wert des entwendeten oder beschädigten Objektes den Maßstab der Strafe bildet, so ist es, um dem Forstschutzbediensteten, dessen Angaben auch hier voller Beweiskraft haben, seine Aufgabe zu erleichtern und der Strafausmessung eine sichere Grundlage zu geben, nötig, für jeden Bezirk, dessen Forstproduzentenpreise wesentlich verschieden sind von jenen seiner Umgebung, einen Preistarif aufzustellen und periodisch zu erneuern, welcher für die vorkommenden Forstprodukte die Localpreise, ausschließlich der Gewinnungs- und Transportkosten, enthält, nach Umständen im Anschluß an die gewöhnlich entwendeten Quantitäten — Trag-, Schiebleiter-, Schlitten- und Wagengütern. Auf diesem Tarif (Wertbestimmungstabelle), welcher öffentlich bekanntzumachen ist, hat der Forstschutzbedienstete seine Anzeige, der Staatsanwalt den Strafantrag und der Richter das Urtheil zu gründen. In Fällen, welche in dem fraglichen Tarife nicht vorgesehen sind, hat natürlich spezielle Schätzung durch den Anzeiger oder auch durch den Staatsanwalt, sofern derselbe ein Forstbeamter ist, zu erfolgen. Die Forstrichtergesetze enthalten in dieser Beziehung sehr abweichende Bestimmungen. So legt man z. B. in Preußen, Anhalt, Sachsen-Coburg-Gotha u. s. w. für die Frevel in den Staatswaldungen die Forsttage der selben, außerdem die örtlichen Preise (in Oldenburg nur diese) der Wertermittlung zu grunde, in Bayern, Baden, Hessen u. s. w. hat man periodisch (3 oder 5 Jahre) zu erneuernde Werttarife, und in Sachsen ist zur Ermittlung des Wertes oder des verursachten Schadens das Geständnis des Thäters oder die an Eidesstatt abgegebene Versicherung des Eigentümers oder die von dem verpflichteten Aufsichtsbeamten auf seine Amtspflicht erstattete Angabe ausreichend.

Auch der Entscheidung über Wert- und Schadeneriaj, so weit solche dem Forstrichtergerichte zufieht (i. Forstrichterrecht), ist der in der angegebenen Weise bestimmte Wert der Frevelobjekte zu grunde zu legen (vgl. a. Gerichtliche Forstwissenschaft).

Nach § 496 der Reichsstrafprozeßordnung muss jedes Urtheil, jeder Strafbefehl und jede eine Untersuchung einstellende Entscheidung darüber Bestimmung treffen, von wem die Kosten des Verfahrens zu tragen sind. Diese Kosten, mit Einschluß der durch die Vorbereitung der öffentlichen Klage und die Strafvolilstreckung entstandenen, hat der Angeklagte zu tragen, wenn er zur Strafe verurtheilt wird. Dies gilt auch für den Forstrichterprozeß. In Bayern erhalten die Hilfspersonen der Forstpolizei und Forstrichtergerichtsbarkeit Zeugengebühren nur dann, wenn sie die Vorladung nicht selbst verschuldet haben. In Frankreich (bis zum Jahre 1880 auch in Elsaß-Lothringen) fallen die Gerichtskosten,

welche für jeden Contraventionsfall mindestens 5-40 Mark betragen, dem Waldbesitzer zur Last, was wohl mit Recht als eine Ursache der Waldminderung bezeichnet wird.

Anzeigegebüren sind aufgehoben, und auf Pfandgebüren wird nur noch in Hessen und Mecklenburg (s. Forststrafrecht) erkannt.

In dem Urtheile ist auch über die der Eingziehung (s. d.) unterlegenen Gegenstände zu verfügen.

Bei Forstpolizeiübertretungen (s. Forststrafrecht) hat das Forststrafgericht jene Maßregeln anzunehmen, welche zur Beleidigung des widerrechtlich herbeigeführten Waldzustandes oder zur Verhütung weiterer Gefährdung des öffentlichen Wohles nötig sind. Kommt der Verurtheilte den gerroffenen Anordnungen nicht nach, so sind dieselben, wie z. B. in Bayern und Baden, auf dessen Kosten durch die Forstpolizeibehörde durchzuführen, in dringenden Fällen sogar noch vor Eintritt der Rechtskraft des Urtheils.

Ta der Rückfall beim Forsttreib eine Straferhöhung, ja selbst eine höhere Qualification desselben (s. Forststrafrecht) begründet, so ist es nötig, daß sowohl das Forststrafgericht, als auch der Amtsanwalt Strafvormerkungen führen. Solche Vormerkungen über die strafrechtliche Verurtheilung der Einwohner ihres Bezirkes haben die Amtsgerichte überhaupt zu führen, und es ist denselben deshalb von der Aburtheilung eines Amtsuntergebenen durch ein anderes Forststrafgericht von diesem Mittheilung zu machen, wie das bayerische Forstgesetz z. B. ausdrücklich vorschreibt.

III. Die Rechtsmittel (s. d.) der Reichsstrafprozeßordnung sind auch jene des Forststrafprozesses, jedoch teilweise mit abweichenden Bestimmungen bezüglich der Anwendung derselben.

Die Beschwerde gegen die Anordnung einer Verhaftung oder Beleidigung durch das Amtsgericht ist mitunter, wie z. B. in Bayern, nicht zulässig. Gegen einen Beschluß des Amtsgerichtes, das Hauptverfahren nicht zu eröffnen, steht dem Amtsgerichte die Beschwerde zu.

Der Einspruch gegen den Strafbefehl des Amtsrichters gehört, wie unter II. erörtert, zum Wesen des Mandatsprozesses.

Gegen die Urtheile des Amtsgerichtes (mit und ohne Zuziehung von Schöffen) kann die Berufung an das Landgericht ergriffen werden.

Das Rechtsmittel der Revision, welches nur gegen eine Verleugnung des Gesetzes gerichtet werden kann, ist entweder, wie z. B. in Bayern und Württemberg, auch bei den ohne Zuziehung von Schöffen erlassenen Urtheilen des Amtsgerichtes, oder nur, wie z. B. in Preußen, bei den schwereren, den Schöffengerichten zugewiesenen Fällen zulässig.

Gegen das Urtheil des in erster Instanz erkennenden Landesgerichtes gibt es nur die Revision.

In Forststraffachen bildet auch dann, wenn das Landgericht in erster Instanz entscheidet, das Oberlandesgericht die Revisionsinstanz, da das Reichsgericht nicht zuständig ist, wenn sich die Revision ausschließlich auf die Verleugnung

einer in den Landesgesetzen enthaltenen Rechtsnorm stützt.

Nach § 9 des Einführungsgesetzes zum Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Januar 1877 kann durch die Genebung eines Bundesstaates, in welchem mehrere Oberlandesgerichte errichtet werden, die Verhandlung und Entscheidung der zur Zuständigkeit der Oberlandesgerichte gehörenden Revisionen und Beschwerden in Straffachen ausschließlich einem der mehreren Oberlandesgerichte zugewiesen werden. So wurde denn z. B. auch in Bayern im Interesse einer einheitlichen Forststrafrechtspflege das Oberlandesgericht in München als Revisionsinstanz für alle Forststraffachen bestellt.

Die genannten Rechtsmittel müssen, wie im Strafprozeß überhaupt, binnen einer Woche nach Verkündung des Urtheiles, bezw. der Entscheidung zu Protocoll des Gerichtsschreibers oder schriftlich eingelegt werden.

Die Rechtsmittel der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen Versammlungen von Tritten und Verhandlungsterminen und der Wiederaufnahme des Verfahrens gegen rechtskräftige Urtheile finden nach Maßgabe der Bestimmungen der Reichsstrafprozeßordnung (s. Rechtsmittel) auch im Forststrafprozeß Anwendung.

Ein Urtheil, gegen welches ein Rechtsmittel rechtzeitig nicht eingelegt wurde, ist rechtskräftig und vollziehbar.

IV. Der Vollzug der rechtskräftigen Strafurtheile erfolgt immer von amtswegen (ex officio), n. zw. durch das Amtsgericht in Forststraffachen, welche zur Kompetenz desselben gehören, durch den Staatswalt nach der Reichsstrafprozeßordnung in Fällen, über welche das Landgericht in erster Instanz entscheidet. Steht, wie unter I. erwähnt, den Polizeibehörden eine Strafverfügung zu, so vollziehen dieselben auch ihre rechtskräftigen Strafbedrfe. So ist z. B. in Württemberg die Strafe der Haft, wenn sie von dem Ortsvorsteher erkannt ist, im Ortsgefängnisse, wenn sie vom Forstameister oder der höheren Forstpolizeibehörde verhängt wurde, im forstamtlichen oder im oberamtlichen Gefängnisse zu erstehen, und die von dem Ortsvorsteher festgefechteten Geldstrafen liegen in die Gemeindecaisse.

Die Strafen vollzieht das Amtsgericht entweder selbst, oder es veranlaßt den Vollzug derselben durch die zuständigen Behörden.

Der Vollzug der Freiheitsstrafen ist ausschließlich Sache des Amtsgerichtes. Es gelten für denselben die allgemeinen Bestimmungen der Reichsstrafprozeßordnung und die besonderen des Forststrafgesetzes.

Geldstrafen, sowie Wert- und Schadenerstattungsbeträge werden entweder durch das Amtsgericht selbst erhoben, wie z. B. in Preußen, Württemberg, Braunschweig u. s. w., oder es beschränkt sich die Tätigkeit des Amtsgerichtes auf die Mittheilung der Einzugsverzeichniss an die Staatsfinanzbehörden (in Bayern z. B. an die Rentämter), oder, wie z. B. in Baden (auch in Preußen bezüglich der den Gemeinden zu kommenden Geldstrafen und Wertersatzbeträge), an die Ortseinnehmereien. Die die einzelnen

Waldbesitzer treffenden Wert- und Schadenersatzbeträge, oder auch Geldstrafen sind dem Waldbesitzer von der Einhebungsbhörde auszuzahlen. Für den Vollzug sind nach der Reichsstrafprozeßordnung (§ 493) die Vorschriften über die Vollstreckung der Urtheile der Civilgerichte maßgebend, doch gestatten die Forststrafgesetze bezüglich der Hilfsvollstreckung öfter ein abweichendes Verfahren, wie z. B. in Bayern das allgemeine Executionsverfahren der Rentäuter, in Preußen jenes für Einziehung der Gemeindegefälle bezüglich der den Gemeinden zugewiesenen Geldstrafen und Entschädigungen. Für den Fall, daß die Zahlung nur theilweise beigetrieben werden kann, ist geleglich zu bestimmen, in welcher Weise der entrichtete Geldbetrag an den einzelnen Positionen der Schuld abzurechnen ist, wobei die Geldstrafe, welche in eine Freiheitsstrafe, bezw. in Strafarbeit umgewandelt werden kann, zweckmäßig in letzter Linie kommt. So geht z. B. in Bayern das Bezahlte zuerst auf Rechnung der Kosten, hiernach des Wert-, sodann des Schadenersatzes und zuletzt der Geldstrafe, während dagegen in Baden das Eingegangene zunächst als Strafbetrag behandelt wird. In Braunschweig kann der Beschädigte bei freiwilligen Theilzahlungen den Posten bestimmen, auf welchen die Theilzahlung gerechnet werden soll, außerdem aber folgen sich Wertersatz und Erstgeld, Untersuchungskosten und Strafe.

Uneinbringliche Geldstrafen werden von dem Amtsgerichte, sofern dies nicht schon eventuell bei der Verurtheilung geschehen, ohne weitere Verhandlungen in Haft oder Gefängnis, bezw. Wald- oder Gemeindearbeit umgewandelt. Bezüglich der uneinbringlichen Wert- und Schadenersatzbeträge werden weitere Schritte den Bezugsberechtigten überlassen.

Der Vollzug der Forst- oder Gemeindearbeitsstrafe, welcher in den einzelnen Staaten durch das Forststrafgesetz und Verordnungen besonders geregelt ist, erfolgt unter der Kontrolle des Amtsgerichtes entweder durch die Staatsforstbeamten, wie z. B. in Baden und Sachsen-Coburg-Gotha oder, wie in Preußen, durch die Gemeinden und die einzelnen Beschädigten. Die Vertretung des Verurtheilten durch einen anderen Arbeiter ist nicht gestattet. Dagegen wird überall nach Möglichkeit dem Verurtheilten für eine bestimmte Zahl von Tagen eine seiner Leistungsfähigkeit entsprechende bestimmte Arbeit in der Art angewiesen, daß, wenn er die Arbeit früher vollendet, die betreffende Strafe als verbüßt gilt. Die nicht vollziehbare Arbeitsstrafe wird von dem Amtsgerichte ohneweiters in die entsprechende Freiheitsstrafe umgewandelt.

Der Vollzug der bei Forstpolizeiübertretungen getroffenen Anordnungen polizeilicher Natur ist Sache der Forstpolizei, bezw. Staatsforstbehörden, welche von diesen Verfügungen durch das Gericht in Kenntnis zu sezen sind.

Die mit Beschlag belegten, gepfändeten und eingezogenen Gegenstände werden, sofern sie nicht zur Deckung der Geldschuld des Verurtheilten zu veräußern oder dem Fiscus versallen sind, dem Eigentümer zurückgegeben. Ist der Thatbestand eines Frevels hergestellt, der Frev-

ler selbst aber nicht entdeckt worden, so wären, wie z. B. das bayerische Forstgesetz vorschreibt, die mit Beschlag belegten Gegenstände zu verkaufen, der Erlös zur Deckung der Gerichtskosten und des Wert- und Schadenersatzes zu verwenden und der verbleibende Rest dem Eigentümer der fraglichen Gegenstände, bezw. der Staatscaisse zuzuweisen, wenn dieser sich in der gesetzlichen Frist nicht meldet.

Durch den engeren Anschluß an die Reichsstrafprozeßordnung ist übrigens die Vereinheitlichung der Gesetzgebung der einzelnen Bundesstaaten beim Forststrafprozeß größer als beim Forststrafrechte.

Vgl. z. B. Lehrbuch der Staatsforstwissenschaften, Wien, 1875. Alt.

**Forststrafrecht** (Deutschland) eines Landes ist der Inbegriff der Strafsbestimmungen für die Zwiderhandlungen gegen das Forstgesetz. Dasselbe bildet den materiellen, der Forststrafprozeß (s. d.) den formellen Theil des Forststrafgesetzes (s. d.).

Es kommen hier in Betracht die Normen über I. die Strafbarkeit, II. die Strafe, den Wert- und Schadenersatz und III. die Feststellung des Thatbestandes.

I. Die Strafbarkeit einer durch die Forstgesetzgebung verbotenen Handlung wird zunächst durch die Zurechnungsfähigkeit des Thäters bedingt. Diese wird ausgeschlossen durch Geisteskrankheit, volle Berausgung und nach den §§ 55 und 56 des deutschen Reichsstrafgesetzes bei Kindern unter 12 Jahren und bei Personen von 12—18 Jahren dann, wenn denselben die zur Erkenntnis der Strafbarkeit nötige Einsicht fehlt (s. Alter). Dagegen wird nach einem Nachtrage zum Reichsstrafgesetze (§ 361 Abs. 9) Derjenige, welcher Kinder oder andere unter seiner Gewalt stehende Personen, welche seiner Aufsicht untergeben sind und zu seiner Hansgenossenschaft gehören, von der Begehung von Diebstählen sowie von der Begehung straferwerbigen Verleugnungen der Zoll- oder Steuergesetze, oder der Gesetze zum Schutz der Forste, der Feldfrüchte, der Jagd oder der Fischerei abzuhalten unterläßt, mit Haft oder Geld bis zu 150 Mark bestraft. Die Vorschriften dieser Gesetze über die Haftbarkeit für die den Thäter treffenden Geldstrafen oder anderen Geldleistungen werden hiernach nicht berührt. Verschiedene Forststrafgesetze, wie z. B. jene für Preußen, Bayern, Hessen, Baden, Mecklenburg, Braunschweig, Sachsen-Altenburg u. s. w., bestimmen, daß Diejenigen, welchen für die nach den §§ 55 und 56 des Reichsstrafgesetzes straflosen Personen die Verantwortung obliegt, zur Zahlung der Geldstrafe, des Wert- (bezv. auch Schadenersatzes) und der Kosten als unmittelbar haftbar verurtheilt werden, unabhängig von der durch dieselben verwirkten Strafe nach § 361 Abs. 9 des Reichsstrafgesetzes. Die Anwendbarkeit des § 57 des Reichsstrafgesetzes, welcher bei Personen im Alter von 12—18 Jahren eine Strafminderung zuläßt, ist durch die meisten Forststrafgesetze ganz oder, wie z. B. in Baden, nur für die mit Geldstrafe bedrohten Frevel ausgeschlossen. Übrigens können nach § 55 des Reichsstrafgesetzes gegen die straffreien Kinder

nach Maßgabe der landesgesetzlichen Vorschriften die zur Besserung und Beaufsichtigung geeigneten Maßregeln getroffen werden. Insbesondere kann die Unterbringung in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt erfolgen, nachdem durch Beschluss der Forstundschäftsbehörde die Begehung der Handlung festgestellt und die Unterbringung für zulässig erklärt ist. Bei jugendlichen Personen ist nach § 56 in dem Urtheile zu bestimmen, ob der Angekladte seiner Familie überwiesen oder in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt gebracht werden soll, in welcher er jedoch nicht über das vollendete 20. Lebensjahr behalten werden darf.

Der im § 54 des Reichsstrafgesetzes ausgesprochene Grundzäh, dass im Nothstande (i. d.) begangene rechtswidrige Handlungen straffrei sind, hat wohl stets auch in der Forststrafrechtsvlege gegolten, wenn er auch nicht überall in dem Forststrafgesetze besonders ausgesprochen war. Bedingung der Straffreiheit ist hier die sofortige (in Bayern z. B. binnen 24 Stunden) Anzeige der im Nothstande begangenen rechtswidrigen Handlung und der Ersatz des verursachten Schadens. Es handelt sich übrigens hiebei nicht bloß um Forststrevel, die infolge eines im Walde oder in dessen Nähe erlittenen Unfalles begangen wurden, sondern auch um Forstpolizeiübertretungen, indem z. B. der Waldbesitzer, welcher zur Verhinderung der Weiterverbreitung von Feuer- oder Inseetensbeschädigungen einen Theil seines Waldes niederhauen lässt, nicht wegen Walddevastation bestraft werden kann.

Der Einfluss des Irrthums (i. d.) auf die Strafbarkeit einer Handlung ist immer von dem Richter nach den allgemeinen Rechtsgrundzägen speciell zu ermessen.

Die praeasumptio doli (i. Dolus), welche dem Reichsstrafgesetze fremd ist, findet sich noch in den Forststrafgesetzen, und es gelten deshalb in vielen Fällen verbotene Handlungen, insbesondere Waldbeschädigungen (mit Ausnahme von Baden) als gleich strafbar, gleichviel ob dieselben fahrlässige oder vorätzliche sind. Es ist übrigens hier auch die Feststellung, ob culpa oder dolus vorliegt, häufig gar nicht möglich, wie z. B. beim Ausrücken oder Abschneiden von Holzplanten bei der Waldgräseri.

Mit dem Tode eines Angeklagten wird das Strafverfahren gegen denselben eingestellt, aber die civilrechtliche Verpflichtung zu Wert- und Schadenerias geht auf seinen Nachlass über. Gleiches gilt auch bezüglich einer rechtskräftig erkannten Geldstrafe nebst Wert-, Schaden- und Kostenersatz, wie dies auch § 30 des Reichsstrafgesetzes ausspricht.

Nach dem Reichsstrafgesetze (§§ 66—72) und den einzelnen deutschen Forststrafgesetzen beginnt die Verjährung (i. d.) der Anklage oder Strafverfolgung mit dem Tage, an welchem die Handlung begangen wurde, die Verjährung der Strafvollstreckung (zuerkannten Strafe) von dem Tage, an welchem das Urtheil rechtskräftig geworden ist. Jede Handlung des Richters, welche

wegen der begangenen That gegen den Thäter gerichtet ist sowie jede auf Vollstreckung der Strafe gerichtete Handlung unterbricht die Verjährung und bewirkt den Beginn einer neuen Verjährung. Die Verjährungsfristen, welche für Übertretungen überhaupt viel kürzer sind als für Vergehen oder gar Verbrechen, haben eine größere Länge bei der Strafvollstreckung als bei der Strafverfolgung. Dieselben betragen deshalb nach den Forststrafgesetzen für die Strafverfolgung leichter Übertretungen einige Monate und für den Strafvollzug in schweren Fällen ebenso viele Jahre.

Durch Amnestie, welche Sache der Gesetzgebung ist, können anhängige Untersuchungen niedergeschlagen und die noch nicht verbüßten Strafen erlassen werden (wie z. B. im Jahre 1848).

Der Versuch, welcher nach § 43 des Reichsstrafgesetzes nur bei Verbrechen und Vergehen strafbar ist, wird, mit Ausnahme von Bayern, Hessen und Mecklenburg, bei Entwendung von Forstprodukten (in Sachsen-Meiningen nur bei einem Wertbetrage von mehr als 15 Mark) nach den Forststrafgesetzen gleich dem vollendeten Forstdiebstahl bestraft.

Der strafrechtliche Grundzäh, dass der Anstifter wie der Thäter zu bestrafen ist, hat nur in einem Theil unserer Forststrafgesetze eine formelle Annahme gefunden, wie z. B. in Preußen, Hessen, Württemberg und Baden sowie in den thüringischen Staaten, deren Gesetze auf den § 48 des Reichsstrafgesetzes verweisen. Dafür aber trifft man, mit Ausnahme von Württemberg, in den Forststrafgesetzen die Vorschrift, dass die Haftung für die gegen zahlungsunfähige Forstfreiber erkannte Geldstrafe nebst Wert-, Schaden- und Kostenersatz auf Diejenigen übergeht, zu welchen der Frevel im Verhältnisse der Abhängigkeit und der Hausgenossenschaft steht und in deren Interesse und wohl auch Auftrage der Frevel verübt wurde. Diese Haftbarkeit tritt natürlich nicht ein, wenn der Betreffende den Beweis liefert, dass der Frevel nicht mit seinem Wissen verübt wurde oder dass er denselben nicht verhindern konnte. Zu solchen civilverantwortlichen Personen rechnet man im Allgemeinen die Ehemänner für ihre Frauen, die Väter, bezw. die Mütter für ihre Kinder, die Vormünder für ihre minderjährigen, die Dienstherrn, Gewerbsleute und Geschäftsgäber für ihre Dienstboten, Gehilfen, Lehrlinge und Arbeiter sowie bei Forstpolizeiübertretungen den Waldbesitzer für seine Forstbeamten.

Wenn Mehrere gemeinschaftlich eine strafbare Handlung begehen, so ist jeder als Thäter zu bestrafen. Dieser im § 47 des Reichsstrafgesetzes ausgesprochene Grundzäh findet sich auch in unseren Forstgesetzen, und wird von denselben nur in Bayern dann eine Ausnahme gemacht, wenn mehrere zu derselben Familie gehörige Personen bei einer mit Geldstrafe bedrohten Entwendung eines Handschlitten, Schiebkarren oder zweiräderigen Karren gemeinschaftlich fortbewegen, indem dieselben sammthaft bündlich zu einer Geldstrafe verurtheilt werden, und zugleich im Urtheile bestimmt wird, gegen

welchen oder welche Freyler die Umwandlung der einbringlichen Geldstrafe in Haft einzutreten hat. Für Wert- und Schadener satz sowie für die Kosten haften die Theilnehmer an einem gemeinschaftlichen Frevel solidarisch.

Die deutsche Forststrafgesetzgebung schließt sich bezüglich der Concurrenz (s. d.) von Delicten an das Reichsstrafgesetz an.

Begünstigung und Hohlerei, welche nach dem Reichsstrafgesetze nur bei Verbrechen und Vergehen bestraft werden, sind in den meisten deutschen Bundesstaaten, wie in Preußen, Württemberg, Sachsen, Baden, Braunschweig, den thüringischen Staaten u. s. w. auch bei Forstrevelen mit der ganzen oder halben (in Sachsen-Meiningen auch  $\frac{1}{3}$ ) Strafe des Frevels bedroht.

II. Das Reichsstrafgesetz kennt außer der Todesstrafe nur Geld- und Freiheitsstrafen, letztere als Zuchthaus für Verbrechen, als Gefängnis für Vergehen und als Haft für Übertretungen. Der Zuchthaussträfling muss, der Gefängnissträfling kann zur Arbeit angehalten werden, und die Haft besteht in einfacher Freiheitsentziehung. Die deutschen Forststrafgesetze haben neben der Geldstrafe für leichtere Forststraffälle Haft, für schwere Gefängnis im Maximalbetrag von zwei Jahren oder, wie in Mecklenburg, Zwangsförstarbeit. Geld- und Freiheitsstrafen, welche nach dem Reichsstrafgesetze bei Übertretungen nur alternativ Anwendung finden, werden in schwereren Forststraffällen öfter, wie z. B. in Preußen, Württemberg, Braunschweig, Sachsen-Altenburg u. s. w., mit einander verbunden. Die Geldstrafe sollte für leichtere Forststraffälle immer die Regel, die Haft die Ausnahme sein, hervorgerufen durch die Eigenhünllichkeit der Übertreter oder der Ange schuldigten, z. B. der Militärpersonen.

Die Geldstrafen sind, sofern sie nicht einen aliquoten Theil des Wertes der Frevelobjekte bilden, von Zeit zu Zeit zu erhöhen, um sie mit dem sinkenden Geldwerte im Einklang zu erhalten.

Für die Geldstrafe lässt sich bei Entwendungen von Forstproducten und Waldbeschädigungen zwar ein Minimum (z. B. in Bayern 0.30, Preußen, Württemberg, Baden u. s. w. 1 Mark), aber kein Maximum bestimmen, da dieselbe hier immer der Größe der Beschädigung und des Gewinnes des Thäters proportional sein muss. Haft und Gefängnisstrafe dagegen sind, um ihnen den Charakter als Übertretungs-, bzw. Vergehensstrafe zu wahren, genau zu begrenzen, wobei mit Rücksicht auf das Reichsstrafgesetz sechs Wochen (in Bayern z. B. jedoch nur ein Monat) und bei realer Concurrenz drei Monate, bzw. zwei (§ 5 des Einführungsgesetzes) Jahre als Maximum gelten müssen.

In Sachsen-Meiningen kann bei Entwendungen im Wertbetrage von mehr als 15 Mark aus Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte (s. d.) erkannt werden. Die Stellung unter Polizeiaufsicht ist nach dem Reichsstrafgesetze nicht zulässig.

Von dem Grundsatz des Reichsstrafgesetzes, dass die Geldstrafen in die Staatssasse fließen, machen unsere Forststrafgesetze mehrfach Aus-

nahmen. So fallen bei Forstdiebstählen die Geldstrafen den Beschädigten in Preußen und Braunschweig ganz, in Baden und Mecklenburg zur Hälfte zu, und in Württemberg fließen die vom Ortsvorsteher erkannten Forstpolizeistrafen in die Gemeindecasse.

Eine Geldstrafe, welche weder von dem Verurtheilten, noch von den als civilverantwortlich erklärten Personen beigetrieben werden kann, ist, wie auch § 28 des Reichsstrafgesetzes vorschreibt, in Haft, bzw. Gefängnis umzuwandeln (ein Tag = 1 bis 9 Mark), wobei natürlich das für diese Strafarten bestimmte Minimum und Maximum nicht überschritten werden darf. Dagegen kann dort, wo die Gefängnisstrafe, wie in Sachsen, Sachsen-Meiningen und den thüringischen Staaten, bei den Forstdiebstählen die Regel bildet, in leichteren Fällen auch auf Geldstrafe erkannt werden.

Die noch aus jendaler Zeit stammende Umwandlung der Geldstrafe in Forstarbeit zu Gunsten des Staates oder gar der Beschädigten, welche nach § 6 des Einführungsgesetzes zum Reichsstrafgesetze statthaft ist, erscheint als eine durch die Eigenhünllichkeit der Forstrevel nicht gerechtfertigte Ausnahme von der Bestrafung der übrigen Gesetzesübertretungen, welche umso mehr befeitigt werden sollte, als eine solche Strafarbeit, welche ohnehin eine erhöhte Ansicht verlangt, wenig wert ist, und doch dem mittellosen Freyler (wie z. B. in Sachsen-Meiningen gesetzlich) das zum Lebensunterhalt Nötige verabreicht werden muss. Die Forstarbeit oder statt derselben auch Gemeindearbeit besteht übrigens, mit Ausnahme von Bayern, Württemberg, Oldenburg, Braunschweig und Lübeck, in allen deutschen Bundesstaaten. Die früher in einzelnen Staaten gebräuchliche Abverdienung des Wert- und Schadener satzes durch Waldarbeit ist durch die neuere Gesetzgebung befeitigt.

Die Feststellung des Wert- und Schadener satzes, welche nach dem Reichsstrafgesetze zur Kompetenz der Civilgerichte gehört, wird bei Forstrevelen, um das Verfahren einfacher und wohlfeiler zu machen, in der Regel den Forststrafgerichten übertragen, wobei jedoch dem Beschädigten der Civilrechtsweg offen gehalten werden muss, sofern sich derselbe durch das strafgerichtliche Urtheil in seinem Rechte verletzt glaubt. Auf Wert- und Schadener satz mit Vorbehalt des Civilrechtsweges erkennen z. B. die Forststrafgerichte in Bayern, Württemberg und Sachsen, ohne solchen Vorbehalt in den thüringischen Staaten, Hessen, Sachsen-Meiningen u. s. w. Nur auf Wertersatz wird erkannt in Preußen, Oldenburg u. s. w., und in Baden und Mecklenburg, wo dem Beschädigten die Strafe zur Hälfte (in Mecklenburg auch drei Viertel des Pfandgeldes) zufällt, hat dieser etwaigen weiteren Schaden vor dem Civilrichter geltend zu machen.

Die forststrafrechtlichen Reate unterscheidet man in: 1. Forstpolizeiübertretungen, 2. Forstrevel und 3. forstpolizeiwidrige Handlungen (s. Forstpolizei).

1. Forstpolizeiübertretungen sind die Verlegerungen der dem Waldbesitzer im öf-

sentlichen Interesse bezüglich der Waldbewirtschaftung auferlegten Verpflichtungen. Die Strafbarkeit liegt hier nicht, wie bei den Forstfreveln, in der Verleugnung der Rechte Dritter oder, wie bei den forstpolizeiwidrigen Handlungen, in der Gefährdung von Privat- und öffentlichen Interessen durch Übertretung allgemeiner Vorschriften, sondern in dem Verfehlten gegen Beschränkungen in der sonst freien Benützung des Grundbesitzthums, welche unter den gegebenen Verhältnissen zur Sicherung des öffentlichen Wohles für nöthig gehalten werden. Diese Zu widerhandlungen sollten deshalb als Übertretungen im Sinne des Reichsstrafgesetzes betrachtet und nur mit Geldstrafe, welche natürlich bei Ueineinbringlichkeit in Haft umzuwandeln wäre, bedroht werden. Hieron weicht jedoch die neuere württembergische und badische Gesetzgebung ab, indem sie unter Umständen statt oder neben der Geldstrafe auch Haft und Gefängnis bis zu 3, bzw. 6 Monaten zuläßt.

Die Strafe muss, um abschreckend zu wirken, dem Vortheile, welcher dem Waldbesitzer aus der Forstpolizeiübertretung erwächst, angemessen sein.

Ein Wert- und Schadensersatz an den Staat kommt hier nicht vor, und die Entschädigungsansprüche wegen Verleugnung von Privatrechten, z. B. der Alteigentümer, Forstberechtigten u. s. w., sind vor dem Civilgerichte geltend zu machen.

Wird der Waldbesitzer wegen Forstpolizeiübertretungen wiederholt rückfällig oder kommt er der ihm gemachten Auflage der Beseitigung der Folgen seiner gesetzwidrigen Handlungen nicht nach, so ist es unter Umständen zweckmäßig, den betreffenden Wald zeitweilig (in Baden z. B. nicht unter 10 Jahren) auf Kosten seines Besitzers in ähnlicher Weise, wie die Gemeinde-, Körperschafts- und Stiftungswaldungen, unter specielle Aufsicht und Betriebsleitung der Staatsforstbehörden zu stellen. Eine solche Beförderung des betreffenden Waldes wäre neben der verwirkten Strafe durch das Gericht zu bestimmen, und müssten dem Verurtheilten bezüglich der selben auch (wie z. B. in Baden) die gesetzlichen Rechtsmittel zustehen. Nach rechtskräftiger Verurtheilung wegen unerlaubter Ausstockung oder wegen Walddevastation kann die Beförderung in Baden und Lippe-Detmold durch die Verwaltungsbehörde, in Württemberg durch das Forstamt angeordnet werden.

Der Forstpolizeibehörde muss das Recht eingeräumt werden, bei Constatierung einer Forstpolizeiübertretung dem Waldbesitzer die Fortsetzung seiner gesetzwidrigen Handlungen zu verbieten, und die Übertretung dieses Verbotes sollte mit einer höheren Strafe belegt werden.

Die Forstpolizeibehörde ist, wie z. B. in Bayern und Baden (in Württemberg das Forstamt), durch das Forststrafgericht zu ermächtigen, für die Erhaltung und bzw. Wiederherstellung des Waldes nöthigfalls auf Kosten des Waldbesitzers Fürsorge zu treffen.

Die Strafe für den kahlen Abtrieb von Schnitzwaldungen sollte, wie in Bayern (ein Viertel bis zum vollen Werte), Württemberg

(mit einem Maximalbetrage von 1500 Mark) und Baden (bis 1500 Mark und bis zum vollen Werte des Holzes, wenn dieser 1500 Mark übersteigt), nach dem Werte des hiebei gewonnenen Holzes oder, wenn dieser nicht zu ermitteln ist, nach der Schlaggröße (z. B. pro Hektar 10—50 Mark) bemessen werden.

Gleiches gilt bezüglich der Waldabschweidung oder Walddevastation.

Ebenso sollte, wie in Bayern, Baden, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Coburg, die Übertretung des Verbotes der Waldrodung nach dem Werte des gefällten Holzes oder nach der Größe der Rodungssläche, wie in Württemberg (pro Ar 5 Mark, mindestens 50 Mark) und Elsaß-Lothringen (400—1200 Mark pro Hektar) bestimmt werden. In Schwarzburg-Rudolstadt und Neuh-Greiz tritt Geldstrafe von 3 bis 30 Mark ein.

Die Strafe für Unterlassung der Aufforstung von culturfähigen Blößen oder der Nachbesserungen in den Schlägen innerhalb der gesetzlich bestimmten Frist könnte ebenfalls für die Flächeneinheit festgesetzt werden, ist aber nach den deutschen Forstpolizeigesetzen nur bezüglich ihres Maximalbetrages (in Bayern und Sachsen-Meiningen 90, Württemberg und Baden 150 und in Neuh-Greiz 300 Mark) bestimmt. Gleiche Strafe sollte, wie in Bayern und Württemberg, eintreten, wenn der gerodete Boden den gesetzlichen Vorschriften entgegen nicht einer anderen Culturart zugeführt wird.

Für eine mit den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen im Widerspruche stehende Art und Weise der Strengewinnung gibt ebenfalls der Wert der so gewonnenen Streu oder die Größe der Nutzungssläche den besten Maßstab. In Württemberg kann auf Geldstrafe bis zu 150 Mark, in Sachsen-Meiningen auf eine solche bis zu 90 Mark erkannt werden.

Für die ordnungswidrige Waldweide kann die Geldstrafe entweder nach der Menge des eingetriebenen Weidevieches oder auch innerhalb der durch einen Höchst- und Mindestbetrag (in Bayern 0—90—45 Mark, in Sachsen-Meiningen 180—90 Mark) gezogenen Grenze nach richterlichem Ermessens bestimmt werden. Für den Eintrieb des Viehs ohne Hirten sowie für die Übertretung des Verbotes der Nachtzeit gelten die durch die allgemeinen Polizeivorschriften bestimmten Strafen.

Die Strafe für die Zuviaderhandlungen gegen die Vorschriften bezüglich der Harzanziehung ist auch entweder nach der Menge der gehauzen Bäume festzustellen oder innerhalb des durch das Gesetz bestimmten Minimal- und Maximalbetrages gutschäglich anzunehmen.

In Baden werden die Forsttechniker der Waldungen juristischen Personen für Übertretungen der Wirtschaftsordnung mit Geld bis zu 150 Mark bestraft.

Man vgl. auch Holzvorkaufsrecht des Staates.

2. Forstfrevel sind unbefugte Eingriffe Dritter in das Waldeigenthum durch Entwendung (s. d.) von Forstprodukten und durch

Waldbeschädigungen (s. d.), soweit solche nicht nach dem Reichsstrafgesetze zu bestrafen sind.

Dieselben sollten in leichteren Fällen als Übertretung, in schwerer und bei Gewohnheitsfreiheit als Vergehen bestraft werden. Geldstrafe hätte bei den Übertretungen die Regel zu bilden. Die Strafe muss immer nach der Größe des verursachten Gesamtschadens bemessen werden.

Mildernde und erschwerende Gründe beim Strafanmaß unterliegen nach dem Reichsstrafgesetze lediglich dem richterlichen Ermessen, in der Forststrafgelehrgabe dagegen sind dieselben für Forstfreiheit vielfach genau bestimmt.

Die Berücksichtigung von Strafmildierungsgründen ist nur in Sachsen-Meiningen vorgeschrieben, und sind als solche insbesondere bezeichnet der etwa geleistete Ersatz und die Witterungsverhältnisse.

Straffärfungsgründe dagegen, welche innerhalb der durch das Strafmaximum gegebenen Grenze eine Erhöhung der einfachen Strafe um die Hälfte (Bayern) bis zum doppelten (Preußen, Württemberg, Baden u. s. w.), drei- (Bayern) oder selbst vierfachen (Sachsen) Betrage rechtfertigen, finden sich in allen deutschen Forststrafgesetzen. Als solche gelten im allgemeinen die Verübung des Frevels bei Nacht, an Sonn- und gesetzlichen Feiertagen, mit Unkenntlichmachung des Frevelers, mit Führung von Feuerwaffen, mit der Säge, das Entlanzen trotz der Aufforderung zum Stehenbleiben, die Verweigerung oder falsche Angabe des Namens, die Fortsetzung des Frevels trotz erfolgter Warnung, die Verübung des Frevels während der Ausübung der Waldarbeit bei Holzhauern, Waldarbeitern u. s. w., die Hinwegnahme mit vorsorglichem Beschlag belegter Gegenstände, die Verweigerung der Aushändigung der Frevelwerkzeuge, die Benützung eines Fuhrwerkes u. s. w., die Übersteigung von Umfriedungen, die Vermuthung der Absicht der Veränferung der entwendeten Objecte, der Rückfall binnen Jahresfrist u. s. w.

Zur Strafe kommt bei den Forstfreielen durch Entwendung noch Wert- und Schadenersatz, bei den Freveln durch Beschädigung nur Schadenersatz.

Erhält der Waldbesitzer das entwendete Object ganz oder theilweise zurück, so ist, wie z. B. in Bayern, Mecklenburg, Sachsen-Altenburg u. s. w. ausdrücklich vorgeschrieben, der Wertbetrag desselben außer Rechnung zu lassen.

Der Forstfreiwl durch Entwendung von Forstproducten (Forstdiebstahl) ist in Sachsen, Sachsen-Meiningen und den thüringischen Staaten auch in leichteren Fällen mit Gefängnisstrafe bedroht und damit als Vergehen erklärt. In den übrigen deutschen Staaten wird auf Geldstrafe erkannt und diese im Falle der Uineinbringlichkeit entweder, wie z. B. in Bayern und Hessen, in Haft oder, wie in Preußen, Württemberg, Baden u. s. w., in Gefängnis umgewandelt. Die Substitution einer Gefängnisstrafe verleiht dem Forstdiebstahle ebenfalls den Charakter eines Vergehens, gleich dem gewöhnlichen Diebstahle, während derselbe bei der Um-

wandlung der Geldstrafe in Haft als Übertretung erscheint.

Die Gefängnisstrafe richtet sich nach dem Werte des Entwendeten und steigt in Sachsen bei einem Werte von 0'50—9 Mark von zwei Tagen bis zu drei Wochen und in Sachsen-Meiningen bei einem Werte von 0'40—15 Mark von einem halben Tag bis zu vier Wochen, während in den thüringischen Staaten das Strafanmaß innerhalb des Höchstbetrages von zwei Jahren nach richterlichem Ermessen erfolgt.

Die Geldstrafe wird dem ein- oder mehrfachen Betrage des Wertes (in Preußen z. B. dem fünffachen) oder, wie in Bayern, des Wertes und Schadens zusammen gleichgestellt.

Der durch die Entwendung verursachte Schaden wird am einfachsten in Theilen des Wertes des entwendeten Holzes ausgedrückt und vielleicht, wie in Bayern, zu einem Drittel bis zum vollen Betrage dieses Wertes angenommen.

Außer Holz und Rinde bilden noch Holz- pflanzen, Gras, Heide, Plaggen, Moos, Laub, Streuwert, Nadelholzspäne, Waldsämerien, Baumfäste und Harz Objecte des Forstdiebstahls. Die Entwendung derselben wird, mit Ausnahme von Bayern (Strafe gleich dem einfachen, bezw. doppelten Werte) und Hessen (Drei-, bezw. Sechsfaß des Wertes als Strafe), dem Holzdiebstahle ganz gleich erachtet.

Das unbefugte Sammeln von Beeren (s. d.), Pilzen und Kräutern unterliegt entweder den allgemeinen Polizeivorschriften oder wird nur bei ausdrücklichem Verbote des Waldbesitzers bestraft. (Vergl. auch Ammelieneier.)

Die unbefugte Bienenweide wird in Preußen mit Geld bis zu 50 Mark oder mit Haft bis zu 14 Tagen bestraft.

Die Entwendung von Erde, Lehmb, Sand, Grind, Plaggen oder Bülten, Räsen, Steinen und Mineralien wird nach § 370- des Reichsstrafgesetzes mit Geld bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft.

Auf die Entwendung von Forstproducten finden, wie einzelne Forststrafgesetze (z. B. von Württemberg, Sachsen, den thüringischen Staaten) ausdrücklich vorschreiben, die Bestimmungen des § 247 des Reichsstrafgesetzes Anwendung, nach welchen eine solche, wenn sie von einem Ehegatten gegen den anderen oder von Personen, die zu dem Beschädigten in verwandtschaftlichem, dienstlichem u. s. w. Verhältnisse stehen, begangen wurde, straflos bleibt, bezw. nur auf Antrag des Beschädigten bestraft wird.

Ein höherer Wert des entwendeten Objectes (in Baden z. B. von 25 Mark), östere Rückfälle, die Entwendung zum Zwecke der Veräußerung, sowie die gewerbsmäßige Hohlerei und selbst die gemeinschaftliche Ausübung des Forstdiebstahles veranlassen die deutschen Forststrafgesetze zu einer höheren Qualification desselben und zur Verhängung von Gefängnisstrafen, die jedoch nach der Reichsstrafgelehrgabe in keinem Falle zwei Jahre überschreiten dürfen.

Die Forstfreiwl durch Waldbeschädigung sind nach den deutschen Forststrafgesetzen theils Übertretungen und nur mit Geldstrafe

oder Haft bedroht, theils Vergehen, welche mit Gefängnis bestraft werden. Als Vergehen gelten in den thüringischen Staaten die vorsätzlichen Weidefevel, welche mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft werden, und die Baumbeschädigungen bei Entwendung von Forstproducten dort, wo, wie in Sachsen, Sachsen-Weiningen und den thüringischen Staaten, diese Entwendung selbst mit Gefängnisstrafe geahndert wird.

Die Geldstrafe sollte die Regel bilden und Haft, wie z. B. in Bayern, nur bei Beschädigungen aus Muthwillen oder Bosheit eintreten.

Die Geldstrafe wird entweder nach der Größe des verursachten Schadens (in Baden z. B. gleich dem Vierfachen) bestimmt oder für das betreffende Neat gesetzlich festgelegt, meist unter Annahme eines Minimal- und Maximalbetrages. Letzteres gilt auch bezüglich der Haftstrafe.

Ebenso bildet der Schaden die Grundlage bei Feststellung der Gefängnisstrafe, indem z. B. in Sachsen Baumbeschädigungen nach Verhältnis des Schadens mit Gefängnis bis zu drei Wochen bestraft werden, sofern nicht nach dem Wertbetrage des Entwendeten oder wegen erschwerender Umstände eine höhere Strafe eintritt.

Der Schaden lässt sich in vielen Fällen nach dem Werte der beschädigten Objecte, z. B. in Bayern bei stehendem grünen Holze von einem Zehntel bis zum vollen Werte, bestimmen.

Bei Weidefeveln hat der Beschädigte öfter, wie z. B. in Preußen, Oldenburg, Braunschweig und Elsaß-Lothringen, die Wahl zwischen der Erstattung des nachweisbaren Schadens und der Zahlung eines Ersatzgeldes (s. Fuß). Der Anspruch auf Ersatzgeld ist unabhängig von dem Nachweise eines Schadens. Das Ersatzgeld selbst ist gesetzlich normiert und beträgt in Preußen z. B. bei der Weide in Schonungen für ein Pferd oder ein Stück Rindvieh 2 Mark, bei jolcher in anderen Waldtheilen nur 0,50 Mark, mit der Beschränkung bei einer Mehrzahl von Thieren im ersten Falle auf 60, im zweiten auf 15 Mark.

Zu den gewöhnlichsten Freveln dieser Art gehören die Beschädigungen stehenden grünen Holzes, durch Schälen, Ringeln, Entgipseln, Entästen, Abbohren, Abhauen oder Aufägen, Reißen, Besteigung mittelst Steigeisen, An- und Abhauen der Wurzeln u. s. w., bei welchen neben dem Schadenertrag und der Strafe noch für die etwaige Entwendung, wie z. B. bei der Ast- und Kiechholzgewinnung, aus die betreffende Strafe nebst Werterabzug zu erkennen ist, wie dies z. B. in Bayern ausdrücklich vorgeschrieben ist. Gleicher hätte auch für die Beschädigung von liegendem Holze oder anderen Forstproducten zu gelten. Die Strafen hierfür sind in Bayern z. B. 0,90—45 Mark, in Preußen, Württemberg, Braunschweig u. s. w. bis zu 150 Mark oder Haft bis zu vier Wochen, in Hessen gleich dem einfachen, in Baden gleich dem vierfachen Schaden u. s. w.

Die rechtswidrige Weideausübung im fremden Walde wird meist zu den Waldbeschädigungen gezählt, obgleich das Abweiden des dem Waldbesitzer gehörigen Grases doch nichts als

eine Entwendung desselben ist. Die Strafe, welche bei der Weide in verhängten Orten größer (in Preußen und Baden z. B. dreifach, in Bayern doppelt) ist als in offenen wird entweder nur nach ihrem Höchstbetrage (in Preußen, Württemberg, Sachsen u. s. w. 150 Mark oder Haft) bestimmt oder, wie z. B. in Bayern und Baden, ebenfalls unter Annahme eines Maximalbetrages (in Bayern und Baden bei Schonungen 45, bezw. 150 Mark), pro Stück der einzelnen Thiergattungen (z. B. bei Schonungen für ein Stück Rindvieh in Bayern 20 Mark, in Baden 3 Mark) gesetzlich normiert. In Bayern muss der Schadenersatz mindestens die Hälfte der Strafe betragen.

Der die bestehende Berechtigung zur Weide überschreitende Eintritt von eigenem Vieh ist ebenso wie der Mitteintritt fremden Viehes als Weidefevel zu bestrafen, worüber z. B. die Forststrafgesetze von Bayern, Sachsen, Hessen u. s. w. ausdrückliche Vorschriften enthalten.

Die Beschädigungen von Einfriedungen, Grenz- und Hegezeichen und anderen Signalen, sowie der verschiedenen Betriebsanlagen und Bauten, dann das Vernichten des Zeichens des Walddhammers an stehendem oder gefälltem Holze, das Einwerfen des aufgeschichteten Holzes u. s. w. werden neben dem Erzähle der Kosten der Wiederherstellung des früheren Zustandes mit Geld oder Haft bestraft, wie z. B. in Bayern, Hessen und den thüringischen Staaten bis zu 9 Mark (bezw. in Bayern 45 Mark), in Preußen mit Geld bis zu 150 Mark oder mit Haft, in Württemberg mit Geld bis zu 100 Mark oder mit Haft bis zu vier Wochen u. s. w.

In Bayern wird derjenige, welcher Feuer im Walde anmacht, um Bäume anzubrennen oder um unerlaubter Weiß Holz, Laub oder anderes Strenwerk zur Gewinnung von Asche zu verbrennen, außer dem Schadenersatz und dem Erzähle des Wertes bei unbefugter Zueignung mit Haft nicht unter sechs Tagen bestraft.

3. Forstpolizeiwidrige Handlungen sind Übertretungen der allgemeinen Vorschriften zur Erhaltung der Ordnung und Rechts sicherheit. Dieselben können sowohl vom Waldbesitzer, als von Dritten begangen werden.

Die forstpolizeiwidrigen Handlungen gelten nach den deutschen Forststrafgesetzen nur als Übertretungen im Sinne des Reichsstrafgesetzes und werden daher nur mit Geld oder Haft bestraft. Bei der Unmöglichkeit, alle Eventualitäten im Gesetze vorzusehen, ist es zweckmäßig, den Richter zu ermächtigen, die Übertretungen der von den Forstpolizeibehörden weiter erlassenen Verbote innerhalb des gesetzlichen Strafmaßes für jolche Fälle (in Baden z. B. bis zu 10 Mark, Württemberg 60 Mark oder acht Tage Haft, in Mecklenburg bis zu 6, bezw. 15 Mark, in den thüringischen Staaten 60 Mark oder vierzehn Tage Haft, Sachsen-Weiningen 150 Mark oder Haft u. s. w.) zu bestrafen. Übrigens haben wohl überall die Polizeibehörden, in Preußen z. B. nach dem Gesetze über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850 und in Bayern nach dem Polizeistrafgesetze vom 26. December 1871,

die Ermächtigung, besondere ortspolizeiliche Vorschriften mit Strafandrohung (in Preußen z. B. bis zu 30 Mark) zu erlassen.

Müssen die von dem Waldbesitzer unterlassenen Vorkehrungen zur Abwendung von Feuer- und Wassergefahr, sowie von Beschädigungen durch Thiere von der Forstpolizeibehörde ausgeführt werden, so ist auch auf Erfas der betreffenden Kosten zu erkennen.

Ebenso hat bei verbotswidriger Errichtung von Anstalten und Gebäuden im Walde oder in dessen Nähe die Wiederherstellung des früheren Zustandes auf Kosten des Schulden zu geschehen.

Bei Ausmessung der Strafe für das unbefugte oder unter Nichtbeachtung der gesetzlichen Vorschriften vorgenommene Feueranmachen im Walde ist vorzüglich die Größe der Gefahr für den Wald zu berücksichtigen und deshalb z. B. das Rauchen einer Cigarre (in Lübeck jedoch Strafe bis zu 18 Mark) geringer als das unbefugte Feueranzünden, letzteres aber dann am höchsten zu bestrafen, wenn es zu einer Zeit stattfand, wo die Bodendecke trocken und daher leicht entzündlich war. Abgesehen von den Bestimmungen des § 368 Ziffer 6 des Reichsstrafgesetzes (§. Forstpolizei) werden die Zu widerhandlungen gegen die Vorschriften über das Anmachen und Ansäubern von Feuer z. B. bestraft in Preußen mit Geld bis zu 30 Mark oder mit Haft bis zu 14 Tagen (unerlaubtes oder polizeiwidriges Kohlenbrennen bis zu 150 Mark oder Haft), in Bayern bis zu 45 Mark, in Württemberg und Baden mit Geld bis zu 60 Mark oder Haft bis zu 14 Tagen, in den thüringischen Staaten bis zu 9 Mark u. s. w. Ungehorsam gegen die Löschordnung bei Waldbränden fällt, sofern das Forststrafgez (in Preußen und Württemberg z. B. Geldstrafe bis zu 50, bezw. 60 Mark oder Haft bis zu 14 Tagen) nicht ausdrücklich anders bestimmt, unter das allgemeine Polizeistrafgesetz, bezw. § 368 Ziffer 6 des Reichsstrafgesetzes.

Die Übertretung des Verbotes der Errichtung von Gebäuden in der Nähe von Waldungen wird neben der Verpflichtung zum Niederreißen des Gebäudes und zum Erjahe etwaigen Schadens z. B. bestraft in Preußen und Baden mit Geld bis zu 150 Mark oder Haft. Wo, wie z. B. in Bayern, das Forstgez in dieser Beziehung keine Strafbestimmungen enthält, treten die allgemeinen Vorschriften des Polizei-, bezw. des Reichsstrafgesetzes (§. Bausführungen) in Kraft.

Eine gesetzliche Verpflichtung des Waldbesitzers zur Erhaltung eines Windmantels zum Schutz des angrenzenden Waldes besteht in Deutschland nicht. Die Strafe gegen derartige Zu widerhandlungen (in Österreich 20 bis 200 Gulden) könnte, wie bei der unbefugten Waldrodung und Walddevastation, nach dem Werte des vorschriftswidrig gefällten Holzes festgestellt werden, z. B. von einem Viertel bis zum vollen Betrage dieses Wertes.

Die Richtbefolgung der zur Vertilgung von Insecten und anderen schädlichen Thieren angeordneten Maßregeln, welche das bayerische Forstgesetz zu den Forstpolizeiübertretungen

zählt, wird z. B. bestraft mit Geld in Preußen und Württemberg bis zu 150 Mark (oder Haft in Preußen), in Bayern und Sachsen-Meiningen bis zu 90 Mark u. s. w.

Die Übertretung des Verbotes der Weide zur Nachtzeit oder ohne Hirten wird zweckmäßig nach der Menge des eingetriebenen Viehes bemessen, wie z. B. in Bayern, wo eine solche Zu widerhandlung als Weidefreiheit bestraft wird, während hiesfür in Preußen Geldstrafe bis zu 10 Mark oder Haft bis zu drei Tagen besteht. Gleches könnte bezüglich der Einzelhütte gelten, welche jedoch in Braunschweig als Weidesfreiheit betrachtet und in Bayern z. B. mit Geld bis zu 9 Mark bestraft wird. Nach § 13 des preußischen Feld- und Forstpolizeigesetzes soll die Ausübung der Nachtweide, des Einzelhütens sowie der Weide durch Gemeinde- und Genossenschaftsherden durch Polizeiverordnung geregelt werden. In den thüringischen Staaten werden die blos fahrlässigen Weidesfrevel mit Geld bis zu 60 Mark bestraft.

Die Zu widerhandlungen der Waldarbeiter gegen ihre Instructionen sind nur mit geringen Geldstrafen zu belegen, in Bayern z. B. von 0-90-9 Mark. Die Ordnungswidrigkeiten der Forstproduzentenempfänger bei Gewinnung und Abfuhr der Forstprodukte werden z. B. bestraft in Sachsen-Meiningen mit Geld bis zu 5 Mark, in Bayern und den thüringischen Staaten bis zu 9 Mark, in Preußen und Württemberg bis zu 100 Mark oder vier Wochen Haft u. s. w. Das Verlassen des Weges und Nichtzurückkehren auf solchen nach Aufforderung von Seite des Berechtigten wird in Preußen mit Geld bis zu 10 Mark oder bis zu drei Tagen Haft bestraft. Wer außerhalb der gewöhnlichen Wege mit Frevelwerkzeugen betroffen wird, erleidet eine Strafe in Sachsen bis zu zwei Tagen Haft, in Hessen von 0-60 Mark, in den thüringischen Staaten bis zu 2 Mark, in Mecklenburg bis zu 6 Mark, in Baden bis zu 10 Mark, in Preußen und Württemberg bis zu 50, bezw. 60 Mark oder Haft bis zu 14 Tagen u. s. w. Für das Fahren, Reiten, Viehtrieben oder Holzschießen über fremde Grundstücke beträgt die Strafe z. B. in Preußen bis zu 40 Mark oder drei Tagen Haft, in Württemberg bis zu 60 Mark oder 14 Tagen Haft. Das unbefugte Besfahren von Wegen, auf welches nicht § 368 Nr. 9 des Reichsstrafgesetzes Anwendung findet, wird nach den Forststrafgesetzen höchstens mit 10 Mark bestraft. Das unbefugte Betreten von Forstculturen oder von Schlägen, in welchen die Holzhauer beschäftigt sind, wird in Preußen und Württemberg mit Geld bis zu 50, bezw. 60 Mark oder mit Haft bis zu 14 Tagen bestraft.

Die Strafe für den Verkauf und den Ankauf der unter der Bedingung der Nichtveräußerung erhaltenen Forstprodukte wird am besten nach dem Werte der rechtswidrig veräußerten Produkte bemessen. Solche Reate werden z. B. bestraft in Preußen mit Geld bis zu 100 Mark oder mit Haft bis zu 14 Tagen, in Hessen mit einer Geldstrafe gleich dem einfachen Geldwerte des Verkaufes, in Bayern mit Geld bis zu 9 Mark, in den thüringischen Staaten

bei Verkauf von Leseholz, Streu u. s. w. mit Gesängnis bis zu zwei Monaten, wodurch der selbe als Vergehen erklärt wird u. s. w. Sofern Verkauf und Erwerb entwendeter Forstprodukte nicht, wie z. B. in Preußen und Baden, schon im ersten Falle als Vergehen gilt, kann auch hier der Wert des Entwendeten als Maßstab der Strafe (in Bayern z. B. gleich dem doppelten) dienen.

Die Übertretungen aller übrigen hier nicht weiter genannten Forstpolizeivorschriften werden im Allgemeinen nur gering bestraft.

III. Die Feststellung des Thatbestandes hat zunächst nur durch die hiezu besonders berufenen Personen zu geschehen, da nach § 139 des Reichsstrafgesetzes eine allgemeine Anzeigepflicht nur bezüglich schwerer oder gemeinhärdlicher Verbrechen besteht. Selbstverständlich hat jedoch Jedermann das Recht, von der Entdeckung eines forstlichen Reates betreffenden Orts Anzeige zu erstatten.

Die Anzeige der Forstfrevel und forstpolizeiwidrigen Handlungen ist Aufgabe der für den Schutz des Waldes bestellten Individuen, von welcher dieselben durch das badische Forstgesetz z. B. nur dann entbunden sind, wenn eine Übertretung vom Waldbesitzer selbst herrißt. Besteht sich der Waldbesitzer am Schutze seines Eigenthumes, so stehen ihm, wie z. B. die Forststrafgesetze von Mecklenburg und Sachsen-Weinheim ausdrücklich bestimmen, die Rechte der Forstschutzbediensteten zu.

Die Strafverfolgung ohne besonderen Antrag des Waldbesitzers bildet in Deutschland die Regel, und nur ausnahmsweise wird, wie in Mecklenburg (jedoch mit der Berechtigung des Forstschutzpersonals zur Antragstellung) für alle Forststraffälle, in Sachsen für die Weidesrevöl und in Preußen für verschiedene forstpolizeiwidrige Handlungen, zur Einleitung des Strafverfahrens ein Antrag des Beschädigten oder seines Vertreters verlangt.

Die Constatierung der Forstpolizeiübertretungen sollte nur durch die Organe der Forstpolizeibehörden, d. i. durch das betreffende Staatsforstpersonale geschehen, da man von den Forstschutzbediensteten nicht, wie es übrigens in Baden geschieht, verlangen kann, dass sie die Übertretungen ihres Herrn zur Anzeige bringen.

Als Hilfsorgane für die Forststrafgerichte sowie für die Forstpolizeibehörden gelten außer den Forstschutzbediensteten überall und sind zur Anzeige von Verleumdungen des Forstgesetzes verpflichtet das Polizeipersonale der Gemeinden, einschließlich der Aeldhüter, die Gendarmerie und andere öffentliche Diener.

Volljährigkeit und Unbescholtenheit bilden allenfallsben eine unerlässliche gesetzliche Voraussetzung der Anstellung als Forstschutzbediensteter, da ein solcher ein öffentlicher Diener ist, dessen Aussage, vorbehaltlich des Gegenbeweises, vollen Beweis liefert. Es sollten deshalb auch alle Forstschutzorgane von der Forstpolizeibehörde im Einvernehmen mit der Staatsforstbehörde bestätigt und von dem Gerichte beurteilt werden (s. Diensteid). Die Entlassung unangemelder Waldhüter sollte, wie z. B.

in Preußen und Baden, der Forstpolizeibehörde zustehen.

Um die Glaubwürdigkeit der Forstschutzorgane zu erhöhen, dürfen dieselben kein persönliches Interesse an der Frevelanzeige haben und deshalb auch keine Pfand- und Anzeigebüren beziehen. Auf Zahlung von Anzeigebüren von Seite des Schuldfürgen wird übrigens von den deutschen Forststrafgerichten nicht mehr erkannt, und die in einzelnen Staaten noch vorkommenden Pfandgelder liegen in die Gerichtskasse. In Baden ist jede Abrede, wo nach der Waldhüter irgend einen Theil der Strafgelder zu empfangen oder im Verhältnisse derselben einen besonderen Vortheil zu beziehen hätte, ungültig.

Bei außergewöhnlicher Überhandnahme der Forstrevöl wird es öfter nötig, das Forstschutzpersonale durch Militär unterstützen zu lassen, für welchen Fall das Forstgesetz auch die erforderlichen Bestimmungen enthalten sollte.

Bei der Constatierung von Verleumdungen des Forstgesetzes muss der objective und subjective Thatbestand genau festgestellt werden.

Die Bestimmung des objectiven Thatbestandes ist eine solche Individualisierung des Reates nach Zeit, Ort und Umständen, dass die Qualification desselben dem Richter möglichst erleichtert ist. Es gehört hiezu insbesondere auch bei Forstpolizeiübertretungen die Feststellung der ordnungswidrig behandelten Waldfläche oder des vorschriftswidrig gefällten Holzes, bei Forstrevölen die Wertbestimmung der entwendeten Objekte und des verursachten Schadens und bei forstpolizeiwidrigen Handlungen die Angabe jener Umstände, welche dieselben als culpose oder dolose charakterisieren.

Die Feststellung des subjectiven Thatbestandes umfasst die genaue Bezeichnung des Übertreters und seiner etwaigen Mittschulden nach Vor- und Zunamen, Alter, Beschäftigung und Wohnort sowie die Angabe der civilverantwortlichen Personen und jener Momente, welche die Strafbarkeit aufheben, mindern oder erhöhen.

Zur richtigen Beurtheilung einer strafbaren Handlung gehört auch die Angabe, ob die Anzeige des Schutzbediensteten auf eigener Wahrnehmung oder fremder Mittheitung beruht, sowie die Bezeichnung etwaiger Zeugen und sonstiger Beweismittel. Weiter ist es von Bedeutung, ob der Anzeiger den Frevel auf frischer That oder nur auf dem Wege im Walde oder außerhalb desselben betreten hat oder nur durch Haussuchung zur Kenntnis des Frevels gelangt ist. Schließlich müssen die mit Beschlag belegten oder gepfändeten Gegenstände näher bezeichnet werden.

Die Erstattung brauchbarer Frevelanzeigen erfordert natürlich von Seite der Forstschutzbediensteten Umsicht, Vertrautsein mit dem Forstgesetze und den Elementen der forstlichen Technik sowie genaue Local- und Personkenntnisse, und man muss deshalb bei der Wahl dieser Bediensteten auf den Besitz der fraglichen Eigenchaften möglichst Rücksicht nehmen und solche

durch stete Belehrung sowie durch Vermeidung häufiger Personalauswechsels zu erhöhen suchen.

Es sollte jeder Schutzbedienstete den Eintrag seiner Anzeigen in das vorgeschriebene Verzeichnis täglich selbst vornehmen und nur dann, wenn er des Schreibens unkundig ist, hätte er von Zeit zu Zeit, wie z. B. in Bayern vorgeschriften, einem mit Führung eines Forstrügeverzeichnisses betrauten Schutzbediensteten, oder auch seinem Vorgesetzten behnjs des fraglichen Eintrages mündliche Mittheilung über die von ihm wahrgenommenen Übertretungen zu machen. In den Forstrügeverzeichnissen dari, wie z. B. in Bayern gesetzlich angeordnet ist, nichts verändert oder unleserlich gemacht werden.

Anzeigen von nicht dem Schutzpersonale angehörigen Personen werden entweder bei dem einschlägigen Forstschutzbediensteten oder beim Amtsanzalte des Forststrafgerichtes gemacht.

Die Forstrügeverzeichnisse der einzelnen Schutzbediensteten werden der Amtsanzaltschaft periodisch entweder direkt oder durch Vermittlung des Vorgesetzten übergeben, welche diejenen zusammenstellt, mit den nötigen Anträgen bezüglich der Strafe und des Wert- und Schadenergaes versieht und dem Forststrafgerichte in Vorlage bringt.

Erscheint ein Frevel auf Grund der Strafvermerkungsbücher als ein ausgezeichneter Rückfall oder Gewohnheitsfrevel oder schon an und für sich als ein höher qualifizierter, einem besondern Strafverfahren unterstellter, so ist bei dem zuständigen Gerichte ein eigener Strafantrag zu stellen.

Wo, wie in Bayern, die Forstpolizeiübertretungen gesondert verhandelt werden können, sind für dieselben besondere Anzeigeprotokolle nötig.

Dennoch ist bezüglich der als gewöhnliche Diebstähle zu betrachtenden Forstproductenentwendungen gesonderte Anzeige bei dem einschlägigen Strafgerichte zu erstatten.

Auch über die Forstfrevel von Ausländern sind besondere Verzeichnisse zu führen, wenn deren Aburtheilung von den ausländischen Forststrafgerichten erfolgt.

Die beste Art der Constatierung des Forstfrevels ist die Betroffensein des Frevelers auf frischer That, und für diesen Fall gestatteten schon die älteren deutschen Gesetze die Pfändung (s. d.) des Frevelers, welche jedoch in neuerer Zeit auf jene Fälle beschränkt wurde, in welchen eine Wegnahme des Weideviehs, der Frevelwerkzeuge, des Fuhrwerkes u. s. w. zur Feststellung der Identität des Frevelers, zur Verhinderung der Fortsetzung des Frevels, zur Schadloshaltung des Waldbesitzers sowie zur Sicherung der Zahlung der Geldstrafe nötig ist. Die Pfändung ist, mit Ausnahme von Württemberg und Baden, nach allen deutschen Forststrafgesetzen zulässig und erstreckt sich nur auf Weidehiere, ausgenommen Bayern, wo auch Werkzeuge, Fuhrwerke und Gespanne gepfändet werden können. Die Pfändung der Thiere steht nicht nur dem Schutzpersonale, sondern auch, wie in Preußen z. B. das Feld- und Forstpolizeigesetz ausdrücklich bestimmt, dem Beschädigten, dessen Familienangehörigen und

Dienstboten zu. Eine unrechtmäßige Pfändung sowie der Widerstand gegen eine rechtmäßige Pfändung wird bestraft, in Preußen z. B. mit Geld bis zu 150 Mark oder Haft. In Mecklenburg und Hessen hat der Weidefreveler ein Pfändgeld zu entrichten, auch wenn eine Pfändung nicht gesieht. Daselbe beträgt in Mecklenburg z. B. für ein Stück Kindvieh in offenen Waldungen 6 1/2 Mark, in Schonungen 1 Mark, mit dem Maximum von 18, bzw. 36 Mark, in Hessen mit einem Höchstbetrag von 171 Mark für Tag- und von 342 Mark für Nachtfrevel. Die Forststrafgesetze bestimmen nicht nur die Voranzeigungen der Pfändung und das Verfahren bei derselben, sie treffen auch Anordnungen bezüglich der Verwahrung der gepfändeten Objekte bei den einschlägigen Gemeinde- oder Gerichtsbehörden, der Rückgabe derselben an den Freveler oder der Verwertung und der Verwendung des Erlöses.

Verschieden von der Pfändung ist die Einziehung (s. d.) oder Confiscation der Frevelwerkzeuge und entwendeten Gegenstände zu Gunsten des Staates und die Beschlagnahme der Frevelobjekte zur Feststellung des Thatbestandes und zur Sicherung des Wert- und Schadenergaes, welche in Bayern in Verbindung mit der Pfändung der Frevelwerkzeuge an die Stelle der daselbst nicht zulässigen Einziehung tritt.

Die Verhaftung eines auf frischer That (s. d.) betretenen Frevelers ist in Deutschland nach Special- (in Preußen z. B. Gesetz vom 12. Februar 1850 zum Schutz der persönlichen Freiheit) oder Forststrafgesetzen nur dann zulässig, wenn es zur Herstellung der Identität der Person, insbesondere eines Ausländers, oder (wie z. B. in Bayern) zur Verhinderung der Fortsetzung des Frevels unumgänglich nötig ist. Zur Verhaftung ist nach den Forststrafgesetzen in der Regel nur das Schutzpersonale befugt, in Mecklenburg und Sachsen-Meiningen jedoch auch der Waldbesitzer und in Preußen (Gesetz vom 12. Februar 1850) sogar jede Privatperson. Wegen der Ablieferung des Verhafteten an die Behörden und der Entlassung derselben nach Feststellung seiner persönlichen Verhältnisse ist überall im Gesetze Vororge getroffen. Wo, wie z. B. in Württemberg und Baden, keine besonderen geistlichen Bestimmungen bestehen, treten die §§ 127 und 128 der Reichsstrafprozeßordnung vom 1. Februar 1877 in Kraft.

Haussuchungen nach entwendeten Forstprodukten, welche schon nach den §§ 102—107 des Reichsstrafgesetzes zulässig, in verschiedenen Bundesstaaten aber durch ein Special- oder das Forststrafgesetz genauer geregelt sind, sollten nur unter Zuziehung des Verdächtigen oder seiner Hausgenossen sowie eines Mitgliedes der einschlägigen Gemeindebehörde oder in besonders dringenden Fällen (wie z. B. in Bayern) wenigstens eines weiteren Organes des Forststrafgerichtes (Polizeidieners, Gendarmen, Waldaufsehers) und bloß dann erfolgen dürfen, wenn Frevel im Walde entdeckt wurden, und die Verfolgung der Spuren derselben oder andere Umstände bestimmte Verdachtsgründe an die

Hand geben. Über den Besund der Haussuchung, wenn solche ein Resultat hätte, wäre von dem Haussuchenden ein Protokoll aufzunehmen und dem Forstrügeverzeichniß beizulegen. In Preußen ist, wenn in der Gewahrjahr eines innerhalb der letzten zwei Jahre wegen einer Zu widerhandlung gegen das Forststrafgesetz rechtskräftig Verurtheilten frisch gefästtes, nicht forstmäßig zugerichtetes Holz gefunden wird, gegen den Inhaber zu Gunsten der Armeecasse auf Einziehung des gefundenen Holzes zu erkennen, sofern er sich über den redlichen Erwerb nicht ausweisen kann. Ebenso erfolgt in Braunschweig die Einziehung von zur Bündholzfabrikation geeignetem Holze, wenn es bei einem zu solcher Rechtberechtigten gefunden wird, und der selbe den redlichen Erwerb desselben nicht nachweisen kann.

Die Durchsuchung der öffentlichen Holzlagerplätze nach gefreveltem Holze muß dem Schutzpersonale jederzeit gestattet sein.

Die Forstschutzbediensteten sind öffentliche Diener, welche sich als solche den Freytern gegenüber durch das Dienstkleid (Walduniform des eigentlichen Forst- und Jagdpersonales) oder ein Dienstzeichen (z. B. Dienstmütze oder ein Brustschild für Waldauflöser) zu erkennen geben müssen, wie z. B. die Forststrafgesetze für Baden und Mecklenburg ausdrücklich vorschreiben. Übrigens ist die Gültigkeit der Amtshandlung eines Forstbediensteten nicht davon abhängig, daß sie von diesem in Uniform begangen wurde, da es zu solcher z. B. nach einem Erkenntniß des preußischen Gerichtshofes zur Entscheidung der Competenzconfliete genügt, daß der Forstschutzbeamte als solcher dem Contraventienten persönlich bekannt ist.

Die dem Forstschutzbediensteten zu seiner Vertheidigung gestattete Waffe ist nach der dienstlichen Stellung derselben verschieden. Während man z. B. den mit Uniform und Hirschjäger versehenen Forstbeamten überall auch das Tragen eines Jagdgewehres erlaubt, muß sich der Waldhüter der Gemeinden und Privaten vielfach noch mit einer Pistole oder einer Art begnügen, was wohl nicht selten in der Absicht geschieht, ihm keine Verantlassung zum Wildern zu geben. Nach dem preußischen Gesetze vom 31. März 1837 über den Waffengebrauch der Forst- und Jagdbeamten sind nur die königlichen Forste und Jagdbeamten sowie die vereideten, lebenslänglich angestellten und mit ihrem Dienstentommen nicht auf Anzeigebüren angewiesenen Communal- und Privatforstbediensteten befugt, von ihrer Waffe gegen Holz- und Wilddiebe Gebrauch zu machen. Als Waffen dürfen nur der Hirschjäger, die Flinte oder Büchse geführt werden, und die Ladung für Flinte oder Büchse darf nur in Schrot oder Kugel bestehen. Wo die Forst- und Jagdbeamten keine Jagdfarthen (s. Jagdpolizei) erhalten, bedürfen dieselben zum Tragen eines Jagdgewehres einer besondren Erlaubnis, eines sog. Schießgewehrcheinnes, welcher in Bayern z. B. auch zur Erlegung von Raubzeug ermächtigt.

Die Voraussetzungen, unter welchen der

Schutzdienster von der Waffe zum Schutze seiner Person Gebrauch machen darf, sowie sein Verhalten nach der durch ihn verursachten Verwundung oder Tötung eines Freyters sind, soweit es nicht bereits durch allgemeine Gesetze geschehen, durch das Forststrafgesetz zu regeln. So darf z. B. in Preußen, Mecklenburg und Renn jüngere Linie (Gesetz vom 7. December 1833) der Gebrauch der Waffen nicht weiter ausgedehnt werden, als es zur Abwehr eines Angriffes und zur Überwindung einer bei der Aushaltung, Pfändung oder Verhaftung thätlicher oder durch gefährliche Drohungen geleisteten Widersetzung nothwendig ist. Der Gebrauch des Schießgewehres als Schußwaffe ist nur dann erlaubt, wenn der Angriff oder die Widersetzung mit Waffen, Axten, Knütteln oder anderen gefährlichen Werkzeugen, oder von einer Mehrheit, welche stärker ist als die Zahl der zur Stelle anwesenden Forst- und Jagdbeamten unternommen oder angedroht wird. Der Unzertreibung eines solchen Angriffes wird es gleich geachtet, wenn der Betroffene die Waffen oder Werkzeuge nach erfolgter Ansforderung nicht sofort ablegt oder sie wieder aufnimmt. Der Forstschutzbedienstete hat dem verwundeten Freyter möglichst Beistand zu leisten, nöthigenfalls für dessen Verbringung nach dem nächsten Orte Sorge zu tragen und in jedem Falle seinem Vorgesetzten, bezw. der Ortspolizeibehörde und dem Amtsgerichte sofort Anzeige zu erstatten (in Mecklenburg bei Vermeidung einer Geldstrafe bis zu 150 Mark). Nach dem Forststrafgesetze für Sachsen-Meiningen darf dagegen die von dem Forstschutzbediensteten anzuwendende Gewalt nur unter den Bedingungen und in den Grenzen der Nothwehr ausgeübt werden. Für die Waldbesitzer sind, wenn sie sich am Forst- und Jagdschutz betheiligen, die gesetzlichen Bestimmungen über Selbsthilfe (s. d.) und Nothmehr (s. d.) maßgebend.

Der Missbrauch der Waffen oder überhaupt des Amtes von Seite eines Forstschutzbediensteten unterliegt den Bestimmungen der §§ 340—343 des Reichsstrafgesetzes über Verbrechen und Vergehen im Amte. Es wird hie-nach ein Beamter, welcher in Ausübung seines Amtes vorsätzlich eine Körperverletzung begeht oder begehen läßt, mit Gefängnis nicht unter drei Monaten, bei schwerer Körperverletzung mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren bestraft, und nur bei dem Vorhandensein mildernder Umstände kann im ersten Falle die Strafe bis auf einen Tag Gefängnis ermäßigt, oder auf Geldstrafe bis zu 900 Mark erkannt werden, im zweiten Falle aber Gefängnisstrafe nicht unter drei Monaten eintreten. Ein Beamter, welcher vorzäglich, ohne hiezu berechtigt zu sein, eine Verhaftung oder vorläufige Ergreifung und Festnahme oder Zwangsgestellung vornimmt oder vornehmen läßt, oder die Dauer einer Freiheitsentziehung verlängert, wird mindestens mit Gefängnis von drei Monaten bestraft. Begeht ein Beamter in Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung seines Amtes (z. B. bei einer Haussuchung) einen Haussiedensbruch, so kann auf Gefängnis bis zu einem Jahre oder auf Geldstrafe bis zu 900 Mark erkannt werden.

Das Forstschutzpersonale selbst ist bei Ausübung seines Amtes gegen Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten von Seite der Freiberger durch das Reichsstrafgesetz geschützt.

Die Beleidigung wird nach § 183 des Reichsstrafgesetzes mit Geld bis zu 600 Mark oder mit Haft oder mit Gefängnis bis zu einem Jahre und, wenn die Beleidigung eine thäliche war, mit Geld bis zu 1500 Mark oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft. Den Strafantrag kann bei Beleidigungen eines Beamten in Ausübung seines Berufes außer dem unmittelbar Beteiligten auch der amtliche Vorgesetzte desselben stellen (§ 196).

Wer einem Forst- oder Jagdbeamten, einem Waldeigentümern, Forst- oder Jagdberichtigen, oder einem von diesem bestellten Aufseher in der rechtmäßigen Ausübung seines Amtes oder Rechtes durch Gewalt oder durch Bedrohung mit Gewalt Widerstand leistet, oder wer eine dieser Personen während der Ausübung ihres Amtes oder Rechtes thäglich angreift, wird (§ 117) mit Gefängnis von vierzehn Tagen bis zu drei Jahren, bei Vorhandensein mildernder Umstände mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft. Ist der Widerstand oder der Angriff unter Drohung mit Schießgewehr, Äxten oder anderen gefährlichen Werkzeugen erfolgt, oder mit Gewalt an der Person begangen worden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter drei Monaten, bei mildernden Umständen nicht unter einem Monat ein.

Ist durch den Widerstand oder den Angriff eine Körperverletzung derselben, gegen welchen die Handlung begangen ist, verurtheilt worden, so ist auf Zuchthaus bis zu zehn Jahren, bei mildernden Umständen auf Gefängnis nicht unter drei Jahren zu erkennen (§ 118).

Wenn eine der in den beiden letzten Absätzen bezeichneten Handlungen von Mehreren begangen worden ist, so kann die Strafe bis um die Hälfte des angedrohten Höchstbetrages, die Gefängnisstrafe jedoch nicht über fünf Jahre erhöht werden.

In Sachsen wird Derjenige, welcher, bei einem Forstdiebstahl auf früher That betroffen, gegen eine Person Gewalt verübt oder Drohungen mit gegenwärtiger Gefahr für Leib oder Leben anwendet, um sich im Besitze des gestohlenen Gutes zu erhalten, gleich einem Räuber bestraft (§ 232 des Reichsstrafgesetzes).

Man vgl. auch J. Albert, Lehrbuch der Staatsforstwissenschaft. Wien 1873... At.

**Forststrafrechtspflege**, s. Forststrafgesetz. At.

**Forststrafwesen**. Geschichte desselben. Für die ganze Geschichte des Forststrafwesens von den ältesten Zeiten bis zur Neuzeit ist eine Stelle der *lex Ribuariorum* (Art. 76) charakteristisch, welche lautet: *Si quis Ribuarium in silva commune seu reges vel aliecius locadam materiam vel ligna fissata abstulerit. 13 sol. culpabilis judicetur. sicut de venationibus vel de pisectionibus: quia non res possessa. sed de ligno agitur. Holz und namentlich Brennholz erschien im frühen Mittelalter als etwas so Wertloses und doch dabei zum Lebensunterhalt so Unentbehrliches, dass dessen Weg-*

nahme nur durch das Hinzutreten besonderer Nebenumstände, namentlich solcher, welche bereits eine Besitzergreifung von Seiten eines Dritten erkennen ließen, den Charakter eines strafbaren Delictes annahm. Diese Rechtsauffassungen haben sich bis auf den heutigen Tag im Volk erhalten (Dem richen Wald lättel schadet, ob sich ein man mit holze ladet. Freidank XIII. Jahrh.), und sind auch in allen Forststrafgezügen, natürlich entsprechend modifiziert, vertreten.

Beim Studium der für die Geschichte des Forststrafwesens der ältesten Zeit in erster Linie in Betracht kommenden Quellen, nämlich der Volksrechte, muss man wohl unterscheiden zwischen den Rechtsanschauungen der auf deutschem Boden wohnenden Volksstämme, wie Franken, Sachsen, Bayern einerseits und jenen der Burgunder, Longobarden und Westgothen andererseits, bei welch letzteren infolge römisch-rechtlicher Einflüsse ein viel schärfer ausgeprägter Eigentumsbegriff für Wald und Waldnutzung zum Ausdruck gelangt ist.

Als Holzfrevel im Sinne der reindeutschen Volksrechte wurden namentlich betrachtet: die Begnahnung und Beschädigung von Holz, besonders von Bauholz, welches entweder im Wald gesammelt und vorgerichtet oder bereits nach Hause gebracht worden war, ferner die Entwendung mästrigender Bäume, wegen ihrer Bedeutung für Schweinezucht und Jagd.

Unberechtigter Schweineeintrieb ebenso wie unbefugte Entnahme von Bienen und Wildhonig waren entsprechend dem relativ höheren Wert dieser Nutzungen mit verhältnismäßig schweren Strafen bedroht, doch finden sich derartige Bestimmungen in der ältesten Zeit nur bei den Westgothen, Longobarden und Burgunden; von hier aus gingen dieselben allmählich bei Neuerecensionen auch in die Volksrechte der auf deutschem Boden wohnenden Stämme über.

Sehr streng wurde stets selbst schon in den frühesten Zeiten Brandstiftung im Wald und Berrückung, bzw. Beseitigung von Grenzmäuer gehandelt.

Die Strafen für Forstfrevel waren vorwiegend Vermögensstrafen, welche nach dem allgemein geltenden Compositionensystem dem Beschädigten zufielen.

Bei den Westgothen und Longobarden war auch die Confiscation von Wagen und Zugthieren, mittelst deren die entwendeten Gegenstände aus dem Wald gebracht werden sollten, zulässig.

Leibesstrafen, n. zw. Geißelhiebe, wurden bei den Burgunden und Westgothen, gewöhnlich aber bloß gegen Unfreie angewendet: nur bei Brandstiftung und bei Entwendung eines Bienenstocks waren bei den Westgothen ohne Rücksicht auf den Stand Geißelhiebe angebracht.

Neben der Geldstrafe wurde auch schon in der älteren Zeit mehrfach auf Schadensersatz erkannt.

Die strafrechtlichen Bestimmungen der Volksrechte blieben bei den Forstfreveln wie auch auf anderen Gebieten bis zum Schluss der Karolingerperiode, ja sogar vielfach noch

lange Zeit nachher in Kraft, haben jedoch im Lauf der Zeit bei späteren Reurecensionen Verschärfungen erfahren, wie dies namentlich bei der 1. salica ganz genau zu verfolgen ist. Anfangs war hier für Entwendung von Bannholz eine Strafe von 15 Schillingen, für jene von Breunholz aber nur eine solche von drei Schillingen angedroht; später wurde auch letztere auf 15 Schilling erhöht, und nach den jüngsten Texten müssen neben der Strafe auch noch Wertersatz und Verzugszinsen gezahlt werden.

Im X. und XI. Jahrhundert verloren die Volksrechte mit der Veränderung der politischen, staatsrechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse sowie der damit zusammenhängenden Umgestaltung der Rechtsanschauungen ihre Anwendbarkeit und Giltigkeit. Von jetzt ab begann sich speziell auch das Forststrafwesen auf particularer Basis weiterzubilden, ein Verhältnis, welches bis auf den heutigen Tag fortanert.

Am mannigfältigsten war das System des Forststrafrechtes im späteren Mittelalter entwickelt, wo in jedem Herrenhof und in jeder Mark eigene Bestimmungen bestanden und in den Weistümern ihren Ausdruck fanden. Nur einzelne allgemeine Gesichtspunkte sind auch hier gemeinsam geblieben, auf welche weiter unten eingegangen werden soll.

Auch die berühmten Rechtsbücher des XIII. Jahrhunderts, der Sachenspiegel und Schwabenspiegel, enthalten Bestimmungen über Forstfreiheit, ebenso auch das bayrische Landrecht von 1347.

Einige besondere Eigenthümlichkeiten bot alsdann noch das Forststrafwesen in den Bannforsten.

Immerhin erstrecken sich diese sowie auch die Bestimmungen der Rechtsbücher nur auf die Zeit bis etwa zur Mitte des XIV. Jahrhunderts; für die folgenden zwei Jahrhunderte kommen fast ausschließlich die Bestimmungen der Weistümner in Betracht.

Wenn man von den schwereren Verbrechen, Brandstiftung, böswilliger Beschädigung und Grenzverlegungen, absieht, so waren es vom X. bis zum XIII. Jahrhundert namentlich zwei Momente, welche Eingriffe in das Waldeigentum als besonders strafbar erscheinen ließen, nämlich 1. die Qualität des Waldes als Bannwald und 2. ebenso wie früher, die Entwendung oder Beschädigung von solchen Forstprodukten, welche bereits von einem Dritten in Besitz genommen waren.

Seit dem X. Jahrhundert behaupteten die Inhaber von Bannforsten das Recht, nicht nur die Jagd, sondern auch andere Waldnutzungen für sich ausschließlich zu beanspruchen. Auf diese Weise gewann der Ausdruck "Bannholz" in Süddeutschland überhaupt den Sinn eines rechtlich besonders geschützten Waldes und wurde sowohl für Privatwaldungen im Gegensatz zu Allmendwaldungen, als auch späterhin für solche Waldungen gebraucht, welche aus forswirtschaftlichen Rücksichten besonders gehegt werden sollten.

Solange die Bannforste in der alten Form vorbestanden, hielt man im wesentlichen an der

Strafe des Königsbannes von 60 Schillingen auch für Forstfreiheit fest (In hac silva quemcunque forestarius accusaverit sub juramento, ille nullam offerre poterit innocentiam, sed componet 60 solidos. Spurkenberger Wald, Anf. d. XIII. Jahrh.). Indessen wurde diese hohe Buße doch wohl nur ausnahmsweise in besonders schweren Fällen erkannt, und machte sich allmählich das Streben nach einer Milderung dieses Straffazess geltend. Je mehr sich alsdann die Landeshoheit der Fürsten ausbildete, desto mannigfaltiger gestaltete sich das Straffsystem für Forstfreiheit in ihren eigenen Waldungen. Im allgemeinen kann nur gesagt werden, dass die Bestrafung derselben gegen das Ende des Mittelalters immer gelindir wurde.

Die Rechtsbücher beschäftigen sich hauptsächlich mit der Entwendung von bearbeitetem Holz, welche sie mit gemeinem Diebstahl in eine Linie stellen, ferner mit Nachtfrevel an gehaltenem Holz, auf welchen sogar die Todesstrafe gelegt war.

Mit Unrecht wird eine Stelle des Sachenspiegels, welche für die Entwendung von "gesetztem" Holz (holz dat gesat is) eine Strafe von 30 Schillingen bestimmt, auf Forstculturen bezogen; um 1215 kannte man solche noch nicht, hier ist lediglich von sonstigen Baumspaltzungen der Rede.

Am reichhaltigsten und verschiedenartigsten entwickelte sich, wie bereits oben bemerkt, das Forststrafrecht während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters in den Markgenossenschaften. Da sich das wirtschaftliche und rechtliche Leben der Markgenossenschaften unter äußerst ungleichen Bedingungen ausgebildet hat, so sind auch die in den Weistümern niedergelegten Rechtsanschauungen hinsichtlich des Forststrafrechtes und Forststrafprozesses außerordentlich mannigfaltig. Dieselben erscheinen aber deshalb als ganz besonders interessant, weil in ihnen die Aussöhnung des Volkes selbst aus am lebendigsten entgegentritt; erst seit dem XVI. Jahrhundert haben die Landes- und Grundherren sowohl durch Einwirkung bei Absaffung der Weistümner als durch den Erlass von Forstdiordnungen auch auf diesem Gebiet vielfach fremde Rechtsanschauungen zur Geltung gebracht.

Als solche Grundsätze, welche in den Weistümern allgemeiner vertreten sind, dürften namentlich folgende hervorzuheben sein:

Stets ist der Unterschied zwischen "gehauenem Holz" und "stehendem Holz" festgehalten und die Entwendung von ersterem weit strenger geahndet worden als jene von letzterem. "Gehawen holz genommen, dat is ein dieberey" war die überall verbreitete Ansicht.

Weiter unterschied man ganz allgemein zwischen Innärfern und Ausmärfern, jene wurden für die gleichen Vergehen stets viel gelinder bestraft als dieje.

Die Strafe für die gewöhnlichen Forstfreiheit bestand regelmäßig in Geldstrafen, u. zw. lasssten sich die Straffäse meist nach der Zahl der gesrevelten Bäume und dem Wert des entwendeten Objectes ab; selten, meist nur in der

älteren Zeit, war die Strafsumme unabhängig von der Größe des verurteilten Schadens.

Als Erschwerungsgründe galten, wenn der Frevel zur Nachtzeit oder an Sonn- und Feiertagen, oder mit der Säge statt mit der Axt begangen worden war.

Geradezu barbarisch waren die Leibes- und Lebensstrafen, welche auf böswillige Beschädigung, Entrinden, Brandstiftung und Aschenbrennen sowie Verüppen von Grenzzeichen gesetzt waren. So heißt es z. B. im Weisthüm dem Vorscher Wildbannes vom Jahre 1423: Wäre es auch, das man einen eschenbrenner oder einen der den wald brennte, begriffe, den soll man nehmen, und soll in eine wanne binden und soll in setzen gen einem fure, do soll en fuder holz ahn sin, und soll ihm setzen neun schuhe von dem feuer barfusz und soll ihn laszen sitzen, bisz ihm die sohlen von den füssen fallen.

Hiebei ist jedoch zu bedenken, dass das Strafrecht damals überhaupt ungleich grausamer war als jenes der modernen Strafgesetze; außerdem muss aber auch noch hervorgehoben werden, dass diese Strafen doch nur selten wirklich vollstreckt wurden, da schon in den Weisthümern selbst auf „Gnade“ hingewiesen ist.

In manchen Marken war die Bestrafung dann milder, wenn sich der Thäter freiwillig stellte.

Die in älterer Zeit bestandene Übung, dass neben der Strafe noch ein besonderer Schadensersatz geleistet werden musste, ist in den Weisthümern dieser Periode nur selten zu finden.

Die Anzeige der Forstfreiheit geschah entweder durch den Eigentümer oder durch den Marktbeamten; bisweilen waren auch alle Markgenossen verpflichtet, jeden von ihnen wahrgenommenen Frevel anzugezeigen.

Ofters war der Thäter straflos, wenn er das Holz bei der Betreuung bereits aufgeladen hatte und mit dem Wagen bereits eine Strecke Weges vom Ort des Frevels weggefahren oder gar auf den gewöhnlichen Weg gekommen war, höchstens durfte ihm der Förster nachfolgen und sich bemühen, das Holz vom Wagen herabzuziehen, ehe der Freveler in seinen eigenen Hof gekommen war.

Zum Beweis genügte entweder die Anzeige, die bisweilen eidlich bekräftigt werden sollte, oder es musste, was der häufigere Fall war, ein Pfand beigebracht werden. Widerersetzung gegen die Pfändung wurde bestraft, versuchte aber der Beamte ein unverhältnismässig wertvolles Pfand wegzunehmen, so war er selbst strafbar. Häufig wurden bloß die Ausmärker gepfändet, die Innmärker aber angezeigt.

Die Marktbeamten hatten die Befugnis, bei schweren Freveln unter Umständen Leibesstrafen sofort bei der Betretung zu vollziehen.

Der Gerichtsstand in Forststrafsachen war ein außerordentlich verschiedener. In den Reichswaldungen war meist der Reichsvogt oder der Forstmeister Träger der Gerichtsgewalt, ähnlich in den landesherrlichen Waldungen; in den Marken führte gewöhnlich der Grundherr oder

dessen Beamte, außerdem der Obermärker den Vorsitz im Märferding.

Während des Mittelalters war aber der Vorsitzende des Gerichtes nicht auch zugleich der Urtheilsfindner. In den Reichs- und landesherrlichen Waldungen wurde das Recht in den Forstgerichten häufig durch die Förster gewiesen, selten durch Schöffen. In den Märferdingen war die Findung des Urtheiles Sache der Markgenossen.

Die Geldstrafen wurden gewöhnlich in der Weise getheilt, dass der Gerichtsvorsitzende oder auch der Vogt einen Theil und der Eigentümer den Rest erhielt; in den Markwaldungen wurde dieser Theil in der älteren Zeit häufig in sog. Märkerlagen vertrunken.

Die Gerichtsfügungen wurden meist gelegentlich der Märkerverjammungen gehalten, deren gewöhnlich jährlich drei stattfanden.

Mit dem Anfang des XVI. Jahrhunderts begann auf dem Gebiete des Forststrafwesens ein großer Umschwung, welcher sich jedoch hauptsächlich auf den formellen Theil, weniger auf den materiellen Inhalt erstreckte. Die Prinzipien des Forststrafrechtes, welche sich seit den ältesten Zeiten entwickelt hatten, blieben auch fortan in Geltung und wurden sogar durch die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. im Jahre 1532 codifiziert. Dieselbe bestimmt im Art. 168: Item, So jemand sein gehauwen holtz, dem andern heymlich hinweg führet, das ist eynen diebstall gleich, nach gestalt der sachen zu straffen. Welcher aber in eing andern holtz helicher und verbottner weisz hauwet, der sol gestrafft werden nach gewohnheit jedes lands odder orths. Doch wo eyner zu ungewöhnlicher oder verbottner zeit, als bei der nacht oder an feiertagen einem andern sein holtz gefehrlicher und dieblicher weisz abhawet, der ist nach rath herter zu straffen.

Es war durch diese Bestimmung die weitere Entwicklung des Forststrafrechtes auf particularrechtliche Basis gestellt worden, welche sie auch bis zur neuesten Zeit beibehielt.

Wenn aber auch das Forststrafrecht aus dem Gebiet der Reichsgeetzgebung angeschlossen blieb, so wurde doch seit dem XVI. Jahrhundert eine Einheitlichkeit in demselben wenigstens innerhalb der einzelnen Territorien herbeigeführt. In dem Maß als die Markgenossenschaften verfülen, hörten dieselben auch auf, neues Recht zu schaffen, sie wiederholten nur die alten Sätze. Allmählich griffen aber die Landesherren immer energischer ein und zwangen die Genossen, entweder Strafbestimmungen aus den Forstdorfungen anzunehmen, oder verfassten die Weisthümer selbst. Als endlich seit dem Ende des XVII. Jahrhunderts die Autonomie der Markgenossenschaften und diese selbst bis auf wenige Reste erloschen waren, erlangten die Forststrafrechte der Landesherren, welche ursprünglich nur für deren eigene Waldungen oder, soweit keine anderen Bestimmungen bestanden, galten, Gültigkeit für das ganze Territorium. Da in den landesherrlichen Forststrafgesetzen vielfach auch römisch-rechtliche Abschaffungen vertreten waren und den Ver-

hältnissen der neueren Zeit entsprechend Rechnung getragen werden müßte, so zeigt das System des Forststrafrechtes, wie es sich in den Forstdordnungen findet, erhebliche Abweichungen und Fortschritte gegenüber den analogen Bestimmungen der Weisthüter.

Die Ausmehrung der Strafen erfolgte im XV. Jahrhundert noch nach sehr verschiedenen Grundsätzen. Meist waren damals nur wenig spezialisierte Bestimmungen getroffen, und blieb die Haupttache dem Ermessen des Richters überlassen, ein Verhältnis, welches in einzelnen Gegenden sogar bis weit in das XVIII. Jahrhundert hinein fortduerte.

In den meisten Staaten begann man jedoch im XVII. Jahrhundert bereits das System des Forststrafrechtes besser auszubilden und sehr eingehende Bestimmungen, die sog. Straftarife oder Bußordnungen zu erlassen, welche ganz detailliert für jeden Frevel die entsprechende Strafe festsetzten. Diese Bußordnungen bildeten häufig einen Anhang zu den Forstdordnungen, wenn sie nicht in denselben selbst enthalten waren.

In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts wurde dann in den meisten Ländern das Forststrafrecht abermals neu geordnet, und stammten aus dieser Zeit eine große Anzahl solcher Gesetze. In diesen stand nun bereits vielfach die Strafe in einem bestimmten arithmetischen Verhältnis zu dem Wert des entwendeten Objects.

Als Strafmittel diente wie früher fast ausschließlich Geld. Nur einzelne besonders schwere Vergehen wie Brandstiftung und Widergesetzlichkeit gegen die Forstbeamten wurden mit schweren Leibes- und unter Umständen auch mit Lebensstrafe geahndet. Selten wurde auf Gefängnis und Leibesstrafen für gewöhnliche Forstfrevel primär erkannt.

Da aber die Geldstrafen wegen Vermögenslosigkeit häufig uneinbringlich waren, so kam man im XVII. Jahrhundert zu dem System der Strafumwandlung. Schon die Weimarsche Forstdordnung von 1646 will Umwandlung in angemessene Waldarbeit; ein genauer Maßstab hierfür findet sich zuerst in der Forstdordnung für Ostpreußen vom Jahre 1739.

Neben der Strafe müßte auch noch Wert- und Schadeneriaß nach verschiedenen Normen geleistet werden, außerdem erhielt der Anzeiger eine Pfandgebühr, falls ihm nicht ein gewisser Anteil an der Strafe zufiele.

Ungemein mannigfaltig war der Gerichtsstand in den Forststrafrechten. In den Markgenossenschaften behielt die Märkerversammlung noch ziemlich lang die Rechtsprechung in diesen Angelegenheiten. Die Aburtheilung derselben war sogar gegen das Ende dieser Institution ihre einzige Auflage, wobei allerdings die gutsch- und landesherrlichen Beamten immer mehr Einfluß gewannen. In den meisten übrigen Waldungen besaßen die Grundherren als Inhaber des niederen Forstregals die Forstgerichtsbarkeit, welche sie im Lauf der Zeit auch über die markgenossenschaftlichen Waldungen auszudehnen wußten. Wo endlich auch die Grundherren nicht als Forstgerichtsherren fun-

gierten sowie in den landesherrlichen Waldungen waren die landesherrlichen Forstgerichte zuständig.

Die schwereren Verbrechen, namentlich Brandstiftung und Diebstahl, wurden allenthalben von den ordentlichen Landesgerichten abgeurtheilt.

Die landesherrlichen Forstgerichte waren sehr verschiedenartig organisiert. In der älteren Zeit waren dieselben nur aus Forstbeamten gebildet; allmählich traten aber neben ihnen oder auch allein die Amtleute, bezw. Patrimonialrichter als Richter auf. Gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts begann dann die Rechtsprechung an die Justizbeamten allein überzugehen, so in Bayern z. B. schon 1789.

Die Sitzungen der Forststrafgerichte fanden gewöhnlich alljährlich 2—4mal statt und waren häufig mit den Holzschrifttagen verbunden.

Der Beweis wurde wie im Mittelalter durch Pfänder erbracht, welche dem Thäter bei der Betretung abgenommen wurden, weshalb die Forstgerichtstage, an welchen dieselben vorgebracht wurden und wieder ausgelöst werden konnten, auch „Pfandtage“ hießen. Da sich aber hieraus mannigfaltige Unzuträglichkeiten ergaben, indem die Forstbediensteten auf Frevel, welche die Flucht ergriffen, sogar schossen, um sie zum Stehen zu zwingen, so kam die Übung auf, den Eid des Forstbeamten, bezw. dessen pflichtgemäße Anzeige gegenüber dem lernenden Forstfrevel als Beweismittel anzulassen.

Über die entdeckten Forstfrevel wurden schon ziemlich frühzeitig Verzeichnisse, Rügregister von den Forstschutzbeamten geführt und periodisch an ihre Vorgesetzten abgeliefert.

Trotz der durchgreifenden Änderungen, welche das allgemeine Strafrecht im XIX. Jahrhundert erfahren hat, ist doch bezüglich des Forststrafrechtes die bis in die Zeit der Volksrechte zurückreichende Ansicht, daß das Holz, solange es noch nicht vom Boden getrennt, keine fremde bewegliche Sache sei, durch deren unbedachte Wegnahme ein Diebstahl begangen wird, bestehen geblieben.

Für die leichteren Eigentumsverleihungen und rechtswidrigen Handlungen am Wald gelten auch jetzt noch Specialgesetze; nur für die schwereren Fälle finden die Normen des allgemeinen Strafrechtes Anwendung.

Erst die neuesten Forststraflgesetze fangen an, die Entwendung von Forstproducten als „Diebstahl“ zu bezeichnen, die älteren behandeln sie noch alle als Frevel.

Die Strafen sind gewöhnlich primär Geldstrafen, welche in einem bestimmten Verhältnis zum Wert des entwendeten Objects stehen und im Fall der Ueinbringlichkeit durch Haft oder Strafarbeit ersezt werden. In schwereren Fällen ist Freiheitsstrafe schon in erster Linie angedroht.

Vor dem Jahre 1848 stand die Aburtheilung der Forstfrevel ebenso wie jene der übrigen Polizeivergehen noch häufig den verschiedenen Patrimonial- und Polizeigerichten sowie selbst Administrativbehörden zu. Erst seit neuester Zeit (in Deutschland 1879), in welchem Jahre

auch die bis dahin bestandene Jurisdicition der württembergischen Forstämter erlosch) ist durch die neuen Gerichtsverfassungsgesetze die Rechtsprechung in Forststrafsachen allgemein an die ordentlichen staatlichen Gerichte übergegangen.

### Schw. Forstsystemierung. I. Forsteinrichtung. Nr.

**Forsttagsahzungen** (Tirol und Vorarlberg). Hierüber sind Verfassungen erlassen in § 27 ff. des II. Theiles der prov. Waldordnung für Tirol und Vorarlberg v. 19. 10. 1839, der Statth.-Bdg. v. 29./9. 1837, L. G. Bl. II Nr. 35, v. 28./12. 1839, L. G. Bl. II Nr. 88, v. 19. 10. 1880, 3. 16.830, L. G. Bl. Nr. 49 und v. 1. 3. 1885, 3. 7428, L. G. Bl. Nr. 14. Die Forsttagsahzungen haben den Zweck, die Bewirthschafing der Gemeinde- und Localstiftungswaldungen und den Bezug der Forstprodukte aus denselben zu regeln, die Anmeldungen der in Staats- oder Gemeindewaldungen Eingeftorsten zu ermöglichlen und neben der Auszeigung der Forstprodukte für diese Zwecke dieselbe auch dann zu normieren, wenn ein Waldbesitzer aus einem Privat- oder Theilwalde für den Verkauf oder über den Hauss- und Gutsbedarf hinaus, insbesondere für industrielle Zwecke Forstprodukte beziehen will. Die Forsttagsahzungen haben womöglich in der Zeit vom November bis Ende Februar regelmäßig in jeder Ortsgemeinde stattzufinden, was durch die politische Bezirksbehörde (im Einvernehmen mit dem Forsttechniker) festzustellen und kundzumachen ist; verspätete Anmeldungen werden nur auf Kosten des Säumigen, unvorhergesehene Ereignisse ausgenommen, realisiert, doch können nachträgliche Holzanweisungen aus forstpolizeilichen Gründen unterbleiben, all das unter der Voraussetzung, daß nicht etwa in einer Einforstungsurkunde andere Bestimmungen enthalten wären. In Bezirken, welche zumeist aus belasteten Staatswaldungen bestehen, können zur Anmeldung der Bezüge aus denselben durch die Bezirkshauptmannschaft (mit dem Forstbeamten) eigene Forsttagsahzungen ausgeschrieben werden. Für Waldungen, welche nach behördlich genehmigtem Wirtschaftsplane behandelt werden, und für Bannwälder gelten nicht die hier besprochenen Normen, sondern die in den betreffenden Erkenntnissen aufgestellten. Die f. k. Forstbeamten, Schuhorgane und Gemeindevorsteher müssen, andere Gemeindemitglieder können bei den Forsttagsahzungen erscheinen, bei welchen neben der Bestimmung über den Umfang der Forstproductenabgabe, Zeit und Ort ihrer Gewinnung, Abstellung von holzverwendenderischen Gebräuchen, Anlegung von Pflanzgärten, Bannlegung, Auszeigung von Schonflächen, Forstschutz, Grenzfeststellung u. j. w., auch allgemeine Belehrung über die Bestimmungen des F. G., die Berechtigungen der einzelnen Gemeindemitglieder, über ihren Productenbezug und über die Verbesserung der Waldwirtschaft überhaupt geboten werden soll.

Mcht.

### Forsttaxation, Forsttage, I. Forstabrechung.

**Forstverbesserung** ist der Inbegriff der Maßregeln, welche zur Verbesserung des Wald-

zustandes angewendet werden. Gewöhnlich zerfällt man die Forstverbesserungen in 1. die Culturen, 2. die Maßregeln der Cultur- und Bestandspflege, 3. die Entwässerungen und 4. die Wegebahn (i. überdies Culturplan).

Nr.

**Forstvermessung** gewährt die geometrischen Unterlagen für Karten und Schriften eines Waldes. Sie hat anzunehmen: die Grenzen bezw. auch Servitutsgrenzen eines Waldcomplexes oder eines Revieres, das Terrain, die Trennungslinien im Staudorte, diejenigen zwischen dem Holzboden und Nichtholzboden und zwischen den Betriebsklassen, die Waldeinteilung, die Trennung der Bestände nach Holzart, Alter und Bonität und soweit nötig die wichtigsten Gegenstände und Culturstände der angrenzenden Grundstücke. Vorausgehen muß der Forstvermessung eine Regelung der Eigenthums- und Servitutsgrenzen. Die Waldeinteilung ist vor der Detailvermessung festzulegen, bezw. im Freien zu markieren. Bei besonders feiner Wirtschaft wird die Minimalsfläche eines Bestands auf 10—20 a fixiert werden können. Alle Hauptlinien sind mittelst Meßlatte oder Stahlbandes doppelt zu messen. Für die Bestandslinien genügt einfache Messung oder die Anwendung eines Distanzmessers.

Die Hauptlinien sind mit dem Theodolit anzunehmen; für das Detail genügt der Meßstock oder die Boujole. Die Hauptfiguren werden nach der Coordinatenmethode berechnet, das Detail mittelst Planimeters oder Metrometers (i. Flächenberechnung). Ob ältere vorhandene Karten zu einer Forsteinrichtung zu benützen sind, hängt ab von der Richtigkeit dieser Karten und von dem gewünschten Genauigkeitsgrade.

Nr.

**Forstverwaltung.** Während die Forstverwaltung im weiteren Sinne die gesamte Thätigkeit zur Erhaltung und Nutzbarmachung des Forstbesitzes umfaßt, wird als solche im engeren Sinne speciell jene Dienststelle bezeichnet, welcher die eigentliche wirtschaftliche Thätigkeit, die Projectierung und Ausführung des Betriebes, die locale Vertretung des Besitzes nach außen und die Rechenschaftslegung über den Erfolg des Betriebes übertragen ist. Diese Stelle bildet daher den Schwerpunkt des ganzen Dienstorganismus.

Die Aufgaben der Verwaltungsstelle sind im Besonderen: die Leitung des Forstschutzes und Überwachung des Schutzpersonales, gelegentlich auch eigenes Eingreifen in den Forstschutz, insbesondere Wahrnehmung des sog. höheren Forstschutzes; die Verfassung aller Betriebsanträge, die Durchführung aller Betriebsgeschäfte, die Beschaffung der hierfür erforderlichen Arbeitskräfte, deren Überwachung eventuell auch Entlohnung, Anträge und Durchführung in Bezug auf die Lohn-, bezw. Gedingabschlüsse, auf die Vermendung und den Verkauf der Produkte und Übergabe derselben, Projectierung und Durchführung der einfachen Bauten; die Arbeiten für Evidenzhaltung der Betriebeinrichtung, der schriftliche Verkehr mit der vorgesetzten Stelle und anderen Ämtern, die Führung der Material- und Geldrechnung, eventuell die Beschaffung der Grundlage für die letztere,

## Forstverwaltung.

die Vertretung des Bezirkes in Gerichts-, Steuer-, Gemeinde- u. dgl. Angelegenheiten.

Die Ausführung dieser sämtlichen Geschäfte ist entweder je einem Bediensteten (Oberförster, Forstverwalter) für einen bestimmten Dienstbezirk übertragen oder es sind die unmittelbar im Walde auszuführenden Betriebsgeschäfte dem Reviersöfster, die Kanzlei- und Bewaltungsgeschäfte aber für mehrere Reviere, eventuell für den ganzen Besitz, einem Forstamtsbeamten (vgl. Forstamt und Forstamtsystem).

Den selbständigen Forstverwaltungen werden bei größerem Umfang der Geschäfte nach Bedarf auch technische Gehilfen (Assistenten, bzw. Aspiranten für den Verwaltungsdienst) beigegeben, welche sich zugleich in dieser Weise am besten für die selbständige Revierverwaltung vorbilden; ferner muss jedem Forstverwalter, um ihn von mechanischen Kanzlei- und Schreibgeschäften möglichst zu entlasten, ein Schreib- und Kanzleigehilfe zugewiesen werden, wozu auch die Aspiranten für den Forstschußdienst (Forstgehilfen) zweckmäßig zeitweise Verwendung finden können. Über die Bildung der Forstverwaltungsbezirke vgl. Dienstbezirke. v. Gg.

**Forstverwaltung, Geschichte derselben.** Infolge der höchst primitiven Verhältnisse, welche hinsichtlich der Bewirtschaftung der Waldungen im frühen Mittelalter herrschten, war auch der Apparat für deren Verwaltung und Schutz ein höchst einfacher. Bestimmte Nachrichten über diese Einrichtungen sind nur bezüglich der königlichen Waldungen aus der Zeit der Karolinger erhalten. Aus den Zuständen der späteren Zeit lässt sich indessen schließen, dass die Organisation bei den übrigen Großgrundbesitzern ähnlich gewesen sein dürfte.

Die Forstverwaltung war damals vom Jagdbetrieb vollkommen getrennt, ein Verhältnis, welches vielfach bis in das XVII., teilsweise sogar bis in das XVIII. Jahrhundert fortduerte, und bildete einen Zweig der allgemeinen Güterverwaltung. Letztere war nach dem sog. Villensystem geordnet, d. h. das ganze Gebiet der königlichen Grundherrschaft war in eine Anzahl Domänen (fisci) zerlegt, deren jede eine besondere Verwaltung hatte, während die gesamte Überleitung dem senescalus zustand. Von den Domänen war ein Theil zu Palatien (palatia) für die Haus- und Hofhaltung des Kaisers eingerichtet, während die übrigen villae, cortes regiae hießen.

Auf den einzelnen Domänen war ein im Eigenbetrieb des königlichen Fiscus stehender Hamphos und ein Complex von Nebenhöfen welche theils in eigener Verwaltung durch untergeordnete Beamte bewirtschaftet, theils an Freibauern oder Zinsleute hingegaben waren.

Die Verwaltung der einzelnen Villen lag in der Hand eines Amtmannes (index actor villae), auf den Nebenhöfen wirtschafteten die Meier (majores, actores), denen noch verschiedene andere Beamte unterstanden.

Den Amtleuten und Meierinnen oblag gleichzeitig auch die Aufsicht über die Forste und das Forstpersonal, die Sorge für die Nutzbar-

machung der erstenen, die Rechnungslegung über die Einkünfte hieraus, sowie auch einzelne administrative Aufgaben bezüglich der Jagd. Die Vertilgung der Wölfe als gemeinwohlliche Thiere war ebenfalls der Obhut der Gutsverwalter überwiesen.

Um diese Aufgaben durchführen zu können, waren den Gutsverwaltern Förster (forestarii) unterstellt, welche bisweilen dem Stande der Freien angehörten und sich gewisser Vorrechte erfreuten, während in den weitans meiststen Fällen Hörige und Knechte zu dieser Beschäftigung verwendeter wurden, über welche gleichzeitig mit den Forstern bei den Schenkungen &c. verfügt wurde.

Die Förster hatten alle Rechte des Königs in Bezug auf den Wald wahrzunehmen und daher auch den Jagdschuh auszuüben, mit dem Jagdbetriebe hatten sie dagegen nichts zu thun.

Für die Vertilgung der Wölfe sollten auf jedem Gut zwei Wolfsjäger vorhanden sein, welche vom Kriegsdienste und dem Besuch der Gerichtsversammlungen befreit waren.

Entsprechend dem damaligen System der Naturalwirtschaft bestand die Besoldung der Förster in Landhusen, welche sie für sich bewirtschafteten, die ihnen aber außer ihrer eigentlichen Amtspflicht noch weitere Leistungen auferlegt. Die Wolfsjäger erhielten auch noch von den freien Bauernwohnern für den Schuh, welchen sie ihnen und ihren Herden gewährten, eine Getreideabgabe.

Im späteren Mittelalter ist bei der Be trachtung der Organisation der Forstverwaltung zu unterscheiden zwischen den Waldungen des Kaisers, der Landesherrn, sowie anderer Großgrundbesitzer einerseits und den Markwaldungen andererseits.

In einem Theil der erstenen war schon ziemlich frühzeitig die Forstverwaltung von der Gutsverwaltung getrennt und eigenen Forstmeistern (comes forestarius, magister forestarius) übertragen worden. Auf diese giengen alsdann die Beugnisse, welche die judices villae in Bezug auf Wald und Jagd gehabt hatten, über, und waren sie die eigentlichen verwaltenden Beamten, welche die Aufrechterhaltung der mit dem Baumforst verbundenen Rechte überwachten, sowie gleichzeitig auch den Vorst in den Forst- und Jagdstrafgerichten führten und die Urtheilsvoßziehung leiteten.

Soweit aber diefe Theilung nicht durchgeführt wurde, blieb die Leitung der Forstverwaltung und selbst die Ausübung forstpolizeilicher Functionen wie früher Sache der Amtssleute.

Der Forstschuh und der Forstbetrieb, also namentlich die Abgabe der Forstprodukte, Regierung der Schweinemast, Erhebung der Forstgefälle, ferner Hitzeleistung bei der Jagd, waren Sache der Förster (Holz- oder Wildhöfster, Forstnachte &c.), welche auch häufig als Schöffen bei den Forstgerichten fungierten. Sehr häufig mussten sie auch den Jagdschuh ausüben, durften aber nicht für sich selbst jagen.

Im südwestlichen Deutschland war in den landesherrlichen Waldungen in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts schon eine ziem-

lich vollständig entwickelte Forstverwaltung mit Instanzenzug, schriftlichem Geschäftsgang und gut geordneter Rechnungslegung vorhanden.

Förstmeister sowohl als Förster gehörten wenigstens etwa bis zum XIII. Jahrhundert zu den Ministerialien, wobei namentlich die Förster eine sehr untergeordnete Stellung einnahmen. Mit der Ausbreitung des Lehenswesens und der Verbesserung der Stellung der Lüstreien gestalteten sich auch die Verhältnisse der Forstbeamten günstiger.

Das Amt der Förstmeister nebst den damit verbundenen Einkünften wurde seit dem XII. Jahrhundert fast regelmäig zu Lehen vergeben und hatten häufig sehr angesehene Familien diese Förstmeisterlehen inne.

Auch die Förster genossen als Entschädigung für ihre Dienstleistung bärnerliche Lehen, indem sie auf sog. Forsthufen saßen, für welche sie aber meist noch besondere Abgaben zu zahlen hatten.

Seitdem die Lehen überhaupt anfingen erblich zu werden, trat dieser Fall sowohl bei den Förstmeister- als auch bei den Försterlehen ebenfalls nicht selten ein, wodurch die sog. Erbförster entstanden.

In den Markwaldungen waren für den Forstbetrieb und Forstschutz untergeordnete Markbeamte ange stellt, welche verschiedene Namen führten: Förster, Holzförster, Förstmeister, Scharmeister, Scharatores, Bannwarte *et c.*). Sie standen den Märkneistern (Holzgrafen, Markrichtern *et c.*), hatten jedoch eine höhere Stellung als die ganz untergeordneten Dienner: Holzknechte, Förzknechte, Schützen *et c.*. In diesen ist eine Grenze zwischen beiden letzteren schwer zu ziehen; in den meisten Marken findet man einen der untergeordneten Beamten mit einem oder mehreren niederen Diennern, bisweilen fehlen auch letztere und die Förster nehmen selbst eine diesen ähnliche Stellung ein.

In den freien Marken giengen diese Beamten aus der Wahl der Genossen hervor, in den grundherrlichen wurden sie entweder vom Gutsherrn ernannt oder ebenfalls von der Gemeinde, jedoch unter Vorbehalt der Genehmigung durch ersteren, gewählt. In dem Maße, als gegen das Ende des Mittelalters die oberste Märkerenschaft an die Landesherrn überging, nahmen diese auch das Ernennungsrecht der Forstbeamten für sich in Anspruch.

Die Befoldung der Forstbeamten in den landesherrlichen Waldungen sowohl als in den Markwaldungen bestand während des späteren Mittelalters, wie oben bereits bemerkt, hauptsächlich in dem Genuss bestimmter Güter und Naturalbezüge (freies Bau- und Brennholz, Waldweide, Recht zum Schweineeintritt *et c.*). Geldeinnahmen kamen nur direct aus dem verwalteten Amt in Form von Strafantheilien und Pfandgebühren ein, namentlich bei den Förstmeistern spielten die ersten eine Hauptrolle.

An einzelnen Orten begann man schon im XV. Jahrhundert statt der Naturalien und Accidentien, welche vielfach Gelegenheit zur Unrechtmäßigkeit und Unterschlagung gaben, Geldbezüge zu gewähren.

Mit dem XVI. Jahrhundert vollzogen sich

auch auf dem Gebiete der Forstverwaltung wichtige Fortschritte und Neuerungen, doch betrafen diese hauptsächlich die landesherrlichen Waldungen. In den Markt- und Gemeindewaldungen blieb die oben geschilderte Einrichtung, dass Verwaltung und Schutz durch genossenschaftliche Beamte beorgt wurde, fortbestehen, bis infolge der schärferen Ansbildung der Forsthoheit beide an landesherrliche Beamte übergingen, oder doch wenigstens unter eine weitgehende Oberaufsicht und Einwirkung der Fürsten kamen.

In den landesherrlichen Waldungen blieb zunächst wie früher die Administration der Forste ein Zweig der Domänenverwaltung, und waren an den meisten Orten die Amtleute, Räfner *et c.* gleichzeitig die Verwalter derselben, aber auch da, wo die Bewirtschaftung der Waldungen schon frühzeitig selbständiger organisiert worden war, unterstand dieselbe den Rämnern.

Die Geschäfte der Forstverwaltung waren bis zum XVIII. Jahrhundert außerordentlich einfacher Natur: Bewertung der Forstprodukte, Abgabe derselben und Forstschutz. Der ersterwähnte Geschäftsteil blieb noch im XVI. Jahrhundert ausschließlich Sache der Amtleute, meist heißt es ausdrücklich, dass die Förstmeister ohne Vorwissen und Befehl der Räfner kein Holz abgeben dürfen; größere Holzverkäufe waren gewöhnlich dem Landesherrn, bzw. seiner Kammer vorbehalten. Der Forstschutz, die Abgabe der Forstprodukte und Überwachung der Ausübung der verschiedenen Nutzungen bildeten die Aufgabe der Förzknechte, Forstläufer, Heidelauf, Überreiter *et c.* unter Leitung und Mitwirkung der Oberförster und Förstmeister.

Die ersterwähnten Forstbediensteten scheinen sich schon frühzeitig in zwei Classen geschieden zu haben: die ganz untergeordneten Förzknechte, Forstläufer, Heidelauf und die etwas höher stehenden Heidereiter, Überreiter, reitende Förster, welche etwa unserem Reviersförster entsprechen dürften.

Da die Forstbeamten ihrer großen Mehrzahl nach des Schreibens unkundig waren, und die Amtleute, bzw. deren Personal nicht überall zugegen sein konnten, so waren an den meisten Orten noch besondere Forstschröiber ange stellt, welche die Verkaufslisten zu führen, die Materialabgaben zu kontrollieren und häufig auch das Geld und die sonstigen Abgaben entgegenzunehmen hatten.

Der Inspectionsdienst erfolgte in Form der sog. Waldbereitungen, wobei die Amtleute und oberen Forstbeamten unter Buziehung der Localbeamten eine Beichtigung des Waldzustandes vornahmen, auch wurden mit Vorliebe fremde Forstbeamte berufen, um deren Gutachten und Vorsläge zu hören.

Wie im Mittelalter blieb auch im XVI. und theilweise sogar noch im XVII. Jahrhundert der Jagdbetrieb von der Forstverwaltung getrennt, die Forstbeamten hatten nur den Jagdschutz zu beorgen und nach Bedürfnis bei den Jagden Hilfe zu leisten.

Erst um das Jahr 1600 trat hierin eine Änderung ein, da einerseits die Jagdliebe der

Fürsten und die nenaufkommenden Jagdmethoden ein zahlreicheres Personal erforderten als früher und andererseits infolge der steigenden Holzpreise und der immer weiter um sich greifenden Verschlechterung des Waldzustandes die Nothwendigkeit entstand, den Waldungen größere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu widmen.

Es traten nunmehr statt und neben den Amtleuten, bezw. Kammern die Chefs der Jägerei an die Spitze der Forstverwaltung; gleichzeitig wurde auch das untere Forstpersonal angewiesen, der Ausreithaltung der Forstordnungen ebenfalls sein Augenmerk zuzuwenden.

Das Resultat dieses Entwicklungsganges war eine Verschmelzung der Forst- und Jagdverwaltung, wenigstens in den mittleren und oberen Stufen, während dagegen das Unterpersonal, die Forstschrühen, Forstnechte einerseits und die Jäger andererseits für beide Zweige noch längere Zeit ein verschiedenes blieb.

Im XVIII. Jahrhundert verlangte man von dem verwaltenden Beamten, daß er sowohl „hirschgerecht“ als „holzgerecht“ sei. Diese in den damaligen Verhältnissen wohl begründete Verbindung der Forst- und Jagdverwaltung verursachte im Lauf der Zeit große Schäden wegen des einseitigen Überwucherns der Jägerei; den Jägern war die Sorge für Jagd und Wald die Hauptfache, die Waldwirtschaft kam erst in zweiter Linie.

Während des XVIII. Jahrhunderts traten in den meisten deutschen Staaten, namentlich in den kleineren, Cameralisten an die Spitze der Forstverwaltung, welche als Vertreter der mercantilistischen Richtung der Wirtschaftspolitik die staatliche Einwirkung auf allen Gebieten der Reproduction, des Handels und der Industrie zur Geltung bringen sollten.

In Preußen hatte Friedrich der Große während der schlesischen Kriege durch die Errichtung der Fußjäger und des Feldjägercorps zu Pferd, deren Angehörige späterhin Forstschatz, bezw. Forstverwaltungsstellung erhalten sollten, eine engere Verbindung zwischen Militär und Forstpersonal herbeigeführt.

Aus diesen heterogenen Elementen reunierte sich das Personal der Forstverwaltung, als deren Organisation im modernen Sinne um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts begann; es bedurfte daher langer Zeit und energischer Natur, um die Erreichung des modernen Standpunktes zu ermöglichen.

Um frühesten wurde der einseitige Jagdstandpunkt überwunden, als in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts die übermäßige Jagdeideenheit der Fürsten allmählich nachließ und es einzelnen Gliedern des Forstbeamtenstandes gelang, sich über das allgemeine Niveau zu erheben und die Entwicklung der Forstwissenschaft anzubauen.

Um dieselbe Zeit erfolgte in den meisten deutschen Staaten eine eigentliche Organisation des Forstdienstes, wobei nun auch an den Centralstellen Abtheilungen für die Forstverwaltung gebildet und mit sachkundigen Personen besetzt wurden. In Preußen wurde sogar 1770 ein eigenes Forstministerium eingerichtet, welches

unter den beiden Ministern Schulenburg und Arnim bis 1798 fortduerte.

Die Befoldung der Forstbeamten bestand bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts noch vorwiegend in Naturalbezügen: Wohnung, Dienstkleid, Kleidung, Weide- und Mastrecht, Holz, Getreide &c. Die Geldbefoldung war gering und wurde weniger direct vom Waldbesitzer als vielmehr hauptsächlich in Form von Accidentien bezogen, d. h. als Anweisgeber, Pfandgebüren und Strafantheile, sowie aus der Bewertung gewisser ihnen überlassener Materialanfälle, namentlich des Asterschlagés, der Windbrüche und öfter auch des Stockholzes.

Befonders ungünstig gestalteten sich diese Verhältnisse, als seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts an die Stelle der Naturalwirtschaft mehr und mehr die Geldwirtschaft trat. Wenn die Geldbezüge auch etwas stiegen, so waren dieselben doch bei weitem nicht ausreichend und das Forstpersonal an den meisten Orten zur Unredlichkeit geradezu genötigt. Die Hauptgelegenheit zur Unredlichkeit boten die erwähnten Accidentien, weshalb man auf eine Beseitigung und Umwandlung derselben in fixe Natural- und Geldbezüge hinarbeitete, ohne daß diese jedoch allenthalben durchgeführt worden wären, die Accidentien haben sich vielmehr, wenn auch in eingeschränkter Form, bis in das XIX. Jahrhundert erhalten.

Die Sittlichkeit, Moralität und Disciplin der Forstbeamten, welche früher gar oft herrschaftliche Rätscher und Lataien gewesen waren, ließ viel zu wünschen übrig, ebenso war ihre Unwissenheit oft unglaublich.

Die sociale Stellung, welche das Forstpersonal infolge dessen einnahm, war natürlich sehr niedrig. In Hannover mussten die Forstbediensteten noch 1734 ausdrücklich für ehrlich erklärt und ihren Kindern die Zulassung zu den Bünsten, ihnen selbst aber ein ehrliches Begravnis zugesagt werden.

Mit der steigenden Erkenntnis von der Bedeutung der Waldungen trat endlich auch eine durchgreifende Besserung in der Organisation der Forstverwaltung ein. Die Ansichtnung, daß die Bewirtschaftung der Waldungen und nicht die Pflege der Jagd als die Hauptaufgabe des verwaltenden Forstbeamten zu betrachten sei, welche seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts zuerst in den größeren Staaten zur Geltung gekommen war, brach sich allmählich immer weiter Bahn, doch dauerte es fast ein Jahrhundert, bis sie überall anerkannt wurde, in den Kleinstaaten ist sie auch heute noch nicht allenthalben durchgedrungen.

Die weitere Voraussetzung einer entsprechenden Pflege der forstlichen Interessen, namentlich die Überleitung durch Fachmänner, nicht durch Cameralisten, wurde gleichfalls erst bei Beginn des XIX. Jahrhunderts allgemein erfüllt.

Die vielsachen Umgestaltungen in der äußeren und inneren Organisation der einzelnen Staaten während der ersten beiden Decennien unseres Jahrhunderts brachten auch manchen Wechsel in dem System der Forstverwaltung mit sich; erst seit dem Jahre 1820 ist in diesem

Zweige der Staatsverwaltung eine größere Stetigkeit und eine normale Weiterentwicklung eingerettet.

Trotz der Verschiedenheit der Organisation der Forstverwaltung in den einzelnen Staaten sind doch verschiedene Züge allen gemeinsam.

In den meisten Staaten blieb die Verwaltung der Staatsforste als eines Theiles der Domänen dem historischen Entwicklungsgange gemäß ein Zweig der allgemeinen Finanzverwaltung, nur einige größere Staaten unterstellten dieselbe behufs besserer Pflege und Berücksichtigung der allgemeinen Interessen einem Ministerium der inneren Verwaltung, so Preußen und Österreich; dort ist die Überleitung der Staatsforstverwaltung seit 1879 dem Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und (dadurch auch für) Forste, hier dem Ackerbau-ministerium übertragen.

Die Forstverwaltung gliedert sich überall in drei Stufen: Direction, Controle und Betrieb (Verwaltung im engeren Sinne). Die Organisation der beiden ersten entspricht im Allgemeinen der Einrichtung der gesamten Staatsverwaltung und der Ausdehnung des Staatswaldes.

Ein wesentlicher Unterschied zeigte sich nur längere Zeit in dem Maß der Selbstständigkeit, welches dem Revierverwalter überlassen wurde und welches seinen Ausdruck in den Bezeichnungen „Forstmeister“, bzw. „Revierförsterystem“ und „Oberförsterystem“ zu finden pflegt, ohne jedoch durch den Namen allein das Wesen der Sache erschöpfend darzustellen.

Die Theilung der Verwaltung in Anordnung und Vollzug, welche das Charakteristische des Revierförsterystems bildet, hatte, vom historischen Standpunkte aus betrachtet, solange ihre volle Berechtigung, als die wirtschaftenden Beamten nur ein ungenügendes Maß allgemeiner und fachlicher Bildung besaßen; damals müsste ein weitgehendes Maß von Selbstständigkeit des Revierverwalters bedenklich erscheinen. Anders gestaltete sich die Sache, als die Ausbildung der Forstverwaltungsbeamten eine höhere Stufe erreicht hatte. Jetzt treten verschiedene Mängel hervor, welche nur durch den Übergang zum Oberförsterystem beseitigt werden könnten, dieses ist nunmehr wenigstens in den größeren Staaten allgemein durchgeführt.

Als eine Errungenschaft des XIX. Jahrhunderts muss die Trennung von Verwaltung und Schutz betrachtet werden, welche eben durch das Oberförsterystem in konsequenter Weise vermittelt wird.

Die Befoldungen der Forstbeamten wurden in der Neuzeit fixiert und auf eine den analogen übrigen Beamtenkategorien entsprechende Höhe gebracht. Die verschiedenen Accidentien, Lantlämen ebenso wie Naturalbezüge etc., welche früher den Haupttheil des Einkommens ausmachten, wurden gänzlich bis auf einzelne durch die besonderen Verhältnisse der Forstverwaltung bedingte Ausnahmen, wie namentlich Wohnung etc., beseitigt und hiendurch dem Forstpersonal die ihm gebürende sociale Stellung verschafft.

Schw.

**Forstverwaltungskosten** betreffen nicht nur den Aufwand für die eigentliche Verwaltung, sondern auch den für Schutz, Inspection, Direction und Rechnungswesen, für Unterhaltung der Dienstgebäude, Wirtschaftsgebäude etc. Hierher sind auch die Kosten für Unterhaltung der Wege und für Entwässerungen zu rechnen, welche vielfach den Forstverbesserungskosten subsumiert werden. Es gehören kurz gesagt zu den Forstverwaltungskosten alle diejenigen jährlichen Ausgaben, mit Ausnahme der Steuern, die ihrer Natur nach eine durchschnittliche Vertheilung auf die einzelnen Flächeneinheiten eines ganzen Waldes gestatten. Wenn es auch correcter wäre, für die verschieden alten Bestände eine verschiedene Belastung in Ansatz zu bringen, so wird doch durch den Umstand, daß jeder Bestand am Anfang und am Ende seines Lebens am meisten von den Verwaltungskosten abhorchiert, die Annahme eines Durchschnittssatzes für die Flächeneinheit genügend gerechtfertigt. Betragen nun die für die Flächeneinheit durchschnittlich entfallenden jährlichen Verwaltungskosten v, so ist das Verwaltungscapital

$$V = \frac{v}{0 \cdot 0 p} \quad \text{Nr.}$$

**Forstverwaltungslehre.** Die Forstverwaltungslehre ist eine systematische Darstellung der Grundsätze und Regeln, nach welchen die gesamte Verwaltung eines größeren Forstbesitzes einzurichten und zu führen ist, damit durch dieselbe den Aufgaben der Wirtschaft mit Rücksicht auf die jeweiligen inneren und äußeren Verhältnisse des Besitzes am besten entsprochen werde.

Sie bildet, da sie sich hauptsächlich mit der Regelung der Verwaltung, bzw. Betriebsfähigkeit befasst, einen Theil der forstlichen Betriebs- oder Gewerbslehre und zerfällt naturgemäß in die beiden Theile:

- a) die erstmalige Organisation der Verwaltung in Bezug auf die zu schaffenden Dienststellen, die hiefür zu bestellenden Organe und die Zuweisung der Geschäfte an diese und
- b) in die Darstellung der formellen Geschäftsbearbeitung bei den einzelnen Zweigen der Betriebs- und Verwaltungsfähigkeit.

Über den ersten Theil s. Diensteinrichtung, dann Forstschußdienst, Forstverwaltung, Direction, Inspection etc., über den zweiten Theil hauptsächlich bei Anträge, Buchführung, Rechnungswesen, Kanzleiweisen, Correspondenz etc.

**Neuere Literatur:** Wessely, Einrichtung des Forstdienstes in Österreich; Michl, Forstliche Haushaltungskunde; Albert, Lehrbuch der Forstverwaltungskunde; Schwappach, Handbuch der Forstverwaltungskunde. v. Gg.

**Forstverwaltungsrechtspflege,** s. Verwaltungsrechtspflege. At.

**Forstwart,** s. Forstschußdienst. v. Gg.

**Forstwirt,** s. Wirtschaftsführer und Prüfungswesen. Nicht.

**Forstwirtschaftsprüfung** oder **Forstwirtschafts-Politik** ist die Förderung des öffentlichen Wohles durch Pflege der Forstwirtschaft von Seite des Staates. Dieselbe bildet mit der Forstpolizei (s. d.), welche den

Schutz der Waldungen zum Gegenstande hat, einen Theil der Culturpflege (Administration) und eine Aufgabe der Verwaltungsbehörden. So weit diese Pflege der Forstwirtschaft eine Beschränkung der Person, des Eigenthums oder anderer Rechte nöthig macht, erfolgt dieselbe durch die Gesetzgebung (s. Forstgratgefeze), anserdem aber im Wege der Verordnung, d. i. durch die freie, nicht speciell durch das Gesetz gebotene, aber alle geistlichen Schranken streng einhaltende Thätigkeit der Regierung. Es soll hier um diese freie Thätigkeit der Regierung erörtert werden, u. zw. nicht nur bezüglich der Förderung, sondern auch bezüglich des Schutzes der Forstwirtschaft, da die betreffenden Maßregeln ein unzertrennliches Ganzes bilden.

Die Forstwirtschaft bildet einen Theil der Volkswirtschaft, und wie in jedem Organismus Wohl und Wehe des Ganzen und der einzelnen Glieder sich gegenseitig bedingen, so auch hier. In einem Rechtsstaate mit entwickelter Landwirtschaft und Industrie und einem regen Verkehr wird der Wald als Träger der Cultur erkannt und geschützt und, da seine Erträge die nöthigen Mittel liefern, auch gehörig gepflegt, während umgekehrt die auf niedriger Culturstufe stattfindende unverständige Waldzerstörung sich stets durch Verkürzung des materiellen und geistigen Wohlens der Bevölkerung rächt, wie zahlreiche Beispiele aus älterer und neuerer Zeit zeigen.

Nach dem Gesagten wird nun fast jeder Regierungsact direct oder indirekt fördernd oder hindernd auf die Entwicklung der Forstwirtschaft wirken, wenn sich dieser Einfluss auch nicht immer durch Zahlen nachweisen lässt. Hier soll jedoch nur die Förderung der Forstwirtschaft

I. durch die Behörden der inneren Verwaltung und

II. durch die Finanzverwaltungsbehörden

Gegenstand der Erörterung sein.

I. Die erste Voraussetzung einer ersprießlichen Thätigkeit der Behörden der inneren Verwaltung ist, dass die Beamten derselben für ihre Aufgabe Verständnis und Eifer besitzen. Dies könnte am einfachsten dadurch erreicht werden, dass die Aspiranten für den Verwaltungsdienst bei dem Abgange von der Universität hinlängliche Kenntnisse in der Forst- und Landwirtschaftslehre nachweisen und dann in der Vorberichtigungspraxis durch einen vielleicht halbjährigen Aufenthalt auf einem Forstreviere einen Einblick in den forstlichen Betrieb und ein Interesse am Wald erlangen.

Lehre und Geistliche, deren bedeutender Einfluss auf die ländliche Bevölkerung bekannt ist, sollten in ihren Seminarien den nöthigen Unterricht in der Forst- und Landwirtschaftslehre erhalten.

Die Forstlehranstalten des Staates müssen zur Ermöglichung der technischen Ausbildung der Privatwaldbesitzer und ihres Forstpersonals auch jenen zugänglich sein, welche die Voraussetzungen für den Staatsforstdienst nicht erfüllt haben, sofern dieselben nur eine zum Verständnisse der Vorträge ausreichende Vorbildung

besseren. Es ist deshalb, abgesehen von anderen Gründen, vortheilhaft, die forstlichen Lehranstalten mit Universitäten, an welchen sich immer Söhne gröserer Gutsbesitzer befinden, ihrer allgemeinen Ausbildung anzuhalten, zu vereinigen.

Dort, wo keine Staatswaldungen sind, muss der Staat aus demselben Grunde, aus welchem er Landwirtschafts- und Gewerbeschulen ins Leben ruft, Forstlehranstalten errichten.

An den landwirtschaftlichen Lehranstalten muss, wie dies wohl auch meist geschieht, Encyclopädie der Forstwissenschaft einen Unterrichtsgegenstand bilden, theils um die jungen Leute zur Bewirtschaftung der mit Ökonomiegütern häufig verbundenen kleinen Waldparcellen zu befähigen, theils um denselben klar zu machen, dass eine rationelle Landwirtschaft vielfach des Waldes grösster Feind ist.

Von demselben Gesichtspunkte aus wäre die ländliche Jugend in den jetzt fast überall in Deutschland bestehenden landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen zu belehren.

Die gegenwärtig vielfach von der Regierung oder den landwirtschaftlichen Vereinen bestellten landwirtschaftlichen Wanderlehrer sollten in ihre Vorträge auch den Schutz und die Bewirtschaftung des Waldes aufnehmen, oder besser noch dürfte es in vielen Fällen sein, für ein ganzes Land oder grössere Theile derselben besondere forstliche Wanderlehrer einzustellen, welche auf Grund der von ihnen über die landwirtschaftlichen und forstlichen Verhältnisse einer Gegend vorgenommenen Untersuchungen den betreffenden Gemeinden in öffentlicher Versammlung die nöthigen Belehrungen zu erteilen haben.

Ist auf diese Weise in sämtlichen beteiligten Kreisen die Erkenntnis alles dessen verbreitet, was in forstlicher Beziehung dem Einzelnen und dem Ganzen kommt, so wird nicht nur von der Regierung und ihren Organen in jeder Hinsicht eine entsprechende Initiative zu erwarten sein, es wird dieselbe auch bei dem Vorschlage und dem Vollzuge von Forstgefezen, sowie für die ihr obliegende Forstwirtschaftspflege von allen Seiten ein freundliches Entgegenkommen und die nöthige Unterstützung finden.

Außer dieser indirekten Förderung der Forstwirtschaft ist den Behörden der inneren Verwaltung vielfach Veranlassung geboten, die Bestrebungen der Waldbesitzer direct durch Rath und That zu unterstützen.

Die bezügliche Thätigkeit der Regierung erstreckt sich, wie bei der Volkswirtschaftspflege überhaupt, auf die Förderung, bzw. Regelung der Produktion, Vertheilung und Consumtion der Forstprodukte.

Die forstliche Güterproduktion wird wesentlich gefördert durch Herstellung und Evidenzhaltung einer Forststatistik und Mittheilung derselben, verbunden mit praktischen Rathshilfslägen, an die Waldbesitzer.

Die Ausstellung von Forstulturtechnikern zur unentgeltlichen praktischen Unterweisung der Waldbesitzer wird dort, wo die Wiederbestockung von Blößen große Schwierigkeiten bietet, oder die Manipulationen eines rationellen

Betriebes ganz unbekannt sind, vortreffliche Dienste leisten.

Unentgeltliche oder möglichst wohlseile Be-  
schaffung von Sämereien und Pflanzen für un-  
bemittelte Waldbesitzer, sowie Geldprämien für  
gelungene Entzüchen sind Mittel zur Belebung  
des Cultureifers (s. Wiederbewaldung). In eini-  
gen bayrischen Regierungsbezirken wurden bei  
verschiedenen landwirtschaftlichen Bezirksvereinen  
Forstsektionen unter Beteiligung der Forst-  
beamten gebildet, welche durch Vorträge und  
Waldbegänge belehrend auf die ländliche Be-  
völkerung einwirken und mit Staatsunter-  
stützung Saat- und Pflanzenkämpe anlegen be-  
hufs unentgeltlicher Verabfolgung von Pflanzen  
an die Waldbesitzer.

Die Bildung von Genossenschaften der  
Waldbesitzer zum gemeinsamen Uferschutz, zur  
Waldentwässerung und zur Bindung von Flug-  
sandschollen sollte von dem Staate ganz beson-  
ders noch durch Getudarlehen gegen Annuitäten-  
zahlung unterstützt werden.

Die Ausstellung von zweimäßigen Cultur-  
und Fällungsgeräthen bei den forst- und land-  
wirtschaftlichen Vereinsversammlungen, sowie  
die Verschaffung von Gelegenheit zum wohl-  
feilen Bezuge solcher Geräthe sollten sich die  
Verwaltungsbehörden ebenfalls angelegen sein  
lassen.

Die rechtzeitige Belehrung der Waldbesitzer  
über dem Walde drohende Gefahren und die  
entsprechenden Vorbeugungsmittel wird viele  
Waldbeschädigungen und manche Verluste der  
Waldbesitzer, wie z. B. durch Wegschwemmen  
von Holz u. s. w. bei plötzlichem Hochwasser,  
verhüten.

Die Bildung von Vereinen der Waldbesitzer  
zur gegenseitigen Versicherung gegen Feuer-  
gefahr (s. Feuerversicherung) wäre dort, wo, wie  
in den norddeutschen Kiesertheiden, Waldbrände  
häufig sind, von der Regierung zu begün-  
stigen.

Die Ablösung der volkswirtschaftlich so  
nachtheiligen Streuservituten im Wege freiwil-  
ligen Übereinkommens der Beteiligten sollte  
von Seite des Staates durch Vorschreiben des  
Ablösungscapitalis gegen Annuitätenzahlung  
möglichst gefördert werden.

Endlich sollte jede freiwillige Bildung eines  
gemeinschaftlichen Waldeigenthumes (s. d.) und  
Waldarroudierung (s. d.) der bereitwilligen Bei-  
hilfe der Behörden gewiss sein.

Als erstes Mittel zu einer richtigen Ver-  
theilung der Forstprodukte erscheint die  
förderung des Verkehrs, indem die Eröffnung  
neuer oder die Erweiterung bestehender Ver-  
kehrswege durch Erhöhung der Waldrente eine  
pflegliche Forstwirtschaft ermöglicht und den  
Bewohnern waldärmer Gegenden den Bezug  
der Forstprodukte und ihrer Surrogate erleichtert,  
was wieder durch Minderung der Forst-  
frevel von wohltätigem Einflusse auf den  
Wald ist.

Eingangszölle auf Holz zum Schutz für  
die Waldbesitzer sind ebenso wenig nöthig, wie  
Ausgangszölle zum Schutz der Consumenten,  
da der freie Verkehr hier am meisten allen In-  
teressen dient (s. Holzzölle).

Die Abschaffung von Schiffahrts- und  
Flößereiabgaben auf öffentlichen Flüssen (s. d.),  
sowie Tarifermäßigungen für den Holztrans-  
port auf Eisenbahnen sind wirksame Mittel zur  
Hebung des Verkehrs.

Der Verkehr mit Holz wurde in Deutsch-  
land wesentlich durch die Einführung des me-  
trischen Maßes erleichtert.

Bezüglich der Conjunction der Forst-  
produkte sind hier nur die Maßregeln zur  
Verhinderung von Holzverschwendungen zu er-  
örtern. Schon die zu Ende des XVI. und An-  
fang des XVII. Jahrhunderts erschienenen  
Forstdroordinungen für die landesherrlichen Forste  
wirkten auf Holzersparnis hin; allgemeine  
polizeiliche Vorschriften bezüglich der Beleiti-  
gung von Holzverschwendungen gehören in der  
Hauptache jedoch erst dem XVIII. Jahrhunderte  
an. Ein Hauptaugenmerk wurde hiebei auf  
Ersparnisse an Eichenholz gerichtet und z. B.  
noch in der Forst- und Jagdordnung für  
Schleswig-Holstein vom 2. Juli 1784 verfügt,  
daß zu Särgen kein Eichenholz verwendet  
werden solle, bei Vermeidung einer Strafe  
von 10 Reichsthalern sowohl für den, der den  
Sarg machen läßt, als auch für den Tischler.  
Diese Verordnungen, deren Unzulänglichkeit  
sich bald zeigte, sind übrigens außer Kraft ge-  
treten, und man denkt nicht mehr an deren  
Erneuerung, da ein Holzmangel bei den  
jetzigen Verkehrsverhältnissen und dem durch  
hohe Holzpreise hervorgerufenen Forstcultur-  
eifer uns ferner als je steht, und die Wissen-  
schaft überhaupt über Luxusgesetze den Stab  
gebrochen hat.

Wenn nun auch hohe Holzpreise das beste  
Mittel gegen Holzverschwendungen bilden, so darf  
doch die Regierung nicht versäumen, im In-  
teresse der Einzelnen und des Ganzen recht-  
zeitig auf die Minderung der unproductiven  
Holzconjunction hinzuwirken und so insbe-  
sondere zu verhüten, daß die Consumenten  
einer etwa plötzlich eintretenden Vertheuerung  
des Holzes bezüglich der Befriedigung ihres  
Holzbedarfes rat- und machtlos gegenüber-  
stehen. Die Mittel hiezu sind folgende:

Das polizeiliche Verbot der in holzreichen  
Gegenden noch häufig bestehenden Schindel-  
dächer und Blockhäuser schützt gegen Feuers-  
gefahr und beseitigt unnöthigen Holzverbrauch.  
In gleicher Weise wirkt die Förderung der  
Aufführung steinerner Gebäude statt der aus  
dem Lande noch häufigen Fachwerkbauten,  
zumal diese eine viel geringere Dauer besitzen  
als die massiven. Ein weiteres Mittel der  
Holzersparung bildet die auch aus feuerpolizei-  
lichen Gründen schon seit zwei Jahrhunderten  
in allen deutschen Ländern von der Regierung  
angestrebte Abschaffung der Privat- und Ein-  
föhrung von Gemeindebacköfen.

Durch Ausstellung holzsparender Einrich-  
tungen für die gewöhnliche Hausteuerung so-  
wohl als auch für den Betrieb industrieller  
Etablissements lässt sich bei Gelegenheit von  
landwirtschaftlichen und gewerblichen Vereins-  
versammlungen sowie auch in den Fortbildungs-  
schulen mancher Fortschritt erzielen. Die  
Einführung der Ölbeleuchtung statt der feuer-

gefährlichen Kien- oder Buchenpäne, der lebendigen Zäune, steinerner Brücken u. s. w. dient ebenfalls der Holzersparung. Dies gilt noch in erhöhtem Maße von dem Gebrauche von Brennholzsurrogaten.

Die Prämiirung jener Landwirte, welche sich bezüglich der Holzersparung hervorheben, wird den Eifer für neue derartige Einrichtungen beleben.

Belehren die etwa aufgestellten Forstculturtechniker die Waldbesitzer auch bezüglich der nach den bestehenden Absatzverhältnissen zweckmäßigsten Art und Weise der Holzförderung, so wird dadurch eine minder wertvolle Ausnutzung des Holzes und somit eine Wertzerstörung, d. i. eine unproductive Consumtion verhindert. Aus gleichem Grunde erweist sich auch die Einführung solcher Fällungsgeräthe und Methoden, welche Stammbeschädigungen am meisten fernhalten, als gemeinnützig.

II. Einen bedeutenden Einfluss auf die Forstwirtschaft eines Landes übt die Finanzverwaltung dadurch, dass sie die Grundsteuer für den Waldboden nicht nur an und für sich, sondern auch im Verhältnis zur Steuer von dem landwirtschaftlich benutzten Boden nicht zu hoch greift und so die Grundbesitzer zur Erhaltung und Pflege der vorhandenen und zur Anlage neuer Waldungen bestimmt. Eine zu hohe Grundsteuer wird übrigens, wie schon Pfeil nachgewiesen hat, von dem Kleinbauern, der zur Deckung derselben auf einen Theil seiner Arbeitsrente verzichten kann, leichter getragen werden als von dem Großgrundbesitzer, der nur mit fremden Kräften arbeitet, und dem Waldbesitzer, dem wegen der Eigenthümlichkeit des forstlichen Gewerbes die Gelegenheit zur Erlangung einer Arbeitsrente fast gänzlich fehlt. In Frankreich z. B. bildet die Ungleichheit der Besteuerung eine Hauptursache des schlechten Zustandes der Forstwirtschaft, indem dort der Waldboden durchschnittlich ein Zehntel mehr Grundsteuer zahlt, als ihm im Verhältnis zum übrigen Grundeigentum zufallen würde. In einzelnen Departements ist die Ungleichheit so bedeutend, dass die Steuer vom Waldboden 40—50% des Rohertrages beträgt, während das übrige Grundeigentum nur 5—6% zahlt. Es soll dies daher röhren, dass sich der Waldboden zur Zeit der Catastrierung meist in den Händen von Corporationen und Großgrundbesitzern befand, während die Schäleute des Catasters fast ausschließlich zu den Landwirten des Kleinbesitzes gehörten. Alle vor den Staatsrath gebrachten Gesuche der Waldbesitzer blieben resultlos.

Nach dem Gesagten erscheint es nötig, dass bei Herstellung des Grundsteuercatasters (s. Forstgrundsteuerermittlung) den Schätzungscommissionen eine entsprechende Anzahl von forstlichen Sachverständigen mit nicht bloß berathender, wie dies die Regel, sondern mit entscheidender Stimme zugestellt wird, und dass berechtigte Reclamationen der Waldbesitzer gegen die Feststellungen der Schätzungscommissionen u. s. w. auch immer von Seite der Behörden die gehörige Berücksichtigung finden.

Ist unter gegebenen Verhältnissen die Auf-

forstung von Ödungen besonders schwierig, so kann man, wie dies z. B. in Österreich und Frankreich geschieht, den Cultureifer der Grundbesitzer dadurch beleben, dass man denselben nach gelungener Cultivierung fraglicher Objekte eine mehr- (25—30-) jährige Steuerbefreiung bewilligt. Ein Steuernachlass für solche Grundstücke vor deren Aufforstung müsste natürlich das Gegenteil bewirken, indem gerade in der Besteuerung ein Sporn für den Besitzer liegt, diejenen Flächen einen Ertrag abzugevennen, wie dies z. B. in Bayern der Fall war, wo die Anwendung des Grundsteuergesetzes vom 15. August 1828 auf die früher größtentheils unbewohnten Gemeinde-, Stiftungs- und Hörperschaftswaldungen nicht unerheblich zur Förderung des Cultureifers der betreffenden Waldbesitzer und insbesondere zur Aufforstung der ertraglosen Gemeindeödungen beigetragen hat.

Die Mittheilung der Resultate der Landesvermessung und des Grundsteuercatasters an die Grundbesitzer ist diesen in vielfacher Beziehung förderlich.

Das Flößereiregulirung darf nicht in monopolistischer Weise zu gunsten der Staatswaldungen ausgebeutet werden. Es sollte vielmehr allen Waldbesitzern die Flößerei gegen einen entsprechenden Beitrag zu den Kosten derselben und zu jenen der Herrichtung und Unterhaltung des Flößwassers gestattet werden.

Die hier und da noch bestehenden Strafenzölle (Chausséegelder) belasten, da das Holz (namentlich das Brennholz) im Verhältnis zu seinem Wert einen großen Raum einnimmt, den Verkehr mit Holz mehr als den mit anderen Rohstoffen, und liegt deren Abschaffung ganz besonders im Interesse der Holzproducenten und Consumenten.

Das unter I. bezüglich der Schätzolle Gesagte gilt auch für die Finanz- oder Steuerzölle auf Holz.

Aber nicht nur die Grenzzölle, sondern auch die im inneren Verkehre vom Holze erhobenen Steuern, insbesondere die sog. Accise oder der Aufschlag (Octroi), sollten beseitigt werden, indem nur der vollständige Freihandel Holzmangel und Überfluss verschiedener Orte in natürgemäher und gemeinnütziger Weise auszugleichen vermag. Es wird diese Aufwandssteuer, welche in vielen grösseren Städten noch besteht, namentlich dann für die Waldbesitzer nachtheilig, wenn sie für das Holz verhältnismässig höher gegriffen ist als für dessen Surrogate.

Auch zu hohe und ungleiche Besitzveränderungstaben können eine Veranlassung zur Walddepopulation werden. So liegt z. B. in Frankreich eine Hauptursache der Verstörung der Wälder in der übertrieben hohen Taxe, welche der Staat bei Veräußerung des Waldeigenthumes als Einregistrierungsgebühr (droit d'enregistrement) erhebt, sowie in dem Umstande, dass das französische Gesetz den Holzbestand, so lange er nicht umgehauen ist, als Immobilium betrachtet, für ein solches aber die Taxe der Einregistrierung 6.25% seines Wertes beträgt, während sie sich bei dem Mobilium nur auf 2.20% beläuft. Da nun der

Wert des Holzbestandes meist 75% des ganzen Waldwertes beträgt, so ist es leicht erklärlich, dass ein Föder, der sich zum Waldverkaufe gezwungen sieht, den Holzbestand vorher umhaut.

Der Ausfall, den die Staatsforstverwaltung dadurch an den Einnahmen erleidet, dass sie bei Bewirtschaftung der Staatswaldungen (s. d.) das finanzielle Moment dem volkswirtschaftlichen unterordnet, wird leicht mit Hilfe der so gehobenen Steuerkraft des Landes gedeckt werden können. Es wird insbesondere eine Unterstützung der Landwirte und Industriellen bei dem Bezugne von Forstprodukten um so unbedenklicher stattfinden können, je gleichmässiger der Staatswaldbesitz über das Land vertheilt ist, und je mehr Steuerpflichtige infolge dessen an diesen Vortheilen direct teilnehmen.

Durch Vermehrung des Staatswaldbesitzes, namentlich durch den Ankauf von Schutzwaldungen, wird dem Staat die Lösung seiner forstpolizeilichen Aufgabe ganz wesentlich erleichtert.

Die Staatswaldungen sollten Musterwirtschaften für die Gegend bilden, und die Staatsforstbeamten die Privatwaldbesitzer bei dem Forstbetriebe möglichst mit Rath und That, namentlich auch durch wohlfeile Überlassung von Sämereien und Pflanzen unterstützen.

Der Staat kann natürlich, wie jeder andere Waldbesitzer, auch durch gute Sortierung des Holzes, durch Gestaltung der Leseholz- und Grasungung an die Armen, sowie durch Überlassung geringerer Brennholzsortimente um ermässigte Preise an die Armeypfleger auf die Minderung der Forstfrevel wesentlich einwirken.

Durch gute Absführwege und andere Holzbringungsanstalten erhöht nicht nur die Staatsforstverwaltung die Walderträge, sie erleichtert auch der Bevölkerung den Holzbezug und fördert selbst den allgemeinen Verkehr.

Endlich kann der Forstbeamte und namentlich der des Staates auch auf den nicht zu den Waldbesitzern zählenden Theil der ländlichen Bevölkerung, mit dem er sich ja in steter Berührung befindet, belebend wirken und ihn zur Einsicht bringen, dass das wahre Interesse der Landwirtschaft mit dem der Forstwirtschaft identisch ist.

Man vergl. auch J. Albert, Lehrbuch der Staatsforstwissenschaft. Wien 1875. At. Forstwirtschaftspolitik, s. Forstwirtschaftspflege. At.

Forstwissenschaft und Forstliche Literatur, Geschichte derselben. Die Anfänge unserer forstlichen Literatur sind nicht in Deutschland zu suchen, sondern in Italien, wo die hoch entwickelte römische Civilisation und Cultur sich bereits zu einer Zeit mit der Pflanzung und Erziehung von Bäumen beschäftigte, als in Deutschland noch eine rein occupatorische Wirtschaft in den Urwäldern geübt wurde.

Allerdings kannten die Römer keine Forstwirtschaft im modernen Sinne, ihre Baumzucht erstreckte sich, abgesehen von der Cultur der Obstbäume, wesentlich nur auf Haine und Parks, welche allerdings theilweise sehr ausge-

dehn waren und neben Anderem auch so große Flächen mit gleicher Bestockung, z. B. Cypressen, Lorbeer, Kastanien, Eichen u. enthielten, dass diese vom modernen Standpunkt als Bestände bezeichnet werden müssen.

Derartige grössere und kleinere Baumgruppen waren entweder in der Natur vorhanden oder wurden künstlich begründet, in beiden Fällen aber sehr sorgfältig weiter gepflegt.

Über die Anlage und Behandlung solcher Gehölze finden sich in den Schriften der Römer zahlreiche Anweisungen; in dieser Beziehung sind namentlich zu nennen: M. P. Cato (*de re rustica*), Varro (*de re rustica*), Virgilius (*Bucolica*), Plinius (*Historia naturalis*), Columella (*de re rustica*, *liber de arboribus*), Palladius (*de re rustica*), Geoponicorum sive *de re rustica lib. XX. u. a. m.*

Aus den Materialien, welche in diesen Schriften enthalten sind, hat um das Jahr 1300 ein Bologneser Senator Petrus de Crescenziis vom Standpunkt aristotelischer und arabischer Naturwissenschaft ausgehend eine scholastische Compilation unter dem Titel *ruralium commodorum lib. XII.* verfasst, welche dem König Karl II. von Sizilien († 1309) gewidmet ist. Hier werden in 12 Büchern Landwirtschaft, Botanik, landwirtschaftliche Thierzucht und Fauknerie behandelt.

In forstlicher, bzw. in jagdlicher Beziehung sind aus diesem Werk interessant: Buch 2: *de natura plantarum*, Buch 5: *de arboribus et de utilitate fructuum ipsarum*, Buch 7: *de pratis et nemoribus*, namentlich dessen zweiter Theil: *de nemoribus, quae hominum industria sunt*, und Buch 10: *de diversis ingenii capiendo animalia fera.*

Zur Charakteristik dieses Werkes dürfte nur hinzuweisen sein auf ein Capitel des zweiten Buches, welches den Titel führt: „*de transmutatione et mutatione unius plantae in alia*“. In demselben wird der Umstand, dass nach dem Abtrieb eines Eichen- oder Buchenwaldes öfters wenige werthvolle Holzarten auf der betreffenden Fläche erscheinen, dadurch erklärt, dass die Wurzeln der alten Bäume hart seien und deren Poren verstopt. Der Saft vermöge dann nicht zu dem oberirdischen Stammttheil zu gelangen, faule und die von demselben ansströmende Hitze erzeuge einen Baum von anderer Form. Im 7. Buche sagt er u. A.: *Et quanto pinguior erit terra, tanto piores provenienti arbores. In macra vero et salsa vel amara nascentur spineta et arbores parvae, tortuosae, spinosae, scabiosae et hyspidae. Pinie und Palmen sollen in 30 Fuß gegenjetigen Abstand gepflanzt werden. Ganz richtig sagt er aber, dass da, wo die Wälder zu dick stehen, die unnötigen Bäume herausgenommen werden sollen.*

Die hohe Bedeutung, welche P. de Crescenziis Palmen, Mandelbäumen, Pinien und Kastanien beilegt, erklärt sich daraus, dass er ebenso wie die von ihm benützten Autoren in Italien gelebt und geschrieben hat.

Obwohl in Italien geschrieben, wurde das Buch zuerst 1471 in Augsburg, sodann wiederholt, wahrscheinlich 1471 und 1478 in Löwen

und 1486 in Straßburg gedruckt, die erste deutsche Ausgabe erschien 1493.

Graeae führt in seinem: *Trésor des livres rares et précieux* nicht weniger als 40 lateinische, 7 deutsche, 4 französische und 43 italienische Ausgaben dieses Buches an.

Es würde keine Veranlassung gewesen sein, dieses Buches besonders zu gedenken, wenn dasselbe nicht wegen seiner großen Verbreitung in Deutschland einen bedeutenden Einfluss auf weiter unten zu erwähnende Hansväterliteratur geübt hätte.

Mit den gleichen Materialien wie Petrus de Crescentis bearbeitet und wesentlich auch auf diesen fuhrend erschien in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts ein großes Sammelwerk, *Praedium rusticum*, welches, von einem französischen Arzt Etienne im Jahre 1539 begonnen, durch Libault (Libaltus) fortgesetzt und von Sebizius, Arzt zu Straßburg, im Jahre 1592, noch vermehrt um des kurpfälzischen Viebarztes Marins Gartenkunst\*), sowie mit Ficharts Feldbaurecht herangegegeben wurde. Waldbau und Waldvermessung, die letztere ganz gut und unter genauer Beschreibung eines Winfelinstruments, werden anhangsweise gelehrt. Als beste Pflanzzeit wird die Zeit von Weihnachten bis Ende März bezeichnet und damit sofort dem Buche der Stempel eines praktisch hilfslosen Scholasticismus aufgedrückt. Dazwischen findet sich manches Richtiges und Brauchbares betreffs der Durchforstungen (welche übrigens um 1530 auch bereits in verschiedenen Forstdordnungen vorgeschrieben wurden) und Eichelhaat, auch der Anlange von Pflanzgärten, der Erziehung von Pappeln und Weiden.

Doch das alles hatten die römischen scriptores rei rusticae bereits gewußt und aufgezeichnet; die deutschen und französischen Compilatoren hatten wenig oder nichts hinzugeethan, was eigener Beobachtung, eigener Denkhäufigkeit entsprungen wäre.

In Deutschland fand die Forstwirtschaft bis zum Anfang des XVIII. Jahrhunderts ihre literarische Behandlung in den sog. „Hansvätern“. Es sind dies jene mächtigen Folianten des XVI. und XVII. Jahrhunderts, welche oft in vielen Bänden die Landwirtschaft nach allen ihren Richtungen, Feld-, Wiesen-, Gartenbau, Viehzucht, Fischerei, Hausarzneikunde, Traumdeuterei und nebenbei auch den Waldbau vermischt mit vielem Wunderlichen, Aberglauben, Astrologie und Alchymie, besprechen.

\* XV Bücher von dem Feldbau und der recht vollkommenen Wolbestellung eines bekümmerlichen Landsitzes, und geschicklich angeordneten Mäuerhofs oder Landguts, Sampt allem, was denselben Nutzen oder Lusts halben anhängig. Deren offliche vorlängst von Carolo Stephano und Joh. Libalto, Französisch vorkommen, welche nachgebend ihres fürtrefflichen Nutzes halben, gemeinem Vatter Land zu trömmen, theyls vom Hochgelehrten Herrn Melchiorre Sebizio der Artney Doctore, theils aus letzten Libaltischen zusetzen durch nachgemittelt im Deutsch gebracht seind. Etwicht aber anjetzo auss New, erstlich aus dem Frantzösischen letztmals ernewerten und gehörten Exemplar. So dann aus des Herrn Doctoris Georgii Marij Publicitatis Gartenkunst und fortters, des Herrn Joh. Ficharti J. U. D. colligirten Feldbau-rechten und Landsitz-gerechtigkeiten etc. zu lust und lieb dem teutschen Landmann hinzugeethan worden. Getruckt zu Strassburg, bei Bernhart Jobin, 1592.

Zu dieser Hansväterliteratur gehört u. A.: Boeclers *Haus- und Feldschule*, 1666, Herrmanns *Schlechtes und gerechtes Haushaltungsbuch*, 1674, Höhberg, *Georgica curiosa*, 1687, Francisci Philippi Florini serenissimi ad Rhenum comitis Palatini Principis Solibacensis P. in Edelsfelden et Kirmreuth, *Oeconomus prudens et legalis*, 1702.

Zu forstlicher Beziehung ist von diesen Hansvätern besonders interessant Colerus, welcher in seiner „*Oeconomia ruralis et domestica*, worin das Recept aller braven Hansväter und Hausmütter begriffen“ (1. Auflage 1593—1609), der Landwirtschaft eine ganz neue Richtung gab und zugleich mehr in die Massen drang als alle übrigen.

Was Colerus auf forstlichem Gebiet bringt, ist nur eine allerdings ganz interessante Schildderung dessen, was er im Wald gesehen, sowie unter Benutzung der älteren Forstdordnung, z. B. jener für Braunschweig-Lüneburg 1547 geschrieben.

Aber Colerus war dadurch epochemachend, daß er gegenüber der scholastischen Richtung eines Petrus de Crescentis und Sebizius auf die Naturbeobachtung und eigene Erfahrung verwies: „aber selbst muss man es probiren, denn eigene Erfahrung lehret Alles“.

Um übrigen geht er in seinem forstwirtschaftlichen Wissen nicht über das hinaus, was ihm die Heidereiter und Holzhauer, an welche er selbst verweist, boten, und wenn er es trotzdem thut, so verliert er seine Selbständigkeit. Nadelholzsaat und Gebäudeeinrichtung, auch das Auskleinen des Nadelholzsamens werden gut vorgetragen, ebenso das Ausschneiden der Eichenherbstpflanzen lehrt er in entsprechender Weise, dagegen bringt er auch manches Stück Holzhaueraberglauben, z. B. die Selbstentzündung der Wälder infolge der gegenseitigen Reizung der Äste durch den Wind.

Außer den Hansvätern wandten in dieser Periode auch die Juristen neben dem Forstrechte der Forstwirtschaft ihre Aufmerksamkeit zu. Das älteste und zugleich ein sehr bemerkenswertes Werk in dieser Richtung ist das „Jagd- und Forstrecht“\*) von Noë Meurer, kurfürstlich pfalzbayrischem Rath.

Der erste Theil dieses Buches handelt: „von allerley nützlichen Anstellungen der Wälder und Hölzer, wie dieselben zu hägen, aufzubringen und zu gebrauchen.“ Die Übereinstimmung dieses Abschnittes mit der oberpfälzischen, bayrischen und württembergischen Forstdordnung v. 1565, bzw. 1568 und 1767 ist stellenweise so auffallend, daß die Benutzung der-

\*) Jagd- und Forstrecht, das ist Untericht Churfürstlicher Landt, auch Graff und Herrschaften, und anderen Obrigkeitens Gebiet, von verhawung und widerhawung der Wald und Geholtz, Auch den Wildthänen, Fischereyen und was solchem anlaugt, wie die nach Kayserlichen und Fürstlichen gemeinen Rechten, Gebrauch und Gelegenheit in guter Ordnung zu halten und in besser Form anzurichten. Erstlichen aussgegangen durch den Ernvesten und Hochgelarten Noë Meurer, der Rechten Doctor und Churfürstlichen Pfalzgräfischen Rath, jetzt undt von jm auss neuwe widerum corrigirt, mit dreyen Theilen gemehret. Gedruckt zu Frankfurt 1576. (Die erste Auflage erschien in wesentlich fürzter Fassung bereits 1561.)

selben offenbar ist. Vielleicht hat Menner beim Erlass der beiden erstgenannten Forstdordnungen selbst mitgewirkt.

Bis zum Beginn des XVIII. Jahrhunderts ist die forstliche Praxis, welche sich handwerklich weiterentwickelte, von der Wirtschaftslehre durch eine weite Kluft getrennt gewesen.

Dieselbe wurde zuerst überbrückt von dem sächsischen Bergauptmann Hans Carl von Carlowitz. Derselbe hat nicht allein wie Colerus die Fesseln fremden Wissens abgeschüttelt und darauf hingewiesen, wie die wirtschaftliche Kraft und der Fortschritt sich aus den besonderen Verhältnissen eines jeden Landes heransbilden müsse, sondern auch das Gebiet der Holzsucht losgetrennt von der Landwirtschaft, von der Jagd und anderen benachbarten Gebieten.

In jener 1713 erschienenen „Sylvicultura oeconomica“ wird zum erstenmal die Forstwirtschaft vollkommen selbstständig behandelt.

Carlowitz widmete allerdings deshalb der Forstwirtschaft besondere Aufmerksamkeit, weil sie für den Bergbau so unentbehrliche Verbrauchs- und Rohstoffe liefert und er dem bevorstehenden Holzmangel abhelfen will, allein in seinem Buch finden sich viele treffende Beobachtungen und noch hente als richtig anzuerkennende waldbauliche Vorschriften. Der Schwerpunkt seiner Forstwirtschaftslehre liegt in der Waldnutzung durch Saat und Pfauzung sowie in der Waldbegrünung, eine Anleitung zur Betriebseinrichtung fehlt vollkommen. Carlowitz ist auch der erste, welcher die forstwirtschaftliche und ethische Bedeutung der Wälder betont: Mit gutem Fug und Recht können die Wälder vor einer Krone der Berge, vor einer Zierde der Felder, vor einem Schatz des Landes und vor einer mit Nutz vermengte Sinnen-Lust angesehen und gerechnet werden (Sylvic., II. Th., C. VII. 1).

Ziemlich gleichzeitig mit der „Sylvicultura oeconomica“ ist auch das erste von einem Forstbeamten verfasste Buch erschienen, nämlich die „Notabilia venatoris“ des fürstlich sächsischen Oberlandjägermeisters und Landrathes von Göchhausen (1710).

Der weitauß größere Theil dieses absolut systemlosen Werkes ist der Jagd und Fischerei gewidmet, dazwischen findet sich aber auch eine Forstwirtschaftslehre in dem Capitel, welches den Titel führt: „Beschreibung von der Mannigfaltigkeit der Arten Gehölzes in denen Waldungen und Gehölzen.“ Abgesehen von einer allerdings aus eigener Kenntnis geschöpften Beschreibung der Holzarten und einer Anleitung zur Ausnützung des Holzes in den Schlägen findet sich wenig Forstliches in demselben.

Die eigentliche Entwicklung der Wirtschaftslehre begann erst mit dem Zeitpunkt, in welchem die im Wald arbeitenden Forstwirte das einseitige Jägerthum überwunden hatten und ihre Erfahrungen durch ihre Schriften weiteren Kreisen zugänglich machten, wodurch zugleich ein ungemein lebhafter und anregend wirkender Ideenaustausch veranlaßt wurde. Die empirischen Kenntnisse der „holzgerechten Jäger“ bildeten die Grundlage, auf welcher sich die Forstwissenschaft allmählich aufbaute.

Zwei Altersgenossen, Heinrich Wilhelm

Döbel und Johann Gottlieb Beckmann, eröffneten um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts den Reigen der schriftstellernden Em piriker.

1746 erschien die erste Ausgabe von Döbel's „Jägerpraktika“ (\*), welche im höchsten Grad populär wurden und so große Verbreitung erlangten, daß noch 1828 und 1829 eine neue (vierte) Ausgabe derselben herausgegeben wurde.

Döbel war ein Mann von bedeutender praktischer Begabung. Wenngleich das Jägerthum noch alle seine Anschauungen beherrschte und der Forstwirt noch keineswegs zum Durchbruch gelangt ist, sowohlt ihm doch ein Verständnis für wirtschaftliche Fragen überhaupt inne und besaß er ein offenes Auge für die wirtschaftlichen Maßregeln. Döbel kannte nur die plenter- und mittelwaldartigen Betriebsysteme aus eigener Anschauung genau, weniger die Nadelholzwirtschaft; darans ist zu erklären, daß er sich gegen jede Durchforstung und gegen die Nadelholzplantanzung ausspricht. Schlagentheilung und Vermessung, Baumschätzung und Baummessung lehrte er für jene Zeit ganz gut, die Streunutzung hielt er aber nicht für schädlich, sondern anmutete sogar dazu.

Infolge des Mangels aller naturwissenschaftlichen Kenntniße findet sich in seiner Beschreibung der Waldbäume viel Abenteuerliches. Döbel glaubt z. B., daß die „schwefelichten und salpeterichen“ Bestandtheile des Erdbodens die Ursachen der vielen von selbst entstehenden Waldbrände seien.

Döbel war Autodidakt und Forsthändler, eine Förderung hat die Waldwirtschaft durch ihn kaum erfahren.

Weientlich höher als Döbel steht J. G. Beckmann, obwohl auch ihm eine allgemeine und namentlich jede naturwissenschaftliche Schule fehlte. Er hat zwei klar ausgeprägte Gedanken in die Wirtschaftslehre eingefügt und im Wald verwirklicht, nämlich die Abnützung des hanbaren Holzes in regetrecht aneinanderzureihenden Rahlholzlagen, welche durch Bestandeshaaten wieder aufgeforstet werden sollten, und eine Betriebsdisposition, welche den heutigen Holzvorrath mit dem bis zum Abtrieb erfolgenden Zuwachs in gleichen jährlichen Abnützungsquoten auf den Nutrieb vertheilt.

Beckmann hat zwar keine der beiden Aufgaben vollkommen gelöst, allein er war doch über das einseitige Jägerthum hinausgekommen, dessen Unwissenheit er oft bitter beklagt; Beckmann war auch der erste, welcher in seinen Schriften den Ausdruck „Forstwissenschaft“ gebraucht. Das Motto seiner „Anweisung zu einer pflanzlichen Forstwissenschaft“ (1. Aufl. 1739): „Lernt doch von jedem Baum, ihr Förster, den ihr schauet, Wie man ihn sät und zieht, den Wald mit ihm bebaut, Damit kein öder Platz in ihm zu finden sei!“ enthält das Grundprinzip dessen, was den Praktikern jener Zeit noth that, und ist der Vorläufer von Pfeils „Frage die Bäume!“

\* Heinrich Wilhelms Döbels Neueröffnete Jäger-Practica oder der wohlgemeinte und erfahrene Jäger darinnen eine vollständige Anweisung zur ganzen hohen und niederen Jagd-Wissenschaft in vier Theilen enthalten, Leipzig 1746.

Zu den holzgerechten Jägern gehört auch Melchior Christian Käppler, ebenfalls ein reiner Empiriker, welcher sich in seinen Schriften streng auf die Darstellung der eigenen Erfahrungen, die sich ausschließlich auf Mittel- und Niedervald bezogen, beschränkte. So vermeidet es Käppler z. B. über die Weißtannen etwas zu sagen, „weil er niemals auf Revieren, wo Tannen wachsen, so lange geblieben, dass er sie Jahr und Tag hätte beobachten können“. Er verntheilt das Streurechen, will schlechte Laubholzbestände in Nadelholz umwandeln und entwickelte noch zahlreiche andere sehr richtige wirtschaftliche Vorschriften.

Johann Jakob Büchting war der erste Forstmann, welcher eine Universität besuchte. Obwohl seine Thätigkeit hauptsächlich dem Forstvermessungswesen zugewendet war, so hat er doch auch über Forstwirtschaft geschrieben und verlangt hier Kahlschneide mit Saat oder Randbesamung; die Pflanzung erklärt er als gleichbedeutig mit der Saat.

Wenn schon die holzgerechten Jäger nicht allein gute Wirtschafter waren, sondern auch die Gesetze erkannten, welche sich nach ihren Erfahrungen in den speciellen Wirkungskreisen als maßgebend erwiesen, so waren sie doch noch Empiriker und glaubten, dass die von ihnen als richtig erprobten Wirtschaftsregeln allgemeine Gültigkeit besitzen müssten.

Da sie nun unter theilweise höchst ungleichartigen Verhältnissen wirtschafteten und ihnen auch die nötigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse zur richtigen Erklärung der verschiedenen Erscheinungen fehlten, so konnte es nicht ausbleiben, dass sie viele ihrer gegenwärtigen Anschaunungen für gänzlich falsch hielten, wodurch lebhafte literarische Fehden entstanden, welche sie den damaligen Zeitverhältnissen und ihrem Bildungsgrade entsprechend nicht im höflichsten Tone führten.

Ziemlich gleichzeitig mit den genannten Holzgerechten wirkten verschiedene andere Forstwirte, welche zwar als Schriftsteller, wenigstens unter eigenem Namen, nicht oder doch nur in geringem Maß thätig gewesen sind, aber für die Entwicklung der Technik und Wissenschaft noch mehr geleistet haben als jene.

Hieher gehört vor allem Georg Friedrich v. Langen. Ohne besondere technische Vorbildung, wusste er sich auf seinen zum Zweck der jagdlichen Ausbildung nach Süddeutschland und Österreich unternommenen Reisen auch vielseitige forstwirtschaftliche Anschaunungen zu verschaffen, welche er gelegentlich einer Beschäftigung in Dänemark und Norwegen (Einrichtung der für die Zwecke des Bergbaues bestimmten Forste) vermehrte.

Langen eilte seiner Zeit weit voraus, und obwohl er streng genommen in literarischem Sinne gar nicht thätig war, so legte er in seinen Gutachten und Wirtschaftsregeln für die Behandlung der Braunschweigischen und Stolberg-Wernigerode'schen Forste\*) doch den Grund zu einer geordneten Forstwirtschaft, als deren Vater ihn Moser bezeichnet.

Glücklicher als v. Langen, dessen späteres Leben eine Kette von Widerrärtigkeiten und schweren Krankheiten bildete, waren die Schicksale seines hervorragendsten Schülers Hans Dietrich v. Zanthier, welcher ihn nach Norwegen begleitet hatte und sich mit ihm an der Einrichtung des Wernigerode'schen Forstwesens beteiligte; später wirkte er als Oberforst- und Jägermeister zu Ilsenburg.

Wie Langen ist auch Zanthier aus dem Jägerthum herangewachsen, in beiden ist die Empirie zur höchstmöglichen Entwicklung gelangt; beide haben das Jägerthum in sich überwunden, die forstwirtschaftlichen Aufgaben ihrer Zeit erkannt und ihre Lösung mit seltener Energie erstrebt. Was sie uns an Schriften überlassen haben, sind einfache, überaus nützliche Aufzeichnungen der selbstgewonnenen Wirtschaftsregeln, welche weder systematische Anordnung oder Vollständigkeit beanspruchen, noch auch durch speculative Gedanken glänzen.

Gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts traten noch mehrere Forstwirte auf, welche in der gleichen Richtung wie Langen und Zanthier weiter arbeiteten. Unter ihnen sind neben Lassberg, welcher ebenfalls Langens Schüler war und später als Oberlandsforstmeister in kurfürstlich Sächsische Dienste trat, noch besonders zu nennen: Der Hessen-Cassel'sche Oberjägermeister Karl Friedrich von Berlepsch, Verfasser verschiedener für die Ausbildung des Femeischlagbetriebes wichtiger Forstdordnungen (vgl. Geschichte des Waldbanes), und der preußische Oberforstmeister v. Kröppel, welcher namentlich auf dem Gebiet des Forsteinrichtungs- und Vermessungswesens Vorzügliches geleistet hat.

Trotz der hohen Verdienste, welche sich die holzgerechten Jäger durch die Darstellung ihrer Erfahrungen und Ansichten um die Begründung der Forstwissenschaft erworben haben, fehlte ihnen doch jene allgemeine Bildung und geistige Schulung, welche erforderlich war, um den vorhandenen Wissensstoff vollständig zu übersehen und systematisch zu ordnen. Die Summe der empirischen Erfahrungen, welche in den Forstdordnungen sowie in den Schriften der Praktiker niedergelegt waren, encyclopädisch zusammenzufassen und formell durchzuarbeiten, übernahmen die Cameralisten; diese waren nicht allein durch ihren vielseitigen Bildungsgang, der auf Philosophie, Jurisprudenz und Staatswissenschaft basierte, sondern auch infolge ihrer amtlichen Stellung an der Spitze der gesammelten Finanzverwaltung oder als Lehrer der Forstwissenschaft mehr zu dieser Arbeit berufen als irgend ein anderer Stand im XVIII. Jahrhundert, obwohl ihnen die eigenen praktischen Kenntnisse und Erfahrungen meist vollkommen mangelten.

Der hervorragendste unter diesen Cameralisten war Wilhelm Gottfried Moser, Verfasser der „Grundsätze der Forstökonomie“ (1757) und Herausgeber des „Forstarchivs“ (i. Beitschriften).

In den „Grundsätzen der Forstökonomie“ wurde das erste forstwissenschaftliche System aufgestellt, die Forstwirtschaft in ihrem vollen Umfang abgehendelt und der Forstbetrieb, was

\* Gedruckt in Moser's Forstarchiv, Bd. XIV.

bis dahin noch nicht der Fall gewesen war, vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt aus gewürdigt. In historischer Beziehung haben die „Grundsätze der Forstökonomie“ trotz verschiedener ihnen anklebenden Mängel bleibenden Wert.

Eine für die damaligen Verhältnisse sehr gute Darstellung des Waldbaus findet sich in der „Anleitung zum Forstwesen, nebst ausführlicher Beschreibung von Verholzung des Holzes und Nutzung der Torsbrüche“ (1766) des braunschweigisch-lüneburgischen Kammerrathes Johann Andreas Cramer, ein Werk, welches lange Zeit namentlich von den Cameralisten benutzt wurde. Weniger befriedigend sind in demselben die Behandlung der Forstbenutzung und Forstschutz, am schwächsten ist seine Lehre von der Betriebsregulierung.

An den oben erwähnten literarischen Streitigkeiten zwischen den Holzgerechten betheiligte sich auch der braunschweigisch-lüneburgische Regierungsrath Heinrich Christian v. Brocke, ein aufgeweckter, strebamer Mann, welcher einige kleine Güter besaß, auf welchen er Versuche über Forstwirtschaft und namentlich über die Zucht von Eichenstern mache.

Er war maßlos eitel, hielt sich für unschätzbar und warf allen Forstbeamten Unwissenheit, Faulheit und Unredlichkeit vor. Bereits 1752 ließ er unter dem Pseudonym „Sylvander“ eine Schrift mit dem Titel „Zufällige Gedanken von der Natur, Eigenschaft und Fortpflanzung der wilden Bäume“ erscheinen. Sein Hauptwerk führt den Titel „Wahre Gründe der physikalischen und experimentalen allgemeinen Forstwissenschaft“ (4 Th., 1768–1775); dasselbe ist jedoch keine Encyclopädie, sondern ein ziemlich ungeordnetes Alleslei von forstlichen Abhandlungen und Bemerkungen über forstliche Gebiete sowie einige interessante Rechtsfälle. Brocke löste 1774 auch die Preisfrage des königlich preußischen Generalsdirectoriums „Wie ohne Nachtheil der Fertigkeit des Holzes das Wachsthum der Forsten beschleunigt werden könnte“ durch die Empfehlung eines geordneten Durchforstungstriebes.

Eine für jene Zeit charakteristische Erscheinung war Mag. phil. Joh. Friedrich Stahl. Nachdem derselbe in fast allen Stellungen des württembergischen Cameraldienstes gearbeitet hatte, wurde er schließlich Forstdirektor und hielt seit 1772 auch Vorlesungen über Mathematik, Naturwissenschaft und Forfkunde an den forstlichen Unterrichtsanstalten zu Solitude, bezw. Stuttgart. Seine schriftstellerischen Leistungen auf dem Gebiet der Forstwissenschaft (Onomatalogia forestalis-piscatoria-vanatoria oder Vollständiges Forst-, Fisch- und Jagdlexikon, 1772–1780) waren allerdings nicht bedeutend, allein er hat sich doch um die Hebung des württembergischen Forstwesens durch vor treffliche Vorschriften und nützliche Einrichtungen sehr verdient gemacht. Stahl hat auch die erste forstliche Zeitschrift „Das allgemeine ökonomische Forstmagazin“ herausgegeben.

Sehr geringen Wert besitzen zwei von Cameralisten gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts herausgegebene forstliche Enzyklopädien,

nämlich jene, welche Wendendorf im 7. und 8. Band seiner *Oeconomia forensis* (1775 bis 1784, 8 Bd.) liefert, sowie Germani Philoparchi „Kluger Forst- und Jagdbeamte“, 1774.

Trotz aller juristischen Feinheit bringen beide in sehr ermüdender breiter Darstellungsweise keine neuen wirtschaftlichen Gedanken, sondern lediglich Compilationen aus den verschiedenen forstlichen Schriften, ohne eigene Kenntnis und ohne Verständnis der forstwirtschaftlichen Verhältnisse.

Während die bisher erwähnten Cameralisten ausschließlich Beamte waren, traten gegen das Ende dieses Teilstückes noch eine Reihe von Universitätslehrern als forstliche Schriftsteller auf, da seit 1770 fast in allen deutschen Hochschulen forstwissenschaftliche Vorlesungen eingerichtet wurden, welche allerdings nicht für Forstwirte, sondern, wenigstens in erster Linie, nur für Cameralisten bestimmt waren.

Von diesen Universitätsprofessoren sind besonders hervorzuheben: Johann Beckmann, der größte Polihistor seiner Zeit, welcher in den 45 Bände umfassenden „Grundsätzen der deutschen Landwirtschaft“, allerdings nur auf 61 Seiten, ein vollständiges System der Forstwirtschaft und zugleich einen Extract aus sämtlichen bekannten forstlichen Schriften des In- und Auslandes zusammestellte.

Ebenfalls ein Meister cameralistischer Vielseitigkeit ist Dr. med. et phil. Johann Heinrich Jung, gen. Stilling, welcher an der Cameralschule zu Lautern (jetzt Kaiserslautern) neben Landwirtschaft, Technologie, Fabriks- und Handelskunde sowie Viehzucht und auch eine Zeit lang über Forstwissenschaft las und 1781 den „Versuch eines Lehrbuches der Forstwissenschaft zum Gebrauche der Vorlesungen auf der hohen Cameralschule zu Lautern“ herausgab, am besten ist in demselben die Forstbotanik behandelt.

Der bedeutendste von den bisher gehörigen Männern ist Dr. phil. et jur. Johann Jakob Trunk. Obwohl von Beruf eigentlich Jurist, so hat derselbe doch auf forstlichem Gebiet als Oberforstmeister für die österreichischen Vorlande und Professor der Forstwissenschaft zu Freiburg i. Br. Tüchtiges geleistet. In seinem 1789 erschienenen Werk „Neues vollständiges Forstlehrbuch oder systematische Grundsätze des Forstrechtes, der Forstpolizei und Forstökonomie nebst Anhang von anständischen Holzarten, von Dorf und Steinkohlen“ behandelt er das Forstrecht am ausführlichsten, Waldbau, Forseinrichtung und Forstschatz führt er unter dem Abschnitt „Forstpolizei“ als die näheren und entfernteren Mittel zur Förderung der Waldcultur vor; auch den mathematischen Grundlagen des Forstbetriebes wandte er ein befonderes Augenmerk zu.

Weniger bemerkenswert als die bisher genannten sind:

Johann Friedrich Pfeiffer, Professor der ökonomischen und Cameralwissenschaften an der Universität Mainz, Verfasser des 1781 erschienenen „Grundrisses der Forstwissenschaft

zum Gebrauch dirigirender Forst- und Cameralbedienten, sowie auch Privatgutsbesitzer".

Ferner: Dr. Johann Daniel Siccow, Professor der Mathematik und Physik an der Universität Dena, wo er später auch Vorlesungen über Cameralwissenschaften hielt, schrieb u. a. eine "Einleitung in die Forstwissenschaft zum akademischen Gebrauch" 1776 und Franz Damian Müllenkuß, Professor der Forstwissenschaft an der Universität Mainz.

Wie die bisherige Darstellung zeigt, hat sich die Forstwissenschaft während der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts nach zwei ziemlich streng getrennten Richtungen entwickelt, nämlich einerseits in den Schriften der holzgerechten Jäger, welche in der Hauptsache nur die Resultate der eigenen Erfahrung enthielten, und andererseits in den Werken der Cameralisten, welchen diese zwar meist fehlte, die sich aber von ersteren vortheilhaft durch systematische Anordnung und Durcharbeitung des Stoffes auszeichneten.

Eines ist jedoch beiden gemeinsam, nämlich die encyclopädische Behandlungsweise des ganzen ihnen zur Verfügung stehenden Materials. Während sich aber die Schriften der Cameralisten gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts wegen des Mangels an genügender Kenntnis der sich rasch entwickelten Technik immer mehr verflachten, wie dieses namentlich bei Beudendorf und Philoparchus zum Vorschein kommt, gewannen die literarischen Produkte der Praktiker mit ihrer besseren Vorbildung nicht nur an Gehalt, sondern auch in formeller Beziehung, so dass die rein cameralistische Schule rasch in den Hintergrund gedrängt wurde und sich an dem weiteren Ausbau der Forstwissenschaft, wenigstens nach der rein technischen Seite hin, nicht mehr beteiligte.

Auch die forstlichen Autoren behandelten zunächst das ganze Wissensgebiet meist encyclopädisch. Als bisher gehörige Werke sind besonders zu nennen: Burghs'dorff, Forsthandsbuch 1788 und 1796; G. L. Hartig, Lehrbuch für Förster und die es werden wollen, 1808; H. Cotta, Grundriss der Forstwissenschaft, 1832; Dözel, Anleitung zur Forstwissenschaft, 1802 und 1803; Egerer, die Forstwissenschaft, 1812; Pfeil, Vollständige Anleitung zur Behandlung, Benützung und Schätzung der Förster, 1820 und 1821. In systematischer Beziehung steht die von Hundeshagen 1821 herausgegebene "Encyclopädie" der Forstwissenschaft obenan.

Bechstein's Unternehmen, eine grosse, aus Monographien zusammengesetzte Encyclopädie herauszugeben, deren einzelne Theile von Spezialisten bearbeitet werden sollten, war noch verfrüht und ist deshalb nicht zu Ende geführt worden.

Etwa mit dem Jahre 1830 schliesst die Reihe der älteren Encyclopädien; der Versuch, welchen Carl Heyer machte, eine solche zu schaffen, wurde nicht vollendet, indem nur zwei Theile (Waldbau und Waldertragsregelung) erschienen sind.

Erst jetzt, nachdem mehr als 60 Jahre seit dem Erscheinen der Hundeshagischen Encyclopädie verflossen sind, scheint das Bedürfnis

nach einer derartigen Zusammenfassung des bisher Geleisteten vorhanden zu sein, welches durch das ziemlich gleichzeitige Erscheinen der Unternehmungen von Fürst und Lorenz, sowie des vorliegenden Werkes befriedigt werden soll; infolge des nunmehr gewaltig vermehrten Stoffes können diese Werke nur durch das Zusammenwirken mehrerer Spezialitäten geschaffen werden.

Damit die Forstwissenschaft sich zu ihrer heutigen Blüte entwickeln könnte, bedurfte es sowohl eingehender spezieller Arbeiten auf dem rein forstlichen Gebiete, als auch der systematischen Verbindung mit den drei Gruppen von Grund- und Hilfswissenschaften, der Mathematik, Naturwissenschaft und Volkswirtschaftslehre.

In richtiger Erkenntniß dieses Umstandes haben die hervorragenden Forstwirte an der Schwelle des XIX. Jahrhunderts neben das ganze Gebiet des forstlichen Wissens umfassenden Encyclopädien auch bereits Monographien über einzelne Disciplinen erscheinen lassen, von denen als die ältesten zu nennen sind: Hennert, Anweisung zur Taxation der Förster, 1791; G. L. Hartig, Anweisung zur Holzucht für Förster, 1791, ferner dessen Anweisung zur Taxation der Förster, 1793; Cotta, systematische Anleitung zur Taxation der Waldungen 1803 und 1804, sowie Cotta, Anweisung zum Waldbau.

Ungefähr seit 1820 hat sich die Zahl der Spezialschriften rasch vermehrt. Dem praktischen Bedürfnisse entsprechend behandelten dieselben stets in erster Linie: Waldbau, Forstbezeichnung und Forsteinrichtung. Die Gebiete dieser Disciplinen waren allerdings anfangs etwas anders abgegrenzt als späterhin, wo mit der forschirenden Entwicklung der Wissenschaft sich mehrfach einzelne Abschnitte derselben als selbständige Wissenszweige lösten, wie dieses z. B. bei der Holzmechanik und Forstvermessung der Fall ist, welche früher stets in den Schriften über Forsteinrichtung mit behandelt wurden.

Was zunächst die Literatur über Waldbau betrifft, so steht Cotta's Waldbau wesentlich auf dem Boden sächsisch-thüringischer Verhältnisse, während dem Hartig'schen Lehrbuch für Förster vorzüglich die Zustände des westdeutschen Buchengebietes und in den späteren Auflagen auch solche der norddeutschen Waldungen zu Grunde liegen. Mehr in Anlehnung an die süddeutschen Verhältnisse schrieben Gwinner\* und Stumpf\*\*). Für die norddeutschen Verhältnisse hinterließ Pfeil in seiner "Deutschen Holzucht" (1860) ein Handbuch, welches von tiefer Kenntniß des forstlichen Verhaltens der norddeutschen Waldbäume Zeugniß ablegt. C. Heyer's "Waldbau" (1854) steht in systematischer Beziehung und als Lehrbuch bis jetzt unübertroffen da.

Eine ganz neue Richtung des Waldbaus bahnte Burckhardt's "Bäume und Pflanzen" (1855) an, welches sich ebenso durch eine Fülle praktischer Erfahrungen, wie durch ungemein klare und jesselnde Darstellungsweise auszeichnet. Die jüngste Reformperiode dieser

\* Gwinner, Der Waldbau in kurzen Umrissen, 1834.

\*\*) Stumpf, Anleitung zum Waldbau, 1850.

Disciplin begann mit Gayer's epochemachen dem Werk „Der Waldbau“ 1880, an welches sich in rascher Folge jene von Wagener, Ney und Bogggreve angeschlossen haben.

In der Literatur der Lehre vom Säen und Pflanzen leisteten J. Ph. C. Jäger\*) und v. Alemann\*\*) Tüchtiges, mit ganz besonderer Meisterschaft hat Burchardt in seinem oben bereits genannten Werk „Säen und Pflanzen“ dieses Gebiet behandelt.

Seit 1860 entstanden eine Reihe trefflicher monographischer Arbeiten über einzelne Betriebsarten und den Anbau einzelner Holzarten. Die Theorie des Buchen-Hochwaldbetriebes fand durch C. Grebe\*\*\*) eine meisterhafte Bearbeitung, durch Knorr †) wurden derselben neue und geistvolle Ideen eingefügt; die Weißtanne behandelte Gerwig ††) in einer guten Monographie. Homburg †††) lehrte ein eigenartiges Verfahren der Nutzhölzerwirtschaft, Neubrand behandelt den Eichen-Hochwald §), Fürst die Pflanzenzucht im Walde, 1882.

Eine ähnliche Entwicklung wie die Lehre vom Waldbau zeigt jene der Forstbenutzung. Auch sie wurde nach Überwindung des encyclopädischen Standpunktes systematisch bearbeitet von Pfeil §§), König §§§) und Gayer¹); allerdings ist die Abgrenzung des hierher zu rechnenden Gebietes bei den verschiedenen Autoren keine gleichmäßige, noch mehr aber schwankt der Umfang, in welchem die einzelnen Abschnitte behandelt werden, da derselbe wesentlich durch die örtlichen und zeitlichen Verhältnisse, von denen der Verfasser ausgeht, bedingt wird.

Aus eben diesem Grund hat hier schon frühzeitig eine monographische Behandlungsweise den örtlichen Bedürfnissen entsprechend Platzgegriffen. Von der reichen hier gehörigen Literatur mögen nur genannt werden: Jäger-Schmid, Handbuch für Holztransport- und Flohwesen 1827/28, Berg, Anleitung zum Verholzen des Holzes, 1830; G. L. Hartig, Physikalische Versuche über das Verhältnis der Brennbarkeit der meisten deutschen Wald-Baum-Hölzer, 1882; Th. Hartig, Über das Verhältnis des Brennwertes verschiedener Holz- und Torfsorten, 1855; Nördlinger Die technischen Eigenenschaften der Hölzer, 1860; Schuberg, Der Waldwegebau und seine Vorarbeiten, 1873; Förster, Das forstliche Transportwesen, 1885.

Unter den forstlichen Nebennutzungen hat keine mehr Streit in der Praxis und schroffere Meinungsverschiedenheiten in den literarischen

Debatten hervorgerufen als die Waldstreu. Es würde zu weit führen, auch nur die wichtigsten Werke in dieser Richtung hier anzuführen, und wird deshalb auf die vom Professor Weber verfasste Einleitung zu den Arbeitsplänen über Streuversuche in Gaughofer (Das forstliche Versuchswesen, II. Band, 1. H., 1882) verwiesen.

Die Geschichte der Literatur über das Forsteinrichtungswesen ist enge verknüpft mit der Entwicklung dieser Disciplin selbst, welche in dem Artikel „Forsteinrichtung, Geschichte derselben“ behandelt worden ist.

Die wichtigsten Werke der dort genannten Gelehrten, welche entweder eine neue Methode begründeten oder die Weiterbildung bereits vorhandener Verfahren zur Folge hatten, sind: Dettels Praktischer Beweis, dass die Mathesis beim Forstwesen unentbehrliche Dienste thue, 1765; Anleitung zu der neuen auf Physik und Mathematik gegründeten Forstabhäzung und Forstflächeneinteilung, 1794 (Darstellung des Wedell'schen Verfahrens, bearbeitet von Wiesenhäver); Maurer, Betrachtungen über einige sich neuerlich in die Forstwissenschaft eingeschlichene irrite Lehrjäze und Künsteleien, 1793; Regeling, Mathematische Beiträge zur Forstwissenschaft, 1788; Hennert, Anleitung zur Taxation der Forsten, 1791; G. L. Hartig, Anweisung zur Taxation der Forsten, 1795; Schilcher, Über die zweckmässigste Methode den Ertrag der Waldungen zu bestimmen, 1796; Cotta, Systematische Anleitung zur Taxation der Waldungen, 1803/4; Klipstein, Versuch einer Anweisung zur Forstbetriebsregulierung; Hundeshagen, Die Forstabhäzung auf neuen wissenschaftlichen Grundlagen, 1826; Karl, Grundzüge einer wissenschaftlich begründeten Forstbetriebsregulierungsmethode, 1838, und seine: Forstbetriebsregulierungsmethode nach der Fachwertsmethode, 1851; C. Heyer, Die Waldextragsregelung, 1841; Breymann, Anleitung zur Holzmeissnung, Waldertragsbestimmung und Waldbewertberechnung, 1868.

Daneben ist auch noch eine reiche Literatur von Hand- und Lehrbüchern zu verzeichnen. Dieselben repräsentieren hauptsächlich die mathematische Richtung der Betriebsregelung, so namenlich: Hößfeld, Die Forsttaxation nach ihrem ganzen Umfang, 1823—1825; Smalian, Anleitung zur Untersuchung und Feststellung des Waldzustandes, der Forsteinrichtung, des Ertrages und Geldwertes der Forste, 1840; doch fehlt es in der Literatur auch nicht an Vertretern des Fachwerkprincips, von welchen noch besonders zu nennen sind: G. L. Hartig, Die Forstbetriebeinrichtung nach staatswirtschaftlichen Grundsätzen, 1825; Pfeil, Die Forsttaxation, 1833; Albert, Lehrbuch der forstlichen Betriebsregulierung, 1861; und Grebe, Die Betriebs- und Ertragsregulierung der Forsten, 1867. Für das Studium der Regelung des Forstbetriebes nach Grundzügen der Reinertragstheorie kommt vor allem: Judeich, Die Forsteinrichtung, 1871, sowie die von Gustav Heyer beorgte dritte Auflage der Carl Heyer'schen Waldertragsregelung, 1883, in Betracht.

\*) Jäger, Das Forstculturwesen nach Theorie und Erfahrung, 1850.

\*\*) Alemann, Über Forstculturwesen, 1851.

\*\*\*) Grebe, Der Buchen-Hochwaldbetrieb, 1856.

†) Knorr, Studien über die Buchenwirthschaft.

††) Gerwig, Die Weißtanne im Schwarzwald, 1868.

†††) Homburg, Die Augwirthschaft im geregelten Hochwald-Überhalt-Betriebe und ihre Praxis, 1875.

§) Neubrand, Die Gebrände mit besonderer Beziehung auf die Eichen-Hochwaldwirthschaft, 1869.

§§) Pfeil, Die Forstbenutzung und Forstechnologie, 1831.

§§§) König, Die Forstbenutzung, 1851.

†) Gayer, Die Forstbenutzung, 1863.

Dombrowski, Encyclopädie d. Forst- u. Jagdwissenschaft. IV. Bd.

Von den drei Gruppen der Hilfs- und Grundwissenschaften war die Mathematik am frühesten bereits vollständig durchgebildet und einer Anwendung für die Zwecke der Forstwirtschaft fähig; die Naturwissenschaften begannen erst gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts ihre Blüten zu entfalten und von einer wissenschaftlichen Volkswirtschaftslehre kann vor Adam Smith nur in untergeordnetem Maß gesprochen werden.

1. Wenden wir uns zunächst zur Betrachtung der Geschichte der Forstmathematik.

a) Forstvermessung. Das Bedürfnis der Praxis war die Voraussetzung, dass schon in ziemlich früher Zeit wenigstens ein Theil der Forste regelrecht vermessen wurde. Die Eintheilung des Niederwaldes in Schläge, sowie der hienmit in Verbindung stehende flächenweise Verkauf des Holzes haben die Kenntnis der Größe des Waldes sowie eine Abmessung der Jahreschlagsflächen und Verlaufslöse zur Voraussetzung; das Messungsverfahren war allerdings ein ziemlich einfaches. An vielen Orten begnügte man sich selbst noch gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts damit, die Ansdehnung der Waldungen gutachtlich nach Stunden oder Meilen anzusprechen, kleinere Flächen wurden nach dem Umschreiten und krenzweisen Durchgehen geschätzt, es sind indessen auch genügende Beweise dafür vorhanden, dass eine genauere Vermessung der Waldungen schon zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts nicht gerade zu den Seltenheiten gehörte. Langen und Dettelt legten auf eine gute Forstvermessung großes Gewicht, da sie ja die Fläche fast ausschließlich als Regulativ für die Wirtschaft benötigten.

Die älteste Anleitung zur Forstvermessung ist in der „Praxis geometriae“ von Penster (1. Auflage, 1729, 9. Auflage, 1788) enthalten, um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts beschäftigte sich Bierenklee in seinen „Ansangsgründen der theoretisch-praktischen Geometrie“ (1767) auch eingehend mit der Forstvermessung.

Die Instrumente, welche nach diesen Autoren hiebei gebraucht wurden, sind: ein kleiner Messstiel (Mensula Praetoriana), die Bisssole und das Astrolabium. Man beschränkte sich bei der Flächenermittlung im Wesentlichen auf die Messung der Umfangswinkel und Seiten, von denen erstere mit Hilfe des Transporteurs aufgetragen wurden.

Auch in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts war es lediglich das graphische Verfahren, welches zur Bestimmung der für die Flächenberechnung nothwendigen Elemente angewendet wurde; sei es, dass die Aufnahme mit dem Messstiel erfolgte, oder dass man die gemessenen Winkel und Seiten mittelst Transporteurs und ergänzten Maßstabes zur Construction des Planes benützte.

Dassel war der Erste, welcher die polygonometrische Methode nach den Formeln Lexells, Professors der Mathematik in Petersburg bei den Forstvermessungen zur Anwendung brachte \*); nach seiner Anleitung wurden von

dem Forstmesser Neubauer 1798 das Revier Höhenkirchen und 1797 das Revier Eggbard in Oberbayern mit einem kleinen Reichenbach'schen Theodoliten aufgenommen.

Am frühesten wurden die Theodolitmessung und polygonometrische Berechnung für Forstvermessungen im Großherzogthum Hessen gebraucht, wo schon seit Beginn der Landesvermessung zu Anfang der 1820er Jahre Fluren, Gewanne und Waldungen nur auf diese Weise aufgenommen wurden, namentlich der Oberforstsecretär Reizig war es, welcher sich um die Durchführung dieser Arbeiten sehr verdient gemacht, und 1820 seine mit sehr großem Beifall aufgenommenen Coordinatenfeln herausgab.

In den übrigen Staaten blieben theils der Meistrich, theils die Bissole bei den Forstvermessungen fast ausschließlich in Anwendung, ersterer wurde namentlich in Österreich und Bayern, letztere in Preußen, wo durch die Instruction von 1819 vorgeschrieben war. Allmählich verdrängte jedoch der Theodolit die unvollkommenen Instrumente, wenigstens bei der Messung der Eigenthumsgrenzen und Umlanglinien, mehr und mehr, und ist derselbe für diese Zwecke jetzt in Deutschland fast ausschließlich in Gebrauch.

Die Entwicklung des Forsteinrichtungswesens hat seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts auch die Weiterbildung der Methoden der Forstvermessung und Kartierung durch den Erlaß zahlreicher Instructionen gefördert.

Bereits Wedell hat um 1766 gemeinschaftlich mit dem Bauinspector Geißler eine solche bearbeitet, welche auf Anwendung der Bissole beruhte; 1783 erließ Kropff eine Vermessungsinstruction und 1787 Hennert das vortreffliche „Reglement für die Ingenieurs bei Vermessung der Forsten“. In letzterem wurden drei Arten von Karten vorge schrieben: 1. Bronilsonkartei im Maßstabe von 50 Ruten = 1 rheinl. Decimale Zoll, 2. reduzierte Karten in jenem von 250 Ruten = 1" rheinl. Maßes, und 3. Forstsituationskarten.

Hartig und Cotta behandelten in ihren Anleitungen zur Forstatization auch diesen Gegenstand, und in Zusammenhang mit den Forsteinrichtungsinstructionen, welche etwa seit 1820 in allen deutschen Staaten erlassen wurden, erschienen meist auch Anleitungen zur Forstvermessung (z. B. Instruction für die königlich preussischen Forstgeometer vom 13. Juli 1819, Bestimmungen und Instructionen über das bei Forstvermessungen im Königreich Sachsen zu beobachtende Verfahren von 1841, Instruction für die Begrenzung, Vermarkung, Vermessung und Betriebseinrichtung der österreichischen Staats- und Fondsforste, 1878).

Von den verschiedenen Werken, welche im XIX. Jahrhundert die Forstvermessung systematisch behandelten, sind besonders zu nennen: Ernst Friedrich Hartig, Praktische Anleitung zum Vermessen und Chartieren der Forste in Bezug auf Betriebsregulierung, 1828; ferner Kraft, Die Ansangsgründe der Theodolitmessung und der ebenen Polygonometer, 1863, und Baur, Lehrbuch der niederen Geo-

\*). Dassel, Über die zweimähigste und zuverlässige Methode, große Waldungen zu messen, zu zeichnen und zu berechnen, 1799.

däße, vorzüglich für Forstwirte, Cameralisten und Ökonomen, 1858.

b) Holzmesskunde. Wesentlich später als die Forstvermessung entwickelte sich die Holzmesskunde, deren Fundament eigentlich erst durch Dettelt in seinem 1763 erschienenen Werk: Praktischer Beweis, dass die Mathesis beim Forstwesen unentbehrliche Dienste thue, gelegt worden ist.

Bis auf Dettelt kannte man eine genaue Methode, die Masse eines Baumes zu bestimmen, überhaupt nicht, sondern taxierte entweder gutachtlich dessen Inhalt nach Klafern bzw. die Nutzhölzerlässe, in welche er gehörte, oder richtete sich beim Verkauf vorwiegend nach der Bruststärke und Höhe, bei Schnitholz schätzte man, wie viele Bretter der Baum wohl liefern könnte.

Erst Dettelt lehrte 1763 die Masse eines Nadelholzstamms nach der Formel für den geradseitigen Regel zu ermitteln. Für entwipfelte Stämme wurde seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts meist die Formel des geglichenen Durchmessers  $\frac{\pi}{4} \left( \frac{d_1 + d_2}{2} \right)^2 h$  angewendet, deren Ungenauigkeit man durch verschiedene Correcturen zu verbessern suchte, z. B. Hennert dadurch, dass er die hierach erhaltenen Masse noch um einen Regel von dem Inhalt  $\frac{\pi}{4} \left( \frac{d_1 - d_2}{2} \right)^2 h \cdot \frac{1}{3}$  vermehrte.

In Krünitz „Ökonomische Encyclopädie“, 1781 (Art. „Holz“), wurde bereits die Massenermittlung nach der Formel Mittelfläche und Länge gelehrt, und 1787 erschienen in Bießen Reibstafeln, welche nach der gleichen Formel berechnet sind.

Der bayerische Salinenforstinspector Huber hat diese unter anderem auch in der preußischen Revierförsterinstruction von 1817 enthaltene Formel weiter verbreitet, weshalb dieselbe häufig nach ihm benannt wird.

Die stereometrische Inhaltsberechnung wurde durch Formeln von Smalian, Hößfeld, Preßler und namentlich von dem Oberstudienrat von Riecke weitergebildet.

Um die verschiedenen zur Massenberechnung nothwendigen Dimensionen zu ermitteln, bediente man sich neben dem gewöhnlichen Maßstab zur Stärkemessung im XVIII. Jahrhundert ausschließlich der Messschnur, Draht oder der Baummesskette, welche sich auch während der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts noch in der Praxis behaupteten. In Cottas Forsttaxation, 1804, und in dem Hartig'schen Lehrbuch für Förster, 1808, wird zuerst die Kluppe erwähnt. Erst seit 1840 traten indessen an die Stelle der meist roh und ungeschickt gearbeiteten älteren Kluppen verbesserte Constructionen von: Smalian, Reißig, Friedrich, Püschel, Stahl, C. Heyer, Ed. Heyer, G. Heyer n. a. m., welche die Umfangsmessung allmählich vollständig verdrängt haben.

Der Baummesszirkel war in den ersten Decennien des XIX. Jahrhunderts an verschiedenen Stellen im Gebrauch, so hat unter anderem der Hilfsförster Kieleman zu

Hassenfelde bei Frankfurt a. O. 1840 einen solchen konstruiert\*), welcher dem Tharander ganz ähnlich war, um dessen Verbesserung sich besonders Preßler bemüht hat.

Da die Stämme früher meist stehend verkauft wurden, so suchte man nach Mitteln, um die Höhe des stehenden Baumes und wo möglich auch dessen Kopfdurchmesser zu bestimmen.

Schon Dübel verwendete das rechtwinkelige Dreieck in verschiedenen Formen zum Höhenmessen, Dözel und Jung konstruierten ebenfalls Baumhöhenmesser. Das vollkommenste derartige Instrument war während des XVIII. Jahrhunderts der von Reinhold, Professor der Mathematik, zu Osnabrück im Jahre 1780 erfundene „Erdstakometer“, welcher in seiner Construction dem Klausner'schen Höhenstärkenmesser nahe steht.

Der erste, einfache und doch zugleich genaue Höhenmesser ist von Hößfeld angegeben, während König das bereits längere Zeit gebräuchliche, in Quadratgeheilte Brettchen mit Roth etwas vervollkommen und in die Praxis eingeführt hat. Wesentlich verbesserte Höhenmesser wurden in neuerer Zeit in großer Anzahl konstruiert, von denen namentlich jene von Winkler, Faustmann, Weise, C. Heyer und Preßler zu erwähnen sind.

Seitdem der Verkauf des Holzes auf dem Stock weniger gebräuchlich geworden ist, wird den sog. Baumstärkemessern nur mehr geringe Beachtung geschenkt, die besten derselben sind mit den Höhenmessern von Winkler und Klausner verbunden.

Um den Festgehalt des in Raummaßen aufgeschichteten Holzes kennen zu lernen, stellte schon Dettelt Unterrichungen auf stereometrischem Wege und Hennert im Jahre 1782 solche auf gyrometrischem Wege an; im XIX. Jahrhundert wurde letzteres Verfahren durch Einführung verbesselter Apparate zu einem hohen Grade von Genauigkeit gebracht. Solche Apparate wurden konstruiert von: Hößfeld, Egger, Reißig, Klausprecht, C. Heyer, Th. u. R. Hartig. Die gegenwärtig übliche Construction stellt eine Verbesserung der von Reißig und Klausprecht angegebenen Formen vor.

Die erste Idee zur Ermittlung der Formzahlen und deren Anwendung zur Eubirung stehender Bäume verdanken wir Paulsen, welcher 1800 in einer als Manuskript in Norddeutschland verbreiteten Abhandlung in vollwüchsigen Laubwäldern je nach der Kronenlänge drei Baumklassen mit den Reductionszahlen 0,75, 0,66 und 0,50 unterschied. Eine Formel für die Ermittlung der Formzahlen gab Paulsen noch nicht, diese lieferte erst Hößfeld 1812.

Hundeshagen, König und Smalian haben die Lehre von den Formzahlen wesentlich gefördert, während aber von ersteren nur Brusthöhenformzahlen berechnet wurden, entwickelte Smalian 1837\*\*) zuerst die Idee der echten oder Normalformzahlen, indem er die Grundfläche stets in  $\frac{1}{20} h$  maß; 1840 sagte er, dass

\*) Allg. Forst- und Jagdzeitung, 1841, p. 403.

\*\*) Smalian, Beitrag zur Holzmeßkunst, 1837, p. 72.

man dieselbe allgemein in <sup>1</sup>/<sub>n</sub> h ermitteln müßte. Dieser Gedanke stand damals wenig Auffang, wurde aber von Preßler wieder aufgenommen und eifrig weiter verfolgt. Den Begriff der absoluten Formzahl stellte Rüdiger 1873 zuerst auf\*).

Man war auch schon frühzeitig daran gegangen, statt der Formzahlen direct Durchschnittswerte für die Massen der einzelnen Bäume, d. h. Massentafeln zu berechnen. Die ersten derselben rührten von Cotta her, welche bereits in seiner „Systematischen Anleitung zur Forstarbeit“ 1804 Massentafeln für die Buchen des Zillbacherforstes veröffentlichte; in seinem „Waldbau“ gab er 1817 ausführlichere sog. „Normaltafeln“, bei welchen er jedoch nicht wie sonst üblich vom Cylinder, sondern vom geradseitigen Regel ausging. König verfolgte anfangs die Idee Cotta's, die eigenthümlichen Baumformen der verschiedenen Holzarten zur Massenermittlung zu benützen, weiter und gab 1813 Tafeln für die wichtigsten Waldbäume nach fünf Wachsthumsschlassen. Späterhin setzte König an die Stelle der Massentafeln seine Richthöhen-tafeln, die von ihm 1840 veröffentlichten „allgemeinen Waldschätzungs-tafeln“ sind keine Massentafeln in unserem Sinne, sondern eigentlich Ertragstafeln. Ungleich höheren Werth als die Königlichen Waldmassentafeln haben die bayerischen Massentafeln, welche im Laufe der 1840er Jahre auf Grund der an 40.220 Stämmen durchgeführten Formzahluntersuchungen aufgestellt wurden. Stahl rechnete sie 1852 in preußisches, Buschel 1855 in österreichisches Maß, Behm 1872 und Ganghofer 1875 für Metermaß um.

Der erste, welcher statt der rohen Deutlartaxation eine specielle Aufnahme der vorhandenen Holzmasse anwandte, war um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts Joh. Gottl. Beckmann. Derselbe umspannte den betreffenden Distrikt oder bei zu großer Ausdehnung desselben ein Stück nach dem andern mit Bindfaden und ließ in jedem Baum einen Birken-nagel einschlagen, dessen Farbe je nach der Stärkeklasse, welcher der Baum angehört, verschieden war. Da man die Zahl der zu Beginn der Arbeit vorhandenen Birkenägel jeder Farbe kannte, so konnte man leicht berechnen, wie viele Stämme in jeder Classe auf der Fläche vorhanden waren. Durch Multiplication der betreffenden Anzahl mit dem erfahrungsmäßigen durchschnittlichen Festgehalt der betreffenden Sortimentsklassen ergab sich der gesammte Borrrath.

Da diese Methode höchst schwierig war, so suchte man dieselbe auf verschiedene Weise zu vereinfachen. Zanthier ließ Holzhauer in gleichen Abständen durch den Wald gehen und die einzelnen Stämme nach Stärkeklassen notieren. Bierenflee verfuhr ähnlich wie Beckmann, ließ aber noch Leute nachgehen, um die Birkenägel wieder herauszuziehen.

Da die specielle Aufnahme ganzer Bestände zu zeitraubend erschien, so wandte man schon vor Beckmann die Massenermittlung nach Probesflächen an, eine Abkürzung, welche von den

meisten Anleitungen zur Forsteinrichtung bis in die neueste Zeit herein vorgeschrieben wurde.

Wegen der Ungenauigkeit und Schwierigkeit der anfangs üblichen Massenermittlungsmethoden betrachtete schon Fleming (um 1726), später auch andere Forstwirthe des XVIII. Jahrhunderts, z. B. Hennert, den Abtrieb als das sicherste Mittel, die Holzmasse auf Probesflächen zu bestimmen.

Die im XVIII. Jahrhundert gebräuchlichen Verfahren der Bestandesmassenermittlung waren so schwierig und dabei doch so ungenau, daß die Deutlartaxation doch immer weiters am meisten Anwendung stand. Erst Hößfeld lehrte 1812\*\*) die Massenaufnahme nach der Formel: GH, wobei G gemessen und die Bäume nach Formklassen eingehäuft werden sollten; 1823 nahm er für den ganzen Bestand nur eine gemeinschaftliche mittlere Formzahl an. König lehrte 1835 ebenfalls als Methode der genannten Bestandesaufnahme: Messung von G und h, Einhäufung von f, daneben beschäftigte er sich aber noch eingehend mit den verschiedenen Verfahren einer annähernden Massenschätzung.

Während Hößfeld die mittlere Höhe indirect aus dem Durchschnitt der Classen erhält und die mittlere Formzahl schätzt, lehrte Huber 1824 diese Größen am arithmetisch-mittleren Modellstamm direct messen. Sein Verfahren hat sich lange in der Praxis erhalten und ist erst seit 1857 durch die neueren und feineren Verfahren von Draudt und Ulrich verdrängt worden.

Preßler empfahl anfangs (1853) das Massenaufnahmeverfahren mittels echter Formzahlen und dann 1857 seine Grundflächen- und Richthöhenmethode, ohne daß diese jedoch größere Verbreitung gefunden haben.

Die erste Anleitung zu Ertragsversuchen und zur Aufstellung einer Ertragstafel wurde im Jahre 1721 von Réaumur für die französischen Niederwaldungen gegeben, wobei er das Rahmhiebsverfahren angewendet wissen wollte\*\*). Auch Detmeli gab eine Anleitung zu diesem Zweck, wobei er vorschlug, den Holzgehalt der älteren Bestände aus einem jüngeren durch Veranschlagung des mittleren Cubitinhaltes eines Stammes und der Zahl der Durchforstungsstämmen abzuleiten. Die ersten Ertragstafeln in unserem Sinne hat Paulsen in seinem 1787 der Detmold'schen Kammer eingereichten „Entwurf zur wirtschaftlichen Eintheilung des Holzvorrathes sowohl in Eichen- als in Buchenforsten, so überhaupt als Baum und nicht als Schlagholz betrieben werden“ aufgestellt und solche 1793 für Buchen-, Eichen-, Fichten- und Kiefernholzwald und für Buchen-niederwald veröffentlicht. Auch Hennert teilt Angaben der Haubarkeitserträge für Kiefern und für Niederwaldungen mit.

Erhöhte Bedeutung gewann die Bestimmung des künftigen Haubarkeitsertrages seit der Entwicklung des Massenfachwerkes.

\*) Hößfeld, Niedere und höhere praktische Stereometrie, 1812, p. 189.

\*\*) M. d. Réaumur, reflexions sur l'état des bois du royaume. (Mém. de l'acad. royale des sciences, année 1721, Mém. 294.)

\*\*) Rüdiger, Über Baumform und Bestandesmasse, 1873.

G. L. Hartig veröffentlichte bereits 1793 Ertragstafeln, ebenso auch Cotta 1817 in seinem Waldbau, letzterer nach 10 Bonitäten getrennt.

Um das Jahr 1800 wurde auch bereits die Methode, durch Stammanalysen den Zuwachsgang der Bestände zu ermitteln und darzustellen, in Anwendung gebracht. Seutter war der Erste, welcher versuchte auf diesem Wege Ertragstafeln für die Buche zusammenzustellen; Späth konstruierte 1797 die ersten Wachstumskurven, von ihm „Logistik“ genannt; Hößfeld baute mit den Vorarbeiten von Seutter und Späth weiter, zeigte aber auch schon, wie man durch dauernde Beobachtung von Probebeständen Ertragstafeln erhalten und deren Ergebnisse durch Curven darstellen könne. Das erste durchgebildete Weiserverfahren gab Huber 1824 an.

Hundeshagen, dessen Forsteinrichtungsverfahren auf einer genauen Kenntnis des Normalvorrathes und Zuwachsganges beruhte, veröffentlichte ziemlich gleichzeitig mit Hößfeld und Huber ebenfalls Ertragstafeln.

Seit 1830 ist eine ganze Reihe solcher Tafeln erschienen, so von Smalian, Karl, der badischen Forstverwaltung, König, Preßler; sie leiden aber alle an dem Mangel, daß ihnen zu wenige und nicht genügend exakte Beobachtungen zu grunde liegen. Erst seitdem durch Gründung der forstlichen Berichtsanstalten Gelegenheit zur Sammlung des nötigen Grundlagematerials gegeben und Klarheit hinsichtlich der an dasselbe zu stellenden Ansforderungen erzielt ist, besteht die Aussicht, der Lösung dieses Problems näher zu kommen.

Neben der Bestimmung des Zuwachsganges der Bestände durch alle Alterstufen behielt stets auch die Untersuchung über den Zuwachs der Einzelstämme und auch der Bestände für längere und kürzere Perioden hohe praktische Bedeutung.

G. L. Hartig gab bereits 1793 und G. Cotta 1804 Anleitungen zur Ermittlung des Zuwachses für die letzten 20 bzw. 10 Jahre, beide stellten auch Zuwachsprocenttafeln auf.

Eine sehr bedeutende Förderung erfuhr die Zuwachslehre durch König, welcher leider seine Ausführungen in wenig handgerechter und gemeinfälscher Form vorlegt. Preßler hat die in der Haupttheorie ganz richtigen Ideen König's vielfach benutzt, vervollständigt und in gebräuchsgerechte Formen gebracht. Dr. W. Schneider gab 1853 die einfache Zuwachsprocentformel <sup>400</sup> n. d.

Bedeutende Fortschritte machte die Zuwachslehre und die Methode der Zuwachsermittlung durch die Arbeiten von Karl Heyer, Eduard Heyer und Gustav Heyer, vor allem aber durch Preßler. Letzterer vervollkommenete nicht nur die Theorie des Zuwachses und eröffnete der Zuwachslehre zahlreiche neue Gesichtspunkte, sondern gab auch der Praxis durch seinen Zuwachsbohrer, den Meßschnell und zahlreiche Tabellen äußerst schätzenswerte Hilfsmittel.

Von den Lehrbüchern der Holzmeißkunde sind besonders hervorzuheben: Smalian,

Beitrag zur Holzmeißkunst, 1837; Klanpricht, Holzmeißkunst 1842 und 1846, Baur, Holzmeißkunst I. Aufl. 1860, 3. Aufl. 1882 und Kunze, Holzmeißkunst 1873.

### c) Waldwertberechnung und Statistik.

Für die Ermittlung des Wertes eines Waldes erschien lange Zeit der augenblickliche Verbrauchswert des haubaren Holzes als der beste Maßstab, das jüngere Holz und der Bodenwert wurden gar nicht gerechnet. Als man später einen nachhaltigen Ertrag der Waldungen zu ermitteln lernte, benützte man diesen, nebst dem Erlös aus Mast und Weide, um durch Capitalisierung des Geldwertes der jährlichen Nutzungen den Waldwert zu bestimmen.

Dettelt machte den Vorschlag, die Größe der Waldfläche mit dem Ertrag der haubaren Flächeneinheit zu multiplizieren und das halbe Produkt als Waldwert zu betrachten; im Prinzip läuft dieses Verfahren auf die Formel  $\frac{U}{2}$  hinans.

In Österreich, wo infolge der Klosteranhebung durch Kaiser Josef II. große Waldverkäufe vorkamen, wurde nach längerer Beratung im Jahre 1788 ein Hofkammerdecreet für das hier in Anwendung zu kommende Wertberechnungsverfahren erlassen, welches die Grundlage für die späterhin als österreichische Cameralaxe bekannt gewordene Forsteinrichtungsmethode darstellt\*).

Von jedem zu veräußernden Wald sollte nach diesem Decret der mögliche Ertrag und der zu demselben gehörige Normalvorrath (fundus instructus) erhoben werden. Der erstere gab nach Abzug der Steuern und Regelkosten mit 5% capitalisiert den normalen Waldwert, welcher um die Differenz zwischen dem fundus instructus und dem wirklichen Vorrath erhöht oder erniedrigt werden müsse.

Die Geschichte der modernen Waldwertberechnung beginnt mit einem Schreiben des Feldjäger Bein und Eyber an den Oberforstmeister von Burgsdorf aus dem Jahre 1799 (Diana II, p. 131), in welchem sie darauf aufmerksam machen, daß man von einem Forst nicht den jetzigen durchschnittlichen Ertrag als zu capitalisirende Rente ansehen könne, wenn die Einnahmen aus demselben ungleich eingingen und sein Etat steigend sei.

Dieses Schreiben veranlaßte Nördlinger und Hößfeld im III. Band der Diana (1805) ihre diesbezüglichen Ansichten anzusprechen, wobei sie die Methode des Erwartungswertes erörtert und den Grund zur heutigen Waldwertberechnung gelegt haben.

Nördlinger berechnete den Waldwert als die Differenz der prolongirten Einnahmen und Ausgaben, hatte aber nur im jährlichen Betrieb bewirtschaftete Waldungen im Auge.

Hößfeld stellte bereits den allgemeinen Grundfaß auf, daß man alle künftigen Einnahmen, die aus dem Wald zu ernten sind, vorausbestimmen müsse, um sie durch Discontierung auf ihren gegenwärtigen Wert zu re-

\*). Das Hofkammerdecreet ist abgedruckt im Tharander forstlichen Jahrbuch, 1860, p. 7-ff.

ducieren, so dass die dafür zu zahlende Kaufsumme zu der Zeit, wo diese Nutzung eingeht, mit den zugeschlagenen Zinsen eine gleich große Summe beträgt wie die zu erwartende Einnahme. Höffeld entwickelte gleichzeitig die nötigen Formeln der Zinsseszinsrechnung ganz richtig.

Auch Cotta und Hartig beschäftigten sich mit den Problemen der Waldwertberechnung. Der erstere lehrte (Anleitung zur Forsttagation II. Band), dass der Wert eines Waldes gleich sei der Differenz des Bruttojahresertrages und der nothwendigen Unterhaltsungsosten, capitalisiert mit 3%. Hartig wollte nach seiner 1812 veröffentlichten "Anleitung zur Berechnung des Geldwertes eines Forstes" den Bodenwert und Bestandewert gesondert erhoben wissen, ersteren setzte er gleich dem capitalisierten Nettojahresertrag, letzteren berechnete er durch Addition der einzelnen Erträge, welche mit einfachen Zinsen discontirt wurden.

Hundeshagen lehrte dann, dass sich der Wert eines Waldes zusammensehe aus dem Betrage seines Boden- und Materialcapitales. Höffeld hielt auch in seiner "Wertsbestimmung" von 1825 daran fest, mit Hilfe der für den Bodenwert zutreffenden Formel Waldwerte zu berechnen. Große Waldungen sollten in Theile (Reviere) von gleichen Standorts- und Wirthschaftsverhältnissen zusammengefasst und für jeden der selben die vortheilhafteste Bewirtschaftungsart bestimmt werden.

In der nun folgenden Periode wurde der mathematische Theil der Waldwertberechnung mit großem Eifer gefördert. Zunächst arbeitete König in dieser Richtung weiter, welcher schon 1813 in seiner "Anleitung zur Holztagation" die erste mit Unterstellung des ausliegenden Betriebes geführte und in allen ihren Theilen richtige Berechnung des Erwartungswertes eines nackten Waldbodens gegeben hatte; in der III. Auflage seiner "Forstmathematik" 1846 beschäftigte sich König auch mit dem Bestandeserwartungswert, ohne jedoch eine vollständige Lösung hierfür zu finden.

Die Formel für den Bodenerwartungswert wurde 1849 von Faustmann auf Grund streng wissenschaftlicher Entwicklung aufgestellt, jene für den Bestandeserwartungswert von Debel, nachdem Widemann schon 1828 eine vollständig richtige Berechnung derselben gegeben hatte, in welcher man nur die Bezeichnung der Ausgaben vermisst. Dass zu diesen auch die Bodenwerte gehören, lehrte Pfeil 1816 und Riecke 1829.

Breymann und Preßler bearbeiteten ebenfalls zunächst mehr die Rechnungsmethoden, Burckhardt dagegen wandte sich einer wesentlich praktischen Richtung zu, welche leistete für die Theorie der Waldwertberechnung Ersprießliches, während der mathematische Theil derselben seine vollständigste Bearbeitung durch Gustav Heyer in seiner "Anleitung zur Waldwertberechnung" (I. Aufl. 1863, III. Aufl. 1883) gefunden hat.

Große Meinungsverschiedenheit bestand lange Zeit über die bei der Waldwertermittlung anzuwendende Art der Zinsenberech-

nung. Bein und Eyber waren bereits gegen vollständige Berechnung der Zinsseszinsen und für beschränkte Zinsen, während Nördlinger und Höffeld, ebenso auch Cotta 1804 für die Rechnung mit Zinsseszinsen eintraten. Letzterer änderte jedoch später seine Ansicht und wandte 1818 in seiner "Anweisung zur Waldwertberechnung" arithmetisch-mittlere Zinsen an.

G. L. Hartig rechnete ausschließlich mit einfachen Zinsen, näherte sich jedoch dem Resultate der Zinsseszinsrechnung dadurch, dass er einen ziemlich hohen Zinsfuß annahm und denselben periodisch nicht unbedingt steigen ließ.

Die späteren Schriftsteller verliehen alle die Rechnung mit einfachen Zinsen, dagegen tauchten verschiedene andere Vorschläge auf, die Rechnung mit Zinsseszinsen zu umgehen. Mössheim empfahl 1829 die Rechnung mit geometrisch mittleren Zinsen, welche auch v. Gehren 1835 und Hierl 1852 adoptierten. Durch Burckhardt endlich wurde die Rechnung mit beschränkten Zinsseszinsen wieder in die Literatur eingeführt.

Hundeshagen, König, Pfeil sowie die sämtlichen neueren forstlichen Autoren: Breymann, Preßler, G. Heyer, Albert u. A. erklärten sich ausschließlich für die Anwendung von Zinsseszinsen.

Wenn auch lange Zeit lediglich die Ausbildung der Technik im Vordergrund stand, so tauchten doch schon frühzeitig auch Untersuchungen über die Erzielung des höchsten wirtschaftlichen Effectes beim forstlichen Betrieb auf. Die ersten forststatistischen Untersuchungen rührten von Zantier hier her, welcher in seinem "kurzen systematischen Grundriss der praktischen Forstwissenschaft" bereits im Jahr 1764 in streng wissenschaftlicher Weise mit Anwendung einer Art beschränkter Zinsseszinsrechnung eine Vergleichung der Rentabilität der vorherrschenden Betriebsarten anstelle und dabei zu dem Resultat kam, dass überhaupt unter allen Betrieben der Fichtenhochwald, beim Laubholz aber das Busch- und Stangenholz den Vorzug verdienen.

Hieran schlossen sich die Erörterungen über die vortheilhafteste Umlaufszeit.

Schon Leitter\*) unterschied 1789 eine physische und eine ökonomische Handbarkeit, Sennert bezeichnete 1799 den Moment der Culmination des Durchschnittszuwachses als das richtige Abtriebsalter. In ähnlicher Weise unterschieden die Schriftsteller aus den ersten Decennien des 19. Jahrhunderts verschiedene Umlaufszeiten, je nachdem ein höheres Geldeinkommen oder die Errreichung eines bestimmten technischen Zwecks erstrebt wurde.

Pfeil war der erste, welcher 1820 nicht die Erlangung des höchsten jährlichen Bruttoertrages, sondern die entsprechende Verzinsung des Bodenkapitales als die Aufgabe der Forstwirtschaft bezeichnete; wenige Jahre später (1823 und 1824) lehrte er dann weiter, dass die vortheilhafteste Umlaufszeit jene sei, für welche sich der größte Bodenwert berechne. Während er jedoch anfangs die gleichen Grundsätze für die Staatsforstwirtschaft wie für die Privatforst-

\*) Leitter, Systematisches Handbuch der theoretischen und praktischen Forstwirtschaft, 1789, p. 46.

wirtschaft angewendet wissen wollte, verwarf er späterhin für die Staatsforste die Geldwirtschaft.

Hundeshagen hat am frühesten (2. Aufl. seiner Encyclopädie) den Begriff des forstlichen Productionsauswandes klarer begrenzt, von ihm führt auch die Anwendung des Wortes „Statistik“ her, als „Meisskunst der forstlichen Kräfte und Erfolge“. Hundeshagen berechnete den Effect der Forstwirtschaft sowohl aus der Differenz der Productionskosten und Roherträge als auch nach der durchschnittlich jährlichen Verzinsung des Productionsauswandes.

König hat an dem Ausbau der Methoden der forstlichen Rentabilitätsberechnung eifrig weiter gearbeitet, allein in weitere Kreise drang diese Bewegung erst mit dem Erscheinen von Preßler's „Nationallem Waldwirt“ 1858 und dessen energischem Auftreten. Wohl keine andere Erneuerung der forstlichen Literatur hat ein ähnliches Aufsehen erregt, als dieses von einem Nichtfachmann verfasste Werk mit seiner ironieübersetzen und allerdings auch vielfach zu weit gehenden Kritik der bestehenden Zustände, sowie mit seinen Forderungen einer Umgestaltung des forstlichen Betriebes, für welche zunächst noch die nötigen Unterlagen fehlten. In der Literatur begann anfangs der 1860er Jahre ein äußerst lebhafter Kampf, in welchem Preßler lange Zeit fast isoliert stand, während die tüchtigsten Vertreter der Theorie und Praxis ihm gegenübertraten.

Für den ganzen Charakter dieses Streites war von wesentlichem Einfluß, daß Preßler in erster Linie vorwiegend die mathematische Seite betonte, während viele der Gegner seinen Entwicklungen nicht folgen konnten oder wollten und einseitig lediglich die Gefahren einer Verkürzung der Umlaufszeit hervorhoben.

Durch die Arbeiten von G. Heyer, Lehr, Judeich u. a. ist die Frage erheblich geklärt und auf den richtigen Weg zurückgeführt worden, während die Discussion derselben vom forstlichen und allgemeine wirtschaftlichen Standpunkt aus durch Burckhardt, Boje, Danielmann, Fischbach u. a. äußerst fruchtbringend für die Weiterentwicklung der forstlichen Technik geworden ist.

2. Ungleich langsamer als die Forstmathematik entwickelte sich die naturwissenschaftliche Richtung der Forstwissenschaft.

Der Natur der Sache nach waren in erster Linie Botanik und dann Zoologie jene Gebiete der Naturwissenschaft, welche dem Forstmann am nächsten standen und auch ihrem eigenen Entwicklungsgange nach verhältnismäßig schon frühzeitig weit vorgebildeten waren.

a) Forstbotanik. Das im Jahre 1716 erschienene Buch des Regensburger Arztes Georg Andreas Agricola „Neuerer und nie erhörter, doch in der Natur wohl begründeter Versuch der Universalvermehrung aller Bäume, Stauden und Blumengewächse, das erstmal theoretice und practice experimentiert“ behandelt zwar neben viel Aberglauben und Schwindel auch die bekannten Pflanzarten ziemlich gut und lehrt auch die Kunst, die Blätter verschiedener Pflanzen zur Vermehrung zu benützen, allein der bessere Kern wird verhüllt von einer Unsumme Aber-

glauben und Schwindel. Fraas neunt deshalb Agricola mit Recht einen „garten- und forstwirtschaftlichen Alchymisten“.

Wenn man von diesem Buch, welches für die Forstbotanik nur in sehr untergeordnetem Maße in Betracht kommt, absieht, so war es ein französischer Gelehrter, Duhamel du Monceau, welcher auf dem Gebiete der Forstbotanik auch für Deutschland bahnbrechend vorgangen ist. Bei umfassender Kenntnis der Botanik, seines Lieblingsfaches, machte derselbe zahlreiche wertvolle Beobachtungen und Untersuchungen, welche, wie alle seine Arbeiten, vorwiegend die Anwendung der wissenschaftlichen Lehren für die Praxis im Auge hatten. Besonders berühmt sind die Leistungen Duhamels auf dem Gebiete der Pflanzenanatomie, welche er namentlich in seinem Hauptwerk „Physique des arbres“ 1758 niedergelegt hat. Auch über waldbauliche Fragen hat Duhamel exakte Untersuchungen ange stellt, z. B. über die beste Tiefe, in welcher der Same gelegt werden müsse. In seinem Buch: „Des semis et plantations des arbres et de leur culture“ 1760 lehrte er auch die Methode, öde Kalkberge durch Ringsurchen und Pfanzung in die hiebei aufgeworfene Erde zu cultivieren.

Die forstlichen und forstbotanischen Werke Duhamels wurden vom Antmann des Nürtinger Sebaldisvaldes Delhaes von Schöllenbach sehr gut übersetzt und so dem forstlichen Publicum zugänglich gemacht. Aus ihnen haben nicht nur die Cameralisten den besten Theil ihres forstlichen und namentlich ihres forstbotanischen Wissens geschöpft, sondern auch verschiedene „Holzgerichte“, z. B. L. F. G. Beckmann, benützten dieselben fleißig.

Delhaes von Schöllenbach schrieb auch selbst ein bedeutendes forstbotanisches Werk: „Abbildung der wilden Bäume, Stauden und Buchengewächse“, 3. Theil. 1767–1788.

Namentlich auf Duhamel, jedoch auch unter Benützung der übrigen botanischen Literatur baute Josef Friedrich Enderlin weiter, der erste deutsche Forstmann, welcher eine gute naturwissenschaftliche Schulung besaß. Enderlin arbeitete mit Vorliebe über Anatome und Physiologie der Pflanzen, unterließ es aber, die hier unumgänglich nötigen Experimente zu machen, und ließerte daher in seinem 1768 erschienenen Buche: „Die Natur und Eigenschaften des Holzes und seines Bodens nebst seiner Nahrung und Ursachen des Wachsthums“ wenig mehr als scharfsinnige Speculationen.

Unter den deutschen Forstbotanikern des XVIII. Jahrhunderts war Dr. med. Johann Gottlieb Gleditsch der bedeutendste. Derselbe schrieb eine „Systematische Einleitung in die neuere, aus ihren eigenthümlichen physikalischen ökonomischen Gründen hergeleitete Forstwissenschaft“ 2 Bde. 1775 als Handbuch für seine Vorlesungen an der Universität Berlin, deren größten und besten Theil die Forstbotanik, u. zw. der beschreibende Theil derselben, ausmachte.

Vortreffliche Monographien über Eiche und Buche nach ihrem botanischen und forstlichen Verhalten lieferte Friedrich Burgsdorf, der

Nachfolger Gleditsch's, als Director der Forstschule zu Berlin. In ähnlicher Weise wie diese beiden Holzarten sollten auch alle übrigen forstlich wichtigen behandelt werden, allein infolge seines veränderten Wirkungskreises setzte Burgsdörff dieses groß angelegte Unternehmen nicht fort, sondern brachte die Forstbotanik später in dem seinerzeit hochgeschätzten „Forsthandsbuch“ (1. Th. 1788, 2. Th. 1796).

Eine für jene Zeit recht gute Darstellung der Anatomie und Physiologie der Holzgewächse sowie eine kurze Forstbotanik bot Däzel in dem 2. Theil seines „Lehrbuches für die pfälzbayrischen Förster“ 1788.

Der Cameralist Walther hat sich um die Förderung der beschreibenden Richtung der Forstbotanik und die Lehre von dem forstlichen Verhalten der deutschen Waldbänme große Verdienste erworben.

Hervorragendes auf dem Gebiete der beschreibenden Forstbotanik hat ferner Voelckhausen geleistet (Theoretisch-praktisches Handbuch der Forstbotanik und Forsttechnologie 2. Bde. 1800, 1803), auf dessen Arbeiten sowohl Bechstein (Forstbotanik 1810 und 1821) als Renn weiterarbeitete.

Letzterer gab in seiner „Forstbotanik“ 1814 ein kurzes, aber trefflich gearbeitetes Handbuch, welches in Bezug auf den beschreibenden Theil alle früheren Werke übertraf.

In ähnlicher Richtung wie die leichtgenannten bewegten sich auch die Arbeiten von Behren (Lehrbuch der beschreibenden Forstbotanik, 1832), Th. Hartig (Vollständige Naturgeschichte der forstlichen Culturpflanzen Deutschland, 1880), Döbner (Lehrbuch der Botanik für Forstmänner, 1853).

Eine ganz hervorragende Leistung nicht nur auf dem Gebiete der Forstbotanik, sondern auch auf jenem der Pflanzenphysiologie überhaupt, war die 1806 erschienene Schrift H. Cottas: „Naturbeobachtungen über die Bewegung und Function des Saates in den Gewächsen mit vorzüglicher Hinsicht auf die Holzpflanzen“. Gleichzeitig mit Cotta veröffentlichte ein anderer Forstmann Johann Christian Friedrich Mayer eine pflanzenphysiologische Arbeit: „System einer auf Theorie und Erfahrung gestützten Lehre über die Einwirkung der Naturkräfte auf die Erziehung und die Ernährung der Forstgewächse“, welchem er 1808 noch eine Reihe interessanter physiologischer Versuche unter dem Titel „Darstellung der Entwicklung und des Wachstums der Pflanzen“ folgen ließ. Beides waren für jene Zeit sehr tüchtige Arbeiten. Leider verfolgten Cotta und Mayer diese Richtung nicht weiter, sondern arbeiteten später nur mehr auf rein forstlichem Gebiet.

Erst durch Theodor Hartig (Anatomie und Physiologie der Holzpflanzen, 1878) wurde der Weg der exakten Untersuchung wieder betreten und von forstlicher Seite ebenfalls der Physiologie größere Aufmerksamkeit zugewendet, indessen sind doch die für die Forstwirtschaft wichtigsten Forschungen auf diesem Gebiet durch Botaniker von Fach, wie Schleiden, Hanstein, Schacht, Sachs u. a., gemacht worden.

Die so ungemein wichtige Pathologie

der Holzgewächse hat erst in neuester Zeit Bearbeiter gefunden. Wenn auch von einzelnen Forstern der Zusammenhang zwischen parasitischen Pilzen und verschiedenen wichtigen Baumkrankheiten mehr geahnt als erkannt worden ist, so muss es doch als ein besonderes Verdienst von Willkomm betrachtet werden, dass er zuerst begonnen hat, hier Licht zu schaffen \*). Robert Hartig hat den von Willkomm betretenen Weg weiter verfolgt und bereits höchst wichtige Erfolge erzielt.

b) Forstzoologie. Noch langsam als die Forstbotanik entwickelte sich die Forstzoologie.

Die Biologie der jagdbaren Thiere wurde zwar in den jagdlichen und auch in vielen forstlichen Schriften jener Zeit abgehandelt, allein unter steter Wiederholung der alten Fabeln. Weit tiefer standen noch die Kenntnisse über die schwieriger zu beobachtenden forstschädlichen Insekten.

Die ausgedehnten Verheerungen, welche von letzteren gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts veranlasst wurden, gaben Veranlassung auch diesem Gegenstande näher zu treten. Die damals gerade besonders zahlreichen Borkenkäferbeschädigungen wurden gewöhnlich als „Wurmtriebnis“ und der Borkenkäfer selbst als der „kleine schwarze Wurm“ bezeichnet, welcher aus stockenden Baumstämmen entstehen und jedenfalls nur kranke Bäume befallen solle.

Die erste ordentliche Beschreibung des Bostichus typographus erfolgte durch Gramer in seiner oben erwähnten „Anleitung zum Forstwesen“, doch nahm auch er noch an, dass dieser Borkenkäfer nur kranke Bäume angehe.

Ein ganz vorzügliches Buch, welches die Biologie des Bostichus typographus zum erstenmal richtig darstellt und auch viele Actenstücke über die Insektenbeschädigungen am Harz bringt, ist die Abhandlung Gmelins, Professors der Arzneiwissenschaft in Göttingen „Über die Wurmtriebnis“, 1787.

Die ersten correcten Anschauungen über die Käfer stammen aus Höjels Insektenbelastungen, von denen 1765 im VI. Band von Stahls Forstmagazin, p. 202, ein Auszug mitgetheilt ist; in denselben wird namentlich auch der Unterschied zwischen den Würmern und Insektenlarven hervorgehoben.

Systematisch hat zuerst Gleditsch in seiner „Systematischen Einleitung“ (§. 9) die Forstinsekten behandelt, indem er bei Besprechung der einzelnen Holzarten auch deren Feinde anführt und dann diese im 2. Theil, p. 632 ff. unter dem Abschnitt „Forstschiff“ nochmals zusammenfasst. Indessen sind doch auch Gleditsch' Mittheilungen noch ziemlich schwach und nicht frei von Irrthümern. Auch Burgsdörff bringt im 2. Theil seines „Forsthandsbuches“, 1796, auf 13 Seiten eine kurze Darstellung der wichtigsten Forstinsekten.

Höher stehen die Arbeiten von Voelckhausen und Bechstein; ersterer beschrieb in seiner „Naturgeschichte der europäischen Schmetterlinge“ (V. Band, 1780—1794) die sämtlichen

\* Willkomm, Die mitrostovischen Feinde des Waldes, 1866 67.

lichen schädlichen Lepidopteren, freilich ohne Ausscheidung der für den Forstmann besonders wichtigen Arten; letzterer bearbeitete in umfassender Weise die ganze Forstzoologie. 1804 und 1805 gab er mit Scharfenberg eine „Naturgeschichte aller schädlichen Forstinsekten“ 1818, als IV. Band seiner großen Enzyklopädie die „Forstinfektologie“ und 1820 eine „Jagdzoo- logie“ heraus. Am besten sind Ornithologie und Entomologie bearbeitet, wobei allerdings die Gründlichkeit nicht selten unter der Vielseitigkeit leidet.

Auch im XIX. Jahrhundert blieb das Interesse für Zoologie hauptsächlich auf die Forstentomologie konzentriert, für welche, außer den Arbeiten von Theodor Hartig, namentlich Nagelburgs epochemachendes Werk „Die Waldverderber und ihre Feinde“, 1. Auflage, 1841, sowie unter den neuern die Arbeiten von Altum und Eichhoff („Die europäischen Vorkäufer“, 1881) zu nennen sind.

Handbücher der Forstzoologie erschienen von: Döbner (Handbuch der Zoologie, 1842), Senft (Lehrbuch der forstlichen Zoologie, 1839), Opel (Lehrbuch der forstlichen Zoologie, 1869) und Altum (Forstzoologie, 1872—1875).

Außer in diesen das ganze die Forstwirtschaft berührende Gebiet der Zoologie behandelnden Werken ist die Beschreibung und Biologie der forstlich besonders wichtigen Thiergruppen noch dargestellt bezüglich der jagdbaren Thiere in den Werken über Jagdfunde (s. d.); hinsichtlich der Forstinsekten aber in den Werken über Forstschutz, unter denen hier außer den älteren Arbeiten von Lauroy (Die Grundsätze des Forstschutzes, 1811), Bechstein (Die Waldbeschützungslehre, 1818), Pfeil (Forstschutz und Forstpolizeilehre, 1831) und Kauschinger (Die Lehre vom Waldschutz und der Forstpolizei, 1848), namentlich die neuern Werke von Häß (Forstschutz, 1878) und Nördlinger (Forstschutz, 1883) hervorzuheben sind.

c) *Organische Naturwissenschaften.* Am spätesten entwickelte sich die chemische und bodenkundliche Seite der Forstwissenschaft, da die betreffenden Wissenszweige überhaupt erst im XIX. Jahrhundert zur Blüte gelangten.

Die älteren Enzyklopädien von Burgsdör, Walther, Späth, Egerer und Hartig enthielten zwar bereits Abschnitte über Bodenkunde und Standortslehre, allein dieselben waren sehr dürftig und ungenügend; etwas besser war die Darstellung von J. Chr. Meyer in seinem oben genannten Werk („System einer auf Theorie und Erfahrung gestützten Lehre v.“) von 1806.

Die ersten Vorträge über Gebirgs- und Bodenkunde wurden von Schreiber in Dreißigacker 1803 und von Kruszczyk in Tharandt 1814 gehalten.

Während der folgenden Decennien entstanden verschiedene Lehrbücher über Bodenkunde, so jene von Kruszczyk, 1827—1842, Behren, 1826, Reuter, 1833 und Hundeshagen, 1830, allein von einer wissenschaftlichen und fruchtbringenden Verbindung von Chemie und Bodenkunde konnte erst seit den bahnbrechenden Forschungen Liebigs die Rede sein.

Die eben genannten älteren Werke sowie auch die Behandlung dieses Gegenstandes in anderen forstlichen Schriften lagen noch ganz im Bann der älteren Aufschauung, namentlich der Humustheorie, und erscheinen uns jetzt vollständig ungemeßbar.

Die neueren Arbeiten von Senft (Lehrbuch der Gebirgs- und Bodenkunde, 1847), Grebe (Gebirgskunde, Bodenkunde und Klimatlehre in ihrer Anwendung auf die Forstwirtschaft, 1856) und G. Heyer (Lehrbuch der forstlichen Bodenkunde und Klimatologie, 1856) entsprechen zwar dem jeweiligen Stande der Wissenschaft, sind aber doch in erster Linie Lehrbücher, welche vorwiegend das bereits Bekannte zusammenfassen; eigentliche Forschungen auf diesem Gebiet sind erst in neuester Zeit durch Ebermayer, Schröder, Weber u. a. begonnen worden.

Noch langsam entwickelte sich die Lehre von der klimatischen Bedeutung des Waldes. Kläuprecht (Die Lehre vom Klima in land- und forstwirtschaftlicher Beziehung, 1840) sowie Grebe und G. Heyer in ihren oben genannten Werken versuchten bereits, die Klimatologie in specieller Beziehung zur Forstwirtschaft darzustellen, allein es fehlten ihnen die nötigen exakten Beobachtungen in speciell forstwissenschaftlichem Sinne. Erst seit Einrichtung der forstlich meteorologischen Stationen, welche im Laufe der 1860er Jahre erfolgte, ist mit der Sammlung des nötigen Materials begonnen worden, ohne jedoch bis jetzt zu einem Abschluß gelangt zu sein.

3. Forstpolitik. Die wissenschaftliche Handlungsweise der Forstpolitik ist eng verknüpft mit der Entwicklung der Volkswirtschaftslehre selbst. Das Mercantilismus, welches überhaupt kein unmittelbares Ergebnis einer Forstheritätigkeit und philosophischen Denkens, sondern mehr oder weniger ein geistiges Abbild von solchen ökonomischen Zuständen, Einrichtungen und Tendenzen war, die tatsächlich im Leben und in der Praxis existierten, hat sowohl aus diesem Grund als wegen der Stellung, welche die Gewerbe der Utopie in ihm einnehmen, der Forstwirtschaft nur eine untergeordnete Beachtung geschenkt.

Auf dem Weg der polizeilichen Maßregeln sollten die Waldungen erhalten, die Nachzucht des nötigen Holzes gesichert und das Steigen der Holzpreise verhindert werden. Eine Schriftsteller des XVIII. Jahrhunderts, welche sich überhaupt mit dem Verhältnis des Staates zur Forstwirtschaft beschäftigen, nämlich die Cameralisten, wie Moser und Jung, gaben lediglich diese damals allgemein herrschenden Ansichten wieder und trugen daher sehr wenig dazu bei, um die Forstwissenschaft nach dieser Richtung zu begründen und weiterzubilden.

Erst mit dem Aufschwung, den die Volkswirtschaftslehre durch Adam Smith und seine Nachfolger nahm, wurde auch die Stellung der Forstwissenschaft im Staatshaushalt und der dadurch begründete Einfluss des Staates auf erstere lebhafter diskutiert. Dass sich hierbei vorwiegend die Cameralisten und nur in untergeordnetem Maße Forstwirte beteiligten, erklärt

sich durch den damaligen Bildungsgrad der letzteren.

Zwei Fragen waren es vor allen, welche durch das aktuelle Interesse, das sie besaßen, die Aufmerksamkeit der Staatswirte sowohl als auch des forstlichen Publieums während der ersten Decennien unseres Jahrhunderts ganz besonders fesselten, nämlich der Streit über die Beibehaltung oder Veräußerung der Staatswaldungen und dann das Maß des Staatsinflusses auf die Forstwirtschaft der Gemeinden und Privaten.

Die Nationalökonomie, bei denen die Ideen von Adam Smith viel reicher und allgemeiner Ausnahme fanden als bei den Forstleuten, erklärten meist den Staatswaldbesitz entweder für bedenklich oder wollten von demselben nur so viel beibehalten wissen, als für die Sicherung der Civilliste notwendig sei. Die Forstwirte vertraten dagegen fast ausnahmslos die Beibehaltung der Staatsforste und wussten auch ihren Einfluß in der Praxis hiefür geltend zu machen. Wedekind forderte sogar, daß der Staat die gesammten Waldungen auf absolutem Holzboden, deren Erhaltung im allgemeinen Interesse geboten ist, antanzen müsse.

Nur Pfeil war der erste und consequenteste Vertreter der Smith'schen Ideen unter den Forstwirten und verlangte in seiner 1816 erschienenen Schrift „Freimüthige Untersuchungen über die Ursachen des schlechten Zustandes der Forsten und die allein möglichen Mittel ihn zu verbessern, mit besonderer Rücksicht auf die preußischen Staaten“ das Anhören des Staatsforstgewerbes. Im Laufe der Zeit änderte er jedoch diese Ansichten wesentlich, betrachtete die früheren nur noch als Ideale und erklärte (Die Forstpolizeigesetze Deutschlands und Frankreichs, 1834), daß derjenige, welcher den Vorschlag mache, die Staatsforste mit einemmal zu veräußern, mindestens in das Irrenhaus gehöre.

Ahnlich verhielten sich die Auseinandersetzungen bezüglich des Maßes der staatlichen Einwirkung auf die Gemeinde- und Privatforstwirtschaft. Auch hier vertraten die staatswirtschaftlichen Schriftsteller meist den freihändlerischen Standpunkt und forderten mehr oder minder weitgehende Freigabe der Gemeinde- und Privatforstwirtschaft, während fast sämtliche forstliche Schriftsteller aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts aus dem Boden absoluter polizeilicher Bevormundung standen; eine Ausnahme machten nur Pfeil und Cotta.

Pfeil war hier ebenso wie bezüglich des Staatswaldbesitzes der erste forstliche Vertreter des Freihandelsprincips und hat sich 1816 energisch gegen jede Oberaufsicht und jeden Zwang des Staates auf die privatwirtschaftliche Tätigkeit ausgesprochen. Späterhin änderte er jedoch seine Ansichten in dieser Richtung ebenfalls und erklärte 1834 die Staatsoberaufsicht zwar für ein Übel, aber für ein notwendiges

Cotta wünschte ebenfalls vollständige Freigabe der Privatforstwirtschaft, forderte aber zugleich auch die Erwerbung so ausgedehnter Waldungen durch den Staat, daß jedem gefährlichen Holzmangel vorgebeugt werde.

Erst gegen die Mitte des XIX. Jahrhun-

derts machte sich auch in den forstlichen Schriften ein liberalerer Zug hinsichtlich der Beaufsichtigung von Privat- und Gemeindewaldungen bemerkbar.

Im allgemeinen hat die Freihandelslehre in forstlichen Kreisen wenig Anhänger gefunden, andererseits wird auch die moderne Richtung der Nationalökonomie mit ihrer gerade für die Forstpolitik so wichtigen Auffassung für die Stellung und Aufgaben des Staates in forstlichen Kreisen noch zu wenig beachtet, obwohl sie den hier fast durchgehends vertretenen Auseinandersetzungen am meisten entspricht.

Der systematische Ausbau der Lehre von der Forstpolitik lässt viel zu wünschen übrig. Die ersten Decennien des XIX. Jahrhunderts sind noch verhältnismäßig reich an derartigen Schriften, allein nach dem Aussterben der älteren, noch cameralistisch gebildeten Generation ist auf diesem Gebiet ziemlicher Stillstand eingetreten, erst in der neuesten Zeit entfaltet sich frisches Leben.

Die Lehre von der Forstpolitik wurde bis in die neueste Zeit herein gewöhnlich als „Staatsforstwirtschaftslehre“ bezeichnet und früher häufig mit der Lehre von der Organisation der Forstverwaltung als „Forstdirectionslehre“ zusammengefaßt. Von den Schriftstellern, welche dieses Gebiet systematisch bearbeitet haben, sind besonders hervorzuheben: Seutter (Versuch einer Darstellung der allgemeinen Grundsätze der Forstwirtschaft nach ihren Verhältnissen zu der Staats-, Cameral- Landwirtschaft, 1804), G. L. Hartig (Grundsätze der Forstdirection, 1803), Meyer (Die Forstdirectionslehre, 1820), Lautrop (Staatsforstwirtschaftslehre, 1818), Pfeil (Grundsätze der Forstwirtschaft in Bezug auf die Nationalökonomie und Staatsfinanzwissenschaft 1822 bis 1824), Berg (Die Staatsforstwirtschaftslehre, 1830) und Albert (Lehrbuch der Staatsforstwissenschaft, 1873). Schw.

Forstzeichen sind entweder die Zeichen, welche mit einem Hammer an die zu fällenden oder bereits aufgearbeiteten oder gefrevelten Hölzer angegeschlagen werden, oder es sind Zeichen, die die Orientierung im Walde, bezw. die Waldeinteilung unterstützen sollen. Im ersten Falle dienen sie der Kontrolle. Die Forstzeichen zur Orientierung werden vielfach an Wegen in Bäume eingeschnitten. Man kann dazu auch die Tafeln *et cetera* rechnen, welche die Nummern der Abtheilungen und Schnüren angeben. Nr.

Forstzoologie, gleichbedeutend mit „Naturgechichte der Waldthiere“.

Literatur \*): Döbner, Dr. E. P. Handbuch der Zoologie, mit besonderer Berücksichtigung derjenigen Thiere, welche in Bezug auf Forst- und Landwirtschaft sowie hinsichtlich der Jagd vorzüglich wichtig sind. I. Theil. Wirbelthiere. Aschaffenburg 1862. II. Theil. Wirbellose Thiere. Daj. 1862.

Brehm A. G. und Roßmässler E. A. Die Thiere des Waldes. 2 Bde. Leipzig und Heidelberg 1863 und 1865; 2. Aufl. 1866 und 1867.

\*) Die veralteten, durch die neueren Arbeiten bereits überholten Werke blieben dabei unberücksichtigt.

**Vogt**, C. Vorlesungen über nützliche und schädliche, verkannte und verleumdeten Thiere. Leipzig 1864.

**Raheburg**, Dr. J. T. C. Die Waldverderber und ihre Feinde oder Beschreibung und Abbildung der schädlichsten Forstinsecten und der übrigen schädlichen Waldbthiere, nebst Anweisung zu ihrer Vertilgung und zur Schonung ihrer Feinde. 6. Aufl. Berlin 1869. (Die fünf früheren Auslagen: 1841, 1842, 1850, 1855, 1860.) 7. Aufl. herausgegeben von Dr. J. F. Judeich in Tharand. Berlin 1876. 8. Aufl. i. unter Judeich und Nitsche.

**Derselbe**. Die Waldverderbnis oder dauernder Schaden, welcher durch Insectenfraß, Schälen, Schlagen und Verbeißen an lebenden Waldbäumen geschieht. I. Bd. Einleitung, Kiefer und Fichte. Berlin 1866. II. Bd. Tanne, Lärche, Laubhölzer und entomologischer Anhang. Dasselbe 1868.

**Altum**, Dr. B. Säugethiere des Münsterlandes. Münster 1867.

**Derselbe**. Forstzoologie. I. Säugethiere. Berlin 1872. 2. Aufl. 1876. II. Vögel. Das. 1873. 2. Aufl. 1880. III. Insecten. 1. Abth. Allgemeines und Käfer. Das. 1874. 2. Aufl. 1881. 2. Abth. Schmetterlinge, Hant-, Zwei-, Gerad-, Neß- und Halbstügler. Das. 1875; 2. Aufl. 1882. (Das Beste, was wir auf dem Gebiet der Forstzoologie besitzen.)

**Ludwig**, Dr. H. Die Wirbeltiere Deutschlands in übersichtlicher Darstellung. Hannover 1884. (Ein Auszug aus der von demselben Verfasser neu bearbeiteten 3. Aufl. der Leunischen Synopsis der Zoologie [I. Bd. Hannover 1883].)

**Judeich**, Dr. J. F. und Nitsche, Dr. H. Lehrbuch der Mittelnordischen Forstinsecten-funde etc. Wien 1885. Vgl. Forstinsecten (Literatur).

**Forstbaumen**, verb. intrans., von allen kletterfähigen Haarwilde, s. v. w. von einem Baum aus den anderen springend fortbewegen; vgl. baumen, ab-, anbaum, fort-, ab-, anholzen. „... doch observiert man hierin, daß das Baum-Marter, indem es in den Waldungen, gleich dem Eichhorn, lieber in der Höhe forstbaumet, als es auf der Erde bleibt...“ Göchhausen, Notabilia Venatoris, Nürnberg u. Altdorf 1731, p. 49. — „Forstbaumen oder fortholzen wird gesagt, wenn die Marder, Kägen und Eichhörner von einem Baum zum andern springen.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlfred, Jäger, p. 132. — Winkell, Ed. I., 1805, III., p. 166. — Hartig, Aultg. z. Wmpr., 1809, p. 106; Eb. f. Jäger, Ed. I., 1812, I., p. 38; Legit., Ed. I., 1836, p. 189, Ed. II., p. 199. — Behlen, Wmpr., 1829, p. 59; Real- u. Verb.-Legit. II., p. 649; VI., p. 233. — Tiezel, Niederjagd, Ed. VI., 1886, v. E. v. d. Boisch, p. 475. — Grimm, D. Wb. III., p. 11. — Sanders, Wb. I., p. 101a. E. v. D.

**Fortbringen**, verb. trans., eine Fährte, vom Jäger und Hund, s. v. w. auf ihr nachhängen; vgl. bringen I., II. „Fortbringen, wird gesagt, wenn ein Hund auf den nächsten Schweiß eines angeschossenen Thiers angelassen wird, und der Hund sich alle Mühe giebt, das

Bewundete auszumachen, heißt es, der Hund bringt es gut fort; und so er das Stück gefunden und solches verbeiset, wird gefragt: der Hund hat's gut fortgebracht.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlfred, Jäger, p. 132. — „Fortbringen heißt so viel, als: die Fährte verfolgen. Z. B. der Hund kann die Fährte nicht fortführen.“ Hartig, Aultg. z. Wmpr., 1809, p. 107; Eb. f. Jäger, Ed. I., 1812, I., p. 39; Legit., Ed. I., 1836, p. 189; Ed. II., 1861, p. 199. — Behlen, Wmpr., 1829, p. 59; Real- u. Verb.-Legit. II., p. 649; VI., p. 217. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 359. — Fehlt bei Grimm u. Sanders. E. v. D.

**Forsthölzen**, verb. intrans., s. v. w. fortbauen, j. d. u. vgl. ab-, anholzen. Chr. W. v. Heppe, Wohlfred, Jäger, p. 132 (Beleg bei fortbauen). — „Selb' oft wird es nun vor kommen, daß plötzlich die Spur nahe vom Stamme irgend eines Baumes ganz aufhört, in diesem Falle hat das Raubthier aufgebaut; steht der betreffende Baum ganz isoliert und ist somit ein Forsthölzen ausgeschlossen...“ Tiezel, Niederjagd, Ed. VI., 1886, v. E. v. d. Boisch, p. 475. — Fehlt bei Grimm und Sanders. E. v. D.

**Forstpflanzung der Holzarten**. Dieselbe ist in der Natur der Pflanzen wie in der der übrigen organischen Lebewesen begründet. Bei den Holzpflanzen, die bei geregelter Forstwirtschaft nachgezogen werden sollen, kommt es darauf an, unter Beachtung der Winke der Natur, den Wald in solchem Zustande zu erhalten, daß die Forstpflanzung der Holzarten in demselben mit möglichst wenigen Schwierigkeiten erfolgen kann. Die Lehren des Waldbauens und der Waldfürsorge geben hierzu die erforderliche Anleitung.

Im Forsthaushalte werden die Holzpflanzen fortpflanzt einmal durch Samen. Das Samenträgen ist bei ihnen im allgemeinen davon abhängig, daß sie ein gewisses Alter (s. b. Holzalter) erreicht haben, der Standort (s. Holzart 3 und 4) ein geeigneter ist, der Lichteinfall dem Bedürfnis der Holzart entspricht (s. Holzart 5), dann kommt es aber auch insbesondere darauf an, daß die Witterung des einzulagigen Jahres derart ist, daß Samenanlage und Sameureise begünstigt wird. Hierauf hängt erst der Eintritt des Samenjahres (s. d.) ab. Die Fähigkeit, eine größere oder geringere Menge Samen zu tragen, ist aber vor allem noch begründet: in der Eigenthümlichkeit der Holzart selbst. Einige Holzarten sind ihrer Natur nach befähigt, oft und reichlich Samen zu tragen. Dazu gehören vor allem die Holzarten, welche kleine, leichte Samen tragen, während Holzarten mit schwererem Samen in der Regel sel tener und in geringerer Menge als jene den Samen her vorbringen. Jene leichten Samen fliegen oft weit von ihrer Erzeugungsstelle fort und verbreiten die betreffende Holzart umso mehr, als ihre Ansprüche an den Standort gering sind, was bei den Holzarten mit schwerfrüchtigen Samen weit weniger der Fall ist, indem diese ihren Samen meist nur in die Nähe des Mutterbaums fallen lassen, wo aber auch die Bedingungen des Keimens und Wachseins günstig sein müssen, um die Forstpflanzung der Holzart sicher zu

## Fortpflanzung der Insecten. — Fortpflanzung im Pflanzenreich.

stellen (j. b. Keimbett, Keimfähigkeit). Die deutschen Holzarten hat K. Gayer (Waldbau 1882, S. 52) nach ihrer Fortpflanzungsfähigkeit durch Samenträger, wie folgt, zu ordnen versucht: Birke, Ahpe, Weide, Eiche, Fichte, Linde, Eiche, Erle, Esche, Buche, so dass in dieser Anordnung die Birke mit ihren häufigen Samenjahren, mit ihrem kleinen flugfähigen Samen und mit dessen Fähigkeit, fast überall sich anziedeln zu können, die erste Stelle einnimmt, während die schwerfrüchtige Buche mit ihren seltenen Samenjahren und den großen Anprächen des Samens an ein eignes Keimbett zuletzt eingereiht ist.

Aber nicht durch den Samen allein pflanzen sich die Holzarten fort, sondern auch durch Ausschläge, die die Wurzeln, außer dem Hauptstamm, als Wurzelbrut oder Wurzelaustrittslag (j. d.) aus dem Boden hervortreiben, oder die der abgehauene Stock (j. Ausschlagsfähigkeit, Niederwaldwirtschaft) als Stockaustrittslag gewährt, endlich durch Bildung neuer Wurzeln an abgehauenen oder abgeschnittenen, in die Erde gebrachten Zweigen (j. b. Freipflanzung 2, Kopfholz, Ableger, Weidenerziehung). Diese Art der Fortpflanzung, die nur durch Theilung oder Spaltung des Einzelweins, nicht durch geschlechtliche Zeugung wie beim Samen erfolgt, nennt man auch Vermehrung oder individuelle Vermehrung (vergl. Borggreve Holzsucht 1883, S. 22).

Auf der Fortpflanzung durch Samen beruht, der Haupttheile nach, die Nachzucht unserer Walder, doch hat auch die soeben erwähnte Vermehrungsart ein weites Feld in allen Ausschlagswirtschaften (j. b. Betriebsarten). Gt.

**Fortpflanzung der Insecten.** j. Insecten. Fortpflanzungsorgane, j. Geschlechtsorgane der Insecten. Hschl.

**Fortpflanzung im Pflanzenreich.** Da alle Pflanzen früher oder später sterben, so erscheint zur Erhaltung der organischen Welt die Vermehrung derselben notwendig. Dieselbe beruht entweder auf einfacher Theilung, der sog. Regeneration oder vegetativen Vermehrung oder auf Erzeugung von Fortpflanzungszellen, der sog. geschlechtlichen Vermehrung.

Die vegetative Vermehrung beruht auf Ablösung kleinerer oder größerer Theile von der Mutterpflanze, welche direkt ohne Einwirkung anderer Organismen weiterwachsen und alle Lebenserscheinungen der Mutterpflanze wiederholen. Bei niederen Pflanzen sind die Theile einfache Zellen oder auch kleinere Zellcomplexe, Brutzellen, Brutknöpfen oder Theile von Blatt, Stengel der Moospflanzen, bei höher entwickelten Pflanzen sind es Knospen oder größere mit Knospen besetzte Theile der Mutterpflanzen, Stecklinge, Sprosser u. s. w.

Da die vegetative Vermehrung alle Eigenheiten der Mutterpflanze fast völlig unverändert auf den Tochterorganismus überträgt, so muss eine fortgesetzte Vermehrung auf diesem Wege eine Stagnation in der Entwicklung der Organismen mit sich führen, welche bei veränderten äußeren Verhältnissen für diese verderblich sein würde. Für den Pflanzenzüchter, insbesondere den Gärtner bildet sie dagegen das

beste und oft einzige Mittel, eine auf sexuellem Wege neu entstandene Pflanzenform zu vermehren ohne Änderung des Charakters.

Die geschlechtliche Vermehrung oder Fortpflanzung im engeren Sinne unterscheidet sich von der vorigen zunächst dadurch, dass die dabei auftretenden Zellen ganz ausschließlich nur der Fortpflanzung dienen und sich mit seltenen Ausnahmen an dem Ernährungsgeschäft der Pflanze gar nicht betheiligen. Mit Auschluss der niedrigsten Pflanzen treten nun im Pflanzenreiche an demselben Individuum abwechselnd nacheinander zweierlei Arten von Fortpflanzungszellen auf, einmal solche, die ohne Hinzutreten, d. h. ohne Mithilfe anderer Zellen in stände sind, neue Individuen zu erzeugen und Sporen genannt werden, und dann solche Fortpflanzungszellen, welche nur dann zu neuen Individuen sich entwickeln, wenn zuvor eine Vermischung ihres Inhaltes mit dem Gehalte andersartiger Fortpflanzungszellen stattgefunden hat. Sie werden Sexualzellen genannt.

Als Sexualact bezeichnet man den Vorgang, dass zwei verschiedenartige Zellen, von denen eine jede für sich allein einer weiteren Entwicklung unfähig ist, durch das Zusammentreffen, d. h. durch Verschmelzung ihres Inhaltes zu einer entwicklungsähnlichen Zelle zusammen treten. Der ganze Entwicklungsgang einer Pflanze theilt sich durch das Auftreten der Sexualzellen und der Sporen in zwei scharf geschiedene Abschnitte. Aus der befruchteten Sexualzelle entsteht eine Pflanzenform, welche nach einer gewissen Zeit Sporen bildet, und aus den Sporen entsteht eine in der Gestalt von den vorigen völlig abweichende Pflanzenform, die mit der Erzeugung von Sexualzellen abschließt. Diesen Vorgang bezeichnet man als Generationswechsel.

Um dies durch ein Beispiel zu erläutern, sei auf die Entwicklung der Farupflanze hingewiesen. Aus einer befruchteten Sexualzelle entsteht die, oft gewaltige Dimensionen erreichende, Wedel tragende Pflanzenform, welche an ihren Blättern Sporen erzeugt. Aus diesen entsteht bei der Keimung ein flechtenförmiges Pflänzchen, das sog. Prothallium, an dem Sexualorgane und Sexualzelle sich bilden. Der Nadelholzbaum entwickelt sich aus einer befruchteten weiblichen Sexualzelle. Nach gewissem Alter erzeugt dieselbe Sporen, nämlich Pollenkörper und Embryojäte. Aus dem Inhalte dieser Sporen entstehen kleinere, nur mit Hilfe des Mikroskopes erkennbare Pflänzchen, an denen wieder Sexualzellen zur Ausbildung gelangen.

Das Wesen der beiden Arten von Sexualzellen besteht darin, dass jeder von ihnen etwas fehlt, was die andere Zelle besitzt, so dass die Entwicklung zu einer Pflanze erst möglich wird, nachdem eine gegenseitige Ergänzung durch Verschmelzung des Inhaltes eingetreten ist. Diese Verschiedenheit des Inhaltes und der Form wird als sexuelle Differenz bezeichnet. Bei den niedrigsten Pflanzen äusserst sich die sexuelle Differenz nur durch das Verhalten der Zellen bei dem Sexualacte, insofern eine Zelle bei der Vereinigung sich passiv verhält und den Inhalt

der aktiv austretenden anderen Zelle in sich aufnimmt. Erstere wird allgemein als die weibliche, letztere als die männliche Sexualzelle bezeichnet. Bei den höher entwickelten Pflanzen ist die männliche Sexualzelle meist viel kleiner, sie wandert auf dem einen oder anderen Wege zur weiblichen Zelle hin, verliert ihre selbständige Existenz, indem wenigstens der wichtigste Theil ihres lebenden Inhaltes in die andere Zelle übertritt.

Die weibliche Zelle oder Eizelle verhält sich bei der Vereinigung passiv, sie ist eine kugelige oder ellipsoidische, zellwandlose, also nur aus Protoplasma mit Zellkern bestehende Zelle, die erheblich größer ist als die männliche Zelle, deren Inhalt sich mit dem ihrigen vermischt. Nach dieser Vereinigung erst umgibt sie sich mit einer Zellmembran. Die männlichen Sexualzellen bewegen sich bei den kryptogamen Pflanzen meistens durch Vermittlung von Wimpernorganen zu den weiblichen Eizellen hin, bei den phanerogamen dagegen hört ihre freie Beweglichkeit auf, sie werden durch den Wachstumsproces des umschließenden Mutterzellen, die in Gestalt des Pollenschlauches der weiblichen Eizelle zunächst, dieser zugeführt. Dieses Aufinden der Eizelle durch die männliche Sexualzelle ist einer der wunderbarsten Vorgänge in der Natur und kann nur erklärt werden durch eine Fernwirkung der beiden Zellen aufeinander. Die männliche Zelle muss durch Kräfte, die von der weiblichen Zelle ausgehen, zu dieser hingezogen werden.

Betrachtet man die Eigenschaften eines durch sexuelle Befruchtung entstandenen Individuums, so erkennt man, dass im allgemeinen die Eigenschaften des Vaters und der Mutter in ziemlich gleichem Maße darin zu Tage treten, die väterliche und mütterliche Erbschaft ziemlich gleichgross ist, obgleich der Vater zur befruchteten Eizelle bei den höheren Thieren nur den tausendsten Theil beigetragen hat, da das Plasma der Eizelle tausendmal den Inhalt des Spermatozoïds übertrifft. Aus dieser Thatssache folgt, dass nur ein äusserst kleiner Theil, etwa  $\frac{1}{1000}$  vom Inhalt der Eizelle die vererblichen Eigenschaften der Mutter in sich trägt, und dass dieser kleine Theil, der von Naegeli *Idioplasma* genannt ist, mit dem Idioplasma der männlichen Sexualzelle sich verbindet. Durch Vereinigung des Idioplasmas beider Sexualzellen kommt es, dass die Nachkommen die Eigenschaften beider Eltern in sich vereinigen. Da bekanntlich der Eizelle durch das Hinzutreten des Inhaltes einer männlichen Sexualzelle die Eigenschaften des Vaters in solchem Grade eingeprägt werden, dass nicht nur in körperlicher, sondern auch in geistiger Beziehung der Sohn dem Vater in auffallendstem Maße ähnlich sieht, so unterliegt es keinem Zweifel, dass die befruchtete Eizelle in ihrer Substanz alle Eigenschaften des fertigen Zustandes potentiell enthält, dass in ihr die im fertigen Zustande so auffallenden Merkmale der Art, Varietät u. s. w. in irgend einer Form durch Anordnung, Gestalt und chemischen Charakter der kleinsten Moleküle schon fixiert enthalten sind.

Das Idioplasma muss eine Substanz sein,

welche ein ziemlich festes Gefüge besitzt und nicht gelöst ist, da nur so die Constanz der erblichen Eigenschaften sich erhalten kann. Die geistreiche Art und Weise, in welcher Naegeli sich die Zusammensetzung, das Wachsen und Auftreten des Idioplasmas denkt, eingehender zu besprechen, würde den hier vorgeschriebenen Raum überschreiten.

Nur sehr selten tritt im Pflanzenreich Parthenogenesiis, d. h. Jungfernzeugung, auf, bei *Chara crinita*.

Man versteht darunter die Erscheinung, dass Pflanzen, welche normal männliche und weibliche Befruchtungsorgane bilden und durch einen Sexualact Embryonen erzeugen, zuweilen imstande sind, auch ohne Befruchtung aus ihren weiblichen Eizellen einen entwicklungsfähigen Embryo zu erzeugen.

Apogamie oder Zeugungsverlust ist dagegen die Erscheinung, dass die normalen Geschlechtsorgane verloren gehen oder doch funktionsunfähig werden und nun an ihrer Stelle vegetative Vermehrung durch Knospusbildung tritt, z. B. bei *Allium fragrans*.

Auf den Erfolg der Befruchtung hat die Abstammung der Sexualzellen einen tiefeingreifenden Einfluss. Bezüglich der Abstammung kann man verschiedene Verwandtschaftsgrade unterscheiden, wobei offenbar die männlichen und weiblichen Sexualzellen, welche innerhalb einer und derselben Zwittrblüte entstanden sind, den nächsten Verwandtschaftsgrad repräsentieren. Entstammen sie verschiedenen Blüten derselben Pflanze oder selbst verschiedenen Individuen einer Pflanzenart, so sind das weiter entfernte Verwandtschaften. Gehören sie verschiedenen Varietäten einer Pflanzenart an, oder gar verschiedenen systematisch ausgeschiedenen Species, so sind das die äußersten Grenzen, innerhalb deren überhaupt noch eine Befruchtung der Sexualzellen untereinander möglich ist.

Es ist nun für die Entwicklung der Pflanzenwelt weder eine allzu nahe, noch allzuferne Verwandtschaft günstig. Erstere führt nach einer noch jetzt ziemlich allgemein herrschenden, wenn auch nicht unbestrittenen Annahme zur Inzucht oder Degeneration, letztere erzeugt gar keine oder solche Individuen, deren Sexualorgane mehr oder weniger geschwächt sind. Es gibt eine große Anzahl von Einrichtungen im Pflanzenleben, welche offenbar darauf hindeuten, dass eine Befruchtung der Eizellen durch die männlichen Sexualzellen derselben Blüte nicht vertheilhaft für die Pflanzenart sei. Dahin gehört die Erscheinung des Monocismus und Diocismus, die in allen Cllassen und Ordnungen des Pflanzenreiches verbreitet ist, und die sich offenbar im Laufe der Zeit als eine für die Erhaltung der Art nützliche Einrichtung erwiesen hat. Auch bei den Zwittrblüten dürfte die Wechselbefruchtung viel häufiger stattfinden, als die Selbstdbefruchtung.

Eines der gewöhnlichsten Mittel, die Befruchtung der Eizellen durch die Sexualzellen derselben Blüte zu verhindern, ist die Dichogamie, d. h. die ungleichzeitige Entwicklung der beiden Geschlechtsorgane innerhalb einer Zwittrblüte. Sind die weiblichen Sexualappa-

rate früher reif als die männlichen, so heißt man das protogynische Dichogamie, im entgegengesetzten Falle protandrische Dichogamie. Die Bestäubung durch fremde Pollen wird meist vermittelt durch Blumeninsekten, welche, dem Nektarienstaße der Blüten nachgehend, die Pollen einer Blüte auf die empfängnisfähige Narbe anderer Blüten abstreifen. In Blüten mit gleichzeitig zur Geschlechtsreife gelangenden Sexualzellen finden sich die verschiedensten Einrichtungen, besonders bezüglich der Stellung der Organe, welche das Hingelangen der Pollenkörner auf die Narbe erschweren.

Eine vielverbreitete Einrichtung ist endlich die, daß der Pollen überhaupt für die Zellen derselben Blüte unfruchtbar bleibt, wenn er auch auf die Narbe gelangen sollte. Narbe und Pollen einer Blüte sind nur für die Organe fremder Blüten funktionierend.

Eine besondere, sehr interessante Erscheinung hiebei ist die sog. Heterostylie, d. h. die Einrichtung, daß die Blüten einer Pflanzenart verschieden gebaut sind, indem es Blüten mit langen Griffeln und kurzen Staubfäden, und andere Blüten mit kurzen Griffeln und langen Staubfäden gibt und eine Bestäubung nur dann stattfindet, wenn eine „legitime“ Verbindung erfolgt ist, d. h. wenn die Pollen der langen Staubgefäß auf die Narbe des langen Griffels und umgekehrt, die Pollen der kurzen Staubgefäß auf die Narbe des kurzen Griffels gelangt ist.

In allen vorangeführten Fällen sind es die Insekten, welche die Übertragung des Pollens vermitteln, doch erfolgt die Bestäubung auch in vielen Fällen ohne die Insekten, z. B. bei den Nadelhölzern, deren Pollen durch eigenartige, mit Lust gefühlte Anhänger, durch eine Art Flugapparat, speziell leicht gemacht ist, so daß sich derselbe zur Blütezeit durch den leichten Lustzug in den oberen Regionen schwebend erhält und die in der oberen Baumkrone befindlichen weiblichen Blüten erreichen kann. Die große Menge des Blütenstaubes, die nach Gewitterregen oft weit entfernt vom Walde als „Schwefelregen“ die Oberfläche stehender Gewässer bedeckt, erzeugt hier die Thätigkeit der Insekten.

Die Bestäubung durch entfernt verwandte Sexualzellen hat den in die Augen fallenden Vortheil, daß danach eine Stagnation in der Entwicklung der Pflanzenformen vermieden, vielmehr die Entstehung neuer Formen gefördert wird. Dies wird auch durch die Vereinigung systematisch verschiedener Pflanzen, die sog. Bastardbestäubung oder Hybridisation erzielt. Man bezeichnet als solche schon die Wechselbestäubung verschiedener Varietäten einer Art und die daraus hervorgehenden Pflanzen als Varietätenbastarde.

Speciesbastarde sind schon weit seltener und treten nur bei verschiedenen Gattungen oder Familien sehr allgemein auf, z. B. bei den Salicaceen, bei Hieracium, bei Ericaceen, Primulaceen, Solanaceen, Rosaceen usw., während andere Gattungen oder Familien fast nie Bastarde bilden, z. B. Papilionaceen. Gattungsbastarde, d. h. Bastarde zwischen Arten ver-

schiedener Gattungen, gehören zu den größten Seltenheiten. Sie existieren zwischen verschiedenen Gattungen der Ericaceen, nämlich Rhododendron, Azalea, Rhodora, Kalmia, ferner zwischen Lycium und Silene. Die größere oder geringere Gemeinsamkeit zweier verschiedener Pflanzen zu bastardiren, wird als sexuelle Affinität bezeichnet. Sie ist von großer Verschiedenheit und der geringste Grad der Einwirkung des Pollens auf eine andere Blüte, mit der doch eine sexuelle Affinität besteht, ist der, daß nur an den Blütenhälsen Veränderungen hervortreten, ohne daß ein Embryo gebildet wird. Ein höherer Grad besteht darin, daß sich Embryonen bilden, die aber nicht vollständig entwickelt und keimungsfähig sind, oder ferner nur eine Anzahl feimungsfähiger Embryonen sich bildet.

Wenn gleichzeitig verschiedene Arten von Blütenstaub auf ein und dieselbe Narbe gelangen, dann wirkt nur die Art, welche die größte sexuelle Affinität besitzt; kommen dagegen verschiedene Pollen ungleichzeitig auf eine Narbe und ist der später hinzukommende von größerer sexueller Affinität, so kann er nur dann noch befremdend wirken, wenn der zuerst eingebrachte noch nicht befremdend oder störend gewirkt hat.

Der Bastard hält meist in Bezug auf die systematischen Merkmale die Mitte zwischen den beiden verschiedenen elterlichen Formen, seltener ist er der einen Stammform ähnlicher. Neben den ererbten Eigenschaften besitzt der Bastard noch neue Merkmale, insbesondere zeigen die Bastarde eine starke Neigung zum Variieren, d. h. ist die Sexualität bei den Speciesbastarden meist geschwächt. Die Bastarde näher verwandter Formen sind oft im Wuchs besonders kräftig, was sich in Blatt, Stengel und Wurzelentwicklung, üppigerer Blütenbildung und der Neigung, sich durch Metamorphosen in gefüllte Blumen zu veredeln, ausdrückt. Wird ein Bastard mit einer neuen Stammform oder einem Bastard anderer Abstammung sexuell vereinigt, so entsteht ein kombinierter Bastard. Wird ein Bastard wiederholt mit einer seiner Stammformen sexuell vereint, so nehmen die Abkömmlinge bald wieder die Gestalt dieser Stammform an.

Betrachten wir nun im Speciellen den geschlechtlichen Fortpflanzungsprozeß der Gymnospermen, so sehen wir, daß die männliche Blüte in ihren Pollenkäpfchen Sporen, Pollenkörper erzeugt, die in ihrem Innern die männlichen Sexualzellen nicht mehr wie bei den Kryptogamen als bewegliche Zoosporen, sondern als zwei oder mehrere Zellkerne ansbilden.

Im Hinblick auf das über den Generationswechsel Gesagte sei hier nur bemerkt, daß die Nadelholzplanze in den Pollenkäpfchen, welche mit den Mikrosporangien der kryptogamen Pflanzen verglichen werden müssen, durch Verteilung von Zellen jene Pollenkörper, Mikrosporen, entwickelt, welche den Abschluß des einen Lebensabschnittes im Generationswechsel, den man als den geschlechtslosen bezeichnet, bilden. Im Innern des Pollenkörpers bildet sich ein rudimentäres männliches Pflänzchen, ein Prothallium, an dem sich ein einzelliger männlicher

Sexualapparat oder Antheridium, der künftig zum Pollenschlauch auswächst, befindet. Die weibliche Blüte trägt in der Regel eine große Anzahl von Samenkapseln, das sind Makrosporangien, und in jeder Samenkapsel bildet sich eine Spore, Makrospore, aus, die auch Embryosack genannt wird. Wenn die Makrospore ausgebildet ist, so tritt die Bestäubung ein, d. h. die Pollenträger oder Mikrosporen gelangen auf den Scheitelpunkt des Makrosporangiums, und nun wächst das Antheridium in Form eines Pollenschlauches aus dem Pollenkorn in das Gewebe der Samenkapsel hinein, ohne jedoch vorerst bis zur Makrosporen zu gelangen. Es tritt nun vielmehr ein Stillstand im Wachsthum des Pollenschlauches ein, der bei der Gattung *Pinus* nahezu ein volles Jahr währt, bei anderen Nadelholzern wenigstens nach Monaten zählt. Inzwischen entwickelt sich erst im Innern der Makrospore die geschlechtliche Generation der weiblichen Pflanze, d. h. ein kleines Pflänzchen, Prothallium genannt, an welchem eine Mehrzahl weiblicher Sexualapparate zur Ausbildung kommt. Diese rudimentäre weibliche Pflanze wird auch Endospermkörper genannt.

Die Sexualapparate oder Archegonien früher auch wohl corpuscula genannt, bestehen aus den Eizellen und mehreren Halszellen, den Überresten der noch bei den Farren und Selaginellen hoch ausgebildeten fläschchenförmigen Archegonien. Die Archegonien stehen an dem Theile des Prothalliums, welcher dem Scheitel der Samenkapsel zugewendet ist, so dass die Spitze des Pollenschlauches sich unmittelbar an die Halszelle des Archegoniums anlegen kann. Eine Ausstülpung des Pollenschlauches dringt in den Kanal zwischen die Halszellen bis nahe an die Eizelle vor, und nun tritt die Substanz der beiden männlichen Sexualzellen, die in der Spitze des Pollenschlauches zu erkennen waren, ohne Auflösung in die Substanz der weiblichen Eizelle über und vereinigt sich, wie es scheint, mit dem Zellkern dieser Zelle. Nach der Befruchtung wird durch die Zellen des Prothalliums der Kanal geschlossen, so dass das befruchtete Ei völlig geschützt ist. Der Kern desselben wandert sodann in die Basis der Eizelle, woselbst durch Zelltheilung ein mehrzelliger Körper, die Anlage des Vorkeimes, entsteht. Dieser besteht aus drei übereinanderliegenden Etagen von je vier Zellen. Die oberste verändert sich wenig und bleibt als Rosette im Archegonium zurück, die mittlere verlängert sich zu den Embryonal-schläuchen und stößt die Zellen der untersten Etage, die eigentliche Embryoanlage, in den erweiterten Eiweißkörper hinein. Ost trennen sich auch die vier Schläuche und jeder trägt an seiner Spitze eine Embryoanlage.

Es können somit aus einer Eizelle entweder ein oder vier Embryonen entstehen, und da jedes Prothallium eine größere Anzahl von Archegonien besitzt, z. B. bei den Abietinen 3—5, bei den Cupressinen 5—15, bei den Taxinen 5—8, so ist die Möglichkeit zur Entstehung einer großen Anzahl von Embryonen geboten, und bezeichnet man diese Einrichtung als Polyembryonie. Fast ausnahmslos kommt aber nur

ein Embryo zur vollen Entwicklung. Derselbe liegt in einer Höhlung des Endospermis so gelagert, dass die Würzelchen dem Scheitel der Samenkapsel und somit der Keimöffnung, der Kopf, d. h. das Knöpfchen und die Samenlap- pen, dem Grunde der Samenkapsel zugewendet ist. Wenn dann der Embryo keimt, so kann das Würzelchen mit Leichtigkeit aus der Keimöffnung hervorstoßen. Recht oft tritt aber der Fall ein, dass der Embryo beim Hineinwachsen in den erweiterten Eiweißkörper eine umgekehrte Lage erhält, indem sich der Embryonal-schlauch främmt. Wenn dann die Keimung beginnt, tritt der Embryo mit seinen Samenlappen aus der Keimöffnung hervor, das Würzelchen stößt gegen den undurchdringlichen Grund des Endospermis, und der Embryo stirbt ab, da das Würzelchen nicht aus der Samenschale hervorkommen kann. Sehr viele gute, keimfähige Samen gehen deshalb nach dem Beginn der Keimung wieder zugrunde.

Die Befruchtungsvorgänge bei den Angiospermen unterscheiden sich von denen bei den Gymnospermen dadurch, dass die männlichen und weiblichen Sexualorgane noch mehr reduziert sind, so dass man kaum noch Überreste der Prothallien, an denen die Sexualorgane sich ausbilden, nachzuweisen vermag.

Die Pollenträger, welche als Mikrosporen den geschlechtslosen Abschnitt im Entwicklungsgange der Pflanze abschließen, entwickeln in ihrem Innern keine Spur mehr von einem Prothallium, vielmehr ist der Inhalt lediglich als ein Antheridium zu betrachten, in welchem meist zwei erkennbare Kerne die männlichen Sexualzellen repräsentieren. Das Antheridium wächst als Pollenschlauch aus und führt die letzteren zu dem weiblichen Sexualapparat hin. Letzterer entsteht im Innern der Samenkapsel, welche als Makrosporangium aufzufassen ist und nur eine Makrospore, den Embryosack, in sich schließt. In dem Embryosack bildet sich vor der Befruchtung der weibliche Sexualapparat in folgender Weise aus: Der Zellkern theilt sich in zwei Tochterkerne, von denen der eine nach oben, der andere nach unten wandert. Der obere, dem Scheitelpunkt der Samenkapsel und der Keimöffnung oder Micropyle zunächst gelegene Zellkern theilt sich wiederholt, so dass daraus vier Zellkerne entstehen, von denen drei an Ort und Stelle bleiben, der vierte wieder der Zellmitte zuwandert. Von jenen drei Kernen geht nun die Bildung dreier Zellen aus. Zwei Zellen sind der Spitze des Embryosackes unmittelbar anliegend, sie werden Gehilfinnen genannt, während die dritte, die Eizelle, etwas tiefer steht. Der am entgegengesetzten Pole des Embryosackes befindliche Zellkern theilt sich ebenfalls in vier Kerne, von denen drei zu Zellen, den Antipoden oder Gegensäckern, sich entwickeln, während der vierte Kern ebenfalls der Zellmitte zuwandert und mit dem von oben kommenden Kern zu einem verschmilzt. Man betrachtet nun die Antipoden als das letzte Überbleibsel des Prothalliums, d. h. der weiblichen sexualen Pflanze, während die drei oberen Zellen das Überbleibsel des verfümmerten Archegoniums repräsentieren. Wenn nun die Spitze

des Pollenrichstanes sich dem Embryosack anlegt, so kann dieselbe nur mit den Gehlsäumen in directe Berührung kommen. Der Inhalt dieser Zellen verändert sich sofort nach der Aufnahme der Substanz der männlichen Sexualzelle und wird stark lichtbrechend. Der Inhalt dieser Zellentheilt sich nun erst der Eizelle mit, welche also den Bevruchtungstoff indirect durch Vermittlung jener beiden Zellen erhält, die deshalb Gehlsäumen genannt sind.

Die Eizelle umgibt sich mit einer Cellulosehaut und ist nun imstande, wenn auch oft erst nach einer längeren Ruhezeit, durch Proceß der Zelltheilung zu einem Embryo heranzuwachsen. Schon bevor dies geschieht, oder auch gleichzeitig mit der Entwicklung des Embryo findet ein lebhafter Proceß der Zellvertheilung im Embryosack statt, und es entsteht der Eiweißkörper oder Endospermkörper in demselben, der durch Zellvergrößerung und Zelltheilung oft das ganze Innere des Embryosacks ausfüllt. Derselbe dient dem sich entwickelnden Embryo zur Ernährung und wird meist wieder ganz aufgezehrt, in dem Maße, als sich der Embryo vergrößert, oder derselbe entwickelt sich mächtig und umgibt den dann relativ klein bleibenden Embryo, um ihm erst während und nach der Keimung die Nährstoffe zuzuführen, die in ihm von der Mutterpflanze abgelagert worden sind. Mit wenigen Ausnahmen wird auch das Gewebe der Samenknope während der Embryoentwicklung ausgelöst, so daß der Embryo im Ruhzustande nur von den zu Samenschalen umgewandelten beiden Integumenten der Samenknope umgeben ist. Die Entwicklung des Embryo beginnt mit der Entstehung eines Vorkeimes. Aus der Eizelle entsteht zunächst ein algenartiger, fadenförmiger Embryoträger, an dessen Spitze eine Zelle, die Kopzelle, dann zu dem eigentlichen Embryo mit Wurzel, Knoppen und Samenlappen heranwächst.

Die Samenlappen vergrößern sich gewaltig und werden zu Ablagerungsstätten der von der Mutterpflanze der jungen Pflanze für die erste Entwicklungsperiode mitgegebenen Reisestoffnahrung. Hg.

**Fortschießen**, verb. intrans. oder trans. mit lassen, vom Leit- und Schweishund auf der Fährte; vgl. austreichen IV. „Wenn der Hund auf vorbeschriebene Art gezeichnet hat, so muß man ihn wieder fortschießen lassen...“ Mellin, Ausg. 3. Auflage v. Wildbahnen, 1779, p. 202. — Grimm, D. Wb. IV., p. 29. — Fehlt bei Sanders. E. v. D.

**Fortsieben**, verb. intrans. richtig fortstäuben, rasch fortfliegen, namentlich von Rebhühnern; selten; vgl. sieben, abstieben, aufziehen I. „... daß die Hühner aufstehen und fortstieben.“ Döbel, Ed. I, 1746, I., fol. 50. — Grimm, D. Wb. IV., p. 33. — Fehlt bei Sanders. E. v. D.

**Fortstreichen**, verb. intrans.

I. S. v. w. wegsliegen, abstreichen; vgl. streichen.

II. Sehr selten in ähnlicher Bedeutung = flüchtig werden, auch vom Haarwild; vgl. aufstreichen, streichen II. „Sich durch den Zeug

schlagen, heißtet: wenn ein Schwein mit seinen Waffen eine solche Öffnung oder Riß in ein Tuch macht, wodurch es auch sobald durchbrechen und wieder ins Freye fortstreichen kann.“ E. v. Heppe, Anstr. Lehrprinz., p. 67. — Fehlt in allen Wb. E. v. D.

**Fortsiehen**, verb. intrans.

I. Von Zugbügeln, aus einer Gegend fortsiehen = sie im Herbst oder im Frühjahr verlassen; vgl. abziehen, ziehen. „Die Ringtaube ... erscheint meist Ende März oder Anfang April ... und zieht im September oder October wieder fort.“ R. R. v. Dombrowski Lehr- u. Wb. f. Ver.-Jäger, p. 274.

II. Von allem Wild, s. v. w. auswechseln; selten. Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 339.

III. S. v. w. weiterziehen, vom Hund und Wild; selten. „Fortsiehen heißtet auch: der Hund geht weiter; und also sagt man auch vom Wildpret.“ E. v. Heppe, Anstr. Lehrprinz., p. 493. — Bei Sanders, Wb. II., p. 1475 b, unvollständig. E. v. D.

**Förzel**, das wahrscheinlich verdorben aus Bürzel, vielleicht auch abgeleitet von dem schönen Farz oder Furtz, der Schwanz des Rothirsches; seltener mundartlicher (bayerischer) Ausdruck. Vgl. Bürzel, Wedel, Sturz, Federlein, Blume. „Bei dem Rothwildpret heißtets die Blume, an einigen Orten spricht man auch: der Sturz, ferner das Förzel, item: Federlein.“ E. v. Heppe, Anstr. Lehrprinz., p. 203. — Grimm, D. Wb. IV., p. 41. E. v. D.

**Fötalsunge**, die Allantois bei den Allantoidica. Kur.

**Fötus** heißtet im allgemeinen der Embryo (s. d.), also jedes noch in den Embryohüllen, im Ei oder im Mutterleib befindliche, in der Entwicklung begriffene Thier; speciell die noch nicht geborene Frucht der Sängethiere. Kur.

**Fouilloux**, Jacques du, der berühmteste ältere Jagdbuchststeller Frankreichs, geboren um 1521 auf der Familiendomäne Fouilloux in Gastine, gestorben am 5. August 1580. Über sein Leben ist außallenderweise bisher gar nichts Näheres bekannt worden; das wenige, was sich aus seinen eigenen Worten entnehmen läßt, findet sich bei E. Juillien, La Chasse, p. 172 ff., zusammengestellt.

Die Fouilloux' Werk La Vénérie hat im ganzen folgende Ausgaben erlebt:

I. La Venerie de Jacques Du Fouilloux, escuyer seigneur dydit liev pays de Gastine en Poitou, dedice au Roy Tres chrestien Charles neufiesme de ce nom. Plusieurs receipts et remedes pour guerir les chiens de diverses maladies. Plus l'Adolescence de l'Auteur. Auec priuilege du Roy. A. Poitiers par les de Marnef et Bouchetz frères. 1561. Ms.-Folio, IV. und 214 p. mit 57 Holzschnitten. Wert 1000—3000 Francs.

II. Ibid., 1562, 4<sup>o</sup>, 600—700 Francs.

III. Ibid., s. a., 4<sup>o</sup>, 400—500 Francs.

IV. Ibid., 1568, 4<sup>o</sup>, 300—400 Francs.

V. La Venerie ... avec interpretation des mots vocables et dictions de Venerie. Pls l'art de Chasser aux bêtes priuées et sauvages, extrait du liure du Roy Phœbus. A. Paris. Pour Galiot du Pré, Libraire juré, rue S.

Jaques, a l'enseigne de la Galere d'or. 1573.  
4<sup>o</sup> und 136 Blatt. Prächtige Ausgabe. 400 bis  
500 Francs.

VI. Englische anonyme Übersetzung: The noble Art of Venerie or Hunting. London 1575. 4.

VII. Deutsche Übersetzung: Neu Jag vnd Weydwerc-Buch, d. i. gründliche beschreibung vom Anfang der Jagten | auch vom Jäger | seinem Horn vnd Stimme | Hunden | Wie die zu allerley Wildpret abzurichten se. Item von der Hirsch | Schweins | Hasen | wilden Küllen | Fuchs | Dachs | Beeren | Buchs | Steinböck | Gemsen und Wolffs Jagt. Item vom Adelichen Weydwerc der Falknerei | Wesssen vnd Feder-spil se. Desgleichen vom Fisch, Krebs, Otter vnd Biber Fang. Frankfurt am Main, in ver-legung Sigismund Feyerabents. 1582. Folio, IV und 103 Blatt, mit 116 Holzschnitten von Jost Amman, s. d. Diese Übersetzung, welche fast immer irrig als deutsches Originalwerk betrachtet wird, enthält als Beigaben eine interessante Sammlung von Weidsprüchen sowie mehrere Partien aus dem Werke Pietros de Crescenzi. 150—200 Mark.

VIII. La Venerie et Favconnerie de Jaques de Fovilloux, Jean de Franchières et autres diuers auteurs. Reveus, corrigees et augmentees des chasses non encore pa cy devant imprimées. Par. J. D. S. gentilhomme P. a Paris, pour Felix le Mangnier. ruc neufue Nostre Dame, a l'image St. Jean Baptiste \*). MDLXXXV. 4<sup>o</sup>. 150—200 Francs.

IX. Zweite deutsche Übersetzung: New Jägerbuch: Jacoben von Fouilloux | einer für-nemen Adelsperson in Frankreich auß Gastine in Poitou. Darinn gründlich beschrieben vnd zu finden | Vom Jäger, der Jagten Anfang | des Jägers Horn vnd Stimme, wie er sich deren auf der Jagt | recht gebrauchen | vnd artige Höfft blasen soll, vnd was zu jedem sonst besonders mehr erfordert wirt. Auch von Laid | Jag | Hez | vnd allerley Hunden | ihrer art vnd herkommen | Welcher gestalt vnd zeit | sie zu belegen | Wesssen sollen | vor der wuot, Rand vnd anderen zusäßen, zu retten vnn zu verwaren | wie sie aufs allerhand Wiltpret | vnd zum Horn | anzubringen | zu arbeiten | mit hoher ferrer Nasen verfahren | die fährt einfallen | beharren | verfallen | vnd aufs der Jagt fürzulegen | zu Hasen | zu pfünfchen | se. Item von der Hirsch | Schweins | Hasen | Fuchs vnd Dachs jagt | das ist von allerley Höhem | Ri-derm | Rotten vnd Schwarzen Wiltpret | wie der Jäger mit dem Dethund | durch neue | hochzige vor vnd nachfahrt | gefährt, gemärk rucken, eylen, idreken, plenden, bichlissen wagen | ragen | grunnen | fedemlin | Bürgstall Überclawen | Standt wanbedt | läger | gejäl abspringen | gewendt | Himmelsput | Erwinden segen | schlagen | abwerfen | absondern | aufz-zeigen | aufzhausen | geäß | gress | gelöß | Lösirung für juchen | für greissen | hoch vnn nider ver-brechen | im fürschlag | wider | zu | vnn abzug | einkreisen | abbrennen | bestatten | anffagen | Par-

\*) Es gibt auch Exemplare mit der Firma: A Paris Chez Abel L'Angelier au premier pillier de la grand salle du Palais.

force sangen | zerwürden | vnd was ferners hierzu gehörig | den Jäger aufs der jagt für-neuen | thun vnd leisten soll. Erst frisch von neuem aus dem Französischen in gut Weyd-männisch Tensch allen Jägern vnd Weydmännern zu gutem vertenicht vnd Vertirt. Mit Röm. Rey. May. Freyheit | auf zehn Jar. Getruct zu Straßburg | durch Bernhart Jobin. anno 1590. Fol., 92 Blatt, sig. mit 52 schönen Holz-schnitten (größtentheils der Ed. VIII entlehnt). Meistens ist die Abhandlung Clamorgans: Wolfs-jagd von Johannen von Clamorganis, Hern von Saane, Oberhauptmanns auf der Saar gegen Ridergang inn Frankreich angefügt; — v. Hangwiz u. a. behaupten, diese Ausgabe sei nicht durch J. Wolff, wie mehrfach angegeben, sondern durch Bernhart Jobin (Hangwiz schreibt jogar Jobin) übersetzt worden, wozu wahrscheinlich der Umstand verleitet haben mag, daß die Widmung an den Herzog von Württemberg, wie bei den meisten Werken jener Zeit, von Bernhard Jobin, dem Drucker, gezeichnet ist. In dieser heißt es jedoch: Solche beide Bücher sein | wie ich bericht auf gnädigs geheiß vnd begeren | des Durchleuchtigen Hochgeboren Fürsten vnd Herrn | Herrn Ludwigen Herzogen zu Württemberg vnd Teck... meins auch gue-digen Fürsten vnd Herrn | durch Johann Wolfen Psalt vnd Marggraefischen Rhat vnd Amtmann zu Mindelsheim | als der Französischen Sprach volgeübent | vnd so berühmter Jäger vnd Falkner gute fundtschafft vnd hilff ge-habt | vor wenig Zeit in die Deutsche Sprach Vertirt | vnd mir durch ein vertrauten Freund mitgetheilt vnd communiciret worden. 150 bis 200 Mark.

X—XIII. La Vénérie...Paris, chez Abel L'Angelier, 1601, 1604, 1605, 1606; alle in 4<sup>o</sup> wie jene von 1585, mit denselben Holzschnitten.

XIV. Zweite englische Übersetzung, London 1611, 4<sup>o</sup>.

XV—XVI. La Vénérie...Paris, veuve Abel L'Angelier, 1613, 1614.

XVII. Italienische Übersetzung: La caccia di Giacomo di Foglioso, Scudiero e signore di esso luogo, paese di Gastina in Poitu. Con molte ricette, e rimedij per risanare i cani da diuerse malatia. Tradotta di lingua francese da Ces. Parona. Milano, Antonio Comi. 1613. 8<sup>o</sup>, mit Holzschnitten.

XVIII. La Vénérie wie XV, 1618.

XIX—XXI. La Vénérie...eu la boutique de L'Angelier, chez Claude Cramoisy, 1621, 1624. 1628. 4<sup>o</sup>.

XXII—XXIII. La Vénérie...à Paris chez Pierre Billaine, rue Saint-Jacques, à la Bonne-Foy, devant Saint-Yves, 1634. 1635. 4<sup>o</sup>.

XXIV. La Vénérie... à Paris. Pierre David. 1640. 4<sup>o</sup>.

XXV. La Vénérie... à Rouen, Clement Malassis. 1650. 4<sup>o</sup>.

XXVI. Dritte deutsche Ausgabe: Adeliche Wänd Werke. das ist Kurze und eigentliche Beschreibung Welcher Gestalt allerhand Wänd Werk an Justellen, und wie man Wänd Män-nisch da von reden solle. Unizo von Neuen zusammen getragen und in Druck gegeben. Frank-

furt am Mayn. In Verlegung Joh. Wilh. Ammons und Wilh. Terlins. 1661. 4°. 22 und 238 Seiten; ein nahezu unveränderter, auch dieselben Holzschnitte enthaltender Abdruck der Ed. VII.

XXVII—XXVIII. Vierte und fünfte deutsche Ausgabe: ibid., 1669 und Prag 1699, 4°, Reproductionen der vorigen.

XXIX—XXX. Sechste und siebente deutsche Ausgabe: Nenes Jagd- und Weidwerkbuch... Dessau, Gedruckt in der hochfürstl. Privileg. Höf-Druckerey, 1720 und 1726, fol.; unveränderter Abdruck der Ausgabe von 1590.

XXXI. La Vénérie de Jaques du Fouilloux, gentilhomme, seigneur dudit lieu pays de Gastine en Poitou, dediee aux Roy tres chrestien Charles, neuiesme de ce nom. Avec plusieurs receipts et remedes pour guerir les chiens de diuerses maladies. Puis l'Adolescence de l'Autheur, avec privilege du Roy, a Poitiers par les de Marnefz et Bonchetz freres, 1568. Réimprimé à Bayreuth, par Fréderic Elie Dietzel, imprimeur de la cour de la chancellerie et du college Chrestien Ernestin, 1754. 4°. II und 223 p. Brillante, sehr seltene Ausgabe. 350—300 Mark.

XXXII. La Vénérie... précédée de quelques notes biographiques et d'une notice bibliographique. Angers, Ch. Labosse, 1844. Gr.-8°. Berggriffen. 25—40 Francs.

XXXIII. La Vénérie... précédée de la Biographie de Jacques du Fouilloux, par M. Pressac. Niort, Robin et L. Favre, 1864. Gr.-8°. Beste neue Ausgabe 60—80 Francs.

Der Einfluss dieses berühmten und in der That vorzüglichen Werkes machte sich namentlich im XVII., aber auch noch im XVIII. Jahrhundert in der deutschen Jagdliteratur sehr fühlbar und, abgesehen von der Überhäufung der deutschen Weidmannssprache mit Galliessämen, nicht zu deren Nachtheil; vgl. hierüber meine Abhandlungen „Die Lehre von den Zeichen des Rothhirsches“, Blasewitz-Dresden, Paul Wölf, 1886, und „Wie gut Deutsch Weidewerk allerwege“ im „Weidmann“, Bd. XVII.

E. v. D.

*Fragaria* L. (Familie Rosaceae), Erdbeere. Ansdauernde, fadenförmige, wurzelnde, entfernt- und kleinblättrige Ausläufer treibende Kräuter, mit dreizählig zusammengesetzten Blättern, deren Blättchen stets aus feiligm Grunde verfehrt-eiförmig, grobgegärtigt und unterseits seidenhaarig sind. Grundblätter langgezerrt, Stengel oben gabeltheilig oder trugdoldig verzweigt, 1—2blättrig, Blüten weiß; Frucht eine durch Verdickung des Stempelträgers entstehende fleischig fastige, die Früchtchen (kleine Körnchen) auf der Oberfläche tragende Scheinbeere. Walderdbeere, *F. vesca* L. (Fig. 363). Niedrig, Blattstiele wogrecht, Blütenstiele angedrückt behaart, Blüten klein, Beere fugelig oder kegelförmig, regelmäßig, scharlachrot, sehr aromatisch, sich leicht aus dem abstehenden Kelch lösend. In

schattigen Wäldern auf humosem Boden, in der Ebene und in Gebirgen, wenn häufig auftretend, Zeichen eines guten nahrhaften Bodens. Blüht vom April bis Herbst. — Große Erdbeere, *F. elatior* Ehrh. Blätter und Blütenstiele wogrecht abstehend dicht und lang behaart; Stengel

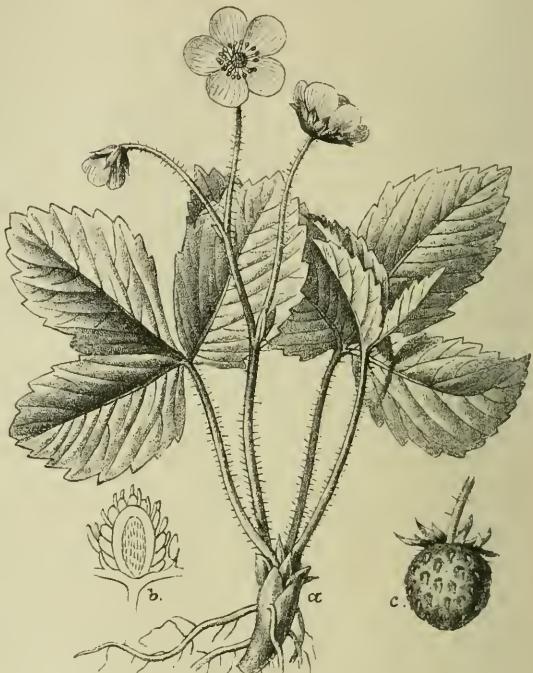


Fig. 363. Walderdbeeren, *Fragaria vesca* L.

robust, bis 30 cm hoch, Blüten groß, Beere eiförmig, groß, oft unregelmäßig, grünlichroth, sich schwer vom Kelch lösend. Stammart vieler Gartenerdbeersorten. Mehr auf bebauten sonnigen Hügeln als in Wäldern. Blüht im Mai und Juni. — Hügelerdbeere, *F. collina* Ehrh. Von Ansehen und der Größe der Walderdbeere, von dieser verschieden durch der Beere angedrückten Kelch. Auf sonnigen, bebauten Hügeln, Waldschlägen, in lichten Wäldern. Blüht im Mai und Juni. — Wm.

*Francolinus* Brisson, Gattung der Familie Ranftuhühner, Tetraonidae, s. d. u. Syst. d. Ornithologie; in Europa eine Art: *Francolinus vulgaris* Stephens, *Francolin*, s. d.

E. v. D.

*Frangen*, verb. intrans., s. v. w. scherzen oder spielen, vom Roth-, Dam- und Rehwild, namentlich von den Kälbern; selten. Etymologie unsicher, wahrscheinlich von mhd. phrengēn pfrenzen = drängen, in die Enge treiben. „Frangen sagt man, wenn das junge Roth-, Dam- oder Rehwild während dem Spielen sich mit den Borderläufen schlägt.“ Behlen, Wmspr., 1882, p. 39; Real- u. Verb.-Lexit. II., p. 654; VI., p. 233. — „Wenn das junge Roth-, Dam- oder Rehwild mit einander spielt und sich im Scherze mit den Borderläufen schlägt, so nennt man dies Frangen. Hartig. Lb. s. Jäger,

Ed. I, 1812, I, p. 38 (citiert nach Ed. XI, 1884, p. 52); Legit., Ed. I, 1836, p. 189; Ed. II, 1861, p. 199. — Die Höhe Jagd, Ulm 1846, I, p. 359. — Fehlt bei Grimm und Sanders.

E. v. D.

**Frangulin**,  $C_{20}H_{20}O_{10}$ , ist das in der Faulbaumrinde enthaltene Glycosid, welches durch Einwirkung von Emulsion in Zucker und Frangulinjäure (Dioghanthrachinon),  $C_{14}H_8O$ , gespalten wird. Gelbe, geruch- und geschmacklose Kristallmasse, löslich in Kochendem Alkohol, Äther und in Chloroform, in wässrigen Alkalien mit Purpurfarbe, schmilzt bei  $225^\circ$ , sublimiert theilweise unzerstört, bildet mit Metallhydroxyden schön gefärbte Lacte, wird mit concentrirter Schwefelfäuse scharagdgrün, dann purpurfarben und löst sich mit dunkelrother Farbe.

v. Gn.

**Frankenberger Ähren** sind in Kupferglanz vererzte Zweigenden einer Conifere (Cupressites Ulmanni); finden sich bei Frankenbergs in Hessen in einem grauen, falthaltigen, thonigen Letten, der als ein Äquivalent des Kupferschiefers anzusehen ist und zur Bechsteinformation gehört.

v. D.

**Frankolin**, der, *Francolinus vulgaris*, Steph.: *F. tristriatus*, *Asiae et Henrici*, Bp.; *Tetrao francolinus* Linn.; *Perdix francolinus* (L.) Lath.; *P. Gepburniae* Gray; *Attagen francolinus* (L.), Keys. et Bl.; *Chaetopus francolinus* (L.) Swains.: engl.: Frankolin; frz.: *Francolin vulgaire*; türk.: *Tnratz*; ital.: *Francolino*.

**Abbildungen.** Vogel: Gould, Birds of Europe, Pl. 259; Dresser, Birds of Europe, Pl. 473; Tütsch, Vögel Europas, T. 29, Fig. 8. — Eier: Bädecker, Eier europäischer Vögel, T. 21, Fig. 1.

**Kennzeichen:** Schnabel schwarz; Beine röthlichgelb; Stoß schwarz, auf den zwei mittleren Federn gelblichweiss quergebändert; untere Flügeldeden auf dunkelbraunem Grunde rostgelblich quergebändert; untere Stoßdecken rostbraun, weißlich gefäumt.

Altes ♂: Oberkopf, Hinternacken schwarz, mit fahlbraunen Federrändern, die sich nach unten verbreiten, so dass da die Grundfarbe weniger sichtbar ist als auf der Stirne; Seiten der hinteren Kopfplatte und der unteren Nackenpartie weiß gesleckt; ein breites um den Hals sich ziehendes Band ist lebhaft rostbraun; Hinterhals schwarz, weiß gesleckt, Rücken, Schulter- und Flügeldeden schwarzbraun, mit breiten gelblichen Seitenstreifen und ebenholzem Außenrande; Bürzel und obere Stoßdecken schwarz, fein weiß quergebändert; Stoß schwarz, weißlich gewellt und gebändert, mit Ausnahme des Endtheiles; Schwungfedern schwärzlichbraun, breit röthlichgelb gebändert; Kopfseiten schwarz, mit einem langen weißen Fleck unter und hinter dem Auge; Kinn und Kehle, das rostbraune Band angeschlossen, ferner Brust und Seiten tiefschwarz, letztere oben mit weißlichen Flecken, die nach unten zu in Querbänder übergehen, versehen; Bauch rostbraun, schmutzigweiss geändert; untere Stoßdecken rostbraun, weißlich gesäumt; Schnabel schwarz; Augen braun,

Beine röthlichgelb. Totallänge ungefähr 33 bis 34 cm.

Altes ♀: Oberkopf, Nacken und die oberen Theile viel trüber; Hinterhals rostbraun, ohne dass selbe Färbung ein Halsband bilden würde; Bürzel und obere Stoßdecken dunkelbraun, unregelmäßig gewellt und marmoriert, lichtbraun und braunweiß gebändert; Stoß unregelmäßig gebändert und schwach braun marmoriert; Kopfseiten weiß, schwarz gezeichnet; ein breiter Strich über dem Auge trüb-, Kinn und Kehle im oberen Theile weiß; Unterkörper weißlich, röthlichgelb übersogen und breit schwärzlich gebändert und gesleckt; untere Stoßdecken rostbraun, mit blausbräunlicher Zeichnung, gegen das Ende zu schwarz.

Das Wohngebiet des Frankolins umfasst die Insel Cypern, Kleinasien und erstreckt sich ostwärts bis nach Indien; in Europa ist es gegenwärtig als ganz ausgerottet zu betrachten.

In früheren Zeiten in Spanien, bei Valencia, und in Italien, hauptsächlich auf Sizilien, nicht selten, ist er nun dort wie auf Rhodus, wo er ebenfalls gleichfalls heimisch gewesen sein soll, als ausgerottet zu betrachten. Das letzte auf italienischem Boden 1869 bei Terra Nova (Sizilien) erbettete Exemplar wurde bei einem dortigen Gastmahl verspeist.

Nicht selten ist er in Kleinasien, besonders in den jungen Theilen der südlichen Distrikte. Der Umgebung Smyrnas fehlt er und tritt erst bei Scala nova auf (Kriper). Auf Cypern kommt er zwar noch häufig vor, fehlt aber bereits an mehreren Ortschaften, die vordem von ihm bewohnt waren. Zu Palästina fand Tristram den Frankolin häufig am Genesaret und Kronprinz Rudolf am oberen Jordan, einen Reisetag vom See Tiberias entfernt. In den Tamarisken und Rohrdickichten Mesopotamiens (Johu) ist er häufig, lebt in Transkaukasien in den Flussthälern des Kur und Aras (Bogdanow), bewohnt in Persien die feuchten Waldungen am Kaspirischen Meer und die Ebenen des südlichen Theiles (Johu); findet sich in den besser bewaldeten Gebieten Belutschistans, wo er bis zu einer Höhe von 2000' emporsteigt, und an den Ufern des Shat-el-Arab (Blanford); in Sind fand ihn Hume überall, wo Wasser und hohes Gras nicht fehlt, häufig; Jerdon zufolge ist er durch den ganzen nördlichen Theil vom Himalaya bis zum Gangesthal verbreitet, ostwärts durch Dakka bis Assam, Sylhet und Tippera.

Der Frankolin bewohnt hauptsächlich solche Ortschaften, die in der Nähe von Gewässern gelegen oder doch jungen Untergrund haben und dicht mit Gestrüpp, hohem Gras, Schilf &c. bewachsen sind; er fehlt aber auch da und dort dem trockenen Boden nicht, wenn sich auf seinem nur die sonstigen Bedingungen für eine passende Existenz erfüllt finden.

Das Frankolinuhu führt im ganzen eine versteckte Lebensweise und würde leicht übersehen werden, wenn nicht die eigene Stimme zum Verräther an ihm werden würde. Seinen Ruf, den man durch die Silben „Tschuk, tschuk, titlur“ zu versimlichen versucht hat, hört man besonders früh und abends und zur Fortpflan-

zungszzeit — wie Kronprinz Rudolf im oberen Jordenthal beobachtet hat —, mit Ausnahme der heißen Mittagsstunden, den ganzen Tag über. Die Männchen, die dabei gerne auf kleinen Erhöhungen stehen, antworten einander aus allen Richtungen.

Sie leben paarweise, haben aber keine großen Nestbezirke, so dass mehrere Paare in geringer Entfernung von einander wohnen.

Die Brütezeit fällt zwischen den April und Juli. Das Nest steht im hohen Grase oder unter einem dichten Busche, ist mit wenigen trockenen Grashalmen ausgelegt und enthält 10—15 Eier. Diese sind lebhaft gelbbraun, weit dunkler als die des Rebhuhns und haben für diese Art charakteristische schmale weiße Schalenflecke. Ihre Länge beträgt 33—34 mm, ihre Breite 25—26 mm.

An der Führung der Jungen betheiligen sich beide Gatten, doch lösen sich die Völker weit früher als bei anderen Hühnern in kleine Gesellschaften von wenigen Individuen auf.

Die Nahrung des Frankolins bilden allerlei Insekten, Gewürze, Sämereien, Beeren, Knospen, Blätter &c.

Ohne gerade eine besondere Scheuheit zu entwickeln, wird die Jagd auf dieses Huhn doch durch den Umstand sehr erschwert, dass es vor dem Jäger und dem Hunde so lange läuft, bis es durch zu große Annäherung eines derselben zum Aufstehen gezwungen ist. Es springt dann in die Höhe und erhebt sich geräuschvollen Fluges, in gerader Richtung langsam dahinstreichend, so dass seine Erbuntung selbst einem ungeübten Schützen nicht schwer wird. Es fliegt höchstens einige 100 Schritte weit, fällt dann wieder ein und setzt seine Flucht laufend fort, ohne je zu hämmen. Viele Forscher haben die Beobachtung gemacht, dass der Hahn stets zuerst aufsteht und die Henne erst auf den nach jenem abgegebenen Schuss zum Aufstehen veranlasst wird.

Wo das Frankolinuhn vorkommt, bildet es ein gesuchtes Jagdobjekt. Früher wurde es mit Faffen gejagt, und war daher eine Verminderung nicht fühlbar, wie es heutzutage der Fall ist, wo das moderne Schießgewehr in der Hand von Alsjägern in bedenklicher Weise unter diesem Wilde aufräumt.

Das Wildbret des Frankolins liefert einen vorzüglichen Braten, dem jedoch der starke Wildgeschmack fehlt.

v. Tsch.

Franzenschildkröten = Chelys.

Kur.

Franzosenkrankheit, die, die Leberfäule der Hasen. „Franzosenkrankheit ist eine Krankheit der Hasen, wobei sie Geschwüre an der Leber bekommen.“ Hartig, Aultg. z. Wmspr., 1809, p. 101, Lb. I. Jäger, Ed. I, 1812, I, p. 39; Lexit., Ed. I, 1836, p. 189, Ed. II, 1861, p. 199. — Behlen, Wmspr., 1829, p. 59. — Grimm, D. Wb., IV.,

p. 62. — S. Pathologie und Pathogenese des Wildes.  
E. v. D.

Französische Jagd, die, wird speziell die Parforcejagd, als aus Frankreich stammend, genannt, zum Unterschiede von der Deutschen Jagd, s. „Die französischen oder Parforcejäger. Diese haben ihren Namen von der in Frankreich und England fast allein gewöhnlichen Jagd, das Wildpret mit Jagdhunden und reitenden Jägern so lange zu verfolgen, bis es todstürzt, oder nicht weiter fort kann, sich vor die Hunde stellt und abgesangen wird. Ein Jäger, der diese französische oder reitende Jagd gelernt hat, muss den Leithund eben wohl vollkommen arbeiten können und die Fährten des Wildperts, das er jagen will, gut kennen. Er muss die Abrichtung, Wartung und Curen der Parforcehunde gründlich verstehen und dreist reiten können, und alles, was zu dieser Jagd gehört, wissen. Weil man aber auf diese Weise nicht nur alles Edelwildpret, sondern auch alle flüchtige Raubthiere jaget, so muss er die Eigenschaften aller dieser Thiere und ihre Fährten vollkommen inne haben.“ Mellin, Anwsg. z. Anlage v. Wildbahnen, 1779, p. 196. — Chr. W. v. Heppen, Wohlred. Jäger, p. 132. — Behlen, Wmspr., 1829, p. 59. — Hartig Aultg. z. Wmspr., 1809, p. 107.

E. v. D.

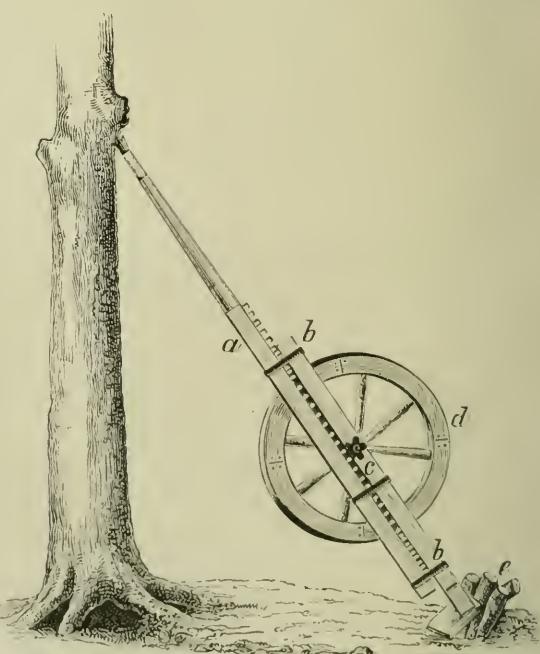


Fig. 266. Französische Rödemashine. — a Gezähnte Holzstange mit eiserner Spitze, b Holzstange mit einem c Stirnrad und d Schwungrad mit Rübel, e Pfähle zur Festigung der Maschine.

Französische Rödemashine (Fig. 266). Sie besteht aus zwei Holzstücken a und b, von denen das eine mit Zähnen versehen ist, während das andere ein kleines gezähntes Stirnrad c und ein größeres Triebad d trägt. Durch die Bewegung des Stirnrades wird das gezähnte

Holzstück längs des anderen vorgehoben. Wird diese Maschine mit dem oberen Ende des gezahlten Holzstückes an den zu werkenden Stamm gehalten und das untere Ende des zweiten Holzstückes in einem unverrückbaren Punkt am Boden geführt, so wird durch die angegedrehte Verschiebung der zwei Hölzer ein Werken des Stamms, an dem die Maschine angelegt wurde, ermöglicht.

Fr.

**Fräsen, Fräsmaschinen.** (Siehe eine Tafel.) Unter Fräse versteht man im Allgemeinen ein Werkzeug, gewöhnlich aus Stahl, selten aus Eisen, dessen Oberfläche eine Anzahl von Schneiden (Meißeln) trägt, welche gerade- oder krümmlinig gestaltet sind und bei der Drehung des Werkzeuges um dessen Achse zur Action gelangen.

Die Fräse ist in vielen Fällen im Stande, die Feile, den Grabstichel, den Meißel, den Profilhobel u. s. w. zu ersetzen.

Bei den Holzfräsen ist die Anzahl der zur Wirkung gelangenden Schneiden meist geringer (2—6) als bei den Metallfräsen; auch sind die Schneidwinkel kleiner.

Entweder werden die Holzfräsen aus einem Stücke hergestellt oder sie bestehen aus einem scheiben- oder cylinderartig geformten Körpie, in welchen Messer eingefestet oder woran solche befestigt werden.

Es ist oft notwendig, die Schneiden der Fräsen so auszubilden, daß sie nach beiden Drehrichtungen zur Wirkung gelangen können, damit bei kurvigen Holzflächen die Arbeitsbewegung mit dem Faserlauf zusammenfällt und so kein Ansreissen stattfindet. Soll diese Bedingung erfüllt werden, so sind die Fräsen stählerne Rotationskörper von passender Länge und entsprechender Profilierung.

Da die Stahlfräsen beim Härteln leicht Risse und Brüche erhalten, so fertigt man dieselben auch aus Schniedeisen an und härtet sie durch Einsetzen. Auch auf folgende Weise kann die Herstellung der Fräsen erfolgen: Man nimmt runde Eisenscheiben und treibt sie in Gesenken unter dem Fallwerk zu einem Rotationskörper von dem gewünschten Profil aus. Sodann fertigt man sie vom Rande her so ein, daß in der Mitte eine Kuppe stehen bleibt, die eine centrische Bohrung, der Spindel entsprechend, erhält, und härtet die Fräse dann durch Einsetzen.

Bei großen Fräsen ist es üblich, die profilierten Messer quer durch den Fräskopf zu stecken und durch Kleinschrauben oder Keile zu befestigen oder auf einen prismatischen Körper von drei- oder viereckigem Querschnitt zu schrauben.

Da die Fräsen eine bedeutende Umgangs geschwindigkeit (15—20 m pro Sekunde = 3000 bis 4000 Touren pro Minute bei 100 mm Fräsdurchmesser) verlangen, so ist ihr Gebrauch mit Zuhilfenahme einfacher Geräthe, wie der Brustleier, Bohrrathse u. s. w., durch die menschliche Kraft unzweckmäßig, oft gar nicht ausführbar; es gehört zur Erreichung der notwendigen Geschwindigkeit eine maschinelle Vorrichtung, die Fräsmaschine.

Die Fräsen werden an Wellen befestigt,

die horizontal oder vertical gelagert sind und in rasche Umdrehung versetzt werden.

Das Arbeitsstück wird entweder vom Arbeiter oder durch die Maschine selbst geführt.

Die Holzfräsmaschinen haben durchgängig im Gegensatz zu den Holzböbelmaschinen einen kleinen, etwa 30—100 mm Durchmesser haltenden Schneidkopf, der gewöhnlich auf einer ansteckenden Welle unmittelbar über einem Tische sitzt und sich mit dieser, welche den Antrieb unter der Tischplatte hat, dreht, während das Holz auf dem Tische seitlich daran vorbeigeführt wird. Der Antrieb erfolgt direct oder indirect, entweder durch Reibungsräder, durch offene oder gekreuzte Riemens.

Fräsmaschinen mit unter dem Tisch liegenden Spindeln haben meist nur den Zweck, an den Kanten der platten- oder staufenförmigen Hölzer zu arbeiten, während jene Fräsmaschinen mit Spindeln über dem Tische häufig innerhalb der Flächen zu arbeiten bestimmt sind. Es können jedoch sowol die einen, wie die anderen so verändert werden, daß sie auch die zweite Arbeit vollbringen.

Es sollen nun kurz der Reihe nach einige typische Fräsmaschinen besprochen werden.

Eine häufig verwendete französische Fräsmaschine ist folgendermaßen eingerichtet: Die Spindel liegt in zwei miteinander verbundenen Lagern und kann vermittels derselben an Führungen im kostengünstigen Gestelle höher oder tiefer gestellt werden, so daß die Messer oder Fräsen an ihrem Ende in die verlangte Stellung zum Arbeitsstücke kommen. Eine abnehmbare Handdubel bewegt die hierzu notwendige Schraubenspindel, deren Bierec im Tische eingelassen ist, so daß die Arbeitsstücke darüber hinweggleiten können. Die Umkehr der Bewegung erhält die Maschine von ihren Vorgängen aus, und wechselt dabei der halbgelenkte Riemen seine Stellung auf der langen Dreibrille der Fräsenspindel.

Eine kleine Maschine von Gebr. Schmalz in Offenbach besitzt die Vorrichtung zum Umkehren der Bewegung in sich selbst. In dem durchbrochenen säulenförmigen Gestelle sind zwei kegelförmige Frictionsräder gelagert, deren Welle seitwärts durch einen Handhebel so verschoben werden kann, daß entweder das linke oder das rechte mit dem kleinen aus Leder zusammengesetzten Frictionsrade der Fräsenspindel in Berührung kommt und daselbst in der betreffenden Richtung mitnimmt. Die Fräsenspindel muß wegen des kegelförmigen Frictionsrades der Höhe nach seitstehen, es ist deshalb der Tisch selbst durch ein Handrad, welches auf dem Gewinde des Ständerhalses läuft, verstellbar.

In Amerika bedient man sich häufig der Fräsmaschinen mit zwei Spindeln. F. Fay & Co. in Cincinnati (Ohio) erzeugt eine solche, wo beide Spindeln gleichzeitig, aber in entgegengesetzter Richtung laufen; das Arbeitsstück bringt man immer an jene, deren Drehführung dem Faserlauf am besten entspricht. Daß ist es erforderlich, daß die Profile der Messer oder Fräser einander genau gleich gemacht und gegen den Tisch eingestellt sind.

Eine Maschine von A. Ransome & Comp. vereinigt horizontale und verticale Spindeln in sich. Der weitaußladende Arm, an dem die obere gelagert ist, kann nach der Lösung seiner Fußschrauben zur Seite gedreht, der Tisch dadurch frei gemacht und zu allen Arbeiten der gewöhnlichen Fräse verwendet werden. Die untere Spindel ihrerseits lässt sich so tief herabstellen, dass sie ganz unter dem Tische verschwindet, wenn die obere wieder an ihren Platz und in Thätigkeit gebracht werden soll. Eigenthümlich ist an dieser Maschine die hin- und hergehende Bewegung der oberen Spindel längs einer Schlitzenführung, welche durch eine Kurbelscheibe mit stellbarem Zapfen und einer Leitstange vermittelt wird. Der Spindelweg kann durch Verstellung des Kurbelzapfens geändert werden, die Leitstange hat an denselben einen langen Schlitz, durch welchen bei jedem Hubwechsel eine Unterbrechung der Längsbewegung erzielt wird. Die Geschwindigkeit dieses Mechanismus ist klein und entspricht der gewöhnlichen Vorschubgeschwindigkeit. Die obere Spindel wird durch einen langen, runden, von Leitrollen geführten Riemen angetrieben.

Ein Beispiel, wie Fräsen zur Gehirung von Parkettrahmen verwendet werden, gibt u. A. die Maschine von Perin, Panhard & Cie. in Paris. Der Tisch ist mit zwei Nuten versehen. Die Rahmenstücke werden auf einer zwischen zwei Leisten verschlebbaren Platte gegen ein festes, unter  $45^{\circ}$  zur Bewegungsrichtung stehendes Lineal angelegt und in dieser Lage leicht niedergespannt, hierauf mit der ganzen Vorrichtung dem Messerkopfe entgegen und an ihm vorbeigeführt. Eine andere Vorrichtung gestaltet das Canneliieren von Säulen. Der Tisch der Maschine ist dabei glatt und frei. Auf demselben kann eine gusseiserne Platte nach allen Richtungen verschoben werden; die Platte hat zwei Spindeldoden in passender Entfernung, welche das Arbeitsstück fassen. Die rechtsseitige Spindel ist mit einem Theilrade verbunden, auf dessen Umsang Einschnitte in der Zahl der zu ziehenden Cannellierungen oder eines Vielfachen derselben angebracht sind. Diese Spindel ersafst das Arbeitsstück mit einem dreizackigen Kloben, so dass es sich nicht verdrehen kann; die linksseitige vertritt den Reitstock der Drehbank, ihre glatte Spize kann durch eine Schraube entsprechend vorgezogen werden, durch eine zweite aber an verticale Führung auf- oder abgestellt werden. An der gusseisernen Platte ist ein Modell befestigt, mit dem die ganze Vorrichtung an der Spindel oder einem Ringe auf derselben geführt wird. Das Modell hat Vorsprünge, wo die Cannellierungen anzu hören, oder wo Rundstäbe umgangen werden sollen. Wenn man nun die Vorrichtung samt eingespannter Säule längs der Fräsenpinde hinciebt und dabei das Modell gleichmäig anliegen lässt, so schneidet das Werkzeug, hier ein eingestestes Messer, eine glatte Rinne zwischen den durch das Modell vorgefesteten Endpunkten ein.

Worssam in London benützt eine Fräsmaschine zum gleichzeitigen Bestossen zweier Parketttafeln. Auf dem großen Tische laufen in Rollen zwei leichte Platten mit Ein-

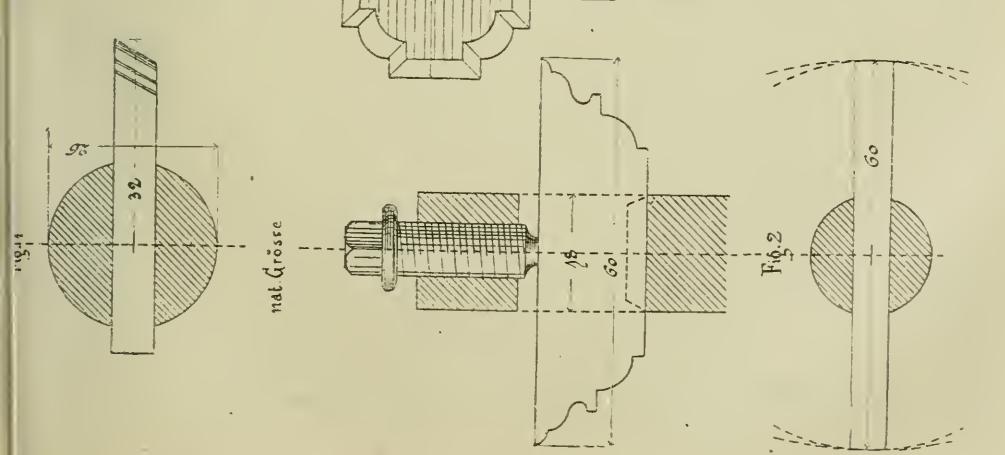
spanvorrichtungen, auf welchen die zusammengefügten Tafeln befestigt werden, damit eine von rechts, die andere von links an dem arbeitenden Messerkopf vorübergehen kann.

Eine specielle Verwendung der Fräsmaschinen wird zur Erzeugung von Zinken gemacht. Die Zinkenfräse der Cheminer Werkzeugmaschinenfabrik arbeitet gleichzeitig mit 4 Fräsern, d. s. Stahlkörper mit mehreren schraubenförmig laufenden Schneiden, für deren Schärfung eigene Schleißapparate in Anwendung kommen. Für die Zinken von Schwanzschwanzform sind die Fräser gegen den Grund verjüngt. Die vier Spindelköpfe können in eine beliebige, aber stets gleiche Entfernung von einander gebracht werden, wodurch das Fräsen von Zinken von verschiedener Theilung ermöglicht wird. Der Support ist normal auf die Spindelachse verschiebar u. zw. auf einem Untertheil, das in einer verticalen Führung des Ständers auf- und niedergeht. Auf einem Arm des Ständers lässt sich der Tisch verschieben. Das auf ihn gelegte Brett wird durch Schrauben angepreßt. Der Bügel, durch welchen diese Schrauben gehen, ist derartig eingerichtet, dass gleichzeitig noch ein vertical gestelltes Brett eingepaßt werden kann. Beim Fräsen steht dann das Holz still. Der Spindeldeckensupport verschiebt sich in horizontaler, sein Untersetzer in verticaler Richtung um das Maß, das die Zinkenform begehr. Das Auf- und Niedergehen des Untersetzers wird durch Kurbel und Schubstange, die seitliche Verziehung durch eine Schablone bewirkt. Der Schnürlängenzapfen ist in einem Schlitz der Kurbelscheibe verstellbar, also der Hub variabel zu machen. Die Maschine erzeugt für gewöhnlich offene Zinken mit scharfen Kanten, aber auch verdeckte, die einerseits scharfstanig, andererseits halbkreisförmig abgerundet sind. Zinken und Schlüsse der verdeckten Zinken werden gleichzeitig gearbeitet. Die Spindeln machen 5000 Touren in der Minute. Die Maschine liefert 9 verdeckte Zapfen und Schlüsse oder 15 gewöhnliche Zinkenzapfen und 30 Schlüsse.

Bei einer Maschine von Ganz & Co. in Budapest werden Zapfen und Schlüsse gleichzeitig durch zwei Walzenmesser hergestellt. Die leichten sind Messerköpfe, welche an dem Umfange ausgeschraubt werden. Die Walzenmesser sind am Ende schwingender Arme gelagert und gegenseitig so viel geneigt als die Schrägen der schwanzschwanzförmigen Zinken fordert, welche sie herstellen sollen. Das eine Brett, welches die Zinken bekommt, ist horizontal vor den Scheiben eingepaßt.

Unter den Walzenmessern befindet sich das zweite Brett, in welches dieselben beim Niedergange je eine Seite der um zwei Zinkentheilungen aneinanderstehenden Schlüsse austreifen. Die Maschine schlägt nach jeder Schwingung der Arme, wenn dieselben am höchsten stehen, die Bretter um eine Theilung vor. Da die Messer schräg gestellt sind, so wird dadurch der Grund zwischen den Zinkenzapfen in einer gebrochenen Linie gebildet; ein feststehendes Messer, oberhalb der Walzenmesser am Arm

# Zeichnungen für Holzbearbeitungs-Maschinen:



*Gezeichnet von*

angebracht, schafft den ebenen Grund. Die Maschine arbeitet vollständig selbsttätig.

Man kann aber auf jeder Fräsmaschine Zinken erzeugen; man bedarf hierzu nur eines einfachen Hilfsmittels. Der Hauptfach nach ist es ein Winkel, welcher auch das Einspannen zweier Bretter in der für das Zinkenschneiden nothwendigen Anordnung möglich macht. An der Vorderseite, dem Fräser zugewendet, wird eine Schablone befestigt. Beim Zinkenfräsen wird die Vorrichtung durch die Hand auf der Tischplatte in der Weise verschoben, daß diese Vorrichtung an dem Halse des Fräser's Führung findet.

Für kleine Arbeiten paßt am besten das einfache, in einem Schlitz der Spindel eingesetzte Messer (Fig. 1), dessen Befestigung durch eine Druckschraube wie in Fig. 2 erfolgt. Für größere wendet man zwei Messer an, die mit schwabenzwanzförmigen Kanten zwischen zwei Ringen gehalten sind (Fig. 3, 4 und 5). Diese Messer arbeiten nur nach einer Richtung, ebenso wie die Fräse (Fig. 8 und 9), welche einzeln für Nuthen, zu zweien für Federn angewandt wird. Dabei kann das Messer entweder gerade oder mit der gestrichelt angegebenen Einkerbung eingefestzt werden (Fig. 2). Letztere hat dann Werth, wenn man derartige Messer auf der Drehbank herstellt und hierauf nachstellt. Waren sie beim Drehen in einem Dorn mit derselben Einkerbung eingespannt, so ist das Rundlaufen, bezw. gleichmäßige Angreifen der gegenüberliegenden Kanten gesichert, während es bei geradem Messer mühsam gefücht werden muß. Die schmalen Kanten derartiger Messer werden nach dem kleineren punktierten Kreise abgedreht und nach dem größeren oder auch ganz normal zur Seitenfläche nachgefeilt, wobei von den eigentlichen Kanten nichts weggenommen wird.

Der hiedurch entstehende Zuschräfungswinkel ist zu groß und der Anstellwinkel zu klein, so daß derartige Messer schlecht arbeiten und nur dort zu recht fertigen sind, wo es sich nicht lohnt, für ein vorübergehend gefordertes Profil ordentliche Fräser zu machen. Fig. 6 stellt einen Fräser für hartes Holz, Fig. 7 einen für weiches Holz im Aufiß und Grundriss dar. Diese aus einem Stücke gezeichneten Fräser haben verschiedene Schneidewinkel. Der von Fig. 6 beträgt  $90^\circ$ , der von Fig. 7, je nach der Entfernung a—b der Schlifffläche,  $40$  bis  $60^\circ$ . Die letzteren arbeiten günstiger, haben dabei immer noch einen großen Zuschräfungswinkel und einen genügenden Anstellwinkel. Fig. 7 zeigt einen mittleren Schneidewinkel von  $43^\circ$ , einen Zuschräfungswinkel von  $31^\circ$  und einen Anstellwinkel von  $12^\circ$ , während Fig. 6 solche von  $90^\circ$ ,  $78^\circ$  und  $12^\circ$  aufweist.

Die Fräser werden aus einem Stücke Stahl erzeugt, und nachdem sie ausgehüttet und ihre inneren Theile bearbeitet sind, aus zwei gleichweit vom Mittel entfernt liegenden Punkten nacheinander auf der Drehbank abgedreht, so daß ihre Außenflächen hinter den Schneidekreisen zurückstehen und ein Anstellwinkel von etwa  $12^\circ$  resultirt. Die Profile werden in geeigneter Weise, je nach der Stellung der

schniedenden Kanten, in folcher Projection aufgezeichnet, daß bei der rotierenden Arbeitsbewegung die richtigen verlangten entstehen, und mittelst Schablonen beim Abdrehen nachgemessen. Derartige Fräser schniden gleich gut nach beiden Richtungen und können auf den ebenen Flächen nachgeschliffen werden, ohne das Profil zu ändern. Die aus einem Stücke geschneideten Fräsen haben prinzipiell verschiedene Schneidewinkel, meist zwischen  $40$ — $60$ — $90^\circ$ . Die ersten arbeiten besser und haben dabei immer noch einen großen Zuschräfungswinkel (ca.  $30^\circ$ ) und einen genügenden Anstellwinkel (ca.  $12^\circ$ ).

Die Schnittgeschwindigkeit der Fräser bleibt um so mehr hinter jener der Messerköpfe bei Hobelmaschinen zurück, je kleiner ihr Schneidekreis ist, und man muß deshalb trachten, den Spindeln möglichst hohe Tourenzahlen zu geben. Solche Zahlen von  $3500$ — $4000$  per Minute gehören daher nicht zu den Seltenheiten. Je mehr die Geschwindigkeit wächst, desto schwerer ist sie zu überwachen. Man kann sie wohl durch Dimensionierung der Riemscheiben einleiten, sich aber nicht gut überzeugen, ob sie von den Spindeln wirklich gemacht werden. Dagegen muß immer der Verdacht rege bleiben, daß die Riemens auf den sehr kleinen, wenig umspannten Scheiben gleiten und springen, die gerechnete Tourenzahl also nicht wirklich gemacht wird. Es ist daher zu empfehlen, Fräser und Messerköpfe derartiger Maschinen nicht ohne Rüth zu klein zu machen.

Die Holzfräsmaschinen arbeiten mit Fräsen, deren Zähne oder Schneidkanten im allgemeinen beträchtlich weiter aneinander stehen, als jene zur Metallarbeit. Die Weichheit des Arbeitsmaterials gestattet das Abnehmen größerer Späne. Die Fräsen haben zumeist einen Schneidkopf von geringen Dimensionen, etwa  $30$  bis  $100$  mm im Durchmesser, wodurch sich auch eine geringere Länge der Schneiden im Verhältnis zu den Hobelmessern ergibt.

Ihre Hauptbeauftragung finden die Fräsmaschinen zur Bildung von Hohlkehlen, Stäbchen, zusammengefügten, gesimsartigen Kehlungen längs krümmer (geschwölter) Arbeitsstücke, also Herstellung von Profilierungen an Rahmen und Leisten (welche Arbeit ausschließlich nur durch Fräser bewerkstelligt werden kann), aber auch für profilierte Füllungsstücke, zur Gehrung an Parkettrahmen, zur Erzeugung ebener Flächen, zum Cannetieren von Säulen, für Zinken u. s. w.

An einer kleinen Holzfräsmaschine mit verticaler Spindel fand Hartig folgende Daten: Durchmesser des Fräskopfes  $9\frac{1}{2}$  mm, Höhe desselben  $31$  mm, Zahl der Schneiden  $6$  (drei für Rechtsdrehung, drei für Linksdrehung); minutielle Umdrehungszahl des Fräskopfes  $2061$ , Schnittgeschwindigkeit  $10\cdot1$  m pro Secunde, Zuschiebung (von Hand)  $4\text{--}34$  mm pro Secunde, größte beobachtete Leistung pro Stunde  $V = 0\cdot014$  m<sup>3</sup> Erlenholz in seine Späne verwandelt bei  $21\cdot3$  mm Zuschiebung pro Secunde; hiebei Arbeitsverbrauch im Leergang  $N_g = 1\cdot32$  HP, im Arbeitsgang  $N = 2\cdot03$  Pferdestärken; Raumbedarf der Maschine  $1\cdot78 \times 0\cdot89 = 1\cdot58$  m<sup>2</sup>,

Gewicht derselben 300 kg; der Arbeitswert für 1 m<sup>3</sup> stündlich verarbeitetes Erlenholz ergab sich durchschnittlich zu E = 66,7 Pferdestärken, welcher Wert höher ist, als für alle anderen mit rotierendem Werkzeuge arbeitenden Holzbearbeitungsmaschinen, eine Folge des zu großen Schneidewinkels (90°) und des zu kleinen Anstellungswinkels (0°) der Schneiden und der hiedurch herbeigeführten rein schabenden Wirkung derselben. Er.

**Fräb.**, der. I. Die Nahrung der Hunde und Raubthiere im Gegensäke zu jener des edlen Wildes, welche Rüng, Geäse genannt wird; vgl. a. Gefräb. Schnitt. „Der Raubthiere Nahrung wird auf gut weidmännisch ein Fräb oder Raub genannt.“ Dödel, Ed. I., 1746, IV., fol. 25. — „Fräb, also wird benannt: 1. Das Fressen, so denen Hunden gegeben wird. 2. Der Vorschutt, der denen Sauen Winterszeit gemacht wird. 3. Wenn es viele Mästung oder Gewitzel in einer Waldung hat, worinnen die Sauen brechen können, heißt es, es hat brav Fräb.“ Chr. W. v. Heppen, Wohlsred. Jäger, p. 132. — „Fräb, Fräb, wird nach der Jägersprache die Speise oder Nahrung, und der Raub einiger Thiere genannt. So sagt man von Bären, Wölfen, Füchsen u. a., daß sie auf den Fräb ansgehen.“ Onomat. forest. I., p. 948. — „Fräb heißt das Futter, welches die wilden Sauen, Hunde und Raubthiere genießen.“ Hartig, Amtg. 3. Wmpf., 1809, p. 107; Lb. f. Jäger, Ed. I., 1828, I., p. 39; Lexif., Ed. I., 1836, p. 889, Ed. II., 1861, p. 199. — Behlen, Wmpf., 1829, p. 59.; Real- u. Verb.-Lexif., II., p. 639, VI., p. 228. — Die Hohe Jagd, Illm., 1846, I., p. 359.

II. Die Freijest der Hunde; selten „So ein Hund darf fräst, wird gejagt, der Hund hat einen guten Fräb.“ Chr. W. v. Heppen, l. c. — Behlen, l. c. — Grimm, D. Wb. IV., p. 63. — Sanders, Wb., I., p. 485 c. (beide nur in der ersten Bedeutung). E. v. D.

**Fratercula Brisson** = Mormon. Illicher. — F. arctica Leach, s. Larventaucher. E. v. D.

**Fratten**, s. Abbrennen der Schläge. Mcht. Frauencis, s. Gyps. v. D.

**Frauenfisch** (*Leuciscus virgo* Heckel), auch Nersling, Donannerling, ein Fisch der Gattung Weißfisch (*Leuciscus*, s. d.) und der Familie der Karpfenartigen Fische (*Cyprinoidae*). Er wird 20—40 cm lang. Der Leib ist seitlich zusammengedrückt und gestreckt, 4—5mal so lang als hoch, mit kleinem, etwa 6—6½ mal in der Totallänge enthaltenem, aber breitem und stark gewölbtem Kopfe. Das kleine nur bis unter die Nasenlöcher gespaltene Maul ist unsterändig und wird von der dicken und stumpf abgerundeten Schnauze übertragen. Das Auge ist klein. Die Schlundknochen des Frauenfisches sind auffallend dick und stark, und ihr nach vorne gerichteter Fortsatz ist sehr kurz. Die Zähne stehen wie bei der Blöße links zu 6, rechts zu 5 in einer Reihe; die Kronen der vier hinteren Zähne sind, wenn noch nicht durch Gebrauch abgeschliffen, mit Einerbungen versehen. Die vor der Mitte der Körperlänge stehende Rückensflosse zählt 3 ungeheilte und 9—10 getheilte Strahlen, die Afters-

flosse 3, bzw. 11—12, die unter dem Anfang der Rückensflosse stehenden Bauchsfilosse 1—2, bzw. 8—9, die Bauchsfilosse 1, bzw. 16—17 Strahlen. Die gegabelte Schwanzflosse enthält 19 Strahlen. Die derben Schuppen sind größer als bei den übrigen Weißfischen; in der Seitenlinie stehen 46—50. Die Färbung ist besonders bemerkenswert, da sie schöner und glänzender ist als bei allen anderen karpfenartigen Fischen unserer Gewässer. Der Rücken ist grünlich, Seiten und Bauch sind farblos, aber die Schuppenstrahlen in herrlichem Metall- und Opalglanz und geben dem Fisch bald eine apfelgrüne, bald eine himmelblaue Farbe. Bauchs-, Afters- und Schwanzflosse sind lebhaft orangefarbt, letztere schwärzefärbt; die Rückensflosse ist schwarz, die Bauchsfilosse sind meistens ungefärbt oder gelblich. Zur Laichzeit, im April und Mai, sind diese Farben noch prächtiger und manigfältiger, namentlich bei den Männchen, welche zugleich auf Kopf, Rücken und Seiten einen Ausschlag von großen spigen Körnern erhalten, die anfangs milchweiß und weich sind, später härter werden und eine wachsgelbe Farbe annehmen. Nach Beendigung des Laichens fallen diese dorntartigen Auswüchse ab.

Das Vorkommen des Frauenfisches scheint auf die obere Donau und deren größere Nebenflüsse beschränkt zu sein. Da er nicht häufig ist, so weiß man über seine Lebens- und Fortpflanzungsweise nichts Genaueres.

Eine sehr nahe verwandte Art, wahrscheinlich nur eine Abart des Frauenfisches, dem sie in der allgemeinen Körpergestalt, der Zahl der Filossestrahlen und dem Bau der Schlundknochen gleicht, lebt in den Flüssen und Seen Norditaliens sowie im Gebiete der Etich und ist als *Leuciscus pigus* de Filippi beschrieben. Seine italienischen Volksnamen sind pigo und orada. Er wird größer als der Frauenfisch (bis 60 cm), sein Maul ist mehr endständig, und die Schnauze ragt weniger vor. Die Farben sind weniger lebhaft; Bauchs- und Aftersfilosse fast schwarz. Das Fleisch beider Arten ist trocken, grätenreich und wenig geschäzt. E. v. D.

**Fraxin**,  $C_{12}H_{18}O_{10}$ , ein in der Rinde von Aesculus- und Fraxinus-Arten vorkommendes Glycosid, das mit verdünnten Säuren gekocht Tranbenzucker und Fraxetin,  $C_{10}H_8O_5$ , liefert. v. Gu.

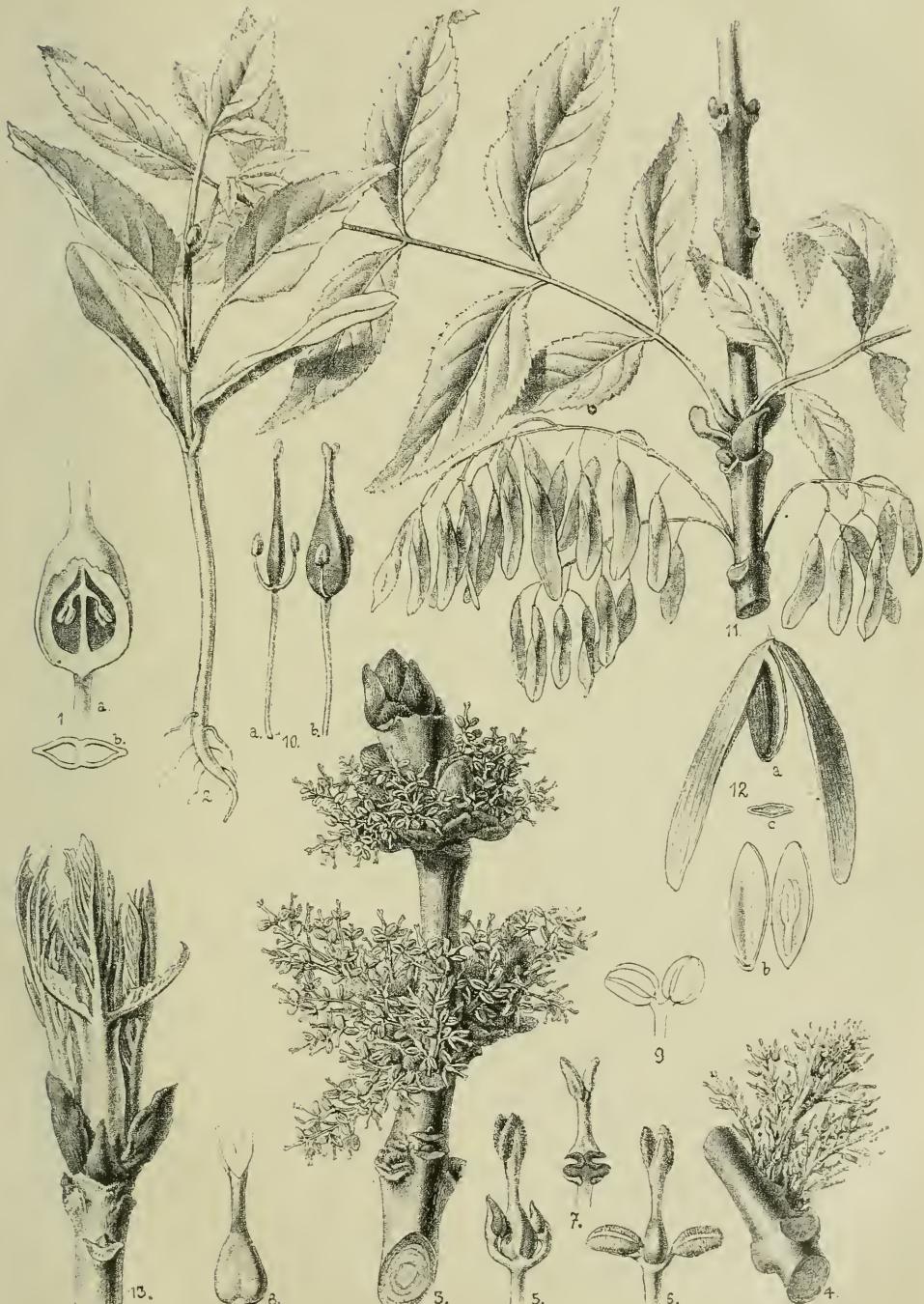
**Fraxinus** L. Eiche. Eine schon den Alten unter diesem Namen bekannte Gattung sommergrüner Bäume, welche von der Mehrzahl der Botaniker zu der Familie der Ölbaumgewächse (*Oleaceae*, s. d.) gerechnet wird, während einige sie als Hauptgattung einer besonderen kleinen Familie (*Fraxineae*) betrachten, die sie neben die Ahorngewächse (*Acerineae*, s. d.) stellen. Zu der That erinnern die Flügelfrüchte der Eichen an eine Theilstreit der gedoppelten Flügelfrucht der Ahorne und die unpaarig gefiederten Blätter der Eichen an die gleichgestalteten der Ahornahorne (*Negundo*), wie auch die getreuttblättrige Blumenkrone der Blumenäschchen (*Ormus*) mit der verwachsenblättrigen der echten Oleaceen nicht übereinstimmt; andererseits aber sprechen der nach der Zweizahl konstruierte Bau der Blüte und besonders der des Fruchtknotens

sowie die eiweißhaltigen Samen für die Verwandtschaft mit den Oleaceen. Blätter kreuzweiss gegenständig, ohne Nebenblätter, langgestielt, unpaarig gefiedert, mit am Grunde angeschwollenem Stiel und gestielten oder sitzenden, gewöhnlich gefästeten Blättchen. Blüten bei der Mehrzahl der Arten lange vor dem Laubausbruch erscheinend, bei der Minderzahl erst nach völiger Entfaltung der Blätter sich öffnend, in traubig, büschelig oder rispig angeordneten zusammengefassten Trugdolden, welche mit kleinen zungenförmigen bald abfallenden Deckblättchen am Grunde der Ästchen begabt sind, ein- oder zweigeschlechtig, bald ohne jegliche Hülle, bald mit einem kleinen glökigen vierzähligen Kelche, bald außerdem mit einer vier-, sel tener zwei-blättrigen Blumenkrone versehen; Stanbgefäße stets zwei, gleich den Blumenblättern hypogynisch, mit meist kurzem Filament und großem herzeförmigem oder eiförmigem bis länglichem zweifächerigem Ventel; Stempel überständig, mit zweifächerigem Fruchtknoten und kurzem dictem eine zweilappige Narbe tragendem Griffel; Fruchtknotensächer je zwei aus der Spitze der medianen Scheidewand herabhängende Samenknoepfen enthaltend. Frucht eine durch Fehlslagen meist einfächerige und einjamige, nach aufwärts in einen häntigen oder lederartigen zungenförmigen Flügel verlängerte Schließfrucht; Samen mit grohem, dem Keim einschließendem Eiweißkörper. Keimflanze mit zungenförmigen Kotyledonen, welche hoch über den Boden emporgehoben werden; erste Blätter stets einfach, nächste 2-3theilig, worauf dreizählig und unpaarig gefiederte folgen. Die Eschen haben insgesammt eine starke, tiefegehende und weit ausstreichende Bewurzelung, einen schlanken, walzenförmigen, lange Zeit bis zum Gipfel aushaltenden, aber zur Gabeltheilung geneigten Stamm, dessen lange glatt bleibende Rinde (ein Perideriu) niemals schießt wird und sich erst in höherem Alter in eine längsrissige, meist bleibende Borte verwandelt, und in der Jugend, selbst bis zum Stangenholzalter, eine sehr regelmässig gebildete, aus lauter kreuzweiss gegenständigen Langzweigen zusammengefasste, meist eiförmige, lockerbuschte Krone. Ihre Knospen sind von wenigen kreuzweiss gegenständigen Schnuppen umschlossen, deren äusserste kurz, spitz und lederartig, die inneren dagegen länger, stumpf, blattartig und meist filzig zu sein pflegen, die seitlichen (achsel)ständigen stets viel kleiner als die endständigen, häufig (besonders an fräftigen Langtrieben und Stockholden) von einander gerückt, schief gegenständig. Die Langtriebe und Stockholden sind bei fräftigem Wuchs in der Nähe der Knospenzone gewöhnlich zusammengedrückt und haben einen weiten im Querschnitt runden Markkörper; ihre Blattfuellnarben sind gross, senkrecht (der Achse angedrückt), mit hufeisenförmiger Gefäßbündelpurp. Nach Eintritt des Stangenholzalters entwickeln sich aus den Seitenknospen der Langzweige zahlreiche alljährlich sich verlängernde, dann bogenförmig getrümmezte dicke Kurzzweige, deren Achselknospen meist zu schlafenden Augen werden. Bei alten Bäumen vögelt der ganze laubtragende Theil der Krone, der sich im Alter mehr und mehr

abwölbt, aus solchen Kurzzweigen zusammengelest zu sein und infolge von deren Überhandnehmen die Belaubung immer lichter zu werden. Die im Sommer oder Herbst reisenden Früchte bleiben oft den ganzen Winter hindurch bis zum nächsten Frühling, mitunter sogar bis zum Sommer hängen. Im Herbst gefäst oder abgefallen, keimen sie oft schon im folgenden Frühling, während im Frühling gefäste oder dann oder im Sommer erst abgefallene gewöhnlich bis zum nächsten Frühling überliegen. Die Eschen sind in der Jugend raschwüchsige Holzarten, welche nach dem Abtrieb reichlichen und rasch wachsenden Stockanschlag liefern, weshalb sie sich auf für sie geeignetem Boden zum Niederwald- sowie zum Kopf- und Schneidholzbetrieb ausnehmend eignen. Sie sind sehr lichtbedürftig und gedeihen daher als Baum am besten als Oberständler im Mittelwalde, wož sie wegen ihres lichten Schirms vorzüglich eignen, oder einzeln eingesprengt in Laubholzhochwald sowie an Flussufern und Bestandesändern. Im reinen Hochwaldbestand erzogen, stellen sie sich mit zunehmendem Alter sehr licht und verbessern durch ihren geringen Laubabfall den Boden so wenig, dass er, wenn er nicht von Natur feucht ist, unter ihrem lichten Schirm leicht verangert. — Die Eschenarten, deren Zahl sehr verschieden angegeben, neuerdings aber durch Wenig auf 22 reducirt worden ist, bewohnen die gemäßigte Zone der nördlichen Halbkugel, wo sie wild vorzugsweise in Bergwäldern vorkommen; die meisten sind in Nordamerika und Mittelasien heimisch. Sie zerfallen in die beiden Untergattungen der echten Eschen (Fraxinaster, D.C.), welche vor dem Laubausbruch blühen, deren Blütenstände sich aus Seitenknospen entwickeln und deren Blüten niemals Blumenblätter besitzen, und der Blumeneschen (Ornus P.), welche nach der Blattentfaltung die mit Blumenblättern begabten, in endständige Sträuche gestellten Blüten öffnen.

1. Echte Eschen. a) Blüten gänzlich hüllelos. Flügelfrüchte glatt zusammengedrückt mit lederartigem von hervorragenden Nerven durchzogenem, von der Spitze der eigentlichen Frucht beginnendem Flügel. Hierher gehört zunächst als wichtigste Art die gemeine Esche, *Fraxinus excelsior* L. (Hartig, Fort-culturstripl. T. 61, Reichb., Ic. XVII, t. 31). Knospen eiförmig, spitz, schwarzbraun, wie angebrannt. Schnuppen filzig. Blätter ans 9-13 sitzenden, selten gestielten, lanzettförmigen bis eilanzettlichen, zugepflasterten, am Grunde ganzrandigen sonst gefägten, dünnen, meist fahlen Blättchen von 4-14 cm Länge und 2-3 cm Breite zusammengefasst. Blüten aus Seitenknospen vorjähriger Triebe hervorbrechend, männliche in turzen dichten Büscheln, weibliche und Zwitterblüten in lockeren rispigen oder traubigen Trugdolden, welche sich nach dem Blühen oft beträchtlich verlängern und anfrechte oder hängende Sträusse bilden. Stanzbentel und Narben dunkel purpurrot bis schwarzviolet, weshalb die Blütenstände von fern schwarz erscheinen. Frucht breit lineal-länglich, am Grunde abgerundet, an der Spitze schief abgestutzt, oft

## Zum Artikel „Fraxinus“.



Gemeine Esche, *Fraxinus excelsior*. 1. Keimender Same, 2. Keimpflanze, 3. männliche, 4. weibliche Blüthen,  
5—10. Details der Blüthe, 11—12. Samen, 13. Blattknospen.

ausgerautet,  $2\frac{1}{2}$ —4 cm lang, 8—10 mm breit, fahl, reif schwengelb; samenenthaltender Theil flach convex, mit vorragenden Nerven. — Die Esche ist ein bis 40 m Höhe erreichender Baum mit walzigem bis 1'7 m dick werdendem Stamm und eiförmiger, erst im höheren Alter sich abwölbender Krone, die Rinde der Zweige grün, die der Äste grau, gelblich punktiert, die des Stammes bis zum 30. oder 40. Jahre hell grünlichgrau, körnig und feinrissig, worauf sie sich allmälig in eine rauhe graubraune nussförmig zerreibende Borke umwandelt. Kernholzen werden bei freiem Stande nicht leicht vor dem 25., im Schluß erst mit dem 30. bis 40. Stockholzen oft schon vor dem 20. Jahre manbar. Die Esche blüht im April oder Mai, belaubt sich Ende April bis Anfang Juni, entlaubt sich im October oder November, wobei die Blätter (infolge eines Nachtschreies alle auf einmal) meist grün absfallen, und reift die Früchte vom Juli bis October. Die Samen behalten ihre Keimkraft über zwei Jahre. Der Höhenwuchs der Kernholze ist im ersten Jahre sehr gering, am raschesten ( $\frac{1}{2}$  m durchschnittlich) zwischen dem 20. und 40. Jahre, woran er nachläßt, jedoch bis über das 100. Jahr aushält. Unter günstigen Standesverhältnissen vermag die Esche über 200 Jahre Alter und riesige Dimensionen zu erreichen. Dergleichen Riesenbäume gibt es noch jetzt in den ehemaligen Mischwaldern der sumpfigen Niederungen Lübeck- und Kürlands; sehr alte und starke Eschen stehen noch auf Rügen und Usedom. Die Esche variiert zwar bei uns an ihren natürlichen Standorten wenig, innerhalb ihres gesamten Verbreitungsbereiches aber sehr bedeutend, und noch größer ist die Zahl der in Gärten und Parken cultivirten Ab- und Spielarten. Wenig unterscheidet folgende natürlich vorkommende Varietäten, von denen mehrere bislang als eigene Arten betrachtet worden sind: 1) Nördliche Esche (borealis), die gewöhnliche Form unserer Wälder mit lanzettförmigen Blättchen; 2) Südliche Esche, australis (F. australis Gay). Blättchen 9—13, lang und sein zugeplättet, grobgegängt; Früchte verkehrt-eilanzettförmig, schief abgestutzt. In Nouvillon. 3) Einzähnblättrige Esche, monophylla (F. monophylla Desf., F. heterophylla Vahl, F. simplicifolia Willd.). Blätter einfach, eiförmig, bis ei-lanzettförmig, ganz oder eingehüttet gejagt bis stark fiederpaltig. Wild in Südfrankreich, häufig in Parken. — 4) Kleinblättrige Esche, parvifolia (F. parvifolia Willd.). Blättchen 9—11, eiförmig, 38 bis 58 mm lang und 19—27 mm breit, am Grunde keilförmig, stachelspitzig gesägt. Von unbekannter Herkunft, in Gärten. In letzterer kommen u. a. folgende Formen vor: 1. die Hängeesche, pendula Ait., mit hängenden Langzweigen und Ästen. Entsteht zuweilen von selbst aus Samen, wird aber gewöhnlich durch Propfung vervielfältigt. — 2. Die Goldesche, aurea Willd. (F. aurea Pers.), mit gelben Blättern und röthlichgelber Rinde an Ästen und Stamm. — 3. Die Warzenesche, verrucosa Pers., mit warzenbedeckten Zweigen und Ästen. — 4. Die Silberesche, argentea Hort.,

mit grünlichweißen, und 5. die gescheckte Esche, variegata Hort., mit gelb- oder weißgefärbten Blättern. — 6. Die schmalblättrige Esche, angustifolia Hort. (F. viridis Hort., nicht Michx.), Blättchen 5—11, deutlich gestielt, bisweilen abwechselnd, lang zugespitzt, gezähnt bis ganzrandig, lancett- bis lineal-lanzettförmig, bisweilen gelappt (F. laciniata oder asplenifolia Hort.). Sehr zierlicher Baum. — 7. Die weidenblättrige Esche, salicifolia Hort. Wie vorige, aber Blättchen stielend, ganzrandig oder unbedeutlich gezähnt. — 8. Die krausblättrige Esche, crispa (F. crispa Bosc., F. coracea Hort., F. atrovirens Desf.), mit dicht gebüschteten Blättern und oberseits dunkelgrünen gefrästesten Blättchen. — 9. Die seegrüne Esche, glauca Hort., mit länglichen seegrünen Blättchen. — 10. Die Zwergesche, nana Willd. (F. polemoniifolia Dulam.). Niedrig und kleinblättrig, mit oft gestügelter Blattspindel. — 11. Die Purpure Esche, purpurascens Hort., mit purpurrother; 12. die Korkeiche, fungosa Hort., mit korkiger Stammrinde. — 13. Die quiriblättrige Esche, verticillata Hort., mit wirtelförmig gestellten Blättern. — 14. Die Horizontaliese, horizontalis Desf., mit wagrecht abstehenden Ästen.

Die Esche ist eine vorzugsweise europäische Holzart, indem sie fast ganz Europa bewohnt, südwärts nur wenig über deren Grenzen hinausgeht und auch in Asien nur eine beschränkte Verbreitung zeigt. Anders würde sich das Urtheil gestalten, wenn die nordamerikanische F. alba Bosc. mit F. excelsior identisch sein sollte, wie behauptet wird, in welchem Falle aber diese wohl nur ein von Europa nach Amerika gebrachter Culturbaum sein dürfte. In Europa geht die Esche nordwärts als Baum in Norwegen bis  $65^{\circ} 56'$ , als Strauch bis  $69^{\circ} 40'$  (bei Tromsö), in Schweden wild nur bis ungefähr  $61^{\circ}$ , angepflanzt noch als Baum bis  $65^{\circ} 20'$  (bei Vitebä), in Finnland angepflanzt bis  $63^{\circ}$ , in Russland als Baum nur bis ca.  $59^{\circ}$ , als Strauch noch über St. Petersburg hinaus. Die Nordgrenze des Eichenbezirkes senkt sich nämlich von Finnland und zieht sich in vorherrschend südöstlicher Richtung durch das mittlere Russland bis Kasan. Die hier beginnende Ostgrenze läuft gen SW durch Russland bis Charikow und von da im weiten Bogen, der Steppe ausweichend, über Katharinoslaw nach der Krim. Seitwärts des Ajowischen Meeres beginnt der kaukasische Bezirk der Esche, welcher sich bis in die Provinz Talyssch erstreckt und gen N und O von den Flüssen Kuban und Derat und der Westküste des Kaspijsees begrenzt wird. Die Südgrenze erstreckt sich von Talyssch durch Armenien, Kleinasien, die Balkanhalbinsel, Italien, Südrantreich, Ost- und Mittelspanien nordwestwärts bis Nordportugal, von wo aus die Nordwestgrenze über Irland und Schottland nach Norwegen verlaufend gedacht werden muß. Im kaukasischen und in der südlichen Hälfte des europäischen Verbreitungsbereiches tritt die Esche als entschiedener Gebirgsbaum auf, ohne jedoch sehr hoch zu gehen (in den Schweizeralpen nach Christ nirgends über 1300 m, in Südtirol

nut bis 1200 m, im bayrischen Walde bis gegen 890 m, in den Vorbergen der Karpaten bis 812 m, selbst in der Provinz Talysh nur bis 1170 m); dass sie aber überhaupt als ein Gebirgsbaum, der aus den Gebirgen in die Ebene hinabgestiegen, zu betrachten sei, wie Nördlinger meint, dem widerspricht entschieden das massenhafte Vorkommen und herrliche Gedeihen der Esche in den Niederungen der nordöstlichen Hälften ihres Gebietes, die als die eigentliche Heimat dieses Baumes anzusehen sein dürfen. Nur dort gibt es ausgedehnte Eschenhochwaldbestände (in Polen und Russland auf Bruchboden, im ungarischen Tieflande und in Slavonien in den jungfräulichen Inundationsgebieten längs der Flüsse), nur dort erreicht die Esche riesendimensionen, namentlich eingesprengt in Laub- und Fichtenbruchwald (so in den Bruchwäldern Ostpreußens, Litauens und der baltischen Provinzen). In der südwestlichen Hälfte ihres Bezirktes kommt die Esche vorzugsweise in Wäldern einzeln und hörstweile eingesprengt vor, außerdem an Bächen der Ebene wie der Gebirge, an denen sie dort hoch hinaufsteigt und trefflich gedeiht. Dieses Vorkommen der Esche beweist, dass sie einen feuchten bis nassen und humosen, tiegründigen Boden liebt. In der That verkümmert sie auf dürrtem Boden wie auch auf bindigem Thonboden. Bei genügender Feuchtigkeit undockerer Beschaffenheit gedeiht sie auf allerhand Boden, ohne einen Unterschied mit dem darunterliegenden Gestein zu machen; nur Torfboden sagt ihr nicht zu. Dagegen verträgt die Esche keine anhaltende sehr niedrige Wintertemperatur (nach De Candolle nicht unter  $-11\text{--}12^{\circ}\text{C}$ . mittlere Jannartemperatur), wie sie auch sehr empfindlich gegen Spät- und Frühfröste ist, namentlich in der Jugend. Als lichtbedürftige Holzart verlangt sie im Hochwald räumliche Stellung, doch scheint sie in der Jugend bei zerstreutem Licht (wie z. B. im Mittelwalde, in haubaren Buchen- und in Eschenhochwäldern) besser zu gedeihen als im Vollgenuß des Lichtes.

Mit der gemeinen Esche nahe verwandt ist die in unseren Gärten und Parken noch in Mitteldeutschland häufig angepflanzte spizfrüchtige oder spizblättrige Esche, *F. oxycarpa* Willd. (Loud. Arbor. britan. Fig. 1052, 1053; *F. oxyphylla* M. Bieb.), welche sich von der gemeinen Esche durch graubraune Knospen, kleinere, aus 5—9 lang zugespitzten, entfernt und stachelspizig gesägten Blättchen zusammenge setzte Blätter und spitze oder zugespitzte Früchte unterscheidet. Ihre eigentliche Heimat sind die Krim, die Kaukasusländer, Armenien und Kleinasien; sie findet sich aber vereinzelt auch auf der Balkanhalbinsel, in Istrien (hier die *Var. rostrata* Guss. mit lang zugespitzten Früchten), Kalabrien, Südranfreich und Katalonien. Sie wird auch aus Südgarn (Beszprimier Comitat), Siebenbürgen (um Hermannstadt) und Galizien (bei Brody) angegeben, dürfte dort aber wohl nur angepflanzt sein. Auch diese Art variiert außerordentlich; unter anderen ist eine in unseren Parken verbreitete Form die in den Gebirgen der Krim überall

wachsende kleinfächerige Esche (*F. parvifolia* Lam., *F. lentiscifolia* Desf., *F. tamariscifolia* Vahl), mit kleinen, länglich eisförmigen, kürzer zugespitzten Blättchen, von ähnlichen Formen der gemeinen Esche durch die braunen Knospen unterschieden. Blüht im April, reift die Früchte schon im Juli und August. Verwechselt wird die kleinfächerige Form dieser Art häufig mit der in Spanien, Portugal und Algerien heimischen, bei uns im Freien kaum aushaltenden schwablättigeren Esche (*F. angustifolia* Vahl), ein kleiner Baum mit braunen filzigen Knospen und lanzettförmigen, am Ende schief abgesetzten, am Grunde verzweigten Früchten. — Die Schwarze Esche oder holderbärtige Esche, *F. sambucifolia* Lam. (*F. nigra*, Marsh.). Knospen schwarzbraun, Blätter groß mit 7—9 sitzenden großen, länglichen, breitgeädigten Blättchen, welche unterseits am Mittelnerv behaart sind und gerieben an Hollunder (*Sambucus nigra*) erinnern. Früchte lanzenförmig, an der Spitze ausgerandet. Zweihändiger Baum von 10—20 m Höhe und rissiger Rinde, die sich im Alter in breiten Stücken abschält, mit schwarzem Kernholz. Aus Nordamerika, nicht häufig in Gärten.

b) Blüten mit einem kleinen Kelch, meist zweihändig. Samenbehälter der Flügelfrucht convex hervortretend, Flügel lederartig, mit kaum sichtbaren Nerven. Lauter nordamerikanische Arten, die sämlichlich bei uns im Freien ausdauern. Am häufigsten finden sich angepflanzt: die amerikanische Esche, *F. americana* L. (*F. discolor*, Mühlb., *F. acuminata* Lam.), die „White Ash“ (weiße Esche) der Amerikaner. Knospen braun, wie bei der folgenden Art mit weißen Schüppchen bestreut; Zweige rund, braun, gelblich punktiert, sammt der runden Blattspindel kahl; Blättchen 5—9, gestielt, oval oder eilänglich, 61—88 mm lang und 25—44 mm breit, lang zugespitzt, ganzrandig oder gefägt (*F. juglandifolia* Lam., *F. viridis* und *epiptera* Michx.); Frucht mit gezähntem Kelch, lanzenförmig oder lineal, am Ende schief abgesetzt oder fast ausgerandet. Schöner, bis 25 m langer Baum mit grauer rissiger Rinde. Gedeiht noch in Norddeutschland vorzüglich und ist neuerdings, namentlich in Ost- und Westpreußen, überall an Wegen und Strecken angepflanzt, in Sachsen, Hannover, Bayern und Baden auch als Waldbaum bereits angebaut worden. Ist raschwüchsig, vollkommen winterhart und verträgt anhaltende Nässe, gleich der folgenden Art. — Flaumhaarige Esche, *F. pubescens* Lank. (*F. tomentosa* Michx. *F. nigra*, Du Roi), die „Red Ash“ (Rothesche) der Amerikaner. Knospen braun, Zweige aichgrün, jung filzig; Blätter groß, im Herbst sich schön (gelbbräun) färbend, mit rinnigem Stiel, Blättchen 5—9, sitzend oder etwas gestielt, oval-länglich, ganzrandig oder gefägt, unterseits in der Jugend oder auch bleibend stielig oder flauschhaarig, bis 90 mm lang und bis 40 mm breit; Frucht lineal, mit gezähntem Kelch, am unteren Samentrageenden Theil mit 3—5 Durchen, stumpf bis ausgerandet, bis 37 mm lang. Schöner, an Höhe der *F. excelsior* gleichkommender, aber sehr variabler

Baum aus den östlichen Vereinigten Staaten, von dem verschiedene Formen unter den Namen *F. Berlanderiana* DC., *F. expans.* Willd., *F. pennsylvanica* Marsh., *F. caroliniana* und *einerea* Hort. als eigene Arten unterschieden worden sind und in Gärten kultiviert werden. Ist seit mehr als 60 Jahren in den Elbeaen Anhalts als Waldbaum mit großem Erfolg angebaut worden, indem sie nicht nur die gemeine Esche, sondern alle einheimische Laubholzarten an Wachstumsfähigkeit übertrifft, vollkommen winterhart ist und sich wie keine heimische Laubholzart zum Anbau im Inundationsgebiete der Ströme eignet. In den anhaltischen Forstrevieren an der Elbe gibt es ganze 50—60-jährige Hochwaldbestände, anßerdem einzelne bis 100-jährige Bäume. — Seiten kommen in Gärten vor: die breitfrüchtige Esche, *F. platycarpa* Michx., die „Water-Ash“ (Wasser-Esche) der Amerikaner, leicht kenntlich an ihren bis 14 mm breiten, stumpfen, aber vom Grunde ans nach der Spitze verschmälerten Früchten, ein bis 16 m hoher Baum mit braunen Knospen und runden, graubraunen Zweigen und aus 3—7 gestielten oval-länglichen Blättchen zusammengefügten Blättern; die vierkantige Esche, *F. quadrangulata* Michx., von allen übrigen Eichen durch vierkantige Zweige unterschieden, und die Grüne Esche, *F. viridis* A. Gray, ein bis 20 m hoher Baum mit ganz fahlen grünlichbraunen Zweigen und Blättern, welche aus 5—6 gestielten, eilänglichen, beiderseits grünen, ganzrandigen oder gejagten Blättchen bestehen, und linealen, schief abgestutzten oder ausgerandeten, am Grunde 2—3 Durchen zeigenden Früchten.

II. Blumeneschen. Zwittrblütigen mit Kelch und zwei- bis vierblätteriger Blumenkrone. Von den bekannten Arten ist nur eine in Europa heimisch; von den übrigen bewohnen 2 Mexiko und California; in Japan, China und Indien keine dieser exotischen Arten hält bei uns im Freien aus. — Die gemeine Blumenesche, (Fig. 367) *F. Ornus* L. (*Ornus europaea* Pers., Hartig a. a. D., T. XI). Knospen eiförmig, graubraun, filzig, Zweige gelblichbraun bis braun; Blätter mit geflügelt-rinniger Spindel, sammt dem Stiele 12—20 cm lang, kahl; Blättchen 7—9, gestielt, eiförmig bis länglich-lanzettlich-förmig, zugespitzt, fein gekerbt-gejagt; Blüten in großen pyramidalen, wiederholt dreiteiligen, zuletzt überhängenden Sträuchsen, mit 4 lineal-lanzettlichen wellig-gekrüppelten weißen Blumenblättern, wohlriechend; Frucht lanzettlich bis lineal, abgerundet, stachelspitzig oder ausgerandet, 23—35 mm lang. — Kleiner Baum (3—8 m hoch), mit hellbrauner königrauner Rinde. Variiert in Gärten mit einfachen und gefiederten Blättern (var. *diversifolia*) und schmiegroßen Blättchen (var. *sanguinea*). Wild in Bergwäldern des südlichen Europa und Westasiens, von Spanien bis Syrien und Cilicien, auch noch in der südlichen Schweiz

(Teiss), den südlichen und südöstlichen Kronländern Österreichs (Südtirol, Steiermark, Krain, Istrien, Dalmatien, Kroatien, Banat, Siebenbürgen), wo sie in ganzen Beständen auftritt. — Auf Corsica kommt eine Varietät mit unterseits glänzend weißen Blättchen (*F. argentea* Lois.), in Calabrien und im Orient, auch in Dalmatien (am Karst) und in Syrmien eine Varietät mit rundlichen Blättchen (*F. rotundifolia* Lam., *Ornus rotundifolia* P.) vor. Die Blumenesche steigt in Südtirol bis 790 m empor und liebt trockenen kalkhaltigen Boden und sonnige Lage. Sie ist neuerdings vorzugsweise und mit Erfolg zur Wiederbewaldung des Karstgebirges verwendet werden, als Ziergehölz in Parten bis Mitteldutschland ver-



Fig. 367. Gemeine Blumenesche, *Fraxinus Ornus*.

breitet. Blüht im Mai, reift die Früchte schon im Juli. In Südeuropa (Unteritalien, Sizilien u. a. o.) scheidet die Blumenesche von Mitte Juni bis Ende Juli ans von selbst entstehenden Rindenrissen einen zuckerreichen, sich selbst verdickenden Saft aus, der auch künstlich durch Einschüttung gewonnen werden kann und erstarrt als „Eschenmanna“ in den Handel kommt. Deshalb wird diese Esche auch „Mannesché“ genannt. (Bgl. über die Eschengattung: Wenzig, Die Eichen, eine systematische Skizze, in der Berliner Gartenzeitung, Jahrg. 1883, p. 89 ff., über *F. excelsior*, Nördlinger, Forstbot. II., p. 29 ff. und Wittkomm, Forstliche Flora, 2. Aufl. 1886.) Wm.

**Fregilus** Cuvier = *Pyrrhocorax* Vieillot. — *F. alpestris* Chr. L. Brehm: *erythrophus* Swainson; *europaeus* Lesson; *graculus* Cuvier: *himalayanus* Gould, j. Alpenfrähe.

E. v. D.

**Freiarbeiten**, j. Holzarbeiten. Fr.

**Freiarchen**, j. Wehrbauten. Fr.

**Freibirch**, die, ein Revier, welches keinen eigentlichen Besitzer hat, in welchem also jeder überhaupt Jagdberechtigte jagen darf; vgl. Frei-

jagd. „**Freybürſche**, Freybüsche, Freypürſche, lat. *Liberae Venationes*, sind an einigen Orten ſolche Hölzer und Gegenden, darin die Landesherrſchaft einem jedweden zu jagen erlaubet. Vergleichen gibt es ſonherlich aus den Thüringiſchen Grenzen, und werden dieselbe von dem Forstbezirk durch gewiſſe Marken unterschieden. Im Württembergiſchen heißt Freybürſche ein ſolches Recht, kraft deſſen in gewiſſen Gegenden jedermann das Wild und Vögel zu jagen und zu fangen, beſtigt ist, weil niemand eine beſondere Jagdge rechtigkeit alldoſt hat; dergleichen Gegenden es in Schwaben mehrere giebet.“ Onomat. forest., I., p. 950. — Behlens, Wmſpr., 1829, p. 60. — Hartig, Lexif., Ed. I., 1836, p. 89. — Keller, Die Gemſe, p. 496. — Grimm, D. Wb., IV., p. 101. — Sanders, Wb., I., p. 144 a. E. v. D.

**Freie Treiben** nennt man die Jagden ohne Zuhilfenahme von Bejagen; oder auch im Gegenvaſe zu vollends eingestellten Jagden ſolche, bei welchen nur die Flügel verlappt oder verſtellt ſind. „Bei den freien Treiben werden bloß die Flügel mit Tuch- und Federlappen beſtellt...“ R. R. v. Dombrowski, Das Edelwild, p. 171. E. v. D.

**Freie Wildbahn**, die, neint man ein uneingefriedetes Revier im Gegenſatz zu einem eingefriedeten, welches Wildpark, Park, Wildgarten, Thiergearten oder je nach der darin be ſonders gelegten Wildgattung Hirsch, Sanz, Damwildpark &c. genannt wird, oft auch statt „in freier Wildbahn“ einfach „im Freien“. Das in freier Wildbahn befindliche Wild wird freies Wild genannt; namentlich gilt der Ausdruck auch von den Fasanen einer wilden Fasanerie, d. h. einer ſolchen, in welcher kein Aufzug beſteht. „... Denn ſo auch ein Fürst oder Herr ſeine Lust haben wollte, jolche freye Fasanen zu ſchießen...“ Pürſon, Hirschgerechter Jäger, 1734, fol. 95. — „Wenn man inden ſich zu einem ſolchen Rehstand im Freien gelangen will, so muß man ſie in harten Wintern, eben jo, wie im Thiergearten füttern...“ Melin, in Wildungen Neujahrsgeschenk a. d. J. 1797, p. 24. E. v. D.

**Freies Ermessen** der Verwaltungsbehörden, s. Verwaltungsgerichtshof. Nicht.

**Freies Geleit**, s. Geleit. Nt.

**Freigedingen**, s. Holzarbeiten. Dr.

**Freigefacke**, s. Alpen. Nt.

**Freihändiges Schicken**, s. Schießkunst. v. Ne.

**Freijagd**, die.

I. S. v. w. Freibürſche.

II. S. v. w. Wilddieberei; in beiden Anwendungen ſeltens. Sanders, Wb., I., p. 488 e und 827 b. E. v. D.

**Freijäger**, der, s. v. w. Wilddieb, ſeltens. Sanders, Wb. I., p. 830 a. E. v. D.

**Freikugel**, die, Bezeichnung für eine unter beſonderen Umständen mit verſchiedenen mysteriöſen Zuthaten gegossene Kugel, die, dem Aberglauben nach, unbedingt jedes Ziel treffen mußte, an welches der Jäger eben dachte; s. Mythologie und vgl. Freischuß. — Zeht bei Grimm und Sanders. E. v. D.

**Freisant**, adj., s. v. w. vorlaut, auch un-

besounen, vom Jäger und Hund; vgl. weid-laut, führtenlaut, laut. „Freylaut oder vorlaut kann von Jägern und Hunden gejagt werden. Wenn der Jäger allzu eilig im Ausſprechen einer Ferte oder Anſetzen einer Sache ist, die ſich hernach anderſt beſindet, heißt es, der Jäger war zu frey- oder vorlaut, das ist: er hat unbedachtſam geredet. Wenn die Hunde ein Stück Wild anbellen und ſelbiges nicht einmal iehnen, ſondern nur einen Wind haben, sagt man auch: der Hund ist vorlaut“. Chr. W. Heppé, Wohlfred. Jäger, p. 134. — Behlen, Wmſpr., 1829, p. 59; Real- u. Verb.-Lexif. II., p. 661. — Grimm, D. Wb. IV., p. 116. — Sanders, Wb. II., p. 59 a. E. v. D.

**Freipflanzung** (s. a. Holzanbau, Freisaat und bei „Erziehung“ der einzelnen Holzarten, also z. B. „Eichen-, Buchen- &c. Erziehung“). Die Ausführung von Pflanzungen an denjenigen Stellen im Walde, wo die Pflanzlinge verbleiben und den Bestand bilden helfen sollen, nennt man Freipflanzungen. Sie kommen zur Ausführung mit bewurzelten Pflanzlingen und bilden ſo die eigentlichen Pflanzungen, oder ſie werden mit unbewurzelten Pflanzlingen, welche frische geſchnittene Reifer oder gehauene Stangen, bezw. als Stecklinge oder ſetzſtangen, hergeben, ausgeführt, um Weidenheger oder Kopf- und Schneidelholz-anlagen von Weiden und Pappeln (anſchließlich Alpen) zu bilden.

#### 1. Holzpflanzung mit bewurzelten Pflanzlingen.

Bewurzelte Pflanzlinge werden entweder als Wildlinge aus bereits vorhandenen natürlichen Ausschlägen oder Anſtügen oder aus künstlichen Freianlagen, beſonders Saaten, entnommen (i. d. auch Ausheben), oder es werden dieſelben in Rämpen, lediglich zum Zweck des Verpflanzens ins Freie erzogen und demnächst als Kampfplänen oder geſchüte Pflanzen verwendet (i. Kampf, Pflanzenzucht).

a) Bei der Pflanzung im Freien kommt es vor allem darauf an, daß für die vorliegende Culturstelle, nach allen dabei in Betracht zu ziehenden Verhältnissen, die angemessene Holzart gewählt wird; dabei ist die Frage zu beantworten, ob die Anlage nur mit einer oder mit mehreren Holzarten in Vermiſchung gemacht werden soll. Gerade die Vermiſchung verſchiedener Holzarten, die für die Wuchsförderung der Anlage, ihren Schutz und ihre Langlebigkeit von großer Bedeutung ſein kann (ſiehe Bestand), läßt ſich durch die Pflanzung am leichtesten herstellen, indem man es bei ihr, noch mehr als bei der Saat in der Hand hat, das Auftreten der einzelnen Holzarten nach dem Ermessen des Wirtſchaſters in regelmäßiger Vertheilung und zweckmäßiger Anzahl unter einander zu bewirken, auch gewiſſen Pflanzen einen Vorprung vor den anderen, nach Bedürfnis, von vornherein zu beſchaffen, beſonders wenn in den Rämpen Vorräthe von verſchiedenen Holzarten und dieſe wieder in verſchiedenen Altersabſtufungen zu Gebote ſtehen. Auch durch Einpflanzen in Saaten und natürliche Verjüngung läßt ſich dieser Zweck oft noch erreichen.

b) Von Wichtigkeit ist bei Anlage von Pflanzungen der Verband (s. d.). Die Pflanzen dürfen nicht zu gedrängt stehen, um sich geziertig entwickeln zu können, aber auch nicht zu weit von einander, um den Boden bald gedeckt zu sehen und den Pflanzen nicht die Vortheile des gegenseitigen Treibens durch zu spät eintretenden Schluß zu entziehen. Auch der Kostenpunkt ist hier sehr wesentlich, da zu enger Verband die Culturkosten unnötig steigern, ein zu weiter aber vielleicht insofern noch vergrößern kann, als kostspielige, oft den Zweck nicht ganz erfüllende Nachbesserungen später zu Hilfe genommen werden müssen. Im allgemeinen ist aber ein engerer Verband dem weiteren vorzuziehen, umjomehr je ungünstiger die Standortsverhältnisse liegen.

Durchaus empfehlenswert ist es übrigens, soweit es die örtlichen Verhältnisse gestatten, den Verband geometrisch regelmäßig anzuführen und dabei die mechanischen Hilfsmittel der nach Maßgabe der Verbandsabmessung eingetheilten Pflanzleine, auch, nach Umständen, des Maßstocks und der Biseiterstäbe nicht bei Seite zu sehen. Es gilt dies nicht nur für die Großpflanzung, sondern auch für die Kleinpflanzung. Die regelmäßige Pflanzform erfordert keineswegs einen unverhältnismäßigen Zeitanspannung, erhöht aber das gute Ansehen der Cultur. Sichert eine richtige Pflanzervertheilung. Übrigens ist bezüglich der Wahl der Pflanzform stets auf das Bedürfnis der Bemantelung (s. d.) der Bestände Rücksicht zu nehmen, und empfehlen sich daher an Außenrändern, längs der Wege und Gestelle, gegen den allgemeinen Verband, engere Pflanzungen, namentlich solche in Reihen.

c) Die zur Verwendung kommenden Pflanzlinge haben entweder vom anhängenden Boden entblößte Wurzeln und können dann entweder stärkere Pflanzen, Ganzheister, Halbheister oder Lohden, aber auch schwache Pflanzlinge (schwache Lohden bis hinab zu zweit- bis einjährigen Sämlingen) sein, oder es haben die Pflanzlinge einen die Wurzeln umhüllenden festen Erdballen, als sog. Ballenpflanzen (s. Ballenpflanzung). Diese können wieder Einzelpflanzen oder Büschelpflanzen (s. d.) von jugendlichem Alter sein (s. a. bei k unter "Pflanzmethoden").

d) Dass nur gut erwachsene Pflanzlinge, d. h. namentlich solche mit guter Wurzel, namentlich Faserwurzelbildung, solche von stützigen Wurzeln mit großen gelunden Knospen, gesunder Grünfärbung der Blattorgane und glatter Rinde ausgepflanzt werden, dabei in einem entsprechenden Alter sich befinden, ist zur Erziehung einer guten Pflanzultur unerlässlich. Aber auch an sich gute Pflanzlinge können unbrauchbar gemacht werden, wenn sie beim Anheben und Verwahren bis zum Wiedereinpflanzen nicht angemessen behandelt werden, worüber die Artikel "Anheben", "Aufbewahren" belehren.

e) Eine weitere Beachtung verdient das Bescheiden (s. d.) der Pflanzlinge, ebenso

f) eine Vorbereitung zum Einpflanzen, wie sie bei 1—2jährigen Nadelholzpflanzlingen

durch Benezen der Wurzeln mit Lehmbrei oder feuchtem Sand vorkommt (s. Anschlämmen, Battlars Pflanzung).

g) Das Einpflanzen selbst muss zu gehöriger Jahreszeit erfolgen, wozu im allgemeinen für Laubholz der Spätherbst und das Frühjahr, für Nadelholz das Frühjahr, bei Lärche jedoch auch oft wegen ihres sehr frühen Austreibens der Herbst anzusehen ist.

Im Hochgebirge stoßen die Frühjahrsiculturen wegen Ungnade der Witterung, der kurzen Culturzeit &c. oft auch große Schwierigkeiten, besonders wenn dieselben auf großen Flächen ausgeführt werden sollen. Man greift daher hier wohl zu Herbstpflanzungen, doch kann man bei Fichten und Lärchen besser Sommerpflanzungen vom Juni bis August, im Rothfalle auch bis anfangs October mit Aussicht auf guten Erfolg ausführen, sofern die Pflanzlinge sofort, also ohne längeres Einschlagen, aus dem Kampfe ins Freie gepflanzt werden können.

Der Zustand des Bodens, in welchen gepflanzt werden soll, darf stets weder gefroren noch nass, aber auch nicht zu trocken sein. Über die bei Ausführung der Pflanzung gebräuchlichen Geräthe gibt der Artikel "Forstculturgeräthe", über Pflanzkosten der über "Forstculturkosten" Ansunft.

h) Pflanzmethoden sind eine große Menge erdacht, von denen nur eine gewisse Zahl als praktisch anzusehen ist. Vor allem sind es die Löcherpflanzungen, welche im großen Anwendung finden, während Oberaufpflanzungen seltener ausgeführt werden, noch öfter aber ebenfalls durch die meist einsachen Löcherpflanzungen erzeugt werden können.

aa) Unter Löcherpflanzungen versteht man im allgemeinen diejenigen Pflanzungen, bei denen die Pflanzlinge entweder als Einzelpflanzen oder als Büschelpflanzen in ein Pflanzloch eingesetzt werden, welches in verschiedener Weise unmittelbar in den Boden eingearbeitet wurde.

Öfter nennt man wohl nur das eine Löcherpflanzung, wo Pflanzlinge mit entblößter Wurzel zur Verwendung kommen, während man die Ballenpflanzung von ihr trennt. Da die Ballenpflanzen jedoch ebenfalls in ähnliche Pflanzlöcher eingesetzt werden wie jene, so ist zu dieser Abtrennung keine besondere Veranlassung vorliegend, und kann man höchstens bei einem solchen Scheiden, bzw. von einer eigentlichen Löcherpflanzung und einer Ballen-Löcherpflanzung sprechen.

Bezüglich der Bereitung der Pflanzlöcher, besonders zur eigentlichen Löcherpflanzung bemerken wir folgendes:

Ist der Boden bereits gelockert und handelt es sich um das Einsetzen kleiner Pflanzen, so ist ein Pflanzloch für diese leicht vorgestochen; soll dasselbe aber auf festem Boden erst mittelst Spaten oder Hacke hergestellt werden, so erfordert dies selbstredend eine Mehrarbeit. Die hier nothwendig werdenden Pflanzlöcher sind nach der Größe der Pflanzlinge in verschiedener Abmessung so herzustellen, dass die letzteren mit ihren Wurzeln in natürlicher

Stellung bequem in die Löcher hineinpassen. So wird man z. B. für starke Heister Pflanzlöcher bis zu 1 m Weite und 0'32 m Tiefe herzustellen haben, während man für Pflänzlinge von nur 15—30 cm Höhe mit solchen ausreicht, die 20—30 cm breit und 10—16 cm tief sind.

Der aus dem Loch geschaffte Boden wird in humosen und todten (mineralischen), nach dem äusseren Ansehen, neben dem Loche sortiert und der senkrecht in das Loch gehaltene Pflänzling zunächst an den Wurzeln gut mit jener humosen Erde umfüttert, während der übrige todtere Boden zum Füllen des Loches verwendet wird. Der Boden ist um den Pflänzling gelinde anzutreten oder sonst durch Druck zu festigen und in der Regel darauf zu sehen, dass letzterer nicht tiefer im Pflanzloch zu stehen kommt als an seinem früheren Standorte (s. Anschlänken, Banmpfahl, a. Eichen-erziehung unter 2 b).

Diese Art der Pflanzung in mittelst Hacke oder Spaten unter einstweiliger Beiseitelegung des ausgearbeiteten Bodens hergestellte Pflanzlöcher kommt besonders bei starken Pflänzlingen (Heistern, Halsheistern, stärkeren Loden) vor und erstreckt sich seltener auf schwächere Pflanzen. Diese, nämlich 1—2 jährige Sämlinge der Nadelholzer, pflanzt man, da ihre Wurzeln noch zart und wenig sperrig sind, leichter in Löcher, welche man mit Vorsteckern (s. Forstenlurgeräthe unter 6) unmittelbar in den Boden, ohne vorherigen Erdaustrwurf stößt, dennächst das Stechloch nur von der Seite her mittelst des Vorsteckers zusdrückt und so den Pflänzling durch Einklemmen in der Wurzel befestigt.

Diese sog. Klemmpflanzungen kommen in verschiedener Form vor, und kann man als in grösserer Praxis gebräuchliche bezeichnen:

Die Pflanzung mittelst Pflanzholzes in gelockertem Boden, wie sie zuerst (1833) G. L. Hartig, erheblich später auch Pfeil (s. Kiefererziehung sub 3 b) für ein-, auch wohl zweijährige Kiefer sämlinge empfahl (vgl. Grunerts Geschichte der Kieferpflanzung in Hest 10 der „Forstl. Blätter“ 1863); ferner

die Pflanzung mittelst Pflanzspatens statt des Pflanzholzes, wie sie besonders von Alemann bei zweijährigen Kieferwildlingen in mit dem Waldfuge gezogenen Streifen, unter Verwendung des märkischen Gartenspatens (s. „Forstenturwerkzeuge“ unter 7 a) in Anwendung brachte, oder wie sie mittelst des Keilspatens (s. d.) in gelockertem Boden anderweit so vorgenommen wird, dass man in die Ecken des vorgestochenen Spalts je eine Pflanze (meist einjährige Kiefern) stellt. Wegen des durch den Spaten im Boden hergestellten Spalts nennt man diese Art der Klemmpflanzung auch wohl Spaltpflanzung.

Eine weitere Art der Klemmpflanzung ist die mit den Pflanzeisen v. Buttlars oder Wartenbergs auszuführende Culturart, und kann als Klemmen auch die

Biermanns'sche Pflanzung (s. d.) in mittelst Spiralbohrer ausgebohrte, gedüngte Pflanzlöcher bezeichnet werden.

Unter Umständen kommt bei Löcherpflanzungen ganz zweckmässig ein Decken des Bodens um den eingesetzten Pflänzling herum vor; s. hierüber: Decken des Bodens, Fichten-erziehung sub 2, Kaltöldlandaufsörfung sub 1, Moorenturf sub 2 b).

Eine Löcherpflanzung besonderer Art stellt außerdem, wie eingangs bemerkt, die Wallen-pflanzung (s. d.) dar, bei welcher die Pflänzlinge nicht mit entblöster Wurzel, wie bei vorgenannten Arten, sondern mit an-hängenden Erdballen in das geöffnete Pflanzloch eingesetzt werden.

In der Regel kommen nur Einzelpflanzen mit den Ballen zur Verpflanzung, namentlich bei Kiefern, doch kann man zu den Wallen-pflanzungen als besondere Art auch die Büschelpflanzung (s. d.) rechnen, da der Büschel mit seinen verschlungenen Wurzeln immer einen Theil Muttererde halten soll, dies aber ent-schieden der Fall ist, wenn die Büschel als sog. Wallenbüschel (bei Buchen und Fichten) unter Mitnahme des die Wurzeln umhüllenden Bodens gestochen und so in das Pflanzloch ein-gepflanzt werden.

bb) Unter den Obenaupflanzungen, bei denen der Pflänzling nicht in ein in den Boden vorgearbeitetes Pflanzloch, sondern mehr auf denselben, in aufgeschütteten Boden oder in aufgeklappten Rasen gesetzt wird hat in der Literatur die meiste Aufmerksamkeit erregt:

die Mantelförmige Hügelpflanzung (s. Hügelpflanzung), wo die meist 2—3jährige Pflanze in einen auf den Boden geschütteten, demnächst in der Regel mit Rasen gedeckten Hügel eingefügt wird;

die Rabattencultur bei „Freisaat“ sub 3, auch bei Erlenerziehung sub 3) ähnelt dieser insofern, als auf dem ursprünglichen Boden erhöhte Beete durch Erdaustragung gebildet werden, in welche man ebenso gut pflanzen als jagen kann;

die Spalthügelpflanzung (s. d.) benutzt die aufgeklappte und gespaltene, oben liegen-bleibende Rasenpalte, deren 7—10 cm breiter Spalt demnächst mit Boden gefüllt wird, als Pflanzhügel, während

die Klapppflanzung nach v. Alemanns Methode (s. Alemanns Klapppflanzung) den Pflänzling in den engen Spalt der wieder zu-rückgeklappten Rasenpalte setzt.

Auf frischem oder feuchtem, grasreichen Boden kommt öfter auch eine Hochpflanzung auf umgeklappter Rasenpalte so zu stande, dass man zunächst den Verband (gewöhnlich 1'5 m) vorzeichnet und dann in den Pflanzpunkten quadratisch ausgestochene Palten mit etwa 40 cm Seite umklappt, sie überwinter lässt, dass sie sich gut zusammensetzen und verwittern, und dann im nächsten Frühjahr be-pflanzt. Hierbei wird gewöhnlich mit dem Spiral-bohrer (s. Biermanns Culturversfahren) unter Verwendung von Füllerde gearbeitet.

Etwas abweichend von dieser Art der Hochpflanzung auf Palten ist die, welche Kaiser (Beiträge zur Bodenwirtschaft, Berlin 1883) vorschlägt, um eine bessere Trockenlegung der Pflanzstelle, als bei vorstehender Methode ge-

wöhnliche, zu bewirken. Nach ihr werden zwischen je vier vorgezeichneten Pflanzpunkten die quadratischen Palten zum Auslegen auf diesen Pflanzpunkten an einer Stelle ausgestochen, und wird diese demnächst durch Ausheben von Boden ver-

tieft, etwa wie diese Figur zeigt  . Dieser

Boden wird zuvörderst neben den auf den Pflanzpunkten liegenden Palten verteilt, und bleiben diese, nachdem sie zuvor noch in ihrer Mitte durchstochen wurden, sammt jenem Boden über Winter liegen. Im nächsten Frühjahr erfolgt das Be pflanzen der Palten unter Erweiterung des Mittelloches und unter Verwendung der beigeblüteten Erde. Das Wasser des Bodens wird hier in dem zum Paltenstechen benützten Loch zusammengezogen und so ein Trocknerlegen der Pflanzstelle erreicht.

## 2. Holzpflanzungen mit unbewurzelten Pflanzlingen.

Im Artikel "Ablegen" ist auch der unbewurzelten Pflanzlinge, die in schwacher Gestalt, als Ruthen, Stecklinge, in starker, als Stangen, Sehstangen heißen, gedacht, die beim Waldbau, vor Allem bei Pappeln, ausschließlich Aspe, und bei Weiden zur Verwendung kommen.

Die Stecklinge werden besonders zur Anlage von Weidenhegern benutzt und dazu 1- bis 3-jährige Weidenlohlen in der Stärke von 0.7-1.5 cm Stärke verwendet. Man kann diese Lohden entweder auf Längen von 30-60 cm türzen und sie ohne Kopf und Zweige einzupflanzen, oder auch unverkürzt, als sog. Busch in den Boden einlegen. Diese Stecklinge (Stopfer, Sticken) werden gewöhnlich in Reihen so eingepflanzt, daß sie gar nicht oder kaum aus dem Boden hervorragen, doch wird von dieser Tiefpflanzung bei vorliegender Gefahr der Verschlickung Abstand genommen, sowie auch wohl andere, besondere, durch die Ortslichkeit bedingte Verhältnisse dazu veranlassen können, den Steckling 8-16 cm aus dem Boden hervorragen zu lassen. Das Einsetzen der Stecklinge erfolgt meist etwas schräg, auch wohl senkrecht, in den zuvor tief ausgegrabenen oder rasierten Boden, doch haben sich zweckmäßig die Stecklinge bei Anpflanzungen an Wasserläufen der Strömung dieser anzuneigen. Der Verband für die Reihenpflanzungen war früher ein ziemlichweiter. Reuter (s. Grunert's forstl. Bl. Hft. 2, 1861) legte in den Elbhegen die Reihen in 0.75-2 m Entfernung an und pflanzte in ihnen die Stecklinge für Korbruthenzucht 32-60 cm weit, freilich in der Absicht zwischen den Reihen Fruchtbau zu treiben, doch auch anderwärts hielt man 50-80.000 Stück Stecklinge pro Hektar für genügend, um reichliche und gute Lohden zu ziehen. Krahe, der Verfasser der "Korbweiden-cultur, Aachen 1886", weist aber nach, daß engere Verbände reichlichere Ruthenerträge und bessere Ruthen liefern und will pro Hektar 150-200.000 Stecklinge angepflanzt, also etwa einen Verband von 40:13 oder von 50:10 cm gewählt sehen (s. bei Weidenerziehung sub 2).

Außer der reihenweisen Weidenstecklings-pflanzung kam früher auch wohl die sog. Nesterpflanzung vor, bei welcher man in 0.65-1 m Verband runde, nach unten verengte,

etwa 25-60 cm weite und ebenso tiefe Löcher grub, in diese längs des Randes 6-8 Stecklinge stellte und das Loch nunmehr mit Erde füllte und diese gut antrat. Jetzt wird Nester-pflanzung im großen, als wenig zweckmäßig, kaum angewendet.

Wird statt der Stecklinge Weidenbusch zur Anlage von Hegern benutzt, so wird auf der zu bepflanzenden Fläche eine Furche, möglichst mit dem Pflege gezogen, in diese der Busch so eingelegt, daß seine Spalten über die Furche hervorragen, und wird dann der in dieser liegende Busch mit dem rückkehrenden Pflege, wenn dieser verwendet wurde, sonst mittels des Spatens mit Erde gedeckt und so fort, bis die Fläche mit Weiden bepflanzt ist.

Sehstangen werden aus frischen, 4-6jährigen geraden Zweigen der Baumweiden und Pappeln auf etwa 3 m Länge ausgehauen, oben und unten mit glatter Hiebstäcke versehen und in die mittels eines schweren Pfahleisens (s. Forstculturgeräthe) 60-70 cm tief vorgebohrten Löcher fest und so eingefestigt, daß die Sehstange im Schlothe nicht an der Rinde beschädigt und dort überall vom Boden dicht umhüllt wird. Ist der Boden fest, so muß ein vollständiges Pflanzloch ausgegraben werden. Bei einer mit Sehstangen zu bepflanzenden, im Frühjahr wegen Wassers unzugänglichen Bodenstelle pflanzt man während des Winters auf dem Eis. Hier durchbohrt man dasselbe mit dem Pfahleisen im vorgeschriebenen Verbande und stößt die Sehstange durch das Eisloch fest in den Schlammboden der Pflanzstelle. Um das Austrocknen der gepflanzten Stange an der Spitze zu vermeiden, bedeckt man dieselbe wohl durch ein aufgeheftetes Rasentück, schneidet auch die obere trocken gewordene Spitze im folgenden Frühjahr nach der Pflanzung scharf nach und säubert die angewachsene Stange von herabbrechenden Seitentrieben.

Die Sehstangenpflanzung für Kopf- und Schneideholzzucht wird gewöhnlich in 10 m weitem Verbande vorgenommen (s. auch bei "Pappelerziehung").

Die passendste Pflanzzeit für Stecklinge und Sehstangen ist das Frühjahr, kurz vor dem Auftreiben der Knospen, obwohl auch, unter günstigen Verhältnissen, wenigstens die Stecklinge, auch zu anderen Zeiten noch anwachsen, wie denn Krahe seine Stecklingsanlagen möglichst im Herbst, und nur ausnahmsweise bei Winterausgang macht.

3. Was Schutz und Pflege der Freipflanzungen anbetrifft, so gelten in dieser Beziehung natürlich zuvörderst die Regeln, welche der Forstschutz betreffs der Forstculturen und Schonungen überhaupt vorschreibt, und bemerken wir hier nur insbesondere, daß Pflanzungen im ganzen insoferne weniger schutz- und pflegebedürftig sind als Saaten, als der gut behandelte, ältere Pflanzling sich rascher zu erheben pflegt, als der schwache Sämling, und jener daher früher sich selbst zu schützen vermag. Dessenungeachtet ist auch hier Aufmerksamkeit geboten. Dies gilt namentlich da, wo mit Schutz- und Treibholz der Pflanzung geholfen wurde. So günstig dies sein kann, so

ist hier doch besonders darüber zu wachen, daß in dieser Beziehung nicht zu viel geschieht und nicht etwa Druck und Verdämmung eintritt, dass daher rechtzeitig die Aushiebe vorgenommen werden. Dasselbe gilt vom rechtzeitigen Beseitigen von etwa zwischen den Pflanzlingen vorkommendem, sich rasch und dämmend über sie erhebendem, wildem Borwuchs. Auch der Unkrautewuchs ist zu überwachen. Werden Gräser verdämmend, so lässt sich besonders bei weiteren Verbänden, namentlich bei Reihenpflanzungen, um so leichter helfen, je mehr das Gras als Futtermittel verwendbar ist. Andere Unkräuter sind, als wertlos oder doch höchstens als Streu verwendbar, schwieriger zu beseitigen. Dies gilt besonders bei einem starken Heiderwuchs.

Sind die örtlichen Verhältnisse der anzubauenden Holzart, namentlich im Bezug auf Frostschäden, wozu hier auch das Auftauen des Bodens zu rechnen ist, ungünstig, so kann es, bei gebotener Gelegenheit, sehr zweckmäßig sein, die Cultur unter einem angemessenen Schirmstande auszuführen. Zur Bildung eines solchen eignen sich mittelstarke Bäume mit nicht zu dichter, hochgezehrter Krone besonders (s. bei Schirmschlag).

Besteht überdies die Pflanzung aus stärkeren Pflanzlingen, so hat man auf rechtzeitige Beseitigung von etwa hervorbrechenden Stiel- und Stammlohlen zu sehen, und da, wo jene etwa gar durch Baumpfähle (s. d.) gestützt wurde, ist auf Erhaltung dieser, bezw. Erneuerung der Bänder zu sehen, so lange die Pflanzstämme der Stütze bedürftig erscheinen. Gt.

**Freisaat** (s. a. Holzanbau, Freipflanzung und bei „Erziehung“ der einzelnen Holzarten, also z. B. „Eichen-, Buchen- u. Erziehung“). Die zum Anbau bestimmten Holzplanten gleich an dem Orte, wo sie künftig den Bestand bilden helfen sollen, durch Saat zu erzielen, hat entschieden gegen ihre Erziehung durch Pflanzung mancherlei Vorteile, da sie naturnäher und billiger als letztere ist, viel Arbeitskraft erspart und durch die frühzeitig bei ihr notwendig eintretenden Läuterungen und Durchforstungen wertvolle, früh eingehende Holzerträge zu gewähren, später auch gerade und astfreie Nutzhölzer zu liefern vermag. Wenn man daher auch auf besonders schwierigen Standorten und unter Verhältnissen, wo es darauf ankommt der Einzelplantze von vorn herein einen größeren Wachtraum zu bereiten, oder wo der Same schwer zu beschaffen ist, Pflanzen aber zu erlangen sind, der Pflanzung niemals wird entbehren können, so erscheint es doch kaum gerechtfertigt, daß man nenerdingß die Saat immer mehr durch die Pflanzung zurückdrängen sah.

Bei Ausführung von Freisaaten kommt es, nachdem selbstverständlich die Frage, welche Holzart nach der vorliegenden Örtlichkeit anzubauen ist, ihre Erledigung gefunden hat (s. Bestand, Bestandsbegründung), darauf an, für dieselben guten Samen zu erlangen (s. Einanreitung und Aufbewahrung des Holzsamens, Samenprobe), denselben ein gutes Keimblatt (s. d.) zu bereiten, seine Aus-

streuung in dasselbe zu rechter Zeit und in geeigneter Weise (s. Einsaat) zu bewirken.

Als verschiedene Methoden der Freisaat kann man Vollsaaten und Stücksaaten unterscheiden, je nachdem die Culturfläche in ihrer ganzen Ausdehnung zu besäen ist oder je nachdem nur gewisse, über sie gleichmäßig in kurzen Abständen von einander vertheilte Stellen mit Saat zu versehen sind.

1. **Vollsaaten** kommen jetzt in der Regel nur da vor, wo man mit dem Holzanbau den Fruchtbau verbindet (s. d., Eichenerziehung) oder wo Heideländereien mit Ortsteinunterlage zur Aufforstung aufgebrochen werden sollen. In solchen Fällen erfolgt die Bodenbearbeitung wohl nur mit Pflügen. Ebenso sieht man hier und da Vollsaaten auf mit Heide und Moos bedecktem Waldboden, nach Abschürfung des Bodenüberzugs, mit Kiesern oder mit einem Gemisch von Kiesern, Fichten und Lärchen ausführen, bei denen demnächst der Same in den schwach verwundeten Boden eingekrafft werden muss. Kieseruzapfen werden ebenfalls auf beackert gewesenen, noch wunden, zur Aufforstung bestimmten Flächen hin und wieder voll ausgejät. Dasselbe geschieht auch wohl mit HainbuchenSamen, wenn er billig zu beschaffen ist, um in Mittelwaldorten durch solche Einsaat Unterholz zu erzielen. Alle derartigen Vollsaaten aber, welche nicht mit Fruchtbau in Verbindung stehen, haben ihre großen Bedenken wegen des bedeutenden Samenverbrauches und des dabei doch zu befürchtenden Aussalles an auslaufenden Planten, wo dem Samen ein entsprechendes Keimbett oder eine angemessene Decke fehlt.

2. **Stücksaaten** sind entweder Streifen- oder Plättesaaten.

a) Bei den Streifensaaten kommt es zunächst auf die Richtung der Streifen, auf deren Breite, ihre Entfernung von einander und die Art ihrer Herstellung nach Lockerung und vertiefter oder erhöhter Lage an.

In Bezug auf Streifenrichtung empfiehlt sich in der Ebene die Richtung von Ost nach West, bei welcher der Erdaufwurf möglichst auf die Südseite des Streifens zu liegen kommt, um hiwdurch den zu erwartenen Holzplantzchen einen Schutz gegen die Strahlen der Mittagssonne zuzumessen zu lassen. Auf Wegen, Gestellen, Grenzen u. s. pflegt man jedoch zur Erzielung fester Bestandsränder, längs diejer einige Parallelstreifen zu ziehen, auf welche dann die übrigen Streifen meist unter mehr oder weniger steilem Winkel ausspielen. An Bergen legt man die Streifen möglichst wagrecht um oder an den Berg, um das Abspülen des Samens, ebenso wie das Entstehen von Wasserrissen zu vermeiden. Dabei ist jedoch auf bindigen Boden zu vermeiden, daß in den Streifen das Wasser stehen bleibt und den Boden versäuert oder sein Auftauen begünstigt. In solchem Falle muss dafür gesorgt werden, daß die Streifen ein mäßiges Gefäß erhalten oder, wo dies unthunlich, durch besondere Anlagen, namentlich Grabenziehungen, vom Stauwasser befreit werden.

Die Entfernung der Streifen von einander muß so sein, daß der Zwischenraum von einem Streifenrand zum andern (der Balken) nicht zu groß ist, um bald von den anwachsenden Holzpflanzen beschattet zu werden, so dass diese auch nach dieser Richtung hin, also nicht bloß in der Streife selbst, früh in Schluß kommen. Wo daher nicht etwa auf den Balken ein dem Holzbau förderlicher oder wenigstens nicht hinderlicher landwirtschaftlicher Zwischenbau getrieben werden soll, wird man dessen Breite nicht über 1—1.5 m zu bemessen haben.

Die Streifenbreite richtet sich vielfältig nach dem Bodenüberzuge, indem man schmale Streifen wählt, wo ein Überwuchern derselben von der Balkenseite her nicht zu befürchten ist, während man im anderen Falle breitere Streifen vorzieht. So wechselt denn die Streifenbreite von 20—60 cm, ist für Hackstreifen aber meist 50 cm. Hin und wieder werden aber auch die Streifen zu einen oder mehrere Meter breiten Bändern oder Gürteln. Dies kann z. B. da geschehen, wo eine Holzart gegen eine andere, nur als Zwischenholz einzubauende und deshalb auf schmalere Zwischenräume zu verweisende, besonders begünstigt werden soll, was übrigens auch bei gleich breiten Streifen geschehen kann, wenn mehrere nebeneinander liegende mit der Hauptholzart besät, der einzuprengenden dagegen nur etwa eine Saatstreife dazwischen eingeräumt wird. Breitere Streifen als die oben bezeichneten, etwa 50 cm breiten, kommen ferner auch wohl bei Tiefcultur mittelst Doppelpflügen (s. d.) vor, wo oft 7—8 Pflugfurchen nebeneinander den Saatstreifen zwischen einem 1.60 m breiten Balken bilden.

Schmälere, höchstens 15 cm breite Streifen werden Rillen oder Riesen genannt, die selbständig auch wohl bei Treisaaten vorkommen (s. z. B. bei Kalkböldandanbau sub 1, Treisaat sub 3), meist aber nur dazu dienen, um auf durchgearbeiteten Böden schmale Saatstreiche herzustellen und so Gegensähe zur Breit- oder Vollsaat zu bilden.

Die Herstellung der Streifen kann mit Pflügen, mit Haken und Spaten (s. Forstculturgeräthe sub 1, 3, 7) geschehen und kann die Streife flacher oder tiefer ausgeformt, auch mehr oder weniger tief gelockert werden. Die Pflugstreife stellt sich stets als tiefere Furche her, wenn nicht ein flachgehender Waldpflug, wie z. B. der Alemann'sche, verwendet wird. Die tiefere Furche kann unter Umständen erwünscht sein, um Samen und Sämling einen frischeren Boden zu sichern. Die Lockerung der Furche ist schon beim gewöhnlichen Pflügen stets eine größere, eine sehr bedeutende aber bei verschiedenen sehr tieffreibenden Pflügen, namentlich beim Dampfpflügen (s. d.), so dass dieselbe wenigstens in der Oberfläche wieder zum Theil aufgehoben werden muss, wenn es sich um Einstiel seinerer Samen, z. B. die der verschiedenen Nadelhölzer handelt. Dies geschieht durch Pflügen schon im Herbst und Säen im nächsten Frühjahr. Flache Pflugfurchen können durch Doppelpflügen oder mittelst des Spatens,

sog. Spatpflügen, vertieft werden, wo es daran ankommt, wie z. B. bei Eichelsaaten. Hackstreifen, die zunächst mehr durch ein bloßes Abschürfen der oberen Bodenschicht entstanden, werden durch eingreifenderes Nachhacken, da wo es erforderlich erscheint, mehr oder weniger im Boden gelockert. Das Schaben des stark gelockerten Bodens wird hier öfter erforderlich, ehe gesät werden kann, also ähnlich wie bei Pflugarbeit. Statt des Schabens des Bodens durch längeres Liegen, kann dessen nothwendig werdende Befestigung auch durch künstlichen Druck, leises Festtreten, Druck mit der Schaufel u. dgl. herbeigeführt werden. Das Graben von Saatstreifen mittelst des Spatens gibt ein gutes Keimbett, ist aber kostspielig herzustellen. Es kommt besonders zur Bodenbearbeitung für Eichelsaat vor, wo man selbst bis zum Niolen der Saatstreifen schreitet, um den Eichenwuchs, besonders auf schwächerem Boden, zu fördern.

b) Plätze- oder Plattenarten stehen in ihrer Wirkung im Allgemeinen den Streifenarten nach, selbst wenn engere Verbände gewählt werden, finden aber nicht selten Anwendung wegen ihrer meist größeren Billigkeit, oder wenn sich der Ausführung des Streifenziehens Hindernisse durch viele im Boden liegende Steine, durch Stücke u. dgl. entgegenstellen. Je mehr sich die platzweise Bearbeitung des Bodens der in Streifen nähert, desto zweitmäßiger erscheint dieselbe im Allgemeinen. Daher sind die Plätze in Form der unterbrochenen Saatstreifen denen in Form von Quadraten oder von bloßen Saatlöchern vorzuziehen.

Die letzteren haben jedoch ihre Berechtigung in Form der Einstufungen, bei denen man in Schlägen mit lockerem Boden die zu besäende Fläche (mit Eicheln, Bucheln) mit der Hacke (s. Forstculturgeräthe 3, b, c) durchgehen und etwa in schrittweiser Entfernung einen Hackenschlag in den Boden führen und in diesen das Saatgut einbringen und leicht decken lässt (s. Eichenerziehung 2. a) Andere Löcherarten, wie sie wohl vorgeschlagen wurden und wie sie z. B. auch beim Biermann'schen Culturversahren (s. d.) vorkommen, sind kaum zu empfehlen und an ihre Stelle besser eigentliche Plätzesaaten zu setzen. Zu diesen werden die Plätze in der Regel in quadratischer Form im Verbande in den Boden eingehakt, seltener gegraben. Die Plätze haben gewöhnlich als Seitenlänge etwa 0.30 m und, von den Rändern, gemessen 1 m Verband unter einander. Jedermann ist es zweitmäßiger, kleinere Plätze in eugerem Verbande anzulegen als nach umgekehrtem Verhältnis zu versfahren, sofern nicht etwa auf letzterem Wege nur eine Einsprengung bewirkt werden soll.

Unterbrochene Saatstreifen werden etwa in 1—1.25 m Länge, in der Breite der Ganzstreifen angehakt, dann auf gleiche Länge unterbrochen, darauf wieder auf 1—1.25 m angehakt u. s. w. Die zweite und folgende Streife folgt in Entfernungen von der ersten, nach den Abmessungen für Ganzstreifen, und

stehen die Hackplätze zu einander in Verband, wie die Figur zeigt.

Was übrigens die Regelmäßigkeit der Saatstreifen und Plätze der Form nach anbetrifft, ebenso die Rücksichtnahme auf Bestandsbe-mantelung, so gilt hier daselbe, was bei „Freipflanzung“ unter 1 b) angeführt wurde, weshalb wir hier nur darauf hinweisen.

3. Sollen Streifen und Plätze, auch wohl voll umgebrochene Culturstächen nicht gleichmäßig, voll überjät werden, so werden auf dem bearbeiteten Bodentheile besondere Saatrollen (j. *Einsaat* sub 3) gezogen. Sie auf unbe-arbeitetem Boden zur Ausführung von Frei-saaten verwenden zu wollen, erscheint in der Regel unangemessen, doch kommen sie wohl bei Kalkböden-Aufzügungen (j. d.) vor, auch werden wohl unter Schirmbäumen, bei losem Boden, wie und da Rillensaaten ausgeführt, so dass die Rille unmittelbar in den Boden eingebackt, auch wohl erst eine streifenweise flache Verwundung, und Aufhäufung des gelockerten Bodens zu einem Erdlamm vorgenommen wird, der dann die Saatrolle trägt, wie z. B. bei den Tannen „Kammsäaten“ oder „Säugeltrießen“ (j. *Weiztannenerziehung* 3).

Die Saatrollen werden für große Samen mittelst der Haken in einer Breite von 10 bis 15 cm und in etwa gleicher Tiefe hergestellt, für seine Samen schmäler, und zwar von 3 cm ab mittelst eines Stocks, Harfenstils o. dgl. gezogen, auch wohl durch Eindrücken einer Saatplatte o. dgl. in den losen Boden des Saat-beetes hergestellt (j. *Forstculturgeräthe* sub 8).

4. Den sog. Punkt- oder Stecklöcher- saaten liegt ebenfalls meist eine streifen- oder platzweise Bodenverwundung zu grunde. Es werden dann auf ihr mit Vorsteckern verschiedener Art (j. *Forstculturgeräthe* sub 6), auch mit Doppelhaken (j. d.) Stecklöcher bereitet und diese mit Eicheln, seltener mit Bucheln, zu 1, auch zu 2—3 Stück belegt und wieder geschlossen, um so die Saatcultur auszuführen.

5. Eine besondere Art der stückweisen Bodenvorbereitung kommt auch in Form er-höher Beete oder als sog. Rabatten vor, die vielfach zur Ausführung von Saaten, doch auch wohl von Pflanzungen benutzt werden. Die Rabatten entstehen, wenn man auf Bruchboden über die Culturstelle Parallelstreifen in ange-meinsenen Entfernung (etwa 1½—2½ m) zieht und zwischen zwei Gräben die ausgeworfene Erde beetsförmig aufhäuft und einebnet. Je breiter und tiefer die Gräben gestochen werden, desto höher wird selbstredend das Beet und nütz daher nach Erfordern dieser Höhe die Grabendimensionen bemessen werden. Damit den Beeten, nach Umständen, von unten her, die zur Pflanzenzucht erforderliche Feuchtigkeit zugeführt werden kann, werden in den Gräben geeignete kleine Stanvorrichtungen angebracht. Dass man die Rabatten nicht nur als Langbeete, sondern auch als quadratische oder kreisförmige Hoch-beete nach Maßgabe der Grabenziehung her-richthen kann, ist leicht ersichtlich. Derartige An-lagen gehen dann wohl unter dem Namen Rondells oder Klumps. Auf solchen künstlich erhöhten Culturstellen im Bruch werden be-

sonders Erlen (j. *Erlenerziehung*) erzogen, doch werden, nach der Bodenbeschaffenheit, auch hie und da Eichen, selbst Eichen dort einen geeig-neten Standort finden können.

Rabattenanlagen kommen aber nicht nur im Bruche vor, sondern werden auch, z. B. im Han-növerchen, auf verarbeiten Boden mit Ortstein-unterlage z. zur Ausführung von Kiefernsaaten und Kiefernpflanzungen gemacht. Die Rabatten werden dort 3½—4 m breit, zwischen Gräben von 1½ m Breite, 0,6 m Tiefe angelegt und 16—18 cm hoch mit Sand bestreut. Die Kieferncultur erfolgt etwa zwei Jahre nach Bildung der Rabatte.

Die Kostenlosigkeit der Rabattencultur ist ein wesentliches Hindernis ihrer Anwendung im Großen, doch ist dieselbe in Brüchern öfter die einzige Methode, diese in Bestand zu bringen.

6. Was den Schutz und die Pflege der Saaten anbetrifft, so gilt meist das bei ihnen in gleichem, oft noch höherem Maße, was in dieser Beziehung bei Freipflanzung sub 3 erwähnt wurde, weshalb wir hier darauf, auch auf „Einsaat“ sub 8, sowie auf „Schirmschlag“ und „Lupinenbeisaat“ hinweisen wollen. Gt.

*Freischurfs*, j. Bergwesen. Mcht.

*Freischuß*, der.

I. Veraltet s. v. w. ein Schuss aus freier Hand, d. h. ohne dass das Gewehr auf einer Gabel angelegt wurde. „Item dren fren schus zw aim Hirschē gutan aus einem scherm vnd all drei getroffen...“ Maximilian I., Geheimes Jagdbuch, Cod. ms. Vindob. no. 2837, p. 189 r.

II. Schuss mit einer Freitugel.

III. Schuss am Scheibenstande, drc umsonst gewährt wird. Grimm, D. Wb., IV., p. 120. — Sanders, Wb. II., p. 1026 b (bei beiden fehlt die erste Bedeutung). G. v. D.

*Freisprechen*, verb. trans. Der Lehrprinz (j. d.) spricht den Jägerbüchsen frei und macht ihn wehrhaft, wenn derselbe seine drei Be-hänge (j. d.) zurückgelegt hat. Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, Ed. I, 1779, p. 165. — Behlen, Real- u. Verb.-Lexif. II., p. 661. — „Die drei Lehrjahre, welche der angehende Waldmann durchzumachen hatte und in denen er so viel erlernt haben müsste, dass er als hirsch- und holzgerechter Jäger von dem Lehrprinzen freigesprochen und wehrhaft gemacht werden konnte, wurden seine drei Behänge genannt.“ R. R. v. Dombrowski, Edelwild, p. 302. — Fehlt in allen Wbn. G. v. D.

*Freispruch*, der, das Freisprechen. „Das ehrenvolle Recht, den Hirschfänger zu tragen und sich Jäger zu nennen, war seit Jahrhunderten von dem altehrwürdigen feierlichen Branch des Freispruches und der Wehr-haftmachung abhängig.“ R. R. v. Dombrowski, Lehr- u. Hö. f. Ber.-Jäger, p. 8. — Fehlt in allen Wbn. G. v. D.

*Freistehende Sachen* sind (nach §§ 287, 382 und 383 a, b. G. B.) diejenigen, welche sich Federmann zueignen darf. Darunter gehören die von dem Eigentümer aufgegebenen (dere-linquierten) Sachen (bewegliche und unbewegliche), ausgeworfene Meermuscheln u. s. w. Man hat häufig die wilden (reißenden) Thiere, z. B.

Wölfe, Bären und das Schwarzwild außerhalb eines Thiergartens unter die freistehenden Sachen gezählt, mit Utrecht. Derartige Thiere dürfen nur von Federmann erlegt werden; die Zueignung derselben bleibt dem Jagdberechtigten vorbehalten (E. des O. G. V. als Cass. H. v. 21./5. 1883, S. 61, Zueignung eines ausgebrochenen Stüdes Schwarzwild ist Diebstahl). Die Zueignung der in den Schongesetzen bezeichneten Thiergattungen steht ausschließlich dem Jagdberechtigten zu, ebenso des Fischotters in den Kronländern, in welchen hierüber keine Bestimmung besteht (j. Fischerei), und des Eichhörnchens (s. d.); in Betreff der Bären, Wölfe, Luchse, Füchse (ausgenommen Galizien [vgl. Fuchs]) Wildkästen, Marder, Wiesel, Filtis u. s. w. ist dem Jagdberechtigten zwar das Eigenthums nicht aber das ausschließliche Occupationsrecht vorbehalten. Bezüglich der anderen wild lebenden Thiere (Igel, Hamster, Biesel, Geier, Adler, Falten, Eulen, Raben, Krähen, Möven u. s. w.) bestehen keine die Occupationsberechtigung selbst betreffenden Vorschriften (j. Bogelschutz), so dass dieselben als freistehende Sachen angesehen werden müssen, deren Erlegung (mit Schusswaffen nur dem Besitzer eines Waffenpasses) und Zueignung auf eigenem Grund dem Grundeigentümer, auf öffentlichem Grund Federmann, auf fremdem Grund dem vom Eigentümer Ermächtigten, selbstverständlich dem Jagdberechtigten in seinem Reviere und auf öffentlichem Grunde gestattet ist. Mcht.

**Freistellung.** Man versteht darunter die Zuführung von Luft, Wärme und Licht befußt Wuchsbesförderung zu jungen Anwüchsen insonderheit, oder auch zu Theilen der im Wuchs begriffenen Holzbestände selbst zu einzelnen Individuen derselben, überhaupt durch Einschlag von um- oder überstehendem Holze, welches jene atmosphärischen Einflüsse den zu begünstigenden Holzplanten mehr oder weniger entzieht. Die Freistellung spielt besonders eine Rolle in den Verjüngungsschlägen durch Auslichtung und Abtrieb der Samen- und Schutzbäume, so wie durch Einschlag von Oberholz im Mittelwalde zu gunsten des Unterholzes, dann bei allen Ansäuerungen und Durchforstungen zum Zweck pfleglicher Aufziehung eines Holzbestandes, bezw. zur Wuchsbesförderung einzelner, besonders beherrschter eingemischter Holzarten, namentlich der Eichen (s. a. Lichtschlag, Abtriebschlag, Lichtwuchsbetrieb, Eichenerziehung sub 1, Mittelwaldwirtschaft sub 2 a, Ansäuerung, Durchforstung). Gt.

**Frei werden oder ins Freie kommen,** sagt man, wenn eingestelltes Wild die Beute annimmt und übersfüllt oder sich durch dieselben durchschlägt, durchschneidet, auch wenn es die Treiberkette durchbricht und unbeschossen den Trieb verlässt. „Frei oder ins Freie kommen, wird gesagt, wenn ein Thier, welches eingestellt war, den Beute entkommen ist.“ Behren, Wisspr., 1829, p. 59. E. v. D.

**Freiwillige Gerichtsbarkeit, s. Gerichtsbarkeit.** Alt.

**Freizügigkeit (Deutschland)** ist das Recht der freien Niederlassung. Dieses Recht besaßen selbstverständlich die Leibeigenen (glebae-

adscripti) nicht, aber auch die Freien konnten nicht nach Belieben ihren Wohnort mit einem anderen vertauuchen, da sie hierzu der behördlichen Genehmigung bedurften und unter verschiedener Benennung Ab- und Einzugsgelder zu zahlen hatten. Erst nach Aufhebung der Leibeigenschaft war es möglich, dem durch die Freiheitskriege geweckten Bewusstsein der Zusammengehörigkeit des deutschen Volkes dadurch Rechnung zu tragen, dass Art. 18 der Bundesakte vom 8. Juni 1815 das Recht des freien Wegzuges aus einem deutschen Gebiete in das andere bewilligte, und der Bundesratsbeschluss vom 23. Juni 1817 die bei solchem Wegzuge übliche Nachsteuer aufhob. Allein es blieben noch mancherlei Beschränkungen der Freizügigkeit, und es fehlte vor allem die wesentlichste Vorausezung derselben, die Gewerbefreiheit. Erst das Gesetz vom 1. November 1867 brachte dem norddeutschen Bunde die volle Freizügigkeit, welche infolge der Berliner Verträge vom November 1870 auf den jetzigen Bestand des Deutschen Reiches ausgedehnt wurde.

Nach Art. 3 der deutschen Reichsverfassung vom 1. Januar 1871 besteht für den ganzen Umfang des Bundesgebietes ein gemeinsames Indigenat mit der Wirkung, dass der Angehörige (Unterthan, Staatsbürger) eines jeden Bundesstaates in jedem anderen Bundesstaate als Inländer zu behandeln und demgemäß zum festen Wohnsitz, zum Gewerbebetriebe, zu öffentlichen Ämtern, zur Erwerbung von Grundstücken, zur Erlangung des Staatsbürgertrechtes und zum Genüsse aller sonstigen bürgerlichen Rechte unter denselben Voraussetzungen wie der Einheimische zuzulassen, auch in Betreff der Rechtsverfolgung derselben gleich zu behandeln ist.

In der Ausübung dieser Besugnis darf der Bundesangehörige weder durch die Obrigkeit seiner Heimat, noch durch die Obrigkeit eines anderen Bundesstaates beschränkt werden.

Dienigen Bestimmungen, welche die Armenversorgung und die Aufnahme in den localen Gemeindeverband betreffen, werden jedoch durch Vorstehendes nicht berührt. Man vgl. übrigens Heimatswesen.

Dem Auslände gegenüber haben alle Bundesangehörigen gleichmäßig Anspruch auf den Bundeschutz.

Das Recht des Reiches zur Gesetzgebung über Staatsbürgertrechte (Art. 4) erstreckt sich nur auf die Regelung der Bundes- und Staatsangehörigkeit und die Durchführung des Grundrechtes der politischen Gleichberechtigung aller Confessionen, nicht aber auf die Frage, unter welchen Voraussetzungen jemand zur Ausübung politischer Rechte in einem einzelnen Staate befreigt sei.

Der Gothaer Vertrag vom 15. Juli 1851 wegen gegenseitiger Übernahme der Ausgewiesenen und Heimatlosen und die sog. Eisenacher Convention vom 11. Juni 1853 wegen Beisetzung erkrankter und Beerdigung verstorbenen Untertanen haben für das Verhältnis Bayerns zu den übrigen Bundesgebieten fortlaufend, für das Verhältnis der anderen

Bundesglieder unter sich nur bis auf weiteres Geltung.

Schon die Bundesakte des vormaligen deutschen Bundes bewilligte das (durch die angeborene Wehrpflichtigkeit für den eigenen Staat beschränkte) Recht, in Civil- und Militärdienste jedes deutschen Staates zu treten, das Reichsmilitärgebot vom 2. Mai 1874 erweiterte aber die militärische Freizügigkeit dahin, dass jeder Wehrpflichtige sich bei jeder Erziehungsbörde zur Musterung melden und in jedem Contingente des deutschen Heeres seine Wehrpflicht leisten kann, ohne hiezu einer besonderen Bewilligung zu bedürfen. *St.*

**Fremdbefruchtung** heißt zum Unterschiede von der Selbstbefruchtung die Befruchtung durch ein anderes Individuum bei hermaphroditischen Thieren. *Kur.*

**Fressen**, verb. trans., Nahrung zu sich nehmen, von allem Wilde, dessen Nahrung Fress (j. d.) genannt wird. „Fressen sagt man vom Wolf, Bär, Fuchs u. dgl.“ Fleming, T. J., Ed. I, 1724, I., Auh., fol. 107. — „Der Lux frisst vom Raub.“ „Der Wolf frisst den Raub.“ „Der Fuchs frisst den Raub.“ Döbel, Ed. I, 1746, I., fol. 34, 35, 39. — „Fressen oder Fraßannehmen wird gefragt: 1. Wenn die Raubthiere an das ihnen gelegte Luder oder Geschleppe gehen und fressen. 2. Wenn die Sauen auf den Schuttlägen eintreffen und den Vorschutt annehmen, heißt es, die Sauen fressen.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlsred. Jäger, p. 133. — „Fressen nennt man es, wenn Sauen, Hunde und Raubthiere Nahrung zu sich nehmen.“ Hartig, Natg. z. Wisspr., 1809, p. 107; Lehrb. f. Jäger, Ed. I, 1812, I., p. 39; Lexikon, Ed. I, 1836, p. 190; Ed. II, 1861, p. 200. — Behlen, Wisspr., 1829, p. 60; Real- u. Verb.-Lexif., II., p. 662, VI., p. 228. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 359. — Sanders, Wb., II., p. 482 a.

*E. v. D.*

**Fresswerkzeuge** (der Insecten), j. bei den betreffenden Insectenordnungen. *Hsgl.*

**Fresszangen** bei vollkommenen Insecten mit faulenden Mundtheilen und bei Larven mit entwickelten Fresswerkzeugen: die beiden, je aus einem Stücke bestehenden Oberkiefer, Mandibeln (mandibulae). *Hsgl.*

**Frett**, das Foetorius furo Keys. et Blas. — Mustela viverra Gesner. — Mustela furo Linné. — Mustela silvestris Gesner. — Mustela rustica Nemnich.

Der deutsche Name Frett, mundartlich in unzähligen Varianten, ist wohl aus dem frz. furet, bezw. dem altfrz. furon gebildet, welches wieder auf das mittellateinische furetum, auch furo, furectus, furunculus, forniculus (von fur = Dieb) zurückzuführen ist. Die Etymologie der im Alterneuhochdeutschen vorkommenden Namen Grutich (eigentlich der Hamster), Prosch und Griselle ist mir unschlüssig. — „Forniculus haizzt ein tier in gemainer sprach ein grutsch.“ Courad v. Megenberg, Buch der Natur, Cod. ms. Vindob., no. 2669, fol. 43 und no. 3071, fol. 38 (hier Grucz, Gruschs). — „Griselle oder Prosch ist ein art oder geschlecht der Marder.“ W. Riff,

Thierbuch, Frankfurt a. M., 1544. — „Frett ist ein hüpsch thierle, wie ein wiesel, wirt gebrancht die künel ze sehen.“ J. Maaler, Die deutsch sprach, Tiguri 1561, fol. 140 d. — „Das Fröttel (welches die Lateiner Furonem nennen) wird . . . auch Mustela sylvestris geheissen.“ Höhberg, Georgica curiosa, Ed. I, Nürnberg 1682, II., fol. 104. „Fröddl“. Id. op. Ed. III, Nürnberg 1716, I., fol. 64 a. — „Das Frötgen.“ Döbel, Ed. I, 1746, II., fol. 123. — „Frette, Fröttel, Frötgen, Fröttel.“ Onomat. forest., I., p. 949. — „Frötgen, Frätten, Fredel, auch Mustell.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlsred. Jäger, p. 133. — „Die gewöhnliche Farbe des Frötchen ist weiß gelblich, es gibt indeß auch welche, die schwärzlich, wie ein Iltis sind, und die daher Iltisfrötchen (Furet-putois) genennt werden.“ Mellin, Anwsg. z. Anlage v. Wäsbahnen, 1779, p. 324. — „Frett, Frötchen, Fröttel, Frette, Furett, Früttel, Fritt, Frätte, Fredel, Fröttel; Kaninchenviezel, Frettmarder, Kaninchenviezel, wildes Wiesel, weißes Wiesel, Frettviezel, Waldwiesel.“ Nemnich, Vogelklopp. — Lexikon d. Naturgesch., 1793, II., p. 671. — „Das Frett, Frötchen, sonst auch Furett, Kaninchenviezel, Kaninchenviezel genannt.“ Unster, Kleine Jagd, Ed. I, 1797, IV., p. 120. — „Das Frett oder Frötchen.“ Winkell, Ed. I, 1805, II., p. 104. — „Frötchen“. Behlen, Wisspr., 1829, p. 60. — „Das Frett oder Frötchen“. R. R. v. Dombronski, Lehr- u. Höf. f. Ber.-Jäger, p. 235. — Schmeller, Bayr. Wb. I., p. 1018. — Lexik. Whd. Höf. I., p. 1108. — Grimm, D. Wb. IV., p. 140. — Sanders, Wb. I., p. 493 b. — Diez, Ethymol. Wb. d. roman. Sprn., p. 157.

*E. v. D.*

**Fremdsprachliche Nomenclatur:** frz.: furet, furet-putois, furon, furette; ital.: furetto; spn.: huron; portug.: furão; engl.: ferret; holl.: fret; dän.: fritt; schwed.: fret; barbar.: nimse.

*E. v. D.*

**Frett** oder **Frettchen** (Mustela furo Linn.). Das nach „Strabo“ zurVertilgung der Kanichen in Spanien von Afrika nach Europa verpflanzte Frettchen gehört zur Familie der Marder (Mustelinae) und zur Ordnung der Raubthiere (Carnivora), lebt in seiner ursprünglichen Heimat noch wild und wird dort „Nimje“ genannt.

Besondere für das Frett gebräuchliche, jagdliche Ausdrücke gibt es nicht, alle für die Repräsentanten der Marderfamilie gebräuchlichen wendet man auch beim Frettchen an.

**Naturgeschichte.** Das Männchen (auch wohl „Rümmler“ genannt), hat eine Körperlänge von 34—36 cm, die Länge der Rute beträgt ca. 17 cm, seine Höhe ca. 17—19 cm; die Weibchen sind wesentlich kleiner. Der schmale Kopf des Frets läuft in einer spitzen Schnauze und einem fleischfarbigen, fortwährend bewegten Näschen aus; die aufgerichteten und weit auseinander stehenden Läuse sind kurz und abgerundet, die Seher sind hellroth, die Zehen der niedrigen Läufe haben weiße Kralen. Obgleich nahe verwandt mit dem Iltis — nach v. Rieenthal soll es nichts weiter sein, als ein Käferläsen-Iltis — hat das Frett

13 Rippen, der Iltis dagegen, wie alle Marder, nur 14 derjelben.

Die allgemeine Färbung erscheint blass-gelb oder jemmelgelb, die Unterwolle ist fast so gelb, wie beim Iltis; das Oberhaar ist etwas stachlig und an den Spitzen etwas weißer nach unten zu; nach „Buffon“ soll es auch schon braune Exemplare gegeben haben. Das Geißb ist genau so wie beim Iltis, es besteht also aus 34 Zähnen, überhaupt sind die allgemeinen Körperverhältnisse wie die des Iltis, und nur im Skeletbau finden kleine, ganz unwesentliche Abweichungen statt, so zeigt sich beim Schädelbau des Frettchens eine größere absolute Breite über dem Jochbogen; Iltis und Frettchen paaren sich übrigens auch fruchtbar. Von den Sinnen des Fretts scheint der Geschmack der schärfe zu sein, da, wie gesagt, das Näschen unangeseht in schnüffelnder Bewegung ist.

Im Freien erscheint das Frett fast immer mit gekrümmtem Rücken, um so länger dagegen vermag es im Bau der Kaninchen den walzenförmigen Leib zu dehnen und zu strecken, so dass es selbst durch die allerengsten Röhren zu dringen vermag, auch ist es im Kaninbau viel flüter und schneller als im Freien, wo seine Bewegungen durchaus nicht besonders schnell sind, ja es macht oft eher den Eindruck eines dummen und schlaftrigen Geschöpfes, das übrigens auch in Wirklichkeit den größten Theil seiner Lebenszeit dem Schlaf widmet.

In unserem Klima halten die Frettchen im Freien nicht aus, im Winter müssen sie sogar in einem geheizten oder doch recht warmen Raum aufbewahrt werden. Es geschieht dies am besten paarweise in einem mit einem Drahtgitter versehenen Kasten, der warm und weich mit Stroh, Heu und Berg ausgepolstert sein und stets äußerst reinlich gehalten werden muss.

Blasius sagt über das Frettchen: „Wild kommt es in Europa nirgends vor, wenn man nicht die Ansicht festhalten kann, dass es eine Varietät des gemeinen Iltis sei, mit dem es sich auch fruchtbar paart. Man kann nicht behaupten, dass es bis jetzt zoologisch sicher und durchgreifend vom Iltis als Art unterschieden ist. Seine Empfindlichkeit gegen die Kälte kann hier nicht allein von Entscheidung sein. An Größe steht es dem Steppeniltis, im ganzen aber kleinen Iltissen nahe.“

Färbungsvariäten der Frettchen kommen nicht sehr selten vor, meistens aber bei den Männchen, und diese Abweichungen bestehen größtentheils darin, dass das Rückenhaar kanarienbraune Spitzen hat; auch braungeckte Fretts gibt es.

Über die Lebensweise etc. des Frettchens ist, als von einem bei uns nur in der Gefangenenschaft lebenden Thiere, schließlich nichts zu sagen, übrigens vergläst es, wie schon angedeutet, einen großen Theil seines Lebens und spielt nur hin und wieder, seine natürliche Trägheit vergessend, mit seinem Käfiggenossen.

Die Jagd auf Kaninchen mit dem Frett. Albertus M. sagt vom Frettchen: „treibt die Canin oder Küniglein aus ihren holfern und gruben in die garn und strick“,

und dies ist ja auch heutzutage noch der einzige Zweck des sehr zweifelhaften Vergnügens, welches das Halten von Frettchen bereitet. Sollen dieselben nun ihrer Kaninranlage und Bestimmung zu folge zur Kaninjagd verwendet werden, so ist auf Vieelerlei Rücksicht zu nehmen, wie z. B. auf Lage der Kaninburke, Witterung, Jahres- und Tageszeit etc.

Die passendste Zeit zum Frettieren ist von der Mitte des Octobers bis anfangs März, u. zw. aus dem Grunde, weil es zu dieser Zeit kaum noch junge Kaninchen gibt, das Frettchen sich aber zu jeder anderen Jahreszeit mit dem Abwürgen der jungen Kaninchen lange beschäftigen und den Jäger auf eine sehr harte Geduldssprobe stellen würde. Es gibt nun zwar Mittel, den Fretts das Abwürgen jungen Kaninchen unmöglich zu machen, wie z. B. kleine Maulörte, welche ihnen vorgebunden werden, oder durchs Mäulchen gezogene Knebel etc., in dessen seit man sich durch derartige Mittel neuen und vielleicht noch größeren Unannehmlichkeiten aus, wie später erläutert werden wird.

Von Charakter tütsch, rauh- und mordlüchtig, heißt es jogar seinen Pfleger, wenn es gerade in übler Laune ist. Selbst ein junges, noch nicht erfahrener Frett wird dem ihm vor gehaltenen Kaninchen sofort ins Genick fahren, wird sich festbeißen und am Schweife desselben bräuschen, um dann viele Stunden hintereinander zu schlafen; es ist dies gewiss ein Beweis einer diejenen Thieren angeborenen großen Mordlust und eines Blutdürstes à la Marder. Die den Frettchen eigene Bosheit und die Lust, selbst ihren Pfleger zu beißen, nimmt übrigens immer mehr zu, je häufiger man ihm rohes Fleisch oder gar Schweiz gibt. Zwei Lante kennt man beim Frett, einen leise murmurnden lässt es hören, wenn es ruhig ist, einen laut und hell kreischenden dagegen, wenn es Schmerz empfindet.

Bezüglich ihrer Gesundheit sind die Frettchen ziemlich empfindlich, und werden sie nicht zu jeder Zeit angemessen gefüttert und sehr sorgfältig gewartet und gepflegt, so gehen sie leicht an einer Art Auszehrung und am Durchfall ein. Der ersten Krankheit, die immer tödtlich ist, erliegen nie schon in 4 oder 5 Tagen, die letztere soll nach Bechstein manchmal durch folgendes Mittel zu heben sein: Man nehme Bohnenmehl und Siegelerde oder einen Theelöffel voll Magnesia alba, Koch daran einen Brei und gebe solchen dem Frett früh mächtern zu fressen. Hantaußschläge, welche in Folge von Unreinlichkeit sich leicht einstellen, sind unschwer durch Schwefelsalbe oder Theerseife zu heilen.

Zweimal im Jahre ranzen die Frettchen; die erste Ranzeit fällt in den März und beide kündigen sich vorher durch einen bijamartigen Geruch der Thiere an. Die Weibchen, welche übrigens den Männchen mehr den Hof zu machen scheinen, als umgekehrt, gehen 5 bis 6 Wochen tragend und bringen jedesmal 3, 4, auch wohl gar 10 Junge zur Welt, welche 2-3 Wochen blind bleiben und in der vierten Woche der Mutter, welche sie säugt, genommen werden müssen, um sie nun mit Milch und

Weißbrot für ihren späteren Beruf groß zu ziehen. Es ist schon ein Fehler, den alten Fretts Fleisch oder Blut zu reichen, gibt man solches aber gar den jungen, so werden sie bald bis zur Unbrauchbarkeit tüchtig und boshaft und beißen, wo sie nur können, allenfalls gebe man ihnen, wenn sie schwächlich sein sollten, hin und wieder ein wenig gekochtes und ganz klein zerknetes Hühner- oder Taubeneiweiß, oder ein rohes Ei. Das Weibchen muss zwecks ihres Wochenbettes vom Männchen abgesperrt werden, da der Vater die Jungen sehr gern aufzisst, eine Nutzungs-, die übrigens die Mütter auch nicht gerade selten zeigen. Auch die Jungen sind bezüglich ihrer Gesundheit äußerst empfindlich, so achte man z. B. sehr genau darauf, daß die mit Milch getränkten Semmel ihnen niemals sauer gereicht wird, sie gehen fast immer daran ein.

An nassen und stürmischen Tagen pflegen nicht nur die Frettchen besonders schlaftrig zu sein, sondern es liegen auch die Kaninchen selbst sehr fest und lassen sich leichter beschleichen, es sind dies daher sehr wenig geeignete Tage zum Frettieren und man kann gewörtig sein, daß das Frett im Kaninchenbau fängt, einschläft und Stunden lang auf seine Rückkehr warten lässt. Am günstigsten sind kalte und trübe, aber durchaus trockene Tage für diese Jagd; befinden sich jedoch die Kaninchenbäume nicht im Holze, sondern im freien Felde, so sind heitere und kalte Tage sehr geeignet, weil an solchen die Frettchen besonders ununter sind; liegen die Bäume im Walde und will man an hellen und sonnigen Tagen frettieren, so darf dies nicht eher geschehen, ehe man nicht die bei solcher Witterung meistens im Freien befindlichen Kanins durch Hunde und Menschen hat zu Bau treiben lassen. Was nun die Tageszeit betrifft, so wähle man lieber die Morgen- als die Mittags- oder gar Nachmittagsstunden, denn da es sich gar oft ereignet, daß ein Frett im Bau einschläft, so hat man im ersten Falle doch die fast bestimmte Aussicht, daß es bis zum Abend wieder zum Vorschein kommen wird, in den anderen Fällen aber kann man sich dann wohl gefroren auf eine Nachtwache am Bau einrichten.

In einem mit Moos und Werg warm ausgestatteten Transportkästchen nimmt man zwei oder drei Frettchen mit hinaus und rüstet sich selbst mit mehreren Deckneuzen, die reichlich  $1\frac{1}{2}$  m im Quadrat halten und an jeder Ecke mit einer Bleifugel beschwert sein müssen, ferner mit zwei oder drei Kaninchengarnen und schließlich mit einem Spaten und einer Kreuzhaken aus. Die Frettchen müssen vor der Jagd zwar Futter bekommen, doch nur so viel, daß sie nicht gerade Hunger haben, denn gibt man ihnen nichts, so würden sie würgen und sich ättigen, gibt man ihnen aber reichlich, so würden sie faul und schlaftrüchtig werden.

Um Bau angekommen umstellt man denselben zunächst recht busenreich mit den fallbaren Kanin- oder Hasengarnen, verstopft und verrammelt die am wenigsten befrochenen Röhren recht sicher, belegt die Hauptröhren mit den Deckneuzen und läßt schließlich eins

der Frettchen einfahren, um nun auch diese letzte Einschlüssehöhre mit einem Deckneuz zu versichern. Bald wird nun ein lautes Poltern und Rumoren im Bau sind thun, daß das Frett bei guter Laune und jagdlistig ist, und die ganze Kaninchengesellschaft wird nach längerem loslösem Hin- und Herjagen im Bau in der Flucht sein Heil versuchen wollen, eins nach dem andern aber wird, wild in das Deckneuz fahrend, sich hierin verwickeln und als hilfloses Klümppchen noch einige Schritte davonrollen, diejenigen aber, welche dem Deckneuz nicht verschlagen, laufen in die umstehende Garne. Die Gefangenen löst man nun schnell aus, nicht sie à la Hase ab, bringt die Neze schnell wieder an ihren richtigen Platz, reip. stellt sie wieder fänglich und wartet nun ab, ob noch mehr Kaninchen erscheinen. Ist dies nicht der Fall, ist also der Bau leer, so erscheint gewöhnlich auch bald das Frettchen, wenn es sich nicht etwa im Bau dem Vergnügen des Würgens hingegeben hatte und deshalb, vom Schweife des Kanins fett und verauscht, einem Stunden langen Schlaf überlässt, deshalb greife man auch sofort zu sowie es erscheint, hebe es auf und stecke es in seinen Kasten, denn ist man in diesem Augenblicke nicht sehr achtsam und nimmt man das Frett nicht sofort nach seinem Erscheinen auf, so macht es gern kurz kehrt, fährt wieder ein und schläft sich im Bau gehörig aus.

Will man einen zweiten und dritten Bau ausschreitieren, so nehme man stets ein frisches Frettchen oder doch wenigstens ein genügend ausgerichtetes, weil das von der vorigen Arbeit müde gewordene zwar einfahren, aber im Bau auch fast immer einschlafen würde.

Wer die Gelegenheit des Frettierens benutzen will, um sich im Schießen zu üben — und der Schuß auf Kanin ist ein schwerer, besonders aber der auf ein so plötzlich und wild aus dem Bau fahrendes — der lasse die Kaningarne weiter zurückstellen, lasse auch ein paar Röhren frei und stelle sich auf dem Bau so an, daß er die frei gebliebenen Röhren gut übersehen kann, überhaupt ein möglichst freies Schnüffeld hat.

Ist ein Frett im Bau eingeschlafen, so muss man nicht nur geduldig seiner Rückkehr warten, sondern man muß auch alle Röhren durch Deckneuz versichern, denn kommt es unerwartet oder ungesehen aus dem Bau, so geht es wohl auch auf eigene Faust jagen und damit leicht verloren.

Wie schon vorhin angedeutet, legt man den Fretts wohl Maulhörbchen vor oder einen kleinen Knebel ins Maul, um damit das Würgen und Aussaugen des Schweizes und das hieraus wiederum entstehende Einschlafen im Bau unmöglich zu machen. Man erreicht dies zwar wohl mit den genannten Mitteln, indessen wird andererseits dem Frett auch sehr leicht die Lust zum Jagen genommen und seine natürliche Trägheit eher noch dadurch geweckt. Besser ist es daher noch immer dem Frett, ein Halsbändchen mit zwei oder drei recht hell klingenden Schelschen anzulegen, denn durch den Klang derselben werden die Kaninchen schneller

**Frettieren.** — **Fringilla.**

ausmertsam und somit auch früher noch rege, die Jagdlust des Fretts aber kann auch nicht erfasst werden, weil seine Kraft und Beweglichkeit bei diesem Mittel durch nichts gehemmt wird. Einen Fehler haben aber alle diese Mittel und das sonst recht praktische Halsbändchen erst recht, denn sehr leicht bleibt das Frett mit diesem oder mit dem Riemen des Maulkörbchens an irgend einer Wurzelspitze hängen, erwürgt sich leicht oder kommt nicht wieder los und muss verhungern. Nachgrabungen aber werden nur selten von Erfolg sein, da die Kaninchen meistens viel zu umfangreich und verzweigt sind. Manche Jäger stampfen auch durch Ab- und theilweise Ausbrechen den Fretts das Gebiß ab, um sie dadurch vom Würgen abzuhalten, aber auch hiervon dürfte wohl den Fretts, weil sie sich ihrer Hauptwaffe theilweise beraubt fühlen, die natürliche Jagdlust und der Muth stark genommen werden, es ist daher wohl am meisten ratsam alle derartigen Mittel gänzlich bei Seite zu lassen.

Manche Frettchen sind von ihrem Pfleger daran gewöhnt dem Riss oder Pfiss zu folgen, wenn sie ihr Futter bekommen sollen, solche sind, wenn sich der Hunger bei ihnen meldet, noch am leichtesten mittels Riss oder Pfiss aus dem Bau zu locken. Schläft ein Frett in einer Röhre ein, so daß man es sieht, so erreicht man auch wohl seinen Zweck es herauszuholen, wenn es mit einem an einen genügend langen Stock gebundenen todteten Kaninchen angefüttert wird, es wacht dann auf und beißt sofort derart fest ein, daß es so aus der Röhre herausgezogen werden kann. Hat man nicht Zeit das Erwachen eines im Bau eingeschlossenen Frettchens abzuwarten oder bricht die Nacht herein, so verstopfe man alle Flucht- und Nebenröhren und mache an den Ausgängen aller Hauptröhren, jedoch noch innerhalb derselben, ein recht weiches Lager von Moos oder Heu, am besten aber von dem alten Lagermaterial des Fretts, worauf es schon gelegen hatte, und versetze schließlich die Röhren recht sicher mit den Nüssen und mit Steinen oder womit dies sonst am besten und sichersten zu bewerkstelligen ist. Läßt man nun von zwei zu zwei Stunden nachschauen, so wird man gewöhnlich nach längerer oder kürzerer Zeit das Frett auf einem der Lager finden. Derjenige, welcher von Zeit zu Zeit den Bau inspiziert, darf aber nur der Pfleger des Fretts sein, denn nur von diesem läßt es sich greifen, aufnehmen und in das Transportkästchen stecken, jeden Anderen würde es in die Hand beißen und würde dann doch wieder in den Bau fahren.

Die Kaninchengarne werden ebenso gestrickt wie die Hasengarne, nur nehme man feineren Bindfaden und mache auch die Maschen etwas enger; bedient man sich beim Kaninchen indeszen der Hasengarne, so thut man wohl daran, sie recht busenreich zu stellen. Die vorhin erwähnten Bleifingeln an den vier Ecken der Decke dürfen nicht unmittelbar an das Netz selbst befestigt werden, sondern müssen an einem reichlich handlangen Bindfaden hängen, damit sie sich, wenn das Kanin in das Netz

säht, besser, schneller und weiter um das Wild schlingen und so ein Befreien desselben schwerer oder unmöglich machen. v. d. B.

**Frettieren.** verb. trans., meist mit Aussölung des Objectes, Kaninchen mit dem Frett jagen oder fangen. Döbel, Ed. I, 1746, II, p. 123. — „Die Kaninchen werden da, wo sie im Stande der Wildheit leben, theils geschossen, theils bedient man sich zu der Kaninchengang der Frettchen, daher denn auch diese Art Jagd das Frettieren genannt wird.“ Inster, Kleine Jagd, Ed. I, 1797, IV., p. 20. — Wintell, Ed. I, 1803, II., p. 104. — Hartig, Lehrb. Jäger, Ed. I, 1812, I., p. 39; Lexiton, Ed. I, 1836, p. 190; Ed. II, 1861, p. 200. — Behlen, Wmpf., 1829, p. 60; Real- u. Verb.-Lexiton II., p. 564. — R. R. v. Dombrowski, Lehrb. Jäg. f. Ber.-Jäger, p. 235. — Fehlt bei Grimm und Sanders. E. v. D.

**Fretum Halleri**, am sotalen Herzen die die Ventrikel vom Bulbus arteriosus trennende seichte Einchnürung. Aut.

**Frevelhammer.** In manchen Forstverwaltungen wird nebst dem Anweize- oder Revierhammer noch ein meist kleinerer Markhammer verwendet, welchen die Forstschuhorgane zur Bezeichnung von Frevelhölzern und der Stöcke entwideter Baumstämme führen. Man bezweckt damit einerseits, daß solche Frevelhölzer, welche nicht sogleich von der Stelle geschafft werden können, sofort als Eigentum des Waldbesitzers bezeichnet werden, andererseits eine Controle der Forstschuhorgane bezüglich steifiger Ausübung ihres Dienstes. v. Gg.

**Fritze, j. Feldsperling.** E. v. D.

**Friedfische** nennt man im Gegensatz zu den Raubfischen solche Fischarten, welche sich vorzugsweise von kleineren wirbellosen Thieren und Pflanzenstoffen ernähren; sie leben meistens gesellig. Die wichtigsten Friedfische des süßen Wassers sind die carpinaartigen Fische (Cyprinoidei) und die Maränen oder Felsen (Coregonusarten). Hde.

**Frigilus Swainson** = **Fregilus** Cuvier. E. v. D.

**Fringilla** Linne, typische Gattung der Familie Fringillidae, Finken, j. d. und System der Ornithologie; in Europa zwei Arten: Buchfink, *Fringilla coelebs* Linne und Bergfink, *F. montisringia*, idem.

Synonymie: *Fringilla alpestris* Chr. L. Brehm, j. Buchfink; *F. alpina* Scopoli, j. Citronenzeilig; *F. argentaratensis* Gmelin, j. Bluthänsling; *F. bononiensis*, idem, j. Steinperling; *F. borealis* Vieillot, j. Bluthänsling; *F. brachyura* Gmelin, j. Steinperling; *F. calcarata* Pallas, j. Lerchenhörnammer; *F. campestris* Schrank, j. Feldsperling; *F. candida* Sparrman, j. Hausperling; *F. cannabina* Linne, j. Bluthänsling; *F. carduelis* Linne, j. Stieglitz; *F. chloris* Meyer, j. Grünfing; *F. cicalina* Temmincki, j. Italienischer Hausperling; *F. cicalina* Savigny, j. Weidenperling; *F. citrinella* Linne, j. Citronenzeilig; *F. coccothraustes* Illiger, j. Kirchfernbeißer; *F. collaris* Latham, j. Alpenbraunelle; *F. cristata* Brisson, j. Karlingimpel; *F. crocea* Vieillot, j. Schwarzbärfiger Ammer; *F. dalmatica* Gmelin, siehe

Fichtenammer; F. diadema Müller, s. Steinperling; F. domestica Linné, s. Hausperling; F. enucleator Meyer, s. Hafengimpel; F. erythrina, idem, s. Kärrmingimpel; F. fasciata Müller, s. Erlenzeisig; F. flammea Linné, siehe Kärrmingimpel; F. flammæa Bescke, s. Bergfink; F. flavirostris Linné, s. Zwerghänsfling; F. fusca Gmelin, s. Bluthänsfling; F. hispaniensis Chr. L. Brehm, s. Hausperling; F. hispaniola Lesson, s. Weidenperling; F. hispaniolensis Temminck, w. v.; F. Holboelli Gray, s. Holbölls Leinfink; F. hortensis Chr. L. Brehm, s. Buchfink; F. incerta Riso, s. Kärrmingimpel; F. islandica Faber, s. Girsliz; F. Italica Vieillot, s. Italienischer Haussperling; F. lapponica Linné, s. Lerchenporhammer; F. leucura Vieillot, s. Steinperling; F. leucura Gmelin, w. v.; F. linaria Linné, s. Nordischer Leinfink; F. linota Gmelin, s. Bluthänsfling; F. linotta Müller, w. v.; F. lulensis Linné, s. Bergfink; F. major Chr. L. Brehm, s. Buchfink; F. media Jaubert, s. Bergfink; F. montana Linné, siehe Feldsperling; F. montana Brisson, s. Lerchenporhammer; F. montium Gmelin, s. Berghänsfling; F. nobilis Schrank, s. Buchfink; F. obscuræ Vieillot, s. Kärrmingimpel; F. ochracea Gmelin, s. Stiegliz; F. petronia Linné, siehe Steinperling, F. pinetorum Lepechin, s. Weidenammer; F. poier Müller, s. Grauammer; F. pyrrhula Temminck, s. Gimpel, mittel-europäischer; F. rosea Pallas, s. Rosengimpel; F. rufescens Savi, s. südlicher Leinfink; F. salicola Vieillot, s. Weidenperling; F. sardoa Savi, w. v.; F. saxatilis Koch, s. Schneefink; F. septentrionalis Chr. L. Brehm, s. Bergfink; F. serinus Linné, s. Girsliz; F. spinoides Temminck, s. Erlenzeisig; F. spinus Linné, w. v.; F. stulta Gmelin, s. Steinsperling; F. sylvestris Chr. L. Brehm, s. Buchfink; F. sylvia Scopoli, w. v.; F. vitis Müller, s. nordischer Leinfink.

E. v. D.

## Fringillidae, s. Finken.

E. v. D.

**Frisch**, adj., von einer Fährte, die erst vor kurzer Zeit getreten wurde und daher noch genügend Witterung ausgibt, um vom Hunde aufgegriffen und festgehalten werden zu können: vgl. alt, kalt, nächtig, unsichtbar, neu, gerecht, früh, spät, warm, hizig, gesund, frank. „Wann einer eine Ferte von Hirsche sieht und will wissen ob solche ganz frisch oder etwas älter ist...“ Tänzer, Ed. I, Copenhagen 1682, I., fol. 77. — „Es ist auch nicht genug, daß der Hund nur etwas des Morgens ein Paar Stunden die frischen Fährten alleine zu suchen gearbeitet sey.“ „Doch ist gar leicht zu schließen, daß die Hunde lieber die frischen als kalten Fährten suchen.“ Döbel, Ed. I, 1746, I., fol. 89. — „Hiufiger oder auch frischer Gang ist derjenige, so noch alle Witterung und Geruch in sich hat. Die Leithunde geben solche Gänge gleich zu erkennen, denn es fallen diese dem Leithund im Wind zu, auch sucht derselbige hierauf hizig und giebt gerne Laut, muß also abgetragen und nicht fortgeschüttet werden, bis nach einer guten halben auch wohl drey Viertel Stunde.“ Chr. W. v. Heppe, Wohltred. Jäger, p. 139. — „Frische Fährte wird jene Fährte genannt, die vor einer kurzen Zeit

gemacht wurde.“ Behlen, Wisspr., 1829, p. 60; Real- u. Verb.-Lexikon, II., p. 668; VI., p. 194. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 359. E. v. D.

**Frische**, die, wasserreicher Ort im allgemeinen oder ein specielles Gewässer, wohin das Wild regelmäßig zieht, um zu frischen. „In großen Brüchen und Frischen...“ Döbel, Ed. I, 1746, I., fol. 46, 47. — „Frischen nennen die Jäger wasserreiche Orte.“ Onomat. forest, I., p. 935. — „Eine Frische wird von den Jägern ein wasserreicher Ort genannt.“ Behlen, Wisspr., 1829, p. 60; Real- u. Verb.-Lexikon, II., p. 668. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 359. — Sanders, Wb. I., p. 501 a.

E. v. D.

**Frische That** ist nach römischem und deutschem Recht eine strafbare That, bei welcher der Thäter von anderen Personen betreten wird. Das Betreten auf frischer That berechtigte zur Festnahme des Thäters, und es wurde diese Besiegelnis dritter Personen noch dahin erweitert, daß auch das Ergreifen eines Verdächtigen am Orte der That, auf der Flucht von demselben, sowie bei Betretung auf dem Wege von dem Thatorte mit dasselbem geraubten oder geftohlenen Gegenständen gestattet wurde. Die Strafbarkeit der etwaigen Tötung eines auf frischer That Betretenen war eine beschränkte.

Wird jemand auf frischer That betroffen oder verfolgt, so ist nach § 127 der deutschen Reichsstrafprozeßordnung vom 1. Februar 1877 jedermann befugt, denselben, wenn er der Flucht verdächtigt ist, oder seine Persönlichkeit nicht sofort festgestellt werden kann, auch ohne richterlichen Befehl vorläufig festzunehmen.

Bezüglich der vorläufigen Festnahme der auf frischer That betretenen Forstrevler siehe Forststrafrecht.

At.

**Frischen** bezeichnet in der Handfeuerwaffentechnik die Operation des vollkommenen Glättens der Sohle der Züge nach dem Ziehen oder die Wiederherstellung der verloren gegangenen Glattheit dieser Flächen bei gebrauchten Büchsen. Um die in der Zugsohle befindlichen Unebenheiten zu beseitigen, wird ein entsprechend vorgerichteter und mit feilenartig wirkenden Schneiden versehener hölzerner oder metallener sog. Frischholzken in den Zügen so lange hin- und hergeschoben, bis letztere gänzlich glatt erscheinen und wieder concentrisch rund sind. In gut eingerichteten mechanischen Werkstätten werden die Züge neuerdings so hergestellt (Zugbalzen fertig gebohrt und geschmiedet &c.), daß ein Frischken bei der Neuanfertigung nicht mehr, sondern nur noch zur Be seitigung später beim Gebrauch entstehender Unebenheiten nöthig ist.

Ahnliche Nacharbeit auf der oberen Fläche der Balzen nennt man Abbohren oder Kölben, je nachdem dazu ein rotierendes oder ein in der Richtung der Seelenachse bewegtes Werkzeug benutzt wird.

**Schrotrohre** werden ebenfalls wie die Zugbalzen abgebohrt oder nachgekolt (z. B. auch zur Herstellung des Falls), obschon

man diese Arbeit hin und wieder auch mit Frischen bezeichnet findet.

Die Herstellung gequetscher Stellen des Schafholzes durch Nassmachen (Quellen), Trocknen und Glätten wird *Aussfrischen* genannt.

Im hüttenmännischen Betriebe bezeichnet Frischen die Herstellung von Schmiedeisen aus Roheisen durch Entzündung von Kohlenstoff und anderen Beimengungen. Th.

**Frischen**, verb. trans., reflex. u. intrans.

I. trans., meist mit Auslassung des Objektes, s. v. w. Junge zur Welt bringen, vom Schwarzwild; das Wort ist von Frischling abgeleitet, nicht umgekehrt. „So die Wildschweine Junge bringen, heißt es frischen oder setzen.“ Döbel, Ed. I, 1746, I, fol. 24. — „Frischen heißtet, wenn eine Sau oder Bache setzt.“ C. v. Heppe, Aufr. Lehrprinz, p. 282. — „Wenn die wilden Sänen jerkeln oder Junge bekommen, wird gesprochen die Sänen frischen.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlsred. Jäger, p. 134. — Onomat. forest. I, p. 931. — Mellin, Anwsg. 3. Anlage v. Wildbahnen, 1779, p. 173. — Hartig, Autg. 3. Wm spr., 1809, p. 107; Lb. f. Jäger, Ed. I, 1812, I, p. 39; Lexit., Ed. I, 1836, p. 191; Ed. II, 1861, p. 200. — Behlen, Wm spr., 1829, p. 60; Real- u. Verb.-Lexit. II., p. 668; VI., p. 229. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 339. — R. R. v. Dombrowski, Lehr- u. Hb. f. Ver.-Jäger, p. 118.

II. intrans., eigentlich reflex., s. v. w. trinken von Wild und Hunden; vgl. schöpfen. „Frischen, man sagt auch Frischung nehmen, bedeutet: der Hund schlampet das Wasser in sich, um sich zu erfrischen.“ C. v. Heppe I. c. — „So ein Hirsch oder Thier sich am Wasser tränkt, nennen es einige frischen oder der Hirsch frischt.“ Chr. W. v. Heppe I. c.

III. trans. einen Hund frischen, austrocknen = ihm ein Purgiermittel eingeben, nur indirect durch Frischung bei C. v. Heppe belegbar. Grimm, D. Wb. IV., p. 212. — Sanders, Wb. I., p. 500a. E. v. D.

**Frischling**, der, das junge Wildschwein im ersten Jahre; im zweiten Lebensjahre wird es weidgerecht als jähriger, übergehender, übergangener, übergegangener, überlaufener, überjähriger Frischling; im dritten Jahre als zweijähriger Frischling oder häufiger schon als dreijähriger Keiler, bezw. dreijährige Bache angeprochen; vgl. Überläufer, Keiler, Bache, Bacher, Eber, Bär, Hamstschwein, Hosensticker und Wildschwein. Ursprünglich bedeutet das ahd. friscine ein Orytherier, u. zw. vorzugsweise Schaf oder Schwein; im Mhd. bezeichnet das Wort schon in der Regel nur das junge Schwein, seltener das junge Schaf; friscine = das Frischgeborene. Dem selben herren gilt man die recht, als lie nach geschrieben stät, von ainem beren daz höpt und ain hant, vnd von ainem högenden schwin ain durchschlagenden schulttern mit zwen rippen, daz daz wilbtret für gang, vnd von ainer lienen daz höpt und von einem friszsling nütz.“ „... item von einer lienen daz höpt: item von eim frischling nichtz.“ Dornstetter Urkunden vom Jahre

1400 und 1436 bei Grimm, Weisthümer I., p. 387, 384. — „Junge Saum ein Frischling.“ Noë Menrer, Ed. I, 1560, fol. 88 r. — „Zu dem so pflegt man auch nach den jungen wilden Sänen | welche man die Frischling hefft | zu den großen herrlichen Winterspaneten vnd Gastreren überaus fleißig nachzutragen.“ Ch. Estienne, Deutsche Ausgabe, Straßburg 1580, fol. 591. — „Ein Frischling heißt ein jung wildt Schweinen im ersten Jahr | desgleichen im andern Jährlinge Frischlinge.“ Tänzer, Der Diana hohe und niedere Jagt=Geheimnüs, Ed. I, 1682, fol. 11. — „Frischling heißtet ein jung wild Schweinen im ersten Jahr, dergleichen im andern jähriger Frischling.“ Fleming, T. J., Ed. I, 1724, I, fol. 98, 107. — „Die Jungen heißen Frischlinge. Nach dem ersten Jahre werden sie übergangene Frischlinge genannt. Zum anderen sind es zweijährige Bachen und zweijährige Keuler.“ Döbel, Ed. I, 1746, I, fol. 24. — „Das erste Jahr heißtet alles Frischling...“ Pärson, Hirschger. Jäger, Ed. I, 1734, fol. 80. — „Frischling, also werden die jungen wilden Ferkeln benannt.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlsred. Jäger, p. 134. — „Frischling, lat. Aper anniculus, franz. Marcassin, heißt ein junges wildes Schwein, welches noch nicht 2 Jahre alt ist.“ Onomat. forest. I, p. 931. — „Die Jungen werden, bis sie ein Jahr alt sind, Frischlinge genannt, dann heißen sie überjährige Frischlinge; wenn sie volle zwei Jahre haben, werden es nach ihrem Geschlecht zweijährige Bachen oder Keuler...“ Mellin, Anwsg. 3. Anlage v. Wildbahnen 1779, p. 174. — „Die Jungen männlichen und weiblichen Geschlechts heißen Frischlinge, u. zw. von dem Tage, an welchem sie gefrischt werden, bis zum Anfang des nächstfolgenden Jahres heurige; dann aber bis zur nächstfolgenden Brunitzeit jährige, übergangene, überlaufene. Von dieser Zeit an wird der weibliche übergangene Frischling Bache, u. zw. ein ganzes Jahr hindurch zweijährige; im folgenden dreijährige genannt.“ Winckel, Ed. I, 1805, I, p. 450. — „Frischlinge heißen die jungen wilden Schweine, bis sie ein Jahr alt sind. Von da bis zu Ende des zweiten Jahres nennt man sie überlaufene Frischlinge.“ Hartig, Autg. 3. Wm spr., 1809, p. 107; Lb. f. Jäger, Ed. I, 1812, I, p. 39; Lexit., Ed. I, 1836, p. 191; Ed. II, 1861, p. 201. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I, p. 339 (wie Hartig). — Behlen, Wm spr., 1829, p. 60 (wie Hartig); Real- u. Verb.-Lexit. II., p. 668 (Frischling bis zum Alter von 6 Monaten, dann bis zu 2 Jahren übergehender, übergegangener &c.). — „Vom Tage, an welchem dieselben (die Jungen) zur Welt kamen, bis zum Ablaufe desselben Jahres werden sie heurige und mit Beginn des folgenden Jahres bis zum Eintritt der Brunitzeit jährige, übergangene oder überlaufene Frischlinge genannt.“ R. R. v. Dombrowski, Lehr- u. Hb. f. Berufs-Jäger, p. 119. — Benede u. Müller, Mhd. Wb. III., p. 408a. — Leyser, Mhd. Wb. III., p. 521. — Grimm, D. Wb. IV., p. 215. — Sanders Wb. I., p. 500b. E. v. D.

**Frischplatz.** — **Frosche.**

**Frischplatz**, der, der Ort, wo eine Bachgefrist hat, und wo die Frischlinge noch etwa 14 Tage nach dem Frischen im Kessel beisammen bleiben. Behlen, Real- u. Verb.-Lexikon, II., p. 668. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 359. — Fehlt bei Grimm und Sanders.

E. v. D.

**Frischung**, die.

I. Das Auftrocknen der Salzlecken; selten. „Vor die richtige Haltung der Hügelseit, Brunnzeit, Schlag- und Frischung der Salzen ... trägt er (der Jägermeister) alle gehörige Vorsorge.“ E. v. Heppen, Aufsicht. Lehrprinzip, p. 198.

II. Das Wasser, welches ein Hund zu sich nimmt, vgl. frischen II. „Frischung heißtet das Wasser, so dem an der Kette stehenden Leithunde vorgezeigt wird.“ Ibid., p. 282.

III. Ein Purgiermittel für Hunde. „Sonst heißtet Frischung eine Purgenz, womit der Jäger die Hunde austrässt.“ Ibid. — Grimm, D. Wb. IV., p. 215.

E. v. D.

**Frömling** Friedrich Wilhelm, geb. 1796 zu Hardenberg (Fürstenth. Bayreuth), gest. 11. Februar 1866 in Berlin, machte 1813 bis 1817 seine forstliche Lehrzeit zu Selb durch, trat dann als Oberjäger beim preußischen Gardejägerbataillon ein, studierte 1822–1824 an der Forstakademie Berlin unter Pfeil's Leitung, später war er Obersösterer in Ostpreußen zu Rothebude und Neu-Sternberg, musste jedoch wegen seiner Sonderbarkeiten und Unzügigkeiten den Staatsdienst verlassen.

Hat zahlreiche kleinere, oft persönlich verlebende und mit den wunderbarsten Ideen angefüllte Schriften verfasst, als besonders originell sind seine „Fragmente über Vertheilung des Grundeigenthumes zum Schutze des Vaterlandes“ 1839 und „Die Waldfortification für Deutschland“ 1844. Hier theilt er eine sog. Bewaldungsscala mit, d. h. eine Tafel der Normalbewaldung der einzelnen Länder, bemessen nach ihrer mittleren Jahrestemperatur.

Schw.

**Fromm**, adj., s. v. m. nicht scheu, vertraut, von allem, vorzugsweise aber vom hohen edlen Haarwilde. „Fromm nennt man das Wild, wenn es die Menschen außergewöhnlich nahe an sich kommen lässt.“ Hartig, Kb. f. Jäger, Ed. I., 1812, I., p. 39; Lexif., Ed. I., 1836, I., p. 101; Ed. II., 1861, p. 201. — Behlen, Wmpr., 1829, p. 60; Real- u. Verb.-Lexif., II., p. 668; VI., p. 236. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 359. — Grimm, D. Wb. IV., p. 242. — Sanders, Kb. I., p. 502 c.

E. v. D.

**Frosche**, echte, *Rana* L., Gattung der Ranina (f. d.). Körper bald schlanker und kantiger, bald plumper, rundlicher, der Rumpf nach rückwärts gegen die Hinterbeine zu stark eingezogen, bald flacher und abgeplatteter, meist aber ziemlich hoch. Kopfform je nach Alter, Geschlecht, Varietät sehr verschieden. Augen groß und vorstehend. Trommelfell immer deutlich. Die große, längliche Zunge nach hinten etwas erweitert und durch eine tiefe Ausrandung zweihörnig; sie kann, da nur der vordere Theil am Boden der Mundhöhle festgewachsen ist, mit dem hinteren freien Ende her-

ausgeschlagen werden. Schallblasen sind vorhanden oder fehlen. Die Gaumenzähne stehen in zwei kurzen, nach hinten schwach convergierenden Reihen zwischen den inneren Nasenlöchern. An den Vorderfüßen vier freie Zehen, ohne Schwielen an den Handballen, an den stark verlängerten Hinterfüßen fünf, durch Schwimmhäute verbundene Zehen mit großer, stark vorspringender Daumenschwiele an den Sohlen; alle Zehen unterseits an den Gelenken schwielig aufgetrieben. Haut meist ziemlich glatt, seltener mit Drüsen oder Warzen bedeckt. Die Weibchen haben längere und dünnere Vorderbeine.

Die echten Frosche sind vorwiegend Wasserthiere und bewohnen die Ufer und Ränder von Sumpfen, Teichen, langsam fließenden Gewässern. Ungestört sitzen sie am Ufer auf ihren Hinterbeinen; nähert man sich ihnen, so stürzen sie in weiten Sägen kopfüber ins Wasser und wählen sich in den Schlamm oder bergen sich unter Steinen, Wurzeln. Sie nähren sich von Würmern, Weichthieren, Insekten, kleinen Fischen, Laich u. s. w. Ihre Eier geben sie in Klumpen ab. Bei der Paarung hält das Männchen das Weibchen um die Achsel gefasst.

Die europäische Fauna zählt vier Arten:

1. **Wasserfrosch** (*Rana esculenta* L.). Schnauze lang, rundlich. Schwimmhäute vollkommen. 8 bis 11 cm. Obern gelbgrün, reichlich dunkelgefleckt, mit hellen Linien gezeichnet, unten ungescheckt weiß. In fast ganz Europa, Nordafrika, Mittelasien. (Alte Exemplare verlieren die lebhafte grüne Färbung immer mehr, und schließlich erhalten sie eine fast einfarbige Oberseite. Aus Ungarn habe ich mächtig große, fast tiefschwarze Exemplare ohne alle Zeichnung erhalten. Bei der Varietät *Rana hispanica* Michahelles ordnen sich die Flecken des Oberkörpers in deutlichen Längsreihen an.) Der Wasserfrosch läuft im Mai. Er ist ein sehr räuberisches Thier, das nicht nur von Würmern, Schnecken, Kerbsthieren, Lurchen, Fischen sich nährt, sondern auch ganz junge Schwimmvögel aufzählt und seine eigenen Verwandten nicht schont. Sein bekannter Ruf setzt sich aus zwei rasch nacheinanderfolgenden Lauten zusammen, von denen der eine aus der Kehle kommt, der andere durch die hervorgetriebenen Schallblasen erzeugt wird. Den Winter verbringt er in den Schlamm tief eingewühlt. — 2. **Thaufrosch**, **Feldfrosch**, *Rana temporaria* L. = *R. arvalis* Nilsson. Schnauze lang, spitz, 3–3 cm. Schwimmhäute unvollkommen. Obern gelblichbraun, dunkelgefleckt, unten ungescheckt. In nördlichen Europa. — 3. **Brauner Frosch**, **Grassfrosch**, *Rana fusca* Rösel = *R. platyrhina* Steenisr.). Schnauze kurz, stumpf. Bedeutend größer (9–13 cm). Obern rothbraun, dunkelgefleckt, unten grauweiß, wenig gescheckt. Laicht früher als der vorige (Mitte März). In fast ganz Europa. — 4. **Springfrosch** (*Rana agilis* Thomas). Schnauze lang, rundlich-spitz, 3–5 bis 8 cm. Während bei den drei vorstehenden Arten das Männchen zwei Kehlsäcke hat, fehlen hier die Kehlsäcke. Rücken hellgelbgrau oder röthlichgrau, spärlich dunkelgefleckt, Bauch weißlich, ungescheckt. Laicht im Mai. Südeuropa. Diese

drei jetztgenannten Arten suchen das Wasser nur während der Laichzeit auf, sonst bewohnen sie feuchte Wälder; sie nähren sich vorherrschend von Zweiflügeln und Würmern. Bei den Männchen zeigt sich zur Brumzeit außer der Daumenschwiele an den Hinterfüßen der Daumen der Vorderfuß mit einer rauhen, samttartig schwarzen Schwielehaut überzogen. — Von den circa 80 Arten dieser Gattung sei noch des bis 21 cm großen *Ochsenfrosches* (*Rana mugiens* Merr.) von Nordamerika Erwähnung gethan, der einer ganz gewaltigen Brülstimme sich erfreut. Er ist oben olivenfarben oder röthlichbraun, mit großen schwarzen oder dunkelbraunen Flecken gezeichnet, unten gelblichweiß; über den Rücken zieht eine gelbe Mittellinie. Er nährt sich von Würmern, Insekten, Fröschen, Fischen, kleinen Wasservögeln und gleicht sonst in seinem Gebaren unserem Teichfrosche.

Knr.

**Froschkröten**, s. *Alytidae*. Knr.

**Froschlurche**, s. *Anura*, *Batrachia*. Knr.

**Frostbohrer**, der, ein Erdbohrer zum Bohren der für die Ferkeln oder Stellstangen nötigen Löcher bei großer Dürre oder starkem Frost. Fleming, T. 3., Ed. I., 1724, I., fol. 237. — Döbel, Ed. I., 1746, II., fol. 34. — Chr. W. v. Heppc, Wohlred. Jäger, p. 134. — Onomat. forest. I., p. 934. — Winckl., Ed. I., 1805, I., p. 572. — Hartig, Amtg. 3. Wmspr., 1809, p. 107; 2b. f. Jäger, Ed. I., 1812, I., p. 39; Lexif., Ed. I., 1836, p. 191; Ed. II., 1861, p. 201. — Behlen, Real- u. Verb.-Lexif. II., p. 674; VI., p. 210. — Die Hohe Jagd, Illu. 1846, I., p. 339. E. v. D.

**Frosterscheinungen an Pflanzen.** Sint die Temperatur einer Pflanze unter diejenige Höhe, welche zur Erregung von Vegetationserscheinungen erforderlich ist, so tritt Anheftand ein. Sinkt sie erheblich unter den Nullpunkt, dann beginnt ein Theil des Wassers, welches im Innern der Zellen oder in den Zellwänden sich findet, zu gefrieren. Es ist nun ein allgemein gütiges Gesetz, dass feste oder flüssige organische Substanzen nicht als solche gefrieren, dass vielmehr ein Theil ihres Wassers als solches gleichsam aus der Substanz ausscheidet und zu Eis gefriert, während die Substanz im nichtgefrorenen Zustande verharri. Je wasserärmer eine Substanz ist, umso tiefer muss die Temperatur sinken, wenn aus derselben noch Wassertheile zu Eis ausgeschieden werden sollen, d. h. je concentrierter eine Lösung und je wasserärmer eine feste Substanz, um so tiefer liegt ihr Gefrierpunkt. Dies vorausgeschickt, erklären sich die Processe des Gefrierens der Pflanzen leicht. Da der Holzkörper eines Baumes in seinen Gefäßen, Holzfasern &c. sehr viel Wasser mit sehr geringen Spuren gelöster Substanzen enthält, so gefriert daselbe viel leichter als die Rinde, deren Zellen concentrirte Lösungen führen. Es gefriert also das Wasser in den Elementen des Holzes, bei intensiven Kältegraden gefriert aber auch ein Theil des Wandungswassers, welches dabei aus der Wand in das Zellinnere ausgeschieden wird. Die Wandung wird dadurch wasserärmer, bleibt aber eingefroren. Mit jedem Wasserverlust der Wan-

dungsubstanz ist nun bekanntlich eine Volumenverminderung verbunden; das Holz schwindet bei starker Kälte ebenso wie beim Trockenwerden. Tritt das Schwinden plötzlich infolge großer Kälte ein zu einer Zeit, in welcher der innere Baumtheil noch nicht oder nur schwach gefroren ist, so bilden sich die bekannten Frostrisse oder Frostspalten, die sich in der Regel auf der Nordostseite der Bäume finden, weil so heftige Kältegrade meist bei Nordostwinden eintreten. Sie beginnen über dem Erdboden und verlaufen oft bis in die Krone der Bäume. Die Sprengung des Holzkörpers geht bald tiefer, bald weniger tief zur Markströhre in der Richtung der Markstrahlen vor. Steigt die Temperatur wieder, so wird das aus den Wandungen ausgeschiedene, im Innernraum der Holzfasern u. s. w. zu Eis erstarnte Wasser von den Wandungen wieder aufgenommen, das ursprüngliche Volumen derselben stellt sich wieder ein und der Frostspalt schließt sich. Im nächsten Sommer verwächst mit der Bildung des neuen Jahrringes der Spalt äußerlich, u. zw. wie bei allen Wunden so, dass die Neubildung über und in der Nähe des Spaltes etwas kräftiger wird, als im übrigen Theile des Holzmantels. Im nächsten Winter genügt schon eine geringe Kälte, um das Öffnen des Frostspaltes herbeizuführen, da ja nur der lebtägliche Holzring zu sprengen ist. Der Proces des Öffnens und Überwallens wiederholt sich oft viele Jahre, und bilden sich infolge dessen die sog. Frostleisten. Die alljährlichen Überwallungsbildungen treten oft in der Höhe einer Handbreite über die Oberfläche des Baumes hervor. Einige milde Winter, in welchen die Sprengung des lebtäglichen Holzmantels im Scheitel der Frostleiste nicht eingetreten war, können die Verschlusschicht so kräftigen, dass in der Folge ein Wiederaufreissen überhaupt nicht eintritt.

Bei alten Eichen findet man zuweilen den inneren Holzkörper durch radiale und peripherisch verlaufende Risse zerlöst, und scheint es, als ob diese ebenfalls auf Schwindungserscheinungen infolge tiefer Kältegrade zurückzuführen sind. Bei tiefen Kältegraden bemerkt man oft ein auffälliges Senken der Äste mancher Bäume, insbesondere der Linde, die an Promenaden wegen ihre Zweige so tief herabhängen lässt dass der Verkehr dadurch gestört werden kann. Mit Eintritt wärmerer Witterung heben sich die Zweige wieder in die Höhe. Diese Erscheinung müssen wir ebenfalls auf ein ungleiches Schwinden des Holzkörpers der Ober- und Unterseite der Äste und Zweige zurückzuführen.

Wenn parenchymatöse Gewebe, also Rinde, Blatt u. s. w. gefrieren, so kann das Wasser, welches hiebei aus Zellrand und flüssigem Zellinhalt ausscheidet, nur in den Intercellularräumen zu Eis erstarren, während die Zellen selbst an Wasser und an Turgor, d. h. Sträffheit verlieren, gleichsam welken. Deshalb sinken vom Spätrost betroffene saftreiche Pflanzen, z. B. Hyacinthe, Kaiserkrone u. s. w. ein, stehen aber nach dem Aufthauen wieder auf.

Je wasserärmer ein lebendes Gewebe, d. h. je concentrierter der flüssige Zellinhalt ist, um so schwerer gefriert dasselbe, wogegen bei sehr

wasserreichen Geweben so bedeutende Eisbildung in den Intercellularräumen eintreten, daß selbst Zerreißungen der Gewebe eintreten können, wobei nicht an ein Berensprengen der Zellen zu denken ist, da ja der Zellinhalt nicht gefriert, sondern an eine Losstrennung der Zellen von einander. Bei vielen Holzarten wird auf diese Weise der Blattabfall im Herbst beschleunigt.

Thaut ein Gewebe im Ruhestande wieder auf, so wird das ausgeschiedene Wasser vom Zellrand und Zellinhalt langsam wieder aufgezogen, ohne daß für das Gewebe ein Schaden aus dem Gefrieren entstanden ist.

Der Frosttod oder das Erfrieren einer Pflanze oder eines Pflanzenteils ist nur unter gewissen Umständen die Folge des Gefrierens. Wir müssen hiebei zwei ganz verschiedene Frosterscheinungen ins Auge fassen: den Winterfrost oder das Erfrieren im Ruhestande und die Erscheinungen des Früh- und Spätfrosts, d. h. des Frosttodes vegetierender Gewebe.

Während der Vegetationsruhe sind die bei uns einheimischen perennierenden Pflanzen imstande, selbst die grösste Kälte zu ertragen, die unsere Winter zeigen. Die auswärmmeren Zonen bei uns eingeführten Bäume und Sträucher dagegen können in strengen Wintern zu grunde gehen.

Die Veranlassung dieses Frostodes ist eine ähnliche wie die, welche dem Tode durch Verbrennen zu grunde liegt. Dem Protoplasma kann durch Gefrieren und beim Welken eine gewisse Wassermenge entzogen werden, ohne daß dies die molekulare Struktur desselben alteriert. Wenn aber die Kälte oder das Welken eine gewisse, nach Pflanzenart und selbst individuell verschiedene Grenze übersteigt, dann erleidet das Protoplasma durch weiteren Wasserentzug eine Umänderung, etwa eine Umlagerung der kleinsten Theilchen, welche durch spätere Wiederzufluhr von Wasser nicht rückgängig gemacht werden kann und den Tod der Zellen und Gewebe zur Folge hat. Nur selten erfrieren auch unsere einheimischen Holzarten bei strengem Winter, doch handelt es sich hiebei wohl meist nicht um Winterfrost im engeren Sinne. In schneefreien strengen Wintern erfrieren junge Eichen und andere Holzarten in den Wurzeln, während die oberirdischen Theile der Pflanze vom Frost verschont bleiben. Es kann die Ursache dieser grösseren Empfindlichkeit in einer Eigenthümlichkeit der Wurzel selbst begründet sein, die auch weniger durch Randschichten geschützt und für gewöhnlich nicht so hohen Kältegraden ausgejezt sind, als die oberirdischen Pflanzenteile. Es kann aber auch der Umstand, daß die Vegetationsprozesse in den Wurzeln erst spät zur Ruhe kommen und bei Beginn des Winters noch nicht abgeschlossen sind, die Todesursache sein, in welchem Falle es sich um Frühfrostbeschädigung handelt.

Sind die leitährigen Triebe, z. B. bei Johannistriebbildung, in einem nasskalten Jahre bis zu Anfang des Winters noch nicht völlig verholzt oder ist selbst der Jahresmantel der ganzen Pflanze noch nicht ausgereift, dann ist

wiederum der Frosttod nicht eigentlicher Winterfrost, sondern Frost im Vegetationszustande.

Immergrüne Holzarten, sowohl Nadel- als Laubholz, können in langen trockenen Wintern erfrieren, lediglich infolge eintretenden Wassermangels. Da die Belaubung auch im Winter, u. zw. vorzugsweise reichlich bei direkter Isolation transpiriert, so kann bei stark gefrorenem Boden, der eine Wasserzufluhr durch die Wurzeln ausschließt, oder dann, wenn die Holzkörper gefroren und die Wasserleitung zu den belaubten Zweigen unmöglich geworden ist, die Belaubung vertrocknen. Das ist ganz besonders häufig der Fall, wenn wiederholtes Aufsthauen und Gefrieren eintritt. An Bestandesrändern sind es in der Regel nur die der Sonne und dem Luftrzuge ausgesetzten Seiten der Bäume, deren Nadeln gebräunt werden. Die Folgen des Winterfrosts im engeren Sinne äußern sich bei den Bäumen in verschiedener Weise. Es kann die ganze Pflanze in Holz und Rinde erfrieren, oder es stirbt nur der innere Holzkörper nahe der Marköhre ab, wogegen die Rinde, das Cambium und auch ein mehr oder weniger schmaler Splintring am Leben bleibt. Solche Bäume schlagen im kommenden Frühjahr wieder aus, erholen sich auch wohl im Laufe einiger Jahre wieder, wenn keine allzutrocknen Jahrgänge folgen, so daß der schmale Splintmantel nebst den neuen Holzmänteln imstande ist, den Wasserbedarf der Belaubung zu befriedigen. Durch Verminderung der Äste und Zweige kann man die Bäume bei dem Bestreben, die nachtheiligen Wirkungen des Winterfrosts zu überwinden, oft unterstützen. Treten trockenheiße Sommer nach strengem Winter ein, so gehen manche Bäume noch nach einem oder zwei Jahren zu grunde, weil die Bäume bei starker Transpiration nicht genug Wasser durch den äußersten, leitungsfähig gebliebenen Holzkörper erhalten. Man bezeichnet das als Nachwirkungen des Frostes. Sind mehrere Jahre verstrichen, dann genügen die neuen Holzbildungen auch für trockene Jahrgänge den Wasserbedarfs nach oben zu transportieren.

Pflanzen und Pflanzenteile, die sich im Zustande der Vegetationsfähigkeit befinden, erfrieren oft schon bei wenigen Graden unter dem Nullpunkt und ist hiebei der Härtegrad einer Pflanze nicht mehr maßgebend. Die Todesursache scheint hiebei eine ganz andere zu sein, und erst während oder kurze Zeit nach dem Aufsthauen der gefrorene Gewebe einzutreten. Ist nämlich ein lebensfähiges Gewebe gefroren und thaut dasselbe schnell wieder auf, so wird das in den Intercellularräumen befindliche Eiswasser nicht so schnell von den Zellen aufgenommen, um denjenigen Quellungs- und Imbibitionszustand der Zelle wieder herzustellen, welche zur Fortführung der Lebensprozesse bei rückkehrender Wärme erforderlich ist. Das schnell aufgetaute Wasser ergießt sich zwischen die Zellen, verdrängt auch die Luft aus den Intercellularräumen, so daß gefrorene Pflanzenteile gleich nach dem Aufsthauen glasig durchscheinend werden. Die mit der rückkehrenden Wärme wieder beginnenden chemischen Prozesse im Protoplasma der Zelle finden diese im wasserarmen

abnormen Zustände, es können deshalb keine normalen Lebensprozesse, es müssen vielmehr chemische Zersetzungssprozesse eintreten, welche den Tod zur Folge haben.

Kann man die Erwärmung der Pflanzen im gefrorenen Zustande so regulieren, daß zwar das Eis allmählich schmilzt, aber die Zellthätigkeit noch längere Zeit durch niedere Temperatur zurückgehalten wird, dann können zarte Gewebe in voller Vegetationsfähigkeit ohne Nachtheil gefrieren, da dann langsamer das Wasser von der Zelle wieder aufgenommen wird, bevor die Lebensprozesse in derselben beginnen. Es ist bekannt, daß bei Spät- und Frühfrösten der Nachtheil oft ganz befeitigt wird, wenn man das Aufstauen der Pflanzen möglichst verlangsamt. Man schützt die gefrorenen Pflanzen gegen direkte Isolation, sucht je nach Umständen deren Aufstauen möglichst zu verlangsamen. Alle diese Maßregeln gehören in das Gebiet des Fortschritzes. Die Erscheinungen der Reproduction nach dem Erfrieren von Pflanzenteilen sind sehr mannigfacher Art. Sie beruhen im Wesentlichen darauf, daß schlafende Knospen der leitährigen oder auch älteren Triebe, zuweilen aber auch schon die Blattachselknospen der jüngsten, eben erfrornten Maitriebe die Neubelaubung heranzuladen suchen. Eine auffallende Beschädigungsart ist der Frostkrebs. Krebsbildungen an Laub- und Nadelholzbäumen sind fast immer Folge von Pilzangriffen. Nur in stark ausgeprägten Frostlagen bemerkte man Beschädigungen, die dem Spätfrost zuzuschreiben sind. Von getöteten Zweigen ausgehend, stirbt ein Theil der Rinde bis auf den Holzkörper und dieser im Inneren der ganzen Pflanze ab. Die getötete Stelle wird vom Rande aus in den nächsten Jahren überrollt, doch da die Neubildungen des Überrollungswulstes durch Rinde am wenigsten geschützt sind, so unterliegen diese in jedem neuen Spätfrostjahr, wodurch die Krebsstelle sich in concentrischen Zonen vergrößert. Vom Pilzkrebs unterscheidet sich der Frostkrebs dadurch, daß ersterer nur in der Rinde seinen Sitz hat, während beim Frostkrebs der Holzkörper des Baumes im Innern getötet und gebräunt ist (s. R. Hartig, Untersuchungen aus d. forstl. Inst. I., 1880).

Hg.

**Frostpanner**, *Cheimatobia brumata*, f. d.  
Hsbl.

**Frucht**, frühere Bezeichnung für Embryo oder Fötus (besonders bei Säugetieren). Knr.

**Fruchtläther** sind zusammengesetzte Ätherarten (Ester), besonders Athyl- und Amylether der Essigsäure, Butterfönsäure, Valeriansäure, Benzoesäure u. s. w., welche zur Nachahmung des Obstgeruches und Obstgeschmackes Verwendung finden.

v. Gu.

**Fruchtbau im Walde** (s. Betriebsarten). Der Fruchtbau im Walde erscheint als Hackwald- oder Haubergsbetrieb, als Waldfeldbau oder Röderlandbetrieb und als Baumfeldwirtschaft.

Der Hackwaldbetrieb, besonders des Odenwaldes im Siegen'schen „Haubergsbetrieb“, im Trier'schen, besonders früher, „Rott-heckenbetrieb“ genannt, wird besonders im

Eichenhälwalde so gehandhabt, daß nach dem jedesmaligen Abtriebe des Bestandes der Boden gebrannt (s. Brennen) und dann 1 bis 2 Jahre lang zwischen den Stöcken Frucht gebaut wird, hat zwar in verschiedenen Berggegenden des westlichen Deutschland Freunde, kann aber im ganzen als vorteilhaft nicht anerkannt werden. Sein Nachteil für die Holz-zucht beruht darin, daß eine volle Bestockung der Schläge bei ihm nicht zu erlangen ist, indem beim Getreidebau eine Beschädigung der Stöcke unvermeidlich, eine Nachreifung in der Regel mehr oder weniger wirkungslos ist, endlich die Bodenverschlechterung des meist im Hange belegenen Hackwaldes durch Abspülung des zum Getreidebau gelockerten Bodens eine fortschreitende ist. Die Getreideerträge decken dabei diese Verminderung des Holz, namentlich aber Rindenertrages keineswegs, da der zu ihrer Erlangung nothwendige Aufwand, bei richtiger Anrechnung desselben, wenigstens im großen Durchschnitt keinen Reinertrag liefert (vgl. Neubrand, Die Gerbrinde. Frankfurt a. M. 1869, p. 87 ff, auch R. Tramitz in Forstl. Blätter, Heft 3, p. 104).

Man hat wohl geglaubt, die Nachtheile der Verbindung beiderlei Nutzungsarten dadurch wesentlich zu mindern, daß man den Eichenanbau in regelmäßiger, weit abständigen, rasierten Streifen bewirken und zwischen diesen die landwirtschaftlichen Nutzungen betreiben wollte (vgl. Forstl. Blätter, 1884, p. 142 ff.), doch ist leicht zu erachten, daß hierdurch die vorbereiteten Übelstände einer solchen Verbindung vielleicht nach einer Richtung hin zu mildern, aber im ganzen nicht zu beseitigen sind. Die Hackwald- und Haubergswirtschaft wird daher stets als eine alte, aus der Vorzeit überkommene, von ganz anderen Wirtschaftsverhältnissen als die zur Zeit vorliegenden herrührende anzusehen und im allgemeinen möglichst zu beseitigen sein (s. a. „Hackwaldwirtschaft“, „Eichenerziehung“ 1 c.).

Der Röderwaldbetrieb, bei welchem der abgetriebene Hochwaldschlag vor seiner Wiederjüngung eine zeitlang zum Fruchtbau verwendet wird, ist in Deutschland und Österreich seit alter Zeit im Gebrauch und hat da seine grossen Übelstände, wo er auf leichtem Boden betrieben wird, wo die Fruchtung auf eine längere Reihe von Jahren, also über zwei bis drei hinaus, stattfindet und wo der forstliche Wiederanbau der so vorgenommenen Flächen nicht in eingreifendster Weise ausgeführt, selbst wohl ihre natürliche Besamung vom stehenden Dorte aus erwartet wird.

Es ist aber auf der andern Seite keineswegs in Abrede zu stellen, daß unter Verhältnissen, wo man überhaupt auf natürliche Verjüngung der Forstorte verzichtet, wo man es mit einem kräftigeren Boden zu thun hat, und wo sich Gelegenheit findet, den Schlag trotz seiner stets mühsamen Zubereitung zum Fruchtbau auf kürzere, keinesfalls drei, am wenigsten vier Jahre überschreitende, in der Regel aber nur zwei Jahre beträgende Zeit jenem zuzuwenden, der Röderwaldbetrieb eine Stelle finden kann. Seine Erträge an Frucht können nach

**Früchte.** — **Fruchtwasser.**

Maßgabe der örtlichen, namentlich der Bodenverhältnisse ziemlich erhebliche und wohl imstande sein, trotz des immerhin hohen Arbeitsaufwandes einen Überschuss zu gewähren, während diese Vornutzung keineswegs immer eine Verminderung des Holzvertrages durch den geringen Verlust an Holzzuwachs und Verbrauch von Bodennährstoffen in sich zu schließen braucht. Die durch den Fruchtbau bewirkte gute Durcharbeitung des Bodens kommt auch den anzubauenden Holzplantagen vielfach zugute und verringert in der Regel die Culturstoffen oft so, daß die Forstverwaltung nur den Samen und die Ausaat zu stellen hat. Ganz besonders können derartige Vortheile bei der Eichenerziehung (s. d.) hervortreten, kommen aber auch wohl hier und da beim Kieferanbau (s. Kiefererziehung) in Betracht, obwohl gerade bei diesem der Röderwaldbetrieb oder die Ackerultur (s. d.), wie er in dieser Verbindung wohl genannt wurde, in besonderem Verzug gekommen ist. Es beruht dies auf grobem Missbrauch infolge langer Beackering schwachen Bodens, während gerade auf Kieferstandorten nach jener Richtung hin Vorricht unerlässlich und eine landwirtschaftliche Vornutzung hier doch nur ausnahmsweise am Platze sein wird, selbst wenn sich ein Begehr nach einer solchen herausstellen sollte.

Baumfeldwirtschaft ist als besondere Betriebsart nicht anzusehen, sondern im wesentlichen nur als ein Vorschlag zu betrachten, der eine weitere praktische Folge nicht hatte (s. d.).

Gt.

**Früchte.**, s. **Fruchterwerb.** At.

**Fruchterwerb** ist der Eigenthumserwerb an den Früchten einer Sache, welche man hier als Hauptache bezeichnet. Die Früchte sind nach römischen Recht natürliche (*fructus naturales*), d. i. organische Erzeugnisse der Erde und der Thiere, und juristische oder bürgerliche (*fructus civiles*), welche in dem Gewinne (Zinsen, Zehnten und andere Präsentationen) aus dem rechtmäßig überlassenen oder entzogenen Gebrauche einer Sache bestehen (*quod non natura pervenit, sed iure percipitur*). Die mit der Hauptache noch verbundenen Früchte (z. B. das Holz auf dem Stöcke, der von trächtigen Thieren zu erwartende Nachwuchs) bilden unselbständige Sachtheile (*fructus pendentes pars fundi videntur*), welche erst mit der Trennung von der Hauptache selbständig werden. Die von der Hauptache durch Menschenhand getrennten Früchte nennt man *fructus separati*, und wenn sie in den Gewahrsam einer Person übergegangen sind, *fructus percepti*.

Das Recht auf den Besitz der Früchte ist ein Aussluß des Eigenthumes (s. d.), und wenn das Fruchtrecht einem Nichteigenthümer der Hauptache zusteht, so ist daszelle nur ein von dem Eigenthümer abgeleitetes, nach der Art und Weise der Übertragung jedoch verschiedenes. So tritt bei dem Pacht die Berechtigung zum Fruchterwerbe erst mit der Übergabe (traditio) der Sache ein, während Nichtbrücher und Forstservitutberechtigte ein dingliches Perceptionsrecht besitzen, und dem Emphyteuta (wie über-

haupt jedem Untereigenthümer), gleich dem Eigenthümer, ein absolutes Fruchtrecht zusteht. Die nach Ablauf des Pachtens nicht geernteten Früchte gehören dem Grundeigenthümer, und auch Nießbrücher und Forstservitutberechtigte erlangen das Eigenthum an den Früchten nur durch Perception. Der redliche Besitzer (*bonae fidei possessor*, s. Erziehung) wird bezüglich des Fruchtrechtes dem Eigenthümer gleich geachtet. Der unrechte Besitzer muss für die während seines unrechten Besitzes bezogenen Früchte (*fructus consumti*) Vergütung leisten.

Diese Grundsätze des römischen Rechtes sind in der Hauptache auch in das gemeine Recht, das preußische allgemeine Landrecht und den französischen Code civil übergegangen, und besteht bei unbeweglichen Sachen und analog bei bürgerlichen Früchten nur insofern eine Ausnahme, als hier die Früchte dann als erworben gelten, wenn sie verdient sind, d. h. sobald der zu ihrer Gewinnung nötige Arbeits- und Kostenaufwand gemacht wurde. Es erwirbt deshalb der Pächter schon durch die Bestellung des Feldes das Eigenthum an den Früchten, und dem redlichen Besitzer einer Sache gebührt für das letzte Wirtschaftsjahr die Fruchtniebung pro rata temporis seines Besitzes.

Holzbestände gehören nach einem Erkenntnis des Reichsgerichtes vom 5. Februar 1887 nur dann zu den Früchten eines Forstgrundstückes, wenn sie nach dem Wirtschaftsplane haubar sind; außerdem aber sind sie nur als ein bewegliches Zubehör des Grundstückes zu betrachten.

Die äußerer Forstbeamten erhalten häufig Dienstländereien, und es ist dann in der Regel durch Verordnung der Centralstelle für den Fall eines Dienstwechsels in der Zeit von der Bestellung der Felder bis zur Ente die Art und Weise des Ausgleiches der Fruchtniebung zwischen den beiden Beamten geregelt. Es erscheint hier recht und billig, daß der eintretende Beamte dem abtretenden nach dem Anschlage des Jahresertrages der Dienstländereien pro rata temporis Vergütung leistet und demselben zugleich für die Bestellungsosten eine im umgekehrten Verhältnis zur Dauer der Nutzung stehende Entschädigung gewährt.

At.

**Fruchtgassen**, s. bei den betreffenden Baumarten. Hsrl.

**Fruchtglied**, das, seltener Ausdruck für das männliche Glied des Fuchses (vielleicht nur Druckfehler für Feuchtglied?). Behlen, Real- u. Verb.-Lexif. II., p. 701. — R. R. v. Domrowski, Der Fuchs, p. 2. E. v. D.

**Fruchthäuter**, Gebärmutter, s. Uterus. Kur.

**Fruchthaut**, s. Amnion. Kur.

**Fruchthos**, Embryonalfleck, s. Area germinalis. Kur.

**Fruchtschiefer** sind Glimmerschiefer, die getreidekörnliche Concretionen zerstreuter Andalusitaggregate (steinmarkähnliche Gebilde) enthalten; im jäckischen Granulitgebirge vorhanden. v. D.

**Fruchtwasser**, Schafwasser, Amnionsüssigkeit, s. Amnion. Kur.

**Frühauftand**, der = Auftand am Morgen; vgl. Auftand, Morgen-, Abendauftand. „Die beste Gelegenheit, sich hierüber zu unterrichten, findet man . . . durch recht häufigen Besuch des Früh- und Abendauftandes . . .“ Diezel, Niederjagd, Ed. VI, 1886, v. E. v. d. Bosch, p. 263.

E. v. D.

**Frühfährte**, die, eine früh morgens getretene Fährte, zum Unterschiede von der Nachsfährte. „Wolte ihn (den Hund) ja die Sonne fast zu stark drücken, so wird er lieber etwas unter einen schattigen Baum angebunden und wieder hin auf die Früh-fährten und Brüche gebracht, daß er daselbst wieder ansalle.“ Döbel, Ed. I, 1746, I., fol. 89.

E. v. D.

**Frühjahrsjagd**, die, die Jagd im Frühjahr; namentlich gilt das Wort von solchen Wildgattungen, die nur im Herbst und Frühjahr gejagt werden, z. B. der Waldschneipe; vgl. Herbstjagd; dann Sommer-, Winterjagd. „Die Abstellung der Frühjahrsjagd auf diese Wanderer (Waldschneipen und Beccassinen) wird wohl auch unter den frommen Wünschen bleiben . . .“ A. v. Schmeling-Düringshofen in Corvins Sporting-Almanach 1844, p. 33.

E. v. D.

**Frühjahrssaat**, f. Einsaat 1. Gt.

**Frühlingsammer**, f. Baumammer. E. v. D.

**Frühlingsholz**, j. Jahrringe. Hg.

**Frühlingsstelze**, f. Gebirgsbachstelze.

E. v. D.

**Frühlingssticherling**, f. Gebirgsbachstelze.

E. v. D.

**Frühlingsthätigkeit** der Bäume. Die ersten Anzeichen neu erwachender Lebensthätigkeit bei den Bäumen und Sträuchern treten an den jüngsten Theilen derselben, an den Zweigspitzen und den Wurzelspitzen hervor, einestheils weil hier die Wärme am leichtesten ihre Einwirkung auf die theilungs- und wachstummsfähigen Zellgewebe auszuüben vermag, anderentheils deshalb, weil hier am leichtesten der Übergang aus dem ruhenden Zustand der Bildungsstoffe in den thätigen stattfindet. Bei den Knospen sind es insbesondere die Blütentknospen einiger Holzarten, z. B. der Hasel, Erle, Weide, welche ganz local begrenzte Lebensthätigkeit entfalten und zur Entwicklung der Blüte schreiten, während alle Laubknospen und überhaupt die ganze Pflanze im Winterzustande verharzt. Die Auflösung der Reservestoffe und deren Verwendung zur Zellbildung erfolgt hier bei geringerer Temperatur als in den anderen Theilen der Pflanze. Bei solchen Bäumen und Sträuchern, deren Wurzeln mehr oberflächlich entwickelt sind, die außerdem durch Korkbildung an der Aufnahme von Wasser aus dem Boden in den vorjährigen und älteren Theilen nicht behindert sind, wie z. B. bei Ahorn, Birke u. s. w., tritt frühzeitig eine gesteigerte Wasseraufnahme aus endosmotischem Wege, durch den sog. Wurzeldruck statt, dieselben füllen sich mit Wasser, und wenn nun an warmen Tagen, zumal bei direkter Insolation die oberirdischen Pflanzenteile erwärmt werden, dehnt sich die Blattentlastung aus und veranlaßt einen starken Druck auf das Wasser in den Gefäßen und Fasern. Es tritt das Blutcn

bei etwaigen Verletzungen oder das Thränen der Baumknospen ein. Bäume, deren Wurzeln während des Winters bis zur Spitze von einer Korkhaut bekleidet sind, bluten nicht, weil die Wasseranfuhr im Winter eine minimale ist und erst von der Zeit an reichlicher stattfindet, in der neue Wurzelspitzen, die sog. Kraulsprossen oder Saftwürzelchen, sich gebildet haben, die im Nachsommer und Herbst allmählich durch die Wurzelpilze (Mycorrhiza) getötet worden sind.

Je nach Holzart früher oder später beginnt die Entwicklung der neuen Laubtriebe, die auf Kosten der in der Pflanze abgelagerten Reservestoffe wachsen, doch beginnt auch zuerst in den jüngsten Zweigen, dann in den älteren Baumtheilen durch die Thätigkeit des Cambiums der neue Jahresring, u. zw. ebenfalls unter Verwendung der in der Rinde und in dem äußeren Jahresringen aufgespeicherten Reservestoffe.

Beginn und Fortschreiten der Cambiumthätigkeit hängt wesentlich von der Temperatur ab, unter welcher der Cambiummantel steht, und deshalb verzögert sich dieser Proces in den unteren Baumtheilen bei starker Borke und dann, wenn der Boden durch einen Radelholzunterwuchs gegen Insolation geschützt ist, oft um mehr als vier Wochen gegenüber der Baumkrone oder frei stehenden Bäumen.

Die Frühjahrsthätigkeit besteht im Wesentlichen in der Reactivierung der ruhenden plastischen Stoffe, der sog. Reservestoffe, und in deren Verwendung zur Neubelaubung der Bäume, die dann durch ihre Assimilationsthätigkeit neue Bildungsstoffe produzieren, die im Sommer sofort zur Vergroßerung der Pflanze, im Herbst dagegen zur Aufspeicherung für das nächste Jahr verwendet werden. Hg.

**Frustulus** nennt Allian kleine, allmählich zu einer neuen Corymorphia answachsende Körperchen bei Hydroiden, welcher in einer schleimigen Röhre eingeschlossen sind. Kur.

**Fruiticola** Mac Gillivray = Pratincola Koch. — F. rubetra Mac Gillivray, f. braunkehliger, F. rubicola, idem, f. schwärzkehlinger Wiesenlärmäher.

E. v. D.

**Fuchs**, der, *Canis vulpes* Linne.

Der deutsche Name Fuchs, gothisch fauhō, ahd. fuhs, mhd. vuhs, aldnord. fux, angel-sächs. fox, altsächs. vohs, vuhs, mnrd. vos, ist wie Wolf auf das aus dem griechischen ωρντζ entstandene lat. Vulpes zurückzuführen, welche gemeiname Ableitung in der Thiersage ihren Grund hat, wo der Wolf als Vetter des Fuchses auftritt. Schon im Spätmhd. ist Fuchs die vorherrschende, nur im XVI. Jahrhundert manchmal durch Fuchß oder Fux vertretene, seit Beginn des XVII. Jahrhunderts die allgemeine Schreibform. In der Thiersage heißt der Fuchs (ahd.) Raginohart = der Rathstarke, dann gekürzt Ragino, Regino, Raino, Reino, Rainohart, Reinohart, Reinhart. Hieraus entstand im Mnd. als gleichsam liebfondes Diminutiv Reinecke, welcher Name als Reinecke auch in das Hd. überging. Raginohart kommt mit allen Nebenformen im Ahd. häufig als Mannsname vor, ja noch heute begegnet man

dem Namen Reinhard, frz. Renard; auch Reinhold dürfte als aus Reinholt, bezw. Reginohold entstanden zu betrachten sein. — Bgl.: Graß, Ahd. Sprachbuch III., p. 421. — Benecke und Müller, Mhd. Wb., III., p. 360 b. — Leyer, Mhd. Wb. III., p. 558. — Grimm, D. Wb. IV., p. 330—336. — Sanders, Wb. I., p. 503 b. — Schweller, Bayr. Wb. I., p. 508. — Id. Gloss. sax.-lat., p. 37 a. — Forstmann, Altdtdeutsches Namenbuch I., p. 1018, 1010.

**Fremdsprachliche Nomenclatur:** Im Altfrz.: Verpil, voupil, voupille, goupil, goupille; erst durch durch die Thierjage nach dem ahd. reginohart renard, f. renarde, ad. renardeau; Provenç.: fox, mandro; breton.: louarn, lern, f. louarnés; ital.: volpe, golpe; dimin. volpicella, volpetta, volpicina, volpicino; span.: raposo, raposa, zorro, zorra; ad. zorillo, zorrilla, zorruela; portug.: rapozo; ad. rapozinho; rumän.: vulpe; holl.: vos; dän.: ræf; f. raevinde; isländ.: refur, fox, foks, tōa, töva, lagfota, skolle, reinicke; f. grenlaegia; schwed.: räf; f. räthona; angermän.: rabbä; engl.: the fox, reinarde, renard; schott.: fod; gäl.: sion-nach, maddadh ruadh; walisi.: cadnaw, cad-now, cando, gwyddgun, llwynog; cornijsch.: loftek, louuern; poln.: lis; f. liszka, lisika; ad. lisie, lisiatka; böhm.: liška; ad. liště, lištička; russ.: lisica; f. lis; ad. norka; serb.: liška, lišica; frain.: lešica; epirot.: xelpene; ungar.: róka; ad. rókatska; lett.: lapsa; finn.: repo, rewon, kattu ketun; esthn.: rabbane, räbbane; läpländ.: repe, rupsok, raude, zhiä-pök, vielgak; tatar.: tulka, tylke; buchar.: tulka, tylke, tük, kuba; barab.: tulka, tylke; tijerem.: tilu, ribik, rub-usch; baschfir.: tinnen; tchuw.: tilu; kalmtäck.: unegu; mordwin.: riwne; wotjak.: dsirsi; ottjak.: locha; wogul.: oschkar; tunguj.: schulak; sirjan.: rutsch; armen.: ahwel; tamtschafft.: tschaschea, absinges; grönländ.: kakaka, pissukeitsiak, terraniak; malob.: roubab; pers.: tulki; türf.: tüllki; hebr.: schual; arab.: taleb, abulhösn; ägypt.: taaleb, dorén, basor; thraf.: þazzára; sanskrit.: lomača.

### Zusammenfassungen:

**Fuchsangel**, die, die Angel zum Fuchs-sange, f. u. Wintell, Ed. II., 1821, III., p. 133. — R. R. v. Dombrowski, Der Fuchs. p. 160. — Grimm, D. Wb. IV., p. 340.

**Fuchsbalg**, der, die Haut des Fuchses, schon mhd. vuhsbale. Conrad v. Haslau, Der jüngelinc, 694. — Gesner, Thierbuch 1606, fol. 56 v. — Döbel, Ed. I., 1746, II., fol. 141. — Göchhausen, Notabilia venatoris, 1731, p. 283. — Chr. W. v. Heppen, Wohlfred. Jäger, p. 133. — Behlen, Wm spr., 1829, p. 60. — Leyer, Mhd. Wb. III., p. 558. — Grimm, I. c., p. 341. — Sanders, Wb. I., p. 71 a.

**Fuchsban**, der, der Bau des Fuchses. Tänzer, Ed. I., Kopenhagen 1682, I., fol. 110 b. Göchhausen I. c., p. 52, 286. — Behlen I. c. — Grimm I. c. — Sanders I. c., p. 92 a.

**Fuchsbaum**, der = Schlagbaum, sofern derselbe speciell für den Fuchs in Anwendung kommt. Tänzer, I. c., II., fol. 111. Bgl. Fisch-otterbaum.

**Fuchsbehälter**, der, eine Umzäunung, ein Hans oder sonst ein Behältnis, wo Füchse zum Zwecke des Prellens oder der Fützung gehalten werden; vgl. Fuchsgarten, Fuchszwinger. Fleming, Z. J., Ed. I., 1724, I., fol. 120 a. Onomat. forest. I., p. 960. — Behlen I. c. — Grimm I. c.

**Fuchsblume**, die, das äußerste Ende des Fuchsschwanzes, j. Blume. „Wunderlich ist es, daß, wann der Fuchs frank ist, er Launenhars oder Weihrauch fressen soll, so er aus denen Aueyßhaufen fräset, wovon ihm hinten eine Querhand vom Kreuz auf dem Schwanz in denen Haaren eine Materie wächst, die Fuchsblume genannt, so ein klein Bläschen ist, von allerhand Haaren bewachsen, und wie eine blaue Viole riechet, an welcher er in seinem Lager, weil er rund zusammen lieget, stets die Nase hat, solche zu seinem Balsam branchet und sich damit curriet.“ Fleming, Z. J., Ed. I., 1724, I., fol. 111 b. — Onomat. forest. I., p. 962. — Behlen I. c. — Grimm I. c.

**Fuchs Brett**, das, f. v. w. Balgspanner, f. dessen Abbildung Fig. 374. G. Henrich, Deutsche Sprach und Weisheit, Augsburg 1616, fol. 1272, 60. — R. R. v. Dombrowski I. c. — Grimm I. c., p. 342.

**Fuchsbrocken**, der, Brocken (i. d.) zum Fuchs-sange.

**Fuchsseisen**, das, Eisen (i. d.) zum Fuchs-sange. Fleming, I. c., fol. 263. — Onomat. forest. I. c. — Behlen I. c. — Grimm I. c. — Sanders I. c., p. 339 b.

**Füchselfen**, verb. trans. u. intrans.

a) intrans. „Füchselfen will fagen, pur auf Füchse eine Jagd anstellen.“ Chr. W. v. Heppen, I. c. — Selten.

b) intrans. „Wenn zur Ranzzeit die Füchse sich geilen, gibt es einen übeln Geruch, da spricht man: es füchselft.“ Ibid. Bgl. böckern, wildefu.

c) „Füchselfen nennen die Jäger auch wenn sie einen vergieren oder etwas vorschwärzen, das in der That nicht so, sondern nur ein Spaß ist; kurz, wenn sie einen dummen Menschen vor einen Narren halten.“ Ibid. — Im allgemeinen Sprachgebrauch findet das Wort gleichfalls mehrfach Anwendung, z. B. beim Kartenspielen wo füchselfen f. v. w. falsch spielen bedeutet. — Grimm I. c., p. 342, 343. — Sanders I. c., p. 507 a.

**Fuchsler**, der, schwed., j. v. i. Fuchshund. Stalder, Schweiz. Idiotikon II., p. 516.

**Fuchsfall**, die, Falle zum Fuchs-sange. Grimm, I. c., p. 345. — Sanders I. c., p. 402.

**Fuchsfang**, der, das Fangen des Fuchses oder im Sinne von Fang I. = Fuchsgarten. Döbel I. c., fol. 141.

**Fuchsjäger**, der, ein Jäger, welcher sich speciell mit dem Fuchs-sange befaßt. Döbel I. c., fol. 144.

**Fuchsfeuchte**, die, die Rände des Fuchses; selten. „Dafs die Füchse im Sommer die Fuchs-feucht (das ist) die Ränder bekommen...“ J. N. Martin, Methodus, Ulm 1731, remarque 42.

**Fuchs-gabel**, die = Dachsgabel, Dachs-zange, wenn sie für den Fuchs verwendet wird.

v. Corvin, Sporting Almanach, 1844, p. 100. — Grimm l. c.

Fuchs-garten, der, eingeschlossener Raum, in welchem Füchse lebend gefangen oder dahin angelindert und durch Schlagbäume oder sonstige Vorrichtungen getötet werden. Döbel l. c., II., fol. 146. — Onomat. forest. I., p. 981. — Hartig, Anstg. z. Wnspr., 1809, p. 107. — Behlen l. c. — Grimm l. c., p. 346.

Fuchs-graben, das, das Graben des Fuchses aus dem Bau. Onomat. forest. I., p. 983. — v. Corvin l. c., p. 96. — R. R. v. Dombrowski l. c., p. 184. — Grimm l. c.

Fuchs-gv̄be, die, unweidmännisch für Fuchsban, dan speciell für den Nothbau, doch auch für diesen wenig üblich. „Man findet auch öfters in freyley ebenen Kornfeldern Fuchsgruben, die man aber, nach weidmännischer Redensart, einen Nothbau nennet.“ Onomat. forest. I., p. 958. — Grimm l. c. — Sanders l. c., II., p. 632 a.

Fuchs-haube, die. „Fuchs-haube, ein vierfiges Deckgarn auf die Fuchsbaurohren.“ Hartig, Eb. f. Jäger, Ed. I., 1812, I., p. 39. — Behlen l. c., p. 77. — R. R. v. Dombrowski l. c., p. 184. — Grimm l. c.

Fuchs-hab, die. „Fuchs-hezen ist jene Jagd, wo die Füchse, wenn sie vor Anbruch des Tages in den Wald gehen wollen, mit Windhunden gefangen werden.“ Behlen l. c. — R. R. v. Dombrowski l. c., p. 188. — Sanders l. c., I., p. 701 c.

Fuchs-hund, der, ein speciell in England und neuerer Zeit auch in anderen Ländern zur Fuchs-hab gebrachter Hund; s. „Fuchs-hund“. Grimm l. c., p. 347. — Sanders l. c., II., p. 803 c.

Fuchs-hütte, die = Luderhütte, soferne der Ansitz in ihr dem Fuchs gilt. Chr. W. v. Heppe l. c. — „Fuchs-hütte, eine auf einem Baume angebrachte oder in die Erde eingegrabene Hütte, in die sich der Jäger, nachdem er in einiger Entfernung das gebracht hat, setzt, um Füchse zu schießen.“ Behlen l. c. — R. R. v. Dombrowski l. c. — Grimm l. c.

Fuchs-hin, die, der weibliche Fuchs; geheimer ist Fähe, vgl. a. Bäze. Schon ihd. vühsinne. „Vulpecula. vvcchsynne.“ Gloss. a. d. XIV. Jahrh., Cod. ms. Vindob., no. 4530, fol. 256 r. — „vühsinne“ Diesenbach, Gloss. lat.-germ., p. 632 c. — Tänzer l. c., I., fol. 108 b. — Fleming l. c., II., fol. 120. — Döbel, Ed. I., 1746, I., fol. 40 b. — Winkel l. c., p. 64. — Benecke l. c., III., p. 361 a. — Leyer l. c., III., p. 559. — Grimm l. c., IV., p. 347. — Sanders l. c., I., p. 507 b.

Fuchs-jagd, die. Döbel l. c., fol. 139. — Onomat. forest. I., p. 983. — Behlen l. c. — Grimm l. c.

Fuchs-jäger, der, ein Jäger, der sich in erster Reihe mit der Fuchs-jagd befasst, oder auch ein solcher, dem speciell die Aufsicht über ein Revier obliegt, in welchem Füchse gehetzt werden. v. Corvin l. c., p. 107. — Grimm l. c., p. 347.

Fuchs-kanzel, die, eine Kanzel (s. d.), die speciell zum Ansitz auf den Fuchs bestimmt ist.

v. Schmeting-Diringshöfen in Corvins Almanach, 1844, p. 27.

Fuchs-kasten, der, Kasten zum Transport lebender Füchse, vgl. Hasen-, Hirsch-kasten. Fleming l. c., I., fol. 236. — Onomat. forest. I., p. 983. — Behlen l. c. — Grimm l. c.

Fuchs-kirrung, die, eine speciell für den Fuchs berechnete Kirrung (s. d.).

Fuchs-kunste, die, der Schwanz des Fuchses, vgl. Kunste.

Fuchs-klapper, die, beim Treiben auf Fuchs verwendete Klapper, vgl. Hasenklapper. Grimm l. c., p. 348.

Fuchs-loch, das, älteste, aber hente nicht mehr gerechte Bezeichnung für den Fuchsban. „Quartale unter den Yuslochern.“ Urf. v. §. 1293, b. Baur, hess. Urf. II., 481, 486, 741, 837. — „Fuchs-loch.“ P. de Crescenzi, Deutsche Ausgabe s. l., 1493, X., 34. — Wahrwergk, Augsburg 1532, c. 34. — Leyer l. c., p. 558. — Grimm l. c., p. 349. — Sanders l. c. II., p. 150 e.

Fuchs-né, das. Onomat. forest. I., p. 984. — Grimm l. c., p. 350.

Fuchs-prellen, das, ein veraltetes Spiel, bei welchem ein lebender Fuchs vermittelst eines von mehreren Personen gehandhabten Tuches durch plötzliches schrasses Anziehen desselben so oft in die Höhe geschleudert, geprellt wurde, bis er verendete; s. Fuchs-jagd. Fleming l. c., II., fol. 120. — Chr. W. v. Heppe l. c. — Onomat. forest. I. c. — Behlen l. c. — R. R. v. Dombrowski l. c.

Fuchs-quäke, die = Hasenquäke, d. h. ein Instrument, worauf man den Klagenton des Hafen nachmacht, um den Fuchs hiedurch anzureizen. Grimm l. c., p. 50.

Fuchs-reizen, das, das Anreizen des Fuchses mittelst der Hasenquäke.

Fuchs-räuchern, das, das Ausräuchern des Fuchses aus dem Bau.

Fuchs-riegeln, das Riegeln (s. d.) auf den Fuchs.

Fuchs-röhre, die = Flucht-röhre. Sanders l. c., II., p. 777 b.

Fuchs-ruthe, die, der Schwanz des Fuchses, vgl. Ruthe. Onomat. forest. I., p. 988. — Grimm l. c., p. 350.

Fuchs-schleppe, die, Schlepp (s. d.), die zum Anluden von Füchsen zu den Fangplätzen oder zu der Luderhütte hingeleitet wird. Grimm l. c., p. 351.

Fuchs-schwanz, der. Der Fuchs ist das einzige Haarwild, dessen Schwanz weidgerecht auch so genannt werden kann, obwohl die Ausdrücke Linne, Standarte, local auch Stange, Ruthe, Wedel üblicher sind. Chr. W. v. Heppe l. c., p. 133. — Onomat. forest. I., p. 987. — Leyer l. c., p. 559. — Grimm l. c., p. 351.

Fuchs-standarte, die, der Schwanz des Fuchses, s. Standarte. Onomat. forest. I. c.

Fuchs-sünde, die. Hiermit bezeichnet man bei der Fuchs-hab die Stelle, wo die Hunde den Fuchs austöbern, also auch allgemeiner einen Ort, wo sich morgens, also zur Zeit des Beginnes der Jagd, gerne Füchse aufhalten. „Der wilde Stechginster bildet die beste Fuchs-

suche; allein er wächst langsam und kommt nicht auf jedem Boden fort. Will man eine bequeme und zweckmäßige Fuchssuche anlegen, so bepflanze man zwei bis drei Acker eines sonnigen trockenen Landstriches mit Schwarzdorn, den man verschlingt und niederbiegt, so dass er nicht mehr als etwa zwei Fuß über dem Boden hervorragt. In kurzer Zeit sind die Dornen von Gras und anderen Pflanzen dicht überzogen und die Füchse finden einen herrlichen Zufluchtsort, wo sie gerne ihre Bane anlegen." v. Corvin I. c., p. 130. Fehlt in allen Wbn.

**Fuchssucht**, die, s. v. w. Fuchsfeuchte, Rände; selten. „Es haben auch die Füchse im Sommer gemeinlich Alopeciam die Fuchs-Sucht | dass ihnen die Haar ausfallen | der wegen sie zur selben Zeit nicht wol zu fangen sind.“ J. Colerus, Oeconomia ruralis, 1645, fol. 580 b. — „Es haben die Füchse auch im Sommer gemeinlich die Fuchs-Sucht, dass ihnen die Haare ausfallen.“ Götzhanen I. c., p. 285. — G. Henisch, Deutsche Sprach und Weisheit, Augsburg 1616, fol. 1273, 23. — Grimm I. c., p. 357.

**Fuchswitterung**, die, speciell für den Fuchs berechnete Witterung, s. d. II. — Fleming, I. c., II., fol. 121. — Grimm I. c., p. 358.

**Fuchswurst**, die. „Fuchs-Würste zu machen. Dieses dienet nur zum Spaß, eine Kurzweile damit anzuziehen, und procediret man dabei folgender Gestalt: Mann nimmt die Därme von einem Fuchs, nebst dessen Herz, Lunge und Leber und vermengt Ge-würze von Kümmel, Ingwer, Pfeffer, ingleichen vom zahmen Fleisch, haft dieses alles unter einander, melirt es wohl zusammen, lässt es kochen und füllt es in des Fuchsen sein Gedärme. Hat nun einer eine solche Fuchs-Wurst verzehrt, so lachen ihn dann die anderen aus, die Jäger blasen die Hörner und hellen dazu, wie die Hunde und Füchse; so hat die Herrschaft ein Kurzweile und bekommt etwas zu lachen.“ Fleming, I. c., II., fol. 170. — Onomat. forest., I., p. 987. — Grimm I. c.

**Fuchszauge**, die = Dachszauge. „Die Fuchs- und Dachs-Zangen sind lang 1½ Elle und umb den Hals weit 4 Zoll.“ Tänzer, I. c., II., fol. 132, 133.

**Fuchszeug**, der, Sammelname für alle zum Fuchsange nöthigen Requisiten.

**Fuchszwinger**, der = Fuchsbehälter. Onomat. forest., I., p. 960. — Behlen, I. c. — Grimm, I. c.

E. v. D.

**Beschreibung und Lebensweise**. Der Fuchs zählt zur Ordnung der Raubthiere — Carnivora — zur Gruppe der Hunde und zur Familie der Zehengänger — Digitigrada.

Der ausgewachsene Fuchs erreicht eine Höhe von 36—40 cm und eine Länge von 130 bis 140 cm von der Nase bis zur Blume gemessen. Sein Gewicht beträgt 7—10 kg.

Das starke, scharfe Gebiss weist 42 Zähne, deren Anordnung beifolgende Formel darlegt: Oberkiefer: 2. 1. 3. 1. 6. 1. 3. 1. 2. Unterkiefer: 2. 1. 4. 1. 6. 1. 4. 1. 2. = 42

Die Pupille der Seher — Augen — zeigt eine länglichrunde Form und ist etwas schief gestellt.

Die grobgekerbte Nasenhaut ist schwarz, kalt und feucht. Der nach unten gekehrte, nackte Rand der Oberlippe ist seicht gefaltet, der Unterlipperrand vom Fangzahn bis zum Mundwinkel grob geribbt. Die Länscher haben eine nahezu dreieckige spitze Form.

Der scharfgeschnittene, an den Länschern breite, gegen die Nase spitz zulaufende Kopf, der scheele, stechende Blick der schräggestellten Seher, die lautlosen elastischen Bewegungen seines lehnigen Körpers kennzeichnen den Fuchs als gefährlichen Räuber. Die relativ kurzen Läufe sind kräftig entwickelt und die vorderen Beine haben stark entwickelte Hinterläufe. Die Unterseite der Beine ist in starken, nackten Beinhälsen entwickelt, und hinter denselben quer über die Breite der Sohle ist ein nach der Mitte erweiterter großer Ballen eingefügt, von welchem nach vorn drei behaarte Längsstreifen zwischen den Beinen verlaufen. Die etwas schmäleren und längeren Hinterbranten zeigen die gleiche Struktur.

Die buschige Standarte, welche beim Schleichen und Schnüren mit der Blume den Boden streift, streckt der Fuchs in der Flucht wagrecht und schnellt sie im Affekt nahezu senkrecht aufwärts.

Der Fuchs erfreut sich hochentwickelter Sinne, die er meisterhaft seinen Zwecken und Absichten dienstbar zu machen versteht. Er befindet Gedächtnis und Ortssinn, ist schlau, erfunderisch, geduldig, entschlossen, bissig, gelegentlich auch lustig, rauh- und mordgierig — ein Gauner ersten Ranges der Thierwelt.

Der Fuchs verliert auch in der ärgsten Bedrängnis die kühle Überlegung — den richtigen Vorläufer der kühnen, raschen That — selbst nicht für Augenblicke, und wird alleroft ein Hinterpfötchen finden, oder — sich's schaffen.

Dies Alles zugegeben, muss ich jedoch — gestützt auf persönliche Beobachtungen und vielfährige vergleichende Studien — jenem Cultus mit entschiedener Negation entgegentreten, welcher den Fuchs hoch über andere Thiere verwandter Art des freien Naturhaushaltes stellt und ihm eine Fülle von Fähigkeiten andichtet, die er thatsächlich nicht besitzt.

Die Marder, der Luchs und Wolf — die Wildkatze, erfreuen sich nicht minder hoch entwickelter Sinne, und es ist in erster Reihe die Beschwörung durch den gewaltigsten der Feinde — des Menschen — die sie zur äußersten Anspannung zwingt und ihre vielseitige Ausbildung vermittelt.

Mutter Natur, in gleich weitem Maße ihren Geschöpfen gegenüber sorgsam, hat dem Fuchs eine Bekleidung gegeben, welche nur dem oberflächlichen nicht reflectierenden Blicke auffällig erscheinen wird. Die Farbe desselben ist vielmehr dem Colorit seiner eigentlichen Heimat — dem Waldboden harmonisch angepasst und fügt sich mit ihren mannißsachen Abstufungen den tellurisch-klimatischen Eigenthümlichkeiten in einer Weise an, welche seinen naturgegeblichen

Lebensgewohnheiten und Bedürfnissen förderlich ist.

In Mitteleuropa sind zwei Varietäten des *Canis Vulpes*, n. zw. der *Birk-* oder *Roth-*  
*fuchs* und der *Brand-* oder *Kohlfuchs* hei-  
misch, welche ein und dasselbe Verbreitungsg-  
ebiet bewohnen, sich geschlechtlich vermischen,  
die konstante, charakteristische Färbung des Fal-  
ges aber trotzdem individuell immer wieder zur  
Geltung bringen.

Die Verschiedenheit der Färbung stellt sich wie folgt dar: Beim *Birkfuchs* läuft ein schmaler weißlicher Rand an den Oberlippen hin, um die Mundwinkel herum und sichelförmig auf-  
wärts längs den Backen, breitet sich am Unterte-  
sier über Kinn und Kehle aus und verläuft in einen zugeprägten Streif an den Vorder-  
läufen. Der *Brandfuchs* hat dieselbe Zeichnung in grauer, schwärzlich überhauchter Farbe.

Die Grundwolle zeigt beim *Birkfuchs* eine gelbsilbergrau, beim *Brandfuchs* eine rufgrau Färbung. Dicht an die Majenhaut schließt sich glatt anliegendes, kurzes, tief braunroth ge-  
färbtes Haar, welches sich gegen den Scheitel und die Backen allmählich verlängert, beim *Birkfuchs* silberweis gestrichelt, beim *Brandfuchs* grau überlogen erscheint.

Die Läuse sind an der Wurzel hellroth, gegen die Spitze schwarz, nach innen grau und wollig behaart.

Beim *Birkfuchs* bleibt die gelbrothe Färbung am Oberhalse, auf einem Theil des Rückens und an den Blättern die herrschende, während sie an dem oberen Theile der Flanken ins braungebfe, am unteren Theile sich von hellgelb bis zur silberweissen Färbung abstuft. Das übrige Rückenhaar ist graubraun und zeigt über der Standarte einen rothbraunen, lichtgelblich gesäumten Streif. Der *Brandfuchs* zeigt dieselbe Zeichnung in dunklerer, an den unteren Theilen der Flanken in aschgrau verlaufender Färbung.

Die Standarte ist buschig behaart, und es zeigt sich an der oberen Seite von der Wurzel bis gegen die Blume ein etwa 3 cm breiter braunrother, dunkelbraun gestrichelter Streif, welcher in einer einzigen schneckenförmigen Windung verläuft, während sich an der unteren Seite ein gelber, grau gefärbter Streif in gleicher Breite hinzicht und den Zwischenraum der schneckenförmigen Windung ausfüllt. Die Blume an der Standarte des *Birkfuchses* ist weiß, jene des *Brandfuchses* grau gefärbt und schwarz ge-  
strichelt.

Auf dem oberen Theile der Standarte ungefähr 6 cm von der Wurzel zeigt sich eine kleine, mit brandrothem borstenartigem Haar bewachene, mit einer zähnen, nach Weitzen riechenden Flüssigkeit gefüllte Drüse, welche Viole genannt wird.

Die Vorderläufe sind beim *Birkfuchs* gelb-  
roth, beim *Brandfuchs* dunkelbraunroth; bei  
ersterem an der Innenseite mit einem weiß-  
grauen, bei letzterem mit einem schwärzlich-  
grauen Streif geziert, und enden in schwarz  
gefärbte Branten. Ein gleichgefärbter Streif verläuft aufwärts gegen das Kniegelenk.

Die Hinterläufe zeigen die gleiche Färbung, doch ist der letzterwähnte Streif schmäler und kürzer, neben welchem sich beim *Birkfuchs* ein silberweisser, beim *Brandfuchs* ein schwärzlicher Streif bis zu den Wammen hinanzieht.

Haarfarbe und Zeichnung sind beiden Ge-  
schlechtern gleich. Farbenvarietäten kommen zu-  
weilen bei *Birk-* und *Brandfuchs* vor und sind als Spielarten zu bezeichnen \*).

Der gewöhnliche Laut des Fuchses hat einige Ähnlichkeit mit dem Bellen eines schwä-  
cheren Hundes. Der läßende Laut wird in rascher Folge fünf-, sechsmal ausgestossen und schließt zumeist mit einem winzelnden kreischenden Gehirn ab. Im Winter verkündet das Bellen der Füchse zur Nachtzeit den Eintritt strenger Kälte oder stürmischen Wetters. Auch während der Röllzeit, und wenn die Füchse das kümmernde Wild auf der überfrorenen Schneefläche ver-  
folgen, wird jener widrige Laut vernehmbar.

Während der Röllzeit läßt der Fuchs im höchsten Affekt auch einen Laut vernehmen, welcher dem Schreien der Pfanen ähnelt.

Mit einer sanfteren Modulation des Bel-  
lens wecken die alten Füchse ihre halbwüchsigen Jungen, und auch diese verrathen durch ähn-  
liche Laute im Bau die Mahnmungen ihrer stets regen Fressbegier.

Wird der Fuchs angegriffen und hart bedrängt, dann begleitet er seine äußerst tapfere Vertheidigung mit einem boshaften Ködern und Murren. Ein Klagenlaut wird vom Fuchs äußerst selten und nur dann vernommen, wenn ihm durch einen Schuß ein Röhrentrochen zerplatzt wird.

Gleichwie die meisten Raubthiere exfreut sich auch der Fuchs einer außerordentlich zähnen Lebenskraft und geht oft mit einem tödtlichen Schuß im Leibe vom Anschlusse, als ließe sein Bejinden nichts zu wünschen übrig. Oft bricht er auch im Feuer zusammen, ein leises Zucken der Glieder, ein letztes Zähnefletschen deutet auf die bereits eingetretene Agonie, und nach einer Weile erhebt er sich plötzlich wieder und versteht es meisterhaft, sich weiterer Behelligung mit Blitzaeschnelle zu entziehen.

Der Fuchs bewohnt zeitweilig unterirdische Bane, in welchen auch die Füchsin wölft.

Nur gezwungen und ungern unterzieht sich der Fuchs der mühevollen Arbeit, welche das Graben eines Baues erforderlich macht, und benützt entweder Höhlungen im Felsgeflütle, welche er zweckentsprechend adaptiert, oder er wählt verlassene Dachsbane, usurpiert sie auch im Notfalle.

Erdbane haben meist nur einen Kessel, selten mehr als drei bis vier Röhren und vor exsterem befindet sich meist eine runde Vertiefung, die als Vorrrathskammer benützt wird.

Im freien Felde wie auch im Holze gräbt sich der Fuchs häufig auch Rothbane, welche nur aus einer etwa 60–80 cm tief in den Boden sich einstechenden Röhre bestehen, welche

\*) S. Der Fuchs, monograph. Beitrag zur Jagdzoologie des Verfassers. Wien, Verlag v. C. Gerold. — Ich selbst schoss einen während der Röllzeit zwei abnorm gefärbte Füchse mit einer Doublette. Der fahlgrauen Füxe folgte dicht anbei ein Rüb von lapisater Stärke, welcher leicht hellgelb gefärbt und silberweis gestrichelt war. D. B.

auf der entgegengesetzten Seite oder in stumpfem Winkel ausmündend, an der tiefsten Stelle eine den Kessel repräsentierende Ausweitung hat. Überbrüstungen, Durchlässe u. dgl. benutzt der Fuchs gleichfalls zu zeitweiligem Aufenthalt. Ebenso dienen namentlich in stumpfem oder Inundationen ausgesetztem Terrain alte Wurzelstöcke und hohle Bäume als Baue.

In Fuchsbauen findet sich nicht jene Reinlichkeit, welche die Behanigung des Dachses auszeichnet, und der reichliche, zu Zeiten besonderen Überflusses in Bewegung übergehende Raub verbreitet einen in weitem Umkreise fühlbaren mephitischen Geruch, und die einzelnen Röhren sind meist von zahlreichen Aasstiegen umschwärmt.

Ungeziefer jeglicher Art bleibt als Asterrpartei im Baue zurück, wenn die Fuchsfamilie im Sommer in dichte Schonungen, in Weinberge oder ruhige ausgedehnte Feldstrukturen auswandert, wo dann die Fähe die leste Teile an die Erziehung ihres Nachwuchses legt.

Der Fuchs vollendet sein Wachsthum mit Ablauf des zweiten Lebensjahres, ist jedoch schon nach Ablauf des ersten fortpflanzungsfähig. Im Hinblick auf mehrfache verbürgte Erfahrungen, welche zufolge in Gefangenenschaft gehaltene Füchse ein Alter von 14—16 Jahren erreicht haben, dürften dieselben in der Freiheit ein relativ hohes Alter erreichen.

Die Krankheiten, welchen der Fuchs ausgegest ist, und welche meist tödlich verlaufen, sind folgende:

1. die Rändde, welche in hohem Grade auftretend, zumeist das weibliche Geschlecht befällt;

2. die Auszehrung, welche sich durch vollständige Abmagerung kenntlich macht, jedoch mehr endemisch auftritt;

3. die Tollwuth. Diese dem Hundegeschlecht eigene entsetzliche Krankheit befällt auch den Fuchs, und es wurden häufig solche Erkrankungsfälle in den südlichen Alpenländern beobachtet.

Die Begattung (Röllzeit) fällt in die zweite Hälfte des Winters — Ende Januar bis Ende Februar — und auch hier üben klimatische Einflüsse ihren beschleunigenden oder verzögern Einfluss.

Die Liebeswerbung des Fuchses findet fast ausnahmslos während der Nacht statt. Sobald die Füchsin hitzig zu werden beginnt, die Scheide anstrengt und sich Schweif aus derselben abzuwandern beginnt, trabt sie unruhig umher — sie kommt zu rennen und alsbald folgen die männlichen Füchse ihrer Spur.

Während der Bevorzugte sich dicht zur Seite der Fähe hält, folgen die übrigen Bewerber scheinbar geduldig und zumeist einer hinter dem anderen genau in derselben Spur. Dieses Rennen und Trabren währt die ganze Nacht, bis endlich das Paar nebst einigen ungerufenen Gästen mit Tagesanbruch zu Baue fährt.

Dass sich — wie die meisten Jagdzüchter behaupten — der Begattungsact nur im Baue vollziehe, muß ich im Hinblick auf persönliche Beobachtungen negieren.

Der Begattungsact vollzieht sich wie bei den Hunden, und auch die Tragzeit (60 bis 64 Tage) ist die gleiche.

Die Füchsin wählt zumeist denselben Bau zum Woebenbett, welchen sie während der Röllzeit bewohnte, und wird in der letzten Periode der Tragzeit, während welcher sie den Bau nicht mehr verlässt, vom Rüd mit Raub versorgt.

Die Füchsin wölbt vier bis sieben, selten mehr Junge, welche ziemlich plump geformt und granbraun bewölkt zur Welt kommen und 14 Tage sind liegen.

Nach etwa vier Wochen wird das wollige Kleid der jungen Füchse von gelblichem Stichelhaar überwachsen, doch bleibt die Färbung bis zur Zeit des Verhärens im Herbst dunkler als jene der alten Füchse.

Die Fähe ist eine äußerst sorgsame Mutter und verläßt die säugenden Jungen in den ersten 14 Tagen wohl nur für kurze Augenblicke, und wird auch während dieser Zeit vom Gatten mit Raub versorgt.

Das Gebiß der jungen Füchse entwickelt sich ungemein rasch, denn mit dem Tage, an welchem sich ihre Zähne öffnen, haben bereits alle Zähnchen das Zahnschleiß durchbrochen.

Nach Verlauf von 4—5 Wochen wagt sich die junge Sippeschaft vor den Bau, um sich zu sonnen und — zu balgen. Die sorgsame Fuchsmutter mit ihren prächtigen, possesterlichen Jungen geduldig spielen zu sehen, gewährt einen interessanten Einblick in das freie Thierleben, welcher indeß mit Vorsicht und Beharrlichkeit erfaßt sein will.

Der kaum zu sättigende Heißhunger der jungen Strolche zwingt die Füchsin zu geradezu erstaunlichen Leistungen auf dem Gebiete des Raubens und Mordens, wobei sie vom Rüd unterstützt wird. Gestützt auf persönliche Beobachtungen, welche mit jenen verlässlicher Jäger übereinstimmen, muß ich den Ansichten der meisten Zoologen mit entschiedener Negation entgegentreten, welche das Vaterthier diesfalls als durchaus unbekümmert bezeichnen.

Wer den Bedarf einer solchen aus 6 bis 9 freisinnigen Individuen bestehenden Kinderjahr kennt, wird auch begreifen, daß es der ohnedies gleichwächsende Mutter allein absolut unmöglich wäre, den nötigen Raub aus der Ferne herbeizuschleppen, da der Fuchs bekanntlich das im Umkreise seiner Niederlassung stehende Wild nicht behelligt.

Dr. Theodor Hartig berichtet — um diesfalls nur ein drastisches Beispiel anzuführen — daß in einem in der Nähe von Braunschweig gegrabenen Bau 23 Jungfählen, ein altes Haushuhn und ein Stück Rindfleisch von beiläufig zwei Pfund Gewicht vorgefunden wurden! Da die Mutter der noch säugenden Milchfüchse vor dem Baue erschossen wurde, derselbe aber erst drei Tage später gegraben werden konnte, war es der Rüd, welcher dem Gejammer der hungrigen kleinen abzuholzen bemüht war, und die Zahlen sprechen deutlich, wie ernst derselbe seine Vaterspflichten erfaßte.

Es ist überdies erwiesen, daß junge Füchse auch dann Ernährer finden, wenn die beiden

alten Füchse am Ansitz vor dem Bau erlegt worden waren.

Trotz dieser zärtlichen, aufopfernden Sorge hat jedoch die Sache auch ihre Kehrseite, da man gewichtige Gründe hat, dem Rüden Kindesmord, ja selbst dem unmündigen Geschlechter Geschwistermord zur Last legen!

Es ist eben ein drakonisches und dennoch weises Naturgesetz, dass schwächliche, kranke oder verwundete Individuen der freien Thierwelt von ihrer eigenen Sippschaft befehdet werden. Wehe dem jungen Füchslein, welches, bei der obligaten Balgerei um den Löwenantheil des von der Mutter herbeigeschleppten Raubes erheblich gebissen, nachhaltig schweißt. Es wird ohne Erbarmen von den eigenen Geschwistern sofort angefallen und in Stücke gerissen.

Die Sorgsamkeit der Füchsin für ihre in der ersten Lebensperiode noch ziemlich sorglosen Jungen äußert sich auch überdies durch das hohe Maß von Schläue und argwöhnischer Vorsicht, welches sie jederzeit walten lässt, wenn sie sich dem Baue nähert. Es geschieht dies nie auf geradem Wege, sondern stets erst dann, wenn sie eine genaue Reconnoisierung des Umkreises von der Gefährlosigkeit überzeugt hat. Die geringste Beunruhigung aber veranlasst die Mutter zum sofortigen Verlassen des Banes, und sofern die Jungen noch so schwach sind, ihr in den forsam gewählten Schlupfwinkel zu folgen, dann überträgt sie dieselben im Nachen dahin.

Sobald die Füchsin den ersten Unterricht im Haschen herbeigeschleppter lebender Mäuse und Frösche beendet hat, wobei sie jede Ungeschicklichkeit durch scharfe Bisse strafft, dann unternimmt sie in der Abenddämmerung Flusflüge in die Umgegend des Baues und lehrt die jungen Strohche für eigene Rechnung arbeiten.

Sobald auch dieser Unterricht, bei welchem sich die Schüler in erstaunlichem Maße befähigt erweisen, beendet ist, verlässt die Füchsin den Bau, welcher, von Ungeziefer aller Art übervölkert, einen kaum mehr erträglichen Aufenthalt bietet, und übersiedelt mit ihrer Familie in ausgedehnte Getreidesluren, in Weingelände und Junghölzer, wo die rasch heranwachsenden jungen Füchse ihre Maturitätsprüfung für die Niederjagd höchst empfindlichem Erfolge ablegen. Im Herbst lösen sich die Familienbande, und die jungen Füchse liefern ansnahmslos und allervorts den Beweis, dass sie dem Kampfe ums Dasein vollkommen gewachsen sind.

Der Fuchs ist ein grausamer und nimmer-satzer Mörder und entwickelt beim Rauben ein Maß von List, welches in der Hochschule unausgelesster Anfeindung durch seinen gewaltigsten Gegner, den Menschen, die Stufe der Überlegung erreicht und mit Ursachen und Wirkungen rechnet. Er ist auch ein Feinschmecker und versteht es, seinen Nahrbedarf durch die verschiedenartigsten Gerichte zu befriedigen. Als Freund des Honigs gräbt er eifrig nach Wespen und Hornissen, er raubt vom Haar- und Flugwild alles was er zu bewältigen vermag, frisst die kleinen Räger mit Vorliebe, desgleichen Kröten, Fische, Krebse, Schlangen, Insecten und Gewürze aller Art und in allen Entwicklungs-

stadien, Stein-, Kern- und Beerenobst und von Fall zu Fall auch — seinesgleichen!

Die Feinde des Fuchses, d. h. solche, welche ihm gefährlich werden, sind in seiner mitteleuropäischen Heimat nicht eben zahlreich. Neben seinem gewaltigsten Feinde, dem Menschen, befiehlt ihn vom Haarraubwilde der Wolf und Luchs, vom Flugraubwilde der Steinadler und der Uhu.

Sein Nutzen und sein Schaden gab und gibt reichlich Anlass zu völlig extremen Einschauungen, die ich, des engen Raumes wegen, hier nur mit einem draftischen Beispiel illustrieren will. Ein Landmann begegnet dem Jäger am Acker und macht ihm Vorwürfe, daß er die besten Freunde des Ackerbauers — die Mäusevertilger — die Füchse, so schonungslos verfolge, und als der Gejagte am Heimwege an dem Gehöfte desselben Landmannes vorbeigeht, dankt ihm die Gattin desselben mit herzlichen Worten, dass er die ärgsten Feinde ihres Geflügels so sehr vermindere! — Das Rechte liegt wohl im allgemeinen auch hier in der Mitte, doch wird der Mittelpunkt von Fall zu Fall und mit Rücksicht auf die localen Verhältnisse nach rechts oder links zu versetzen sein.

Das Verbreitungsgebiet der vorbeschriebenen zwei Arten des Canis Vulpes — u. zw. des Birk- und des Brandfuchses — Canis Vulpes vulgaris L. und Canis Alopes L., umfasst die gemäßigten Himmelsstriche und reicht nördlich bis an die Grenze der Holzvegetation.

Die Anatomie des Fuchses findet in dem Werke: Medic. Zoologie von Brandt und Rabeburg eine eingehende Beschreibung, und muss ich mich im Hinblicke auf den knapp bemessenen Raum hier nur auf den Hinweis beschränken. Der Bau des Schädels findet sich auf Tafel „Fischotter und Fuchs“ dargestellt.

### Jagd und Fang.

Die Jagd auf den Fuchs zerfällt in verschiedene Methoden und wird:

1. a) am Bau durch den Ansitz da-selbst, b) durch das Aussprengen aus demselben und c) durch das Graben;

2. durch das Antreiben;

3. auf dem Anstande am Wechsel oder in der Luderhütte und

4. durch das Aurezen betrieben.

5. Die Jagd zu Pferde a) mit Windhunden, b) mit der Fuchsmonte.

ad 1 a. Im Frühjahr, sobald die jungen Füchse so weit erstarckt sind, dass sie zeitweilig den Bau verlassen, um sich in unmittelbarer Nähe desselben die Zeit mit Spielen und Balgen zu kürzen, empfiehlt sich der Ansitz an solchen Bauen, wo das Graben unzulässig erscheint.

Die Nachsuche am Bane muss mit großer Vorsicht ausgeführt werden, da die Füchsin, sofern ihr Anlass zum Argwohn geboten wird, den Bau mit ihrer Descendenz sofort verlässt. Als Ansitz wird am zweckmäßigsten das untere Geäste eines Baumes gewählt, von welchem

aus man die Hauptlöcher übersiehen und beschließen kann.

Zumeist kurz nach Sonnenuntergang und in der Morgendämmerung werden die ihren Jungen Raub zubringenden alten Füchse dem Baue und stets mit argwöhnischer Vorsicht zuwechseln. Zumeist wittern die jungen Strolche bereits die ersehnte Mahlzeit, und der herbeigeschleppte Raub wird sofort vor dem Baue in Stücke gerissen. Hierbei bietet sich die Gelegenheit zu erfolgreichem Schüsse, und der weidgerechte Jäger wird nicht können, sobald er die ernährende Mutter und eventuell einen Theil ihrer Descendenz erlegte, auch den Rest der Sippe sofort durch das Graben des Banes und, wo dies unzulässig erscheint, durch an die Röhrenmündungen gelegte Eisen zu erbeuten.

ad 1 b und c. Das Vorgehen bei diesen Jagdmethoden fand bereits in den Essays „Dachshund“ und „Dachs“ (s. d.) eine eingehende Erörterung. Die wichtigste Vorarbeit diesfalls ist die sorgfame Revision der im Reviere vorhandenen Haupt- und Nothbäume. Zeigen sich dieselben frisch befahren, dann bezieht man die Hauptlöcher, nachdem die übrigen rasch verlegt wurden, mit verlässlichen Schützen — zwei genügen zumeist — und lässt dann den Dachshund einfahren.

Die Schützen müssen lautlos ihre Stände einnehmen und sich dagegen auch dann völlig ruhig verhalten, wenn der Fuchs — was zumeist geschieht — bald nach dem Einfahren des Hundes flüchtig den Bau verlässt, da sich in demselben, insbesondere während der Rollzeit, häufig zwei und mehr Füchse befinden. Es ist zunächst von den Eigenarten des eingefahrenen Hundes abhängig, ob die Füchse zum befreun- dichten Verlassen des Baues gezwungen werden. Der ferne Hund wird den Fuchs nur behelligen und nicht angreifen, wodurch dieser zu rascher Flucht aus dem Baue veranlaßt wird, während allzu scharf und aggressiv vorgehende Hunde den Fuchs zu energetischer Gegenwehr zwingen und ihn hiernach mehr hindern als veranlassen den Bau zu verlassen. Der Fuchs trachtet in solchen Fällen eine im Rücken gedeckte Position einzunehmen, verläßt dieselbe keineswegs, und es muß dann ein Einschlag gemacht werden, um denselben durch das Graben habhaft werden zu können.

## 2. Das Antreiben.

Der Fuchs wird im Antreiben vom revier- und fachkundigen Jäger trotz seiner vielfach und zum Theil über Gebür gerühmten Schlauheit weit sicherer zu Schuß gebracht werden, als die meisten übrigen Haarwildarten. Der Fuchs wird mit seinen äußerst scharfen Sinnen sofort die nahende Beunruhigung wahrnehmen und trachtet so rasch als thunlich das Treiben, in welchem er sich gestellt hat, auf den ihm vertrauten Wechsel zu verlassen und eben diese stets geübte Vorsicht führt ihn vor das Rohr des erfahrenen Jägers. Werden nun die Fuchswechsel, welche dem Jäger bekannt sein müssen, besetzt, dann wird der Fuchs auch meist sicher zu Schuß kommen. Da es sich jedoch keineswegs nur um das Beschließen des heranschlechenden oder flüchtigen, häufig auch blitzschnell

umzuschlagenden Fuchses, sondern um das Erlegen des selben handelt, muß der Schütze neben ruhigem Verhalten auf dem Stande über ein schnelles und sicheres Handhaben der Schußwaffe verfügen.

Das vorzeitige Anschlagen, wenn der Fuchs, wie etwa in raumen alten Beständen oder entlaubtem Gehölz, schon früh außer Schußweite sichtbar wird, halte ich, trotzdem es vielfach empfohlen wird, für durchaus verwerthlich. Der Arm erlahmt in dieser Haltung schon nach wenigen Minuten, die zitternde Unstete Bewegungtheilt sich der Waffe mit — ein Fehlschuß ist dann in der Regel der ganze Effect. Weit besser ist es ruhig und gelassen den Augenblick abzuwarten, bis der Fuchs im Schußbereich ist, dann rasch anzuschlagen, scharf, der Bewegung des Wildes Rechnung tragend, abzufommen und Feuer zu geben. Langsame Zielschüßen werden die Fuchslunte jetzt nur in flüchtigem Abschiedsgruß, nicht aber mit jener die Agonie andeutenden letzten Bewegung, aufwärts — abwärts, winken sehn. Das Einholen des erlegten Fuchses auf den Stand während des Treibens ist dort ratsam, wo man das Terrain nicht übersehen kann.

Irrig ist die Meinung, daß, wenn der Trieb seinem Ende naht, kein Fuchs mehr zu erwarten sei. Wenn es auch in der Regel trifft, daß derselbe unmittelbar nach Beginn des Treibens rege und flüchtig wird, zumeisten auch schon vor demselben, so geschieht es doch auch häufig, daß sich der Fuchs im Treiben nahe der Schützenstände drückt und erst dann flüchtig wird, wenn die Treiber dicht herankommen. Für unerfahrene und unaufmerksame Schützen pflegt er dann — selbst bei genügendem Anschuß — meist „zu kurz“ zu sein.

Mit bestem Erfolge werden beim Treiben auf Füchse Lappen angewendet, und ich darf, gestützt auf comparative Proben, die von mir für Lappjagen jeglicher Art eingesührten „Wimpellappen“ bestens empfehlen, deren Anfertigung billig und einfach ist.

Man wählt echtfarbige Baumwollstoffe (Gähnen- und Flaggenstoff) in zwei auffälligen Farben schwarz und gelb oder roth und reißt ihn sadengerade in etwa dreifingerbreite, 1½ bis 2 m lange Streifen. Diese Streifen werden in Intervallen von je 40—50 cm in leichte Reibchnüre derart eingeknüpft, daß je vier zweifarbig Wimpel frei herabhängen; es genügt auch die Wimpel derart zu theilen, daß in den vorangeführten Zwischenräumen nur je zwei Wimpel eingeknüpft werden, indem man die farbigen Streifen in die Hälfte schneidet. Die Reibchnüre für diese Zwecke läßt man in der Länge von 100 m anfertigen und werden dieselben nur einfach in halbmeterlangen Schleifen aufgenommen und mit dem Endstücke geknüpft. Diese Lappen haben vor allen bis nun in Gebrauch stehenden folgende Vorzüge:

a) Sind dieselben leicht transportabel, nehmen im Vergleiche mit Federlappen kaum den vierten Theil an Raum in Anspruch und machen die unbequemen Haspel vollkommen entbehrlich.

b) Genügen 2—3 Männer, um rasch und lautlos mehrere hundert Currentmeter zu verstellen, indem ein Mann die Lappen aus dem Bunde löset und der zweite dieselben im Holze, n. zw. auf der dem Treiben gegenüberstehenden Anwand am Geäste in Brusthöhe anhängt. Soferne kahle Stellen verlappt werden müssen, genügen 2 m hohe, leichte, am unteren Ende zugepitschte, am oberen eingekerbe oder gabelnde Stöcke, um auch solche Strecken rasch verlappen zu können.

c) Die Wimpellappen sind, gegen den leisensten Luftzug empfindlich, in steter Bewegung und werden von jeder Gattung Wildes respektiert.

Mit Rücksicht auf den Wind, die bekannten Wechsel und die Zahl der verfügbaren Schützen wählt und besetzt man die Stände, während die Lappen gestellt werden. Zu beiden Seiten der Stände verstellt man selbstverständlich auf eine Entfernung von je 60 Schritten nicht, um den Fluchtversuch des Fuchses an diesen Stellen zu begünstigen. Wird das Bestatten verlässlich, das Besetzen der Stände und das Einlappen mit Vorsicht und Vermeidung jeglichen Lärms ausgeführt, dann wird der eingelappte Fuchs auch sicher zu Schüsse gebracht und nur in seltenen Fällen eine Fehlhagd gemacht werden.

In dicht verwachsenden unwegsamen Revierdistrikten leisten gut eingejagte, nicht weidaute Dachs- und Wildbodenhunde vorzülliche Dienste bei der Fuchsjagd, welche sich dann unter dem Geläute der auf der frischen Spur scharf jagenden Hunde ungemein spannend gestaltet. Indes ist bei dieser Jagdmethode im höchsten Maße ruhige Wachsamkeit und volle Schussfertigkeit vonnöthen, da der rege gemachte Fuchs meist nicht nur flüchtig, sondern erfahrungsgemäß stets an der unbestecktesten Stelle den Schussbereich passiert.

ad 3. Der Anstand auf dem Wechsel wird nur in jenen Revieren erfolgreich sein, deren unwegsame Terrainverhältnisse einerseits und anderseits die ungehörte Ruhe den Anstand nächst jenen schmalen Pässen begünstigt, welche man gezwungene Wechsel nennt.

Auch in den Waldrevieren der Ebene und des Mittelgebirges wird der aufmerksame Jäger bald den Wechsel des Fuchses auskundschaften, welchen er beim Austreten auf die Ackerfluren zu benutzen pflegt, um daselbst zu mäusen.

Der Anstand nächst solcher Wechsel wird in Distrikten, die keiner häufigen Benutzung unterliegen, namentlich an nebligen Herbstmorgen gleichfalls erfolgreich sein.

Auch das Anreizzen der Fuchse mittelst der Hasenquäke, soferne diese den Angst- und Schmerzlaut täuschend wieder gibt, begünstigt ein erfolgreiches Bejagen des Fuchses. Genaue Lokalkenntnis im Revier und sorgsame Wahl des Standes, welcher die nötige Deckung sowohl wie thulichtst weiten Ausblick gewährt, sind nothwendige Vorbedingungen für diese im allgemeinen wenig bekannte und sehr anregende Methode der Einzeljagd. Auch das Mänseln — die Nachahmung ihres quidenden Lantes — wird den unherkömmlichen Fuchs in den Schussbereich locken.

Der Anstand in der Luderhütte. Gut, d. h. unauffällig gebaute Luhhütten können, sofern sie entsprechend situiert sind und man den Bau einer Luderhütten vermeiden will, für diese Jagdmethode adaptiert werden.

Ein Pferd oder Schaf, auch frisches Fallwild sind die besten Köder. Vortheilhaft ist es mit dem Gescheide des ausgelegten Köders in weitem Umkreise um die Luderhütte ein Geschleppe zu machen. Der vielfach in der Jagdliteratur vertretenen Ansicht, daß es vortheilhaft sei, den beim Luder erlegten Fuchs sofort einzuholen, muß ich, auf gegentheilige Erfahrungen gestützt, entgegentreten.

Ein zweiter dem Luderplatz zuwechselnder Fuchs wird keineswegs durch den erlegten Ge- nossen, sicher aber durch das Einholen desselben vergrämmt.

ad 5 a. Die Jagd zu Pferde mit dem Windhunde wird nur in Revieren der Ebene, welche von brüchigen, mit Röhricht bewachsenen Stellen durchschnitten sind, mit Erfolg betrieben werden.

Ein gut fundamentiertes, ausdauerndes Pferd, befreite auf den Fuchs eingejagte Windhunde sind nothwendige Vorbedingungen für die interessante und anregende Jagdmethode. Während der berittene Jäger mit seinen Hunden mit Rücksichtnahme auf die Terrainverhältnisse seinen Stand wählt, wird das Röhricht durch einige verlässliche Treiber oder auch unter Beihilfe von Dachshunden beunruhigt. Der herauswechselnde Fuchs wird dann sofort von den Windhunden aufgenommen, wobei der berittene Jäger bestrebt sein muss, denselben den Rückwechsel in den Schutz des Röhrichts zu verlegen.

ad 5 b. Die Jagd auf den Fuchs im Sattel mit Beihilfe der Meute gehört wohl nicht in den engeren Rahmen des Weidverfes, soll aber dennoch mit Rücksicht auf Vollständigkeit in knappen Umrissen behandelt werden.

Die qualitativen Vorbedingungen des Fuchs- jägers vom Sattel sind:

1. gesunde Nerven und Lungen, kräftige Glieder;

2. Umsicht und Beherrschtheit;

3. ein fester Sitz im Sattel, eine ruhige Hand im Zügel; ferner

4. ein kräftiges, gut fundamentiertes, nicht bodenscheues Pferd; und

5. eine gut eingejagte, correct geführte und botmäßige Meute.

Ein theures Pferd, ein rother Frack oder knappes Reittkleid sind wohl zu beschaffen, was aber darauf und unerlässlich hinein gehört und in den vorangeführten Punkten 1—3 nachhaltig gemacht ist, kann nicht gefaust werden, das muss eben da sein.

Diese specielle Art der Parforcejagd, welche sich allmählich aus dem „Überland-Jagen“ des Mittelalters, speciell in England zu einem Nationalssport und zugleich zu hoher wirtschaftlicher Bedeutung ausgebildet hat, wird auch am Continent, wo sich diesbezüglich ein geeignetes Jagdterrain findet, ausgeübt. Sie besteht darin, daß man mit Hilfe der Meute Buschwerk, Feldgehölze oder Röhricht nach

Fuchs absucht, nachdem tagsvorer in weitem Umkreise die im Gehege vorhandenen Bane durch Dachshunde oder Fox-Terriers beunruhigt, deren einige Bewohner ausgeprengt und nachher die Röhren verschlagen wurden.

Die Meute nimmt dann, wenn sie die warme Spur aufhält, diese auf und verfolgt sie. Nun gilt es, den Fuchs geschickt zu lancieren und von der Deckung ab, ins freie Feld zu drängen, wo er dann meist nach kurzen schartem Ritt (run) von der Meute erreicht, gestellt und dann erbeutet wird. Es gilt indes auch hier der Weidspruch, dass wohl „alle Tage Jagdtag, nicht aber Fangtag“ sei.

Der Chef und Leiter des ganzen Jagdapparates ist der „Master“, ein Gentleman, welcher als guter und gutberittener Sportsman Umsicht mit voller Terrain- und Sachkenntnis verbindet.

Diesem zunächst im Range steht der „Huntsman“. Er ist Jagdbeamte, führt die Oberaufsicht über die Hundezwinger, muss mit der Meute, diese mit ihm vertraut sein, und besorgt das Einjagen und die Führung der Meute.

Dem Huntsman unterstehen die „Whippervers-in“ — wörtlich Einheitscher — denen beim Jagen die schwierige Obliegenheit zufällt, die strategische Führung der Meute zu besorgen und diese im Raum und Zügel zu erhalten.

Wird der Fuchs von der Meute erreicht und gestellt, dann ist es die Aufgabe des Huntsmans rasch aus dem Sattel zu springen und den Fuchs durch einen Schlag zu töten, während die Meute abgepeitscht wird.

Nachdem der Huntsman die Fuchslunte (Standarte) „brush“ abgeschnitten und den erbeuteten Fuchs eine zeitlang in der Luft geschwenkt hat, schlendert er denselben unter die Meute.

#### Schusszeichen:

1. Klagt der Fuchs, d. h. kreischt er im Schnus vernehmbar, dann ist ein Röhrenknochen zerstört, und man wird gut thun, sofort den zweiten Schuss abzugeben.

2. Stößt der Fuchs im Anschlus einen lächernden Hornlaut aus, und fährt er bissig nach einer der Keulen, dann sitzt der Schuss meist daselbst oder weidwund; man spare auch hier nicht den zweiten Schuss.

3. Verlangt der bejagchte Fuchs seine Flucht und hält er den Kopf gesenkt, dann ist er tödlich getroffen und geht nicht mehr weit.

4. Fährt der Fuchs mit dem Kopfe am Boden hin, dann zeichnet er einen tödlichen Schnus und wird nach einigen taumelnden Fluchtversuchen zusammenbrechen.

5. Bricht der Fuchs im Feuer zusammen, wobei die Läufe gleichzeitig ihren Dienst versagen, dann ist die Funktion der Nervencentren gelähmt und er verendet sofort.

6. Überschlägt sich derfelbe im Feuer, bewegt aber die Läufe, dann kann er am Kopfe oder an der Rückenwirbelsäule nur gefressen sein; man spare deshalb den zweiten Schuss nicht.

7. Schwenkt er im Anschuss mit einer schwer zu beschreibenden Weise die Standarte, dann ist er sicher gefehlt. Den ange schwünchten oder

im Eisen gefangenen Fuchs tödet ein derber Schlag auf die Nase sofort.

#### Der Fang.

1. In Eisen, u. zw.: a) im Schwanenhals, b) im Tellereien, c) in Klappfallen, d) mit der Angel, e) in Fallgruben.

ad a. Der Fang mit dem Schwanenhals, dem sog. Berliner Eisen, ist deshalb in erster Reihe zu empfehlen, weil der Fuchs in der Regel am Halse gefasst wird.

Der Schwanenhals wird in folgender Weise gestellt:

Nachdem man das Eisen mit der Feder auf ein etwa 8 cm hohes Holzstück aufgelegt hat, kniet man vor dem Bügelwirbel nieder, fasst mit jeder Hand einen Bügel und drückt beide so weit aus einander als dies die Construction zulässt. Es ist hierzu neben praktischer Übung ein ziemlicher Kraftaufwand erforderlich, und rathiam, sobald die Bügelloffnung es zulässt, sofort ein Knie einzuschieben. Sobald nun die Bügel horizontal liegen, hält man sie mit Beihilfe beider Knie in dieser Lage fest und legt zur Sicherung den Keil in die Feder. Hieraus schlägt man die hinter den Bügeln an der Stellung befindliche kleine Zunge oben hinüber und unter die große am Bügel befestigte, drückt letztere fest auf die erstere, legt hiernächst die obere zwischen den Stellungshaken eingeschraubte Zunge, an welcher ein rundlicher Knopf befindlich ist, an jene große am Bügel befestigte, drückt endlich das hinten an der Stellung herunterhängende Bügelchen hinaufwärts, dann das vorne zunächst an den Bügeln am unteren Theile des Schlosses herunterhängende Häfchen fest daran, und nun ist das Eisen fängisch gestellt.

Fig. 368, 369 und 370 veranschaulichen den Schwanenhals und seine Bestandtheile.

Das für den Fang taugliche, richtig konstruierte Schwanenhalsseisen muss; wie folgt, beschaffen sein:

1. Muss die Feder so stark sein, dass die Bügel nicht nur schnell zusammenschlagen, sondern auch das Eisen beim Zusammenschlagen in die Höhe schnellt;

2. müssen die Bügel, wenn das Eisen geschlossen ist, vollkommen dicht aneinanderpassen und, sobald es gestellt wird, ein wenig unter der Horizontallinie stehen;

3. darf die Röhre, durch welche der Abzugsfaden geht, bei gestelltem Eisen nicht steil aufwärts gerichtet sein;

4. muss der Abzug so empfindlich stellbar sein, dass der leiseste Ruck am Abzugsfaden das sofortige Zusammenschlagen zur Folge hat;

5. dürfen die Wirbel vorne an den Bügeln nicht vernichtet, sie müssen durch Schrauben und Muttern verbunden werden, da im ersten Falle die Wirbelseelen nicht gehörig gereinigt werden können.

Eine Hauptbedingung bei der Behandlung und dem Gebranche der Eisen ist die sorgsamste Reinlichkeit.

Die Eisen müssen gänzlich rostfrei erhalten werden. Vor und nach dem Gebrauche sind dieselben mit reinem Wasser und seinem Sande abzureiben, dann mit heißem Wasser abzuspülen

und mit einem reinen Lappen, welcher von jedweden Seifengeruch frei sein soll, abzutrocknen.

Der geeignete Zeitpunkt für die Verwendung des Schwanenhalses beginnt im November und endet mit Beginn der Röllzeit, da bei Eintritt derselben der Fuchs kaum mehr Kirsbrocken annimmt.

Wintersaft und Brachäcker, welche in unmittelbarer Nähe von Holzungen liegen und welche der Fuchs vor dem Schneefall im Spätherbst gerne besucht, um daselbst zu manjen, ruhige und abseit liegende kleine Waldwiesen, ferner Teichränder bieten die geeignetsten Fangplätze; desgleichen Hutweiden, die mit Wach-

den Waldrand. Nun macht man etwa 4 cm vom Eisen ab und rings um dasselbe einen 8—10 cm tiefen Einschnitt und in gleichem Abstande wie oben auch innerhalb der Bügel rings bis zum Abzugsröhrchen einen gleich tiefen Einschnitt.

Der letztere muss nun so weit nach vorwärts fortgesetzt werden, daß dasselbe etwa  $2\frac{1}{2}$  cm vor dem Röhre zwickelförmig auslängt.

Nachdem man dann von einer Seite des Federschnittes zur anderen dicht hinter der Stellung quer durchgeschnitten hat, arbeitet man, nachdem das Eisen beiseite gelegt worden, die Erde aus dem Raum zwischen den Bügeln

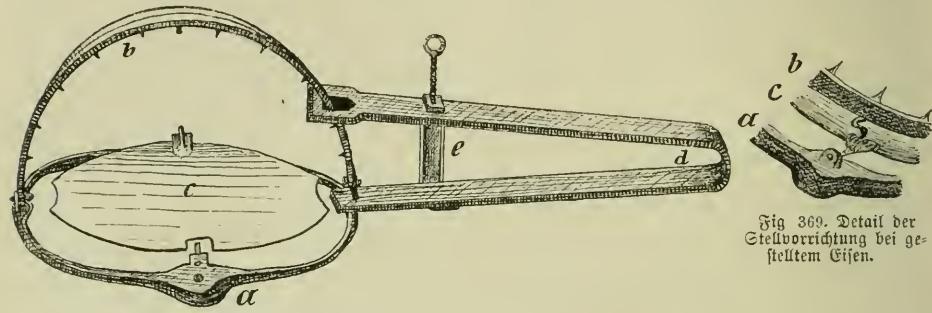


Fig. 268. Schwanenhals, abgestellt.

holder und Gestrüppen bewachsen sind und an Waldbestände angrenzen.

Die Fangplätze müssen bei Zeiten hergerichtet werden, so zwar, daß, wenn sich ein Fuchs gefangen hat, man diesen Fangplatz einige Zeit frei lassen und das Eisen an einem anderen Orte legen könne.

Nachdem man das Eisen zu Hause fangbar gestellt und den Sicherheitsstift festgebunden hat, nimmt man dasselbe auf einen etwa meterlangen Hakenstock, doch so, daß die Seite, nach welcher die Bügel zuschlagen, auswärts gewendet ist, auf die Schulter und begibt sich zum Fangplatz.

Zu entsprechender Herrichtung des Fangplatzes sind folgende Geräthe vonnöthen:

- a) ein scharfes Messer mit starker Klinge;
- b) eine kurzstielige breite Haken, die über der Schneide etwas trummi gebogen ist und am Kopfe in eine der Länge nach gerichtete Schneide ausgeht. Dieselbe ist bei Frostwetter unentbehrlich;
- c) ein Besen aus Birkenreisig;
- d) ein Henkelkorb aus Weidengeflecht; beide nur für diese Zwecke zu verwenden.

Das Eisen legt man nun auf dem Fangplatze derart nieder, daß der vordere Theil der Bügel nach jener Seite gerichtet sei, von welcher der Fuchs aller Wahrscheinlichkeit zu folge herankommt; somit in der Regel gegen

schnitten mit Einfüllung des Röhrenwickels mit der Haken rein heraus, so daß die Vertiefung eine gleichmäßige vorangeführte Tiefe von 8 bis 10 cm habe. In gleicher Tiefe wird dann die Erde auch zwischen den Federschnitten, wo der rückwärtige Theil der Stellung einzubetten ist, ausgehoben.



Fig. 370. Fuchs im Schwanenhals.

In berastem Boden schürft man die Grasnarbe zwischen dem Einschnitt zur Feder etwa  $2\frac{1}{2}$  cm stark in einem Stücke sorgsam ab, legt es beiseite und vertieft auch hier gleichfalls auf 8—10 cm.

Auf Äckern, an schlammigen Ufern oder in losem Sande nimmt man das Erdreich auch zwischen dem Federeinschnitt zur Gänze heraus.

Sobald dies alles geschehen ist, wirft man die ausgegrabene Erde bis auf die letzten Krümchen in den Korb, legt das abgeschrägte Nasenstück wieder in den für die Feder bestimmten Raum zurück und schüttelt den Inhalt des Korbes etwa 40 Schritte hinter dem Fangplatz aus.

Eine Hauptregel ist es, stets nur von jener Seite dem Fangplatz zu nähern, die jener, von welcher inthäufiger der Fuchs kommt, gegenüberliegt.

Das Umhertreten rings um den Fangplatz, das Tabakrauchen oder Ablegen des Rockes etwa dasselbe ist sorgsam zu vermeiden.

Ich habe mir erlaubt, mit einiger Umständlichkeit diese Vorarbeiten zu beschreiben, und rechtfertige diese Ausschreitung mit der Bemerkung, daß von der sorgsamen, ja pedantischen Ausführung derselben der Erfolg abhängig ist.

#### Witterungen und Fangbrocken.

Die Ansichten, ob Witterungen zum Fang nothwendig oder entbehrlich seien, sind getheilt, und zwischen Extremen findet sich das praktisch Empfehlenswerte. Ich habe selbst den Fang mit blankem unverwitterten Eisen erprobt, anderseits aber habe ich wie bei verschiedenen Wildgattungen auch beim Fuchs die Beobachtung gemacht, daß ihm gewisse Gerüche verlockend, andere dagegen gründlich abstoßend erscheinen. Dass in letzterer Beziehung die Witterung des Menschen den ersten Rang einnimmt, wird derjenige am zuverlässigsten glauben, welcher etwa die pedantische Sorgfam, Sauberkeit und Vorsicht beim Legen der Einen für überflüssig hält.

Unter die erstere Art der Witterungen ist trockener Pferdedünger einzureihen, welcher beim Einbetten und Verdecken der Eisen in erschrecklicher Weise folgende Verwendung findet.

Im Herbst lasse man an jene Orte, welche zu Fangplätzen bestimmt sind, je einen Schiebkarren Pferdedünger abführen und breiten, daß der selbe etwa 6 cm hoch den Fangplatz bedecke, und befördert denselben, ohne das Eisen zu stellen, mit Hauengescheide u. dgl. Eine achtjame Nachtschau wird dann auch den richtigen Zeitpunkt finden lehren, an welchem das Eisen fänglich zu stellen sei.

Eine empfehlenswerte alterprobte Mixture zum Verwittern der Fangeisen, welche in jeder Jahreszeit ihre Schuldigkeit thut, ist folgende:

Man zerlässt 140 g frisches Schweinesett oder ungesalzene Butter in einem neuen, reinen Tiegel und fügt 0,3 g Bibergeil, 0,2 g weißen Kampfer, etwa zwei Prisen Baldrianwurzel, 0,1 g Zibeh, 0,1 g Moschus hinzu und läßt dieses Gemenge schworen, bis es sich leicht bräunt. Dann wird es durchgeseiht und an einem kühlen Orte aufbewahrt; es hält sich ein halbes Jahr lang.

Als Fangbrocken verwendet man am zweitmäßigsten Hauensefleisch, welches mit einer Zuthat

von gestoßenem Foenum graecum (wie dies beim Schweinefleisch geschieht) eingepökelt wird, wobei jedoch jedwede andere Zuthat entfällt. Das in etwa 25 mm<sup>3</sup> haltende Würfel zertheilte Fleisch wird dann unter Zuthat von etlichen Scheiben von weißer Zwiebel in Gänselfett oder ungesalzener Butter gebraten. Die Brocken bleiben zwei Wochen lang brauchbar. In Gänselfett gebratener Hering, im Rothfalle gebratene Wildleber, können als Surrogate empfohlen werden.

Das Stellen des Eisens zum Fange darf ich wohl hier übergehen, da die Beschreibung

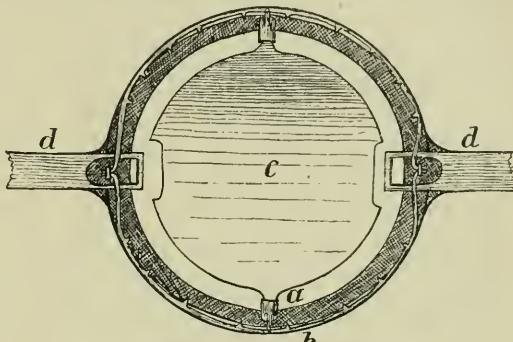


Fig. 371. Telleisen.

des diesfälligen Verfahrens seitens der Erzeuger den Bestellungen beigegeben wird und der speciellen Construction und ihren mannigfachen Abänderungen angepaßt ist.

b) Der Fang mit dem Telleisen. Die Grundlage dieses Fangapparates bildet ein starker Eisenkranz, an welchem das Ende einer Schlagseder befestigt ist, deren anderes Ende zur Aufnahme der Bügel mit einer viereckigen Lücke versehen ist (Fig. 371 und 372).

Die Bügel sind halbkreisförmig der Größe des Kranzes conform und durch Kurzeln verbunden, so zwar daß sie sich auf dem Kranze ausseinander legen oder auch über denselben durch eine Viertelfreisdrehung nach oben schließen lassen.



Fig. 372. Fuchs im Telleisen.

Um der Schlagfeder ist eine Schraubenwinge angebracht, durch welche deren Spannkraft regulirt werden kann. Die sog. „Stellung“ besteht aus zwei Theilen, dem „Teller“ und dem „Stellhaken“. Der erstere ist eine kreisförmige Scheibe, die in einem ihrer Durchmesser durch eine aufgenietete schmale Eisenstange verstärkt ist, und welche an beiden Enden etwas über den Teller hinausragt. Der Stellhaken besteht aus einem mit dem Kranze beweglich verbundenen Eisen, welches sich vorne in der Stellzunge, oben und hinten aber in einem Haken fortsetzt.

Durch diese Vorrichtungen werden, wenn der Stellhaken verhindert ist nach innen auszuweichen, einerseits die Bügel niedergehalten, andererseits aber auch die Schlagfeder in ihrer zusammengedrückten Lage erhalten, da am Krauze, in einer den Bügelturbinen rechtwinklig entgegengesetzten Richtung gegenüberliegend zwei Stellhaken angebracht sind, zwischen denen etwas abgestumpften Stellungen die ebenso abgestumpften hervorstehenden Enden der Tellerstange eingefügt und dadurch festgehalten sind, dass die über die Bügel übergreifenden nach außen gekrümmten Stellhaken unmittelbar durch die Bügel, mittelbar durch die zusammengedrückte Feder an die Enden der Tellerstange gedrückt sind. Sobald aber der Teller nur im geringsten berührt wird, fällt er, da die Verbindung zwischen Tellerstange und Stellzunge des Stellhakens nur auf Druck beruht, nieder, die Stellhaken weichen nach innen aus und die Bügel werden durch das Emporschnellen der nun frei gewordenen Feder heftig zusammengeschlagen und durch die Kraft derselben in ihrer geöffneten Lage erhalten.

Das Tellereisen (s. Fig. 371 und 372) kann in derselben Weise befestigt und verwendet werden, wie der Schwanenhals. Mit Vortheil kann man dasselbe in seichtem Wasser sorgsam bedeckt stellen, indem man darüber an einem Gabelast Hasengescheide oder Theile einer gebrochenen Käse derart befestigt, dass der Fuchs nicht zu dem Fraß gelangen kann, ohne den Teller zu berühren. Diese Methode ist namenlich für geprellte Füchse ratsam\*).

c) Der Fang in Klappfallen. In Klappfallen, wie solche im Artikel Fasan beschrieben und dargestellt wurden, wird sich der Fuchs meist nur dann fangen, wenn diese Klappfaffen in die Umsiedlung eines Geheges derart eingefügt werden, dass die Einlauflaute dicht und unmittelbar an die diesfällige Baum- oder Mauerlücke anschließt.

d) Fang mit der Angel. Dieses barbische Instrument (Fig. 373) wird nur mit Rücksicht auf die Vollständigkeit angeführt, und die Handhabung derselben, weil nicht weitgebracht werden soll.

e) Der Fang in Fallgruben. Die Fallgrube wird in Form eines abgestumpften Kegels, n. zw. derart hergestellt, dass vom Bauhorizont bis auf 2-30 m Tiefe ausgehachtet wird.

Die ausgehobene Erde wird um die Öffnung der Fallgrube gebreitet, so dass sie eine Umwallung bildet. Die Wände der Grube, deren Sohlendurchmesser 2-7 m, jener der Mündung 2-30 m beträgt, wird mit glattrindigen, schwachen oder gespaltenen Rundhölzern ausgefüllt. Die Umwallung, welche von der Mündung ab mäßig

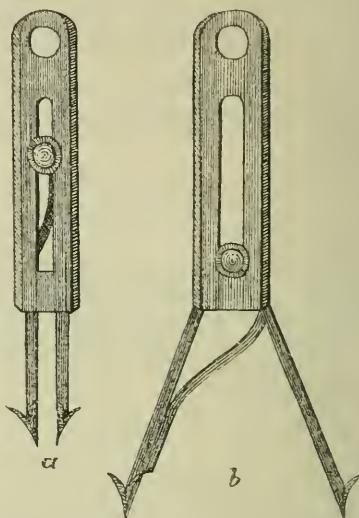


Fig. 373. Fuchsangel; a gestellt, b losgeschlagen.

gebösch't wird, muss an dieser mit den zur Ausfütterung verwendeten Hölzern horizontal abgeglichen sein, und beträgt dann die Tiefe der Grube volle 3 m.

Im Kreismittelpunkte der Grubensohle wird ein Pfahl von beiläufig 12-24 cm im Durchmesser eingerammt, auf dessen horizontaler Abschnittsstäche ein aus Weidenflechtwerk hergestellter, etwa 30 cm im Durchmesser haltender Teller mit niedrigem Bord befestigt ist.

Der Pfahl, welcher von der Grubensohle gerechnet 3 m hoch ist, gleicht sich mit der Mündung der Grube horizontal ab, und es ragt lediglich der ca. 6-8 cm hohe Entensitz über das Niveau der Grubenmündung.

In das Flechtwerk des Entensitzes werden Weidenruthen eingeschoben, deren entgegengesetzte Enden im Erdreich des Grubenrandes befestigt werden. Die so gebildeten Rippen werden nun mit Gezweige derart überlegt, dass auf dieselben eine lose Schicht langstrahligen Pferdemistes gebreitet werden kann. Die Böschung rings um die Grubenmündung wird gleichfalls mit Pferdemist bestreut, so dass die ganze Anlage einem Dünghausen gleicht.

Auf dem Teller wird eine Ente derart mit einer um Hals, Rücken und Steiß geschlungenen Kette befestigt, dass dieselbe wohl fühlen und aufstehen, sich aber nicht weiter bewegen kann.

Der in der Gegend umher schwärzende Fuchs wird die Ente bald wittern oder vernehmen und dann vorsichtig schleichen. Um dies gedeckt thun zu können, wird derselbe den Sprung nicht vor dem Wall, der die Gruben-

\*). Verlässlich gearbeitete gut konstruierte Eisen und Fallen liefern die Fabriken von Pieper in Moers a. Rh. und die Fallenfabriken zu Hainau in Schlesien.

mündung umgibt, sondern von der Böschung desselben und somit derart machen, daß er durch die leichte Überdachung in die Grube fällt.

Das Ausräuchern des Fuchses aus dem Bau. Sofern die Beschaffenheit eines Fuchsbaues weder die Verwendung von Dachshunden ratsam, noch das Graben zulässig erscheinen läßt, wird das Ausräuchern der Fuchs zweckdienlich sein.

In diesem Behuße werden sämmtliche Röhren mit Ausnahme einer verschlagen, während man in diese das aus Werg, Schwefel und Kienpänen bereitete Räuchermaterialie einschiebt und anzündet. Infolge des Aufsachens zieht sich der reichlich erzeugte Dampf in das Innere des Baues, und sobald dies geschehen ist, wird auch diese Röhre dicht verschlagen.

Wenn dies sorgfältig ausgeführt und jenes Maß von Dämpfen erzeugt wird, welches der Ausdehnung des Baues entspricht, wird man den veredelten oder betäubten Fuchs vor einer der Röhren finden.

Das Fangen in Fuchshauben. Will man die in einem Bau besitzenden Füchse lebend fangen, dann mußt man zu diesem Zwecke Fuchshauben, d. h. Decknetze an, welche aus seinen stark gedrehten Fäden busig gestrickt werden. An den vier Ecken des Garns werden 8 cm lange Schnüre befestigt, welche mit Bleifügeln beschwert sind. Der herauftahrende Fuchs wird vom Decknetz an der Flucht gehindert und ohne Mühe gefangen. Hierbei sollen nur ruhige nicht allzuschärfe Dachshunde Verwendung finden.

Das Streifen des Fuchses. Der Balg wird gestreift, indem man zunächst die Haut an den Vorderläufen von den Ballen bis an die Blätter, an den Hinterläufen bis ans Weidloch aufschärt und ringsum selbst an den Zehen ablöst und hinaufstreift. Hieraus hängt man den Fuchs an den beiden Zehen an einen festen Haken, zieht die Schwanzröhre aus der Hantscheide, schlägt hierauf den Balg oben an der Standarte um, streift ihn bis zu den Blättern, und, nachdem man die Vorderläufe heran gezogen, bis zum Kopfe ab. Nun löst man mittels eines Meijers die Lanjer aus und schürst die Kopfhaft bis zur Nase vorsichtig ab.

Nun wird der abgestreifte Balg auf das Fuchsrett (Fig. 374) mit der Haarseite nach

nier zusammenfügen und 48 cm von unten eine 5 cm breite, 1 cm starke und 62 cm lange Latte durch die beiden Schenkel des Balgspanners derart aufringen, daß die Querlatte an einem Schenkel befestigt wird, im anderen aber sich bewegt.

An dieser Querlatte werden in mäßigen Abständen Löcher gebohrt, damit man vermittelst eines Pflockchens die beiden Schenkel nach Bedarf von einander entfernt feststellen kann. Diese Balgspanner sind deshalb den gewöhnlichen Fuchsrettern vorzuziehen, weil sie den verschiedenen Größenverhältnissen angepaßt werden können und das Einschrumpfen des Balges hintanhalten.

R. R. v. D.

Fuchs (Legislatur in Österreich). Der Fuchs gehört (nach § 3 der Jagd- und Wildschützenordnung vom 28./2. 1786 und nach Art. 3 der jagdpolizeilichen Vorschriften vom 15./12. 1852, §. 3681) zu jenen Thieren, welche (wie Bären, Wölfe, Schwarzwild außerhalb des Thiergartens u. s. w.) jederzeit erlegt werden dürfen, auf eigenem Grunde vom Grundeigentümer und den von diesem Ernächtigten, auf öffentlichem Grunde von Jedermann (selbstverständlich auch weidgerecht vom Jagdberechtigten), unter Beobachtung der waffen- und sonstigen polizeilichen Vorschriften. Aus der Analogie mit dem Erf. des O. G. S. als Cassationshof vom 21./3. 1883, §. 61, daß Schwarzwild außerhalb eines Thiergartens zwar erlegt werden darf, dessen Zueignung aber dem Erleger nicht gestattet ist, vielmehr Diebstahl bedeutet und sonach das erlegte Wild dem Jagdberechtigten gehört, kann man, da Schwarzwild außerhalb eines Thiergartens den Wölfen, Füchsen u. s. w. gleichgestellt ist, schließen, daß auch den Fuchs Jedermann erlegen kann, daß aber der erlegte Fuchs dem betreffenden Jagdberechtigten, in dessen Revier der Fuchs verendet, gehört, und der selbe daher weder als ein dem Jagdberechtigten ausschließlich zur Occupation und Zueignung vorbehaltene Wild, noch als freistehende Sache (i. d.) auszulassen ist, sondern als ein Wild, dessen Occupation Jedermann, dessen Zueignung aber nur dem Jagdberechtigten zusteht. Offenbar von der hier vertretenen Ansicht ausgehend, ist die Entsch. des Min. d. Innern v. 29./10. 1869, §. 14.643, durch welche der Jagdberechtigte von dem Wildschadenerhaze, den ein Fuchs durch Entragen von Haushühnern angerichtet hatte, u. a. deshalb, weil Jedermann Füchse zu erlegen berechtigt, also den Schaden von sich abzuhalten befugt ist, bereit erklärt wurde.

Das einzige Land, in welchem diese Interpretation nicht zutrifft, vielmehr der Fuchs jedenfalls ausschließlich dem Jagdberechtigten vorbehalten ist, ist Galizien, woselbst durch das Wildschongesetz v. 30./1. 1875, §. 6. Bl. Nr. 16 (§ 1) für den Fuchs eine Schonzeit vom 15. Februar bis 31. August gewährt ist; „das Ausrotten der Füchse ist nur dem Jagdberechtigten dort gestattet, wo die Berechtigten solches Wild pflegen, welchem der Fuchs schädlich ist“.

Das Legen von Gift zur Vertilgung der Füchse ist nur mit besonderer Bewilligung der politischen Bezirksbehörde gestattet in Görz



Fig. 374. Fuchsrett.

innen aufgezogen und die Hautfläche, nachdem man den anhaftenden Schweiß mit einem Tuche abgewischt hat, mit Asche und Salz eingerieben und dann getrocknet.

Zweckmäßiger als die gewöhnlichen Fuchsretter sind Balgspanner, welche auf folgende Weise hergestellt werden:

Man läßt zwei 130 cm lange, 6—7 cm breite Latten an einem Ende durch ein Char-

und Gradisca (Gesetz v. 13./7. 1879, L. G. Bl. Nr. 18, § 2), Istrien (Gesetz v. 18./11. 1882, L. G. Bl. Nr. 28, § 2) und Triest (Gesetz v. 2./3. 1882, L. G. Bl. Nr. 10, Stadtmastrat), in den übrigen Ländern frei und sind nur die Vorschriften in Bezug auf Erlegung, Bewahrung und Verwendung von Gift (s. d.) zu beobachten. Für Steiermark ist am 15. December 1872, Z. 14.267, ein Erlass der Statt-halterei, betreffend das Vertilgen wütender Füchse erslossen. Hienach ist die Vergiftung dann einzuleiten, wenn die anderen Mittel nicht hinreichen. Es wird Strychnin (in Dosen à 3 g) empfohlen (am besten und billigsten in der Chemikalienfabrik Merk in Stuttgart im großen zu beziehen). Das Gift ist an bestimmten Menschen und Thieren schwer zugänglichen Plänen in faules Fleisch zu hinterlegen; in Fäulnis befindliche Fischköpfe werden besonders empfohlen. Die Manipulation ist nur vollkommen verlässlichen, vertrauenswürdigen Personen zu überlassen und sind diese für jeden Missbrauch verantwortlich. Die Gemeinden sind von dieser Maßregel in Kenntnis zu setzen und durch den Bezirkshauptmann über ihr Verhalten zu befehren. (In einem concreten Falle [in Murau] wurde genaue Bekanntmachung und Bezeichnung der Vergiftungsorte vorgeschrieben, das Betreten derselben während der Vergiftungszeit — Jannar — bei Strafe von 5 fl. verboten, das Wegnehmen oder Anneignen der vergifteten Füchse streng unteragt und angeordnet, daß Haustiere vom Umherstreifen abzuhalten und Hunde an die Kette zu legen sind.)

In Ungarn bestehen bezüglich der Füchse die gleichen Vorschriften wie in Betreff der Fischottern (s. Fischerei).

Nicht.

**Fuchs** (Schmetterling), deutscher Name für *Vanessa polycleros* und *Vanessa urticae* (großer und kleiner Fuchs). S. *Vanessa*. **Hsch.**

**Fuchsenten**, s. Brandente. E. v. D.

**Fuchseule**, s. Waldkauz. E. v. D.

**Fuchshund**. In England, dem Lande der Hundezüchtung und der Fuchsjagden, werden die Fuchshunde als Rassehunde sorgfam gezogen, um sie im entsprechenden Alter zu gewöhnen, in mehr oder minder starkzähligen Meuten einen einzelnen Fuchs par force zu jagen.

Die Fuchshunde sind von mittlerer Größe, ihre Schulterhöhe beträgt höchstens 65 cm, sie sind sehr lebhafte Temperaturen und von sehr gefälligem Auftreten. Ihre Grundfarbe durchgängig weiß, haben sie fast alle mehr oder minder große, braune oder schwarze, resp. auch gelbe, selten aber graue Platten, die sich meistens am Kopfe, besonders aber in den Flanken und auf dem Rücken, oft als unregelmäßige Schabracke befinden. Das Haar ist etwas stärker und härter als das des Pointers und ist eher dem des kurzhaarigen deutschen Hüschnerhundes ähnlich. Charakteristisch für die Fuchshunde ist das durchgängig gleichmäßige Tragen der Rute, die sie nicht nach Art des Pointers fast geradeaus gestreckt, sondern mehr aufgerichtet tragen; die Rute selbst ist meist weiß, an der Wurzel derselben befindet sich bei fast allen Hunden dieser Rasse eine den übrigen Platten gleichfarbige

kleinere Platte, welche halb auf dem Rücken, halb an der Wurzel der Rute liegt.

Von berittenen Jägern geführt und gefolgt, müssen die Fuchshunde die Spur des Fuchses sicher halten und denselben flüchtig so lange jagen, bis sie ihn erreicht und gepackt haben. Sie werden durch den „Huntsman“ eingejagt und es kommt darauf an, die immer ungekoppelten Hunde in geschlossener Meute, stets des Rufes ihres Führers mit der Stimme, dem Jagdhörne, auch wohl der Signalspifeise, ja unter Umständen selbst seines Schwankens der Mütze gewärtig, auch diese Töne und Zeichen erkennend und ihnen sofort folgend — zu halten. So müssen sie unter hellem „Geläute“ (d. h. mit lauter Stimme) jagen, aber auch im Jagen aufhören und anhalten, sobald es gefordert wird, wozu nöthigenfalls die Heppeltsche des die jagende Meute schließenden „Huntsman“ und ihres Führers an der Spitze, des sog. „Whipper-in“, den erforderlichen Nachdruck geben muss.

Die regelmäßige Ausbildung der englischen Fuchsjagden stammt aus dem letzten Theil des vorigen Jahrhunderts, und es gab zu dieser Zeit und auch noch im Anfange dieses Jahrhunderts etwa nur 25 wirkliche und gute Meuten in England, in der neuesten Zeit aber ist diese Zahl bis nahezu 100 angewachsen.

Bereits im August beginnt man in England auf Füchse zu jagen, doch sind dies anfänglich nur Übungsjagden für die Hunde und es wird in dieser Zeit auch nur auf junge Füchse gejagt, was sonst als unweidmännisch dort gilt; der regelmäßige Betrieb aber und die eigentlichen Jagden nehmen erst im November ihren Anfang und dauern bis in den März.

Die meisten Meuten in England sind im Besitz von Jagdgessellschaften, die wählt einen Vorsteher, einen „master of the hounds“, welchem die Sorge für die Unterhaltung der Meute und für alles, was sonst zu dieser Jagd gehört, obliegt. Man hat in England so ausgezeichnete und sorgfältig eingejagte Meuten, dass sie in einer Woche sechs Tage zu jagen vermögen, andere wieder nur fünf Tage; man hat aber auch selbst in England wiederum so mangelhafte Meuten, die nur im Stande sind, zweimal in der Woche zu jagen.

In England wird mit Rücksicht auf diese Jagden die Schonung der Füchse mit gleicher Sorgfalt betrieben, wie etwa bei uns das Schonen der Hasen, ein Umstand, welchen wir deutsche Jäger mit unserem jagdlichen Glaubensbekenntnis absolut nicht in Einklang zu bringen vermögen. Dabei aber bernhren die Maßregeln zur Schonung der Füchse in England durchaus nicht auf Jagdgelegen, sondern auf der durch die Vorliebe aller Classen der Gesellschaft für die Fuchsjagd unterstützten Sitte. In England gilt das Ausgraben junger Füchse, das Fangen alter oder das Schießen von Füchsen bei irgend einem Jagdbetriebe nicht allein für unweidmännisch, sondern sogar für unwürdig.

Zur festgesetzten Stunde der Jagd wird ein Fuchs in einem Korbe auf den Rendez-

vouss-Platz, von dem auch abgeritten wird, getragen und nachdem die Reiter geordnet sind, wird der Fuchs, und wenn dieser schon einigen Vorsprung hat, werden die Hunde losgelassen. In heller Flucht jagen nun diese dem Fuchs nach und ihre gute Nase hält unausgesetzt dessen Spur und scharfe Witterung fest.

Wenn auch gewiß nicht gelehnt werden kann, daß eine solche Jagd einen prächtigen Anblick gewährt und eine herrliche Reitübung im Terrainreiten ist, so dürfte die Frage nach dem moralischen und sonstigen Werthe dieser Jagden von uns deutschen Jägern wohl nicht besonders befürwortend beantwortet werden. Dem deutschen Jäger hat es von jeher zur Zierte gereicht, daß er es verstanden hat, sein Wild zu hegen, zu pflegen und auch gegen die Übergriffe eines blinden Materialismus zu schützen, und darum wollen wir unsere Wildbahnen nicht auch noch durch das Geheul englischer Fuchshunde stören und somit entwerthen lassen.

v. d. B.

Fuchs ist salzaures Rosanilin, s. d.  
v. Gn.

*Fucusol*,  $C_5H_8O_2$ , entsteht bei Destillation mehrerer Fucusarten, Torfmoos, Isländisches Moos, Usnea u. s. w. mit verdünnter Schwefelsäure; es ist der Aldehyd der  $\beta$ -Brenzschleimsäure und dem Furifol isomer.

v. Gn.

*Fuder*, das, eine Wagenladung Jagdzeug; das Wort, schon ahd. fuodir, ist identisch mit dem nhd. die Fuhrē, hat sich jedoch in der Wm spr. bis heute in der alten Form erhalten. „Wann man ein Jagen mit 10. Fudern Zeuge versetzen will, so gehören darzu 150. Mann zum wenigsten...“ „Wie hoch kommt diesem nach ein ganzes Futter Zeug, wie solcher zum Jagen complet angeführt werden kan?“ Göchhausen Notabilia Venatoris, 1731, p. 225, 227. — „Ist ein Fuder Tücher abgefahren, so soll das letzte Ende des abgelaufenen Wagens an das Ende des folgenden angeknobelt... werden.“ Pärson, Hirschgerechter Jäger, 1734, fol. 46. „Dies halte ich auch vor was recht ordentliches, wenn ein Fuder Zeug gemacht wird, daß sowohl die Tücher als der Wagen mit einerley Zeichen bezeichnet werden.“ Döbel, Ed. I, 1746, II., fol. 20. — „Ein Fuder Zeug heisset ein guter Zeugwagen mit einem Deckel gleich einem Rüstwagen, welcher mit Zeug, zu einem Jagen einstellen, wol beladen ist.“ C. v. Heppe, Aufricht. Lehrprinz, p. 139. — „Fuder Zeug, verstehet sich ein Wagen voll Zeug.“ Chr. W. v. Heppe, Wohltred. Jäger, p. 136. — „Fuder-Zeug ist ein Wagen voll Jagdzeug.“ Hartig, Anttg. z. Wm spr., 1809, p. 108; Lb. f. Jäger, Ed. I, p. 39; Lexikon, Ed. II, 1861, p. 207. — „Ein völlig beladener Zeugwagen wird ein Fuder Zeug genannt.“ Winkell, Ed. I, 1805, I., p. 570. — Behlen, Wm spr., 1829, p. 61. — „Die hohen Tücher, mit dem Gemäsch etwa 2 m hoch, verstellen zu einem Bund 160 Schritte; vier Tücher rechnet man für ein Fuder Zeug.“ R. R. v. Domrowski, Lehr- u. Hb. f. Ber.-Jäger, p. 77. — Grimm, D. Wb., IV., p. 364. — Sanders, Wb., I., p. 507 b.

v. D.

*Fugen*, synarthroses, heißen zum Unter-

schiede von den Gelenken (diarthroses) alle beständigen Knochenverbindungen (Symphyseu und Nähte).

Kur.

Fühler, Fühlhörner, s. Antennen; vgl.

die betreffenden Insectenordnungen. Höhl.

Führen, verb. trans., einen Hund = ihn ausführen, beim Ausgehen mitnehmen; dann ihn an der Leine führen um ihn führig zu machen; auch im weiteren Sinne ihn abrichten und endlich s. v. w. ihn gebrauchen. Vom Beizvogel in letzterer Anwendung und in der Verbindung „auf der Faust führen“ statt tragen; s. abführen, aufführen. „Wie man den habich führen sol. Man sol den habich führen auss der handt die vor dem wynde ist...“ Ein schons buchlin von dem beßsen, Straßburg 1510, c. 18. — „Gym jungen adelichen man dem steht gar wol vnd hößlich an, das er im waid-werk sey erfarn, mit dem windspiel, nezen vnd garn, im wald die lücken künd verstellen, die jeger-hörner laut erschallu, die laidhund vnd die rüden fürn (= abrichten oder weidgerecht gebrauchen)...“ Hans Sachs, Kurze lehr eynem wahdmann, A. s. 1555, v. 1—7.

— „Ein solcher (wolausgearbeiteter) Hund wird dahero auch ein guter, item: ein fermer, auch ein wol geführter Hund genemmet.“ C. v. Heppe, Aufricht. Lehrprinz, p. 21. — Winkell, Ed. I, 1805, II., p. 248. — Behlen, Real- u. Verb.-Lexikon, II., 751. — Grimm, D. Wb., IV., p. 434.

v. D.

Führig, adj., nennt man jeden Hund, der sich anstandslos an der Leine führen lässt; dann spezieller einen Leit- oder Schweifhund, der schon ein Jahr gearbeitet, gesücht wurde; vgl. führen, gängig, leinenführig, koppl, stricbändig. „Der Hund ist führig, wird genemmet, so der Hund ein Jahr alt, und zur Arbeit tüchtig wird.“ Döbel, Ed. I, 1746, I., fol. 84.

— „Einen jungen Leithund gängig und führig machen, heißt: ihn gewöhnen, daß er die Hälse und das Hängefell gerne an sich leide, und sich daran ausführen lasse, vor des Jägers rechten Faust gerade hingehen, rechts- und links sich wenden, und des Jägers Zuspruch wol annehmen lerne.“ C. v. Heppe, Aufricht. Lehrprinz, p. 437. — „Führig, wird ein Leithund benannt, wenn er ein Jahr gearbeitet worden, und gesagt, der Hund ist führig.“ Chr. W. v. Heppe, Wohltred. Jäger, p. 136. — „Führig heißt jeder Hund, der sich an einer Leine führen lässt.“ — Auch nennt man diejenigen Leit- und Schweifhunde, welche schon ein Jahr gearbeitet worden sind, führige Hunde.“ Hartig, Anttg. z. Wm spr., 1809; Lb. f. Jäger, Ed. I, 1812, I., p. 39; Lexikon, Ed. I, 1836, p. 197; Ed. II, 1861, p. 207. — Winkell, Ed. I, 1805, I., p. 182. — Behlen, Wm spr., 1829, p. 81; Real- u. Verb.-Lexikon, II., p. 751; VI., p. 203. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 359. — „Ich war auf der Hühnerjagd in Westfalen und hatte einen noch jungen, kaum führigen, aber vor trefflichen Hund bei mir...“ v. Corbin, Sporting-Almanach 1844, p. 102. — Grimm, D. Wb., IV., p. 467. — Sanders, Wb., I., p. 515. v. D.

Führschlitten. (Fig. 375.) Ein solcher, auch Spannschlitten geheißen, besteht aus 3—4 m langen Schlittenfußen mit zwei Paar

30—60 cm hohen Trägeru, auf denen die mit 5—7 Quersprossen verbundenen Spangen ruhen. Zwischen den Hörnern ist eine starke Gabel für die Aufnahme der Deichsel befestigt. Die Spurweite ist gewöhnlich 1/2 m. Der Langholzschlitten besteht aus zwei kürzeren Gestellen,

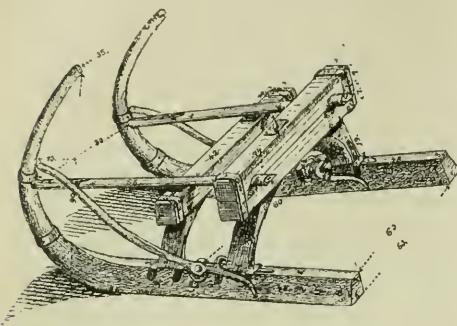


Fig. 375. Ansicht eines Spann- oder Fuhrschlitters.

welche beim Versöhren des Langholzes unter die Stämme geschoben werden. Das Bordergestell hat längere Außenhörner, eine Bank mit 4 Trägern und einen Tragschemel, auf welchem der Stamm mittels Ketten und Spannprügel befestigt wird. Dr.

**Führtransport**, s. Leistung der menschlichen und thierischen Kräfte. Dr.

**Führung des Geschosses** bezeichnet die Art und Weise, in welcher die Bewegung des Geschosses im gezogenen Lauf und der Einfluss der Züge auf diese Bewegung (Rotation), kurz der richtige Gang des Geschosses im Rohr sichergestellt wird. Bei glatten Röhren ist von einer eigentlichen Geschossführung nicht die Rede (vgl. indes Pfeil- und Turbinengeschosse unter Kugelgeschoss aus glattem Lauf); hier kann man die infolge des Spielraums entstehenden Unregelmäßigkeiten der Bewegung (s. Ballistik II) nur in etwas durch ein Pflaster zu mildern suchen. Gezogene Röhre verlangen zur guten Führung die mehr oder weniger vollkommene Wegschaffung des Spielraums und bestand hierin bei Vorderladern, welche den Spielraum zum Laden nothwendig hatten, eine nicht unerhebliche Schwierigkeit; bei Hinterladern entfällt diese letztere und ist daher hier auch die Frage der Führung nicht mehr von gleicher Wichtigkeit.

Die ersten gezogenen Handfeuerwaffen (Vorderlader) wurden noch mit Kugeln gleichen Durchmessers wie das Lanzäxter geladen, indem man die — hin und wieder noch mit einem Pflaster umgebene — Kugel mittels Ladestöcks (an dessen Ende ein halbkugelförmiges Gefenke) und Hammer durch den Lauf trieb; die Nachtheile dieser langsamsten und mühevollen Operation, durch welche die Kugel meist nicht unerheblich deformiert wurde, ließen sich nur zum Theil durch Verwendung einer Kugel kleineren Durchmessers vermeiden, da alsdann, um den Spielraum fortzuhassen, entweder ein gesetztes, bzw. auch naßgemachtes Pflaster oder ein Stauchen des mit Spielraum zu Boden ge-

brachten Geschosses auf der Pulverladung nothwendig wurde; letztere wurde hiebei, nicht zum Vortheil der Verbrennung, stark zusammengepresst und die Körnerform deformirt.

Obwohl die Anwendung gezogener Röhre bis in das XVI. Jahrhundert hinauffreicht, datieren die Versuche, eine zweckmäßigeren Geschossführung herzustellen, doch erst aus dem zweiten Viertel des XIX. Jahrhunderts; herverufen wurden sie durch das Bestreben, auch der Masse der bisher mit glatten Gewehren (Musketen) bewaffneten Infanterie die Vortheile des Schusses der gezogenen Büchse ohne die umständliche und schwierige Ladeweise zu verschaffen, welche letztere bisher die Verwendung der gezogenen Waffe nur auf einzelne Specialtruppen (Jäger) beschränkt hatte, denen hiezu vermöge ihrer besonderen Kampfweise (zerstreute Ordnung), ähnlich dem Jäger auf der Jagd, Zeit und Raum genug gegönnt war. „Wie eine Musette (d. h. also mit Spielraum) geladen werden, wie eine Büchse schießen“ bezeichnete die Tendenz jener Versuche sehr zutreffend; letztere sind, wenn auch durch Einführung der Hinterladung für den Soldaten sowohl wie für den Jäger die ganze Frage sehr bald an Wichtigkeit verlor, doch für die Entwicklung der Geschosfrage insofern sehr bedeutungsvoll, als sie den ersten Anstoß zur Verwendung der Langgeschosse gaben. Eine kurze Charakteristik des Verlaufes dieser Bestrebungen wird genügen (Bezeichnungen s. bei Geschoss).

In Deutschland hatte der Versuch des braunschweigischen Majors Werner (1832), aus Röhren mit zwei stark abgerundeten Bügeln oder selbst mit ovaler Bohrung Kugeln mit flügel- oder ringsförmigen Anfängen zu verschießen, praktischen Erfolg nicht gefunden, weil die Geschosse zu sehr vom Luftwiderstand zu leiden hatten und ihre Rotation nicht genügend gesichert war; dagegen sollten die in Frankreich etwa zu derselben Zeit auftauchenden Bestrebungen sehr bald Geschosiformen entwickeln, welche für den Vorderlader die höchste Stufe der Vollendung darstellten. Der französische Artilleriehauptmann Delvigne hatte 1828 ein Gewehr mit engerer Kammer konstruiert, auf deren Abßatz das mit Spielraum geladene Geschoss durch Ladestöcke so gefaßt werden sollte, dass es sich bei seiner demnächstigen Vorwärtsbewegung in die Züge einpressen müßte; ein Herdrücken und Fechtstampfen der Pulverkörper, wie dies beim Stauchen des Geschosses bei den früheren Gewehren stattfinden mußte, war durch den Kammerrand ausgeschlossen. Die hiezu anfangs verwendete Kugel wurde durch das Stauchen auf dem Kammerrand sehr deformiert, und suchte man daher diesen Übelstand dadurch zu vermeiden, dass man das Geschoss in einen festen cylindrischen, oben halbkugelförmig ausgehöhlten Holzspiegel legte, welcher sich auf den Kammerrand aufsetzte; der Holzspiegel war mit gesetzter thierischer Haut umgeben. Diese Anordnung führte zu der Idee cylindrospährischer Geschosse, an deren Stelle sehr bald cylindrokonische Spiegelschüsse traten. Inzwischen hatte der französische Artillerieoberst Thouvenin, um die Nachtheile der Delvigne-

schen cylindrischen Kammer (Geschossdeformation, schlechtes Reinigen der engen Kammer) zu vermeiden, 1844 ein Gewehr konstruiert, in dessen Seelenachse am Boden ein über die Pulverladung etwas vorragender Dorn saß, auf welchem das Spitzgeschoss mittelst des Ladestockes gestaucht werden konnte.

Diese Dörngewehre waren bereits in allgemeiner Einführung (auch in Jägerkreisen) begriffen, als 1849 der französische Infanteriehauptmann Minie nachwies, daß man die Ausdehnung des Geschosses nach dem Laden sehr wohl den Pulvergängen selbst übertragen könne, und daß infolge dessen alle besonderen Einrichtungen des Gewehres überflüssig würden und jede Schwierigkeit des Ladens entsfalle. Minie versah sein Spitzgeschoss am hinteren Ende mit einer Höhlung, in welche er ein eisernes tonisch geformtes Näschen, Culot genannt, einsetzte; dieses sollte durch die Pulvergasse in das Geschoss getrieben werden und letzteres dadurch in seinem Durchmesser so vergrößern (expandiren), daß die Führung sicher gestellt wurde. Dieses Expansionssystem\*) hatte den großen Vorzug der Einfachheit, sowie der Anwendbarkeit auf alle bestehenden Gewehrsysteme und Caliber; es gelangte daher sehr rasch zur Einführung in allen Armeen und wurde auch in Jägerkreisen mit Erfolg verwendet. Das Culot wurde mannigfach abgeändert (massives Holz- oder Thonstückchen) und schließlich ganz weggelassen, da man erkannte, daß bei richtiger Geschoskonstruktion die Pulvergasse auch ohne Culot vollkommen genügend wirkten; die zur Ausdehnung durch die Pulvergasse bestimmte Höhlung erhielt dabei die mannigfältigsten Formen, wie denn überhaupt diese Expansionsgeschosse auch äußerlich in der verschiedensten Gestalt aufraten.

Da die Expansionsgeschosse zur sicheren Wirkung schwache Wandungen an ihrem cylindrischen Ende verlangten, so war ein Zerreißen der Geschosse (Trennen der massiven Spitze von dem gegen die Rohrwandung gepreßten hinteren Theil) nicht immer zu vermeiden; diesen Nachtheil jügte (1852) Wilkinson in England dadurch zu umgehen, daß er ein vollkommen massives, aber verhältnismäßig langes Geschoss konstruierte, welches durch die Pulvergasse com-

primiert, d. h. gestaucht (s. Deformation I) werden sollte. Diese Absicht wurde in der That erreicht, wenn das Geschoss lang genug und der (zum Laden erforderliche) Spielraum auf das geringstmögliche Maß beschränkt war. Die Länge des Geschosses (2–3 Caliber statt  $1\frac{1}{2}$  bis  $1\frac{1}{2}$  bei Minie) beschränkte dieses Compressionssystem, um allzu großes Geschossgewicht zu verhüten, auf kleine Kaliber, und erlangt sich dasselbe daher nur in der Schweiz (bei  $10\frac{1}{2}$  mm Caliber) dauernde Anerkennung, während man in anderen Staaten (Österreich, Bayern) dasselbe wieder verließ, um zu dem bequemeren und einen größeren Spielraum erlaubenden System der Expansion zurückzufallen.

Die bei den Spitz- und Langgeschosse dieser verschiedenen Systeme vorkommenden Reiseungen (ringsförmige Einschnitte am Geschossmantel) beweckten theils eine Erleichterung der Stauchung, Expansion oder Compression, theils sollten sie einer beabsichtigten Schwerpunktversetzung oder gar einer bestimmten Einwirkung der Luft dienen; auf alle Fälle erwiesen sie sich zur Aufnahme einer Fettung vortheilhaft und verdanken sie diesem Umstande auch die Anwendung bei manchen Geschosse der Neuzeit, obwohl man jene oben erwähnten Aufgaben der Reiseungen nunmehr zum Theil als überflüssig, zum Theil als praktisch ohne Wert erkannt hat (s. Luftwidersetzung).

Die Hinterladung, welche bei Kriegsgewehren nach dem deutsch-dänischen (1864) und besonders nach dem deutsch-österreichischen (1866) Feldzuge sich durchgehends und rasch verbreitete, während sie bei Jagdgewehren schon längst durch Lefaucheur vorbereitet, bezw. eingeführt war (s. Jagdfeuerwaffen), befreite mit einem Schlag alle vorerwähnten, mit der Geschossführung verbundenen Schwierigkeiten, da es nunmehr leicht war, daß von hinten in den weiteren Ladungsraum eingeschüttete Geschosse in seinem Durchmesser so zu gestalten, daß die gute Führung im gezogenen engeren Theil der Seele sichergestellt war. Ist hiebei der Geschossdurchmesser größer als das Caliber, so daß das Geschoss in die Züge hineingepreßt wird, so nennt man diese Führung Preßion; ist der Geschossdurchmesser ebenso groß oder kleiner als das Caliber, so nennt man sie Führung durch Stauchung; zuweilen wird letztere noch durch eine kleine Expansionshöhlung am Boden des Geschosses unterstützt. Spiegelführung wurde beim preußischen Zündnadelgewehr hauptsächlich deshalb angenommen, um für das beidondere Geschoss (Langblei) eine größere cylindrische Führungssfläche zu erhalten und eine Deformation des Geschosses durch die Züge zu verhindern; sie erwies sich zugleich deshalb vortheilhaft, um aus großkalibrigen Gewehren Geschosse kleineren Calibers verschließen zu können. Der Spiegel (aus Pappe) überträgt im Lauf seine Rotation auf das in ihm eingebettete Geschoss und trennt sich von demselben vor dem Lauf. Die Rotation ist nicht in allen Fällen eine genügend sichere — zumal die Witterung durch Quellen, bezw. Entrobenen großen Einfluß auf den Durchmesser des Spiegels hat — und jedenfalls muß der

\*) W. W. Greener (*The Gun and its Development* p. 109) glaubt, daß Minie erst durch die Lectire eines von W. Greener (Vater) im Jahre 1841 publizierten und auch ins Französische übersetzten Buches zu seiner Idee geführt wurde, daß in diesem Buch bereits ein auf Expansion durch die Pulvergasse beruhendes, von W. Greener erfundenes Geschosssystem beobachtet wurde. Dies mag wohl unangefüllt bleiben, obwohl die englische Regierung, nachdem sie die Errfung Minies für 20.000 £. St. angefaßt hatte, in der That einen gewissen Anspruch W. Greeners anerkannte und diesem nach längeren Verhandlungen 10.000 £. St. Entschädigung auszuzahlen ließ; Greener hatte seinerzeit der Regierung seine Errfung angeboten, legtere aber war als „unbrauchbar und chimärisch“ zurückgewiesen worden. Das Geschoss Greeners war eine Kugel mit Abplattung auf einer Seite; hier führte in das Geschoss eine tonische Höhlung, in welche ein ebensolcher Stempel mit einer der Abplattung der Kugel entsprechenden Schlüsselfalte bis zur halben Tiefe eingefügt werden konnte; drückten die Pulvergäse den Stempel vollständig in die Kugel hinein, so wurde der Umgang der letzteren vergrößert und ihre richtige Form durch die Schlüsselfalte vervollständigt. Die Idee ist also in der That derjenigen Minie's ähnlich.

Spiegel als ein für die unmittelbare Wirkung vollkommen unnützes todes Gewicht betrachtet werden. Die neneren Hinterlader zeigen daher meist Führung durch Pression oder durch Stauchung; welche derselben für guten Schuß vortheilhafter ist, hängt von den besonderen Constructionsverhältnissen des Gewehres und ganz besonders von dem Material und der Länge des Geschosses ab.

Eine gute Führung muss nicht blos sicher sein, d. h. die Rotation in vollkommener Weise gewährleisten, sondern sie muss auch sanft sein, d. h. keine gröfere Deformation vom Geschoss verlangen als die Forderung der sicheren Führung unbedingt nöthig macht; sie muss daher auf möglichste Erleichterung der Vorwärtsbewegung des Geschosses (Beseitigung jeder unnötigen Reibung) hinarbeiten. Beiden Forderungen sind die erwähnten Verhältnisse von Lauf und Geschoss zweckmäßig anzupassen.

Da die Pulvergase beständig das Bestreben haben, den hinteren Geschosstheil auf den vorderen aufzustauen und somit den Geschossdurchmesser zu vergrößern, da ferner dies Bestreben bei weichem Geschossmaterial (Weichblei) sich wirkamer erweisen und während der ganzen Bewegung im Lauf auf eine starke Stauchung und eine grosse Reibung des an die Seelenwände geprästen Geschossmaterials hinzuarbeiten muss, so ist zur möglichsten Verminderung dieses Übelstandes bei Weichblei die Führung durch Stauchung vorzuziehen, während härteres Geschossmaterial (Hartblei) eher Pression verlangt. Die Caliberunterschiede zwischen Geschoss und Rohr sind dabei je nach den Umständen (Lauf- und Geschossmaterial) verschieden zu bemessen; bei Weichblei und genügend ( $2\frac{1}{2}$  Caliber) langen Geschossen wird infolge der gleich zu Anfang der Bewegung auftretenden Stauchung die Führung selbst dann noch vollkommen sichergestellt, wenn der Geschossdurchmesser erheblich ( $\frac{1}{2}$ , ja bis zu  $\frac{3}{4}$  mm) kleiner war, als das Laufcaliber. Ein solcher Unterschied erscheint für die Trefffähigkeit deshalb nicht ungünstig, weil er die erste Vorwärtsbewegung des Geschosses erleichtert und so die Gasstöße abschwächt, welche das Gewehr erschüttern und in seiner Richtung beeinträchtigen (s. Vibration); bei einer derartigen Caliberdifferenz zwischen Geschoss und Lauf ist allerdings hinter dem Geschoss ein gutes Dichtungsmittel (Wachspropfen) unerlässlich, um das Vorbeiströmen von Gajen zu verhindern, bevor die Stauchung vollendet ist.

Um die bei Weichbleigeschossen leicht eintretende Verklebung des Rohrs zu verhüten, werden die Geschosse in ihrem hinteren cylindrischen Theile vielfach mit einer Umdickung von dünnem festem Papier (sog. Postpapier) versehen, und pflegt man dies auch wohl als Papierführung im Gegenseitig zur reinen Bleiführung zu bezeichnen; das Papier löst sich kurz vor dem Laufe ab und fällt zu Boden. Gleichen Zweck verfolgt die Fettung des vorderen Geschosstheiles, welche zugleich auf Reinigung des Rohrs und auf gute Dichtung zwischen Geschoss und Seelenwand hinwirkt. Neuerdings hat man eine Verklebung in noch

höherem Maße dadurch auszuschließen gesucht, dass man den Mantel des Geschosses aus einer dünnen Kupfer- oder Stahlhaut herstellt, wodurch zugleich eine santere Führung erreicht werden kann. S. Mantel- und Verbundgeschosse bei Geschoss. Th.

Führungsfläche ist diejenige Fläche des Zugeinschlusses in der Seele gezogener Rohre, gegen welche das Geschoss beim Eintritt in den gezogenen Theil durch die Pulvergase gepresst wird, welche also durch ihre Windung das Geschoss zur Drehung zwingt; beim unteren Zuge z. B. ist es bei rechtsläufigem Drall (von hinten gesehen) die rechte Fläche des Zugeinschlusses oder — was dasselbe heißt — die linke Fläche des Balkens; die andere Fläche, gegen welche sich bei Vorderladern das Geschoss beim Laden anlehnte, und welche daher auch wohl Ladefläche hieß, ist für die Führung des Geschosses ohne wesentliche Bedeutung und wird daher bei neueren Zugconstruktionen (s. d.) vielfach abgeschrägt oder abgerundet. Führungskante ist die obere Kante der Führungsfläche. Th.

Füllertgewehr — von dem Büchsenmacher Gustav Füllert in Weipert (Böhmen) 1880 bis 1883 konstruiert — zeigt als Eigenthümlichkeit das Spannen des Geschosses durch den Abzug; der obere Arm des letzteren drückt zu Anfang seiner Bewegung eine Spiralfeder von hinten nach vorn zusammen und löst bei weiterem Zurückziehen des Drückers durch einen vorstehenden Bolzen die vordere Hemmung dieser Feder aus, so dass letztere den Schlagbolzen nach vorn schleudern kann. Der Abzug erfordert zwar keine außergewöhnliche Kraft, bedarf aber naturgemäß einer längeren Zeit und es ist daher fraglich, ob der Vortheil (die Sicherheit) eines stets entspannten — nur im Moment des Abdrückens sich spannenden — Schlosses durch diesen Nachteil nicht zu thener erkauft ist. S. Schloss. Th.

Fulcerum, Schädel, heißen bei den Schmelzschnäppern (Ganoïden) die stachelartigen Schnäpper am Borderrande der Flossen.

Fulgorina, s. Cicadina. Hschl.

Fulica Linne, Gattung der Familie Wasserhühner, Gallinulidae, s. d. u. Syst. d. Ornithologie; in Europa zwei Arten; Fulica atra Linne, schwarzes Wasserhuhn, und F. cristata Gmelin, gehäubtes Wasserhuhn, s. d.

Synonymie: Fulica aethiops Sparrman, s. schwarzes Wasserhuhn; F. alai Verroaux, w. v.; F. albiventris Scopoli, s. grünfüßiges Teichhuhn; F. australis Pallas, s. schwarzes Wasserhuhn; F. chloropus Linne, s. grünfüßiges Teichhuhn; F. cinereicollis McClelland, s. schwarzes Wasserhuhn; F. fistulans Gmelin, s. grünfüßiges Teichhuhn; F. flavipes Gmelin, w. v.; F. fusca Gmelin, w. v.; F. leucoryx Sparrman, s. schwarzes Wasserhuhn; F. lugubris Müller, w. v.; F. maculata Gmelin, s. grünfüßiges Teichhuhn; F. mitrata Lichtenstein, s. gehäubtes Wasserhuhn; F. platyrhyns Chr. L. Brehm, s. schwarzes Wasserhuhn; F. pullata Pallas w. v. E. v. D.

Fuligula Stephens, Gattung der Familie Entenvögel, Anatidae, s. d. u. Syst. d.

Ornithologie; in Europa fünf Arten: *Fuligula* *rufina* Pallas, *Rölbeneute*; *F. nyroca* Güldenstern, *Moorente*; *F. serina* Linné, *Tafelente*; *F. marilis* Linné, *Bergente*; *F. cristata* Leach, *Reiberente*.

**Synonymie:** *Fuligula americana* Eyton,  
*s.* *Tafelente*; *F. Barrowi* Nuttall, *s.* *Schedente*;  
*F. clangula* Bonaparte, *s.* *Schellente*; *F. dispar*  
*Stephens*, *s.* *Königseiderente*; *F. fusca* Bonaparte,  
*s.* *Sammtente*; *F. Gesneri* Jardine, siehe  
*Bergente*; *F. glacialis* Audubon, *s.* *Eisente*;  
*F. histrionica* Bonaparte, *s.* *Krägenente*; *F. Homeyeri* Baedecker, *s.* *Tafelente*; *F. islandica*  
*Chr. L. Brehm*, *s.* *Bergente*; *F. islandica*  
*Schlegel*, *s.* *Schedente*; *F. mollissima* Bonaparte,  
*s.* *Eiderente*; *F. nigra*, *idem*, *s.* *Trauerente*;  
*F. patagiata* *Chr. L. Brehm*, *s.* *Reiherente*;  
*F. perspicillata* Audubon, *s.* *Brillenente*;  
*F. spectabilis* Bonaparte, *s.* *Königseiderente*;  
*F. Stellieri*, *idem*, *w. v.*; *F. viola* Bett, siehe  
*Stoffente*. E. v. D.

E. v. D.

Füllerde, s. Düngung. Gt.

Fultersearth, s. Walkerde. v. D.

**Füllholz.** Es ist nicht immer nothwendig, selbst nicht immer räthlich, die Hauptholzart, die demnächst den Abtriebsertrag liefern soll, von der Bestandsbegründung an rein, natürlich oder künstlich zu erziehen. Es kann mit ihr eine andere Holzart auswachsen, die nur als Füllholz zwischen der Hauptholzart erscheint, dem Nebenbestande angehört und als solcher im Laufe der Zeit beseitigt wird, wenn sie nicht etwa infolge ihrer Dauerhaftigkeit, bei etwaigen theilweisen Zurückgehen der Hauptholzart hier und da den Hanptbestand mit bilden helfen muss.

Derartiges Füllholz kann namentlich bei natürlichen Verjüngungen sich ganz von selbst ergeben, aber auch Gegenstand künstlichen Anbaues sein, wenn die Erlangung der Hauptholzart in großer Ausdehnung auf Schwierigkeiten stoßen sollte, oder, wie dies meist der Fall sein wird, das Füllholz gleichzeitig Schutz- und Treibholz für die Hauptholzart sein soll. Von Laubhölzern ist es besonders die Buche, welche die Rolle des Füllholzes zwischen Eiche, Weißtanne, Fichte, auch wohl Kiefer, bei deren natürlicher Verjüngung bilden kann, wenn sie selbst einen höheren Nutzwert nicht hat, dabei zwischen ihnen ohne Schwierigkeit erscheint, ihren Bestand füllt und gleichzeitig als Bodenschuhholz dient. Ähnliches gilt von der Weißbuche, die zwar nicht lange aushält und im Horsten nicht zu dulden ist, aber einzeln ein gemischt sehr wohl vorübergehend zum Füllen dienen kann, auch auf die Wurzel gelegt, mit ihren reichlichen Ausschlägen bodenschützend wirkt.

Auch die Birke kann im Einzelstande als Füllholz zwischen Laub- und Nadelholz dienen und wertvolle Zwischenerträge liefern, leistet aber noch mehr als Schuhholz. Wo der Boden dazu angehören ist, kann auch die Schwarze und Weißerle als Lückenfüller in Eichen-, Buchen- und Fichtenbeständen dienen, selbst die Aspe wird man im Einzelstande als Lückenfüller besonders da benutzen können, wo sie als Zwischennutzung Wert hat. Von den

Nadelhölzern ist als Füllholz, doch auch als Treibholz, die gemeine (Weiß-) Kiefer, auf gewissen Bodenpartien (Salz) auch die Schwarzkiefer besonders wertvoll, wird aber leicht vor andern, den Hauptbestand bildenden Hölzern vorwüchsig, weshalb bei künstlichem Anbau diesem ein Vorsprung von mehreren Jahren vor der Kiefer gelassen, diese auch durch den Sieb rechtzeitig in Schranken gehalten werden muss, wie denn bei allem Wirtschaften mit Füll-, Treib- und Schuhholz die Ausläuterung und Durchforstung der Bestandszerziehung stets helfend zur Seite stehen muss.

Auch im Eichen-Schälwald ist bei der ersten Anlage die Kiefer oft als Füllholz, noch mehr als Schub- und Treibholz da von Wichtigkeit, wo der Boden verödet ist und die Eichen daher dieser Hilfe bedürfen. Sonst ist dauerndes Füllholz im Schälwald nicht erwünscht und auf Reinanzucht desselben möglichst hinzuwirken.

Füßzessen, s. Anatomie. Hq.

**Fulmarus Leach** = *Procellaria* Linné.

— *F. glacialis* Stephens, s. Eissturmvogel; *F. meridionalis* Reichenbach, s. Teufelssturmvogel; *F. minor* Bonaparte, s. Eissturmvogel.

E. v. D.

**Fulminursäure**,  $C_3H_3N_3O_3$ , entsteht aus Knallquecksilber beim Kochen mit Wasser, mit Chlor- oder Jodkalium oder mit alkoholischem Ammoniak bei  $80^\circ$ . Die Salze derselben sind in Wasser löslich und meist gut krystallisierbar.

v. 81.

Fumarin, bitterschmeckendes Alkaloid aus dem Kraut von Fumaria officinalis. v. Gn.

**Fumarolen** werden Gasquellen genannt, bei welchen Wasserdämpfe das vorwaltende Material der Exhalationen bilden. Reine Wasserdampffumarolen finden sich z. B. bei Ischia, wo sie dem Tracht des Monte Tabor entspringen. Auch die Wasserdampfwolken, die aus den Kratern vieler ruhender Vulkane entströmen, gehören hierher. Manche Fumarolen enthalten Schwefelwasserstoff, andere Boräure beigemengt; letztere finden sich bei Sasso, Parderello und auf Volcano, sie sezen die Boräure, die hier Sassolin genannt wird, an den benachbarten Gesteinwänden ab. v. D.

**Fumarsäure** (Flechtenäsäure),  $C_6H_4O_4$ , findet sich im Kraut von *Fumaria officinalis*, *Corydalis bulbosa*, *Glaucium luteum*, in verschiedenen *Agaricus*- und *Boletus*-Arten, in *Cetraria islandica* und bildet sich beim Erhitzen von Äpfelsäure bei  $150^\circ$ , welche dabei in Wasser und Fumarsäure zerfällt. Die Fumarsäure ist in kaltem Wasser schwer löslich, leichter in heißem Wasser, sie krystallisiert daraus beim Erkalten in klaren, zusammengehäuften Prismen, von Alkohol und Äther wird sie in reichlicher Menge gelöst. Beim Erhitzen über  $200^\circ$  verschlägt sie sich ohne zu schmelzen. Theilweise unzerstört, der größte Theil wird in Wasser und Maleinäureanhydrid gespalten. Mit naszierendem Wasserstoff verbindet sich die Fumarsäure leicht zu Bernsteinäsäure. Die Metallsalze der Fumarsäure sind, ausgenommen die mit Alkalien, in Wasser schwer löslich oder unlöslich. Der Äthyläther ist ein

in Wasser untersinkendes Öl von angenehmem  
Döstigeruch.

**Functionszulagen** sind jene Bezüge,  
welche den Angestellten gewährt werden, um  
dieselben für Auslagen, die mit ihrer dienst-  
lichen Stellung verbunden sind, zu entschädigen;  
sie gehören daher nicht zu den persönlichen  
(Besoldungs-), sondern zu den dienstlichen Be-  
zügen. Insbesondere werden Functionszulagen  
dort zu gewähren sein, wo der Angestellte in  
Stellvertretung des Besitzers zu repräsentieren,  
oder in dessen Anfrage, bezw. im Interesse  
des Dienstes eine weitgehende Gastfreundschaft  
zu üben hat, wie dies bei den Forstbediensteten  
nicht selten der Fall ist. Die Höhe der Func-  
tionszulagen ist nach der voransichtlichen Größe  
des Aufwandes zu bemessen.

v. Gg.

S. a. Aktivitätszulage und Beamte. Mcht.  
**Fundamentalsformation** (Grundforma-  
tion) nennt man in der Geologie diejenigen  
Gesteinschichten, welche die gesamte Reihe der  
sedimentären Formationen tragen. Sie ist als  
die Erstarrungskruste der einst glutflüssigen  
Erde anzusehen. Die Geologen sind zweifelhaft,  
ob diese primitive Kruste irgendwo an der  
Erdoberfläche der Beobachtung zugängig ist.  
Manche sind geneigt die untersten schwach-  
faserigen und nur undeutlich geschichteten  
Gneislagen, die für gewöhnlich zum untersten  
Horizont der archaischen Formation gerechnet  
werden, als solche anzusehen. Da übrigens  
jämmtliche sedimentären Formationen ihr Haupt-  
material der Verwitterung, Verschlemmung und  
Wiederabhebung der Bestandtheile der Erstar-  
zungskruste verdanken, Kieselsäure aber, theils  
als Quarz, theils verbunden mit Basen als  
Silicat, den bei weitem vorwiegenden Bestand-  
theil der Sedimentformationen ausmacht, so  
ist der Schluss berechtigt, anzunehmen, daß  
Silicate, u. zw. vornehmlich saure (Kiesel säure-  
reiche) Silicate das vorvalente Material der  
der Zerstörung anheimgefallenen Theile der Erd-  
kruste gewesen sind.

v. D.

**Fundamentalsorgane** nannte v. Baer die  
Hautschicht, die Fleischschicht, die Gefäß- und  
Schleimschicht, welche unmittelbar aus den  
Keimblättern hervorgehenden Gebilde alle spä-  
teren Organe des Körpers bilden.

Kur.

**Fundiebstahl**, j. finden.

At.

**Fundierungen** haben den Zweck dem Bau-  
objekte eine genügend feste Basis zu schaffen,  
welche jedem Drucke des daraufzustellenden  
Objektes zu widerstehen hat, ohne in einer für  
dasselbe irgend nachtheiligen Weise nachzugeben.  
Jeder Baugrund muß daher genau untersucht  
werden, ob er den an ihn zu stellenden Anfor-  
derungen entspricht (s. Prüfung der Trag-  
festigkeit eines Baugrundes). Im Allge-  
meinen unterscheidet man Fundierungen für den  
Landbau und Fundierungsanlagen für Objekte  
des Wasserbaues. Bei dem letzteren ist es nicht  
immer genügend, wenn der Baugrund eine  
entsprechende Festigkeit besitzt, sondern es wird  
für gewisse Objekte (Schwellwerke) auch eine  
solche Dichtigkeit des Untergrundes begehrts,  
welche ein Durchdringen des Wassers nicht ge-  
stattet. Im anderen Falle müssen mit der Fun-  
dierung Vorkehrungen getroffen werden, welche

den Untergrund wasserundurchlässig gestalten.  
Wir unterscheiden ferner Gründungsarbeiten,  
die durch das Wasser nicht beeinflußt werden,  
und Fundierungen unter Wasser. Letztere sollen  
in einer geschlossenen, durch Wasserhöpfe trocken  
gelegten Baugrube vorgenommen werden.  
Mitunter ist eine Trockenlegung der Bau-  
grube unthunlich und ungünstig.

Die beim Land- und Wasserbau zumeist  
vor kommenden Fundierungen lassen sich nach  
der Art ihrer technischen Ausführung unter-  
teilen in

- a) das Verdichten des Bodens mittels  
kurzer Pfähle;
- b) in die Herstellung des liegenden Rostes  
oder Gründungen auf geziertem Boden mit  
oder ohne Spundwand;
- c) in die Herstellung des stehenden oder  
Pfahlrostes mit oder ohne Spundwand;
- d) in die Herstellung des Steinfastenbaus;
- e) in Betonfundierungen in einfacher Bau-  
grube oder zwischen Spundwänden.

Gründungen auf eisernen Böden mit höl-  
zernen oder eisernen Schraubenpfählen, eiserne  
Röhrenfundamente u. c. werden nur bei bedeu-  
tenden Land- und Wasserbauten verwendet.

Der beste Untergrund ist ein fester Felsen;  
in einem solchen Falle kann das Object un-  
mittelbar auf denselben gestellt werden. Immer  
hin ist der Felsen, insoweit als er als Funda-  
ment benutzt werden soll, freizulegen und so  
dann horizontal oder in horizontalen Ab-  
stufungen abzuebnen, wobei in dem Falle, als  
es sich um das Fundament eines Schwellwerkes  
handelt, alle etwa vorhandenen Höhlungen und  
Sprünge sorgfältig untersucht und mit Beton-  
schüttung geschlossen oder ausgefüllt werden  
müssen. Desgleichen sind auch die an der Felsen-  
oberfläche allenfalls vorhandenen verwitterten  
und ablösbar Partien zu beseitigen. Ist der  
Fels aus weichem Gestein, so muß der Bau-  
grund mit einer Betonschicht überdeckt werden.  
Ist der Untergrund fester, wasserundurchlässiger  
Boden, so wird nur die obere Bodenschicht  
abgehoben, wobei aber mit Rücksicht auf die  
Trockenwirkung mindestens 60—90 cm unter  
die Erdoberfläche gegangen werden muß. Das  
Object wird dann ohneweiteres darauf gestellt.

Ist der feste Boden ungleichmäßig dicht,  
so muß das Object auf einen liegenden Bohlen-  
oder Balkenrost gestellt werden, wenn nicht  
etwa eine gleichmäßige Dichtung des Bodens  
durch eingeschlagene kurze Grundpfähle zu er-  
reichen sein sollte. Eine gleichmäßige Dichtung  
des Materials innerhalb der Baugrundstäche  
ist unerlässlich notwendig, weil sonst durch  
das ungleichmäßige Setzen des Grundes Ge-  
fahren für die Standfestigkeit des Objects  
unbedingt eintreten würden.

Wird zum Zwecke der Herstellung eines  
wasserdichten Untergrundes (Klaufen) eine  
Spundwand geschlagen, so darf diese mit dem  
Rost nicht verbunden werden, weil sonst der  
Rost am gleichmäßigen Setzen verhindert würde.

In einem weichen Grunde, wo aber schon  
in mäßiger Tiefe ein fester Baugrund vor-  
handen ist, muß das Object entweder bis auf  
die feste Baugrundsschicht hinabgeführt werden

oder es wird eine Betonfüllung zwischen Spundwänden oder im Steinlaufen als Fundament ausgeführt. Bei einem Steinlauf-Fundamente muss jedoch bei Schwellwerken vor die bis auf den festen Grund hinabgeführte Kainerwand, u. zw. von der festen Grundschicht angefangen bis zu der Höhe der Grundschielle der Abflussoffnung eine genügend starke Lehmschicht gelegt werden.

In einem Baugrunde, wo die nothwendige Tragfestigkeit erst in einer ansehnlichen Tiefe zu erreichen ist, wird der stehende Rost mit oder ohne Spundwand als Fundierung angewendet werden. Die Gründpfähle oder Piloten des stehenden Rostes können auch durch Steinpfeiler ersetzt werden; jedoch entsprechen die ersteren besser, weil die zulässige Beanspruchnahme des Holzes auf seine rückwirkende Festigkeit das Beaufsache jener eines gewöhnlichen Männerwerkes besitzt.

Wird der Körper einer Klaue auf einen Pfahlrost gestellt, und gewährt die Gründschicht keine genügende Sicherheit gegen das Durchstechen des Wassers, so muss sowohl an der Wasserwand als auch an der Rückseite eine hinreichend tiefe Spundwand geschlagen werden. Ist dagegen der Untergrund vom Niveau des Rostes nach abwärts vollständig wasserundurchlässig, so kann die Spundwand entfallen und wird zur Sicherheit die von der Erdoberfläche nach abwärts gelegte Tegelplatte noch einen halben Meter unter die Kronschwelle des Pfahlrostes hinabgeführt. Behält der Baugrund bis zu einer bedeutenden Tiefe eine lockere, das Wasser durchlassende Beschaffenheit, so ist von der Erbauung eines Schwellwerkes an einer solchen Stelle ganz abzusehen, weil einerseits zu tief geführte Spundwände keinen sicheren Erfolg gewähren, während andererseits auch die Baukosten eine unverhältnismäßige Höhe erreichen würden. Die Fundamente sind in ihrem oberen Flächenausmaße stets größen anzulegen als die Gründfläche des darauf zu stellenden Objektes.

**Fundierungsaufwand.** 1. Aus Tannen-, Fichten- oder Föhrenrindholz Gründpfähle oder Piloten anarbeiten, zuspitzen, beschuhnen, zur Einschlagstelle auf kurze Entfernung schaffen, aufziehen, aufstellen, zum Einrammen vorrichten, mit einem eisernen Ring versehen, nach erfolgtem Einschlagen abschneiden und den Zapfen anarbeiten erfordert per Meter an Arbeitsaufwand und Material bei einer Pilotenstärke von

0.10 m	0.035	0.08 fm <sup>3</sup>	Rundholz
0.13 "	0.050	0.010 "	"
0.15 "	0.060	0.020 "	"
0.17 "	0.075	0.020 "	"
0.20 "	0.100	0.030 "	"
0.25 "	0.140	0.050 "	"
0.30 "	0.200	0.070 "	"
0.35 "	0.250	0.100 "	"
0.40 "	0.300	0.160 "	"

2. Aus weichem, vierkantig bearbeitetem Gehölz (Tannen, Fichten, Föhren) Gründpfähle oder Piloten wie unter 1 herstellen, erfordert an Arbeitsmaterial per laufenden Meter bei einem Querschnitte von

		Tag- schicht	starke Rundholz
7/7 oder	6/8 cm	0.030	0.008 fm <sup>3</sup>
9/9 "	8/10 "	0.040	0.010 "
10/10 "	9/12 "	0.050	0.020 "
12/12 "	10/14 "	0.060	0.020 "
14/14 "	12/16 "	0.075	0.030 "
17/17 "	15/20 "	0.100	0.050 "
21/21 "	18/24 "	0.120	0.070 "
24/24 "	21/28 "	0.160	0.100 "
28/28 "	24/32 "	0.200	0.130 "
31/31 "	27/36 "	0.250	0.160 "
35/35 "	30/40 "	0.300	0.200 "

3. Einen laufenden Meter weiches oder hartes Rundholz zu Gründpfählen vierkantig rein behauen erfordert an Zimmermannstagtagschichten bei einer Querschwelle von

7/7 oder	6/8	0.063	hart	0.050	weich
9/9 "	8/10	0.085	"	0.065	"
10/10 "	9/12	0.115	"	0.085	"
12/12 "	10/14	0.135	"	0.100	"
14/14 "	12/16	0.160	"	0.120	"
17/17 "	15/20	0.225	"	0.160	"
21/21 "	18/24	0.275	"	0.250	"
24/24 "	21/28	0.365	"	0.270	"
28/28 "	24/32	0.440	"	0.300	"
31/31 "	27/36	0.595	"	0.410	"
35/35 "	30/40	0.650	"	0.500	"

4. Wenn die Gründpfähle aus Värcchen- oder Eichenholz herzustellen sind, so ist der unter 1 und 2 angegebte Arbeitsaufwand um 15%, bezw. um 30% höher zu stellen; dagegen kann derselbe um 20% vermindert werden, wenn vom Beschuhnen der Piloten abgesehen wird.

5. Der Arbeitsaufwand für das Einrammen und Abschneiden kann folgendermaßen beziffert werden:

#### für Piloten in der Stärke von

	10	15	20	25	30	35	40	75 cm
								Taglichkeitenaufwand.

Eine Pilote bei 3—7 m Länge und bis 2 m Einschlagtiefe in den Boden einrammen, im leichten Boden per Meter .....	0.080	0.120	0.160	0.200	0.240	0.280	0.320	0.360
im mittleren Boden per Meter ..	0.100	0.150	0.200	0.250	0.300	0.350	0.400	0.450
im festen Boden per Meter .....	0.180	0.270	0.360	0.450	0.540	0.630	0.720	0.810
bei einer Einschlagtiefe über 2 m im leichten Boden per Meter ...	0.160	0.240	0.320	0.400	0.480	0.560	0.640	0.720
im mittleren Boden per Meter ...	0.240	0.360	0.480	0.600	0.720	0.840	0.960	1.080
im festen Boden per Meter .....	0.320	0.480	0.640	0.800	0.960	1.120	1.280	1.440
bei 8—10 m Pilotenlänge und bis 2 m Einschlagtiefe, im leichten Boden per Meter .....	0.080	0.120	0.160	0.200	0.240	0.280	0.320	0.360

im mittleren Boden per Meter . . . . .	0·110	0·165	0·220	0·275	0·330	0·385	0·440	0·495
im festen Boden per Meter . . . . .	0·150	0·225	0·300	0·375	0·450	0·525	0·600	0·672
bei einer Einschlagtiefe über 2 m								
im leichten Boden per Meter . . . . .	0·180	0·270	0·360	0·450	0·540	0·630	0·720	0·810
im mittleren Boden per Meter . . . . .	0·270	0·405	0·540	0·675	0·810	0·945	1·080	1·215
im festen Boden per Meter . . . . .	0·360	0·540	0·720	0·900	1·080	1·260	1·440	1·620
eine Pilote abschneiden über dem								
Wasserstandspiegel per Meter . . . . .	0·030	0·045	0·060	0·075	0·090	0·105	0·120	0·135
bis 0·5 m unter dem Wasserstandspiegel	0·180	0·195	0·210	0·225	0·140	0·255	0·270	0·285
von 0·5—1·0 m unter dem Wasser-								
spiegel . . . . .	0·330	0·345	0·360	0·375	0·390	0·405	0·420	0·435

6. Das Ausziehen einer am Lande oder im Wasser stehenden mittleren Pilote kann annähernd mit einem Arbeitserforderniß veranschlagt werden

	Zimmermannstagsschichten	Handlangertagschichten	Requisiten abnutzung
wenn sie am Lande steht, bei einer Einschlagtiefe von 1 m auf . . . . .	0·13	0·75	15%
von 2 m auf . . . . .	0·25	1·50	20%
wenn die Pilote im Wasser steht, bei einer Einschlagtiefe von 1 m auf . . . . .	0·35	0·75	18%
von 2 m auf . . . . .	0·50	1·50	22%
von 3 m auf . . . . .	1·50	4·50	25%
wenn die Pilote unter dem Wasserstandspiegel steht, bei einer Einschlagtiefe von 1 m auf . . . . .	0·50	0·85	20%
von 2 m auf . . . . .	0·75	2·00	21%
von 3 m auf . . . . .	2·00	5·00	25%

7. Das Einschlagen einer Pilote mit der Handramme erfordert unter mittleren Bodenverhältnissen für jeden Meter Einschlagtiefe bei einer Pilotenstärke oder einem Querschnitt von

37 oder 29/29 mit 1·00 Tagssch. und 10%			
32 " 24/28 "	0·90	"	10%
27 " 21/24 "	0·80	"	10%
25 " 18/21 "	0·70	"	10%
21 " 16/16 "	0·60	"	10%
17 " 13/13 "	0·50	"	10%
13 " — "	0·38	"	10%

8. Mit dem Bogenschlägel einen 10—13 cm starken Pfahl 1—1·5 m tief in den Boden einschlagen, erfordert unter mittleren Bodenverhältnissen einen Aufwand von 0·37—0·55 Tagsschichten.

9. Mit dem Handschlägel einen 10—13 cm starken Pfahl 10—20 cm tief in den Boden einschlagen, erfordert einen Aufwand von 0·012 bis 0·024 Tagsschichten.

10. Die Herstellung einer einfachen Kunstramme, wie sie bei den gewöhnlichen forstlichen Wälderbauteilen angewendet wird, erfordert 3·3 fm<sup>3</sup> Bauholz, 10 Stück 25 cm lange und 2 Stück à 85 cm lange Schrauben, summt Muttern im Gewichte von 15 kg, 11 kg Eisenbestandtheile der Rammsscheibe, ein Eisenlager 1·5 kg schwer, 2 eiserne Schuhe summt Federn und Schließen, dann 2 Öhren zum Befestigen

der beweglichen Streben an den Führungssäulen mit 4 kg, den 600—800 kg schweren Rammbären, 23 kg schwere Eisenbestandtheile zum Bären, 23 kg schwere Eisenbestandtheile zur Winde und 80 kg für das Trieb- und Kammrad, ein 18 m langes und 15 kg schweres Schlagwerkseil und einen Arbeitsaufwand von 33 Tagsschichten.

11. Betonfüllung ohne Anwendung einer Mörtel- oder Betonmaschine, einschließlich des Klopfens der Steine, das Mischen und Einführen der Masse in die Baugrube, endlich das Feststampfen in 5—8 cm dicken Schichten erfordert per Kubikmeter:

a) bei dem Mischungsverhältnisse von 1 Theil Cementkalk, 2 Theilen Sand und 5 Theilen Schlägelschotter:

0·25 Maurer-, 3·0 Handlangertagschichten, 0·21 m<sup>3</sup> Cementkalk, 0·42 m<sup>3</sup> Sand und 1·05 m<sup>3</sup> Schlägelschotter;

b) bei einer Mischung von 1 Theil Cementkalk, 2 Theilen Sand und 4 Theilen Schlägelschotter:

0·3 Maurer-, 3·0 Handlangertagschichten, 0·25 m<sup>3</sup> Cementkalk, 0·50 m<sup>3</sup> Sand und 1·0 m<sup>3</sup> Schlägelschotter.

12. Einen Längenmeter Grundschwellen zu einem liegenden Balkenrost anarbeiten und legen, erfordert 0·2 Zimmermannstagsschichten.

13. Einen Quadratmeter Bohlenbelag zu einem Balkenrost zuschneiden, säubern, legen und mit hölzernen Nägeln auf die Schwellen befestigen, erfordert einschließlich der Anfertigung der erforderlichen Holznägel 0·33 Zimmermannstagsschichten.

14. Einen Quadratmeter Rost- oder Spundpfähle waagrecht abschneiden, erfordert einschließlich des Zurichtens von Zapfen an die Köpfe der Pfähle, des Einstemmens von Zapfenlöchern in die Holme und die letzteren festnageln 0·4 Zimmermannstagsschichten.

15. Einen laufenden Meter Nutz und Feder in einem Spundpfahle anarbeiten, denselben spalten und erforderlichenfalls beschuhnen, erfordert 0·20 Zimmermannstagsschichten.

16. Einen laufenden Meter Nutz und Feder in einem Spundpfahle anarbeiten, denselben spalten, an die Pfähle die Zapfen anarbeiten, erfordert einschließlich des Zurichtens und Auflegens des Holzes 0·55 Zimmermannstagsschichten.

18. Der Aufwand für die Herstellung eines Rostes, bezw. für das Herrichten der Hähne, der Schwellen und des Belages, für das Einlegen der Bangen in Entfernungen von 1'23 bis

1'50 m einschließlich des vollständigen Auarbeits stellt sich per Meter nach Maßgabe der Breite, u. zw.:

	Schwellrost	Pfahlrost	Zimmermanns-Tagschicht
bei 1'1 m Breite des Belages auf 2 Pfahlreihen	0'866	1'466	
" 1'4 "	1'333	2'000	"
" 1'7 "	1'466	2'133	"
" 2'0 "	1'633	2'300	"
" 2'3 "	2'000	2'866	"
" 2'6 "	2'133	3'000	"
" 2'9 "	2'266	3'133	"
" 3'2 "	2'633	3'733	"
" 3'5 "	2'776	3'866	"
" 3'8 "	2'916	4'033	"
" 4'1 "	3'283	4'666	"
" 4'4 "	3'433	4'800	"
" 4'7 "	3'566	5'000	"

Dr.

**Fundus instructus** ist die Bezeichnung für den Normalvorrath bei der Cameralage (j. d.). Nr.

**Fünfpflanzung** oder **Quincunx** ist ein aus dem Quadratverband so hervorgehender neuer

Verband, daß man, wie die Figur . . . zeigt,

in den Mittelpunkt des Quadrates noch eine fünfte Pflanze setzt. Es entsteht daraus eine weitere Bildung von Pflanzenquadrate, deren Seite b nur der halben Diagonale (etwa 0'7 der Seitenlänge) der ursprünglichen größeren Quadrate mit der Seite a gleich ist und daher der Verband besser sogleich mit der geringeren Seitenlänge abgesteckt werden könnte, wenn man einen, etwa die doppelte Pflanzenzahl erfordernden Verband haben wollte (j. a. Verband). Gt.

**Fungible** (vertretbare, Quantitäts- oder Gattungs-) Sachen (res fungibles) kommen im Verkehre nicht mit ihrer Individualität, sondern nur mit ihrer Quantität (res, quae numero, pondere, mensura consistunt. constant, continentur, valent u. s. w.) in Bezug und können daher durch Sachen derselben Gattung, Güte und Quantität vertreten werden. Dieselben gelten nur als Vertreter des genus (res, quae in genere suo functionem recipiunt per solutionem magis, quam specie), während die nicht vertretbaren Sachen als species oder corpus erscheinen. Es zahlt z. B. beim Darlehen (j. Darlehensvertrag) der Schuldner dem Gläubiger nicht die von demselben erhaltenen Münzen, sondern nur eine gleiche Summe in den bedungenen oder gesetzlichen Münzsorten zurück, während beim Commodat (j. d.) die geliehene Sache selbst zurückgegeben werden muß.

Zu den fungiblen Sachen zählen vor allem das Geld, dann Getreide, Wein, Holz in für den Verkehr hergerichtetem Zustande und andere verbrauchbare Sachen, wie überhaupt die meisten Handelsartikel, doch ist die fragliche Unterscheidung eine rein conventionelle, indem z. B. bei der Verpfändung bestimmter Münzen oder bei dem Ankaufe eines auf einem Speicher vorhandenen Getreidevorrathes Geld und Getreide die Vertretbarkeit verlieren, während auf der andern Seite durch das allgemeine Versprechen des

Verkaufes einer gewissen Zahl Hectaren Ackerland selbst Grundstücke zu fungiblen Sachen werden können.

Das Erlöschen einer Obligation durch den Untergang der Sache setzt bei fungiblen Sachen den Untergang der Gattung voraus.

Einzelne Particularrechte, wie z. B. das preußische allgemeine Landrecht und auch der französische Code civil, identifizieren die verbrauchbaren Sachen (res, quae usu consumuntur, tolluntur vel minuantur, quae in assumptione sunt, quae in abusu consistunt) mit den vertretbaren, während doch verschiedene Fabrikate vertretbar sind, ohne durch den Gebrauch sofort zerstört oder auch nur merklich verschlechtert zu werden. Schließlich werden übrigens auch diese Sachen verbraucht.

Die Bezeichnung der vertretbaren Sachen als fungible wurde zu Anfang des XVI. Jahrhunderts durch den berühmten Udalricus Zasius (Zäsi) eingeführt. At.

**Funiculus umbilicalis**, Nabelstrang. Knr.

**Funkenszug**, s. Eisenbahnen und Feuer-  
raum.

**Furchel**, die, s. Ferkel. \* E. v. D.

**Furchenmosche**, Menobranchida, Familie der Kiemenlurche (j. d.). Ziennlich breitköpfige langgestreckte Schwanzlurche mit vierzehigen Gliedmaßen, stummelförmigen Beinen, langer Zahnbogenreihe am Gaumen, großer Mundpalte, dicken, fleischigen Lippen. Federseits bleiben vier Kiemenpalten. Gattung: Menobranchus Harlem mit der Art: Furchenmolch (M. lateralis Say). Ledernfalls die Larve eines noch nicht bekannten Schwanzlurches. Knr.

**Furchenschildkröten**, Homopus Dum. Bibr., eine Untergattung von Testudo mit vier Krallen an Vorder- und Hintersäulen. Kkr.

**Furchenzähner**, Proteroglypha, Colubrina venenosa. Hierher die Familien: Elapida und Hydroida. Kkr.

**Furfurof** (Brenzschieimsäurealdehyd),  $C_5H_4O_2$ , wird gewonnen durch Destillieren von Weizenkleie, Mehl, Sägespänen mit verdünnter Schwefelsäure oder mit concentrirter Lösung von Chlorzink, auch entsteht es bei trockener Destillation des Holzes, besonders des Eichenholzes, unter 200°, beim Erhitzen von Holz

mit Wasser auf 198°, beim Kochen von Krapp mit Schwefelsäure. Die Stammlubstanz des Furfurols findet sich in den Hülsen der Gestreifekörner, ist löslich in Kalilauge und stark verdünnter Schwefelsäure, nicht in Wasser. Das Furfurol ist ein farbloses, in Wasser ziemlich lösliches Öl von angenehmem, an Bittermandelöl erinnerndem Geruch, wenig schwerer als Wasser, siedet bei 162° und destilliert unverändert über. An der Luft färbt es sich gelb, durch Erhitzen mit Silberoxyd und Wasser wird es zu Brenzschleimsäure oxydiert. Mit Phenol (Resorcin, Phrogallol) und Salzsäure bildet es schöne chlorophyllähnliche Farbstoffe, die sich in Wasser mit grüner Farbe lösen und durch Salzsäure in blauen Flocken gefällt werden.

v. Gn.

**Furina** D. B., Giftschlangengattung der Elapidae. Kür.

**Furkel**, die, s. *Vorkel*. E. v. D.

**Furkie**, die, nur mhd., abgl. v. furke = Gabel; das Aufstecken des Gescheides eines par force gejagten Hirsches (nach französischer Sitte), s. *Hirschjagd*. Gottfried v. Straßburg, Tristan u. Isolde, v. 2924. — Benecke u. Müller, Mhd. Wb. III., p. 447 a, b. — Leyer, Mhd. Wb. III., p. 602. E. v. D.

**Furn**, s. *Plöße* und *Rothfeder*. H. C.

**Furniere**, *Furniere*, *Furnierschneidemaschinen*, *Furnire*, *Furniere*, *Fournire*, *Fourniere*, *Furnüre* u. s. w. sind mehr oder weniger dicke Holztafeln (von  $\frac{1}{10}$  mm bis ca. 3 mm), oft in ziemlich großer Breite (von einigen Centimetern bis weit über einen Meter) und in einer Länge bis 100 m, 300 m und darüber — aus edleren, gefladerten, also schön gezeichneten oder besonders gefärbten Hölzern, z. B. Mahagoni, Jatobanda, Nussbaum, Kirschbaum, Ahorn, Esche, Wachholder u. s. w.

Die Furniere werden entweder mit der Säge gezeichnet, mit Hobelmaschinen erzeugt oder durch eigene Furnierschneidemaschinen wie die Rinde vom Stämme losgezählt. Die Furniere werden besonders von den Tischlern zur Verschönerung der Möbel, aber auch von Galanteriearbeitern benutzt, um mindere Holzsorten mit besseren und schöneren Holzarten zu überdecken und zu überkleiden. Der Vorgang heißt Furnierung (Furnirung).

Der Zweck einer solchen Arbeit ist:

1. die Gegenstände billiger zu machen im Verhältnisse zu jenen, welche ganz aus edlem Holze gefertigt werden;

2. sie weniger schwer zu erhalten, weil der Haupttheil aus weichem Holze ist;

3. durch Anwendung ausgesucht schöner, kleiner Holzslächen dem Ganzen ein besonders schönes Aussehen zu geben, was bei ausgelehnter Holzstücke nicht möglich wäre;

4. die Verarbeitung kleinerer Holzstücke, welche schön gezeichnet sind, noch zu erreichen.

Das Furnieren geschieht in der Weise, dass die aneinander gereihten Blätter eine symmetrische Zeichnung geben, u. zw. in Bezug auf eine Mittellinie oder in Bezug auf einen Mittelpunkt.

Das Grundholz, auf welchen die Furniere geleimt werden, soll sich wenig verziehen,

große Festigkeit besitzen und den Leim gut aufnehmen.

Das vorzüglichste Grundholz ist astfreies, schlichtes Eichenholz; es werden aber auch Linden-, Pappel-, Tannenholz u. s. w. u. s. w. verwendet.

Die Furniere werden entweder gleichfarbig (von einer Sorte) verwendet, oder man stellt bunte Muster zusammen (s. a. Holzmosaik).

Das Furnieren ebener Flächen geschieht durch Anpressen der aufgelegten Blätter auf das Blindholz, nachdem dieselben zuvor mit dem Zahnkobel rauh gemacht und mit heißem, nicht zu dichtflüssigem Leim bestrichen worden waren.

Manchmal erhält der Gegenstand zuerst ein Eichenholzfurnier, und nach dessen Austrocknung eines aus edlem Holze. Dem Rissigwerden wird dadurch besonders gut vorgebeugt.

An schmale Flächen preßt man das Furnier nicht durch Schraubenpresso, sondern mit dem Furnierhammer an.

Das Furnieren der Kanten erfolgt mit Zuhilfenahme eines Papierbogens, an dem das Furnier einerseits befestigt ist, während die andere Seite auf das Blindholz aufgeleimt wird. Das Vermeiden einer Fuge und das Aufsplitten des Furniers an der Kante wird durch einen keilsförmigen Schnitt an der Innenseite des Furniers hintangehalten.

Zum Belegen geschweifter und krummer Flächen müssen dünnere Furniere verwendet werden, die man durch Hobeln der gewöhnlichen Furniere herstellen kann.

Die Dicke der Furniere pflegt man dadurch auszudrücken, daß man angibt, wie viele derselben aus einem bestimmten Maße der Holzdicke geschnitten werden können. Man schneidet z. B. etwas starke Furniere 8—10 Stück aus 23 mm; mit den besten Sägemaschinen 16—18 Stück.

Das Furniersägen unterliegt mancherlei Schwierigkeiten, da das Holz meist kummifaserig und oft verwachsen ist. Um Brüche, Löcher u. dgl. in den Furnieren zu vermeiden, muss die Säge nicht zu grobe und nur sehr wenig geschränkte Zähne besitzen, die bei ihrer Bewegung stetig in einer Ebene verbleiben. Beim Sägen wird die Bohle auf eine andere von gewöhnlichem Holze mit einer breiten Fläche festgeleimt, damit man sie vollständig ausarbeiten kann und das Werken verhindert wird.

Für den kleinen Bedarf werden Furniere aus freier Hand durch zwei Arbeiter gezeichnet.

Die Furnierzägemaschinen enthalten nie mehr als ein einziges Sägeblatt, entweder gerade oder kreisförmig.

Die geraden Furniersägen bewegen sich entweder vertical oder horizontal. Die ersteren Anordnung ist jetzt beinahe vollständig verlassen worden. Meistens werden die Furniersägen durch eine Dampfmaschine angetrieben, welche eine gleichförmigere Bewegung ertheilt als Pferde- oder Wasserkraft.

Das Sägegatter wird in Falzen durch die Zugstange einer Kurbel auf seiner horizontalen Unterlage hin und her bewegt. Die Zuschie-

bung des Holzes erfolgt entweder beständig oder bloß während des Verganges. Bei den ziemlich seltenen Furniersägemaschinen mit Kreissägen haben dieselben einen bedeutenden Durchmesser (1,5—3,5 m). — Die mit Kreissägen geschnittenen Furniere erkennt man gewöhnlich an den bogenförmigen feinen Querstrichen, welche sie als Spuren der Sägezähne zeigen.

Auch Kreissägen werden benutzt, welche vom Mittelpunkt gegen den Rand immer dünner werden und dort mit nicht geschränkten Zähnen besetzt sind. Solche Sägen erzeugen wenig Späne und liefern um 50—80% mehr Furniere.

Bei der Furnierhobelmaschine wird entweder das zu bearbeitende Material unter dem Hobel durchgezogen und letzterer sinkt vor jedem neuen Schnitte um die Dicke des Furnieres herab; oder der Hobel bewegt sich, während das Holz festliegt. Auch zwei Hobeleisen können gleichzeitig oben und unten zur Wirkung gelangen.

Eine gut verwendbare Hobelmaschine ist folgende:

Der Hobel bewegt sich horizontal; das Auflager für das Holz hebt sich nach jedem Schnitte um die Dicke des Furnieres. Das Doppelhobeleisen schließt einen Winkel von 80° mit der Bewegungsrichtung ein und ist unter 15° gegen die Holzoberfläche geneigt.

Beim Schneiden der Furniere aus luftgetrocknetem Holze ergibt sich im Mittel ein Abfall von 50%. Dieser Übelstand gab Veranlassung, die Furniere durch ein Messer vom Holzblocke zu trennen. Aber erst durch das Dämpfen des Holzes erhielt dieses eine Geschmeidigkeit, welche die Herstellung eines branchbaren Produktes ermöglichte.

Ehe noch das Holz vollständig trocken ist, muss dasselbe verarbeitet werden. Allerdings verlieren manche Holzsorten durch das Dämpfen ihre schöne Farbe und werden brüchig. Man hat aber geeignete, jeder Holzart angepasste Methoden gefunden, welche die Herstellung eines aufzuhoben oder doch verringern.

Ein Mittelding zwischen den Furniersägen und Furnierschneidemaschinen bilden die Furnierhobelmaschinen. Auch bei diesen wird das Holz vor der Verarbeitung gedämpft.

Die gehobelten Furniere und die Messerschnittfurniere lassen sich viel dünner herstellen als jene durch Sägen; sie haben eine glattere Oberfläche und viel größere Längen- und Breitendimensionen.

Eine solche Maschine kann bis zu 2,3 m lange und 1,3 m breite Flächen bearbeiten. Die durchschnittliche Geschwindigkeit des Hobels beträgt 250 mm pro Secunde. Die Dicke der Furniere beträgt gewöhnlich 0,5 mm.

Die Furnierschneidemaschinen lassen sich in zwei Gruppen theilen. Zu der ersten gehören Maschinen, bei welchen von einem rotierenden Rundholz oder einem mit Holzstücken belegten Cylinder durch ein Messer, welches langsam radial vorschreitet, das Blatt in Form einer Spirale abgelöst wird. In die zweite Gruppe fallen jene Maschinen, bei denen entweder ein

festeres Messer die Furniere vom Blöcke abtrennt oder ungekehrt das Holz steht und das Messer sich bewegt. Ein Beispiel für die erste Maschine bildet jene von Garand, welche im Etablissement von L. Mongenot in Paris zuerst zur Verwendung kam. Der Holzylinder, z. B. zwei Halbenlinder aus Palisander rotiert wie auf einer Drehbank zwischen vierkantigen Nötern, während ein fix liegendes Messer, dessen Länge größer als die Länge des Klothes ist, den Schnitt hervorbringt. Dass das Messer nach der Vollendung je eines Schnittes um die Dicke des nächst wegzunehmenden Furnierblattes vorgerückt werden muss, ist selbstverständlich. Mongenot hatte schon auf der Pariser Weltausstellung 1878 ein Furnier von 400 m Länge angefertigt.

Zu den Maschinen der zweiten Gruppe gehört die Furnierschneidemaschine von Arbez. Bei dieser Maschine steht die Schneide des Messers senkrecht auf die Bewegungsrichtung des Schlittens. Das Messer ist stellbar. Der Tisch, auf dem sich das Arbeitsstück befindet, wird rückweise nach jedem Hub, ehe das Messer ein frisches Blatt zu schneiden beginnt, um die Blattdicke gehoben.

Pfoss-Erner. Die Werkzeuge und Maschinen zur Holzbearbeitung ausschließlich der Sägen. Weimar 1883. Bernhard Friedrich Voigt.

Karmarsch-Hartig. Handbuch der mechanischen Technologie. 5. Auflage. I. Bd. Baumgärtner's Buchhandlung. Leipzig 1875.

Karmarsch und Heeren. Technisches Wörterbuch. III. Bd. Prag 1878. Verlag der Bohemia.

Gr.

Furoin,  $C_{10}H_8O_4$ , entsteht beim Kochen von Furfurol mit Wasser, Alkalien und Chancalum, löst sich in Bitriolöl mit blaugrüner Farbe.

v. Gn.

Furslach, eine im Mittelalter übliche Bezeichnung für das „Jägerrecht“, als welches der Jäger bei einem Hirsch den Kopf mit Hals und Brust, d. h. was „von vorn herau“ oder „vorn“ abgeschlagen wird, beanspruchen konnte. So heißt es im Weisthüm des Sprinkenberger Waldes (aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts): Postmodum idem forestarius cum eis ibit cum 2 canibus ad wartam; et si cervus venerit, illos canes dimittet et cum eis cervum sequetur; et si captus fuerit, ipse accipiet jus suum, quod dicitur furslach.

Schw.

Fürst Hermann, geb. 29. März 1837 in Ansbach, besuchte von 1854—1856 die Forstlehranstalt Aschaffenburg, studierte hierauf zwei Semester an der Universität Würzburg und trat sodann in die forstliche Praxis über. Nach einer infolge der damaligen Überfüllung mit Aspiranten langjährigen Dienstzeit als Forstgehilfe und Assistent wurde er am 1. October 1871 zum Obersöster in Berg (Oberpfalz) und am 1. Januar 1878 zum Kreisforstmeister bei der Regierung zu Regensburg ernannt. Bereits am 1. September 1878 wurde ihm gelegentlich der Neorganisation des forstlichen Unterrichts in Bayern die Direction der Forstlehranstalt Aschaffenburg übertragen, am 1. Februar 1885 erfolgte seine Beförderung zum

**Regierungs-** und **Forstrath** unter Belassung in seiner bisherigen Function.

Fürst hat neben zahlreichen Journalartikeln folgende selbständige Werke verfasst: *Pflanzenzucht im Wald*, Berlin 1882, 2. Aufl. 1888, Neubearbeitung von Kantschinger's *Forstbuch*, Berlin 1883, *Die Waldbungen in der Umgebung von Aschaffenburg*, Aschaffenburg 1884, *Pflanzenwald oder schlagweiser Hochwald?* Berlin 1885. *Schw.*

**Fürstentus**, der, ein Jagdsignal, welches bei einer Parforcejagd, manchmal auch bei anderen Jagden, bei Ankunft des Fürsten, bezw. des Jagdherrn oder auch um ihn herbeizurufen, geblasen wird. „Ist der Fürst oder Herr nicht zugegen, so läßt man wohl die Hunde jagen, bis sie den Hirsch stellen. Aber sangen darf ihn kein Jäger oder Cavalier, sondern die Hunde werden nach erfordernden Umständen wol so lange abgenommen, der Fürsten-Ruß geblasen, und der Fürst erwartet, daß er den Hirsch selber fängt.“ Döbel, Ed. I, 1746, II., fol. 106. — „Fürstentus“ nennt man das Stückchen, welches bey der Parforce-Jagd geblasen wird, um der Herrschaft zu bezeichnen, wohin die Jagd geht.“ Hartig, Aultg. 3. Wm spr., 1809, p. 108; Lb. J. Jäger, Ed. I, 1812, I., p. 39; Lexikon, Ed. I, 1836, p. 497. — Behlen, Wm spr., 1829, p. 62. — „Fürstentus“. Ein Hörnerignal, welches gegeben wird, wenn bei Festinjagen der fürstliche Jagdherr ankommt.“ Id., Real- u. Verb.-Lexikon, II., p. 752; VI., p. 217. — „Fürstentus“. Bei der Parforcejagd die Fanfare, mit der man die Herrschaft herbeiruft.“ Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 339. — Hartig, Lexikon, Ed. II, 1861, p. 207. — Grimm, D. W., IV., p. 876. — Sanders, Wb., II., p. 803 b. *E. v. D.*

**Fuselöl** nennt man die bei der alkoholischen Gährung neben Athylalkohol entstehenden Alkohole und Ester der Fettsäurerreihe, besonders Butyl-, Propyl- und Amylalkohol, sowie die Äther der Caprin-, Capryl- und Pelargon-säure, außerdem finden sich in dem Gemisch Furanol, Fermentöle u. s. w. Je nach dem Rohmaterial, welches der alkoholischen Gährung unterzogen wird, ist das Gemisch der Fuselöle verschieden. Kartoffelfuselöl enthält als Hauptbestandtheil Amylalkohol, außerdem Propylalkohol, Butylalkohol u. s. w., fette Säuren, Ester und Fermentöle. Getreidefuselöl enthält Alkohole der Fettsäurerreihe, freie Fettsäuren und ein durchdringend riechendes Öl (Kornöl). Es ist bei gewöhnlicher Temperatur schmierig, talgartig, grünlichbraun, schmilzt zu einer gelben Flüssigkeit von betäubendem Geruch und dient zur Darstellung wohlriechender Äther. Weinfuselöl (Druenöl) wird gewonnen durch Destillation des Johngelägers; das Rübenfuselöl riecht überaus unangenehm. *v. Gn.*

**Fusidium candidum**, j. *Nectria ditissima*.

*Hg.*

**Fuß**, pes, der Wirbeltiere heißt der der hand homologe Endabschnitt der hinteren Gliedmaßen; an ihm unterscheidet man: 1. die Fußwurzel (tarsus), 2. den Mittelfuß (metatarsus) und 3. die Zehen (digiti pedis).

*Anr.*

**Fuß, der.**

I. Zu der allgemeinen Bedeutung vnnur von den zur Hohen (und Mittel-) Jagd gehörigen Flugwilde; vgl. Stand, Ständer, Latice, Ruder, Tritt. „Der Auerhahn hat Füße.“ „Der Kranich hat gar hohe Füße...“ Döbel, Ed. I, 1746, I., fol. 45 u. Register. — „Das zur hohen und Mitteljagd gehörige Federwild hat Füße.“ Winkell, Ed. I, 1805, I., p. 309.

II. Local statt Schalen, s. d. „Fuß“ Also werden die Schalen einiger Orten genannt. Underer Orten hingegen darf sich ein Jäger mit dem Fuß nicht groß hören lassen, sondern er muß bei dem Wort Schalen bleiben; sonst meinte man, er habe sich verblesset.“ C. v. Hepp, Ansicht. Lehrprinzip, p. 93. — „Fuß, einige sagen auch Schale oder Sohle, ist des Hirsches, Thieres, Rehes und Schweines Klauen, worauf sie geben.“ Chr. W. v. Hepp, Wohltred. Jäger, p. 136. — „Fuß heißt in einigen Ländern der hornigte Theil oder die Klauen (Schalen) am Lauf des Roth-, Dam-, Reh- und Schwarzwildes.“ Hartig, Aultg. 3. Wm spr., 1809, p. 108: Lb. J. Jäger, I., p. 39. — Behlen, Wm spr., 1829, p. 62. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 339.

III. Im Sinne v. II. s. v. w. Tritt, Spur, fährte. „Daz klage ich dir vrou Minne, süze trouwe, ob ich und daz Herze (Hund). nun geselle, noch einen fuoz beschouwen, der sich gerechtlichen schicken welle.“ Hadamar v. Laber, Din jagt, str. 536. — „Der lait hunt sucht bald, do ich jn wider haben müsz: do erspürt ich ainen füsz, dez wart ich so wol gemut...“ Der Minne Jagd, v. 30—33. — „... Darnach folg dem hirs-fuss nach, bis du jne versicherst.“ „Item wann der Hirsch jnn dass holtz geet, vnd du kanst jnn vff der Enden vom fuss nit ebenn spueren...“ Enno v. Winnenburg, Abh. v. d. Reichen d. Rothirsches a. d. XVI. Jhd. „Lieber Weidmann, sag an: Wo laufen die Hund hindan?“ Sie laufen heut des Morgens feucht elend, anß elend, Schweiß elend, anß in das Gras jagen heut die Hund nach des edlen Hirschen Fuß.“ Jägerkunst vnd Wendgeschrey, Nürnberg 1616, no. 52. — Lexer, Alhd. Wrb., III., p. 380. — Fehlt b. Grimm u. Sanders in den speziellen Anwendungen. *E. v. D.*

**Fuß, tarsus**, j. Beine der Insekten. Füße, gleichbedeutend mit Astfuße, Bauchfüße der Larven (pedes spurii), werden jene unechten Füße genannt, welche sich am Larvenkörper mit Ansatzfuß der drei (ersten) Brustringe und des 4. Ringes vorfinden können. Ihre höchste Zahl ist mit 16 erreicht (Blattwebspinnenlarven). *Hchl.*

**Fußbaum**, der = Autritt, Antrittreis; selten. Vgl. Fußreis, Fußgragel. Behlen, Real- u. Verb.-Lexikon, II., p. 762. *E. v. D.*

**Fußböden** werden in den Räumen eines Gebäudes entweder aus Holz, aus Stein (Pflasterungen) oder aus einem anderen Material (Lehm-, Gips-, Kalk-, Asphalt- oder Cementstrich) gelegt. Fußböden aus Brettern oder Dielen werden in der Weise hergestellt,

dass in dem abzudielenden Raum zuerst in Entfernung von einem Meter  $\frac{9}{12}$  cm starke Polsterhölzer, die mit beiden Enden auf den Mauervorprüngen anliegen, gelegt werden. Zwischen den Polsterhölzern kommt Mauerschutt bis an deren Oberfläche und soll diese Schnittschicht auch 3 cm unter die Polsterhölzer reichen; sodann werden senkrecht auf die Polsterhölzer die 3—4 cm dicken Bretter derart angebracht, dass das Fußbodenbrett auf jedem Polsterholz mit zwei Nägeln, deren Köpfe zu versenken sind, befestigt wird. In Wirtschaftsräumen werden die Fußbodenbretter unmittelbar auf die Balken des Trambodens befestigt. Zu Wohrräumen müssen die Fußbodenbretter durch Falzung verbunden werden, während in den untergeordneten Räumlichkeiten die Verbindung mit Feder und Ruth genügt. In diesem Falle sind 4—5 cm dicke Bretter zu verwenden.

Weitere Formen des Fußboden sind noch der Triesboden und der Parquetfußboden, welche stets auf einen rauhen, ungehobelten, gewöhnlichen Fußboden (Blindeboden) gelegt werden. Ein Quadratmeter Fußboden aus 4 cm starken Brettern ohne Polsterhölzer herstellen erfordert

	starke Bretter	Stimme, Tagstück
gefäßt, rauh, ungenagelt		
0·3 m breite Bretter ...	3·5 m	0·08 m
gefäßt, rauh, genagelt ...	3·5 "	0·10 "
gefäßt,	3·65 "	0·12 "
gehobelt "	3·65 "	0·19 "
gespündet, rauh, genagelt ..	3·75 "	0·18 "
gehobelt, genagelt 3·75 "	0·25 "	
und 10% Requisitenabnutzung. Zur Nagelung		
sind per Quadratmeter sieben Stück 100 mm		
lange Nägel erforderlich.		

Bei gewöhnlicher Belastung genügen bei einer Balkenweite von

0·55 m	Dielenstärken von 2·5 cm
1·1 "	4·0 "
1·33 "	4·5 "
1·65 "	5·0 "
2·0 "	6·5 "
2·5 "	8·0 "

Fr.

**Fußdecke**, podotheka, die horngige Bekleidung des Vogelfußes. Knr.

**Fußeisen**, das, ein Eisen, welches das zu fangende Thier am Fuße fasst, also jedes Tritteisen, s. d.; veraltet. „Pedica vuszyzen vel clope.“ Schröver Boeck, b. J. 1420 no. 2021. — „Pediculus ein fuesz eysen.“ Diefenbach's Gloss. b. J. 1470, Sp. 205. — „Sie (die Füchse) werden auch mit Fußeisen gefangen.“ J. Colerus, Oeconomia ruralis, 1645, fol. 580 b. — „Erstlich auf dem Risse p. 150 A. 1 ist ein aufgestelltes Fuß-Eisen oder wie sonst Schwanenhals oder Berlinische Eysen genemmet werden.“ Döbel, Ed. I, 1746, II., fol. 153. — Grimm, D. Wb., IV., p. 1018. — Sanders, Wb., I., p. 359 b. E. v. D.

S. a. Steigisen. Fr.

**Füßen**, verb. intrans., s. v. w. sich setzen, einsfallen, v. Rebhühnern; sehr selten, vgl. anfüßen, außfüßen. Onomat. forest., IV., Nach-

trag v. Stahl, p. 380. — Grimm, D. Wb., IV., p. 1020. — Sanders, Wb., I., p. 523 a. E. v. D.

**Fußgestell**, das, in der Beizsprache die Oberschenkel der Beizvögel; veraltet. „In Fußgestelle nennen die Jäger an dem Habicht die Schenkel.“ Onomat. forest., I., p. 988. — Behlen, Wm spr., 1829, p. 62, 69. — Grimm D. Wb., IV., p. 1027. — Sanders, Wb., II., p. 1924 a. E. v. D.

**Fußgragel**, die, verdorben Fußkratzel = Antritt, Antrittreis, Fußkreis, Fußbaum, selten. Behlen, Real- u. Verb.-Lexikon, II., p. 762. — S. Gragel. E. v. D.

**Fußkiemen**. Die Gliedmaßen bei den Krebsen dienen nicht nur der locomotion, sondern auch der Respiration; sie besitzen nämlich büschelförmige oder kammförmige oder als fädige Anhängsel erscheinende, zartere oder massivere Kiemenblättchen zum Atmen in Wasser oder in feuchter Luft. Knr.

**Fußkratzel**, die, s. Fußgragel. E. v. D.

**Fußkreis**, das = Antritt, Antrittreis, Fußkreis, Fußbaum, Fußgragel; selten. Behlen, Real- u. Verb.-Lexikon, II., p. 763. — Sanders, Wb., II., p. 718 b. E. v. D.

**Fußstummel** heißen die vertümerten Füße von Wirbel- und Gliederthieren, speciell die ungegliederten Füße der Ringelwürmer. Knr.

**Fußwurzel**, tarsus, besteht bei den Sägethieren, wenn ausgebildet, aus 7 Knochenstücken: 1. Springbein (astragalus, talus); 2. Fersebein (calcaneus, fibulare); 3. Kahnbein (naviculare, scaphoideum); 4. bis 6. 3 Keilbeinen (os ecto-, meso- und entocuneiforme), und 7. dem Würfelbein (cuboideum). Knr.

**Fusulinenfalk** wird ein Kalkstein der Steinkohlenformation Ruislands und Nordamerikas genannt, in dem eine weizengroße Foraminifere (*Fusulina cylindrica*) in ungeheurer Anzahl der Individuen eingebettet liegt. v. D.

**Futter**, das.

I. Die dem Wilde im Winter oder auch zu anderer Jahreszeit gebotene Fützung. Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 339. — Behlen, Real- u. Verb.-Lexikon, VI., p. 186.

II. S. v. w. Pflaster, Kugelfutter. Chr. W. v. Heppen, Wohlred. Jäger, p. 136. — Hartig, Antq. 3. Wm spr., 1809, p. 108; Eb. f. Jäger, Ed. I, 1812, I., p. 65; Lexikon, Ed. I, 1836, p. 197. — Behlen, Wm spr., 1829, p. 62 und l. c., II., p. 764. E. v. D.

**Futterlaubberechtigung** (Deutschland) ist die Forstservitut (s. d.) zur Gewinnung des Baumlaubes zum Zwecke der Viehhaltung. Dieselbe kommt nur in Niederwaldungen mit kurzem Umtriebe, sowie in Kopf- und Schneidetholzbeständen vor und erstreckt sich nicht auf jüngere Pflanzen und bei älteren Stangen nur auf die unteren Äste. Das Laub wird entweder gewöhnlich nach Johannis bis Mitte September abgestreift (Laubstreifen), oder es werden, was das Gewöhnlichere, die einjährigen Zweige mit dem Laube im August oder September abgehaufen, getrocknet und in Wellen gebunden, um sie als Winterfutter, namentlich für Schafe und Ziegen, zu verwenden.

Die Futterlaubberechtigung hindert die Umwandlung des Laubholzes in Nadelholz, die Erhöhung der Umtriebszeit des Nieder-, Kopf- und Schneideholzwaldes und die Überführung dieser Betriebsarten in den Hochwaldbetrieb.

Wird die Futterlaubgewinnung an Durchforstungsholz in Niederwaldbeständen, die im nächsten Winter zum Abtriebe kommen, oder an Kopf- und Schneideholzstämmen gelegentlich der Holznutzung vorgenommen, so kann von einer Gefährdung des Waldbestandes keine Rede sein, da die Menge des Laubes, welche auf diese Weise dem Boden entgeht, doch nur eine unbedeutende ist. Ebenso ist die Benützung des Laubes der unteren unterdrückten Äste von Stangen und Stämmen im Hochwalde unschädlich, wenn sie im Augenblick, wo die Funktionen der Blätter größtentheils erfüllt sind, deren Futterwert dann aber auch geringer ist, zur Gewinnung des Winterfutters erfolgt. Besteigen der Bänke und Abhanen der Äste ist unbedingt zu unterlassen.

Das Futterlaub wird nur ausnahmsweise von dem Waldbesitzer selbst benützt werden können und denselben die Ablösung der betreffenden Servitut daher nur dann vortheilhaft sein, wenn dieselbe ihn an dem Übergange zu einer rentableren Holz- und Betriebsart hindert.

Die Futterlaubberechtigung gewährt entweder schon einen Beitrag zur Sommerernährung, oder doch dort, wo das Vieh im Sommer auf dem Weidegang oder durch Waldgräberei ernährt wird, und die örtlichen Verhältnisse oder ein zu kleiner Grundbesitz den Futterbau beschränken, das nötige Winterfutter für Schafe und Ziegen und selbst für Rindvieh. Hierin liegt die volkswirtschaftliche Bedeutung dieser Berechtigung.

Zur Zwangsablösung der fraglichen, ohnehin nur selten vorkommenden Servitut besteht keine Veranlassung.

### Futterlaubgewinnung, s. Grasnutzung.

Fr.

#### Füttern, verb. trans.

1. Das Wild = ihm Nahrung vorlegen. „Füttern sagt: Zur Winterszeit dem Wilde Heu geben, damit es nicht vor Kälte und Hunger umkomme.“ Chr. W. v. Heype, Wohleed. Jäger, p. 136. — „Wenn man indessen zu einem solchen Rehstand im Freien gelangen will, muss man sie in harten Wintern, eben so wie im Thiergarten, füttern...“ Mellin in Wildungen's Neujahrsgefecht, 1797, p. 24. — Hartig, Altg. z. Wmp., 1809, p. 108; Ob. f. Jäger, Ed. I, 1812, I, p. 40. — Behlen, Wmp., 1829, p. 62 u. s. w.

II. Eine Kugel = sie pflastern. „Eine Kugel mit einem Leder oder Barchent über halb einwickeln und alsdenn das Gewehr damit laden, dieses heißtet die Kugel füttern.“ Chr. W. v. Heype, l. c. — Behlen, Real- u. Verb.-Lexikon, II., p. 752; VI., p. 228. E. v. D.

Fütterung, die, das Füttern des Wildes oder local = Fütterungssplatz. „Zur Winterfütterung müssen ihnen (den Rehen) Eicheln und Buchekern oder gestampfte Kartoffeln gereicht werden...“ „Diese eigene und kostbare Fütterung...“ Mellin in Wildungen's Neu-

jahrsgefecht, 1797, p. 24. — Hartig, Lexikon, Ed. I, 1836, p. 198; Ed. II, 1861, p. 210. — Behlen, Real- u. Verb.-Lexikon, II., p. 752. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 359. — „Sobald nun Schneefälle eintreten, muss sofort mit der Fütterung des Rehwildes begonnen werden.“ R. R. v. Dombrowski, Lehr- u. Höf. Ber.-Jäger, p. 96. E. v. D.

Fyskali, recte Fiscali Ferdinand, Ritter von, geb. 1. Juni 1827 in Wittigau (Böhmen), besuchte zuerst das Piaristengymnasium in Budweis und später das Gymnasium zu Neuhaus, nach dessen Absolvierung er sich dem juristischen Studium widmen sollte. Mit vielen Schwierigkeiten erlangte er von seinem Vormund zunächst das Ingestandnis, statt der Jurisprudenz vorläufig in Prag Mathematik, Naturwissenschaft und Landwirtschaft studieren zu dürfen, nach zwei Jahren aber endlich auch die Erlaubnis, seiner Neigung folgend, sich dem Forstfache zu widmen.

Im Herbst 1845 trat Fyskali auf dem Reviere Neumühl der gräflich Czernin'schen Herrschaft Neuhaus in die Forstlehre ein und studierte alsdann vom October 1846 bis Ende 1849 an der Forstlehranstalt Mariabrunn. Nach vorzüglich bestandem Examen fand er als bald Verwendung als Stellvertreter des zum Welden'schen Kreiswilligencorps eingerückten Adjuncten des Neumühlener Reviers. Als dieser zurückgekehrt war, wurde Fyskali dem Forstamte Neuhaus als Forstschreiber zugethieilt und kurze Zeit daran, am 1. Januar 1851, zum Forstingenieur befördert.

Der mährisch-schlesische Forstverein, welcher einen Lehrer der Naturwissenschaften für die zu gründende Forstschule Auffsee suchte, bot im Mai 1852 Fyskali diese Stelle an, welcher sich indessen erst nach schwerem Kampf dazu entschließen konnte, auf die praktische Wirksamkeit zu verzichten, umsonst da er in großer Bescheidenheit auch zweifelte, ob er dieser Aufgabe gewachsen sein würde. Dem Zureden seiner Freunde und früheren Lehrer gelang es, diese Bedenken zu überwinden, und nachdem sich Fyskali in Tharand noch vier Monate vorbereitet hatte, begann er am 1. October 1852 seine Lehrthätigkeit.

Als Wessely 1853 die Direction der Forstschule in Auffsee niederlegte, um die Leitung des großen Güterwesens der Staatsseisenbahngesellschaft im Bauat zu übernehmen und, gleichzeitig der zweite Lehrer der Forstwissenschaft daselbst, R. Mickly, als Director an die Forstschule zu Weißwasser kam, bot sich für Fyskali die erwünschte Gelegenheit, einen Theil der forstlichen Productionsfächer, darunter auch den Waldbau, womit die Leitung des Lehrforstes verbunden war, zu übernehmen.

Seine Vorliebe für die Thätigkeit im Wald veranlaßte Fyskali am 1. November 1853 eine Ernennung von Seiten des Fürsten Colloredo-Mannsfeld zum Forstmeister der 33.000 Joch Wald enthaltenden Domäne Dobříš anzunehmen, welche Stellung er bis 1865 begleitete. Als ihm aber in diesem Jahre nach Zudech's Weggang eine Berufung als Director an die Forstschule zu Weißwasser zuging,

wandte sich Fyksali von neuem dem Lehrfache zu.

Graf Ernst Waldstein, gleichzeitig Präsident des böhmischen Forstschulvereines, übergab im Jahre 1869 dem Director der Forstschule auch die Oberleitung der Forstverwaltung auf seinen in Nordböhmen gelegenen, 21.000 ha Wald umfassenden Gütern, indem er Fyksali bei dieser Gelegenheit zu seinem Forstrathen und 1884 zum Oberforstrath ernannte.

Als Director und Lehrer der Forstlehranstalt Weißwasser sowie als Leiter des großen Waldstein'schen Forstverwaltungswesens ist Fyksali zur Zeit noch thätig.

Neben dem rein fachlichen Wirkungskreis sind Fyksali als einem Manne des öffentlichen Vertrauens seit langem noch zahlreiche andere Funktionen übertragen worden.

So gehörte er bereits dem ersten Landeskulturratthe für Böhmen an und ist seinerzeit als Delegierter des Landesausschusses Mitglied des Landeskulturausschusses. Gelegentlich der

Wiener Weltansstellung war Fyksali Mitglied der Weltansstellungsecentralcomission in Wien, der böhmischen Ausstellungscommission sowie des internationalen Congresses der Land- und Forstwirte, das Herrenhaus entfand ihn in die Centralcomission behufs Durchführung der Grundstenerregulierung. An den österreichischen Forstcongressen und den Berghauswesenkonferenzen hat Fyksali in vielfach anregender Weise teilgenommen und ist auch vor kurzem in die Landesversuchsstelle für Böhmen berufen worden.

In Fachkreisen ist Fyksali seit Herausgabe des 1856 erschienenen Illustrationswerkes „Deutschlands Forstculturpflanzen“ allgemein bekannt.

Seine Leistungen wurden von allerhöchster Stelle durch Verleihung des Ritterkreuzes des Franz Joseph-Ordens sowie des Ordens der eisernen Krone III. Classe und die 1883 erfolgte Erhebung in den österreichischen Ritterstand anerkannt. Schw.

## G.

**Gabbro** ist ein massig ausgebildetes Gestein, welches wesentlich aus Plagioklas und Diallag besteht. Als Plagioklas herrscht Labrador vor, aber auch Anorthit ist nicht selten; beide treten vorzugsweise in Form von Körnern auf, die durch concentrirte Salz- oder Schwefelsäure zerstört werden. Der Diallag, ein dem Augit nahestehendes Mineral, ist von grünlicher, grauer oder bräunlicher Farbe; auch er tritt meist in Körnern auf, seltener in allseitig gut begrenzten Kristallen; die ausgeprägte Spaltbarkeit parallel dem Orthopinakoid ist für den Diallag charakteristisch. Manche Gabbrovarietäten sind durch Olivinführung ausgezeichnet. Der häufig auftretende Apatit erscheint bald geförmigt, bald in ziemlich scharfen, kurzen, sechseitigen Säulen von mikroskopischer Größe. Der Kaligehalt der Gabbros schwankt von 0.1—1.6%. Bekannte Gabbrovorkommen sind die des Radanthales (Harz), des Zobten, die von Boplersdorf, Neurode und Ebersdorf in Schlesien und die von Roßwein und Penig in Sachsen. Im Ganzen widersteht das Gestein der Verwitterung ziemlich stark. Oft findet man das Vorkommen desselben auf der Oberfläche durch große Blöcke oder aufragende Felspartien angezeigt, eine grüne Anlösung dürfte seltener sein. Bei Roßwein in Sachsen findet man das Gestein gänzlich zu Walkerde zerstört. Gabbro-Verwitterungsboden ist fruchtbar.

v. G.

**Gabel**, die.

Ein Geweih oder Gehörn, welches nur zwei Enden trägt, oder auch ein Hauptende eines mehrendiger Geweihs, welches sich ga-

belt, d. h. in zwei kleinere Sprossen theilt. „Gabeln nennt man: 1. Die Stangen von einem Gabelhörnchen, indem sie nur aus zwei Enden bestehen. 2. An allen Hirschgehörnen, wenn nicht drei oder vier, auch mehr Ende befsammestehen, werden die zwei obersten Ende die Gabeln geheißen.“ Chr. W. von Heppe, Wohlfred Jäger, p. 168. — „So er (der Hirsch) vollkommen ein Jahr alt ist, setzt er Spieße, nach dem andern Gabeln oder wieder Spieße auf.“ Döbel, I., fol. 6 a. — „Wenn der Hirsch erstlich sechs und acht, auch mehr Enden kriegt und oben an der Spize nur zwei Enden neben einander hat, so wird solches auch eine Gabel geheißen, so lange, bis drei Enden oben an der Stange zu stehen kommen, als dann wird es schon eine Krone genannt.“ Großkopff, Jagd- und Weidewerkslexikon, p. 127. — Onomat. forest, II., p. 989. — D. a. d. Winckel, I., p. 264. — Hartig, Lexikon, p. 136. — R. R. v. Domrowski, Das Reh, p. 63. — Laube, Jagdbrevier, p. 273.

II. S.v.w. Fockel, s. d. Döbel, II., p. 243 a. — Großkopff, I. c., p. 127. — Chr. W. v. Heppe, I. c. — Sanders Wb., I., p. 527 c. — E. v. D.

**Gabelbock**, der, oder Gabler. Ein Rehbock, dessen Stangen nur je zwei Enden tragen; ungerader Gabler, ein Bock, der eine Gabel- und eine Spießerstange anhat. „Hat er (der Spießerbock) die abgeworfen, so setzt er ein Gehörne von vier Enden auf, dessen kleine Stangen oben zwei Gabeln bilden, wodurch er in einigen Gegenden den Namen eines Gabel-

**bocks** bekommt." Wildungen, Neujahrs geschenk 1797, p. 14. — Winfell, I., p. 413. — Behlen, Real- u. Verb.-Lex., III., p. 1. — R. R. v. Dombrowski, Das Reh, p. 3. — E. v. D.

**Gabelgang**, Gabelholzgang, Gabelstern-  
gang, s. Brutgang. — Hächl.

**Gabelgehörn**, das, Gehörn eines Gablers. Onomatologia, I., p. 988. — Behlen, Wm spr., 1822, p. 62. — E. v. D.

**Gabelgeweih**, das, Geweih eines Gabel-  
hirsches. Sylvan, 1822, p. 154. — E. v. D.

**Gabelhirsch**, der, oder Gabler, ein Edel-  
hirsch, dessen Stangen nur je zwei Enden  
tragen. Mellin, Anweisung z. Anlage v. Wild-  
bahnen, 1779, p. 140. — Onomatologia, I.,  
p. 989. — Behlen, Wm spr. 1822, p. 62. —  
Hartig, Lexikon, p. 211. — E. v. D.

**Gabelhühner**, die, nennt man die jungen  
Rebhühner, wenn sie noch nicht alle, sondern  
nur die äuferen Steuerfedern ausgeschoren  
haben, so dass ihr Stoß gabelförmig aussieht.  
R. R. v. Dombrowski, Lb. s. Ver.-Jäger, p. 256.  
E. v. D.

**Gabelmaß**, s. Kluppe. — Lr.

**Gabeln**, verb. intrans. oder reflex. und  
trans. I. intrans. und reflex. Die Stange eines  
Geweihes oder Gehörnes gabelt oder gabelt  
sich, wenn sie sich in zwei Enden theilt; ebenso  
sagt man von einem Ende, von dem noch ein  
zweiter Spieß abzweigt.

II. trans. s. v. w. Ferkeln, selten. Chr. W.  
v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 282. — Behlen,  
Real- u. Verb.-Lexif., III., p. 5. — Sanders  
Wb., I., p. 528 b. — E. v. D.

**Gabelschwanz**, deutscher Name für die zu  
den Notodontinen gehörige Schmetterlings-  
gattung *Harpya* (s. d.). — Hächl.

**Gabler**, der, ein Rehbock oder Rothirsch,  
dessen Stangen je zwei Enden tragen, s. Ga-  
belbock, Gabelhirsch, Fleming, T. J., 1729,  
I., fol. 91, 107. — Döbel, IV., fol. 17. —  
Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 169. —  
Onomat. forest., I., p. 989. — Winfell, I.,  
p. 149. — Hartig, Wm spr. 1809, p. 109 und  
Lexikon, p. 199. — Behlen, Real- u. Verb.-  
Lexif., III., p. 2. — E. v. D.

**Gablersufe**, die, jene Stufe der Geweih-  
bildung, auf welcher der Rehbock oder Rothir-  
sch normal je zwei Enden an jeder Stange  
vereden soll. R. R. v. Dombrowski, Lb.  
p. 50. — E. v. D.

**Gacke**, die, s. Dohle. — E. v. D.

**Gadefuß**, der, s. Eisente. — E. v. D.

**Gadidae**, Schellfische; Fischfamilie, s. System  
der Ichthyologie. — Hächl.

**Gadus lota**, s. Atlantopappe. — Hächl.

**Gaetke** (Heinrich Karl Ludwig) wurde am  
19. Mai 1814 zu Pritwall in der Mark ge-  
boren. Von früher Jugend hatte derselbe einen  
angeborenen Hang zur Malerei und zur Natur-  
wissenschaft. Seine liebsten Geburtstagss- und  
Weihnachtsgeschenke waren ihm Gegenstände der  
Malerei, doch als er später ein naturgeschicht-  
liches Buch mit farbigen Abbildungen erhielt,  
war die Freude wohl noch gröber, und manche  
Einzelheiten sind heute dem Meister noch in  
Erinnerung.

Bon seinem 14. bis 21. Jahre lebte Gaetke

in Berlin. Seine Neigungen aus früher Jugend-  
zeit hatten einstweilen zu ruhen, doch als derselbe  
sich mit dem 17. Jahre ganz der Malerei  
zuwandete, war es sein fester Entschluss, ein  
Maler zu werden.

Gaetke malte einige Jahre heimatische  
Landschaften mit alten, knorrigten Eichen und  
Kornfeldern, sah dann, gelegentlich einer Reise  
auf Rügen, die Ostsee. Die Großartigkeit des  
unbewegten Meeres machte auf ihn einen so  
tiefen Eindruck, dass er beschloss, sich ganz die-  
sem gewaltigen Elemente zu widmen. Von dem  
damaligen Kunstvereine Berlins durch den An-  
kauf eines gröheren Bildes aufgemuntert, fasste  
Gaetke den Entschluss, auf 3—4 Jahre nach  
Norwegen zu gehen, um dort Seestudien zu  
machen. Durch einen Sturm wurde er veran-  
lässigt, einstweilen in Helgoland zu bleiben. Es  
war anfangs November 1837. Stürme und  
Schiffbrüche jedoch ließen dem jungen Seemaler  
diese Insel so hochinteressant erscheinen, dass er  
dieselbe nicht so bald zu verlassen beichloß. Der  
Winter folgte mit gewaltigen Eismassen, so dass  
Gaetke seine Lieblingsidee — den Nordpol zu  
sehen — verwirkt glauben konnte und ent-  
zückt darüber war.

Der Verlauf des ungewöhnlich harten und  
andauernden Winters brachte ungezählte Men-  
gen nordischer Wasservögel, besonders Tanchen-  
tenten, zu Hunderttausenden. Mit einer vor-  
züglichsten Doppellinse ausgerüstet, lag Gaetke  
der Jagd zwischen den riesigen Eisblöcken ob  
und mit großem Erfolge. Zwischen allen diesen  
dem jugendlichen Jäger so fremdartigen Ge-  
stalten erwachte die seit einiger Zeit ruhende  
Passion zum höchsten Schwunge. Die schönen  
Beobachtungen, welche im Winter gemacht waren,  
wurden zur Zugzeit fortgesetzt. Um nun alle  
Helgoland auf der Wanderung berührenden  
Vögel sicher kennen zu lernen und an diese  
Kenntnis zuverlässige Studien zu knüpfen, war  
die Anlage einer Localsammlung unerlässlich.  
Bald war dieselbe begonnen und mit dem Tal-  
ent eines geborenen Malers und Naturforschers  
eine hübsche Zahl musterhaft gearbeiteter Vögel  
gesammelt. Der kleine Brehm war das erste  
wissenschaftliche Buch, doch bald genügte dies  
dem eisigen Forscher nicht mehr.

Da fand sich Gelegenheit, gegen ein Bild  
Naumanns großes Werk einzutauschen. Gaetke  
spricht sich in einem Schreiben über die Glück-  
seligkeit aus, die er empfand, als dies herrliche  
Werk vor ihm als sein Eigenthum stand.

Naumanns Werk bildete einen Abschnitt in  
den ornithologischen Studien von Gaetke. Mit  
dem Beilage dieses unschätzbaren Werkes schienen  
sich nordasiatische, ja amerikanische Vögel auf  
Helgoland einzufinden.

Die wissenschaftliche Welt wurde in schneller  
Folge überrascht durch die Menge der asiatischen  
Arten, welche die Insel auf ihren Wanderungen  
besuchten, die unzweifelhaft einen großen Theil  
Deutschlands bewohnen müssen und dennoch  
theils nur als große Seltenheiten, theils gar  
nicht in anderen Theilen Deutschlands beob-  
achtet waren, während viele dieser Selten-  
heiten als regelmäßige Besucher Helgo-

lands von Gaetke alljährlich oder fast alljährlich gesehen wurden.

Während bietet Helgoland vordzügliche Gelegenheit zur Beobachtung der dort wohnenden Vögel, aber nur das scharfe Auge und das rastlose Bemühen Gaetkes vermochten eine solche Fülle überraschender Entdeckungen zu machen.

Gaetke schrieb darüber dem Verfasser dieser Zeilen: „Alle diese Vögel ziehen auch bei Ihnen durch, aber Sie sehen sie nur nicht.“

Gaetke hat unzweifelhaft Recht und doch hat Verfasser mehr seltene Vögel in seiner Heimat aufgefunden, als viele andere.

Es genügte jedoch Gaetke nicht, nach und nach eine große Zahl von Vögeln aus anderen Weittheilen aufzufinden, er drang tiefer in das Leben der Vogelwelt ein. Bald war es ihm auch klar, daß die auf Helgoland beobachteten Vögel keine Irrlinge sind, wie manche oberflächlichen Beobachter noch hielten währen, sondern regelmäßige Wanderer, von denen Hunderte und Tausende durch Deutschland ziehen.

Heinrich Gaetke ist nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande allgemein bekannt, beliebt und geachtet. So steht derselbe seit mehr als 25 Jahren mit dem berühmten englischen Ornithologen Professor Alfred Newton im vertrautesten Briefwechsel.

Gaetke hat denselben schon vor Jahren seine Wahrnehmung ausgesprochen, daß nicht allein ein Herbstzug von Nordost zu Südwest stattfinde, sondern auch ein Zug von Ost nach West, daß ferner alte Männchen, alte Weibchen und junge Vögel gesondert zögen. Derselbe steht hier wie in vielen anderen Dingen in voller Übereinstimmung mit dem Verfasser. Diese Mittheilungen wurden zuerst mit großer Vorsicht aufgenommen, jedoch nach sorgfältigen Untersuchungen als richtig anerkannt.

Gaetkes Sammlung — nur Helgolander Vögel enthaltend — ist zwar weltberühmt, aber immer nicht genug gefaßt. Dieselbe enthält zur Zeit sicher über 300 in Helgoland aufgefundene Arten.

Die Glaskästen, in welchen die Vögel enthalten sind, bilden ein jeder ein schönes Bild, prächtig für Federmann, der Sinn für unsere Vögel hat, ohne eben Kenner zu sein; für den Kenner sind diese Bilder überraschend naturwahr.

Gaetke hat in „Natura“, in „Proceedings“ und im „Ibis“ Verschiedentliches veröffentlicht. Lange aber hat die Welt auf sein eigenes Werk gehofft. Wie nun dem Verfasser in sichere Aussicht gestellt ist, wird „Die Vogelwelt Helgolands“ in nächster Zeit in Druck vollendet sein.

E. F. v. Dr.

Gagat oder Jet, eine mesozoische Kohlenart, steht sowohl nach Alter wie nach physikalischer und chemischer Beschaffenheit zwischen Stein- und Braunkohle. Er bildet eine harte, spröde, polirbare, homogen erscheinende Masse und findet sich meist in Kestern, die häufig von je einem Baumstamme herrühren und dann auch, mikroskopisch betrachtet, die pflanzliche Textur deutlich erkennen lassen.

v. D.

Gagel, Gagelstrauß, s. Myrica. Wm.  
Gaggenau, Dorf an der Murg (Großherzogthum Baden), bekannt durch seine Eisenwerke, in welchen neben Flinten- und Jagdzubehör u. a. auch die als Gaggenauer bezeichneten Luftgewehre angefertigt werden (s. Salon- u. Gewehre). Th.

Gährung ist ein durch einen stickstoffhaltigen organischen entweder geformten (Fermentorganismus) oder ungeformten (Enzym) Körper hervorgerufener Zersetzungsvorgang organischer Substanzen. Die Gährungsprozeß kann man in hydrolytische und oxydative eintheilen; zu den ersten gehören die diastatischen, invertierenden, glykosidspaltenden, peptonisierenden, und verzweigenden Gährungen, zu den letzteren u. a. die alkoholische, eissigsäure, milchsäure, butterwässrige, nitrificierende, Fäulnis-, Gummi- u. s. w. Gährung (s. Fermente). v. Gn.

Gährungsgummi, s. Dextran. v. Gn.

Gai sind bewaldete Weideplätze für Wildthiere in Dalmatien (s. Bamlegung). Wht.

Gaisfösäure entsteht, wenn Hypogaeäsäure mit Salpetersäure oder salpetriger Säure behandelt wird. Schnellpunkt 29°. v. Gn.

Gainzen, s. Aborta. Fr.

Gaisblatt, s. Lonicera. Wm.

Gaisfuß, s. Werkzeuge. Fr.

Gaisklee, s. Cytisus. Wm.

Galaktose,  $C_6H_{12}O_6$ , wird durch Erhitzen von Milchzucker mit verdünnter Salpetersäure erhalten und ist ein gährungsfähiger Zucker, der sich gegen Alkalien und Fehlingsche Lösung ähnlich wie die Dextrose verhält. Galaktose ist rechtsdrehend, löst sich in Wasser, wenig in Alkohol und geht bei der Oxydation mit Salpetersäure in Schleimsäure über. v. Gn.

Galbanum ist der eingedickte Milchsaft von Ferulaarten, ein gelblich bis braunes Gummiarz, das durchdringend riecht, bitter schmeckt, mit Wasser eine gelbliche Emulsion gibt und als Arzneimittel zu Pflastern Verwendung findet. v. Gn.

Galenit oder Bleiglanz (galena) besteht aus Schwefelblei PbS; enthält wenig Schwefel-silber (selten über 1%, gewöhnlich weniger), kristallisiert regular, der Würfel ist häufig, ebenso Combinationen desselben mit dem Octaeder; sehr vollkommen spaltbar nach den Würfelschäften. Härte = 2.5; spezifisches Gewicht = 7.5. Farbe bleigrau; mild; Strich graulich-schwarz. Ungemein häufiges und oft in bedeutenden Massen vorkommendes Mineral aus Gängen und Lagern der verschiedensten Gesteine und Formationen. Es ist sehr wichtig für die Gewinnung von Blei und Silber; das letztere kann noch bei einem Gehalt von 1/2% gewonnen werden. Bei weitem das meiste in Frankreich und England gewonnene Silber stammt aus Bleiglanz, welches auch in Deutschland keinerlei doppelt so viel Silber liefert als die eigentlichen Silbererze. v. D.

Galeobdolon Intemum Hadr., Goldnesse (Familie Labiateae). Perennierendes, rauhhäriges Kraut mit 15—30 cm hohen Stengeln, gegenständigen gestielten, herz-förmigen oder ei-lanzett-förmigen gesägten Blättern und blatt-winkelständigen sechsblättrigen Scheinquirlen, schön

goldgelben Lippenblumen. Der Wurzelstock treibt lange, fadenförmige, wurzelnde, zweireihig beblätterte Ausläufer. Häufig in Laub- und Weißwältern der Ebenen und Hügelländer auf humosem, nährhaften Boden, unter Gebüsch, auf Schlägen, am häufigsten in Auenwäldern. Blüht im April und Mai. Wm.

**Galeopsis** L., Hohlzahn (Familie Labiate). Behaarte einjährige Kräuter mit meist ästigem, vierfältigem Stengel, krenzweis gegenständigen gestielten Blättern und blattwinkelständigen oder auch endständigen blütigen Scheinquirlen, deren Blüten einen glöckigen fünfspaltigen Kelch und eine zweilippige Blumenkrone besitzen. Oberlippe helmartig gewölbt, Unterlippe am Grunde jederseits mit einem spitzen hohlen Zahn versehen. — In Wältern mit humosem Boden kommen auf Schlägen, Blößen, an Bestandändern häufig vor: der gemeine Hohlzahn, *G. Tetrahit* L. Stengel steifborstig, Blätter ei- oder ei-lanzettförmig, grob gesägt, Blume höchstens 28 mm lang, gelblichweiß bis blaßviolett, mit goldgelb und violett gefleckter Unterlippe. — Weichhaariger Hohlzahn, *G. pubescens* Bess. Blumen bis 25 mm lang, schön purpurrot, Blätter eiförmig, zugespißt, gefleckt, weichhaarig. Besonders im südlichen und östlichen Theil Mittel-Europas.

— Großblumiger Hohlzahn, *G. speciosa* Mill. (*G. versicolor* Curt.). Blumenkrone 23 bis 38 mm lang, mit stark aufgeblasenem Schlund, hellgelb, mit goldgelben Lippen und violettem Mittellappen der Unterlippe. Blätter eiförmig-länglich, gesägt. Gemein in Gebirgsgegenden an Bächen und Rollsteinwänden, wie auch auf Schlägen, oft dichte Bestände bildend. Alle drei Arten blühen im Hoch- und Spätsommer. Wm.

**Galerida** Boie, Gattung der Familie Alaudidae, Lerchen, s. d. und Syst. d. Ornithol. In Europa zwei Arten: *G. cristata* L., gemeine Haubenlerche, und *G. Theklae* Chr. L. Brehm, spanische Haubenlerche, s. d.

E. v. D.

**Galeruca** Geoff., Gattung der Käferfamilie Chrysomelidae (s. d.), Gruppe Galerucinae (s. d.). Fühler 11gliedrig, fadenförmig, von halber Käferlänge. Halschild doppelt so breit als lang, beiderseits mit einer grubenförmigen Vertiefung. Flügeldecken wenigstens um die Hälfte länger als zusammen breit, an der Spitze gemeinsam abgerundet. Die Käfer sind punktiert, kein seidenglänzend behaart. Drei Arten leben auf Holzwäschjen, deren Blätter sowohl von den Käfern als Larven skelettiert werden. Sie gehören zur Gruppe jener Arten, deren Nahrungswinkel nicht als ein scharfes Zähnchen vortritt, sondern stumpf abgerundet ist.

1. Flügeldecken deutlich punktiert; Stirn mit seiner Mitteltrümme.

a) Stirn oberhalb der Fühlerwurzel mit einer doppelten, glänzend schwarzen Erhabenheit. Oberseite blaßgelb oder gelbbraun, 1 Makel auf dem Scheitel, 3 auf dem Halschild, ein breiter Streif neben dem Seitenrande der Flügeldecken und ein kurzer Strich neben dem Schildechen, sowie die Unterseite und eine Makel an der Spitze der Schenkel schwarz. Ränder der

Bauchringe und die Beine gelbbraun; Länge 5,5—6,3 mm. Auf jungen Ulmen oft in großer Menge.

b) Die glänzend schwarzen Erhabenheiten fehlen; Oberseite gelbbraun, Halschild gelblich; eine längliche Makel in dessen Scheibenmitte, ferner Scheitel, Schildchen, Schulterhöcker und Unterseite schwarz. Spize des Hinterleibes und die Beine gelbbraun. Länge 5,0—5,5 mm. Auf langblättrigen Weiden.

2. Oberseite des Käfers äußert sein, lederartig gerunzelt, mit kaum sichtbaren Punktchen und, wie die Unterseite, braun mit gelblich-granem, seidenglänzendem Haarüberzuge; Stirnmacel und Stirnfurche, die eifig erweiterten Seiten des Halschildes und die Schulterhöcker schwärzlich. Länge 5,5 mm. Auf Viburnum-Arten (Schneeball). Hscl.

**Galerueini**, Gruppe der Familie Chrysomelidae (s. d.), Ordnung Coleoptera (Abtheilung Tetraptera). Die Fühler an der Wurzel einander mehr oder weniger genähert, auf der Stirn entweder zwischen oder etwas vor den Augen eingejüngt. Kopf nicht schildartig vom Halschild überdeckt, geneigt, mit schief nach vor- und rückwärts gerichteter oder senkrechter Stirn. Erster Bauchring nicht auffallend verlängert. Kopf in das Halschild eingezogen, mehr oder weniger senkrecht oder schief; nach rückwärts nicht halsförmig verengt. Hinterschenkel nicht verdickt; Gelemtsgruben der Borderhüften geschlossen. Borderbrust ohne Leisten zwischen den Borderhüften. Larven körnig; Verpuppung im Boden im Cocon. Überwinterung häufig als Imago. Acht Gattungen; darunter von mehr oder minder forstlichem Interesse die Gattungen: *Adimonia*, *Galeruca* (einschließlich *Galeruella*), *Agelastica*, *Luperus*.

Charakteristik:

1. Jede Fühlerklane in zwei ungleiche, sein zugespitzte Hälfte gespalten. Seitenrand der Flügeldecken umgeschlagen, geht sich allmählich verschmälernd, deutlich bis zur Spize.

a) Flügeldecken kaum oder nur wenig länger als breit, gegen die Spize bauchig erweitert. Käfer ungestügelt. Gattung *Adimonia* (s. d.).

b) Flügeldecken wenigstens um die Hälfte länger als zusammen breit mit geraden Seitenrändern. Käfer meist gestügelt. Gattung *Galeruca* (einschließlich *Galeruella* (s. d.)).

2. Jede Fühlerklane an der Wurzel in einen breiten dreieckigen Zahn erweitert. Borderhüften von einander abstehend, ohne durch eine fiel-förmige Leiste der Borderbrust getrennt zu sein. Käfer gestügelt.

a) Vorderrand des Halschildes gerade; die Ecken nicht vorragend. Flügeldecken fast gleich breit, wenigstens um die Hälfte länger als zusammen breit; der umgeschlagene Seitenrand deutlich abgesetzt, von zwei kleinen, erhabenen, sich hinter der Mitte vereinigenden Linien begrenzt. Bauchringe bei beiden Geschlechtern ohne besondere Auszeichnung. Gattung *Luperus* (s. d.).

b) Vorderrand des Halschildes deutlich ausgerandet; Vorderdecken vorspringend; Hinterrand abgerundet. Flügeldecken breit, nach hinten etwas bauchig erweitert, kaum ein Viertel länger

als hinter der Mitte breit. Gattung *Agelastica* (s. d.).

Höchl.

**Galium L.**, Labkraut (Familie Rubiaceae). Quirlblättrige Kräuter mit kleinen, meist in Trugdolden gestellten Blüten, welche den Arten von *Asperula* (s. d.) ähneln, sich aber davon durch die röhrenlose, meist radsförmige Blumentrone unterscheiden. Unter zahlreichen, an waldigen Orten, in Wäldern und auf bebauten Hügeln wachsenden Arten sind am häufigsten: das kreuzblättrige Labkraut, *G. Crucata* Scop., mit zu 4 stehenden länglichen zurückgeschlagenen Blättern, welche ammt dem Stengel zottig behaart sind, und achselständigen gelben Blüten; das rundblättrige Labkraut, *G. rotundifolium* L., mit niedersitzenden fahlen Stengeln, zu 4 stehenden elliptischen oder ovalen gewimperten oder behaarten Blättern und lockerblütigen Trugdolden weißer Blümchen (besonders in Nadelwäldern, im Juni und Juli blühend) und das Waldlabkraut, *G. silvaticum* L. Kahl, bläulichgrün, mit bis 125 m hohem, aufrechtem oder aufsteigendem, rundem, ästigem Stengel und meist zu 8 stehenden länglich-lanzettförmigen, stachelspitzigen Blättern. Blüten weiß, in vielfach zusammengesetzten, eine ausgebreite Ripse bildenden Trugdolden. Gemein in schattigen Wäldern auf humosem Boden. Blüht im Juni und Juli. Wm.

**Galläpfelgerbsäure**, s. Gerbsturen. v. Gn.  
Galle ist das Sekret der Leberzellen und stellt eine gelbe, grünliche bis schwarze, fadenziehende, eigentlich bitter schmeckende, zuweilen mochusartig riechende, neutral oder schwach alkalisich reagirende Flüssigkeit dar. Sie besteht im allgemeinen aus Gallensäuren, Gallenfarbstoffen, Cholesterin und Mineralbeständen. Der Wassergehalt beträgt 91—92%. Die Ochsengalle besteht im wesentlichen aus glykocholsaurem und taurocholsaurem Natron, die Schweinegalle enthält vornehmlich hydroglykocholsaures und die Schafgalle taurocholsaures Natron. Die Galle löst die rothen Blutkörperchen, emulgirt unverjeiste Fette und verzögert die Fäulnis; in diesen Eigenschaften beruht auch ihre physiologische Bedeutung für die Fettverdauung und Fettreorption, sowie für das Hintanhalten saurer Zerzeugungen der Excremente im Darmcanal. Infolge ihres bedenklichen Gehaltes an Alkalien hebt die Galle die Wirkung des Magensaftes, sobald er ins Duodenum tritt, auf und verhindert so, dass die Pankreasverdauung gestört werde. v. Gn.

**Gallen**, Cecidien (s. d.), insoferne sie nicht zu den Milben- (s. Acaroeridien) oder zu den Pilzgallen (Mikroeciden) gehören, können zu Erzeugern haben: Hymenopteren (Cynipiden), Dipteren (Cecidomyiden), Lepidopteren (Tortricinen), Rhynchoten (Aphiden) und Coleopteren (einige Rüsselkäferarten). Über Gallenbildung vgl. Art Cynipidae. Im übrigen s. betreffende Holzart. Höchl.

**Gallen**, verb. intrans., s. v. w. feuchten oder nähren, s. d., besonders vom Hasen und Fuchs. Chr. W. v. Hepp, Wohlsred. Jäger, p. 171. — Onomat. forest., IV., p. 382. — Beihl, Wm. spr. 1822, p. 62. — Die Hohe Jagd, I., p. 339. — M. R. v. Domrowski, Der Fuchs, p. 184. — Sanders, Wb., I., p. 331. E. v. D.

**Gassenblase**, Cholezystis vesicula sellea, eine in der Regel birnförmige, sackige Ausfüllung des Leberausführungsganges; dient als Reservoir für die Galle, die während der Dauer der Verdauung abgeschlossen ist. Kur.

**Gallenkapillaren**, s. Leber. Kur.

**Gallendarm**, Duodenum = Zwölffingerdarm.

**Gallenarbstosse** scheinen Auswurfstoffe zu sein und sich aus dem Blutarbstoff zu bilden. Der hauptfächlichste Gallenarbstoff ist das Bilirubin, aus dem durch Oxydation der grüne Biliverdin, blonde Bilichin, braune Bilisstein und schwarze Bilichum in hervor-

v. Gu.

**Gallenfett**, s. Cholesterin. v. Gn.

**Gallengangdrüsen**, aus der Gallenblase und deren Ausführungsgang, desgleichen im Ductus choledochus und hepaticus sich vorfindende Schleimdrüsen von Traubenziform. Kur.

**Gallengänge**, s. Leber. Kur.

**Gallen säuren**. Die bekanntesten Gallensäuren sind die Glykocholsäure,  $C_{26}H_{43}NO_6$ , und die Taurocholsäure,  $C_{26}H_{45}NSO_7$ , welche in der Galle in Verbindung mit Alkalien, hauptsächlich mit Natrium vorkommen. Diese Alkalihalze sind leicht löslich in Wasser und Alkohol, unlöslich in Äther. Man betrachtet die beiden Gallensäuren als gepaarte Säuren, u. zw. aus Taurin, bezw. Glykochol, und Choläsure, welch letztere Säure aber weder in der frischen Galle noch sonst im Organismus vorkommt, wohl aber als Zerlegungsproduct der Gallensäuren Alkalien lösen Blutzellen auf, verjeisten und emulgieren Fette und erleiden durch Einwirkung von Alkalien, Säuren und Fermenten mancherlei Zerlegungen (Glycerin, Taurin, Choläsure, Choloidäsure, Thysin usw.). Dass die Gallensäuren in der Leber gebildet werden, ist zweifelloß, das "wie" jedoch noch unangeklärt. v. Gu.

**Galleria**, Gattung der Bänslergruppe Galleriae, deren Arten zwar kein forstliches, aber ein umso grösseres Interesse für den Bienenzüchter haben, indem die 16füßigen Raupen der Galleria grisella F. und mellonella L., der kleinen und grossen Wachsmotte (Wachs- schabe) sich in Bienenwaben entwickeln, diese nach allen Richtungen mit ihren mit Seidengefäusen ausgesteckten Röhren durchziehen, den Bau verunreinigen und das Bienenvolk endlich zum Verlassen des Stockes zwingen. Andere Gallerinenraupen bewohnen die Wespen- und Hummelnester. Galleria grisella findet sich vom Herbst an den Winter hindurch bis ins Frühjahr; Galleria mellonella erzeugt zwei Brut, eine im Frühjahr, eine zweite im Spätsommer, die Larven leben vom Honig; die der zweiten Generation überwintern im Stock. Höchl.

**Gallerstein** heißen nach R. Hertwig bei den Acanthomeriden die Stellen, wo die Stacheln ans den Scheiden treten, in mehreren Kränen umstehenden Fädchen. Kur.

**Gallerthüsse** heißt die allen Radiolarien zukommende Umhüllung des extracapsulären Weichkörpers. Kur.

**Gallerthschwämme** = Myxospongiae. Kur.

**Gallinago** Leach, Gattung der Familie Scolopaces, Schneewmöwen, s. d. und Syst. d. Ornithol.; in Europa drei Arten: *G. scolopacina* Bp., Bekassine; *G. major* Bp., große; *G. gallinula* Linné, kleine Sumpfschneipe, s. d. E. v. D.

**Gallinula** Latham, Gattung der Familie Gallinulidae, Wasserhühner, s. d. und Syst. d. Ornithol. In Europa vier Arten: *G. pygmaea* Naun., Zwergsumpfhuhn; *G. minuta* Pall., kleines Sumpfhuhn; *G. porzana* Linne, gestupfenes Sumpfhuhn; *G. chloropus* Linné, grünflügeliges Teichhuhn; s. d. E. v. D.

**Gallinulidae**, Wasserhühner, Familie der Ordnung Grallatores, reiherartige Vögel; in Europa durch neun Arten vertreten, welche folgenden Gattungen angehören: *Rallus* Linné; *Crex* Bechstein; *Gallinula* Latham; *Fulica* Linné; *Porphyrio* Brisson; s. d. und Syst. d. Ornithol. E. v. D.

**Gassipot** ist das Harz aus der französischen Strandkiefer (*Pinus maritima*). v. Gn.

**Gassisteren**, s. Weinbereitung. v. Gn.

**Gassiqu**, Ga — 699 — das von Lecoqu de Boisbaudran entdeckte Metall findet sich in Zinkblende und wird aus alkalischer Lösung durch Elektrolyse abgeschieden. Grau mit grünlichblauem Reflex, geschmolzen silberweiß, kristallinisch, spröde ziemlich hart, spec. Gew. 5,96, schmilzt bei 30-35°, bleibt leicht bei niedrigerer Temperatur flüssig, bei Weißglut ist es nicht flüchtig, oxydiert sich bei starkem Erhitzen an der Luft, verbindet sich leicht mit Brom, Iod und Chlor, ist löslich in Salzsäure und Salpetersäure, langsam auch in Kalilauge. Die Legierung von Aluminium und Gallium zerstört lebhaft das Wasser, wobei sich Gallium metallisch ausscheidet und nur Aluminium oxydiert wird. Galliumhydroxyd wird durch die Carbonate und Bicarbonate der Alkalien gefällt. Es löst sich merklich im Überschuss des Fällungsmittels, leichter in Ammonium und Ammoniakarbonat, sehr leicht in Kalilauge; Weinsäure verhindert die Fällung. Die Galliumsalze werden durch Schwefelwasserstoff nicht gefällt. Zink fällt die Lösungen, sobald sie neutral werden. Ferrocyanalium fällt die Salze weiß, besonders in sehr stark salzaurer Lösung. v. Gn.

**Gassmilben**, Milben, welche an den von ihnen bewohnten Pflanzenteilen zu Gallenbildungen Veranlassung geben. Vgl. Acarina (Phytophtorus). Hschr.

**Gassmücken**, deutscher Name für die Arten der Familie Cecidomyidae (s. d.) Ordnung Diptera (s. d.). Hschr.

**Gallussäure**,  $C_6H_6O_5$  (Dioxysalicylsäure), findet sich in den Galläpfeln neben Gerbsäure, im Thee, dem Sumach, Tividivi u. s. w. Man gewinnt sie aus den Galläpfelgerbsäure durch Kochen mit verdünnten Säuren oder Alkalien; aus der alkalischen Lösung wird sie durch An säubern mit Essigsäure ausgeschieden. Durch Umkristallisieren gereinigt, bildet sie weiße, seiden glänzende Nadeln von säuerlichem, zusammenziehendem Geschmack. Die Kristalle enthalten ein Molekül Wasser, welches bei 100° fortgeht. Zu heißem Wasser und Alkohol ist sie leicht löslich, von kaltem Wasser bedarf sie das 100fache zur Lösung. Durch Eisenchlorid werden

ihre Lösungen blauschwarz gefärbt, aus Silbersalzen scheidet Gallussäure das Silber metallisch ab, beim Erhitzen über 200° spaltet sie sich in Kohlensäure und Pyrogallussäure. v. Gn.

**Gasswespen**, deutscher Name für die Fa milienangehörigen der Eupipiden (s. d.). Hschr.

**Gasmeli** s. Zinkpat. v. D.

**Gamasus**, eine Gattung der zoophagi schen Milbenfamilie Gamasidae, Käfermilben, deren gemeinst Art, *Gamasus coleopterorum* L., an Mist- und Astläfern oft massenhaft vor kommt. Auch die Hartig beschriebene Uropoda an Borkenkäfern (*Uropoda ovalis* Müller?) gehört zu dieser Familie. Hschr.

**Gammaeule**, *Opisilonula*, deutscher Name für *Plusia gamma* L., Gattung der Groß schmetterlingsfamilie Noctuidae, Enulen; sonstlich ohne Bedeutung, wohl aber für den Landwirt. Hschr.

**Gamariden**, Subfamilie der Granat flohkrebse. Hierher die Gattung: *Gammarus* (Bachflohkrebse, Geigen) mit dem bekannten *Gammarus pulex* Febr. und dem oft mit ihm verwechselten *G. fluviatilis* Poerd, erstere Art in allen unseren stehenden Gewässern. Km.

**Gamogenetis**, gamogenetische Zeugung, gleichbedeutend mit Elternzeugung, durch vorangegangene Verbindung der beiden Geschlechter (♂ und ♀) und dadurch erfolgte Befruchtung des Weibchens. Hschr.

**Gang**, der.

1. S. v. w. der Wechsel oder das Wechselen. „Wann du wissest da ir gang sy.“ Abh. v. d. Zeichen des Rothirsches, Cgv. no. 2932, c. 4. „Durch suochen wildes genge.“ „In disen gengen.“ Hadamar von Laber, Du jagt, Nr. 6, 157. — „Wo ja geng standen von einem Wald zu dem andern.“ Noë Meurer, Jagd- und Forstrecht, 1560, fol. 93. — „Gänge heissen so viel als Wechsel des Wildbretts.“ E. v. Heppen, Afr. Lehrprinz, p. 98. — „Gänge, sagt man, wenn viele Stücke Wildbret miteinander gezogen, oder auch hin und her gewechselt haben... Früher Gang, ist, welcher vor Tags zu Holz gehtet, und also mit Thau besät ist... Hüsiger oder frischer Gang, ist derjenige, so noch alle Witterung und Geruch in sich hat... Alter, oder nächtiger Gang, dießer hat wenig Geruch mehr in sich, und fällt der Hund solchen entweder gar nicht, oder kaltfunig an. Alte Gänge, sind diejenigen, welche man zwar sehen kann, aber gar keine Witterung mehr in sich haben... Neue, oder gerechte Gänge, sind diejenigen, die auch ihre Witterung in sich haben, und die der Hund gehörig anfällt, und forscht... Sichtbarer Gang, ist derjenige, den der Jäger sehen, und die Ferte mit Jägern begreiffen kann. Unsichtbarer Gang, diesen fällt der Hund an, der Jäger kann aber nichts jehen: z. B. auf Lanb, Tangel, Nadeln, auf Heide auf Stein oder sonst hartem Boden.“ Chr. W. v. Heppen, Wohlger., p. 169 bis 170. — Hartig, Ab. f. Jäger, I., p. 40, Wmspr. 1809, p. 190, Lexif., p. 200. — Behlen, Wmspr., p. 98. — Lanbe, Jagdbrevier, p. 276. Dann in einer besondren Verbindung: in die Gänge kommen = auf die Brust treten. „Man kam

da sein Wunder sehen, was diese (die jungen Hirsche) den alten vor Gänge machen, denn sie schleichen so verstohlen um das Wildpret herum, um bei ein Thier zu kommen." J. Tänzer, Jagdgeheimnisse, 1682, fol. 24a. — „Sie sie in die rechte Brust treten, so kommen sie in die Gänge." Parson, Hirschgerechter Jäger, fol. 20b. — „Was nun gute Hirsche sind, die fangen schon um diese Zeit an, daß Wild zu suchen (einige aber sprechen: die Hirsche kommen in die Gänge, oder machen Gänge); allein sie röhren sich noch nicht . . ." Chr. W. v. Heppen, I. c., p. 291. — Vgl. Aus-, Ein-, Kirch-, Spät-, Wiedergang.

II. Ähnlich vom Marder und Iltis: „Wie die Marder bey dem Schnee auszumachen und deren Gänge zu observiren . . . Zumalen er . . . öfters manigfaltige Gänge über einander her macht." Döbel, Ed. I, 1746, II., fol. 155. — „Der Marder und der stinkende Iltis sind Meister im Gängemachen . . ." Chr. W. v. Heppen, I. c., p. 168.

III. Schritt des Hundes. „Sonst heissen auch Gänge, wenn ein Hund lauft; denn da sagt man: der Hund thut Gänge." C. v. Heppen, I. c.

IV. Eine Reihe aufgestellter Klebgarne. „Eine Reihe aufgestellter Klebgarne heißt auch ein Gang." Chr. W. v. Heppen, I. c., p. 171. — Sanders, Wb., I., p. 532. E. v. D.

Gang, todter. Es werden häufig Schrauben zur seinen Bewegung von Instrumententeilen benutzt. Eine derartige Einrichtung kann nur dann als gut bezeichnet werden, wenn jeder Drehung der Schraube das entsprechende Maß der Fortbewegung am Instrumente kommt.

An neue Einrichtungen wird diese Forderung auch jedesmal zu stellen sein. Anders ist dies bei alten, vielgebrauchten Instrumenten. Hier wird man häufig finden, daß stellenweise einem bestimmten Theil der Schraubenumdrehung gar keine Fortbewegung des bewußtesten Theiles entspricht. Diese vergebliche Drehung der Schraube heißt „der tote Gang".

Diese Erscheinung findet ihre Erklärung in der Abnützung, welche mit der Zeit zwischen Spindel und Mutter der Schraube eintritt und ein Schlottern innerhalb dieser beiden Bestandtheile zur Folge hat. Begegnet wird diesem Übelstande durch eine Feder, welche die Schraubenspindel nach der Längsrichtung gegen die Schraubenmutter preßt und hindurch ein nutzloses Drehen der Schraube verhüttet.

Ob bei einer vorliegenden Einrichtung der tote Gang der Schraube vorhanden, ist bald eruiert; denn man braucht nur die in Frage stehende Schraube nach den beiden entgegengesetzten Richtungen zu drehen und dabei den zu bewegenden Instrumententeil sorgfältig zu beobachten: entspricht hiebei auch der kleinsten Drehung, namentlich beim Übergange von der einen Richtung in die entgegengesetzte, auch eine Fortbewegung am Instrumente, so ist kein todter Gang vorhanden; im anderen Falle ist letzterer constatirt.

Übrigens ist durch ein mäßiges Rütteln an dem zu bewegenden Theile leicht zu be-

stimmen, ob die bewegende Schraube schlottert oder ob eine präzise Verbindung zwischen Spindel und Mutter vorhanden ist. Vr.

Ganga, Ringelsluguhu, das, Pterocles arenarius (Pall.) Temm.: Tetrao arenaria Pall.; Tetrao fasciatus Desf.: Perdix aragonica Lath.; Oenas arenaaria (Pall.) Vieill.: engl.: Aragonian partridge, black-billed Sand-Grouse; frz.: Ganga unibande; span.: Corteza, Ortega, Churra, Churra Manchega; portug.: Cortiçol, Barriga-negra; arab.: Koudhre; russ.: Stepnoi Raelok; tatar.: Dshérák. Bulduruk.

Abbildungen. Vogel: Naumann, Vögel Deutschl., T. 133; Gould, Birds of Eur., Pl. 257; Fritsch, Vögel Eur., T. 22, Fig. 9 und 13; Dresser, Birds of Eur., T. 466.

Eier: Bädecker, Eier eur. Vögel, T. 67, Fig. 1.

Kennzeichen: Schwanz nicht über die Flügel hinaus verlängert; Bauch und ein Querband über der Brust schwarz.

♂. Oberkopf, Nacken und Hinterhals röthlichgrau; Rücken, Schulterfedern und kleine Flügeldecken, Bürzel und obere Stoßdecken schiefgrau und rostgelblich gesleckt, Bürzel dunkler; Schwingen asch- und blaugrau mit schwarzen Schäften, wovon die erste mit braungrauer Außenahne, die inneren mit weißer Spitze; Armschwingen außen rostgelb gefäumt, einige der inneren von der Färbung der Schulterfedern; die größeren Schwingendecken fast ganz rostgelb; Stoß braungrau, gegen die Basis zu schwärzlichbraun gebändert und am Ende breit weiß gesäumt; Kinn und Obertheil der Kehle ockergelb, an den Seiten in Orange übergehend und darunter ein größerer schwarzer Fleck; Unterhals und Brust grau mit röthlichem Anfluge; über die Oberbrust zieht sich bis zu den Flügeln ein schwarzes Band; Bauch schwarz, gegen die Brust zu ins Weißlichgraue übergehend; Unterstoßdecken trüb gelblichweiß; untere Schwingendecken weiß; Beine braungelb besiedert; Zehen dunkelblaugrau; Schnabel dunkelhornbraun; Augen dunkelbraun; Totallänge ungefähr 35 cm.

♀. Obere Theile blaß sandgelb, dicht schwarzbraun gebändert, ausgenommen den Kopf, Nacken und Hinterhals, wo sich die schwarze Zeichnung zu Längsstreifen formiert; Handschwingen dunkelgraubraun; die äußeren Armschwingen am Ende ähnlich gefärbt, an der Basis trüb isabellfarben und schwärzlich marmoriert, die inneren und die Decken wie der Rücken, die größeren lebhafter mit gelblich-weißen Enden; Stoß deutlicher als beim ♂ gezeichnet; Kopfseiten gelblich, schwarz gestreift; Obertheil der Kehle weißlichgelb, von einem ziemlich breiten schwarzen Streifen umsäumt; unterer Kehltheil und Brust röthlichgelb mit tropfenförmigen schwarzen Flecken und an dem unteren Theile mit einem schwarzen Banne, unter welchem ein schmäler, ungesleckter Streifen; übriger Unterkörper schwarz; untere Stoßdecken trüb weiß.

Das Ringelsluguhu heimatet im Südwesten Europas, dem Nordwesten Afrikas und dem westlichen Asien.

Als Fertling wurde es in Griechenland, einmaul auch in Deutschland (1801 in Anhalt) und 1831 in Dänemark (Jütland) angetroffen.

In den Ebenen Portugals ist es nach Smith häufig; Rey bekam von Algarve ein Gelege; laut R. Brehm bewohnt es in Spanien Aragonien, Castilien, Mancha, Murcia und einen Theil Andalusiens. Im Nordwesten Afrikas fand es Loche das ganze Jahr hindurch in den ebenen Theilen der Sahara und in der Ebene von Chélif während der Brütezeit; Cambers-Hodgetts traf es in großer Menge in Tripolis, Lilsford in bedeutenden Flügen im November und December auf den Ebenen um Tunis und Taczanowski in Algerien gemein in der Wüste, minder zahlreich auf den benachbarten Anhöhen; nach Schonsboe ist es im Winter in Marokko häufig, hauptsächlich zwischen der gleichnamigen Stadt und dem Fuße des Atlas. Auf den Canaren kommen die Gangas, Bolle zufolge, in den wüsten Ebenen Inextaventuras vor, von wo sie zuweilen nach Gran-Canaria sich versliegen und gar nicht selten im Südosten Canarias bei Vangrande und Sardinas auftreten. In Palästina wurde das Vorkommen unseres Vogels durch Tristram nordöstlich des Hermons constatiert und nach v. Gonzenbach wird es in jedem Winter auf den Markt von Smyrna gebracht, wo es in den sandigen Gegendern in der Nähe der Küste auch brütet. Auf russisch-asiatischem Gebiete findet es sich nach Bogdanow im Steppengebiete des Kurr und Aras, auf der armenischen Hochebene, im aralo-kaspischen Gebiete, dem Thianchan und der Jungarei; Filippi erwähnt es aus Persien; Diction et Roß trafen es um Erzerum sehr häufig, wo es anfangs April erscheint, auf den benachbarten Hügeln nistet und zu Ende September verschwindet; Hume fand es im oberen Theile von Sindj, aber niemals so häufig wie im nordwestlichen Pandschab und Badchutana; Jerdon nur in den nordwestlichen Provinzen Indiens, selten bis Allahabad herabgehend. In Indien fehlt es während des Sommers, wird aber vom September bis März angetroffen. Turkestan bewohnt es nach Seewergow häufig und brütet auch da bis zu einer Höhe von 4000 Fuß.

Die Ganga ist eine Bewohnerin der Wüsten und Steppen, überhaupt angedeihlicher, unelastivierter ebener Flächen, ohne Baum- und Strauchvegetation, erscheint aber der Nahrung wegen zuweilen nach der Ernte auf benachbarten Stoppelfeldern, um hier Getreideföhrer aufzulesen. Je nach der Örtlichkeit ist sie Stand-, Strich- und Zugvogel. Mit Ausnahme der Brütezeit, wo sie paareweise leben, trifft man sie stets in Ketten. In Spanien pflanzen sie sich im Mai fort. Eine leichte Grube im Boden, meist der Sonne ausgezeigt, bildet das Nest, das nicht immer an seinen Rändern mit dürem Graue ausgelegt ist und 3, seltener 4 Eier enthält. Selbe sind an beiden Polen ziemlich gleichmäßig abgerundet, haben als Grundfarbe ein reines oder ins Röthliche und Grünlische ziehendes Braungelb mit helleren und dunkel-violettblauen Schalen- und gelb- und roth-

braunen Zeichnungsflecken. Ihre Länge beträgt bei 48, ihre Breite bei 32 mm. Das Brütegeschäft besorgt das ♀ allein; an der Führung betheiligen sich aber beide Gatten. Die den Eiern entschlüpften Jungen sind durch einige Tage ziemlich hilflose Geschöpfe und werden von der Mutter während dieser Zeit nach Art der Tauben ans dem Kopfe gefüttert. Die Nahrung besteht aus allerlei Grassämereien und Körnern von Feldfrüchten. In den Morgen- und Abendstunden erscheinen sie sehr regelmässig an der Tränke, stürzen sich, in der Nähe angekommen, in schiefster Richtung zu Boden und legen den Weg bis zum Wasser laufen zurück. Nachdem sie hier in wenigen Minuten ihren Durst gestillt haben, erheben sie sich rasch und ziehen nach derselben Richtung, aus der sie gekommen waren. Gegen die Mittagszeit halten sie Ruhe und liegen zerstreut im Sande, in dem sie sich gerne paddeln. Ihr Gang ist eher hühner- als taubenartig, immerhin aber etwas trippelnd. Der Flug ist rauschend und stürmisch, am meisten an die Regenpeifer gehahnend. Aufgejagt steigen sie vorerst bis zu einer gewissen Höhe gerade empor, ehe sie, stets dicht gedrängt nebeneinander, ohne im Fluge ihre Ordnung zu verändern, unterbrochenem Geckrei davonfliegen. Wo sie durch Nachstellungen geweckt wurden, sind sie außerordentlich scheu und stehen schon auf große Entfernung auf, während sie in der Wüste, mehr auf ihr schüchternes Kleid sich verlassend, sich drücken.

Die Jagd auf die Flughühner wird vielfach eifrig betrieben. Dort, wo eine Annäherung von Seite des Schüßen zu Fuß oder zu Pferd der Scheitheit wegen zu seinem Resultat führt, bleibt der Ansitz an der Tränke in einem aus Steinen errichteten Hinterhalte die einzige Erfolg versprechende Jagdweise. Des dichten und starken Federkleides wegen muss man sich gröberer Schrote bedienen, da angehörsene, wenn nicht geslügelt, noch sehr weit streichen und meist für den Jäger verloren sind.

Das Wildbret schildern einige als hart und taubenartig schmeckend, andere wieder als gut und bezüglich des Geschmackes das der Rothhühner übertreffend. v. Tsch.

**Gangbar**, adj., s. v. w. befahren, von Bauen; selten. „Gangbar nennt man die Röhren an einem Dachs- oder Fuchsbaue, vor welchen frische Erde liegt, die vom Dache oder Fuchse herausgeschoben oder ausgefahren worden ist.“ Hartig, Lexiz., p. 212. — Behlen, Real- u. Verb.-Lexiz., III., p. 26. — R. R. v. Domrowski, Der Fuchs, p. 183. — Saunders, Wb., I., p. 538. E. v. D.

**Gänge**, adj., s. v. w. gängig, s. d. E. v. D. Gänge heißen in der Geologie mehr oder weniger steil stehende, plattenförmige Gesteinsmassen, die vom Innern der Erde her glutflüssig in Klüfte und Spalten überlagernder Gesteine gedrungen sind und dort erstarrten. v. D.

**Gänge** (Brut-, Familien-, Gabelholz-, Gabelstern-, Holz-, Längs-, Larven-, Leiter-, Loth-, Mutter-, Quer-, Stern-, Wagen-, Waggengänge), s. Brutgang. Hscl.

**Gangform**, gleichbedeutend mit Fräggangform (Brutgang oder Larvengang) rücksichtlich des Verlaufes, den diese Gänge nehmen. Vgl. Brutgang, Larvengang.

Höchl.

**Gängig**, adj.

I. Allgemein gut laufen können. „Die Dache... Sie sind nicht sehr gängig, und wenn sie jetzt werden, wird ihnen das Laufen Janer.“ Fleming T. J., Anh., fol. 107a. — „Sie (die Wölfe) sind sehr geschwind und gängig.“ Ibid. fol. 106b. — „Gänge sagt man auch von den Hunden, wenn sie flüchtig und hurtig im Wendeln sind: das ist ein gänger Hund.“ J. Großkopff, Jagd- u. Weidewörterlexikon p. 128. — „Gängig bleiben heißt: wenn der Hund durch eine gute Bewegung auf seinen Läufen frisch und hurtig erhalten wird.“ C. v. Heppe, Aufr. Lehrprinz, p. 379.

II. S. v. w. leinenführig oder gut am Hängeleit gehend, namentlich vom Leit- und Schweifhund. „Einen jungen Leithund gängig und führig machen, heißt: ihn gewöhnen, daß er die Halse und das Hängeleit gerne an sich leide und sich daran ausführen lasse, vor des Jägers rechten Faust gerade hingehen, rechts und links sich wenden, und des Jägers Zuspruch wol annehmen lerne.“ C. v. Heppe, I. e., p. 437. — „Gängig nennt man den Leit- und Schweifhund, wenn er am Hängeleit oder Hezriemen gut sucht. Hartig, Lexit., p. 212. — Laube, Jagdbrevier, p. 276. — Sanders, Wb. I, 536a, 537a.

C. v. D.

**Ganglien**, Ganglion, Ganglienfette, s. Nervensystem (der Insekten).

Höchl.

**Gangloff**, Karl, geb. 11. April 1809 in Prag, gest. 7. Februar 1879 in Rožmital (Böhmen), studierte am Polytechnicum zu Prag, machte seine forstliche Praxis auf der Domaine Reichenau durch und beschäftigte sich hierans noch ein Jahr mit Forstvermessungen und Betriebsregulierungen. Im Bereich der Forstverwaltung des Prager Erzbistums wurde Gangloff sodann 1831 Forstingenieur zu Rožmital, 1839 Oberforstmeister zu Rothetschitz und 1864 Forstmeister zu Rožmital.

Gangloff war nicht nur ein höchst intelligenter und unermüdlich thätiger Forstwirt, sondern ist auch bekannt durch seine zahlreichen originellen Erfindungen auf dem Gebiete der forstlichen Vermessungskunde und Forsttechnologie, von denen besonders hervorzuheben sind: Mehstück, Berechnungsstock, Waltdtafel, Horizontalmesser, Stockrodemajchine, Schindelmajchine und Planimeter; die beiden letzteren gelegentlich der Versammlung deutscher Land- und Forstwirte zu Prag und Wien mit silbernen Medaillen prämiert.

Außer zahlreichen Aufsätze in den Verhandlungen des böhmischen und mährisch-schlesischen Forstvereines veröffentlichte Gangloff auch noch 1851 zwei Schriften über seine Erfindungen, nämlich: Beschreibung und Anleitung zum Gebrauch eines Holzvermessungsstocks, sowie: Beschreibung und Anleitung zum Gebrauch eines Holzberechnungsstocks. Schw.

**Gangloff'sche Stockrodemajchine**. Dieselbe besteht aus einem zweibeinigen Bocke, einer gelochten Eisenstange, die am unteren Ende eine Eisenzange trägt, und aus zwei Hebelsäulen.

Die Maschine wird über den umrodeten, von seinen Seitenwurzeln getrennten Stock gestellt und die Zange an einen belassenen Wurzelstumpf (als Anfassungswurzel) angelegt. Durch die wechselseitige Bewegung der Hebelsäule, wobei ein Bolzen in der Eisenstange als Stütze benutzt wird, kann der Stock mit seinen Pfahlwurzeln aus dem Boden gezogen werden. Fr.

**Ganopteryx rhamni**, der bekannte Citronenfalter, dessen Raupe auf Khamnus frangulifrukt.

Höchl.

**Gänseartige Vögel**, Anseres, Ordnung der Vögel, mit nur einer Familie, Entenvögel, Anatidae; s. d. n. Syst. d. Ornithol. E. v. D.

**Gänsefang**. Das Fangen der Wildgänse ist im allgemeinen sehr schwer und nur da der Mühe wert, wo sie entweder brüten oder zu gewissen Jahreszeiten, wohl meistens im Winter, in großen Zügen längere Zeit verweilen. Die lohnendsten Fangmethoden sind:

1. Der Fang mit Wasser- oder Sackgarnen, die im Schilf und Röhricht an den Gewässern auf dazu eigens angelegten Stallstiegen oder im Wasser selbst, wo es nicht ganz tief ist, gestellt werden. Ein solches Gänzenetz besteht aus zwei sog. Spiegelnnetzen mit Maschen, deren Knoten 30 cm weit von einander sind und senkrecht über einander stehende Quadrate oder Spiegel bilden, woher der Ausdruck spiegelig stammt, von 80—90 m Länge und 1 m Höhe, aus starkem Bindfaden und einem Zugarn aus ditem, festem Hanfzwirn mit 7 cm weiten Maschen von 0,66 m Höhe und 150 m Länge, damit es recht busenreicher wird und eine hinein gerathene Gans weder von vorn entweichen oder nach rückwärts noch weniger herauszukommen vermöge. An der oberen Hauptleine werden Ringe von Horn angebracht, mittelst deren Garn befestigt wird, an der unteren Hauptleine befinden sich dagegen eiserne Ringe oder ringartige Bleigewichte, durch welche das Netz ins Wasser gezogen und dort gehalten wird.

Ist das Garn gestellt, so werden die Gänse vorsichtig gegen dasselbe hingerrieben und kriechen, namentlich wenn sie noch jung und kaum flugbar sind, und die alten sich in der Mauser befinden und also auch nicht gut fliegen können, leicht hinein.

Je busenreicher das Zugarn ist, desto mehr ist auf guten Erfolg beim Fang zu rechnen. An größeren Gewässern, Teichflächen und Seen stellt man, wenn viele Gänse dort liegen, auch wohl mehrere Netze auf einmal und treibt zu Kahu die selben hinein.

2. Der Fang mit Hals- und Trittschleisen oder Schlingen, von denen nur die ersteren sich erfahrungsmäßig als besonders lohnend erweisen. Die Halschlingen, welche namentlich auf den von den Gänzen angelegten Schwimmsteigen so im Schilf oder Rohr in Masse befestigt werden, daß die passierenden Gänse nicht anders durchkommen können, als mit dem Kopf hineinzugerathen. Die Schlingen bestehen aus achtdrähtigem Fischedraht und müssen im Durchmesser 10—12 cm halten. Die Schleisen sind genau so hoch über dem Wasser

zu stellen, daß die schwimmende oder kriechende Gans ganz nahe mit dem Schnabel über dem unteren Rande derselben bleibt und nicht den Kopf darunter durch, sondern mitten durch die Schlinge steckt.

3. Der Fang mit dem Tellerreisen, welcher auf den Saatfeldern, wo die Gänse zu liegen und zu äsen pflegen, namentlich bei Schnee in neuester Zeit mehrfach mit glänzenden Erfolge angewandt wird. Die Tellerreisen müssen aber an eingefüllten Pfählen mit einer Kette befestigt oder angebunden, auch wohl mit schweren Gewichten am Boden festgehalten sein.

Ob aber jeder Jäger gerade diese Methode zum Fang von Wildgänsen wählen wird, bleibt doch sehr fraglich, weil die Jagd und der Fang auf andere Weise auch mit bestem Erfolg und ohne unverantwortliche, allerdings aber unvermeidliche Thierquälerei betrieben werden kann.

Der Schaden der Gänse auf den Getreideäckern ist entweder nur sehr gering oder gar nicht vorhanden. Der einsichtsvolle Bauer weiß erfahrungsmäßig, daß sein Getreide da, wo die Gänsecharen im Winter gelegen haben, im Sommer sehr gut und gewöhnlich am besten steht und in vielen Gegenden sehen daher die Landwirte gern, wenn die Wildgänse ihre Ruhe- und Außensplätze auf ihre Winterkornäcker verlegen.

On.

**Gänsejagd.** Die Jagd auf Wildgänse hat für den Jäger umso mehr Reiz, als alle in der gemäßigen Zone Europas vorkommenden Arten, von denen nur eine, nämlich die Grangans (*Anser cinereus*), Stammutter unserer zahnten Gans, Brutvogel ist, während die übrigen nur auf ihren Frühjahrs- und Herbstzügen das Gebiet berühren und dort fürzere oder längere Zeit verweilen, an sich sehr scheu, vorsichtig und mit scharfen Sinnen begabt sind. Außerdem bietet sie ihm Gelegenheit, sich als tüchtiger Schütze und Wildsjäger zu zeigen. Die mit Erfolg anzuwendenden Jagdmethoden sind die folgenden:

1. Der Aufstand, welcher sowohl sich auf die täglichen Strichzeiten am Morgen und Abend beschränken kann, wie auf Touren bei Nacht und bei Tage. Die Wildgänse pflegen beim Ziehen aus den Feldern &c. zu den Gewässern oder auch zu anderen Feldern, Wiesenflächen u. s. w. ganz genau gewisse Zeiten einzuhalten. Es kommt also vorzugsweise darauf an, diese täglichen Zugzeiten zu ermitteln. Man stellt sich entweder am Einfall oder auf dem Zuge an, den sie regelmäßig in ein und derselben Richtung nehmen.

Ist kein hohler Baum oder Röhricht etc. als Deckung vorhanden, so baut man sich eine Hütte aus Schilf &c., die wie ein Düngerhaufen aussieht, und begibt sich vielleicht  $\frac{1}{2}$  Stunde vor Eintritt des Zuges hinein oder gräbt sich ein Loch, worin man Platz findet. Der gewöhnliche Zug dauert in der Regel nur  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{4}$  Stunden, beginnt  $\frac{1}{2}$  Stunde vor Aufgang oder Untergang der Sonne bis  $\frac{1}{2}$  Stunde nach dieser Zeit. Je dunstiger und nebeliger das Wetter ist, desto niedriger pflegen die Gänse zu streichen,

und solche Tage müssen vorzüglich in Acht genommen werden. Wo die Gänse in sehr großer Anzahl zu gewissen Tageszeiten am Vormittag und Mittag oder Nachmittag oft stundenlang auf den Saatfeldern liegen, bewährt sich folgendes Verfahren ganz besonders. Man legt sich schon lange vor dem Eintreffen der Gänse während ihres Frühjahrs- und Herbstzuges auf den Saatfeldern, welche sie besuchen, in Schußweite von den Plätzen, wo sie sich gewöhnlich aufzuhalten und die natürlich bekannt sein müssen, zwei einander gegenüberliegende Hütten an, um immer unter Wind zu stehen, jedenfalls hat man immer wenigstens halben Wind. Eine solche Hütte hat ganz genau das Aussehen einer in der Grundfläche vierseitigen Pfalzlage oder Compostniere, die aber inwendig einen Lichtraum hat, um darin stehen und sich bewegen zu können; von hinten her wird ein Eingang gelassen und eine Decke aus Stangenholz oder Absalbrettern geschaffen, die mit Erde oder mit Heide, Schilf, Stroh beworfen wird. Um diese scheinbare Niere herum werden Dornensträuche, Reisigholzhaufen in der Weise aufgeworfen, daß dadurch die angelegten Schießlöcher gegen das Feld hin so weit verbendet werden, daß von außen her nicht zu sehen ist, wenn man sich etwa bewegt. Eine halbe Stunde vor der Einfallzeit stellt man sich in die Hütte und ladet, da die Gänse in der Regel in großen Scharen zusammen liegen oder auch wohl noch wieder in kleinere Züge vertheilt sind, entweder Kartätschenpatronen Nr. 0 oder Nr. 1, oder auch wohl Kartätschen, die mit Röller oder Posten geladen sind und hält beim Schießen zwischen die Köpfe der lagernden Gänse, einen derselben aus der Mitte zum Zielpunkt nehmend. Will man eine einzelne Gans schießen, so nimmt man, wenn die Entfernung für Schrot zu weit ist, die Büchse, man führt deshalb auch gern auf der Gänsejagd eine Büchsflinte, um für alle Fälle eingerichtet zu sein. Sonst empfehlen sich Doppelflinten mit Caliber Nr. 12, die mit Schrot Nr. 0 oder Nr. 1 geladen werden. Das Pulver- und Bleigewicht wäre für Caliber Nr. 12 etwa folgendes: vom rheinischen Jagdpulver = 6.17 g, vom Blei = 41.97 g, bei Caliber Nr. 16 würden dagegen 4.40 g Pulver und 33.20 g Blei zu laden sein.

Ganz besonders ist beim Schießen zu beachten, daß die Gänse namentlich auf der Brust ein sehr starkes, dem Eindringen des Bleies widerstehendes Gefieder tragen, man sollte daher nie von vorne auf eine Gans schießen, sondern immer von hinten oder schräg von hinten nach vorn, der letztere Schuß ist stets der erfolgreichste, außerdem ist auf fliegende Gänse gehörig vorzuhalten; wenn der Schuß unter den Flügeln in die Brust dringen soll, so behalte man beim Zielen vorne die Schuhschäfte als Zielpunkt auf dem Korn oder im Bissier.

2. Treibjagden auf Gänse werden am besten bei trübem, windigen oder nebeligen Tagen, hauptsächlich aber bei Schneegestöber abgehalten. Die Treiber müssen dabei auf den Saatfeldern, wo die Gänse liegen, eine lange, möglichst dicht besetzte, halbkreisförmige Linie bilden, deren beide Flügel die Gänse gut um-

schließen und so den vollständig gedeckten, unter keiner Bedingung im Winde stehen dürfen den Schüßen zutreiben. Trotz aller Deckung muss der Schütze aber stehen wie eine Statue und erst, wenn die Gänse auf schussmässige Distanz herangezogen sind, das Gewehr anziehen, die Gänse würden sonst jede Bewegung bemerken und sofort sich so hoch erheben, dass sie in Sicherheit sind, wenn der Schuss fällt. Auch während der Boden mit Schnee bedeckt ist, und bei Mondschein werden oft nachts mit gutem Erfolge Treibjagden abgehalten.

3. Das Anfahren mit Wagen oder Schlitten ist auch oft von sehr gutem Erfolg, aber kann in der Regel nur einmal gemacht werden, weil schon zum zweitenmal die Gänse meist sehr misstrauisch werden würden, wenn sie ein dem ersten ähnliches Fuhrwerk äugten.

Zum Anfahren eignet sich ein gewöhnlicher Ackewagen, wie ihn die Bauern haben, am besten, u. zw. noch umso mehr, wenn er nicht mit eleganten Pferden, sondern recht ländlich aussehenden Ackerpferden bespannt ist, weil dann die Gänse am wenigsten misstrauisch sind und oft recht gut aushalten. Man muss indes immer vermeiden, sich durch verschiedentliches Umkreisen den Gänzen zu nähern, wie es wohl sonst bei Trappen oder Krähenchen im Gebrauch ist und sich als erfolgreich heraussstellt, sondern man lässt den Wagen zur rechten Seite der Gänse auf Schussweite vorbeifahren. Bei großer Kälte und hartgefrorem Schnee lassen sich die Gänse, weil sie mehr leiden, da keine offene Stellen in den Gewässern vorhanden sind und sie sich außerdem nicht in stande befinden, auf den Saatfeldern den Schnee behufs Almahnung mit ihren Rändern, die nur zum Schwimmen eingerichtet sind, fortzuscharen. Sehr gern fallen sie dann an warmen Quellen, die nie zufrieren, in großen dicht gedrängten Bügen ein, und es ist ihnen dann sehr gut anzutreffen, namentlich wenn angefahren wird.

4. Das Anbirschen oder Beschleichen kann nur ausgeführt werden an Flüssen mit hohen Ufern, oder wenn sehr gute sonstige Deckung vorhanden ist. Am besten ist den Gänzen durch Anschleichen anzukommen, wenn sie auf dicht oder in Schussweite vom Ufer gelegenen, im Winter nicht zugefrorenen Stellen liegen. Man muss indes sehr genau beim Schleichen auf den Wind und darauf achten, dass man sich genau merkt, wo die Gänse liegen, um nicht eher von denselben erängt zu werden, bis man in guter Schussweite herau ist, wobei sich von selbst versteht, dass man immer schussbereit ist, wenn sie abstreichen.

Kommt der Jäger gut gedeckt an die Gänse, welche oft in grösserer Anzahl auf nur kleinen Waken oder Lachen liegen, so kann er oft mit einem Schuss 3—4 Gänse erlegen, und wenn sie austreichen, auch noch den zweiten Schuss gut anbringen.

Zu bemerken bei allen Schießen auf Gänse ist aber noch, dass angeschossene Gänse in vielen Fällen noch weit und dabei rasch fortlaufen, es ist daher anzurathen, einen sichern Hund, der das Schleichen und Anbirschen mit seinem Herrn kennt, bei sich zu führen.

An für den Hund gefährlichen Stellen ist indes die Verfolgung einer angehörsigen Gans lieber aufzugeben, als einen guten Hund aufs Spiel zu setzen.

**Ganz machen**, im Ganzen stehen, ganz sein.

Ein Jagen mit Jagdzeug, eventuell auch mit Schüssen und Treibern vollends umstellen; dann auch allgemein ein Treiben in Ordnung halten. Bgl. ganz sein, schließen, zustellen. „Ganz machen heißtet: das Treibervolk in der Reihe und Ordnung stellen.“ J. Tänher, Jagdgeheimniſſe 1682, fol. 11. — Fleming T. 3., I., Auh., fol. 107. — Onomat. forest. II., p. 997. — „Als lasse der Jäger durch das Schilf nach Gelegenheit des Teiches Richtwege durchschneiden, wo er sperren und die Leute allezeit im Trieb ganz machen will.“ Parson, Hirschgerechter Jäger, 1734, fol. 112a. — „Kommt man auf einen Weg oder Stell-Flügel, werden die Leute angehalten, dass sie wieder gerade beieinander kommen (heißt ganz gemacht).“ „Wenn man die Hirsche erst einmal im Zeug und im Ganzen hat.“ Döbel, Ed. I., 1746, II., fol. 40 b, III., 179 b. — „Er rapportierte, sein Jagen stehe schon im Ganzen, und ist doch noch nicht einmal geschlossen.“ C. v. Heppe, Ausfr. Lehrprinz, p. 186. — Großkopff, Weidewerkslexikon, p. 128. — „Ganz machen, und ganz seyn, will sagen, ein Jagen mit Zeug, Dappen und Leuten umstellen, dass nichts heraus kann. Dieses nennt man ganz machen; und so nun das Jagen geschlossen, heißt es: ganz seyn, das ist, das Jagen ist zu; auch, wenn ein Treiben durchgangen, und die Leute frisch angestellt werden sollen, heißt es: ganz machen, das ist, in Ordnung stellen; und wenn die Treiber und Jäger stehen, wird gesprochen: das Treiben ist ganz, oder die Leute sind ganz; auch es ist ins Ganze.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 170. — Winkell, Ed. II., 1820 I., p. 209. — Hartig, Legion, p. 200, 284. — Behlen, Real- und Verb. Lexif., III., p. 38; VI., p. 208, 217. — Sanders Wb., I., p. 538.

**Ganze Balken** sind solche, die in einem Stücke durch die ganze Balkenlänge reichen und mit beiden Enden auf den Umlangsmauern aufliegen, j. Gebälk.

**Ganzvögel**, die, nemt man die stärkeren Drosselarten, von denen vier auf einen Spieß (s. d.) gehen; vgl. Halbvögel. In früherer Zeit waren unter diesem Ausdruck auch andere Vogelarten begriffen: „Man findet an theils Orten diesen Unterschied, dass vom Krammets-Vogel an bis zum letzten und kleinsten, solche wieder in drei Classen eingetheilt werden, als in ganze, halbe, und kleine Vögel. Und rechnet man so nach den ganzen Vögeln nebst den Waldschneppen, die Tauben und Mandel-Krähen, die Krammetsvögel, die Schild-amsel, oder Stockzinner, die Schnerre, den Schwarz- und Grünspecht; zu denen halben Vögeln aber die Zipp- und Weindrosseln, die Schwarz-Amself, die Stein-Amself, den Wey-rauch, Kern-Beisser, Seidenschwanz, Gumpel, Orlolahn, Kreuz-Vogel, Staaren, Roth-Specht, Tageschlaf und Gnuguck; die übrigen Wald-

Bögel aber alle zum kleinen Bögel-Fange.“ Döbel, Ed. I, 1746, III., p. 167. — Winfell, Ed. I, 1803, II., p. 385. — Hartig, Wm spr. 1809, p. 109; Lb. f. Jäger, I., p. 201. E. v. D.

**Garbenschiefer** sind dickschiefrige, auf den Schichtungsschichten wellig unebene Glimmerschiefer, an deren Zusammensetzung sich hauptsächlich silberweißer, perlmuttglänzender Kaliglimmer beteiligt, welcher zu schuppigen oder häutigen Aggregaten verarbeitet ist. Außer ihm finden sich Blättchen von braunem Magnesia-glimmer, Quarzkörnchen und -linsen und endlich Concretionen von dunkel schwarzer Farbe, welche auf den Schichtungsschichten in büschel- oder garbenförmigen Zeichnungen hervortreten und den Namen der Gesteinart veranlassen haben; im Gebiet des sächsischen Granitgebirges vor kommend.

v. D.

**Garn**, Das, allgemeine Bezeichnung für alle Jagdwaffe, doch vorzugsweise nur solche, die zum Fange, nicht bloß zum Einstellen des Wildes dienen, s. Neß, Jagdzeng, Beng. „Eyn waiderman, der dem gefaßt ist hangen an . . . nach allem wild . . . mit lanichen, schreken, garn und nezen, zu jagen, paissen und zu behlen.“ „Eyn jungen, adelichen man, dem steht gar wol und hößlich an, das er im waid-werk sey erfari mit dem windpiel, nezen und garn . . .“ Hanns Sachs, Altäon, 47 und kurze lehr, 4. — Roë Meurer, Jagd- und Forstrecht, 1560, fol. 85. — M. Sebiz, 1580, fol. 663, 664. — „Garn, sind die Nezen zum Hirsch-, Sauen-, Rehe-, Hosen- und Wolfs-Jagden.“ J. Tänker, Jagd-geheimniße, 1682, fol. 11 b. — Fleming T. J., 1729, I., Anh., fol. 107. — „Garn, so heißen alle gestrickte Reze, groß und klein, die man bey der Jägereien branchen mag.“ Großkopff, Weidewerts-Lexif., p. 128. — „Garn, unter diesem Wort versteht sich alles, was an Garnen zur Groß- und kleinen Jagd gebracht wird, wiewohl zwar die zum hohen Jagen gehörige, lichte Zeuge, oder Reze heißen.“ Chr. W. v. Heppen, Wohlfred. Jäger, p. 173. — „Der Verfasser enthält sich . . . des sonst gewöhnlich synonymen Gebrauchs der Benennungen Reze und Garn für alle Arten des lichten Zuges, weil seiner Ansicht nach der Unterschied zwischen Reze und Garn darin besteht, dass ersteres aus Leine und Bindfaden, letzteres aus Zwirn verfertigt wird. Alles Haarwild wird also in Rezen, der kleine Vogel in Garnen gefangen.“ Winfell, Ed. I, 1803, I., p. 417. — „Garn nennt man jedes Jagdwie.“ Hartig, Lexif., p. 213. — Behlen, Real- und Verb. Lexif., III., p. 43; VI., p. 210. — Die Hohe Jagd, Ulm 1849, I., p. 339. — Sanders Wb., I., p. 514. E. v. D.

**Garnieren**, (frz.: garnir = besetzen, mit etwas versehen), hat in der Handfeuerwaffen technik eine besondere Bedeutung angenommen und bezeichnet hier das behufs Herstellung der äusseren Glattheit der Rohre und Erzielung einer ganz gleichmässigen Wandstärke vorzunehmende Teile oder Hobeln der Gewehrfläue mit hobelartig gestalteten Teilen verschiedener Form und Einheit. Bei doppel- oder mehrfächigen Rohren wird das die gleichmässige concentrische Wandstärke bewirkende, ranhere Borgarnieren („Schnübben“) vor dem Verbinden

der Rohre ausgeführt, so dass nachher nur die feinere Arbeit des Schlichtens (mit seiner gehobenen Teilen) übrig bleibt (s. Jagdfeuerwaffen, III. Auffertigung).

Th.

**Garnitur**, nennt man die Gesamtheit der zum Schnüß, bezüglich zur Verbindung und Befestigung einzelner Gewehrtheile dienenden und im Gegenseitig zu dem sojen Zubehör am Gewehr festzuhängen Beschläge, wie Kolbenfappe, Abzugsblech, Abzugsbügel, Riembügel, Schieber, Ringe, Schrauben etc.

Th.

**Garnsack**, der, ein sackartig gestricktes, oder ein gewöhnliches sackartig gestelltes Garn. „Garnsäcke, so werden diejenigen genannt, welche wie ein Sack gestrickt sind, dergleichen man zu dem Dachs- und Staaren-Fange braucht.“ Großkopff, Weidewerts-Lexif., p. 128. — Döbl, Ed. I, 1746, II., fol. 234. — Behlen, Wm spr., p. 63.

E. v. D.

**Garrulns**, auct., Gattung der Familie Corvidae, Raben, s. d. u. Synt. d. Ornithol. In Europa zwei Arten: Eichelhäher, *G. glandarius*, L., und Unglückshäher, *G. infaustus*, L., s. d.

E. v. D.

**Gartenammer**, *Emberiza hortulana*. Linné. *Emberiza hortulana* Briss. Orn. III., p. 269 (1760); *Emberiza hortulana*, Linn. Syst. Nat. I., p. 309 (1766); et auctorum plurimorum — Gmelin, Latham, Temminck, Bonaparte, Salvadori, Degland et Gerbe, Dresser, Newton etc.; *Emberiza maelbyensis*, Sparrm. Mus. Carls. pl. 21 (1786); *Emberiza badensis*, Gm. Syst. Nat. I., p. 872 (1788); *Emberiza chlorocephala*, idem, ibidem, p. 887; *Emberiza tunstalli*, Lath. Ind. Orn. I., p. 418 (1790); *Citrinella hortulana*, Kaup, Nat. Syst. p. 442 (1829); *Emberiza pinguisceps*, Brehm, Vögel Deutschl., p. 293 (1831); *Emberiza buchanani*, Blyth, J. A. S. B. XIII., p. 957 (1844); *Eusipha hortulana*, Blyth, Cat. B. Mus. As. Soc. Beng., p. 129 (1849); *Glycospina hortulana*, Cat. Mus. Hein. Th. I., p. 128 (1850); *Hortulanus chlorocephalus*, Bonap. Cat. Parzud. Coll., p. 4 (1856).

**Abbildung**: 1. **Vogel**. Naumann, Vogel Deutschl. IV., T. 103; Dresser, B. of Europe. IV., pl. 211. — 2. **Eier**. Bädeker, Die Eier der europäischen Vögel, T. 3, Nr. 5; Thieme-mann, Abbildungen von Vogeleiern, T. 33, Nr. 7, a-d; Sebohm, A History of British birds. II., pl. 13.

**Ortolan**, **Ortolahn**, **Hortolan**, **Hortulan**, **Fettanner**, **Ammerling**, **Goldammer**, **Feldammer**, **Sommerammer**, **Grünzüng**, **Hefen-grünzüng**, **Kornjünk**, **Trossel**, **Brachamsel**, **Jungvogel**, **Windsche**, **Sommerortolan**.

**Böhni**: Strnad zahradní; dän.: Hortulan; engl.: Ortolan; franz.: Bruant ortolan; holl.: de Ortolan; ital.: Ortolano, Ortolan; giallo, Ortolan, Terasola, Liabru, Ortran, Ortranin, Ortlan, Ortola, Tirabùs, Ortlaen, Urtulan, Ourtlan, Ortolanin, Urtlan, Ortolan, Viazum, Viasugu, Duradi, Verdolisa, Zippo, Notoân, Ortolaro, Ortulano, Ortulano, Octulanu, Jardinaru, Ortulan; croat.: Vrtna strnadka; norw.: Hortulan; poln.: Póswierka orsotan; portug.: Nil; russ.: Dubrownik, Stre-

natka sadowaja, Sadowaja owsjanka; span.: Hortelano, Verdaulla, Hortola, Piula hortelana, Cid groh, Groget, Hordie, Ave tonta: schwed.: Ortolanparf; ungar.: Kerti Sármány.

Der Ortolan kommt in der paläarktischen Region vor von Spanien und Frankreich an östlich bis nach Centralasien bis zum Laufe des Irtychflusses, von den Quellen im Altaigebirge an nach Westen durch Sibirien, Turkestan, Persien bis Palästina, Kleinasien und durch ganz Europa und Nordwestasien. In Europa erreicht er seine Nordgrenze im Ural und den russischen Ostepprovinzen im 57. Grad n. Br. und in Skandinavien im Polarkreise. In den meisten Gebieten seines Verbreitungsbezirks ist er nur Sommerbrutvogel und zieht im Winter fort, in Palästina, Kleinasien, Italien und Griechenland zieht er meistens nur durch und wandert südlich bis Westafrika, Abessinien und Nordwestindien, einige brüten auch in Nordwestasien. In Deutschland kommt er nur hier und da brütend vor, so in Schlesien, der Lausitz, Pommern, Mark, in den unteren Elsbegegenden, Braunschweig, Westfalen und den Rheinlanden. In England scheint er nicht zu brüten, sondern nur einzeln als versprengter Gast vorkommen. Mit Vorliebe kommt er auch in Gebirgen vor, man hat ihn bis zu einer Höhe von 3000 m beobachtet.

Im Frühjahr erscheint er in Kleinasien und Griechenland in der zweiten Aprilwoche, in Südwesteuropa Mitte April, in Mitteleuropa und Holland Ende April und Anfang Mai. Im September ziehen sie in großen Schwärmen von Europa nach Afrika, in Menge den Vogelfängern zur Beute fallend.

Totalänge . . . . .	16'0 cm
Flügellänge . . . . .	8'4 "
Schwanzlänge . . . . .	7'2 "
Tarsus . . . . .	1'9 "
Schnabel . . . . .	1'1 "

(Altes ♂ im Frühjahrskleide aus Südfrankreich. Mus. brunsv.).

Der Schnabel ist sehr schlanke, zugespitzt, mit stark eingezogenen Schneiden, schwächer als beim Goldammer.

Die Flügel sind kurz, abgestumpft, die 1., 2. und 3. Schwinge bilden die Flügelspitze, die 2., 3. und 4. sind auf der Außenfahne bogig eingeschnürt.  $1 = 2 > 3 > 4 > 5 \dots > H > M > D$ . Die Flügel reichen nur bis über das obere Drittel der Schwanzfedern im ruhenden Zustande. Der Schwanz ist leicht ausgeschnitten. Die Füße sind klein und schwächlich, die Krallen sehr dünn und spitz.

Altes Männchen im Frühjahr. Oberseite: Kopf, Rücken und Hals grau mit deutlichem, grünlichem Anfluge, Rücken rostfarbig mit breiten schwarzen Schäftslecken, Bürzel gelblichbraun. Schwingen dunkelgeschwarzbraun mit schmalen gelblichweißen Säumen, nur an den Hinterstchwingen breite, fast die ganze Außenfahne einnehmende röthlich-rostgelbe Kanten. Deckfedern dunkelbraun mit röthlich-rostgelben Säumen. Schwanzfedern dunkelgeschwarzbraun mit hellbraunlichen Säumen, auf den beiden äußeren Schwanzfedern ein großer keilförmiger weißer Fleck auf der Innenseite am unteren Ende. —

Unterseite: Kehle, Gurget bis zur Mitte des Kopfes, kleiner Kreis um die Augen, schmaler Streifen vom Mundwinkel abwärts trübe schwefelgelb. Kopf- und Halsseiten und Kopf grau mit deutlichem grünlichem Anfluge, übrige Unterseite bis zu den unteren Schwanzdeckfedern hinab hell rostbraunlich. Schwingen von unten schwarzgrün, nach der Innenseite zu heller werdend, die unteren Flügeldeckfedern gelblich-weiß, am Ende etwas dunkelgrün gezeichnet.

(Nach einem Männchen aus Südfrankreich im Frühjahrskleide.)

Jüngere Männchen zeichnen sich durch eine mattere gelbliche Kehle, helle Rostfarbe der Unterseite und stärkere schwärzliche Schäftslecken auf dem Oberkopfe aus.

Alte Weibchen im Frühjahr ähneln im allgemeinen den jüngeren Männchen, zeichnen sich aber immer durch die viel mattere mattstrophelte Kehle und die blauhäutliche, fast ockerfarbene Unterseite aus, die Oberbrust zeigt dunkelbraune schmale Schäftslecken auf den einzelnen Federn, die dem Männchen immer fehlen.

Nach der Mauer im Herbst im August und September treten die grünlichen Ränder an den Federn mehr hervor und das Gelb an der Kehle ist viel leuchtender.

Die Jungen vor der ersten Mauer ähneln den jungen Weibchen, sind aber noch mehr gefleckt, namentlich an den Weichen und zeigen braune Schäfte an den unteren Schwanzdeckfedern, außerdem ist die Unterseite bleicher, schwächer gefärbt. Männchen und Weibchen sind vor der ersten Mauer kaum nach dem Gefieder zu unterscheiden.

(Beschreibungen genommen nach sieben Exemplaren aus dem Mus. brunsv. aus Spanien, Südfrankreich, Italien, Kleinasien und zwei Exemplaren aus meiner Sammlung aus Tiflis und Derbent. Sämtliche Vögel zeigen in Form und Färbung keine lokalen Unterschiede.)

Der Schnabel ist fleischfarbig, bei den jungen Vögeln an der Spitze und auf dem Oberrücken grau, die Iris ist hellbraun, das Auge hat einen Durchmesser von  $4 - 4\frac{1}{2}$  mm, die Füße sind fleischfarben, die Spitze der Krallen braunlichgrün.

Der Ortolan brütet in der zweiten Hälfte Mai. Das Nest steht ähnlich wie beim Goldammer immer auf dem Boden, meistens in einer kleinen Vertiefung, es besteht aus trockenen Grashalmen, Wurzelchen und ist meist mit feinen Härchen ausgelegt. Das Gelege besteht in der Regel aus 3, seltener aus 6 Eiern. Dieselben sind von kurzer stumpfovater Form, Längsdurchmesser durchschnittlich 20'8 mm, Querdurchmesser 15'8 mm, Dicke Höhe 9'6 mm, mattglänzend, von feinem Korn und mit zahlreichen Poren versehen, meistens von hell chocoladenbraunlichweißer Grundfarbe mit sehr spärlichen, tieferliegenden, mattbraunen verwachsenen Flecken und namentlich am Opende dichtstehenden oberflächlichen dunkelbraunen bis braunschwarzslichen dickeren und feineren Punkten und Flecken, und zahlreichen feinen ebenso gefärbten Schnörkelchen. Bei manchen Eiern ist die Grundfarbe lichtfleischfarben oder graubraunlichweiß, bei diesen

erscheinen die oberflächlichen Flecken und Strichelungen dann viel dunkler, fast schwärzlich.

Der Ortolan ist ein etwas ungeschickter, schwerfälliger, stiller, harmloser Vogel, der am Boden seine Nahrung sucht, im Gebüsch sein Plätzchen hat, wo er oft, nicht scheu, lange ruhig an ein und demselben Flecke sitzt. Im Frühjahr wird er lebhafter, das Männchen läßt dann seinen eigenthümlich flötenden, angenehmen Gesang ertönen, der einen etwas schwermüthigen Klang hat: *jij=jij=jij=tjör=tjör*, aber sonst an den Gesang des Goldammers erinnert. Der Lautton klingt wie *göh*, *gye=zoit=pieck-peck*, zuweilen, namentlich im Frühjahr *tü=tü*.

An die Gesangenschaft gewöhnt er sich sehr schnell, wird sehr zahm, aber bald sehr fett und träge, so daß er ziemlich langweilig sein kann. Mit anderen Vögeln verträgt er sich im Häufig Jahr gut.

Er nährt sich im Sommer meistens von Insekten, später hauptsächlich von Sämereien, namentlich Gräsern und allerlei Unraut, aber auch mit Vorliebe von Hafer und Hirse.

Da sie gar nicht schen sind, werden sie leicht geschossen, namentlich aber sehr viel auf Ortolanheuden gefangen, früher auch in Deutschland, jetzt namentlich in Südfrankreich und Italien.

Wegen seines außerordentlich zarten, wohlgeschmeckenden Fleisches gilt er als ein außerordentlicher Leckerbissen, namentlich wenn er sehr fett ist und noch besonders vorher gemästet wird. Das Mästen der Ortolane kannten schon die alten Römer. Die Vögel werden in großer Schaar in eine dunkle Kammer gesperrt, und diese wird dann Tag und Nacht gleichmäßig mit färglichem Lichte erleuchtet. Dadurch, daß die Vögel Tag und Nacht nicht unterscheiden können, fressen sie fortwährend die ihnen bei reichlichem Wasservorrath vorgesetzten Körner und werden in unglaublich kurzer Zeit fett, der einzelne Vogel kommt auf das Doppelte seines ursprünglichen Gewichtes (3 Loth), während die jüngste Feldlerche bis 4 Loth nur schwer wird. Sie werden dann in zwei Hälften aus einander geschnitten, mit Petersilie und geriebenem Weißbrot bestreut und langsam am Rost gebraten.

Die im Südeuropa gefangenen werden geputzt, in Mehl und Hirse verpackt und verschieden, oder, wie Naumann von den griechischen Inseln erzählt, z. B. bei Stoppa auf Eryern, im heißen Wasser kurze Zeit aufgewallt, dann ohne Kopf und Füße in Essig mit Gewürz gelegt und in kleinen Fässern zu 200—400 Stück verschickt. Zuweilen sollen gegen 400 solcher Fässer jährlich versandt werden.

Von Schaden kann bei dem Ortolan bei der geringen Menge Hafer oder Hirse, die er im Freien frisst, keine Rede sein, durch seinen Genuß als schönster Leckerbissen für die Feinschmecker ist er aber als sehr nützlich zu betrachten und sollte in der Brutzeit sehr geschützt werden.

R. Bl.

**Gartengewehr**, s. *Salon*-*z.* *Gewehre*. Th.

**Gartengrasmücke**. *Sylvia hortensis*, auct. *Ficedula curruca minor*, Briss. Orn. III., p. 374. (1760); *Motacilla salicaria* Linn., Syst. Nat. I. p. 330 (1766); *Sylvia simplex*, Lath.

Gen. Syn. Suppl. I., p. 287 (1787); *Sylvia hortensis* (Gmel.), var.  $\beta$ , Lath. Ind. Orn. II., p. 507 (1790); *Motacilla hortensis* (Gmel.), Bechstein, Naturg. Deutschl. IV., p. 550, pl. XIII (1795); *Sylvia hortensis* (Gmel.), Bechstein, Orn. Taschenb., p. 169 (1802) et auctorum plurimorum: Wolf, Temminck, Naumann, Keyserling, Blasius, Nordmann, Gray, Snedevall, Lindermayer, Schlegel, Heuglin, Degland, Gerbe, Salvadori *et al.* *Curruca hortensis* (Gmel.) Koch, Bayer. Zool. I., p. 155 (1816); *Eplais hortensis* (Gmel.) Kaup, Naturl. Syst., p. 145 (1829); *Curruca brachyrhynchos*, Chr. L. Brehm, Vögel Deutschl., p. 416 (1831); *Curruca grisea*, idem, ibidem, p. 416 (1831); *Adornis hortensis* (Gmel.), G. R. Gray, List of gen. of Birds, p. 29 (1841); *Sylvia salicaria* L., Newton in Yarrell, Brit. B. Ed. IV, I., p. 414 (1873); *Sylvia salicaria* L., Dresser, B. of Europe, II., p. 287 (1876).

**Abbildungen**: 1. **Vogel**: Naumann, Vögel Deutschl., T. 78, Fig. 3; Dresser, B. of Europe, II., T. 67. — 2. **Eier**: Bädecker, Die Eier der europäischen Vögel, T. 31, Nr. 11; Thienemann, Abbildungen von Vogeleiern, T. 20, Fig. 2, a bis e; Seeböhm, A History of British birds, I., pl. 10.

**Grasmücke**, grane, weiße oder große weiße Grasmücke, italienische Grasmücke, große oder grüngrau Weißkehle, grauer Sänger, graue Nachttigall, Baumnachtigall, Dornreich, großer Dornreich, grauer Spottvogel, großer Haagispaz, Fliegenschnäpper, großer Fliegenschnäpper, Weißkehle.

Böh.: Pěnice slavíková; dän.: Have-sanger, Havesmutte; engl.: Garden-warbler; finn.: Lehtokerttu; frz.: Fauvette des Jardins; holl.: Tuinvluter; italien.: Beccafico ordinario, Bigia, Bigione, Canavrola, Canavrota, Pittafigh, Buscarin, Beccafigh, Beccafigh grosso, Sardagna, Sardagnola, Beccafik. Beca ficeh, Surdón, Urtlan, Bianchett, Beccafigo, Papefig, Fabbro, Slissóta, Bouscarla vera, Ciarlettua, Macchetta, Fuetola verace, Face-dua, Verdulina, Verduleddra, Beccaficu, Vran-culiddu, Janculiddu, Bianculiddu, Biccafigu, Bequafig; front.: Vrtna grmuša; norweg.: Havesanger; poln.: Pokrywka ogrodowa; russ.: Smorodinka, Slawka sadowaja. Travnik; span.: Andaluertas. Pinzoleta. Russeta, Piula; ungar.: Kerti Zenér.

Die Gartengrasmücke kommt in Europa brütend vor nördlich bis zum 70. Grad in Norwegen, bis zum 65. Grad in Finnland und Nordwestrussland und bis zum 59. Grad im Ural. Östlich vom Ural wurde sie in der Gegend von Omst gefunden, außerdem im Kaukasus, Nordwestpersien und Palästina. In den südlichsten Theilen von Europa, in Italien und Griechenland und in Kleinasien und Ägypten ist sie nur Durchzugsvogel, während ihre Winterquartiere in Westafrika, den Oasen der Wüste Sahara, dem Damaralande, Transvaal und den östlichen Theilen der Capcolonie liegen.

In Deutschland kommt sie ziemlich allgemein verbreitet vor, in einigen Gegenden häufiger, in anderen seltener, speciell bei Braun-

schweig ist sie in den letzten Jahren sehr viel seltener aufgetreten als früher.

Sie ist für ganz Europa ein Sommerbrutvogel, der nirgends überwintert; sie ziehen in der Nacht einzeln oder familienweise, treffen ziemlich spät aus dem Süden ein, bei uns in Mitteldeutschland vom 20. April bis anfangs Mai, in England in der ersten Woche Mai. Anfangs September bis anfangs Oktober ziehen sie wieder ab.

Totallänge . . . . . 13'9 em,

Flügellänge . . . . . 7'9 "

Schwanzlänge . . . . . 6'4 "

Tarsus . . . . . 1'8 "

Schnabel . . . . . 1'1 "

(Altes ♂ von Riddagshausen. Mus. brunsw.)

Der Schnabel ist kurz und kräftig, an der Wurzel breit wie ein Drosselschnabel in verkleinertem Maße, auf der Firste abgerundet, mit der Spitze des Oberkiefers leicht abwärts gekrümmmt. Die Flügel sind zugespist abgerundet, verhältnismäßig lang, in der Ruhe über die Mitte des Schwanzes hinabreichend. Die 1., 2. und 3. Schwinge bilden die Flügelspitze.  $2.3 > 4 > 5 > \dots > 10 > M > D > 1$ . Der Schwanz ist abgerundet, die äußeren Federn am kurzenen.

Die Füße sind kurz und stämmig, die Tarsen verhältnismäßig klein, die Krallen mittelgroß und krumm, unten zweischneidig.

Altes Männchen im Frühjahre: Die ganze Oberseite von der Stirn bis zu den Schwanzdeckfedern ist olivenbraungrau, ebenso die oberen Flügeldecken. Schwingen und Schwanzfedern sind dunkelbraungrau, mit hellbraunlich-granem, schmalem Saum. Ein lichtgrauer, heller Streifen zieht vom Schnabel über das Auge hin. Die Unterseite ist trübgrauweiß, auf dem Kopf und den unteren Schwanzdeckfedern etwas bräunlichgrau angelegt. Die unteren Flügeldeckfedern hellrostgelblich.

Altes Weibchen gleicht dem Männchen im Gefieder vollständig.

Die Herbstkleider nach der Mauer sind viel dunkler, oben grünlicher, unten gelblicher gefärbt.

Junge Vögel vor der ersten Mauer sind noch dunkler, oben grünlicher, unten gelblicher als die Alten, zeigen übrigens denselben Gesamtnachtkörper im Kleide, wie die Alten.

Der Schnabel ist hornfarben, auf dem Rücken mattbraunschwarz. Die Iris ist dunkelbraun bei den Alten, graubraun bei den Jungen; das Auge hat einen Durchmesser von 4 mm. Die Füße sind schwung-bräunlich bleifarbig, die Krallen mit dunkelbraunen Spitzen.

Die Gartengrasmücke brütet in der Regel nur einmal, hat Ende Mai volles Gelege, zuweilen findet man Ende Juli oder anfangs August noch frisch ausgeslogene Jungen, die wohl von solchen Paaren stammen, die bei der ersten Brut gestört wurden. Das Nest steht meistens in niedrigem Geesträuch, in der Regel 2–3 Fuß von der Erde entfernt, gewöhnlich sehr wenig versteckt, so dass man es sehr leicht finden kann. Es ist außerordentlich funktlos und, man möchte sagen, leichtfertig gebaut, ein lockeres Geplätt von trockenen Grashalmen und Stengeln, verbunden

mit etwas Spinnengewebe und Raupengeplätt, im Innern mit feinen Häufchen und selten einigen Pferdehaaren ausgelegt. Die Eltern sind sehr wankelmüthig in der Anlage ihres Nestes, so dass man meistens mehrere angegangene unvollendete Nester in der Nähe findet. Das Gelege besteht in der Regel aus 5, selten aus 4, sehr selten aus 6 Eiern. Dieselben sind von länglicher, seltener stumpfovaler Form, sehr zarter, mehr oder weniger glänzender Schale, zeigen sehr feines Korn und spärliche Poren. Dieselben haben im Durchmitten einen Längsdurchmesser von 20 mm, Querdurchmesser von 14'6 mm und Doppohöhe von 8'8 mm. Auf weißlichem oder bräunlichweißem Grunde zeigen sie tiefstiegende ganz breit verwachene, aschgraue und hellbraunliche Flecken, zu denen noch oberflächlichere braune Pünktchen, Flecke und Strichelchen kommen, die bisweilen gleichmäßig über das ganze Ei vertheilt sind, zuweilen aber am Doppende dichter stehen. Im allgemeinen ähneln sie außerordentlich denen der Mönchsgrasmücke, doch habe ich niemals die bei den Mönchen so häufig vorkommende rötliche Grundfärbung bei der Gartengrasmücke gefunden. Ein Gelege habe ich in meiner Sammlung mit einem ganz weißen Ei. Die Weibchen brüten 13–14 Tage und werden unter Mittag von dem Männchen abgelöst, sonst von diesem gefüttert.

Die Gartengrasmücke lebt im Walde mit viel Unterholz und dichtem Gebüsch und in den Gärten in der Nähe der Ortschaften und Städte. Sie lebt einam und zutraulich zum Menschen, leicht und gewandt von einem Ast zum anderen schläpfend, auf der Erde plump und schwerfällig hüpfend. Kürzere Strecken werden schussweise gerade überslogen, in andauerndem Wandersinne wird eine Schlängelinie beschrieben.

Der Gesang ist sehr lang und melodienreich, im allgemeinen dem Mönche und der Sperbergrasmücke gleichend, von dem er sich nur durch die durchgehends ganz reinen schönen Flötentöne unterscheidet. Die Lockstimme klingt wie "Täk, täk, täk!"; wenn sie plötzlich erschrecken, lassen sie ein schrillendes "rrahr" erschallen, bei besonderem Wohlbefinden ein ganz leises "Biwäwäu". Die ausgeslogenen Jungen die nach den Eltern und Nahrung schreien, rufen: "Schäb, schwäwäh!"

An die Gefangenenschaft gewöhnen sie sich leicht und sind fleißige Sänger.

Die Nahrung besteht aus kleinen Raupen, Larven, Käfern, kriechenden und fliegenden Insekten, später lieben sie besonders die süßen Kirchen-, Johannisbeeren in den Gärten und allerlei andere Beeren im Walde.

Häufig haben sie in ihrem Neste einen jungen Ruck groß zu ziehen.

Durch die Vertilgung schädlicher Blattläuse u. s. w. sind sie außerordentlich nützlich, wenngleich nicht zu lengnen ist, dass sie den Kirchenrenten Schaden thun können. R. Bl.

Gartensauvogel, s. Laubvögel. E. v. D.

Gartentrothschwänzchen, *Ruticilla phoenicea*, Linné. *Ficedula ruticilla*, Briss., Orn. III., p. 403 (1766); *Motacilla phoeniceus*, Linn., Syst. Nat. I., p. 333 (1766);

*Sylvia phoenicurus* (L.), Latham, Ind. Orn. II. 511 (1790); *Saxicola phoenicurus* (L.), Koch, Baier. Zool. p. 188 (1816); *Ficedula phoenicurus* (L.), Boie, Isis, 1822, p. 533; *Ruticilla sylvestris*, Chr. L. Brehm, Vögel Deutschl., p. 363 (1831); *Ruticilla arborea*, idem, ibidem; *Ruticilla hortensis*, idem, ibidem, p. 364; *Phoenicura muraria*, Swains. Faun. bor. am. II. p. 240 (1836); *Ficedula ruticilla*, Eytom. Cat. Brit. B. p. 10 (1836); *Ruticilla phoenicura* (L.), Bonap. Comp. List. p. 15 (1838); *Lusciola* (*Ruticilla*) *phoenicurus* (L.), Keys. et Blas., Würfelth. Europ., p. 58 (1840); *Ruticilla pectoralis*, Th. v. Heuglin, Journ. f. Orn. 1863, p. 163.

Abbildungen: 1. Vogel, Naumann, Vögel Deutschl., T. 79, Fig. 1 und 2; Dresser, B. of Europe, II. pl. 41. — 2. Eier, Bädeker, die Eier der europäischen Vögel, T. 27. Nr. 8; Thienemann, Abbildungen von Vogeleiern, T. 22, Fig. 9. a—b; Seebold, A History of brit. birds, I. pl. 9.

Hansrothling, Hansröhlein, Banmröhlein, Rothschwanz, Rothschwänzchen, gemeines Rothschwänzchen, Gartenvogel, Wald- und Hansrothschwänzchen, Hans-, Waldrothschwefel, Rothstätt, Rothstierz, Rothsterzen, Rothzahl, Rothzagel, Rothzägel, Rothkehlchen mit schwarzen Stimmen, Rothbrünnlein, Rothbändlein, Sommerröteln, Schwarzkehlchen, schwarzkehlig Sänger, schwarzkehlig Steinischwärmer, Bienenfinken, Wüstling, Wüstling, Hütling, Sanloker, Frühchen, grauer Rothschwanz.

Böh.: Rebek zahradi; dän.: Blodfugl, Rödstjert. Blodstjert: engl.: Redstart. Red-tail, Firetail; finn.: Leppälintu, Loukkisateliinen; franz.: Rouge-queue. Bee-fin des murailles; gälsch.: Ceanu dearg; holl.: Roodstartje; ital.: Codirocco ordinario, Bouciard, Cuarossa, Coarossa, Cona-roussa. Cova roussa, Codirocco, Morett, Moraet, Mornireu, Coros-sola. Corossoletta, Cüross. Carossi, Cua rossa, Cua roussa, Couva roussa, Carussla, Covross, Cov-ross, Coross, Culrrous. Coros, Squerossolo, Coarossol. Squarusola. Coda-rossol, Codaross, Scodaross, Colossora, Qua-rossol, Seonsolat, Corosollo. Codorosso, Coa-rossa pieciola, Quaross. Queu rous verou, Cua russa montagninha, Culrosso. Rossi-gnolo di muraglia, Codiraneio, Coderusso, Codirusso prevatariello. Caponera. Coda-ross, Cudirussa, Cuda-russa, Caemarrugiu. Cudarussa facci bianchi, Cuda di focu, Coarubia, Coa de ferru, Coa de fogu. Qudiross. Bequafig ta dembu; froat.: Suniska ervenrepka; norweg.: Rödstjert; poln.: Slowik pleszka; portug.: Rabeta, Rabiruiva; span.: Culirrojo, Carbonero, Colirrojo. Culo rubio. Chivio. Luisenor de paredes. Cagarrope, Tintorero. Cua roig, Rossinyol de muralla; schwed.: Rödstjert; russ.: Solowej gorechwojka, Goristowka, Lysuschwa, Sarnitchka, Gorichwojka; ungar.: füstfarkú Zenér.

Das Gartenrothschwänzchen kommt in der paläarctischen Region durch Europa und in Asien östlich bis zum Jenisseistluß vor, es brütet in Centralenropa bis zum Polarkreise nördlich, während es in Südeuropa hauptsächlich nur auf dem Durchzuge vorkommt, für Europa liegen seine Winterquartiere in Nordafrika, für Asien in Persien. In Deutschland kommt das Gartenrothschwänzchen überall ziemlich häufig vor, nur als Sommerbrutvogel. Es zieht in der Nacht in kleinen Gesellschaften von 1—6 Stück, kommt bei uns in Mitteldeutschland Ende März bis zweite Woche April an, in England meistens in der ersten Aprilwoche. Die Männchen einige Tage vor dem Weibchen, Ende August bis Ende September zieht es nach dem Süden ab.

Totallänge . . . . .	16·0 cm
Flügellänge . . . . .	8·3 "
Schwanzlänge . . . . .	6·1 "
Tarsus . . . . .	2·16 "
Schnabel . . . . .	1·1 "

(Altes ♂ aus Goslar im Mus. brunsv.)

Der mittelgroße Schnabel verschmälert sich gleichmäßig von der breiten Basis ab bis zur stark abwärts gekrümmten Überschnabelspitze, darüber von der Nasenvertiefung an gleichmäßig abwärts gebogen. Ober- und Unterschnabel an den Seiten abgerundet, von pfriemenförmiger Gestalt in der vorderen Hälfte.

Füße schlank, ziemlich groß, Krallen sehr zart, stark seitlich comprimiert, schwach gebogen, sehr spitzig.

Der Flügel spitzen zugernandet, ziemlich lang, ragt über die Mitte des Schwanzes hinab. Die 3., 4. und 5. Schwinge bilden die Flügelspitze und sind auf der Außenfahne bogig eingeschnürt.  $3.4 \geq 5 > 2 > 6 > 7 > \dots 10 > M \geq H > 1 > D$ . Der Schwanz ist in der Mitte leicht ausgeschnitten, an den Seiten etwas abgerundet.

Altes Männchen im Frühjahr. Vorderstern, Bügel, Augen, Wangen, Kehle, Vorderhals bis zum Kropf hinab tief schwarz, Stirn bis zur Mitte des Scheitels rein weiß, über den Augen hin sich in einem weißen Streifen bis über das Ohr ziehend. Hinterscheitel und -kopi, Nacken, Rücken, Schulter- und kleine obere Flügeldeckfedern bläulich-aschgrau. Bürzel- und obere Schwanzdeckfedern hochrostroth. Brust rostroth, nach den Weichen und unteren Flügeldeckfedern etwas blässer werdend. Bauch weiß mit rostfarbigem Anfluge, untere Schwanzdeckfedern gelblichweiß, Scheissfedern schmutzig hellrostfarbig mit grauen Flecken. Schwungsfedern und obere große Flügeldeckfedern dunkelbraun mit helleren bräunlich grauen Säumen. Schwanzfedern rostroth bis auf die beiden mittleren dunkelbraunen rostfarbig gefärbten.

Altes Männchen im Herbst unterscheidet sich frisch nach der Mauer durch die noch erhaltenen anders gefärbten Federfäume. An weißer Stirn und Augenstreifen bräunlich-aschfarbig, an den schwarzen Ohnfedern bräunliche, auf dem bläulich-aschgrauen Rücken schmutzig braungrau, auf schwarzen Vorderhals und Kropf weiße, auf der rostrothen Brust weißliche, an den dunkelbraunen Schwingen breite hellgelblich-braune Säume.

Jüngere Männchen tragen noch im Frühjahr Überreste dieses Kleides bei ihrer Autumnaus dem Süden.

**Altes Weibchen im Frühlinge.** Vor- derster Stirnrand, Jügel und oberer Augenrand graurostgelblich, Oberseite bis zum Würzel hinab graubraun mit etwas bläulichgrauem Schein im Nacken. Würzel- und obere Schwanzdeckfedern rostroth, Kehle und Gurgel schmutzig gelblich weiß an den Seiten mit bläulich-grauem Scheine. Kropf und Seiten der Oberbrust roströmlisch weißgewölkt, Mitte der Brust weißlich, rostgelb gemischt, nach den Weichen zu stärker rostgelb werdend. Schwingen mattdunkelbraun mit schmutzig rostgelben Kanten, die großen Deckfedern mit roströthlichen Spitzen. Untere Flügeldeckfedern schmutzig rost-gelb.

Das Herbstkleid der alten Weibchen gleicht dem Frühjahrskleide, ist nur frischer und lebhafter in den Farben.

Nur alte Weibchen erhalten eine schwarz-grangewölkte Kehle und etwas rostfarbige Brust und sehen dann dem jungen Männchen ähnlich. Ein sehr altes Weibchen aus Helgoland ist mir vorgekommen, das einfarbige tiefschwarze Kehle hatte.

**Junge im Nestkleide.** Oberseite braun-grau mit olivenfarbigem Antrische, jede Feder mit schwarzem Endsaumme und hellem schmutzig rostgelbem Schaftkleide. Obere Schwanzdeck- und Würzefedern rostroth, leichtere mit schwarzem Endsaumme. Schwanzfedern etwas matter gefärbt als bei den Alten. Kehle und Gurgel graugelblichweiss mit schwärzlichgrauen Pünktchen besprengt, Brust rostgelblich mit schwärzlichen Säumen, Bauch gelblichweiss mit unidentlichen bräunlichen Säumen. Untere Flügeldecken rostgelblich, ebenso wie die unteren Schwanzdecken. Schwingen und obere Flügeldeckfedern dunkelbraun mit breiten hellrostbraunen Säumen. ♂ und ♀ im Nestkleide sind nicht zu unterscheiden.

Der Schnabel ist bei den alten ♂ schwarz, bei den ♀ ebenso, nur an der Wurzel und an den Schneiden bräunlich, bei den Jungen bräunlich, die Iris ist schwarzbraun, das Auge hat einen Durchmesser von  $4\frac{1}{3}$  mm, die Füße und Krallen bei den Alten schwarz, bei den Jungen braun.

Das Gartenrothschwänzchen brütet zweimal, in natürlichen Höhlungen in Bäumen oder Mauerwerk, oder auch in künstlichen Brutfästen, das erste Gelege (6, 7 Eier) findet man anfangs Mai. Das Nest ist je nach der Größe der Höhlung, die es anzusiedeln hat, groß oder klein, außen zusammengesetzt aus Grashalmen, Wurzeln, Blättern mit Federn und Haaren untermischt, innen ausgelegt mit feinen Haaren und Federchen. Die Eier sind schlank eiförmig, ziemlich zugespitzt, mattglänzend, von sehr feinem Korn und mit zahlreichen Poren versehen, von schöner blaugrüner Farbe. Dieselben haben im Durchschnitt einen Längsdurchmesser von 19,6 mm, Querdurchmesser von 13,7 mm, Doppfhöhe von 8,8 mm. Die Zeit der Bebrütung dauert 14 Tage.

Das Gartenrothschwänzchen lebt im Walde, aber auch mit besonderer Vorliebe in den Gärten von Dörfern und Städten. In den Gebirgen geht es hoch hinauf und findet sich

häufig in Felspartien über der Waldregion. Überall fällt es uns sofort auf durch seine ungemeine Lebhaftigkeit und Unruhe. Dabei ist der Schwanz, der auf und ab gewippt wird, in steter Bewegung, was ihm ein ganz eigenartiges, höchst charakteristisches Aussehen gibt. Der Flug ist schnell und leicht in kurzen Bogenlinien.

Der Gesang besteht aus drei Strophen, die in kurzen Zwischenräumen sich folgen, die Töne sind in zwei Strophen flötenartig, gleichen aber in der dritten Strophe dem Weibchen. Im Frühlinge freut man sich außerordentlich über das schöne Gesetztheit des Gartenrothschwanzes, später treten bessere Sänger mehr in den Vordergrund. — Die Lockstimme klingt: „huid, huid“ mit angehängtem schmauzendem „tic, tic“. In der Ruhe lässt der Vogel nur das „huid“ ertönen; wird er unruhig, so lässt er mehr den Ruf „tic, tic“ ertönen; fürchtet er sich vor einem sich nähernden Feinde, z. B. einer Krähe, so wird das schnalzende „tic tic“ immer rascher und rascher wiederholst.

Ihre Nahrung besteht in allerlei kleinen zwei- und vierflüglichen Insekten, die sie theils im Fluge, theils im Sitzen fangen, ebenso nähren sie sich aber auch von Larven und Raupen. Im Herbst fressen sie vielfach auch Beeren, namentlich Johannis-, Hollunder- und Faulbaumbeeren.

Selten legt der Knuckel sein Ei in das Rothschwänzchenfest.

Von Schaden kann bei unseren niedlichen Bögeln kaum die Rede sein, in einzelnen Fällen scheinen sie allerdings an den Bienenströcken das Bienenfangen zu betreiben, durch Wegfangen vieler Insecten sind sie entschieden mächtig.

Häufig werden sie in der Gefangenschaft gehalten, namentlich auf dem Lande frei in der Stube und machen sich hier durch Wegfangen der Fliegen sehr nützlich. Durch ihre größere Gewandtheit sind sie hierin den Rothkehlchen entschieden überlegen. R. Bl.

**Gartenschläfer,** *Myoxus querinus* L. (*M. nitela* Schreb.), s. Schlafmäuse. Hschr.

**Gartenpöster,** *Hypolais salicaria*, Bp. *Motacilla hypolais*, Linn., Syst. Nat. I. p. 330 (1766); *Motacilla hippolais* (L.). Bechst., Naturgesch. Deutsch. IV., p. 660 (1795); *Sylvia hippolais* (L.), idem, Drn. Taschenb., p. 173 (1802); *Muscipeta hippolais* (L.), Koch, *Bapr. Zool.* I., p. 170 (1816); *Sylvia icterina* Vieill., *Nouv. Diet.* XI., p. 194 (1817); *Hippolais alticeps*. Chr. L. Brehm, *Isis*, 1828, p. 1283; *Hippolais media*, idem, *ibidem*; *Hippolais planiceps*, idem, *ibidem*; *Hypolais* (*Motacilla*) *hypolais*, L., Kaup, *Entw.-Gesch.*, p. 96 (1829); *Phyllopleuste icterina* (Vieill.). Bp., Comp. List. p. 13 (1838); *Hippolais salicaria*, Bp. *ibidem* (1838, partim); *Ficedula hypolais* (L.). Keys et Blas., *Wirbelth. Europas*, p. 36 (1840); *Hippolais polyglotta*, De Selys, *Faune Belge*, p. 99 (1842); *Ficedula hypolais*. Schlegel, *Rev. Crit.*, p. 26 (1844, partim); *Hypolais icterina* (Vieill.). Gerbe, *Rev. Zool.* 1844, p. 440; *Ficedula ambigua* (Schl.). Durazzo, *Deser. di Genova* I., pt. 2, p. 170, 177 (1846).

*Sylvia obscura*, Smith, Zool. S. Afr., pl. 112, Fig. 1 (1849); *Phyllopleurus hypoleais* (L.), Gurney, B. of Damaraland, p. 100 (1872); *Salicaria italica*, Salvadori, Atti R. Ac. Sc. Tor. III., p. 268 (1868); *Hypolais icterina*, Dresser, B. of Eur. II., p. 348 (1874).

Abbildungen: 1. Vogel. Kämmann, Vogel Deutschl., T. 80, Fig. 1; Dresser, Birds of Europe II., pl. 81. — 2. Eier. Bädeker, Die Eier der europäischen Vögel, T. 19, Nr. 1; Thienemann, Abbildungen von Vogeleiern, T. 19, Nr. 13 a-d; Seeböhm, A History of British Birds I., pl. 10.

Großer Laubvogel, gelbbäuchiger Laubvogel, gelbbäuchiger Sänger, gelbbäuchiger Rohrsänger, Gelbbrust, gelbe oder grüngelbe Grasmücke, Bastardnachtigall, Sänger, großer Gesangzeisig, Spötterling, großer Spötterling, Spottvogel, gelber Spottvogel, Haagispatz, Tideritchen, Schafkrutchen.

Böh.: Sedmihlásek; dän.: Guulbuget Sanger, Bastard-Nattergal; engl.: Icterine Warbler, Melodious Willow-Warbler; frz.: Bee-fin à poitrine jaune; holl.: Spotvogel, Geelborstje; ital.: Cannevarola, Becca-fico canapino, Canaparola, Massalau. Ciaucin, Ciaucin d'la gola bianca, Canavrota d'la eanna, Buscarin verd, Tuinott, Ortolanin, Gozitina zalda, Ourtlanen, Canvaroéul, Canvarol, Zaletto, Boscara, Ciacoletta, Uitt, Zalet, Baiarella zalda, Foin gross, Bousearletta, Petouin, Ciarlettua nostrà, Canapino maggiore, Giallino, Gialletto, Cacaciari, Volanara. Faedua gialletta, Virriduni, Virdidduni, Chichitedda, Beccasien d'erva, Riudduni, Riudduppin, Bufula; froat.: Zelena vrtljarka; norweg.: Bastard-Nattergal; poln.: Gajówka szczybiotliwa; russ.: Smorodinka, Slawka sadowaja, Penochka-sadowaja; schwed.: Gulbröstad Sångare, Bastard-Näktergal; ungar.: utánzó Lombzenér.

Die Bastardnachtigall bewohnt als Sommerbrutvogel hauptsächlich Centraleuropa, sie brütet in Frankreich, Belgien, Holland, Deutschland, Schweiz, Italien, Sizilien, Dänemark, russischen Ostseeprovinzen, Südskandinavien (in Norwegen bis zum 67. Grad, in Schweden bis zum 63. Grad n. Br.), in Russland bis zum 63. Grad, im Ural bis zum 57. Grad. In SüdsFrankreich und Südrussland ist sie sehr selten, fehlt in Spanien und dem Kaukasus gänzlich und ist nur ganz sporadisch (bis jetzt zweimal) in England vorgekommen. Sie überwintert in Südäfrika und wurde in Griechenland, Kleinasien und Nordafrika nur auf dem Durchzuge beobachtet; Winterexemplare sind bekannt geworden aus den Swando-, Damara- und Betsuanaländern. Für uns ist sie einer der spätesten Sommergäste, Ende der ersten Maiwoche treffen sie hier ein (in Braunschweig meistens 5. Mai). Sie ziehen in der Nacht, einzeln und zu mehreren Individuen.

Totalänge . . . . .	145 mm
Flügellänge . . . . .	76 "
Schwanzlänge . . . . .	58 "
Tarsus . . . . .	2 "
Schnabel . . . . .	106 "

(Altes ♂ aus Münster i. W., Mus. brunsv.)

Der Schnabel ist groß und lang, von oben nach unten an der Basis zusammengedrückt, der Oberkiefer an der vorderen Hälfte abwärts gekrümmt, mit der Spitze den Unterkiefer überragend, vor der Spitze leicht ausgeschnitten, der Unterkiefer gerade, ganz flach abgerundet.

Die Flügel sind lang und zugespitzt abgerundet, in der Nähe reichen sie bis fast zwei Drittel des Schwanzes hinab. Die 2., 3. und 4. Schwinge bilden die Flügelspitze. Die 3. und 4. sind auf der Außenfahne leicht ausgebuchtet, die 2. und 3. auf der Innensahne leicht bogig eingeschnürt.

2.3.4 > 5 > 6 > . . . . . 10 > M > D ≥ 1.

Der Schwanz ist lang und ziemlich gerade abgestutzt, in der Mitte ganz leicht ausgeschnitten.

Die Füße sind ziemlich kräftig, die Krallen mäßig gekrümmmt, sehr stark zusammengedrückt, unten zweischneidig, sehr spitz.

Altes Männchen im Frühjahr. Die ganze Oberseite vom Scheitel bis zu den Schwanzfedern ist bräunlich-olivgrün mit etwas durchschauderndem Grau, die Schwingen, großen und mittleren oberen Flügeldeckfedern sind schwarzbraun mit hellern grangrünen Säumen, die Schwanzfedern etwas weniger dunkelbraun, die äußerste am hellsten mit schmalen grauweißlichen Außenärmchen. Vom Nasenloch zieht ein hellschwefelgelber Streifen über das Auge hin, Bügel und Ohrengegend grau, die ganze Unterseite blässhochgelb, an Kehle und unteren Schwanzdecken am hellsten. Schwingen und Schwanzfedern von unten licht grau mit weißlichen Säumen, untere Flügeldeckfedern blässhochgelb, am Buge mit kleinen braungrauen Flecken gepunktet.

Altes Weibchen im Frühjahr gleicht dem Männchen fast vollständig, nur hat die Oberseite einen etwas mehr grauen Färbungston und die Unterseite ist etwas weniger hellgelb, der helle Augenstreifen nicht so deutlich sichtbar.

Gegen den Herbst hin werden die Kleider etwas verblichen und abgetragen.

Die Jungen vor der ersten Mauser (im Geschlecht nicht in den Federn zu unterscheiden) sehen etwas schwächer im Gefieder aus, oben etwas dunkler, unten etwas weniger gelb.

Der Schnabel ist graubraun, auf dem Rücken und an der Spitze etwas dunkler, an den Schneiden und der Wurzelhälfte des Unterkiefers röthlichgelb. Die Iris ist dunkelbraun, das Auge hat eine Größe von 4 mm. Die Füße sind lichtbleifarben, die Nägel an den Spitzen dunkelbraun.

(Nach 4 Exemplaren im Museum brunsv., aus der Gegend von Münster i. W. und dem Gotthard in der Schweiz.)

Der Gartenpötter brütet einmal, Ende Mai volles Gelege von 5 Eiern. Das Nest ist außerordentlich kunstvoll gebaut, in einer Astgabel frei im Gebüsch stehend, in Mannshöhe oder etwas darüber hinausgehend, mehr als halbkugelig mit tiefsem Napf, besteht es außen aus trockenen Halmen und Blätterrispen, verfüllt mit Spinngewebe, fast immer mit etwas weißem Birkenbast verziert, innen ausgekleidet

mit seinen Palmen, Härchen und zuweilen einigen Federn. Die Eier sind von schlankförmiger, von ziemlich zugespitzter Form oder auch etwas kürzer und stumpfovial, sie zeigen matten Glanz, sehr feines Korn und zahlreiche Poren. Sie haben im Durchschnitt einen Längsdurchmesser von 18,2 mm, Querdurchmesser von 13,4 mm, Doppfhöhe von 8 mm. Auf mattrotenrother, etwas grau angestologener Grundsarbe sieht man mit der Linse in allen Porenvertiefungen röthliche punktförmige Fleckchen, außerdem sind, mit bloßem Auge sichtbar, am stärksten und häufigsten am stumpfen Ende dunkelrotbraune und rothschwarze Punkte und vereinzelte Strichelchen vorhanden. Die Zeit der Bebrütung dauert 13 Tage, das Männchen löst das Weibchen ab.

Die Bastardnachtigall gehört zu unseren lebhaftesten, gewandtesten und schlauesten Singvögeln. Schräg an den Zweigen sitzend, trägt sie die Brust hoch und sträubt gerne die Federn auf dem Scheitel, namentlich wenn ein Nebenbuhler in ihrem Revier sich zeigt. Geht es zum Streit, so wird erst tüchtig mit den Schnäbeln geklappt, dann packen sich die beiden Kämpfer und fallen wie die verbissenen Sperlinge an die Erde.

Ihr Lieblingsaufenthalt sind Wälder mit hohen Bäumen und dichtem Unterholze in der Ebene und an dem Fuße der Gebirge und die Parkanlagen und Gärten der Ortschaften. Immer hält sie sich im Gebüsch, selten an der Erde.

Ihr Gesang ist einer der abwechslungsreichsten, den ich kenne. Die melodienreichsten Strophen werden durch unschöne fremde Töne verbunden rasch ohne Pause hinter einander her gesungen, den Schwalben, Staaren, Rohrsängern und anderen Sängern nachahmend. Sie ist ein so eifriger Sänger, daß sie, wenn man nach ihr mit Steinen wirft oder schlägt und — fehlt, um so lauter und eifriger weiter singt, als ob sie den ungeschickten Schützen verspottet wollte. Dabei sitzt sie stets aufrecht, bläst die Kehle auf und hebt die Kopffleder zu einem hohen Helm in die Höhe. Der Lockton ist schallend, doch etwas sanfter als bei den Graßmücken. Er klingt „däc, däc, däc derüh-däckerüh-däckeruid“. Beissen sie sich, so erklingt ein heftiges „Heddededet“, sind sie in Angst, so quälen sie jämmerlich; ähnlich rufen die eben ausgeslogenen Jungen „häd-häd-dät“. Ihre Nahrung besteht in fliegenden Insekten, aber auch in kleinen Larven und Raupen. Später im Sommer lieben sie besonders Kirschen, Johanniskraut- und Hollunderbeeren.

Durch das Verzehren der Kirschen können sie dem Obstliebhaber unbehaglich werden, müssen aber durch das Wegsangen der Insekten ganz außerordentlich. In jeder Beziehung sollte man unseren unermüdlichen Sänger schützen, um sich recht häufig bis spät in den Juni hinein des melodiereichen, abwechslungsvollen Gefanges zu erfreuen.

R. Bl.

Gartner'sche Gänge oder Scheidencanäle, als Überbleibsel der Wolff'schen Gänge zu deutende enge Canäle, die in das hintere Scheidenende der Harnröhre oder seitlich von derselben einmünden.

Rur.

**Gas.** Über Entwicklung, Zusammensetzung und Eigenschaften der bei der Zersetzung der Treibmittel entstehenden Gase, s. Verbrennung. Th.

**Gasdichte** (engl.: gas-tight), nennt man Patronenhülsen (oder auch Verschlüsse), welche kein Gas durchlassen; gute, gasdichte Patronenhülsen müssen mehrmals gebraucht werden können, ohne daß Gase durchschlagen. Th.

**Gasdruck** (auch Gasspannung, Expansions-, Spann- oder Treibkraft genannt), ist der durch die Pulvergase während der Explosion der Ladung — bezüglich während das Geschoss den Lauf durchsetzt — auf die Seelenwände ausgeübte Druck; seine Stärke wird meist in Atmosphären (1.033 kg per Quadratcentimeter) oder auch wohl, besonders in englischen und amerikanischen Tabellen sc., in Pfunden per Quadratzoll angegeben: 1000 Pfund engl. per Quadratzoll engl. = 68 Atmosphären.

Das Bestreben der Gase, ihr Volumen möglichst zu vergrößern, übt auf eine etwa vorhandene Einschleißung, u. zw. auf jeden Theil derselben, einen der Flächengröße dieses Theiles entsprechenden Druck aus, welcher in seiner Gesamtheit um so größer ist, je mehr Gase vorhanden sind, je kleiner der Raum ist, in welchen sie gefasst sind, und je höher ihre Temperatur ist. Die Größe des Druckes wächst im allgemeinen in einfachem Verhältnis mit der Masse der Gase und nimmt mit der Größe des Raumes in gleichem Verhältnis ab (sog. Mariotte'sches Gesetz); mit wachsender Temperatur steigt der Druck (unter sonst gleichen Verhältnissen) im allgemeinen bei jedem Grad

des hunderthteiligen Thermometers um  $\frac{1}{273}$  des ursprünglich bei  $0^{\circ}$  stattgefunden, erreicht also beispielsweise bei  $273^{\circ}$  das Doppelte. Wenn auch diese Beziehung bisher nur für verhältnismäßig geringe Erwärmung ermittelt worden ist, so wird sie dennoch für größere Grade wenigstens annähernd gültig sein, und es muß daher bei der hohen Verbrennungstemperatur des Pulvers (ca.  $2200^{\circ}$  C.) der Druck der entwickelten Gase als ein ganz außerordentlich hoher (ca. der achtfache des Druckes bei  $0^{\circ}$ ) angenommen werden.

In einem mit losem Kornpulver vollkommen angefüllten Raum, dessen Wandungen so stark sind, daß sie dem Druck nicht nachgeben, erreicht letzterer bei der Explosion die Höhe von 5000 Atmosphären; preßt man so viel Pulver hinein, daß letzteres per Gramm nur  $1\text{ cm}^3$  einnimmt — im allgemeinen bedarf 1 g losen Kornpulvers etwa  $1.09\text{ cm}^3$  — so steigt der Druck sogar bis über 6000 Atmosphären; war der Raum nur zur Hälfte mit losem Kornpulver gefüllt, so beträgt der Druck etwa 1400 Atmosphären; bei  $\frac{1}{4}$  Füllung etwa 550 Atmosphären, bei  $\frac{1}{10}$  Füllung etwa 200 Atmosphären. Die dem Mariotte'schen Gesetz nicht entsprechende Abnahme des Druckes bei der Verminderung der Ladung in unseren Feuerwaffen ist wahrscheinlich auf die verhältnismäßig größere Abgabe von Wärme an die umschließenden Wände zurückzuführen; die Anwendbarkeit des Vergleichs der Vorgänge in einem unveränderlich

geschlossenen Raum mit den Verhältnissen in unseren Feuerwaffen ist indeß überhaupt eine nur beschränkte.

Da in dem Rohr einer Feuerwaffe der Raum, welcher den Gasen zur Verfügung steht, durch das Fortschreiten des Geschosses sich stetig ändert und ebenso die in der gleichen Zeit entwickelten Gasmengen — je nach dem zur Verfügung stehenden Pulverquantum und je nach der Verbrennungsgeschwindigkeit der verwendeten Sorte — verschieden sind, so ist hier der Gasdruck einer stetigen Änderung unterworfen, steigt im Anfang sehr rasch bis zu bedeutender Höhe an und sinkt dann allmählich bei weiterem Fortschreiten des Geschosses wieder herab. Im wesentlichen richtet sich sowohl die absolute Höhe des Maximalgasdruckes, als auch die Art und Weise seines Anwachens und seiner Abnahme, die sog. Spannungsreihe, sowie der Ort desselben im Lauf (ob weiter nach vorn, oder weiter rückwärts) einerseits nach dem Ladungsverhältnis und der Verbrennungsgeschwindigkeit des Pulvers, andererseits nach der Schnelligkeit, mit welcher das Geschoss sich vorbewegt und dadurch den hinter ihm befindlichen Verbrennungsraum vergrößert; auf letzteres ist außer der Pulverladung nicht nur die Schwere des Geschosses an sich, sondern mehr noch seine Querschnittsbelastung und die seiner Fortbewegung entgegenstehenden Hindernisse (s. Ballistik, p. 407) von Einfluss. Bei absolut gleich großer Pulverladung und gleicher Querschnittsbelastung des Geschosses spannen sich die Gase im größeren Kaliber leichter ab als im kleineren, weil — ein anfänglich gleich großes lineares Fortschreiten des Geschosses vorausgesetzt — der Raum hinter dem Geschoss sich im quadratischen Verhältnis zum Kaliber vergrößern, also z. B. bei dem doppelt so großen Kaliber sich vervierfachen müßte.

Für Jagdwaffen sind Gasdruckmessungen durch das ganze Rohr bisher nicht unternommen; einige Angaben für ein modernes Infanteriegewehr (Ladung =  $\frac{5}{25}$  g) von 11 mm Kaliber mögen daher ein Bild des Verlaufes des Gasdruckes in solchen und ähnlichen Waffen (Büchsen) mit gleichen Verhältnissen geben.

Wenn das Geschoss eben seine Bewegung angefangen und sich etwa 7—8 mm vorbewegt hat, ist der Druck von 0 beginnend bereits auf 2400—2800 Atmosphären gestiegen, er sinkt dann sehr rasch, so daß etwa folgende Beziehungen stattfinden:

Nach dem Beginn der Geschossbewe- gung verfloßene Zeit in Millionstel Se- cunden	Lineares Fort- schreiten des Ge- schosses (Boden) vom Verschuß an gerechnet	In dem hinter dem Geschoss frei gewordenen (Ver- brennungss-) Raum stattfinden- der Druck in Atmosphären
		mm
130	7—8	2400—2800
500	100	1200
800	200	700
1070	300	500
1330	400	380
1575	500	280
1810	600	200
2025	700	150
2270	800	100

Da ein nicht unerheblicher Theil des Gasdruckes nicht zur directen Fortbegung des Geschosses, sondern zu anderer Arbeit — molekulare Ershütterung der Laufwandlung (Wärmeerzeugung), Überwindung der Reibungswiderstände, Geschossstanchung etc. — verwandt wird und ein Theil der bei der Verbrennung entwickelten Wärme an die Umgebung (Rohrwandung) abgegeben wird, diese Verhältnisse aber in ihrer Größe und ihrem Einfluß schwer bestimmbar sind, so hat man die Spannungsreihen in Feuerwaffen bisher noch nicht in genügende Übereinstimmung mit den in festen Räumen beobachteten Drucken zu bringen verstanden; obige Angaben sind daher nur als annähernd zutreffend und als ein Bild der Verhältnisse anzusehen.

Bei Schrotschüssen ist, dem schwächeren Ladungsverhältnis, und ganz besonders der leichter beweglichen Vorlage (Schrotladung) und den geringeren Widerständen im glatten Lauf entsprechend, der Gasdruck bedeutend geringer und übersteigt selbst im hinteren Rohrtheil, wenn die Schrotladung kaum angefangen hat, sich vorzubewegen, unter gewöhnlichen Umständen nicht 400 Atmosphären; meist werden sogar nur 280—300 Atmosphären als Maximaldruck ermittelt. Ähnlich genauso durch die ganze Lauflänge sich erstreckende Messungen, wie für Infanteriegewehre, liegen bei Schrotgewehren bisher nicht vor; die angegebenen Druckunterschiede (300—400 gegen 2400—2800 Atmosphären) genügen indes zur Erkenntniß des Einflusses, welche die Beweglichkeit der Vorlage auf die Höhe des Gasdrucks ausübt.

Lauf-, Geschoss- und Pulverconstruction haben dahin zu streben, den hohen Anfangsdruck im Interesse der Treffsäigkeit zuermäßigen und den niedrigen Enddruck im Interesse großer Geschossgeschwindigkeit zu erhöhen (s. auch Ballistik I, Pulver und Verbrennung). Über die Unregelmäßigkeiten des Gasdruckes, die sog. Gasstöße, s. Vibration. Th.

**Gaskalk** ist ein Nebenprodukt der Leuchtgasfabrikation, u. zw. Kalk, welcher neben unverändertem Kalkhydrat Calciumsilikhydrat, Schwefelcalcium, Cyanocalcium, Schwefelyan-calcium, Calciumcarbonat, Calciumulfat, Calciumulfat und Calciumhypofulfat enthält. Gaskalk dient als Dünger (ist vorher längere Zeit an der Luft liegen zu lassen), zum Enthaaren der Felle in der Gerberei, auch kann er auf Berliner Blau verarbeitet werden. v. Gn.

**Gasterastatum umbriatum**, s. Pathogenese und Pathologie der Fische. P. Mn.

**Gasterosteus**, Fischgattung, s. Stichling H. C.

**Gasterotheca**, Bauchfutteral, der gelenkige, aus Ringen zusammengelegte Theil der Schmetterlingspuppe. Vgl. Chrysalis. H. C.

**Gastraea** Haeckel, die hypothetische Stammform aller Metazoen; findet sich heute noch als „Gastrula“ bei den auf niedriger Stufe stehen gebliebenen Repräsentanten sämtlicher Thierstämme.

**Gastracaden**. Von Haeckel 1872 erster hypothetisch für die Gattung Gastraea und deren nächstverwandte Abkömmlinge aufgestellte

Masse der Kalkschwämme, 1876 durch die Ordnung der hente lebenden Physemarden („Gastralblatt“) verwirkt. Kur.

**Gastralblatt** = Entoderm oder Darmdrüsenblatt. Kur.

**Gastralgonaden** Haeckel, die Geschlechtsdrüsen der Anthomedusen und Marcomedusen. Kur.

**Gastralhöhle** = Gastrovaseularraum. Kur.  
**Gastralostien**, die Mündungen der Radiculae in den Magen. Kur.

**Gastremaria** Haeckel, Ordnung der Gastraeaidae. Umfasst die wohl längst ausgestorbenen, mittelst ihres ektodermalen Wimperkleides frei umher schwimmenden Metazoen umfassend (Gattungen: Gastraea, Gastrema). Kur.

**Gastrocoeli**, Balmartergruppe. Kur.

**Gastropacha**, O. Glucke, Gattung der Familie Bombycidae [Bombycoidea\*]), Abtheilung Bombyces, Spinner, Ordnung Lepidoptera (s. d.). Familiencharakter: Fühler bei ♂ und ♀ gefäumt; Nebenaugen fehlend; Vorderflügel mit 12 Rippen, die Anhangzelle nicht vorhanden, Dorsalrippe nicht gegabelt. Hinterflügel breit, kurz gesäumt; Haftborste fehlt; zwei Innenrandstrippen vorhanden; Rippe 1a in den Astervinkel mündend. Robuste Spinner von mehr plumperm Körperbau, mit dichter, häufig wolliger Behaarung. Fühler  $\frac{1}{4}$ , bis  $\frac{1}{2}$  Länge der Vorderflügel, zweireihig gefäumt; die Kamuzähne beim ♂ bisweilen sehr kurz. Palpen wollig und kurz oder komprimiert, schnabelförmig vorstehend. Beine kurz, stark, Hinterchienen nur mit kurzen Endsporen. Hinterleib den Astervinkel nicht oder nur wenig überragend. Flügel ziemlich breit; Saum der Vorderflügel mehr oder weniger gebogen, so lang oder nur wenig kürzer als der Innenraum, die Spitze meist ziemlich scharf. Vorderrand der Hinterflügel erweitert, bisweilen lappenförmig, in der Ruhe meist unter den dachförmig getragenen Vorderflügeln vorstehend. — Die Familie enthält zwei Gattungen: *Gastropacha* und *Lasiocampa*, von denen nur die erstere von forstlicher Bedeutung ist. *Gastropacha* ist dadurch charakterisiert, dass Rippe 5 auf allen Flügeln entweder unmittelbar ans oder dicht an der hinteren Ecke der Mittellinie entspringt. (Bei *Lasiocampa* aus der vorderen Hälfte der geteilten Mittellinie.) Bei Allen ist die Mittellinie ziemlich kurz; aus der Nebenzelle gehen meist noch eine oder mehrere Rippen in den Vorderrand; die Augen sind — wenigstens doch auf der hinteren Hälfte — behaart. Die Gattung *Gastropacha* wurde in mehrere Subgenera zerlegt. Die am häufigsten an unseren

Waldbäumen anzutreffenden, zum Theile sogar sehr schädlichen Arten sind in nachstehender Übersicht charakterisiert:

1. Vorderflügel mit weißem oder hellgelbem Fleck auf der Querrippe im Mittelfelde.
2. Vorderrand der Hinterflügel auf der Unterseite weiß, rostroth oder veilgrau mit einem weißen etwas gezähnten, über die Hinterflügel sich fortsetzenden



Fig. 376. *Gastropacha lanestris*.

Querstreif; Mittelfleck dreieckig; ein weiterer weißer Fleck an der Wurzel der Vorderflügel. Fransen auf den Rippen weißlich punktiert. Astern des ♂ mit dichter Wolle bekleidet. Flügellänge 15–19 mm (Eriogaster). *G. lanestris* L

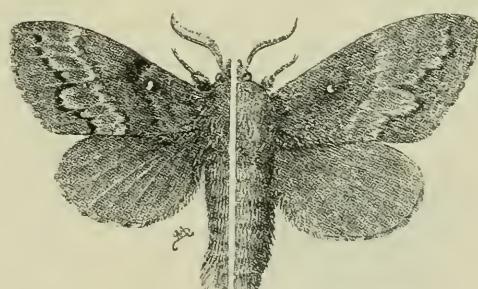


Fig. 377. *Gastropacha pini*.

2. Vorderrand der Hinterflügel unterseits nicht heller. Fransen einfarbig; Vorderflügel weißgrau mit 3 dunklen Querlinien; hinter der Mitte bindenartig rothbraun. Sehr abändernd. Vorderer Querstreif geschwungen meist doppelt, den Mittelfleck einschließend, mehr oder weniger rothbraun ausgefüllt; der hin-

\* Wird auch für eine Unterfamilie der Noctuiden gebraucht, weshalb hier „Bombycidae“ vorzuziehen sein dürfte.

tere ziemlich gerade; Wellenlinie an Rippe 2 und 5 in starke wurzelwärts gerichtete Zähne erweitert, bisweilen in dunkle Flecken aufgelöst. Raum zwischen Wellenlinie und Querstreif rothbraun. Hinterflügel rothgrau. Flügellänge: 25 bis 35 mm. (Eutrichia.)

*G. pini L.*

1. Borderflügel ohne hellen Mittelfleck.
3. Saum der Flügel gezähnt; Borderflügel mit drei Reihen dunkler Punkte.
4. Fransen mit den Flügeln gleichfarbig; Borderflügel mit zwei schwarzen Zackenlinien auf der Saumhälfte. Kupferbraun mit violettem Schimmer und stark gezähneter Saum. Flügellänge: 25 bis 37 mm.

*G. quercifolia L.*

4. Fransen weiß, auf den Rippen braun, so dass sie gescheckt erscheinen. Rostrot, vor dem Saum grau angestogen. Flügellänge: 15—22 mm.

*G. betulifolia L.*

3. Saum der Flügel nicht gezähnt; Fransen verschiedenfarbig.
5. Fransen regelmäßig gezeichnet, ziemlich lang, auf den Rippen gelb durchschnitten. Schwarzmärliggrau; die Borderflügel mit zwei bleichgelben Querstreifen. Halsstragen und oft auch die Wurzel der Borderflügel bis zum Querstreif bleichgelb; hinterer Querstreif unregelmäßig gezackt. Hinterflügel heller grau, ein lichter Mittelfleck verwaschen. Flügellänge 12—17 mm. (Trichiura; Poecilocampa.)

*G. populi L.*

5. Fransen unregelmäßig hell und dunkel gescheckt; zwischen Rippe 2 und 4 und in Zelle 6 mehr oder weniger verdunstet. Beschuppung der Borderflügel dicht.

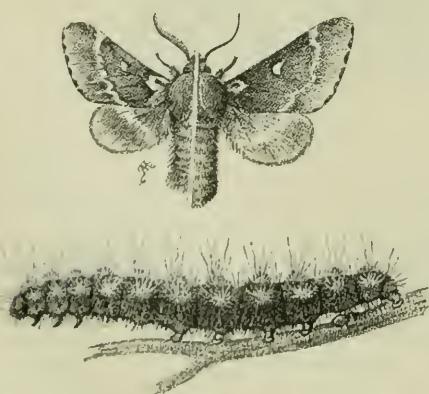


Fig. 37\*. *Gastropacha neustria*.

Bläb ockergelb mit zwei rothbraunen Querstreifen; oder braunroth, mit zwei hellgelben geraden und parallelen Querstreifen auf den Borderflügeln. Flügellänge: 13—18 mm. (Clysiocampa.)

*G. neustria L.*

1. *Gastropacha betulifolia F.* Flugzeit: im April, Mai. Eier: partiellweise an die Zweige. Raupe vorzüglich an Pappel- und Weidenarten; röthlich- oder gelblichgrau, Bauch rostfarben, mit einer Reihe brauner Flecken und Querstriche. Kopf röthlich- oder schwarzbraun; Ringeinschnitt 2 und 3 orangegelb mit schwarzen und weißen Flecken gezeichnet; ein Gürtel hinter dem 5. Ring schwärzlich; Rückenseite mitunter mit mehr oder weniger deutlichen rost- oder graubraunen Zeichnungen. Länge 40—46 mm. Verpuppung im Herbst am Stamm, in einem gelblichen, mit röthlichem Puder ausgekleideten Gespinst. Überwinterung als Puppe. Schmetterling April, Mai.

2. *Gastropacha lanestris L.* Birkennessspinner, Birkenfassspinner, Wollaster. Flugzeit: April. Eier an die Zweigspitzen, bis 200 Stück, mit der grauen Alsterwolle des ♀ eingehüllt, spiralföig zu einem etwa 2 cm breiten Ring formiert. Raupen vom Mai bis in den Juni gesellig in großem, meist in einer Astgabel hängendem, sackförmigem Gespinst; hauptsächlich Birke, aber auch auf verschiedenen anderen Laubbäumen; Raupe in der Jugend schwarz, später blauschwarz oder braunschwarz, mit schütterer, langer, gelber Behaarung; Körper gestreckt, gleich dick; Kopf klein, schwarzgrau; Bauchsüße braun; der 2. bis 11. Ring mit je einem Paar rothbrauner Jammerhaarer Flecken und unterhalb dieser meist drei weiße Punkte. Länge 46 mm. Verpuppung: Ende Juni am Boden in einem festen, gelblichen oder bräunlichen, tönnchenförmigen Gespinst. Überwinterung als Puppe. Schmetterling: April. Fortpflanzung: leicht zu bewerkstelligen durch Ausschneiden der Raupennette oder Ausbrennen derselben (vgl. diesbezüglich *Cnethocampa processionaria*).

3. *Gastropacha neustria L.* Ringesspinner. Flugzeit: Juli. Eier: unbekannt, sehr fest angeklebt, spiralförmig um die jüngeren Zweige gelegt, einen breiten grauen Ring bildend. Überwinterung als Eierringe. Raupen: im April oder Mai; gesellig fressend; in ihrem Verhalten überhaupt viele Ahnlichkeit mit der Prozessionsraupe zeigend; Räupchen (eben ausgetrocknet) schwarz; später am Rücken rothbraun; Mittellinie weiß; eine Längslinie zu beiden Seiten derselben schwarz, und ein zweiter mehr nach der Seite gerückter, außenseits schwarz gesäunter Längsstreifen blau; unter diesem eine gelbliche, schwarz gesäumte Längslinie. Bauch grau; Kopf und ein Nackenfleck graublau; jener mit zwei kohlschwarzen Flecken. 11. Ring rückwärts mit dunkler feiner Fleischfarbe; Luftplöcher gelblich. Länge 46 bis 53 mm. Die Häutungen erfolgen unter gemeinschaftlichem Gespinst; nach der letzten Häutung zur Zeit der Verpuppung zerstreuen sich die Raupen. Verpuppung im Juni; zerstreut am Baume in einem weichen, weißlichen oder gelblichen, im Innern bepuderten Cocon. — Schmetterling im Juli.

Bedeutung für den Forst weit geringer als für die Obstbaumanbau, und lässt sich in letzterer Beziehung auch viel leichter gegen

diesen Schädling ankämpfen, da dies gemeinsam mit anderen die Baumpflege betreffenden Arbeiten geschehen kann und das zu reinigende Gebiet ein beschränktes ist. In Obstgärten geht man am besten mit dem Ausbrechen der mit den Gierringeln behafteten Zweige vor; oder man bespritzt die raupenfrägen Baumpartien mit einer Lösung von schwarzer Schmierseife. Im Walde, wo alles dies undurchführbar, wendet man das Zerquetschen der tagsüber dicht zusammengedrängten, ruhenden Raupen an. Man bedient sich zu dem Zwecke einer entsprechend langen, an dem oberen Ende mit Feuer umwundene Stange, oder, falls die Raupen auf einem Ast sich befinden sollten, eines Hakens, mit welchem der Ast umfasst und die Raupen durch Hin- und Herreissen des Hakens zerquetscht werden. Razeburg empfiehlt auch das Ausschießen, indem man ein Gewehr mit etwa einem halben Schuß Pulver ladet und einige Centimeter unter den Raupen abschießt.

4. *Gastropacha* (*Eutrichia*) *pini* L.  
Kiefernspinner, Kienraupe. Ausschließlich KiefernInsect, u. zw. das gefährlichste. Flugzeit: von Mitte Juli angefangen bis etwa Mitte August in den Abendstunden. Flug niedrig, unbekohlsen. Tagsüber ruhend an den Stämmen in meist leicht erreichbarer Höhe, aber schwer bemerkbar. Eier: perlgraugrün, schwachhansförmig groß, 100—200 Stück, auf mehrere Partien verteilt; in Borkeisenröhren oder unter Rindenabschuppen am unteren Stammttheile, etwa 1½—2 m über dem Boden; in einzelnen Fällen wohl auch an vorhandenen Unterwüchsen. — Nach etwa 20—25 Tagen die 16-füßige Raupe. Eben entschlüpft, halten sich die Räupchen noch einige Zeit am Orte ihrer Geburt auf und zerstreuen sich in die Baumkronen, nachdem sie die Eierschalen verzehrt haben. Zu diesem ersten Lebensstadium bis nach überstandener erster Häutung ist die Raupe im allgemeinen schwarz und durch die außerordentlich lange Behaarung, besonders der ersten drei gelblichen Leibesringe, sowie durch braunschwarze Färbung des 2. und 3. Ringes inmittel (oberseits) ausgezeichnet. Schon nach der ersten Häutung treten die für diese Spinnerraupe charakteristischen, sammtartig behaarten, rein stahlblauen Rautenstreifen des 2. und 3. Halzringes hervor. Erwachsen erreicht sie eine Länge bis 80 mm, ist in der Färbung sehr veränderlich, dunkelbraun, asch- bis silbergrau, bis röthlich; Rücken dunkler, mit zwei Reihen längere Haare tragender, schwarzer Kopfwürzchen, welche sich auf dem vorletzten Ringe zusammendrängen und stärker hervortreten. Am stärksten entwickelt sind die beiden seitlich und nach vorwärts stehenden des 1. Ringes. Alle Zeichnungen unbestimmt, geronnen. Behaarung ungleich; auf den über den Luftlöchern stehenden Warzen und auf der, eine Querreihe bildenden des 1. Ringes am längsten. — Fraßdauer: im ersten Sommer (Geburtsjahr) bis in den Spätherbst hinein (Herbstfraß). Erst mit Eintritt anhaltend rauher Witterung baumt die bis dahin halbwüchsige gewordene Raupe ab und sucht ihr Winterquartier in dem Bereich der Baum-

kronen, unter der Moos- und Nadeldecke auf. Im nächsten Frühjahr, wenn die Temperatur der obersten Bodenschicht, in der die Raupen die Winterruhe verbringen, der sog. Raupenschicht, auf +1 bis +2° R. gestiegen ist, erwachen sie und verlassen nun einzeln ihre Winterquartiere. Mit der allmählich zunehmenden Boden- und Lufttemperatur wird das Baummen der Raupen ein immer regeres und bei etwa +6° R. Bodenwärme ein allgemeines. In den Baumkronen angelangt, nimmt die zweite, weitaufl empfindlichere Fraßperiode ihren Anfang, der Frühjahr- oder Sommerfraß. Er dauert ununterbrochen, mit Ausnahme der Zeit der Häutung, von Mitte oder Ende März oder anfangs April angefangen fort, bis Ende Juni oder anfangs Juli, um welche Zeit die Verpuppung erfolgt. Als geeigneten Platz wählt die Raupe theils Nadelbüscheln der Baumkronen, oder schwächere Zweige; theils tieferer Borkenrisse am Stamm. Die Puppe ruht in einem schmutzig-weißen, pappierartigen, mitunter Partikelchen der stahlblauen Nadelhaare enthaltenden, nach beiden Seiten spindelförmig verjüngten Cocon, dessen Kopfende nur mit losen Fäden verschlossen ist. Die Puppe selbst ist schwarzbraun, mattglänzend, an den beiden Enden stumpf abgerundet, gedrungen, sehr lebhaft. Nach ca. dreiwöchentlicher Puppenruhe, d. i. gegen Ende Juli bis anfangs August erscheint der Schmetterling. Differenzen im Beginne der Flugzeit sind auf den Witterungscharakter während des Raupen-, wohl auch Puppenstandes zurückzuführen — Forstliche Bedeutung: Unstreitig nimmt dieser Spinner den ersten Rang unter den Kiefernähäldlingen ein. Am liebsten werden die angehend hanbaren Bestände im Alter von 60—80 Jahren befallen. Bei eintretendem Futtermangel frisst die Raupe wohl auch Fichten- und Lärchenädeln. Sind die Kronen des Hochbestandes kahl gefressen und dadurch die Räupen gezwungen, ihre Weideplätze zu verlassen, und sind Kiefernunterwüchse vorhanden, dann bieten ihnen diese die erste Hilfe. Im Hochgebirge nimmt die Raupe auch Legföhren an und findet sich vereinzelt noch in der bedeutenden Höhenlage bis 1200 m. Die Größe der Gefahr für den vom Raupenfraß heimgesuchten Bestand hängt bei sonst gleichen Standorts- und Bestandsverhältnissen insbesondere von folgenden Momenten ab: 1. von der Größe des Nadelverlustes überhaupt; 2. von der Form des Nadelstraßes und 3. von dem Umstände, ob auch die Knospen und in welchem Umfange zerstört wurden. Nach Razeburg benötigt die einzelne Raupe bis zur erreichten vollen Entwicklung ungefähr 1000 Nadeln, was einer Fraßgeschwindigkeit von 10 Minuten per 1 Nadelpaar gleichzustellen ist. Bei so bedeutendem Futterbedarf würde nach von mir gewonnenen Durchschnittszahlen eine Cultursfläche von 1 ha und mit einer Bestockung von 7500 fünfjährigen Pflanzen (im Verbande 1 m + 1,5 m) von circa 20.000—21.000 Raupen total kahl gefressen und vernichtet werden können. Während die Raupen bei einer nicht allzu großen Vermehrung sich lediglich auf das Verzehren der Nadeln beschränken und — wenigstens im Früh-

jahre — vorjährigen und älteren den Vorzug geben, und Nadelsscheiden, die unteren Nadelreste und Knospen verschont bleiben, werden bei Kahlfraß, wo die Raupen meist dicht gedrängt fressen, auch die Nadelsscheiden bis auf den Grund mit verzehrt, die Knospen von der Spitze herein abgenagt und bei schon gänzlich eingetretenem Futtermangel sogar die zartere Rinde der schwachen Zweige theilweise abgenagt. Bestände, welche in so intensiver Weise vom Raupenfraß zu leiden hatten, sind unrettbar verloren; sie gehen an Erschöpfung zugrunde. Die gefährlichste Fraßperiode ist entschieden die des Frühjahrsfräßes bis Juni. Einerseits ist nun die die Raupe schon bei Beginn des Fraßes mehr als halbwüchsig, mithin ihr Futterbedarf ein bedeutend größerer als im vorausgegangenen Herbst; und er steigert sich noch beträchtlich in dem Verhältnisse, als die Raupe an Größe zunimmt. Ein Massenfraß dauert in der Regel nicht länger als drei Jahre; er nimmt innerhalb dieser Zeit alljährlich an Intensität zu; und im dritten Jahre ist der Höhepunkt erreicht. Schon im zweiten Fraßjahr machen sich Unregelmäßigkeiten, theilweise Verschiebungen im Entwicklungsgange bemerkbar. Man findet schon häufiger theils frische Raupen, theils trockene oder überlegene Puppen. Diese Erscheinungen mehren sich aber aufsallend im dritten Fraßjahr. Ein großer Procenttag der Raupen zeigt sich als krank; man findet sie in den verschiedensten Größen neben einander; dazwischen Schmetterlinge, Puppen; das ganze Bild zeigt abnorme, frankhafte Zustände. Dazu gesellen sich noch Schmarotzer (Schneumoniden, Chalcidier, Tachinen u. a.) und Pilze, welche der weiteren Ausbreitung nun ein rasches Ende machen, so dass mit dem dritten Fraßjahr die Fraßperiode in der Regel als beendet angesehen werden kann. Im vierten Jahre zeigen sich wohl noch manchmal Raupen in größerer Anzahl, aber auch sie sind bereits krank und ist ein solches „Nachjahr“ kaum mehr von Bedeutung.

Ein natürliches Gegengewicht weiterer Ausbreitung des Spinners bilden die zahlreichen Feinde, welche dieser Schädling unter der Thierwelt hat, und welche sich gewissermaßen in das Waldüberungsgeschäfttheilen, je nach dem Entwicklungsstadium des Käfers. — Den Schmetterlingen stellen vor Allen die nächtlichen und zur Dämmerzeit liegenden Fledermäuse, die kleineren Eulen und der Ziegenmelker nach; doch ist der Abbruch, den der Spinner als Schmetterling erleidet, wohl der verhältnismäßig geringste. Die ausgiebigste Decimierung erfolgt im Ei- und Raupenzustande. — Die Eier werden insbesondere von den in den Kiefernwäldern lebenden zahlreichen Meisen (Tannen-, Schopf- und Blaumeise), von den Goldhähnchen und Baumlästern eifrig aufgesucht und verzehrt. Unter den Schlupfwespen sind zu nennen *Chrysolampus solitarius*, *Teleas embryophagus* und *Teleas phalaenarum*, welche die Eier anstechen und mit Brut belegen. Gegen die Raupen kämpfen an, u. zw. während sie am Boden ruhen: Igel, Marder, Wiesel, Spizmäuse, Krähen, Elstern u. a.; während ihres Aufent-

haltes in den Baumkronen, nebst Krähen und Elstern, der Kuck, Pirol, Eichelhäher, Waldkauz; aber auch die kleinen Falken scheinen sich daran zu betheiligen, wie ich mich aus dem Mageninhalt eines Thurmfalken überzeugen konnte. Unter den Insecten führt Taschenberg (Forstwirtschaftliche Insektenkunde, 1874, p. 377) an: *Cimex marginatus* (eine Banwanze), *Formica rufa* (und wohl noch andere im Walde lebende Ameisen); vor Allen aber eine größere Anzahl von Schlupfwespen, welche ihre Entwicklung in der Raupe, zum Theile auch in der Puppe finden: *Cryptus Ratzeburgi*, *Ischnocerus marchicus*, *Hemiteles areator* und *fulvipes*, *Pimpla flavicans*, *instigator*, *Mussii*, *turionellae*, *Bernuthi*, *dyma*; *Anomalon biguttatum* und *circumflexum*; *Ophion luteus* und *obscurus*; *Paniscus testaceus*; *Microgaster nemorum* Htg. und *reconditus* Ns. Zu den Puppen sich entwickelnd: *Perilitus unicolor* Htg., *Rogas Esenbecki*, *Entodon xanthopus* Ns. — Unter den Genannten sind namentlich die beiden *Microgaster* zu den häufigsten und gleichzeitig auffallendsten Erscheinungen zu zählen, indem sie mit ihren kleinen, glänzendweissen, seidenartigen Cocons die Raupenkörper oft gänzlich einhüllen. — Aber auch die Fliegen stellen ihr, wenn auch kleines Contingent von *Gastropacha*-Feinden: *Tachina bimaculata*, *Cyrtoneura stabulans* und *Musca quinquevittata*. Die größten Verheerungen richten aber unstreitig die Pilzinfektionen unter den Raupen an, wenn dieselben, wie dies schon im 2., in noch viel höherem Grade aber im 3. Fraßjahr der Fall ist, oft zu dichten Massen zusammen gedrängt im Boden liegen. Hierher zu zählen ist die *Isaria farinosa*, ein auf Weiden, Birken, Eiche, Weißdorn vorkommender, die Blätter mit einer rüttelschwarzen Decke überziehender Rüttelpilz. Aber nicht nur die im Boden hiberrierenden, auch die bereits aufgebauten Raupen unterliegen dieser Pilzseuche. — Dieselbe scheint allerdings von den ersten anzugehen. Ein großer Theil der Raupen wird zwar schon im Winterlager getötet, ein größerer oder geringerer Theil aber gelangt innumerhin noch zum Baumen und von diesen geht die Ansiedlung der bis dahin noch gesunden Raupen während der Frühjahr- und Sommerperiode aus. Das Infectionsmittel ist die Conidie der *Isaria*; sie wird durch Verührung einer gesunden mit einer kranken Raupe, oder durch Wind, Regen u. dgl. übertragen. Die Keimschläuche der Conidien dringen durch die vorhandenen Stigmeneröffnungen in das Innere des Raupenkörpers ein; entwickeln sich zu reichlichen, üppig wuchernden, allmählich den ganzen Tettkörper der Raupe zerlegenden Mycelien, welche ihrerseits wiederum die Bildung zahlreicher Conidien im Innern des Raupenkörpers zur Folge haben. Mycelium und Conidien erfüllen schließlich die ganze Körperhöhle der toten Raupe; diese erscheint mumifiziert, brüchig, fühlt sich klebrig an und haftet, wenn während der Fraßperiode vom Tode ereilt, gewöhnlich nur noch mit den zwei mittleren Bauchfußpaaren am Zweige

fest. Der Kopf mit den 3 Brustringen und eben so der Hintertheil des Körpers sind nach aufwärts gekrümt, der Rücken sattelförmig eingebogen. — Die am Mycelium sich bildenden Conidienträger durchbrechen die Raupehaut an zahlreichen Stellen, treten äußerlich hervor, schüren zahlreiche Coniden ab, welche, wenn vom Wind oder Regen auf eine gesunde Raupe gebracht, keimen, an beliebiger Stelle durch die Haut eindringen und so zur neuzeitlichen Infection führen. Bereits kranke Raupen zeigen mehrfach mißfarbene Flecken, besonders an jenen Körperstellen, wo die Conidie den Reinschlauch eingesenkt hat; solche Stellen sind zumeist schwärzlich gefärbt. Ist die Infection kurz vor der letzten Häutung erfolgt, dann gelangt die Raupe zwar zur Verpuppung, aber über dieses Stadium hinaus entwickelt sich das Thier nicht mehr; die Puppe wird von den sie durchsetzenden Mycelien getötet.

Als Vorbeugungsmaßregeln gegen eine bedrohliche Ausbreitung des Spinners gelten:

1. Allmähliche Überführung der reinen Kiefern- in gemischte Bestände, wo nicht gründete Bedenken anderer Art dagegen sprechen.
2. Schonung und Pflege der oben namhaft gemachten, besonders der kleinen insectenfressenden Vögel.

3. Bestandesrevisionen in Waldrevieren, welche erfahrungsgemäß den Angriffen dieses Schädlings in höherem Grade ausgesetzt sind. Diese Revisionen beziehen sich auf die am Boden im Bereich der Baumkronen unter der Streudecke überwinternden Raupen und können so durchgeführt werden, daß man Stichproben unter beliebig herausgegriffenen Stämmen verschiedenster Alters machen läßt, oder in der von Alnus vorgeschnittenen Weise durch Einlegung von Probedahmen (s. d.). Nach Raizeburg's Ansicht sollte, wenn das Sammelergebnis 5—6 Raupen pro Stamm answeist, mit dem Antheeren (s. d.) nicht länger mehr gezögert werden. Heute ist man in Preußen davon abgekommen. Im Sinne eines diesbezüglichen Ministerialerlasses sind ältere als 60jährige Bestände, selbst wenn das Probesammeln 30—40 Raupen pro Stamm ergeben sollte, vom Antheeren ausgeschlossen. Dasselbe gilt bezüglich der Stangenorte bei einem Sammelergebnis von nicht über 20 Raupen pro Stamm, vorausgesetzt, daß der Bestand gutwüchsig und der Boden ein kräftiger ist. Dagegen wird getheert, wenn letzteres nicht der Fall, der Stangenort an und für sich schlechtwüchsig ist. — Die Bekämpfung und Vertilgung erstreckt sich auf alle Entwicklungsstände des Spinners: a) Tödten der weiblichen Schmetterlinge (Juni, Juli), insbesondere dieselben, was meist der Fall zu sein pflegt, tief am Stamm sitzen und daher leicht erreicht werden können. Man kann sich dazu einer Art Fliegenpatsche bedienen. — Die Schmetterlinge sollen aber aufgelesen und gesammelt werden, da die Eier selbst im letzten Todeszucken vom Weibchen noch abgegeben und auch ohne vorausgegangene Befruchtung Entwicklungsfähig sein können (vgl. Parthenogenesis). b) Eiern (s. d.). c) Sammeln der Rau-

pen im Winterlager. Dieses Mittel hat zwei Überstände gegen sich: die Kostenfreiheit und die Möglichkeit ja Wahrscheinlichkeit, daß kaum mehr als die Hälfte der im Boden wirklich vorhandenen Raupen gefunden wird. Der Erfolg des Rauvensammelns ist daher in einem solchen Falle nur einer halben Maßregel gleichzutun und das Antheeren (s. d.) weitans vorzuziehen. — Auf kleinen Flächen aber ist es immerhin durchführbar und von gutem Erfolg begleitet. d) Herabstürzen der Raupen aus den Baumkronen durch Anprallen (s. d.) der Stämme. e) Sammeln der Puppen, insbesondere sich dieselben in leicht erreichbarer Höhe am Stamm (mitunter auch an Unterwüchsen) vorfinden. f) Anwendung des Schweineintrichtes vom Spätherbst an, zur Zeit wo die Raupen unter der Bodendecke ruhen. g) Anwendung von Fanggräben (s. d.) bei stattgehabtem Kahlschlag, infolge dessen die Raupen gezwungen werden, neue Weideplätze aufzusuchen. Sollen Fanggräben sich wirksam erweisen, dann muß der etwa vorhandene Unterwuchs herausgehauen und entfernt werden. h) Anwendung des Raupenleims (s. Antheeren, Aluröthen) gegen die im Frühjahr aufbaumenden Raupen. Kräftige Durchforstungen tragen in solchen Beständen wesentlich zur Verminderung der Auslagen und Sicherung des Erfolges bei. i) Abbrennen raupenfrischer Bestände, insoweit es sich um kleine isolierte Parzellen handelt und dadurch der Gefahr weiterer Ausbreitung mit einemmale begegnet werden kann.

5. *Gastropacha populi* L. Raupe im Mai und Juni einzeln auf Alnus, Fraxinus, Prunus und anderen Laubholzern; 40 bis 45 mm lang, mit feinen Haaren dünn besetzt, heller oder dunkler grau, der Rücken braun bis schwärzlich überfleckt und nicht selten unbestimmt abgegrenzt, verschwommen Rautenflecken zeigend; ein halbmondförmiger Fleck hinter dem graubraunen Kopfe und 4 Wärzchen auf jedem Ringe rothgelb; Bauch dunkelbraun gefleckt. Verpuppung: in einem festen, grauen Gespinst. Puppe: kürz, walzig, schwarzbraun, Hinterleib brauroth, Asterrück abgerundet mit zwei kleinen, eine Querbürste seiner kurzer Hälften tragenden Höckern. Schmetterling: September, October.

6. *Gastropacha quercifolia* L. Raupe: vom August an auf Prunus, Populus, Ulmus u. a.; überwintert und frisst im Frühjahr (April, Mai) weiter; erreicht mit der Vollwüchsigkeit eine Länge von 90—110 mm. Behaarung auf dem Rücken dünn, an den Seiten länger; 11. Ring mit zapfenförmiger Warze auf dem Rücken, über den Bauchfüßchen langhaarige, warzenartige Hautwülste. — Achsengrau bis erdbraun, mit helleren und dunkleren Zeichnungen, welche öfters die Gestalt nach vorn gerichteter Pfeilspitzen annehmen; jeder Ring rückenseits mit zwei braunen Knopfwarzen: zweiter und dritter Ringeinschluß dunkelblau filzig behaart; Bauch rostbraun, schwarz gefleckt; Kopf graubraun mit braunen Strichen. Verpuppung: Ende Mai, Anfang Juni in einem dichten, schwarzgrauen Gespinst.

**Puppe:** schwarzbraun, mit weißlichem Puder bedeckt; Afterstück mit vielen kurzen Borsten besetzt. **Schmetterling:** im Juni, Juli. **Hsch.**

**Gastrophilus** Leach. (*Gastrus Meigen.*), Darmbremsen, Gattung der Familie Oestridae (s. d.), Bremsen, Biess- oder Dasselfliegen, Ordnung Diptera, Abtheilung Brachycera. Die einzige europäische Gattung, denen die Spangenquerader fehlt und deren 4. Längsader bis zum Hinterende des Flügels verläuft. Hinterleib ungestielt; Fühlerborste nackt; Schüppchen vorhanden aber klein und meist lang gewimpert, die Schwinger nicht deckend; Mundteile sehr klein; Taster in der kleinen Mundgrube etwas vertieft liegend, klein, fügelig. Käsel mit der die Mundgrube deckenden Haut verwachsen, nicht vorstreckbar. Die erwachsenen Larven (Engerlinge) zeichnen sich vor allen durch das Vorhandensein zweier Kieferpaare aus; zwei gekrümmte Oberkiefer, sog. Mundhaken, und zwei gerade, horngroße Unterkiefer zwischen jenen. Sie sind, wie alle Oestridenlarven, fuß- und kopflos, der Körper 12ringig, mit Dornfränen besetzt, am Hinterende gerade abgestutzt, breiter als vorne; Stigmen am leichten Ringe in einer Höhle, die durch eine Querpalte nach außen mündet, verborgen, in Form von drei Paar Längsschlitz auf den sog. Arkaden\*). Fühler mit einem ocellenartigen Punkt. Borderstigmata eingezogen, außen nicht sichtbar \*\*). Die ausgewachsenen Larven geben durch den After ab und bleiben in den Exrementen, wo dann auch die Verpuppung bereits nach 12—24 Stunden erfolgt; oder sie begeben sich zu dem Zweck in den Boden. Die Puppe ist eine Tonnenpuppe; die Tonnen, zuerst gelb oder roth, später braun und zuletzt schwarz, nach Form bei den einzelnen Arten verschieden, doch stets vorn flacher und der Rand dieses Endes zugespitzt, parabolisch, hinten stumpf, zuweilen sehr dick. Oberseite von vorn nach hinten und in der Quere convex, die Unterseite in der Längsrichtung concav. Bedeutung jener der Larve gleich. — Puppenruhe 30—40 Tage. Die weibliche Fliege legt die Eier einzeln an die Haare von Pferden, Eseln, Maultieren, niemals an die eines Wiederkämers; die kleine Larve häkelt sich mit Hilfe der Nagelhaken und Dornfräne in Haare vor bis zur Mundöffnung des Wohntieres, dringt durch diese, vielleicht auch durch die Rippen ein und gelangt in den Magen. Die meisten *Gastrophilus*-Arten passieren denselben bloß und nehmen ihren ständigen Aufenthalt im Darmkanal; andere aber, und von diesen constant *Gastrophilus equi*, verbringen ihr Larvenleben im Magen des Wohntieres. Aus Fr. Brauer's in seiner Monographie der Oestriden entworfener Übersichtstabelle der Arten dieser Gattung seien nur folgende vier herausgegriffen:

1. Hintere Querader ganz rudimentär oder fehlend; Flügel fast ganz rauchbraun (?) oder mit rauchiger Mittelbinde und solchem Wisch an der Spitze (♂); ?

\*) Drei querestreifte concentrische Bögen, aus welchen jede der nierenförmigen Stigmenplatten äußerlich zusammengekehrt erscheint.

\*\*) Friedrich Brauer, Monographie der Oestriden, Wien 1863.

schwarz, am Rückenschild und zweiten — oder zweiten und dritten — Segment mes- singgelbhaarig; ♂ gelbbrann, goldgelb behaart mit schwarzhaariger Wind hinter der Rückenschildquernaht und schwarzhaariger Brust. Länge 13—16 mm. Flugzeit: Juni bis September. (Rauchbrannte Darmbremse.)

*Gastrophilus pecorum* Fabr.

1. Hintere Querader vollständig vorhanden. Weibchen mit dicker, ziemlich langer, abwärts geschlagener Legeröhre.
2. Flügel glashell mit rauchgrauer Querbinde in der Mitte und ebenjedem Wisch oder zwei Punkten an der Spitze. Hintere Querader stets unmittelbar hinter der kleinen stehend. Die Trochanter, besonders deutlich die der Hinterbeine beim ♂, unten mit einem langen krummen Haken; beim ♀ mit einem Höcker, der in beiden Fällen einem geraden Ausschnitt an der Unterseite des Schenkels gegenübersteht. Hinterleib gelbbraun, dunkelscheckig. Länge 13—16 mm. Flugzeit: Juli bis Oktober. (Große Magenbremse.)

*Gastrophilus equi* Fabr.

2. Flügel vollkommen glashell, ohne Flecke.
3. Die hintere Querader ziemlich weit nach außen von der kleinen gelegen. Beine dunkel, besonders die Schenkel schwarzbraun. Schwarz, Hinterleib am Grunde weiß, in der Mitte schwarz, an der Spitze rothgelhaarig. Rückenschild vor der Querunaht mit mäusegrauer, hinter derselben mit schwarzer Querbinde. Länge 10—22 mm. Flugzeit: Juli, August. (Mastdarmbremse.)

*G. haemorrhoidalis* Lin.

3. Die hintere Querader etwas nach innen und fast hinter der kleinen gelegen. Rückenschild fuchsroth, mäusegrau oder fast weißhaarig, mit oder ohne dunkle Querbinde hinter der Naht. Hinterleib schwarz, am Grunde weiß, in der Mitte schwarz, an der Spitze rothhaarig oder auch die letztere in der Mitte oder an der Spitze blaßgelb behaart, gelb- oder schwarzhaarig. Länge 10—14 mm. Flugzeit: Juli, August. (Dünndarmbremse, Nasenbremse.)

*Gastrophilus nasalis* Lin.

Weiteres über Lebensweise und pathologische Erscheinungen an den von den Gastrophilenlarven bewohnten Thieren s. Pathogenese und Pathologie des Pferdes und seiner Verwandten. **Hsch.**

**Gastropoden**, Bauchsüßer, die arten- und gattungsreichste Classe der Molusken, mit unpaarem eigenem Fuß (mit Kriechfläche, Sohle) und vom Rumpfe mehr oder weniger deutlich abgesetztem Kopfe, dieser meist mit paarigen Augen, Fühlern und unpaarer Raubplatte). Verfallen in die drei Classen: Opisthobranchiata, Pulmonata und Prosobranchiata, s. System des Thierreiches. **Kur.**

**Gastrovascularcanaele** heißen die bewimperten kleinen Kanäle, welche bei den Acatephen vom Radiärgefäß in die Randkörper ziehen. *Nur.*

**Gastrovascularraum**, Gastralhöhle, heißt der Hohlraum des Coelenteratenleibes, weil in diesem die Verdauung und die Circulation zugleich stattfindet. *Nur.*

**Gastrovasculartaschen** heißen bei den Anthozoen die zwischen den Mesenterialfalten befindlichen Räume der Gastralhöhle. *Nur.*

**Gastrula** Haeckel, heißt die zweischichtige Darmlarve der Metazoen (s. d.). *Nur.*

**Gastrulation** heißen speziell die nach völlig abgeschlossener Einführung zunächst auftretenden Erscheinungen, dann überhaupt die zur Ansbildung der beiden primären Keimblätter führenden Vorgänge. *Nur.*

**Gastrus**, s. Gastrophilus. *Hschl.*

**Gaswasser** ist das Condensationswasser der Gasanfalten, welches Ammoniumcarbonat, Cyanverbindungen und Schwefelammonium enthält und auf Ammoniat verarbeitet wird. v. Gn.

**Gattentummetter** (bei den Insecten), weibliche Individuen, welche, um zeugungsfähig zu sein, auf die vorausgegangene Befruchtung der Eier durch männlichen Samen angewiesen sind. Man bezeichnet diese Form der Fortpflanzung als Gamogenesie, gamogenetische oder Elternzeugung; ihr steht die parthenogenetische oder Jungserzeugung, Aumenzeugung (s. d.) gegenüber. *Hschl.*

**Gatterer**, s. „Einfriedigung“. *Gt.*

**Gatterer**, Christoph, Wilhelm, Jakob, Dr. phil., geb. 2. December 1759 in Göttingen, gest. 2. September 1838 in Heidelberg, widmete sich an der Universität seiner Vaterstadt den Cameralwissenschaften, promovierte daselbst und ertheilte hierauf eine zeitlang naturwissenschaftlichen Privatunterricht. 1787 wurde er als ordentlicher Professor der Cameralwissenschaften und Technologie an die Universität Heidelberg berufen, woselbst er u. A. auch Vorlesungen über Forstwissenschaft zu halten hatte. 1790 wirklicher Bergrath daselbst, 1797 auch noch Professor der Diplomatik; 1805 wurde ihm der Titel „Oberforstrath“ verliehen.

Ein typischer Repräsentant des vielseitigen und schreibseligen Cameralistenthums aus der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, als Schriftsteller war er auf den verschiedensten Gebieten: Zoologie, Bergwesen, Forstwirtschaft, Handelswissenschaft, Technologie u. thätig. Sein Hauptverdienst besteht in der Zusammenstellung und kritischen Beleuchtung der forst- und jagdwissenschaftlichen Literatur des vorigen Jahrhunderts, welche zuerst im XVIII. und XIX. Bd. von Moser's „Forstarchiv“ erschien und 1796 auch besonders abgedruckt wurde. Das von Moser begründete „Forstarchiv“ hat er als „Neues Forstarchiv“ (XVIII. bis XXX. Bd. der ganzen Folge) 1796–1807 fortgesetzt, außerdem wurde noch der erste Band der „Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft“ 1811 von ihm gemeinschaftlich mit Laupré herausgegeben.

Seine Schriften sind: Abhandlung von Nutzen und Schaden der Thiere, die Fangarten u. c., 1781–1783, 2 Th., Anleitung für

diejenigen, welche den Harz und andere Bergwerke mit Nutzen bereisen wollen, 1785–1790, 5 Th. A. u. d. T.: Beschreibung des Harzes, 2. Bd. 1792; Verzeichnis der vornehmsten Schriftsteller über die Theile des Bergwesens, 2 St. 1787 und 1787; Naturhistorisches ABC-Buch, 2 Th., 1789; Abhandlung von dem Handelsrange der Russen, 1789; Abhandlung von dem Handelsrange der osmanischen Türken, 1790–1792; Technologisches Magazin, 3 Bd., 1790–1794; Abhandlung vom Pelzhandel, insbesondere der Briten, 1794; Forstkalender, 1798; Allgemeines Repertorium der gesammten Bergwerks-, mineralog. und salzwerkswissenschaftlichen Literatur, 2 Bd. 1798–1799; Authentische Nachrichten von dem im Sommer 1800 im Schwarzwald ausgebrochenen Brande, 1801; Zusätze zu v. Burgsdorfs Abhandlung vom Umrissen und Ausroden der Waldbäume, 1801; Zusätze zu v. Drais' Abhandlungen vom Lärchenbaum; Abhandlung über die Verminderung der Feldmäuse, 1803; Verzeichnis derjenigen ausgestopften Thiere, welche in der Sammlung auf dem Heidelberger Schloss sich befinden, 1808; Literatur des Weinbaues aller Nationen von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten, nebst Kritiken und wichtigsten literarischen Nachweisen 1832. *Schw.*

**Gatti**, Alessandro, Verfasser eines Gedichtes: La Caccia, poëma heroïco, nel quale si tratta pienamente della natura, e de gli affetti d'ogni sorte di fiere col' modo di cacciare le et prenderle. In Londra, appresso Gio Billio, 1619, 80. — Seltene. *G. o. D.*

**Gauthet**, Claude, bedeutender französischer Jagdschriftsteller, Verfasser des berühmten Werkes: Le plaisir des champs. divisé en quartre parties, selon les quatre saisons de l'année. par Claude Gauthet, dampmartinois, aumosnier du Roy, où est traité de la chasse et de tout autre exercice récréatif, honneste et vertueux... A Paris, chez Nicolas Chesneau. MDLXXXIII, 4., 314 p. Eine weitere Ausgabe folgte im Jahre 1640; ferner besorgte P. Blanchemain eine neue Ausgabe, Paris, Frankl., 1869 in 12°. Die beiden ersten sind höchst selten und werden mit 150 bis 400 Francs gezahlt. *G. v. D.*

**Gault** wird eine Unterabtheilung der Kreideformation genannt. Ihrem Alter nach folgt sie der Neocomabtheilung und geht dem Genoman oder Unterquader voran. Sie führt in Deutschland, England und Frankreich der Hauptfache nach plastische, dunkle, zum Theil glaukonitische Thone und magere Schieferthone und Mergel, welche local auch durch Kalksteine und helle Sandsteine (wie z. B. bei Halberstadt-Goslar) vertreten werden. Flammenmergel bilden in Deutschland gewöhnlich ihren obersten Horizont. Die Fauna des Gault ist durch ihren großen Reichthum an Ammoniten und deren Nebenformen und an Belemniten ausgezeichnet. *v. D.*

**Gaultheriaöl** (Wintergrünöl), ist das ätherische Öl von Gaultheria procumbens, welches der Hauptfache nach aus dem Methyläther der Salicylsäure besteht. Durch Verseifen mit Natriumlaurog. gewinnt man daraus Methylalkohol

und salicylsaures Natron, aus dessen Lösung die Salienäsüre nach Neutralisieren mit Salzsäure kristallinisch niedersinkt. Das Gaultheriaöl dient zu Fruchtäthern und als Heilmittel.

v. Gn.

**Gaumen,** s. Mundhöhle. . . . Krnr.

**Gaumenbein,** s. Palatinum. Krnr.

**Gaumenbögen,** Arcus palatini, heißen die zwei die Mandeln (tonsillae) umhüllenden zwei Schleimhautfalten, welche von der Mittellinie des Gaumensegels zur seitlichen oder hinteren Rachenwand (Nehrkopspfeiler, Gammerrachenbogen, Arcus palato-pharyngei) und zur Zunge (Zungenpfeiler, Gaumenzungenbogen, Arcus palato-glossi, oder vordere, untere genannt) herablaufen. Krnr.

**Gaumentrüsen,** glandulae palatinae, die die Schlüpfrigkeit der Mundhöhlenfläche veranlassenden, als Drüsenspolster am weichen Gaumen massig entwickelten trübigen, gelblichen Schleimdrüsen. Krnr.

**Gaumenteges,** weicher Gaumen, palatum pendulum, p. molle, velum palatinum, die die Mundhöhle von der Rachenhöhle trennende, bei einigen Säugetieren in kegelförmiges Blätter (uvula) ausgezogene bewegliche Schleimhautfalte, welche an der hinteren Grenze des knöchernen Gaumens herabhängt. Krnr.

**Gavialidae.** Familie der Crocodilina. Krnr.

**Gavialis** Oppel (Ramphestoma Wagl., Ramphoquathus C. Vogt), Gattung der Gavialidae; von den Gattungen Alligator und Crocodilus dadurch unterschieden, dass der Zwischenkiefer statt zweier tiefer Gruben zwei Ausschnitte zur Aufnahme der beiden vordersten Unterkieferzähne besitzt. Ohne Bauchfältchen. Rückenpanzer kontinuierlich. Schwanz sehr lang und schmal. Schwimmhäute vorhanden. Hieher u. a. G. gangeticus Geotr. mit 28—29 Zähnen oben, 25—26 unten. Öststudien. Krnr.

**Gayer, Johann, Christian, Karl, Dr. oec. publ. h. c., geb. zu Speyer am 15. October 1822, Sohn des dortigen Kreisarchivars, erhielt seine allgemeine Vorbildung auf dem Gymnasium und Lyceum zu Speyer und studierte alsdann 1840—1842 an der polytechnischen Schule zu München Mathematik und Naturwissenschaft zwar ohne ausgesprochene Absicht zu einem bestimmten Beruf, aber mit stets wachsender Vorliebe für die Naturwissenschaften.**

Das Vermögen, welches Gayer damals nach dem frühzeitig erfolgten Ableben seiner Eltern zur Verfügung stand, reichte jedoch nicht hin, um seine Studien in dieser Weise fortzusetzen, und zwangen ihn sich einem Berufe zuzuwenden, der ihm möglichst bald die nötigen Subsistenzmittel gewähren konnte. In jener Periode war Mangel an jungen Forstleuten und viele der untersten Dienstestellen in der Pfalz unbefestigt; Gayer entschloss sich deshalb, den Wald als seinen Wirkungskreis zu wählen.

Da zu jener Zeit Forstschulen in Bayern nicht bestanden und ihm die Mittel zum Beifuch auswärtiger Lehranstalten fehlten, so wurde Gayer, ohne forstwissenschaftlichen Unterricht gelesen zu haben, als Aspirant zum Forstfach zugelassen und erhielt seine praktische Ausbil-

dung zunächst beim Forstamt Speyer und dann beim Forstamt Langenberg im Bienwald. Mit ganzer Kraft und rastlosem Fleiß suchte Gayer hier durch das Studium der forstlichen Literatur in allen ihren Zweigen sich rasch das nötige theoretische Wissen anzueignen, wobei ihm namentlich der Umstand zu statthen kam, dass er an dem Forstmeister des in der Mitte eines großen Waldes gelegenen Langenberges einen unterrichteten, hocherfahrenen Führer und Beirather hatte, sowie dass der hochinteressante Bienwald (vorherrschend Laubholz mit bedeutenden alten Eichenvorräthen) eine endlose Fülle von Anregung und das Mittel bot, sich rascher und sicherer über die Gegenstände der Forstwissenschaft aufzuklären, als es vielleicht außerdem der Fall gewesen wäre.

Schon damals fühlte Gayer den lebhaften Wunsch auch noch andere Waldungen zu sehen und durchwanderte einige Theile der Pfälzer Gebirgswaldungen sowie des Schwarzwaldes; bereits hier bildete sich bei ihm die Überzeugung von der wunderlichen Mannigfaltigkeit der Waldnatur und von der Dürftigkeit der zu jener Zeit angewandten Bemühungen, dieselbe wissenschaftlich in ein knappes System zu bringen, ohne Zurückführung auf die naturwissenschaftlichen Grundlagen.

Am 2. December 1843 erfolgte seine erste Anstellung als Forstgehilfe, im Sommer 1844 unterzog sich Gayer der Concursprüfung für den Staatsforstverwaltungsdienst, welche er mit Auszeichnung bestand und deshalb schon 1845 zum Forstamtsactuar ernannt, sowie mit der primitiven Forsteinrichtung des Bienwaldes betraut wurde. Letzteres war eine ebenso umfassende wie lehrreiche Aufgabe, welche innerhalb dreier Jahre zur vollen Befriedigung der vorgesetzten Behörden gelöst wurde.

1848 wurde Gayer in gleicher Dienstes-eigenchaft an das Regierungsforschungsbureau zu Speyer versetzt. Wenn auch seine Thätigkeit daselbst vorwiegend dem inneren Forstdienste galt, so war der Aufenthalt in Speyer doch sehr anregend durch den Umgang mit den dortigen Beamten und Professoren, namentlich dem berühmten Mathematiker und Physiker Magnus Schwerd, dem Gayer bis zu dessen Tod in freundschaftlicher Dankbarkeit nahe stand.

Mit der Ernennung zum Revierförster auf das Revier Meisenheim am Berg am 11. Juni 1851 begann ein neues Leben. Die Rückkehr zum Wald, die selbständige Thätigkeit und der glückliche Umstand, dass sich am Sitz des naturforschenden Vereines der Pfalz Gelegenheit zum Verkehr mit zum Theil sehr umfassenden Männern der Botanik und Geognosie fand, gewährten in praktischer und wissenschaftlicher Beziehung neue und vielseitige Anregung. Soweit es die dienstliche Aufgabe gestattete, beteiligte sich Gayer an dem wissenschaftlichen Treiben, welches in der Pfalz ein sehr reges war; mit besonderem Eifer folgte er dem damals besonders durch Schacht eingeleiteten Aufschwung der Pflanzen-Anatomie und -Physiologie und fand in diesem Studium Erholung von vielen dienstlichen Verstimmungen, welche hauptsächlich eine Folge des ununterbrochenen Kampfes mit

der Bevölkerung um die Waldstren waren. Dieser nöthigte ihn schließlich, auch die Presse zu bemühen und in den Tagesblättern den damals in der ganzen Boderpfalz an's höchste gestiegenen Angriff auf den Wald nach Kräften öffentlich abzuwehren. Sein Bemühen war von Erfolg begleitet, da ihm schließlich die Verwaltungsbehörden und die Regierung stützend zur Seite standen. Nachdem die Missbräuche abgestellt und eine bessere Ordnung angebaut worden war, an welche sich auch die Bewölkung allmählich gewöhnt, gestalteten sich die dienstlichen Verhältnisse so befriedigend, daß G. daran dachte, sich an seinem Wohnsitz eine seite Niederlassung zu schaffen. Allein 1855 wurde er als Vertreter eines erkrankten Kreisforstmeisters nach Spener berufen und erhielt während seines dortigen Aufenthaltes vom damaligen Chef der bayerischen Forstverwaltung, dem Ministerialrath von Waldmann, den Antrag, eine Professur an der Forstlehranstalt Aschaffenburg zu übernehmen.

Obwohl Gayer mit ganzem Herzen für die praktische Thätigkeit im Walde lebte und deshalb bereits 1847 einen Vorschlag Klapprechts, als Rektor nach Karlsruhe zu gehen, abgelehnt hatte, so bot diese neue Gelegenheit, sich dem Lehrberufe zu widmen, soviel Verlockendes in sich, daß Gayer mit dem Vorbehalt, nach einer Reihe von Jahren wieder in den Verwaltungsdienst zurückzutreten, zu dürfen, annahm und am 2. September 1855 als zweiter Professor der Forstwissenschaft nach Aschaffenburg ging.

Mit voller Kraft arbeitete sich Gayer in seine neue Aufgabe hinein, konstruierte sich sein Lehrprogramm innerhalb der ihm zugewiesenen Disciplinen nach eigenem Ermessens und fand große Befriedigung im Verkehre mit der studierenden Jugend. Von großem Werte war die ihm nun gebotene Gelegenheit, verschiedene Waldungen zu sehen und theilweise durch wiederholte Besuche zu studieren. Außer den zahlreichen in der Nähe und Ferne alljährlich ausgeführten Excursionen mit den Candidaten benützte Gayer alle Herbstferien zu weiteren Reisen innerhalb und außerhalb der deutschen Grenzen. Wenn sich auch viele diejer Waldbegänge naturgemäß auf flüchtige Besuche beschränken müssten, so wurde doch eine größere Anzahl öfter, manche selbst sehr häufig besucht. Zu den letzteren gehörten vor allem der Schwarzwald, die mittelrheinischen und fränkischen Waldgebiete, sowie mehrere Bezirke der Central- und Alpen. Hier vor allem im Schwarzwald fand Gayer das reichste Material zu anregenden Studien.

So angenehm sich damals die Verhältnisse für G. durch ein glückliches Familienleben, Befriedigung in seinem Beruf und die Existenz in dem schönen Aschaffenburg-Lande gestellt hatten, so fehlten doch auch Schattenseiten nicht, zu welchen vor allem die immer mehr hinter den fortwährend steigenden Anforderungen zurückbleibenden Zustände der Forstlehranstalt gehörten. Letztere bestimmten Gayer zu dieser Zeit seine Rückkehr in den praktischen Dienst von neuem anzustreben. Obwohl seine Ansprüche als berechtigt anerkannt wurden, so suchte man ihn doch durch Verfrösterungen auf die demnächstige

Reorganisation des forstlichen Unterrichtes in Aschaffenburg zu halten. Gayer ließ sich beschwichtigen und lehnte sogar 1868 einen Ruf an die Universität Gießen ab.

Leider verzögerte sich die Verwirklichung seiner Hoffnungen um zehn Jahre! Infolgedessen erstrebt Gayer noch wiederholt den Übergang in den Verwaltungsdienst; doch die Wogen, welche die forstliche Unterrichtsfrage damals schlug, wuchsen mehr und mehr an, die Sache kam zu den bekannten Verhandlungen in den Forstversammlungen, in besonders berufenen Commissionen und schließlich in den Kammern.

Während dieser letzten Periode des Aschaffenburgischen Aufenthaltes, welcher sich für die eine Verlegung des forstlichen Unterrichtes an die Universitäten anstrebbenden Professoren durch Schwächungen und Kränkungen vonseiten der dortigen Bevölkerung sehr ungemein gestaltet, schrieb Gayer in vollständiger Zurückgezogenheit den ersten Theil seines „Waldbau“, eine Arbeit, welche seiner innersten, allein aus dem Studium des Waldes hervorgegangenen Überzeugung offen und unverfälsht Ausdruck geben sollte.

Da die Kammern im Jahre 1876 die Genehmigung zur Verlegung des forstlichen Unterrichtes an die Universität München verliegten und deshalb in Aschaffenburg eine provisorische Änderung der unhaltbar gewordenen Zustände vorgenommen werden mußte, wurde Gayer die Direction der erheblich vervollkommenen Forstlehranstalt übertragen. Als endlich nach langen Kämpfen im Jahre 1878 das erstrebte Ziel, der forstliche Universitätsunterricht, erreicht war, erfolgte die Berufung Gayers als ordentlicher Professor der Produktionslehre an die Universität München. Im Juli des gleichen Jahres war ihm von der staatswirthschaftlichen Facultät da-selbst der akademische Doctorgrad honoris causa verliehen worden.

Die freundliche Aufnahme der neuen berufenen Professoren von Seiten der Universität, die Lehrthätigkeit auf einem schon längst gewünschten Gebiet, der große Zudrang von Hörern, der geistig so anregende Einfluß einer großen Stadt und die Atmosphäre einer hochbedeutenden Universität wirkten neubebend auf Gayer ein, welcher unter den wenig erfreulichen Verhältnissen der Aschaffenburgischen Periode in späterer Zeit geistig sowie infolgedessen auch körperlich schwer gelitten hatte, und der Münchener Aufenthalt gestaltete sich nach allen Richtungen, besonders aber auf die Berufstätigkeit äußerst angenehm und befriedigend.

Nach seinem Bildungsgang ist Gayer in seiner Berufswissenschaft eigentlich vollständig Autodidakt, dieiem Umstände ist es wohl zuzuschreiben, daß er seine auf unmittelbares Studium des Waldes gestützte Überzeugung gegenüber den jeweils herrschenden Schulen und dem Autoritäts-glauben aufrecht erhielt; dabei hegte Gayer jedoch allzeit eine große Verehrung und Dankbarkeit für jene große Reihe von Autoritäten, welche für den Wald gelebt, geschrieben und gekämpft haben.

Epochemachend ist Gayer vor allem durch seinen „Waldbau“ geworden, welcher im schroffesten Widerspruch stand zu der bis in die Mitte der

70er Jahre allgemein in hohem Ansehen stehenden Holzhauer- und Gärtnerwirtschaft. Troy der namentlich anfangs ziemlich lebhaft hervorgetretenen Opposition hat diese neue Richtung doch allenfalls äußerst anregend gewirkt und gewinnt fortwährend an Verbreitung.

Neben zahlreichen Journalartikeln hat Gayer folgende selbständige Werke verfaßt: „Forstbenutzung“ (1. Aufl. 1863, 6. Aufl. 1883), „Waldbau“ (1. Aufl. 1880, 2. Aufl. 1882), „Die neue Wirtschaftsrichtung in den Staatswaldungen des Spessarts“, 1884; „Der gemischte Wald“, 1886. *Schw.*

**Gazella** Blainv., Subgenus von Antelope Wagner. Hierher die gemeine Gazelle (*G. dorcas* Lichtenst.). *Kur.*

**Gazellenziege**, Varietät der Zwergziege. *Kur.*

**Geäber**, das, s. v. w. Kirnung, vgl. äbern, anäbern; selten. Hochberg, Georgica curiosa, 1684, II., fol. 723. *E. v. D.*

**Geäster**, das, s. v. w. Alsterklauen, Oberrücken, s. d. „Wenn er (der Hirsch) das Erdeich mit dem Geäster, sonst auch Oberrücken genannt, berühret...“ Döbel, I., fol. 96. — Großkopf, Weidewerkslexikon, p. 129. — Chr. W. v. Heppen, Wohlred. Jäger, p. 7. — Wildungen, Neujahrs geschenk, 1795, p. 34. — Bechstein, Hb. f. Jäger, I., p. 2. — Laube, Jagdbrevier, p. 256. — R. R. v. Dombrowski, Edelwild, p. 228. — Sanders, Wb., I., p. 16 a. *E. v. D.*

**Geäse**, das.

I. Die Jung des Wildes. „So er (der hirz) von einem gaez gaht vnd sich geweidnet hat.“ Abh. v. d. Zeichen des Rothirsches a. d. 14. Jahrh. Cgv. 2932, 14. — „Geäß.“ J. du Fouilloux. Übers. Straßburg 1590, fol. 18v, 20v. — Jagd- und Weidwerksbuch, Frankfurt 1582, fol. 482. — „Geäß heisset die Nahrung des Rothirwildperts, auch des Rebes und Haagens.“ Tänzer, Jagdgeheimnisse, fol. 11 b. — „Der Hirsch gehet geschwind zu Feld und trollet gegen das Geäß.“ Döbel, Ed. I. 1746, I., fol. 11. — „Nebenhühner... sie fallen auf die Weide oder Geäß.“ Ibid. fol. 50. — „Vom Geäße der wilden Thiere und Vögeln.“ Ibid., III., fol. 124. — E. v. Heppen, Aufricht. Lehrprinz, pp. 40, 104, 131, 184, 287. — Großkopf, Weidewerkslexikon 129. — Chr. W. v. Heppen, Wohlred. Jäger, p. 173. — Bechstein, Hb. f. Jäger, I., p. 4. — Hartig, Lexikon, p. 213. — R. R. v. Dombrowski, Edelwild, p. 106.

II. Das Maul der Hircharten. „Geäße heisset auch das Maul bei dem Roth- und Herdwildperte.“ Großkopf, I. c., p. 12. — Bechstein, I. c. — Hartig, I. c. — Dombrowski, I. c., p. 4. — Bgl. Graßer. — Sanders, Wb., I., p. 52. *E. v. D.*

**Gebahn**, das, selten für Lösung, Gelöje; vgl. bahnen. „Der Unrat beim Rothwild heißt Lösung (bei Einigen Lösung, Gelöß, Gebahn).“ Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I., p. 101. — Sanders, I., p. 69. *E. v. D.*

**Gebalk** ist die gewöhnliche Bezeichnung für alle Hölzer eines Gebäudes, die keine geschlossene Decke bilden, während im allgemeinen unter einem Balken jedes wagrecht liegende Holz

verstanden wird, welches die Bestimmung hat, mittelst seiner relativen Festigkeit sein eigenes Gewicht oder mit diesem auch noch eine fremde Last zu tragen.

Mehrere in einer Ebene liegende Balken bilden dann eine Balkenlage oder ein Gebälk. Im Weiteren unterscheidet man bei einem jeden größeren Gebäude zu Wohnzwecken zwischengebälke, d. i. jene Balken, die zur Herstellung der Zwischenböden und des Fußbodens dienen, Dachgebälke, welche das oberste Geschoss abschließen und das Dachgerüst zu tragen haben, und Kehlgebälke, d. i. solche Balken, die über dem Dachgebälke und in der Höhe des Daches selbst angebracht sind. Mit Rücksicht auf die Stellung der einzelnen Balken und deren speciellen Zweck unterscheidet man:

Ganze Balken, d. i. solche, welche in einem Stück durch die ganze Balkenlage reichen und mit den Enden auf den Umfassungswänden aufruhen;

Stichbalken, welche nur mit dem einen Ende auf der Mauer aufruhen, während das zweite in ein anderes Gehölz der Balkenlage verzapft ist;

Wechsel (Trum pf- oder Schlüsselbalken), welche keine Ansage haben und mit beiden Enden in ein anderes Gehölz verzapft sind, während wieder ein Wechsel zwischen zwei Wechseln kurzweg als Balkenstück bezeichnet wird;

Gratbalken, welche in schräger oder diagonaler Richtung auf die Umfassungswände treffen und einen anderen Balken als Stichbalken annehmen, oder sie sind selber Stichbalken und heißen dann Gratstichbalken;

Bündbalken, welche für eine darunterliegende Wand eine Pfette und gleichzeitig für eine darüberstehende eine Schwelle bilden;

Streichbalken, welche unmittelbar oder zum Theil auf dem Absatz einer Scheidemauer ruhen;

Wandbalken, welche den Abschluß einer Scheidemauer bilden;

Giebelbalken, welche die letzten oder äußersten Hölzer einer Balkenlage sind und bei hölzernen Giebeln einen Bündbalken bilden. Liegt der Giebelbalken unmittelbar an der Giebelmauer, so heißt er Orthbalken und gehört er dem Dachgebälke an, so wird er als ein Dachgiebelbalken bezeichnet;

Dachbinderbalken oder Binderbalken, d. i. jene Balken des Dachgebälkes, auf denen die Querverbindungen angeordnet sind, welche als Träger des Dachgerüstes fungieren;

Gratkehlbalken, Gratkehlsichbalken, Kehlstichbalken, Kehldachbinderbalken, welche die gleiche Bedeutung im Kehlgebälke haben;

Mauerlatten, welche unmittelbar auf den Umfassungswänden aufliegen und den Balken als Auflager dienen;

Unterzüge, welche zur Unterstützung von Balken dienen und nur mit ihren Enden aufruhen oder auch noch in Zwischenpunkten gestützt werden;

Träger, welche gleichfalls einen Balken stützen, aber über denselben gestellt sind, indem

der letztere an den Träger angehängt ist und mit Schraubenbolzen darauf gesichert wird.

Fr.

**Geburungsausweis** (im Rechnungswesen) ist die systematisch geordnete Darstellung des Wirtschaftserfolges, bezw. der gesammten Geldgebarung für einen bestimmten Verrechnungszeitraum. Zu der Regel ist es der Rechnungsabschluß eines ganzen Wirtschaftsjahrs, welcher, geordnet nach den verschiedenen Einnahmes- und Ausgabrubriken, nach Schluss des Jahres verfaßt und als Geburungsausweis vorgelegt wird; doch werden solche Answeise zuweilen auch während des Rechnungsjahres als sog. Rechnungs- oder Cassaextracte verfaßt, um den Stand der Geburung (des bisherigen Wirtschaftserfolges) entweder im Ganzen oder für einzelne Verrechnungszweige beurtheilen zu können. Als Grundlage des Geburungsausweises dient die systematische Verrechnung im Haupt- oder Rubrikensuche, und es sind dabei die die Rechnung des Vorjahres betreffenden sowie die zum Wirtschaftserfolge nicht gehörigen Posten von den eigentlich wirksamen und den Wirtschaftserfolg des Gegenstandsjahres betreffenden Rechnungsposten zu trennen. v. Gg.

**Gebäude**, das, s. v. w. Bau oder Burg, selten. „Fuchs-Gebäude.“ Pärson, Hirichgerechter Jäger, 1739, fol. 71. — „Die Fischotter... bauen unter dem Wasser ihre Gebäude.“ Ibid., fol. 72. — „Gebäu oder Gebäude, auch Hans, wird des Bibers Wohnung oder Aufenthalt genannt.“ Chr. W. v. Heppé, Wohlfred. Jäger, p. 173. — Sanders, I., p. 92. G. v. D.

**Gebäude**. Man unterscheidet Wohngebäude, landwirtschaftliche Gebäude und rechnet zu den letzteren die Scheunen, Schüttkästen, Stallungen und Nebenanlagen.

Wohngebäude können als bequem und zweckmäßig bezeichnet werden, wenn alle Wohnräume eine entsprechende Größe erhalten und unter einander in einer einfachen und den Bedürfnissen der Schicklichkeit Rechnung tragenden Verbindung stehen. Die gewöhnlichen Wohnräume erhalten eine Höhe von 3½—4 m und können 3 m als zulässig kleinste Höhe gelten. Die Tiefe schwankt je nach der Bestimmung des Gebäudes zwischen 3—7 m. Erhalten Gebäude einen Doppeltract, so werden die Räume an der Gassenseite (Gassentract) tiefer als jene gegen die Hofseite (Hoftract) angelegt. Wohnräume, deren Grundfläche 15 m<sup>2</sup> nicht übersteigt, heißen Cabinete; bei einer Grundfläche von 15—90 heißen sie Zimmer, und bei einer solchen über 90 m<sup>2</sup> Säle. Unheizbare kleine Räume werden als Kammern bezeichnet, während unter Alkoven jene Räume verstanden werden, die an ein Wohnzimmer stoßen und von diesem aus beleuchtet werden. Endlich werden Räume, deren Länge bedeutend größer als deren Tiefe ist, Gallerien geheißen, während schmale und lange Räume, welche ausschließlich der Communication dienen, Gänge genannt werden; in Wohngebäuden erhalten dieselben eine Breite von 1½—2 m. Die Verbindung und Communication zwischen den einzelnen Geschossen erreicht man durch die Stiegen und bezeichnet den Raum, wo letztere untergebracht sind, als

Stiegenhaus. Die Beleuchtung wird durch die Fenster und die Communication zwischen den einzelnen Räumen mittelst Thüren erreicht.

Als weitere Bestandtheile einer Wohnung gelten noch die Küchen, Speise- und Vorrathskammern und die Kellerräume. Nach den Zwecken der Küchen unterscheidet man Koch-, Back- und Waschküchen. Die Küchen sind möglichst feuer sicher anzulegen, mit Steinplatten oder Ziegeln abzupflastern und erhalten entweder einen offenen Herd (75 cm hoch, 1 m breit und 1½—1¾ m lang) oder einen geschlossenen Feuerherd (Spatherd) 75 cm hoch, 0·7—1 m breit und 1½—2 m lang. Über dem offenen Herd ist in einer Höhe von 1·7 m ein Rauchmantel aus einem 15 cm starken Gewölbe hergestellt, welches auf einem Balken (Mantelbaum) ruht. In den Backküchen bildet der Backofen und in den Waschküchen der Waschfessel den wesentlichen Bestandtheil (s. Backofen). In kleineren Wohnungen werden dieselben in den gewöhnlichen Küchenräumen untergebracht.

Die Vorrathskammern sind, wenn möglich, zu wölben und zu pflastern und an der Nordseite des Gebäudes mit entsprechender Beleuchtung und Ventilation anzulegen.

Die gewölbten Kellerräume kommen unter den Horizont, und wenn sie als Eiskeller (Eisgruben) dienen sollen, müssen sie auch mit schlechten Wärmeleitern umgeben, etwas tiefer als die übrigen Keller gelegt und innen mit Holz verkleidet werden.

Das Eis ruht auf einem hölzernen Rooste, unter welchem das Schmelzwasser abgeleitet wird (s. Eiskeller).

Größenverhältnisse und allgemeine Regeln bei Herstellung von Wohngebäuden nach den Angaben von Jung. Die Sohle des Kellers ist mindestens 30 cm über dem Grundwasserspiegel anzulegen, im anderen Falle müssen die Kellermauern und das Kellerpflaster in Cement gelegt werden. Fundamente müssen 0·9—1·0 m tief unter der Erdoberfläche geführt werden und sollen nach jeder Kante um 8 cm breiter sein als die daran zu stellende Mauer.

Gewöhnliche Kellermauern, deren Höhe 4 m nicht überschreitet, werden nach jeder Seite um 8 cm oder nach einer Seite um 15 cm breiter als die Parterremauern bemessen. Der Fußboden des Parterres ist mindestens um 20 cm höher als das Straßenniveau und im Überschwemmungsraum um 15 cm höher als die Hochwasserlinie zu legen.

Gewöhnliche Mauerstärken bei ebenerdigen Gebäuden:

Hauptmauern aus Backsteinen 45 cm, aus Bruchsteinen 60 cm. In mehrstöckigen Gebäuden: Hauptmauer des obersten Geschosses für eine Zimmertiefe unter 6·3 m 45 cm, über 6·3 m 60 cm.

Bei Tramdecken kann die Hauptmauer zweier auf einander folgender Geschosse die gleiche Stärke erhalten, während eine gleiche Stärke durch alle Stockwerke zulässig ist, wenn gewölbte Decken (Oberböden) auf eisernen Trä-

gern angeordnet werden, sonst ist die Maner per Geschöß nach abwärts um 15 cm stärker zu beantragen.

Mittelmauern erhalten bei Doppelböden 60 cm, bei anderen Deckenconstruktionen und zweistöckigen Gebäuden 45 cm, bei Gebäuden mit mehr Geschößen 60 cm, bei Tondäcken in höchstens zwei Geschößen und wo keine Schornsteine vorkommen, 34 cm Stärke durch alle Stockwerke. Scheidemauern zwischen Wohnungen sind in ihrer Stärke mit 30 cm und zwischen einzelnen Räumen einer Wohnung mit 15 cm zu bemessen. Stiegenräume werden durch alle Stockwerke 45 cm stark angelegt.

Feuermauern erhalten eine Stärke von 30 cm, bei freistehenden oder vierstöckigen Gebäuden im Parterre 45 cm und am Dachboden 15 cm. Dachräume haben stets einen Estrich oder eine Pflasterung zu erhalten, und wenn sie länger als 30 m sind, so sollen sie durch eine 15 cm starke, 25 cm über die Dachrandschelle hervorragende Brandmauer getrennt werden. Die Höhe der einzelnen Geschöfe ist nicht geringer als mit 2½ m zu bemessen. Für Stiegen können folgende Verhältnisse angenommen werden: Stuhlhöhe 15 cm, Stufenbreite 26–30 cm, Stiegenbreite 0·95–1·25 m.

Die Gesamthöhe eines Wohnhauses soll bis zum Dachraum 25 m nicht übersteigen.

#### Landwirtschaftliche Gebäude.

Scheunen erhalten gewöhnlich eine Tiefe von 10–12 m und eine Höhe bis zum Gesimse von 3·7–4·7 m. Fünfzehn Garben bedürfen einen Raum von 1·8 m<sup>2</sup>, und wird auf 28 m Scheuerlänge eine 4·5–5·5 m breite Tenne gerechnet. Die Scheunen werden entweder aus massiv gemauerten Wänden erbaut oder von Fachwerkswänden umschlossen, in welche dann Öffnungen (Maueröhlöcher) in einer genügenden Anzahl anzubringen sind, damit die Luft durchströmen kann. Die Maueröhlöcher sind jedoch der Feuersicherheit wegen in horizontaler Richtung zu brechen. Die Tenne, aus Lehmstrich hergestellt, wird von dem übrigen Raum (Banse) durch 1 m hohe Holzwände getrennt. Die Scheunentore sind gewöhnlich 3·4–3·7 m breit und 3·4–4·4 m hoch.

Schüttkästen (Gebreidemagazine, Speicher) dienen zur Aufbewahrung des Getreides. Das Getreide darf höchstens 60 cm hoch aufgeschüttet werden. Man rechnet per Hektoliter ein Raumverfordernis, Stiegen und Gänge mit unbegriffen, von 0·4 m<sup>2</sup>. Die Tiefe der Gebäude schwankt zwischen 9·5 und 12·5 und die Höhe eines Geschobes zwischen 2·6 und 3·0 m. Schüttkästen sollen möglichst viele Fenster erhalten, die mit Jalousien oder Eisengittern und Fensterläden zu schließen sind.

Pferdestallungen müssen derart angelegt sein, dass genügender Raum, Schutz vor dem Einflusse der Kälte und Hitze, Licht und eine entsprechende Ventilation vorhanden ist. Der Raum oder Stand für ein Acker- oder Zugpferd ist mit der Breite von 2·8–3 m und für Wagen- oder Reitpferde 1·5–2 m breit und 3–3·7 m lang zu bemessen. Bei einer einfachen Reihe der Stände genügt eine Gangbreite von 1·5–1·8 m, bei doppelter Reihe von

2·5–3·0 m, während die Stallhöhe mindestens 3·4–4 m betragen soll. Die Stallungen sind zu wölben und gut zu beleuchten, wobei die Fensteröffnungen mit gut schließbaren Fenstern, indes nicht derart anzubringen sind, dass sie den Köpfen der Pferde unmittelbar gegenüberstehen. Zur Ventilation empfehlen sich Dunstschläuche, die bis über den Dachfirst emporzuführen sind.

Die Pferdestände werden gepflastert; zweckmäßiger noch ist eine Bohlenlagerung (Brückung) aus quergelegten gefalzten Bohlen mit Öffnungen zum Durchlassen des Harnes, der unter der Dielung auf dem geneigten Pflaster in den Canal (Beutrinne) absießt.

Die einzelnen Stände werden entweder durch in Ketten hängende Balken (Streitbäume, Lattierbäume) oder durch feste Holzwände abgetrennt. In gewöhnlichen Stallungen befindet sich 1 m über dem Boden ein aus Pfosten hergestellter fortlaufender Futterbarren und 45 cm darüber die Heuleiter. In besseren Stallungen sind Futterhalen und Futterförde in Anwendung.

Kuhstallungen. Der Standraum für ein Rind mittleren Schlages ist 1·2 m breit und 2·75 m lang, die Mittelgänge sind mit 1·9 m und die Gänge hinter den Kühen mit 1 m Breite zu bemessen. Auch die Kuhstallungen sind möglichst zu wölben und 3·4–4 m hoch anzulegen. Die Stände werden entweder betoniert oder erhalten ein hochantiges Ziegel-pflaster auf Beton.

Auch finden manchmal Asphalt- und Cementestrichreiche Anwendung. Hinter den Kühständen sind die Fauchrinnen, die mit den Fauchanlagen in Verbindung stehen, angebracht; dieselben sind aus Stein oder aus in Cement gelegten Ziegeln hergestellt. Die Stalltüren erhalten eine Breite von 1·3–1·5 m; die Fenster werden in einer Höhe von 1·5 m über dem Boden angebracht. Die Futterkrippen bestehen aus Holz, Ziegeln, Stein oder Eisen. Im ersten Falle sind sie entweder aus Pfosten zusammenge-schlagen oder aus einem ganzen Stamm gehauen, 30–40 cm breit, 18–20 cm tief und stehen mit der oberen Kante 60 cm über dem Boden.

Steinkrippen erhalten eine Untermauerung. Zu den Stallungen gehören noch die Futterkammern, deren Raum derart zu bemessen ist, dass auf ein Rind 0·6 m<sup>2</sup> entfallen, und die Nebenanlagen, als Schuppen, Remisen, Räumlichkeiten zur Aufbewahrung von Vorräthen und Milchfassern.

Größenverhältnisse für Nebengebäude und landwirtschaftlichen Aulagen nach Mittheilungen von Jung.

#### Pferdestallungen.

Standraum ohne Krippe für ein gewöhnliches Ackerpferd 2·2–2·5 m lang, 1·25 m breit; für ein starkes Ackerpferd, Kutsch- und Wagenpferd 2·5–2·8 m lang, inclusive Streitbaum 1·4–1·5 m breit; für das gleiche Pferd in einem Kastenstande 2·5–2·8 m lang, 1·9 bis 2·2 m breit; für ein sehr schweres Pferd 3·1 m lang, 1·75 m breit, für eine Mutterstute 3·8 m

lang, 3·8—5·1 m breit und für ein Fohlen in eigenen Ställen 4 m<sup>2</sup>.

**Gangbreite:** in gewöhnlichen Ställen 1·25—2·0 m.

**Stallhöhe:** für eine geringe Anzahl von Pferden 3·0—3·5 m; für 10—30 Pferde 3·5—4·5 m.

**Türen:** einflügelige 1·1—1·25 m breit, 2·2—2·5 m hoch; zweiflügelige 1·25—1·6 m breit, 2·2—2·5 m hoch.

**Fenster:** 1·25—1·6 m breit, 0·8—1·0 m hoch; Fensterparapethöhe 2—2·5 m.

**Strafbäume:** 1·0 m über den Fußboden.

**Holzkrippen:** Boden 6·5—8 cm stark, Seiten 5—6·5 cm dick, obere Weite 0·31 bis 0·34 m, untere 0·26 m; Tiefe 0·25—0·3 m, während die Kanten mit 5 cm breiten und 3 mm dicken Eisenbahnen zu beschlagen sind.

**Eisenkrippen:** Wandstärke 9—13 mm, 0·5 m lang, 0·4 m breit und 0·1—0·23 m tief.

**Gemauerte Krippen** werden mit Cement verputzt und dann abgeschliffen. Höhe der Oberfläche der Krippe vom Fußboden für kleine Pferde 0·95—1·1 m, für große 1·2—1·5 m; Rauhen sind 30—40 cm über den Krippen anzubringen.

Pferdeställe sind mit ihrer Hauptfront gegen Norden oder Westen zu stellen.

**Kindviehstalle.** Standraum ohne Krippe; für einen Ochsen 2·2—2·5 m lang, 1—1·25 m breit; für eine große Kuh 2—2·3 m lang und 1·25—1·4 m breit; für eine kleine Kuh 2—2·2 m lang und 1·0—1·2 m breit; für ein Jungvieh 1·9 lang und 0·9—1·0 m breit; für ein Kalb in eigenen Ställen 1·4—1·6 m<sup>2</sup>.

**Gangbreite:** Gänge hinter dem Vieh 1·25—2·0 m; Futtergänge mit doppelten Krippen und Schwellen 1·9—2·2 m, mit einfacher Krippe und Schwelle 1·25—1·5 m.

**Stalltiefe:** 7·2—9·0 m bei Langstellung in Doppelreihe, mit mittlerem Futtergang und zwei Dürngängen 13—17 m bei Querstellung für 12 Kinder.

**Stallhöhe:** 3·0 m für wenige, 3·5 m für 15—30 Stück.

**Krippen:** 0·8 m hoch über dem Fußboden; Steinrippen 0·4—0·5 m und Holzkrippen 0·45 bis 0·5 m breit, 0·23—0·31 m tief.

**Fensterparapethöhe** 2·0 m und auf 1 m<sup>2</sup> Stallgrundfläche sind 0·2 m<sup>2</sup> Fensteröffnung zu rechnen.

Für eine Kuh ist der Futterbodenraumbedarf mit 14 m<sup>3</sup> zu veranschlagen und 0·4 bis 0·6 m<sup>2</sup> als Futterkammergrundfläche. Die Hauptfront der Kuhstalle ist nach Norden oder Westen zu stellen.

**Schweinstalle:** Raumbedarf per Stück Ferkel 0·5—0·6 m<sup>2</sup>, für kleine Faselschweine 0·8 m<sup>2</sup>, für große Faselschweine 1·0 m<sup>2</sup>, für Mastschweine 1·2—2·0 m<sup>2</sup>, für Buchtäne 3·5—4·0 m<sup>2</sup>, für Eber 3·0—5·3 m<sup>2</sup>. Die Stallhöhe ist 2·5 m. Der Fußboden besteht aus Klinkern, hochkantig gestellt oder aus 8 cm dicken Bohlen. Auf den Futterraum ist die Hälfte des Stallraumes zu rechnen. Schweinställe sind nach Süden zu stellen.

Wagenremisen für eine Kutsche 1·6 bis 1·9 m breit, 2·8 m hoch, ohne Deichsel 3·0 bis 4·0 m lang, mit Deichsel 6·3 m.

Für einen Entenwagen 1·6—2·2 m breit, ohne Deichsel 3·5 m, mit Deichsel 6—7·7 m lang; für einen Ackerwagen 2·5—3·2 m breit, 6·5 m lang; für einen Schlitten 1·9—2·5 m lang, 0·95—1·6 m breit, und für eine Egge 1·25 bis 1·9 m lang, 1·25—1·4 m breit. Dem Remisenthore wird eine Breite von 2·5, für Fracht- und Ackerwagen von 4·4 m und eine Höhe von 3·5 m gegeben.

Heuschoepfen erheischen per 100 kg Heu einen Lagerraum von 1·5 m<sup>2</sup>.

**Getreidescheuern:** Die Scheurtiefe beträgt 11—14 m, die Höhe 4·5—7·0 m, die Länge höchstens 6·3 m; die Tennenbreite bei einfacher Bahn 3·15—3·8 m, bei doppelter 4·4 bis 5·0 m; die Bause zwischen zwei Tennen ist 13—15 cm breit, zwischen Tenne und Abschlussmanern 9—11·5 m, die Tennwände 1·1 bis 1·6 m hoch, die Tennhöhe 40 cm über dem natürlichen Boden. Lehrschlagtennen erhalten 30 cm, Holztennen 8 cm Stärke.

Der Raum für Getreidescheuern und Schüttböden wird nach dem durchschnittlichen landwirtschaftlichen Ertrag berechnet.

**Wintergetreide** (Weizen und Korn) per Hektar 8—12 Schock Garben 59—88·8 m<sup>3</sup> Raumforderung; Sommergetreide, u. zw. Gerste per Hektar 13 $\frac{3}{4}$  Schock, Raumbedarf 6·5 m<sup>3</sup> per Schock; Hafer per Hektar 6 Schock à 6·5 m<sup>3</sup> Raumforderung; Hülsenfrüchte per Hektar 50 m<sup>3</sup> Raum; Wiesenkle per Hektar 75 m<sup>3</sup> Raum.

Aussaat und Ertrag per Hektar:		
Weizen oder Roggen	2·2 hl	6—8fache Aussaat
Gerste . . . . .	2·7 "	
Hafer . . . . .	2·7 "	
Erbsen oder Bohnen	2·2 "	
Wicken oder Linien	1·6 "	8—10 "
Bachweizen . . . . .	1·1 "	20 "
Raps . . . . .	1·4 "	24 "
Leinsamen . . . . .	0·3 "	24 "
Kartoffeln . . . . .	19·4 "	12—15 "

#### Strohertrag per Hektar:

Weizen . . . . .	1950—5500 kg
Roggen . . . . .	980—5800 "
Gerste . . . . .	1180—3140 "
Hafer . . . . .	1080—4320 "

#### Gewichtsverhältnisse per Hektoliter:

Weizen . . . . .	70·7—80·9 kg
Roggen . . . . .	68·5—78·8 "
Gerste . . . . .	61·8—69·5 "
Hafer . . . . .	43·0—53·7 "
Hülsenfrüchte . . .	85 "
Kartoffeln . . . . .	59 "
Wicken . . . . .	46 "
Kleesamen . . . . .	82 "

Fr.

**Gebäude.** Gesetze für deren Errichtung. Bauvorschriften für Österreich und für die einzelnen Kronländer insbesondere:

a) für Böhmen und die Hauptstadt Prag; Bauordnung vom 11. Mai 1864, L. G. B. Nr. 20; Statthalterieverordnung vom 31. Jan-

ner 1876 über die Umrechnung der in der vor-  
genannten Bauordnung enthaltenen Maß- und  
Gewichtsgrößen.

b) **Frixien:** Bauordnung vom 18. März  
1874, L. G. B. Nr. 6; Statthaltereiverordnung  
vom 30. Jänner 1876, L. G. B. Nr. 4, betref-  
fend die Umrechnung der alten Maße.

c) **Kärnten ohne die Landeshauptstadt**  
Klagenfurt: Bauordnung vom 13. März 1866,  
L. G. B. Nr. 12; Verordnung der Landes-  
regierung betreffend die Umrechnung des alten  
Maßes vom 7. März 1876.

d) **Krain:** Bauordnung vom 1. December  
1875, L. G. B. XI. Stück.

e) **Mähren mit der Landeshauptstadt**  
Brünn: Bauordnung vom 20. December 1869,  
L. G. B. Nr. 1 ex 1870; Statthaltereiverord-  
nung vom 26. Jänner 1876, betreffend die  
Umrechnung der alten Maße in der Bauord-  
nung.

**Niederösterreich ohne die Haupt- und**  
**Residenzstadt Wien:** Bauordnung vom 28. März  
1866, L. G. B. Nr. 14; Landesgesetz vom 20. De-  
cember 1869, L. G. B. Nr. 1 ex 1870, enthal-  
tend die Erleichterung der Bedingungen für die  
Erbauung von Wohnhäusern außerhalb Wiens;  
Landesgesetz vom 20. December 1869, L. G. B.  
Nr. 2 ex 1870, betreffend die Vorchriften über  
Industriebauten außerhalb Wiens; Statthalterei-  
verordnung vom 4. Februar 1876, L. G. B.  
Nr. 3, umfassend die Umrechnung der alten  
Maße in den vorgenannten Gesetzen.

g) **Oberösterreich mit Auschluss von**  
**Linz, Wels und Steyr:** Bauordnung vom  
13. März 1875, L. G. B. VIII. Stück.

h) **Schlesien:** Bauordnung vom 20. März  
1867, L. G. B. Nr. 16.

i) **Salzburg ohne die Landeshauptstadt:**  
Bauordnung vom 4. August 1879, L. G. B.  
Nr. 15.

k) **Steiermark ohne die Landeshaupt-  
stadt Graz:** Bauordnung vom 9. Februar 1857,  
L. G. B. Nr. 5; Landesgesetz vom 31. August  
1864, L. G. B. Nr. 2, enthaltend einzelne Ab-  
änderungen des vorstehenden Gesetzes; Landes-  
gesetz vom 12. März 1866, L. G. B. Nr. 6,  
betreffend industrielle Bauten; Landesgesetz vom  
22. Jänner 1872, L. G. B. Nr. 6, enthaltend  
eine Abänderung des § 87 der Bauordnung  
vom 9. Februar 1857; Statthaltereiverordnung  
vom 26. Jänner 1876, betreffend die Umrech-  
nung in das Metermaß.

l) **Vorarlberg:** Bauordnung vom 27. Fe-  
bruar 1874, L. G. B. Nr. 17.

**Gesetzliche Bauvorschriften für**  
**Städte:**

**Czernowitz:** Bauordnung vom 7. De-  
cember 1869.

**Graz:** Bauordnung vom 23. Februar  
1867, L. G. B. Nr. 13; Statthaltereiverord-  
nung vom 26. Jänner 1876, betreffend die  
Umrechnung der alten Maß- und Gewichts-  
größen.

**Innsbruck:** Bauordnung vom 17. No-  
vember 1864, L. G. B. Nr. 64.

**Klagenfurt:** Bauordnung vom 9. Fe-  
bruar 1872, L. G. B. Nr. 6; Verordnung der  
Landesregierung vom 7. März 1876, betref-

fend die Umrechnung der alten Gewichts- und  
Maßgrößen.

**Lemberg:** Bauordnung vom 10. Jänner  
1853.

**Linz, Steyr und Wels:** Bauordnungen  
vom 13. März 1873, L. G. B. VII. Stück.

**Salzburg:** Bauordnung vom 28. Jänner  
1873, L. G. B. Nr. 9.

**Triest und sein Weichbild:** Bauordnung  
vom 13. Juli 1854.

**Wien:** Bauordnung vom 2. December  
1868, L. G. B. Nr. 24; Landesgesetz vom  
20. December 1869, L. G. B. Nr. 1 ex 1870,  
enthaltend Erleichterungen von Bedingungen  
für die Erbauung von Wohnhäusern in Wien;  
Landesgesetz vom 20. December 1869, L. G. B.  
Nr. 3 ex 1870, mittelst dessen die §§ 36, 40,  
42 und 56 der Bauordnung vom 2. December  
1868 abgeändert werden; Statthaltereiverord-  
nung vom 4. Februar 1876, L. G. B. Nr. 3,  
betreffend die Umrechnung der alten Maße in  
den vorbezeichneten Gesetzen.

#### Baugesetze im Deutschen Reiche.

**Vorchriften für die Aufstellung von Flucht-  
linien und Bebauungsplänen vom 28. Mai  
1876.** Bahnordnung für deutsche Eisenbahnen  
untergeordneter Bedeutung vom 12. Juni 1878.  
Preußische Polizeiverordnung über die Abwen-  
dung der Feuergefahr bei den in der Nähe  
von Eisenbahnen befindlichen Gebäuden und  
lagernden Materialien vom 20. Februar 1875.  
Anweisung für die Ausführung der technischen  
Vorarbeiten bei Landesmeliorationen vom  
13. August 1872. Preußisches Reglement für  
die öffentlich anzustellenden Feldmesser vom  
2. März 1871. Normen für die einheitliche  
Lieferung und Prüfung von Portlandcement,  
aufgestellt von dem königlich preußischen Mi-  
nisterium für Handel und Gewerbe und öffent-  
liche Arbeiten mittelst Erlass vom 10. Novem-  
ber 1878. Allgemeine Bedingungen, betreffend  
die Ausführung von Arbeiten und Lieferungen  
bei den Hochbauten der Staatsverwaltung im  
Ressort des preußischen Ministeriums der  
öffentlichen Arbeiten vom 24. Juni 1880.  
Grundätze für das Verfahren bei öffentlichen  
Konkurrenzen, aufgestellt auf der XV. Ver-  
sammlung des deutschen Architekten- und In-  
genieurvereins in Hamburg 1878 mit den auf  
der VIII. Abgeordnetenversammlung zu Heidel-  
berg 1879 beschlossenen Abänderungen. Nor-  
malien auf dem Gebiete der Verbland- und  
Formsteinfabrication. Beischlossen auf der Ge-  
neralversammlung des deutschen Vereines für  
Fabrikate von Ziegeln 1879. Dr.

**Gebäude- oder Hausssteuer** (Deutsch-  
land) ist die direkte Staatssteuer von dem  
Reinertrag der Gebäude. Dieselbe ist, da sie  
aus das durch vorhandene Schulden häufig ge-  
minderde Einkommen des Gebäudeeigentümers  
keine Rücksicht nimmt, eine Objekt- oder Er-  
tragssteuer, welche als Subiect- oder Per-  
sonalsteuer nur dann in Betracht kommt, wenn  
neben den Ertragsteuern noch eine Einkom-  
mensteuer (i. d. bestehet). In Sachsen erfolgt  
die Besteuerung der Gebäude nur in der Form  
dieser Einkommensteuer.

Die Trennung der Gebäudesteuer von der Grundstücker gehört in Deutschland erst unserem Jahrhundert an und ist insoferne noch keine vollständige, als in jenen Fällen, in welchen der Ertrag eines Gebäudes nicht zu ermitteln ist, an die Stelle der Gebäudesteuer die Grundsteuer des überbauten Grundstückes (area) tritt. So werden z. B. in Preußen nach dem Gebäude- und Grundsteuergesetz vom 21. Mai 1861 die landwirtschaftlichen Betriebsgebäude nur mit der Grundsteuer belastet, während die übrigen Gebäude nach bestimmten Stufensätzen der Gebäudesteuer unterliegen, u. zw. die gewerblichen Betriebsgebäude bis zu 2%, die Wohngebäude bis zu 4% des Miettertrages. Auch in Bayern (Haussteuergesetz vom 15. August 1828 nebst Nachtrag vom 10. Januar 1836 und 19. Mai 1881) tritt dort, wo der Ertrag der Gebäude nicht auf Grund von wirklichen Mietbeständen zu ermitteln ist, an die Stelle der Gebäudesteuer die Arealsteuer, d. h. die Grundsteuer für Bauplatz und Hofraum bei Einreihung derselben in die 30. Bodenklasse. In Frankreich besteuert man Ställe, Scheunen, Keller u. s. w. nur nach der area, während von den übrigen Gebäuden zugleich Grund- und Gebäudesteuer erhoben wird, wobei man die Grundsteuer nach dem Ertrage des Bauplatzes als bestes Ackerland, die Gebäudesteuer aber nach dem Miettertrag bemisst.

Bon dem jährlichen Miettertrag müssen, um die reine Hausrente zu erhalten, in Abzug kommen die Feuerasseuranzprämie, die Kosten der Reparatur und ein Betrag für die allmäßliche Wertminderung des Gebäudes. Diese Hausrente besteht dann aus der Baurente (build rent) oder den Zinsen des auf den Bau verwendeten Capitals und aus der Grunrente des Bauplatzes.

Die Einreihung eines Gebäudes in die entsprechende Miettertragsklasse des Tarifes erfolgt auf Grund der Angaben des Eigentümers und der Mieter durch die Schätzungscommission. Statt der Mietträge legt man auch, wie in Württemberg und Baden, der Classification die Kanspreise der Gebäude zu grunde, welche sich aber wieder auf die Mietträge stützen und durch dieselben zu kontrollieren sind. Neubauten werden zur Lebung der Bauinst öfter einige (in Bayern z. B. früher fünf) Jahre steuerfrei belassen. Staatsgebäude zahlen keine Gebäudesteuer. Das Verzeichnis der steuerpflichtigen Gebäude einer Steuergemeinde nebst Angabe aller auf die Steuerpflicht bezüglichen Thatsachen nennt man Gebäudesteueraufsteller.

Werschieden von der Gebäudesteuer ist die Miet- oder Wohnungsteuer, welche nur als eine nach dem Mietzinsen bemessene Einkommensteuer der Haushaltwohner erscheint. Diese Mietsteuer kommt in Deutschland als Staatssteuer (als städtische Abgabe jedoch z. B. in Berlin und früher auch in München) nicht mehr vor, wohl aber in Frankreich, wo sie nach dem Gesetze vom 24. November 1798 und 21. April 1832 als contribution des portes et fenêtres erhoben wird, in England seit 1831 als Abgabe von der Miete (früher Fenster-

steuer) und in Belgien und den Niederlanden als Miet-, Fenster- und Kaminsteuer. At.

**Gebäudeservituten** (servitutes praediorum urbanorum oder servitutes urbanae) sind die zur Besiedelung der Bedürfnisse eines Gebäudes bestellten Servituten (s. a. Grubenrecht), im Gegensatz zu den Feldservituten (s. d.), bei welchen das herrschende Gut ein ländliches Grundstück ist.

Zu den Gebäudeservituten gehören das Recht, sein Gebäude in den Raum über dem angrenzenden Grundstücke hineinragen zu lassen (servitus projiciendi, beim Dache protegendi); das Recht, ein Gebäude auf eine fremde Mauer u. s. w. zu stützen (servitus oneris ferendi); das Recht, Balken in eine fremde Mauer einzulassen (servitus tigni immittendi); das Recht, das Regenwasser in Tropfen (servitus stillicidii) oder in einem Strahle (servitus fluminis avertendi) auf das Nachbargrundstück abzuleiten, das Recht, unreines Wasser und Unrat durch Kanäle über ein fremdes Grundstück abzuführen (servitus cloacae immittendae), oder eine Senkgrube an einer fremden Mauer zu haben (servitus latrinae), und das Recht, die Nachbarn in sonst ungewöhnlicher Weise durch Rauch, Dampf u. s. w. zu belästigen.

Die Gebäudeservituten bestehen ferner dem Nachbargrundstücke gegenüber in dem Verbot, über eine bestimmte Höhe zu bauen (servitus altius non tollendi), oder durch einen Neubau dem berechtigten Gebäude Licht und Aussicht zu entziehen (servitus ne luminibus, ne prospectui officiatur).

Die Grundsätze des römischen Rechtes gelten im wesentlichen auch in Deutschland, nur hat man particularrechtlich (z. B. auch nach dem preußischen allgemeinen Landrechte) angeordnet, daß neue Fenster und Öffnungen nach dem angrenzenden Grundstücke nur mit Zustimmung des Nachbarn oder nur in einer gewissen Höhe angebracht werden dürfen.

Die bei den Forstservituten angegebenen allgemeinen Rechtsgrundsätze finden auch auf Gebäudeservituten Anwendung. Eine Ausnahme von dem Grundsatz des römischen Rechtes, daß Servituten nicht zum Thun verpflichten, macht die servitus oneris ferendi, indem der Belästete von dem Berechtigten zur Unterhaltung der betreffenden Mauer u. s. w. angehalten werden kann. Das preußische allgemeine Landrecht verpflichtet übrigens bei einer durch Zufall entstandenen Beschädigung der stützenden Mauer den Berechtigten zur Unterstützung seines Gebäudes und lässt eine Verpflichtung des Belästeten nur bei einer vertragsmäßig in entgeglicher Weise bestellten Servitut zu. Diese Voraussetzung darf auch der betreffenden Bestimmung des römischen Rechtes als Grundlage gedient haben.

Zum Verluste der Gebäudeservituten durch Verjährung genügt nicht, wie bei den Feldservituten, die bloße Nichtausübung, sondern es gehört zu solchem die usucatio libertatis, welche darin besteht, daß während der Verjährungszeit das belästigte Grundstück sich infolge menschlichen Zuthaus (z. B. bei der servitus tigni immittendi durch Vermauerung des Loches für

das Einlassen des Balkens) in einem Zustande befand, welcher die Servitutübung unmöglich mache. Übrigens kennen neuere Gelehrte, welche, wie z. B. das preußische allgemeine Landrecht, zwischen Gebäude- und Feldservituten keinen Unterschied machen, die usucapio libertatis nicht.

**Gebeize**, das, das zu beizende Wild; selten. „Mann sol daz gebaisse suchen...“ Ein schons Buchlin von dem paissen... Straßburg 1509.

E. v. D.

**Gebhard**, Karl, geb. 4. Mai 1800 in Stuttgart, gest. 4. Juli 1874 in Karlsruhe, besuchte das Gymnasium zu Tübingen, bestand 1815—1817 die praktische Forstlehre im Revier Böblingen und studierte 1817—1820 an dem mit der württembergischen Feldjägertruppe verbundenen Forstinstitut in Stuttgart. Seine praktische Schule machte Gebhard während der folgenden zwei Jahre auf verschiedenen Revieren, sowie bei den Forstlern Tübingen und Rottweil durch. 1822 erfolgte seine erste Anstellung als Assistent am Forstamt Rottweil, eine Stellung, in welcher er fast 10 Jahre verblieb, er verwaltete aber daneben auch verschiedene Gemeinde-, Stifts- und Privatforsten. 1831 wurde Gebhard als zweiter Lehrer der Forstwissenschaft an die Akademie Hohenheim berufen, um Forstschnitz, Forstbenützung, specielle Forstbotanik, Forstgeschäftspraxis und Planzeichnen vorzutragen. Die Neigung für den praktischen Dienst veranlaßte ihn jedoch bereits 1833, dem Lehrberufe zu entsagen und eine Ernennung zum fürstlich Fürstenberg'schen Forstinspektor mit dem Wohnsitz zu Hüfingen, später zu Donaueschingen anzunehmen. 1851 wurde Gebhard Oberforstrath in Donaueschingen und trat 1861 wegen körperlichen Leidens in Pension.

Außerst verdient als Leiter des fürstlich Fürstenberg'schen Forstamtes, Verfasser vorzüglicher Dienstesinstruktionen für das badische Forstpersonal, langjähriger Präsident und Hauptförderer des badischen Forstvereines. Von 1838 bis 1843 gab Gebhard gemeinschaftlich mit Kruisperger eine forstliche Zeitschrift für Baden heraus, außerdem hat er zahlreiche größere und kleinere Arbeiten für Fachblätter geschrieben.

Schw.

**Gebirgsbachstelze**, *Motacilla sulphurea* Bechst. *Motacilla flava*, Scop., Ann. I. Hist. Nat., p. 153 (1769, nec Linn.); *Motacilla melanope*, Pall., Reis. Russ. Reichs III., p. 696 „Davuria“ (1776); *Motacilla tschutschensis*, Gm., Syst. Nat. I., p. 962 (1788); *Motacilla boarula*, Gm., tom. cit., p. 997 (1788, nec Scop.); *Motacilla sulphurea*, Bechst., Gemeinn. Naturg. Vogel Deutschl. II., p. 459 (1807); Pallenura (M. melanope), Pall., Zoogr. Rosso-As. I., p. 300 (1811); *Motacilla cinerea*, Leach., Syst. Cat. M. et B. Brit. Mus., p. 22 (1816); Colobates, Kaup (*Motacilla sulphurea* Bechst.), Naturl. Syst., p. 33 (1829); *Motacilla montium*, Chr. L. Brehm, Vogel Deutschl., p. 345 (1831); *Budyes boarula*, Eyton, Cat. Brit. Birds, p. 15 (1826, nec Scop.); *Pallenura sulphurea*, Bp., Cons. Gen. Av. I., p. 250 (1850); *Pallenura javensis*, Bp., tom. cit., p. 250 „Java“ (1850); *Motacilla montana*,

Chr. L. Brehm, Vogelfang, p. 143 (1855); *Motacilla rivalis*, Chr. L. Brehm, ut supra (1855).

Schweifgelbe, gelbe, gelbbräunige, graue Bachstelze, gelbe Bachstelze mit schwarzer Kehle, Winterbachstelze, Frühlingsbachstelze, gelbe Wasserstelze, Stelze, gelber Sturzflieg, Frühlingssturzflieg, gelbes Altermännchen, Frelu.

Engl.: Grey Wagtail; frz.: Bergeronette jaune; portug.: Alveloa amarella; ital.: Ballerina gialla, Cutrettola; malt.: Zakakta-del; schwed.: Gräärla; russ.: Seraya tresoguska; ungar.: Kénes Billegény; böhm.: Konipas horni; poln.: Pliszka wolarka; kroat.: Gorska pastirica.

Naumann, T. 87; Dresser, T. 41, 42; Fritsch, V. E., T. 17, Fig. 13, 14.

**Kennzeichen der Art:** Die drei äußersten Schwanzfedern sind größtentheils weiß; die Schwanzfedern zweiter Ordnung an der Wurzel auf beiden Fäden weiß; der Rücken aschgraulich; der Bürzel gelbgrün.

Wenn auch in der Färbung der Bachstelze ähnlich, ist die Körperbildung und die Lebensart der Gebirgsbachstelze doch den Bachstelzen sehr gleich. Die Flügelspitze (8.5—9 cm) ist ein wenig länger als der Schwanz mit 8 bis 8.5 cm.

Die Gesamtlänge beträgt 19—20 cm.

Die Oberseite ist aschgraulich, gewöhnlich mit etwas Olivengrün angehaucht, der Bürzel gelbgrünlich, die Unterseite bei alten Vögeln schwefelgelb, bei jüngeren gelblich und bei Herbstvögeln auf der Brust gewöhnlich röthlich-bräun überlaufen.

Kinn und Kehle sind weiß, bei alten Männchen im Frühjahr und bei einzelnen alten Weibchen schwarz.

Sie haben wie alle Bachstelzen eine Doppelmauer.

Die Art lebt von Portugal bis zum japanischen Meere an den Gebirgsflüssen und geht mit diesen auch öfter, besonders zur Winterszeit in die Ebenen.

Trotz ihrer großen Verbreitung lässt sich keinerlei klimatische Abänderung nachweisen. Hierin steht sie im entschiedenen Gegensatz zu ihren so formenreichen Verwandten.

Im Winter begibt sie sich auch an den Fuß der Berge, ja bis in die Ebenen. Einzelne überwintern auch in Deutschland.

Sie nistet in ähnlichen Verstecken wie die weiße Bachstelze, baut ein ziemlich derbes Nest, worin sich schon im April das Gelege zur ersten Brut befindet. Daselbe besteht gewöhnlich aus 5 Eiern, welche 17 mm lang und 14 mm breit und auf gelblichgrauweißen Grunde mit kleinen, sehr dicht stehenden, mattröthlich-bräunen Flecken bedeckt sind. Dieselben sind sehr spitz und ähneln manchen Eiern der kleinen Form der Citronenbachstelze außerordentlich.

E. J. v. Hmr.

**Gebirgsbildung.** Nach Credner sind die Gebirge entweder durch Erosion oder durch die Thätigkeit der Vulcane, oder durch Bewegungen der Erdkruste selbst entstanden. Man unterscheidet danach:

1. Erosionsgebirge. Diese sind aus einer ursprünglich plateauartigen Ebene durch die thal-

einschneidende Thätigkeit fließender Gewässer herausmodelliert worden.

2. Vulcangebirge. Sie werden durch das Hervordringen glutflüssigen Gesteinmateriales aus der Erdtiefe und Anhäufung desselben über dem Eruptionsscanal gebildet, der Erdoberfläche also gleichsam parasitisch aufgesetzt.

3. Tectonische Gebirge. Die Entstehung derselben lässt sich auf die Bewegungen der Erdrinde und auf die damit verbundenen Umgestaltungen der ursprünglichen Erdoberflächencontouren zurückführen. Die Mehrzahl der Hochgebirge gehört dieser Classe an.

Je nachdem die sie erzeugenden tectonischen Vorgänge als Einbrüche der Erdkruste oder als Faltung derselben anzusehen sind, unterscheidet man Bruchgebirge und Faltengebirge. Die ersten entstehen durch die Zer�altung eines Tafellandes und das Niedersinken einiger Bruchfelder, während andere ihr ursprüngliches Niveau behalten und als "Gebirge" erscheinen. Die Faltengebirge bestehen aus Falten der äußersten Krustenschichten, welche durch Horizontalschub in der Erdkruste erzeugt worden sind. Die Ursache dieses seitlichen erdperipherischen Druckes, welcher die Gesteinsschichten zur Faltung und Runzelung zwang, liegt ebenso wie das Niedersinken bei den Bruchgebirgen in der fortwährenden Abfuhrung und der damit sich ergebenden Contraction der Erdkernmasse. Ähnlich wie bei einem austrocknenden Apfel die Haut desselben allmählich zu groß wird, sich runzelt und dem schwindenden Fleisch nachlässt, wird die Erdkruste für ihren Kern zu groß und strebt infolge ihrer Schwere nach unten zu sinken. Da sie sich aber wie ein geschlossenes Gewölbe verhält, so jest sich das centripetal wirkende Gewicht in einen tangentialen Druck um und erzeugt infolge dessen an irgend einer weniger widerstandsfähigen Stelle eine Falte, der bei weiterer Abfuhrung eine ganze Reihe folgen können, so dass Falte um Falte sich legt. Eine Folge hiervon ist die fortwährende Verkleinerung der Erdoberfläche. — Faltengebirge sind z. B. Jura und Alpen. Denkt man sich die Falten dieser Gebirge wieder ausgeglättet, so erhält man beim Jura einen Streifen von etwa 5100 m und bei den Alpen von 120.000 m, um welchen die Erdoberfläche sich bei ihrer Bildung verkleinert hat. v. O.

**Gebirgshirsch**, der, die typische Form des im Gebirge vorkommenden Rothirsches, im Gegensätze zu dem Auen-, Tieflands-, Berg- hirsch u. s. w. „Die Gebirgs-Hirsche haben ein starkes, schwarzes, aufrechtholdendes Gehörn.“ Fleming, T. J., 1729, I., fol. 257. — „Der Gebirgshirsch tritt meist stumpfere, breitere Fährten, als der Tieflandshirsch.“ R. R. v. Dom- browski, Edelwild, p. 97. E. v. D.

**Gebirgskarte** ist eine Karte, welche den Verlauf der Gebirge darstellt. Sie fällt im Wesentlichen mit der Terrainkarte (s. d.) zusammen. Es ist zweckmäßig, die Hauptwindrichtung auf die Karte einzuzeichnen. Nr.

**Gebirgswässer**, s. Wildbachverbauung.

Gebiß, das, in der allgemeinen Bedeutung als Sammelname für die Zähne (s. d.) des Haarraubwildes. **Biß** oder **Gebiß** heißt das Mcht.

Maul eines Wolfes, oder Fuchses oder aller Raubthiere." Döbel, Ed. I, 1746, I., p. 40. — Großkopff, Weidewerkslexikon, I., p. 129. — Chr. W. v. Heppe, Wohlred, Jäger, p. 173. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissen, I., p. 179. — Wintk, Hb. f. Jäger, III., p. 1. — Hartig, Lexit., p. 113. — Laube, Jagdbrevier, p. 186. — R. R. v. Domrowski, Der Fuchs, p. 185. — Sanders I., p. 145. E. v. D

**Gebogenes Holz.** Unter "Biegen" des Holzes versteht man jenen Vorgang, durch welchen das stangenförmige Holz eine bleibende Gestaltveränderung seiner Längenaxe erleidet, ohne dass dabei die Bruch- oder Festigkeitsgrenze überschritten würde. Die Eigenschaft der Elastizität ist auch am gebogenen Holze vorhanden.

Das Holz hat im trockenen Zustande eine sehr geringe Biegsamkeit, aber eine hohe Elastizität; Bruch- und Elastizitätsgrenze liegen sehr nahe beisammen. Die Größe der Biegsamkeit ist selbstverständlich auch je nach der Art des Holzes verschieden. Esche ist z. B. biegsamer als Eiche.

Eine geringe dauernde Krümmung verstand man schon vor langer Zeit dem Holze zu geben. Ein Stab, eine Platte, die auf der einen Seite erwärmt wurde, krümmt sich von selbst; befördert wurde, die Biegung noch dadurch, daß man die dem Feuer abgewendete Seite mit Wasser benetzte. — Endlich konnte man durch mechanische Nachhilfe die Einwirkung des Feuers, d. i. das Entziehen der Feuchtigkeit auf der einen Seite mit der Zufuhr von Feuchtigkeit und der Verminderung der Wärme auf der anderen Seite noch vergrößern.

Dieses uralte Verfahren Holz zu biegen wird auch jetzt noch häufig angewendet, um Stock- und Schirmgriffe, Fässdauben u. dgl. zu biegen, Brücken- und Schiffbauholz zu främen (s. Fässdauben).

Aber die mit diesem Verfahren erzielten Ergebnisse fanden doch nicht recht befriedigen, insbesondere bereiteten etwas größere Abmessungen des Holzes sehr große, oft ganz unüberwindliche Schwierigkeiten. Es ist daher nur natürlich, dass man schon lange bemüht war das Holz in jeder beliebigen Dimension ohne große Kraftanwendung und langwierige Prozedur zu hieven.

Am Anfang unseres Jahrhunderts (1810?) wurden in Vorarlberg, u. zw. in Bregenz, durch den dortigen Wagner Melchior Fink Radfeln aus einem Stück gebogen. Die Erfindung Fink's wurde nicht unmittelbar weiter verfolgt.

Im Jahre 1826 wurde eine Methode (nach Jaak Sargent) bekannt, welche der Hauptzweck nach darin bestand, daß das Holz in heißem Wasser oder Wasserdampf erreicht und in gekrümmte Model eingepresst wurde, um hierauf im Schatten zu trocknen. Mit diesem Verfahren wurden vornehmlich Radfelgen aus einem oder höchstens zwei Eschenholzstücken hergestellt.

In den Jahren 1830 bis 1840 begann der Möbelstecher Michael Thonet in Boppard einzelne Möbelbestandtheile aus zusammengeleimten und gebrümmten Furnieren herzustellen.

Bald darauf versuchte er auch ganze Möbel, namentlich Stühle in dieser Weise zu erzeugen: Eine Anzahl gleich breiter, dünner Lamellen (Furniere) wurden in flüssigen Leim eingelegt und darin gekocht. Mit einer einfachen Vorrichtung wurde hierauf rasch das Lammellenbündel in die beabsichtigte Gestalt gebracht und verblieb in dieser aufgedrängten Form so lange, bis der Leim vollständig getrocknet war. Je dünner die Lamellen waren, desto stärker konnten sie gekrümmmt werden, aber eine um so größere Anzahl benötigte man für eine bestimmte Tiefe.

Diese Methode gestattete jedoch nur Krümmungen nach ebenen Kurven. Die nach diesem Verfahren hergestellten Möbel hatten naturgemäß etwas Steifes, Gezwungenes in der äußeren Erscheinung. Nichtsdestoweniger machten sie bedeutendes Aufsehen, da ihre Leichtigkeit und Festigkeit die weniger schöne Form vergessen ließ.

Thonet versuchte, um diesen Übelständen abzuhelfen, das Lamellenbündel, nachdem es gebogen worden war, nochmals zu zerschneiden, n. zw. senkrecht zur Breite derselben, die einzelnen Theile mit heiinem Leim zu bestreichen und einer Biegung nach einer zweiten Richtung zu unterwerfen.

Dieser Versuch gelang nun zwar nach manchem Bemühen, machte aber viel Unstände.

Man kehrte daher zu dem ersten Verfahren insferne zurück, als man nur eine einmalige Biegung vornahm, dafür aber anstatt der Lamellen dünne Stäbchen verwendete.

Auch dieser Vorgang lieferte keine ganz befriedigenden Ergebnisse.

Das Studium über das Biegen von Holz wurde daher wieder mit Lamellen aufgenommen, denen man durch schraubenartige Windungen allerlei Formen von Kurven zu geben versuchte, was vollständig gelang. Stühle nach dieser Art gefertigt waren z. B. im Café Damm in Wien bis zu dessen Auflösung Decennien hindurch in Gebrauch.

Einen Übelstand hatten jedoch diese Erzeugnisse. Die Einflüsse der Witterung, selbst den Transport zur See vertrugen dieselben nicht. Der Wunsch, die Möbelbestandtheile möglichst einfach herzustellen und sie auch der Feuchtigkeit auszogen zu können, wies stets auf ein Verfahren hin, das die Biegen mit massiven Holzstücken vorzunehmen.

Sobald aber die Schiene oder Stange eine gewisse Tiefe hatte, trat beim Biegen der Bruch auf der Außenseite (Convex-Seite) der Krümmung ein.

Selbst Einweichen in kaltem oder Kochen in heißem Wasser, auch Behandlung mit Dampf (dämpfen) führten nicht zu dem gewünschten Ziele, obwohl die Biegsamkeit des Holzes ersichtlich vermehrt wurde.

Endlich wendete Thonet noch folgendes Mittel an: Auf die zukünftige Außen- (Convex-) Seite der Krümmung des noch ungebogenen Holzstückes wurde ein Streifen aus stärkerem Eisenblech an mehreren Stellen durch Schraubenzwingen festgeklebt. Erst dann begann das Biegen. Die äußersten Holzfasern konnten sich nun nicht mehr verlängern als der mit ihnen

fest verbundene Blechstreifen gestattet; anderseits mußte, damit die Biegung möglich wurde, sich der gesamme Holzkörper zusammenpressen, stanen u. zw. jene Holzfasern am meisten, welche am weitesten vom Bleche entfernt an der concaven Seite der Krümmung lagen. Bei doppeltgekrümmten Stückenwendete man anfänglich zwei Blechstreifen an; in neuerer Zeit lernte man einen Blechstreifen so zu legen und zu befestigen, daß er bei allen Krümmungen die convexen Theile des Holzes fesselte.

Ein geradwüchsiger, astfreier Rothbuchen-Stammabschnitt ist das geeignete Hartholz für das Biegen von Möbelbestandtheilen nach dem Thonet'schen Verfahren. Der Stab wird aus der Hirnfläche in entsprechend große Quadrate getheilt und darnach quadratische Stäbe herausgeschnitten. Der Stab wird nun zweckmäßig abgedreht (eigene Schablonendrehbank), in den Dampfraum gebracht und je nach seinen Dimensionen 6–24 Stunden der Einwirkung nassen Wasserdampfes ausgesetzt. Kaum aus diesem Raum herausgekommen, müssen schon die Blechstreichen aufgeschraubt, der Stab mit oder ohne Zuhilfenahme von Maschinen gebogen und sofort in eine gewisse Form eingelegt werden. Alle diese Arbeiten müssen binnen wenigen Minuten gehoben sein. In dieser Zwangslage verbleibt nun das gebogene Holz, bis es vollständig getrocknet ist; hierauf kann es mit den übrigen Theilen zusammengelebt ein Möbel werden, politirt u. s. w.

Ein Stahl benötigt heute 40 cm<sup>3</sup> Kloßholz. Die Jahresproduktion der Thonet'schen Fabriken betrug schon im Jahre 1879 70.000 Stück Möbel, d. i. nahezu 30.000 cm<sup>3</sup>. Schon in diesem Jahre schätzte man die Gesamtferzeugnisse an Möbeln aus gebogenem Rothbuchenholz in Österreich auf ca. eine Million Stück. Diese Industrie beschäftigt heute ca. 18000 Menschen.

In dem Artikel über Fässer und Fässerdauben ist auf eine Reihe von Biegemaschinen hingewiesen worden. Alle haben dasselbe Prinzip, durch langsam aber stetig anwachsende Druckkräfte die Biegung hervorzubringen. 1843 wurde die Biegemaschine von Richard, Lenoir und Petitjean bekannt, welche zum Biegen von Bau- und Schiffsholz bestimmt war. Das durch Dämpfen vorbereitete Holz wird auf die früher stark exhierte eiserne, gekrümmte Form ausgelegt und in der Mitte durch eine Klammer festgehalten. Die convex werdende Seite wird mit einem Blechstreifen belegt und dann mit Schrauben an die Form angepreßt. Das gebogene Holz bleibt so lange in der Biegemaschine, bis das Holz völlig getrocknet ist.

Eine andere Maschine von Davidson arbeitet in folgender Weise: Der kürzere Arm eines Hebels ist nach der zukünftigen Krümmung des Holzes geformt. Das Holz wird unter dem Hebel auf einem Tische ausgelegt, mit dem Blechstreifen versehen und dem erwähnten Hebelarm festverbunden. Durch Drehung des langen Hebelarmes mittels Kurbel und Zahnräder wird das Holz gezwungen, der Bewegung zu folgen und sich dabei fest an den krümmenden Theil anzuschließen.

**Gebrauch.** — **Gebür.**

Eine andere Maschine von Edwin Gilburn hat den Zweck, Holzstücke in jede beliebige Form zu bringen, dadurch dass man dieselben durch starke Hebel endweise in Formen einzutreten zwingt, welche die gewünschte Gestalt besitzen und das Holz fast vollständig umgeben, so dass ein Brechen und Aufspalten während des Biegens hintangehalten wird. — Auch Thonet hat in neuerer Zeit eine gute Biegemaschine eigener Construction gebaut.

Dr. W. F. Exner „Das Biegen des Holzes“ II. rev. Auflage, Weimar 1880. Bernhard Friedrich Voigt.

Er.

**Gebräuch,** das, auch **Gebrech.**

I. Der Rüssel des Wildschweines, auch Wurf (s. d.). „Der Rüssel wird Gebreche genannt.“ Winkell, Hb. f. Jäger, I., p. 304. — Laube, Jagdbrevier, p. 276. — Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 174. Hartig, Lexik., p. 477. Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I., p. 145.

II. Die Stelle, an welcher Schwarzwild gebrochen hat, s. brechen und vgl. Bruch, Wuhl. Winkell, I. c. — Laube, I. c. — Hartig, Lexik., p. 213. — Kobell, Wildanger, p. 479.

III. Losung der Rebhühner, selten. „Gebreche“ nennt man die Excremente, welche man gewöhnlich im Lager findet. Dieser Ausdruck wird auch von einigen synonym mit Lager gebraucht.“ Winkell, I. c., II., pp. 193, 292. — Sanders, I., p. 202.

E. v. D.

**Gebrauch** (usus) ist nach römischem Recht das dingliche Recht, eine fremde Sache für den persönlichen Bedarf auf längstens Lebensdauer benützen zu dürfen. Durch diese Beschränkung der Nutzung auf den Haushandel des Berechtigten (usuarius) unterscheidet sich der Gebrauch von dem Nießbrauch (s. d.), bei welchem dem Nutznießer der vollständige Gebrauch und Fruchtgenuss der Sache zusteht. Der Gebrauch ist untheilbar und darf an andere nicht überlassen werden. Derselbe kann, wie der Nießbrauch, in Verhältnissen des Familien- und Erbrechtes (z. B. zu gunsten eines Miterben) sowie auch des öffentlichen Rechtes (z. B. der Gebrauch des Pfarrers an dem Pfarrwalde, des Beamten an der Dienstwohnung) vorkommen. Ebenso gelten die Rechtsgrundsätze des Nießbrauches auch für den Gebrauch. Kosten und Lasten trägt der Usuar nur so weit, als er Vortheil aus der Sache zieht.

Der Gebrauch an einem Walde ist eine persönliche Servitut, auf deren Ausübung die für Forstservituten (s. d.) geltenden allgemeinen und besonderen Grundsätze Anwendung finden. Der Usuar darf alle zur Befriedigung seines Haushandels nötigen Nutzungen aus dem Walde beziehen.

At.

**Gebrauchshund**, der, neuere, von Herzewald, Weidmann, XV., p. 17, eingeführte Bezeichnung für den Hühnerhund, soferne derselbe nicht nur in seiner speciellen Eigenschaft als Vorstehhund, sondern auch zum Appertieren zu Lande und aus dem Wasser, zum Stöbern und zur Arbeit auf Schweiß verwendet wird. Gebrauchs suche nennt man eine Prüfungssuche, bei welcher die Hunde in den angedeuteten Richtungen geprüft werden.

E. v. D.

**Gebrauchswert** ist der Grad der Tauglichkeit eines Gutes, seinem Besitzer bei der eigenen

Anwendung einen Vortheil zu gewähren. Der Gebrauchswert wird gewöhnlich als Verbrauchs- wert und Erzeugungswert unterschieden. Nr.

**Gebrech,** das, s. **Gebräuch.** E. v. D.

**Gebür** (Österreich), ist eine Abgabe, welche von Einzelnen oder einer Gruppe von Einzelnen als specielles Entgelt eines ihnen vom Staate (oder einem Selbstverwaltungskörper) geleisteten Dienstes oder einer durch sie verursachten Ausgabe bei Ausübung einer Verwaltungstätigkeit in einer durch den Verwaltungskörper einseitig bestimmten Weise und normierten Höhe erhoben wird. Das Gebürenprinzip befolgt daher den Grundsatz von Leistung gegen Leistung; die Gebür richtet sich in ihrer Höhe theils nach dem Werte, welchen die Leistung für den Einzelnen hat, theils im umgekehrten Verhältnisse zu der Häufigkeit, mit welcher die Verwaltungsinstitutionen benutzt werden, theils nach der Kostenfreiheit des benützten Verwaltungssapparates. Im Gegensatz zum Gebürenprinzip steht das Steuerprinzip, bei welchem z. B. die Leistung des Staates für den Steuerträger und die Gegenleistung des letzteren (die Steuer) einander nicht unmittelbar gegenübergestellt werden, sondern nur ein allgemeiner Rückersatz der Steuer durch die Verwaltungseinrichtungen (generelle Entgeltilkeit, Produktivität der Staatsausgaben) verlangt wird. Prinzipiell sollen die Gebüren finanziell keinen Reinertrag liefern, d. h. im Maximum die Kosten der Verwaltungseinrichtungen decken und nicht über den Wert hinausgehen, welchen die fragliche Leistung für den Gebürenpflichtigen hat, allerdings eine unberechenbare Größe. Geht der Ertrag der Gebür über die Kosten der Institution hinaus, so ist das Plus eine Steuer, häufig eine Verkehrssteuer. So sind z. B. die Immobilienübertragungsgebüren \*) in Österreich ein Gemisch von Gebür (für Grundbuchstätigkeit und Rechtsicherheit überhaupt) und von Steuer; letzteres insoweit der Ertrag der Gebür die Kosten übersteigt, was in Österreich leider in hohem Grade der Fall ist, aber nicht sein sollte. Je mehr die Allgemeinheit an der Benützung der gebürenpflichtigen Institution durch den Einzelnen interessiert ist, desto niedriger muss die Gebür sein, desto weniger darf die Gebür Reinertrag liefern; sie soll sogar oft unter den Kosten bleiben, also passiv sein, z. B. Justiz- und Unterrichtsgebüren.

Die Gebüren aufzuzählen ist unmöglich. Es gibt solche für die Beglaubigung gewisser Thatfachen (Legalisierung, für Staats- und Gemeindeangehörigkeit), Privilegien (Adelsverleihung, Orden, Titel, Patent); Gebüren der Rechts- pflege, darunter für streitige und nichtstreitige Rechtspflege (letztere insbesondere Registerbüro aller Art); Unterrichtsgebüren, Verkehrsgebüren (Münzwezen, Post, Telegraphen, Mauten); dann Aufsichtsgebüren zum Zwecke der Verhütung von Gefahren, welche allerdings je nach ihrer

\*) Diejenen stufen sich nach der Dauer des Vorbeisitzes ab: bis zwei Jahre Vorbeisitz  $1\frac{1}{2}\%$ , je zwei Jahre Vorbeisitz länger  $1\frac{1}{2}\%$  mehr bis zu  $2\frac{1}{2}\%$  vom Werte bei einem Vorbeisitz von mehr als 10 Jahren, plus  $25\%$  Zuschlag. Bei unentgeltlichen Übertragungen  $\frac{1}{2}\%$ , bei Vorbeisitz bis zu vier Jahren,  $1\frac{1}{2}\%$  bei Vorbeisitz bis zu acht Jahren, darüber hinaus  $1\frac{1}{2}\%$ .

Höhe reine Gebüren oder gemischt mit Steuern sind (für Staatsaufsicht über Bergwerke, Forste, Wasserwesen); Erlanbnisgebüren (Jagd- und Fischereikarten, Waffenpaß, Vogelfanggebüren\*).

Das Gebürengegesetz in Westösterreich datiert vom 9./2. 1850, R. G. Bl. Nr. 50, das Verhältnis zwischen den beiden Reichshäfen ist geregelt durch die Bd. des Finanzmin. v. 2./10. 1868, R. G. Bl. Nr. 135. Die Zahlung der Gebür erfolgt unmittelbar oder (bei Beträgen unter 20 fl. regelmäßig) mittelst Stempelmarken. Bemerkt muß aber werden, daß die Stempelform eine Zahlung durchaus nicht als Gebür charakterisiert, sondern daß eine solche Zahlung auch eine (gewöhnlich Verkehr-) Steuer sein kann, wie auch die Bezeichnung einer Abgabe als Gebür, Taxe u. s. w. noch nicht den Gebührencharakter der Abgabe erweist; Ergebür ist fast ausnahmslos Steuer, obwohl sie Gebür heißt u. s. w. Hohe Gebüreneinnahmen sind regelmäßig ein Zeichen mangelhafter Finanzgegesetzgebung. Mcht.

**Gebür** (Deutschland) ist eine Abgabe Einzelner für durch sie veranlaßte besondere Leistungen des Staates auf politischem Gebiete, zum Unterschiede von Einnahmen aus der wirtschaftlichen Tätigkeit des Staates (z. B. aus Staatswaldungen, Bergwerken, Eisenbahnen, Gewerben) und von den Steuern, welche allgemeine Abgaben für allgemeine Leistungen des Staates sind. Dieselben sollen einen Erfolg der dem Staate verursachten Kosten gewähren, oder auch ein Entgelt für erlangte Vortheile bilden.

Gebüren fallen an in der Rechtspflege, in der Verwaltung und durch die Aufbarmachung der Regalien (s. d.).

Als Gebüren aus der Rechtspflege erscheinen die von den Parteien zu tragenden Gerichtskosten (s. d.).

Die in den einzelnen Zweigen der Verwaltung anfallenden Gebüren sind mannigfaltig und in den deutschen Staaten in der verschiedensten Weise geregelt. Es gehören hieher z. B. die Schul- und Unterrichtsgelder, die Prüfungs- und Zeugnisgebüren, die Eintrittsgelder bei öffentlichen Sammlungen, die Passgebüren, die Jagdfarten, die Concessionsgebüren, die Weg- und Brückengelder, die Gebüren für amtliche Beglaubigungen u. s. w.

Bezüglich der Gebüren aus Regalien kommen in Betracht das Postregal (s. d.), die Telegraphenanstalten (s. d.), das Münzregal (s. d.), die Schifffahrts- und Flößereiabgaben (z. Flüsse) und die Rungen in öffentlichen Flüssen (s. Eis). Die Eisenbahnen (s. d.) zählen nicht zu den Regalien, obgleich sie den Charakter derselben annehmen, wenn in einem Lande nur Staatseisenbahnen vorstehen. At.

**Gebür im Rechnungswesen.** Die im Hauptbuche der cameralistischen Rechnungsform nach Anordnung des Wirtschaftsleiters vorzuschreibenden einzelnen Rechnungsposten werden als „Gebühr“ (auch als „Soll“ oder „Schul-

digkeit“) bezeichnet, welchen gegenüber die wirklich erfolgte Durchführung der betreffenden Ausgabe oder Einnahme als „Abstättung“, „Ist“ oder „Hat“ bezeichnet wird. Bgl. Buchführung. v. Gg.

**Gebürenäquivalent** (Österreich). Als Erfaz für die Erbsteuer, sowie für die Besitzwechselgebüren unter Lebenden haben in Österreich gewisse Personen ein Gebürenäquivalent zu bezahlen. Für jede Besitzdauer von je 10 Jahren haben (nach Tar. P. 106 Be des Gesetzes v. 13./12. 1862) folgende Abgaben zu entrichten: „A. Stiftungen, Beneficien, Kirchen, geistliche und weltliche Gemeinden (auch Bezirk und Land), Vereine, Anstalten und andere Corporationen und Gesellschaften, deren Mitgliedern ein Anteil an dem Vermögensstamme der Gemeinschaft nicht zusteht; a) von unbeweglichen Sachen 3% vom Werte, b) von beweglichen Sachen 1½% vom Werte. Hierbei ist es gleichgültig, ob diese Sachen Rente tragen oder nicht. Bei unbeweglichen Sachen wird die Gebür vom Bruttopreise (ohne Abzug von Schulden) bemessen (nach dem Erl. d. Finanzmin. v. 3./5. 1850, R. G. Bl. Nr. 181; f. Erl. d. B. G. H. v. 14./12. 1880, 3. 2483, Budw. Nr. 953; bei beweglichen Sachen vom Nettowerte (nach Abzug der Passiva) nach Erl. des Finanzmin. vom 10./2. 1863, 3. 5628 und vom 3./9. 1864, 3. 22.253.“ — „B. Aktienerunternehmungen und andere Werbungsgeellschaften, deren Theilhabern an dem Hauptstamme des gesellschaftlichen Vermögens ein Anteil zusteht, vom Werte der unbeweglichen Sachen 1½%“. Diese Gesellschaften werden für je 15 Jahre von der Gebür getroffen. Zu diesen Bestimmungen existiert die Bolzugsvorchrift des Finanzmin. vom 20./12. 1862, R. G. Bl. Nr. 102; über die Einbeziehung der pflichtigen Immobilien der Erl. d. Finanzmin. v. 30./3. 1852, 3. 17071.

Befreit von dem Gebürenäquivalent sind solche Immobilien, deren Genuss mit anderen Immobilien untrennbar verbunden ist, dann jene, welche von der Grund- und Gebäudesteuer (dauernd, aus dem Titel der Widmung) befreit sind, die zum Gottesdienste gewidmeten Röbeln und die der Stiftungen zu Unterrichts-, Wohlthätigkeits- und Humanitätsanstalten, sowie Inhaber von Beneficien unter 500 fl reinem Jahreseinkommen.

Die Zahlung des Gebürenäquivalents hat (nach Gesetz v. 18./3. 1872, R. G. Bl. Nr. 33) in vierteljährigen Anticipativraten zu geschehen.

Bei Bemessung des Gebürenäquivalentes kann die Frage auftauchen, welche Sachen unbeweglich und welche beweglich sind; dies wird bestimmt n. a. durch das a. b. G. B. (§ 293 ff) und durch politische Vorschriften (z. Sache). Durch Erl. d. Finanzmin. v. 21./1. 1861, R. G. Bl. Nr. 16 wurde bekanntgegeben, daß der Wert des den Gemeinden zustehenden Jagdrechtes dem Gebürenäquivalent unterliege, und durch das Erl. d. B. G. H. v. 16./5. 1883, 3. 1112 (Budw. Nr. 1766) constatiert, daß von dem Gemeindejagdrecht „jener Wertanteil, der auf den Besitzumfang der Gemeindeeinheiten fällt, als beweglich, der Wertan-

\*) Der B. G. H. hat mit Erl. v. 9./7. 1850, 3. 1261 erklärt, daß die Vogelfanggebüren des Tiroler Vogelschutzgesetzes vom 30./4. 1870, L. G. Bl. Nr. 37, taxativ ausgezählt sind und nicht herabgemindert werden können.

theil, der auf den Grundbesitz der Gemeinde entfällt, als „unbeweglich“ zu behandeln und demnach mit  $1\frac{1}{2}$ , bezw.  $3\%$  zu belegen ist. Von jenem Theile des Pachtshillings, der auf nicht dem Gebürenäquivalente unterliegende Personen fällt, kann das Gebürenäquivalent nicht abgenommen werden (Erl. d. Finanzmin. v. 9./4. 1862, 3. 16.077).

Nach Ges. Art. XXVI vom Jahre 1881 (Gesetz v. 15./4. 1881) § 22 ff. gelten in Ungarn folgende Normen: Bezüglich jener Beneficien und Stiftungen, deren Verleihung von Sr. Majestät oder der Regierung abhängt, ferner bei Senioraten vom Werte des unbeweglichen Vermögens  $0\cdot5\%$  und vom reinen Werte der zum Stammbvermögen gehörigen beweglichen Güter  $0\cdot2\%$ ; für alle übrigen juristischen Personen, deren Mitglieder am Stammbvermögen keinen Eigenthumsanteil haben, vom Werte des unbeweglichen Vermögens  $0\cdot4\%$  und vom reinen Werte der zum Stammbvermögen gehörigen Mobiliens  $0\cdot2\%$ ; für jene Actien- und anderen Erwerbsgesellschaften, deren Mitglieder an dem gemeinschaftlichen Stammbvermögen einen Anteil haben,  $0\cdot2\%$  vom Werte des unbeweglichen Vermögens. Als Wert gilt (ohne Grundentlastungsbetrag) die 10fache Grundsteuer, bezw. die 60fache Hanszinssteuer; sind Regalbeneficien mit den Liegenschaften verbunden, ist noch der 20fache Betrag des für die Rentensteuer als Grundlage genommenen Ertrages zuzurechnen. Der Wert der Hausselassensteuerobjekte und des beweglichen Vermögens wird durch Einbekennisse der Partei oder amtliche Schätzung fixirt.

Befreiungen der Hauptfache nach wie oben; bei Beneficien Minimaleinkommen von 400 fl., ferner Fabriksgebäude. Besitzstand und Veränderungen der pflichtigen Objecte sind (nach § 25 f.) anzumeldeu.

Mcht.

**Geding.** Die Verträge oder Übereinkommen, mittelst welcher die nicht in Taglohn auszuführenden Arbeiten der Holzgewinnung und Lieferung oder auch die weitere Bearbeitung des Holzes (Bezimmerung, Verföhlung z. c.) den Waldbarbeitern übertragen und die Einheitslöhne hierfür festgestellt werden, führen besonders in Österreich zumeist die Bezeichnung als „Gedinge“. Ein Geding ist daher ein Lohnvertrag (Arbeitsaccord) und Arbeit „im Gedinge“ ist die Arbeit gegen Stücklohn gegenüber jener im Taglohne. Bgl. Record und Vohn.

v. Gg.

**Gefährte**, das, Sammelname für mehrere Fährten, s. d. Onomat. forest. I., p. 1006.

E. v. D.

**Gefälle** ist der relative Höhenunterschied zwischen zwei gegebenen Punkten. Man drückt denselben entweder in Procenten der horizontalen Entfernung beider Punkte oder durch einen Winkel aus, den die Verbindungsline der Punkte mit der horizontalen einschließt. Eine unter dem Winkel von  $45^\circ$  ansteigende Berglehne hat somit ein Gefälle von  $100\%$ . Bei Eisenbahnen wird der senkrechte Fall einer Bahnstrecke von 1 m in Millimetern angegeben und man spricht dann von einem Gefälle von 25, d. h. 1000 m Bahnstrecke in der horizontalen Projection haben eine Ansteigung von 25 m

oder 1 m von 25 mm. Endlich kann das Gefälle auch durch Gegenüberstellung jener Bahnlänge in der horizontalen Projection ausgedrückt werden, welche eine Ansteigung von 1 m enthält; man spricht dann von Gefällen 1 : 50, 1 : 100, 1 : 200, d. h. auf eine Bahn- oder Wegstrecke von 50, 100, 200 m ist der relative Höhenunterschied 1 m (s. Abdachung).

**Gefälle in Erdgefährten.** In glatten Rinnen mit einem Gefälle von mindestens  $20\%$  werden ohne besondere Verbesserungen und Verbauungen der Gleisstrecke lange, schwache Hölzer selbstthätig gleiten; für Blochhölzer (Stöße) und fürzere Bahnholzstücke gehört ein Gefälle von  $20\text{--}40\%$ , während eine Rinne mit  $60\%$  Gefälle schwache Brennholzstücke selbst im trockenen Zustande weiter gleiten lässt.

**Rieswege.** Die Grenzen, zwischen denen das Gefälle schwanken darf, können im Minimum mit  $5\%$ , im Maximum mit  $50\%$  angenommen werden. Die Aufgangs- oder Einfahrstrecke muss mindestens  $15\text{--}20\%$ , die Endstrecke  $0\text{--}5\%$  Gefälle erhalten. Um vortheilhaftesten stellt sich der Betrieb auf einem Rieswege bei einem Durchschnittsgefälle von  $15\text{--}20\%$ . Nach den Erfahrungen im Schwarzwalde entspricht für Rieswege mit Sommerbetrieb ein Durchschnittsgefälle von  $15\text{--}20\%$ , für Winterbetrieb ein solches mit  $10\text{--}15\%$ .

**Rieswege**, deren Durchschnittsgefälle bis  $2\%$  herabstellt, müssen beeisst sein, wenn Stämme selbständig gleiten sollen.

**Holzriesen.** Das beste Gefälle für eine Haupt oder Eisriese sind für die obersten  $4\text{--}5$  Fach  $8\text{--}12\%$ , für die weiteren  $20\text{--}25$  und für das Endstück unter der Voraussetzung, dass die gesamte Riese nicht mehr als  $100\text{--}120$  Fach hat,  $2\text{--}3\%$ . Hat jedoch die Riese mehr als  $100\text{--}120$  Fach, dann wird das zweite, eventuell dritte u. s. w. Theilstück unter dem gleichen Gesetze erbaut. Scheitholzriesen sind bei einem Gefälle von  $8\text{--}27\%$  im beeisten, bei  $15\text{--}40\%$  im nassen und bei  $40\text{--}60\%$  im trockenen Zustande zu benützen.

Nach den Erfahrungen in Bayern (s. Darstellung der Holzbringungsmittel) ist das zweitmächtigste Gefälle einer Holzriese für Langholz  $20\text{--}25\%$ , Hohholz  $30\text{--}35\%$  und für Scheitholz  $40\text{--}50\%$ .

**Wasserriesen.** Das beste Durchschnittsgefälle derselben ist  $4\text{--}6\%$  (zulässig höchstens  $10\%$ ) und bei Zuleitungsriesen auf Ländplänen  $1\text{--}2\%$ .

**Drahtriesen** sollen nicht unter  $30^\circ$  und nicht über  $60^\circ$  Steigung oder Gefälle geführt werden.

**Drahtseilriesen** müssen eine Steigung oder ein Gefälle von mindestens  $6^\circ$  erhalten.

**Winterzug- und Schlagwege.** Schlittwege an sonnenseitigen Berghängen erhalten  $6\text{--}12\%$ , solche an schattenseitigen Hängen  $8\text{--}15\%$ , Karrenwege  $6\text{--}12\%$ , Schlagwege bei gleichzeitiger Verwendung als Rieswege  $15\text{--}20\%$ , Schlagwege für Zugthiere und Sommerbetrieb  $10\text{--}15\%$  und Schlagwege für Schlagischlitten  $30\text{--}40\%$ .

In selbstthätigem Gleiten kommt ein geladener Handschlitten auf einer glatten, unge-

schmierten Holzbahn bei einer Steigung von  $21^{\circ}$  oder  $38\%$ ; werden die Kufen des Schlittens mit trockener Seife geschmiert, so ist obiges schon bei einem Gefälle von  $8^{\circ} 41'$  oder  $15\%$  und wenn als Schmierere Talg angewendet wird, schon bei einer Steigung von  $4^{\circ}$  oder  $7\%$  der Fall. Auf einer guten Schne- oder Eisbahn genügen Steigungen von  $1^{\circ} 2'$  oder  $2^{\circ} 3\%$ .

Für Waldwege, auf denen Lasten nach beiden Richtungen verkehren, sind  $20\%$  das günstigste Gefälle, während  $5$ , höchstens  $6\%$  nur in Ausnahmefällen anzuwenden sind. Werden Lasten nur nach einer Richtung befördert, so sind  $15\%$  beim Winterbetrieb,  $10\%$  beim Sommerbetrieb als höchstes Gefällsausmaß anzusehen. Wegkrümmungen, Wendeln oder Rampen erhalten ein Gefälle von  $0^{\circ} 5$ — $3\%$ .

Straßen. Bödelberg empfiehlt für Wege im Flachlande  $2^{\circ} 5$ — $3\%$ , im Hügellande  $3$  bis  $3^{\circ} 5\%$ , in Berggegenden  $3^{\circ} 5$ — $5\%$ , im Hochgebirge  $5$ — $7\%$ .

Im Großherzogthume Baden ist im Verordnungswege das Maximalgefälle bestimmt bei Hauptstraßen mit großem Verkehr  $5\%$ , bei Seitenstraßen  $6\%$ , bei Gebirgsstraßen, die nicht zur Classe der Hauptstraßen gehören,  $8\%$ , auf Wendeplatten (Kehren)  $2\%$ .

Die Circularverfügung des preußischen Handelsministeriums vom 18. Mai 1871 bestimmt als Maximalsteigungen in gebirgigen Gegenden  $5\%$ , im Hügellande  $4\%$ , im Flachlande  $2^{\circ} 5\%$ .

Nach Laiffle soll das Maximalgefälle bei Hauptstraßen und der Ebene  $5$ — $6\%$ , im Gebirge  $7\%$ , bei Vicinalstraßen  $6$ — $8\%$  und bei Feld- und Waldwegen mit Thaltransport  $10\%$  nicht übersteigen.

Waldbahnen sollen ein Durchschnittsgefälle von  $3$ — $4\%$  erhalten, das nur ausnahmsweise bis auf  $5$ — $6\%$  erhöht werden darf. Das Rollbahnsystem Lo-Presti gestattet Gefälle bis zu  $8\%$ . Das Drahtseilbahnsystem Hodgson hat  $20\%$ , das System Müller  $16$  bis  $17\%$  und das System Siegel  $25\%$  als äußerste Gefällsmenge.

Trift- und Floßstraßen. Das beste Gefälle einer Triftstraße sind  $\frac{1}{2}$ — $1\frac{1}{2}\%$ , und einer Floßstraße von  $0^{\circ} 2$ — $0^{\circ} 3\%$ . Das Gefälle einer Floßstraße soll  $5\%$  nicht überschreiten (s. Floßstraßen).

Gefälle bekannter Flüsse und Ströme nach Mittheilungen von Karl Sonklar Edler von Innstadten:

#### Flüsse im Gebirge:

	Gefälle
Renß, Hasenthal bis Flüelen	: 36
Sill, Gries bis Innsbruck	: 39 $\frac{1}{2}$
Öz, Zwieselstein bis Mündung	: 46 $\frac{1}{2}$
Dora Baltea	: 56
Eisack, Gossensaß bis Brixen	: 66
Ticino, Airolo bis Lago-Maggiore	: 69
Drau, Toblacherfeld bis Lienz	: 70
Lienz, Toblacherfeld bis Brixen	: 88
Adda, Bormio bis zum Comosee	: 100
Rhein, Disentis bis zum Landquart	: 104
Save, Brizen bis Kreuzburg	: 130
Eisack, Brixen bis Bozen	: 148
Rhone, Oberwald bis Genfersee	: 156

	Gefälle
Ziller, Mayrhofen bis Mündung	: 237
Inn, Finsermünz bis Innsbruck	: 257
Salzach Wald bis St. Johann	: 258
Inn, Sils bis Innsbruck	: 280
Inn, Sils bis Finsermünz	: 301
Salzach, St. Johann bis Salzburg	: 367
Inn, Innsbruck bis Kufstein	: 389
Rhein, Landquart bis Bodensee	: 590
Etsch, Meran bis Trient	: 730

#### Flüsse im ebenen Lande:

Seine	: 1: 1.032
Inn, Kufstein bis Passau	: 1: 1.125
Po, Termi bis Mündung	: 1: 1.680
Elbe, Dresden bis Magdeburg	: 1: 2.993
Elbe, Dresden bis zur Mündung	: 1: 4.776
Weichsel, Krakau bis zur Mündung	: 1: 4.877
Donau, Wien bis Budapest	: 1: 5.750
Amazonas, Serpa bis Mündung	: 1: 1.722
Elbe, Magdeburg bis Mündung	: 1: 1.725
Theiß, Szolnok bis Szegedin	: 1: 9.060
Mississippi, St. Louis bis New-Orleans	: 1: 11.000

Dr.

Gefälle. Der durch ein Nivelllement gefundene Höhenunterschied zweier Punkte der Erdoberfläche heißt Gefälle (s. Nivellieren). Dr.

Gefänge, das, das Gebiss des Raubwildes, selten, vgl. Fang. "Der Luchs hat ein Gefäng und keine Zähne (ebenso vom Wolf, Fuchs und Dachs)." Pärson, Jäger, 1734, fol. 81, 82. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I., p. 100.

E. v. D.

Gefangenenzbefreiung (Deutschland) ist nach dem Reichsstrafgesetze vom 15. Mai 1871 die vorsätzliche Befreiung oder die vorsätzliche Beihilfe zur Selbstbefreiung eines Gefangenen aus der Gefangenanstalt oder aus der Gewalt der bewaffneten Macht, des Beamten oder desjenigen, unter dessen Beaufsichtigung, Begleitung oder Bewachung er sich befindet. Dieselbe wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft. Der Versuch ist straflos.

Das vorsätzliche Entweichenlassen oder die vorsätzliche Förderung der Befreiung eines zur Beaufsichtigung, Begleitung oder Bewachung anvertrauten Gefangenen wird bei einer Privatperson (§ 121) mit Gefängnis bis zu drei Jahren, bei einem Beamten (§ 347) mit Bußgeld bis zu fünf Jahren (bei mildernden Umständen mit Gefängnis nicht unter einem Monat) bestraft. Die Förderung der Entweichung eines anvertrauten Gefangenen durch Fahrlässigkeit ist bei der Privatperson mit Gefängnis bis zu drei Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 300 Mark, bei dem Beamten mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 600 Mark bedroht.

Die Befreiung eines von einer Privatperson (z. B. dem Waldeigentümer oder Jagdberechtigten) auf frischer That (s. d.) vorläufig Festgenommenen ist keine Gefangenenzbefreiung.

Die Selbstbefreiung eines Gefangenen ist straflos, ausgenommen den Fall einer Meuterei (s. d.). At.

Gefangenenzhaftung (Deutschland) ist die Freiheitsberaubung durch Einsperren in einem

hinfällig umschlossenen Raum. Dieselbe ist eine berechtigte, wenn sie in Ausübung eines Rechtes (z. B. Rüchtigungrecht, Nothwehr, vorläufige Festnahme eines Verbrechers) oder einer Pflicht (z. B. Amtspflicht, Fürsorge für einen Geisteskranken) erfolgt, eine widerrechtliche, wenn eine solche Verantlung fehlt.

Nach § 239 des Reichsstrafgesetzes vom 15. Mai 1871 wird derjenige, welcher vorsätzlich und widerrechtlich einen Menschen einsperri oder auf andere Weise des Gebrauches der persönlichen Freiheit beraubt, mit Gefängnis bestraft. Wenn die Freiheitsentziehung über eine Woche gedauert hat, oder wenn eine schwere Körperverletzung des der Freiheit Beraubten durch die Freiheitsentziehung oder die ihm während derselben widerfahrenen Behandlung verursacht worden ist, so ist auf Zuchthaus bis zu zehn Jahren, bei mildernden Umständen auf Gefängnis nicht unter einem Monat zu erkennen. Ist in solcher Weise der Tod des der Freiheit Beraubten verursacht worden, so tritt Zuchthaus nicht unter drei Jahren, bei mildernden Umständen Gefängnis nicht unter drei Monaten ein. Diese Bestimmungen finden nach § 331 auch Anwendung auf Beamte, welche vorsätzlich, ohne hierzu berechtigt zu sein, eine Verhaftung oder vorläufige Ergreifung und Festnahme oder Zwangsstellung vornehmen oder vornehmen lassen, oder die Dauer einer Freiheitsentziehung verlängern. Es ist hier jedoch mindestens auf Gefängnis von drei Monaten zu erkennen. Die Überfremung der Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter auf die Dauer von 1—3 Jahren ist zulässig.

At.  
Gefängig, auch gefängige, adj.

I. S. v. w. fängisch, s. d., „Er muß . . . die niedergeschlagenen Maschen und Schlingen wieder aufziehen, Alles wohl gefänge erhalten.“ C. v. Heppe, Ausr. Lehrprinz, p. 226.

II. Vom Hunde = zum Fangen (s. d.) ausgelegt. „Manchmal, wenn die Hunde nicht wohl gefängig oder gar zu hoch sind, stoßen sie den Hafen, aber ergreifen ihn nicht.“ Fleming, T. J., 1729, fol. 308.

III. S. v. w. bissig. „Er (der Dachs) ist sonst ein sehr gefängiges Thier, daß manchmal zwei Rüdenhunde mit einem Dachs viel zu thun haben.“ Pärson I. c., fol. 69.

E. v. D.

Gefängnisstrafe (Deutschland) charakterisiert nach dem Reichsstrafgesetze vom 15. Mai 1871 die mit ihr bedrohten strafbaren Handlungen als Vergehen. Der Mindestbetrag derselben ist ein Tag, der Höchstbetrag fünf Jahre. In den der Landesgesetzgebung überlassenen Strafsachen darf nur Gefängnis bis zu zwei Jahren angedroht werden.

Die zur Gefängnisstrafe Verurtheilten können in einer Gefangenanstalt auf eine ihren Fähigkeiten und Verhältnissen angemessene Weise beschäftigt werden; auf ihr Verlangen sind sie in dieser Weise zu beschäftigen. Eine Beschäftigung außerhalb der Anstalt ist nur mit ihrer Zustimmung zulässig. Die Gefängnisstrafe kann sowohl für die ganze Dauer, wie für einen Theil der erkannten Strafzeit in der Weise in Einzelhaft vollzogen werden, daß der

Gefangene einzugesetzt von anderen Gefangenen gesondert gehalten wird. Die Einzelhaft darf ohne Zustimmung des Gefangenen die Dauer von drei Jahren nicht übersteigen.

Achtmonatliche Zuchthausstrafe (s. d.) ist einer einjährigen Gefängnisstrafe, achtmonatliche Gefängnisstrafe einer einjährigen Festungshaft (s. d.) gleich zu achten.

At.

Gefäß, das.

I. Die Handhabe der blanken Waffen. „Auch sagt man . . . das Gefäß an einem Hirchfänger.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 174. — Pärson, Hirchgerechter Jäger, 1734, fol. 75.

II. S. v. w. Fessel des Beizvogels, s. d. „Das lang gefäß.“ Eberhard Tappe, Weidwerk und Weiderispiel, 1540, I, 1. — Noë Meurer Jagd- und Forstrecht, Ed. I, 1560, fol. 91.

E. v. D.

Gefäßbarometer, s. Barometer. Cr.

Gefäßsystem der Insekten, s. Blutumlaufsystem. Hschl.

Gesäge, das, der vom Gehörn oder Ge- weih abgesegte Bast. „So er (der Hirsch) nicht gestört wird, nimmt er das Gesäge oder den rauen Bast wieder zu sich und äßt es ab.“ Döbel, Ed. I, 1746, I, fol. 5. — Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 71. — Großkopff, Weidewerkslexikon, p. 41, 131. — Winkell, Hb. f. Jäger, I, p. 7. — Hartig, Lexit., p. 21. — Laube, Jagdbrevier, p. 276. — Sanders, I, p. 422.

E. v. D.

Gefisch, das, s. v. w. Schweiß, s. d. und Feisch. Hohberg, Georgica curiosa, 1682, II, fol. 712.

E. v. D.

Gefiecht, das, Nebenform von Feicht, s. d. „. . . Eines alten richtigen, jagdbaren Hirsches, der gut an Gefiechte . . .“ Fleming, T. J., 1729, fol. 95. Sanders I, p. 429.

E. v. D.

Gefieder, das.

I. Sammelname für die Federn des Vogels. II. S. v. Federwild, selten. Altinger, Jagd- und Wehbüchlein, 1651, p. 30, 62, 208.

E. v. D.

Geflügel, das, s. v. w. Federwild, auch in Zusammensetzungen, z. B. Auer-, Wirtgeflügel u. s. w. Pärson, Hirchgerechter Jäger, 1734, fol. 114. — Beckstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, II, p. 811. — Winkell, Hb. f. Jäger, I, p. 188. — Hartig, Lexit. p. 47.

E. v. D.

Geflügelt, part., s. flügeli. E. v. D.

Gefäß, das, s. v. w. Fräß. „Gefräß sagt man auch von dem Schwarzwildpriet, wo es seine Nahrung genommen.“ Tänker, Jagdgeheimnisse, 1682, p. 11. — Fleming, T. J., 1729, fol. 107. — Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 100. — Laube, Jagdbrevier, p. 274. — Behlen, Real- und Verb.-Lexit., III., p. 107; VI., p. 228 und 224. — Sanders, I, p. 486.

E. v. D.

Gegensährte, die, s. v. w. Contrafährte, Widerfährte; selten. Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 333.

E. v. D.

Gegenvisselement, ist dasselbe wie Controllivislement (s. d.). Cr.

Gegenreichnisse, s. Forstservituten. At.

Gegenruf, der, s. v. w. Contraruf. „Des Frühlings fängt er (der Haselhahn) an zu

pfießen, dadurch er mit Gegeuruf von denen Jägern herbeigerufen und geschossen wird.“ v. Pärson, Hirschger. Jäger, 1734, fol. 86 b. — Sanders, Wb. II., p. 802 b. E. v. D.

**Gegenschein.** Zur Erleichterung der Controle wird bei Einzahlungen an die Wirtschaftscaſſa in der Regel nicht immer von dieser die richtig erfolgte Einzahlung durch einen Empfangſchein bestätigt, sondern auch von Seite des Zahlenden eine Bestätigung über die Höhe des eingezahlten Betrages ausgesetzt, welche Bestätigung als Gegenschein bezeichnet wird und der Cassastelle als Beleg für die betreffende Empfangspost dient. v. Gg.

**Gegentrieb,** der, Treiben zweier Fronten gegen einander oder Wiederholung eines Triebes in entgegengesetzter Richtung. „Auf das gegebene Signal wird dann der Streiftrieb weiter fortgesetzt, und entweder mit Prellneben oder mittels eines Gegentriebes abgeschlossen...“ „Um das Ausbrechen des Wildes beim Gegentrieb möglichst zu verhindern, können die Flügelwehren bei Ausführung desselben durch die in der Front entbehrlich gewordenen Treiber verstärkt werden.“ R. R. v. Dombrowski, Lehtb. f. Berufsjäger, p. 232. E. v. D.

**Gegenwind,** der. „Gegenwind oder voller Wind wird vom Jäger genannt, wenn ihm auf seinen weidmännischen Verrichtungen der Wind ganz gerade entgegenkommt, welcher der beste ist und immer zu gewinnen gesucht werden muss...“ Stephan Behlen, Real- und Verb.-Lexik. III., p. 233. E. v. D.

**Gehäges,** das, s. v. w. Hagel, Schrot; veraltet. Höhberg, Georgica curiosa, 1682, II., fol. 686 a. E. v. D.

**Gehalte** der Forstdiensteten, s. Besoldung. v. Gg.

**Gehaltshöhe,** s. Formhöhe. E. v. D.

**Gehänge,** das.

I. S. v. w. Behang, selten. „Gehänge, auch Geläppé, nennen einige die Ohren der Hunde.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 175.

II. „Auch wird das Jägerzeug, an welchem der Jäger das Hifthorn trägt, ein Gehänge genannt, und ist demnach Eins, ob ich sage: der Jäger hat ein kostbares Jägergehänge oder er hat einen reichen Hornfessel und Kuppel.“ Ibidem. — „Gehänge nennt man das Hornfessel und die Hirschjägerkoppel.“ Hartig, Lexik., p. 214. — Laube, Jagdbrevier, p. 276. E. v. D.

**Gehedt,** das.

I. Das Brüten, die Brut, das Nest verschiedener Federwildes, namentlich der Gänse und Enten. „Andere (Vögel) kommen ... im Frühlinge bei uns an, bleiben den Sommer da, machen ihr Gehedt...“ D. a. d. Winkell, Hb. f. Jäger I., p. CLXII. — „Sie (die wilden Gänse) machen nur ein Gehedt.“ Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 2., p. 154. — „Das Gehedt: die Gesamtzahl der in einem Nest ausgebrüteten Jungen.“ Wurm, Auerwild, p. 7. — „Gehedt, Gehäck, Zug, auch Büget, also wird gefragt, wenn eine alte wilde Gans oder Ente viele Junge mit sich führt.“ Chr. W. v.

Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 175. — „Die von einer Mutter ausgebrachten Jungen werden, bis sie ihre volle Flugbarkeit erreicht haben und dann den Ort, wo sie unter der Obhut der alten Ente aufgewachsen, verlassen, unter dem Sammelnamen Gehedt (Hedte) begriffen.“ D. a. d. Winkell, I. c., II., p. 708. — Laube, Jagdbrevier, p. 277. — Sanders, Wb. I., p. 720 b.

II. Ähnlich vom Raubwilde: „Gehedt nennt man die jungen Raubthiere, die von einer Mutter zugleich geboren oder gewölft worden sind, so z. B. ein Gehedt Wölfe.“ Hartig, Lexikon, p. 214. — „Gehedt nennt man die jungen Füchse eines Wurfs.“ R. R. v. Dombrowski, Der Fuchs, p. 184. — Diezel, Niederjagd II., p. 136. — Sanders, Wb. I. c. E. v. D.

**Gehäge,** das. Allgemein ein gehegtes Revier und spezieller ein überdies noch eingefriedetes (eingehegtes, s. Hag). „Gehäge ist ein Ort, da man dem Wild nichts thut und es dasselbst heget.“ J. Tänzer, Jagdgeheimnisse, 1682, fol. XI b. — Fleming, T. J., 1729, Aufl., fol. 107. — „Hasen-Gehäge.“ „Tau-Gehäge.“ „Feld- oder Reb-Hühner-Gehäge.“ „Enten-Gehäge.“ „Tauben-Gehäge.“ Döbel, Jägerpræatica, 1746, I., fol. 29, 129, 132; II., 231. — „Gehäge heißtet ein scharf gehägtes Jagdrevier oder Jagdsturz, darinnen ... das Wildpret ... gehont wird.“ E. v. Heppe, Aufz. Lehrprinzip., p. 256, 132, 287. — Großkopf, Weidewerkslexicon, p. 131. — Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 174. — „Gehäge nennt man Waldungen und Felder, worin alle, oder nur eine oder einige Wildarten jorglam gehont und gepflegt werden und der Abschuss nach weidmännischen Regeln vorgenommen wird. Man sagt daher Edelwildgehage, Rehgehage, Schwarzwildgehage, Hasen- oder Rebhühnergehage u. s. w.“ Hartig, Lexik., p. 214. — Sanders, Wb. I., p. 728. E. v. D.

**Gehagereiter,** der, auch Hegemeister. „Häge- oder Gehagereiter sind Jagdbediente, welche in einigen Landen auch Überreiter genannt werden. Diese haben lediglich auf die Jagdgehage zu sehen, damit die Wildbahn in gutem Stande bleibe.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 191. — Hartig, Lexik., p. 215. — Behlen, Wmspr., 1829, p. 66. E. v. D.

**Gehen,** verb. intrans., in der allgemeinen Bedeutung von verschiedenen Wildarten, doch selten und besser durch ziehen, wechseln, laufen, flüchten u. a. ersezt. „Der Bär geht von oder zu Holz oder seinem Lager und nicht: er trabt.“ Döbel, 1746, I., fol. 33 b. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I., 1., p. 226. — Winkell, Hb. f. Jäger, I., p. 234. — „Der Biber geht nach seiner Nahrung.“ Döbel, I. c., fol. 37 a. — Bechstein, I. c., p. 240. — Winkell, I. c., p. 102. — „Der Dachs geht des Nachts aus nach seiner Nahrung.“ Döbel, I. c., fol. 37 a. — „Der Otter geht über Land nach andere Fischweier.“ Döbel, I. c., fol. 41 b. — Bechstein, I. c., I., 1., p. 195. — Winkell, I. c., III., p. 33. — „Der Hase geht schnell und läuft nicht.“ Pärson, Hirsch-

ger. Jäger, 1734, fol. 81 b. — „Die Hasen, wenn sie schnell gehen (anderswo jagt man laufen)...“ G. v. Heppen, Aufricht. Lehrprinz., p. 169. — „Der Hund geht auf den Schweiß, jagen Einige, statt er sucht auf den Schweiß.“ Hartig, Lexif. 215. Bechstein, I. c., p. 280, 283. — „Mit Tagesanbruch gehen die Sauen auf dem gewohnten Wechsel eilig zu Holze.“ Winkell, I. c., I., p. 317. — „Der Wolf trabet, geht nicht; geht flüchtig, läuft nicht.“ Bechstein, I. c., p. 170. — Dann in speziellen Bedeutungen mit adverbialen Verbindungen: „Der Hirsch geht hoch, wenn er völlig verdeckt hat und gut von Leibe ist, und niedrig, wenn er abgeworfen hat.“ Bechstein, I. c., p. 102. — Chr. W. v. Heppen, Wohstred. Jäger, p. 175. — „Das Thier... geht hoch beißt laufen.“ Bechstein, I. c. Döbel, I. c., I., fol. 4 b.

E. v. D.

**Gehirn.** Der wichtigste Theil des nervösen Centralorgans ist das Gehirn; nahezu alle Vorgänge im Körper, besonders jene, welche infolge der Berührung desselben mit der Außenwelt eintreten, sind von Erregungen begleitet, die bis in die Großhirnrinde eindringen — wir sagen dann, die Vorgänge kommen zum „Bewußtsein“ — und dasselbst mehr oder weniger lang als Erinnerungsbilder andauern. Das ganze große Heer der Sinnesnerven beorgt die Überleitung dieser Erregungen, die Meldung der Vorgänge an das Bewußtsein. Aber nicht nur das von den Vorgängen im Körper genau unterrichtete Empfangszentrum ist das Gehirn, es ist auch die Centralstation, von welcher aus der bewußte, intelligente Ventur des Thierkörpers, der Wille, die willkürlichen Erregungen, die Impulse nach der Peripherie sendet, durch welche alle willkürlichen Leistungen des Thierkörpers veranlaßt werden; das Heer der centrifugalen motorischen Nerven leitet diese Erregungen vom Großhirn zu den Leistungsapparaten. Die Analogie der Anordnungen und Leistungen des ganzen Körpers verbreiteten Nervensystems mit denselben des modernen Telegraphensystems ist eine sehr weitgehende. Den Leitungsdrähten des Telegraphen sind die Nervenfasern im Thierkörper analog, sie leiten die Erregungen nach beiden möglichen Richtungen gleich gut und die Bewegungsrichtung hängt nur von dem Ende ab, an welchem die Erregungsquelle, der Erreger, sich befindet; an dem entgegengesetzten Ende befindet sich der Empfangsapparat, der Empfänger. Für die centripetalen, die sensiblen Nerven liegen die Erreger, die Sinnesapparate an der Peripherie des Körpers, die Empfänger sind die nervösen Centren; die letzteren sind aber für die centrifugalen Nerven, also auch für die motorischen, die Erreger und die in der Peripherie liegenden Leistungsapparate die Empfänger; somit kann die Peripherie des Körpers sowohl wie die nervösen Centren Erregungen aussenden und empfangen, gerade so wie die Stationen des Telegraphen. Im Telegraphensysteme gibt es verschiedene große Centralstationen, welche die Erregungen von den kleinen an der Peripherie liegenden aufnehmen und an größere oder wieder zur Peripherie leiten; ebenso haben wir im Thierkörper größere und kleinere ner-

vöse Centren, welche mehr oder weniger weit von der Peripherie entfernt sind und die von dieser kommenden Erregungen zu größeren, höher liegenden oder zur Peripherie leiten, reflektieren, wie die technische Bezeichnung lautet, oder in der Regel beides zugleich ausführen. Es sind somit die Grundzüge der Einrichtungen bei beiden Systemen dieselben, nur die Erregungen selbst sind wesentlich von einander verschieden und daher auch die Apparate, welche bei ihnen zur Verwendung kommen; für den Telegraphen ist die elektrische Erregung dienstbar gemacht worden, im Nervensystem findet sich eine ganz spezifische Erregung (s. Nerven), welche auf der nur den lebendigen Organismen eigenständlichen Erregbarkeit beruht; es ist diese spezifische Erregung der Nerven nicht zusammenzutunen mit den an den Nerven beobachteten elektrischen Erscheinungen (s. Elektricität, thierische); gerade so wie die elektrische Erregung im Telegraphen von Wärmeerscheinungen begleitet ist und man weiß, daß die Elektricität dieselben Wirkungen auch dann hervorbringen würde, wenn sie von den Wärmeerscheinungen nicht begleitet wäre, so ist die organische Erregung von elektrischen Erscheinungen begleitet, die bei dem Erscheinen und den Leistungen jener keine Rolle spielen. Der Peripherie am nächsten liegen im allgemeinen die „sympathischen“ Centren (s. Nerven); so liegen die Herzganglien im Herzen selbst, die peripheren Centren für die Darmbewegung in der Darmwandung selbst, die peripheren Gefäßzentren in der Nähe der von ihnen innervirten Gefäße selbst u. s. w. Von der Peripherie weiter entfernt, „höher“ liegen die Ganglien des Grenzstranges des Sympathicus, dann die Spinalganglien an den hinteren Rückenmarkswurzeln, die Ganglien an den verschiedenen Kopfnerven. Die noch höher liegenden Centren befinden sich schon in dem nervösen Centralorgane selbst; es sind die Centren des Rückenmarkes, welchen die des verlängerten Markes und Kleinhirns folgen, dann die Ganglien des großen Gehirnes selbst, und das oberste Nervenzentrum für den ganzen Thierkörper ist die graue Rinde des Großhirns. Einzelne dieser nervösen Centren sind auch anatomisch individualisiert, es sind dann oft Gebilde, von welchen Nervenfäden nach verschiedenen Richtungen auslaufen, und solche führen die Bezeichnung „Ganglien“.

Die nervösen Centralorgane enthalten außer den Nervenfasern noch die für sie charakteristischen „Ganglienzellen“, welche mit den Nervenfasern in direkter Verbindung stehen, ferner Bindegewebe und Gefäße. Diese Bestandtheile finden sich in allen Nervenzentren, jedoch ist die Form, Anordnung und Zahl dieser Elemente in den verschiedenen Centren verschieden und für diese charakteristisch. Die Nervenzellen, die „Ganglienzellen“ sind in den einzelnen Abtheilungen des Centralnervensystems verschieden groß und verschieden geformt; wir wollen hier nur die nach unseren heutigen Vorstellungen allen Ganglienzellen zukommenden Eigenschaften schematisch angeben. Die Ganglienzelle besitzt mehrere Fortsätze, die oft sehr zahlreich sind; Deiters zeigte, daß man zweierlei Arten von Fort-

fäßen an einer Zelle unterscheiden muss, einen einzigen Nervenfortsatz und einen oder mehrere „Protoplasmafortsäze“. In Fig. 379 (nach M. Schulze) ist a der Nervenfortsatz (Achsenzylindersfortsatz), der in eine markhaltige Nervenfaser übergeht, b sind die Protoplasmafortsäze, die sich sehr fein verzweigen; der Zellkörper und

die Fortsätze besitzen eine sehr feinfaserige, fibrilläre Struktur. Man hat, da hier und da zwei durch Ausläufer von Protoplasmafortsätzen verbundene Zellen gefunden worden sind, vorausgesetzt, dass überhaupt die Ausläufer der Protoplasmafortsäze benachbarter Zellen mit einander anastomosieren, so dass die Ganglienzellen durch ein sehr feinfaseriges Netz mit einander verbunden sind, durch welches also die Erregung einer Zelle auf eine andere übertragen und so die physiologische Funktion der Ganglien durch ihre Zellen erklärt werden kann. In jüngster Zeit jedoch zeigte Golgi mittelst einer neuen Untersuchungsmethode, dass die Protoplasmafortsäze blind enden und nicht mit denen der Nachbarzellen anastomosieren; der Zusammenhang zweier Zellen durch solche Fortsätze muss als Theilungserscheinung der Nervenzellen erklärt werden. Der Nervenfortsatz jedoch sendet keine Äste ab und diese sind es, welche die in die Ganglien einstrahlenden Nerven mit einander verbinden. Also auch nach dieser neuesten Beobachtung ist die anatomische Grundlage für das Verständnis der physiologischen Vorgänge in den Nervencentren gegeben in der Verknüpfung der Ganglienzellen unter einander durch die Verzweigungen der Nervenfortsätze. Außer diesen eben beschriebenen, allerorts in größter Menge vorkommenden Ganglienzellen gibt es noch sog. „bipolare“ Ganglienzellen, welche in den Verlauf der Nervenfasern eingeschaltet sind; zu dieser Art von Nervenzellen gehören auch die im Associationssystem Meynerts in der Hirnrinde in den Verlauf der Bogenfasern eingefügten spindelförmigen „Schaltzellen“. Außer diesen beschriebenen Ganglienzellen und den mit ihnen verknüpften Nervenfasern finden wir in den Centren noch die Bindegewebszellen, welche eine sehr feinfaserige Form besitzen und in den Interstitien eine sehr feinkörnige Grundsubstanz enthalten; es führt dieses Bindegewebe die Bezeichnung „Neuroglia“. Die Gefäße der nervösen Centralorgane sind von den sog. „privaten“ Räumen direct umgeben; das Gefäßnetz selbst ist dort am dichtesten, wo die Ganglienzellen liegen, also in der grauen Substanz. Im Gehirn und Rückenmark lassen sich nämlich zwei Substanzen unterscheiden, die weiße und die graue. Die graue Substanz ist von den Ganglienzellen bevölkert, sie enthält die zu den Zellen tretenden Nerven und ist gefäßreich; die weiße, die Marksubstanz, enthält nur selten Ganglienzellen, sondern fast ausschließlich Nervenfasern, sie ist nicht gefäßreich. Aus grauer Substanz besteht die Rinde des Großhirnhemisphären und des kleinen Gehirns, dann die verschiedenen grauen Kerne derselben und des verlängerten Markes, von welchen die größeren im Großhirn als dessen Ganglien bezeichnet werden, endlich das „Höhlengrau“ Meynerts, welches direct in die Höhlungen des Centralnervensystems vom Trichter angefangen bis zum conus medullaris des Rückenmarkcanales umgibt. Die aus grauer Substanz bestehenden Gebilde sind durch die Nervenfasern des Markes mit einander verbunden. Es ist somit zum Verständnis der Funktionen dieser Theile unerlässlich die Kenntnis dieser Ver-

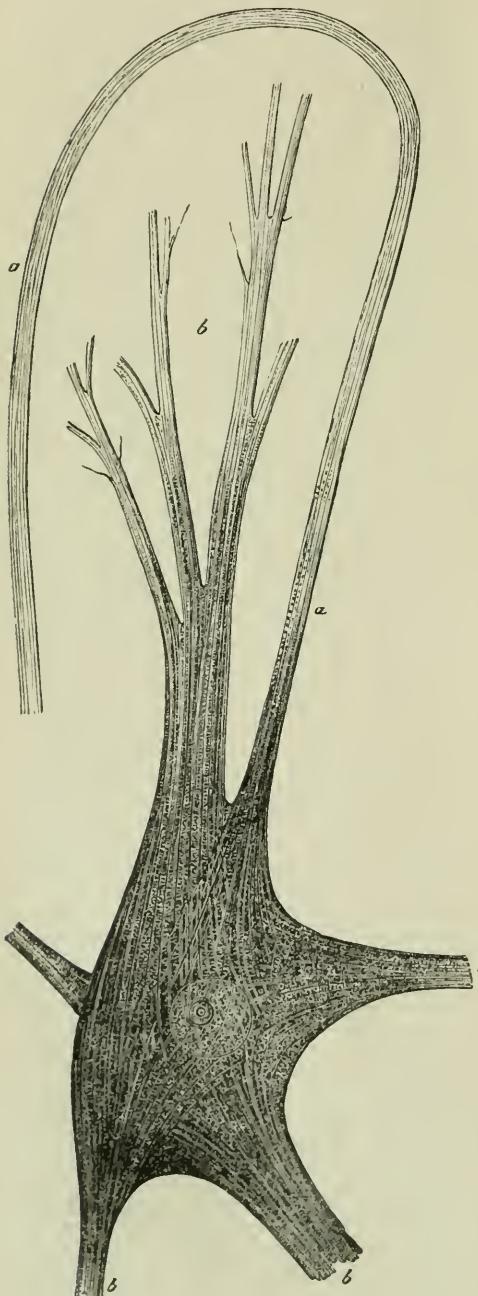


Fig. 379.

Knüpfungen der einzelnen Centren unter einander und mit der Peripherie. Fig. 380 ist ein Schema, durch welches das Gewirr der Leitungen innerhalb des Gehirns und des verlängerten Markes erläutert wird, soweit unsere Kenntnis des anatomischen Daches reicht; es sind in demselben nur die wichtigsten und größten grauen Kerne, die Ganglien, eingetragen, die kleineren sind nicht berücksichtigt, da dieses uns zu weit in die Einzelheiten führen und dadurch die Übersicht getrübt würde. Dieses Schema ist eine Erweiterung des von S. Exner in Hermanns Handbuch der Physiologie (II. Bd., 2. Theil, p. 303) auf Grundlage der Darstellung Meynerts in Strickers Handbuch der Lehre von den Geweben gegebenen, in dem auch die Kleinhirnbahnen, Varolsbrücke und nach V. Monatows Darstellung der Hörnerv berücksichtigt worden sind. Durch die beiden breiten Bögen R ist die Großhirnrinde versinnlicht; mit derselben sind in ihrem vordersten Theil die beiden Ganglien: Linsenkern (Li) und Streifenbügel (S) durch die Stabkranzfasern verbunden, welche dicht aneinander liegen, in dem Schema aber nur durch einzelne Bündeln angedeutet sind. Die aus diesen beiden Ganglien heraustrretenden Faserzüge einigen sich zum Fuß (F) des Hirnschenkels; es ist zu bemerken, daß viel weniger Fasern im Fuße des Hirnschenkels enthalten sind, als durch den Stabkranz in den Linsenkern und den Streifenbügel eingestrahlt sind, so daß in diesen Ganglien nicht nur eine Unterbrechung der Leitungen, sondern auch eine bedeutende Reduction der Zahl der Fasern stattgefunden hat. Im Hirnschenkelfuß verlaufen die Fasern bis zur Varolsbrücke (Br), in dieser teilen sie sich in zwei Theile; der eine verbindet sich mit den zahlreichen Ganglionzellen der Brücke und geht von diesen durch die Brückenarme (Br. A) zur Rinde des Kleinhirnes, der zweite Theil verläßt die Brücke als Pyramidenstrang (P.) des verlängerten Markes, welcher eine bedeutend kleinere Faserzahl besitzt als der Fuß des Hirnschenkels. Die Pyramidenfasern treten nach der Ansicht der einen in der unteren (motorischen) Pyramidenkreuzung (u. P.) vollständig, nach der der anderen zum Theile in dieser, zum Theile im weiteren Verlaufe im Rückenmark auf die andere Seite in dessen Seitenstränge und durch diese in die graue Substanz des Borderhorns ein. Aus dieser treten die motorischen Nerven in den vorderen, motorischen Wurzeln (v. W.) zur Körpermuskulatur; da weniger Fasern durch das verlängerte Mark in das Rückenmark eintreten, als durch die Wurzeln dasselbe verlassen, so muß in der grauen Substanz derselben eine Vermehrung der Zahl der Fasern stattfinden. Die eben beschriebene Leitungsbahn: Großhirnrinde, Linsenkern und Streifenbügel, Hirnschenkelfuß, Brücke, Pyramidenstränge, Pyramidenkreuzung, Seitenstränge, Borderhorn, vordere Wurzel des Rückenmarkes ist die willkürliche motorische Bahnen, im Streifenbügel und Linsenkern findet eine Unterbrechung und Reduction der Nervenfasern, im Borderhorn des Rückenmarkes eine Unterbrechung und Vermehrung derselben statt. Ein Theil der im Hirn-

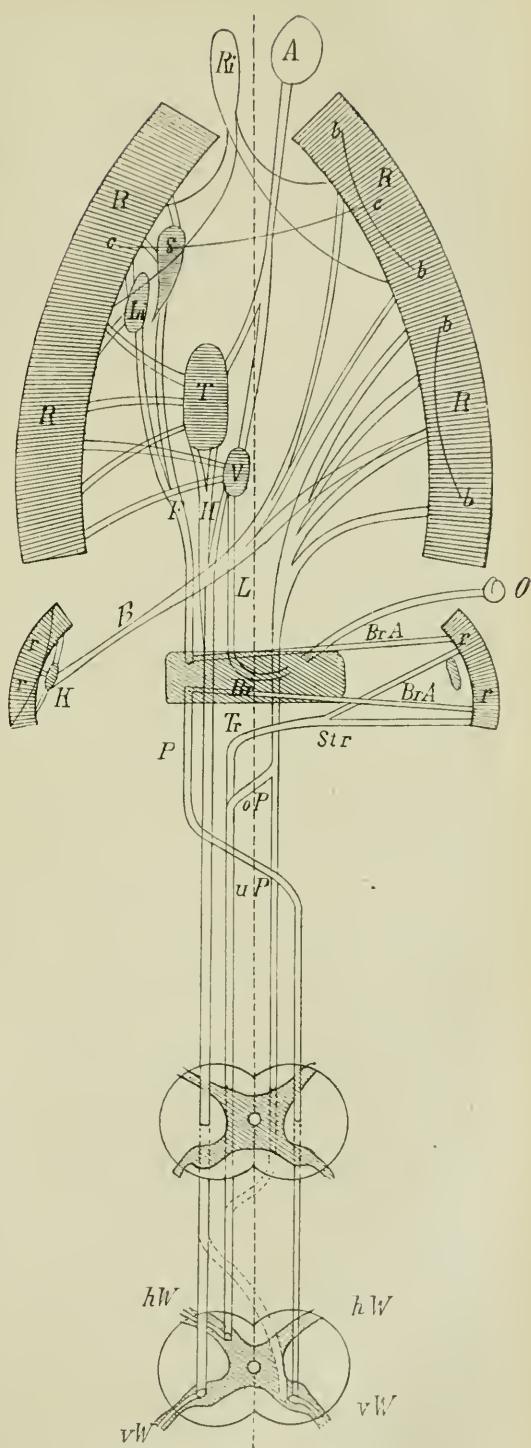


Fig. 380.

chenkelsfuß verlaufenden Fasern verlässt diese Bahn in der Brücke und geht, nachdem sie mit den dasselbst befindlichen Ganglienzellen in Verbindung getreten sind, in dem Brückenarme zur Rinde der gegenüberliegenden Kleinhirnhemisphäre.

Zu ihrem rückwärtigen Theile ist die Großhirnrinde mit den Ganglien Sehhügel (T) und Bierhügel (V) durch Stabfranzfäsern verbunden. Die aus diesen beiden Ganglien kommenden Fasern sammeln sich in der Haube (H) des Hirnschenkels, durchsetzen die Brücke (Br.), befehligen sich nicht an der Pyramidenkreuzung, treten aber wahrscheinlich weiter unten im Rückenmark auf die Gegenseite, gehen in die graue Substanz des Rückenmarkes über und verlassen dasselbe durch die vorderen Wurzeln. Diese Leitungsbahn der Haube des Hirnschenkels stellt nach Meynert die Bahn für die unwillkürlichen Bewegungen dar. Auch in dieser Bahn findet im Sehhügel und Bierhügel Unterbrechung und Reduktion, in der grauen Substanz des Rückenmarkes Unterbrechung und Vermehrung der Fasern statt.

Die eben beschriebenen Bahnen, die willkürliche motorische Bahn des Hirnschenkels und die unwillkürliche motorische Bahn der Hirnschenkelhaube, sind centrifugale motorische Bahnen, die schließlich durch die vorderen Rückenmarkswurzeln zur Peripherie leiten; die durch die hinteren Wurzeln (h.W.) in das Gran des Hinterhörnes des Rückenmarkes eintretenden sensiblen Bahnen zerfallen in zwei Arten, von welchen die eine zum Theile schon in den unteren Theilen des Rückenmarkes, zum Theile aber in der oberen Pyramidenkreuzung (o. P.) des verlängerten Markes auf die andere Seite tritt, die Brücke durchsetzt und als äußerster Theil des Hirnschenkels, ohne mit einem Ganglion des Großhirns in Verbindung zu treten, direct in die Rinde des Schläfe- und Hinterhauptlappens einstrahlt; die andere Abtheilung der Empfindungsbahnen verläuft auf derselben Seite bis zum corpus trapezoides (Tr.), welches dicht hinter der Brücke liegt, tritt in diesem auf die andere Seite und verläuft im strichförmigen Körper (Str.) des Kleinhirnschenkels direct zur Rinde des Kleinhirns. Sowie die Rückenmarksnerven verhalten sich auch die sog. Gehirnnerven; diese treten mit dem Höhlengrau des Großhirns und des verlängerten Markes so in Verbindung wie die Rückenmarksnerven mit dem Gran des Rückenmarkes. Die Fasern des Nierchervens (Ri) gehen nach ihrer theilweise Kreuzung (welche von manchen gefeuigt wird) direct in die Rinde über. Die vom Auge (A) kommenden Sehnervenfasern treten, nachdem sie die Sehnervenkreuzung passiert haben, zum Theile in den Thalamus opticus (T), corpora geniculata und in den Bierhügel (V), welche Hirnganglien direct mit der Rinde des Schläfe- und Hinterhauptlappens verbunden sind. Der Verlauf der Gehörnervenfasern ist nach B. Monakov: Nachdem dieselben durch den Nervus acusticus (N. ac.) zum Tuberulum acusticum des verlängerten Markes gelangt und mit dessen Ganglienzellen in Verbindung getreten sind, gehen sie aus diesem auf die Gegenseite aus dem verlängerten

Marken in die Schleife (L) über, und nachdem sie den inneren knieförmigen Körper passirt haben, treten sie in den Bierhügel (V) ein, welcher mit dem Hinterhaupt- und Schläfelappen in Verbindung steht.

Durch die bis jetzt beschriebenen Nervenbahnen ist das Gehirn mit der Peripherie verknüpft; es sind aber auch die einzelnen Theile des Gehirnes untereinander verbunden. So verbinden die Bogenfasern (bb) die Rindengebiete untereinander, die rechte und die linke Hemisphäre sind durch die Commissurenfasern (cc) und endlich die Großhirnrinde durch den Bindearm (B) mit dem gekräuselten Kerne (K) des Kleinhirns verbunden, so dass Erregungen auch innerhalb des Centralorganes von einer Stelle auf die andere übertragen werden können.

Um die Leistungen der einzelnen Theile des Gehirns, deren Stellungen und Verknüpfungen wir eben kennen gelernt haben, und damit also die des Gesamtgehirns selbst zu ermitteln, stehen uns viele Mittel zur Verfügung, wir wollen nur die wichtigsten und am häufigsten angewandten kennen lernen. Es sei hier bemerkt, dass unsere Kenntnisse von den Hirnfunctionen kaum über die Anfänge hinaus sind, trotzdem die Neuzeit sehr wichtige positive Grundlagen für die fruchtbare experimentelle Forschung auf diesem Gebiete liefert hat, jedenfalls aber werden diese Forschungsmethoden in nächster Zeit zahlreiche Früchte tragen und das Dunkel auf diesem Gebiete erhellen. Die ersten Anhaltspunkte liefert die Anatomie, welche lehrt, mit welchen Organen die untersuchten Theile in Verbindung stehen; hierbei leistet die vergleichende Anatomie sehr wichtige Dienste, da mit der stärkeren oder geringeren Ausbildung der einzelnen Organe bei den verschiedenen Thiere auch gewisse, mit den Organen in Verbindung stehende Theile des Gehirns stärker oder schwächer entwickelt sind u. s. w. Weitere Anhaltspunkte werden durch entsprechende Experimente gewonnen; bei günstiger anatomischer Lage des untersuchten Theiles unterbricht man allseitig seine Verbindungen und beobachtet, welche Functionen des Körpers ausfallen oder gestört sind; oder man entfernt ihn ganz aus dem Körper durch Ausschneiden oder bei der Gehirnrinde z. B. durch Ausspülung mit einem Wasserstrom u. s. w.; oder endlich man zerstört ihn durch Brennen, Löten u. s. w., wenn aus gewissen Gründen eine Entfernung nicht möglich oder nicht angezeigt ist. Durch solche Experimente suchen wir durch Ausfallen oder Störungen von Functionen diese zu erkennen; durch andere jedoch suchen wir die Leistung selbst herbeizuführen, indem wir den untersuchten Theil künstlich erregen, entweder durch elektrische oder chemische Reize u. s. w. Allerdings ist es heute noch eine offene Frage, ob wir durch elektrische Erregung die Ganglienzelle selbst in Erregung versetzen können, da man bei den entsprechenden Experimenten noch immer nicht mit vollster Entscheidlichkeit den Gedanken zurückweisen kann, dass nur die von den Ganglienzellen auslassenden Nervenfasern, die ja überall, wo Ganglienzellen sind, neben diesen in der grauen Substanz vorhanden sind, erregt

werden und nicht die Ganglienzellen selbst; glücklicher Weise ist aber diese Frage bei Feststellung der Function eines bestimmten Theiles der grauen Substanz nicht von entscheidender Kraft, da es nach unserem heutigen Wissen gleichgültig ist, ob die von den Ganglienzellen ausgehenden Nervenfasern künstlich oder durch die Ganglienzelle selbst erregt werden, sie leisten nach den Gesetzen der specifischen Erregung der Nerven (i. Nerven) immer dieselbe Function, und wir können daher aus den Reizerfolgen bei der grauen Substanz mit voller Berechtigung Schluß auf ihre Function machen.

Der in dem nervösen Centralorgan enthaltenen und dasselbe als solche charakterisierenden grauen Substanz müssen wir daher auch die Eigenarten zuschreiben, welche den nervösen Centren eigenthümlich sind; ein nervöses Centrum, somit die in ihm enthaltene graue Substanz, empfängt durch die centripetal laufenden (sensiblen) Fasern Erregungen von der Peripherie und sendet solche durch die centrifugalläufigen (motorischen, secretorischen) Fasern wieder gegen dieselbe aus. In der grauen Substanz also treffen sich centripetal- und centrifugaleitende Fasern, sie sind durch sie miteinander verknüpft; daß diese Verknüpfung auch eine funktionelle ist, zeigt eine ganze Classe einfacher nervöser Vorgänge, die sog. reflectorischen Erscheinungen. Sie kommen ohne Zuthun des Willens zustande; es gibt Reflexbewegung und Reflexabsondierung, als Beispiele führen wir an: den auf Berührung der Bindehaut des Auges erfolgenden Lidschluß (Augenblinzeln) und die durch chemische Reizung der Mundschleimhaut eintretende Speichelsecretion. Werden die sensiblen Nervenenden der Bindehaut des Auges durch Berührung derselben erregt, so leiten die sensiblen Fasern die Erregung zur grauen Substanz (wahrscheinlich des verlängerten Markes), in dieser wird sie auf die motorische Bahn der Mmuskeln, welche den Lidschluß herbeiführen, übertragen (reflectirt), und es erfolgt daher unwillkürlich der Schluß der Augenlider; ein ähnlicher Vorgang findet bei der reflectorischen Erregung der Speicheldrüsen statt. Die Reflexvorgänge werden besonders leicht von den Nervenenden aus, welche sich in der Haut und in den Schleimhäuten verzweigen, ferner durch die höheren Sinnesorgane hervorgerufen, schwerer gelingt es von den Nervenstämmen aus; zur Erregung kann man die mechanische (wie beim Blinzeln), die chemische (wie bei der reflectorischen Speichelsecretion), die thermische oder elektrische Reizung benutzen; die minimalste Reizgröße, welche eben einen reflectorischen Vorgang hervorruft, bezeichnet man als Reflexschwelle. Wenn auch der Wille bei dem Zustandekommen des Reflexvorganges selbst unbeteiligt ist, so kann er aber den Reflexvorgang bis zu einem gewissen Grade hindern, ja vollständig hemmen; nicht allein durch den Willen, also vom Gehirn aus, sondern auch von allen Theilen des Nervensystems aus, auch von den peripheren, können solche Hemmungen von Reflexvorgängen herbeigeführt werden, so können z. B. sensible Erregungen von der Peripherie aus hemmend wirken; gewisse Theile des Ner-

vensystems zeichnen sich dadurch besonders aus, daß durch ihre Erregung gewisse Reflexvorgänge gehemmt werden, man bezeichnet diese Theile als Hemmungsmechanismen, Hemmungszentren. Zwischen dem Momente der Einwirkung des Reizes und der erfolgten Bewegung oder Absonderung liegt eine bestimmte Zeit, die man durch exakte Untersuchungen (Helmholz führte die ersten aus) gemessen und gegen zwölfnal so groß gefunden hat als die, welche während der Leitung in den den Reflexvorgang vermittelnden sensiblen und motorischen Nerven verstreicht; dieser Zeitüberschuss wird somit während der Übertragung der Erregung im Centrum verbraucht, man nennt daher diese Zeit, welche genau bestimmt werden kann, schlechthweg Reflexzeit (auch reduzierte Reflexzeit.) Die Reflexerregbarkeit wechselt mit dem Zustande der Centralorgane; wir können in dieser Richtung diese Zustände künstlich beeinflussen. Durch Erhöhung der Temperatur wird die Reflexerregbarkeit erhöht, so daß viel schwächere Reize schon Reflexe auslösen bei hoher als bei niedriger Temperatur; durch in den Kreislauf eingeführte Gifte können wir ebenfalls die Reflexerregbarkeit erhöhen, z. B. durch Strychnin, oder herabsetzen, z. B. durch Chloroform. Ein großer Theil der nervösen Centralorgane dient der Vermittlung solcher Reflexvorgänge; da die Reflexvorgänge unwillkürlich erfolgen, so sind natürlich die Theile des Centralorganes, welche dem Willen dienen, also der größte Theil des Großhirns ausgeschlossen, die übrigen Theile jedoch können wahrscheinlich alle Reflexvorgänge vermitteln, wir können es jedoch nicht von allen nachweisen; das Rückenmark und das verlängerte Mark sind es vor allen, deren Rolle bei den Reflexvorgängen genau studiert ist. Bestimmte Reflexe werden auch durch bestimmte Theile des Centralorganes vermittelt und wir bezeichnen diese Theile als die entsprechenden Reflexzentren.

Bei den reflectorischen Erscheinungen ist die Erregungsursache in der Peripherie gelegen, das Reflexcentrum vermittelt nur die Übertragung der Erregung; außer diesen Reflexzentren hat man auch noch den Begriff der tonischen, automatischen Centren aufgestellt, welche die Erregung nicht von der Peripherie emmangieren, sondern selbst in dauernder Erregung sich befinden und diese auf die ihnen zugehörigen centrifugalen Nerven übertragen; als solche werden bezeichnet z. B. das die Herzthätigkeit regulierende Centrum und das Athemcentrum im verlängerten Mark. Die Zahl dieser automatischen Centren war früher größer als jetzt, indem mit dem Fortschreiten unseres Wissens auch die an der Peripherie liegenden Erregungsquellen für die nervösen Centren gefunden werden und dadurch die automatischen Centren verschwinden. Nur das Athemcentrum wird auch heute noch als automatisches bezeichnet; aber auch für dieses lässt sich der ursprüngliche Begriff eines automatischen Centrums nicht mehr streng aufrecht erhalten, indem man als Erregungsursachen dieses Centrums gewisse im Blute enthaltene Substanzen erkannt hat (die Gase des Blutes)

und Substanzen, die bei der Muskelthätigkeit entstehen).

Es gibt also automatische Centren im eigentlichen Sinne dieses Begriffes nicht, d. h. alle bisher erwähnten Centren erhalten ihre Erregung von außen, sie befinden sich nicht unabhängig von der Außenwelt in continuierlicher Erregung oder erzeugen nicht eine vorübergehende Erregung ohne alle äußere Veranlassung. Die eben beschriebenen Functionen umfassen alle unwillkürlichen nervösen Leistungen; zu ihnen scheint auf den ersten Blick im directen Gegensatz zu stehen die andere Gruppe der Leistungen der nervösen Centralorgane, die der willkürlichen Functionen. Diese erfolgen scheinbar ganz spontan, ohne jede äußere Veranlassung, es ist dieses ja geradezu charakteristisch für die willkürlichen Leistungen; und doch ist dieser Gegensatz nur ein scheinbarer! Die willkürlichen Leistungen kann man mit vollem Rechte auch "bewusste" Leistungen nennen, beide Bezeichnungen decken sich vollständig. Wille und Bewußtsein sind un trennbar Zwillingsbrüder, man kann sich das eine ohne den anderen nicht denken; an denselben Orte, in der Großhirnrinde, gehen sowohl die Erregungen vor sich, welche wir Bewußtsein nennen, als auch die, welche wir als Wille bezeichnen. Das Bewußtsein müssen wir als eine Summe sensibler Erregungen bezeichnen, die theils solche sind, die durch die eben stattfindenden peripherischen Erregungen centripetal leitender (sensibler) Nerven hervorgerufen werden, theils solche, welche die Überreste schon vor langerer Zeit von der Peripherie eingeströmter Erregungen sind und die jetzt wieder so mächtig geworden sind, daß sie "in das Bewußtsein treten", also gleichsam die Schwelle des Bewußtseins überschreiten. Eine Vorrauthskammer schwächer Erregungen steht dem Bewußtsein zur Verfügung, aus welcher es beliebig schöpfen kann, indem es die eine oder andere Erregung wieder so verstärkt, daß sie in das Bewußtsein tritt; diese schwachen Erregungen (die Erinnerungsbilder) sind die Reste früher von der Peripherie eingeströmter Erregungen, und ihre Summe bildet das "Gedächtnis". Das Bewußtsein ruft die Erinnerungsbilder wieder hervor wie der Photograph durch die "Hervorrufungsfähigkeit" das dem Auge noch unsichtbare, von dem Lichte erzeugte Bild auf die photographische Platte zaubert. Sein Zwillingsbruder, der Wille, besteht zunächst aus einer Summe von Erregungen der an den Enden oder besser an den Anfängen der centrifugalen Bahnen befindlichen Centralgebilde und er kann diese Summe vergrößern durch Vereinigung der Hindernisse, die dem Überströmen der Erregungen von der sensiblen Seite des Centralorgans (aus dem Bewußtsein) auf die motorische (in das Gebiet des Willens) entgegenziehen. Er gleicht dem Klavierspieler, der durch Niederdrücken der Tasten den im Instrumente vorgebildeten Ton hervorruft, oder dem Telegraphenbeamten, der durch Niederdrücken des Schlüssels die Strömung der Elektricität ermöglicht und dadurch das Signal erzeugt. Auf die innige Verbindung des Bewußtseins und des Willens macht H. Münster-

berg aufmerksam, es geht der durch den Willen beabsichtigten Bewegung stets die Vorstellung dieser Bewegung (also die entsprechende Erregung im Bewußtsein) voran; warum ist der Taubgeborene auch stumm? Ihm fehlt nicht die Fähigkeit zu sprechen, der Taubstumme kann bekanntlich sprechen lernen, sondern es fehlen die sprachlichen Vorstellungen im Bewußtsein, daher verfügt der Wille auch über keine entsprechenden Erregungen; beim sprechenden Tauben sind an die Stelle der Gehörsvorstellungen des normalen Menschen Gesichts- und Gefühlsvorstellungen getreten, die er aus der Beobachtung seines und fremder Sprachorgane gewonnen hat. Während somit bei der unwillkürlichen Thätigkeit der nervösen Centren die auf der centripetalen Bahn (sensiblen Nervensafer) im Centrum eintreffende Erregung unmittelbar, gleichsam mit physikalischer Nothwendigkeit auf die centrifugale Bahn übertragen wird, so fehlt bei der willkürlichen Function diese unmittelbare Übertragung, das Willkürliche liegt nicht in der scheinbaren Spontaneität der Leistung, sie erfolgt ja schließlich auch auf äußere Veranlassung, sondern in der beliebigen Wahl des Zeitmomentes der Übertragung der Erregung von der centripetalen Seite auf die centrifugale. Der Wille greift aber auch auf das sensible Gebiet über, ruft Erinnerungsbilder in das Bewußtsein und lenkt die Aufmerksamkeit, auf welche wir später noch zurückkommen werden. Wir kennen also jetzt die Werkstatt des Meisters — die Großhirnrinde, sein Handwerkzeug — die Ganglienzellen und ihre Nervensafer, der Meister selbst aber entzieht sich bis jetzt noch vollständig unserer Blitzen.

Über die physiologische Leistung der Großhirnrinde haben erst die Beobachtungen und Experimente der letzten Jahrzehnte Licht verbreitet; zuerst wurde durch die Beobachtungen an Kranken festgestellt, daß bestimmte Theile der Rinde bestimmte Functionen haben und nicht, wie früher allgemein angenommen worden ist, in ihren Leistungen vollständig gleichwertig sind. Meynert stellte die Anschauung auf, daß die vorderen Theile der Hirnrinde mehr motorische, die hinteren Theile mehr sensible Functionen besitzen; diese Anschauung wurde durch die epochemachenden Entdeckungen bestätigt, welche im Jahre 1870 Hitzig und Fritsch veröffentlichten; sie beobachteten, daß man von bestimmten Stellen der Rinde des Vorderhirns durch ganz schwache elektrische Reizung Contractionen bestimmter Muskelgruppen der entgegengesetzten Seite erhalten kann. Wenn die Rindenstellen entfernt werden, so tritt in dem willkürlichen Gebrauche der Muskelgruppen, welche von diesen Stellen aus erregt werden konnten, eine eigenthümliche Störung ein, die um so größer ist, je höher das Thier psychisch organisiert ist, so daß Terrier beim Aßen nach der Zerstörung eines bestimmten Theiles der Hirnrinde vollständige Hemiplegie der gegenüberliegenden Seite beobachtete. Ferner fand Hitzig bei Hunden nach Extirpation der Rinde im Bereich des Hinterhauptlappens Blindheit des gegenüberliegenden Auges, eine Thatzacke;

die Terrier unabhängig von Hitzig gesehen hat. Munt fand, dass, wenn er beim Hund einen größeren, bestimmten Theil der Rinde des Hinterhauptappens entfernte, das gegenüberliegende Auge zunächst ganz blind wurde und erst nach Wochen das Thier mit demselben so viel sehen konnte, um beim langsamem Gehen Hindernissen ausweichen zu können; wenn er aber einen kleineren, ebenfalls genau bestimmten Theil dieses Rindengebietes entfernte, so sah das Thier ganz gut und wich Hindernissen aus, wie ein normales, aber es hatte die Erinnerung an frühere Gesichtseindrücke verloren, es fürchtete die Peitsche nicht mehr, aber nur so lange bis es dieselbe wieder gefühlt hatte; es sind ihm also die Erinnerungsbilder genommen worden und es musste sich dieselben wieder erwerben. Munt bezeichnet den zuerst beschriebenen Zustand, in welchem das Thier dauernd keine Gesichtsvorstellungen mehr erhält, als Rindenblindheit, den Zustand, in welchem es nur die Erinnerungsbilder verloren hat, als Seelenblindheit. Sowie für den Gesichtssinn hat man auch für den Gehörsinn, Geruchss-, Geschmacks- und Tast Sinn des ganzen Körpers u. s. w. die entsprechenden Rindenorte ausgemittelt. Viele Experimentatoren haben die angeführten Thatzahlen bestätigt und viele neue hinzugefügt; die einzelnen Resultate stimmen im motorischen Rindengebiete gut überein, nur im sensiblen Rindengebiete weichen die Resultate erheblich von einander ab, da es viel schwieriger ist die entsprechenden Erscheinungen im sensiblen Gebiete festzustellen, als im motorischen. Es ist zu erwähnen, dass die Centren nicht scharf begrenzt sind, sondern dass sie übereinander greifen, sich zum Theile decken, dass ferner nach Verlust einzelner Rindentheile andere die Funktion der verlorenen allmählich übernehmen können, welcher Vorgang um so schwieriger ist, je größer der erlittene Rindenverlust ist. Je größer also der Defekt ist, um so mehr wird sich eine bleibende Functionsstörung der Rinde zeigen; die zahllosen Experimente über die Folgen der Entfernung des Großhirns, besonders aber die in der neuesten Zeit von Golz bei Hunden durchgeführten Rindenextirpationen, bei welchen trotz ihrer Ausdehnung, z. B. auf die Rinde einer ganzen Hemisphäre und die Hälfte der anderen, die Thiere monatlang, ja jahrelang am Leben erhalten und beobachtet worden sind, zeigen die Erscheinungen, welche bei der Extirpation der einzelnen Centren beobachtet worden sind, in erhöhtem Maße, sie zeigen, dass die Rinde das Organ der geistigen Functionen ist, je mehr von ihr verloren geht, umso mehr verliert das Thier an Intelligenz, bis bei ausgedehnten Rindenverlusten dieselbe vollständig fehlt und Stumpfinn mit dem Leben zurückgeblieben ist. Durch das Experiment ist bestätigt worden, was aus den anatomischen Verhältnissen geschlossen worden ist, dass das Großhirn das Centralorgan für den ganzen Thierkörper ist, da wir ja gesehen haben, dass daselbe mit allen Organen des Thierleibes durch Nervenfasern in Verbindung steht, dass es endlich der Sitz der Intelligenz ist, da das Großhirn im allgemeinen

um so entwickelter ist im Vergleiche zum ganzen Körper, je intelligenter die Thierspecies ist.

Jeder in die Großhirnrinde einstrahlenden Nervenfaser entspricht eine von allen übrigen verschiedenen Erregung (Empfindung); die Empfindungen werden in eben soviele Hauptabtheilungen eingereiht als wir Sinne unterscheiden. Die motorischen Erregungen der Hirnrinde können wir nicht etwa in der anatomischen Anordnung der Körpermusculatur entsprechende Abtheilungen bringen, da durch einzelne bestimmte dieser Erregungen nicht einzelne bestimmte Muskeln erregt werden, sondern immer ganze Gruppen, so dass durch eine solche Erregung nicht ein bestimmter Muskel, sondern eine einzelne bestimmte Bewegung hervorgerufen wird; im Rückenmark (s. Rückenmark) ist die für eine bestimmte Bewegung nothwendige Muskelcombination vorbereitet und die einzelne Erregung von der Hirnrinde löst diese combinierte Bewegung aus. Genan so wie man bei der Reflexbewegung die Zeit, welche während der Übertragung der Erregung im Centrum vorgeht, annähernd bestimmt hat (z. B. beim reflectorischen Blinzeln fand Egner dieselbe gleich 0'0471—0'055 Secunden), so hat man auch die kleinste Zeit, welche für die willkürliche Übertragung der Erregungen in der Großhirnrinde des Menschen verstreicht, annähernd bestimmt, indem der Experimentierende so rasch, als es ihm möglich war, den sensiblen Reiz mit einer willkürlichen Contraction beantwortete; in einem von S. Egner berechneten Beispiel betrug sie bei der Reaction von Hand zu Hand 0'0828 Sec., sie ist also etwas grösser als die Übertragungszeit beim reflectorischen Vorgange.

Der Wille besitzt die Fähigkeit, unter den zahllosen sensiblen Erregungen, welche im wachen Zustande in der Hirnrinde anlangen, nur einige in das Bewusstsein treten zu lassen, er senkt auf diese die „Aufmerksamkeit“, durch welches Wort diese Seite der Willensfähigkeit bezeichnet wird; der Wille ist aber nur so lange Herr der Aufmerksamkeit, so lange die sensiblen Erregungen nicht zu stark sind, starke Erregungen lösen sofort die Aufmerksamkeit auf sich, der Wille ist dann ihnen dienstbar. Sowie die Muskelzellen ermüden, so ermüden auch die Nervenzellen, also die Großhirnrinde; durch Ansruhen wird die Muskelmüdigkeit beseitigt, durch die Ruhe der Gehirnrinde, den Schlaf, die Müdigkeit ihrer Nervenzellen; wie bei den Muskeln, so wird auch bei den Nervenzellen eine chemische Theorie der Erscheinungen aufgestellt; es werden Stoffe, welche bei der Muskelthätigkeit, bzw. Nerventhätigkeit entstehen und die Müdigkeit erzeugen, beseitigt und andere Stoffe, welche für die Thätigkeit nothwendig sind, herbeigeschafft und dadurch die Muskel- und Nervenzellen wieder gekräftigt. Damit diese Restitution in der Hirnrinde ungestört vor sich gehen kann, ist der Übergang zwischen der Hirnrinde einerseits und den aus- und einstrahlenden Nerven andererseits erschwert, so dass nur sehr starke Erregungen die Hindernisse überwinden können; da somit die sensiblen Erregungen von außen in die Hirnrinde nicht mehr eindringen, so wird

die Zahl der im Bewusstsein vorhandenen Erregungen (Vorstellungen) immer kleiner, bis sie endlich auf Null fällt und damit Bewusstsein und Wille erloschen und der Zustand eingetreten ist, den wir als Schlaf bezeichnen; bei manchen Thieren ist er nur ein träges Hinschlafen. Natürlich fehlen in der Rinde nicht alle Erregungen, die Erinnerungsbilder sind ja bleibende Erregungen, die im Schlaf sogar sehr lebhaft werden können, das sie im Traum erscheinen; das Träumen kann bei Thieren, z. B. Hunden, sehr gut beobachtet werden. Ein dem Schlaf sehr nahestehender Zustand ist der hypnotische Zustand. Dieser ist bei den meisten Thieren erzeugt worden; so besonders bei den Vögeln, bei Sängethieren, sogar bei Fröschen, Krebsen u. s. w., nur bei Hunden konnte man ihn bisher nicht hervorrufen. Wenn man z. B. einen Vogel mit der Hand gefangen hat, so wird er nach den vergleichlichen Befreiungsversuchen ruhig, man kann die Hand sogar öffnen und ihn vorsichtig auf einen Tisch z. B. legen und er verbleibt kurze Zeit in den unnatürlichen Stellungen liegen, von selbst oder durch einen plötzlichen Sinnesreiz erwacht er und entflieht. Dieselbe Erscheinung liegt dem sog. Experimentum mirabile Kirchers zu grunde (Kircher, Ars magna lucis et umbrae. Romae 1646); ein an den Füßen gefesseltes Huhn wird so lange auf dem Boden gehalten, bis es sich beruhigt, dann wird vor dem Schnabel ein Kreidestrich gezogen und die Fesseln werden entfernt; das Thier bleibt eine Weile ganz regungslos liegen, auch dann, wenn vorsichtig denselben ganz unnatürliche Stellungen gegeben werden. Czermak nannte diesen Zustand „hypnotischen Zustand“; er zeigte, dass Fessel und Kreidestrich wegbleiben können, dass jedoch der leichtere die Hervorrufung erleichtere, wie überhaupt alle auffallenden nahe vor die Augen der Thiere gebrachten Objekte. Im hypnotischen Zustande fehlt offenbar Bewusstsein und Wille, aber die Communication zwischen Hirnrinde und Außenwelt ist nicht so erschwert wie im Schlaf.

Die Thätigkeit der Hirnrinde ist von Temperaturchwankungen begleitet; sobald Gemüthsbewegungen eintraten, konnte Tanzi bei Affen Temperaturchwankungen in der Rinde nachweisen, wenn er z. B. einer Affin das Jungen zeigte; er glaubt, dass diese Schwankungen direkt von der Thätigkeit der Hirnrinde abhängen und nicht von vasmotorischen Schwankungen.

Der Linsenkerl hat motorische Functionen, da bei Zerstörung einzelner Theile desselben Nothnagel immer motorische Lähmungen eintraten sah; ebenso besitzt der Streifenhügel motorische Functionen. Die Sehhügel stehen in engster Beziehung zum Gesichtszinn, ihre Zerstörung hat Blindheit zur Folge; ihren Einfluss auf die Bewegung sieht man am besten nach Entfernung von Großhirnrinde, Streifenhügel und Linsentern; während solche Thiere mit unverletzten Sehhügeln keine willkürliche Bewegung mehr ausführen, bewegen sie sich aber auf äußere Reize ganz zweckmäßig, die Bewegungen sind gut koordiniert, auch der Gesichtszinn beeinflusst noch diese Bewegungen.

Sobald aber auch die Sehhügel zerstört sind, werden die Bewegungen auf Reize ganz unregelmäßig und unzweckmäßig ausgeführt; so lange das Großhirn unverletzt ist, also funktioniert, merkt man nach der Zerstörung der Sehhügel nichts von dem geschwundenen Einfluss derselben auf die Bewegungen, wie Nothnagel angibt; nach Verletzungen der Sehhügel treten infolge des Reizes Zwangsbewegungen ein, z. B. Reitbahnbewegungen. Auch den Viehhügeln müssen nach den Experimenten Beziehungen zum Gesichtszinn und zur Motilität zugesprochen werden. Über die Leistungen des Kleinhirns ist außerordentlich viel experimentiert worden, und doch ist das Ergebnis der Experimente bis jetzt nur ein geringes, festgestellt ist nur die Beziehung des Kleinhirns zur Bewegung. Ist das Kleinhirn entfernt oder durch Krankheitsprozesse zerstört worden, so ist die Körperbewegung unsicher und schwankend; Verletzungen einzelner Theile des Kleinhirns erzeugen Zwangsbewegungen, endlich hat Ferrier durch elektrische Reizung vom Kleinhirn aus Muskelbewegungen erzeugt.

Einer der für das Leben des Thieres wichtigsten Theile des Centralnervensystems ist das verlängerte Mark. Es ist nicht nur wichtig als Durchzugsgebiet der Fasern, die von allen übrigen Theilen des Gehirns kommen, sondern das Höhlengran, welches in ihm liegt und den Boden des 4. Ventrikels bildet, hat für das Leben äußerst wichtige Functionen. Dass das verlängerte Mark zu den Bewegungsapparaten in Beziehung steht, zeigt das Experiment, indem man durch Verletzung und Reizung gewisser Theile desselben auch nach Entfernung des ganzen Großhirns allgemeine Krämpfe hervorrufen kann, ebenso können durch Reizung und Verletzung derselben Zwangsbewegungen und Zwangsstellungen erzeugt werden. Die wichtigste der vom verlängerten Mark abhängigen Muskelfunctionen ist die der Atemmuskeln; das Atemmuscenzentrum, welches ungefähr dem Vaguskerne (s. Nerven) entspricht, unterhält einzlig und allein das Atmen, daher dessen Zerstörung unmittelbar den Tod durch Erstickung zur Folge hat; mit vollem Rechte nennt daher Flourens diese so ausgezeichnete Stelle des ganzen Nervensystems *nœud vital*. Es wird in Thätigkeit erhalten durch die von der Peripherie kommenden Erregungen — Ausblähung der Lunge bedingt Expiration, Zusammenfallen derselben Inspiration — ferner durch den Gasgehalt des Blutes. Auch die Herzthätigkeit wird durch das verlängerte Mark regulirt, indem von demselben sowohl hemmende als beschleunigende Erregungen zum Herzen abfließen können; jedoch ist die Herzthätigkeit nicht so abhängig wie die Atmung, das Herz arbeitet auch dann noch fort, wenn die Verbindung mit dem verlängerten Mark vollständig unterbrochen ist. Im vorderen Theile des verlängerten Markes befindet sich ein sehr wichtiges Gefäßnervenzentrum, durch dessen Thätigkeit die Gefäße eines den Blutdruck außerordentlich beeinflussenden (Unterleibs-) Gebietes in Contraction gehalten werden; wird es zerstört, so sinkt der Blutdruck infolge der Erweiterung der zugehörigen Gefäße außerordent-

lich ab. Es kann dieses Centrum durch Gifte, durch den Gasgehalt des Blutes, endlich durch von der Peripherie kommende nervöse Erregungen sowohl zur Erhöhung des Blutdruckes, als auch zur Erniedrigung desselben veranlaßt werden. Auch die Centren für die Schlundbewegungen und noch mehrere andere liegen in diesem Theile des Centralnervensystems; aber nicht nur Bewegungen, sondern auch Secretionen sind von der Medulla oblongata abhängig, so z. B. die Speichelsecretion, wahrscheinlich auch die Thränensecretion. Ein großer Theil der Leistungen des verlängerten Markes kann von dem Willen beeinflußt werden; sie verlaufen aber alle auch ohne Beteiligung der Willensfähigkeit. Schließlich sei noch die merkwürdige That-sache angeführt, daß Verlebung, Reizung eines bestimmten Theiles des verlängerten Markes oder die reflectorische Erregung desselben durch Reizung des Vagustumpfes, des N. depressorius u. a. das Auftreten von Zucker im Harn veranlaßt; man hat deshalb diesen Theil als Diabetescentrum bezeichnet.

Wir wollen noch die unmittelbaren Folgen der Hirnverletzungen kurz zusammenstellen. Sobald das Gehirn verletzt ist, bricht das Thier zusammen u. s. w. indem, je nachdem die einen oder anderen Theile verletzt sind, Lähmungen, Krämpfe, Zwangsbewegungen, Verlust des Bewußtseins u. s. w. eintreten; der Tod jedoch muß nicht die unmittelbare Folge sein. Der Tod tritt unmittelbar nach Gehirnverletzungen ein: direct, wenn das verlängerte Mark und damit das Athemcentrum zerstört ist, oder, wie wir gleich hinzufügen wollen, der obere Theil des Halsmarkes, so weit es die vom Athemcentrum zu den Respirationsmuskeln ziehenden Nervenfasern enthält; schon im Alterthume war es bekannt, daß die Gegend des Genickes eine für das Leben sehr wichtige Region ist; indirect auch nach Verletzungen der übrigen Gehirntheile u. zw.: 1. wenn ja ausgedehnte Gefäßzerreibungen stattgefunden haben, daß Anämie des verlängerten Markes und dadurch Störung in der Thätigkeit des Athemicentrum eintritt; 2. wenn durch die Verletzung das Vaguscentrum so stark erregt wird, daß länger dauernder Herzstillstand eintritt, oder endlich 3. wenn durch ausgedehntere Hirnverletzungen so starke Depression (Hemmung) des Athemicentrum eintritt, daß es ebenfalls in seiner Thätigkeit gestört wird. Diese letztere Erscheinung tritt auch ein, wenn andere größere Theile des Nervensystems, auch des peripheren, plötzlich zerstört oder sehr stark erregt werden, und sie wird von den Chirurgen als Choc bezeichnet.

**Gehör**, das, Bezeichnung für die Ohren der meisten Haarmildarten, doch oft besser durch Länscher eracht. „**Gehör:** Ohren des Hochwildes und der Raubthiere, bei letzteren auch Länscher.“ Laube, Jagdbrevier, p. 277. — „**Gehör:** das Ohr bei allem Hochwild und Sauen.“ Waldersee, Der Jäger, p. 111. — „**Gehöre** nennt man die Ohren des Schwarzwildes und der Raubthiere.“ Hartig, Lexif., p. 215. — „**Läuscher** oder **Länscher** oder **Vösser** werden die Ohren des Edel-, Dam- und Rehwildes genannt. Bei den Hasen heißen sie

Lößel, und bei den übrigen Thieren Gehöre.“ Ibid., p. 358. — „Das Edelwild hat... Gehör, keine Ohren.“ Winkel, Hb. f. Jäger, I., p. 3. — „Die Ohren (des Schwarzwildes), von einigen Gehöre genannt.“ Beckstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., p. 146. — „Gehöre nennt man weidgerecht die Ohren der Raubthiere.“ R. R. v. Dombrowski, Der Fuchs, p. 185. — Sanders, Wb. I., p. 787. E. v. D.

**Gehörn**, das, heute nur für den Rehbock, Steinbock und Mufflon gerecht, in älterer Zeit auch statt Geweih. „Geweih, Gehörne, sind die Hörner vom Hirsch; die Hörner aber, so die Rehböcke tragen, heißen eines Rehbocks Gehörne und kein Geweih.“ J. Tänzer, Jagdgeheimnisse, 1682, fol. 12. — Fleming, T. J., 1729, I., Anh., fol. 107a. — „Beim Rehbock findet nur die Bezeichnung Gehörn statt, nicht wie beim Hirsch Geweih oder Gewicht.“ Winkel, Hb. f. Jäger, p. 263. — „Gehörn nennt man die Hörner des Rehbocks. Auch die Hörner des übrigen Wildes nennt man Gehörne oder Geweih. Die des Rehbocks aber nennt man niemals Geweih.“ Hartig, Lexif., p. 215, 222, 434, 135, 145. E. v. D.

**Gehörsinn**, j. Hören.

Lbr.

**Gehunde**, das, Sammelname für mehrere Koppeln von Hunden, nur mhd. Nibelungenlied, Str. 930, 958, 960. — Königsberger Jagdallegorie, v. 113, 134, 220. — Hadamar v. Lüder, Du jagt, str. 203. — Die Jagd der Minne, v. 74. E. v. D.

**Geier (brauner)**, *Vultur fulvus*, Briss., O. I., p. 462 (1760); *Gyps vulgaris*, Savigny. S. O. de l'Eg., p. 11 (1810); *Vultur leucocephalus*, Wolf, Taichensb., I., p. 7 (1810); *Vultur persicus*, Pall., Z. R. A. I., p. 377 (1811); *Vultur Kolbii*, Temm., M. d'O. IV., p. 587 (1840, nec Daud.); *Vultur fulvus occidentalis*, Schleg., R. C., p. XII (1844); *Vultur aegyptius*, Lich., Nomelator A., p. 1 (1854); *Vultur fulvus orientalis*, Schleg., M. P. B., Vult., p. 6 (1862); *Gyps hispaniolensis*, Sharpe, C. A. B. M., p. 6 (1874).

Allengeier, röthlicher, rothgelber und weißköpfiger Geier, ägyptischer Geier, Lämmergeier, Mönchsaalder, Bergfiorch.

Engl: Griffon Vulture; frz.: Vautour Griffon; span.: Pajaraco; ital.: Grifone; arab.: Nishr; maur.: Enisher; dän.: Gul-Grieb; ungar.: facó Kesselyi; böhm.: Sup belohlavý; poln.: Sep plowy; front.: Bjeloglavi ljesinar. Naumann, T. 2, 338; Dresler, V., T. 319 ad, 320 juv.; Fritsch, T. I., Fig. 3.

Der braune Geier ist dem Mönchsgieier in der Gestalt und Größe ähnlich, besonders in der Körperlänge erreicht er oft nicht allein die Maße des grauen Geiers, sondern übertrifft dieselben bisweilen. Anders ist es mit der Spannweite der Flügel, in der er fast stets etwas geringere Maße hat.

Die Durchschnittsmaße älterer Vögel sind: Länge 108, Breite 266, Fittig 74, Stoß 32, Schnabel 95, Mittelzehe 105, Fußwurzel 10-10 cm.

Die Iris ist umberbraun, die nackte Stelle am Kopf und Hals bleiblau, der Schnabel schwarzbraun, die Füße gelblichgrau, Kopf und

Hals bis an die Halskrause sind fast nackt, nur mit wenigen wolligen turzen Federn und einzelnen Haaren bedeckt.

Die Färbung des kleinen Geiers weicht nicht unerheblich ab, je nach der Localität und dem Alter. Im allgemeinen sind die Vögel des Westens, von Sardinien ab, mehr röthlichgelbbraun, während die des Ostens graulichgelbbraun sind. Jüngere Vögel haben mehr rothbraunliche Färbung. Die Schwung- und Schwanzfedern sind schwärzlich und die Unterseite der Flügel zieht auch in diese Färbung, woher es kommt, dass ein hoch über dem Beobachter ziehender brauner Geier außerordentliche Ähnlichkeit mit dem Mönchsgeier hat und leicht damit zu verwechseln ist.

Diese Art hat um die Wurzel des Hinterhalses eine halbmondförmige Halskrause, welche bei den jüngeren und nicht ganz alten Vögeln aus langen, lanzettförmigen, zerschlissenen, bei den Alten aus wolligen Federn besteht. Dieser Geier ist jedoch, wie wir uns in Ungarn überzeugten, schon mit der ersterwähnten Halskrause brutfähig.

Die Heimat dieses Geiers ist ähnlich wie bei dem grauen Geier, doch dehnt sie sich weiter südlich und östlich aus, geht jedoch nicht ganz so weit nördlich.

Es ist eine eigene Erscheinung und wohl nicht ein nur zufälliges Zusammentreffen, dass die Geier wesentlich dieseljenigen Länder um das mittelländische Meer bewohnen, wo Muselmänner noch heute wohnen oder in früheren Zeiten geherrscht haben; zwei Ursachen treffen hier zusammen, Schonung der Thiere und mangelhafte Gesundheitspolizei.

Im allgemeinen bewohnt die Art nackte Felsengebirge, übernachtet auch dasselbst und zieht sehr regelmässig am Morgen in die Ebene, bisweilen in einer Entfernung von 10 deutschen Meilen, um ihre Nahrung zu suchen, die fast ausschliesslich in toden Thieren besteht. Bei der gewaltigen Flugkraft auch dieses Geiers ist es sehr erklärlich, dass er bei mangelnder Nahrung in seiner Heimat weite Strecken durchmässt und zeitweise in Gegenden kommt, wo er eine ungewöhnliche Erscheinung ist. Bei solchen Gelegenheiten hat man ihn in ganz Deutschland, am häufigsten in Schlesien gesehen. In Galizien kommt er jedes Jahr in mehr oder minder grossen Trupps, soll auch in neuerer Zeit im südwestlichen Österreich zur Brutzeit vorgekommen sein. Im Norden der ehemaligen Türkei ist er sehr gemein. Für Ungarn wohl im Südosten am häufigsten. In der Fruska-Gora, wo der graue Geier sehr gewöhnlich ist, sahen wir nur einzelne. Ich hatte jedoch das Glück, einen braunen Geier beim Horste zu erlegen, welcher auf einer alten Eiche nahe des Kammes stand. Es ist dies wohl das erste sicher constatierte Beispiel, dass diese Art auf einem Baume horstend gefunden wurde. Indeffen soll nicht unerwähnt bleiben, dass die Gebr. Sintenis bei Gelegenheit ihrer Reise in die Dobrudscha einen ähnlichen Fall berichten, leider ohne nähere Daten.

Der braune Geier horstet auf nacktem Felsgebirge, gewöhnlich gesellschaftlich und legt

1, höchstens 2 Eier, welche auf bläulichweißem oder gelbbläulichweißem Grunde ohne oder mit wenigen sehr matt lehmgelben Flecken gezeichnet sind. In der Größe übertreissen sie theilweise die des grauen Geiers, besonders in der Querachse, die durchschnittlich 6'8—7'4 cm ist, während die Längsachse 9'0—9'5 cm beträgt.

### Jagd.

Über die Jagd der Geier und der großen, auf Bäumen horstenden Raubvögel möchte ich hier noch eine kurze Bemerkung anknüpfen.

Geier werden am leichtesten aus der Luderhütte geschossen, sowie auch die Edeladler nicht verschmähen, auf gefallene Thiere zu kommen. Für diese großen Raubvögel darf die Entfernung beim Schrotgewehr nicht zu groß sein, zumal wenn der Vogel dem Jäger die Brust zuwendet. Sicherer ist ein Schuss mit der Angelbüchse.

Wohl alle Raubvögel, besonders die Geier, kommen leichter an die Hütte auf freier Ebene als im Walde, gewöhnlich erst, wenn Raben sich zuvor niedergehetzt haben und ungestört geblieben sind. Es ist mir auch verschiedentlich vorgekommen, dass große schone Vögel, wie Trappen und Auerhähner, nach einem Fehlschüsse mit der Angel nicht aufslogen, wenn der Schütze sich ganz ruhig verhielt. Erstere bei der Hütte, letztere bei Treibjagden, wenn dieselben zufällig in der Nähe des Schützen aufgebaut hatten. Bei Trappen ist mir mehrfach vorgekommen, bei Auerhähnen wird es ja oft beobachtet, wenn der Auerhahn im Augenblick des Schusses balzt. Man hat hier verschiedene Erklärungen gegeben, welche nach meinen Beobachtungen nicht zutreffen. Der plötzliche Donner des Schusses macht auf das Wild in vielen Fällen eine ähnliche Wirkung wie der Donner beim Gewitter. Sowohl beim plötzlichen Gewitter wie bei einem Schuss, wo der Trappe den Schützen nicht sieht, springt er gewöhnlich auf, sichert nach allen Seiten und schreitet dann scheinbar ebenso ruhig weiter wie zuvor. Wie bereits erwähnt, habe ich Ähnliches beim Auerhahn erfahren und ich möchte glauben, dass sich die großen Raubvögel unter Umständen ebenso verhalten.

Was die Jagd der auf Bäumen horstenden Raubvögel anbelangt, so gibt es zwei Methoden. Entweder den abstiegenden Vogel sofort herabzuschießen oder denselben ohne Schuss abstreichen zu lassen, ein Versteck zu bauen und den zurückkommenden Vogel zu schießen.

Erste Methode habe ich in früherer Zeit stets ausgeführt und zu meiner vollen befriedigung, denn selbst nach Fehlschüssen muss man eilig eine Hütte bauen, indem der abgeslogene Vogel gewöhnlich sehr bald zurückkommt.

In den bei weitem meisten Fällen wird indes ein guter Schütze den abstiegenden Vogel sofort niederstrecken. Es ist dabei zu berücksichtigen, dass man sicher darauf rechnen kann, dass ein großer Vogel auf der dem Aufkommen entgegengesetzten Seite abstreicht, wenn nicht für denselben nur die eine Seite des Baumes zum Absprung geeignet ist. Daher ist es ratsam, dass der Schütze einen etwaigen Be-

gleiter vor dem Baume stehen lässt, sich selbst aber unter den Baum so weit begibt, dass ein einigermaßen freier Schuss möglich ist.

Über das Feststellen verschiedener Arten findet man recht eignethümliche Angaben, oft von Leuten, welche ihre Erstlingserfahrung sofort niederschrieben und dieselbe, wie dies so häufig ist, sofort als allgemeine Regel betrachteten. Wer Gelegenheit hatte, viele Jahre solche Raubvögeljagden zu betreiben, der wird wissen, dass nicht allein local, sondern auch individuell große Unterschiede stattfinden.

Die Jagd auf der Krähenhütte wird beim Uhu erörtert werden.

Es wird in neuerer Zeit die Frage erörtert, ob es nicht zweckmäßig sei, alle wahren Geier zu einer Gruppe zu vereinigen, unter dem alten Gattungsnamen „*Vultur*“. Es hat eine solche Vereinfachung auch unzweckhaft manche Vorzüge, besonders bei Gattungen, welche nur wenig Arten enthalten, welche wenig scharf begrenzt sind. Wenn man andererseits die Gattungen mit zahlreichen Arten trennt, so wird die Übersichtlichkeit gefördert. Es ist wohl sehr schwierig, hier überall das Richtige zu treffen, wenn es auch oft vermieden werden könnte, die Trennung so weit zu führen, dass fast jede Art einen eigenen Gattungsnamen erhält.

E. F. v. Hmr.

**Geier** (*Mönchs-*), *Vultur monachus*, Linn., S. N. I., p. 122 (1766); *Vultur cinereus* Gm., S. N. I., p. 247 (1788); *Vultur vulgaris*, Daud., T. d'O. II., p. 16 (1800); *Aegypius niger*, Savigny, O. d'E., p. 74 (1809); *Vultur niger*, Licht., V. D., p. 62 (1823); *Vultur imperialis*, Temm., Pl. C. 426 (1827); *Gyps cinereus*, Bp., C. L. B. E. a. N. A., p. 2 (1838); *Polypteryx cinereus*, Blyth, A. N. H. XIII., p. 113 (1844).

Großer, aschgrauer, gemeiner, schwarzer Geier. *Nahkopf*; *pyrenäischer Adler*.

Engl.: *Cinereous Vulture*; frz.: *Vautour arrian*; span.: *Buitre negro*; portug.: *Pica osso*; ital.: *Avvoltojo*; dän.: *Grogrib*; ungar.: *barna Kesselyii*; böh.: *Sup hnědý*; poln.: *Sep kasztanowaty*; kroat.: *Siri hjesinar*.

Raumann, *Vögel Deutschl.* I., T. 1; Dresser, V., T. 321; Tritsch, B. E., T. 1, Fig. 4.

Der graue Geier ist gewöhnlich etwas größer als der braune, besonders zeigt sich dies in den gewaltigen Flügeln, wenn dieselben von einer Spize zur anderen gemessen werden, weniger in dem Längemaße.

Fünf auf der Reise Sr. I. f. Hoheit Kronprinz Erzherzog Rudolf 1878 in Ungarn erbeutete wurden auf der Stelle gemessen. Durch die gnädige Güte des hohen Herrn können hier diese Maße gegeben werden:

Länge 104—111, Breite 265—287, Flüttig 75—84, Stoß 38—48 cm, Schnabel 10 $\frac{1}{2}$  bis 11 $\frac{1}{2}$ , Mittelzehe 9 $\frac{1}{2}$ —13 $\frac{1}{2}$ , Fußwurzel 9 $\frac{1}{2}$  bis 13 $\frac{1}{2}$  cm.

Die Iris ist beim alten Männchen röthlich umberbraun; die Tarzen und Zehen sind graulich blauweiß. Bei dem alten Weibchen war die Iris dunkelbraun mit einem Stich ins Rothbraune; der Schnabel licht hornbraun, oben und in der Mitte dunkelbraun.

Die Wachshaut und die Augengegend ist bleiblau mit röthlichem, nackte Halsstellen sind bleigran mit grünlichem Schein.

Die Oberhälfte des Halses ist fast ganz nackt; der Oberkopf, die Kopfseiten bis zum Auge und der obere Hinterkopf sind mit kurzen dichten, sehr weichen Federn bedeckt. Unter der Mitte des Halses befindet sich ein herzförmiger Kragen von langen Federn; an jeder Schulter ein beweglicher Federbusch. Hierdurch wird bei eingezogenem Halse dem nackten Theile desselben Schutz gegen rauhe Witterung gegeben.

Bei jüngeren Vögeln ist das Gefieder mehr zugespielt, bei älteren abgerundet. Die Tarzen sind an den oberen zwei Dritteln befiedert; die Nägel sind wie bei allen anderen Geiern stumpf; der Schnabel lang und hoch, schneide-scharf.

Das kleine Gefieder ist schwarzbraun mit röthlichem Glanze, Schwung- und Schwanzfedern schwarz.

Einer der mächtigsten Vögel Europas, der wie alle Geier sich durch die gewaltigen Flügel auszeichnet und dadurch vermag, ohne eine sichtbare Flügelbewegung große Strecken zu durchmessen, ja, auch in gerader Richtung, mit scheinbar unbeweglichen Flügeln sich beliebig zu erheben.

Es gewährt ein prächtiges Bild, wenn diese Geier, am Morgen vom Gebirge kommend, ihre Ausflüge in die Ebene machen.

Der Mönchsgeier ist ein harter Vogel und lebt daher auch nördlicher wie seine Verwandten. Nicht allein die Küstenländer des mitteländischen Meeres, Westasien, Griechenland, die Türkei und Süddungarn sind Heimat, auch in den Karpathen, in Südrussland, im Kaukasus, ja bis zum Ural lebt er als Brutvogel.

Es ist wohl sehr erstaunlich, dass ein so gewaltiger Flieger, wenn er sich aus irgend einem Grunde veranlasst findet, seine Heimat zu verlassen, nur sehr kurze Zeit gebraucht, weite Strecken zurückzulegen. Man hat ihn mit dem braunen Geier vereint in großen Flügen in Schleifen gesieben, und er ist auch einzeln fast überall in Norddeutschland vorgekommen. In Galizien wohl jedes Jahr. Es würde ein großer Irrthum sein, wenn man — wie manche Schriftsteller meinen — diese Wanderer als verirrte Vögel betrachten wollte. Gefunde verirrte Vögel gibt es kaum. Ungewöhnliche Wanderungen treten ein, wenn besondere Veranlassungen auf die Vögel einwirken. Gewöhnlich sind die Gründe in den Nahrungsverhältnissen zu suchen; bei manchen Arten von Vögeln und Säugetieren liegt der Grund auch in ungewöhnlicher Vermehrung. Im allgemeinen ist es wahrhaft bewundernswert, wie scharf die Grenze einer Art innegehalten wird. So lange solche Wanderer kräftig sind und auf der Wanderung ausreichende Nahrung finden, werden sie weniger bemerkt, aber bei allen Wanderungen bleibt auch „ein Kranker weit zurück“, und diese werden von gelehrt und ungelehrten Beobachtern oft als Irrlinge betrachtet, gewöhnlich als Irrgäste bezeichnet, obgleich sie weder Gäste noch Irrlinge sind.

B. Brehm machte auf unserer Reise nach Ungarn eine schöne Beobachtung. Derfelbe fand an einem warmen Nachmittage auf der Fruska-Gora einen Trupp Geier unter dichtem Waldgebüsch versteckt, um sich vor der Sonnenwärme zu schützen.

Dieselben mussten eine ganze Strecke laufen, um auf eine freie Stelle zu kommen, von wo sie aufliegen konnten.

Wie schon bemerk't ist der Mönchsgeier ein sehr harter Vogel. Die Gebrüder Sintenis sahen diese Geier bei über 20° Wärte (Néanmur) so hoch in der Luft kreisen, dass dieselben nur als kleine Punkte erschienen. Obgleich nun das Auge des Geiers klein ist, so ist es doch außerordentlich scharf, denn sie erblinden aus solcher Höhe die Gegenstände auf der Erde ganz genau. Wenn nun Einer einen Fraß erspäht, so senkt er sich in Kreisen herab und alle seine Gefährten folgen seinem Beispiel. Es ist daher in erster Linie nicht der Geruch, sondern das Auge, welches den Geier seine Beute finden lässt und oft in kurzer Zeit eine große Anzahl vereinigt.

Für die warmen Länder, besonders wenn die Gesundheitspolizei eine mangelhaft ist, sind die Geier möglich. In Ungarn fressen sie auch die so sehr schädlichen Ziegen.

Der Mönchsgeier horstet im eigenen Bau oder in einem alten Adlerhorste auf Bäumen der Waldgebirge. Gewöhnlich befinden sich darin zwei Eier, bisweilen aber auch nur eines. Sie sind gewöhnlich an beiden Enden abgerundet, ziemlich gleichhäufig, doch mitunter auch an einem Ende zugespitzt. Der Längsdurchmesser beträgt 8.5—9.2 mm, der Querdurchmesser 6.0 bis 7.4 mm.

Die Eier haben auf bläulich weißem oder gelblich weißem Grunde eine außerordentlich schöne Zeichnung von kleineren oder grösseren, gleichmäßig über das ganze Ei vertheilten oder nur an einem Ende befindlichen Flecken von lehmgelber, röthlich-lehmgelber, röthlich-brunner, dunkelbrauner, schwarzer Färbung, die manchmal mit röthlich-schwarzen Flecken untermischt sind. Bisweilen ist die Färbung überall fast gleichmäßig lehmgelb, wie man dies gewöhnlich beim Geieradler findet. Meine Sammlung hat 25 Stück dieser Eier vom 18. März bis zu Mitte April.

E. F. v. Hmr.

**Geiſel**, der, s. v. w. *Bibergeiſel*, s. d. „Die Hoden oder Geiſeln sind das kostlichst am Biber . . .“ Stumpff, Schweiz. Chronica, fol. 611 a. — Kobell, Wildanger, p. 333. — Sanders, Wb., I., p. 566 c. E. v. D.

**Geiſel**, die, s. v. w. *Hoden*, bei allem Wild, vgl. Kurzwildpret, welches Wort gebräuchlicher. „Geylen heißen die Hoden von den Thieren.“ Läuger, Jagdgeheimnisse, 1682, fol. XII a. — Fleming, T. J., 1789, I., Auh., fol. 107. — „Geulen, so heißen die Hoden oder Glöſe bei den vierjähigen Raubthieren; bei dem Roth- und Schwarzwild aber heißt es das kurze Wildpret.“ Grofskoff, Weidewerkslexikon, p. 139. — „Gailen nennen einige die Testikeln des Bibers, Marders, Fuchsjens, Hasens, wie auch das weibliche Glied dieser Thiere.“ „Hoden, Geiſ-

len oder Greuel, dann Kurzwildpret werden sowohl die Testikeln des Hirsch's, als auch anderer wilden Thiere genannt.“ Chr. W. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 171, 206. — „Gailen, auch Geschrot, nennt man die Testikel bei den Raubthieren. Bei dem Glen-, Edel-, Dam-, Reh- und Schwarzwilde aber nennt man sie Kurzwildbret.“ Hartig, Lexif., p. 212. — „Gailen werden die Testikel des Fuchses und auch des Hundes genannt.“ Raoul R. Dombrowski, Der Fuchs, p. 184. — „Gailen: die Hoden des (Auer-) Hahnes.“ Wurm, Auerwild, p. 7. — Sanders, Wb., I., p. 566 b. E. v. D.

**Geiſen**, verb. intrans., s. v. w. seuchten, selten. Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 176. — Sanders, Wb., I., p. 566 c. E. v. D.

**Geiſtsäure** gehört zu den Humussäuren. S. Humus. v. Gn.

**Geisteskrankheit** (Deutschland) des Thäters, welche dessen freie Willensbestimmung aufhebt, schliesst nach § 51 des Reichsstrafgesetzes vom 13. Mai 1871 die Strafbarkeit der That aus.

Nach der Strafproessordnung vom 1. Februar 1877 hat der Eintritt von Geisteskrankheit nach der That die vorläufige Einstellung des Verfahrens, der Eintritt einer solchen nach der Berurtheilung den Aufschub des Strafvollzuges zur Folge.

Geisteskrankheit macht rechtsunfähig, wenn sie die Willensfähigkeit, d. h. die Fähigkeit, die rechtliche Bedeutung eines Geschäftes zu erfassen und sich demgemäß frei zu entschließen, aufhebt. Von einem solchen Geisteskranken eingegangene Rechtsgeschäfte sind ungültig.

Die Entmündigung einer geisteskranken Person erfolgt nach der Civilproessordnung vom 30. Januar 1877 nur auf Antrag durch Beschluss des Amtsgerichtes. Außer dem Ehegatten, den Verwandten u. s. w. ist in allen Fällen auch der Staatsanwalt des vorgelegten Landgerichtes zur Antragstellung besugt. At.

**Geiſ**, die, das weibliche Thier beim Reh, der Gemse, dem Steinbock und Muflon, seltener auch beim Damwild; s. a. die Zusammensetzungen Rehgeiſ, Gemſgeiſ &c. „Unter den Gemien ist an der Gestalt kein Unterchied: Vorf und Geiſen sind gleich.“ Stumpff, Schweiz. Chronica, fol. 606. — „Geiſ heißt das Weiblein eines Rehes.“ Läuger, 1682, Jagdgeheimnisse, p. 1 b. — Fleming, T. J., 1729, I., Auh., fol. 107 a. — „Das Weiblein (beim Reh) wird bei theils Jagereien eine Riecke oder Rehe, Hille oder Geiſ . . . genannt.“ Döbel, Jagdpraktika, 1746, I., fol. 29 b. — „Geiſ oder Rüde wirkt das weibliche Geschlecht von denen Rehen genannt . . .“ Grofskoff, Weidewerkslexikon, p. 258. — Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 176. — „Geiſ, Rehgeiſ, Damengeiſ, nennen einige die weiblichen Thiere der Rehe und des Damwildes.“ Hartig, Lexif., p. 216. — „Steinbock . . . das Weibchen Steinengeiſ.“ Ibid., p. 498. — Sanders, Wb., I., p. 570. E. v. D.

**Geiſel**, Fühlergeiſel der Insecten, s. Antennen. — Geiſel = Flagellum, s. Diptera. v. Hjcl.

**Gejagt**, das, auch **Gejaid**, Nebenform von Jagd, veraltet; besonders häufig im Mhd.: gejet. „Ich wan man lieg nyndt so viel sam da man sait von vederspil, von gejaid vnd von paiz . . .“ Heinrich der Teichner, Von valcheneren. Cgr. fol. Cxlv, v., col. a. v. 1—3. — „Er was ein wegemüder man worden von dem gejagd.“ „. . . und liez nie nint beliben, daz man zem jeid sol triben.“ Königsberger Allegorie, v. 15, 92. — „. . . ob min jeiteit den wiltban boeser macheit.“ Hadamar v. Laber, Diu jagt, str. 44. — „Wen mir ist wol an dem geyeyd . . .“ Peter Schedewirt, Daz gejaid, v. 27. — „. . . eynen yeden waidman, der dem gejaid ist hangen an . . .“ „So er mit der zeit erkennet mit geferligkeit inn dem gejayed mit vil gebrechen . . .“ Hans Sachs, Actaon, v. 42, 73. — „Das gejaegt der Hirsch.“ M. Sebitz, Feldbau, 1580, fol. 663. „Du kunig, nim war der valken vnd der hirschen und ergötz dich an den gejadten.“ Weißkunig, 438. — „Jagd wird auch Gejaigd oder Gijaid benannt.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 224 a, 176 a. — Sanders, Wb., I., 826 c, 834 a; Erg. Wb., p. 285. E. v. D.

**Gejakt**, adj., s. v. w. gepanzert, s. d. „Der gejactte oder gepanzerte Hund . . .“ Döbel, Jägerpraktika, Bd. II., p. 77 b. — Großkopf, Weidewerksleitk., p. 137. — Behlen, Real- u. Verb.-Lexik., III., p. 133. E. v. D.

**Geklaut**, adj., Gegensatz zu geschaft, s. d. „In der Fährte thut das edle oder geschalte Wildpret seine Zeichen mit denen Schalen, das unedle oder geklaute oder Raubwildbret aber mit seinen Branten oder Klauen.“ E. v. Heppe, Aufr. Lehrprinz., p. 86. — „Spur (statt Färthe) wird am meisten von geklautem Wildpret als den Hasen, Luchs, Wolf, Fuchs, Dachs u. dgl. gesagt.“ Ibid. p. 113. — Sanders, I., p. 926. E. v. D.

**Gelash**, das, s. v. w. Suhle, s. d. „Sudel, Sulach, . . . Gelach, Sohle, Prude, ist alles Eines und zeiget eigentlich einen Morast oder Sumpf an, in welchem die Hirsche und die Sauen sich des Sommers und zur Prunkzeit abküsten.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 359. — Sanders, Wb. II., p. 2 c. E. v. D.

**Geladie**, j. Dienstbarkeiten und Alpen. Mcht.

**Geländer** bestehen (Fig. 381) aus den Geländersäulen von Holz oder Stein, dem Geländerholm und den Riegelholzern. Die Geländer sind einfache Rundhölzer mit

schieß abgeschnittenem Kopfe: mitunter werden sie auch aus Pfosten von hartem Holz hergestellt und am Kopfe mit einem Zapfen angearbeitet, worauf der Geländerholm gelegt wird. Mitunter werden die Geländerholme nur durch einen Holznagel mit der Säule verbunden.

Die Säulen werden in Entferungen von 4 m fest in den Boden eingesetzt, müssen mindestens 0'9—1'0 m über dem Boden emporragen und erhalten der Länge nach Durchzüge oder Riegelhölzer, öfter auch Geländerstreben. Auf wichtigen Straßenanlagen treten an Stelle der hölzernen Säulen und Riegeln Steinsäulen und Eisenstangen.

**Herstellungsauwand**. Einen laufenden Meter Geländerbaum aus weichem Holz,  $1\frac{1}{2}$  bis  $1\frac{3}{4}$  cm behauen, an der oberen Fläche abrunden und hobeln erfordert einschließlich des Verzapfens und Einlassens 0'18 Zimmermannstagssichten, 1 m 12—25 cm starkes Rundholz 0'01—0'05 fm<sup>3</sup> rohes Holz.

Einen laufenden Meter Geländerkopf- oder Mittelsäule 20/25 cm behauen, am unteren Ende anbreußen (anhöhlen) und versehen erfordert 0'25 Zimmermannstagssichten, 0'12 Handlangertagsichten, 1 m 30 cm starkes Holz oder 0'07 fm<sup>3</sup> rohes Holz.

Einen laufenden Meter Geländerbaum aus 15—20 cm starkem Rundholz herstellen erfordert 0'03 Zimmermannstagssichten und 0'02 bis 0'03 fm<sup>3</sup> rohes Holz.

Einen laufenden Meter Topf- oder Mittelsäule aus 15—25 cm starkem Rundholz herstellen, anhöhlen und versehen erfordert 0'10 Zimmermannstagssichten, 0'12 Handlangertagsichten und 0'02—0'03 fm<sup>3</sup> rohes Holz,

**Geländerheber**, s. Geländer. Fr.

**Geländerpfosten**, s. Geländer. Fr.

**Geländerstreben**, s. Geländer. Fr.

**Geläppé**, das, s. v. w. Behang, s. d. Sanders, Wb. II., p. 27 a. E. v. D.

**Gelauf**, auch **Geläufe**, das. Bei Federwild s. v. w. Wechsel, Pass; seltener in derselben Bedeutung von niederem Haarwild. „Laufteln oder Gelauen heissen die kleinen Pfädchen, so ein Volk Hühner auf dem grünen Samen, auch auf den Wiesen im Grase machen . . .“ E. v. Heppe, Aufr. Lehrprinz., p. 288. — „Gelauf nennt man es, wo Federwild gelauen hat.“ Hartig, Lexik., p. 216. — „Gelauf, wo Federwild gelauen ist.“ Laube, Jagdbrevier, p. 277. — „An ihrem (der Hündin) leisen und vorsichtigen Nachschleichen auf dem Gelände konnte ich wahrnehmen, daß sie Hühner in der Nase hatte.“ Diezel, Ritterjagd, p. 130.

— „Das Geläuß oder Geläuse: der Ort, wo Federwild an der Erde gelauen ist, auch die Spur davon am Boden.“ Wurm, Auervild, p. 7. — „Wo Iltisse ihr Gelieger und Geläuse haben . . .“ E. v. Heppe I. c., p. 18. — „Kann ein Hase in einer Nacht ein so starkes Geläuß machen . . .“ Ibid., p. 327. — Seltener für die Beschaffenheit des Bodens, in Bezug auf das Suchen der Hunde. „Die Hunde haben

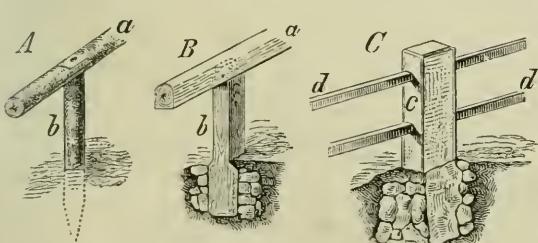


Fig. 381. Ansicht eines Straßengeländers. A aus rohem Gestänge, B aus behauinem Holz, C mit Steinsäulen. a Geländerpfosten, b Geländerholz, c Steinsäule, d Riegelholz.

gut Geläuf, wenn der Boden, auf welchem gehegt werden soll, weder zu hart, noch zu weich ist . . ." D. a. d. Winkell, Hb. f. Jäger, II., p. 32. — Laube I. c. p. 277. — Sanders, Wb. II., p. 48 b.

E. v. D.

**Geläufst**, adj. s. v. w. mit Läusen versehen, selten. "Begleitet von dem frummi geläufsten Hund, eilt man zu diesen Mörderhöhlen hin." Graf Waldersee, der Jäger, p. 41.

E. v. D.

**Gelaut**, auch **Gelante**, das, das **Bellen** (Lautwerden) der Hunde. "Gelaut, nennen einige das **Bellen** der **Hunde**." Chr. W. v. Heppé, Wohlsred. Jäger, p. 176. — "Das vielstimmige **Bellen** der Jagdhunde, wenn sie ein Wild verfolgen oder verjagen, nennt man das **Geläute**." Hartig, Legit., p. 217. — "Das helle **Geläut** der Meute war verstimmt." R. v. Domrowski, Edelwild, p. 358. — Sanders, II., p. 60.

E. v. D.

**Geldempfangsanweisung** oder **Gelderhebungserkundung** ist die bei Verkäufen von Holz oder sonstigen Forstprodukten durch den Forstverwalter von diesem an die Forststafsa ausgestellte Anweisung, welche den für die verkauften Forstprodukte in Empfang zu nehmenden Betrag (die Solleinnahme) nachweist. Vgl. Holzabgabe.

v. Gg.

**Geldetat** ist der Geldbetrag, welcher für einen bestimmten Zeitraum zur Bereinigung oder Veranschlagung im Voraus festgesetzt worden ist. Bis wie weit ins Detail die Zerfällung des Etats erfolgen kann, hängt von der Einheit der Wirtschaft und der Möglichkeit, ziffermäßiges Anhalten zu bekommen, ab.

v. Gg.

**Geldgebarung** im Allgemeinen s. **Cassawesen**. Die Geldgebarung der Forstverwalter beschränkt sich bei der grundfächlichen Trennung des Cassawesens von der Verwaltung zunächst auf die Auszahlung kleinerer Beträge (z. B. von Culturarbeiten und sonstigen Taglöhnen) aus zu diesem Zwecke gewährten Vorschüssen, dann auf die Geldeinhebung bei Verkäufen von Holz oder Nebenentnahmen aus freier Hand (nach Tarifpreisen) oder der Abgabe kleinerer Partien im Versteigerungsweg, von Pachtbeträgen oder Gegenleistungen von Servitutsberechtigten u. dgl. Bezüglich dieser Geldgebarung fungiert der Forstverwalter stets nur als Untereinnehmer der betreffenden Cassastelle, von welcher er die Vorschüsse empfängt und an welche er die eingenommenen Beträge in kurzen Terminen abführt. Soweit dem Forstverwalter eine solche Geldgebarung übertragen ist, obliegt ihm auch die erste Aufschreibung hierüber, und hat derselbe dann über die in Empfang genommenen Beträge ein Geldempfangs- oder Berichtsregister, dann ein Vormerkbuch über die Ausgaben und eine Abrechnung der erhaltenen Vorschüsse zu führen. Diese Ausgabs- oder Empfangslisten sind dann stets bei der Ablieferung der Geldbeträge oder der Schlussabrechnung von Vorschüssen in entsprechenden Ausweisen der Cassastelle, welche die eigentliche Geldrechnung führt, vorzulegen.

v. Gg.

**Geldpräliminare** (Geldertragsvoranschlag). Sowie durch die verschiedenen Betriebsanträge (s. Anträge) die Wirtschaft in technischer Bezie-

hung vorausbestimmt und geregelt wird, so geschieht dies vom finanziellen Standpunkte aus durch die Aufstellung des Präliminares, d. i. eines Voranschlages der innerhalb des kommenden Wirtschaftsjahres voraussichtlich sich vollziehenden Einnahmen und Ausgaben aus der betreffenden Wirtschaft und des somit zu erwartenden Wirtschaftserfolges.

In den Staatsforstverwaltungen ist die Aufstellung eines solchen Voranschlages schon durch das Budgetbewilligungsrecht der Volksvertretungen geboten; aber auch in allen größeren und wohlgeordneten Privatforstwirtschaften wurde dieselbe als eine sehr wichtige Verwaltungsmäßregel anerkannt und eingeführt. Das Geldpräliminare lässt den voransichtlichen Gang der Wirtschaft in allen einzelnen Zweigen im voraus überblicken, und ermöglicht dadurch einerseits wünschenswerte Änderungen und Verbesserungen rechtzeitig anzutun, andererseits die nötigen Maßregeln für den ungestörten Wirtschaftsbetrieb (Deckung größerer Voranslagen, Arbeitenbeschaffung u. dgl.) zu treffen; dasselbe gibt aber auch den einzelnen Wirtschaftern den festen Rahmen für ihre Gebarung, indem die präliminierten Ausgabesziffern als die unüberschreitbare Grenze der in ihrem Wirkungskreise zulässigen Ausgabsanweisungen anzusehen sind. Die Feststellung und Genehmigung der Geldvorauschläge ist demnach auch eine der wesentlichen Ausgaben der Wirtschaftsleitung. Die Aufstellung dieses Voranschlages erfolgt nach den in der Verrechnung der betreffenden Wirtschaft überhaupt eingeschafften einzelnen Rubriken der Einnahmen und Ausgaben, und es sind bezüglich der Rückmeldung oder Feststellung der einzelnen in den Voranschlag aufzunehmenden Ansätze drei Kategorien dieser Rubriken zu unterscheiden: die unveränderlichen und die veränderlichen Rubriken der ordentlichen Einnahmen und Ausgaben und die Rubriken der außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben. Für die unveränderlichen Rubriken (Gehalte, Pachtbeträge u. dgl.) sind die Beträge aus den betreffenden Gebührentandsausweisen zu entnehmen; für die veränderlichen Rubriken führt sich der Voranschlag in der Regel auf das Durchschnittsergebnis der letzten Jahre (wobei abnormal Jahre außer Betracht bleiben); für die außerordentlichen Einnahmen oder Ausgaben aber müssen die Beträge jedesmal nach Beurtheilung des wahrscheinlichen Ergebnisses der beabsichtigten, die Rubriken betreffenden Vermögens- oder Wirtschaftsmaßnahmen angezeigt werden. Die Aufnahme bedeutsamer Posten für außerordentliche Ausgaben (Grundankauf, größere Bauten oder sonstige Investituren) oder außerordentliche Einnahmen (Verkauf von Grund oder von Betriebsmitteln u. dgl.) in den Geldvorauschlag soll auch nur dann erfolgen, wenn die betreffenden Besitzveränderungen, Bausführungen u. s. w. bereits prinzipiell genehmigt sind. Das Geldpräliminare soll seinem Zwecke gemäß stets vor Beginn des betreffenden Wirtschaftsjahres festgestellt sein. Am zuverlässigsten wäre daselbe auf Grund der einzelnen Betriebsanträge (Fällungs-, Culturantrag re.) für

daselbe Jahr aufzustellen; doch muß, besonders in der Staatsforstverwaltung, wo dieses Präliminare nur einen Theil des gesamten Staatsvoranschlages bildet, letzteres häufig schon vor der Verfassung der ersten festgestellt werden, in welchem Falle diese sich in dem durch das Geldpräliminare gegebenen Rahmen zu halten haben.

v. Gg.

**Geldrechnung.** Die Geldrechnung hat stets diejenige Stelle zu führen, welcher die Geldabgabung (das Cassageschäft) übertragen ist. Die Forstverwalter haben daher in der Regel nur die Materialrechnung aber keine Geldrechnung zu führen. Sie liefern jedoch insoweit die Grundlagen für dieselbe als von ihnen die Anweisungen für Auszahlungen oder Geldenmpässe ausgehen, und als sie über die der Verwaltung selbst übertragenen Auszahlungen und Geldeinhebungen die erste Aufschreibung führen (vgl. Geldabgabe). Über die Form der Geldrechnung s. Buchführung und Rechnungsweisen.

v. Gg.

**Geldstrafe** (Deutschland) war in den ältesten Zeiten Deutschlands die weitans überwiegende Strafe und bestand in Schadenersatz oder Buße (bei der Tötung Wergeld genannt) an den Verlebten, *compositio*, und in dem an das Gemeinwesen zu zahlenden Friedensgeld für den durch das Gericht dem Verbrecher wieder gewährten Frieden. Mit dem Untergange der allgemeinen Freiheit traten an die Stelle der Geldstrafen Leibes- und Lebensstrafen, welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts wieder größtentheils durch Freiheitsstrafen verdrängt wurden. Nach dem Reichsstrafgesetz vom 15. Mai 1871 (§§ 27–30 und 78) bildet die Geldstrafe theils die Hauptstrafe für Übertretungen und bei einem Betrage derselben von mehr als 150 Mark auch für Vergehen, theils eine Nebenstrafe zur Gefängnis- und Zuchthausstrafe. Der Mindestbetrag der Geldstrafe ist bei Verbrechen und Vergehen drei, bei Übertretungen eine Mark. Ein Höchstbetrag derselben ist nicht bestimmt, da bei Concurrnz von Delicten (j. d.) für jedes derselben die Geldstrafe nach ihrem vollen Betrage auszusprechen ist.

Eine uneinbringliche Geldstrafe ist bei Übertretungen in Haft, bei Vergehen und Verbrechen in Gefängnis-, bzw. Zuchthausstrafe umzuwandeln. Bei der Umwandlung sind für Vergehen und Verbrechen 3–15, für Übertretungen 1–15 Mark einer eintägigen Gefängnis-, bzw. Haftstrafe gleich zu achten. Die an die Stelle einer so ermittelten Gefängnisstrafe tretende Zuchthausstrafe beträgt 0,8 derselben. Der Mindestbetrag der an Stelle einer Geldstrafe tretenden Freiheitsstrafe ist ein Tag, ihr Höchstbetrag bei Haft sechs Wochen, bei Gefängnis ein Jahr (bei Cumulation jedoch drei Monate, bzw. zwei Jahre). In den Nachlässen kann eine Geldstrafe nur dann vollstreckt werden, wenn das Urtheil bei Lebzeiten des Verurtheilten rechtskräftig geworden war. Verschieden von der Geldstrafe ist die Buße (j. d.).

Geldstrafen kommen außerdem vielfach nach Reichs- und Landesgesetzen zur Anwendung, wobei jedoch mitunter die Umwandlung

derselben in Freiheitsstrafen (z. B. nach dem Reichswirtschaftsstaatengesetz) ausgeschlossen ist. Geldstrafen kommen auch als Ordnungsstrafen beim Prozeßbetriebe, als Disciplinarstrafen für Beamte, als Bußen bei staatlich genehmigten Genossenschaften u. j. w. vor.

Alt.

**Gelechia** Zell., Gattung der Familie Gelechiidae, Abtheilung Timeae, Motte, Ordnung Lepidoptera, enthält zwar keinen Forstschädling, wohl aber eine für die Landwirtschaft wichtige Art: *Gelechia (Silotroga) cerealella*, deren Ränchen die in der Entwicklung begriffenen und ausreisenden Körner besonders des Weizens ansäuft und dadurch schon bedeutend schädlich geworden ist.

Hschl.

**Gesege**, das, Sammelname für die Eier eines weiblichen Vogels; für alles Federwild; vgl. Geperre. „Wie fängt das Weibchen (des Rebhuhns) eher zu brüten an, bis das ganze diesjährige Gesege vollzählig ist.“ D. a. d. Wulf, Hb. i. Jäger, II., p. 203. — „Das Gesege: die Summe der Eier in einem Neste.“ Wurm, Auerwild, p. 7. — Sanders, Wb. II., p. 73c.

E. v. D.

**Geseise**, das, im Mhd. (= leise) für Fährte; selten. „Er hilt sich in den leisen, daz man ez für ein kelbel mac ansprechen.“ „Hie her in jener leise sich ist die vart vermezen.“ Hadamar v. Laber, Diu jagt, str. 188, 333.

E. v. D.

**Geleit**, freies oder sicheres (salvus conductus), war im Mittelalter das von dem Gerichte einem abwesenden Beschuldigten gegebene Versprechen, ihn bei freiwilliger Stellung vor der Rache der Beschuldigten zu schützen und ihm nach erfolgter Verurtheilung innerhalb der festgesetzten Frist die ungehinderte Rückkehr zu seinem vorigen Aufenthalte zu gestatten. In dieser Weise wird ein freies Geleit gegenwärtig nicht mehr ertheilt, da in einem Rechtsstaat, in welchem ohnehin Selbsthilfe Federmann verboten ist, nicht auf die Vollstreckung eines unter Beobachtung aller zum Rechtsschutz dienlichen Vorschriften gefällten Urtheils verzichtet werden kann, gegen welches überdies dem Verurtheilten die nötigen Rechtsmittel zu Gebote stehen. Das sichere Geleite schützte früher den Angeklagten gegen Verwüstigung, während dasselbe jetzt nur im Interesse der Rechtspflege ertheilt wird, um einen schwer erreichbaren Beschuldigten zur Sichtierung zu bestimmen.

Nach § 337 der deutschen Strafprozeßordnung vom 1. Februar 1877 kann das Gericht einem abwesenden Beschuldigten sicheres Geleit ertheilen und diese Ertheilung an Bedingungen knüpfen. Das sichere Geleit gewährt Befreiung von der Untersuchungshaft, jedoch nur in Ansehung derjenigen strafbaren Handlung, für welche dasselbe ertheilt ist. Es erlischt, wenn ein auf Freiheitsstrafe lautendes Urtheil ergeht, wenn der Beschuldigte Anstalten zur Flucht trifft, oder wenn er die Bedingungen nicht erfüllt, unter welchen ihm das sichere Geleit ertheilt worden ist.

Alt.

**Geleiter**, das, derjenige Theil eines Treibzeuges, welcher in den Hainen führt, also gleichsam das eingelassene Federwild in den-

**Gleitsmann.** — **Gemeinden.**

selben leitet „Au den Seiten (des Hammens) wird ein Geleiter gestricht . . .“ Döbel, Jägerpraktika, 1747, II., fol. 184 a. — „Das Treibzeng . . . besteht aus drei Theilen: a) dem Hamm, b) dem Himmel und c) dem Geleiter.“ D. a. d. Winfell, Hö. f. Jäger, II., p. 279. — Hartig, Lexik., p. 550. — Sanders, Wb. II., p. 108 a. E. v. D.

**Gleitsmann.** der, Ansprache für den Leithund, selten, vgl. Gejelle, Gleitsmann. „Ha, ha! mein Gleitsmann!“ M. Sebiz-Estienne XV. Bücher von dem Ackerbau, 1580, fol. 752. E. v. D.

**Gelenk,** Gelenkgrube, Gelenkpfanne (bei den Insecten), s. Brust der Insecten. Höchl.

**Gelieger,** das, selten statt Lager, s. d. „Lager, einiger Orten sagt man auch: das Gelieger. Es bedeutet eigentlich den Platz, wo sich eine einzelne Sau niedergelassen hat.“ C. v. Heppe, Austr. Lehrprinz., p. 106. — „Da hat sich ein Volk, Rütte oder Kette Hühner gelagert oder rüten und drücken sich in ihrem Lager oder Gelieger zusammen.“ Ibid., p. 108. — „Wo Stütze ihr Gelieger und Gelände haben . . .“ Ibid., p. 18. E. v. D.

**Gelockt,** das, das Locken, die Lode, der Lockruf, s. d. „Die Hauptfache ist, daß der Vogelsteller . . . beide (Rütteln), die von Birkenhale und von Meissing hörig brauchen, und den Gesang und das Gelode der verschiedenen Drosselarten natürlich nachahmen kann.“ Bechstein, Hö. f. Jagdwissenschaft, II., p. 621. — Onomat. forest. II., p. 1007. — Behlen, Wmspr., 1829, p. 66. — D. a. d. Winfell, Hö. f. Jäger, II., p. 354, 429. — Sanders, Wb. II., p. 152 a. E. v. D.

**Gelos,** das, oder Gelöse, auch Geläßje, mit vielen sonstigen mundartlichen Nebenformen s. v. w. Lösung, s. d. „Nun wil ich dir sagen von dem gelösz, wie das geschaffen ist. Des hirsz gläs ist grosz . . . vnd ist es dicker, so ist es ein hinden geläs.“ Abh. v. d. Zeichen d. Rothirsch's a. d. XIV. Thdt., Cgr. no. 2952, fol. 104 v. — „Von des hviczen gelöse . . .“ Idem, Cgm. no. 558. — „Item des hirschen Gloss ist gross vnd leicht . . .“ Noë Meurer. Jag- vnd Forstreicht, Ed. I. Pforzheim 1560, fol. 90. — Des hirtzen gloss . . . die glossen . . . Geloss eines Hirsch . . .“ M. Sebiz-Estienne. XV. Bücher von dem Ackerbau, 1580, fol. 682, 683. — „Lösung, auch Gelöß, heißtet alles, was von Hunden und dem haarricht und gefiederten Wildpriet hinten ausgehet, ohne bei dem Ranbgelügel, da heißtet es: das Geschmeiß.“ C. v. Heppe, Austricht. Lehrprinz. p. 277. — „Gestüber, Gelöß, auch Lösung, also heißtet man den Roth, welchen die Feldhühner fallen lassen.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 181. — „Der Unrat (beim Rothwild): Lösung, bei Einigen Lösung, Gelöß, Gebahn.“ Bechstein, Hö. f. Jäger, I., 1., p. 101. — Sanders, Wb., II., p. 160. E. v. D.

**Gelle,** s. Culicidae; Diptera. Höchl.

**Gelsemin.**  $C_{22}H_{38}N_2O_4$ , in der Wurzel von Gelsemium sempervirens, sehr bitter,

amorph, ist stark giftig, löst sich leicht in Äther und Chloroform, schwer in Wasser. v. Gn.

**Gelt,** adj., s. v. w. unbeschwert oder unstrukturiert; auch in Zusammensetzungen wie Geltthier, Geltreh, Geltgenie, Gelt henne u. s. w. — „Gelete Thier, ist ein Thier, das vorig Jahr ein Kalb getragen und dieses Jahr gelete gehet.“ Tänzer, Jagdgeheimnisse, Kopenhagen 1682, fol. XI b. — „Welche Gänse gelte geblieben, die manßen dieses Jahr nicht.“ Värsjon, Hirschgerechter Jäger, 1734, fol. 109. —

„Bleibet aber die Bach'e gelde . . .“ Fleming, T. J., 1729, I., fol. 92. — „Ganz alte Thiere, dann auch die jungen Schmalthiere, nehmen nicht gerne den Beschlag auf und an, daher sie gall=, galt=, oder göllgehend benennt werden.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlredender Jäger, p. 171. — „Ist das Thier nach der Brunftzeit nicht hochbeschlagen, so neunt man es geltes Thier, oder Gelt-Thier.“ D. a. d. Winfell, Hö. f. Jäger, I., p. 5. — „Gelt oder gell nennt man alles weibliche Wild, wenn es sich zur natürlich bestimmt Zeit nicht fortpflanzt . . .“ Hartig, Lexikon, p. 216. —

„Galt ist besser als gelt: Galtthier, Galtgans.“ Kobell, Wildanger, p. 479. — „Gelt henne, Galthenne: eine wegen hohen Alters, Krankheit oder Mangel an Hähnen unbeschreit gebliebene Henne.“ Wurm, Auervild, p. 7. — Sanders, Wb., I., p. 375 b, c. E. v. D.

**Gelünge,** das: Herz, Lunge und Leber nennt man das Geräuff oder das Gelüng'e oder auch die Lunge (beim Rothwild). Döbel, Jägerpraktika, 1746, I., fol. 18. — Herz, Lunge und Leber: Geräuff, Geschlinge, Gelüng'e. Lunge oder Bäuschel. Bechstein, Hö. d. Jagdwissenschaft, I., 1., p. 102. — D. a. d. Winfell, Hö. f. Jäger, I., p. 3. — Laube, Jagdbrevier, p. 277. — Sanders, Wb., II., p. 181 c. E. v. D.

**Gemäße,** das, Sammelname für die Maschen (s. d.) der Jagdneße. „Auf diese Tücher kommt ein Gemäße von anderthalb Maschen hoch.“ Döbel, Jägerpraktika, 1746, II., fol. 21. — Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 103. — Bechstein, Hö. d. Jagdwissenschaft, I., 3., p. 524. — „Die Maschen an den Jagdneßen werden das Gemäisch genannt.“ Hartig, Lexikon, p. 216. — Sanders, Wb., II., p. 246. E. v. D.

**Gemeinden** (Deutschland) sind Corporationen oder Verbündungen von Menschen, welche mit Hilfe ihres Vermögens ihre Sonderzwecke verfolgen und zugleich Glieder des staatlichen Verwaltungsorganismus bilden (s. Autonomie des Waldeigentümers und Gesellschaft). Wegen der unmittelbaren Beteiligung an der Lösung staatlicher Aufgaben bezeichnet man diese Corporationen auch als politische Gemeinden, zum Unterschiede von anderen Verbündungen, welche, wie z. B. Kirchen-, Schul- und Armengemeinden, Weg- und Deichverbände u. s. w., neben der Verfolgung ihrer gemeinsamen Zwecke auch das Staatsinteresse fördern. Die Gemeinden stehen als juristische Personen unter Staatsaufsicht; ihre Bildung und Auflösung ist an die staatliche Genehmigung geknüpft.

In den ältesten Zeiten Deutschlands bildeten, wie jetzt noch in den Schweizer Kantonen Schwyz und Uri, die Markgenossenschaften (s. Corporationswaldungen), welche in Sachen der Mark Autonomie und Gerichtsbarkeit besaßen, die Grundlage der Staatsverfassung, indem sich aus ihnen höhere Verbände (Gau, Nation) bildeten, welchen sie nur bezüglich der allgemeinen Angelegenheiten untergeordnet waren. Als im Laufe der Zeit die Markgenossen Freiheit und Grundeigentum verloren, hörte die Dorfgemeinde auf, ein öffentlich-rechtliches Organ zu sein. Die Vertretung derselben ging auf den Grundherrn über, welcher der Verwalter und Richter der Gemeinde war und die öffentlichen Lasten derselben zu tragen hatte. Diesen Landgemeinden gegenüber entwickelten sich seit dem Mittelalter mehr oder weniger mit Privilegien ausgestattete Stadtgemeinden, welche meist der Landeshoheit unterworfen waren, zum Theil aber unter dem Schutze des Kaisers oder des Landesherrn förmliche Republiken bildeten, welche jedoch mit der Auflösung des Deutschen Reiches bis auf vier ebenfalls der Landeshoheit unterstellt wurden. Mit der vollständigen Entwicklung der Staatsgewalt im XVIII. Jahrhundert verloren auch die der Landeshoheit unterstellten Städte meist Autonomie, Gerichtsbarkeit und Polizei, ja man gieng in Preußen so weit, das Stadtvormögen als Staatsgut zu erklären, dessen Verwaltungsüberschüsse in die Staatskasse fließen sollten.

Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Regulierung der Grundlasten zu Anfang unseres Jahrhunderts und mit der bald darauf folgenden Einführung von Repräsentativversammlungen wurden die Besitznisse der Landgemeinden bezüglich der Verwaltung ihrer Angelegenheiten erweitert und denselben gestattet, sich den Staatsbehörden gegenüber selbst zu vertreten, während dem Grundherrn noch Polizei und Gerichtsbarkeit verblieben. Erst die vollständige Grundentlastung (s. d.) infolge der politischen Ereignisse des Jahres 1848, welche die Bauern zu Grundeigentümern mache, hatte zur Folge, dass die Patrimonialgerichtsbarkeit auf den Staat, die Ortspolizei auf die Gemeinde überging, welche wieder Autonomie erhielt und an Stelle des Grundherrn als äußerstes Glied der Staatsverwaltung bestellt wurde. Dem Grundherrn verblieben nur, wenn er die Verpflichtung zu Beiträgen für die Unterhaltung der Kirche behielt, die sog. Patronatsrechte, deren wichtigstes in der Präsentation für die Pfarrstelle besteht. In diesem Sinne hat nun in allen deutschen Staaten seit 1848 eine Änderung der Gemeindegesetzgebung stattgefunden, mit Ausnahme von Mecklenburg, welches keine Grundentlastung und somit auch keine Landgemeinden, sondern nur Verbände zum Zwecke der Armenpflege besitzt. Für die Städte begann mit der preußischen Städteordnung vom 19. November 1808, dem Werke v. Stein's, eine neue Ära. Dieselbe gab den Städten die Selbständigkeit wieder und bildete das Vorbild für die Gesetzgebung der anderen deutschen Staaten. So ist man denn in der

Hauptſache auf den Ausgangspunkt zurückgekehrt, indem die autonome Gemeinde jetzt wieder das Element bildet für die Verbände höherer Ordnung, den Bezirk, Kreis, die Provinz und den Staat selbst.

Die antike Welt kannte keine Gemeinden im heutigen Sinne, da in den Zeiten der Freiheit Gemeinde und Staat zusammenfielen, und später die Allgewalt des Staates ein freies Gemeindeleben nicht gestattete. Die römisch-rechtliche Ausfassung der Corporation (universitas), nach welcher das jüngste Rechtsobjekt als willens- und handlungsfähig, unter ewiger Curatela stehend und als ein den Mitgliedern der Corporation gänzlich fremdes und äußeres Drittes erscheint, fand auch in Deutschland Eingang und bildete den Grund für die frühere Bewormung der Gemeinden.

Das dem Anfang unseres Jahrhunderts (Gesetz vom 28. pluviose an VIII., 2 pluviose an IX. und 16. thermidor an X.) entstammende französische Municipalsystem betrachtet die Gemeinden bloß als Staatsanstalten und beschränkt die Selbstverwaltung derselben auf ein Minimum. Die strenge Centralisation der französischen Staatsverwaltung wurzelt in dieser Unselbstständigkeit der Gemeinden. Das französische System besteht noch in Elsass-Lothringen und bestand früher auch in den übrigen Theilen Deutschlands, in welchen französisches Recht gilt (siehe allgemeines bürgerliches Gesetzbuch). Obgleich nun hier die französischen Gesetze durch die neueren Gemeindeordnungen theils aufgehoben, theils gemildert wurden, so besteht doch meist noch immer eine minder freie Stellung der Gemeinden, als in den übrigen Theilen Deutschlands (z. B. in der Rheinpfalz gegenüber dem rechtsrheinischen Bayern).

Die Gemeinde hat, wie jede Corporation, eine Organisation (Statut) und Vollzugsgorgane nötig. Neue Corporationen, welche nicht Regierungsorgane sind, ordnen diese Verhältnisse mit Genehmigung der Staatsbehörden selbst, während für Gemeinden die Regelung derselben im Interesse der Einheit der Staatsverwaltung allgemein durch die Gesetzgebung erfolgt.

Die Ordnung des Gemeindewesens ist ausschließlich Sache der Landesgesetzgebung, da das durch die Reichsgesetzgebung geschaffene gemeinsame Indigenat der Bundesangehörigen (s. Freizügigkeit) deren Aufnahme in den localen Gemeindeverband nicht berührt.

Das Gemeinderecht gehört dem öffentlichen Recht, u. zw. dem Verfassungsrecht an. Wir finden deshalb auch in der Verfassung verschiedener deutscher Staaten (z. B. Preußen und Bayern) die principielle Regelung des Gemeindewesens (auch schon in den §§ 183 und 184 der nicht ins Leben getretenen deutschen Reichsverfassung vom 28. März 1849), während die speciellen Vorchriften einem besonderen Gesetze, der sog. Gemeindeordnung, vorbehalten sind. Diese Gemeindeordnungen sind in Norddeutschland für die Städte und Landgemeinden getrennt und in Preußen (für die sechs östlichen Provinzen) die Städteordnung vom 30. Mai 1853 und die Landgemeindeordnung vom 14. April 1856, für Westphalen

Städte- und Landgemeindeordnung vom 19. März 1856, für die Rheinprovinz die Städteordnung vom 15. Mai 1856 und die Gemeindeordnung vom 23. Juli 1843 mit Ergänzungsgesetz vom 15. Mai 1856, für die hohenlohischen Lande in Sigmaringen die Gemeindeordnung vom 6. Juni 1840 und in Hechingen die Städteordnung vom 15. Januar 1833 und die Landgemeindeordnung vom 19. October 1833, für Schleswig-Holstein die Städte- und Fleckenordnung vom 14. April 1869 und die durch Gesetz vom 22. September 1867 revidierte alte Landgemeindeordnung, für Hannover die Städteordnung vom 24. Juni 1838 und die Landgemeindeordnung vom 28. April 1839, für den Regierungsbezirk Kassel die Kurhessische Gemeindeordnung vom 23. October 1834, für Nassau die Gemeindeordnung vom 26. Juli 1834, für die Stadt Frankfurt a. M. das Gemeindgesetz vom 23. März 1867 und für deren ehemaliges Landgebiet die Gemeindeordnung vom 12. August 1824) und Bayern (Rheinpfalz und rechtsrheinische Provinzen, beide Gemeindeordnungen vom 29. April 1869) in den einzelnen Landesteilen verschieden. Weitere Gemeindeordnungen sind in Württemberg die revidierte Gemeindeordnung vom 1. März 1822 nebst Ergänzungsgesetzen vom 4. December 1833 und 6. Juli 1849, in Sachsen die Städteordnung vom 2. Februar 1832 und die Landgemeindeordnung vom 7. November 1838, in Baden die Gemeindeordnung vom 5. November 1838 mit Abänderungen von 1870, in Hessen die Gemeindeordnung vom 30. Juni 1821 mit Ergänzungsgesetz von 1852, in Oldenburg die Kirchspielsordnung vom 29. April 1831, die Städteordnung vom 12. August 1833 und das Gesetz vom 13. April 1873, in Sachsen-Weimar die Gemeindeordnung vom 18. Januar 1834, in Anhalt die Gemeinde-, Stadt- und Dorf ordnung vom 1. März 1852, in Braunschweig eine Städte- und Landgemeindeordnung, beide vom 19. März 1830, in Sachsen-Altenburg Verfassung vom 29. April 1831 und Dorfgemeindeordnung vom 16. September 1831, in Sachsen-Gotha das Gemeindgesetz vom 11. Juni 1838, in Sachsen-Meiningen die Landgemeindeordnung vom 15. August 1840, in Schwarzburg-Sondershausen das Grundgesetz von 1857, in Waldeck die Gemeindeordnung vom 27. April 1830, Neiß jüngere Linie die Gemeindeordnung vom 27. Februar 1830 u. s. w.

Die Gemeinde bildet nicht nur die Grundlage und ein Organ des Staates, sie ist auch ein Analogon desselben. Sie hat Gemeindeangehörige und Gemeindebürger, eine Verfassung und übt die ihr zustehende Verwaltung und Gesetzgebung mit besonderen Organen aus, letztere insbesondere unter Mitwirkung einer der Landesvertretung entsprechenden Gemeindevertretung. Die Gemeinde hat, wie der Staat, zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse einen Haushalt nötig, und die Budgets unserer Großstädte sind höher als jene der kleineren deutschen Bundesstaaten. Die Einnahmen der Gemeinde fließen ebenfalls aus Renten von beweglichem und unbeweglichem Vermögen, aus

dem Betriebe von Gewerben, aus Gebüren für die Benützung von Gemeindeanstalten, sowie aus direkten (Gemeindenumlagen) und indirekten Steuern, und außerordentliche Bedürfnisse werden auch, wie beim Staat, durch Anteilen gedeckt. Den Gemeinden steht die Ortspolizei zu und sie nehmen an allen Aufgaben der inneren und selbst der Finanzverwaltung des Staates entweder selbstständig theil, oder sie haben doch den Staatsbehörden Assistenz zu leisten. Das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Januar 1877 lässt für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten von geringem Wertbetrage und vorbehaltlich des Recurses an die Staatsgerichte Gemeindegerichte zu, und die Strafprozeßordnung vom 1. Februar 1877 gestattet die vorläufige Strafversetzung durch die Ortspolizeibehörden. Die Gemeindebehörden üben, wie z. B. in Bayern, bei Rechtsstreitigkeiten der Gemeindeglieder das Vermittlungssamt, und es steht ihnen meist auch die Beurkundung geringerer Verträge zu. Als Standesbeamte fungieren in der Regel Gemeindebeamte. Neben diesem übertragenen erscheint als eigener Wirkungskreis der Gemeinden vor Allem die Sorge für Kirche, Schule und Arme, dann die Herstellung und Unterhaltung der nötigen Gemeindegebäude, öffentlichen Uhren und Begräbnisplätze, Ortsstraßen, Gemeindewege, öffentlichen Brunnen, Wasserleitungen, Abzugssanäle, Flur- und Markungsgrenzen, Brücken, Stege, Fähren, Sicherheitsvorrichtungen, Wegweiser u. s. w., sowie die Bestellung des erforderlichen Ortspolizei- und Feldschutzpersonals.

Die Gemeindeordnungen machen, mit wenigen Ausnahmen (z. B. bayerische Rheinpfalz), einen Unterschied zwischen Landgemeinden und Städten und bei diesen wieder einen solchen nach der Bevölkerungszahl. Diese Unterscheidung begründet auch eine Verschiedenheit der Organisation der Gemeindebehörden und der Unterordnung derselben unter die Staatsbehörden, sowie der Zuständigkeit bei der Verwaltung der eigenen Angelegenheiten und der Beteiligung an der Lösung politischer Aufgaben.

Die Spalte der Gemeindebehörden bildet der Vorstand der Gemeinde (Bürgermeister, in den Landgemeinden auch Vorsteher, Schulze, Vogt, Dorfrichter u. s. w. genannt), welchem ein Verwaltungsanschluß (Gemeinderath, in den Städten auch Magistrat oder Stadtrath, in den Landgemeinden Schöffen, Beigeordnete, Beiräthe genannt) zur Berathung und Beschlusffassung über Gemeindeangelegenheiten zur Seite steht, während die Erledigung politischer Angelegenheiten meist nur unter eigener Verantwortung durch den Gemeindevorstand erfolgt. In gewissen, gesetzlich bestimmten Fällen, welche sich in der Regel aus Änderungen des Status, den Erwerb und Verlust von Vermögensrechten und in den Städten meist auch auf die Feststellung des Status beziehen, bedürfen die Beschlüsse der Gemeindeverwaltungsbehörde noch der Genehmigung in den Städten (mit Ausnahme des Geltungsbereiches des französischen Rechts) eines periodisch gewählten Repräsentativanschusses (Stadtverordnete, Gemeindebevollmächtigte), in den Landgemeinden (in einzelnen

Fällen auch in den Städten der bayerischen Rheinpfalz) der Gemeindeverammlung, welche aus den stimmberechtigten Gemeindebürgern besteht. Die Mitglieder der Gemeindeverwaltung und der Gemeindvertretung werden durch direkte oder indirekte Wahl bestimmt, welche unter Aufsicht der Staatsbehörden erfolgt und theilweise auch (wie z. B. jene der Bürgermeister) der Bestätigung derselben bedarf. In Elsaß-Lothringen hat die Regierung nach dem Gesetze vom 22. Juli 1872 das Recht, die Bürgermeister commissarisch zu ernennen. Die verschiedenen Aufgaben der Gemeinde machen meist die Bestellung besonderer Gemeindeämter nöthig, welche entweder Mitgliedern der Gemeindeverwaltung oder auch besonderen Beamten (z. B. für Bau- und Forst Sachen), deren Verhältnisse ebenfalls durch die Gemeindeordnung geregelt sind, übertragen werden.

Gemeindebezirk (Gemeindemarkung) ist jener Theil des Staatsgebietes, auf welchen sich die Wirksamkeit der Gemeinde erstreckt. Größere Waldkomplexe und auch (wie z. B. in Preußen) selbständige Gutsbezirke bilden öfter besondere Gemeinden. Mehrere Gemeinden können, ohne dadurch ihre Selbständigkeit zu verlieren, sich zur leichteren Lösung gemeinschaftlicher Aufgaben zu Gemeindeverbänden vereinigen. Die Mitglieder einer Gemeinde lassen sich in active (Gemeindebürger) und passive (Gemeindeangehörige) unterscheiden, je nachdem denselben die Theilnahme an der Entscheidung der Gemeindeangelegenheiten zusteht oder nicht. Die Gemeindeangehörigen (Einwohner, Einassen, Besitzer, Heimatsberechtigte u. s. w.) bestehen aus den Einwohnern des Gemeindebezirkes mit Ausnahme der vorübergehend anwesenden Fremden und der dem Gemeindeverbande nicht angehörigen Beamten und Militärpersonen. Dieselben sind zur Mitbenützung der Gemeindeanthalten berechtigt und haben Anspruch auf Armenunterstützung (s. Heimatwesen), sind dagegen aber auch zur Tragung der Gemeindelasten verpflichtet. Der Erwerb der Gemeindeangehörigkeit erfolgt theils durch die Geburt, theils durch Verleihung von Seite der Gemeinde, theils von rechtswegen (Preußen) bei Vorhandensein der gesetzlichen Voraussetzungen. Das Gemeindebürgerrecht, welches neben den Vortheilen und Pflichten der Gemeindeangehörigkeit die active und passive Wahlfähigkeit und das Stimmberecht in Gemeindeangelegenheiten gewährt und die Verpflichtung zur Annahme und Verwaltung von Gemeindeämtern auferlegt, wird entweder durch Verleihung von Seite der Gemeinde, wie z. B. im rechtsrheinischen Bayern, Sachsen, Hessen und einigen thüringischen Staaten, oder kraft des Gesetzes, wie in Preußen, Baden und der bayerischen Rheinpfalz, erworben. Volljährigkeit, Unbescholtenseit, gesicherter Nahrungsstand, ein Aufenthalt von bestimmter Dauer in der Gemeinde und die Zahlung von directen Steuern bilden im allgemeinen die Voraussetzungen für Erlangung des Bürgerrechtes, zu dessen Erwerb sogar öfter, wie z. B. in Bayern, in bestimmten Fällen eine Verpflichtung besteht. Es sind für Verleihung des Bürgerrechtes in der Regel Gebühren zu

entrichten und meist auch der Bürgereid zu leisten. Ehrenbürger besitzen weder Rechte noch Pflichten eines Gemeindebürgers.

Den Gemeindehaushalt führt die Gemeindeverwaltungsbehörde unter Controle der Gemeindvertretung und unter der Aufsicht des Staates, welche sich in der Regel auf die Genehmigung der Etats und der Rechnungsnachweisungen erstreckt. Die Gemeindeumlagen bestehen in der Regel in Buschlägen zu den directen Steuern, deren Maximalbetrag (in Preußen z. B. 50%) öfter gesetzlich bestimmt ist. Das Recht der Gemeinden zur Erhebung von Gebühren (z. B. Weg-, Brücken- und Pfasterzöllen) und Verbranchsternen (meist in der Form von Thoracien auf Fleisch, Mehl, Bier, Wein u. s. w.) ist gesetzlich geregelt und die Einführung und Erhöhung dieser Abgaben wohl überall an die Zustimmung der Gemeindvertretung und der Staatsbehörden geknüpft. Die Gemeinden können die Gemeindemitglieder meist auch zu Gemeinde Diensten (Hand- und Gespannarbeit) herbeiziehen, wobei jedoch in der Regel Stellvertretung gestattet ist. Gemeindeschulden können meist nur mit Genehmigung der Staatsregierung gemacht werden, es sei denn, dass, wie in Bayern, die Aufnahme von Ausehens bis zu einem nach der Größe der Gemeinde verschiedenen Betrage freigegeben ist. Mit der Aufnahme eines Ausehens, welche meist nur zur Verbreitung unvermeidlicher oder zum dauernden Vortheile der Gemeinde gereichender Ausgaben stattfinden darf, ist immer die Feststellung eines Tilgungsplanes für dasselbe zu verbinden.

Die möglichste Erhaltung des Gemeindevermögens ist Grundsatz aller Gemeindeordnungen, und wird die Verännerung oder Vertheilung (s. Gemeintheitstheilung) des unbeweglichen Vermögens von der Regierung nur ausnahmsweise und nur dann gestattet, wenn das Interesse der Gemeinde hiebei entsprechend gewahrt wird. Man unterscheidet übrigens den Theil des Gemeindevermögens, welcher zur Besteitung der Lasten und Ausgaben der Gemeinde bestimmt ist (Kämmereivermögen), von jenem, dessen Nutzungen den einzelnen Gemeindemitgliedern ver möge dieser ihrer Eigenschaft zukommen (Bürgervermögen). Decken sich die Nutzungsberechtigten nicht vollständig mit den Gemeindemitgliedern, so bilden dieselben eine besondere Corporation.

Die Vertheilung der Gemeinden an der Ausübung der Polizei wird mehrfach, wie z. B. in Preußen, nur als ein Auftrag von Seite des Staates betrachtet, welcher nach Belieben beschränkt oder ganz zurückgezogen werden kann, während anderwärts (z. B. in Bayern, Württemberg, Baden, Braunschweig) die Ortspolizei den Gemeinden als ein eigenes, unentziehbares Recht verliehen ist, was jedoch in Bayern z. B. nicht hindert, auf Grund der Gemeindeordnung für die Hauptstadt München die den übrigen unmittelbaren Städten zustehende Polizeiverwaltung unter die k. Polizeidirection, den Stadtmagistrat und die Localbaucommission zu vertheilen.

Im allgemeinen werden die Gemeinden in neue er Zeit mehr und mehr zu den Staats-

geschäften herangezogen, und es tritt an den Staat die Verpflichtung heraus, den Gemeinden zur Besteitung der ihnen hiedurch erwachsenen Kosten Geldzuschüsse zu gewähren, wie dies z. B. in Bayern bei den den Kreisregierungen unmittelbar unterstellten Städten geschieht, welchen die Polizeiverwaltung in gleicher Weise wie den f. Bezirksamtern zusteht.

Arme Gemeinden erhalten wohl überall auch für die Versorgung ihrer eigenen Angelegenheiten (z. B. für Kirche und Schule) Geldunterstützung vom Staate. At.

### Gemeinden (Österreich).

Allgemeines. (Westösterreich.) Eine allgemeine für das ganze Reich geltende gesetzliche Norm stellt das Reichsgemeindegesetz vom 3./3. 1862, R. G. Bl. Nr. 18 dar. Nachdem aber durch das Staats-Gr. G. v. 21./12. 1867 die Gemeindegefegebung den Landtagen überwiesen wurde, so gilt das obcitetierte Reichsgesetz nur insoweit als die Landesgemeindegesetze keine abweichenden Bestimmungen enthalten; reichsgesetzlich geordnet ist auch heute noch das Heimatrecht. Die Landesgemeindegesetze sind in den Jahren 1863—1866 erlassen; dazu viele Nachträge bis in die neueste Zeit, deren Aufzählung uns zu weit führen würde. Dieser Sachlage zu folge ist es uns unmöglich, übereinstimmende Hauptpunkte der bestehenden Gemeindeordnungen hier zu stizzieren, ohne die verschiedenartig normierten Details anzuführen.

Unter "Gemeinde" versteht man die Ortsgemeinde und nicht die Katastralgemeinde (i. d.). Innerhalb einer Gemeinde können sog. "Ortschaften" bestehen, d. h. ein Complex von Ansiedlungen, welchen häufig selbständiges Vermögen oder selbständige Nutzungrechte zustehen (specielle Bestimmungen existieren in Böhmen, Krain, Oberösterreich, im Küstenlande und in Dalmatien). Im großen Durchschnitte entfallen auf eine Gemeinde 10-93 km<sup>2</sup> und zwei Ortschaften mit 115 bewohnten Häusern und 807 Einwohnern (Ende 1880). Diese letztere Ziffer wird aber durch das Bestehen der "Gutsgebiete" modifiziert.

Eigentümliche Gemeinden sind die "Städte mit eigenem Statute", deren es 30 gibt. Das hauptsächlichste Charakteristium derselben ist, dass sie neben den Aufgaben der Gemeinde regelmäßig (im übertragenen Wirkungskreise) die Aufgaben der politischen Bezirksbehörden (Bezirkshauptmannschaften) zu erfüllen haben, so dass diesbezügliche Appellationen direct an die politische Landestelle (Statthalterei) gerichtet werden müssen.

Die Gemeindemitglieder werden (zumeist) unterschieden in Gemeindeangehörige (d. h. die in der Gemeinde Heimatberechtigten) und in Gemeindegenossen, d. h. solche Personen, welche in der Gemeinde nicht heimatberechtigt sind, aber in derselben entweder Haus- oder Grundbesitz haben, oder von einem in der Gemeinde betriebenen Gewerbe oder Erwerbe direkte Steuer entrichten, oder in der Gemeinde wohnen und daselbst ein sonstiges Einkommen versterbern; die übrigen Personen heißen Auswärtige. Außerdem kommen Bürger und Ehren-

bürger vor. Ledermann hat den Anspruch auf Schutz der Person und seines Eigenthumes, sowie auf Benützung der Gemeindeanstalten nach Maßgabe der bestehenden Vorschriften; die Gemeindemitglieder haben neben den ihnen zustehenden Rechten und Pflichten (Wahlrecht, Beiträge zum Gemeindehaushalte) auch das Recht auf ungehörten Aufenthalt in der Gemeinde; die Heimatberechtigten überdies Anspruch auf Armenversorgung (s. Heimatrecht). Den Bürgern bleibt der Anspruch auf die für sie bestehenden Stiftungen und Ausstaten; die Ehrenbürger haben alle Rechte der Gemeindeangehörigen ohne deren Pflichten. Auch Auswärtige, welche ein Heimatrecht nachweisen oder ein solches anstreben, dürfen nicht ausgewiesen werden, wenn sie unbefholten Lebenswandel führen und nicht der öffentlichen Mildthätigkeit zur Last fallen.

Die Aufsicht über die Gemeinde führt zunächst der Landesausschuss (s. Behörden), u. zw. besonders in der Richtung, dass das Stammvermögen der Gemeinde ungeschmälert erhalten bleibe; ökonomisch bedeutsamere Beschlüsse der Gemeindevertretung sind der Genehmigung des Landesausschusses unterworfen. Berufungen in Angelegenheiten, deren Beförderung der Gemeinde nicht vom Staat übertragen ist, gehen (binnen 14 Tagen nach Bekanntmachung des Beschlusses) an den Landesausschuss, wenn nicht in einem Lande eine Bezirksvertretung (Böhmen, Galizien, Steiermark, Tirol) besteht.

Die Staatsverwaltung übt das Aufsichtsrecht über die Gemeinde dahin aus, dass dieselben ihren Wirkungskreis nicht überschreiten und nicht gegen die bestehenden Gesetze vorgehen, u. zw. zunächst durch die politische Bezirksbehörde, in letzter Instanz durch das Ministerium des Innern (Erl. d. B. G. H. v. 6./11. 1881, B. 2198, Budw. 2278). Das Staatsaufsichtsrecht in Angelegenheiten des selbständigen Wirkungskreises (s. unten) ist in der Literatur und in der Handhabung durch die Staatsbehörden noch streitig, durch das Reichsgericht (i. d.) jedoch in der Richtung entschieden worden, dass die Staatsverwaltung das Recht der Sistierung, die Selbstverwaltungsorgane (Landes- oder Bezirksausschusse) jenes der meritösen Erledigung bestehen (Erl. d. Reichsger. herausgeg. v. Hyne-Günck Nr. 174 ex 1878 und Nr. 216 ex 1880). Die Gemeindevertretung kann durch die Statthalterei aufgelöst werden; Recurs (ohne ausschließende Wirkung) an das Ministerium des Innern; binnen sechs Wochen Ausschreibung der Neuwahlen, in der Zwischenzeit hat die Statthalterei im Einvernehmen mit dem Landesausschusse die erforderlichen Maßregeln zu treffen.

Der Wirkungskreis der Gemeinde ist ein selbständiger und ein übertragener. Innerhalb des ersten verfügt die Gemeinde "nach freier Selbstbestimmung" unter Beobachtung der bestehenden Gesetze. Derselbe umfasst die Verwaltung des Gemeindevermögens und der auf den Gemeindeverband bezüglichen Angelegenheiten: ferner Sicherheit der Person und

des Vermögens, Communicationswesen; Flurpolizei (nicht aber Forst- und Jagdpolizei, s. Forstschutz und Jagdschutz), Markt- und Gesundheitspolizei, Sittlichkeit-, Gefügede- und Arbeitapolizei und Handhabung der Dienstbotenordnung (s. Dienstboten); Bau- und Feuerpolizei, Armeiuwezen, Gemeinde-Mittelschulen, Volkschulen (Erichtung, Erhaltung und Dotation derselben), Vornahme freiwilliger Zeitbietungen (s. d.).

Der übertragene Wirkungskreis ist nicht fest begrenzt, sondern kann sich von Zeit zu Zeit ändern, weil er die Verpflichtung der Gemeinde umfasst, an der Realisierung der Staatszwecke mitzuarbeiten.

Das neueste ungarische Gemeindegesetz v. 27./6. 1886, Ges. Art. XXII unterscheidet Städte mit geregeltem Magistrate, Großgemeinden, welche ihre Agenda aus eigener Kraft besorgen können, und Kleingemeinden, welche sich mit anderen Gemeinden verbinden müssen. Die Gemeinde erledigt „ihre inneren Angelegenheiten selbstständig“, ferner die ihr geleglich übertragenen Staats- und Municipalausgaben. Zu den erstgenannten Aufgaben gehört die Verwaltung des Gemeindevermögens, Repartierung der Gemeindesteuer, Verfehrswesen innerhalb der Gemeinde, Gemeindeschulen, Armeiuwezen, Feld-, Feuer- und Sicherheitspolizei; gewisse wichtigere (auch finanzielle) Beschlüsse bedürfen der Genehmigung des Municipiums; dieses interveniert überhaupt wenn es entweder von der Gemeindevertretung aufgerufen wird oder wenn dies „die Interessen der Verwaltung oder der öffentlichen Sicherheit erheischen“.

Gutsgebiete sind eine in der Bukowina und in Galizien vorkommende Spezialart von Gemeinden (Ges. v. 14./11. 1863, L. G. Bl. Nr. 10 und v. 24./12. 1868, L. G. Bl. Nr. 23 für Bukowina und Ges. v. 12./8. 1866, L. G. Bl. Nr. 20 für Galizien). Ein vormals herrschaftlicher (Dominical-) Besitz, welcher bei Erlassung der citierten Gesetze nicht zum Gemeindeverbande gehörte, bleibt auch weiterhin aus demselben als Gutsgebiet ausgegliedert. Die Gutsgebiete haben alle Rechte und Pflichten einer Gemeinde, doch geht von dem Vorsteher desselben das dem Gemeindevorstande zufehrende Strafrecht auf die politische Bezirksbehörde über, und kann auf einem Gutsgebiete ein selbständiges Heimatrecht nicht erworben werden. Der Eigentümer eines Gutsgebietes, welcher im Großgrundbesitz nicht wahlberechtigt sein sollte, wählt in der Gruppe der Landgemeinde als Wahlmann (s. Abgeordnetenhaus).

Nach der Entsch. des Ackerbauministeriums v. 22./2. 1879, Z. 12.623 ex 1878 hat der Geschäftsführer eines Gutsgebietes, damit er namens des Gutsgebietes einen gültigen Jagdpachtvertrag abschließen könne, bei der Licitation mit einer gültigen Vollmacht zu erscheinen.

Ende 1880 existierten in Galizien 4724 Gutsgebiete mit 28.275 bewohnten Häusern und 240.340 Einwohnern; in der Bukowina 186 Gutsgebiete mit 3456 Häusern und 21.495 Einwohnern; in Galizien 43% aller Gemeinden,

3% der Häuser und 4% der Einwohner; in der Bukowina 26% der Gemeinden, 3% der Häuser und 4% der Einwohner. In Galizien entfallen auf ein Gutsgebiet im Durchschnitt 6 Häuser mit 51 Einwohnern; in der Bukowina 21 Häuser mit 116 Einwohnern.

Die Gemeinde wird regelmäßig (abgesehen von den Städten mit eigenem Statute) durch einen Gemeindeausschuss als das beschließende und den Gemeindevorstand als das durchführende Organ vertreten. Die Mitgliederzahl des Ausschusses variiert sowohl nach den einzelnen Provinzen als nach der Seelenzahl der Gemeinde; der Gemeindevorstand besteht gewöhnlich aus dem Gemeindevorsteher (Bürgermeister) und zwei Gemeinderäthen. Der Vorstand wird aus der Mitte des Ausschusses gewählt. — Außer den gewählten Ausschussmitgliedern haben jene wählbaren Gemeindemitglieder, welche von den gesamten in der Gemeinde vorgeschriebenen direkten Steuern einen bestimmten Theil ( $\frac{1}{10}$ — $\frac{1}{5}$  oder auch 100 bis 200 fl. je nach den Provinzen) bezahlen, als Höchstbesteuerte das Recht, in den Ausschuss einzutreten, ohne gewählt zu sein. — Über Beschwerden gegen Verfügungen des Gemeindevorsteigers hat der Ausschuss oder die politische Behörde, nicht aber der Landesausschuss zu entscheiden (Ents. d. B. G. S. v. 11./3. 1881, Z. 334, Budw. Bd. V Nr. 1042, Vorarlberg). Für Veruntreuungen des Gemeindevorstandes im übertragenen Wirkungskreise ist die Gemeinde mithaftend (Ents. d. M. d. J. v. 4./7. 1874, Z. 930).

Das Strafrecht in Handhabung der Ortspolizei wird durch den Gemeindevorsteher mit zwei Gemeinderäthen im übertragenen Wirkungskreis ausgeübt und umfasst die Verurteilung zu Geldstrafen bis 10 fl., im Falle der Uneinbringlichkeit bis 48stündigem Arrest. Daselbe bezieht sich nicht auf Handhabung der Forst- und Jagdpolizei, wohl aber auf Vogel- und Feldschutz, Fischerei, Wasservesen, Bienen u. s. w. Im Falle der Gefangenheit des Gemeindevorstandes kann nur die politische Bezirksbehörde dieses Strafgerichtsamt ausüben (s. z. B. Ents. d. M. d. J. v. 26./5. 1872, Z. 4302, v. 8./5. 1877, Z. 849) und gehen Berufungen gegen Straferkenntnisse des Gemeindevorstandes an die politische Bezirksbehörde, in letzter Instanz immer an das M. d. J.

Zu Ungarn besteht die Gemeindevertretung zur Hälfte aus den die meiste direkte Staatssteuer zahlenden Gemeindeinsassen oder großjährigen Grundbesitzern, zur anderen Hälfte aus den Gewählten und Bürgern. Der beschließende Repräsentantenkörper hat in Kleinst- und Großgemeinden den Richter (in Städten mit geregeltem Magistrate den Bürgermeister) an der Spitze. Der Gemeindevorsteiger besitzt in der Generalversammlung Stimmrecht. Die Gemeindevorstehung ist das vollziehende Organ.

**Gemeindehaushalt.** Allgemeines. Die Gemeinden beziehen die ihnen nothwendigen materiellen Mittel aus ihrem Vermögen, dann durch Umlagen oder Zuschläge, durch Ausreibung von Diensten für Gemeindebedürfnisse.

nisse und durch selbständige Auslagen (Communalsteuern).

Das Gemeindevermögen ist genau zu inventarieren und in Evidenz zu halten; das-selbe ist ungeschmälert zu erhalten und kann unter die Gemeindemitglieder nur nach Erlassung eines Landesgesetzes aufgeteilt werden. Aus demselben ist die größte nachhaltige Rente zu erzielen, welche bloß im Interesse einzelner Ortschaften oder Classen gemacht werden müssen (Wege, Brücken u. s. w.), sind von den Bevölkerungen zu tragen. Das Gemeindebudget ist sorgfältig aufzustellen und in öffentlicher Ausschusssitzung zu berathen.

Die Zuschläge werden auf die directen Steuern (Grund-, Haus-, Erwerbs- und Einkommensteuer) gelegt; für Einrichtungen, welche einem Orte speciell nützen, auf die Steuern dieses Ortes. Befreit von diesen Zuschlägen sind die öffentlichen Beamten, Diener und Militärpersonen, sowie deren Witwen und Waisen bezüglich ihrer aus dem Dienstverhältnisse bestehenden Bezüge, ebenso Personen, welche nicht in der Gemeinde wohnen, bezüglich ihres weder aus einem Realbesitz noch aus einer Gewerbsunternehmung stiehenden Einkommens; die gesetzliche Congrua der Seelsorger und öffentlichen Schullehrer darf durch Umlagen nicht geschmälert werden. Ferner können Zuschläge zur Verzehrungssteuer auferlegt werden, doch darf bloß der Verbrauch im Gemeindegebiete und nicht die Production und der Handelsverkehr getroffen werden. Zuschläge, welche eine gewisse (in den einzelnen Provinzen verschiedene) Höhe übersteigen, sind an die Genehmigung des Landes- (Bezirks-) Ausschusses oder des Landtages gebunden. — Nur auf wirklich bezahlte Steuern können Umlagen gelegt werden (s. z. B. G. d. M. d. J. v. 12./4. 1874, 3. 2734). Ein Steuernachlaß z. B. wegen Hagelschäden, welcher die Steuervorschriftung nicht ändert, gibt keinen Anspruch auf Minderung der Umlagen (G. d. M. d. J. v. 20./1. 1872, 3. 327). Die von einer vorge schriebenen geweissen Staatssteuer bezahlten Umlagen können nicht zurückgefordert werden, wenn die Staatssteuer nachträglich ganz odertheilweise nachgelassen wird (Erf. d. B. G. H. v. 20./10. 1881, 3. 1310, Budw. Nr. 1186, und v. 23./2. 1884, 3. 2436, Budw. Nr. 2032). — Die Zuschläge sind über Verlangen der Gemeinde durch die gleichen Organe und Mittel, wie die Steuern selbst, einzuhaben, sonst werden sie vom Vorsteher durch seine Organe, eventuell durch Mobiliarexecution eingehoben; ein gesetzliches Vorrecht vor den eingetragenen Pfandgläubigern gewähren sie nicht (E. d. S. G. H. v. 15./6. 1859, Nr. 6283, G. u. W. Nr. 811).

Dienste (Hand- und Zugdienste) für Gemeindefordernisse können durch Gemeindebeschluß gefordert werden für Erhaltung der Gemeindestrassen und Wege, Schneeschaffung und Hilfe bei Unglücksfällen (Waldbränden, Wasser noth u. s. w.). Die Dienste werden abgeschägt und nach Maßgabe der directen Steuern auferlegt; dieselben können nach Wahl der Verpflichteten entweder persönlich oder durch tangliche Stellvertreter, oder durch Zahlung des Schätzungsbeitrages geleistet werden; auch hiefür

ist die Grenze der Zuschläge einzuhalten, sonst Bewilligung nothwendig. (Für Steiermark, Oberösterreich, Krain, Galizien und Triest besteht eine Begrenzung für Dienste nicht. Erf. d. B. G. H. v. 4./9. 1878, 3. 1386, Budw. Nr. 310). In Notfällen, wenn schlemiges gemeinschaftliches Zusammenwirken aller erforderlich ist, sind alle tanglichen Personen zur unentgeltlichen Leistung von Diensten verpflichtet.

Das neue ungarische Gemeindegesetz geht von ähnlichen Gesichtspunkten aus, bestimmt aber, dass die Zuschläge für die alle interessierenden Verwaltungsausgaben auf die directen Steuern (Grund-, Haus-, Erwerbs-, Montan-, Capitalzinsen- und Rentensteuer und die Steuer der zu öffentlicher Rechnungslegung verpflichteten Unternehmungen) auferlegt werden; für Ausgaben im Interesse des Grundbesitzes Zuschläge bloß zur Grundsteuer der Intersessenten; für die innere Polizei und öffentliche Sicherheit Zuschläge zu den obigen Steuern mit Ausnahme der Grund- und Montansteuer. Bei den nach systematischem Wirtschaftsplane (s. d.) bewirtschafteten Waldcomplexen wird nur die halbe Steuer als Basis der Zuschläge angenommen; zu den Kosten der Wirtschaft und Feldbaupflicht haben die Grundbesitzer, welche keinen Nutzen davon haben und in dieser Beziehung für sich selbst sorgen, nicht beizutragen. Die Besitzer der systematisch bewirtschafteten Waldungen können auf je sechs Jahre sich zu einer Pauschalsumme an die Gemeinde verpflichten, anstatt der Zuschläge und sonstigen Leistungen. Bei allgemeinem Gefahren (Schneeverwehung, Überschwemmung, Feuersbrunst) können die gesuchten Fuhr- und Handarbeitskräfte der Gemeinde in Anspruch genommen werden.

Das Communalsteuerwesen ist mit wenigen Ausnahmen (Hundestuer, Mietzinszuschläge u. s. w.) in Österreich-Ungarn sehr wenig ausgebildet.

Gemeindeamt und Gemeindevermögen. Insofern ein Gemeindeeigenthum von Jedermann benutzt werden kann (Brunnen, Wege u. s. w.) oder von den Gemeindeangehörigen oder gewissen Classen der selben (Weide, Preßhäuser, Wälder) oder auch nur einzelnen Personen (s. speciell hierüber Erf. d. B. G. H. v. 16./3 1881, 3. 417, Budw. Nr. 1045) spricht man von Gemeindeamt; liegen hingegen die Nutzungen eines solchen Eigenthumes in die Gemeindecaisse, von Gemeindevermögen. Demzufolge kann dieselbe Sache (Wald) bald als Gemeindeamt, bald als Gemeindevermögen verwendet werden, je nachdem die Berechtigten selbst z. B. die Forstprodukte beziehen oder dieselben zugunsten der Gemeindecaisse veräußert werden. Die Nutzung eines Gemeindeamtes beruht im allgemeinen auf dem öffentlichen Rechte, d. h. sie steht für den Einzelnen nicht aus privatrechtlichen Abmachungen (etwa Verträgen), sondern aus dessen Gemeindeangehörigkeit. Deshalb bedarf es zum Zwecke des Genusses der Nutzungen, z. B. aus einem Gemeindewalde, keines Privatrechts-titels, sondern nur des Nachweises, dass die beantragte Nutzung zur Zeit, als das betreffende Gemeindegesetz erschien, eine

unangefochtene Übung gewesen; kann kein bestimmter Umfang des Nutzungsanspruches erwiesen werden, so entscheidet der nothwendige Hauss- oder Gutsbedarf der Gemeindangehörigen. Der nach Befriedigung des Hauss- oder Gutsbedarf der Angehörigen noch erübrigende Ertragsrest des Gemeindegutes fließt in die Gemeindeeasse (s. hierüber z. B. Erf. d. V. G. H. v. 18./10. 1877, 3. 1066, Budw. Nr. 137 (Böhmen); v. 24./10. 1878, 3. 1674, Budw. Nr. 342 (Böhmen); v. 23./10. 1879, 3. 2070, Budw. Nr. 596 (Vorarlberg); 15./6. 1883, 3. 1453, Budw. Nr. 1801 (Krain); v. 10./7. 1884, 3. 1592, Budw. Nr. 2206 (Böhmen); v. 1./10. 1886, 3. 2507, Budw. Nr. 3188; v. 6./5. 1887, 3. 1283, Budw. Nr. 3520). Die Feststellung der unangefochtenen Übung und der Nutzungsrechte am Gemeindeeigenthum überhaupt erfolgt, wenn nöthig, durch Zeugen und Gedenkänner (Erf. d. V. G. H. v. 11./2. 1886, 3. 290, Budw. Bd. X. Nr. 2912), doch muss hierin mit der nöthigen Vorsicht vorgegangen werden und darf aus Thatsachen, welche lange vor dem Insleben treten der Gemeindeordnung vorgefallen sind, nicht sofort auf eine bisher geltige Übung im Bezug auf Recht und Maß der Theilnahme an den Nutzungen geschlossen werden (Erf. d. V. G. H. v. 11./3. 1886, 3. 414, Budw. Nr. 2959). Dabei ist zu beachten, daß die Nutzungsrechte am Gemeindegut nur bezüglich des Rechtes und des Maßes, nicht aber bezüglich der Art und Weise der Ausübung aufrecht erhalten sind (Erf. d. V. G. H. v. 30./9. 1885, 3. 2476, Budw. Nr. 2697, Böhmen). Überhaupt muss die Benützung des Gemeindegebietes durch die Angehörigen einschränkend interpretiert werden und sind die bestehenden Nutzungsrechte unübertragbar (Erf. d. V. G. H. v. 9./1. 1885, 3. 72, Budw. Nr. 2359, Böhmen; v. 1./3. 1878, 3. 293, Budw. Nr. 222; v. 23./2. 1882, 3. 292, Budw. Bd. VI, Nr. 1314, Böhmen). Die Besitzer von Stücken, welche von einem berechtigten Grundstück abgetrennt wurden, haben nur dann Nutzungsanspruch, z. B. an einem Gemeindewalde, wenn eine solche unangefochtene Übung schon vor Erlass der Gemeindeordnung bestanden hat, bei später erfolgten Trennungen nicht, und kann ihnen eine solche auch nicht durch Gemeinderath beschluß eingeräumt werden. (Erf. d. V. G. H. v. 9./1. 1885, 3. 58, Budw. Nr. 2358; v. 27./3. 1885, 3. 864, Budw. Nr. 2479, Böhmen; v. 10./6. 1885, 3. 1592, Budw. Nr. 2603; 6./11. 1884, 3. 2414, Budw. Nr. 2279).

Die neue Einräumung von Nutzungen am Gemeindegut ist nur für solche Dienste zulässig, welche innerhalb des Wirkungskreises der Gemeinde liegen und der Gemeinde selbst zu gute kommen (Erf. d. V. G. H. v. 17./2. 1882, 3. 386, Budw. Nr. 1306). So wurde (durch Erf. d. V. G. H. v. 1./3. 1878, 3. 293, Budw. Nr. 222) Häuslern, welchen das Streuammeln im Gemeindewalde gestattet wurde gegen Hilfeleistung bei den Culturarbeiten in diesem Walde, diese Berechtigung aberkauft, weil es sich hier um ein Entgelt für Dienste handelt, welche nicht innerhalb des Wirkungskreises der Gemeinde liegen, nicht in der Gemeindemit-

gliedschaft wurzeln und nach Erlassung der Gemeindeordnung entstanden sind; solche Begünstigungen bilden daher keinen Anspruch auf die dauernde Nutzung des Gemeindegutes. Zu viel bezogenes Holz aus einem Gemeindewalde hat der Berechtigte nicht als ein Geschenk zu betrachten, sondern muss daselbe zurückstellen, bezw. sich bei neuerlichem Bezug entsprechen den Abzug gefallen lassen (Erf. d. V. G. H. v. 26./6. 1878, 3. 1001, Budw. Nr. 292). Ein imabberechtigte und Auswärtige sind bezüglich der Nutzungen (z. B. eines Gemeindewaldes behufs Bahnholzbezug bei Brandfällen) gleich zu behandeln (Erf. d. V. G. H. v. 13./2. 1884, 3. 329, Budw. Nr. 2016 und v. 4./12. 1880, 3. 2248, Budw. Nr. 940), wenn das auch früher unangefochtene Übung war. Von einem Gutsbedarfe kann aber nur die Rede sein bei selbstbemühten, nicht aber zu gunsten von verpachteten Grundstücken (Erf. d. V. G. H. v. 10./7. 1884, 3. 1591, Budw. Nr. 2205). Unter Haussbedarf hat man den Bedarf des Hausswesens überhaupt, ohne Unterschied, ob der Bezugsberechtigte Hauseigentümer war oder nicht, zu vertheilen (Erf. d. V. G. H. v. 7./10. 1885, 3. 2360, Budwinsti Nr. 2708, Böhmen). — Nutzungen des Gemeindegutes, welche gegen ein Gesetz, speciell gegen das Forstgesetz verstossen, sind unzulässig, weil eine selbst bestandene derartige Übung durch die Gemeindeordnung nicht aufrechterhalten werden kann (z. B. Erf. d. V. G. H. v. 16./2. 1882, 3. 265, Budw. Nr. 1304, Tirol; vom 30./5. 1883, 3. 1275, Budw. Nr. 1781; v. 30./9. 1885, 3. 2476 Budw. Nr. 2697, Böhmen). So wurde (durch Erf. d. V. G. H. v. 27./2. 1885, 3. 424, Budw. Nr. 2428) erklärt, daß in einem zur Aufforstung bestimmten Waldtheile die Weiterausübung der Waldweide selbst dann untersagt werden muss, wenn bezüglich dieses Waldtheiles Nutzungsrechte von Gemeindeeassen anrechte beständen, was ein Zurückstehen der Gemeindebenutzung gegen die Vorschriften des F. G. beweist. Der Gemeindeausschuß ist innerhalb der gegebenen Grenzen befugt, Verfügungen zu erlassen, welche die Sicherung und eine nachhaltige Bewirtschaftung des Gemeindegutes beziehen (Erf. d. V. G. H. v. 25./1. 1879, 3. 102, Budw. Nr. 408) und u. a. auch für die Benützung des Gemeindegutes eine Gebühr verlangen oder erhöhen, welche aber vom Landesausschusse nach freiem Ermeessen herabgesetzt werden kann (Erf. d. V. G. H. v. 9./6. 1882, 3. 1198, Budw. Nr. 1436, für eine Gemeindeweide, Galizien). Auch kann, aber nur mit Zustimmung der autonomen, für Gemeindewälder der politischen Organe ein Theil des Gemeindegutes in das Eigenthum der Nutzungsberichtigen übergehen, wenn diese ihre Nutzung auf den anderen Theil aufgeben (Erf. d. V. G. H. v. 30./10. 1884, 3. 2362, Budw. Nr. 2270). Zur Entscheidung über das gesetzmäßige Bestehen von Nutzungen an Gemeindegut sind die autonomen Behörden berufen, weil diese Nutzungen öffentlich-rechtlicher Natur sind (Erf. d. V. G. H. v. 11./12. 1876, 3. 419, Budw. Nr. 13 und v. 11./11.

1881, §. 1663, Budw. Nr. 1206), deshalb entscheiden auch diese Organe über die Berechtigung zur Benützung des Gemeindegutes und Gemeindevermögens (Entsch. d. O. G. H. v. 11./2. 1880, §. 13.383), sowie auch über die Art und Weise der Benützung des Gemeindegutes (Entsch. d. O. G. H. v. 5./8. 1873, §. 7848, G. U. W. Nr. 5053), doch sind sie zur Entscheidung von Rechtsverhältnissen an dem Gemeindevermögen, welche auf Vertrag beruhen, nicht competent (Erl. d. B. G. H. v. 13./2. 1880, §. 93, Budw. Nr. 698). Die autonomen Organe können vermöge ihres Überwachungsrechtes gegenüber der Gebiarung der Gemeinden die geleglichen Anordnungen auch über die Benützung des Gemeindegutes treffen (Erl. d. B. G. H. v. 9./1. 1885, §. 58, Budw. Nr. 2338).

In Tirol ist nach der Statth. Bdg. v. 1./3. 1885, §. 7428, L. G. Bl. Nr. 14 den Waldbesitzern der Bezug von Forstprodukten aus ihren Waldungen, soweit dieselben nicht Schutz- oder Bannwaldungen sind, zur Deckung ihres eigenen Haus- und Gutsbedarfes ohne Anmeldung und forstliche Auszeigung gestattet. Der Bezug von Forstprodukten aus den unvertheilten Gemeinde- und Localstiftungswäldern ist bei den Forsttagssitzungen (f. d.) zu verhandeln und von dem politischen Forsttechniker anzugezeigen. Nach der Statth. Bdg. v. 25./6. 1885, §. 12.079, L. G. Bl. Nr. 26 sind die Gefüche der Gemeindeinhaber um Beteiligung mit Holz zu ihrem Haus- oder Gutsbedarfe aus Gemeindewaldungen stempelfrei. Dabei sind selbstverständlich die Vorschriften des F. G. und der Waldordnung vom Jahre 1839 zu beobachten und kann eine entgegenge setzte Übung nicht als entscheidend angesehen werden. Maßgebend ist auch hier, wenn kein spezieller Titel besteht, der Haus- und Gutsbedarf, so weit er nicht aus Privatwaldungen befriedigt ist; Personen, welche zwar kein Haus, aber Grundstücke in der Gemeinde besitzen, können von der Gemeindewaldung nach Maßgabe ihres Gutsbedarfes nicht ausge schlossen werden, wenn dieselben zur Zeit des Erslasses der Tiroler Gem.-D. (1866) nicht ausgeschlossen waren (Erl. d. B. G. H. v. 16./2. 1882, §. 263, Budw. Nr. 1304) s. a. Dienstbarkeiten.

Ein zum Gemeindegut gehöriger Grundcomplex, welcher zur Eigenjagd berechtigen würde, darf nicht aus der Gemeindejagd ausgeschieden und selbstständig verpachtet werden (Erl. d. M. d. J. v. 22./11. 1868, §. 13.703), s. Gemeinschaft des Eigentums u. s. w.

Bezüglich Gemeindewälder besteht ein rechtliches Theilungsverbot; nach § 21 F. G. dürfen „sie in der Regel nicht vertheilt werden. Sollte in besonderen Fällen deren Auftheilung dringendes Bedürfnis sein oder Vortheile darbieten, die mit der allgemeinen Vorsorge für die Walderhaltung nicht im Widerspruch stehen, so kann in jedem derlei Falle die Bewilligung hiezu durch die Landesstelle ertheilt werden.“

Den Gemeindewäldern gleichgehalten sind die anlässlich der Servitutenablösung abgetretenen Waldtheile, welche (nach § 31 des Pat. v. 5./7. 1853 [s. Dienstbarkeiten]) „ortschafts-

oder gemeindeweise, oder an die Gesamtheit der Berechtigten“ abzutreten sind. Thunlichste Hintanhaltung der Theilung, bezw. Rodung der Gemeinde- und Servitutsäquivalentwaldungen wurde durch den an alle Landesstellen gerichteten Erl. d. A.-M. v. 2./8. 1872, §. 7281 eingeschäf t und durch § 9 der zur Durchführung und Handhabung des F. G. bestimmten Bdg. d. A.-M. v. 3./7. 1873, §. 6933 den politischen Behörden die strenge Anwendung des F. G. auf die Gemeindewälder und waldeinflusfreundliche Gemeindeausschusse beschließe zu erwirken, angeordnet, in welcher Richtung auch der Forstinspector thätig zu sein hat. Nach § 7 der Bdg. d. A.-M. v. 27./7. 1883, N. G. Bl. Nr. 137, durch welche das forsttechnische Personal der politischen Verwaltung organisiert wurde, können die bei den politischen Behörden fungierenden Forsttechniker „mit der Wirtschaftsleitung in Gemeinde-, Gemeinschafts- und anderen Wäldern betraut werden, wenn die Übertragung der Wirtschaftsleitung auf andere Personen überhaupt gesetzlich begründet ist“. Der Ersch. der galizischen Statth. v. 26./12. 1867, §. 81.271, fordert die politischen Bezirksbehörden speciell auf, die Gemeinde- und Servitutsäquivalentwaldungen gut im Auge zu behalten und vor allem sich genaue Kenntnis von den bestehenden Waldungen dieser Kategorie zu verschaffen.

Durch Erl. d. A.-M. v. 15./8. 1873, §. 4364 wurde erklärt, daß die Entscheidung über Theilung der Gemeindewälder, wenn auch nur zu Verpachtungs- oder Nutzungszwecken, die politische Landesstelle und nicht die Bezirksbehörde zu fällen habe. Auch nur bedingungsweise Theilung eines Gemeindewaldes ohne behördliche Bewilligung ist strafbar. Theilung von Gemeindewäldern vor Geltung des F. G. fällt (nach Entsch. d. A.-M. v. 1./11. 1877, §. 41.850) nicht unter § 21 des F. G. Die Gemeinde hat bezüglich der Gemeinde- und Servitutsäquivalentwaldungen das Recht, Nutzungsvorschriften für die Berechtigten zu erlassen, sowie die Waldnutzungsbezüge überhaupt zu regeln und unter gemeindepolizeiliche Strafanction zu stellen, also z. B. zu verfügen, wie viel jeder Gemeindeangehörige aus dem Walde beziehen kann, und Straf- und Schadenergänznormen für Übertretungen dieser Vorschriften zu normieren (Entsch. d. M. d. J. v. 15. 9. 1872, §. 12.773). Veräußerung von Gemeindewäldern kann nicht ohne Genehmigung des Landesausschusses geschehen; bezüglich der Ertheilung oder Verfassung der Zustimmung geht der Landesausschuss nach eigenem Ermessens vor, so daß eine Beschwerde an den B. G. wegen Verweigerung einer erbetenen Genehmigung zu solcher Veräußerung unzulässig ist (s. Verwaltungsgerichtshof; Beschluss des B. G. H. v. 3./11. 1884, §. 2249). Bei Gemeindewaldungen ist nach § 9 der Bdg. d. A.-M. v. 3./7. 1873, §. 6933 auf die etwa fehlende Sicherung derselben durch Grenzzeichen hinzuwirken.

Durch Erl. d. Statth. für Oberösterreich v. 16./6. 1861, §. 2927, präs. L. G. Bl. Nr. 10 wurde auf Grundlage des Erl. d. Staats-Min. v. 27./3. 1861, §. 3329 (zufolge eines Landestagsbeschlusses v. 11./4. 1861) die Forstaufsicht

und der Forstschutz in Gemeinde- und kleineren Privatwaldungen den betreffenden Besitzern zur eigenen Besorgung überlassen und damit die Beförderung durch amtlich angestelltes Forstwirtschafts- und Auffüllspersonale beseitigt.

Während die bisher mitgetheilten Vorschriften die Auftheilung der Gemeindewälder zu verhindern streben, dagegen auf die Bewirtschaftung derselben direkten Einfluss nicht ausüben, ist letzteres in mehreren Ländern Westösterreichs der Fall. Zunächst in Tirol und Vorarlberg. Nach dem 11. Theile der Tiroler Waldordnung vom Jahre 1839 (§ 7 ff) obliegt „die Leitung des Wirtschaftsbetriebes“ in den Gemeinde- und Stiftungswaldungen den politischen Behörden. Diese Waldungen dürfen ohne behördliche Bewilligung von jenen Entwickelungen, für deren Bedarfdeckung sie bestimmt sind, nicht abgetrennt, und dürfen daraus bezogene Forstprodukte erst dann verkauft werden, wenn der fragliche Gutsbedarf gedeckt ist; die Bewilligung ertheilt die politische Landesstelle. Der leitende Betriebsgrundsatz ist die Erzielung des höchstmöglichen nachhaltigen Ertrages. Zu diesem Zwecke haben sich die Behörden genaue Kenntnis der Wälder zu verschaffen und Bewirtschaftungspläne, als unabweichbare Norm“ anzustellen; zu Holzfällungen in solchen Waldungen, für welche ein derartiger Plan noch nicht bestehen sollte, bedarf es fallweiser Bewilligung durch die politische Behörde. Zu Abweichungen von dem Wirtschaftspläne bedarf es der Genehmigung durch die Statthalterei. Die Schläge müssen in schmalen Streifen, ohne dem herrschenden Winde Einsall zu gestatten, eingelegt werden. Stockroden ist nur nach behördlicher Bewilligung gestattet; Nachwuchs ist thunlichst zu schonen und die Gruben sind „bestens einzuräumen“. Geschlagenes Holz und Windwurf müssen spätestens binnen zwei Jahren, Stren binnen einem Jahre aus dem Walde geföhrt werden (s. Aufsichtung, Abhänge, Baumfäste, Albstreuen, Bodenstreun, Weide, Ziegen). Jedes Gemeindemitglied hat den Forstproductenbedarf, welchem es nicht aus Privateigentumss- sondern aus Gemeinde- (und Staats-) Waldungen beansprucht, vorläufig der Gemeindevorstehung anzugeben, welch letzter hierüber der politischen Behörde ein Gutachten vorlegt. Die Verhandlung hierüber erfolgt bei den Forstagfassungen (s. d. u. Verwüstung, Dienstbarkeiten, Gemeindegut, Fällung, Caution).

Für die Durchführung dieser Organisation waren sog. Forstdäjuncten angefertigt, welche dermalen (nach der Bd. v. 27./7. 1883, R. G. Bl. Nr. 137) mit dem politischen Forstpersonale vereinigt sind. Ihre Aufgabe besteht in der Bewirtschaftung der unangetheilten Gemeindewälder, zu welchem Zweck zunächst Wirtschaftspläne auszuarbeiten sind. Die Gemeindewaldungen sind möglichst oft zu begehen, Gemeindenvorsteher und Waldhütter zu zu ziehen, Holzanweisung u. s. w. vorzunehmen, Weidehöchstäden einzulegen, Bringung und Aufsichtung zu überwachen, und haben die Forstorgane sowohl bei den Forstagfassungen zu intervenieren als auch außerhalb derselben Beprechungen zu veranstalten und forstliche Belehrung zu ertheilen.

Durch das Gesetz v. 19./2. 1873, L. G. Bl. Nr. 20 ex 1873, wurde in den Gemeindewäldern Dalmatiens das Ausgraben oder Ausreißen von Wurzeln und Wurzelstöcken der Forstgewächse sowie das Ausgraben oder Ausreißen stehender Bäume mit Ausnahme der Nadelhölzer (ohne Rodungsbewilligung, s. Rodung), jerner die Entrindung von Föhrenbäumen ohne von der politischen Bezirksbehörde vidirte Bewilligung des Gemeindevorstandes verboten. Übertretungen, wenn sie nicht unter das Strafgesetz fallen, sind als Forstfrevel (s. d.) mit Arrest bis 14 Tage oder Geld bis 50 fl. zu bestrafen (s. Certificat, Ziegen, Fällung und Forstschnup).

In Ungarn wurde schon durch das Gemeindegesetz vom Jahre 1871 (Ges. Art. XVIII § 109) der Gemeinde die Verpflichtung auferlegt, „für einen die Erhaltung der Gemeindewälder sichernden Verwaltungsmodus zu folgen.“ Das F. G. vom Jahre 1879 (Ges. Art. XXXI § 17) normiert, daß die Gemeindewälder „nach einem regelmäßigen wirtschaftlichen Betriebsplane zu verwalten sind“, durch welchen „die Instandhaltung und die Dauerhaftigkeit der Nutzbarkeit gesichert wird“ (siehe Wirtschaftsplan). Auf diese Weise ist die Bewirtschaftung der Gemeindewaldungen in Ungarn unter direkter öffentlicher Verwaltung stehend, was, wie bemerkt, in Westösterreich im Allgemeinen nicht der Fall ist. (Wegen Übertretungen s. Diebstahl.)

Die Gemeindewaldungen in Westösterreich umfassen 1.297.238,21 ha, d. h. 14,1% der gesamten Waldfläche; in Dalmatien und Tirol umfassen dieselben mehr als die Hälfte der provinziellen Waldfläche, im Küstenland über 28%, in der Bukowina 13% und in Böhmen 12%; in den übrigen Provinzen umfassen die Gemeindewaldungen zwischen 0,9% (Kärnten) und 9,1% (Krain) der Waldfläche. In Ungarn inclusive Kroatien, Slavonien und die ganze Militärgrenze bedecken die eigentlichen Gemeindewälder 2.123.739 ha (die Wälder kirchlicher Corporationen 526.409 ha).

Über die Auftheilung cultürfähiger Gemeindegründe, worunter auch Wald- und aufzuförrende Grundstücke gehören, und die Theilung gemeinschaftlicher Grundstücke überhaupt s. Gemeinschaft des Eigenthumes. — Ein praktisch brauchbares Werk über österreichisches Gemeindewoesen ist: Hämmerle, Handbuch für die Gemeinden 3. Aufl. 1884. Mcht.

Gemeindeneh, s. Triangulierung. Dr.

Gemeindewaldungen (Deutschland) sind Waldungen im Eigentum von Gemeinden (s. d.). Dieselben bilden, wie die Corporationswaldungen (s. d.), zum großen Theil Reste der ehemaligen Markwaldungen, indem sich die späteren politischen Gemeinde mit der früheren Markgenossenschaft deckt.

Die deutschen Gemeindewaldungen enthalten 2.109.913 ha oder 15,2 (in Preußen 12,0, Bayern 12,3, Württemberg 29,1, Sachsen 4,6, Baden 45,1, Hessen 36,2, Oldenburg 11,1, Sachsen-Weimar 16,3, Mecklenburg-Schwerin an Stadtwaldungen 9,4, Braunschweig 4,2, Anhalt 1,8, Sachsen-Altenburg 2,1, Meiningen

227, Coburg-Gotha 109, Schwarzburg-Rudolstadt 104, Sonderhausen 97, Waldeck 224, Neiß ältere Linie 09, jüngere Linie 19 und Lippe-Detmold 87)% der Gesamtwaldfläche. Dicelben fehlen in Mecklenburg-Strelitz und Schamburg-Lippe und sind ohne Bedeutung in den Gebieten der freien Städte.

Die Gemeindewaldungen bilden einen Bestandtheil des Gemeindevermögens und müssen deshalb, wie dieses überhaupt, erhalten und nachhaltig bewirtschaftet werden. Dieser Grundsatz bezüglich der Verwaltung des Gemeindevermögens findet sich in allen deutschen Gemeindeordnungen, und auf die hiedurch gewährte allgemeine Staatsaufsicht beschränkt man sich in Sachsen, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Anhalt, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Gotha, Neiß ältere und jüngere Linie, sowie in einem Theile von Preußen (Schleswig-Holstein, Herzogthum Lauenburg, ein Theil der Provinz Hannover und der Stadtkreis von Frankfurt a. M.) und in dem zu Oldenburg gehörigen Fürstenthume Lübeck, während in den übrigen Theilen Deutschlands die staatliche Aufsicht über die Gemeinde- und auch die Corporations- und Stiftungswaldungen durch besondere gesetzliche Vorschriften geregelt ist.

In Preußen bestehen bezüglich der Beaufsichtigung der Waldungen der Gemeinden und öffentlichen Anstalten:

1. für die Provinzen Preußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien und Sachsen das Gesetz vom 14. August 1876;

2. für die Provinzen Westfalen und Rhein die Verordnung vom 24. December 1861 (durch Verordnung vom 20. September 1867 auch für das ehemalige hessen-homburg'sche Oberamt Meisenheim eingeführt) nebst den Vollzugsvorschriften für die Regierungsbezirke Koblenz und Trier vom 31. August 1839 und für die Regierungsbezirke Arnsberg und Minden vom 19. Mai 1857, sowie die Haubergsordnungen (i. Gemeinschaftliches Waldeigenthum);

3. in den Hohenzollern'schen Landen die Verordnung vom 1. Mai 1822, 5. Juli 1827 und 3. August 1848 für Sigmaringen und vom 25. September 1848 für Hechingen;

4. in der Provinz Hannover die Verordnung vom 21. October 1815 für das Fürstenthum Hildesheim, das Gesetz vom 10. Juli 1839 für die Fürstenthümer Kalenberg, Göttingen und die mit denselben verbundenen Territorien, durch das Gesetz vom 30. October 1860 auch auf die Grafschaft Hohnstein angedeihnt;

5. in der Provinz Hessen-Nassau für das ehemalige Kurfürstenthum Hessen das Organisationsdecreet vom 29. Juni 1821 nebst den Vollzugsverordnungen vom 5. März 1840 und 21. Januar 1858, für das Herzogthum Nassau das Edict über die Organisation der Forstverwaltung vom 9. November 1816 und die Vollzugsvorschriften zum Gemeindegesetz vom 26. Juli 1854, für das früher hessen-homburg'sche Oberamt Homburg die Forstorganisationsverordnung vom 6. Februar 1833 und für die ehemals bayerischen und großherzoglich hessischen Gebietsteile die früheren Landesgesetze (i. unten);

6. für das ganze Landesgebiet das Gesetz vom 14. März 1881 über gemeinschaftliche Holzungen, welches dieselben, sofern sie nicht durch ein besonderes privatrechtliches Verhältnis entstanden sind, den in dem betreffenden Landesteile für die Gemeindewaldungen geltenden Beschränkungen unterwirft (s. Bildung eines gemeinschaftlichen Waldeigenthums).

Spezielle Vorschriften über die Behandlung der Waldungen der juristischen Personen erhalten ferner

in Bayern für die rechtsrheinischen Landesteile das Forstgesetz vom 28. März 1852, für die Rheinpfalz die Verordnung des Gouverneurs des Mittelrheins vom 26. Mai 1814 und die allerhöchste Verordnung vom 4. Juli 1840;

in Württemberg das Gesetz vom 16. August 1875 über die Bewirtschaftung der Waldungen der Gemeinden, Stiftungen und sonstigen öffentlichen Körperschaften nebst Vollzugsinjunction vom 21. Juli 1876;

in Baden das Forstgesetz vom 15. November 1833 und die Vollzugsverordnungen vom 20. März 1855 und 24. April 1868;

in Hessen die Organisationsverordnung vom 16. Januar 1811 und 29. December 1823, durch die Instruction vom 29. März 1837 auf Rheinhessen ausgedehnt;

in Oldenburg für das Herzogthum Oldenburg die im Jahre 1861 aufgehobene, aber durch das Gesetz vom 15. August 1882 über den Forstdiebstahl und die Forst- und Feldpolizei wieder in Kraft gesetzte Forstordnung vom 28. September 1840 und für das Fürstenthum Birkenfeld das Gesetz vom 19. Februar 1867 nebst Vollzugsvorschriften vom 22. Februar 1868;

in Sachsen-Weimar die Verordnung vom 1. Juni 1859 über die Bewirtschaftung der den Staatsforstbeamten unterstellten Kirchen- und Pfarrwaldungen;

in Braunschweig das Gesetz vom 30. April 1861, die Ausübung der Forstherrschaft und Forstaufsicht über Privatforsten betreffend;

in Sachsen-Coburg das Gesetz vom 20. Februar 1860, die Gemeinde-, Körperschafts- und Privatwaldungen betreffend, nebst Vollzugsvorschriften vom 25. Februar 1860;

in Sachsen-Meiningen die Forstordnung vom 20. Mai 1856, ergänzt durch Ministerialauschreiben vom 11. Juli 1869;

in Schwarzburg-Rudolstadt das Regulativ vom 18. März 1840;

in Schwarzenburg-Sondershausen die Verordnung über die Bewirtschaftung der Gemeindewaldungen vom 3. Juni 1858, welche im Vollzuge der Städte- und Landgemeindeordnung erlassen wurde;

in Waldeck die Forstordnung vom 21. November 1853;

in Lippe-Detmold die Verordnung vom 25. Mai 1819 über die Bewirtschaftung der Privat- und Gemeindeholzungen;

in Elsass-Lothringen der französische Code forestier vom 31. Juli 1827 (Tit. VI) und das Decret vom 25. März 1852 über die Anstellung der Forstschutzbeamten.

Nach der angeführten Forstgesetzgebung ist für die Waldungen der juristischen Personen eine dem Interesse der Gegenwart entsprechende und zugleich jenes der Zukunft währende nachhaltige Wirtschaft erster Grundsatz, von welchem nur, wie z. B. in den östlichen preußischen Provinzen, Bayern, Württemberg, Sachsen-Coburg, Sachsen-Meiningen, eine Ausnahme für kleine, einer regelmäßigen Bewirtschaftung nicht fähige Waldungen gemacht wird, welche jedoch in jedem Falle pfleglich zu behandeln sind. Nur in Elsaß-Lothringen sind solche geringfügigen Waldungen der Aufsicht der Staatsforstbehörden nicht unterstellt.

Die Controle über die nachhaltige Bewirtschaftung der fraglichen Waldungen erfolgt durch Sachverständige auf Grund von Wirtschaftsplänen.

Der Wirtschaftsplan muss nach dem Gefragten die pflegliche und nachhaltige Benutzung des Waldes zur Grundlage haben, gleichzeitig aber durch das Betriebssystem das Interesse des Waldbesitzers möglichst zu wahren suchen. Es sind daher überall die Waldbesitzer bei Feststellung der Wirtschaftsgrundzüge über ihre Absichten zu vernehmen und diese möglichst zu berücksichtigen, wobei insbesondere im Auge behalten werden muss, dass wohl bei den Staatswaldungen das volkswirtschaftliche Moment die Wirtschaft beherrscht, bei den übrigen Waldungen aber naturgemäß das finanzielle Interesse überwiegt. Es ist deshalb nicht zu billigen, wenn, wie in Baden und Schwarzburg-Sondershausen, durch das Forstgesetz allgemeine wirtschaftliche Vorschriften, insbesondere über die Umlaufszeiten, für die Gemeinde-, Corporations- und Stiftungswaldungen gegeben werden. Die Wirtschaftspläne sowie die Abänderungen und periodischen Erneuerungen derselben bedürfen der staatlichen Genehmigung.

Die Ausführung des Wirtschaftsplänes erfolgt durch einen Forsttechniker, welcher nach Einvernehmen der Waldbesitzer die jährlichen Betriebsvorschläge zu fertigen und der Aufsichtsbehörde vorzulegen hat, was seinerzeit auch mit den Betriebsnachweisen geschehen muss. Den Gemeinde-, Corporations- und Stiftungsverwaltungen sollte, wie in Württemberg, Baden, Braunschweig und im Fürstenthume Birkenfeld, freiestehen, sich bei den von dem Forsttechniker vorgenommenen Holzanweisungen und Aufnahmen, Culturen, Vermessungen u. s. w. durch einen Abgeordneten vertreten zu lassen. Die unbefugte Einmischung dieser Verwaltungen in die Geschäfte des Forsttechnikers ist dagegen in Sachsen-Meiningen mit Geldstrafen bis zu 43 Mark oder verhältnismäßigem Gefängnis bedroht.

Die Thätigkeit des Forsttechnikers bei der jährlichen Gewinnung der Forstprodukte ist überall mit der Überweisung des fertig gestellten Materials an den Waldbesitzer beendigt, mit Ausnahme von Elsaß-Lothringen, wo die Schlagversteigerungen durch den Forstbeamten in Gegenwart eines Mitgliedes der Verwaltungsbörde abgehalten werden.

Was die Qualification eines Forsttechnikers für Herstellung eines Wirtschaftsplänes und für

die Betriebsleitung anbelangt, so wird dieselbe allgemein als vorhanden betrachtet, wenn der Betreffende die Vorbedingungen für den Staatsforstverwaltungsdienst erfüllt hat. Man begnügt sich jedoch auch entweder überhaupt, wie nach dem preußischen Gesetz vom 14. August 1876, oder, wie in Bayern und Württemberg, für die Übergangszeit mit der in anderer Weise nachgewiesenen theoretischen und praktischen Bejahigung des Technikers.

Die Wahl des Forsttechniker für die Herstellung des Wirtschaftsplänes und die Betriebsleitung steht entweder mit dem Vorbehalte der staatlichen Genehmigung den Gemeinden, Corporations und Stiftungen frei, oder es sind die Waldungen derselben aus der Zeit übermäßiger Verformung der juristischen Personen der Administration der Staatsforstbeamten (Beförderung) unterstellt, wie in einem Theile von Preußen (Fürstenthume Hildesheim, Calenberg, Göttingen und Grubenhagen und die Grafschaft Hohnstein der Provinz Hannover, die Provinz Hessen-Nassau, mit Ausnahme des Stadtkreises Frankfurt a. M., und Hohenzollern), Bayern (Regierungsbezirke Pfalz und Unterfranken), Oldenburg (Fürstenthum Birkenfeld) und Sachsen-Weimar (Kirchen- und Pfarrwaldungen) sowie in Baden (ausnahmsweise auch Wahl der Forstbeamten gestattet), Hessen, Braunschweig, Waldeck und Elsaß-Lothringen. Es ist auch, wie z. B. in Bayern, Württemberg, Sachsen-Meiningen und Schwarzburg-Sondershausen, den juristischen Personen gestattet, wegen Übernahme der technischen Betriebsleitung in ihren Waldungen mit der Staatsforstverwaltung Verträge abzuschließen. Für kleine, einer regelmäßigen Bewirtschaftung nicht fähige Waldungen können, wie in Bayern, Betriebsleitung und Forstschutz in einer Person vereinigt werden, oder es kann ein benachbarter Forstbeamter als Betriebsleiter bestellt werden. Es können sich auch mehrere Gemeinden, Corporations und Stiftungen zur Anstellung eines gemeinschaftlichen Forsttechnikers vereinigen, und in den preußischen Regierungsbezirken Coblenz, Trier, Arnsberg und Münden kann sogar die zwangsweise Bildung von Communaloberförstereien durch das Ministerium angeordnet werden. Für den Fall der Nichtbestellung von Forsttechnikern erfolgt in Bayern die Ernennung derselben durch die Kreisregierung und in Württemberg die Beförderung des betreffenden Waldes (in der Regel auf mindestens zehn Jahre), welche im Herzogthume Oldenburg auch bei schlechter Bewirtschaftung der Gemeindewaldungen eintritt.

Die Kosten für Herstellung der Wirtschaftspläne, Betriebsleitung und Forstschutz sind von den Waldbesitzern zu tragen.

Für die Beförderung sowohl als auch für die vertragsmäßige Übernahme der Betriebsleitung durch die Staatsforstverwaltung sind überall an diese Befoldungsbeiträge (in Baden auch Diäten an die Forstbeamten) zu entrichten, welche 0·12—1·00 Mark (z. B. in Kurhessen 0·12, Nassau 0·50, Hessen 0·57, Württemberg 0·80, Waldeck 1·00, Elsaß-Lothringen 5% des Hauptnutzungsertrages, jedoch nicht über

0·80 Mark) pro Hektar betragen. Diese Beiträge bleiben nicht unbedeutend hinter dem Bevölkerungsaufwand für die Staatswaldungen zurück, und es liegt daher das fragliche Verhältnis im finanziellen Interesse der juristischen Personen.

Die Wahl der Forstschutzbediensteten, welche neben der allgemeinen gesetzlichen Qualification auch die zur Unterstüzung des Betriebsleiters nötige technische befähigung besitzen sollten, ist den Waldbesitzern überlassen, und nur in den preußischen Provinzen Westfalen und Rhein wurden von der Regierung reine Gemeindeschutzbezirke und in dem Regierungsbezirk Wiesbaden (gegen jährliche Beiträge von 0·57 bis 0·80 Mark pro Hektar) Staats- und Gemeindeschutzbezirke gebildet, welche sich nicht an die Waldeigentumsgrenzen halten. In Württemberg können die juristischen Personen den Forstschutz in ihren Waldungen gegen eine jährliche Entschädigung (durchschnittlich 2·02 Mark pro Hektar) der Staatsforstverwaltung übertragen. In Elsaß-Lothringen stehen die Förster der Gemeinden und öffentlichen Anstalten, gleich den Förstern des Staates, unter der Botmäßigkeit und Disziplinargewalt der Staatsforstbeamten. Die Gemeinden haben in Preußen und Elsaß-Lothringen die Verpflichtung, die Forstschutzbeamtenstellen mit mindestens 750 Mark Dienstinkommen mit zur Anstellung im Forstdienste berechtigten Amtswärtern des Jägercorps zu beließen.

Die Veräußerung von Waldungen der juristischen Personen, welche überall von der staatlichen Genehmigung abhängig ist, erscheint bei kleineren isolierten Parzellen namentlich dann vortheilhaft, wenn der Boden zur Agriculture geeignet ist, und der Erlös zur Vermehrung und Attraktivierung des Waldbesitzes verwendet wird. Bezuglich der Vertheilung der Gemeinde- und Corporationswaldungen s. Gemeinheitsvertheilung.

Die Behörden der inneren Verwaltung, welchen die juristischen Personen unterstehen, führen auch die Aufsicht über die Bewirtschaftung der Waldungen derselben, jedoch bei Lösung technischer Fragen unter Zuhilfenahme der Behörden der Staatsforstverwaltung, da die in Sachsen nach der Verordnung vom 24. Mai 1856 bestehende Zutheilung eines Oberforstbeamten zu den Kreisdirectionen behufs Überwachung der Gemeinde- und Stiftungswaldungen eine Ausnahme bildet (s. Organisation der forstlichen Thätigkeit des Staates). Die Kompetenz der an der Staatsaufsicht beteiligten Behörden ist natürlich nach der Größe der geübten Überwachung sowie nach dem Verwaltungsorganismus sehr verschieden, doch steht im allgemeinen der höheren Jurisdicnz die Bestätigung des Technikers und des Wirtschaftsplans, der Unterbehörde die Aufstellung des Schuppenpersonals und die Genehmigung der jährlichen Betriebsanträge und Nachweisungen zu, welche letztere, so lange sich die Wirtschaft innerhalb des Wirtschaftsplans bewegt und die Waldbesitzer mit ihr einverstanden sind, zweckmäßig, wie z. B. in Bayern, Württemberg, Baden und Hessen, der äußeren Staatsforstbehörde über-

lassen wird. Die oberste Aufsicht und Entscheidung steht überall dem Ministerium des Innern zu, mit Ausnahme der östlichen Provinzen Preußens, in welchen Klagen gegen Entscheidungen des Oberpräsidenten vor das Oberverwaltungsgericht gehören. Die Staatsaufsicht erfolgt unentgeltlich.

Die Waldungen der einzelnen juristischen Personen sind im allgemeinen nicht von beträchtlicher Flächengröße, und die Verwaltung derselben ist meist eine einfache. Die Verwaltungsbehörde ist überall zugleich Centralstelle und Direction, und nur in einzelnen Fällen, wie z. B. bei den Stadtwaldungen von Görlitz, wurde die Bildung mehrerer Reviere unter einer Forstinspektion für nötig erachtet (J. Albert, Lehrbuch der Forstverwaltung. München 1883). Die von der Regierung behufs der Beförderung der fraglichen Waldungen gebildeten reinen Communalreviere, welche z. B. in Bayern 2040, Baden 3190, Hessen 2200 und Elsaß-Lothringen 5603 ha durchschnittlich enthalten, sind meist größer als die Staatsreviere, da die Revierverwalter in der Regel mit der Forstproducentenverwertung nichts zu thun haben und auch an der Forstrevethätigung und der Forstpolizei wenig oder gar nicht betheiligt sind.

Die Waldungen der juristischen Personen sind im allgemeinen weniger intensiv und insbesondere in niedrigerem Umtriebe bewirtschaftet, als jene des Staates. So betrug z. B. im Jahre 1876 in Baden, wo Beförderung besteht, für die Gemeinde- und Körperschaftswaldungen, bei welchen der Mittelwaldbetrieb überwiegt, pro Hektare der Normalvorraum 169 und der jährliche Holzertrag 4·22 Festmeter, für die Staatswaldungen dagegen 210, bezw. 4·43 Festmeter.

Von den deutschen Gemeinde-, Corporations- und Stiftungswaldungen, welche zusammen 2,640,657 ha oder 19% (in Preußen 16·0, Bayern 15·8, Württemberg 33·5, Sachsen 7·1, Baden 47·8, Hessen 37·4, Oldenburg 15·0, Elsaß-Lothringen 44·9 u. s. w.) Prozent der Gesamtwaldfläche enthalten, werden 43% auf Grund gesetzlicher Bestimmung von den Staatsforstbeamten verwaltet, 56% auf Grund von Wirtschaftsplänen durch von den Waldbesitzern gewählte Forsttechniker unter Aufsicht der Regierung bewirtschaftet und 1% untersteht nur einer allgemeinen Beaufsichtigung von Seite des Staates. Es erleichtert dies in vielen Theilen Deutschlands die forstpolizeiliche Aufgabe der Regierung wesentlich, obgleich selbstverständlich die fragliche Staatsaufsicht keine forstpolizeiliche, sondern nur eine in der öffentlich-rechtlichen Stellung der juristischen Personen begründete ist.

Man vgl. übrigens auch J. Albert, Lehrbuch der Staatsforstwissenschaft. Wien 1873. At.

Gemeines Recht. s. allgemeines bürgerliches Gesetzbuch. At.

Gemeine Winden. s. Winden. Fr.

Gemeingesfühl. Die verschiedenen Gefühle werden durch ein negatives Merkmal zu einer Gruppe vereinigt, nämlich alle Empfindungen, welche nicht Gesichts-, Gehörz-, Geruchs-

Geschmacksempfindungen sind, werden als Gefühlesempfindungen bezeichnet. Nach E. H. Weber werden die Gefühlesempfindungen in zwei scharf getrennte Classen getheilt, in echte Sinnesempfindungen und Gemeingefühle. Als echte Sinnesempfindungen sind zu bezeichnen, welche objektiviert, d. h. vom Organismus auf Dinge der Außenwelt bezogen werden; wir sagen einen Körper ist kalt, wenn seine Berührung uns eine Kälteempfindung verursacht, wir beziehen also die Kälteempfindung auf den Körper und nicht auf die Stelle der Haut, wo sie entsteht. Dagegen werden die Gemeingefühle stets auf den Organismus selbst bezogen; wenn wir z. B. eine Flöte fester Kohlensäure zwischen den Fingern zerdrücken, so haben wir sofort ein in den Fingern localisiertes Schmerzgefühl, wir sagen die Finger brennen und beziehen daher diese Empfindung nicht auf die kalte Kohlensäureflocke. Als echte Sinnesempfindungen können nur die Gefühle bezeichnet werden, welche der Tastzinn, Temperaturzinn (j. Tassizinn) und der Muscelsinn erzeugen; als Gemeingefühle müssen wir bezeichnen: die Hunger-, Durst-, Schmerz-, Kälte-, Schauder- und Wollustempfindungen; eine in dem Wesen derselben liegende Definition kann nicht gegeben werden, da wir kein Merkmal der Empfindung selbst angeben können; wir können z. B. kein Merkmal der Empfindung angeben, welche grünes Licht im Auge hervorruft. Da wir den Hunger und den Durst im Artikel Verdauung besprechen, so bleiben uns nur die übrigen Gemeingefühle zur Erörterung an dieser Stelle übrig. Indem ein großer Theil dieser Empfindungen an derselben Stelle, z. B. an der Haut, erzeugt werden kann, so hat man früher angenommen, dass nur einerlei Nerven, die sensiblen, diese Empfindungen vermitteln; in jüngster Zeit mehren sich jedoch die Beobachtungen, welche uns zur Annahme wöthigen, dass für jede Empfindungsart eine besondere Nervenart u. s. w. existiert. Die Analogie (Loze) tritt bei gewissen pathologischen Prozessen und in einem bestimmten Stadium der Ulcer- und Chloroformnarrose ein; in diesem Zustande wird jede Berührung der Haut deutlich wahrgenommen, doch entsteht selbst bei den stärksten Eingriffen keine Schmerzempfindung; wenn Schiff bei Thieren das ganze Lendenmark bis auf die Hinterstränge durchschnitten, so nahmen die Thiere jede Berührung der Hinterextremität wahr, sie waren aber vollständig unempfindlich gegen schmerzhafte Eingriffe; das Entgegengesetzte tritt ein, wenn nur graue Substanz erhalten bleibt. Diese Thatachen sprechen dafür, dass Tast- und Schmerzempfindungen von verschiedenen Nerven vermittelt werden. Schmerzgefühle können von der ganzen Haut und den Schleimhäuten an den Körperöffnungen und allen Organen aus erzeugt werden, sie werden genau localisiert und zwar in den Endausbreitungen der erregten Nerven; sie sind umso größer, je grösser die gereizte Hautstelle und je zarter die Epidermis derselben ist. Dieselben werden hervorgerufen durch Hitze (über + 50° C.), Kälte (unter - 11° C.), Druck, Elektricität (durch stärkere constante Ströme, besonders aber durch Inductionsströme), chemische Agentien (durch

Aktion). Schmerz kann auch im Muskel entstehen, es ist das Ermüdungsgefühl, das sich bei heftiger Muskelarbeit (Wadenkrämpfe z. B.) zu starker Schmerzempfindung steigern kann. Kälte und Schauder entstehen durch leise Berührung gewisser Hautstellen, das Wollustgefühl bei Erregung sensibler Nerven der Genitalorgane; Ausführliches über den erzeugenden nervösen Apparat ist nicht bekannt. Vbr.

**Gemeintheitsheilung (Deutschland)** ist im allgemeinen die Vertheilung eines Gesammeigenthumes an Grundstücken unter die Interessenten, welche die sie nach Verhältnis ihrer Berechtigung treffenden Anteile als Einzelneigenthum erhalten. Dieselbe ist entweder eine freiwillige, oder eine nach gesetzlicher Vorschrift erzwungene, d. i. eine Entwehrung (s. d.) der Gemeintheit zu gunsten der Einzelnen, bei welcher die Entschädigung für die Rechte an dem Gemeinmeigenthume in der Theilung selbst liegt. Diese im Interesse der Landeskultur und der einzelnen Theilhaber erzwungene Theilung eines Gemeinmeigenthumes gilt im engeren Sinne als Gemeintheitsheilung. Das zu vertheilende Gemeinmeigenthum gehört entweder juristischen Personen, Gemeinden (s. d.) und Corporationen im engeren Sinne (s. Corporationswaldungen), oder es ist ein privatrechtliches (s. Gemeinschaftliches Wald-eigenthum). Die Gemeintheitsheilung ist eine General- oder eine Specialtheilung, je nachdem dieselbe zwischen ganzen Gemeinden oder nur zwischen den einzelnen Interessenten einer Gemeinde erfolgt.

Aus der ursprünglichen gemeinschaftlichen Benützung von Wald und Weide (Mark oder Allmend) durch die Markgenossen entstanden die Markwaldungen (jetzt zum Theil noch Gemeinde-, Corporations- und Genossenschaftswaldungen), die Feldgemeinschaften (s. d.), die Gemeinweiden und insbesondere die Gemeindeweiden. Da die gemeinschaftliche Bodenbenützung aber eine stete Quelle von Streitigkeiten und bei Agriculturngelände auch ein Hindernis der Entwicklung der Landwirtschaft bildet, so fanden schon seit dem Mittelalter vielfach freiwillige Gemeintheilungen statt, während die Zwangstheilungen, veranlaßt durch die Erfolge der freiwilligen Theilung der Gemeindeweiden in England, erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts begannen. Dies geschah bei dem damals herrschenden Absolutismus einfach dadurch, daß die Regierungen die Gemeintheilungen ordneten und auch gegen den Willen der Gemeinden durchführten. Solche zwangsläufige Theilungen der Gemeindegründe wurden angeordnet in Preußen durch Rescript vom 29. Juli 1763, in Bayern durch das Culturedecrit von 1762, in Baden durch Verordnung vom 10. October 1770 und 13. August 1771, in Braunschweig durch Verordnung vom 22. November 1768 u. s. w. Erst unserem Jahrhunderte blieb es vorbehalten, die Initiative bezüglich der Gemeintheilung und die Entscheidung über die Zulässigkeit derselben zunächst den Betheiligten zu überlassen, und die erste Gemeintheilungsordnung auf dieser Grundlage ist

jene für das Fürstenthum Lüneburg vom 15. Juni 1802, deren Grundsätze durch die Gesetze vom 30. April 1824 und 26. Juli 1825 für die übrigen Provinzen des ehemaligen Königreiches Hannover zur Geltung gebracht wurden. Derselben folgten die Gemeintheilungsordnungen für Preußen vom 7. Juli 1821 mit Ergänzungsgesetz vom 2. März 1850 (in der Haupstadt auch in den im Jahre 1866 erworbenen Provinzen eingeführt), Sachsen vom 27. März 1832, Hessen vom 7. September 1814, Braunschweig vom 20. December 1834, Sachsen-Gotha vom 2. Januar 1832, Schwarzburg-Rudolstadt vom 7. Januar 1836, Schwarzburg-Sondershausen vom 2. April 1834 u. s. w. In anderen deutschen Staaten, wie z. B. in Bayern und Baden, enthält die Gemeindeordnung die nötigen Bestimmungen über die Vertheilung der Gemeindeländereien.

Der Grundsatz des römischen Rechtes, dass jeder Theilhaber eines Gesamteigentummes (condominium) die Aushebung der Rechtsgemeinschaft durch Theilung des gemeinschaftlichen Gutes verlangen und mit der actio communis dividendo vor dem Richter geltend machen kann, ist auch in das französische (Art. 815 des Code civil) und deutsche Privatrecht übergegangen, und die preußische Gemeintheilungsordnung vom 7. Juni 1821 befindet sich in voller Übereinstimmung mit dem preußischen allgemeinen Landrechte vom 5. Februar 1794, wenn sie das Recht zur Beantragung einer Gemeintheitsauseinandersetzung einem oder mehreren Theilhabern unter der Voraussetzung zugestellt, dass dieselbe im Interesse der Landeskultur liegt, was jedoch, vorbehaltlich des Gegenbeweises, ohne weiteres angenommen wird. Das Provocationsrecht wurde übrigens für den Fall, dass mit der Gemeintheilung auch eine Feldbereinigung (s. d.) zu verbinden ist, durch Verordnung vom 28. Juli 1838 dahin beschränkt, dass die Besitzer des vierten Theiles der Ackerländereien mit der Separation einverstanden sein müssen. Anderwärts, wie z. B. in Sachsen und Hannover, gestattet man wohl dem Einzelnen, unter bestimmten Voraussetzungen die Ausscheidung seines Anteiles zu verlangen, macht aber die vollständige Auftheilung von einem Mehrheitsbeschluss der Theilhaber abhängig. Wieder andere Gemeintheilungsordnungen kennen keine Einzelabfindung und verlangen für jede Theilung entweder, wie in Hessen, die einfache, oder eine grössere Majorität, insbesondere eine Dreiviertelmajorität, wie z. B. in Bayern (außerdem müssen die Stimmen die Hälfte der Grundsteuer entrichten), Baden und Sachsen-Gotha. Die Mehrheit wird entweder, wie in Bayern, Baden und Hessen, nach Köpfen, oder, wie in Hannover, nach Nutzungsrechten, oder der Größe des Grundbesitzes bestimmt. Die Durchführung des Theilungsbeschlusses bedarf auch bei privatrechtlichen Gemeinschaften meist der Genehmigung der Staatsbehörde.

Als Interessenten bei der Gemeintheilung erscheinen neben den Theilhabern an dem Gesamteigentum diejenigen, welche an diesem privatrechtlichen Nutzungsbesitz

(z. B. Weiderechte) besitzen. Diese Nutzungs-berechtigten müssen vorerst durch Geld oder durch Zuweisung von Land entschädigt werden. Die Alleigentümer erhalten dann von der nach Abzug der nötigen Wege verbleibenden Fläche nach Verhältnis des Wertes ihrer Be-rechtigung einen Theil als freies Eigentum zugewiesen, wobei kleinere Wertdifferenzen durch Geldzahlung (Capital oder Rente) ausgeglichen werden. Die Wertberechnung der einzelnen Anteile muss auf gleicher Grundlage erfolgen, und für Gemeindeweiden ist der Theilungsmaßstab schon in der Gemeintheilungsordnung bestimmt. So theilt man, sofern die Nutzungsrechte nicht nach ideellen Quoten oder in anderer Weise (z. B. nach der Stückzahl des weideberechtigten Viehes) bestimmt sind, in Sachsen, Baden und Hessen nach Köpfen, während anderwärts die Vertheilung entweder, wie in Preußen und Hannover, nach dem bisherigen (z. B. nach dem Durchschnitte der letzten zehn Jahre) Viehstande, oder subfidiär (auch nach dem preußischen Landrecht) nach der Zahl des mit eigenem Futter durchwinternden Viehes, oder, wie in Hannover, nach der Größe des jehigen Grundbesitzes, oder endlich, wie vormals in Schleswig-Holstein, nach Verhältnis der Beiträge zu den Gemeindelasten erfolgt. Da keiner dieser Theilungsmaßstäbe ohne Mängel und allgemein durchführbar ist, so hat man mehrere derselben (z. B. in Preußen 2, Hannover 4) zugelassen, welche je nach Umständen in Anwendung zu kommen haben. Die Theilung von Waldungen ist nach den Gemeintheilungsordnungen an die Bedingung geknüpft, dass die einzelnen Anteile entweder zur forstmässigen Cultur geeignet bleiben oder vortheilhaft als Acker oder Wiesen benutzt werden können.

Die Durchführung der Gemeintheilungen ist entweder, wie z. B. in Preußen, Sachsen und Anhalt, besonderen, zugleich mit der Grundentlastung, Feldbereinigung und Servitutentilbung betrauten Behörden, welche auch über die vor kommenden Rechtsstreitigkeiten entscheiden, übertragen, oder man überlässt sie den gewöhnlichen Verwaltungsbehörden, bezw. den Civilgerichten für die Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten.

Die Kosten der Gemeintheilung, welche übrigens überall tax- und stempelfrei erfolgt, sind von den Interessenten zu tragen.

Die Landgemeinden sind durch die Grundentlastung (s. d.) wieder öffentlich-rechtliche Organe geworden, welchen zur Lösung der eigenen und der ihnen vom Staat übertragenen Aufgaben das vorhandene Gemeindevermögen unentbehrlich ist. Es wurden deshalb schon durch einzelne Gemeintheilungsordnungen (z. B. für Sachsen und Schwarzburg-Rudolstadt) und in Preußen durch die Declaration vom 26. Juli 1847 die Gemeindeländereien von der Theilung ausgeschlossen, und auch in den übrigen deutschen Staaten lassen die Gemeindeordnungen nur ausnahmsweise mit staatlicher Genehmigung eine Vertheilung von Gemeindegründen dann zu, wenn die Landeskultur dadurch gefördert und die Gemeinde bezüglich ihrer Einnahmen

schadlos gehalten wird. Letzteres geschieht durch Auflegen eines (in Bayern z. B. mit dem 25fachen Betrage) ablösbaren Grundzinses zum Verteilen der Gemeindecaisse und durch Ausscheiden eines besonderen Anteiles für die Volkschule. Auch die Theilung des Grundeigenthums von Corporationen im engeren Sinne darf nur bei Sicherung der Sonderinteressen derselben erfolgen. Dagegen ist die Theilung eines mehreren Gemeinden gehörigen Gesamteigenthums (auch Waldungen) unter der Voransetzung zulässig, dass die ausgeschiedenen Anteile als Gemeindeeigenthum betrachtet werden (Generaltheilung).

Die Theilung von Gemeindewaldungen ist entweder, wie z. B. in Preußen, Baden und Hessen, unbedingt ausgeschlossen, oder man lässt dieselbe, wie z. B. in Bayern, nur behufs der Rodung bei kleinen, zur Agricultr geeigneten Parcellen, sowie bei Waldüberfluss und Mangel an landwirtschaftlichen Grundstücken unter der Bedingung zu, dass der Erlös aus dem anfallenden Holze in die Gemeindecaisse fließt, und die einzelnen Anteile zum Besten derselben mit einem Grundzins belegt werden. Die Naturaltheilung eines Gemeindewaldes, d. i. die Theilung derselben zum Zwecke der Fortbenützung der einzelnen Anteile als Wald (s. Theilung eines gemeinschaftlichen Waldes), welche fast immer zur Walddevastation führte, ist überall gesetzlich untersagt. Die Theilung von Corporationswaldungen (s. d.) ist nur zulässig, wenn die gesetzlichen Voraussetzungen der Auflösung der Corporation gegeben sind.

Nach dem Gefragten ist die Gemeintheilung fast nur noch bei dem gemeinschaftlichen Privateigenthume gestattet, welches ohnehin schon nach dem Privatrechte getheilt werden kann. Es sind übrigens im ganzen wohl nur noch wenig ungetheilte Privat- und Gemeindelandereien vorhanden, und es dürfte deshalb die Aufgabe der Gemeintheilungsordnungen in der Hauptsache beendigt sein.

Man vgl. übrigens auch J. Albert, Lehrbuch der Staatsforstwissenschaft, Wien 1875. At. Gemeintheit des Eigenthums und anderer dinglichen Rechte (§§ 825—858 a. b. G. B.) Österreich. Eine Gemeintheit ist dann vorhanden, wenn mehreren Personen das Eigenthum oder ein anderes dingliches Recht an der nämlichen Sache dergestalt zusteht, dass jedem ein intellectueller (ideeller) Theil an der Sache gebürt. Das Recht der Theilnehmer, z. B. beim Miteigenthume, ist ein der Beschaffenheit, wenn auch nicht dem Umfange nach (ein Miteigentümmer kann z. B. die Hälfte, die beiden anderen je ein Viertel der Sache haben) gleiches Recht über alle Theile der gemeinsamen Sache. Weil sonach jeder Genosse z. B. an jedem Quadratmeter eines gemeinsamen Grundstückes ideeller Eigentümmer ist, erblüht die Finanzverwaltung in der Theilung eines solchen gemeinsamen Grundbesitzes eine Vermögensübertragung und bemüht danach die Gebür (s. d.); diese Auffassung wurde als die richtige anerkannt durch Eft. d. V. G. h. v. 30./1. 1886, §. 31, Budw. Nr. 2894. „Erfurthen, Bäume, Hecken, Planken, Mauern, Privatbäche, Canäle, Pläze

und andere dergleichen Scheidewände, die sich zwischen benachbarten Grundstücken befinden, werden für ein gemeinschaftliches Eigenthum angesehen, wenn nicht Wappen, Auf- oder Inschriften oder andere Kennzeichen und Bebisse das Gegenteil beweisen“ (§ 854 a. b. G. B.), d. h. es wird eine Gemeintheit vermutet. Jeder Mitgenosse kann eine solche gemeinsame Mauer auf seiner Seite bis zur Hälfte der Dicke benutzen und trägt verhältnismässig zur Erhaltung solcher Scheidewände bei. Wenn aber Ziegel, Latten oder Steine nur auf einer Seite vorhängen oder ein Pfeiler, Säulen u. s. w. auf einer Seite eingegraben sind, so wird im Zweifel das Alleineigenthum für denjenigen angenommen, auf dessen Seite die Ziegel ablaufen u. s. w. Wenn eine Planke u. dgl. versallen ist, so muss sie der Eigentümer nur dann in Stand erhalten, wenn sonst für den Grenznachbar Schaden zu befürchten wäre, doch dürfte hier (nach dem Wortlaut des § 858 a. b. G. B.) nur von Grundstücken die Rede sein, welche gegen Zutritt der Menschen geschützt zu werden pflegen, z. B. Gärten, Höfe, Hausgrundstücke, nicht aber offenes Feld, Wiesen, Weingärten, Wälder.

In mehreren Provinzen bestehen von altersher agrarische Gemeinschaften an Grund und Boden, welche theils gemeinsamen Besitz, theils gemeinsame Benützungsrächte gewähren. Die Regelung der hier bestehenden, oft sehr unklaren Rechtsverhältnisse wird dermalen in Angriff genommen; competent zur Auseinandersetzung derselben sind jene gemischten Organe, welche die Zusammensetzung von Grund und Boden (s. d.) durchzuführen haben werden. Solche Gesetze bestehen in Mähren (v. 13./2. 1884, L. G. Bl. Nr. 31), Kärnthen (v. 5./7. 1883, L. G. Bl. Nr. 23), Krain (v. 26./10. 1877, L. G. Bl. Nr. 2 ex 1888) und in Niederösterreich (v. 3./6. 1886, L. G. Bl. Nr. 39). Dieselben regeln die Theilung von gemeinsamen Grundstücken sowie die gemeinschaftlichen Benützung- und Verwaltungsrächte an ungetheilt verbliebenen Grundstücken, bezüglich welcher a) entweder zwischen gewesenen Obrigkeit und Gemeinden oder ehemaligen Unterthanen sowie zwischen zwei oder mehreren Gemeinden gemeinschaftliche Besitz- und Benützungsrächte bestehen oder b) welche von allen oder von gewissen Mitgliedern einer Gemeinde, einer oder mehreren Gemeindeabtheilungen, Nachbarschaften oder ähnlichen agrarischen Gemeinschaften (Gassen der Bauern, Beftisteten, Singularisten u. dgl.) kraft ihrer persönlichen oder mit einem Besitz verbundenen Mitgliedschaft oder von den Mitberechtigten an Wechsel- oder Wandergräuden gemeinschaftlich oder wechselweise benutzt werden; Gemeindevermögen (s. Gemeinde) ist davon ausgeschlossen. Die Auseinandersetzung erfolgt nur über Provocation der Beteiligten, doch darf die Theilung von gemeinschaftlichen Waldungen nur soweit erfolgen, als hiedurch die pflegliche Behandlung und zweckmässige Bewirtschaftung der einzelnen Theile nicht gefährdet wird; von achtzwecken erfolgt die Regulierung der gemeinschaftlichen Benützung- und Verwaltungsrächte u. a. bei Waldungen,

wenn aus forstwirtschaftlichen oder forstpolizeilichen Rücksichten die politische Landesbehörde die Jagd für nötig erachtet. Die Theilung oder Regulierung kann auch in Verbindung mit einer Zusammenlegung gebracht werden, und ist jedenfalls auf eine etwa zukünftig notwendig werdende Zusammenlegung Rücksicht zu nehmen. Zunächst sind hiebei bestehende Rechte zu beachten und ein gütliches Übereinkommen zu streben; in Erwartung solcher Anhaltspunkte oder eines Ausgleiches ist der Durchschnitt der letzten zehn Jahre zu erheben, wobei aber Überschreitungen des notwendigen Bedarfes hinzunthalten sind. Hinsichtlich des Holzbedarfes ist die Erhaltung des Wohnhauses und der Wirtschaftsgebäude bei ortsüblicher Bauart, für Brennholz der ortsübliche Bedarf eines Familienhaushaltes zur Grundlage zu nehmen; hinsichtlich der Weide- und Streuernutzung die für den eigenen Familienhaushalt des Theilgenossen nötige Viehzahl (im Zweifel eine Kuh), eventuell soviel Vieh als auf dem eigenen Grundbesitz des Theilgenossen durchgewintert werden kann, wenn die Sommerfütterung sonst wie nicht zu beschaffen ist. Bei Regulierungen an Waldgründen, deren pflegliche Behandlung aus öffentlichen Rücksichten besonders wünschenswert erscheint, ist zugleich ein Wirtschaftsplan aufzustellen oder ein etwa bestehender zu überprüfen; derselbe hat dem Grundsatz der Nachhaltigkeit zu entsprechen und die Nebennutzungen entsprechend einzubränen. Bei geringem Umfange der Waldfläche oder sehr einfachen Betriebsverhältnissen ist für zehn Jahre ein summarisches technisches Programm aufzustellen, welches vor Ablauf dieser Periode rechtzeitig der politischen Behörde neuerlich vorzulegen ist. Außerdem sind Vorschriften bezüglich entsprechender Schonflächen zu erlassen sowie über die Ausbringung der Forstprodukte und Hinterhaltung von Insectengefahr. Eingaben, Protokolle u. s. w. sind gebührenfrei; die Kosten der Durchführungsorgane (s. Zusammenlegung) werden aus dem Staatschafe bestritten. Das Servitutenablösungs- und Regulierungsprivileg (s. Dienstbarkeiten) tritt bezüglich der oben angeführten Theilungen und Regulierungen in jenen Ländern, in welchen solche Specialgesetze bestehen, außer Kraft.

Zu erwähnen ist schließlich die Entsch. des Ackerbauministeriums v. 8./5. 1874, §. 5218, betreffend den rechtlichen Charakter einer „Nachbarschaft“ (Kärnthen). Eine Nachbarschaft war von jeher im Bezirke einer Alpe (von 232 ha). Dieselbe hat bei der politischen Bezirksbehörde um Ausscheidung ihres Gebietes aus dem Gemeindejagdgebiete und Gestaltung der selbständigen Jagdausübung. Diesem Ansuchen wurde durch das Ackerbauministerium (im Gegensatz zu den beiden Unterbehörden) Folge gegeben, weil eine „Nachbarschaft“ keine Gemeinde oder Gemeindefraction, sondern eine nach dem Privatrechte zu beurtheilende Gemeinschaft sei, deren Mitglieder den fraglichen Grundcomplex zur ungetheilten Hand besitzen, und daher die Jagd unter denselben Voraussetzungen wie jeder private Grundherrn ausüben können und mit ihrem Grundbesitz

gegen ihren Willen nicht in das Gemeindejagdgebiet einzbezogen werden können. Nicht.

**Gemeinschaftliches Waldeigenthum** (Deutschland) ist nach römischem Recht ein Mehreren zu ideellen Theilen (partes pro indiviso, incertae) zustehendes, an dessen Nutzungen und Lasten die Mitberechtigten (Miteigenthümer) nach Verhältnis ihrer Berechtigung theilhaben. Die Gemeinschaft des Eigenthumes (condominium) ist eine Art der Rechtsgemeinschaft (communio), deren Unterschied von der Corporation bereits (s. Autonomie des Waldeigenthümers) erörtert wurde.

Die Einheit und Ausschließlichkeit des römischen Eigenthumsbegriffes, welche ein dominium plurium in solidum nicht zuläßt, verlangt, dass über das gemeinschaftliche Eigenthum der gemeinsame Wille aller entscheidet, und dass der Einzelne nur über seinen ideellen Anteil verfügen darf. Jeder Theilhaber ist zur Erhaltung der gemeinsamen Sache befugt und hat einen verhältnismässigen Anspruch auf Erfas der zu diesem Zwecke, sowie überhaupt aller im Interesse der Gemeinschaft gemachten Verwendungen. Es findet also hier bezüglich der Leistungen der Theilhaber für das gemeinschaftliche Eigenthum und der Anteile derselben an dessen Erträgen der privatwirtschaftliche Grundzak der speciellen Entgeltlichkeit volle Anwendung, während bei den Gemeinwirtschaften juristischer Personen infolge der gemeinsamen Beschaffung der wirtschaftlichen Güter und des Verbrauchs derselben für den gemeinsamen Zweck an die Stelle der speciellen Entgeltlichkeit die generelle tritt (s. Albert, Lehrbuch der Forstverwaltung, München 1883). Wenn daher z. B. bei einem gemeinschaftlichen Privatwald die Ausgaben von den einzelnen Miteigenthümern nach Verhältnis ihrer ideellen Anteile zu tragen sind, erscheinen dieselben bei einem Gemeindewalde als Gemeindelast.

Da die Übereinstimmung sämtlicher Miteigenthümer bezüglich der Behandlung des Gemeintheigenthums häufig nur schwer zu erhalten ist, so kann jeder Theilhaber die Aufhebung der Rechtsgemeinschaft durch Theilung des gemeinschaftlichen Gutes verlangen und mit der actio communii dividendo vor dem Richter geltend machen. Dieser Grundzak des römischen Rechts ist auch in den französischen Code civil (Art. 815) und in das deutsche Privatrecht, insbesondere das preussische allgemeine Landrecht, sowie selbst in die sog. Gemeinheitstheilungsordnungen (s. Gemeinheitstheilung) übergegangen. Die Theilung erfolgt durch Vertrag oder richterliches Urtheil und bei Waldungen entweder nach reellen Theilen, oder durch Verkauf des Waldes und Theilung des Erlöses.

Gemeinschaftliche Waldungen im Sinne des condominium sind in Deutschland weder aus älterer Zeit vorhanden, noch in unseren Tagen durch Vertrag (s. Bildung eines gemeinschaftlichen Waldeigenthums) entstanden; sie können aber durch Schenkung, Erbrecht, Grenzverwirrung u. s. w. auch jetzt noch vorkommen (communio incidens), und für diesen Fall gelten in der Haupthathe auch die betreffenden Grundsätze des römischen Rechts.

Das deutsch-rechtliche Gesamtwald-eigentum, sofern es nicht einer juristischen Person zufieht, oder Folge einer Lebensgemeinschaft (z. B. bei Ehegatten, Eltern und Kindern) ist, erscheint als ein Eigentum Mehrerer mit idealen (Quoten-) Anteilen der Einzelnen, über welches bezüglich der Bewirtschaftung und Theilung die Wehrheit der Mit-eigentümmer, bezw. der Theilhaberrechte bei ungleichen Anteilen entscheidet. Über seinen Anteil kann der Einzelne verfügen und nimmt derselbe, wie beim condominium, nach Verhältnis seiner Berechtigung an den Erträgen und Lasten teil. Es besteht übrigens bei den noch vorhandenen Resten der früheren Markgenossenschaften keine vollständige Übereinstimmung bezüglich der Rechtsverhältnisse. So unterscheidet man z. B. die Agrargenossenschaften in Real- und Nutzungsgemeinden, je nachdem die Anteile an dem Gemeinelande (auch Wald) mit einem Hofbesitz untrennbar verbunden sind, oder selbständige, für sich veräußerliche Rechte bilden.

Ob ein Mehreren gemeinschaftlich gehöriger Wald als ein Privat- oder Corporationswald zu betrachten ist, kann nur danach entschieden werden, ob der betreffenden Gesamtheit mit ausdrücklicher oder stillschweigender Anerkennung des Staates Corporationsrechte zustehen, oder nicht.

Durch das preußische Gesetz vom 14. März 1881 über gemeinschaftliche Holzungen wurden alle gemeinschaftlichen (Genossenschafts-) Waldungen, sofern die Gemeinschaft nicht durch ein besonderes privatrechtliches Verhältnis entstanden ist, gleich den Gemeindewaldungen unter staatlicher Aufsicht gestellt. Von diesem Gesetze wurden 2352 Waldungen von Real- und Nutzungsgemeinden, Markgenossenschaften, Gehöferschaften, Erbgenossenschaften u. s. w. mit 103.591 ha, hievon unter 50 ha Flächengröße 872 Waldungen mit 2756 ha und 60 mit 31.564 ha, von einer Größe über 60 ha, betroffen. Unter staatlicher Aufsicht in wesentlich gleicher Weise stehen auch die Haubergsgenossenschaften in dem Kreise Siegen in Westfalen (Haubergsordnung vom 17. März 1879), in den Ämtern Freusberg und Friedewald im Kreise Altenkirchen (Polizeiverordnung vom 21. November 1836), im ehemaligen Amte Olpe des Kreises Olpe (Gesetz vom 6. Januar 1810), in dem ehemaligen Herzogthum Nassau (Haubergsordnung für das frühere Fürstenthum Siegen vom 5. September 1805 und Verordnung vom 9. November 1816) und in dem Kreise Wittgenstein (Waldsteuergesetz vom 1. Juni 1854).

Da auch in den übrigen Bundesstaaten aus den früheren Markwaldungen in der Regel Corporations- (i. d.) oder auch Gemeindewaldungen (i. d.) wurden, so ist die Zahl und Fläche der im Privateigentume befindlichen, gemeinschaftlichen Waldungen jetzt wohl nur noch eine verschwindend kleine.

Die Bildung von Aktiengesellschaften zum Eigentumserwerbe von Waldungen ist in Deutschland unbekannt. Die in solcher Weise erworbenen Waldungen würden übrigens selbst nach dem preußischen Gesetze vom 14. März 1881 Privatwaldungen bleiben.

**Gemerkt,** das, s. v. w. Schweiß, selten. „Der Hirich schweißt oder gibt ferten oder gewirf.“ Röö Meurer Jagd- und Forstrecht, 1560, fol. 86. — Otto, Pürschbeschreibung, fol. 47. — „Sie (die Sauen) schweißen, fäischen oder geben Gemerke.“ C. v. Heppen, Ansicht, Lehrprinz, p. 112, 270. „Schweiß, Fäisch, Färt, Gemerf... Anstatt: das Wild schweißet: es gibt Färt oder Gemerf.“ Chr. W. v. Heppen, Wohred, Jäger, p. 330. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I. 1., 102, 103. — Sanders, Wb., II., p. 294. — E. v. D.

**Gemeinschaftlicher Bestand** (s. Bestandsfreie Bestände.)

Da wo der Standort durch rauhe Lage oder durch Ungunst des Bodens sich auszeichnet, werden sich immer nur einzelne Holzarten finden, die jene Ungunst der Verhältnisse ertragen, und werden dann mehr oder weniger rein auftreten und auch in dieser Form gehäufig ein Segen für jene, mehr oder weniger unwirtlichen, oft weite Strecken einnehmenden Gegenden sein. Wo sich aber die Standorte für das Erscheinen der Holzarten günstiger gestalten, werden diese öfter schon von Natur auf gleichen Flächen mannigfaltiger erscheinen, oder man wird wenigstens durch die Wirtschaft einer derartigen Mannigfaltigkeit Vorschub leisten können, wenn hierfür ein Bedürfnis vorliegen sollte. Man wird dann die vorhandenen gemeinsamen Bestände zu erhalten, die reinen nach Bedürfnis in solche umzuwandeln suchen. Die Nachzucht gemeinschaftlicher Bestände stößt, bei den sehr verschiedenen Ansprüchen der einzelnen Holzarten an den Standort und ihren oft so abweichenden Wuchsverhältnissen, nicht selten auf nicht geringe Schwierigkeiten. Dieselben sind leichter zu überwinden, wenn die Mischung nur eine vorübergehende sein soll, steigern sich aber, wenn man die Mischung bis zur Hanbarkeit der Holzarten beizubehalten beabsichtigt. Es muss ja, um zweckmäßig gemeinsame Bestände zu erziehen, schon bei der natürlichen Begründung derselben, oft unter Zuhilfenahme umfassender künstlicher Nachhilfen, auf die einzusprengende Holzart sorgsam geachtet, dieselbe aber auch bei den späteren Ausländerungen und Durchforstungen stets dahin überwacht werden, dass sie wüchsig erhalten, aber auch ausgenutzt wird, sobald sie ihren Zweck erfüllt, ihre Nutzbarkeit erreicht hat oder zu groÙe Ausdehnung gegen die Hauptholzart gewinnt. Sind daher aus der Mischung nicht entchiedene und ziemlich naheliegende Vortheile zu erwarten und ist nicht mit Sicherheit zu übersehen, dass die Schwierigkeiten ohne unverhältnismäßige Opfer überwunden werden können, so ist es wohl gerathen, nicht einer Theorie zuliebe, der Natur durch die Wirtschaftsführung einen Zwang anzulegen, dagegen aber auch vor einer mühsameren Holzerziehung nicht zurückzuschrecken, wo gegenwärtige Verhältnisse statfinden.

Die Hauptvortheile, welche von gemeinschaftlichen Beständen zu erwarten sind, liegen, abgesehen von einer Anzahl ihnen nachgezähmter, ziemlich weit hergeholt, darin, dass

1. eine zweckmäßige Bestandsmischung unzweifelhaft eine größere und wertvollere Massen-

erzeugung im Gefolge hat, einmal durch die dadurch zu gewinnende vollere Bestockung, wie sie bei sich im Laufe der Zeit natürlich lichtstellenden Holzarten, die mit Schattenertragenden gemischt werden, augenfällig wird, dann durch Wuchsförderung, die sich besonders bei Laubholz durch die Dungkraft der beigemengten bodenrichzenden bei den Buchen und durch die Treibkraft des beigemengten Nadelholzes kündigt, während die Nadelhölzer durch eingemischte Laubhölzer, auch wohl durch Mischung unter einander an Wuchs gewinnen;

2. dass die gemischten Bestände einen Schutz gegen Gefahren durch Sturm, Schnee und Dujtanhang, Feuer, Insecten, selbst gegen Wildbeschädigungen zu gewähren vermögen, wie es bei Nadelhölzern in die Augen springt;

3. dass sie in den verschiedenen Holzarten eine größere Mannigfaltigkeit in Bezug auf Nughölzerzeugung darbieten und dadurch imitande sind, sehr verschiedene Bedürfnisse der auf sie hingewiesenen Bevölkerung zu befriedigen, was besonders bei Eicheneinsprengungen in die übrigen Laubhölzer sowie in Nadelhölzer deutlich wird, doch auch bei Baumholz liefernden Nadelhölzern, welche Laubhölzer, namentlich Buchen durchstellen, erprobt werden kann.

Was die Erziehung der gemischten Bestände anbetrifft, so wird über sie schon in den Artikeln, welche die Erziehung der einzelnen Holzarten behandeln, hingewiesen; hier wollen wir im allgemeinen in dieser Beziehung nur Folgendes, unter besonderem Hinblick auf die Hochwaldwirtschaft, als hiebei besonders in Betracht kommend, anführen:

1. Schattenertragende dunkelfronige Hölzer sind am leichtesten unter einander zu mischen, ihre Mischung ist auch da zu empfehlen, wo es sich um Erziehung manigfältiger Nughölzer handelt, seltener, wo man den Schutz der einen Holzart durch die andere erreichen will. Beispiele solcher Mischungen bieten die von Fichte und Tanne, von Buche mit Tanne oder mit Fichte, auch wohl von Roth- und Weißbuche.

2. Diese dunkelfronigen Hölzer mit lichtfrönigen zu mischen, kann unter Umständen vortheilhaft sein, hat aber meist so zu geschehen, dass letztere mehr einzelnständig unter jenen erscheinen, um nicht die ersteren in ihrer Entwicklung wesentlich zurückzuhalten oder eine Forstwirtschaft herbeizuführen, bei welcher wohl Bestände in Beständen, aber keine Mischbestände entstehen. So lassen sich Kiefern, Lärchen, Eiche, Birken in derartige Orte einsprengen, mehr oder weniger lange nach Maßgabe ihrer Dauer in diesen erhalten und aus ihnen wertvolle Nughölzer entnehmen.

3. Sollen Bestände lichtfröniger Hölzer mit dunkelfronigen, schattenertragenden gemischt werden, so geschieht dies in der Regel aus bodenpfleglichen Rücksichten. Hier kommt es darauf an, den letzteren so viel Licht zu gewähren, dass sie sich erhalten, den Boden decken, auch wohl im Laufe der Zeit entstehende Bestandslücken durch Zwischenwachsen füllen können. Derartige Mischungen kommen wohl zu gunsten

der Eiche mit Roth- und Weißbuchen, mit Tannen, seltener mit Fichten, auch zu gunsten der Kiefer mit der Fichte, seltener mit der Buche, Hainbuche und Tanne vor, soweit Bodenverhältnisse eine derartige Mischung gestatten sollten, was in der That seltener ist als im allgemeinen angenommen wird.

4. Lichtfrönige Hölzer mit eben solchen anderer Arten zu mischen, kann für Erhaltung der Bodenkraft und Bestandesfülle meist keinen oder doch nur einen vorübergehenden Wert haben, sehr wohl aber den Zweck verfolgen, die Nutzbarkeit der Bestände zu erhöhen, was nicht selten schon bei vorübergehenden Mischungen der Fall sein kann. Hier ist wieder besonders darauf zu achten, dass die eingemischten kurzlebigen Hölzer nicht horstweise, sondern nur einzeln, wenn auch in stärkerer Beimengung auftreten. So können sie nach Erlangung ihrer Nutzbarkeit ausgesogen werden, ohne den Bestand lückenhaft zu machen, ein Verfahren, wie es z. B. bei der Einmischung der Birke in verschiedene ausdauernde Holzarten, namentlich auch in Kiefern vorkommt.

Einige neuere wirtschaftspolitische Forstschriftsteller haben wohl die Ansicht ausgesprochen, dass unsere gegenwärtige Forstwirtschaft in ihrer ganzen Wesenheit deshalb umgestaltet werden müsse, weil der Wald nicht mehr, oder wenigstens bei weitem nicht mehr in dem Umfang wie früher der Brennholzerzeugung diene, sondern Nugholz zu liefern habe, u. zw. auch dieses sowie seine übrigen Erzeugnisse der Hauptnutzung nicht mehr wie sonst in langen Zeiträumen, sondern bei wesentlich zu beschleunigendem Wachsthumsgange binnen kürzeren Fristen. Als eines der Mittel, jene angeblich nothwendige Umgestaltung unserer Wirtschaft zur Erreichung des angegebenen Zweckes zu vollziehen, wird dann wohl vorgeschlagen, den Wald in größter Ausdehnung als „Mischwald“, d. h. als einen solchen mit gemischtetem Holzbestande zu erziehen. In ihm sollen nach jener Ansicht bei kräftigem Wachsthumsgange Holzarten vom mannigfachsten Gebrauchswerte erzogen und in diesen der kommenden Zeit das an Holzmaterial angeboten werden, was sie an solchem etwa gebrauchen möchte. Um aber Mischwald in gewünschter Ausdehnung zu erziehen, wird schließlich als ein besonderes passendes Verfahren die „Horst- und Gruppenwirtschaft“ (R. Geyer, „Der gemischte Wald“, Berlin 1886), auch wohl die Wirtschaft auf „kleinsten Flächen“ (Ney, „Die Lehre vom Waldbau“, Berlin 1885, dessen Aufsatz: „Die Schabloneiwirtschaft im Walde“ im 2. Heft des Wiener Centralblattes 1886) in Vorschlag gebracht.

Wir bemerken hiezu, dass, nachdem wohl allgemein anerkannt ist, dass das forstliche Gewerbe nicht denselben Gesetzen unterliegt, welche für die übrigen stoffserzeugenden Gewerbe gelten, bei Festhalten an dieser Annahme, die Sache mir unserer gegenwärtigen Forstwirtschaft doch im großen Ganzen nicht so liegt, dass ihre Umgestaltung von Grund aus in der That geboten erschiene. Die Walderträge unserer Wirtschaft decken zur Zeit das Bedürfnis an solchen und

sind im allgemeinen verhältnismäßig als gute zu bezeichnen, dann ist aber schon bei ihr der Wert einer Mischung der Bestände mit voransichtlich dauernd nutzbaren Hölzern anerkannt und nach Möglichkeit angestrebt (vgl. z. B. die bezw. in den preußischen Staatsforsten befolgten Vorschriften in B. Hagens „Die forstlichen Verhältnisse Preußens“, Berlin 1867 und 1882, bzw. auf p. 124 und 149). Eine weitere Ausdehnung der Bestandsmischung erzwingen zu wollen, ist in der Regel ungerechtfertigt, und erscheinen mehr oder weniger reine Bestände in großer Ausdehnung oft genug durch die Verhältnisse geboten, überdies die in Vorschlag gebrachte Wirtschaftsmahregel zur Erlangung von Mischbeständen vielsach weder aus physiologischen noch administrativen Gründen empfehlenswert. Schließlich ist aber auch wohl kaum zu verkennen, daß die ganze Idee der Zukunft, durch Anerkennung einer großen Auswahl von Holzarten im Mischwald ein zur Zeit unbekanntes, in jener Zeit etwa vorliegendes Bedürfnis befriedigen zu wollen, eine an sich unhaltbare ist.

Es unterliegt daher keinem Bedenken, die Forstwirtschaft in seither erprobter Weise fortzuführen, wozu, wie erwähnt, selbstredend die Erziehung angemessen gemischter Bestände überall da gehört, wo es die Verhältnisse gestatten oder gar gebieten, ohne jedoch von ihrer, als zwingendes Prinzip hingestellt, wesentlich erweiterten Einführung das Wohl und Wehe der ganzen neneren Forstwirtschaft abhängig machen zu wollen. Gt.

**Gemisches und Verkleidungsmauerwerk.** Ein eigentliches Mischen oder das abwechselnde Verwenden mehrerer Arten von Baumaterialien bei der Herstellung einer Mauerung findet nur selten statt und noch am häufigsten bei Grundmauerungen, die man mitunter aus  $\frac{1}{3}$  und  $\frac{2}{3}$  Bruchsteinen herstellt, angewendet. Dagegen werden häufiger Mauern aus einem anderen Materiale an ihrer Außenseite mit besserem Materiale verkleidet. Gewöhnlich wird Bruchstein- oder Ziegelmauerwerk mit Quader- oder Bruchsteinmauerwerk verkleidet. Wird ein Ziegelmauerwerk mit in den Ecken mit Quadern verkleidet, so bezeichnet man das als eine Armierung. Bei der Herstellung der Verkleidungsmauern wird zuerst eine Schicht Quader aufgestellt und dann mit Bruchsteinen oder Ziegeln hintermauert, wobei im letzteren Falle die Quaderhöhe ein Vielfaches der Ziegelhöhe sein muss. Die Hintermauerung ist sorgfältig herzustellen, weil sonst infolge des ungleichen Segens eine Abreinigung der Verkleidung zu befürchten steht. Das Verkleiden einer Bruchsteinmauer mit Ziegeln wird nur aus Sparmaßtsräcksichten angewendet und tritt dann vorwiegend als Verkleidung der inneren Wohnräume in Frage. Wird eine Verkleidung einer Bruchsteinmauer mit Ziegeln geplant, so muss man von Meter zu Meter Mauerhöhe mehrere Scharen von Ziegeln (Ketten) durch die ganze Mauerdicke hindurchführen.

Häufiger steht im Gebrauche die Sockelverkleidung bei Wohngebäuden, bzw. eine Verkleidung der über dem Erdboden emporgeführten

Grundmauer zum Schutz gegen Nässe, u. zw. in einer Höhe von 0,6–1,0 mit 8–10 cm dicken Steinplatten (Sockelplatten). Die letzteren erhalten nur an der Außenseite eine Bearbeitung, während die der Mauer zugelehrte Seite rauh belassen wird, und werden mittelst Klammern, die in die Mauer reichen, mit dieser verbunden. In den Ecken muss statt der Platten jedoch ein ganzer Quader (Sockelstück) angebracht werden. Mauern für Wasserreservoirs werden mit 15 cm dicken Platten verkleidet, die unter einander mittelst eines Falzes verbunden und noch überdies verkitet werden. Fr.

**Gemse**, Antilope rupicapra, Capella rupicapra, Capra rupicapra. Frz.: chamois, chamois mâle; ital.: il camoscio; span.: Isard; kaukas.: Utschi. Gams, Gambs, Felsziege, Gratthier, Kripelwild.

„Koa! lustiger Leben meinoad  
Als Jagern in' Berg umanand,  
Iß der Weg nacha schmal oder broat,  
Geht a Grab'n hec oder a Wand,  
Dees is mir aa Ding,  
Und val's no' grad Gamsein gnuu geht  
Acht i Alles, Alles gar g'ring!“

So sang vor Jahren mein unvergesslicher, nun schon in die jenseitigen Jagdgründe hinaufgewechselter Freund Franz v. Kobell, der leidenschaftliche Verehrer der erhabenen Alpen, der bis an sein Ende unverbrüchlich treue Anhänger der Göttin Diana, welcher er so manches Opfer in den düstigen Matten, dem rauschenden Walde und auf den grauen Zinnen der Hochalpen gebracht. Vor allem aber war es die Gemse, die er mit glühender Leidenschaft jagte, und die er in seinen reizendsten Liedern bejagt. Und das mit Recht.

Ein herrliches Vergnügen ist es, im schlummerstillen Frühlingswald den balzenden Huhnhahn, im Hochberge den rodelnden Birthahn zu berücken, den liebeglühenden Rehbock mit dem Blatte vor's Rohr zu locken, im flüsternden Bergwaldes den hochbeweihten Hirsch zu fällen, über alles aber geht die anstrengende, an aufregenden Szenen so unendlich reiche, die ganze physische und geistige Manneskraft herausfordernde Jagd der königlichen Gemse. Sie verbindet all' die unnenbaren Hochgenüsse, die der Jäger wie der Naturfreund dem hohen Alpengebäude abzutrotzen vermag.

Grüne Hochwiesen schlingen sich wie ein mit leuchtenden Blumen und glitzernden Thauperlen durchwirktes Band um der anstrebbenden Alpen Riesenleib, dessen Fuß des Thales Flüsse tühlen, dessen Haupt des ewigen Eises falterförmig bedekt. Graugestein, tausendfach durchfurcht, zerriissen, baut sich zu himmelhohen Wänden auf, hier sich mit Thürmchen, Zacken, Hörnern, Zinnen krönend, dort in wilden, rillenartig gesuchten Kämmen von schwundelnder Höhe zur Tiefe sich windend, bis des Wildbachs umgezähmte Kraft mit wildem Brausen, donnerartigem Tosen an seinem Fundamenten nagt. Hoch droben, majestatisch thronend wirken der Gletscher gewaltige Stirnen, hoch sich röhrend in der Sonne Flammenküsse, einem Weltenbrande gleich in den azurinen Äther schend, bald in dunklem Blau sich färzend, bald in reinstem Weisse strahlend. Tiefe hinab die jähn-

Hänge flattert im wilden Faltenwurfe um den Kolos der Riesemantel, gewoben aus Milliarden zarter Eiskrystalle, umhäuft von den milchweiss hervorpruhelnden Schmelzwässern, die zu hüpfenden Bächlein sich einen, in jugendlichem Ungezügeln zwischen den Steintrümmern dahinstürmen oder über hohe Felsen stürzen, im weiten Falle die Tröpflein zu Atomien zerstäubt und in dem lichten Sonnenlanze zauberhafte Farbenbogen an die rauhe Fallwand malen. Weit hinaus schweift das Auge bis dahin, wo die weiten Thäler ziehen, Dörfern in der Wiesen Grün sich schmiegen und der See die Lichtreflexe Fenergarben gleich versprüht. Fernab liegt es das bunte Treiben, mit dem die Menschheit gegenseitig sich um des Goldes Klang dämonenartig jagt; kein Laut davon entweicht den hohen Göttertempel. Höchstens, daß die Windsbrant ihre ewigen Register zieht, weniger durch Tonfülle und Abwechslung, als vielmehr durch das Titanenhaste, Erdrückende dem Menschen imponiert, sogar die Alpenthiere einschüchtert, wenn sie furienartig um die Spizzen und durch der Berge Schluchten heult. Soñt er tönt noch schneidend des Adlers schriller Pfiff, der Alpendohlen blinder Lärm, wohl auch des Raben heiserer Schrei. Losgelöste Steine sanjen jeltam klängend tictern Lager zu, dafelbst den Alpenhasen aus seinem Lager scheinend. Drobem, wo kaum mehr ab und zu ein grunes Hähnlein spricht, eine Legföhre verzweifelt in der Felsenriße klemmt, des Felsens Schärfe überall zu Tage tritt, dort steht fühl, stolz und frei die königliche Gemse, einer dunklen Silhouette gleich sich zeigend oder scharf markiert von dem Gestein sich hebend. Hier ist ihre Heimat, ihr Gebiet, seitdem sie des Menschen schneide Habucht aus dem schlummerhaft, träumerisch lipplindern Bergwald vertrieben. Hier trokt sie Sturm und Ungewittern, achtet nicht der Winde tollen Rasen, nicht die dunkeln, feuchten Wolkenwölle, die Nalus zerstäubt und in zerfransten Zehen um die Zinnen jagt. Unsagbar reizend steht das Gemsenrudel mitten in diesem Bilde voll ranher, unanst wallender Naturkraft, für den Naturfreund wie für den Jäger ein Stück verkörperter Poesie, die unsere ewig schönen Alpen mit einem eigenartig fehlsindem, magischen Nimbus umzieht.

Wer die Gemse aussucht in diesem ihrem tausendfach wechselnden Gebiete, der genießt in vollen Zügen des Himmels reine Lust, schwelgt im Anblisse von Schönheiten, die des Künstlers Pinsel, und wäre er noch so gewandt, nie und nimmer an unsere langweiligen Zimmerwände zu zaubern vermag. Spricht dann noch die Büchse, zeichnet ein capitaler Bock in hoher Bogenflucht, prangt vom dunkeln Schweiss geröhet ein spärlich Reistein als gruner Bruch am Hute, dann eint ungeträubter Naturgenius sich mit des Weidmanns höchster Lust, und der Jäschzer, der aus tieffter Brust entsteigt, sich an den hohen Wänden im mannigfachen Echo bricht, ist des Weidmanns Dankgebet für den Ewigen, der so hoch da droben unsere Alpen aufgebaut.

Ob vom Standpunkte des Naturfreundes, des Forschers oder des Jägers die Gemse be-

trachtet wird, immer wird sie in hohem Grade das Interesse zu fesseln vermögen; ihr Anblick wird nie ermüden, wird uns nie gleichgültig lassen, wie und wo sie sich uns auch zeigen mag. Sie liebt es gar verschiedenartig aufzutreten, uns ihr Bild mit manigfaltigen Abweichungen zu präsentieren. Wenn die Genie im Vollgeföhle der Sicherheit sich wiegt, sich ganz zwanglos gehen lässt, oder wenn sie, eine Gefahr ahnend, den Kopf hoch aufwirft, den Windsang nach allen Richtungen dreht, wenn sie endlich, von einer Gefahr vergewissert, im sausenden Galoppe die wilden Felsen hinanstürmt, so bietet sie so grundverschiedene Bilder, daß man in ihr kaum ein und dasselbe Wild vermuthen möchte.

Die Gemse repräsentiert in unijeren Breiten die einzige Sippe der Antilopen. An Größe kommt sie nahezu der Bergziege gleich, wird 70–80 cm hoch, ist jedoch am Kreuze überstellt und um 4–6 cm höher als am Widerrist. Die Durchschnittslänge schwankt zwischen 95 und 110 cm. Stücke mit einer Länge von 120 cm kommen wohl vor, sind jedoch ziemlich selten und finden sich nur in Lagen, in denen die Ansungsverhältnisse ausnehmend günstige sind. Der stärkste Bock, den ich je zu Gesicht bekam, hatte bei einer Höhe von 86 cm eine Länge von 134 cm. Als Durchschnittsgewicht für den Gemsebock kann man 30–35 kg annehmen. Stücke mit 40 kg sind schon Capitalböcke ersten Ranges. Mein stärkster Bock aus dem Bregenzerwalde wog 46,8 kg, wurde aber auch von den Jägern für mindestens zwanzigjährig gehalten. Die Gemsgais bleibt im Gewichte 8–10 % hinter dem Bocke zurück; nur vereinzelte Gelbgaisen weisen ein nahezu gleiches Gewicht auf. Rühe werden kaum schwerer als 8–10 kg. Ob ein oder zwei Rühe bei einer Gais stehen, gibt bedingtlich in Bezug auf das Gewicht einen bedeutenden Ausschlag.

Im Kleide der Gemse herrscht im allgemeinen die braune Farbe mit lichteren oder dunkleren Abstufungen vor. Die Behaarung ist dicht, grob und derb, erreicht eine Länge von höchstens 3 cm; nur einzelne Körperstellen weisen etwas längere Nadeln an. Das Haar ist an der Wurzel dunkelgrau, gegen die Spitze zu mehr braun oder rostfarben. Im Frühlinge ist die Gemse gewöhnlich braungelb, wird aber gegen den Sommer hin völlig rohfarbig, an der Unterseite hell rothgelb. Längs des Rückens zieht sich ein schön schwarzer Streif, der Alstrreif, der sich am Oberhalse allmählich etwas abtönt, sich verbreitert und dann über die Lider hin, über die Licher abwärts bis zum Windsang als dunkler, von der übrigen fahlen Kopffärbung sich scharf abhebender Längsstreifen verläuft. Nasenrücke, Unterkiefer und Kehle sind fahlgelb; gegen die Brust hin und an der Außenseite der Keulen wird die Färbung wieder dunkler, an den Innenseiten und am Unterbauche heller. Auf der Hinterseite verläuft eine weißliche Schattierung. Die oben schwarze, unten fahlbraune Blume ist etwa 8 cm lang. Hellere, fast rostgelbe Flecken stehen noch über den Winkeln der Licher, am Windsang und der Oberlippe.

Das Winterkleid ist von dem eben geschilderten bedeutend verschieden. Zu seinem Totaleindruck präsentiert es sich dunkelbraun, glänzend braunschwarz oder auch tophschwarz. Die Unterseite ist heller, fast schmutzig weiß. Die Längsbinden vom Windfang über die Licher sind nahezu fett schwarzbraun. Die Verfärbung geht bei der Gemse nur langsam vorstatten. Das ausgesprochenste Sommer- wie Winterkleid trägt sie nur kurze Zeit. Schon in wenig Wochen nimmt es je nach der Jahreszeit den helleren oder dunkleren Ton an. Junge Gemsen sind in der Regel lichter als die alten gefärbt. Das Winterhaar ist nahezu dreimal so lang als die Sommerhaare. Die größte Länge erreicht der Streifen längs des Rückgrates, bildet eine förmliche Mähne von 20—24 cm Länge, den bekannten, allseitigsten „Gemshart“. Derjelbe ist dunkel glänzend, an den Spitzen licht „angereimelt“ oder „bereift“. Je länger der Gemshart, je lichter und breiter der „Reif“ ist, umso höher wird er als Hutschmuck geschäfft. Recht schöne Bärte werden mit 10—20 fl. und noch höher bezahlt.

Reibt man einen Gemshart zwischen den Fingern oder zwischen einem Tuche, so wird er elektrisch, was das rasche Auseinanderfahren der Haare beweist. Von der Wurzel gegen die Spitze zu gestrichen, zeigt sich positive, von der Spitze gegen die Wurzel negative Elektricität. Diese merkwürdige Eigenschaft behält er, wenn er in einem Buche aufbewahrt wird, jahrelang, verliert sie aber bald, wenn er am Hute den klimatischen und tellurischen Einflüssen ausgesetzt ist.

Als Farbenvarietäten findet man beim Gemswilde weißgelbe, gescheckte oder auch ganz weiße Exemplare. Von diesen unterscheidet man die sog. Albinos sehr leicht, weil bei diesen die sonst dunkeln, ausdrucksvoil glänzenden Licher mehr oder weniger tief intensiv roth glänzen. Solche Varietäten sind selten. Ob eine Vererbung der abnormalen Färbung stattfindet, ist noch eine offene Frage. Die Seltenheit des Auftretens scheint nicht dafür zu sprechen, ebenso wenig der Umstand, dass noch vor wenig Jahren in den Taurern eine vollkommen weiße Gemsgais beobachtet wurde, die zwei ganz normal gefärbte Kükchen führte.

In den letzten zwei Jahren wurden in den Baumgebieten der Schweiz öfters weiße Gemsen gegeben, und hat der eidgenössische Bundesrath strenge Strafe auf deren Fällung gelegt.

Eine interessante Farbenvarietät zeigte ein Gemshock, der 1883 im „Ebbser Kaiser“ in Tirol erlegt wurde. Derselbe hatte rein weiße Hinterläufe und eben solche Schalen, während er sonst normal gefärbt war.

Weisse Gemsen wurden erlegt in Tegernsee 1846, in Hohen schwangau 1857 und in Saalfelden 1878. Ein weißer Gemshock wurde 1884 in dem Graf Lamberg'schen Reviere Seefar-Sinhub beobachtet, ist aber plötzlich aufs Nimmerwiedersehen verschwunden.

In der Graf Arco'schen hoch interessanten Sammlung befindet sich ein weißer Gemshock, dessen Kükeln auf der Rückseite völlig gelblich-weiß, auf der Vorderseite normal gefärbt sind.

In der Umgegend von Chur wurde im Jahre 1884 ebenfalls eine weiße Gemse erlegt. Ein auffallend licht gefärbtes Stück wurde auch in den Revieren Sr. kais. Hoheit des Kronprinzen Erzherzog Rudolf erbuntet im Jahre 1885.

Eine der weißen entgegengesetzte Abart ist die schwarze, die sog. Kohlgemse. Dieselbe ist dunkelschwarzgrau oder auch ganz schwarz bis auf einen einzigen lichten Streif, der von den Kükeln bis zum Windfang zieht. Diese Abart ist bis jetzt vorwiegend in den Gasteiner Revieren und in der Gegend des Groß-Arl beobachtet worden.

Der Kopf der Gemse zeigt einen ganz eigenartigen Bau. Er ist kurz, mit steil hervortretender Stirn, gegen den Windfang zu sich rasch verflachend. Der Zwischenraum zwischen den Flügeln des Windsanges ist sehr klein und lässt die gesuchte Oberlippe stark hervortreten. Der Stirnknochen ist an seiner steilen Stelle auffallend schwach. In den Lichten ist die Krystalllinse auf der inneren Seite in drei Kammiern getheilt, welche radial gegen die Peripherie verlaufen und sich bei dem grellen Reflexe der sonnenbeschienenen Schneefelder etwas zu verengen vermögen und so wahrscheinlich dazu beitragen, die grellen Lichtreflexe zu mildern. Die Schneebindheit vermögen sie indes nicht immer zu verhindern. Die mit dem Kopfe zunächst in Verbindung stehenden Halswirbel gestatten eine solche Drehung, dass die Gemse ohne sonderliche Anstrengung direct über den Rückgrat zurückfängen kann. Überhaupt sind alle Wirbel des mäßig stark entwickelten Halses so beschaffen, dass sie nicht nur eine leichte, rasche Kopfsdrehung ermöglichen, sondern auch beim Sichern eine ganz bedeutende Verlängerung zulassen.

Die Kiefern der Gemse tragen verhältnismäßig stark entwickelte Zähne. Die sehr scharfen Schneidezähne verbreitern sich aus einer schmalen Basis und biegen sich von der Kiefermitte rechts und links aus. Das vierte Zahnpaar ist sehr schwach entwickelt und namentlich bei jüngeren Stücken nahezu hinter dem dritten Paare verstellt. Die Mahlzähne des Oberkiefers erscheinen stärker als jene des Unterkiefers und tragen tiefe, schräg verlaufende Einbuchtungen, welche mit den entgegengesetzten Erhöhungen correspondieren. Bei älteren Gemsen verlachen sich sowohl die Einbuchtungen als die spigen Höcker. Der ganze Zahnbau ist vorzüglich geeignet, selbst die lederhaften Flechten und verdorren, zähen Gräser gründlich zu zerkleinern; die löffelartige Auslage der Schneidezähne hingegen befähigt dieselben, auch die kürzesten Grässchen flach vom Erdboden wegzuäsen.

Der Zahnwchsel tritt mit dem zweiten Jahre ein und ist in der Regel mit dem fünften Jahre als beendet zu betrachten. Im höheren Alter nehmen die Zähne eine tief goldgelbe, glänzende, an einzelnen Punkten ins Bräunliche schlagende Farbe an.

Um nach dem Gebisse eine Gemse wenigstens annäherungsweise auf ihr Alter an sprechen zu können, hat in neuerer Zeit Herr Professor Dr. H. Ritsche eingehende Untersuchungen

angestellt und das Resultat derselben in der "Deutschen Jägerzeitung", IX. Band, Nr. 37 niedergelegt.

Herr Dr. Nitsche sagt daselbst:

"Zur Zeit der Herbstjagden gibt es als jüngste Stufe die „Kiepe“, d. h. die im selben Jahre, gewöhnlich im Mai, gesetzten Tiere. Diese Altersstufe findet man natürlich nicht auf der Strecke, da sie auf das sorgfältigste geschont werden, dagegen wurden auf besonderen Bechtl des Grafen Wilezek zwei Stück für meine besondren Zwecke aus der Wild abgeschossen, und es kommen noch die Köpfe von drei eingegangenen Stücken hinzu. Alle zeigen genau dieselbe Zahnbildung, es sind im Unterkiefer jederseits vier Milchschneidezähne und im Ober- wie im Unterkiefer je 3 Milchbackzähne und ein Dauerbackzahn vorhanden. Der dritte Milchbackzahn im Unterkiefer ist wie bei den Hirschen und überhaupt allen Wiederkäuern dreiteilig mit drei Wurzeln. Der Dauerbackzahn IV ist noch sehr wenig abgezähnt.

Bricht man die Kiefer auf, so erkennt man, daß sämtliche Milchbackzähne ihre völlig intacten Wurzeln haben und unter ihnen noch keine Spur von den Keimen der Ersatzzähne wahrnehmbar ist. Dagegen ist im Kiefer, also äußerlich auch am macerierten Schädel völlig unsichtbar, der Dauerbackzahn V angelegt. Das Gebiss besteht also im ganzen aus 20 fertigen Zähnen, 16 Milchzähnen und 4 Dauerbackzähnen.

Die zweite Altersstufe kommt nun schon mitunter zur Strecke. Dieselbe ist im Gebiss scharf charakterisiert dadurch, daß bereits das mittelste Paar Milchschneidezähne den Ersatzschneidezähnen hat weichen müssen. Im Ober- und Unterkiefer sind noch die drei Milchbackzähne vorhanden, zeigen aber eine bedeutende Abnutzung, und es ist der zweite Dauerbackzahn V bereits oben wie unten durchgebrochen. Das sichtbare Gebiss besteht also aus 24 Zähnen, 2 Ersatzschneidezähnen, 6 Milchschneidezähnen, 12 Milchbackzähnen und 8 Dauerbackzähnen.

Öffnet man die Kiefer, so sind außerdem vorhanden die Keime der Ersatzschneidezähne II, sowie der sämtlichen Ersatzbackzähne und des Dauerbackzahns VI, aber in so rudimentärem Zustande, daß noch ein langer Zeitraum vergehen muß, bis diese durchbrechen können. Von diesem Stadium liegen mir 5 Schädel vor, die alle völlig den gleichen Typus tragen.

Die dritte Altersstufe, die schon häufig zur Strecke kommt, hat die Zähne, welche in der vorigen Altersstufe nur im Innern des Kiefers angelegt waren, gut ausgebildet. Es sind also die Ersatzschneidezähne I und II vorhanden, während die Milchschneidezähne 3 und 4 noch bestehen. Von den Backzähnen haben die drei Milchbackzähne in jeder Kieferhälfte meist schon den Ersatzbackzähnen I, II, III weichen müssen, und der septe Dauerbackzahn VI ist durchgebrochen. Die Ersatzschneidezähne II und die Backzähne I, III und VI sind aber noch gar nicht abgezähnt. Es beweist dieser Umstand, daß der Wechsel der Milchzähne gegen die in diesem Stadium auftretenden Ersatzzähne im November soeben erst erfolgt ist, und da nun beim Gem-

wilde ebenso wie bei den Hirscharten und übrigen Jagdthieren die Zeitszeit in vereinzelten Fällen um einige Monate schwanken kann. So erklärt dieser Umstand auch die Thatache, daß bei einzelnen Stücken noch einer oder der andere der Milchbackzähne in diesem Stadium geblieben ist. Aber auch in diesem Falle gestattet das Vorhandensein des Dauerbackzahns VI in Verbindung damit, daß nur noch die Milchschneidezähne 3 und 4 vorhanden sind, das Stück als der dritten Altersstufe zugehörig anzusprechen. Zu ihr erreicht also das Gemswild die volle Zahl der Zähne, aber die beiden äußeren Paare Schneidezähne sind noch Milchzähne, und das Gebiss ist also noch nicht vollständig fertig. Von diesem Entwicklungszustand besitzt unsere Sammlung vier Schädel.

Auch in der vierten Altersstufe, von der

ich nur ein im Winter eingegangenes Stück besitze, ist das Gebiss noch nicht vollendet, da

das äußerste Schneidezähnpaar noch nicht ge-

wechselt ist. Der Dauerbackzahn VI, der im

vorigen Stadium eben erst durchgebrochen war,

sowie die Ersatzbackzähne I, II und III, die

also schon ein Jahr im Gebrauche waren, sind

aber schon einigermaßen abgezähnt.

Bei allen älteren Stücken, zunächst also in der fünften Altersstufe, sind alle Milchzähne gewechselt und die Backzähne bereits stark abgezähnt. Die Erkennung, daß ein Stück der jüngsten Altersstufe angehört, ist nun am Gebiss nur noch dann möglich, wenn man die Abnutzung des äußersten Schneidezähnpaares IV betrachtet; ist dieser schon stark abgeschliffen, so ist das Stück älter als fünfjährig, während das fünfjährige an diesem Zahnpaare noch fast gar keine Abnutzung zeigt."

Zur besseren Übersicht stellt Herr Dr. Nitsche über das Gebiss der Gemse noch das weiter unten folgende Schema zusammen.

Die Krikteln stehen nahezu senkrecht auf dem steil ansteigenden Stirnknöchen, sind schwarz, von der Basis bis gegen die Mitte zu mit wulstigen Ringwucherungen bedeckt, welche der Spitze zu den senkrecht verlaufenden Krikteln Platz machen. Die Krümmung verläuft hakensaumig nach rückwärts, kehrt die Spitzen entweder parallel gegen die Basis oder mehr nach answärts, nur in seltenen Fällen stark nach einwärts. Das hohle Kriktel umfaßt scheideförmig den verhältnismäßig langen Stirnzapfen bis auf die ossa frontis herab. Beide Geschlechter tragen Krikteln und werken dieselben nicht ab, bauen sich auch unter ganz anderen Modestätten auf, als dies z. B. bei den Cer-

vinen der Fall ist.

Raum ist das Gemswild drei Monate alt geworden, machen sich auf dem Stirnknöchen zwei Höcker bemerkbar, die rasch anwachsen und in kurzer Zeit das seine Kriktelpaar durch die Decke hindurch vorschlieben. Im ersten Jahre wachsen diese Spießchen 3—6 cm hoch, mit einer schwachen Neigung nach rückwärts, aber ohne die hakensaumige Krümmung. Je mehr sich der Stirnzapfen verlängert, umso mehr reihen sich an der Basis wulstige Zwischerringe an. Gleichzeitig legen sich die Krikteln mehr ans, formieren die Krümmung, die sich im zweiten Jahre als

stumpfer Haken zeigt und erst im dritten vollends ausbildet. In diesem Jahre ist die charakteristische Figur des Krifels fertig. Die folgenden Veränderungen beschränken sich auf eine Zunahme in Höhe und Umfang und auf jene Erweiterung der Buganslage, die schon vorher durch die Direction der Stirnzapfen bedingt ist. Die Krifeln wachsen wahrscheinlich bis ins hohe Alter langsam fort, zeigen kaum wahrnehmbare Zuwachsringe an, jedoch nicht so regelmäßig, dass man von der Anzahl der Zuwachsringe bestimmt aus das Alter schließen könnte, wie dies beispielsweise von den Türken in Bosnien und der Herzegowina fälschlich geschieht.

Die Krifeln der Böcke erkennt man leicht an dem stärkeren Bau, dem größeren Umfang und dem raicherem, schärferem Bug. Das ganze Krfel ist mehr stark und voll, verräth Saft- und Krautfülle, während sich jene der Gaisen selbst bei gleicher Höhe schwächlicher und feiner darstellen. Bielsach ist behauptet worden, dass sich die Krifeln des Bodes auch durch größere Auslage am Buge und weiteren Abstand der Spizzen auszeichnen. Dieser Unterschied mag für locale Standortsformen seine Richtigkeit haben, trifft aber im allgemeinen nicht zu, da man in manchen Gebirgszügen Gaisen findet, deren Krifeln jene der Böcke in Bezug auf Auslage und Spithenabstand ganz bedeutend übertreffen.

In der Regel herrscht bei den Gemsen eines und des selben größeren Alpenzuges eine gewisse Übereinstimmung in der Krifelbildung. Oft treten locale Merkmale so markant hervor, dass man sie unter hunderten herans zweifellos auf ihrem Standort ansprechen kann. Ein Gebirgszug weist mit wenig Ausnahmen nur weite Auslagen, ein anderer nur enge auf; bei dem einen zeigen die Böde einen großen Spithenabstand, während dies Charakteristikum in einem andern wieder fast ausschließlich den Gaisen zukommt. Wo sich die Gemsen zweier Gebirgszüge zur Brunftzeit zusammenfinden, erkennt man locale Formen nicht mehr. Die

Höhe, die mehr oder weniger starke Auslage der Krifeln sowie der Abstand der Spizzen sind nicht allgemeine Typen, sondern nur Localformen. Im allgemeinen kann man annehmen, dass die Krifeln umso höher und stärker sind, je günstiger die Existenzbedingungen sich darstellen, unter denen der Träger erwächst. In ausgedehnten Kalkformationen, in denen reichliche Ausung mit zahlreichen Stellen vorhanden ist, deren Salzauswirkungen den Gemsen zugute kommen, findet man gewöhnlich schönere Krifeln als in anderen Formationen. Auffallend tritt dieser Unterschied zwischen Süden und Nordtirol hervor. Die Aufnahme des Salzes scheint für die Krifelbildung bis zu einem gewissen Punkte maßgebend zu sein.

Statt einer bestimmten Durchschnittsziffer für Länge, Höhe und Stärke der Krifeln aufzustellen, lasse ich hier Maße verschiedener Stücke aus den einzelnen Ländern folgen. Hierbei sei bemerkt, dass unter "Höhe" jener Abstand verstanden ist, welcher sich aus der Messung von der Schale bis zum höchsten Punkte des Krifelbuges ergibt, während unter "Länge" jenes Maß gemeint ist, welches man erhält, wenn man von der Basis über die Biegung dem schwarzen Gehörn folgend bis zur Spize misst.

Niederösterreich. Bock, erlegt an der steiermärkischen Grenze: Länge 29·6 cm, Höhe 20 cm, Umfang an der Basis 10·4 cm, Spithenabstand 13·3 cm. — Gais aus dem nämlichen Reviere: Länge 27·4 cm, Höhe 18·6 cm, Umfang an der Basis 9 cm, Spithenabstand 15 cm.

Oberösterreich. Bock aus der Dachsteingruppe: Länge 30 cm, Höhe 19·8 cm, Umfang 10 cm, Spithenabstand 13 cm. — Gais aus demselben Reviere: Länge 25·2 cm, Höhe 17·4 cm, Umfang 8·1 cm, Spithenabstand 16 cm.

Steiermark. Bock, erlegt in der Nähe von Wildalpen: Länge 30·2 cm, Höhe 20·2 cm, Umfang 10·5 cm, Spithenabstand 17 cm. — Gais aus demselben Reviere: Länge 29 cm, Höhe 19·6 cm, Umfang 8 cm, Spithenabstand 13 cm.

Kärnthen. Bock aus meinem Reviere in den carniischen Alpen: Länge 30·8 cm, Höhe

### Gebiss der Gemse im Spätherbst.

Kalenderjahr	Schneidezähne	Eckzähne	Bacdzähne	Bezeichnung
I	1 2 3 4		I 2 3 IV	Kiß
II	I 2 3 4		I 2 3 IV V	Jährling
III	I II 3 4		I II III IV V VI	2jähr. Bock od. Geis
	oder bei spät gesetzten Stücken		(I) (II) (III) I 2 3 IV V VI	3jähriger Bock oder Geis
	I 2 3 (II) 4		1 2 3 IV V VI	
IV	I II III 4		I II III IV V VI	4jähriger Bock oder Geis
V			I II III IV V VI	5jähriger Bock oder Geis
und später	I II III IV		I II III IV V VI	

19·9 cm, Umfang 10·8 cm, Spaltenabstand 12·2 cm. — Gais aus demselben Reviere: Länge 25·4 cm, Höhe 17·4 cm, Umfang 8·6 cm, Spaltenabstand 23 cm.

Salzburg. Bock aus der Umgebung des Groß-Arl: Länge 29·2 cm, Höhe 21·4 cm, Umfang 9·1 cm, Spaltenabstand 20 cm. — Gais aus dem nämlichen Reviere: Länge 27·1 cm, Höhe 19·7 cm, Umfang 8·4 cm, Spaltenabstand 16 cm.

Tirol (Nordtirol). Bock aus Achenthal: Länge 29·3 cm, Höhe 21 cm, Umfang 8·9 cm, Abstand der Spalten wurde an diesem als das stärkste Exemplar bezeichneten Stücke nicht gemessen. — Gais aus demselben Gebiete: Länge 23 cm, Höhe 12 cm, Umfang 7·4 cm, Spaltenabstand 12 cm.

(Südtirol). Bock aus den eadischen Alpen: Länge 29·8 cm, Höhe 21·4 cm, Umfang 10·5 cm, Spaltenabstand 18 cm. — Gais aus demselben Gebirgszuge: Länge 27·2 cm, Höhe 19·3 cm, Umfang 9·4 cm, Spaltenabstand 19 cm.

Borarlberg. Bock, erlegt im innern Bregenzerwald: Länge 30 cm, Höhe 20 cm, Umfang 10·1 cm, Spaltenabstand 11 cm. — Gais aus demselben Reviere: Länge 26·4 cm, Höhe 17·3 cm, Umfang 8·5 cm, Spaltenabstand 9 cm.

Krain. Bock, erlegt bei Fauerburg in Oberkrain: Länge 29·2 cm, Höhe 21 cm, Umfang 9 cm, Spaltenabstand 10 cm. Dieses Kärfel gilt, nebenbei gesagt, als das größte, das in Krain bekannt ist. — Gais, ebenfalls aus Oberkrain: Länge 24 cm, Höhe 18·9 cm, Umfang 8 cm, Spaltenabstand 16 cm.

Ungarn. Bock, erlegt in den Karpathen: Länge 30·2 cm, Höhe 21·1 cm, Umfang 10·8 cm, Spaltenabstand 18 cm. Der Träger dieses Kärfels wog aufgebrochen 42·4 kg. — Gais, erlegt im gleichen Gebirge: Länge 27 cm, Höhe 18 cm, Umfang 8·4 cm, Spaltenabstand 16 cm. Diese Gais wog aufgebrochen 31 kg.

Bukowina. Bock aus der westlichen Bukowina: Länge 28 cm, Höhe 19·6 cm, Umfang 9·6 cm, Spaltenabstand 12 cm. — Gais aus dem nämlichen Gebiete: Länge 25 cm, Höhe 17·5 cm, Umfang 7 cm, Spaltenabstand 19 cm.

Siebenbürgen. Bock: Länge 26 cm, Höhe 19·1 cm, Umfang 9·4 cm, Spaltenabstand 12·4 cm. Dieser Bock wurde als achtjährig angesprochen und wog aufgebrochen 32 kg. — Gais: Länge 23 cm, Höhe 16·3 cm, Umfang 7·4 cm, Spaltenabstand 16 cm. Die Trägerin, eine Geltgais, wog aufgebrochen 26·5 kg.

Rumänien. Bock aus den transylvanischen Alpen: Länge 26·3 cm, Höhe 18·7 cm, Umfang 8·5 cm, Spaltenabstand 13 cm. Dieser Bock wog aufgebrochen 31·7 kg. — Gais aus demselben Reviere: Länge 23·6 cm, Höhe 16·8 cm, Umfang 7·9 cm, Spaltenabstand 14 cm. Ohne Aufbruch wog die Gais 23·4 kg.

Bośnien. Bock: Länge 26·9 cm, Höhe 17·1 cm, Umfang 8·1 cm, Spaltenabstand 15 cm, Gewicht 29 kg. — Gais: Länge 24 cm, Höhe 16·6 cm, Umfang 7·3 cm, Spaltenabstand 15 cm, Gewicht 25 kg.

Herzegowina (Grabovjathal). Bock: Länge 28·2 cm, Höhe 17 cm, Umfang 6 cm, Spaltenabstand 8·2 cm, Gewicht 45 kg. — Gais: Länge

23 cm, Höhe 16 cm, Umfang 7·1 cm, Spaltenabstand 16 cm.

Dalmatien. Bock: Länge 26 cm, Höhe 16 cm, Umfang 7·8 cm, Spaltenabstand 14 cm — Gais: Länge 23·8 cm, Höhe 16 cm, Umfang 7 cm, Spaltenabstand 14·3 cm.

Oberbayern. Bock: Länge 30 cm, Höhe 19·7 cm, Umfang 10 cm, Spaltenabstand 13 cm. — Gais: Länge 25·8 cm, Höhe 17·8 cm, Umfang 7·9 cm, Spaltenabstand 15 cm.

Schweiz. Bock: Länge 28 cm, Umfang 9·1 cm, Spaltenabstand 12·7 cm. — Gais: Länge 25·4 cm, Höhe 17 cm, Umfang 8·2 cm, Spaltenabstand 10 cm.

Italien. Bock aus den Apenninen: Länge 20·8 cm, Höhe 15·4 cm, Umfang 7·5 cm, Spaltenabstand 12 cm. — Gais aus dem nämlichen Gebirge: Länge 18 cm, Höhe 15 cm, Spaltenabstand 9 cm.

Spanien. Bock aus der Sierra-Nevada: Länge 20 cm, Höhe 13 cm, Umfang 7 cm, Spaltenabstand 10 cm. — Gais aus demselben Gebirgsstocke: Länge 16 cm, Höhe 10 cm Umfang, 5·2 cm, Spaltenabstand 9 cm.

So verschieden die Maße von Kärfeln sich darstellen, so sind doch eigentliche abnorme Kärfelbildungen bei der Gemse sehr selten. Die meisten sog. Abnormalitäten entstehen durch Steinschläge, Augelrisse oder Abstürze, wobei die Stirnzapfen geschädigt werden. Geschieht so an dem jungen Gehörn, wachsen die verletzten Kärfeln in ganz widerständiger Weise weiter. Gemsen, bei denen ein Kärfel direct vorwärtsgebogen stand, wurden in Hinterriß in Tirol und im Jagdgebiete der Gemeinde Dornbirn erlegt. Aus dem Bregenzerwald ist mir ein Stück bekannt, dessen eines Kärfel so hinter die Leder zurückwuchs, dass die Spize die Decke berührte. Im färnithnerischen Lesachthale wurde eine Gais beobachtet, deren linkes Kärfel so gegen den Windfang zu wuchs, dass die Trägerin an recht steilen Stellen bei Aufnahme der Aßung verhindert war. In Audorf, Oberösterreich, soll sich ein Kärfel befinden, das statt der gewöhnlichen Ringe Knorpeln wie die Perlen eines Rehgehörnes tragen soll.

Über ein paar weitere abnorme Kärfelpaare aus der Schweiz hatte Herr Cantonsforstinspector Ch. Manni in Chur die besondere Freundlichkeit, mir Nachstehendes mitzuteilen:

"Von frühester Jugend an war es mein Bestreben, in gleicher Weise wie deutsche Förster und Jäger ihre Wohrnämme mit Reh- und Hirschbaurnormalitäten schmücken, zu denen ich anständig und respectvoll hinaufschaut. Abnormalitäten von den heimatlichen Grathieren, den muntern Gemsen, zu sammeln.

Diesem Sammelsinn, der sich später auch anlässlich geologischer Studien auf Petrefacten übertrug, verdankt meine gegenwärtig auf circa 40 Gemshornabnormalitäten angewachsene Sammlung ihr Entstehen.

Ich habe bereits schon im Jahre 1881 im II. Bande des "Waldmann" eine kurze Abhandlung über einzelne Exemplare dieser Sammlung veröffentlicht und der rühmlichst bekannte Naturforscher Dr. Friedrich v. Tschudi erwähnt derselben sowohl in seinem Prachtwerk „Das

Thierleben der Alpenwelt", als auch in einer speziellen Abhandlung über diesen Gegenstand in Nr. 3 des "Zool. Garten", Märzheft, Jahrgang 1868.

Ebenso behandelt der leider nur zu früh verstorbene, in weiterem Kreise bekannte Ornithologe Dr. C. Stöller in St. Gallen in Nr. 16 der "Illustrirten Jagdzeitung" Jahrgang 1877 den gleichen Stoff und kommt dabei ebenfalls auf die einzelnen Exemplare meiner Sammlung zu sprechen.

Es ist nämlich bekannt, daß — abgesehen von wenigen raren Stumpfen des einen Kritels — wirklich naturwürdig missgeformte Gemskrifel zu den größten Seltenheiten gehören.

Eine solche ist ein Gemskrifelpaar mit zwei geraden nach oben zugespitzten Kriteln. Diese zeigen bei dem rechten, oben etwas leicht rückwärts gebogenen Kritel in einer Höhe von 4 cm ob dem Wurzelstocke die Spuren einer nun verwulsteten Verlegung, von welcher an auch das Kritel ungewöhnlich rasch sich zuspielt. Noch auffallender findet sich letzteres Verhältnis bei dem nach vorn sich neigenden linken Kritel.

Eine zweite Gemshornabnormität zeigt ebenfalls ganz merkwürdig gestaltete Missformen. Das rechte Kritel windet sich rechts auswärts gekrümmmt in einer Länge von 18 cm abwärts der Nase zu, und das linke Kritel gleicher Länge biegt sich ebenfalls nach unten in einer leichten Krümmung an der Spitze wieder aufwärts.

Das dritte Paar zeichnet sich nicht sowohl durch die Abform des einen Kritels aus, als vielmehr durch seine ungewöhnliche Höhe von 21 cm bis zur Krümmung und von 28 cm über die Krümmung bis zur Spitze gemessen.

Doch ist dieses Paar nicht das stärkste meiner Sammlung, indem neben zwei Paaren ähnlicher Dimensionen ein weiteres größtes Paar von einem Capitalstock 23 cm bis zur Krümmung und über dieselbe bis zur Spitze 31 cm misst. Die Stärke dieses stärksten Kritels meiner Sammlung beträgt am Wurzelstock 3 cm.

Die letzte Abnormität wird von Tschudi als die interessanteste bezeichnet und äußert er sich über dieselbe folgendermaßen:

"Die Gehörne (Kritel) sind sehr stark nach vorn gebogen. Beide Theile laufen von ihrem Ursprunge an 11 cm weit in einem flachen Bogen parallel abwärts bis ungefähr auf die die Höhe der Pupillenmitte. Die Hornschilde rechts zeigt bis hieher keine besonderen Merkmale, außer einer leichten Einschnürung, die linke dagegen ist auf der äußeren und inneren Seite beinahe ihrer ganzen Länge nach stark und unregelmäßig gekerbt, auf der inneren sogar wie eingerissen, vielleicht ein Zeichen von Verwundung in der Jugend. Nun ist aber offenbar eine zweite, heftigere eingetreten. Bei der bezeichneten Stelle hört der Parallelismus auf; das rechte Hörnchen zeigt hier einen ungefärbten und halbdurchsichtigen, knopfartigen Wulst und setzt sich in einem 5-5 cm langen, fast gerade einwärts auf die Mitte des Nasen-

beines laufenden Zapfen fort, dessen stumpfes Ende nur 0'8 cm von der Haut entfernt ist und noch im Haar der Nasenhaut steckt. Das linke Hörnchen dagegen, im Bogen gemessen, von der Bruchstelle 21 cm lang und wie der Zapfen rechts etwas seitlich zusammengebrückt, läuft schief ab und einwärts, gegen die Nasenspitze zu, so daß es die Nasenhaut beinahe streift, und biegt sich dann in einem kleinen Bogen wieder aus- und aufwärts. Dieser Theil für sich gleicht dem Hörnchen einer dreijährigen Gemse, nur daß er gerade umgedreht zum Schädel steht. Überdies ist unterhalb des Wulstes die Hornscheide ringsum gebrochen und vorne ein Stück weit abgerissen; an der entblößten Stelle hat sich aber eine neue tiefer stehende gebildet."

Es ist übrigens ungemein schwer, die nächsten Ursachen dieser Missgestalten bei Gemskrifeln zu bestimmen.

Während die Missbildung aller Art bei den Rehgehörnen und den Hirschgeweihen eine häufige Erscheinung ist und bei beiden Thiergattungen gewöhnlich Folge von Verletzungen am Kurzwildpret sind, verhält es sich bei den Missbildungen der Gemsen ganz anders.

Bei den Gemsen äußert sich in solchen Fällen nicht der geringste Einfluß auf das Gehörn, welches nie abgeworfen wird, und alle Unregelmäßigkeiten an denselben sind äußerer Ursachen, wie Sturz, Fall, Schuß &c. zu zuschreiben."

Ein weiteres sehr beachtenswertes Stück hat Herr Otto Grashen im "Deutschen Jäger" Nr. 10, 1888 abgebildet und demselben folgende Beschreibung beigegeben:

"Die rechte Krudenstange ist ganz normal entwickelt und gestellt, die linke dagegen, wie Figura zeigt, ungefähr in der Mitte abgebrochen, von da nach abwärts so gestellt, daß sie unmittelbar in der Schädelmulde vor dem linken Lichte auf dem Knochen aussicht und wahrscheinlich die Schwarte durchgedrückt hat, weil ein Raum für Weichtheile dazwischen nicht mehr möglich erscheint.

Der untere hohle Theil dieser Stange, in welchem sich der Zapfen befindet, ist nicht mehr gerade oder etwas nach rückwärts neigend gestellt, sondern in leichter Krümmung nach vorwärts gebogen. So leicht eine gut ausgetrocknete Gemskrude das Abheben der Hornschale vom Stirnzapfen gestattet, so hartnäckig widersteht sie hier allen Versuchen, was daran hindeutet, daß durch die gewaltsame Krümmung vorwärts auch vielleicht ein innerliches Verwachsen möglich war.

Wenn wir nun den Bruch betrachten, so ist an der Hauptbruchstelle die äußere geriffelte Textur der Krude mehrfach gesprungen, gebrochen und steht in einzelnen Schlieren von der inneren Hornmasse spanartig ab. Die innere Hornmasse zeigt — und das ist die hauptsächlich fragliche Stelle — eine vollständige Drehung um sich selbst in der weicheren Hornschicht, ungefähr wie man eine weichgemachte Wachskerze um sich selbst drehen und dann abwärtsbiegen würde.

Die Wirkung eines Steinschlages auf eine Krude ist unberechenbar, aber gibt dem Froscher

immerhin zu denken; man könnte glauben, dass ein rätscher Schlag eben nur brechen sollte — wie ist da die eben beschriebene Drehung möglich? Unwillkürlich kommt man auf den Gedanken, dass der Träger unserer abgebildeten Krüke, ein ungefähr 4- oder 5jähriger Bock, im Kampfe mit einem stärkeren Rivalen sich in dessen Krücke verhängt, durch Drehung der beiden Grinde und die damit verbundene Gewalt die fragliche Stange gesprengt, gedreht und abgebogen wurde, wodurch die Loslösung der beiden Krücken von einander erfolgt sei. Die verlegte Hornmasse hat sich sozusagen wieder zusammengeschweißt, und so steht der abwärts gebogene Theil der linken Stange ganz mauerfest auf der Schale des Bockes und an der Bruchstelle seit.

Eine besondere Beachtung ihrer Seltenheit wegen verdienen jene Rudimentärbildungen, welche aus der Epidermis hervorwachsen, ohne einen eigentlichen Stirnzapfen zu besitzen, d. h. der Zapfen ist mit dem Stirnbeine nicht verwachsen, sondern sitzt nur ganz lose auf demselben auf. Diese Bildungen sind meist nur kleine Knöpfchen. Bei einem Stück sah ich das rechte Krikel normal in einer Länge von 23,4 cm entwickelt, während das linke, 2 cm lang, beweglich auf dem Stirnbeine saß.

Nicht minder interessant sind die sog. Hauthörner. Dieselben bilden sich in der Epidermis durch Ansammlung plattenförmiger, verhornter Zellen, welche in dichten Schichten sich anlagern und so verschiedenartig geformt Gebilde erzeugen, bald einem Knopf, bald einer Kugel oder einem Hörne ähnlich sehen. Solche Epidermialgebilde findet man sowohl bei den Haustieren als bei dem anderen Gehörn tragenden Wilde. Der interessanteste diesbezügliche Fall ist im Jahre 1873 bekannt geworden. R. Corneli (s. Jagd und ihre Wandlungen) erhielt nämlich aus Oberammergau einen Gemshock eingesendet, der außer den normalen Krikeln noch ein drittes von 8,5 cm Länge trug. Dasselbe war von der nählichen Masse und Farbe, aber anders geformt, mit vier deutlichen Absätzen und hieng hinter den Rosern herab, ohne Knochen und ohne Knochenzapfen. Der „Waidmann“ bildete (Nr. 2, 1873) eine Gemse ab, welche ein drittes Krikel am Ansange des Nasenbeines trug. Der „Deutsche Jäger“ brachte 1880, Nr. 8, die Abbildung eines Gemshocks, der auf dem Vorderrücken (Bug) einen 3,7 cm langen trichterartigen Auswuchs hatte. Graf H. Thun berichtet 1883 im „Waidmannsheil“ aus Blühnbach von einem Gemshock, der „in der Weiche vor der Kugel des rechten Hinterlaufes einen buulenförmigen Auswuchs von der Größe einer doppelten Männerfaust trug. Diese abnormale Bildung war nicht weich, sondern hart, hornig, nahezu von der gleichen Consistenz wie die Hornmasse der Krikeln.“

Jene „Abnormalitäten“, die vier und mehr Krikeln auf einer Schale zeigen, sind ein einfacher Betrug. Bei Bergoma findet man ab und zu Schafe, welche vier Stirnzapfen aufweisen; auf diese werden Gemskrikeln aufgelegt und die „Abnormalität“ ist fertig. Auch jene Stücke mit 30 und mehr Centimeter weitem

Spizienabstände sind nicht so gewachsen, sondern „angefertigt“ worden.

Hinter den Krikeln bemerkt man eine minschartige Vertiefung, in der sich eine schwammige Drüse befindet. Diese schwint zur Brunftzeit zu einer förmlichen Haube an, die den ganzen Hinterkopf bedekt. Aus den schmetterlingsförmig sich anführenden Öffnungen dringt ein penetranter Geruch hervor. Ich habe diese Drüsenbettung, weil bis jetzt ein allgemein gültiger Ausdruck mangelt, in meiner „Monographie der Gemse“ als Brunftdrüse bezeichnet.

Die Schädeldwandungen des Gemskopfes sind auffallend dünn, jedoch durch ihre zähe Elastizität und die dicke Decke vor den übeln Folgen eines Unpralles etwas geschützt. Das in der Schädelhöhle liegende Gehirn ist bei jungen Thieren weich, erhält erst mit dem zweiten und dritten Jahre eine festere Consistenz und weist nach den Untersuchungen von Bibra einen Phosphorgehalt von 375%, während das Gehirn des Menschen nur mit 175% ausgestattet ist.

Die Läufe der Gemse sind ein Meisterstück der Schöpfung. Sie vereinen praktische Verwendbarkeit, Ausdauer und Festigkeit in hohem Maße. Die Muskeln sind fest und zäh, die Sehnen elastisch und doch stahlhart, das durchgebogene Fesselgelenk begünstigt den kräftigen Absprung, mildert den Aufsprung, der steile Ban vermindert die Erschütterung und die zwischen den Schalen gefaltete Verbindungsband vermag sich bei starker Anstrengung nach rückwärts auszuschlagen, so zu verdoppeln und die Festigkeit in hohem Maße zu erhöhen. Die Schalen sind schwarz, stahlhart, mehrfach geriest, an den Rändern so scharf, dass sie sich mit meiselartiger Festigkeit in Gestein einzehen können. Das Geäster ist schwach entwickelt und schmiegt sich bei normaler Stellung dem Laufe an.

Die Gais hat gleich den anderen Antilopenarten vier Zehen am Gesänge.

Ihre Descendenz duldet die Gemsgais am Gesänge, bis die Vorahnung der kommenden Liebesfreuden bemerkbar wird. Ab und zu stehlen sich auch noch die einjährigen Stücke heran, um ein wenig zu naschen, was sich die Gais nicht selten ruhig gefallen lässt.

Die Gemse beiderlei Geschlechtes werden mit dem dritten Jahre fortstanzungsfähig, obwohl um diese Zeit ihr Wachsthum noch nicht beendet ist. Die Gais setzt das erstmal in der Regel nur ein Auge, später mitunter auch deren zwei. Drei Augen sind eine grosse Seltenheit. Häufiger kommt es vor, dass Gaisen mit nur einem Auge ein zweites verwaistes erbarumsvoll aufnehmen.

Die Gemse soll ein Alter von 20—25 Jahren erreichen, eine Zeit, die ihr indes in wenig Fällen gegönnt sein wird, die meisten erliegen früher den manigfachen Gefahren. Ich selbst kenne einen Bock, der nachweisbar schon 17 Jahre allen Bemühungen der Jäger spottet. Es ist ein abgefeimter, capitaler, schon fast ganz grauer Bursche.

Da hiermit die Beschreibung der Gemse beendet ist, sei es mir vergönnt, das Bild ihrer

Lebensweise in flüchtigen Zügen zu zeichnen, da der knappe Raum ein weites Ausholen leider nicht gestattet.

Die Gemse ist von Haus aus eine Bewohnerin der oberen Waldregion, breitet sich aber gegenwärtig über die ganze hochalpine Region aus. Die Unruhe in den hochgelegenen Wäldern, die Abholzung derselben, die immer intensivere Weidenutzung, das Ausroden der Latschendickungen, der Auftrieb der Schafherden und die mahlende Verfolgung von Seite des Menschen haben ihr den Aufenthalt im zauberhaften Walde verleidet, haben sie hinausgetrieben in die schauerlichen Felswildnisse, hinein in die unzugänglichen Felslabyrinte, hinauf zu den höchsten Spiken und Grateu. Nur gezwungen ist sie aus einem Waldthiere zum Alpenthiere geworden. Noch gegenwärtig nimmt sie ihren Aufenthalt in dem oberen Waldgebiete, wenn sie daselbst sicher vor Beunruhigungen und Nachstellungen ist. In meinem ausgedehnten Reviere in den carniischen Alpen werden noch heute mehr Gemsen in der Waldzone als ober derselben gefällt. In Tirol, Schweiz *et c.* wird man dagegen vergebens eine Gemse im Waldgebiete suchen. Dort haben sie des Jägers Feuerrohr, der Ziegenhirte und die leidigen Schafherden schon längst den kalten Firnen zugetroffen.

Nach der Localität des Aufenthaltes pflegt der Alpenjäger Wald- und Keesgemse zu unterscheiden. Erstere sind entschieden stärker, weil ihnen reichlichere und bessere Nahrung geboten ist. Besonders schwache Keesgemsen bezeichnet man auch vielerorts als Grattthiere. Je fessiger das Wohngebiet der Gemse, je weiter sie auf Nahrung ziehen muss, desto mehr bleibt sie an Stärke gegen die Waldgemse zurück. Die im Walde gezeigte Gemse wird dem niederen Stande immer den Vorzug geben, eilt nur gezwungen zu den höchsten Graten empor, kehrt wieder zurück, sobald die Ruhe definitiv eingetreten ist, jene Gemse dagegen, deren Wiege nahe dem ungeheuren Firnmeere gestanden, wird gewohnheitsgemäß der Felswildnis den Vorzug geben, jedoch mit zunehmendem Alter, bereichert durch die Summe der Erfahrungen, allmählich mehr mit den tieferen Lagen sich befriedigen, bis auch sie dortselbst zur Standgemse wird. Ich kenne ein Jagdgebiet, das noch vor 15 Jahren einen reichen Bestand an ausgesprochenen Waldgemsen beherbergte. Leider fiel dasselbe in die Hände eines erragierten Jagdhinderns, welcher es zustande brachte, dass sich der Nasjäger noch glücklich entwischte kleine Bestand im Verlaufe von fünf Jahren zu den reinsten Keesgemsen entwickelte. Unter dem nun folgenden Jagdherrn erfuhrn die Gemsen durch zwei Jahre hindurch nicht die mindeste Beunruhigung, das Revier wurde mit Salzlecken versiehen, und so kam es dahin, dass gegenwärtig keine ansgesprochene Keesgemse, wohl aber ein reicher Bestand von Waldgemsen angetroffen wird. Die Keesgemsen suchen Erfas für den ihnen verlorenen Wald in den zuoberst liegenden, wenn auch niederen und struppigen Latschendickungen, wo sie sich dem Anblick ihrer Feinde entziehen können. Sind sie auch so scheu

geworden, dass sie sich den Tag über dem kalten Firn oder den rauhen Steinrücken zum Lager wählen, so kehren sie doch mit Einbruch der Dämmerung wieder in die Latschen zurück. Ganz besonders gilt dies von den Böcken.

Die Gemse ist ein entschiedenes Tagthier. Bei Tage unternimmt sie ihre Wanderungen und ruht bei der Nacht. Zu der thägigen Morgenritte ziehen sie auf Nahrung, wechseln die bekannten Rahmen und Runzen entlang zu den Nahrungsplänen, wo sie die zarten Kräuter abspitzen, sich unwillig nebenbei necken, nie aber ihre Vorsicht bei Seite sehn. Bei vollständiger Sicherheit weilen sie bis neun Uhr, thun sich dann auf einem hervorragenden, meist dem Thale zu steil abfallenden Punkte eine Zeit lang nieder, ziehen dann spielend und äsend entweder dem Walde oder den Firnen zu. Ohne jede Vorbereitung thun sie sich nieder und ruhen auf den eingebogenen Läufen. Diese Lage ermöglicht es ihnen, bei einer allfälligen Störung blitzschnell aufzuschnellen und das Weite zu suchen. Ob jetzt das Lager ein weicher Moospolster, ein grüner Rasen oder der nackte Stein bildet, das ist der Gemse so ziemlich einerlei. Abends um vier oder fünf Uhr verlassen sie wieder ihre Ruheplätze, winden sorgfältig nach allen Seiten und ziehen dann auf die Abendäufig, meist auf den Platz, den sie in der Frühe ausgewählt haben. Der alte Bock lässt immer die Gaissen zuerst austreten und kommt erst dann zum Vorschein, wenn er alles ruhig und sicher weiß. Bis zum Einbruch der Nacht nehmen sie Nahrung auf und thun sich dann zur Nachtruhe nieder, wo es ihnen gerade gefällt. Der Schlafplatz wird nicht regelmäßig eingehalten, sondern oft gewechselt.

In klaren, ruhigen Mondnächten lassen sie sich oft verleiten, bis 10 oder 11 Uhr munter zu bleiben.

Es ist schon oft behauptet worden, dass die Gemse nicht trinke, sondern sich lediglich mit dem aufgenommenen Thau begnuge. Das ist nicht unbedingt richtig. Sie tritt zwar nicht so regelmäßig zur Tränke, wie manche andere Wildgattung, aber von Zeit zu Zeit ist ihr die Wasseraufnahme doch nötig. Zum Trinken sucht sie sich gerne eine ruhige Ausbuchtung im Bergbächlein aus und trinkt dann ganz nach Art der Ziegen, jedoch in mehreren Abfällen. Im Herbst trinkt sie besonders des Morgens. In wässerarmen Lagen ist um diese Zeit von den herrschenden Südwinden jeder Niederschlag entführt, die Nahrung selbst ist trodener geworden und da kann sie die nötige Feuchtigkeit nicht finden. Zu den Zeiten des herrschenden Südwindes kann man sie *z. B.* unter den wilden Wänden des Polinig (carnische Alpen) regelmässig jeden Morgen zum Valentinsbach zur Tränke niederwechseln sehen, da sie sonst nirgends Wasser finden.

Mit der Nahrung nehmen die Gemsen oft Haare, Wolle von Pflanzen, unverdauliche Wurzeln *et c.* auf. Diese Stoffe bleiben unverdaut im Weidezacke liegen und werden in Form von Kugeln fest zusammengeballt. Es sind dies die sog. Bezoarsteine (*alga gropile*). Diese Gemskugeln erreichen die Größe einer Wall-

nuß bis zu der eines Hühnereies. Das größte mir bekannte Stück hatte einen Längendurchmesser von 19,5 cm bei einem kürzeren Durchmesser von 16,9 cm im frischen Zustande. Sie war schön braun und förmlich poliert. Vergangenen Herbst entnahm ich einem Bocke sogar zwei solcher Gebilde. Diese waren jedoch nicht rund, sondern pyramidenförmig mit stumpfen Spitzen, die eine 7, die andere 5 cm hoch.

Diesen Gemskugeln wurden früher geradezu überirdische Kräfte zugeschrieben. Noch Adam Lebwald in seiner „Danographia“ (1693) nennt die „Kraft und Tugendvollen Gemskugeln“ einen „zusammengefassten Schatz in „des Gemsen Magen-Kammerl“, röhmt sich, mit 60 Gemskugeln einen vom Schlag gerührten Prälaten curirt zu haben, und erblickt darin ein sicheres Mittel gegen eine ganze Legion würtlicher und eingebildeter Krankheiten, eine Überlieferung, die sich bis auf hente bei Waffenmeistern und Uringuckern erhalten hat.

Nach diesem alten „Autor“ soll man eine Gemse, welche eine Kugel trägt, an folgenden Merkmalen erkennen:

1. Sollen sie viel schöner, frischer und hurtiger sein;
2. sollen sie doppelt pfeifen;
3. haben sie weißes Haar auf den Seiten;
4. sollen sie „geslachte“, an den Spitzen weiße Kräfeln haben.

Wenn wir ferner noch vernehmen, dass eine solche Gemse durch ihren „fürstlichen Geruch“ ein ganzes Rudel derart ergötzen könne, daß dasselbe mehrere Tage jede Aßung entbehrliech finde, verzeihen wir unserer Welt gerne ihr Stücklein—Jägerlatein.

Sehr oft kann man ein Stück Gemswild auf dem Umstand ziemlich sicher aussprechen, ob es eine Gemskugel trage oder nicht. Stücke mit einer großen Kugel sind gewöhnlich lichter gefärbt, noch im Herbste schlecht bei Leibe, nehmen oft Aßung auf, wenn die anderen ruhen, und treiben sich gerne abseits vom Rudel herum. Bei dem Umstande, daß die Kugel einen bedeutenden Raum beansprucht, kann die Gemse weniger Aßung auf einmal aufnehmen, sucht sich dafür zwar durch ötere kleine Rationen zu entschädigen, womit sie jedoch ihren Zweck nur unvollständig zu erreichen scheint. Solche Stücke treten schlecht in den Winterstand, überdauern daher die böse Zeit nur schwer oder auch gar nicht. Schon öfter habe ich gerade in den letzten Frühjahren bei Fallwild noch das Vorhandensein großer Kugeln constatieren können. Seitdem suche ich Stücke mit den vorgenannten Merkmalen im Herbste auf der Pirsch abzuschießen.

Die Gemse in ihrer Sorglosigkeit bietet kein schönes Bild. Sie macht einen unformlichen Buckel, hält den Kopf nahezu blöde wie ein Schaf vorwärts, stellt die Läuse schief oder runzeln, wirft beim Übertreten den Hinterkörper hin und her so faul und lässig, wie ein vollkommen stupides Geschöpf. Treten wir ihr aber in den Wind, dann ändert sich das Bild in einer Sekunde. Mit blitzschnellem Rucke wirft sie den Windsfang in die Höhe, die vorher plump überzackten Läuse strecken ihre Stahlsehnen,

der Kopf fliegt wie geworfen auf dem elastischen Halse, der Windsfang arbeitet mit verzweifelten Bewegungen, stoßweise und scharf gellt der Pfiff, und in der nächsten Sekunde jaust sie dahin gleich dem entflohenen Sturmwinde, kein Hindernis, keine Absturzgefahr kennend. Auf der Flucht gibt es kaum ein schöneres Thier als die Gemse, „die Königin der Alpen“. Wenn sie dahinrast, dass ihre Läuse kaum den Boden streifen, sturmähnliche Flüchten sie wie beständig in der Lust erscheinen lassen, dann kann man ihr die volle Bewunderung nicht versagen. Hat sie nach solch einer Flucht den sicheren Einstand erreicht, wirkt sie sich mit einem Rucke herum, die Läuse spießen sich, der Windsfang sucht Witterung und lange steht sie hochaufgerichtet. Es dauert lange, bis sie sich wieder vollständig beruhigt. Am furchtbarsten ist die Gemse, wenn sie Wind vom Menschen aufgenommen hat, ohne denselben erängen zu können. Tritt aber der Mensch in das Schefeld, dann weiß sie den Jäger vor dem Hirten, Wurzelgräber oder dgl. Gelichter schär zu unterscheiden. Oft genügt die Witterung allein, um den Jäger oder den Alpenhirten zu erkennen, was ich hundertmale zu beobachten Gelegenheit hatte, mich übrigens auch aus naheliegenden Gründen nicht sonderlich darüber verwundert.

Im Augenblicke der Gefahr zeigt unsere Alpenantilope ihre vollendeten Kletterkünste und ihre immense Springsfähigkeit. Bietet ein Fels auch nur einen kleinen Neigungswinkel, da und dort eine kleine Unebenheit, so wird sie daran hinaufsteigen. Die stahlharten Schalen mit den scharfen Rändern wissen an der kleinsten Erhebung oder Vertiefung sicheren Stand zu fassen. Geht's geradeaus nicht, so versucht sie es im Zickzack oder in Serpentinen.

Sie berechnet, erwägt, prüft, falls ihr Zeit geboten, sonst stürmt sie wild drein, aber auch dann noch weiß sie mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart, mit geübtem Schaufblide die kleinste Erhebung für sich anzunutzen und einen Ansitz zu finden. Ehe man sichs versieht, hat sie eine unersteigbare Felswand gewonnen, wechselt dort ein schmales Felsband entlang, der schauerlichen Abgründe nicht achtend, so daß man kaum weiß, was man mehr bewundern soll, ihre Geschicklichkeit oder ihre Ausdauer und verwegene Kühnheit. Auf einer Fläche von einem Quadratdecimeter steht sie die Läuse zusammengedrängt mit der selben Sicherheit, wie auf einer großen Fläche. So klettert sie hinauf, von Terrasse zu Terrasse, und bald sagen uns nur noch die losgelösten Steinrümmer, daß sich ein Lebewesen da seinen Weg gesucht habe. Viel lieber klettert die Gemse im harten Gestein als in brödelnden Formationen. Besondere Ausmerksamkeit schenkt sie auch den Riesenstück, die vereinzelt oder zu Bändern vereinigt einzelne Felspartien bedecken. Diese betritt sie sehr behutsam, bis sie sich von der Festigkeit überzeugt hat. Im Momente der Gefahr scheint die Gemse ordentlich von Zauberkraft besetzt zu sein. Mit dem Muthe der Verzweiflung jaust sie wie der Sturmwind dahin, ohne auch nur einen Fehltritt zu machen. Einmal hatte ich eine Gemse

in ein Gewirre von Felswänden gedrägt, aus dem es meiner Ansicht nach absolut kein Entkommen mehr gab, ich mithin ruhig ein wildes Zurückbrechen erwarten zu können glaubte. Die niedrigste Wand war 15 m hoch und nur äußerst schwach geneigt. Auf ca. 2 m Entfernung setzte sie zum rasenden Sprunge an, dass das am Felsfuße liegende lose Gestein auseinanderstob. Sie sprang sehr hoch, stürzte jedoch zurück, versuchte aber noch den zweiten Stoß. Da auch dieser misslang, stieß sie einen Ton der höchsten Angst aus, slog nochmals wie ein elastischer Ball den Felsen an, fand endlich einen kaum wallnussgroßen Stützpunkt, zwei Säze noch und das geängstigte Thier hatte das mir unmöglich scheinende Kunststück vollführt. Da das Gestein nicht sehr fest war, konnte ich überall die Spuren der Schalenränder verfolgen.

Fast Unglaubliches leistet die Gemse auch im Uebersehen von Felsspalten und Schluchten. Die Vorderläufe einen Augenblick im Fluge anziehend, schnellt sie mit den Hinterläufen einer plötzlich aus der Spannung gestellten Bogensehne gleich vorwärts, 2, 3 ja 4 m in einem Fluge nehmend. Wird sie nicht versetzt, erwagt sie vorsichtig den Sprung, schnellt erst wie zur Probe empor und führt dann mit Sicherheit das Kunststück aus. So überwindet sie Klüfte, die mehrmal ihre eigene Körperlänge übertreffen. Brehm erwähnt in seinem „Thierleben“ einen von Wolten gemessenen Sprung von 7 m Länge. Ich habe selbst Gelegenheit, Absprünge von 4 m, von 5,60 und 5,90 m zu messen. Wie manche solcher Sprünge mag eine Gemse ausführen!

Ungesichts der höchsten Gefahr kann es zuweilen vorkommen, dass eine Gemse ihre Kraft überschätzt. Brehm berichtet einen Fall, in welchem ein Gemshirsch über einen Felsen von nahezu 100 m niedersprang. Vom Dobratsch in Kärnten ist ein Fall bekannt, dass eine Gemse durch einen zu tiefen Sprung über 40 m hoch stürzte, ohne sich dabei erheblich zu verletzen.

Ein Fall ist mir bekannt, in dem ein schwer angeschossener Gemshirsch noch den Sprung über eine 6 m breite Schlucht gewagt und auch glücklich ausgeführt hatte.

Solche Beispiele beweisen einerseits die immenje Sprungkraft, andererseits zeigen sie wieder, dass eine Gemse nicht so leicht Schaden nimmt, wenn sie auch einmal durch einen verfehlten Sprung in die Tiefe stürzt. Der Grund hievon liegt darin, dass sie sich im Sturze so zu halten sucht, dass sie unten auf die weit gespreizten Läufe kommt und so selbst ein starker Stoß gemildert wird.

Dass die Gemsen beim Erklettern von Felssäumen mit lockeren Gestein besondere Vorsicht anwenden, erst ein Stück den Kamin erklimmt, bevor das andere folgt, hat schon v. Tschudi beobachtet, und ich kann es aus mehrmaligen Beobachtungen bestätigen. In solchen gefährlichen Passagen betätigts die Gemse ihre praktische Erfahrung, ihr zielbewusstes Denken und wohlberechnete Überlegung in unlesbarer Weise.

Interessant ist es auch, zu sehen, wie die Gemsgais ihre Descendenz von Jugend an im Klettern unterrichtet.

Gewöhnlich sucht sie sich zu ihrem Wochentbette die entlegensten, ruhigsten Alpenpartien aus. Hier setzt sie ihr Kätzchen, leckt es sorgfältig trocken und schiebt es dann aus Gefängne. Nach wenigen Stunden schon macht es Gehversuche, was jedoch erst nach zahllosen mißglückten Proben halbwegs gelingt. Aber schon am zweiten Tage weiß es sich so sicher auf den Läufen zu halten, dass es einem Menschen ohne die üblichen Schreckmittel schwer gelingen würde, es im Freien zu fangen. Erst führt es die Gais auf Wiesen und Rajenplätze, tanzt vor ihm in nährischen Sprüngen und kindlichem Spiele einher, es so zur Nachahmung ermunternd. Wie das Kätzchen mehr erstaunt, legt sie erst im Spiele eine kurze Strecke zurück, greift dann plötzlich weit aus, so einem Hügel zuragend. Das Kätzchen bemerkt kaum den immer sich vergrößernden Abstand, so strengt es sich eine kleine Weile an, bleibt dann aber meckern stehen. Die Gais stößt ebenfalls einen meckernden Doktor aus, aber dann thut sich der kleine Knirps erst recht vollends nieder, schreit aus vollem Halse, bis es die sorgliche Mutter wieder mit allerhand Künsten besänftigt hat. Wenig Tage später folgen schon Übungen im Erklettern von Steinblöcken, wobei die Mutter es so lange vormacht, bis es auch dem Kätzchen gelingt. Diese Lection geht indes auch nicht ohne kleine Scenen von Ungezogenheit ab. Weit und weiter dehnt sich das Übungsfeld, leichtere Felsspartien kommen an die Reihe und schon nach einem Monate hat das Kätzchen eine bewunderungswürdige Fertigkeit im Springen und Klettern sich angeeignet.

Meistens führt die Gais noch die Descendenz der letzten zwei Jahre und diese muss auch bei der Erziehung des jungen Alpenbürgers dadurch mithelfen, dass ihre noch rege Lust zum Spiele eine stete Aneisierung für den jungen Novizen bildet. Es ist ein wirklich reizendes Bild, eine solche Gemshälfte beisammen zu sehen, zu beobachten, wie sie Kämpfe maskiren, plötzlich abbrechen, um in tollen Flüchten einer Diclung entgegenzuilen, wie verstekend von Steinblock zu Steinblock zu wechseln und alle erdenkllichen Allostria zu treiben. Die Gais betrachtet selbstgesäß ihre flotte Nachkommenschaft, wacht aber über sie mit ängstlicher, beständig angestrengter Vorsicht, beobachtet sogar gewisse Rufe bestimmter Vogelarten. Wenn eine Insel die jedem Jäger wohlbekannten Rufe austößt, der Heher seinen Schreiruf oder das Alpenschneehuhn seine gurgelnden Lach töne hören lässt, der Fochrabe seine Anwesenheit verkündet, dann ist mit einem Schlage das friedlich reizende Bildchen in ein fluchtbereites verwandelt. Das Kätzchen flüchtet sich ängstlich unter die Gais, höchstens wagt es, zwischen den Vorderläufen derselben hervorzutauchen.

Mit der zunehmenden Stärke und Agilität der Descendenz erwacht wieder mehr der alte Gesellschaftstrieb. Mehr und mehr ziehen sie sich zu Rudeln zusammen, nur die Böcke spielen noch die unabkömmligen Herren und treiben sich allein oder zu zweien im Reviere herum. Recht verdrossene alte Burjche meiden indes jede Gesellschaft, beziehen, wenn es halbwegs angeht, die Holzregion, um da ein beschauliches Ein-

siedlerleben zu führen. Solche Völke sind unter dem Namen Einiedler, Vanb-, Vanber-, Latschen-, Wald- oder Stoßböcke in der Jägerwelt bekannt. Diese Völke sind meist stark, gut bei Leibe, dulden aber in ihrem Gebiete einen schwächeren Bock nicht. Sie sind äußerst abgesenkt, kennen alles im Reviere, sind nicht scheu wie die Keesgemse, sondern nur vorsichtig. Unübertrifft hat Freund v. Kobell diese Einiedler geschildert:

„Ein alter Gemshof, ein alter Hirsch  
Die spielen den Einiedler aern,  
Sie weilen beschaulich am stillen Ort  
Und bleiben dem Rudel fern.  
Wird aber am Wald das Herbstes Pracht  
Bießfarbig auferollt,  
Und kommt für die Hochzeitsfeier der Tag  
Und schimmernd die Lärchen in Gold,  
Dann lassen sie eilicht die Einiedelei  
Und sind wieder schneidig und jung,  
Und sind die ersten voran im Tanz;  
Sah's oft mit Bewunderung.“

Wenn sich die Gemsen zu Anfang des Herbstes runden, vertreiben sie sich oft die Zeit mit allerlei Spielen. Sie stoßen gegen einander, fingen Angiffe, um dann plötzlich in fast rechten Winkeln abzuspitzen, fliehen, kehren plötzlich um, treiben sich gegenseitig um die Steinblöcke herum, auf einen Pfiff eilen sie alle die nächste Höhe empor. So geht es einen großen Theil des Tages. Wittern sie aber eine Gefahr, dann ist es für diesen Tag aus mit Spiel und Lust.

Das ergötzlichste Spiel ist, wenn sie auf den Schneelawinen sich auf die Hintersläufe setzen, die vorderen aneinanderspreizen und so im raschen Tempo das Schneefeld herniederschnurren. Brehm erwähnt dieses Spiel und ich hatte einmalige Gelegenheit, es durch längere Zeit selbst zu beobachten. Diese Rutschpartien möchte ich fast als eine ernste Übung für solche Momente betrachten, in denen es der Gemse absolut nothwendig ist, über steile Flächen rutschend ihr Heil in der Flucht suchen zu müssen. Obwohl sie bergauf unbedingt am leichtesten flüchtet, ist sie doch bergab nicht umgewandt, weiß sogar schwierige Stellen, steile Felslehnen z. mit vielseitigem Geschick zu nehmen. Mit eingebogenen Hintersläufen, die vorderen breit ausgespreizt, schnurren sie in Wendungen und Serpentinen die steilsten Stellen hinab, dabei jede ranhe Stelle berührend, um etwas Halt zu gewinnen und die Schnelligkeit zu vermindern. Im Nothfalle lassen sie sich sogar auf den Bauch nieder und rudern sich mit den Vorderläufen der gewünschten Richtung zu. Kommt ein senkrechter Abfall inzwischen, so bestimmen sie sich nicht lange, einen Abprung von 10—15 m Höhe zu machen. Trotz der oft unüberwindlich scheinenden Schwierigkeit des Terrains ist es bis jetzt noch nicht beobachtet worden, dass sich eine Gemse verstellt hätte, wie dies bei Ziegen und Hunden nicht selten vorkommt. Bevor sie auf einem Platze verbleibt, versucht sie das Unmögliche, zieht es vor, in ihrer Tollkühnheit in den Tod zu stürzen, statt wie die verstellten Ziegen an einem Platze erbärmlich zu verhungern.

In älteren und auch noch jüngeren Naturgeschichten findet man den Satz: „Wenn die Gemsen in Ruhe sind, stellen sie Schildwachen

aus.“ Es dürfte endlich an der Zeit sein, diesen den direkten Beobachtungen widersprechenden Satz über Bord zu werfen.

Das Gemsrudel thut sich meist an expozierten Punkten nieder, wo es die Gegend vollständig beherrscht. Ein hoher Grad von Neugierde hilft dazu, dass nicht das mindeste unbekannte der Beobachtung entgeht. Eine absolute allgemeine Ruhe in einem Rudel gibt es überhaupt nicht. Hier wechselt eine Gemse ihre Lage, dort rutscht eine andere vor- oder rückwärts, eine dritte schüttelt den Kopf, um die zudringlichen Fliegen zu verjagen, der Schatten eines vorbeihuschenden Vogels erregt die Aufmerksamkeit, bald gelüstet es die Eine ihre Nachbarin zu necken, bald windt in der Nähe ein Bergkräutlein, das zum Abzupfen reizt und hundert solcher Zusätzl.keiten mehr. Da ist dann durchaus kein Wunder, wenn der nahende Mensch von der einen oder anderen Gemse erträgt wird. Der Trieb der Selbsterhaltung veranlaßt sie, den warnenden Pfiff auszustoßen und so das ganze Rudel zu alarmieren. R. v. Dombrowski sagt: „Gestützt auf eigene Erfahrungen und Beobachtungen wie auch auf die erfahrener und verlässlicher Hochgebirgsjäger muss ich die Schilderungen über die Wachgemse in das Gebiet der Fabel, in jene des Jägerlateins verweisen.“ Dem stimme ich vollkommen bei. Ein Aufstellen einer eigenen Wache, welche die Sorge um die Sicherheit übernimmt, damit sich die anderen der sorglosen Habe hingeben können, gibt es nicht und hat es nie gegeben.

Ein bemerkenswerter Unterschied bezüglich der Sorge um die eigene Sicherheit existirt zwischen Wald- und Keesgemse. Die Waldgemse hat weit öfter Gelegenheit, den Menschen wahrzunehmen, vertraut die verschiedenartigsten Geräusche, gewöhnt sich daran, dieselben auf ihren wahren Wert zu taxiren. Sie wird kein ungewohntes Geräusch unbeachtet lassen, aber auch nicht bei jedem Schalle die Flucht ergreifen. Die Keesgemse dagegen wird durch jeden ungewohnten Ton in sieberhaste Unruhe versetzt, sie ergreift ohne Überlegung die Flucht. Der lärmende Tourist, den sie vielleicht schon wiederholt erträgt oder vernommen hat, wird sie auch zum hundertstenmale zur wildesten Flucht veranlassen. Man kann sagen: „Die Waldgemse ist vorsichtig; die Keesgemse ist scheu.“

Hervorragend entwickelt ist bei allen Gemsen der Ortsinn und die Orientierungsgabe. Einen Wechsel werden sie stets, selbst bei Sturm, Schneegestöber oder dichtem Nebel, immer bestimmt aufzufinden. Die Stelle, an welcher eine Gemse verendet liegen blieb, bis Adler, Geier und Haben das Skelett blank genagt, wird für lange Zeit gemieden, ein zufällig entdeckter, sicherer Einstand wird im Momente der Gefahr jahrelang aufgeacht und gesucht, sei er auch noch so fern, dessen Erreichung noch so schwierig. In den Schründen des Reiskofels gewann eine in die Enge getriebene Gemsgais unter den verzweifeltesten Anstrengungen einen Einstand, der früher nie angenommen wurde, ja selbst den Gemsen durchaus unbekannt war. Da der kühne Sprung die Gais rettete, suchte sie diesen Einstand jedesmal sofort auf, sobald sie einen

Jäger oder Treiber in den Wänden des Kofels bemerkte.

In kritischen Momenten scheut die Gemse auch vor dem Wasser nicht zurück, schwimmt zwar schwertig, aber trotzdem mit großer Ausdauer. Auf dem Bodensee wurden 1884 zwei Gemsen in einer sehr bedeutenden Entfernung vom Lande lebend aufgefischt. Von mehreren Schweizerseen sind solche Beispiele bekannt. Am Col de Diavolo beobachtete ich, wie ein Rudel ohne die mindeste Scheu den am Fuße liegenden Bergsee annahm und in einer Länge von 400 m durchschwamm. Wieder am Ufer angekommen, schüttelten sie sich nach Art durchhäster Ziegen und wechselten hurtig weiter. Der Capitän des kleinen Dampfers am St. Wolfgangsee versicherte ebenfalls, bei seiner Fahrt zwischen Strobel und St. Gilgen öfter schwimmende Gemsen beobachtet zu haben.

Eigenthümlich ist der Umstand, daß oft Gemsen ohne zwingende Veranlassung die Gebirge verlassen und im Thale erscheinen. Besonders häufig wurden solche Fälle im Jahre 1885 in verschiedenen Gegenden der Schweiz constatirt. In Steiermark, Salzburg und Kärnthen sind ebenfalls mehrere Fälle zu verzeichnen, daß Gemsen in den Thälern gesehen oder erlegt wurden. Aus Nordtirol wurde sogar berichtet, daß eine Gemse während des Gottesdienstes in der Kirche erschienen sei und dieselbe unbefleckt wieder verlassen habe.

Der Sommer mit seiner Blütenfülle ist jedenfalls die schönste Zeit im Dasein der Gemse. Ganz anders gestaltet sich ihr Leben im Herbst und im Winter. Schon der Herbst mit seinen Pürschgängen und Treibjagden ist für sie eine böse, unruhige Zeit. Da schwelt sie fast in beständiger Aufregung und Furcht. Hat sie heute durch eine tolle Flucht, durch eine halsbrecherische Partie sich ihr Leben erlauft, begegnet ihr morgen die Gefahr schon wieder auf einer anderen Seite. Längs der Wände und Schluchten rollt der scharfe Knall der Angelbüchse, ertönt der Lärm der Treiber oder klängen die Steine, losgelöst von einem unvorsichtig pürschenden Jäger. Da ziehen sich die Gemsen hinauf in die höchsten Regionen, wo nur sparsam noch vereinzelte Bergkräutlein aus den Steinritzeln sprühen oder zähe Flechten Boden und Gestein überziehen. Die duftigen Alpenmatten tragen ein jahles, melancholisches Colorit, die meisten Vogelarten haben sich dem Süden zugewendet, der Hirte mit seiner Herde ist ebenfalls verschwunden und von den Felszacken tönt der heisere Lärm der Schneehohlen oder das unheimliche Krächzen des Fohraben.

Die dicke einherwallenden Wolkenmassen hängen bleischwer an den Kämmen und Hörnern, den Eintritt des Winters verkündend. Die Gemse hat ihre dicke Winterdecke erhalten, ist somit gegen Kälte geschützt, aber die immer dichter niedertanzenden Schneeflocken decken die noch vorhandenen wenigen Hämchen zu. Nur mühsam kann die spärliche Nahrung unter dem Schnee herausgeschlagen werden. Zu Anfang des Winters helfen die Freuden der Brumst über manche Unannehmlichkeit hinweg, aber diese rächen sich bitter. Verlottert und

herabgekommen wechseln die Völke über die öden Schneefelder, mühevoll einzelne Grasbüschel oder Flechten unter dem Schnee hervorschlagend. Meter um Meter häuft sich die Schneelage, so die Gewisen zwingend, die tiefen Lagen, die Hochgebirgswälder auszu suchen, um daselbst die Brombeerblätter und halberiorenen Steigel des Traubenhollunders aufzunehmen oder die von den Ästen in langen Strängen niederhängenden Bartflechten (*Usnea barbata*) zu äsen. Ab und zu winken noch bei einem Bergwässlein das grüne Kraut der Alpenkresse, aber im Verlaufe des Winters wird auch das eingewehrt oder eingeeist. Im dichten Flockentanz, im pfeifenden Nordsturm ruht das Rudel, oft einer Anzahl von Schnehügelchen ähnlich. Viele Wechel sind durch die Eisgallen ungangbar, manches Gebiet dadurch gar nicht mehr zugänglich. Ein vergessener Henschober ist in solchen Zeiten eine wahre Wohltat und wird gerne angenommen, wenn sonst überall nur der blaße Hunger winkt. Bei den einzeln stehenden, weitläufigen Bergsichten, um die herum der Schnee meterhohe Wälle gebildet hat, nehmen sie gerue Auleinhalt und verlassen den Kessel tagelang nicht, besonders wenn sie Flechten am Baume erlangen. Bis hoch hinauf äsen sie, auf die Hinterläufe sich stellend, die Fäden der *Usnea barbata* herab. Dabei wird hic und da ein Ast lose gerüttelt, entledigt sich seiner Schneelast und schnellt empor. Wenn er sich in den Stricken verfängt, wird die arme Gemse mitgerissen, kann sich nicht mehr ablösen und muss so elend verenden. Im Frühjahr findet vielleicht ein Alpenhirte das Skelett oder einzelne Teile hoch droben in der Fichte hängend. Solche Fälle sind keine besondere Seltenheit.

Ein altes Dogma sagt, daß sich die Gemsen ihre Winterstände nur an Stellen nehmen, welche vor den Lawinengängen sicher seien. Schade, daß die Wirklichkeit dieser schönen Sage unbarmherzig entgegentritt! Ich selbst habe mit meinen Jägern einmal unter einer Lawine 20 Gemsen herausgegraben. In den Hochlagen ist selten ein Frühjahr, in dem man nicht da oder dort bei dem Schmelzen der Lawinenmassen einige Gemsen findet. Wenn die Gemsen auch oft sichere Einstände wählen, so ist dies doch nicht immer der Fall. Oft werden sie auch, auf Läuse ziehend, von einer plötzlich abgerissenen Lawine erfaßt oder von dem vor derselben hergehenden ungeheuren Luftdrucke mitgerissen. Nicht selten werden die Lawinen gerade von den Gemsen selbst abgetreten. Sie kennen nur zu gut die Gefahr, die in den niederdornernden Schneemassen liegt. Wenn sie den Donner der Lawine hören, strecken sie Köpfe hoch empor, drängen sich dicht aneinander, bis das furchtbare Brausen verstummt. Bemerken sie, daß die Lawine direct auf sie zukommt, spritzen sie in heller Verzweiflung aneinander, suchen aus dem Lawinenbereiche zu gelangen, was ihnen leider nicht immer gelingt. Einmal beobachtete ich ein Rudel, daß sich bei dem Riedebrüllen eines solchen Riesenballens noch mit knapper Noth unter eine überhängende Felswand rettete. Als die Lawine darüber weg-

gefaust war, lagen sie an dem Felsen, als ob der Anprall sie hingeschleudert hätte, und lange konnte ich mit dem Glase nicht unterscheiden, ob noch Leben in ihnen sei. Erst nach längerer Zeit erhob sich eine nach der andern.

Noch gegen Ende März 1888 war ich wieder Augenzeuge einer ergreifenden Katastrophe. Ich befand mich auf einem Aussichtspunkte, von wo aus ich durch das Glas das Wild der gegenüber liegenden steilen Berglehne beobachten konnte. In einer ziemlich tiefen Lage tummelte sich ein Rudel von zehn Gemsen. Gegen Mittag, als sich das Wild sorglos in den tiefen Schnee niedergethan hatte, brach oben am Kamm eine Lawine. Kaum hatten die Gemsen das Tosen vernommen, schossen sie wie vom Blitze geschleudert in die Höhe, versuchten in riesigen Sägen nach den Seiten zu flüchten, wurden aber, ehe ihnen dies gelang, von dem voranseilenden Lustdrucke über eine nicht sehr hohe Wand hinabgeschleudert. In einer Sekunde waren sie dort allerdings wieder aus den Läufen, schnellten sich mit unglaublicher Kraft empor, aber die nächste Sekunde waren sie unter der ungeheuren Lawine begraben. Bei einem Felsabsatz wurde eine Gemse nochmals weit in die Luft hinabgeschleudert, verschwand aber sofort wieder in dem höllischen Chaos von Schneemassen, Steinrümern und mitgerissenen Baumstämmen. Als die Lawine unten an den Fuß des gegenüber aufsteigenden Berges, auf dem ich stand, anflog, erzitterte derselbe wie von einem heftigen Erdbeben. Obwohl die Lustlinie über einen Kilometer weit entfernt war, wußt mich der Lustdruck zu Boden, daß die Ständer in der Luft baumelten.

Mitunter hat die Gemse auch an Schneblindheit zu leiden, obwohl ihre Lichter durch die Zusammenziehbarkeit der Centralkammern diesem Übel weniger ausgesetzt ist als unser empfindliches Sehorgan. Die allzu starke Einwirkung der Reflexstrahlen, die sehr intensiv wirken können, irritiert auch in einzelnen Fällen die Lichter. Schneeblinde Gemsen stehen entweder mit hochgehobenem Kopfe, oder tappen planlos herum, stoßen an Steine u. dgl. an und vermögen nur langsam dem Rudel mit dem Winde zu folgen. Entfernt sich dieser zu weit, thut sich das Stück nieder. Obwohl sich in der Regel diese Blindheit in der kommenden Nacht hebt, gibt es doch auch Fälle, daß dieselbe mehrere Tage anhält. In einem solchen Falle ist rund um die Gemse herum der Schnee weggeschlagen und der Rasen bis auf die harte Erde abgeäst.

Im Herbst 1883 wurde in Oberkärnten eine Gemse erlegt, die total blind war. Diese kam im Treiben hinter dem Rudel her, hielt däglichtlich den Wechsel ein, ging aber doch sehr flüchtig. Erst auf der Strecke bemerkte man, daß ein weißgraues Häntchen die beiden Lichter vollständig überzogen hatte, u. zw. so dicht, daß ein Durchdringen des Lichtstrahles unmöglich mehr angenommen werden konnte. Wahrscheinlich hatte sie sich bei uncessiver Erblindung mit dem Winde beim Rudel erhalten, sich an bestimmte Wechsel gewöhnt und so ihr leidendes Dasein fortgesetzt.

Der Eintritt der Brunstzeit hängt sehr von localen, klimatischen und tellurischen Verhältnissen ab. An einzelnen Orten beginnt sie schon um den 20. October herum, an anderen beginnt sie im November, danach ausnahmsweise auch bis in den December hinein.

Schon lange vor dem eigentlichen Beginne bemerkt man an den Böden eine auffallende Unruhe. Auch den griesgrämigen Einsiedlern behagt ihre Einsamkeit nicht mehr; sie wechseln den Hochlagen zu. Erst ist es ein schwächer, aber doch ganz bestimmter Trieb, der die Böde zu den Rudeln bringt. Mit einer ungewissen Scheu stöbern sie anfangs in der Nähe der Rudel umher, werden aber bald fek und machen sich heimisch. Die Brunstfiegen beginnen rasch anzuschwellen, und die Böde beginnen immer entschiedener als Liebhaber aufzutreten. Sie trappeln neben den Gaisen her, richten stolz und selbstgefällig ihre Figur vor ihnen auf, schnuppern neidisch nach den Grashäuschen, welche die Gaisen abzüßen im Begriffe sind, und verfolgen sie beständig mit ihren etwas ungeschlachten Galanterien. Steht ein starker Bock mit mehreren schwächeren beim Rudel, so sucht er die selben abzudrängen, beschränkt sich jedoch im Ansange meistens darauf, ihnen mit nicht misszuverstehender Miene die Kükeln zu weisen. Außerdem kann messen sich die Böde gegenseitig, als wollten sie ein Urtheil über das Verhalten bilden, falls es zu ersten Differenzen kommen sollte. Je näher die eigentliche Brunst anrückt, um so mehr sondert die Brunstdrüse eine sehr häuerst übertriebene Flüssigkeit ab, welche die Haare zusammenballt und dem ganzen Bode ein durchaus übles Odor verleiht. Da die Gemsen in der Feisitzzeit stehen, ihre Figur durch das dichte, längere Winterhaar noch bedeutend gehoben wird, sind namentlich die Böde recht stattliche Gestalten, und der leiseste Lustzug verzeigt den Gamswart in beständige Wallung, was sich recht hübsch ausnimmt. Ist dann die Brunst vollständig zur Gelbung gekommen, so bemächtigt sich der Bode eine wahrhaft fieberhafte Unruhe. Wie toll wechseln sie im Reviere herum, auf und ab, bald zu diesem, bald zu jenem Rudel, dabei oft unglaubliche Weiten in einem Tage zurücklegend. Sobald sie zu einem Rudel treten, das schon ein Bock beherrscht, gibt es Kämpfe, worauf sie ihr Glück bei einem anderen Rudel versuchen. Durch einen dumpf blöckend-grunzenden Ton, den man nur zur Brunstzeit vernimmt, scheinen sie die Gunst ihrer Schönen erleben zu wollen. So plump die Liebesanfertigungen bei dem Bock sind, so erregen sie doch das sichtliche Wohlgefallen der Gaisen. Erst geben sie sich freilich gar zimpferlich, zieren sich und coquettieren, ichlagen bald diejen bald jenem ein Schnippchen, wenn er sich an dem Ziele seiner Wünsche glaubt. Starke Böde pflegen solche Extravaganzen bald zu beenden; sie stürmen wild auf den Nebenbuhler ein, schlagen wohl auch unter zornigem Grunzen gegen die leichtfertigen Schönen. So ein starker Bock ist über die Maßen eifersüchtig, treibt oft mehrere kleine Rudel zusammen, die er sich weit herholt, sie in rasender Eile seinem Brunstplayze zusprengend, damit ihm nicht etwa ein

ungebetener Guest daselbst inzwischen etwas anrichte.

Die Gemse wählt gewöhnlich ruhige, in der Brunnensregion gelegene Alpentritzen mit freier Aussicht zum Brunnenplane und hält denselben, wenn sie keine Beunruhigung erfährt, jahrelang ein. Es ist dies ein deutlicher Wink für den hegenden Jäger, solche Plätze durchaus unbeschoffen zu lassen, sie nach Möglichkeit vor jeder Störung zu schützen.

Sobald ein Bock die vollständige Herrschaft auf seinem Plane erkennt, dann legt er die frühere Galanterie vollständig ab, stößt, schlägt und misshandelt seine Gaisen in der rücksichtslosesten Weise, was sich dieselben ziemlich ruhig gefallen lassen, falls er ihre tapfer seinen Mann stellt. Dafür ist er aber auch im Beischlag unersättlich. Meist sucht er sich zuerst die Schmalgaisen aus, die fliehen, sich drehen und winden, dadurch aber den Bock erst recht in Raserei bringen. Zu wührenden Sägen sprengt er dieselben so lange, bis er sein Ziel erreicht; die anderen Gaisen stehen inzwischen gewöhnlich in den nächsten Latschendickungen und äugen ruhig dem Treiben zu, falls sich nicht etwa von rückwärts ein Böcklein herzugeftöhnen hat, das etwaige Kränkungen wegen Zurückfahrung sofort ausgleicht, mitunter auch mit einer lusternen Gais „durchbrennt“, um weit genug entfernt, allein zu zweien die traulichen Flitterwochen zu verleben. Solche vereinzelte Paare findet man in der Umgebung eines großen Brunnenplanes fast immer. Bemerkt der Platzbock eine solche Entführung, folgt er der Treulosen wohl eine kurze Strecke, kehrt dann aber resigniert zurück, um größeres Übel zu verhüten. Er baut sehr wenig auf die Treue seiner Erorenen, hat auch dazu allen Grund, denn hat eine Gais einmal den ungestümten Werbungen Gehör geschenkt, so ist sie ebenso liebestoll als der Bock und benutzt jede ihr dargebotene Gelegenheit zu einem „kleinen Ausreißer“. Jüngere Böcke stehen immer in den Latschen versteckt und leisten bei günstiger Gelegenheit das denkbar Möglichste, stieben aber blitzartig aneinander, sobald sie den wilden Brunnenlauf des Platzbockes näher vernehmen. Stolz umkreist dieser seinen Plan, sucht sich bald wieder eine Gais zum Beischlag aus, die es ihrerseits nicht selten an direkten Mahnungen nicht fehlen lässt, wohl auch unmittelbar von einem Beischlag wegeilt, um sich einem versteckt harrenden jüngeren Bocke abermals hinzugeben. Einmal beobachtete ich, dass eine Gais den Beischlag von drei schwachen Böcken duldet, ohne merklich den Platz zu wechseln.

Ein wild brunstender Bock ist das Bild der höchsten Geilheit. Beständig nähst er gegen die Vorderläufe hin, dass sich die Haare ganz roth abfärben. Wenig erbaulich sieht auch der Brunnenplan aus; er ist von hunderten von Fährten gekreuzt und gequert, spielt in allen Farben, roth, bräunlich und gelb auf der Schneeflage und eine penetrante Witterung entströmt demselben.

Ein interessantes Schauspiel ist es dagegen, wenn zwei ebenbürtige Rivalen am Brunnenplane aufeinandertreffen. Sobald der Platzbock das

Herauuhaben eines Rivalen bemerk't, stößt er in kurzen Absätzen sein blöckend-knurrendes Grunzen aus, wirft den Windsang in die Höhe, stampft erbittert mit den Vorderläufen den Boden. Der Rivale beantwortet den Kampfsang, stampft ebenfalls wild nieder, wie heranfordernd die Krifeln weisend. Einige Secunden stehen sie sich wie unentzloßen gegenüber, fahren dann aber plötzlich mit einem murrenden Blärrton auf einander los, dass das Zusammenschlagen der Krifeln weithin vernembar ist. Der Zusammenstoß erfolgt mit tief gesenktem Windsang, der sich jedoch rasch wieder hebt, um zu einem neuen Stoße auszuholen. Wird durch dieses Anrennen eine Entscheidung nicht herbeigeführt, so fahren sie seitwärts zusammen, suchen sich mit den Krifeln zu verhaken und sich gegenseitig niederzu ziehen. Oft reißen sie mehrere Minuten lang so hin und her, bis sie wieder los werden. Wührend heben sie sich dann auf die Hinterläufe, biegen den Kopf seitwärts, so wieder zusammenfassend, um die Krifeln in den Hals oder Nacken des Gegners einzuhauen. Gelingt dies, dann jetzt es böse Wunden ab. Alte, erfahrene, kampfgeübte Bursche parieren ohne große Anstrengung die hageldicht niederschlagenden Stöße, versetzen den Gegner in die rasendste Wuth; erhebt er sich dann auf die Hinterläufe, so wird er mit Blitze schnelle untersfahren, die Krifeln schlagen tief ein, ein unbarmherziger Rück durchschreit die schwachen Dünungen und das Gescheide mit einem Strom von Schweiß quillt hervor. In diesem Falle nimmt der Kampf einen raschen tödlichen Ausgang.

In der Nähe eines stark frequentierten Brunnenplanes fand ich im Herbst 1887 einen starken fünfjährigen Bock verendet vor, zu welchem mir eine starke Rothfahrt den Weg zeigte. Anfangs dachte ich daran, dass doch möglicherweise trotz der strengen Überwachung ein Wilderer sich eingeschlichen haben könnte, wurde aber bei einer näheren Untersuchung des verendeten Bockes eines Besseren belehrt. Zahlreiche Risse in der Decke bezeugten, dass er einen harten Strand um der Minne heißgehrten Sold durchgesuchten hatte. Die schlimmsten Wunden hatte der arme Kret am Halse. Ein Schmiss von 19 cm Länge und 6 cm Tiefe hatte die Hauptarterien des Halses durchtrennt und so das frühe Ende des tapferen Minnerritters herbeigeführt.

Etwas abweichend von meinen Beobachtungen schildert Herr Oberjäger Dorn, ein ebenso schneidiger wie praktischer Gemsenjäger, diese Kämpfe (i. „Der deutsche Jäger“, Nr. 13, 1888), wenn er sagt:

„Der streitbare Gemshoer versteht seinem Gegner gegenüber seine Waffe sehr vortheilhaft zu gebrauchen und den Feind zu verlegen. Gegen einander kämpfend wie Hirche und Rehwölke, habe ich Gemshöcker niemals beobachtet; meist besteht der Kampf in einem gegenseitigen Verfolgen und werden im Sprunge die Stöße von unten auf geführt, um den Gegner durch einen scharfen Riss am Lause oder den Weichen zu verleben. Gemshocken, welche Karben solcher Risse aufweisen, waren früher die gesuchtesten

für Lederhosen, weil man annahm, daß ein Bock mit vielen Rissen ein alter Decke sei, und dieser Decke gab man den Vorzug. In den Decken der Geisen kommen nur wenige oder gar keine Risse vor. Der Kampf der Böcke wird meist auf folgende Weise geführt: Wenn zwei Böcke einander verfolgen, geht's zuerst etwas langsam, den Grind aufrecht oder gerade ausgereckt, wenn nicht abwärts gehalten, gegen einander, bis der weniger Beherzte die Flucht ergreift; in diesem Augenblick versucht der stärkere Bock in größter Wuth durch einige Sprünge den anderen zu erreichen und durch einen raschen Stoß und Riss von unten nach außenwärts zu verleben; diese Bewegung wird blitzschnell ausgeführt."

Nicht allein in den Wunden, die sie am Halse und an den Dünningen beibringen, liegt eine ernste Gefahr für die Gemse, sondern auch in dem senkrechten Anpralle. Trifft der Schleuderung senkrecht den dünnen Theil der Hirnschale, so wird dieselbe nicht selten zerschmettert, und der Bock sinkt mit einem dumpfen Prä—ä zu Boden, um sich nicht wieder zu erheben.

Bekämpfen sich zwei Gegner an einer gefährlichen Stelle, so reißt der eine seinen Rivalen mit in die Tiefe. Mitunter kommt es auch vor, daß sie sich mit den Kratzen so verknüpfen, daß ein Loslösen unmöglich ist und beide ihrem traurigen Schicksale versallen sind. Bei den Zweikämpfen gibt nicht allein die physische Kraft, sonst meist das referierte Zurückhalten zur rechten Zeit, die kluge Berechnung und die zweckmäßige Ausnutzung der Terrainverhältnisse den Ausgang.

Ein noch wenig gewitzigter Blaubock verfolgt einen abgängsten Gegner große Strecken weit; ein bereits erfahrener dagegen läßt sich das nicht mehr einfallen, tritt vielmehr nach Beendigung des Kampfes sofort wieder zum Rudel.

Ein recht widriges Bild am Brunnstplane sind die alten Geltgaisen. Diese quälen den Bock mit geradezu impertinenter Unverschämtheit, lassen ihm weder Ruhe noch Rast, suchen ihn am Beischlage anderer Geisen zu hindern, lassen sich sogar nicht abschrecken, wenn sie von dem erzürnten Bocke empfindlich mißhandelt werden. Seit ich mich von dem wüsten Treiben dieser ergrauten Sünderinnen überzeugt, muß jede auf der Pirsch fallen, sobald ich sie sicher als Geltgais ansprechen kann.

Der Brunnsttrieb ist sowohl bei Böden als bei den Geisen ein so mächtiger, daß sie selbst bedeutende Schlüs— oder andere Wunden nicht hindern, an den Hochzeitsfreuden teilzunehmen.

Nach den Behauptungen alter Jäger soll eine nicht fruchtbar gewordene Gais nach ungefähr drei Wochen nach der eigenständigen Zeit abermals brunsten und beschlagen werden können. Thatsache ist, daß sich bei einem Mißverhältnis der Geschlechter die Brunst aufsäsend hinauszieht. Auch findet man im Frühjahr ab und zu Käze, welche gegen drei Wochen später als die anderen gezeigt worden sind. Da diese Frage nur in der Gesangenschaft an Gem-

sen gelöst werden kann, möge sie hier eine offene bleiben.

Nach 21 Wochen sieht die Gais ein oder zwei, in den seltesten Fällen vielleicht auch drei Käze. Obwohl der Aet des Segens für gewöhnlich leicht vor sich geht, kommen doch Fälle vor, in denen Überlagen das Sehen unmöglich machen, wobei die Gais erbärmlich eingehen muss.

Aus dem Umstände, daß sich Steinböcke mit den Häusziegen fruchtbar vermischen, hat man den Schluss gezogen, daß dies auch bei den Gemsen der Fall sein könne. Diese Vermuthung erhielt noch eine Stütze, als man beobachtet hatte, daß Gemsböcke brüntige Ziegen im Spätherbst beschlagen. In vielen Gegenden, wo die Gemsen mit den Häusziegen bis in den Spätherbst hinein zusammen kommen, klagen die Besitzer über „Gamskühe“, welche schlechte Milchziegen abgeben sollen und daher sofort entfernt werden. Dass Bastardierungen zwischen Gemshock und Häusziege vorkommen, steht außer Zweifel.

Brehm reproduziert über diesen Gegenstand in seinem „Thierleben“ einen Artikel, welcher der „Schweizerischen Jagdzeitung“ unter dem 27. Mai 1867 aus Chur zuging und folgendermaßen lautet:

„Seit einigen Tagen befinden sich hier ein paar Bastardgemse, Bock und Gais, welche die Theilnahme der Jäger in hohem Grade erregen. Bekanntlich gelang es öfters, Häusziegen mit Gemshöcken zu paaren, und die Jungen hatten dann von der Mutter blos die Farbe und die Hörnerform, vom Vater aber den ausgezeichneten Gliederbau. Schon Beckstein erzählt von einer Bastardgemei, welche im Gliederbau, besonders in der hohen Stirne der Gemse, in der Färbung dagegen der Ziege geglichen habe. Auch sind nach Tschudis Erfahrungen, welche ich bestätigen kann, zuverlässige Beispiele von fruchtbarer Kreuzung unserer einheimischen Ziege mit der Gemse im Freien bekannt. Der Ziegenhirt von Rossina, woher obenerwähnte Gembastarde kommen, erzählte, daß er während des Sommers zu verschiedenemmalen auf der Rossner Alpe Nascharignas einen mächtigen (!) Gemshock geseheen habe, welcher von der Höhe des nahen Steinhorns an den steilen und felsigen Abhängen zu der unten weidenden Ziegenherde herabgekommen und auf der grünen blumigen Weide unter den Ziegen so lange hochzeitlich verweilt habe, bis er den Hirten sich nahen gesehen habe, und dann mit einigen fühligen Sprüngen die Felsen hinaufkletternd, gegen die Spiken der Berge verschwunden wäre. Im März 1866 warf eine Ziege des Jacob Spinus in Rossina ein weibliches und im April 1866 eine Ziege des Johann Baptist Durlandt ein männliches Zicklein, welche beide als Bastarde von Gemse und Ziege erkannt wurden. Sie waren nackt und die Lente schrieben diese Erscheinung dem Umstände zu, daß die Gemsen eine längere Tragzeit haben, als die Ziegen. Solche Bastardthiere bleiben auch später arm an Haaren und sind gegen die Kälte empfindlich, darum auch hinfällig. Sehr selten bleiben sie am Leben. Diese beiden aber sind unter sorgfältiger Pflege

des Jacob Pool aus Schwürringen, welcher sie kannte, nun schon mehr als ein Jahr alt geworden und gesund und munter geblieben. Beide sind sehr eigentümliche Thiere, namentlich der Bock ist beachtenswert. Sein Stammbaum ist unverkennbar, ganz besonders am schwarzen fast unbehaarten Kopfe mit dem lebhaften, dunklen Augenpaare. Die Hörner sind ziegenartig, groß und dunkel. In allem übrigen verräth der Kopf auf den ersten Blick die stolze Gemsnatur. Die Bastardgais unterscheidet sich wenig von der Ziege, ist unten am Bauch fast nackt und sonst im allgemeinen schlecht behaart. Der Bock zeigt sich auch sehr klug und macht seinem Pflegeherrn manchen Spaß. Des Morgens kommt er aus dem Stalle an das Hansthor, klopft mit dem Gehörn an und wenn ihm nicht gleich aufgemacht wird, stöht er zur Abwechslung das Thor ein, wiederholt dann dasselbe Verfahren an der Stubenthür, springt im Zimmer auf das Kanapee, zieht mit den Zähnen die Schublade des Tisches hervor und lässt sich das Brot schmecken. Für einen Thiergarten dürfte dieses Pärchen, welches trotz häufiger Beißläufe des Bockes unfruchtbar geblieben, einen nicht geringen Wert haben.

Nach Bechstein soll Graf Erbach-Erbach in seinem Thiergarten Bastarde zwischen Gemsbok und der Haussziege erhalten haben.

Im Jahre 1870 schoß ich ein von einer verwilderten Haussziege geführtes Kitz, welches sowohl in Bezug auf sein Alter als auf die Bildung seines Kopfes und seiner Läuse als eine Bastardform angeprochen werden mußte.

In der Gefangenshaft paarte ich einen Gemsbok mit einer Ziege, und feste dieselbe genau zehn Tage nach der normalen Tragzeit ein Kitz, das durch seine steile Stirn, die starken Läuse und die auffallend bemerkbare Überstellung die Verwandtschaft mit der Gemse vertrieb. In seiner späteren Entwicklung trat die Gemsnatur ausgesprochen hervor. Das Kitz war weiblichen Geschlechtes; am Gesänge waren neben den zwei Zügen noch die Andimente zweier weiterer deutlich bemerkbar. Im Winter blieb dasselbe nicht im Stalle, sondern saß meist draußen auf einem nahen Hügel, wo es sich ganz wohl zu fühlen schien, wenn es die Flocken in wilden Wirbeln umtanzten.

Ob solche Blendlinge wieder fortspaltungs-fähig seien, ist bis jetzt noch nicht nachgewiesen worden. Nach der zurückgebliebenen Entwicklung der Sexualorgane bei den von mir unterrichteten Stücken möchte ich fast an das Gegentheil glauben.

Bei den in der Gesangenschaft gehaltenen Böcken gelangt aus bis jetzt noch unbekannten Ursachen der Brunfttrieb nicht alljährlich und auch nicht jedesmal gleich stark zum Durchbruche, trotzdem sie unter ziemlich gleichen Verhältnissen leben, gleiche Nahrung erhalten und sich der nämlichen Bewegung erfreuen. Mehrmals machte ich vergebbliche Versuche, einen zahmen Bock mit einer Haussziege zu paaren; mehrmals gelang dies ganz ohne jede Mühe, ja einer zeigte sich über die ihm beigegebene Gesponst in hohem Maße erfreut. Es scheint hier nebst dem mehr

oder weniger entwickelten Brunfttriebe eine individuelle Caprice zu Grunde zu liegen.

Die Paarungsversuche einer Gemsgais mit dem Ziegenbock sind mir dagegen stets misslungen. Regelmäßig wiefen sie die Anträge des Bockes spröde zurück. Selbst vollständig in die Enge getrieben, wußten sie einen Beschlag noch zu vereiteln. Eine Gemsgais forschte den Ziegenbock derart, daß ich ihn entfernen mußte. Sie war auf ihn schon so wütend, daß sie ihn umgebracht haben würde. Im kommenden Jahre gab ich der Gais einen Gemsbok bei, mit welchem sie ohne viele Umstände sich den Hochzeitsfreuden hingab. Genau 152 Tage nach dem ersten Beschlage setzte sie ein munteres, gesundes Kitz.

Bezüglich der Bastardierungsfrage bleibt noch immer ein weites Feld der Beobachtung offen.

Als das Verbreitungsgebiet der Gemse kann man so ziemlich das Hochgebirge von ganz Europa annehmen. Nach der Schießprügherrlichkeit des Jahres 1848 wurde sie in vielen Gegenden zwar ausgerottet, aber der seitdem fast allgemein wieder zur Geltung gekommene weidmännische Jagdbetrieb hat sie vielerorts wieder eingebürgert, oder die schwachen, vorhandenen Bestände gehoben.

Im allgemeinen kann man mit Freuden constatieren, daß das prophezeite Aussterben noch lange nicht zu befürchten steht.

Die hervorragendsten Gemsereviere des ganzen Staates besitzt unser allerdrücklichster Kaiser Franz Joseph I., dem auch mit Recht das Verdienst zugeschrieben wird, die Hochgebirgsjagd ans ihrem Verfalle herausgerissen und eine eminente Besserung hervorgerufen zu haben.

In Niederösterreich finden wir reiche Gemsebestände, so weit dies die territorialen Verhältnisse ermöglichen. Oberösterreich besitzt in jenem Salzkammergute ein Gemsenel Dorado, würdig, von gekrönten Häuptern bejagt zu werden. Auch im übrigen Hochgebirge weist sie eine erstaunliche Verbreitung auf. In Salzburg sind es besonders die von einer adeligen Gesellschaft gepachteten Reviere von Blühnbach, Groß-Arl etc., die den Culminationspunkt weidmännischer Hege bilden. In Tirol ist es besonders der Norden, in dem unter den Händen echter Weidmänner die Gemsjagd wieder zu frischer Blüte gelangte. Auch im Süden befinden sich seit neuerer Zeit einzelne Reviere in guten Händen. In den selbstgepachteten Gemeindejagden dagegen steht es fast überall gleich schlimm. In Vorarlberg hat die behördlich verfügte Baumlegung des Bregenzerwaldes schöne Erfolge gezeitigt. Die Gemeindejagd in Dornbirn, die Walserthal und Montafon bergen dieses edle Wild in reicher Zahl. In Kärnten stehen die Reviere einer adeligen Gesellschaft im Maltitzthale obenan. Ihnen folgen die carniischen und die Gailthaler-Alpen. Im ganzen Tauerngebiete findet sich ebenfalls eine nicht unerhebliche Zahl. Die grüne Steiermark brilliert mit den Revieren Sr. Majestät des Kaisers in Wildalpen, Mürzsteg, Raßkörre etc., an die sich jene des Grafen von Meran, des Fürsten Lichnowsky und anderer Cavaliere würdig anreihen. Mit wenig

Ausnahmen blüht die Gemsejagd in den gesamten steirischen Hochgebirgen in der eifreilichen Weise. Krain hat die Gemsen in den Bezirken Radmannsdorf und Krainburg aufzuweisen, in größter Zahl am Mangert und dem sagenumblühten Triglav. Im Küstenlande hat nur jener Strich einzelne Gemsen zu verzeichnen, welcher im Norden mit den Krainerischen Gemserevieren zusammenhängt.

Im Bereich der Stephanstrone und der nächsten Nachbarschaft hat die Gemse in den waldreichen Karpathengebirgen mit ihren noch wenig bekannten Höhenzügen eine prachtvolle Heimat gefunden. Zahlreiche Weidmänner blicken mit Stolz auf reiche Gemsereviere. In den nach Galizien und der Bukowina abzweigenden Widerlagern trifft man die Gemse noch sporadisch an, obwohl diese beiden Länder nicht einmal eine Schonzeit für das herrliche Wild normirt haben. Siebenbürgen dagegen zeigt uns herrliche Reviere und zahlreiche Bestände, besonders in dem Retzatgebirge. Auch in dem benachbarten Rumänien ist sie in den höchsten Gebirgen anzutreffen. Bosnien und die Herzegowina haben die Gemse trotz ihrer früheren Jagdfreiheit nicht auszurotten vermocht. In Dalmatien ist dieses Wild schlecht vertreten.

In Deutschland beherbergen dieses königliche Wild die bayerischen Alpen und hat dasselbe in dem letzten Jahrzehnte an territorialer Verbreitung wie an der Zahl der Bestände einen eifreilichen Aufschwung zu verzeichnen.

In der Schweiz kommt die Gemse allgemein vor, wo die Gebirgsformation überhaupt ihr Fortkommen noch möglich macht. Bei der allgemein verbreiteten Jagdlust des freien Schweizerbölkens wurde ihr jedoch so arg zugesezt, daß vielseitig befürchtet wurde, sie könnte in nicht fernere Zeit das Los des Steinbockes theilen. Um dieser Eventualität vorzubürgen, hat die eidgenössische Regierung energische Maßregeln ergriessen und in einigen besonders geeigneten Gebieten die sog. Banngebiete geschaffen, in denen bei hoher Strafe keine Gemse erlegt werden durfte. Eine hinreichende Anzahl von Wildwächtern hatte dafür zu sorgen, daß diese Maßregel durch Wilddiebereien nicht illusorisch gemacht werde. Die Bannbezirke haben denn auch in wenig Jahren schon ihre Wirksamkeit und ihre Existenzberechtigung zur Genüge dargethan. Der Gemsenbestand in den Bannbezirken hat sich wesentlich gehoben und auch schon die Nachbargebiete wieder theilweise bewölkt, so daß die Schweiz im Jahre 1883 wieder einen Abschluß von 1300 Gemsen zu verzeichnen hatte. Möge die eidgenössische Regierung im Interesse für Wild und Jagd auch fürderhin ihre segensvolle Wirksamkeit entfalten!

In Italien findet sich die Gemse in den grajischen und savoischen Alpen, sehr spärlich auch in dem wildesten Theile der Abruzzen.

In den Hochgebirgen von Spanien ist die Gemse keine selteue Erscheinung. Da sie dasselbst schmächtiger gebaut, in einzelnen Gebirgszügen auch etwas lichtere Färbungsmuancen zeigt, so haben sie einzelne Forscher unter dem Namen Iberische Gemse abgetrennt. Da sie nach meinen Beobachtungen sich in der Lebensweise von unserer

Gemse nicht unterscheidet, die äußeren Verschiedenheiten nur sehr geringe, den eigentlichen Bau nicht bestimmende oder verändernde sind, möchte ich sie nur für eine Localform ansprechend. In dem südlichen Theile von Frankreich, soweit die Gemse in den mächtigen Widerlagern der Pyrenäen noch vorkommt, kann man beobachten, daß die eine Form wieder successive in die andere übergeht.

Bielsach wird auch die im Kaukasus lebende Gemse als Antilope caucasica abgetrennt, wozu wegen der namhafteren Verschiedenheiten allerding mehr Gründe als bei der Iberischen vorliegen. Ob dieselben und inwiefern sie stichhäftig seien, zu untersuchen, ist hier nicht der Raum und der Ort dazu.

Wie jedes Geschöpf auf dem weiten Erdenrund, so hat auch die Gemse ihre Feinde. Die schlimmsten in der Reihe sind entschieden die Wilddiebe und die Nasjäger. Nach langjährigen Erfahrungen konnte ich zwischen beiden nur den einen Unterschied herausfinden, daß der eine wenigstens in einem kleinen Reviere jagdberechtigt ist, der andere aber eine solche Berechtigung nirgends besitzt. In Bezug auf Ausübung der Jagd unterscheiden sie sich um kein Jota von einander. Beide sind geschworene Wildfeinde, daher möge es mir nicht verargt werden, wenn ich beide hier der Kürze halber miteinander einer Besprechung unterziehe.

Vor allem fällt der Punkt ins Gewicht, daß diese beiden keine Schonzeit respektieren, daß diese Gais verschonen und auch kein Riß verschmähen, falls sie dessen habhaft werden können. Auf alles wird losgelauft, selbst auf die unglaublichesten Distanzen, unbekümmert darum, daß beinahe die Hälfte der angeschossenen Gemsen nicht mehr aufgefunden werden kann, somit nur der Raubgezücht der Alpen der Tisch gedeckt wird. Hauptfächlich aus diesem Grunde kommen diese Menschen nach längerer Praxis auf die Idee, daß das Gewehr zur Ausübung der Gemsegang als unzureichend betrachtet und nach anderen Mitteln gesucht werden müsse. Dieses wird zunächst gefunden in der abschrecklichen Schlingenstellerei. Starke Drahtfischlingen werden zu Dutzenden in den Latschendickungen oder im Geschrüpp der Alpserlen fängisch gestellt, wohl auch Zwangswechsel damit unsicher gemacht. Auf diese Weise enden weit mehr Gemsen, als man gewöhnlich anzunehmen geueigt ist. Als weiteres Mittel dienen sehr starke Eisen, welche gut verankert auf den Haupt- und Zwangswechseln gestellt werden. Diese Eisen sind eigens mit sehr hohen Bogen konstruiert, so daß der Lauf der eintretenden Gemse hoch oben erfaßt und so hinreichend festgehalten wird. Wenn man bedenkt, daß diese Vente oft 3—4 Tage nicht nach ihren Eisen sehen, so kann man sich einen schwachen Begriff davon machen, was für Körper- und Seelenqual so ein armes Wild auszustehen hat, bis endlich, vor Mordlust grinsend, so ein Scheusal naht und die gefangene Gemse — mit einem Prügel tödtschlägt. Fast unglaublich, aber buchstäblich wahr!

Ein anderes, kaum weniger bestialisches Mittel sind die sog. Steinchläge. Auf einem stark betretenen Wechsel oder am Zwangswechsel

wird ein Punkt ausge sucht, wo sich einerseits der Fels aufthürrt, andererseits ein Abgrund gähnt. Da wird auf einer Art Spreng hölzer ein schwerer Stein aufgestellt. Von den Spreng hölzern aus geht eine Schnur über den Wechsel oder es stehen verhindet, wie zufällig hingekommene Stücke so weit vor, dass eine passierende Gemse daran anstreifen muss. In demselben Augenblick knicken aber auch die Stell hölzer ein und der Stein rollt dem Abgrunde zu, in den allermeisten Fällen die Gemse mit sich in die Tiefe schlendernd. Wie sicher diese Vorrichtung wirkt, zeigt vielleicht am besten der Umstand, dass sie im Wildererjargon das „Sonntagsgeld“ genannt wird.

Damit jedoch ist leider die Zahl der Fangvorrichtungen nicht erschöpft. Fast sträubt sich die Feder, die letzte zu beschreiben. Im Frühjahr und Vor sommer, so lange Fichten und Tannen derart im Saft stechen, dass das Abschälen großer Rindenstücke möglich ist, werden solche Rindenloben aus den tieferen Berglagen in die höheren Regionen hinaufgetragen. Dort werden sie neben Abgründen glatt so aufgespannt, dass die vom Saft schlüpfig gemachte Innenseite nach oben zu liegen kommt. Ist diese Arbeit vollendet, dann wird das schon vorher genau aus gekundschaf te Gemswild rege gemacht und nach jenem Wechsel gedrängt. An der verhängnisvollen Stelle angelkommen, stützt freilich die Gemse, aber die Un menschen haben sich schweigend so schnell als möglich nachgemacht, zeigen sich plötzlich dem Wilde und stimmen ein indianerartiges Geheul an. Ein Zurückbrechen ist in den meisten Fällen nicht möglich, und in den höchsten Verzweiflung wagt die Gemse den verhängnisvollen Sprung. Auf der nassen Rinde vermögen selbst die wie Stahl sich sonst einzukenden Schalen keinen Halt zu fassen, alle gleiten auf einmal aus und das arme Wild schnurrt in die gähnende Tiefe, wo diese Menschen schon wieder einen Pfad ausfindig gemacht haben, um die mit zerbrochenen Gliedern unten angelangte Gemse auszuliefern. Dass bei solch einem erbärmlichen Vorgehen viele Stücke sich so verfallen, dass jede Nutzung von vornherein ausgeschlossen ist, braucht kaum erwähnt zu werden.

In Revieren, wo noch Bären, Wölfe und Luchse hausen, wird manches Stück gerissen, besonders ist es unter diesen dreien der Luchs, der dem Gemswilde am allermeisten gefährlich wird. Auch die Wildlaze macht sich in strengen Wintern gern über vereinzelt stehende, schwächeren, ermattete Stücke her, deren Bewältigung ihr nicht sonderlich schwer wird. Der Fuchs wagt sich an eine gefundne Gemse nicht heran, schnürt aber dafür umso lieber angeschwächten Stücken auf der Rothfährte nach und reißt sie im Weibbette. Noch ganz jungen Kitzen, wenn dieselben auf Momente von der Gais verlassen sind, stellt er ebenfalls sehr eifrig und mit Erfolg nach.

Unter dem Flugraubwilde ist es besonders der Steinadler (*Aquila fulva*), welcher gerne auf vereinzelt stehende Stücke stößt und geringe Gemse überwältigt. Bei einem Rudel dagegen vermag er nichts auszurichten, da sich die

Gemsen gegen ihn trefflich zu verteidigen wissen.

Im Herbst 1887 beobachtete ich einen Steinadler, welcher regelmäßig in den Vormittagsstunden in der Nähe eines grösseren Felsenbandes erschien, auf welchem die Gemsen auf Ansicht zogen. Das erste- und zweitemal erschien er, hoch in den Lüften kreisend, versuchte auch in der bekannten Weise auf ein Stück zu stoßen, erreichte aber damit sein Ziel nicht, weil sich das Rindel sofort bei seinem Erscheinen dicht zusammen grupperte und die Stöfe mit raschen Krikellieben beantwortete. Diesen Tag schoss ich absichtlich nicht auf Gemsen, machte mich auch nicht bemerkbar. Als ich am folgenden Tage gegen 9 Uhr wieder in meinen Schlupfwinkel tröck, sauste der Steinadler einher und blockte auf einem Felsvorsprunge. Scharf ängstig beobachtete er die langsam einher wechselnden Gemsen, rührte sich auch nicht, bis sich dieselben unter der Felswand vertheilt hatten und vertraut ästen. Plötzlich stieß er dann wie ein Pfeil auf ein schwaches Kit, warf es über eine niedrige Felsrahme, wo es jedoch unter einem Vorprung so schnelle Deckung fand, dass es der Räuber momentan nicht fassen konnte. Nun freilich begannen die anderen Gemsen zu pfeisen, mit den Vorderläufen zu stampfen und zu schlagen, dass der Adler einen zweiten Angriff nicht mehr für ratschlich hielt. Er wirbelte wieder zu seiner Felsenzinne empor, wo er in scheinbar apathischer Ruhe verharzte. Über eine halbe Stunde verging, bis sich die Gemsen wieder beruhigten. Dann zerstreuten sie sich abermals. Plötzlich stieß er wieder auf ein schwächeres Stück, welches sich mehr unter dem Felsen heraus gewagt hatte, erfasste es am Rücken, mit den Schwingen gewaltige Schläge anstheilend. Mit einem eigenthümlich murkend plärrenden Tone überdrug sich das Stück, buntelte den frechen Räuber ab, war aber kaum auf den Läufen, als es auch schon wieder neuerdings von ihm erfasst wurde. Ich hatte mich inzwischen aus meinem Versteck herausgemacht und mit einem glücklichen Schuss den frechen Räuber in den Schnee geworfen. Die befreite Gemse flüchtete dem wie der Sturmwind dahinjavenden Rudel nach. Eine Menge Nadeln und dichtes Wollhaar lag im Schnee zerstreut und auch einige Tropfen Schweiß zeigten, dass der Adler sein Gewaff mit voller Gewalt eingehauen hatte. Allem Antheine nach hatte das Stück keine bedenkliche Verlebung erlitten, wäre aber unzweifelhaft dem sehr starken Steinadler zur Beute geworden, wenn nicht meine Büchse rechtzeitig ein entscheidendes Wort mitgesprochen und den Räuber für immer unschädlich gemacht hätte. Meine Freude hierüber war grösser, als wenn mir „Diana“ einen prächtigen Gamsbart beschert hätte.

Der Bartgeier (*Gypaetus barbatus*) vermag trotz seiner immensen Stärke einer ausgewachsenen Gemse im freien Terrain kaum etwas anzuhaben. Kitze vermag er noch zu schlagen; Angriffe auf stärkere Stücke haben meist nur dann Erfolg, wenn sie auf schmalen Wechselflanken überfallen, von den mächtigen Schwingschlägen halb betäubt und so über den Felsen

geworben werden können. Für Gemsekié im ersten Lebensalter können auch der Uhu (*Stryx bubo*) und der Kollkrabe (*Corvus corax*) gefährlich werden. Im Horste des letzteren habe ich schon Köpfe von Gemsekié gefunden, was unbedingt für seine Gefährlichkeit spricht.

Die in schweren Wintern sehr häufig abgehenden Staublawinen und die im Frühjahr mit furchterlichem Getöse niedergedonnerten Gründlawinen reißen ebenfalls manches Stück, unterunter sogar ganze Rudel mit sich, so nicht selten die schönsten Bestände empfindlich decimierend.

Wie die Gemse unter einer ansehnlichen Zahl von theilweise sehr gefährlichen Feinden zu leiden hat, so ist sie zu allem Überflusse noch einer Anzahl von Krankheiten unterworfen, die der hegende Jäger sorgfältig beachten muss, weil es in einzelnen Fällen doch in seiner Macht liegt, die üble Folgen wenigstens theilweise zu paralyseren.

Nicht selten bringen die Haussziegen einen bösartigen Ausschlag, die sog. Rändle, in die Alpen mit. Da sie gewöhnlich bis in die höchsten Gemsereviere hinausgetrieben werden, tragen sie den Ansteckungsstoff unter die Gemsen, welche für denselben leider sehr empfänglich sind. Ganze Rudel können davon angesteckt, ja sogar ganze Gebirgszüge verschont werden. Obwohl die Gemsen an der Rändle nicht immer unmittelbar eingehen, so ist dieselbe in ihren schädigenden Wirkungen doch nicht zu unterschätzen. Besonders jene Stütze, welche im Spätsommer noch befallen werden, treten durch die damit stets verbundene starke Abmagerung äußerst schwach in den Winterstand, tragen bei der eintretenden Winterrzeit die Krankheit auch wieder auf viele gesunde Stücke über, und die derart herabgekommenen Gemsen vermögen dann einen schweren Hochgebirgswinter nicht zu überdauern, gehen infolge der eintretenden Entkräftzung elendiglich zugrunde.

Für den Jäger ist es daher von besonderer Weisheit, den Ziegen auf den Hochalpen eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Entfernung von rändigen Ziegen kann zwar in gelegentlichem Wege angestrebt und durchgeführt werden, was aber leider in den meisten Fällen eine lange Zeit in Anspruch nimmt, mithin die Gefahr der Ansteckung verlängert. Wo es sich nur um einzelne Fälle handelt, wird daher der Jäger im Interesse des Wildes nicht schlechter thun, wenn er dafür Sorge trägt, dass sich solch rändige Ziegen in einem abgelegenen Terrain einfach selbst „verfallen“.

Hat die Rändle schon einzelne Gemse ergriffen, was man an den Wechjeln, wo sie an Felsen oder Gebüschenpartien vorüberwechseln, an den abgestreiften Nadeln erkennen kann, dann ist fleischige Pürsche, ob Schonzeit oder nicht, dringend geboten. Die franken Gemsen stehen gerne mit hängendem Kopf, mutlos und kraftlos abseits von den andern und können unschwer herausgefunden und abgeschossen werden, bevor das Übel weiter seine verhängnisvollen Kreise zieht. — Wo sich der Jäger selbst und still zu helfen weiß, da ist immer am besten geholfen.

Vereinzelt Gemse werden auch von der Drehkrankheit befallen. Diese verlassen meistens ihre Hochreviere, wechseln in tiefere Lagen, oft sogar bis in die bewohnten Ortschaften herab und ziehen da durch ihr eigenhümliches Vernehmen die Aufmerksamkeit auf sich. Stundenlang stehen sie an einem Platze, schütteln und drehen mit dem Kopfe, bewegen sich dann wieder kreisförmig herum, stoßen wohl auch an Bänne und ähnliche Hindernisse, legen sogar bei hochgradigem Auftreten der Krankheit ihre Schen vor dem Menschen so weit ab, dass sie ihn nahe herankommen lassen, ohne die Flucht zu ergreifen. Da solche Stücke früher oder später immer eingehen, ist es geboten, ihnen zu jeder Zeit den Gnadenhüss zu geben.

Die Untersuchung solcher Gemsen zeigt im Gehirne eine oder auch mehrere erbsen- bis haselnussgroße graue oder lichte Blasen, die mit einer getrübten Flüssigkeit angefüllt sind.

Noch gefährlicher als der Blasenwurm ist die Leberegelkrankheit. Die davon befallenen Stücke stehen meist mit eingezogenem Körper buckelig und mutlos, hängen den Kopf, wechseln dem Rudel nur langsam und in großen Zwischenräumen nach oder bleiben auch allein in einem Terrain stehen, sich um ihre Umgebung kaum mehr kümmern. In die Hochlagen hinauf steigen sie nicht mehr, ziehen sich vielmehr den tieferen Lagen zu. Hier ist ebenfalls eine Kugel die Prüfung der Menschlichkeit.

Bei solchen Stücken ist die Leber mit einer Unzahl von erbsengroßen, grauen und gelblichen Geschwüren bedekt. In vereinzelten Fällen bemerkt man auch, dass sogar Lunge und Herz von ähnlichem Geschwürn angefressen sind. Obwohl der epidemische Charakter bis jetzt mit Gewissheit noch nicht nachgewiesen ist, so ist Aufmerksamkeit doch dringend geboten.

Bei vereinzelt eingegangenen Stücken wurde auch eine Art Lungensäule konstatiert. Da diese Fälle noch sehr selten näher beobachtet wurden, ist man über Ursache und Verlauf der Krankheit noch nicht hinreichend ins Klare gekommen.

Biel beitritten, belacht und doch wieder zweifellos konstatiert ist die Klauenseuche unter den Gemsen. Erst im vorigen Jahre noch war der als fleißiger Alpenforscher bekannte Dr. H. v. Klenze in der Lage, einen Fall von Klauenseuche bei einer Gemse konstatieren zu können. Seinen Bericht hierüber hat derselbe in der Jagdzeitung „Weidmanns-Heil“ veröffentlicht. Ich selbst hatte mehrmals Gelegenheit, diese Seuche beim Gemsewild in ihrem Verlaufe und ihren Wirkungen zu beobachten.

Bekanntlich tritt die Klauenseuche in den Alpen unter den Rindern und Ziegen nicht gerade selten und sehr bösartig auf, so dass man die Thiere in ihrem elenden Zustande auf den Alpenweiden herumliegen sehen kann, da in den wenigsten Fällen die vorhandenen Stallungen für die erkrankten Thiere ausreichen. Die Ziegen tragen den Seuchestoff bis in die höchsten Gebirgslagen. Treten die Gemse auf solchen Matten, wo seuchenkrank Ziegen lagen, auf Aßung, so werden auch sie von der Seuche befallen, u. zw. in sehr bösartiger Weise.

Sobald die Klauenseuche in den Alpen unter den Haustieren auftritt, muss sich der Jäger vor allem über die Ausdehnung des Seuchengebietes Gewissheit verschaffen und das Gemswild durch stete Beunruhigung in die höchsten Lagen drängen. Am besten wird er seinen Zweck mit ein paar Dachseln erreichen. Diese folgen dem Wilde unter hellem Hals, versetzen es doch nicht bis in die höchsten Berge, lassen dieselben inthin bernagt. Führen nur einzelne Wechsel in das verfeuchte Gebiet, so kann man den zurückgedrängten Gemsen das Zurückwechseln aus einige Zeit damit gründlich verleiden, dass man Schafsnist auf die Wechsel streut, wenn solcher aus einem seuchenfreien Gebiete beschafft werden kann. Die Gemse ist eine geschworene Feindin des Schafes, weil sie deßen scharfe Witterung nicht zu ertragen vermag. Wo in den Alpen Schafe aufgetrieben werden, da weicht die Gemse zurück und besucht den Platz lange nicht mehr. Die gleiche Abweigung oder in noch höherem Grade empfindet sie gegen die Witterung des Schafnistes. Wo solcher hingestellt wird, da weicht die Gemse lange aus, bis derselbe vollständig verwittert ist. Werden nun auf diese Weise die einmündenden Wechsel vergrämt, so ist man auf längere Zeit sicher, dass sich keine Gemse in dem Seuchengebiet zeigen wird. In jedem Reviere lässt sich das leider wegen der Terrainbeschaffenheit nicht ausführen und der hegende Jäger ist dann auf die Beunruhigung in den Tieslagen der Weidegänge beschränkt.

Wo man Schafsnist schwer oder nicht erhalten kann, da leistet auch verdünnte Carbolsäure dieselben Dienste, ja sie wird wegen der leichteren Handhabung oft sogar vorzuziehen sein, weil man damit mit nur geringen Kosten die weitesten Strecken gegen das Zurückwechseln auf einige Tage gründlich vergrämen kann.

Trotz all dem wird aber eine beständige aufmerksame Beobachtung des Gemswildes geboten sein. Sollte sich die Seuche schon in diese Reihen verirrt haben, so findet man da und dort Plätze, wo in einem Kreise alles Gras bis auf die nackte Erde abgeäst ist. Hier hatte sich eine bereits kranke Gemse niedergethan und alles rund um sich herum bis auf die kleinsten Würzelchen blank geäst, weil sie sich nur im äußersten Nothfalle dazu entschließen konnte, auf die schmerzenden Schalen zu treten. Einer solchen Gemse muss unbedingt nachgefürchtet werden. Seuchenkrank Gemsen wechseln unter normalen Verhältnissen nicht mehr bergauf, man wird sie daher tiefer zu suchen haben. Sie vermeiden auch ängstlich das harte grobe Gestein, suchen sich veraste Flächen und nehnen gerne im weichsten Grase ihr Krankenbett, weil es sie dort am wenigsten schmerzt und weil sie noch Aßung aufnehmen können, ohne sich erheben zu müssen. Wer das beachtet, der wird das kranke Stück bald gefunden haben. Die Fürsche muss jedoch mit gleicher Sorgfalt wie beim gefundenen Wilde betrieben werden, denn sobald die Kraute vom Jäger Wind bekommt, eilt sie noch in den rasendsten Flüchten dahin, selbst dann noch, wenn Eiter und trüber Schweiß jeden einzelnen Schalenabdruck deutlich kennzeichnen. Obwohl die Gemsen infolge der Seuche nicht häufig ein-

gehen, so ist der Abschluss einzelner krauter Stücke doch ratsam, um eine weitere Verbreitung möglichst zu verhindern und auch darum, um im bärnerlichen Publicum die Anwesenheit des schlimmen Gastes nicht bekannt werden zu lassen. Die Gründe für letztere Vorsicht liegen so nahe, dass ich sie hier nicht anzuführen brauche.

Durch Fleiß, Unverdrossenheit und zielbewusstes Handeln wird es in den allermeisten Fällen gelingen, das Gros des Wildbestandes vor der verderblichen Seuche zu retten.

Von jagdfreindlicher Seite ist sogar schon in den öffentlichen Blättern darauf hingewiesen worden, dass in starken Gemsenbeständen die Klauenseuche ausbreche und von diesen auf die Haustiere übertragen werde, weshalb es geboten erscheine, die Hege starker Bestände möglichst zu verhindern und dort, wo sich Erkrankungsfälle constatieren lassen, ex officio allgemeine Jagden auf die Gemsen dieser und der benachbarten Reviere anzustellen.

Dieser aus einer nur zu bekannten Quelle entspringenen Forderung wage ich Folgendes entgegenzuhalten:

Die Stärke der Gemswildbestände involviert keinen Grund zur Bildung eines Seuchenherdes;

bis jetzt ist noch nie constatiert worden, dass in einem freien Rudel die Klauenseuche zum Ausbruch gelangte;

wie die Seuche unter dem Gemswilde bis jetzt beobachtet wurde, ist es bis zur Evidenz nachgewiesen, dass dieselbe durch Kinder oder Ziegen in die Reviere eingeschleppt wurde;

im Versuchungsfalle ist es nicht nothwendig, dass ex officio allgemeine Schlächterei unter dem Gemswilde in Scene gezeigt werden, da man mit Vorbeuge- und Vorsichtsmassregeln vollkommen ausreicht.

Nach den „Mittheilungen des steiermärkischen Jagdschutzvereines“ sollen bei Gemsen überdies noch Fälle von Lungenerützung constatiert worden sein. Die genannten Mittheilungen schreiben darüber Folgendes:

„Es wurden einige Gemsen eingegangen auf ganz guten Aßungsplätzen, sozusagen eingeschlafen gefunden. Die Untersuchung ergab:

1. Objekt vom 20. December 1885. Gemstock, stark gebaut, mäßig gewährt, ohne Wunde. Das Gehirn stark mit Blut imbibiert, an den Hirnhäuten nichts abnormes. Die rechte Lunge im Hinterlappen etwas angewachsen, im Mittellappen und Vorderlappen frei. Der Hinterlappen in seiner größten Ausdehnung knötig an, an den Schnittschnitten in die Knoten die Schnittfläche grau verfärbt, die Partien nicht luftdicht, d. h. sie führen im Wasser unter. Am Mittell- und Vorderlappen einzelne Stellen dunkel, fast schwarz gefärbt, nicht knötig und sind diese Partien auch nicht luftdicht. Die linke Lunge nicht angewachsen, im Hinterlappen knötig, jedoch weniger als im rechten. Die Schnittflächen grau, wie rechts, mit Eiter auf denselben. Der linke Vorderlappen an einzelnen Stellen dunkelfärbig bis schwarz, und sind diese Partien nicht luftdicht. Das Herz groß, mit Gerinuseln dunkleren Blutes erfüllt, die Klap-

pen frei und zart. Die Leber groß, dunkel-schwarz gefärbt, die Substanz brüchig und auf der Schnittfläche erscheint dunkelschwarzes Blut. Die Gallenblase fast leer, die Milz klein, ganz dünn, flach wie ein Häutchen.

2. Object vom 28. Januar 1886. Gemsenbock, stark, schlecht genährt, im Gehirn nichts abnormes. Beide Lungen frei, d. h. nicht angewachsen, die rechte Lunge im Hinterlappen derb, auf der Schnittfläche kein Eiter, die Schnittfläche dunkelgrau, diese Partien luftleer. Der Mittel- und Vorderlappen luftähnlich. Die linke Lunge im Hinterlappen derb, die Schnittfläche bräunlichgrau, nicht luftähnlich. Der Vorderlappen zeigt einige dunklere Stellen, nicht derb aber nicht luftähnlich; das Herz normal, die Klappen frei; die Leber nicht vergrößert, grünlich scheinend, die Substanz nicht brüchig, auf der Schnittfläche dunkles Blut; die Milz klein wie beim ersten Object. Der Pansen vollgestopft mit Nahrung, an den Därmen nichts abnormes. Beiden gemeinsam sind noch an den Decken, Backenknochen und Hinterschenkeln dunkel gefärbte Stellen von unterlaufenem Blut, wahrscheinlich vom Auströpfen an Felskanten herührend.

Der Befund deutet in beiden Fällen auf eine Erkrankung der Lunge, u. zw. auf einen ähnlichen Prozess, wie eine Lungenentzündung beim Menschen hin. Beim ersten Objecte ist schon ein längeres Kranksein vorhanden gewesen und hat sich die Entzündung, anstatt gänzlich rückgängig zu werden, in beginnenden Lungenbrand umgewandelt. Das zweite Object zeigt den Zustand einer Lungenentzündung in der Dauer von 8—14 Tagen."

Wenn nach langen und strengen Wintern das Frühjahr plötzlich eintritt, an den schneefreien Halden und Hängen die Vegetation sich rasch entwickelt, die durch den strengen Winter und den theilweise Nahrungsmangel geschwächten und arg herabgekommenen Gemsen diese frische Nahrung gierig aufzunehmen, stellt sich bei ihnen ein bedenklicher Durchfall ein, der solche Dimensionen annehmen kann, daß er das Eingehen des besallenen Wildstückes zur Folge hat. Auf diese Weise gehen in manchem Frühjahr eine große Anzahl von Gemsen ein. Bei weitem nicht alle im Vor Sommer aufgesundenen verdorbenen Gemsen sind dem Winter zum Opfer gefallen; auch der erste Frühling hat sein gutes Theil dabei. Zahlreiche Untersuchungen stellen das außer Zweifel.

Um diese schädliche Wirkung des weichen Junggrases wenigstens theilweise zu paralyseren, ist die beständige Instandhaltung der Salzlecken dringend anzurathen. Es wird sich sogar verloren, wenn in solchen Lagen, wo die Gemsen erfahrungsgemäß immer ihre erste grüne Nahrung aufzunehmen, noch im Spätherbst separate, wenn auch kleine Salzlecken geschlagen werden. Die Kosten sind gering im Verhältnisse zu dem großen Nutzen, den man im ersten Frühjahr damit stiftet. Wenn diese Salzlecken in späterer Zeit auch von Kindern und Ziegen vollständig ausgeseierte werden, so macht es ja nichts, die Lecken haben in der gefährlichen Über-

gangszeit ihre Schuldigkeit gethan und damit können wir uns zufrieden geben.

In vereinzelten Fällen findet man im Weidjacke und in den Eingeweiden der Gemsen eine Art Würmer, sogar der Bandwurm hat man schon beobachtet. Stücke, welche mit dem Bandwurm behaftet sind, bleiben stets gering am Leibe und versärben im Herbst besonders spät, unregelmäßig und schlecht. Die gering in den Winterzeit eintretenden Gemsen vermögen fast ohne Ausnahme den harten Winter der Alpen nicht zu überdauern, weshalb es sich der fahrende Jäger stets zur Aufgabe machen wird, solche Stücke, die auffallend gering und schlecht versärben sind, vor dem Eintritte des Winters auf der Pirsch abzuschießen.

Ein eigenthümlicher Fall, den ich des hohen Interesses wegen hier nicht unbemerkt lassen kann, wurde im Herbst des Jahres 1886 in Steiermark beobachtet. Die "Sportzeitung" berichtete damals folgendes:

"Eine ergreifende Episode aus der Gemsenwelt wird uns im Nachstehenden mitgetheilt: In den letzten Octobertagen d. J. (1886) machten zwei herzoglich coburgische Jäger ihre Runde und befanden sich eben in der Herzmauer-Alm, ungefähr zwei Wegstunden über der Sohle des Schladminger Unterthal, bei den in dieser Jahreszeit bereits verlassnen Hütten, als sie nicht weit davon zwei Gemsen erblickten, eine Gais und das sehr stark entwandelte Kitz, welches stand, während die Gais lag, den Kopf tief zur Erde gesenkt. Bald fieng das Kitz an, unruhig zu werden; es mochte die Jäger in den Wind bekommen haben, gieng um die Mutter herum, stieß sie wiederholzt mit dem Kopfe an und bewog sie endlich aufzustehen, woran beide langsam davongingen. Bald aber legte sich die Gais wieder nieder und nun ernennte das Kitz seine Mahnung einer nahenden Gefahr, gerberdete sich wie besessen um die Mutter herum, stieß sie von allen Seiten, sprang rittlings auf sie, um sie weiter und zur Flucht zu bewegen, und erst als die Jäger sich näherten, wurde es flüchtig, kehrte aber, als diese sich ruhig hielten, noch einmal zurück, um seine Rettungsversuche zu erneuern, doch vergebens! Die Gais blieb mit gesenktem Kopfe ohne Bewegung liegen. Die Jäger, welche diesem ganzen Vorgange verwundert zugesesehen hatten und erkannten, daß die Gais sehr bedientend kümmerlich müsse, nahmen ihr Perspectiv zur Hand und entdeckten nun auf deren Kopf anstatt des einen Krickels eine enorme Geschwulst. Einer der Jäger machte sich scheinfertig, schwoll sich heraus und erlegte das Thier, das, gut getroffen, augenblicklich tot lag und blieb. Beim Annähern des Jägers wurde das Kitz, und diesmal in mächtigen Sägen, flüchtig. Die Jäger sahen nun, daß der Kopf der Gais durch eine nach unten ausgebreitete, nach oben zugespitzte Geschwulst ganz verunstaltet und daß eine Kricke von dieser ganz ausgetrieben sei, so daß die Geschwulst selbst von der zer sprengten Schale umgeben und das Auge von dieser Last aus seiner Höhle getrieben war. Ein gräßlicher, jämmervoller Anblick! Welch hatte die vierjährige Gais nicht mehr und war auch voll-

ständig abgemagert. Die Jäger schnitten den Kopf ab und brachten ihn mit der Decke, nachdem sie das Fleisch verscharrt hatten, auf das Waldmeisteramt in Schladming. Nachdem dieser merkwürdige Kopf photographisch aufgenommen war, wurde er nach Graz geschickt, wo Herr Dr. Eppinger, Professor der pathologischen Anatomie, nach Sezierung desselben diese Verbildung als ein „Sclerosareoma“ und dessen Vorkommen an einer Gemse als ein wahrscheinliches Unicum erklärte. Das Original bleibt im Museum des pathologisch-anatomischen Institutes in Graz aufbewahrt.“

Gegen Verwundungen, welche nicht direct edlere Theile berührten, zeigt sich die Gemse nicht sehr empfindlich; selbst schwere äußerliche Verletzungen heilen verhältnismäßig schnell. Es ist keine Seltenheit, im Körper einer Gemse verheilte Kugeln, Projekte re. anzufinden, welche sich vollständig verapselten und nach außen verheilten, so dass dieselben erst beim Zerwirken aufgefunden werden. Läsionen durch Steinjagde, Klemmungen und ähnliche Verwundungen an den Läufen verheilen sich, leider aber bleibt in schweren Fällen der betreffende Lauf öfter unbranchbar.

Zwei interessante Fälle solcher Verheilungen hat erst neulich „Der deutsche Jäger“ (Nr. 20 und 21, Jahrgang 1888) zur Kenntnis gebracht. Über den ersten Fall berichtet Herr L. Baron Lazarini Folgendes:

„Bei einer im Spätherbst 1887 im Revier Thaier bei Innsbruck abgehaltenen Gemstreibjagd wurde eine Geltgais geschossen, deren rechter Hinterlauf die glückliche Verheilung mehrfacher Verletzungen aufwies. Der Lauf war nämlich ca. 4 cm oberhalb des Sprunggelenkes doppelt gebrochen. Bei der Heilung verband sich der zwischen den beiden Bruchstellen gelegene Knochenplötter mit dem Gelenke so fest, dass derselbe nach vorne und außen im Winkel abstieß, und das Gelenk dabei die Beweglichkeit verlor. Der obere Bruch ist ein vollständiger; der lange Röhrenknochen sitzt mit einer Gabel rechtwinklig auf dem äusseren Ende des abstehenden unteren Bruchstückes auf, bildet mit diesem ein falsches Gelenk und hat an seinem oberen Theile mehrere starke Muskelsäcke.“

Außerlich war diese bewegliche Bruchstelle mit schwieliger Haut ballenartig umgeben und infolge wenigstens zeitweiser Benützung haarlos.

An der einer Berührung nicht ausgesetzten Innens- und Rückseite bildete die Epidermis eine feste, hornartige Wucherung von 33 mm Länge und 18 mm Breite.

Der untere Lauf, dessen sonst normal nach vorne stehende Seite infolge des Bruches nach seitwärts und außen gewendet wurde, ist nur gegen die einwärts gerichtete Rückseite behaart; auswärts sind die Haare abgerieben.

Dieser Theil endet mit den Aufzügen zu den Oberrücken (Alsterläufen) in einem Umfang von 85 mm, ist sehr vertrocknet und die Oberrücken selbst sind abgeschliffen. Die Fesseln und Schalen fehlen gänzlich. Bei Benützung des Laufstumpfes scheint dieser bewegliche Theil am Boden geschleift worden zu sein. Die Gais war

übrigens schlecht bei Wildpret und im Haar; sie trug, obwohl über fünfjährig, ein geringes Gehörn und wog ausgeweidet wenig über 14 kg. Beim Aulanz wurden unregelmäßige Bewegungen nicht bemerkt, wohl aber nach dem Schnusse, einem Blattschuss, ein auffälliges und räthelhaftes Schlagen mit dem rechten Hinterlauf wahrgenommen. Die beigegebene Illustration zeigt die ballige falsche Gelenkstelle und die hornartige Wucherung des Laufes.

Der abnorme Lauf selbst befindet sich vorläufig in meinem Besitz.“

Den zweiten Fall beschreibt H. Hüeter in Bregenz mit folgenden Worten:

„Die Verbildung des Hinterlaufes einer Gemsgais erinnert mich an eine ähnliche Abnormalität, welche bei einem Gemsvogt gefunden wurde, welcher im Spätsommer 1886 im Gemeinderevier Kiezler des kleinen Walserthales (Vorarlberg) erlegt wurde und dem die Kugel wirklich Erlösung war.“

Der untere Theil des Laufes, etwa 2 cm unter dem Sprunggelenke beginnend, ist nach links einwärts gekrümmmt, das Fesselgelenk steif, die Schalen wieder mehr links gebogen, so dass beim Gehen nur die äußere Kante den Boden berührt. Haut und Sehnen des Unterlaufes sind abgestreift und hängen als vertrocknete, runzelige Masse an dem Knochen herum, der ganz schwarz und mummifiziert ist und den Eindruck macht, als ob er lange Zeit geräuchert worden wäre. Einzelne Haarbüschele sind nur am Beginn dieser sonderbaren Bildung, sowie unmittelbar über den Schalen noch sichtbar.“

Der Vogt war sonst normal gebaut und gut genährt.

Da weder eine Schusswunde noch ein Beinbruch constatiert werden konnte, so ist nur anzunehmen, dass der arme Krüppel schon in seiner Jugend mit dem Laufe in eine Felsspalte oder Baumwurzel geriet, sich bei den energischen Befreiungsversuchen Hand- und Fleisch herunterriß, auch wohl die Sehnen verstrekte und durch die Folge des durch Schmerz erzwungenen schiefen Anstrebens sich endlich auch der Knochen krümmte, Fleisch, Haut und Sehnen aber in Klumpen vertrockneten. Jedenfalls hat er viel ausgestanden, sich aber auch auf seinen drei Läufen noch manches Jahr zu salvieren gewusst.“

Zur vervollständigung des naturgeschichtlichen Theiles über die Gemse erübrigt mir noch, einige Worte über ihr Leben in der Gefangenshaft zu sagen. Die meisten Gemse, welche in die Gefangenshaft gerathen, kommen als ganz junge Kühe in dieselbe und in den allermeisten Fällen ist der Weg kein legaler, der ihnen das Unglück bringt. In den allerwenigsten Fällen ist es der gefechtlich berechtigte Jäger, der die junge Alpenbewohnerin ihrem lustigen Heim entzieht und sie in unsere staubichwangere Atmosphäre niederbringt. In den weitauß meiststen Fällen ist es ein verwegener Wilderer, der irgendwo „weit über der Grenze den kostlichen Fund“ gemacht haben will. Dass er im Reviere herumgannerte, eine Gemsgais von dem wenig Stunden alten Küchlein wegjagte, ja vielleicht seinem mörderischen Blei

opferte und wartete, bis das Kitz rathlos und klagend zu seiner verendenen Ernährerin zurückkehrte und es dann fieng, so alle beide seinen Gelüsten opfernd, das verschweigt er freilich, wie er überhaupt auch den Fang verschwiegen haben würde, wenn es ihm die Verhältnisse ohne die Gefahr der Entdeckung möglich gemacht hätten. Manches Gemstiz wird gefangen, irgendwo in einer abgelegenen Sennhütte untergebracht und verendet dort unter einer verkehrten Behandlung, ohne daß ein Wort davon zu den Ohren des Jägers kommt. Es ist verschollen und vergessen; sein letzter Angstlauf ist ungehört verholt. Die allein im Reviere stehende Gais läßt höchstens den Jäger ahnen, daß ihre Descendenz vernünftig sei. Wenn diese Schelme wenigstens noch so viele Erbarmung im Leibe hätten, ein gefangenes Kitz unter den üblichen Ausreden dem Jagdherrn abzuliefern, so könnte noch manches vor dem sonst sicheren Verenden geführt werden.

Gelingt es dem Thierfreunde, ein ganz junges Kitz zu erhalten, so hat er sich zuerst um eine Umme umzusehen. Diese findet sich am leichtesten und besten in einer Hausziege. Diese wird das Kitz in den meisten Fällen ohne viel Widerstreben annehmen und schon nach wenig Tagen bildet sich zwischen dem Gemstiz und seiner Umme ein so intimes Verhältnis, daß man sich nicht mehr zu sorgen braucht, die Ziege könnte etwa ihrem Pfleglinge ein Leid zufügen. Man gestatte den beiden unbedenklich den Aufenthalt im Freien in einem unfriedeten Raum, der sie vor den Feinden schützen kann. Gut ist es, wenn gleichzeitig eine trockene, reinliche und offene Hütte vorhanden, daß sie nach Belieben aus- und eingehen und sich vor zu großer Kälze schützen können. Nie lasse man es sich beiwallen, ein Gemstiz in einen dumpfen, feuchten Stall zu sperren, denn das würde unbedingt sein Tod sein. Lust und Licht sind ihm fast so nothwendig als die nährende Milch. Sobald das Gemstiz neben der Milch auch Gras anzunehmen beginnt, so sorge man dafür, daß es trocken gewachsene, mehr mageres Gräser vorfünde. Die üppigen, von Saft strotzenden Kräuter mit ihrem großen Wassergehalt haben immer bösartige Darmkatarrhe und Durchfall zur Folge, u. zw. so stark, daß manche daran eingehen. Der Aufenthaltsplatz im Freien darf also keine gedüngte, üppige Wiese, sondern soll ein trockener, magerer Boden sein. Verderbt würde es auch sein, wenn man das Gemstiz anhalten wollte, seine Aßung im geschlossenen Raum, im Stalle re. einzunehmen. Das so vorgesetzte Gras ist bald weß, geht in seinem feuchten Zustande bald in Bähnung über und wirkt in diesem Zustande unbedingt schädlich. Schon früh kann man es dagegen gewöhnen, etwas Salz aufzunehmen. Ist es bis vier Wochen alt, so werden ihm kleine Brotsstückchen, jedoch unbedingt schimmelsfrei und nicht sauer, recht wohl bekommen. Auch wenige Maiskörner können ihm ohne Schaden gereicht werden, jedoch hütte man sich, daß es von einer Lieblingsmischerei zu viel erhalten.

Bezüglich des stets offenen Stalles oder Hütthens sorge man dafür, daß der Boden

recht trocken und hart sei, legeres besonders darum, um das lästige Auswachsen der Schalen zu verhüten. Trockenheit und freie Luft ist dann nothwendig, weil die feuchten, moekigen Dünste sehr gerne Lungentuberkulose erzeugen, der in vielen Fällen sogar in Lungentuberkulose übergeht und die Gemse unrettbar hinweggräßt. Ein großer Theil der in Gefangenschaft gehaltenen und naturwidrig verpflegten Gemsen geht an dieser Krankheit zu grunde. Bei freilebenden Gemsen habe ich die Lungentuberkulose zweimal beobachtet. In diesen beiden Fällen hatte ich nach den genauesten Untersuchungen allen Grund zu der Annahme, daß der Krankheitsstoff von Hausziegen auf sie übertragen worden sei.

Wenn man bedenkt, wie unendlich klein solche Tuberkelkeime oft sind und doch noch eine Ansteckung hervorzurufen vermögen, so darf man sich gar nicht wundern, daß Gemsen, wenn sie in die Nähe solcher Stellen kommen, an denen Tuberkelauswürfe von Thieren haften, dieselben unvermerkt aufzunehmen können. Über die Kleinheit der Tuberkelkeime geben uns am besten die Versuche des Herrn Breyer im Rudolfs-Spital zu Wien Ausschluß. Dieser Herr ließ Tuberkelauswürfe in sein neuersundenes Mikromembranfilter und konnte dabei constatiren, daß Tuberkelkeime mit einem Durchmesser von 0'0005—0'0006 mm durch das Filter zu dringen und trotz dieser unendlichen Kleinheit noch bei den Meerschweinchen einen geringen Grad von Tuberkulose zu erzeugen vermochten.

Ferner wurde noch vor kurzer Zeit von medicinischen Capacitäten in Wien festgestellt, daß ein an Lungentuberkulose erkrankter Wächter einen Hühnerhof angesteckt hatte.

Angesichts solcher Thatjachen zweifle ich keinen Augenblick, daß auch die Gemse von Hansthieren angesteckt werden kann. Es ist dies für den Alpenjäger ein Wink mehr, den oft auf den Hochalpen krank herumziehenden Hansthieren die vollste Aufmerksamkeit zu schenken und im Rothfalle schützend einzutreten, u. zw. im denkbar kürzesten Wege. Dringt die Kunde von einer Krankheit unter den Gemsen ins Volk, so muss immer das arme Wild die Hansthiere angesteckt haben, selbst dann noch, wenn es bis zur Evidenz nachgewiesen wird, daß das gerade Gegentheil der Fall war.

Nicht uner wähnt möge ferner bleiben, daß auch andere Alpenbewohner im Freileben dieser zehrenden Krankheit unterworfen sind, daß sogar der Riese der alpinen Abiesana, der Bartgeier, *Gypaetus barbatus*, davon nicht verschont bleibt. So z. B. berichtet mir der eiszeitige Forscher Dr. A. Gittermann aus St. Gallen, daß er aus Tirol einen frisch gefangenen Bartgeier erhalten habe, der schon wenige Tage später verendete. Die im Verein mit Dr. Nölten vorgenommene genaue Untersuchung ergab als unzweifelhafte Todesursache ebenfalls Lungentuberkulose.

Diese Krankheit bei den Alpenthieren ist jedenfalls nicht neu, aber bis jetzt ist sie zu wenig beobachtet worden, weil die eingegangenen Stücke selten aufgefunden werden, und bei den wenigen Stücken, die aufgefunden wurden, sind in den meisten Fällen genauere Untersuchungen

nicht gepflogen worden. Es ist in allen Fällen dringend geboten, daß jedes eingegangene aufgefundene Stück einer wissenschaftlichen Untersuchung zugeführt werde. Seltener kommt es vor, daß Gemsen in ausgewachsenem Zustande in Gefangenshaft gerathen. Nur vereinzelte Jäger befassen sich damit, die Gemsen mit Netzen einzufangen, um sie an Thiergärten und Liebhaber um ihren Preis abgeben zu können. Mag mancher hierüber denken wie er will, ich finde es immer verwirrlisch, u. zw. schon aus dem Grunde, weil mindestens 60% dieser eingefangenen Gemsen schon in den ersten Wochen eingehen oder mindestens ein sehr kurzes Leben miserabel durchvegetieren. Bedenkt man dazu noch, von welch tausendfältigen Angsten und Seelenqualen solch ein armes Wild gefoltert und zerstöscht wird, so muß man zu dem Schluß kommen, daß das Vergnügen, das der Anblick einer solchen Gemse dem schaulustigen Publicum bietet, mit einem Verbrechen an der Natur, mithin allzutheuer erkauft worden sei. Will und muß man einmal schon irgendwo eine Gemse haben, so trachte man sie wenigstens so jung zu erhalten, daß sie von der goldenen Freiheit der Berge nichts weiß, daß sie nicht mit ihrer Furcht und Freiheitsliebe den Stachel des Todes mit aus ihren Höhen bringt.

Aber und zu kommt es auch vor, daß Gemsen in einem See gerathen, wohl auch absichtlich in einen solchen gedrägt und dann in ermattemem Zustande aufgefangen werden. Auch diesen Armen ergeht es nicht besser als den anderen Gefangenen. Sobald sich die Ermattung hebt, die Gemse wieder ihre Kräfte fühlt, dann ist sie auch wieder scheu, wild und sehnt sich nach ihrer lustigen Heimat. Oft kommt es vor, daß sich solche Gemsen in kürzer Zeit in ihrem Stalle zu Tode rennen oder an den Dachsparren mit den Krikeln sich verhäkeln und so sich selbst erhängen.

Wenn man schon ohne Barmherzigkeit einen solchen Wildfang haben will, so gebe man ihm doch einen möglichst lustigen Aufenthaltsraum, der es ihm unmöglich macht, sich den Kopf einzurinnen, und halte müßige Zuschauer doch so lange ferne, bis sich die Gemse an ihren Pfleger gewöhnt hat. Sehr anzurathen ist es, den Aufenthaltsort so einzurichten, daß in demselben nur ein Halbdunkel herrscht und sie vor allem nicht nach ihren heißgeliebten Bergen äugen kann. Hat sie dieselben beständig in ihrem Horizonte, so muß das mächtige Heimweh in ihr wie eine beständige Folter, wie eine markzerfressende Dual wirken. Auch das Thier hat seine Psyche, die ihre Wirkungen geltend macht, die sogar imstande ist, den Lebensfunken langsam zu verzehren. Könnten wir in die Seele so mancher Gemse blicken, in derselben die Wirkungen der Seelenqual entziffern, ich glaube ganz bestimmt, daß wir bei mancher Gemse constatieren könnten, wie ihr der beständig fressende Wurm "Heimweh" langsam den Lebensfaden entzweigerissen. Das mag vielleicht etwas paradox klingen, aber sicher wird sich mehr als ein wirklich scharfer Beobachter finden, der zu ähnlichen Gedanken gelangt ist. Dass diese Ansicht bis jetzt noch wenig offen-

ausgesprochen worden ist, hindert mich nicht, sie hier öffentlich darzulegen.

Bei allen Gemsen ohne Unterschied ist es nothwendig, daß sie nur trockene feste Nahrung erhalten. Als Wintersnutter sind sorgfältig gezeichnete Blätter der Ebereiche und Misteln (*Viscum album*) sammt Blättern und Beeren zu empfehlen. Letztere namentlich sind eine wahre Arznei zur Zeit eines Durchfalls oder eines Darmkatarrhs. Das Her von gedüngten Weizen ist immer verwerthlich. In den meisten Lagen ist es gegenwärtig leicht, gutes Wild- oder Alpenheu zu mäßigen Preisen zu erlangen; dies ist und bleibt noch immer das natürliche und beste Wintersnutter. In kleinen Nationen gereicht, kann es auch noch mit etwas trockenem, reinem Hafer vermischt werden, weil derselbe sehr viel zur Kräftigung des Körpers beiträgt.

An Wasser darf es den gesangenen Gemsen nicht fehlen, wenn sie auch in der Regel gerade kein großes Bedürfnis an den Tag legen, den gänzlichen Mangel aber würden sie doch sehr schwer empfinden. Dabei jedoch muß beachtet werden, daß das Wasser stets rein sei und täglich mindestens zweimal ernest werde, falls nicht ein kleines Bassin mit continuierlichem Zuflüsse angebracht werden kann. Das Wasser, das den Mooren und Tothäfen entspringt, ist wegen der mitführenden feinen Madertheile, der winzigen Algen u. c. unbedingt nicht anzurathen. Es erzeugt Darm- und Lungenkatarrh und im weiteren Verlauf Tuberkulose, in einzelnen Fällen Anschwellungen am Halse, die in tödtliche Abscesse übergehen.

Eigenthümlich ist dagegen wieder, daß die Gemsen kleine Dosen Schnupftabak und wegeworfene Cigarrenruchmutter gierig und ohne die mindesten nachtheiligen Folgen aufzunehmen. Darans möge jedoch nicht gefolgert werden, daß es angezeigt wäre, dieses Experiment häufig zu wiederholen.

Über die Art und Weise, wie ein Gemspark eingerichtet sein sollte, um den Gemsen die Gefangenschaft halbwegs erträglich zu gestalten, gibt Dr. A. Girtanner Rathchäge, die mit meinen Erfahrungen ganz übereinstimmen. Dieser verdienstvolle schweizerische Forscher und unermüdliche Pfleger alpiner Fauna und Ornitis schreibt hierüber: "Anlehnuend an das Freileben der Gemse würde ich ein Gemshälfte ungefähr so einrichten: ein je nach dem einzustellenden Bestand kleineres oder größeres, trockenliegendes oder sonniges, womöglich von Natur aus hügeliges und mit wildwachsenden Arten unserer Bergbäume (Laub- und Nadelholz) an einzelnen Stellen (dort aber ziemlich dicht) bepflanztes Stück Land wäre entweder mit einem  $2\frac{1}{2}$ —3 m hohen Baum aus stehenden Latten oder Palissaden, oder mit einer eben so hohen Mauer einzufrieden und an einer trocknen, hellen, aber der Sonnenhitze nicht ausgesetzten Stelle mit einem Blockhänschen nach Art unserer Alpställe, die offene, schmale Seite südöstlich gekehrt, vom Erdboden durch eine erhöhte, etwas abfallende Bohlenlage (und dem Boden nicht direct aufliegend) getrennt, behufs Erreichung möglichster Trockenheit zu versehen.

Die Hütte muss transportabel sein, damit sie, so bald sich der Boden unter derselben von dem durchlaufenden Urin u. s. w. durchtränkt zeigt, an eine andere Stelle versetzt werden kann. Der Boden der Hütte ist mit Laub als Streu zu belegen und dieses fleißig zu erneuern. Eine Thüre würde ich einsetzen, um nöthigenfalls durch eine Fangeinrichtung die Gemse fangen zu können, aber nicht um sie zum Schutz der Gemse zu schließen, da sie, wenn sonst trocken stehend, dieser Hilfe nicht bedürfen. Sollte der Platz mit Gras bestanden sein, so würde ich dieses vorsichtshalber vertilgen, auch schon deshalb, weil die Gemse keine wiesenametende Art, sondern ein Geschöpf der Region zwerg-hasten Sträucherwuchses und trockenen Wald-bodens ist und ihm darum die meterlangen, grünen, wasserfressenden Grasraketen richtig auch schlecht genug bekommen, und würde nur einzelne Stellen so belassen. Im übrigen wäre der Boden mit Strandwerk zu besetzen, die Hauptfläche aber mit grobem, das atmosphärische Wasser schnell durchlassendem und selbst schnell wieder trocknendem Geröll, stellenweise mit Sand zu beschottern, aus Felsblöcken etwas Natur hineinzupflanzen und in der Ermangelung solcher aus alten Steinplatten und Steinwerk erhöhte Punkte für die springlustigen Thiere zu bilden und einzelne abgesagte Baumstrümme in den Boden einzurammen. Würde dann noch ein geschützter Futterplatz und ein steinerner Trog für die Salzzusmischung und ein eben solcher als Wasserbehälter gewählt, so hätte ich für meine Gemsen, sofern dieselben einander selbst nicht schädigen, das beste Vertrauen zu dieser neuen Heimat. Kann ein felsiges abfallendes Terrain anstatt ebenen Culturlandes dazu benutzt werden, so ist dies natürlich weit vorzuziehen, ist im allgemeinen aber dort, wo Gemsen gesangen gehalten werden, nicht vorhanden und auch bei im übrigen nach Möglichkeit das Freileben berücksichtigender Einrichtung nicht nothwendig; umso weniger, als ja auch die Gemse nach dem Ausmarsch aus dem Paradiese ein Bewohner nur des Hügelandes, nicht des Gebirges gewesen sein soll, doch fehlen hiessür alle glaubwürdigen Urkunden.

Trockenes Futter nach obiger Vorschrift mit etwas Salz, trockener Stand im Freien und ein Schutzraum wie beschrieben, Umzäunung mit vertikalem Stangen, deren untere Querverbindung sehr tief und deren obere so hoch liegt, dass sich die Gemse, auch wenn ihr trocknend das Leben gänzlich verleidet wäre, nicht aufzuhängen vermöchte, wie dies im Drahtgitter so gerne geschieht; Vermeidung aller Verirrhungen durch rohe Menschen und Thiere bei fremdländischer, ruhiger Behandlung durch den Pfleger und ein der Natur möglichst ähnlicher Aufenthaltsort, wenn auch gar nicht sehr ausgelehnt, diese Bedingungen erfüllt, werden für die dauerhafteste Haltung der Gemse sicher genügen."

Bei manchen starken Böden beobachtet man in der Gefangenschaft, wenn sie allein gehalten werden, zur Zeit der herannahenden Brunnft eine sieberhafte Unruhe. Sie nehmen wenig Aßung an, trollen den ganzen sieben Tag auf und

nieder, ver suchen die Umzäunungen zu überfallen und kommen dabei nahezu ebenso herunter wie droben im Gebirge zur Zeit der eigentlichen Brunnft. In solchen Fällen er scheint es angezeigt, dem Bocke in Ermangelung einer Gemsgais eine Hansziege als Gefährtin beigegeben. Es wird sich bei derselben sodann ganz leicht über die freien Liebesfreuden hinwegtäuschen. Die Ziege sollte ihm jedoch schon beigegeben werden, sobald man die Unruhe der Brunnft verspürt, weil bei einer hochgradig vor geschrittenen Brunnthüte der Bock, wenn sie ihm da plötzlich gegeben wird, in seinem nicht zu bändigenden Ungeist nicht selten die arme Hansziege um bringt. Geschieht die Einsetzung der Ziege frühe genug, so ist dies nur in den aller seltesten Fällen zu befürchten. Im Interesse der Gesundheit eines recht brunnftigen Bockes ist diese Vorsichtsmaßregel entschieden geboten.

Wieder andere Böcke ähneln in der Gefangenschaft nahezu gar keinen Brunntrieb, nehmen auch dann eine solche Genossin nicht an. Bei solchen Böcken kann das Einlassen einer Hansziege selbstverständlich ganz unterbleiben, da es ihn nur nutzlos bemüthen würde.

Wohl nirgends so sehr als in der Gefangenschaft äu ßert sich die grundverschiedene psychische Veranlagung der Gemse. Sie gibt uns so manche Gelegenheit, einen erstaunten Blick in die Regungen der Thierseele zu werfen. Psychisch genommen ist eine jede Gemse ein selbstständiges Individuum für sich, äu ßert Regungen und Empfindungen, die wieder von denen einer zweiten und dritten Gemse ganz durchaus grundverschieden sind. Von einer einzelnen Gemse in der Gefangenschaft auf das Leben aller anderen schließen zu wollen, würde ein unbedingt verfehltes Unternehmen sein und müsste ein durchaus falsches Gesamt urteil folge haben. Es sind nur wenige feste, durch das physische Wohlsein bedingte geistige Grundzüge, in denen sich alle Gemsen nahe kommen, im übrigen beansprucht die Individualität einen sehr weiten Spielraum. Die eine Gemse erträgt die Gefangenschaft mit einer gewissen Stupidität, lebt mehr mechanisch als geistig noch fort, eine andere zeigt sich durchaus in umgebelter Wildheit, weist jede Annäherung des Menschen consequent und energisch zurück, nur daran bedacht, die Freiheit zu erlangen, sobald sich die Thüre ein wenig öffnet, gleichviel, ob die kühne Flucht über den Kopf ihres Pflegers hinweg führe. Wieder andere Gemsen töben und raffen so lange in ihrem Behälter herum, bis sie sich an irgend einem Vorprunge die Hirnschale einrennen; dagegen findet man wieder solche, welche sich ins Unvermeidliche zu fügen wissen und durch Unbegrenzung an die gegebenen Umstände möglichst ihren eigenen Vortheil herauszuschlagen wissen. Das sind gewiss so tief einschneidende Gegensätze, die nicht auf einem bloßen Zufall beruhen können, sondern gewiss nur in der seelischen Veranlagung des einzelnen Individuums ihre Wurzel und ihren Ursprung haben müssen.

Aus diesen Eigenthümlichkeiten geht hervor, dass zur Pflege einer gefangenen Gemse

eine schematische Behandlung allein keineswegs ausreicht. Die Thierseele in ihrer individuellen Ausföhrung verlangt auch ihre Berücksichtigung. Das möge Jeder bedenken, der eine gesangene Gemse halten will.

Auch aber von der Naturgeschichte weg und hinaus in das hebre, ewig hertliche Gebiet der Alpen, hinaus zum frischen, freien, fröhlichen Jagen! Zum Glücke ist die Jagd auf die Gemse noch eine solche, welche den Jäger alleitig in Aufspruch nimmt, bei welcher noch Mannestrast und frischer Muth vielfach zur Verteilung gelangen. Sie ist eine des ganzen Mannes würdige Jagd. Zwar gilt es nicht, einem Wilde gegenüberzustehen, welches durch reißende Wildheit und überlegene Stärke dem Manne Gefahr bringen kann, aber es gilt in hundert Fällen, der flüchtigen Gemse in Gebiete zu folgen, welche die höchste Ausdauer erfordern, ein mutvolles Vorwärtsstreiten zur ersten Bedingung machen. Es gibt der gefährlichen Passagen so viele, wo unmittelbar vor oder neben der Schuhspitze der gähnende Abgrund drängend sich öffnet, wo ein einziger Fehltritt den sicheren Tod bedeutet; diese Stellen müssen überschritten werden, ohne mit einer Wimper zu zucken, ohne die mindeste Anwandlung von einem Schwundel zu fühlen. Dazu gehört gewiss ebenso viel körperliche Gewandtheit, frische Kraft und unentwegter Muth, als wenn es sich darum handelt, einem reißenden Wilde seinen Mann zu stellen.

Unter den verschiedenen Methoden der Gemsegagd steht die Pürsche unbedingt oben an. Sie erfordert einen ganzen Mann, einen ganzen Jäger. Wer es mit ihr leicht nimmt, den wird sicher kein grüner Bruch lohnen. Ein Hauptaugenmerk hat der pürschende Jäger auch auf seine äußere Ausrüstung zu richten. Die persönliche Sicherheit erfordert es, daß er vor allem mit einem tabellösen, gut genagelten Schuhwerk versehen sei. Er muß damit auf kleinen Vorstürzen, vorstehenden Zacken oder in den unregelmäßigen Rillen sichern, guten Stand fassen können. Der Schnh soll möglichst nach dem Prinzip der Schalenbildung des Gamslaufes gearbeitet sein. Die übrige Kleidung ist fürs Hochgebirge der Loden. Er vermag allen klimatischen Einflüssen Trost zu bieten, hält den Körper warm und schützt vor Verfühlungen. Die Farbe soll wenig auffallend sein, besonders auf größere Entfernung den Jäger sozusagen verschwinden lassen. Ein mehr oder weniger dunkles Steingrau entspricht am besten, denn damit kann man oft in einem Gewirre von Felsen und Steinrinnern stehen, ohne von den Gemsen erängt zu werden. Ich ziehe auch eine solch graue Hose, bis auf die halbe Wade reichend, den so beliebten "Gamsledernen" unbedingt vor, denn sie schützt vor dem furchtbaren Gelenk rheumatismus, den sich Jeder zuzieht, der viel im Gebirge sich aufhält, ganz besonders aber dann, wenn er der Mode mit den nackten Knieen huldigt. Diese unbegreifliche Eitelkeit muß man im Hochgebirge meist theuer bezahlen.

Auch der Hut soll mit der übrigen Gewandung im Einklange stehen. Ein stolzer Spielhahntoß auf demselben ist zwar eine recht

nette, aber äußerst unpraktische Zierde, die leicht den Erfolg in Frage stellen kann.

Ein einfärbiger Rückack, ein ebensolcher Mantel und ein gut beschlagener Alpenstock, jedoch ohne das an vielen Orten obligate Gemstrikel als Haken, sind nicht außer Acht zu lassen.

Nun noch ein schaues Glas und die liebe, treue Büchse. Von ihr besonders hängt der Erfolg der oft tagelangen Alpenpartien ab; sie spricht das entscheidende Wort, verhilft dem sicheren Schützen zu dem grünen Brüche, wohl auch zum wallenden Gemsharte, oder verurtheilt den Nachlässigen, den Unfertigen zu dem nicht sehr beliebten Nachsehen. Als Hauptfeindnis der Büchse steht obenan eine möglichst rasante Flugbahn und ein solides Langblei, letzteres besonders darum, weil die Länge des Führungsrings wesentlich zu einem guten Schuß beiträgt. Hält die Büchse genau Schuß, erlaubt sie auf eine entsprechende Entfernung die Kugel auf den bezielten Fleck zu jenden, schießt sie hinreichend scharf und möglichst rasant, dann fällt das System wenig ins Gewicht. Ich habe noch bei jedem System gute Pürschbüchsen gefunden. Am meisten jedoch dürfte ein solid gebauter Lancaster den Ansforderungen fürs Hochgebirge entsprechen. Hat eine Büchse die vorerwähnten Eigenchaften, dann haben wir auch keine Veranlassung, nach den mörderischen Explosions- und Explosivgeschossen zu greifen, welche das Wild in so arger Weise zerreißen und wegen dem vielfach vor kommenden Ricochetten der einzelnen Kugelteile in reichen Terrains nicht einmal ohne Gefahr für den Jäger sind. Zum mindesten aber habe ich nie gefunden, daß diese Geschosse in einem großen Durchschnitte sich vortheilhafter als ein solides Langblei erwiesen hätten. Einzelne brillante Fälle allein geben kein Kriterium, es müssen eine große Anzahl von Fällen und die damit erzielten Durchschnittsresultate als Norm genommen werden.

Mehr als das System noch wiegt die unbedingte Vertrautheit des Jägers mit der Waffe. Sie ist es, welche in hunderten von Fällen einen vorhandenen relativen Nachteil vollkommen auszugleichen vermag. Der Wilderer schießt oft mit dem erbärmlichsten Eisen besser als mancher andere mit seinem neuen, vorzüglichen Expressrifle. Er ist mit seiner Waffe gleichsam verwachsen, kennt sie durch und durch, jetzt sein unbedingtes Vertrauen in sie, und darum kann er in Bezug auf Treffsicherheit einem besseren Gewehre in vielen Fällen fast nahe kommen. Aus diesem Grunde ist ein beständiger Gewehr- und Systemwechsel auf keiner Jagd gut, auf der Hochgebirgsjagd aber unbedingt am schlechtesten. Das Gewehr macht nicht immer den Jäger, er macht oft auch das Gewehr, vorangetrieben natürlich, daß es den Hauptanforderungen, die man an eine sichere Büchse unbedingt stellen muß, entspreche.

Für das weitere eine auf alle Fälle bezughabende Pürschlehre zu schreiben, wäre wohl ein nutzloser Versuch, weil es einfach eine unmöglichkeit ist, all die tausend Eventualitäten im Vorhinein in Rechnung zu ziehen. Der

Pürschgang muß und kann unbedingt nur im Reviere selbst erlernt, muß dort mit dem Aufgebot der ganzen geistigen Kraft studiert und praktiziert werden. Was man darüber schreiben kann, das sind nur einige Grundzüge, einige Cardinalregeln, deren Ursachen weniger in einem bestimmten Terrain als vielmehr in den Charaktereigenthümlichkeiten des Gemswildes wurzeln.

Der Pürschgang erfordert vor allem eine genaue Kenntnis des Reviers bis in die kleinsten Details, weil hiervon die Gewohnheiten des Gemswildes oft modifiziert werden. Mit dem Terrain zugleich muß auch gleichsam die Psyche dieses Wildes klar erfaßt werden, wenn man sich über das Warum, Wie und Wo soll Rechenschaft ablegen können. Ein Pürschgang ist nicht bloß anstrengend für die physischen Kräfte, er ist auch ein großes Stück geistiger Arbeit, die mir der zu bewältigen vermag, der mit klarem Geiste und scharfer Combinationsgabe ausgerüstet die schwierigen Terrains betritt. Schauen, Denken, Sinnen ist auch hier die allein gültige Trias.

Schon der Aufstieg ins Revier muß stets so gewählt werden, daß man sich stets in guten Wind befindet. Die verschiedenen Lustströmungen, wie solche in den verschiedenen Zeiten des Tages sich bemerkbar machen, sind wichtig genug, um schon im vorhinein genau in Rechnung gezogen zu werden. Sobald die Gemse einmal von dem Jäger Witterung annehmen, dann kann er nicht mehr leicht an einen Erfolg denken. Ein schriller Pfiff ist sofort das Signal zur allgemeinen wilden Flucht. Die Gemse nimmt oft aus unglaubliche Entfernung Wind, erfordert daher doppelte Vorsicht. Keunt man nicht erst das ganze Revier und die Stände des Wildes in den verschiedenen Tageszeiten aufs genaueste, so ist es kaum denkbar, dem Wilde nahe zu kommen, ohne daß dasselbe früher Wind erhält.

Ein weiteres Erfordernis ist unbedingte Stille und Ruhe. Schon bevor man das eigentliche Gemrevier beträgt, empfiehlt es sich, den Bergstock beim Gebrauche verkeift zu nehmen, um das Anklagen der Eisenstücke an dem Gestein zu verhüten, da dies sehr weit hörbar ist und die Gemse in hohem Grade beunruhigt.

Bezüglich des Tabakrauchens glauben Viele, daß es nicht schade; nach meinen Erfahrungen jedoch ist es unbedingt besser, wenn dasselbe unterbleibt.

Wenn es anders möglich ist, soll man sich auch aus etwaigen Bequemlichkeitsrücksichten nicht verleiten lassen, einen stark betretenen Wechsel zu überschreiten, weil in diesem Falle die Gemsen, welche später diesen Wechsel annehmen, sofort Witterung bekommen und in kurzer Zeit das ganze Revier in Unruhe versetzen.

Das Ausspähen hinter Felsen, Steinrümmern oder Kämmen erfordert die höchste Vorsicht. Der Kopf darf nur sehr langsam, und falls die Hutsfarbe zum Terrain nicht genau paßt, besser unbedeckt gehoben werden. Das Vorziehen der Büchse erfordert die gleiche Vorsicht. Eine blonde Büchse ist durchaus nicht

angezeigt, weil der Reflex des blanken Laufes so leicht zum Verräther wird. Ein einziges Aufblitzen des Laufes kann die Mühen eines ganzen Tages erfolglos machen.

Hat man sich endlich in weidgerechte Entfernung an das Wild herangepirscht, bleibt sehr zu berücksichtigen, ob das Wild höher oder tiefer als der Schütze stehe, weil das für ein sicheres Abkommen von wesentlicher Bedeutung ist. Hat man dann einmal das Gewehr im Anschlage, dann gilt die sicher wirkende Zauberformel: Ruhe, Geistesgegenwart, Schnelligkeit. Wenn eines von diesen Drei fehlt, dann ist es um den Schützen nicht sonderlich gut bestellt. In dem Augenblicke, in welchem der Blick den richtigen Fleck scharf erfaßt, soll auch die Büchse sprechen. Langes Zielen ist für einen guten Schuß nicht vortheilhaft. Freilich ist dabei vorausgesetzt, daß die Entfernung nur eine solche sei, daß das Blatt mit dem Blicke noch fest erfaßt werden kann. Dies dürfte auf weitere Distanzen als 200—240 Schritte mit der nötigen Klarheit kaum mehr möglich sein. Selbst das schärfste Auge wird z. B. auf 300 Schritte das Blatt nicht mehr mit der nötigen Schärfe erfassen können. Man zählt allerdings viel gelungene Weitschüsse, aber der Fehlschüsse doch unendlich viel mehr.

Sagt dem Schützen das Zeichen der Gemse, oder auf kürzere Distanzen der Augenschlag, daß das Geschoss gut sitze, oder überzeugt er sich, daß er einen Fehler zu verzeichnen habe, gleichviel, er soll seine Ruhe bewahren und ebenso gedeckt wie vor dem Schusse auf seinem Platz verharren, bis sich die aufgeschreckten Gemsen nach irgend einer Richtung hin verzogen haben. Der Knall wird sie zwar beeinruhigen, aber bei weitem nicht in jenem Maße, wie wenn sofort nach dem Schusse auch zugleich der Kopf oder die ganze Figur des Schützen sichtbar wird. Nach dem alleinigen Schalle werden sie sich bald beruhigen, nach dem Grämen des Schützen aber sehr lange nicht. Auch das angegeschossene Stück, falls es nicht unter Feuer gelieben, wird sich viel später niederdunken, wenn es den Schützen nicht erängt hat, und gerade dieser Punkt ist im Hochgebirge von großer Bedeutung. Gleich gescheh ist das baldige Nachtreten jüngerer Schützen, die es nicht erwarten zu können meinen, die Gemse sicher im Rücken zu haben. Läßt man der schwer angeschossenen Gemse hinreichend Zeit, frank zu werden, so wird man sie in den meisten Fällen im Weidbett auffinden können. Wird sie jedoch zu früh wieder rege gemacht, so wird sie mit dem Krautangebot der Verzweiflung noch die schwierigsten Felspartien annehmen und für den Jäger sicher verloren sein. Nur das unbesonnene, fröhliche Nachtreten hat in diesem Falle den Rauhköpfen den Tisch gedeckt.

Eine erlegte Gemse darf nicht sofort an dem Platze, wo sie erlegt wurde, aufgebrochen werden. Dies soll erst ferne an einem Orte vorgenommen werden, der von den Gemsen voraussichtlich nicht besucht wird. Ich kenne kein gründlicher und nachhaltiger wirkendes Mittel, ein größeres Terrain zu vergrämen, als wenn eine Gemse nahe bei einem Wechsel

oder an einem Ästungsplatz aufgebrochen wird. Da wird man lange Zeit hindurch keine Gemse mehr suchen dürfen.

Oft wird mit dem Pürschgange eine zweite Jagdmethode, nämlich der Aufstand, verbunden. Ist die Pürsche resultatlos verlaufen, so trachtet der Jäger auf Umwegen dem Rudel einen Vorsprung abzugehn und sie auf einem sicheren Wechsel zu erwarten. Ist dies wegen Terrainschwierigkeiten oder aus anderen Ursachen nicht möglich, so wartet er bis zum Abend, besetzt dann den Wechsel, auf dem sie täglich zur Abendfahrt ziehen, und versucht da nochmal sein Glück.

Bei der Ausübung der Jagd am Aufstande muss nebst genauer Berücksichtigung der Windrichtung auch darauf Rücksicht genommen werden, dass der Schütze seine Stellung so gut als möglich gedeckt einnehme, damit er von den einherziehenden und verhoffenden Gemsen nicht ergründt werden kann. Dabei ist unbedingte Ruhe am Sitz erforderlich. Hat ein Rudel den vorsichtig verstellten Wechsel angenommen, dann soll sich der Schütze nicht von dem leidigen Schiefelei hinreißen lassen und gleich auf das erste Stück losknallen. Die Leitgemse ist stets eine alte, erfahrene Gais; ihr vertrauen und folgen die übrigen. Die Böcke sind meistens zuletzt. Da heißt es also, die Leitgemse und die übrigen Gaisen unbehindert ziehen lassen, wenn man einen Bock erlegen will. Diese kleine Selbstbeherrschung wird in den meisten Fällen von einem kapitalen Krikspaares, eventuell auch von einem wallenden Gemsharte belohnt werden. Auch hier soll sich der Jäger nach dem Schusse unbedingt ruhig verhalten und sich dem flüchtenden Rudel nicht zeigen.

Wird ein Gemshoer in der späten Herbstzeit erlegt, dann ist es für den glücklichen Schützen das erste, dass er sich des Gemshartes bemächtigt. Zu diesem Zweck erfaßt man ein kleines Büschel der langen Haare,wickelt dieselben zwei- bis dreimal um den Finger und reißt sie so mit einem raschen Ruck aus. Hat man sich des ganzen Bartes bemächtigt, so wird derselbe wohl verwahrt und dann zu Hanse geordnet. Zu diesem Behufe wird der Bart in ein enges Glas gesteckt und darin so lange sachte gerüttelt, bis die einzelnen Haare in die richtige Stellung gelangt sind, dann wird er unterhalb festgebunden, und der heißbegehrte Hut schmuck ist fertig.

Eine ebenso amüsante als lohnende Jagdmethode ist das Riegeln. Diese verlangt wenig aber wechselseitige Schützen und zwei bis drei Treiber, welche jedoch mit den Eigenhümlichkeiten des Gemswildes und der Terrainkonfiguration aufs innigste vertraut sein müssen. Man könnte das Riegeln fast ein etwas zu laut durchgeführtes Pürschen nennen. Auch beim Riegeln müssen alle Umstände beobachtet werden, welche bei der Pürsche in Betracht zu ziehen sind. Die Treiber müssen mit dem ganzen Jagdplane genau vertraut sein und die Stände kennen, welche bejezt werden. Haben dann die Schützen ihre Stände eingenommen, und ist für die Treiber die festgesetzte Zeit verlossen, so beginnen die letzteren nach einem wohlwo-

genden Plane das Gemswild zu beunruhigen und durch geschickte Combination in der Ausnützung der Terrainverhältnisse nach den besetzten Ständen zu dirigieren. Alles geht still und ruhig ab, höchstens dass, wenn es unbedingt nothwendig ist, ein Treiber auf der Blöße erscheint, sich da den Gemsen zeigt, sich ein paarmal räuspert und dann wieder verschwindet, um an einem andern Punkte wieder aufzutanzen, wo ein allfälliges Ausbrechen zu befürchten steht. Auf diese Wiese richten die Gemsen ihre Aufmerksamkeit immer dahin, wo sie den sie beunruhigenden Treiber vermuten, vergessen nach vorwärts bereits jede Vorsicht und wechseln so ruhig und schön den Schützen an, so dass oft einer mehrere wohlgezielte Schüsse anbringen kann.

Das Riegeln ist eine Jagdart, die es voll auf verdient, mehr und allgemeiner ausgeübt zu werden, sowohl zum Vergnügen des Jägers als im Interesse des Wildes.

Alle drei bis jetzt besprochenen Jagdarten haben den eminenten Vortheil, dass sie nur einen ganz kleinen Theil des Revieres beunruhigen, die übrigen Complexe dagegen nicht im mindesten in Aufregung versetzen. Im Interesse des Wildes ist das ein Vortheil, den man nie hoch genug ausdrücken kann. So lässt sich persönliches Jagdvergnügen ausüben, ohne dass das ganze Revier, oder wenigstens ein großer Theil desselben, unter den sonst damit verbundenen Nachtheilen zu leiden hätte. Bei dem Umstände ferner, dass man das Wild meist vertraut vor dem Rohre hat, erwächst noch der weitere Vortheil, dass jeder Schuss mit der nötigen Ruhe und Sicherheit abgegeben werden kann, mithin weit weniger Wild zu Holze oder Fels geschossen wird, als dies bei den allgemeinen Treibjagden der Fall ist. Zieht man dabei noch den Kostenpunkt in Betracht, so spricht auch dieser nicht unwesentlich zu gunsten dieser Jagdarten.

Bei den Treibjagden in ausgedehnten Revieren ist man bemüht, eine große Anzahl von Treibern und eine größere Schützenzahl zu verwenden. Jeder Treiber hat seinen bestimmten Posten, von dem aus er in steter Berücksichtigung seiner Nachbarn vorzugehen hat. Sind die Schützen auf ihren Ständen angelangt, so gibt der Jagdleiter mittelst des sog. Hohschusses das Zeichen zum allgemeinen Vorrücken der Treiber. Da solche Treiben meist mit Klöpfen, Pfeifen und Schreien verbunden sind, kommt das Wild meist sehr flüchtig auf die Stände, was das Schießen sowie die Auswahl der Stütze sehr erschwert. Da ist es doppelt wichtig, dass kein Schuss auf zu große Distanzen abgegeben werde, dass ein Schniss, wenn möglich, nur in dem Augenblicke abgegeben werde, in welchem die Gemse verhofft, mithin einen ruhigen Zielpunkt bietet und auch das Ansprechen auf ihr Geschlecht leichter ermöglicht, was gewiss auch zu berücksichtigen ist, da es gewöhnlich doch dem Jagdherrn lieber ist, wenn mehr Böcke als Gaisen auf die Strecke gelangen. Ist man gezwungen, den Schuss auf das Wild in der Flucht abzugeben, so bemühe man sich, mit scharfem Blicke das Blatt zu erfassen, fahre

einen kurzen Augenblick nach und lasse gleichzeitig den Schuß brechen, ohne mit Nachziehen einzuhalten. Mit dem sog. Vorhalten, falls man das Nachfahren nicht zusammenbringt, erreicht man zwar auch manchmal seinen Zweck, manchmal bleibt man aber auch hübsch — sitzen. Je rascher und besonnener der Schuß, umso sicherer und besser wird er sitzen. Langes Zielen taugt wenig und hat sehr oft das ärgerliche Verpassen oder einen Fehlschuß, oder was noch schlimmer ist, einen Weidewundschuß zur Folge.

Wo die großen Treibjagden statthaben, sollten dieselben doch wenigstens nur einmal im Jahre in dem nämlichen Reviere vorgenommen werden. Bei zu häufiger Benutzung wechseln die Gemsen nicht selten in die entfernten Nachbarreviere, nehmen dann wohl auch in denselben ihren ständigen Aufenthalt.

Ein gewisses noli me tangere bildet im Hochgebirge die Gemsjagd mit Hunden. Besonders in der Schweiz wird diese Jagd, wo sie nicht speziell durch die cantonale Gehegegebung streng verboten ist, vorwiegend ausgeübt, und besitzen die Schweizer Jäger meist derselben entsprechende Hunde, die sog. Laufhunde. Der Schweizer ist für diese Jagd so eingenommen, daß er gerne die daraus resultierenden, oft recht empfindlichen Nachtheile überseht. Auch in Vorarlberg, Tirol und Kärnten gibt es noch einzelne Reviere, in denen die Gemsjagd mit Hunden noch immer betrieben wird.

Ich muß offen gestehen, daß ich mich aus mannsfachen Gründen für die Gemsjagd mit Hunden nie begeistern konnte. Es mag einzelne Reviere geben, wo sie den Treibern gegenüber einigen Vorteil zu bieten scheinen, aber im allgemeinen sollte man Hunde eben nur dort anwenden, wo man wegen Terrainschwierigkeiten mit den Treibern ein Auslangen nicht findet. Alte, gewiwigte Gemsen wissen sich in den meisten Fällen vor dem Hunde ebenso gut in einen sicheren Einstand abzustehlen als sie es vor den Treibern ausführen. Da die starken Hunde eine bedeutende Ausdauer entwickeln, beruhigen sie in sehr nachtheiliger Weise das Revier weit über den Rayon des beabsichtigten Treibens hinaus und werden nicht selten sogar den Jagdnachbarn lästig, wenn man schon die gelindste Bezeichnung acceptieren will.

Der Nutzen, den die Gemsjagd mit Hunden erzielt, wiegt in einem sorgsam gehegten Reviere nie die Nachtheile auf, die sie unvermeidlich im Gefolge hat.

Es erübrigt nun noch ein Wort über die Hege des Gemswildes zu sagen. Da sie ungleich schwieriger ist als die eines jeden anderen Wildes, so hat man die Sache vielseitig einfach der lieben, sorgenden Mutter Natur überlassen. Wer jedoch diesen Grundzweck huldigt, der wird kaum seinen Gemswildstand aufzählen sehen.

Die Hege des Gemswildes umfasst die Paralyseierung der Gefahren, einen möglichst geregelten Abschuß und einige Nachhilfe in der Zuführung salzhaltiger Stoffe in den Mittel- und Hochlagen.

Die erste Bedingung zur Hebung des Wildstandes ist die Ausrottung der Wilderer und des gefährlichen Raubzeuges. Wo diese gediehen, da geht es unbedingt mit dem Wildstande der Krebsgang, ist alle sonst verschwendete Mühe fast so gut wie vergebens. Den Wilddileben muß mit allen Mitteln ihr verruchtes Handwerk gelegt und das Revier nach ihnen, sowie nach Schlingen, Eisen und Stein- oder Wildschlägen vom Sommer bis in den Spätherbst hinein immer fleißig abgepürscht werden. Bei solchen Gängen wird es auch häufig gelingen, anderes schädliches Haar- und Federraubwild vor den Schuß zu bringen. Für Adler und Geier kann man mit Erfolg die Schlagseisen an solchen Plätzen stellen, wo man sicher ist, daß Gemswild nicht hinkomme. Der Schuß und die Beleidigung alles Schädlichen ist im allgemeinen gleich wie in anderen Revieren, weshalb ich füglich eine specielle Abhandlung unterlassen kann.

Der Abchuss im Herbst soll stets in einem geregelten Verhältnis zu den faktisch vorhandenen Gemshäuten stehen, und darf es sich keineswegs darum handeln, den Abschuß nach der Höhe der Pachtsumme oder nach jener der Kosten einzurichten.

Der Abschuß der Gemshäute ist glücklicherweise schon durch das Gesetz verboten. Damit aber wird sich der hegende Jäger und der Weidemann nicht zufrieden geben, er wird stets auch jedes Stück schonen, das er als Gais ansprechen zu können in der Lage ist. Eine Annahme hiervon machen unbedingt nur die Geltgaisen. So lange die Gais die Reit führt, so lange ist in der Regel die Unterscheidung nicht schwer. Ein scharf beobachtender Jäger wird aber auch in späterer Zeit, wenn die enge Verbindung mit der Descendenz schon etwas gelockert ist, doch in der Mehrzahl von Fällen die Gais von dem Bock unterscheiden können und ersterer Schonung angeidehen lassen. Desgleichen wird er besonders auf dem Pürschgange und beim Riegeln dahin trachten, möglichst dem stärksten Bock die Kugel aufs Blatt zu senden. Recht alte Böcke schaden dem Aufblühen der Bestände, weil sie nach Kräften zur Zeit der Brunft die jüngeren Böcke am Beschlage verhindern und bei dem schon zum Theil vorhandenen Unvermögen selbst nicht mehr eine hinreichende Anzahl fruchtbarer Beschläge auszuführen imstande sind. Die Folge von der Alleinherrschaft solch alter Herren sind gelte Gaisen und dem muß vorgebeugt werden. Am besten werden diese im ersten Herbst noch als Einsiedler lebenden Böcke wegspürscht, bevor sie zu den Rudeln treten. Da solch alte Einsiedler immer sehr gewiwigte Würchen sind, wird es sich in einzelnen Fällen für den Jäger empfehlen, seine gewohnte Kleidung für den Pürschgang mit jener eines Holzknechtes oder eines Alpenhirten zu vertauschen. Weil die vorüchtigen Böcke diese stereotypen Figuren im Wald und Gebirge meist als unschädlich kennen gelernt haben, so zeigen sie auch keine sonderliche Furcht, können mithin umso leichter mit Erfolg angepürscht werden.

Wer in der Lage ist, in seinem Reviere den Auftrieb von Schafen zu verhindern, der

wird im Interesse seines Wildes handeln, wenn er den Antrieb hintanhält. Die Gemsen können die Witterung der Schafe für die Dauer absolut nicht vertragen, weshalb daher aus Revieren, die durch Schafe beweidet werden, vollständig aus. Sie verlassen sogar ihre ansgesprochenen Lieblingsplätze und kehren erst dann wieder zurück, wenn die Schafe abgezogen und die hinterlassene Losung vollständig verwittert ist. Bis das geschehen ist, meist die beste Jagdzeit vorüber und damit jede Aussicht auf einen grünen Bruch.

Nach Kräften wird jeder Jäger dahin trachten, seinem Gemswilde die beliebten salzhaltigen Stoffe in hinreichender Menge zufommen zu lassen. Wohl findet man in vielen Felsen oder in deren abgebrockeltem Grus salpetrige Eßlofseuzen, die von den Gemsen mit vieler Begehrung aufgenommen werden, aber diese "Selbstlecken" reichen für ein wohlbestelltes Revier nicht aus. Man muss für die Anlage von weiteren Salzlecken Sorge tragen. Diese werden ganz gleich hergerichtet, wie man sie für das Rothwild zu schlagen pflegt, höchstens daß der Kasten etwas kleiner angefertigt wird, um den Transport derselben zu erleichtern. Zur Anlage einer Salzlecke wähle man ein Terrain, welches weder dem gressen Lichtreflexe fahler Felswände, noch den rasendsten Nordstürmen ganz frei ausgegesetz ist. Wenn man vor der Anlage einer Salzlecke das Gemswild genan beobachtet, sich ihre Lieblingsaufenthalte merkt, so wird man unzweckfrei den richtigen Punkt finden. Solche Salzlecken, welche für den Sommer und Herbst bestimmt sind, sollen, wenn möglich, für die Ziegen nicht zugänglich sein, sonst werden dieselben von dem laisenen Böllchen angeseiert, ehe etwas davon den Gemsen zu gute kommt. Bei Lecken, welche für die erste Frühjahrszeit bestimmt sind, lässt sich das Ausleeren zwar nicht vermeiden, aber daran liegt am Ende nicht mehr viel, weil diese bis zum Antriebe der Ziegen bereits ihre Schnelligkeit gehabt haben. In felsigen Hochlagen lassen sich oft ordentliche Salzlecken nicht anbringen, weil man in das harte Gestein den Kasten nicht eingraben kann. Da sucht man dafür eine etwas überhängende Felswand und klemmt dort zwischen das Gestein gröbere Stücke von Steinsalz fest ein. Diese werden ebenso gerne wie die eigentlichen Salzlecken angenommen, es wird somit mit den Steinsalzstücken der nämliche Zweck erreicht.

Hat sich der Jäger den Mühen zur Herstellung geeigneter Salzlecken unterzogen, muss er es anderweitig unterlassen, an der Lecke eine Gemse zu strecken oder sie zu beunruhigen. Die Gemsen sollen sich an solchen Stellen "zu Hause" fühlen, sollen wissen, dass sie da nichts zu fürchten haben, dann erfüllen die Lecken einen doppelten Zweck und schaffen unbezahlbarem Nutzen.

Ungleich schwerer ist es, für das Gemswild im Winter zu sorgen, da es nicht wie das Rothwild die Wildrausen annimmt. Da mit ähnlichen Vorrichtungen schon oft vergebliche Versuche angestellt worden sind, so hat man den Gedanken einer Wintersütterung zumeist gänz-

lich aufgegeben und behauptet, die Gemsen nehmen eine Wintersütterung überhaupt gar nicht an.

Wer sich die Mühe genommen hat, im ersten Frühjahr die über den Winter stehen gebliebenen Hirschhofer in den höchsten Gebieten aufmerksam zu beobachten, der wird sich auch überzeugt haben, dass ein großer Theil davon aufgegäst wurde, und die grosse Anzahl von Fährten in der Nähe wird es ihm unzweifelhaft gefastet haben, dass es die Gemsen waren, welche hier im Winter zu Gast gewesen. Daraus lässt sich der sichere Schluss ziehen, dass an richtigen Stellen hingelegtes Alpenheu zum mindesten nicht gemieden wird. Das ist übrigens durchaus keine neue Entdeckung. Schon der rhätische Jägerfürst Gian Marchet Colani, der wie ein echter und rechter Jäger in seinen Bergen waltete (nicht wie ein Mörder und eigenmächtiger Alleinherrscher, wie man seinerzeit gelesen), ließ in abgelegenen Gebieten kleine Hirschhofer für die Gemsen herrichten, schleppete mit unsäglicher Mühe das Alpenheu in die schwer zugänglichen, im Winter von den Gemsen gerne besuchten Reviertheile und hatte dafür die Freude zu sehen, wie sich in seinem Lieblingsgebiete das Gemswild ausschallend vermehrte, ja dass sich dasselbe sogar aus entfernteren Gegenden mit Vorliebe seinem Gebiete zuzog. Gian Marchet Colani, der Vielverleumdeten, hatte während seines Jägerlebens nahezu 3000 Gemsen erlegt, auf einem verhältnismässig nicht sehr großen Gebiete und doch war dasselbe, als er am 14. August 1837 in die jenseitigen Jagdgründe hinaufgeschwelte, noch längere Zeit hindurch am reichsten an Gemswild in der ganzen weiten Umgebung. Colani hatte, wie nicht sobald ein Zweiter, das Gemswild bis ins kleinste Detail studiert und hatte darnach sein Handeln eingerichtet.

Macht man im Sommer in trockenen Hochlagen gutes Alpenheu, bringt dasselbe vollkommen trocken unter solche "Wettertannen", die im Winter von den Gemsen als schützender Unterstand aufgesucht werden, so wird man in den allermeisten Fällen im Frühjahr finden, dass es in den harten Zeiten von den Gemsen angenommen worden ist. Das nämliche ist der Fall, wenn das Heu so unter überhängenden Felsen angebracht ist, dass es vor Nässe und Schimmel gefügt ist. Selbstverständlich muss das Heu an solchen Stellen untergebracht werden, von denen man weiß, dass sie im schweren Winter besucht werden. Noch lieber als das Alpenheu werden die ausgelegten Misteln (*Viscum album*) angenommen. Diese werden ganz gewiss nicht liegen gelassen. Wo es möglich ist, sich *Viscum album* in entsprechenden Quantitäten zu sammeln, dieselben dann an den richtigen Stellen und vor dem verschneien geschütt auszulegen, dort wird sich die Mühe brillant lohnen. Selbst in verhältnismässig leichten Wintern werden sie dem Gemswilde hochwillkommen sein, während es das Heu nur in strengen Wintern anzunehmen pflegt. Hat man die Mistel in genügender Menge zur Verfügung und besteht man damit von außen die Heupuppen, so wird nicht bloß die Mistel herangeszogen,

sonderu auch das Alpenhen selbst viel lieber angenommen und dauernd während der Zeit der Noth in kürzeren oder längeren Zwischenräumen besucht. Das Auslegen von Misteln hat nicht bloß den Zweck, dem Wilde eine willkommene Nahrung zu bieten, sondern es vereint sich damit noch der eminente Vortheil, daß das Wild solche Plätze gerne zu seinem Standquartier wählt, mithin vor dem allzu weiten Umherirren und der damit verbundenen Laufinngesahr mehr geschützt ist.

Ein Freund von mir kam auf den Gedanken, aus gewöhnlichen Kieien und Salz große Augeln zu formen und dieselben unter Felsen an trocknen Stellen auszulegen. Nach seiner Versicherung sollen dieselben alljährlich regelmäßig angenommen werden. Da diese Augeln selbstverständlich hart gefrieren, auch nicht ausgelegt werden, bevor eine fühlbare Herbstfalte eintritt, können die Gemsen dieselben nicht auf einmal anfassen, sondern können fast den ganzen Winter hindurch daran etwas zum Lecken finden. Ich habe Proben damit selbst noch nicht abgeführt, da mir mein Freund vor nicht langer Zeit die Miththeilung machte, aber nach den brillanten Gemswildbeständen, die sein Revier aufweist, zu schließen, dürfte es in entsprechenden Lagen immerhin eines Versuches wert sein.

Jeder echte Weidmann wird gerne für seine Reviere kleinere oder größere Opfer bringen. Auch der Jäger im Hochgebirge darf es daran nicht fehlen lassen, wenn er Erfolge aufweisen und ein wahrhaftes und edles Vergnügen dadurch erzielen will. Auch für den Hochgebirgsjäger gilt der alte Weidspruch:

„Das ist des Jägers Ehrenschild,  
Der treu beschützt uns hegt sein Wild,  
Weidmännisch jagt, wie sich's gehört,  
Den Schöpfer im Geschöpfe ehrt.“

Literatur über die Gemse: Stephan und Johanne Liebhalto, „Die Gemsen und Gemstherjagt“ 1580; Adam Lebwald: „Danographia oder Gemsenbeschreibung“ 1693; Dr. A. Girtanner, „Zur Pflege der Gemsen in der Gefangenenschaft“, „Zoolog. Garten“ 1880; L. Pötscheller, „Die Gemse“, „Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins“, 1883, Heft I; F. C. Keller, „Die Gemse.“ Ein monographischer Beitrag zur Jagdzoologie. 12 Lieferungen à 3 Bogen, Verlag von Joh. Leon sen. in Klagenfurt 1885.

Xr.

**Gemse.** Jagd und Einsangen der Gemse (und des Murmelthieres) in den Tatragebirgen ist nach Gei. v. 19.-7. 1859, L. G. Bl. Nr. 26 (Galizien) ebenso wie der Verkauf dieser Thiere verboten, bei Geldstrafe von 3—100 fl. oder Arrest von 1—20 Tagen bei Zahlungsunfähigkeit. Die betretenen Thiere sind (lebend oder todt) abzunehmen, die lebenden in Freiheit zu legen. Erhebung und Bestrafung dieser Übertretung steht der Bezirkshauptmannschaft zu, in zweiter und letzter Instanz der Statthalterei. Die Geldstrafen fließen in den Landeskulturfond. Gemeindenvorstände, Gendarmerie, Forst- und Jagdschutzorgane sowie alle öffentlichen Wachorgane überhaupt haben über dieses Verbot zu wachen. S. Schonzeit. Nicht.

### Geuagste Riesen, s. Holzriesen. Dr.

**Generalforstamt.** Am Harz fanden schon seit sehr früher Zeit, nachweisbar bereits in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, periodische Versammlungen der dort eine einheitliche Verwaltung bildenden Berg- und Forstbeamten zum Zweck des Verkehrs mit der Bevölkerung, sowie zur Berathung der zwischen Bergbau und Forstwirtschaft gemeinschaftlichen Angelegenheiten statt, welche Forstämter hießen. Man unterschied zwei Arten derselben, nämlich das alle vier Wochen zu Goslar abgehaltene „Ordinari-forstamt“ und dann die „Generalforstämter“, von denen jährlich je eines für die oberharzischen und unterharzischen Communionsforsten zu Zellerfeld, bzw. zu Goslar abgehalten wurde. Schw.

### Generalhypothek, s. Hypothef. At.

**Generalsnivellelement** oder auch Recognoisierungsnivellement wird zur Erhebung des Höhenunterschiedes zweier oder mehrerer Punkte der Erdoberfläche dann ausgeführt, wenn es sich darum handelt, zu constatieren, ob ein bestimmtes Project (Straße, Eisenbahn etc.) im gegebenen Terrain ausführbar ist.

Man wird deshalb bei diesem Nivellement von vielen Zwischenpunkten absehen und wird daher Instrumente und Methoden wählen, welche lange Stationen (1000 m und darüber) zulassen.

Diese Stationspunkte werden gut vermierkt, um mittelst derselben das darauf folgende Detainivellement controllieren zu können. Cr.

**Generalregeln.** Der Übergang von der rohen Empirie zu einer geordneten Forstwirtschaft im modernen Sinn ist dadurch vermittelt worden, daß die Erfahrungen, welche etwa bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts an einzelnen Stellen gesammelt worden waren, zusammengetragen und in einfache, leicht verständliche Sätze, welche man nach G. L. Hartig's Vorgang „Generalregeln“ nannte, gesetzt wurden. Diefelben waren Wirtschaftsregeln, welche mit praktischer Brauchbarkeit und Wahrheit wissenschaftliche Schärfe und klare Ausformung des ihnen zu grunde liegenden Gedankens vereinigten. Sie mussten für alle diejenigen zu einem Dogma werden, welche in der Wirtschaft thätig waren, ohne selbst zur Wissenschaft durchzudringen.

Erst dann, als durch die strenge Zucht der Schulregel eine solide Basis geschaffen und ein gewisses Minimum von technischen Kenntnissen für alle wirtschaftenden Beamten erreicht war, wurde der Fortschritt von der Generalregel zur Berücksichtigung der maßgebenden örtlichen Verhältnisse und der Herbeiführung jener lebendigen Wechselwirkung zwischen Wirtschaft und Wissenschaft möglich, welche allein geeignet ist, beiden dauernden Lebenskraft und frische Fortentwicklung zu verleihen.

Als inpirischer Repräsentant dieser Übergangsperiode ist Georg Ludwig Hartig zu betrachten, welcher in der ersten Auflage seines „Lehrbuches für Förster“ 1808 (II. Bd., p. 9) eigentlich die gesammte Lehre der Behandlung eines Waldes von seiner Begründung bis zu seiner Wiederverjüngung ohne Rücksicht auf die

Holzart in acht Säben, welche gewöhnlich als "Generalregeln" im strengsten Sinne betrachtet werden, zusammengefaßt. Dieselben lauten folgendermaßen: 1. Jeder Wald oder Baum, von dem man erwarten will, daß er sich durch natürliche Besamung soll fortpflanzen können, muß so alt sein, daß er tauglichen Samen tragen kann. 2. Jeder Walddistrict, der durch natürliche Besamung einen durchaus vollkommenen neuen Holzbestand erhalten soll, muß in eine solche Stellung gebracht werden, daß der Boden allenfalls eine hinlängliche Besamung erhält. 3. Jeder Schlag muß so gestellt werden, daß er vor erfolgter Besamung nicht stark mit Gras und Forstunkraut bewachsen kann. 4. Bei Holzarten, deren Samen durch Frost zum Aufsteigen nützlich wird, wie dies bei Eicheln und Bucheln der Fall ist, müssen die Schläge so gestellt werden, daß das Land, welches nach dem Absfallen des Samens denselben bedeckt und schützt, vom Wind nicht weggetrieben werden kann. 5. Alle Schläge müssen so gestellt werden, daß die darin aufgekeimten Pflanzen, so lange sie noch zärtlich sind, hinlänglichen Schutz gegen die starke Sonnenhitze und die zu heftige Kälte von ihren Mutterbäumen haben. 6. Sobald die jungen, durch natürliche Besamung erzeugenen Holzbestände den mütterlichen Schutz nicht mehr nötig haben, müssen sie nach und nach, durch vorsichtige Wegnahme der Mutterbäume, an die Witterung gewöhnt und endlich ganz ins Freie gebracht werden. 7. Alle durch natürliche oder künstliche Besamung erzeugten jungen Waldmengen müssen von den mitaufgewachsenen, weniger nützlichen Holzarten und von Forstunkraut befreit werden, wenn diese die edleren Holzarten aller angewendeten Vorsicht ungeachtet zu verderben drohen. 8. Aus jedem jungen Wald muss von Zeit zu Zeit und bis er völlig verwachsen ist, das unterdrückte Holz genommen werden, damit die Stämme, welche den Vorsprung haben oder dominieren, desto besser wachsen können, der obere Schluss des Waldes darf aber so lange nicht unterbrochen werden, bis man wieder die Absicht hat, an der Stelle des alten Waldes einen neuen zu errichten.

Schw.

**Generatio aequivoca**, s. Zeugung. Lbr. **Generation.** Bei den Insecten jene Zeitspanne, welche erforderlich ist, um die Verwandlungen vom Ei bis zum fertigen, gleichlebensreifen Thiere zu durchlaufen, d. h. vom Ei bis zur erfolgten Eierablage. Dieser Zeitraum umfaßt in den meisten Fällen 12 Monate, fällt daher in zwei Kalenderjahre und wird als einfache oder 1jährige Generation bezeichnet. Im gleichen Sinne spricht man von einer 2-, 3-, 4jährigen Generation, wenn zur Vollendung des einfachen Entwicklungsschelus 24, 36, 48 Monate erforderlich werden. Der längste bis nun bekannt gewordene Entwicklungszeitraum umfaßt 17 Jahre (*Cicada septemdecim* Linné, eine nordamerikanische Art). — Eine nicht geringe Anzahl von Insecten bringt innerhalb 12 Monaten zwei, drei oder mehr Brutten hervor, durchläuft mithin innerhalb dieses Zeitraumes den Entwicklungsschelus mehr als einmal. In diesem Falle spricht man von einer doppelten, drei-

fachen u. Generation. Abweichungen von diesen normalen Entwicklungsgängen können vorkommen und sind entweder zufällige oder durch Witterungseinflüsse veranlaßte, wie z. B. Verzögerung oder Beschleunigung eines oder des anderen Entwicklungszustandes (Ei, Larve, Puppe). Solche Unregelmäßigkeiten können aber gleichwohl den Charakter der Beständigkeit annehmen, beispielsweise das Überliegen eines Theiles der Larven und Puppen um 1, 2, ja sogar um 5 Jahre. So ein Beispiel bietet uns der Ringelspinier (*Gastropacha neustria*). Solche und ähnliche Erscheinungen werden als Überjährigkeit bezeichnet. Jedes Insect mit einfacher Generation ist der einmaligen Hibernierung oder Überwinterung, sei es als Ei, Larve, Puppe oder als Imago unterworfen. Dadurch werden natürlich die Sommerstände wesentlich beeinflußt.

Bei Insecten mit doppelter Generation muß immer Eine Generation aus der Überwinterung hervorgegangen sein; die zweite Brute kann niemals hibernieren. Es kann nämlich wohl die Sommergeneration vollkommen abgeschlossen werden, die aus ihr hervorgehende Brute muß aber, sei es als Larve, Puppe oder als Ei überwintern. Der einfache Entwicklungsgang eines Käfers ist: Ei, Larve, Puppe, Imago; und diese Form der Eisortung zeigt bei keiner der sich folgenden Generationen eine Abweichung. Dem einfachen steht der zusammengelegte Entwicklungsgang gegenüber. Bei einer großen Anzahl von Insecten wechseln nämlich gamogenetische Brutten (s. Gamogenese) mit parthenogenetischen (s. Parthenogenese) ab, wie z. B. bei *Biorrhiza aptera* (s. d.). Man nennt diese Erscheinung Heterogenie; es entwickelt sich aus der geschlechtlichen Generation eine ungeeschlechtliche, und diese kehrt nach bestimmten Gesetzen wieder zur geschlechtlichen Form zurück. Besonders interessant und compliciert gestaltet sich dieser Entwicklungsgang bei manchen Pflanzenläusen, indem sich zwischen zwei gamogenetischen mehrere aufeinanderfolgende parthenogenetische Brutten einschieben. Es sei in dieser Beziehung nur hingewiesen auf den äußerst complicierten und hochinteressanten Entwicklungscyclus, welchen die Reblaus durchläuft, den zu besprechen aber hier nicht der Platz ist.

Hchl.

**Generationswechsel**, s. Generation (Heterogenie).

Hchl.

**Genista** L., Ginster. Artenreiche Gattung von Sträuchern und Halbsträuchern aus der Familie der Schmetterlingsblütler (Papilionaceae), deren Arten sich von den nahe verwandten Goldkleen (*Cytisus*, s. d.) durch einfache Blätter unterscheiden und sämtlich gelbe Blümen haben. Die große Mehrheit der europäischen Arten ist in Spanien und Portugal heimisch. Zu Deutschland und Österreich-Ungarn kommen, u. zw. im Bereich des Waldes und auf Waldboden folgende Arten vor:

I. Kelch tief dreitheilig, seine beiden oberen Zipfel ganz und gleichgeformt, der untere breiter und länger und dreispaltig: Behaarter Ginster, *G.*

*pilosa* L. (Reichenb., Ic. Fl. German. XXII, t. 42, Fig. 2), auch „Sandginster, Haideginster“ genannt. Niederliegender Kleinstrach mit sehr astigen knotigen Stämmchen. Blätter klein (6–13 mm lang), verkehrt-eiförmig oder länglich, jung seidenhaarig, weißlich, an den vorjährigen Zweigen gebüschtet, an den diesjährigen einzeln. Blüten klein, kurz gestielt, zu 1–3 seitständig. Hülse lineal-länglich,  $1\frac{1}{2}$  bis 2 cm lang, seidig behaart. Auf trockenem Sand-, Kalk- und Heideboden an Waldrändern, namentlich in Kiefernheiden (fehlt in Böhmen). Blüht im April und Mai, im Hochsommer oft zum zweitenmal. — Seidenhaariger Ginster, *G. sericea* Wulf. (Reichenb. a. a. D., T. 36, I–III). Kleinstrach mit aufsteigenden astigen, runden grünen, angedrückt behaarten Stämmchen, bloß 8–13 cm hoch. Blätter wechselständig, oberseits fahl grün, unterseits angedrückt seidenhaarig, fast sitzend, lineal bis schmal-elliptisch,  $1\frac{1}{2}$ – $2\frac{1}{2}$  cm lang. Blüten zu 2–4 in endständigen Traubchen, Hülse lineal-länglich, behaart,  $1\frac{1}{2}$  cm lang. Auf bewaldeten Bergabhängen und in Felspalten auf Kalk im österreichischen Litorale, in Dalmatien, Kroatien und Südtirol stellenweise. Blüht im Mai und Juni. — Dreikantiger Ginster, *G. triangularis* Willd. Aufrechter Halbstrauch von 18 bis 32 cm Höhe, mit grünen dreikantigen, an den Kanten schmal geflügelten Ästen. Blätter länglich-lanzettförmig, beiderseits fahl, 2–3 cm lang; Blüten zu 2–5 in endständigen Trauben; Hülsen breit lineal, geschnäbelt, bis  $2\frac{1}{2}$  cm lang. Auf sonnigen bebüshten Kalkhügeln in Südburgenland, Krain, Istrien, Dalmatien, Kroatien, im Banat, im Bihariagebirge und in Siebenbürgen (Hunyader Comitat). Blüht im Mai und Juni. — Pfeilginster, *G. sagittalis* L. (Reichb. a. a. D., T. 30). Niederliegender Halbstrach mit aufsteigenden, kantigen, doppelt breitgeflügelten, gegliederten Ästen, deren hänftige grüne Flügel am Ursprung der Blätter zusammengezogen sind. Diese entfernt, sitzend, länglich bis ei- oder verkehrt-eiförmig, zottig gewimpt. Blüten in gedrungenen endständigen Trauben; Hülsen länglich, geschnäbelt, angedrückt behaart, bis  $1\frac{1}{2}$  cm lang. In Nadelwäldern und auf sandigen oder kalkigen bebüshten Hügeln der Ebenen und Hügelgelände, von der Uckermark südwärts bis Italien, ostwärts bis auf die Balkanhalbinsel, doch sehr zerstreut und in manchen Ländern (z. B. Böhmen, Galizien) fehlend. Blüht im Mai und Juni. — Färberginster, *G. tinctoria* L. (Reichb. a. a. D., T. 37, I–III). Aufrechter, buschiger, fahler, bis 1 m hoher Halbstrach mit meist rutenförmigen Zweigen. Blätter kurz gestielt, lanzettförmig, bis 3 cm lang (Var. *genuina*), oder länglich- bis elliptisch-lanzettförmig (Var. *β elatior* Koch), oder lineal, stark, spitz, höchstens  $1\frac{1}{2}$  cm lang (Var. *γ leptophylla* Pok.), am Rande und an den Nerven anliegend behaart, beiderseits grün. Blüten schön goldgelb, in endständigen einsachen oder rispigen dichten Trauben; Hülsen lineal spitz, bis  $2\frac{1}{2}$  cm lang, reif braun. Weltweit verbreitet, auf sandigen Trüsten, an felsigen sonnigen Abhängen,

auf bebüshten Hügeln, an Waldrändern und in lichten Laub-, Weiß- und Nadelwäldern häufig wachsende Pflanze. Steigt in Südtirol bis 1422 m empor, liebt sonst das Hügelgelände. Zu Var. *β* gehören die als *G. elatior* Koch, *G. virgata* Willd., *G. frutescens* Schloss. Vuk., zu *γ* die als *G. leptophylla* Spach, *G. triangularis* Baumg., *G. lydia* Gris., *G. triquetra* und *transsilvanica* Schur. beschriebenen Formen. Blüht im Juni und Juli. — Eiblättriger Ginster, *G. ovata* Waldst. Kit. Von vorhergehender Art, von der sie vielleicht ebenfalls nur eine Varietät ist, durch größerere ei-lanzettförmige oder eiförmig-längliche (bis 5 cm lange und 28 mm breite) Blätter und durch zottig und abstehend behaarte Zweige und Hülsen unterschieden. An ähnlichen Orten in den südlichen und östlichen Kronländern Österreich-Ungarns und in der südlichen Schweiz. Blüht zur selben Zeit. — Deutscher Ginster, *G. germanica* L. (Reichb. a. a. D., T. 35, I, II). Aufrechter Halbstrach von höchsten 0,3 m Höhe mit rutenförmigen, oben rispig verzweigten Stengeln, welche unten mit drei- oder siedertheiligen grünen Dornen bewaffnet sind. Blätter lanzen- oder ei-lanzettförmig, weich und zottig behaart. Blüten klein, goldgelb, in kurzen endständigen Trauben; Hülsen länglich-rautenförmig, kurz geschnäbelt, zusammengedrückt, behaart, reif braun. In lichten Wäldern, auf Holzschlägen, Rämden, bebüshten Hügeln der Ebenen, Hügelgelände und Vorberge, liebt trockenen Boden. Blüht im Mai und Juni. — Englischer Ginster, *G. anglica* L. (Reichb. a. a. D., T. 33, III–V). Von voriger Art unterschieden durch kleinere (4–8 mm lang), gedrängt, oft büschelig stehende, längliche bis lineal-lanzettliche, fahle Blätter, fürzere mit breiten Deckblättern verschleierte Blütentrubeln und fahle Hülsen. Auf feuchten, torfigen Trüsten, Heiden und Hochmooren der norddeutschen Ebene, der nördlichen Rheinlande, der Lanius und Schlesiens. Blüht im Mai und Juni. — Wilder Ginster, *G. silvestris* Wulf. (Reichb. a. a. D., T. 33, I, II). Niedriger, sehr variierender Kleinstrach, bald schlank und lebhaft grün, mit schwachen biegsamen Dornen und dicht anliegender Behaarung (die gewöhnliche Form), bald mit starren, vierkantigen Dornen und anliegender seidiger Behaarung (*G. areuata* Koch), bald mit kurzen derben vierkantigen Dornen und abstehender zottiger Behaarung (*G. dalinatica* Bartl.). Blätter zweigestaltig, die unteren steigelförmigen lineal-lanzettlich bis länglich, seidenhaarig oder abstehend-zottig, die der Dornen viel schmäler, fahl. Blüten klein, hellgelb, in lockeren, deckblättrigen, endständigen Trauben; Hülsen sehr kurz, länglich, geschnäbelt, fahl. Auf trockenem Boden in sonniger Lage an bebüshten Bergabhängen und Waldrändern der südlichen Kronländer Österreich-Ungarns. Blüht im Mai und Juni.

II. Kelch kurzglöckig, zweilippig, mit zweizähniger Ober- und dreizähniger Unterlippe. Niederliegender Ginster, *G. procumbens* Waldst. Kit. Wehrhoher Halbstrach mit niedrigliegenden, kreisförmig ausbreiteten Stengeln. Blätter lanzettlich

oder länglich verfehrt-eisförmig, 3—6 mm lang. Blüten zu 1—2 seitständig am Ende sehr verkürzter buschig blätterter Triebe; Hülse breit lineal-länglich. Auf trockenem Boden an sonnigen bebüschteten Bergabhängen, in lichten Wäldern, auf buschigen Hügeln in den südlichen Kronländern Österreichs, in Ungarn, Siebenbürgen, Mähren (Pöhlauer Berge), um Wien, in der westlichen Schweiz. Blüht im Mai und Juni.

Wm.

**Genicken,** verb. trans. u. reflex., vgl. abgenicken, knicken und nicken.

1. trans. Einen Hasen durch einen Schlag ins Genick tödten, oder ein Stück Wild mit dem Genicksänger (s. d.) abfangen. „Der Hase wird genickt, so man ihm mit flacher Hand über den Hals herunter das Genick abschlägt.“ Döbel, Jägerpraktika, I., fol. 61 b. — Großkopff, Weidewerks-Lexikon, p. 134. — Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 177. — Bechstein, Höb. d. Jagdwissenschaft, I., p. 156. — „Der Jagdbare Hirsch wird . . . mit dem Hirschfänger abgefangen, . . . der schwächere, das Thier und das Kalb genickt, indem man den Kopf vorwärts biegt und den Rießänger da, wo der Hirnschädel mit dem Halsknochen verbunden ist, bis in das Gehirn hineindrückt.“ D. a. d. Wintell, Höb. f. Jäger, 2. Aufl., I., p. 8. — Hartig, Lexif., p. 218. — Laube, Jagdbrevier, p. 277. — Sanders, Wb. II., p. 437.

2. reflex., s. v. w. sich abgenicken, s. d.

E. v. D.

**Genicksang,** der, das Absangen mit dem Genicksänger, Abgenicken. „Genicksang ist ein Stich im Genick, welchen man mit einem spitzenen Stahl thut.“ Tänzer, Jagdgeheimnisse, 1682, fol. XIa. — Fleming, T. J., 1729, Anh., fol. 106. — E. v. Heppe, Aufr. Lehrprinz., p. 272. — Großkopff, Jagd- u. Weidewerks-Lexikon, p. 133. — Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 142. — Wurm, Auerwild, p. 98. — Sanders, Wb. I., p. 408.

E. v. D.

**Genicksänger,** der, das kleine, zum Abgenicken bestimmte Jagdmesser. „Genicksänger ist ein von puren Stahl gemachtes spitziges Messer, welches ganz schmal und auf beiden Seiten scharf ist.“ Großkopff, Weidewerks-Lexikon, p. 133. — Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 177. — E. v. Heppe, Aufr. Lehrprinz., p. 272. — v. Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1796, p. 14. — Bechstein, Höb. d. Jagdwissenschaft, I., 3, p. 696. — Hartig, Lexif., p. 218. — Laube, Jagdbrevier, p. 277. — Sanders, Wb. I., p. 410.

E. v. D.

**Genieß, der, s. Genuss.**

E. v. D.

**Genichen,** verb. trans.

1. S. v. w. wittern, vom Hund. „Also kam sie (die Witterung der Fährte) weder ein Jäger, noch sonst jemand riechen, der Hund dagegen weiß sie bald zu genießen.“ E. v. Heppe, Aufr. Lehrprinz., p. 39.

2. Den Hund vom Schweiß eines erlegten Stücks genießen lassen oder ihn damit genossen machen, schon mhd.: „Ich hân der hunde rât von einem brocken, der sô genozzen hat, daz er die verte erkenne der tiere durch den tan.“ Nibelungen, Str. 875. — „Er mac noch wol geniezen, nimt er

Gelückes warte, wil in êt niht verdriezen ze jagen . . .“ „Wie möhten dine hunde also geniezen!“ „Swinräden, wol genozzen . . .“ „Ein rüde ûf einem aze sol geniezen.“ „Sin bracke hat des wunden alze niht genozzen.“ Hadamar von Laber, Din jagt, str. 114, 418, 461, 539, 544. — „Genießen oder genossen machen.“ Großkopff, Weidewerks-Lexicon, p. 134. — Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 177. — E. v. Heppe, Aufr. Lehrprinz., p. 39, 311. — Bechstein, Höb. d. Jagdwiss., I., 1, p. 279. — Wildungen, Taschenbuch, 1796, p. 63. — D. a. d. Wintell, Höb. f. Jäger, I., p. 50. — Hartig, Lexif., p. 218. — Laube, Jagdbrevier, p. 277. — „Das Genossen machen der Wildboden-hunde . . .“ R. R. v. Dombrowski, Lehr- u. Höb. f. Bernfsjäger, p. 513. — Sanders, Wb. II., p. 440.

E. v. D.

**Genitalanhänge, s. Geschlechtsorgane.**

Hscht.

**Genitalien, s. Geschlechtsorgane.**

Hscht.

**Genossenschaft, s. Gesellschaft.**

At.

**Genossenschaftswaldungen, s. Gesellschaf-**

ft.

**Gentiana** L., Enzian. Artenreiche Hauptgattung der nach ihr benannten diotylen Familie der Gentianaceae. Die europäischen Arten sind fahle Kräuter mit einsachen ganzen und ganzrandigen gegenständigen Blättern und regelmäßigen Blüten, welche einen 5-, selten 4zähligen Kelch, eine röhrlige, trichter- oder gluckenförmige Blumenkrone mit 5, selten 4-lappigem Saum, 5 Staubgefäß und einen oberständigen Fruchtknoten mit meist 2 Narben besitzen, aus dem sich eine vierzählige Kapsel entwickelt. Die meisten Enzianarten sind Alpenkräuter mit blauen Blüten. In Wäldern Mitteleuropas wachsen: Gewimperter Enzian, G. ciliata L. Stengel 8—30 cm hoch, meist einsach; Blätter lanzett- oder lineal-lanzettförmig; Blüten röhrlig, bis 5 cm lang, mit 4 an den Rändern zierlich gefransten Lappen, azurblau. Auf Kalkböden in Wäldern und Gebüschen der Ebene und des Hügellandes zerstreut. Ausdauernd. — Kreuzblättriger Enzian, G. cruciata L. Ausdauerndes Kraut mit 15—45 cm hohem Stengel, kreuzweise gegenständigen, länglichen, lanzettförmigen, am Grunde scheidenartig verbundenen Blättern und quirlig in den Blattwickeln und am Ende zusammengezogenen Blüten mit 18 mm langer grünlich-blauer Blume. Auf Kalkböden zwischen Gebüschen, auf Waldwiesen gebirgiger Gegend; zerstreut. — Schwalbenwurzartiger Enzian, G. asclepiadea L. Anrscheinliche Staude mit bis 60 cm hohen reichblätterten Stengeln. Blätter ei-lanzettförmig, lang zugespitzt, 3—5nervig. Blüten gegenständig, gestellt, eine lange beblätterte Traube bildend, mit 3 bis 5 cm langer azurblauer (selten weißer) trichterförmiger Blume. In Waldschluchten an Bächen, auf Waldwiesen und an Waldrändern der Alpen, Vogesen, des Jura- und Riesengebirges, der Sudeten und Karpaten. — Deutscher Enzian, G. germanica L. Ein- bis zweijähriges Kraut mit bis 45 cm langem, pyramidalästigem Stengel und pyramidalen Blütenrispen. Grundständige Blätter verkehrt-

eißormig-länglich, in Rosetten, bald verwelkend, stengelständige ei-lanzett- bis lanzettförmig, lang zugespitzt. Blumenkrone weitähnig, fünfspaltig, bis 38 mm lang, lila. Auf Waldwiesen, Triften, bebauten Hügeln, besonders auf Kalkboden, zerstreut (gemein im Böhmerwald und in Oberbayern). Alle diese Arten blühen im Spätsommer. — In den Alpen und anderen Hochgebirgen wächst an kräuterreichen Orten und auf Wiesen, aber nicht im Walde der gelbe Enzian, *G. lutea* L., eine höchst stattliche Stande mit bis über 1 m hohem Stengel, breiten 5-nervigen Blättern und langer Quirltranne achselständiger Blüten mit tief zittriger gelber Blume, welche im Hochjahr blüht. Ihr Wurzelstock gilt für überaus heilkrautig.

Wm.

**Genus**, der, s. v. w. das Genießen oder das zu genießende. „So fällt der Schatz durch das Schloß heraus, den sollen die Hunde jederzeit zum Genuss bekommen.“ Parson, Hirschgerechter Jäger, fol. 51. — „Wenn der Jäger dem Leithund und anderen Jagdhunden von dem erlegten Wildbret ihren Genuss oder Genuss gibt . . .“ C. v. Heype, Aufr. Lehrprinz, p. 39, 311. — Großkopff, Weidewerks-Perricon, p. 133. — Chr. W. v. Heype, Wohlred. Jäger, p. 178. — Bechstein, Ob. d. Jagdwissenschaft, I., 1, p. 281. — Sanders, Wb. II., p. 434.

E. v. D.

**Genussjagen**, das, das erste in der Feiertzeit auf Rothkirche abgehaltene (Parforce-) Jagen. „Genussjagen ist das erste Feiertagjen, welches gehalten wird.“ Chr. W. v. Heype, Wohlred. Jäger, p. 178. — Großkopff, Weidewerks-Perricon, p. 133. — Sanders, Wb. I., p. 827.

E. v. D.

**Gentisin**,  $C_{14}H_{10}O_5$ , der gelbe Farbstoff der Enzianwurzel, zerfällt beim Schmelzen mit Kalil in Phloroglucin, Essigsäure und Gentisinsäure ( $C_7H_6O_5$ ), scheint ohne Wirkung auf den Organismus zu sein.

v. Gn.

**Geodäsie**. Die Wissenschaft, welche sich mit der Darstellung der Gestalt und Größe der ganzen Erdoberfläche oder begrenzter Theile derselben und mit der Ausmittlung der gegen seitigen Lage einzelner Punkte der Erdoberfläche beschäftigt, heißt Geodäsie, Messkunst oder auch praktische Geometrie.

Je nachdem bei diesen Ausmittlungen, der Größe (Ausdehnung) des Objektes wegen, die Krümmung der Erdoberfläche in Rücksicht gezogen werden muss, oder hievor Abstand genommen werden kann, und man in diesen zwei verschiedenen Fällen die Aufnahme nicht in gleicher Weise bewerkstelligen darf, so zerfällt der ganze Gegenstand in:

a) höhere Geodäsie, und b) niedere Geodäsie.

Die höhere Geodäsie umfasst wieder:

a) die Gradmessung, aus welcher die Form und Größe der Erde resultiert;

b) die Landesvermessung, welche die Aufnahme der ganzen Erdoberfläche oder großer begrenzter Theile derselben, wie z. B. einzelner Reiche oder Continente lehrt;

c) die Landkartentheorie (Chorographie), welche zeigt, wie die ganze Erdoberfläche oder

große Theile derselben bildlich dargestellt werden können.

Die niedere Geodäsie zerfällt in:

a) die Feldmeßkunst, besser Flächenmeßkunst, deren Objecte einzelne Großgrundbesitz, Gemeinden oder auch einzelne Feld- oder Waldparzellen oder Complexe solcher sein können;

b) die Höhenmeßkunst und das Nivellieren, durch welche die Bestimmung des Höhenunterschiedes zweier Punkte der Erdoberfläche gelehrt wird.

Zu den ersten Erdmessungen gehört die von Eratosthenes (220 v. Chr.), obwohl anzunehmen ist, daß derartige Messungen schon vor ihm ausgeführt wurden.

Schon Thales (Milet 639—? v. Chr.), einer der sieben Weisen des alten Griechenland, erfassste die Erde als freischwebende Kugel.

Es würde hier zu weit führen, auch nur in Skizziform die Geschichte der Geodäsie und ihre Literatur zu behandeln, umso mehr als die Fortschritte dieser Wissenschaft mit der Entwicklung der reinen Mathematik, der Astronomie und Physik aufs innigste zusammenhängen. Überdies findet in dem vorliegenden Werke nur ein Zweig der Geodäsie, nämlich die niedere Geodäsie Berücksichtigung und dürfte daher die Aufführung der einschlägigen wichtigsten Bücher vollständig genügen.

Wir würden empfehlen:

Dr. Carl Marx v. Bauernfeind, Elemente der Vermessungskunde, sechste Auflage, Stuttgart 1879.

Friedr. Hartner, Handbuch der niederen Geodäsie, in V. und VI. Auflage bearbeitet und vermehrt von Josef Wastler, Wien 1883.

Dr. G. Chr. & Hunans, Die geometrischen Instrumente der gesammten praktischen Geometrie etc. Hannover 1864.

Dr. W. Jordan, Handbuch der Vermessungskunde, Stuttgart 1877.

Dr. C. Bohn, Die Landmessung, Berlin 1886.

G. Kraft, Die Ausgangsgründe der Theodolitmessung, Hannover 1878.

F. Wilski, Einführung in die trigonometrischen, bezw. Abgleichungsrechnungen etc., Liegniz 1883 (im Selbstverlage).

Dr. W. Jordan, Zeitschrift für Vermessungswesen, Stuttgart (jährl. 24 Heft).

**Geodromica** (Geocores), Wanzen, eine Gruppe der Abtheilung Frontirostria (Wanzen), Ordnung Rhynchota, Hauptabtheilung Hemiptera. Die Gruppe enthält 11 Familien: 1. Pentatomiden, Baumwanzen; 2. Coriden, Lederwanzen; 3. Berytiden, Stelzenwanzen; 4. Pyrrhocoridae, Feuerwanzen; 5. Lygaeiden, Langwanzen; 6. Tingidae, Buckelwanzen; 7. Acalyptiden, Kindwanzen; 8. Coccoiden, Dickwanzen; 9. Anthocoridae, Plattwanzen; 10. Reduviiden, Schnabelwanzen; 11. Saldiden, Uferwanzen.

Hochl.

**Geoffroy Saint-Hilaire** (Etienne Louis), geb. zu Paris 1723, daselbst gest. 1810; hatte Medicin abholtiert und gehörte zu den gefüchttesten Ärzten. Während der Revolutionsperiode Ende des vorigen Jahrhunderts floh Geoffroy

aus Paris und wandte sich nach Chartreuse bei Soissons. Neben seinem praktischen Berufe als Arzt befasste sich Geoffroy eingehend mit Naturwissenschaften, insbesondere mit Entomologie. Seine "Histoire abrégée des Insectes qui se trouvent aux environs de Paris" in II.-4°. Paris 1764, mit Tafeln gut ausgesührter Abbildungen gehört zu den besten Werken. Hschl.

### Geographische Vorbegriffe, s. Erde, Breite, geographische, Länge, geographische. Br.

**Geologie** ist nach Credner die Lehre von dem Erdkörper in seiner gegenwärtigen Erscheinungsweise und Zusammensetzung sowie von seiner allmählichen Entwicklung. Von besonderer Wichtigkeit für die Bodenkunde ist die petrographische Geologie (Lithologie), die das Material kennen lehrt, aus dem der uns zugängige Theil der Erde besteht, und die historische Geologie, die die Frage nach der Entwicklungsgeschichte der Erde und ihrer Bewohner zu lösen sucht; sie wird auch Stratigraphie genannt, weil sie die Beschreibung aller Schichten und Formationen umfasst. — Vgl. E. Kaltowski, Elemente der Lithologie, Heidelberg 1886. — J. v. Hauer, Die Geologie und ihre Anwendung auf die Bodenbeschaffenheit der österreichisch-ungarischen Monarchie, 2. Aufl., Wien 1877. — Credner, Elemente der Geologie, 6. Aufl., Leipzig 1887. — Von den zahlreichen geologischen Karten heben wir hervor: Geologische Übersichtskarte der österreichischen Monarchie von J. v. Hauer. 1 : 570.000. Wien, seit 1867 im Erscheinen begriffen. — Carte géologique de la Suisse de B. Studer et A. Escher v. d. Linth. Ed. 2, Winterthur 1867. 1 : 380.000. — Geologische Specialkarte des Königreiches Sachsen, seit 1877 im Erscheinen begriffen. — Geologische Karte von Preußen und den Thüring. Staaten. Mit erläuterndem Texte 1 : 25.000, seit 1877. Einzelne Blätter dieser Karte, wie z. B. die der Umgegend von Berlin, haben für den Forstmann besonderen Wert, weil sie gleichzeitig neben den geologischen Verhältnissen auch die agronomischen berücksichtigen.

v. O.

**Geometra**, Linné'scher Name für alle zur großen Abtheilung Geometrae, Spanner, gehörigen Gattungen und Arten. Noch heute ist der Name Geometra bei den Forstwirten vielfach in Gebrauch, ohne weitere Rücksicht auf Subfamilien und Genera. Dieses Vorgehen hat seine Berechtigung, denn Synonyme kommen nur sehr selten vor, und die Speciesnamen wiederholen sich daher auch nur selten in zwei verschiedenen Genera.

Für den Forstwirt sind die folgenden Arten von mehr oder minderem Interesse: Geometra aurantaria Esp., s. Hibernia. — G. boreata, s. Cheimatobia. — G. brumata, s. Cheimatobia. — G. defoliaria, s. Hibernia. — G. liturata, s. Macaria. — G. pinaria, s. Fidonia. — G. progemmaria, s. Hibernia.

Hschl.

**Geometrae**, Geometridae, Geometrina, Spanner, eine von den fünf Hauptabtheilungen der sog. Großschmetterlinge, sie ist ganzlich identisch mit der Familie Geometrina.

Fühler (schaft\*) borstenförmig, mit verdicktem Wurzelgliede; Hinterschienen höchstens doppelt so lang wie die Schenkel (niemals länger); Nebenungen nicht vorhanden; Vorderflügel breit, dreieckig, mit einer Inneneinbandrippe; Hinterflügel breit, ungetheilt, kurz gefranst, mit Haftborste; nicht mehr als zwei Inneneinbandsuppen und außerdem mit noch 6 oder 7 Rippen; Costalrippe aus der vorderen Mittelrippe oder aus der Wurzel, in diesem Falle aber Rippe 5 schwächer oder ganz fehlend, oder die Schenkel anliegend beschuppt. Fast ausnahmslos zeigen die Spanner sehr schlanken Körper- und Beinbau; die Flügel sind in der Regel sehr zart, groß, breit, an einer Tagsschmetterlinge erinnernd, in der Ruhe flach ausgebreitet, aufsteigend. Die Farben sind monoton, meist grau; die Flügelzeichnungen erstrecken sich auch über die Hinterflügel; sie bestehen der Hanfsäche nach in zarten Querlinien, Bändern oder Fleckenzeichnungen. Bei manchen Weibchen fehlen die Flügel oder sie sind nur rudimentär vorhanden (Cheimatobia u. a.). Kopf und Augen sind klein; die Palpen nur wenig vorstehend; Nebenpalpen fehlend. Die Flugzeit fällt in die Dämmerung. Ihr Flug ist beschränkt, nie auf weitere Strecken ausgedehnt, unsicher, taumelnd. Tagsüber führen die Schmetterlinge möglichst geschützt gegen das Tageslicht an der Unterseite der Blätter, unter vorspringenden Gesimsen, Brettern, Bäumen u. c. Werden sie da aufgeschreckt, so nehmen sie nur eine kurze Strecke im Fluge, und das nächste sich bietende Versteck wird zum Aufstuge benutzt. Windige Lagen werden möglichst gewieden; im Walde sind es daher vorzugsweise die geschlossenen, undurchdringlichen Behände. Die Familie der Spanner enthält die spätfliegendsten Arten; so z. B. fliegt Ch. brumata bis in den Dezember hinein. — Die Raupen haben nur 10, in seltenen Fällen 12 Füße; ihre Bewegungen sind daher einkelspannend.

Das Außere passt sich ihrer Umgebung nicht selten so vollkommen an, dass selbst das geübte Auge die Raupen nicht sofort zu erkennen vermag. Manche Raupen strecken nämlich ihren Körper von dem Zweige, an dem sie sitzen und an dem sie sich mit den beiden am leichten und drittleasten Leibesringe befindlichen Bauchfüßen anflammern, derart steif hinaus, dass sie einem dünnen Zweigstummel oder einem Kurztriebe tatsächlich ähnlich sehen (z. B. Amphidasis betularia, Birkenspanner u. a.). Dazu trägt die äußere Bekleidung, Warzen, Höcker, Farbe wesentlich bei. — Die meisten Spannerraupen sind auf Holzgewächse angewiesen; unter diesen nehmen wohl die Eichen die oberste Stelle ein. Da die Eier stets einzeln und verstreut zur Ablage gelangen, so findet der Raupenraupen niemals familienvise oder in gemeinsamen Geispinsten statt; auch dann nicht, wenn, was ausnahmsweise vorkommt, die Eier in größerer Anzahl und auf eugeretem Raum zusammen-

\* Die Fühler der Weibchen sind ausnahmslos borstenförmig; nur die Fühler der Männchen sind bei einer größeren Anzahl von Arten gekräumt. Linné hat für diese letzteren die Ausgangsfülle „aria“ (z. B. defoliaria), für jene, deren Männchen borstenförmige Fühler tragen, die Ausgangsfülle „ata“ (z. B. brumata) gewählt.

gelegt werden. Die weitaus größte Anzahl lebt auf Laubgehölze; die Nadelholzer hingegen weisen nur eine verschwindend kleine Menge von Arten auf, und unter diesen ist wohl auch nur die Fidonia piniaria von mehr oder minder forstlicher Bedeutung. Die meisten haben einfache, nur wenige Arten doppelte Generation. Das Überwinterungsstadium ist gewöhnlich der Puppen-, minder häufig der Raupenstand und nur sehr wenige überwintern als Ei. Die Verpuppung erfolgt entweder in den Boden, frei ohne Gespinst oder Cocon, oder an der Fraßpflanze selbst und in diesem Falle in einem aus losen Fäden bestehenden Blattgespinst. Die Puppen sind gestreckt, nach hinten stark zugespitzt, glänzend, vorherrschend braun. Forstliche Bedeutung im allgemeinen gering. Nachfolgende Tabelle enthält die Charakteristik der für den Forstwirt in Betracht kommenden vier Gattungen:

1. Flügel vollständig; Schmetterlinge flugfähig.\*)
2. Borderrandsrippe der Hinterflügel aus der Wurzel entspringend; Rippe 5 schwächer als die übrigen oder fehlend; Saum auf Rippe 4 nicht geeckt; Spitze der Vorderflügel vollkommen gerundet; Schenkel anliegend beschuppt.
3. Saum der Vorderflügel vom Innenwinkel bis zur Spitze gerade oder nur schwach geschwungen; die Spitze stark gerundet; Flügel breit, sehr zart gerippt.
3. Saum der Vorderflügel vom Innenwinkel bis zur Spitze gleichmäßig gerundet. Stirn nicht aufgetrieben. Flügel nicht weiß\*\*) und die Zeichnungen bestehen nicht aus schwarzen runden Flecken\*\*), sondern sind anders gestaltet. Vorderflügel mit 11 Rippen; ihre Spitze gerundet, der Saum weder gewellt noch gezackt. Hinterflügel ohne Grube; ihr Borderrand den Innenwinkel der Vorderflügel nicht überragend. Junge klein schwach.

#### Gattung Fidonia.

2. Borderrandsrippe der Hinterflügel aus der vorderen Mittelrippe entspringend; Vorder schienen kaum kürzer als der halbe Schenkel; dieser anliegend beschuppt. Vorderflügel mit den gewöhnlichen Querlinien. Mittelzelle der Hinterflügel wenigstens am Innenrande merklich länger als der halbe Flügel. Nur eine Innenrandsrippe.

#### Gattung Cheimatochia.

1. Flügel verkümmert; Flugvermögen fehlend; Junge schwach; Beine glänzend beschuppt. Weibchen der Gattungen

Hibernia: Cheimatochia.

Hjchl.

#### Geometrie, praktische, s. Geodäsie. Lt.

\*) Wenn das Flugvermögen infolge Verlämmerung oder mangels der Flügel fehlt, so sind es Weibchen (Cheimatochia, Hibernia). — S. am Schluß der Tabelle (1).

\*\*) Dadurch von der Gattung Abraxas, mit dem bekannten Harlekin oder Stachelbeerpanzer, A. grossularia, unterschieden.

Georg Wilhelm, am 4. Mai 1817 zu Neuhaus im Sollinge (Harz) geboren, starb am 16. Januar 1869 als Forstmeister zu Lampzinge. Seine forstwissenschaftliche Ausbildung erlangte er zu Clausthal. Ein vorzüglicher Forstwirt und scharfer Beobachter besonders auf entomologischem Gebiete, wie die vielen Citate Rabeburgs in dessen „Forstinsecten“, „Waldverderber“ und „Waldverderbnis“ darthun.

Hjchl.

Georgel, das, das Orgeln (s. d.) der Brunnthirsche. Behlen, Real- u. Verb.-Lexik. III., p. 262. — Sanders, Wb. II., p. 483. — S. a. Gerebre.

E. v. D.

Geotrupes Latreille, die alsbekannten, durch leuchtend blonde oder grünblonde oder ganz schwarze Färbung ausgezeichneten Ross- oder Mistkäfer. Sie bilden eine Gattung der Familie Scarabaeidae der Gruppe Geotrupini. In diese Gruppe — und sich anschließend an die Gattung Geotrupes — gehört der durch Abbeihen der jungen Ranken an den Weinböden als Schädling bekannte, tagsüber in Erdlöchern sich aufhaltende, durch seine halbkugelige Gestalt und außerordentlich stark entwickelte Mandibeln charakterisierte schwarze Lethrus cephalotes Fabr.

Hjchl.

Gepaart, adj. part., paarweise zusammengethan oder auch begattet, vom Flugwilde, s. Paar. „Zusammenliegende, unzweifelhaft gepaarte Eulenköpfe.“ Jul. Hoffmann, Waldschnepfe, p. 12. — „Zwei Schnepfen, welche als gepaartes Paar anzusehen waren.“ Ibid., p. 25. — Sanders, Wb. II., p. 489. E. v. D.

#### Gepanzert, adj. part.

I. S. v. w. gejagt, s. d. „Die gejagten oder gepanzerten Hunde.“ Döbel, Jägerpraktika II., fol. 77b. — Großkopf, Weideverzeichnicon, p. 135. — Sylwan, 1815, p. 46. — Hartig, Lexit., p. 219.

II. v. Schwarzwild. „So jest sich ihnen (den Sauen, welche sich an Nadelholz reißen), Harz auf die Blätter. Schweine, woran man dies findet, werden gepanzert genannt.“ Hartig, Lexit., p. 481. — S. Panzer, Harnisch. Sanders, Wb. II., p. 496. E. v. D.

Geperst, adj. part., von Geweih- und Gehörnstanzen, stark mit Perlen (s. d.) besetzt. „Der Träger dieses bis an die Spitzen reich geperlten Geweihes...“ R. R. v. Dombrowski, Edelwild, p. 60. — Derjelbe, Das Reh, p. 63, 64, 66. — Sanders, Wb. II., p. 515. E. v. D.

Gepsneisch, das, s. v. w. der Genuss, siehe psneischen. Onomat. forest. IV., p. 392. — Sanders, Wb. II., p. 540. E. v. D.

Gepiste, das, das Pisten der Haselhühner oder die Nachahmung derselben. „Haselhühner, welche auf Gepist gehen.“ Behlen, Real- und Verb.-Lexik. III., p. 262. — Sanders, Wb. II., p. 523. E. v. D.

Gerade, adj., nennt man die Endenzahl eines Geweih- oder Gehörnträgers, bezw. dessen Geweih selbst, wenn beide Stangen gleichviel Enden tragen; vgl. ungerade. „Überhaupt wird die Zahl der Enden allemal nach der Stange, auf welcher die meisten gültigen sichtbar sind, verdoppelt angesprochen, nur daß der Zinsas gerade die gleiche Zahl auf beiden Stangen,

ungerade aber die ungleiche bestimmt." D. a. d. Winkel, Hb. f. Jäger I., p. 6. — „Trägt der Zehneider an der einen Stange 4, an der anderen 5 Enden, dann wird derjelle als ungerader, trägt er an beiden Stangen je fünf Enden, als gerader Zehner angeprochen.“ R. R. v. Dombrowski, Edelwild, p. 53. — Id., Reh, p. 65. — Sanders, Wb. I., p. 615.

E. v. D.

**Gerade.** Darunter versteht man in der Geodäsie jene Linie, durch welche eine Verticalebene gelegt gedacht werden kann. Da die Verticalebene durch zwei Punkte vollkommen bestimmt ist, so ist dies auch die geodätische Gerade. Eine geodätische Gerade hat zur horizontalen Projection eine Gerade in rein mathematischem Sinne und wird letztere die auf den Horizont reduzierte Gerade genannt (s. „Figur, reducere“).

Vr.

**Gerade Flüge, s. Flüge.****Geradflügler, s. Orthoptera,**

Hschl.

**Geradhalter, s. Borkenkäfer.**

Hschl.

**Gerade, vgl. Haingerade.**

Schw.

**Geraniol.**,  $C_{10}H_{18}O$ , isomer mit Leinöl, findet sich im indischen Geraniumöl von Andropogon Iwaraneusa und im deutschen und französischen Geraniumöl von Pelargonium Radula. Farbloze, rosenartig riechende Flüssigkeit. v. Gn.

**Geranium** L., Storchschnabel. Artenreiche Gattung, welche der dicotylen Familie der Geraniaceen ihren Namen gegeben. Blüten regelmässig, mit 5 Kelch- und Blumenblättern, 10 am Grunde verwachsenen Staubgefäßern und 5 um eine Mittelsäule gestellten Kernzellen, deren 5 unten verwachsene Griffel nach dem Blüten in einen langen Schnabel auswachsen und welche sich zur Zeit der Samenreife von der Mittelsäule lössen, wobei der verlängerte Griffel sich nährfederartig zusammenrollt. Behaarte, selten fahle Kräuter mit ästigem Stengel, trockenhäutigen Nebenblättern, handförmig getheilten Blättern, deren obere wechselständig und oft sitzend, die übrigen gegenständig und immer gestielt sind, und achselständigen, zweiblättrigen Stielen, welche oft eine schlaffe Trambe oder Rüspe bilden.

Häufigste, in Wäldern und auf Waldboden vorkommende Arten: Waldstorchschnabel, G. silvaticum L. Stengel 30—60 cm hoch, nach oben drüsig-saumhaarig. Blätter 5—7theilig, mit fiederpalpigen oder eingeschnitten-gefagten Theilstücken. Blüten stets aufrecht; Blume groß, violett oder purpurblau. In Gebirgswäldern an Bächen, auf sumpfigen Wiesen. Ausdauernd. Blüht im Hochsommer. — Blutrother Storchschnabel, G. sanguineum L. Ausdauernde Stande mit holzig-knolligem Wurzelstock, vielstengelig, bis  $\frac{1}{2}$  m hohe Büsche bildend. Stengel sehr ästig, janunt den nach dem Verblühen abwärts geneigten Blütenstielen abstehend behaart. Blätter tief 7theilig, mit drei- bis vierpalpigen linealen Zipfeln; Blumen blutrot. Auf sonnigen, steinigen, bebüschten Hügeln, Waldschlägen, Schonungen, Waldwiesen, nur auf kalkhaltigem Boden. Blüht vom Mai bis Juli. — Sinkender Storchschnabel, G. Robertianum L. Einjährige, wiederlich stark aromatisch riechende Pflanze mit

wiederholte gabeltheiligen, abstehend behaarten, meist blutrothen Stengel, 3—5zählig zerschnittenen Blättern und kleinen hellrothen Blüten. An steinigen Plätzen unter Gebüsch, an Wädrändern, lichten Waldstellen, Rollsteinwänden, bis in die Alpenregion. Blüht vom Juni bis September.

Wm.

**Geräthe, s. Werkzeuge.**

Fr.

**Geräumte, das, s. v. w. Stellweg.** s. d. u. Flügel; selten. „Stellflügel, Stellwege, item Abjagunstflügel, auch Geräumte.“ E. v. Hepp, Aufs. Lehrprinz., p. 249. — Chr. W. v. Hepp, Wohlred. Jäger, p. 746. — Großkopff, Weidewerkslexikon, p. 136. — Sanders, Wb. II., p. 663.

E. v. D.

**Geräusch, das.** „Gereusch heißt Herz, Lung und Leber von wilden Thieren.“ J. Tünker, Jagdgeheimnisse, 1682, p. 15. — Döbel, Jägerpraktifa, Ed. I., 1746, I., fol. 18. — Chr. W. v. Hepp, Wohlred. Jäger, p. 178. — Großkopff, Weidewerkslexikon, p. 133. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 1., p. 102. — D. a. d. Winkel, Hb. f. Jäger I., p. 3. — Hartig, Lexikon, p. 219. — Laube, Jagdbrevier, p. 277. — Dombrowski, Edelwild, p. 49; Reh, p. 18. — Kobell, Wildanger, p. 479. — Wurm, Auerwild, p. 1. — Sanders, Wb. II., p. 664.

E. v. D.

**Geräusche, s. Hören.**

Lvr.

**Gerberei und Gerbstoffe.** Gerberei ist jener Industriezweig, welcher aus Thierhäuten Leder bereitet. Während die rohe thierische Haut im getrockneten Zustande hart und brüchig ist, im feuchten Zustande leicht faul und mit Wasser gesucht sich unter Umwandlung in Leim darinnen löst, ist das durch das Gerben daraus gewonnene Leder eine genügend feste, sehr biegsame und geschmeidige Substanz, die in der Nässe der Fäulnis vorzüglich widersteht und sich beim Kochen mit Wasser nicht oder sehr schwierig in Leim verwandelt. Nach Dr. Knapp's Definition ist Leder im weitesten Sinne irgend eine Thierhaut, deren Fasern durch Anwendung eines beliebigen Mittels verhindert wurden beim Trocknen zusammenzuleben.

Wie Fig. 382 zeigt, welche einen Schnitt durch die thierische Haut darstellt, besteht dieselbe aus sehr verschiedenen Elementen. Die oberste Schichte O, die Überhaut oder Epidermis, besteht aus zahlreichen platt übereinander liegenden Hornplättchen. Sie besitzt weder Nerven noch Blutgefäße, wird an der Körperoberfläche beständig abgenutzt und erneuert sich fortwährend. Unter derselben liegt das aus runden Zellen bestehende Malpighi'sche Schleimnez S; diese Zellen enthalten bei Thieren mit gefärbter Haut die färbenden Pigmentkörperchen. Die nächstfolgende Schichte L ist die dickeste von allen, es ist die Lederhaut (corium oder derma), und sie besteht aus elastischen Bindegewebsfasern, die ein filziges, sehr zähles, von Blutgefäßen durchzogenes Flechtwerk bilden. Unter der Lederhaut endlich liegt das Unterhautbindegewebe oder die Fetthaut (panniculus adiposus) und bildet die Alas- oder Fleischseite der Hämte. Die übrigen Buchstaben in der Figur haben nachfolgende Bedeutung: H ist ein Haar, Z seine Haarzwiebel, M ein Mus-

selbündel, t Talgdrüsen, D Schweißdrüsen, sp deren Ausgang, N sensible Nervenfasern, T ein Taschörpchen und F Fettzellen.

Nicht die ganze Haut, sondern allein die Lederhaut (das Corium) ist das Substrat der Gerberei. Es müssen daher die frischen Hämme entsprechend vorbereitet, d. h. durch Anwendung chemischer oder mechanischer Mittel die übrigen Gewebschichten möglichst entfernt werden, wodurch man die gereinigte Haut oder die Blöße erhält.

Die rohen, unbearbeiteten Thierhäute heißen im Handel Hämme (franz. peaux brutes oder

eingestreut, in Bündel gefaltet und verschmärt. Sie erhalten sich so am besten und sind besonders für Sohlleder gut geeignet.

Die Rauchwaren oder Pelzfelle werden auf der Fleischseite zunächst durch Schaben gereinigt und dann mit Alraun, Salz, Fett, Butter, Öl usw. eingerieben.

An der Blöße unterscheidet man die Fleischseite (s. oben) als die innere, und die Narbenseite als die äußere Seite der Haut.

Je nach den angewandten Gerbstoffen wird die Gerberei eingeteilt in

1. Loh- oder Rothgerberei. Mit Gerbsäure. Das Product heißt Loh- oder rothgares Leder;

2. Alraun- oder Weißgerberei. Mit Alraun und Kochsalz. Das Product heißt alraun- oder weißgares Leder;

3. Sämisch oder Ölgerberei. Mit Fett. Das Product heißt Sämisch-, Öl- oder Wasch-Leder;

4. Metallsalzgerberei. Ein neuer Industriezweig, der rasch an Verbreitung gewinnt.

Das Wichtigste über die verschiedenen Gerbmethoden ist in der nachfolgenden Tabelle auf p. 358 bis 361 zusammenge stellt.

Fuchsen- oder Insten-leder ist unter Anwendung von Weidenrinde hergestelltes lohgares Leder, das mit Birkenteueröl eingelassen ist.

Saffian oder Maroquin (echtes aus Ziegen, unrechtes aus Schaffell) ist mit Sunnach, Corduan mit Rhus cotinus, dänisches Leder mit Weidenrinde gegerbt.

Von den in der Gerberei angewandten Gerbstoffen sollen hier diejenigen der Lohgerberei besprochen werden, da die übrigen (in nachstehender Gerberei-Tabelle aufgeführt) theils an anderen Orten besprochen werden, theils aber auch für Forstmänner und Jäger ohne Bedeutung sind.

Die wirklichen Bestandtheile der vegetabilischen Gerbstoffe sind die Gerbsäuren (s. d.), wie die Digallussäure, das Tannin oder die reine Gerbsäure ( $C_{14}H_{10}O_9$ ), die Eichen-gerbsäure, die Chinagerbsäure, die Kino-gerbsäure, die Catechugerbsäure, die Mor ringagerbsäure (im Gelbholz), die Kaffee-gerbsäure, die Hopfengerbsäure. Sie sind im Pflanzenreich sehr verbreitet.

Die wichtigsten gerbstoffhaltigen Drogen sind folgende:

a) Rinden:

1. Eichenrinde (Borke) von *Quercus robur* und *Quercus pedunculata*. Sie enthält nach E. v. Wolfss folgende Gerbstoffmengen:

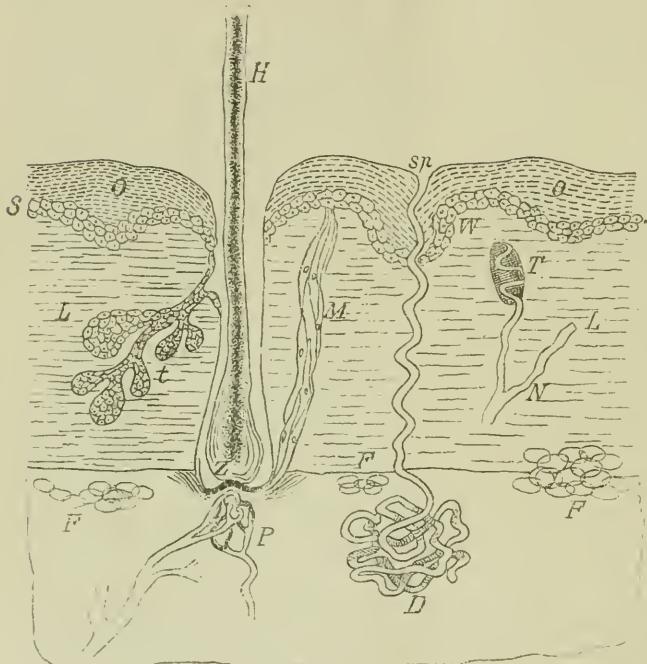


Fig. 382.

cnirs en poil, engl. hides), und sie werden nach der Thierart, von welcher sie stammen, näher bezeichnet. Strenge genommen, bezeichnet man nur die Hämme der grösseren Haustiere und einiger grossen wilden Thiere (z. B. Elefant, Nashorn) als Haut, wie Kindshaut, Ross-haut, Eelshaut, während die übrigen als Felle oder Rauchwaren bezeichnet werden.

Die überseeischen Hämme, Wildhämme genannt, kommen in drei Arten in den Handel:

1. Trocken. Au der Luft getrocknet. Werden bei langem Transport, besonders in den Tropen, durch den Wurmfraß gefährdet.

2. Trocken gesalzen. Die frischen Hämme werden auf der Fleischseite mit einem Kochsalz- oder Salzpeteranstrich versehen und dann an der Luft getrocknet. Sie erhalten sich sehr gut.

3. Grüngesalzen, nassgesalzen oder in Kisten gesalzen. Die Hämme werden abwechselnd mit Salz gelegt, einige Tage liegen gelassen, bis Blut und Wasser abge laufen ist, dann auf beiden Seiten mit Salz

## Gerbholz und Gerbstoffe.

	Gerbholz %	Alter der Stämme in Jahren
rauhe Rinde mit Borke . .	10·86	41—53
Basischicht der alten Rinde	14·43	41—53
Glanzrinde . . . . .	13·23	41—53
rauhe Rinde u. Glanzrinde	11·69	41—53
Basischicht " "	13·92	41—53
Glanzrinde . . . . .	13·93	14—15
" . . . . .	13·83	2—7

Sie ist das häufigst verwendete Gerbstoffmateriale.

2. Stamm- und Wurzelrinde von *Quercus coccifera* L. mit bis 12% Gerbstoffen, wird in Südeuropa und Nordafrika verwendet.

3. *Quercus suber* L. und *Quercus occidentalis* Gay mit 13% Gerbsäure.

4. *Quercus Prinus* L. (in Amerika unter dem Namen White Chestnutoak bekannt) mit bis 18% Gerbsäure.

5. Fichtenrinde (in Europa von *Abies excelsa*, in Nordamerika von *Abies alba*), in nördlichen und östlichen Deutschland sehr beliebt, mit 7—13% (nach J. Feiser 5—15%) Gerbstoff.

6. Tanneurinde von *Abies pectinata* (in Österreich und Steiermark angewendet) mit 4—8% Gerbstoff.

7. Die Rinde der Schierlings- oder Helmlofttaune (*Abies canadensis* Melch.), in Amerika sehr beliebt. In dem daraus verfertigten und nach Europa importierten Helmloftextract, auch Miller's Tannin genannt, fand Reißer 14·3% Gerbsäure.

8. Die Suonbarinide, von der Aleppokiefer, *Pinus halepensis*, welche in Dalmatien Wälder bildet, mit 13—25% Gerbstoff.

9. *Scorza rossa*, die Borke des vorigen Baumes.

10. Phyllocladusrinden, von *Phyllocladus aspleniifolia* und *trichomanoides*, aus der Gruppe der Taxineen (Coniferen) mit 23% Tannin, in Neuseeland und Tasmanien heimisch.

11. Birkenrinden, von *Betula alba* (in Europa) oder *Betula lenta* (in Amerika) mit nur 3% Gerbstoff.

12. Die Erlenrinden (hauptsächlich in Ungarn und der Militärgrenze), von *Alnus glutinosa* L. und *Alnus incana* W., sie enthalten nach Davy 16%, nach Wagner 3 bis 5% Gerbstoff.

13. Ulmenrinden, von *Ulmus campestris*, mit 3—4% Gerbstoff.

14. Buchenrinden, von *Fagus sylvatica*, mit nur 2% Gerbstoff.

15. Rinde, Holz, Fruchtkapseln und junge Reiser der Rosskastanie, *Aesculus hippocastanum*, hin und wieder in Südeuropa verwendet, mit nur 2% Gerbstoff.

16. Weidenrinden mit 2—12, nach anderen mit 3—5% Gerbstoffen. Zur Bereitung des Fuchten dient in Russland die Rinde der Salweide.

17. Rinden einiger Lorbeerarten (Westküste Südamerikas); so dient die Rinde von *Persea lingue* zur Erzeugung des Valdivia-

Leders und kommt auch in den europäischen Handel; sie enthält 17—18% Gerbstoff.

18. Proteaceenrinden, von *Protea cynocarpum* R. Br., mit 11% Gerbstoff (in Capland).

19. Quebrachorinde und -Holz, von *Aspidosperma Quebracho*, mit 2—4% (Eitner, Paschalis et al.) oder gegen 19% Tannin (Donath), soll in Südamerika sehr beliebt sein.

20. Die Monesirarinde, von *Chrysophyllum glypticolum*, mit 32% Tannin, in Brasilien als Gerbstoff verwendet, findet auch als Cortex Monesiae medicinale Verwendung.

21. Weinmanniarinde, von *Weinmannia macrostachys* DC., auf Réunion mit 13% Tannin.

22. Kirihiinanrinde aus Neuseeland, von *Elaescarpus dentatus* Vahl (einer Tiliacee) mit 21—22% Gerbsäure.

23. Nanciterinide (westindische Inseln und Centralamerika), von *Malpighia punicea-folia* L., mit 21% Tannin.

24. Chucoririnde (Chile), von *Fuchsia macrostemma* oder von *Oxalis gigantea*, mit 20—26% Gerbstoff.

25. Manglerinde, von *Rhizophora Mangle* L. (Centralamerika) mit 22—33% Tannin, kommt auch in den europäischen Handel.

26. Whawhakorinde, von *Eugenia Maire* in Neuseeland, mit 16—17% Tannin.

27. Eukalyptusrinde, von *Eucalyptus rostrata* und *Eucalyptus longifolia* mit 18% Tannin, und von *Eugenia Smithii* mit 17% Tannin. Beide aus Australien stammend, dienen zur Darstellung des sog. Eucalyptus kino.

28. Granatapfelbaumrinde, gegenwärtig nur mehr in den Mittelmeerlandern in Verwendung, mit 22% Gerbsäure (nach Wackenrode).

29. Racaseulorinde, von *Caesalpinia echinata* (von welcher auch das Fernambukholz stammt).

30. Mimosenrinden, im Handel Wattle genannt, nach J. Wiesner von verschiedenen Akazien Neusüdwales und Tasmaniens stammend, wie *Acaea dealbata*, *A. melanoxylon*, *A. lasiophylla* und *A. decurrens*. Leßtere liefert die beste Wattlerinde mit 20—24% Tannin.

31. Curalidorinde, von einer Sopataee stammend, sie kommt häufig als falsche Chinarinde in den Handel und enthält 24% Tannin.

32. Californische Gerberinde, unbekannter Abstammung, enthält 26% Tannin.

33. Bogotarinide, unbekannter Herkunft, aus Neugranada stammend, mit 25—30% Gerbstoff.

34. Türkische Gerberinde, von einer Terebinthacee stammend, mit 18% Tannin.

35. Garouille, die Wurzelrinde der Kermeiseiche, aus Algier stammend, mit 11—15% Tannin.

36. Lärchenrinde, von *Larix europaea*, in England und Irland gebräuchlich.

37. Wallnussrinde, von *Juglans regia*, für sehr weiches Leder.

38. Italienische Pappelrinde, von *Populus dilatata*, gibt hellbraunes, etwas nach Justen riechendes Leder.

## Übersicht der verschiedenen

	Loh- oder Rothgerberei	Allann- oder gewöhnliche
Verwendete Häute.	Hauptsächlich: Rinds-, Pferd- und Eselhäute.	Schwache Häute, Hammel-, Ziegen-, Schaffelle etc.
Art und Verwendung der fertigen Ware.	<p>Sohleleder für Schnuhsohlen; Schmal- oder Fahlleder für Schuhmacher- und Sattlerarbeiten; Blankleder für Sattlerarbeiten etc.</p> <p>Besondere Arten des lohgaren Leders sind: Juchten oder Justen; Saffian, Maroquin oder türkisches Leder; Corduan; Lackleder; dänisches Leder (lohgares Handschuhleder aus Fellen von jungen Ziegen, Lämmern, Glenthierhäuten etc., durch Gerben mit Weidenrinde erhalten) etc.</p>	Weißleder zu ordinärem Schuhfutter etc.
A) Reinmachen der Haut.	<p>1. Einweichen der Haut in Wasser, wodurch an derselben haftendes Blut, getrocknete Erde, Fleischstücke, Salz etc. entfernt und die Haut gänzlich mit Wasser durchtränkt wird. Dauer bis 10 Tage.</p> <p>2. Reinigen der Fleischseite. Die Häute werden auf den Schabebauum mit der Haarseite nach unten gelegt und mit dem Schabeeisen (einer etwas gekrümmten Klinge mit stumpfer Schneide und 2 Handgriffen) „ausgestrichen“. Nun werden sie wieder 24 Stunden in Wasser gelegt, nochmals ausgestrichen, wieder einige Stunden ins Wasser gelegt und zum dritten Male ausgestrichen.</p> <p>3. Reinigen der Narbeuseite zur Entfernung der Oberhaut und der Haare. Dies erfolgt nach einer der folgenden drei Methoden:</p> <p>a) Durch Schwitzen (bei Sohleleder), d. i. durch Selbstgährung in Schwitzkammern oder Schwitzkästen, welche, um sie bei einer konstanten Temperatur von 30—50° C. zu erhalten, in Pferdemist oder Lohé eingebettet werden. Um Fäulnis zu vermeiden, wird die Fleischseite mit Kochsalz oder Holzessig eingerieben.</p> <p>b) Mit Kalk (für leichtere Lederarten). Die Häute werden in Bottiche mit Kalmilch (Äscher) eingelebt, doch wird durch den Kalk die Inter-cellularsubstanz angegrissen, das so behandelte Leder also etwas spröde.</p> <p>c) Mit Rusma (durch Einwirkung von Kalk auf Schwefelarzen erhalten) oder mit Gastalz, wodurch das Leder weniger angegrissen wird (für kleine Thierhäute).</p> <p>4. Schwellen der gereinigten Haut (Blößie), bezweckt ihre Auflösung, um sie durchdringlicher für die Gerbsbrühe zu machen. Es erfolgt nach nachstehenden drei Methoden:</p> <p>a) Mit verdünnter Schwefelsäure (1:1000 bis 1:1500). In 24 Stunden ist die Haut schon auf ihr doppeltes Volumen aufgequollen; allein das Leder wird schlecht. (Hauptsächlich in England üblich.)</p> <p>b) Mit weißer Schwollbeize. Mit Wasser</p>	<p>1. Einweichen der Felle wie bei der Lohgerberei.</p> <p>2. Ausstreichen wie bei der Lohgerberei, aber an beiden Seiten.</p> <p>3. Guthaaren:</p> <p>a) Bei geschnittenen Häuten wie bei der Lohgerberei, nur mit einem Holzstab statt des Schabmessers.</p> <p>b) Bei mit Wolle versehenen Fellen durch Anzünden. Man legt die Felle mit der Fleischseite nach oben auf die Erde und bestreicht sie mit einem Brei aus Kalk, gesiebter Holzasche und Wasser, und legt sie zusammen, dass die Wolle von dem Kalkbrei nicht beschmutzt wird. Nach 8—10 Tagen werden die Felle abgewaschen und die Wolle abgespült oder am Streichbaum abgetözen. Nun kommen sie in den faulen Äscher, ein Kalkässcher, wodurch sie theilweise entsetzt werden, und von dort auf den Schabebauum zum Abschneiden der unbrauchbaren Zipfel (vergleichen). Nun werden sie eine Nacht in Wasser geweicht, auf beiden</p>

## Methoden der Herberei.

Weißherberei		Sämisch- oder Ölherberei	Metallsalz-herberei
ungarische	französische oder Erlanger		
Starke Häute: Ochsen-, Büffel-, Kuh-, Ross-, häute &c.	Felle von jungen Ziegen, Kälbern, Lämmern, Gemiselle &c.	Felle von Hirschen, Elchhieren, Rehen, Hamstern, Schafenhörnern, manchmal auch Kalbfelle und Ochsenhäute.	Verschiedene.
Leder für Sattler- und Riemerwaren.	Glaçéleder für Galanterie- und Handschuhsachen.	Sämisch-, Öl- oder Waschleder, hauptsächlich für Bekleidungsgegenstände: Beinkleider, Ventel, Hosenträger, Gamaschen, Westen, Handschuhe, Bänder und Bandagen &c.	
1. Einweichen wie früher.  —  2. Enthaaren durch Abziehen mit einem scharfen Putzmesser.	Wie bei der gewöhnlichen Weißherberei.	1. Einweichen, wie bei der gewöhnlichen Weißherberei.  2. Anstreichen, wie bei der gewöhnlichen Weißherberei.  3. Enthaaren, wie bei der gewöhnlichen Weißherberei, doch werden die Haare mit dem Abstrichmesser auf dem Streichbaum mit samt der Narbe abgestochen.	Wiederig nach einer der früher erwähnten Methoden.

	Loh- oder Rothgerberei	Alaun- oder gewöhnliche
	<p>angerührtes Gerstenjchrot oder Weizenkleie wird durch Zusatz von heißem Wasser auf 24–28°C. erwärmt, Sauerteig eingerührt und die Häute hineingelegt. Durch Nachsehen überzeugt man sich vom Fortgange der Schwelung. Die Beize kann mehrmals verwendet werden; ihre wirksamen Stoffe sind Milchsäure, Essigsäure, Buttersäure und Propionsäure.</p> <p>c) Mit rother Schwellbeize; d. i. sauer gewordener Lohbrühe. Das Verfahren gleicht dem vorigen, es liefert das beste Leder und ist in Deutschland allgemein angewendet.</p>	<p>Seiten ausgestrichen und geschabt, mit einer hölzernen Keule in Wasser gewalzt und nochmals ausgestrichen.</p> <p>4. Das Schwellen erfolgt durch 2–3 tägliches Einlegen in die Kleinenbeize.</p>
B) Gerben der Blößen.	<p>Die Lohgerberei erfolgt:</p> <p>a) Durch Einsetzen in Gruben („Verbessen“). Die Blößen werden abwechselnd mit dem Gerbstoffe in ausgemauerte Gruben oder Holzkästen eingeschichtet und diese dann mit Wasser gefüllt. Das Gerben nach diesem Verfahren dauert 2 Monate bis 2 Jahre.</p> <p>b) In der Lohbrühe. Man stellt die Gerbstoffslösung zuerst her und bringt sie fertig mit den Blößen zusammen. Die Lohbrühe wird durch Extraction der Gerbstoffmaterialien mit kaltem Wasser bereitet, und je weiter der Gerbprozeß fortgeschreitet, desto concentriertere Lohbrühe wird verwendet. Dauer des Prozesses 7–13 Wochen.</p> <p>NB. Eine Abart des Gerbens in der Lohbrühe ist die Schnellgerberei, deren wichtigste Unterarten folgend zusammengestellt sind:</p> <ol style="list-style-type: none"> <li>1. Einlegen der Häute in die Lohbrühe, gewöhnliche Gerberei in der Lohbrühe.</li> <li>2. Gerbverfahren von Ogereau, von Sterlinge und von Turnbull: die Lohbrühe circuliert in einer Reihe von Gerbbottichen.</li> <li>3. Gerben durch Dialyse (nach Turnbull). Die zu Säcken zusammengehaltenen Häute werden mit Lohé und Wasser gefüllt und in eine mit Melasse versetzte Eacthulösung gehängt.</li> <li>4. Bewegen der Häute in der Gerbbrühe. Verfahren von Brown, Squire, C. Knoderer etc.</li> <li>5. Gerben unter Anwendung von mechanischem Druck. Rossiter, Jones, Cox und Herapath entfernen von Zeit zu Zeit die verkünte Gerbbrühe aus den Häuten durch mechanischen Druck (Pressen oder Walzen).</li> <li>6. Gerben unter hydrostatischem Druck. W. Drake so wie Chaplin nähten je zwei Häute mit der Narbenseite nach innen zu Säcken zusammen und füllten diese mit der Lohbrühe, welche durch die Häute sickert und so diese gerbt. Sautelet spannt sie als Seitenwände in einen Holzkasten aus. Die Gerbbrühe tritt durch ein langes Rohr aus einem Reservoir in diese und wird durch die Häute gepresst.</li> <li>7. Durch Punction. Snyder will die Häute durch Nadelstiche für die Gerbbrühe durchdringlicher machen, doch ist dies nach Knapp ganz überflüssig.</li> <li>8. Gerben im luftverdünnten Raume. Eigentlich das umgekehrte Verfahren 6. — Hierher gehören die Verfahren von Knowley und Knesbury sowie von Knoderer.</li> </ol>	<p>Auf einen Decker (10 Häute) bereitet man die Alaunbrühe ans 0·75 kg Alaun, 0·3 kg Kochsalz und 22·5 l heißem Wasser. 11 dieser Brühe wird in einem Troge auf Handwärme abföhnen gelassen, die geschwollenen, mit Wasser gespülten und ausgerungenen Zelle einmal durchgezogen, ohne Ausringen aufeinander geschichtet, 2–3 Tage liegen gelassen, ausgerungen und langsam getrocknet.</p>

Weißgerberei		Sämisch- oder Ölgerberei	Metallsalzgerberei
ungarische	französische oder Erlanger		
—	Wie bei der gewöhnlichen Weißgerberei.	4. Das Schwellen wie bei der gewöhnlichen Weißgerberei.	Wesentlich nach einer der früher erwähnten Methoden.
Die Alraunbrühe besteht für eine Haut von etwa 23 kg Gewicht aus 3 kg Alraun, 3 kg Kochsalz und 20 l Wasser. Die geschorenen Härte kommen in die lauwarme Brühe, werden mit den Füßen einigemale durchgetreten, 8 Tage darin liegen gelassen, nochmals durchgetreten und zum Trocknen auf Stangen aufgehängt.	Der angewendete Gerbreibri (die Nahrung) besteht aus Weizenmehl, Eierdotter, Alraun und Kochsalz mit Wasser zu einem dünnen Brei angerührt. Die Felle werden in den Gerbreibri gebracht, einige Zeit getreten und gewalzt. Ein Zusatz von 2—3% Garbosäure verhindert das zu starke Erhitzen der Felle beim Lagern.	Die ausgewundnen Felle werden mit der Narbenseite nach unten auf einem Tische ausgebrettet, mit Thran oder Öl bestrichen, zusammengewickelt und unter der Stampfwalze 2—3 Stunden gewalzt. Von Zeit zu Zeit werden sie aus der Walze genommen, etwas an der Lußt liegen gelassen, bis ihre Oberfläche trocken erscheint, neuendring gesetzt und dann wieder gewalzt. Die Gare erkennt man an dem Auftreten eines meerrettigartigen, scharfen Geruches. — Nun werden die Felle am Boden der Wärme kammer auf einem Leintuche in Häufen zusammengeworfen, zugedeckt und unter zeitweiligem Lüften sich selbst überlassen, wobei Gährung und Erwärmung eintritt. Die Operation, das Färben in der Braut genannt, ist beendet, wenn die Felle eine genügend dunkle Färbung angenommen haben.	Hiezu dienen hauptsächlich Thonerde, Chrom- und Eisen-salze. Die Hämte werden 4 Tage lang in eine Lösung von 1 Theil Calciumchromat und 2 Theilen Alraun in 18 Theilen Wasser, dann 12 Stunden in eine solche von 1 Theil Eisenvitriol in 10 Theilen Wasser eingelegt. Heinzlerling bringt die oeschwollsten Hämte in eine Lösung von Calcium-, Natrium- oder Magnesiumbichromat und Alraun oder schwefelsaurer Thonerde, der nach einigen Tagen etwas Ferro- oder Ferricyankalium zugelegt wird und fixirt die Gärung durch Einweichen in Chlorbaryum, Bleisacetat oder Seife. — Nunapp gerbt in einer Lösung von Eisenvitriol, der so viel Soda zugesetzt ist, daß kein Niederschlag entsteht, und fixirt in einer Seifenlösung.

	Loh- oder Rothgerberei	Alaun- oder gewöhnliche
c) Zurichten der ganzen Häute.	<p>Das Zurichten ist bei den verschiedenen Lederarten verschieden, wie folgende Zusammensetzung zeigt:</p> <p>Sohlsleder. Die gegerbten und durch Abfehlen von anhängender Lohé gereinigten Häute werden, nachdem sie im Schatten genügend getrocknet sind, auf einen flachen Stein gebreitet und mit eisernen oder hölzernen Hämtern geschlagen.</p> <p>Schmallesleder oder Fahlleder. Das Leder wird mit der Narbenseite nach unten auf den Falzbloc gelegt (seine Sorten auf einer Marmorplatte ausgespannt) und mit dem Falz- oder Dollirmesser auf gleiche Dicke zugeschabt (das Falzen, Auschlichten oder Dolliren). Den selben Zweck erreicht man auch mit dem Schlichten, wozu das getrocknete Leder am Schlichtrahmen aufgehängt, mit einer Zange angespannt und mit dem Schlichtmonde, einer scheibenförmigen Klinge, auf der Fleischseite zugeschnitten wird.</p> <p>Nun folgt das Kripeln, eine Art Walzen oder Kneten des Leders mittels des eigenthümlich gestalteten Kripelholzes.</p> <p>Soll das Leder noch größeren Glanz erhalten, so wird es pantoffelt, d. h. auf einer Tischplatte mit dem Pantoffelholze, das mit einer Korkplatte belegt ist, abgerieben. Nun folgt (bei Blankleder) noch das Platten und Blankstoßen, ein Abreiben mit einer Eisenplatte, die in erstem Falle gefärbt, in letzterem glatt ist.</p> <p>Künstliche Narben erzielt man mit Walzen, deren Oberflächen stumpfe Erhöhungen haben (das Preissen).</p> <p>Endlich wird das Leder beschränkt und auf einer Tafel mit einer stumpfen Streichflinge ausgestrichen (das Aussehen) und mit Fischtran, Fischtran und Talg oder mit Dégras (Gerberfett) eingefettet.</p>	<p>Die benetzten Felle werden über die stumpfe Schneide einer bogenförmigen Eisenklinge, der Stolle, der Breite nach gezogen (gestellt) und auf dem Streichrahmen oder Streichschrägen „gestrichen.“</p>
b) Blätter, Blüten etc.		

39. Sumach oder Schmak, d. i. die zerleinerten Blätter, Blütenstiele und Zweige von *Rhus coriaria*, *R. cotinus*, *R. glabrum*, *R. canadense*, *R. typhinum*, *R. pentaphyllum*, *Arbutus uva ursi*, *Coriaria mystifolia*. Nach Wagner (Dingl. phys. Journ., Bd. 203, p. 140) kommen folgende Sorten in Handel:

a) Sizilianischer Sumach, von *Rhus coriaria* die beste Sorte, grünlich gelbes Pulver mit Theegeruch. (Acamo- und Carini-Sumach.)

b) Italienischer Sumach, von *Rhus coriaria*, hauptsächlich aus Toscana, schmutzig-grünes Pulver von Lebengeruch. Wird mit Sondroblättern verfälscht.

c) Spanischer Sumach, von verschiedenen Rhusarten stammend.

a) Malaga- oder Priego-Sumach, seines Pulver, heller als der sizilianische gefärbt, mit starkem Geruch.

b) Paladolid-Sumach, heller als der vorige.

c) Malina-Sumach.

d) Portugiesischer oder Porto-Sumach, ähnlich dem Malaga-Sumach, aber ein gröberes, grünlichgelbes Pulver.

e) Tiroler Sumach, aus den Blättern und Blütenstiel von *Rhus cotinus* bestehend, aus Südtirol, Istrien, Dalmatien und der Umgebung von Wien. Er besteht aus zerbrochenen, nicht gepulverten Blättern und riecht wie Eichenrinde.

f) Französischer Sumach, von *Coriaria mystifolia*, u. zw.:

a) Faubis (Umgebung von Brignolles, Departement du Var) ähnlich, aber heller als sizilianischer Sumach, schmeckt gewürzt, schwierig zu conservieren.

b) Donzère (Ufer der Rhône), grobes, färbiges, dunkelgrünes Pulver mit Lebengeruch.

c) Redoul oder Redon (Ufer des Lot, des Tarn und der Garonne), seines, trockenes, graugrünes Pulver mit Hengeruch.

Weißgerberei		Sämisch- oder Ölgerberei	Metallsalzgerberei
ungarische	französische oder Erlanger		
<p>Die trockenen Hände werden gereckt, über Kohlenfeuer angewärmt, auf einem Tische ausgebreitet und auf beiden Seiten mit geschmolzenem Talg eingerieben. Dann werden sie etwa eine Minute lang über Kohlenfeuer hin und her gezogen und schließlich in freier Luft mit der Fleischseite nach innen aufgehängt.</p>	<p>Das Leder wird durch Flusziehen gereift, an der Luft möglichst schnell getrocknet, je 12 Stück zwischen Leinwand gelegt, getreten und einzeln der Länge und der Quere nach auf der Fleischseite gestoßt, getrocknet und nochmals gestoßt.</p>	<p>Die in der Braut gefärbten Hände werden in einer lanwarmen Potashlösung entfettet, ausgerünigen, getrocknet und gestoßt. — Aus der zum Entfetten gebrauchten Potashlösung scheidet sich beim Stehen eine Fettmasse (<i>Dégras</i> oder <i>Gerbefett</i>) ab, das bei der Lohgerberei Verwendung findet.</p>	<p>Zerrieben.</p>

d) *Pudis* (Südfrankreich), feines, hellgelblich grünes Pulver.

γ) *Tegera-Sumach*, von *Rhus pentaphyllum*, wird von den Arabern zum Maroquinergerben verwendet.

δ) Amerikanischer Sumach, von *Rhus glabrum*, *R. canadense* und *R. typhinum*. Vereinigte Staaten von Nordamerika.

ε) Schwedischer Sumach wird in Dalfatien aus den Blättern der Varentraube, *Arbutus unedo ursi*, dargestellt.

40. Haidekrantblätter, *Erica vulgaris*, früher verwendet, heute kaum mehr in Anwendung.

41. Kreuzdornblätter, *Prunus spinosa*, wurden früher in London mit Gerstenschleim gefocht zum Gerben von Kalbfellen verwendet.

ε) Früchte:

42. Artischoken, *Cynara scolymus*, wurden im vorigen Jahrhundert zum Gerben von Kalb- und Ziegenfellen verwendet.

43. Äckerdoppen, *Valonea*, d. i. Kelche der Ziegenbartiche, *Quercus Aegilops* (griechische Inseln), gibt hartes, wasserdichtes Leder.

44. Myrrabalenen, birnförmige, in Indien heimische Früchte der Gattung *Terminalia*. Handelsplatz Calcutta. Besonders die Schalen sind sehr gerbstoffreich.

45. Dividivi, Schoten von *Caesalpinia coronaria* (Südamerika). Der Gerbstoff ist hauptsächlich in der äußeren Schale enthalten. Ihre Abködung giebt sehr weiches, schwammiges, braunes bis bramothees Leder. Auch Dividivi-Extract ist im Handel.

46. Bablah, Früchte von *Acacia Bambolea*, Roxb., gerbstoffreich, kommt aus Indien.

δ) Pflanzensaft und Extracte:

47. Kinognomi, der eingetrocknete Saft von *Pterocarpus erinaceus* und *Pterocarpus marsupium*, sehr gerbstoffreich.

48. Buteagnummi, eingetrockneter Saft von *Butea frondosa*, Roxb., nur im nordwestlichen Indien angewendet.

49. Catechu, wässriger Extract von *Acacia Catechu*, sehr gerbstoffreich, liefert jedoch kein schönes Leder.

50. Gambir oder Gamber, Extract der Blätter von *Uncaria Gambir*, kommt hauptsächlich von Singapore. Von den Chinesen soll nach McCulloch viel Catechu als Gambir verkauft werden.

e) Galläpfel und Knopppern:

51. Galläpfel, durch den Stich von Gallwespen veranlaßte frankhafe Auswüchse an den Blättern und Zweigen von *Quercus infectoria*, die gerbstoffreichsten Germaterialien. Die chinesischen Galläpfel entstehen durch Blattläuse auf *Rhus javanica* und *Rhus semialata*. Außerdem existieren noch Moreas, apulische, Abruzzi, ungarische, istrische, aleppoische und japanische Galläpfel.

Sie enthalten:

aleppoische Galläpfel . . . . .	55 bis 65%	Gerbstoff,
istrische " . . . . .	22 "	26 "
chinesische " . . . . .	65 "	75 "
japanische " . . . . .	60 "	70 "

52. Knopppern, durch Gallwespenstiche hervorgerufene Auswüchse an jungen Eicheln, mit 28—30% Gerbstoff.

f) Wurzeln:

53. Ratanhiawurzel, von *Krameria*

*triandra* (Peru). Ihr Extract findet in der Gerberei Anwendung.

54. Nelkenwurzel, von *Geum urbanum*.

g) Künstliche Gerbstoffe: Hierher gehören außer den schon früher erwähnten Extracten und verschiedenen Salzen:

55. Pitriinsäure (i. d.).

56. Jennings's Gerbstoff, erhalten durch Übergießen von dichtem, schwarzem gepulverten Torn mit 10—20% Salpeterfärbre, umrühren, und nachdem die Entwicklung rother Dämpfe nachgelassen, verdünnen mit 60—200 Theilen Wasser. Nun wird umgerührt, 4 Stunden kochen gelassen, zur Entfärbung Zinnsalz zugesetzt und nochmals kochen gelassen. Die Flüssigkeit liefert ein helles Leder (Dingl. polyt. Jour. 150, p. 319).

57. Skey erhält einen ähnlichen künstlichen Gerbstoff durch Einwirkung von Salpetersäure auf Stein- oder Braunkohlen.

h) Sonstige Germaterialien: Hierher zählen Talg, Thran, Baumöl, Butter, Schmalz, Klanen- und Pferdefett, Eigelb, Birkentheeröl &c., über welche unter den betreffenden Schlagworten nachgeleitet werden kann.

Über den Gerbstoffgehalt verschiedener Germaterialien geben außer dem oben bereits Mitgetheilten noch folgende Daten Aufschluß.

Germaterial	Gerbstoff %	Autor
Aprikose . . . . .	32·0	Gassineourt
Bablah . . . . .	20·5	Fleck
Bombay-Catechu . . . . .	55·0	Davy
Bengal-Catechu . . . . .	44·0	
Butea-Gummi . . . . .	73·2	Söly
Birkenrinde . . . . .	1·6	Fehling
Birkenrinde, lat. pubesc. . . . .	5·3	Fraas
Buchenrinde . . . . .	2·0	Davy
Betelnuß (Binroji) . . . . .	18·03	Dr. Ishikawa
Cornelkirsche . . . . .	19·0	Gassineourt
Catechu, braunes . . . . .	31·8	Handtke
Dividivi . . . . .	36·0	
" . . . . .	32·5	Fleck
Eichenrinde, beste . . . . .	19—21	Müller
" alte . . . . .	9—16	Fehling
" junge . . . . .	13·2	Davy
Eichenastlohe, älte, von schwachen Ästen im zweiten Saft . . . . .	22·0	Davy & Geiger
Eichenastlohe, älte, von schwachen Ästen im ersten Saft . . . . .	13·3	Fraas
" " mittleren " " zweiten " . . . . .	3·6	"
Eichenrinde, 60—80jährig . . . . .	8·0	"
Eiche, Feld-, 40—60jährig im ersten Saft . . . . .	5·0	"
Eichenblanzrinde im zweiten Saft, geschlossener Bestand . . . . .	18·0	"
Eichenblanzrinde im ersten Saft, 30jährig, Kernwuchsstand . . . . .	8·6	"
Eichenblanzrinde, geklopft, im zweiten Saft, 20jährig . . . . .	9·2	"
Eichenblanzrinde, geklopft, im zweiten Saft, 20 " Kernwuchs . . . . .	8·6	"
Eichenblanzrinde im ersten Saft, 24jährig, geklopft, Stocklöden . . . . .	14·6	"
Eichenblanzrinde im ersten Saft, 24jährig, geklopft, Stocklöden . . . . .	17·0	"
Eichenblanzrinde . . . . .	13·2	Handtke
Eichenblanzborke . . . . .	17·0	Fleck
Eichenblanzrinde . . . . .	13·6	Müller
Eichenrinde, 100jährig . . . . .	8·3	"
" von Eschweyer Eichen . . . . .	19·3	"

Gerbmaterial	Herbstosse %	Autor
Eichenrinde . . . . .	3·3	Davy
Ellerurinde . . . . .	36·0	Gassinecourt
Espenrinde vom Herbst, 12 jährig . . . . .	2·6	Fraas
Fichtenrinde . . . . .	5·7	Fehling
" vom zweiten Saft, 15—20 jährig . . . . .	10·8	Fraas
" 20—30 jährig . . . . .	8·0	"
" 30—40 " . . . . .	7·5	"
" 40—50 " . . . . .	10·7	"
" 80—100 " . . . . .	8·7	"
" junger Stämme . . . . .	12·6	Müller
" geschlossener Bestand, 18 jähr., sandiger Lehmboden . . . . .	5·0	Feser
" " 25 " " " . . . . .	12·2	"
" " 35 " " " . . . . .	13·0	"
" " 35 " " " . . . . .	15·0	"
" " 35 " " " . . . . .	9·6	"
" " 35 " " " . . . . .	7·0	"
" " 55 " " " . . . . .	8·8	"
" " 55 " " " . . . . .	5·0	"
" freier " . . . . .	11·0	"
" unterdr. " . . . . .	8·0	"
" " 120 " Kalkboden . . . . .	12·2	"
Galläpfel, chinesische . . . . .	70·0	Fehling
" istriische . . . . .	24·0	Röder
" chinesische . . . . .	58·7	Fleck
" beste . . . . .	77·3	Müller
" chinesische . . . . .	69·0	Blaj
" Aleppo . . . . .	63·5	Müller
" " . . . . .	65·0	Guibourt
Gambir . . . . .	60—66	Fehling
Granatbaum . . . . .	43·6	Hundtfe
Hasselnußrinde . . . . .	40·0	Egenbeck
Hollunder . . . . .	32·0	Gassinecourt
Herbstpolgonum aus dem Moor . . . . .	3·0	Davy
Hippophaë rhamnoides { Herbstblätter . . . . .	2·3	"
Hippophaë rhamnoides { junge Zweige . . . . .	20·0	Fraas
Kino . . . . .	5·0	"
Knopfern . . . . .	4·0	"
Knopfern . . . . .	75·0	Bauquelin
Kastanien (Amerika) . . . . .	50·5	Müller
" (Carolina) . . . . .	33—35	Fehling
" (Frankreich) . . . . .	8·0	Gassinecourt
" (Spanien) . . . . .	6·0	Fontenelle
" Ross- . . . . .	4·0	Davy
" " . . . . .	0·5	Fontenelle
" " . . . . .	2·0	Gassinecourt
" " . . . . .	24·0	Davy
Kirschlorbeer . . . . .	1·6	"
Lärchenrinde . . . . .	31·2	Müller
Mimosarinde, sogenannte . . . . .	44·0	Trommsdorff
Nelkenwurzel . . . . .	3·5	Fontenelle
Pappel, italienische . . . . .	17·1	Fraas
Polygonum bistorta . . . . .	21·1	"
" " vom Frühling . . . . .	17·0	"
" " aus dem botanischen Garten . . . . .	4·2	"
" " Blätter vom Herbst . . . . .	16·0	"
" " Wurzelabfälle . . . . .	42·6	Peichier
Ratanhiaurzel . . . . .	38·3	Gmelin
Sumach . . . . .	19·3	Müller
" (Virginia) . . . . .	10·0	Gassinecourt
" (Carolina) . . . . .	5·0	"
" (Malaga) . . . . .	10·4	Franck
" (Malaga) . . . . .	16·4	Davy
" (Sicilien) . . . . .	16·2	"

Gerbmaterial	Gerbstoff %	Autor
Sunach (Bernecker)	17·8	Handke
Sassafraswurzelrinde	58·0	Reinisch
Sanguisorba officinalis	3·9	Fraas
Sommerpolygonum aus dem Moor	26·4	"
Solonia	32·4	
Tormentillawurzel	31·3	Müller
" trockne vom Herbst	20·0	Fraas
" (Tormentilla erecta)	20·5	"
" (" " ) vom Moor	43·2	
" . . . . .	46·0	Gassincourt
Ulnenrinde	2·9	Davy
Weidenrinde (Leicester)	6·8	"
" innere	16·8	
" mittlere	3·0	"
" Zweig	1·4	Piggerts
" Trauer	16·0	Gassincourt
" Salix purpurea, Herbst	5·0	Fraas

Japanische Gerbstoffe (nach J. Ishikawa)	Gerb- stoff %	Japanische Gerbstoffe (nach J. Ishikawa)	Gerb- stoff %
I. Kibushi (Galläpfel)		III. Shibufki (Rinde von Myrica rubra)	
Chinesische	77·38	Hebara in Totomi	14·66
Alwa (1 Jahr alt)	64·85	Tosa	10·55
Minabe in Kü (2 Jahre alt)	58·82	Lochowoo	14·96
Kü (1 Jahr alt)	65·26	IV. Zafuro (Rinde von Punica gra-	
Tango	60·44	natum)	
Suruga	65·30	Kü	20·36
Musashi	67·70	V. Binroji (Betelnuß)	18·03
II. Yashabushi (Früchte von Alnus firma)		VI. Kashiwawa (Rinde von Quer-	
Yazu-Yashi	27·53	eus dentata)	
Totomi	25·32	Innere Rinde	7·40
		Außere Rinde	2·64

Schließlich mögen noch die Angaben von Anthony über die zum Gerben von 1 kg Hant erforderlichen Materialmengen mitgetheilt werden:

Eichenrinde, je nach Qualität	4—10 kg
Eichenblätter vom Mai	10 "
Erlenrinde	18 "
Buchenrinde	18 "
Eschenrinde	10 "
Eperrinde	10 "
Nichterrinde	8 "
Ahornrinde	10 "
Mazierrinde	10 "
Birkenrinde	10 "
Hasselnußrinde	10 "
Hollunderrinde	18 "
Bogelbeerbaumrinde	6 "
Kirchbaumrinde	10 "
Lärchenbaumrinde	8 "
Maulbeerbaumrinde	13 "
Nußbaumrinde	3 "
Weidenrinde	8—10 "
Galläpfel	1¼ "
Knoppen	2 "
Sunach	3 "
Bärentrauben	10 "
Bejenginster	18 "

Heidelbeerstranch . . . . . 20 kg  
Preiselbeerstranch . . . . . 18 v. Fr.

**Gerbstoffe.** Hierher gehört zunächst die Rinde der Eiche, Fichte, Lärche und Birke (§. Rindengewinnung). In Süddingarn werden als Gerbmaterialien Knoppen, Galläpfel und Schnack gewonnen und in Handel gebracht. Knoppen sind höckerige Auswüchse auf der Frucht der Stieleiche, welche durch den Stich und die Ablagerung der Eier von einigen Gallwespenarten hervorgerufen werden. In einem hierfür günstigen Jahre kann der Ertrag an Knoppen per Hektar 195 kg erreichen. Die Sammelkosten betragen gewöhnlich 25—50% des Erlöses. — Galläpfel sind runde und glatte Auswüchse auf den Zweigen und Blattstielen mehrerer Eichenarten.

Schnack sind die getrockneten und zu Höhe veruahnten Blätter und jüngeren Zweige und auch Rinde des Perrückenstranges, *Rhus cotinus*. Die im Handel vorherrschenden Gerbmittel aus überseeischen Ländern sind: das Catechu, das Dividivi (Hülsen von *Cesalpina coriaria*), Bahla (Schoten einer *Mimosa*-Art), die Valonea (Fruchtbücher der *Quercus Valonea*). Fr.

**Gerbstäuren** finden sich im Pflanzenreiche weit verbreitet, gehören zu den Glykosiden und charakterisieren sich durch ihren astringierenden Geschmack. Sie reagieren sauer, fällen die meisten Metallsalze und geben mit Eisenoxydsalzen gefärbte Niederschläge; sie fallen auch viele organische Substanzen, so die Alkaloide, Stärke, Eiweiß, Leim und verbinden sich mit der thierischen Haut, dieselbe in Leder verwandeln (Gerberei), sie reduzieren verschiedene Metalloxyde. Nach ihrem Vorkommen unterscheidet man Galläpfelgerbstärke (Tannin), Catechusgerbstärke, China-, Kino-, Kaffee-, Hopfengerbstärke u. s. w. Bei der Schwierigkeit, die Gerbstärken rein darzustellen, ist ihre Zusammensetzung und Constitution meist noch sehr ungenügend festgestellt.

v. Gn.

### Gerecht, adj.

I. s. v. w. weidmännisch oder präziser mit allen zur Jagd nötigen Eigenschaften ausgerüstet; vorzugsweise vom Jäger, aber auch von Hunden, Beizvögeln und Jagdwaffen; vgl. weid-, fährten-, hirich-, hund-, holz-, forstgerecht u. s. w. „Wer jagt gerechtlichen...“ „Ir (der hunde) gerechtlicher jagen.“ „Gerechtez kobern (der hunde).“ Hadamar von Laber, Diu jagt, str. 81, 150, 216, 536, 51, 323, 466. — „Gerechtigliches baissen.“ „Sein (des falken) gerechtiglich fliegen.“ „Er (der jäger) hat gerechtiglichen gehenget vnd gehetzet.“ Der Minne valkner, str. 105, 171, 172. — „Wenn beede, er und sein Hund, richtig und gerecht sind. Richtig und gerecht heißt hier: Der Jäger ist fern und sein Hund auch.“ C. v. Heppe, Aufr. Lehrprinz, p. 82. — „Dass er den Leithund aus dem Grunde arbeiten und gut machen könne, auch zu allen Versuchen auf Hirsch, Sau und Wolf... gerecht sei.“ Ibid., 231. — „Gerecht zeigt so viel an, als gut und in einer Sache bewährt sein, oder dieselbe wohl verstehen...“ Chr. W. v. Heppe, Wohlfred, Jäger, p. 178. — Laube, Jagdbrevier, p. 278.

II. s. v. w. passend, geeignet, angenehm u. s. w.; namentlich auch von Fährten, Zeichen und Spuren s. v. w. sicher, deutlich, bestimmt ausgeprägt, sicher auf das Wild, seine Stärke u. s. m. schließen lassend. „Gerecht heisst alles dasjenige, was dem Hund und Wildpret, item dem Jäger, gut und anständig ist.“ C. v. Heppe, Aufr. Lehrprinz, p. 46. — „Ob die Fährte dem Hunde gerecht oder ungerecht seie, heißt so viel: ob sie ihm anständig oder angenehm seie oder nicht. Ist sie ihm nun gerecht, so verfolgt er die angenommene Fährte hitzig.“ Ibid., p. 109. — „Dieses Zeichen ist sehr gerecht, es heisst die Stämpf.“ Döbel, Jägerpraktika, Ed. I, 1746, I, fol. 9. — D. a. d. Winckel, Ob. s. Jäger I, p. 36. — Bechstein, Ob. d. Jagdwissenschaft, I, 1, p. 278. — Laube, Jagdbrevier, p. 278. — Sanders, Ob. II, p. 674.

E. v. D.

**Gerege**, das, das Gestell, auf welchem der Lockvogel des Vogelherdes sitzt und womit er unter Zuhilfenahme einer Leine angeregt, angerührt wird; s. d. u. vgl. Rege, Rührvogel, Rühr, Rührrohr, Rudel. „Gerege oder Rudel sind Stangen an dem Vogelherde.“ Chr.

W. v. Heppe, Wohlfred, Jäger, p. 178. — Bechstein, Ob. d. Jagdwissenschaft II, p. 619. — Sanders, Ob. II, p. 693. — E. v. D.

**Gereichen**, verb. trans.; den Beizvogel gereichen lassen = ihn austreichen lassen; selten und veraltet. „So der Weidmann ihn nach steigen lässt, heißt es gereicht.“ M. Sebiz, 1579, fol. 715. — Onomat. forest. I, p. 1036. — Behlen, Wmpr., 1828, p. 67. — E. v. D.

**Berichtliche Forstwissenschaft** ist, analog der gerichtlichen Medicin, der gerichtlichen Chemie u. s. w., die Lehre von den forstlichen Gutachten in gerichtlichen Fällen, oder, mit anderen Worten, die Anwendung der Forstwissenschaft auf die Rechtspraxis, während das Forstrecht (s. d.) als die Anwendung der Rechtswissenschaft auf das Forstwesen erscheint. Wie die gerichtliche Medicin eine für Mediziner und Juristen gemeinschaftliche Disciplin bildet, so ist auch die Kenntnis der Grundsätze der gerichtlichen Forstwissenschaft für den Juristen und den Forstmann gleich nothwendig. Es wird insbesondere der Richter, wenn ihm die erforderlichen forstlichen Kenntnisse fehlen, in vielen Fällen weder seine Fragen an die Sachverständigen genau formulieren, noch sich über die abweichenden Gutachten derselben ein selbständiges Urtheil zu bilden vermögen, und der forstliche Experte ebensowenig imstande sein, seine Angabe entsprechend zu lösen, wenn ihm die rechtliche Seite derselben nicht klar ist, wenn er den in dem Rechtsverhältnisse liegenden Schwerpunkt der Frage nicht kennt.

Die Thätigkeit der forstlichen Sachverständigen, welche sich auf die gesamte Forstwissenschaft, vorzugsweise aber auf die Taxationslehre stützt, wird in Anspruch genommen von

- I. den Civilgerichten und
- II. den Strafgerichten.

I. Die Aufgabe der forstlichen Experten in Civilrechtsfällen umfasst:

1. die Beurtheilung der Entschädigungsklagen wegen Walddevastation,
2. die Wertberechnung eines der gerichtlichen Außerbewirtschaftung unterstehenden Waldes oder eines Nutzungsrücktes an einem solchen und
3. die Wertbestimmung von Waldungen behufs der Bestellung einer Hypothek oder
4. zum Zwecke der Feststellung der staatlichen Gebüren bei Besitzänderungen und im Civilprocesse.

I. Unter Walddevastation versteht man die Herbeiführung eines Waldzustandes, der mit demjenigen Zustande, welchen der Waldbesitzer aus irgend einem Grunde zu erhalten verpflichtet ist, im Widerspruche steht. Es handelt sich hier nur um privatrechtliche Verpflichtungen des Waldbesitzers, und die Auferachtlassung derselben bedeutet an und für sich noch nicht eine Verschlechterung des Waldes. So kann z. B. ein Waldbesitzer durch schnelle Umwandlung größerer Flächen älterer Krüppelbestände in fröhliche Culturen den Waldzustand sehr heben, allein nichtsdestoweniger wird ihn der Nachfolger in der Nutzung wegen der Gefährdung der Nachhaltigkeit des Ertrages

durch Minderung des Materialecapitals, der Weideberechtigte aber wegen unbefugter Erweiterung der Schonungsfläche mit einem Proces bedrohten können.

Solche Devastationsklagen können gegen den Waldbesitzer erhoben werden von dem Ober-eigentümer bei Erblehenen (§. d.) und Lehenswaldungen (§. d.), von den Agnaten bei Fideicommisswaldungen (§. d.), von einem Hypothekgläubiger (§. Hypothek) und von den Servitut-berechtigten (§. Forstservituten). Ebenso steht dem Waldeigentümer gegen den Nutznießer (§. Rieß-branch) oder den Vächter seines Waldes, einem Nachfolger in der Nutzung (z. B. bei Pfarr- und Schulwaldungen) gegen seinen Vorgänger die Entschädigungsfrage wegen Walddevastation zu. Ein Mit-eigentümer eines gemeinschaftlichen Waldes kann gegen die Übergriffe der anderen Mit-eigentümer bei den Civilgerichten Schutz suchen, während bei den Gemeindewaldungen derartige Klagen einzelner Gemeindeglieder vor die Staatsaufsichtsbehörden gehören. Der Mit-eigentümer eines gemeinschaftlichen Waldes ist bei einer in demselben von ihm verübten Forstpolizeiübertretung den übrigen Mit-eigentümern für den hierdurch verursachten Schaden haftbar (§. Forststrafrecht).

Die forstliche Expertise hat hier zur Aufgabe:

- die Feststellung des objectiven und
- des subjectiven Thatbestandes der Walddevastation,
- die Ermittlung der von dem Waldbesitzer an den Kläger zu leistenden Entschädigung und
- die Angabe der Mittel für die Zurückführung des dermaligen Waldzustandes auf den von dem Berechtigten beanspruchten.

Ad a) Die Feststellung des objectiven Thatbestandes einer Walddevastation besteht in dem Nachweise, ob und inwieweit der gegenwärtige Waldzustand von demjenigen abweicht, welchen der Waldbesitzer nach den ihm obliegenden Verpflichtungen zu erhalten hat. Diese Feststellung ist natürlich nach dem bestehenden Rechtsverhältnisse sehr verschieden, hier jedoch nur im allgemeinen zu besprechen. In der Hauptrache haben jedoch die Devastationsklagen entweder die unzulängliche Befriedigung der Nutzungsansprüche des Klägers (z. B. eines Servitutberechtigten) zum Gegenstande, oder sie machen (wie z. B. bei Erblehen- und Lehenswaldungen) dem Waldbesitzer den allgemeinen Vorwurf der Verschlechterung des Waldes.

Die Feststellung der Rechte des Klägers mit Rücksicht auf die etwaige Beschränkung derselben durch forstpolizeiliche Anordnungen bildet die Voraussetzung der Entscheidung der Frage, ob das nach den Regeln der Forsteinrichtung festzustellende jegliche Ertragssvermögen des Waldes den fraglichen Nutzungsansprüchen zu genügen vermag.

Der Nachweis einer Verschlechterung des Waldes ist verhältnismäßig einfach, wenn ein Wirtschaftsplan für denselben besteht, indem man nur den dermaligen Zustand des Waldes nach seinem Altersklassenverhältnisse, der Art

und Weise der Bestockung, den Wachstums-verhältnissen und der Ausdehnung, welche den Nebenmischungen gegeben wurde, festzustellen und mit dem nach dem Wirtschaftsplane vorhanden sein sollenden Waldzustande zu vergleichen braucht, um die Bedeutung des an dem Waldzustande angerichteten Schadens heurtheilen zu können. Sollte z. B. bei einem Lehenswalde nach dem Wirtschaftsplane und den Waldstandsverhältnissen zur Zeit des Antrittes des Vasallen gegenwärtig ein nahezu normales Altersklassen-verhältnis, sowie eine aus besseren Laubholzarten bestehende Bestockung von gutem Schlusse und Wuchs vorhanden sein, und hätte die Streu- und Weidemutzung nach den vorliegenden Plänen immer in den Schranken der Un-schädlichkeit gehalten werden müssen, so würde dann eine Walddevastation gegeben sein, wenn vielleicht mehr als die Hälfte der Fläche der Jungholzklasse angehören würde, wenn die Be-stockung durchaus eine sehr unvollkommene wäre und infolge des übermäßigen Wildstandes und der zu großen Weide- und Strennung nur aus vertrüppelten Individuen der besseren Holzarten oder selbst aus minder wertvollen Holzarten bestände, ja wenn vielleicht sogar bei der ungeheuren Vermagerung des Bodens die Wiederverjüngung der älteren Bestände in Frage gestellt wäre. Käme dazu noch, dass der Vasall zu verschiedenen Grenzstreitigkeiten, sowie zur Erweiterung bestehender oder zur Ver-gründung neuer Servituten Veranlassung gegeben hätte, so würde der Lehensherr mit seiner Klage auf Heimfall des Lehnens wohl im Recht sein, vorausgesetzt, dass dieser Waldzustand durch die Schulden des Vasallen herbeigeführt wurde. Schwieriger gestaltet sich dagegen die Begründung einer Devastationsklage, wenn Wirtschaftspläne nicht vorliegen, indem dann der normale Waldzustand erst aus den Standortsverhältnissen und der Beschaffenheit und Betriebsweise der umliegenden Waldungen ermittelt werden müs. Es wird in diesem Falle die in der Gegend herrschende und den Standortsverhältnissen entspre-chende Holz- und Betriebsart umso mehr als Grundlage der Beurtheilung des Waldzustandes anzunehmen sein, als sich hier ja immer nachweisen lassen wird, dass solche, auch wenn sie gegenwärtig nicht mehr bestehen sollte, früher in dem fraglichen Walde in mehr oder minder großer Ausdehnung ebenfalls bestanden hat. Ob der Waldbesitzer zu Änderungen der Holz- und Betriebsart und der Umliebszeit, sowie zu Waldrodungen beugt war, ist nach dem bestehenden Rechtsverhältnisse zu beurtheilen. Eine solche Befugnis steht dem Untereigen-tümer bei Erblehen- und Lehenswaldungen innerhalb gewisser Grenzen meist zu, dem Fideicommissinhaber und Nutznießer aber in der Regel nicht. Für die Beurtheilung der Aus-dehnung, welche den Nebenmischungen zu geben ist, sind, im Anhalte an die bestehenden forst-polizeilichen Vorschriften, die eigenthümlichen Verhältnisse des Waldes und seines Besitzers, sowie die gegendübliche Nutzungsweise maßgebend, wobei jedoch der Grundsatz festzuhalten ist, dass unter allen Verhältnissen die Neben-nutzungen derart beschränkt werden müssen, dass

die Erhaltung des Waldes im pfleglichen Zustande durch dieselben nicht gefährdet wird.

Ad b) Die Größe der Schuld des Waldbesitzers an dem dermaligen Waldzustande bildet den subjektiven Thatbestand der Walddevastation. Eine Schuld des Waldbesitzers ist jedoch ausgeschlossen, wenn die Walddevastation die Folge natürlicher Ereignisse (z. B. Sturm, Feuer, Schnee- und Eisbruch, Insekten u. s. w.) ist, vorausgesetzt, dass die gesetzlichen Vorschriften über die Fernhaltung oder Beseitigung solcher Überstände nicht außer Acht gelassen wurden.

Die Schuld des Waldbesitzers wird umso größer sein und umso leichter nachgewiesen werden können, je genauer denselben bei seinem Austritte der Wald überwiesen wurde, je spezieller die Vorschriften waren, welche ihm bezüglich der künftigen Waldbewirtschaftung ertheilt wurden. War der Waldbesitzer an die Einhaltung von Wirtschaftsplänen gebunden, so kommt die Abweichung der gegenwärtigen Beschaffenheit des Waldes von der bei der Forsteinrichtung beabsichtigten ganz auf dessen Rechnung, während in jenen Fällen, in welchen nur im allgemeinen eine pflegliche und nachhaltige Waldbehandlung verlangt ist, die Ver schlechterung des Waldes schon eine bedeutende und in die Augen fallende sein muss, um den Waldbesitzer einer straflichen Devastation überführen zu können. Es ist dem Waldbesitzer aus den Rechnungen, durch Zeugen n. j. w. nachzuweisen, was er bisher jährlich und im ganzen aus dem Walde bezogen hat, und was von ihm dagegen auf Culturen, Wegbauten und sonstige Forstverbesserungen verwendet wurde. Durch Vergleichung der so gefundenen Beträge mit jenen, welche sich entweder nach dem vorliegenden Wirtschaftspläne, oder wenn ein solcher nicht besteht, unter Voraussetzung eines vollkommenen Waldzustandes ergeben, wird man in den Stand gesetzt, die Art und Weise der Erfüllung der Verpflichtungen des Waldbesitzers in jeder Beziehung genau zu würdigen. Die Annahme des normalen Waldzustandes als Vergleichsmassstab beim Fehlen eines Wirtschaftsplans gereicht dem Waldbesitzer dadurch zum Vortheile, dass beim Normalzustande der Etat verhältnismässig am höchsten, die Ausgaben aber am niedrigsten sind.

Der Waldbesitzer ist für die durch Ungeschicklichkeit, Nachlässigkeit oder Untreue seiner Forstbeamten herbeigeführte Walddevastation haftbar, kann dagegen aber gegen die schuldigen Beamten auf Entschädigung klagen (s. Culpose Handlungen eines Vermögensverwalters).

Ad c) Ist festgestellt, wie groß bei entsprechender Beschaffenheit des Waldes die jährliche Nutzung sein müsste, und steht dann in gleicher Weise die Größe der den Berechtigten nach dem dermaligen Waldzustande wirklich treffenden Nutzung fest, so lässt sich, wenn zugleich die Dauer des Nutzungsanslasses ermittelt ist, der Gesamtverlust des Berechtigten mit Hilfe der Waldwertberechnung (J. Albert, Lehrbuch der Waldwertberechnung, Wien, 1862) finden.

Die Ausführung versäumter Culturen

u. s. w. muss mit ihrem wahrscheinlichen Kostenbetrag in Rechnung kommen.

Im Verhältnis der Größe der Schuld des Beklagten an dem herabgekommenen Zustande des Waldes hat dann der Kläger für den berechneten Gesamtverlust eine Entschädigung zu bekommen.

Bei Unglücksfällen, welche eine bedeutende Mehrföllung zur Folge haben, muss der Waldbesitzer einen verhältnismässigen Theil des Mehr einskarges entweder in Holz oder in Geld dem Mitbeteiligten als Entschädigung für den ihn hiedurch treffenden Verlust zufommen lassen. Wäre dies in einem solchen Falle versäumt worden, so müsste dem Bezugsberechtigten der ihm treffende Anteil an der früheren Mehreinnahme mit Zinsen nachträglich vergütet werden.

Ob überhaupt von dem Waldbesitzer an den Kläger eine Entschädigung zu leisten ist, hängt von dem bestehenden Rechtsverhältnisse ab. So kann z. B. bei einer Walddevastation der Lehensherr nur auf Heimfall des Lehens klagen, während dem Nachfolger in der Nutzung in einem solchen Falle gegen seinen Vorgänger eine Entschädigungsfrage zusteht.

Ad d) Ist bei einer Walddevastationsklage die Schuld des Beklagten festgestellt und die von demselben zu leistende Entschädigung bestimmt, so erscheint es meist als eine weitere Aufgabe zu der Rath gezo genen Sachverständigen, die Mittel anzugeben, durch welche der bestehende Waldzustand auf den von dem Berechtigten beanspruchten zurückgeführt und die Wiederholung einer Devastation unmöglich gemacht wird. Diese Aufgabe kann natürlich nur dadurch entsprechend gelöst werden, dass man auf Grund der gesamten Wald- und Berechnungsverhältnisse specielle Wirtschaftsvorschriften für die Folge gibt, wo zu die Durchführung einer Forsteinrichtung nach der Fachwerksmethode (J. Albert, Lehrbuch der forstlichen Betriebsregulierung, Wien 1861) das beste Mittel bildet, da der hiebei hergestellte generelle Wirtschaftsplan das Bild des künftigen Waldzustandes vorzeichnet, und die periodischen Waldstandsrevisionen in Verbindung mit der Erneuerung des Etats und der speciellen Wirtschaftspläne die genaue Controle des Betriebes ermöglichen.

2. Die gerichtlichen Werttaxen haben zur Aufgabe die Wertberechnung  
a) eines ganzen Waldes, oder  
b) einzelner Nutzungsrechte an einem solchen.

In allen diesen Fällen handelt es sich um die zwangsläufige Auferbefestigung durch die Gerichte oder andere Staatsbehörden.

Ad a) Die gerichtliche Auferbefestigung erfolgt hier entweder im alleinigen Interesse der Parteien oder im gleichzeitigen Interesse der Parteien und des öffentlichen Wohlens, oder im alleinigen Interesse des öffentlichen Wohlens.

Nur im Interesse der Parteien erfolgt der öffentliche Verkauf eines Waldes durch das Gericht (z. B. auf Auktion eines Gläubigers) und die gerichtliche Vermögenstheilung (z. B.

## Gerichtliche Forstwissenschaft.

einer Erbschaft), bei welcher einem der Interessenten ein Wald mit der Verpflichtung zuerkannt wird, die übrigen Beteiligten mit Geld zu entschädigen.

Der Zwangsvorverkauf eines Waldes erfolgt durch öffentliche Versteigerung, bei welcher der ermittelte Waldwert als Auswurfspreis gilt. Die Werttage soll daher dem wahren Werte des Waldes möglichst entsprechen, damit das Gericht mit ziemlicher Sicherheit daran rechnen kann, den Wald auch um den Auswurfspreis anzubringen, und Verkäufer und Käufer, welch letzterer insbesondere in dem Verkaufe durch das Gericht einigermassen eine Garantie für die Richtigkeit der Wertbestimmung erblickt, gleichmäig vor Schaden bewahrt bleiben. Die Wertberechnung ist natürlich verschieden, je nachdem der Wald nachhaltig, bedingt nachhaltig oder willkürlich zu benutzen ist.

Bei einer Vermögenstheilung ist es Aufgabe des Gerichtes, allen Beteiligten gerecht zu werden, so dass sowohl derjenige, welchem der Wald zufällt, den ihn von dem gemeinschaftlichen Eigenthume trennenden Anteil erhält, als auch die übrigen Interessenten durch die gewährte Geldentschädigung mit ihren rechtlichen Anprüchen befriedigt werden. Es ist auch hier, wie im vorigen Falle, die Wertberechnung nach den bestehenden Verhältnissen verschieden, aber dieselbe muss sich in jedem Falle auf die dermalige Beschaffenheit des Waldes gründen und darf sich gewagten Conjecturen bezüglich künftiger Erträge um so weniger hingeben, je mehr die Umwandlung der bisherigen Betriebsweise das Vorziehen von Capitalien bedingt, welches der Natur der Sache nach dem künftigen Waldbesitzer von den übrigen Beteiligten nicht zugemuthet werden kann. Insbesondere aber muss man sich hüten, die möglichen Ertragserhöhungen in jenseit von Urbarmachung des Bodens voll in Rechnung zu bringen, da die künftige höhere Rente hier zum größten Theil aus der höheren Arbeitsrente und den Zinsen des auf die Rodung verwendeten Capitales besteht, auf welche natürlich derjenige, welcher die Cultivierung betätigte, nur allein Anspruch zu machen hat.

Als Außerbeisetzungsung im gleichzeitigen Interesse der Parteien und des öffentlichen Wohles erscheint die Bildung eines gemeinschaftlichen Waldeigenthumes (s. d.), die Theilung eines gemeinschaftlichen Waldes (s. d.) und die Waldarondierung (s. d.). Die Herstellung der Pläne für die Durchführung dieser Culturmaßregeln ist Sache der juriſtischen Sachverständigen, deren Aufgabe dadurch erleichtert wird, dass die zu ermittelnden Werte der konservierten oder zu bildenden Waldtheile nicht absolut (d. i. den localen Preisen entsprechend), sondern nur relativ richtig zu sein brauchen, indem es hier genügt, wenn der zur Ausgleichung festgesetzte Maßstab für alle betreffenden Objekte gleichmäßig zur Anwendung gebracht wird.

Durch die Enteignung (s. d.) und die Anwendung des Staatsnothrechtes (s. d.) erfolgt eine Außerbeisetzungsung im alleinigen Interesse des öffentlichen Wohles.

Bei der Enteignung, welche in den meisten Fällen auch bei voller Entschädigung dem Waldbesitzer unangenehm ist, muss man der Wertberechnung des abzutretenden Waldes nicht nur die dem Waldbesitzer unter den bestehenden Verhältnissen möglichst günstige Benützungsweise, die höchst möglichen Preise und die geringsten Ausgaben zu grunde legen, sondern auch die indirekten Nachtheile einer solchen Expropriation entsprechend in Ansatz bringen.

Das Staatsnothrecht kommt zur Anwendung, wenn zur Befestigung der Gefahr der Weiterverbreitung von Feuer und Inseeten das Niederholen von Holzbeständen polizeilich angeordnet wird. Eine Entschädigung ist hier für den Minderwert des zu früh gefällten Holzes zu leisten. Dieselbe gebürt dem Waldbesitzer auch, wenn er zu fraglichem Zwecke die Fällung freiwillig vorgenommen hat (s. Forstpolizei). Muss infolge gesetzlicher Anordnung der Waldbesitzer zum Schutz der angrenzenden Waldungen einen Windmantel erhalten, so kann derselbe, wenn dadurch ein Bestand die finanzielle Haubarkeit überschreitet, eine Entschädigung für diesen Ertragsverlust verlangen, welche in der Differenz der Tageswerte des Ertrages beim finanziellen und jenes beim concreten Abtriebsalter besteht. Hierher gehören ferner die Entschädigungen für Requisitionen von Forstprodukten und Waldbeschädigungen infolge befehlischer Anordnung bei Feuer-, Wasser-, Kriegsgefahr u. s. w.

Ad b) Die Wertberechnung einzelner Nutzungsrrechte an einem Walde kommt bei der Ablösung der Forstservituten (s. d.) vor und ist bei der Zwangsauslösung Aufgabe der von den Ablösungsbehörden bestimmten Sachverständigen. Die Art und Weise dieser Wertbestimmung wurde bereits (s. Forstservitutenablösungsverfahren) erörtert.

Findet bei der Regulierung von Forstservituten (s. d.) eine Reduktion der bisherigen Nutzung des Berechtigten statt, so hat dieser natürlich keinen Anspruch auf Entschädigung, wenn die bisherige übermäßige Ausdehnung der Servitut die Ursache des herabgetümelten Waldzustandes bildet, da ja nur er es war, der mehr bezogen hat, als ihm nach Recht gebürtete. Ist dagegen die fragliche Reduktion die nothwendige Folge der ungestrichenen Waldbehandlung von Seite des Waldbesitzers, so kann gegen diesen von dem Berechtigten die unter 1. erörterte Walddevastationslage erhoben werden.

Die Nothwendigkeit der Reduktion einer Servitut wird, wie bei Begründung einer Devastationslage, dadurch nachgewiesen, dass man den Waldzustand, welcher bei einer der bestehenden Holz- und Betriebsart sowie den Standorts-, Abfalls-, u. s. w. Verhältnissen entsprechenden Bewirtschaftung vorhanden sein müsste, feststellt und mit dem vorhandenen, sich wie der normale durch Altersklassenverhältnis, Schluss und Wuchs der Bestände, Bodenbeschaffenheit u. s. w. charakterisierenden Zustande des Waldes vergleicht, wodurch sich ergibt, inwieweit die bisherige Behandlung des Waldes den Anforderungen einer rationellen Wirtschaft entspricht.

und wohin dieselbe im Falle ihrer Fortsetzung führen wird. Ist dann die abnorme Waldbeschaffenheit weder Folge natürlicher Ereignisse, noch einer unpfleglichen Behandlung von Seite des Waldbesitzers, so trägt an solcher lediglich die übermäßige Ausdehnung der Servitut die Schuld. Der Beweis für die Übergriffe des Berechtigten lässt sich auch direct dadurch führen, dass man die Ausdehnung und die Art und Weise der bisherigen Nutzung mit jener vergleicht, welche mit Rücksicht auf die Erhaltung des normalen Waldzustandes zulässig gewesen wäre. Hätte man z. B. gefunden, dass bei einer Streuberechtigung die bisherige jährliche Nutzungsschäfte das Doppelte der bei gehöriger Schonung der Bestände möglichen betrug, und dass, statt nur die oberen, unverwesten Laubhichten mit hölzernen Rechen wegzunehmen, immer allen Grundsägen des Forstschutzes zum Vorteile die gesamme Lando- und Humusschicht mittelst eiserner Rechen oder gar der Hacke entfernt wurde, so wäre es zweifellos, dass eine solche Ausübung der Servitut mit der Erhaltung des Waldes in pfleglichem Zustande unverträglich ist.

Die Geldentshädigung für die Minderung der Nutzung eines Berechtigten durch eine durch die Standortsverhältnisse gebotene Umwandlung der Holz- und Betriebsart oder Umliebzeit besteht in der Differenz der Capitalwerte der Nutzung bei dem gegenwärtigen Waldzustande und bei jenem nach vollzogener Vertriebsumwandlung.

Für die Beschränkung der Forstservituten auf den Grad der Unschädlichkeit bietet übrigens das unter Forstpolizei und bei den einzelnen Servituten Größtenteil den nötigen Anhalt.

3. Der Wald besteht aus zwei Theilen, dem Holzbestande und dem Grund und Boden, von welchen der erstere von dem Waldbesitzer willkürlich weggenommen und veräußert werden kann, der letztere dagegen wohl an seiner Produktionsfähigkeit, nicht aber an seiner Quantität eine wesentliche Berringerung zu erleiden vermag. Es erscheint deshalb auf den ersten Blick ratslich, die zur Bestellung einer Hypothek nötige Wertberechnung eines Waldes nur auf den Wert des Grund und Bodens zu gründen, allein bei näherer Betrachtung ergibt sich jedoch, dass dieses Verfahren in vielen Fällen zur Anwendung nicht geeignet ist. Es wird bei Waldungen, die klein sind und deren Boden sich zur Agricultr eignet, die Veräußerung des Grund und Bodens nach dem Schätzungsvalue in der Regel keine Schwierigkeiten bieten; anders ist dies aber dann, wenn die Waldfläche groß ist, und der Boden durch den rücksichtslosen Abtrieb der Bestände möglicherweise so verschlechtert werden kann, dass der Hypothekgläubiger vielleicht dann, wenn er in das Eigentum des ihm verpfändeten Waldes tritt, statt sein Capital zu erhalten, ein neues zur Wiederaufforstung des devastierten Waldes aufzuwenden muss. In letzterem Falle wird deshalb ein Capitalist sich nur dann zu einem Darlehen entschließen, wenn ihm die Persönlichkeit des Waldbesitzers, oder die von dem

Civilgerichte oder der Forstpolizeibehörde geübte Aufsicht hinlänglich Bürgschaft für das Rechteintreten der erwähnten Nachtheile bietet.

Der Waldwert muss hier so bemessen werden, dass bei einer etwaigen Zwangsveräußerung mit Wahrscheinlichkeit auf einen gleich hohen Erlös gerechnet werden kann. Es ist deshalb der Wertberechnung des Waldes ein strenger Nachhaltbetrieb zu grunde zu legen, wobei jedoch etwa vorhandene Materialüberschüsse zweckmäßig außer Rechnung gelassen, d. h. dem Waldbesitzer zur freien Verfügung gestellt werden. Der Umlieb muss hiebei möglichst niedrig angenommen werden, weil der niedrigere Umlieb ein geringeres Materialcapital zum Nachhaltbetrieb verlangt. Diese nur im Interesse des Gläubigers gemachte Unterstellung eines niedrigeren Umliebes bei der Wertberechnung kann selbstverständlich den Waldbesitzer nicht hindern, durch Annahme eines höheren Umliebes eine Erhöhung der Materialvorräthe herbeizuführen.

4. Die Wertbestimmung eines Waldes be- hufs der Feststellung der staatlichen Ge- büren bei Besitzänderungen (Erbhaftstags, Erbhaftstempel, Umschreibgebühren n. w.) und im Civilprocesse, in welchem sich die Gerichtskosten und Amtswaltsgebüren nach dem Werte des Streitobjektes richten, erfordert na- türlich ein möglichst einfaches Verfahren, damit die Kosten derselben die betreffenden Gebüren nicht übersteigen.

Besticht für den fraglichen Wald ein Wirtschaftsplan, so wird der nach demselben sich ergebende jährliche Geldreinertrag der Capitalisierung zu grunde gelegt, anhendem aber bestimmt man zu diesem Behufe am zweckmäßigsten den Etat nach dem Durchschnittszuwachs. Die Wertberechnung des Waldes beim Nachhaltbetriebe ist schon wegen ihrer Einfachheit, mehr aber noch deswegen vorzuziehen, weil der Capitalwert sich hier am niedrigsten stellt, und man, wenn auch der Wald einer besseren Benutzung fähig sein sollte, die Pflichtigen doch nicht wegen dieser Möglichkeit allein höher bestrafen kann, da es ja immer in der Willkür derselben liegt, sich dieser oft sehr zweifelhaften Vortheile heilhaftig zu machen, oder nicht. Nur dann, wenn es sich um einzelne Bestände handelt, welche einer nachhaltigen Benutzung nicht fähig sind, kann sich die Wertberechnung auf die finanzielle Hanbarkeit derselben gründen.

II. Die Thätigkeit forstlicher Sachverständigen wird von den Strafgerichten in Anspruch genommen bei Aburtheilung

1. von Forstpolizeiübertretern und
2. von Forstfreveln (s. Forstrichterrecht).

Die Bestrafung forstpolizeiwidriger Handlungen, welche nur in Störung der Ordnung oder Gefährdung der Rechtsicherheit bestehen, gibt zu einer forstlichen Expertise keine Veranlassung.

1. Forstpolizeiübertretern sind Verlegerungen der im öffentlichen Interesse den Waldbesitzern bezüglich der Bewirtschaftung ihrer Waldungen auferlegten Pflichten (s. Forstpolizei). Bei denselben handelt es sich

nie um einen Wert- oder Schadenergaz an den Staat, sondern nur um eine Strafe. Die Aufgabe der Sachverständigen beschränkt sich daher auf die Feststellung des Thatbestandes der Übertretung und auf die Ermittlung des Wertes des vorschriftswidrig behandelten Holzes, wenn sich nach demselben die Höhe der Geldstrafe bemisst.

Es gehören hierher die Zu widerhandlungen gegen die Verbote der Waldrodung, des fahlen Abtriebes, des Entstehenlassens von Blößen, der Waldabschwendung und der waldbdevastierlichen Ausdehnung der Forstnebennuhungen.

Die Feststellung des Thatbestandes einer Waldrodung und eines fahlen Abtriebes bietet selbstverständlich keine Schwierigkeiten.

Bei den Übertretungen des Verbotes des Entstehenlassens von Blößen und des Gebotes der Wiederaufforstung derselben bildet öfter die Einrede des Waldbesitzers, daß seine Bemühungen zur Wiederaufforstung durch unabwendbare natürliche Ereignisse (Witterung, Injecten u. s. w.) vereitelt worden seien, den Gegenstand der Expertise.

Die Fälle der Waldabschwendung und devastierlichen Ausdehnung der Forstnebennuhungen sind natürlich sehr verschieden und, im Anhalte an die gesetzlichen Vorschriften und die Waldstandsverhältnisse, nach den Grundsätzen der forstlichen Produktionslehre zu beurtheilen.

Der Wert des verbotswidrig abgetriebenen Holzes kann bei Waldrodung und fahlem Abtrieb, wenn er nicht direct durch den Erlös beim Verkaufe des selben nachzuweisen ist, nur nach jenem gleicher, noch stehender Bestände beurtheilt werden. Die Wertermittlung des noch stehenden Holzes in Fällen der Waldabschwendung erfolgt nach den Regeln der Taxationslehre in einem einfachen Verfahren zur möglichsten Ersparung von Kosten.

2. Forstfrevel sind unberechtigte Eingriffe Dritter in das Waldeigenthum durch Entwendung von Forstproducten (Forstdiebstahl) und durch Waldbeschädigung. In beiden Fällen gebürt dem Waldbesitzer eine Entschädigung nicht bloß für den gegenwärtigen Schaden (damnum emergens), sondern auch für einen künftig entgehenden Gewinn (lucrum cessans). Die Feststellung dieser Entschädigung erfolgt auf Grund der forstlichen Taxationslehre.

Bei den Forstfreveln durch Entwendung ist für den Wert der entwendeten Forstproducte und in vielen Fällen auch noch für den verursachten Schaden Ersatz zu leisten.

Der Wert des Entwendeten, nach welchem sich vielsach auch die Strafe bemisst, wird in der Regel auf Grund von den Localpreisen entsprechenden Werttarifen und nur ausnahmsweise speciell ermittelt (i. Forststrafproceß).

Erkennen die Forststragerichte über den Schadenergaz, so bildet derselbe einen aliquoten Theil des Wertes des Frevelobjektes, während bei einer vor dem Civilgerichte angebrachten Entschädigungsfrage immer der durch den Frevel verursachte künftige Ertragsausfall auf seinen Zeitwert zu bestimmen sein wird.

Ebenso wird bei den Freveln durch Beschädigung einzelner Bäume oder eines Bestandes zu verfahren sein, wenn sich die Entschädigung nicht auf den Wert der beschädigten Objekte gründet. Bei Beschädigung von Waldanlagen und Bauten, z. B. Grenz- und Hegezeichen, Holzbringungsanstalten, Entwässerungsgräben u. s. w. müssen nicht nur die Kosten der Herstellung des früheren Zustandes ersetzt werden, es ist dem Waldbesitzer auch für die weiteren Nachtheile, wie z. B. für solche aus einer verzögerten Holzbringung, Entschädigung zu leisten.

Wir verweisen übrigens auf J. Albert, Lehrbuch der gerichtlichen Forstwissenschaft. Wien 1864. Art.

**Gerichtliche Jagdwissenschaft** wäre nach Analogie der gerichtlichen Forstwissenschaft (s. d.) die Lehre von dem Gutachten der Jagdverständigen in gerichtlichen Fällen. Art.

**Gerichtsbarkeit** oder Rechtspflege (Deutschland) ist die Sicherung des durch die Gesetzgebung (s. d.) geschaffenen Rechtszustandes und die Wiederherstellung derselben bei Rechtsstörungen. Dieselbe steht, als ein Ausfluss der Staatsgewalt, dem Träger derselben, dem Landesherrn, zu und ist überall gesetzlich geregelt. Sie erstreckt sich auf das ganze Rechtsgebiet, also auch auf Rechtsverletzungen in Sachen der Polizei und der Verwaltung, ist aber hier nur bezüglich der eigentlichen Justiz zu besprechen.

Die Gerichtsbarkeit verhütet entweder, als fürsorglich regelnde, Rechtsstörungen, oder be seitigt, als wiederherstellende, dieselben. Es gründet sich hierauf die Unterscheidung in freiwillige, Civil- und Strafgerichtsbarkeit.

Die freiwillige Gerichtsbarkeit (juris-dictio voluntaria) besteht in der Mitwirkung des Gerichtes bei der von den Parteien beabsichtigten Entstehung, Veränderung oder Aufhebung von Rechtsverhältnissen. Es gehören hierher die gerichtliche Aufnahme von Verträgen und die Beglaubigung von Privatschriften (Notariats), das Hypotheken- und Vermundschafswesen, sowie die Regelung von Verlässenschaften.

Die Civil- oder streitige Gerichtsbarkeit (jurisdictio contentiosa) hat die Störungen des Privatrechtes durch formellen Streit zum Gegenstande, und die Wiederherstellung des formellen Rechtes erfolgt hier auf Antrag der Parteien durch Entscheidung des Streites.

Die Straf- oder Criminalgerichtsbarkeit (jurisdictio criminalis) bezieht sich auf Rechtsstörungen, die durch eine unmittelbar auf Verleugnung selbst gerichtete und daher für die ganze Rechtsordnung gemeingefährliche Gestaltung und Absicht entstanden sind, und bei welchen daher die Wiederherstellung der Rechtsordnung nach allen Seiten und Theilen der Störung oder Verleugnung geboten ist.

Die freiwillige Gerichtsbarkeit steht den einzelnen deutschen Bundesstaaten unbeschränkt zu, während die Civil- und Strafgerichtsbarkeit derselben durch den Art. 4

der Reichsverfassung begrenzt ist, welcher der Bundesgelehrte die Regelung des gerichtlichen Verfahrens zuweist. Es wurden demgemäß als Reichsgesetze erlassen die Civilprozeßordnung vom 30. Januar 1877, die Concursordnung vom 10. Februar 1877 und die Strafprozeßordnung vom 1. Februar 1877. Das Gesetz über die Gerichtsverfassung (s. d.) vom 27. Januar 1877 gibt die Normen für die Organisation der ordentlichen Gerichte, deren oberstes, das Reichsgericht, die Einheit der Rechtsprechung und der Vollstreckung der Urtheile in Sachen des Reichsrechtes zu erhalten hat. Die Militärgerichtsbarkeit, welcher die Militärpersonen nicht nur bezüglich der militärischen Delikte, sondern auch in Sachen des gemeinen Strafrechtes, sofern es sich nicht ausschließlich um eine Geldstrafe handelt, unterstehen, bedarf noch der einheitlichen Regelung. Die Reichsgerichtsbarkeit erstreckt sich deshalb nur soweit, wie die Zuständigkeit des Reichsgerichtes.

Den Einzelstaaten steht innerhalb ihres Gebietes die Bildung der Gerichtsbezirke, die Besetzung der Gerichte und die Aufsicht über dieselben zu. Der Landesherr, in dessen Namen die Rechtsprechung erfolgt, übt das Begnadigungsrecht aus, mit Ausnahme jener Sachen, in denen das Reichsgericht als erste Instanz erkannt hat, und in welchen daher dem Kaiser das Begnadigungsrecht zusteht.

Die Besetzung der Richterstellen am Reichsgerichte erfolgt auf Vorschlag des Bundesrates durch den Kaiser, wobei jedoch auf Vertretung der Einzelstaaten nach Verhältnis ihrer Bevölkerungszahl möglichst Rücksicht genommen wird. Die Aufsicht über das Reichsgericht führt zunächst das dem Reichskanzleramt unterstellte Reichsjustizamt.

Wenn in einem Bundesstaat der Fall einer Justizverweigerung eintritt, und auf gesetzlichen Wegen ausreichende Hilfe nicht erlangt werden kann, so liegt nach Art. 77 der Reichsverfassung dem Bundesrathe ob, erwiesene, nach der Verfassung und den bestehenden Gesetzen des betreffenden Bundesstaates zu beurtheilende Beschwerden über verweigerte oder gehemmte Rechtspflege anzunehmen und darauf die gerichtliche Hilfe bei der Bundesregierung, die zu der Beschwerde Ullass gegeben hat, zu bewirken.

Streitigkeiten zwischen verschiedenen Bundesstaaten, sofern dieselben nicht privatrechtlicher Natur und daher von den competenten Gerichtsbehörden zu entscheiden sind, werden auf Anrufen des einen Theils von dem Bundesrathe erledigt.

Verschiedene Bundesstaaten, z. B. die thüringischen Staaten und die Hansestädte, haben Gerichtsconventionen abgeschlossen, nach welchen sie ihre Gerichtsbarkeit durch gemeinschaftlich errichtete und besetzte Gerichte ausüben lassen.

Im Reichslande Elsass-Lothringen, wo das Reich die Landesgesetzgebung hat, steht demselben auch die Gerichtsbarkeit zu.

Ausschließlich Sache des Reiches ist die Consulargerichtsbarkeit, die Marine- und Strafgerichtsbarkeit und die Gerichtsbarkeit in den Colonien (Reichsgesetz vom

17. Mai 1886 über die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzbündte).

Die Gerichtsbarkeit darf in Deutschland nur durch geprüfte, auf Lebenszeit angestellte unabhängige Richter ausgeübt werden, und ist jede Beeinflussung derselben durch den Landesherrn (Cabinettsjustiz) ausgeschlossen. Niemand darf seinem ordentlichen Richter entzogen werden. Ausnahmegerichte (mit Ausnahme der Kriegs- und Standgerichte) sind unstatthaft. Die Patrimonial- (s. d.) und geistliche Gerichtsbarkeit ist aufgehoben. Die Verwaltung ist von der Justiz vollständig getrennt, die Entscheidung der Kompetenzconflikte zwischen Gerichten und Verwaltungsbehörden oder Verwaltungsgerichten durch unabhängige Gerichtshöfe gesetzlich vorgeschrieben. Urtheile und Beschlüsse eines Gerichtes haben für das ganze Reich Wirksamkeit. Die Gerichte haben sich durch das ganze Reich in jeder Beziehung Rechtshilfe zu leisten. Die Sicherheitsbeamten eines Bundesstaates sind ermächtigt, die Verfolgung eines Flüchtigen auf das Gebiet eines anderen Bundesstaates fortzuführen und den Flüchtigen zu ergreifen, welcher jedoch unverzüglich an das nächste Gericht oder die nächste Polizeibehörde des Bundesstaates, in welchem er ergriffen wurde, abzuführen ist. Das Gerichtsverfahren beruht auf Öffentlichkeit und Mündlichkeit.

Die inländische Gerichtsbarkeit erstreckt sich nicht auf die (Exterritorialität geniehenden) fremden Gesandtschaften bei dem Deutschen Reiche oder einem Bundesstaate. Ebenso sind die beglaubigten Missionen eines deutschen Bundesstaates bei einem anderen der Gerichtsbarkeit des letzteren nicht unterworfen. Dies gilt auch für die Bundesratsmitglieder. Die Vorschriften über den ausschließlichen dinglichen Gerichtsstand (s. d.) in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten werden jedoch hiedurch nicht berührt. At.

**Gerichtserien** (Deutschland), die jährliche Ruhezeit der Gerichte, bestanden schon als Gründeserien (dies feriati qui gratia vindemiarum vel messium ob necessitates hominum indulgentur) in Rom und wurden durch das kanonische Recht auch in Deutschland eingeführt.

Das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Januar 1877 bestimmt solche Ferien vom 15. Juli bis 15. September für die Land- und Oberlandesgerichte und für das Reichsgericht, nicht aber für die Amtsgerichte. Während der Ferien werden nur in Feriensachen Termine abgehalten und Entscheidungen erlassen. Feriensachen sind Strafsachen, Urteilsfachen, Meß- und Marktfachen, Streitigkeiten zwischen Vermietern und Mietern von Wohnung- und anderen Räumen, Wechselsachen und Bausachen, wenn über Fortsetzung eines angefangenen Baues gestritten wird. Es können übrigens vom Gerichte auf Antrag auch andere Sachen, soweit sie besonderer Beschleunigung bedürfen, als Feriensachen bezeichnet werden. Zur Erledigung der Feriensachen können bei den Landgerichten Ferienräumern, bei den Oberlandesgerichten und dem Reichsgerichte Feriensenate gebildet werden.

**Gerichtsgebrauch.**

Im Civilprocesse wird der Ablauf einer Frist bei Richterurtsachen durch die Gerichtsgerien gehemmt. Dies gilt jedoch nicht für Notfriisten (s. Rechtsmittel).

Als Ferialtage gelten auch die Sonn- und allgemeinen Feiertage, an welchen nur mit richterlicher Erlaubnis Ladungen zugeschickt und nur in Notfällen Termine abgehalten werden dürfen.

Art.

**Gerichtsgebrauch**, s. Gewohnheitsrecht.

Art.

**Gerichtskosten** (Deutschland) bestehen theils in den vom Gerichte bestrittenen Auslagen (z. B. Schreib-, Zeugen- und Sachverständigengebühren, Porti, Haftosten u. s. w.), theils in den Beiträgen der Parteien zu den Kosten der Justizverwaltung, den Gerichtsgebühren. Die Gerichtskosten sind so zu bemessen, dass sie die Parteien wohl von frivolen Proceszen, nicht aber überhaupt abhalten, bei Streitobjekten von geringerem Werte Recht zu suchen.

Gerichtsgebühren (sportulae), welche schon in der späteren römischen Kaiserzeit an das niedere Gerichtspersonale bezahlt wurden, kamen mit der Einführung des römischen Rechtes auch in Deutschland in Gebrauch und zwar anfänglich als Bezahlungsbeiträge der Gerichtsbeamten, später als ein Theil des Staatseinkommens.

Die Gerichtsgebühren werden theils als Stempelgebühren für das bei den Verhandlungen verwendete Papier, theils direct erhoben, n. zw. entweder nach einem für die einzelnen Processhandlungen festgestellten Tarife, oder nach einem Pauschalsatz für die einzelnen Abschnitte des Processes oder für den ganzen Proces, in beiden Fällen auf Grund des Wertes des Streitobjektes, bezw. der Höhe der Strafe. In dem Urtheile des Gerichtes ist immer zu bestimmen, von wem die Gerichtskosten zu tragen sind.

In Deutschland sind die fraglichen Verhältnisse durch die Civil- und Strafprocesordnung, die Concursordnung sowie durch das Gerichtskostengesetz vom 18. Juni 1878 und die Novelle vom 29. Juni 1881 bezüglich der durch die Reichsjustizgesetze den ordentlichen Gerichten (s. Gerichtsverfassung) zugewiesenen Sachen einheitlich geregelt, während für Sachen der Landesjustizgebung auch dieser die Feststellung der Gebühren (in Bayern z. B. durch das Gesetz über das Gebührenwesen v. 18. August 1879) obliegt.

Die Gerichtskosten (Barauslagen und Gerichtsgebühren) trägt im Civilprocesse die unterliegende Partei, in einem Concurre die Concursmasse und im Strafprocesse der Verurtheilte.

Im Civilprocesse kommt die sog. volle Gebühr, welche sich (unter Bildung von Wertklassen) nach dem Werthe des Streitobjektes (z. B. für 10 Mark = 1 M., für 10.000 M. = 90 M.) bemisst, je in Aufrechnung 1. für die contradicitorische mündliche Verhandlung (Verhandlungsgebür), 2. für die Anordnung einer Beweisannahme (Beweisgebür) und 3. für eine andere Entscheidung (Entscheidungsgebür). In einzelnen Fällen findet eine Minderung der

vollen Gebühr auf 2—6 Zehntel statt. Für jede Instanz wird Vorschuss der Gerichtsgebühren sowie der Barauslagen für jede beantragte Handlung vom Antragsteller verlangt.

Im Concurreverfahren wird die volle Gebühr unter Zugrundlegung der Wertklassen und Gebürensätze im Civilprocesse nach der Größe der Aktiv-, bezw. der Schuldenmasse bemessen, wenn diese kleiner als erstere ist. Ermäßigungen der vollen Gebühr finden in einzelnen Fällen auch hier statt. Vorschuss der Gerichtskosten durch den Antragsteller kann vor Eröffnung des Concurses verlangt werden. Übrigens ist das Gericht befugt, den Antrag auf Eröffnung des Concurses zurückzuweisen oder das Concurreverfahren einzustellen, wenn die Aktivmasse die Kosten nicht deckt.

Im Strafprocesse bemisst sich der Gesamtbetrag der Gerichtsgebühren nach der Höhe der rechtskräftig erkannten Strafe (z. B. für eine Freiheitsstrafe von 10 Tagen 3 Mark, von 10 Jahren 300 Mark). Ermäßigung des Gesamtbetrages ist in einzelnen Fällen zulässig. Der Privatläger (s. Privatklage) hat in jeder Instanz, der Nebenträger (s. Nebentklage) nur bei Einlegung von Rechtsmitteln Kostenvorschuss zu leisten.

Art.

**Gerichtsschreiber** (Deutschland), actuarius, ist der Gerichtsbeamte für die Beurkundung der gerichtlichen Vorgänge und die Bewahrung der Gerichtssachen.

Wohl infolge der Bestimmungen des kanonischen Rechtes wurden seit dem XIII. Jahrhundert in Deutschland den Strafgerichten (mit Ausnahme der Patrimonialgerichte) Gerichtsschreiber (persona publica oder duo viri idonei, qui fideliter universa judicii acta conscribantur) zugelassen und als solche, weil allein schreib- und rechtskundig, Geistliche (daher das franz. clerc und das engl. clerk) bestellt. Später traten an die Stelle der Geistlichen rechtskundige Laien, und erst mit dem Aushören der Öffentlichkeit und Mündlichkeit im Strafverfahren wurde von der Anstellung rechtskundiger Gerichtsschreiber Umgang genommen, da dem Gerichtsschreiber Rechtskenntnisse entbehrlich sind, wenn ihm der Richter das Protokoll dient. Im Civilprocesse, der seit der Einführung des römischen Rechtes geheim und schriftlich war, bedurfte man ohnehin keines rechtskundigen Gerichtsschreibers. Erst mit der Wiedereinführung der Öffentlichkeit und Mündlichkeit im Civil- und Strafprocesse, zu welcher die französische Gesetzgebung zu Anfang unseres Jahrhunderts die Anregung gab, wurde wieder die Anstellung rechtskundiger Gerichtsschreiber nötig. Es werden deshalb gegenwärtig zur Protokollführung in den öffentlichen Sitzungen der Collegialgerichte nur rechtskundige, bei den Amtsgerichten aber auch solche Gerichtsschreiber verwendet, welche durch längere Praxis und beständene Prüfung ihre Fähigung nachgewiesen haben. Der französische Gerichtsschreiber (greffier) ist nicht rechtskundig. Die Parteien, bezw. der Angeklagte können den Gerichtsschreiber ebenso ablehnen wie einen Richter.

Es liegen dem Gerichtsschreiber neben der Beurkundung der gerichtlichen Vorgänge noch

das Kanzlei-, Gebüren- und Rechnungswesen sowie die Beteiligung bei dem Prozeßbetriebe und der Urteilsvollstreckung (z. B. die Aussetzung der Vollstreckungselanzei) ob. Diese Geschäfte erfordern keine Rechtskenntnisse und man überträgt dieselben deshalb auch bei höheren Gerichten meist nicht rechtskundigen Gerichtsschreibern.

Nach dem Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Januar 1877 wird die Geschäftseinrichtung der Gerichtsschreiberei bei den Reichsgerichten durch den Reichskanzler, bei den Landesgerichten durch die Landesjustizverwaltung bestimmt.

At.

**Gerichtsstand (Deutschland)**, *forum*, ist das in einer Rechtsache zuständige Gericht. Derjelke wird auch als örtliche Zuständigkeit (Competenz) des Gerichtes bezeichnet, indem von den bestehenden sachlich gleich zuständigen Gerichten durch das Gesetz jenes bestimmt wird, welches zu der Person des Beklagten oder zu der Sache in einer räumlichen Beziehung steht, für welche die Gerichtsbezirkseintheilung die Grundlage bildet. Wenn daher in einem Lande nur ein Gericht von einer bestimmten sachlichen Competenz (z. B. ein Landgericht) vorhanden ist, so ist dasjelbe auch für das ganze Land örtlich zuständig. Der Gerichtsstand verpflichtet das Gericht zur Verhandlung der Sache, die Parteien zur Vernehmlassung vor dem Gerichte.

Der Gerichtsstand ist nach dem Gesagten ein persönlicher oder ein sachlicher und in beiden Fällen wieder ein allgemeiner und ein besonderer, je nachdem er für alle Personen, bezw. Sachen oder nur für bestimmte Clasen derselben gilt.

Man spricht auch unrichtigerweise von ordentlichen und außerordentlichen (sora privilegiata personarum et causarum) Gerichtsständen, je nachdem es sich um die Zuständigkeit der ordentlichen oder außerordentlichen Gerichte (s. Gerichtsverfassung) handelt, während diese Zuständigkeit doch nur eine sachliche und keine örtliche ist.

Wie die sachliche Zuständigkeit der ordentlichen Gerichte durch das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Januar 1877, so ist auch die örtliche Zuständigkeit derjelben für Deutschland in folgender Weise einheitlich geregelt durch die Civilprozeßordnung vom 30. Januar 1877, die Concursordnung vom 10. Februar 1877 und die Strafprozeßordnung vom 1. Februar 1877.

Zm Civilprozeß ist der Gerichtsstand entweder ein durch das Gesetz bestimmter (*forum legale*), oder ein durch die Parteien vereinbarter, sog. gewillkürter (*forum prorogatum*), welcher jedoch bloß bei vermögensrechtlichen Klagen und nur dann zulässig ist, wenn kein ausschließlicher Gerichtsstand begründet ist.

Der Wohnsitz einer Person bestimmt den Gerichtsstand (*forum domiciliij*), indem bei dem Gerichte, in dessen Bezirk der Wohnsitz gelegen ist, alle Klagen gegen diese Person gestellt werden können, weshalb dieser Gerichtsstand auch als allgemeiner oder *forum generale* bezeichnet wird. Der Wohnsitz ist entweder ein

frei gewählter (*domicilium voluntarium*), oder ein durch die Staatsgewalt zugewiesener (*domicilium necessarium*), wie z. B. bei Gefangenen, Militärpersonen, Staatsdienern, Handelsgesellschaften u. s. w. Vagabunden haben keinen Wohnsitz und Exterritoriale, z. B. fremde Gesandten, einen solchen nicht in dem Staate, in welchem sie sich aufhalten. Frau und Kinder haben den Wohnsitz des Mannes. Es kommt jedoch immer nur der Gerichtsstand des Beklagten in Betracht, da der Kläger als solcher seinem Gerichte unterworfen ist (*actor sequitur forum rei*).

In einzelnen speciellen Sachen kann der Kläger seine Klage statt beim *forum domiciliij* auch bei einem anderen Gerichte anbringen, welches dem *forum generale* gegenüber als forum speciale erscheint.

Als solche besonderen Gerichtsstände sind zugelassen:

1. der Gerichtsstand der gelegenen Sache (*forum rei sitae*), der ausschließlich bei Gestattmachung dinglicher Rechte (z. B. Eigenthums- und Servitutensklagen);

2. das *forum contractus* und das *forum solutionis*, d. h. das Gericht, in dessen Sprengel ein Rechtsgeschäft abgeschlossen wurde, bezw. die durch das Geschäft bedingte Leistung zu erfolgen hat;

3. das *forum delicti commissi* oder das Gericht des Ortes einer unerlaubten Handlung für Entschädigungsklagen aus solcher;

4. der Gerichtsstand der Connexität (*forum connexitatis materialis*) bei dem Zusammenhang einer Rechtsache mit einer bei einem anderen Gerichte anhängigen;

5. das *forum gestae administrationis* oder die Zuständigkeit desjenigen Gerichtes, in dessen Bezirk eine Verwaltung geführt wurde, für alle aus dieser Verwaltung von dem Geschäftsherrn gegen den Verwalter, oder von diesem gegen den Geschäftsherrn erhobenen Klagen;

6. der Gerichtsstand der Widerklage (*forum reconventionis*) bei dem Gerichte der Klage;

7. das *forum arresti* oder die Zuständigkeit des Gerichtes, welches zur Sicherung des Gläubigers an Sachen des Schuldners oder an diesen selbst, z. B. einen Vagabunden (*ubi te reperio ibi te judico*), Arrest gelegt hat.

Unter mehreren zuständigen Gerichten hat der Kläger die Wahl.

Wenn mehrere Streitgenossen, welche bei verschiedenen Gerichten ihren allgemeinen Gerichtsstand haben, verklagt werden, oder wenn die Klage in dem dinglichen Gerichtsstande erhoben werden soll, und die Sache in verschiedenen Gerichtsbezirken gelegen ist, bestimmt das nächst höhere Gericht das zuständige Gericht (*forum continentiae causarum ex identitate personali vel reali*).

Streitigkeiten über den Gerichtsstand werden durch das Obergericht entschieden.

Der Gerichtsstand bestimmt sich nach den thaträumlichen Verhältnissen zur Zeit der Klagestellung, und spätere Änderungen derselben, z. B. Wechsel des Wohnsitzes von Seite des Beklagten, sind ohne Wirkung (*ubi est coemptum semel judicium, ibi et finem accipere debet*).

Ein an sich unzuständiges Gericht erster Instanz wird durch ausdrückliche oder stillschweigende Vereinbarung der Parteien zuständig, sofern es sich nur um vermögensrechtliche Ansprüche handelt, und für die Klage kein ausschließlicher Gerichtsstand begründet ist. Stillschweigende Vereinbarung ist anzunehmen, wenn der Beklagte, ohne die Unzuständigkeit geltend zu machen, zur Hauptsache mündlich verhandelt hat.

Die Verhandlungen und das Urtheil eines unzuständigen Gerichtes sind nichtig (sententia a non suo iudice lata obtinet nullam firmatatem).

Nach dem deutschen Strafprocesse ist der Gerichtsstand bei demjenigen Gerichte begründet, in dessen Bezirke die strafbare Handlung begangen ist (forum delicti commissi). Neben diesem allgemeinen Gerichtsstande besteht noch wohlweise der Gerichtsstand des Wohnortes des Beleidigten zur Zeit der Erhebung der Klage (forum domicilii) und subsidiär bei Ausländern der Gerichtsstand der Ergreifung oder Betretung des Angeklagten (forum deprehensionis). Endlich gibt es auch hier einen Gerichtsstand der Commonität durch den Zusammenhang einer Strafsache mit anderen, welche einzeln bei verschiedenen Gerichten entweder örtlich oder sachlich (i. Concurranz von Delikten) zuständig sind, indem insbesondere in dem letzteren Falle das Gericht für das schwere Delikt auch über die vor ein niedrigeres Gericht gehörige minder strafbare Handlung (das Schwurgericht z. B. auch über eine Übertretung) urtheilt (plus continet minus).

Unter mehreren zuständigen Gerichten gebürt der Vorzug demjenigen, welches die Untersuchung zuerst eröffnet hat. Für im Auslande begangene strafbare Handlungen bestimmt, wenn eine Ergreifung des Thäters nicht stattgefunden hat, das Reichsgericht das zuständige Gericht. Streitigkeiten der Gerichte über die Zuständigkeit entscheidet das gemeinschaftliche obere Gericht. Bei Gefahr auf dem Beruge hat sich auch ein unzuständiges Gericht innerhalb seines Bezirkes den nötigen Untersuchungshandlungen zu unterziehen.

Die einzelnen Untersuchungshandlungen eines unzuständigen Gerichtes sind nicht schon dieser Unzuständigkeit wegen ungültig; das Urtheil eines unzuständigen Gerichtes ist dagegen immer nichtig.

Die Vernichtung eines Urtheils durch das höchste Gericht und die Beweisung der Sache zur wiederholten Verhandlung vor ein anderes Gericht begründet einen außerordentlichen (forum extraordinarium) Gerichtsstand (das französische tribunal de renvoi).

Ein außerordentlicher Gerichtsstand wird ferner im Civil- und Strafprocesse dadurch begründet, daß bei rechtlicher oder thatfachlicher Verhinderung eines Gerichtes durch das Obergericht für dasselbe ein gleichstehendes Gericht substituiert wird.

At.  
Gerichtsverfassung oder Gerichtsorganisation (Deutschland) ist die gesetzliche Regelung der Verhältnisse der Organe der Gerichtsbarkeit (i. d.). Nach dem deutschen Gerichts-

versfassungsgesetze vom 27. Januar 1877 gelten als von einander unabhängige Organe der Gerichtsbarkeit das Gericht, die Staatsanwaltschaft (i. d.) und der Gerichtsvollzieher (i. d.), welche sich in die Aufgaben des Civil- und Strafprocesses, die Prozeßleitung, die Fällung des Urtheils und die Vollstreckung desselben,theilen, während nach dem früheren gemeinen Processe alle diese Funktionen dem Gerichte zustanden. Die deutsche Gesetzgebung nähert sich hier der französischen, welche dem Gerichte nur die Urtheilsfällung überlässt. Es ist im deutschen Civilprocesse der Proceszbetrieb zum Theil Sache der Parteien und die Vollstreckung des Urtheils theilweise Aufgabe des Gerichtsvollziehers. Im Strafprocesse liefert der Staatsanwalt, bezw. in schwereren Fällen der Untersuchungsrichter das Beweismaterial, und die Strafvollstreckung steht, mit Ausnahme der Amtsgerichte, dem Staatsanwalte zu. In jedem Falle aber hat das Gericht das ausschließliche Recht der Urtheilsfällung, d. i. der Anwendung des Gesetzes auf den gegebenen Fall. Die durch die Gerichtsverfassung bestimmten Gerichte bezeichnet man als ordentliche (sora communia), an sich für alle Personen und alle Sachen bestimmte, im Gegensätze zu den außerordentlichen oder Sondergerichten (sora particularia), welche auf Grund specieller Gesetze für gewisse Classen von Personen oder für gewisse Arten von Rechtsstreitigkeiten zugelassen sind. Die Gerichtsverfassung bestimmt vorzugsweise die Art und Weise der Besetzung, die Competenz und das gegenseitige Verhältnis der Gerichte (Instanzenzug).

Ordentliche Gerichte sind nach dem Gerichtsverfassungsgesetze die Amts-, Land- und Oberlandesgerichte, sowie das Reichsgericht. Dieselben bestehen aus einem oder mehreren Richtern und dem Gerichtsschreiber (i. d.). Einzelne Gerichte entscheiden unter Mitwirkung von nicht rechtskundigen Mitgliedern (Schöffen, Gezworene und Handelsrichter).

Vor die ordentlichen Gerichte gehören alle bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und Strafsachen, für welche nicht entweder die Zuständigkeit von Verwaltungsbehörden oder Verwaltungsgerichten begründet ist, oder reichsgezählt besondere Gerichte bestellt oder zugelassen sind.

Übrigens können die Landesgesetze auch Civil- und Strafrechtsachen, für welche besondere Gerichte zugelassen sind, den ordentlichen Gerichten übertragen, und dürfen in diesem Falle Abweichungen von dem gewöhnlichen Processvorfahren stattfinden. Auf der anderen Seite ist es der Landesgesetzgebung auch gestattet, geringere Strafsachen den Polizeibehörden zur Strafverfügung auf Grund des Strafgesetzes und der Strafprocesordnung zu überweisen (i. Forstrichterproces).

Den Amtsgerichten stehen Einzelnrichter vor. Denselben ist das Bagatell- (i. d.), Mahn-, Concur- und Zwangsvollstreckungsverfahren zugewiesen.

Die aus dem Amtsrichter als Vorsitzendem und zwei Schöffen bestehenden Schöffengerichte entscheiden über Übertretungen und leichtere Vergehen.

Die Landgerichte werden mit einem Präsidenten und der erforderlichen Anzahl von Directoren und Mitgliedern besetzt. Bei denselben werden Civil- und Strafkammern und nach Bedarf auch Handelskammern gebildet.

Vor die Civilkammern, einschließlich der Handelskammern, gehören alle bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, welche nicht den Amtsgerichten zugewiesen sind.

Die Civilkammern sind die Berufungs- und Beschwerdegerichte in den vor den Amtsgerichten verhandelten bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten.

Die Strafkammern sind zuständig bei allen Vergehen und Verbrechen, welche nicht vor die Schöffen- und Schwurgerichte gehören, sowie bei Zuwidderhandlungen gegen das Reichsgesetz vom 23. October 1867 über die Nationalität der Kaufarbeiter, vom 11. Juni 1870 über Comaudit und Aktiengesellschaften, vom 8. Juni 1871 über Inhaberpapiere, vom 6. Februar 1873, die Beurkundung des Personenstandes betreffend, und gegen das Bankgesetz vom 14. März 1875.

Bei den Landgerichten sind Untersuchungsrichter nach Bedürfnis zu bestellen.

Die Strafkammern sind als erkennende Gerichte ferner zuständig für die Verhandlung und Entscheidung über das Rechtsmittel der Berufung gegen die Urtheile des Schöffengerichte.

Die Kammern des Landgerichtes entscheiden in der Beziehung von drei Mitgliedern (einschließlich des Vorsitzenden), bezw. von fünf Mitgliedern bei der Hauptverhandlung der Strafkammer.

Die periodisch bei den Landgerichten zusammenrettenden Schwurgerichte sind zuständig für die Verbrechen (in Bayern auch für Preszvergehen), welche nicht zur Zuständigkeit der Strafkammern oder des Reichsgerichtes gehören. Dieselben bestehen aus drei richterlichen Mitgliedern und zwölf zur Entscheidung der Schuldfrage berufenen Geschworenen.

Die Kammern für Handelsachen (s. Handelsgerichte) entscheiden in der Beziehung mit einem Mitgliede des Landgerichtes als Vorsitzenden und zwei Handelsrichtern (Kaufleuten oder Schiffahrtskundigen an Seepläßen).

Die Oberlandesgerichte bestehen aus einem Präsidenten und der erforderlichen Anzahl von Senatspräsidenten und Räthen. Bei denselben werden Civil- und Strafsemente gebildet, welche in der Beziehung von fünf Mitgliedern mit Einschluss des Vorsitzenden entscheiden.

Die Civilsenate entscheiden im bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten über die Rechtsmittel (s. d.) der Berufung gegen Endurtheile und der Beschwerde gegen Entscheidungen der Landgerichte.

Die Strafsemente sind zuständig für die Verhandlung und Entscheidung über das Rechtsmittel der Revision gegen Urtheile der Strafkammern in der Berufungsinstanz und der Revision gegen Urtheile der Strafkammern in erster Instanz, sofern die Revision ausschließlich auf die Verleugnung einer in den Landesgesetzen enthaltenen Rechtsnorm gestützt wird, dann über

das Rechtsmittel der Beschwerde gegen strafgerichtliche Entscheidungen erster Instanz, so weit nicht die Zuständigkeit der Strafkammer begründet ist, und gegen Entscheidungen der Strafkammern in der Beschwerdeinstanz und Berufungsinstanz.

Das Reichsgericht ist mit einem Präsidenten und der erforderlichen Anzahl von Senatspräsidenten und Räthen besetzt. Die Civil- und Strafsemente desselben, deren Zahl der Reichskanzler bestimmt, entscheiden in der Beziehung mit sieben Mitgliedern.

In bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten ist das Reichsgericht zuständig für die Verhandlung und Entscheidung über die Rechtsmittel der Revision gegen die Endurtheile und der Beschwerde gegen Entscheidungen der Oberlandesgerichte.

In Strafsachen ist das Reichsgericht zuständig:

1. für die Untersuchung und Entscheidung in erster und letzter Instanz in den Fällen des Hochvorrathes und des Landesvorrathes, insoweit diese Verbrechen gegen den Kaiser oder das Reich gerichtet sind;

2. für die Verhandlung und Entscheidung über die Rechtsmittel der Revision gegen Urtheile der Strafkammern in erster Instanz, insoweit nicht die Zuständigkeit der Oberlandesgerichte begründet ist, und gegen Urtheile der Schwurgerichte.

Als besondere (außerordentliche) Gerichte sind nach dem Gerichtsverfassungsgesetze zugelassen:

1. die auf Staatsverträgen beruhenden Rheinschiffahrts- und Elbezollgerichte;

2. Gerichte, welchen die Entscheidung von bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten bei der Ablösung von Gerechtigkeiten oder Realslasten, bei Separationen, Consolidationen, Verloppelungen, gutscherrlich-bäuerlichen Auseinandersetzungen n. dgl. obliegt;

3. Gemeindegerichte, welche bis zu dem Maximalbetrage von 60 Mark, vorbehaltlich der Berufung auf den ordentlichen Rechtsweg, über vermögensrechtliche Ansprüche zu entscheiden haben (Württemberg);

4. Gewerbegegerichte.

In Anziehung der Landesherren und der Mitglieder der landesherrlichen Familien, sowie der Mitglieder der fürstlichen Familie Hohenzollern finden die Bestimmungen des Gerichtsverfassungsgesetzes nur insofern Anwendung, als nicht besondere Vorschriften der Hansverfassungen oder der Landesgesetze abweichende Bestimmungen enthalten.

Die Militärgerichtsbarkeit, sowie das landesgesetzlich den Standesherren gewährte Recht auf Austräge (Ausstragalinstantz) werden durch das Gerichtsverfassungsgesetz nicht berührt.

Die Organisation der freien illigen Gerichtsbarkeit ist ausschließlich der Landesgesetzgebung überlassen, mit Ausnahme der Beurkundung des Familienstandes (s. d.), welche früher in dem Gebiete des französischen Rechts den Personenstandsbeamten, in den übrigen Theilen Deutschlands den Pfarrämtern übertragen war, jetzt aber von den Standesbeamten besorgt wird.

**Das Wormundschafts- und Verlassenschaftsrecht** ist überall Aufgabe der Gerichte.

Bezüglich der übrigen Geschäfte der freiwilligen Gerichtsbarkeit s. Notariat und Hypothek.

**Gerichtsvollzieher** (frz. huissier) ist der selbständige Gerichtsbeamte für die Zustellungen, Ladungen und Vollstreckungen. Die Bestellung eines solchen Beamten war eine Consequenz des Grundsatzes des französischen Processees, daß sich die richterliche Thätigkeit auf die Urtheilsfällung beschränken müsse. Das Gerichtsvollzieherinstitut besteht deshalb schon lange in jenen Theilen Deutschlands, in welchen französisches Recht gilt (s. Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch), wurde durch das Gerichtsorganisationsgesetz vom 10. November 1861 in Bayern eingeführt und durch das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Januar 1877 auf das ganze Reich ausgedehnt.

Die Gerichtsvollzieher sind unbefoldet und auf Gebüren angewiesen, welche durch die Gebürenordnung vom 18. Juni 1878 und die Novelle vom 29. Juni 1881 geregelt sind. Für Ladungen und Zustellungen bestehen feste Sätze, während die Gebüren für Pfändungen und Versteigerungen durch den Werth der Objecte bestimmt werden.

Im § 156 des Gerichtsverfassungsgesetzes sind die Fälle bestimmt, in welchen der Gerichtsvollzieher aus persönlichen Gründen von der Ausübung seines Amtes ausgeschlossen ist. Gerichtsvollzieher können nicht zu dem Amt eines Geschworenen oder Schöffen berufen werden.

Die Dienst- und Geschäftsverhältnisse der Gerichtsvollzieher werden bei dem Reichsgerichte durch den Reichskanzler, bei den übrigen Gerichten durch die Landesjustizverwaltung bestimmt.

At.

**Gering**, adj., wim. s. v. w. mager, schwach, klein, für alle Wildgattungen; s. schwach, schlecht u. vgl. brav, stark u. s. w. „Der Hirsch und Thier sind schlecht und gering am Leibe, und nicht mager.“ v. Pärsön, Hirschgerechter Jäger, 1734, p. 80. — „Was junge Hirsche sein, werden geringe Hirsche geheißen.“ Ibid., fol. 81. — „Geringes oder schlechtes Rothwildpriet heißtet alles das, was noch unjagdbar, item: schmal und geringe am Wildpriet oder am Leibe ist, auch was klein und krappig geblieben.“ E. v. Heppé, Aufr. Lehrprinz, p. 29, 70. — „Schlechte oder geringe Sauen heißen alles noch unjagdbare Schwarzwildpriet.“ Ibid., p. 71. — „Geringe wird gesagt, wenn ein Hirsch von schlechtem Ansehen: das ist ein geringer Hirsch. Item von allen Thieren, wenn sie nicht viel aus dem Leibe haben: das Wildpriet ist sehr geringe, aber nicht etwa mager.“ Großkopff, Weidewerkslexikon, p. 136. — Chr. W. v. Heppé, Wohlfred. Jäger, p. 179. — „Gering jagdbar nennt man Hirsche, die nur 8 Enden haben.“ Hartig, Lexik., p. 219. — „Gering ist die weidgerechte Bezeichnung für klein, schwächlich, unausgewachsen.“ R. R. v. Dombrowski, Der Fuchs, p. 185. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 1., p. 103. — Laube, Jagdbrevier, p. 278. — Kobell, Wildanger, p. 479. — Sanders, Wb. II., p. 761. E. v. D.

**Gerinnung des Blutes**, s. Blut. Ubr.

**Gerinnung des Chylus und der Lymphe**, s. Chylus, bezw. Lymphe. Ubr.

**Gerinnung des Muskels**, s. Muskeln. Ubr.

**Gerinnung des Nervenmarkes**, s. Nerven. Ubr.

**Germanium**, Ge — 72.32 — ein neu entdecktes Element, das sich in dem Silbererz Argyrodit (6—7%) findet. Es ist grauweiß, schmilzt bei etwa 900° und verdammt bei wenig höherer Temperatur; spec. Gew. 5.469, unlöslich in Salzsäure und Kalilauge, löslich in Königswasser, gibt mit Salpetersäure weißes Oxyd, mit concentrirter Schwefelsäure Sulphat.

v. Gn.

**Germar** Ernst Friedrich, geboren am 3. November 1786 zu Glashau in Sachsen, gestorben 1853 zu Halle, bezog 1804 die Bergakademie zu Freiberg, wo er unter Werner vor allem anderen dem Studium der Mineralogie, Petrographie und Geologie mit Eifer oblag. Nach Absolvierung des bergakademischen Studiums wandte sich Germar der Universität Leipzig zu und studierte Rechtswissenschaft, widmete sich aber gleichzeitig auch dem Studium der Entomologie, welche nun auch sein Lieblingsstudium verblieb. An der Universität Halle erlangte er 1810 den Dr. philosophiae, habilitierte sich 1812 und erhielt nach dem Abgang Steffens die Direction des mineralogischen Cabinets. 1824 wurde er der Nachfolger C. v. Raumers. Als Examinator für Bergleuten wurde ihm der Titel Oberbergrat, und bei der 1834 erfolgten Einweihungsfeier der des Dr. medicinae verliehen. Die entomologischen Arbeiten Germars (80 Druckschriften) haben noch heute hervorragende Bedeutung. Unser bedenkender Entomologe Schaum ist der würdige Sohn Germars, in dessen Hause er seine Erziehung erhalten hat.

Hs.

**Gertenholz** ist eine Stärkestufe des Be standes, welche auf die der Dickung folgt, bei der sich die Einzelstämmen als schwache Stangen oder Gerten darstellen, welche allmählich zu stärkeren Stangen, die aber in Brusthöhe Spann stärke nicht überschreiten, anwachsen (s. Stan genholz).

Gt.

**Geruchsstinn**. Wie beim Gesichts- und Gehörssinn, so müssen wir auch den Apparat des Geruchssinnes in einen nervösen und einen physikalischen Theil sondern; wie beim Gesichtssinn der den optischen Gesetzen entsprechend gebaute Apparat die Lichtbewegung zu dem peripheren nervösen Endapparat des Schnauzen, wie beim Gehörssinn der den akustischen Gesetzen entsprechend gebaute Apparat die Schallbewegung zu dem peripheren nervösen Endapparate des Gehörnerven, so leitet der den mechanischen Gesetzen entsprechend gebaute Apparat des Geruchssinnes den die riechbaren Substanzen enthaltenden Luftstrom zu den peripheren nervösen Endapparaten des Geruchsnerven. Es werden die bei der Atmung erzeugten Luftströme benutzt, um die riechbaren Substanzen dem Geruchssapparate zuzuführen. Damit die Enden der Geruchsnerven erregt werden, muß ein Luftsstrom die riechbaren

Substanzen denselben zuführen, in ruhender Luft werden sie nicht wahrgenommen, wenn sie auch in der Nasenhöhle zugegen sind; man kann sich hie von leicht überzeugen: hält man eine Substanz, welche außer den Geruchsnerven auch noch die Geschmacksnerven der Nase erregt, unter die letztere, so fühlt man ein Stechen, Prickeln oder es tritt Thränensecretion ein, zum Beweise, daß die Substanz in die Nase eindringt, die Geruchsempfindung tritt aber dann erst deutlich hervor, wenn wir tief inspirieren oder mehrere kurze, tiefe Atemzüge ausführen. Wird die Nasenhöhle quer durchschnitten, so bemerkt man zwei von einander abgegrenzte Räume; der obere Raum ist sehr eng, spaltförmig und ist anßen von den Siebbeinszellen und innen von der Nasenscheidewand begrenzt, er wird Geruchsspalt, Fissura olfactoria genannt, der untere Raum ist bedeutend geräumiger als der obere, er wird mir ganz wenig von der in ihn hineinragenden unteren Wimpern beengt, er heißt Luftgang, Ductus aëriterus. Beide Räume kommunizieren durch einen engen Spalt, welcher von dem unteren horizontalen Rande der mittleren Nasenmuschel und von der Nasenscheidewand begrenzt wird. In den Geruchsspalt kommt beim Einatmen ein kleiner Theil des Luftstromes, indem durch die Nasenlöcher der Einathmungsstrom gegen die Decke der Nasenhöhle, also gegen den Geruchsspalt gerichtet wird, der größte Theil des Stromes biegt gegen die Choanen um und streicht durch den geräumigen Luftgang; bei der Ausatmung gelangt ein noch viel kleinerer Bruchtheil des Ausathmungsstroms in den Geruchsspalt, da der Kieferkörper den Geruchsspalt wie ein Schirm schützt. Es wird daher die Geruchswahrnehmung während der Einatmung stattfinden, während der Ausatmung wird mir eine sehr schwache Geruchsempfindung hervorgerufen, da nur wenig Ausathmungsluft in den Geruchsspalt eindringen kann; es ist vor allem die durch den vorderen Theil der Nasenlöcher einströmende Luft, welche die Geruchsempfindungen hervorruft, und nicht die durch die hintere Abtheilung strömende Luft, wie sich gezeigt hat. Wie wichtig für das Zustandekommen der Geruchsempfindungen die mechanischen Einrichtungen der Nase sind, zeigt die beim Menschen gemachte Erfahrung, daß in der Regel mit dem Verlust der Nase auch der der Geruchsempfindungen verbunden ist; sie entstehen aber wieder, wenn man Röhrchen in die Nasenrinnen einführt oder wenn eine künstliche Nase erzeugt wird. Von den Nebenhöhlen der Nase aus werden keine Geruchsempfindungen hervorgerufen. Die den oberen Theil der Nasenhöhle, also den Geruchsspalt auskleidende Schleimhaut unterscheidet sich von der übrigen Nasenschleimhaut durch ihre braungelbe Farbe und dadurch, daß sich das erste Gehirnnervenpaar, die Nervi olfactorii, in ihr verbreitet; die von dieser Nasenschleimhaut ausgekleidete Nase gegengesetzt wird als Regio olfactoria bezeichnet, während der übrige von der gewöhnlichen, als Schneider'sche Haut bezeichneten Schleimhaut ausgekleidete Theil Regio respi-

ratoria bezeichnet wird. Die Nasenschleimhaut hat ein Epithel, dessen Zellen einen sehr feinen Klimmerbesatz haben, der bei Vögeln, Amphibien und Reptilien stärker entwickelt ist; man hat in dem Epithel der Nasenschleimhaut zweierlei Zellen gefunden, stärkere und zwischen diesen solche mit feineren, nach der Oberfläche gerichteten Ausläufern; während nahezu alle Forscher nur die letzteren als Riechzellen bezeichneten und sie als in direkter Verbindung mit den Endfasern des Riechnerven stehend betrachten, nimmt S. Exner an, daß die sog. Riechzellen Übergänge zu den Epithelzellen darstellen und daß beide Zellen mit einem unter ihnen befindlichen, vom Riechnerven gebildeten nervösen Netz im Zusammenhang stehen. Festgestellt ist somit, daß sich die Nasenschleimhaut durch ein anderes Epithel und durch den direkten Zusammenhang von Zellen desselben mit dem Riechnerven vor der übrigen Nasenschleimhaut anszeichnet. Es ist hente als durch das Experiment festgestellt zu betrachten, daß das erste Gehirnnervenpaar die Geruchsempfindungen vermittelt, ihre Durchschneidung bedingt den Verlust der Geruchsempfindungen; merkwürdigerweise kommt nach dieser Durchschneidung bei Fröschen und Kaninchen eine Degeneration des Riechepithels zustande. Um die Geruchsnerven künstlich zu erregen, hat man die verschiedenen Erregungsmethoden, welche bei anderen Nerven wirksam sind, angewendet, aber bisher mit wenig Glück; selbst durch die elektrische Eregung hat man noch keine eigentliche Geruchsempfindung direct hervorrufen können, trotzdem es vielfach verucht worden ist: nur die eigentlichen Geruchsstoffe rufen von der Nasenschleimhaut aus die Geruchsempfindungen hervor. Welche physikalische und chemische Eigenschaften die riechbaren Substanzen als solche charakterisieren, können wir bis hente nicht angeben; wir wissen nur, daß sie gas- oder dampfförmig sein müssen, jedoch erzeugen nicht alle Dämpfe und Gase Geruchsempfindungen; in flüssiger Form, also z. B. in Lösungen wirken sie nicht, wie Tourtial, E. H. Weber gezeigt haben. Tyndall beobachtete, daß das Wärmeabsorptionsvermögen einer mit riechbaren Substanzen geschwängerten Luft bedeutend größer ist als das der reinen, trockenen atmosphärischen Luft; seiner beobachtete Prévost, daß riechbare Substanzen, z. B. Kampfer, sich auf der Oberfläche des Wassers bewegen. Endlich will ich hier eine mündliche Mittheilung erwähnen, welche ich von dem Physiologen Funke vor ungefähr 10 Jahren erhalten habe; er sandt in der Literatur die Beobachtung angegeben, daß der sehr feine Körnchen enthaltende Riechschleim der Bienen bei der Beobachtung unter dem Mikroskop eine außerordentlich lebhafte Bewegung seiner Körnchen zeigt, wenn eine riechbare Substanz näher gebracht wird; leider kenne ich nicht den Namen des Entdeckers dieser Thatprobe, noch habe ich Gelegenheit gehabt, die Beobachtung zu kontrollieren. Man unterscheidet die Geruchseinheit, d. i. das Vermögen geringe Geruchsdifferenzen wahrzunehmen, von der Geruchsschärfe, d. i. sehr geringe Mengen des Riechstoffes wahrzunehmen.

Wir können mit dem Geruchssinne viel geringere Quantitäten riechbarer Substanzen nachweisen, als wir mit Hilfe der empfindlichsten chemischen Reaktionen und physikalischen Instrumenten durch andere Sinne nachweisen können. So fand Valentini und Clemens bei der Annahme, daß 50 cm<sup>3</sup> Luft die Nase passieren, bis eine Geruchsempfindung zustande kommt, daß

$\frac{1}{5000}$  mg Schwefelwasserstoff eine Geruchsempfindung erzeugen könne. Fischart und Penzoldt fanden unter derselben Annahme, daß

$\frac{1}{460,000,000}$  mg Mercapton für eine dentische Geruchsempfindung ausreicht; nach Kirchhoff und Bunzen wird durch den Spectralapparat

noch  $\frac{1}{1,400,000}$  mg Natrium wahrgenommen.

Durch Gifte kann die Erregbarkeit des Riechverbens sehr geändert werden, wie Fröhlich gezeigt hat; so schwächt Morphin die Empfindlichkeit, Stricholin erhöht sowohl bei localer als allgemeiner Anwendung außerordentlich die Geruchsschärfe, durch andauernde Einwirkung desselben Geruches wird das Riechorgan gegen denselben weniger empfindlich. Die riechbaren Substanzen müssen, wie wir schon erwähnt haben, in bewegter Luft sich befinden; die Thiere machen, um Geruchsempfindungen zu erhalten, wiederholte Inspirationen, wir bezeichnen diese Art sich Geruchsempfindungen zu verschaffen als Spüren, Schnüffeln, Schnuppern, während man als Wittern das Einziehen vom Winde getriebener Luft bezeichnet. Die Geruchsempfindungen bezeichnen wir als solche nicht, sondern nur nach den Stoffen, durch welche sie hervorgerufen werden; es fällt daher die Eintheilung der Geruchsempfindungen mit der der Riechsubstanzen selbst zusammen; eine solche Eintheilung in sechs Cllassen hat Fröhlich getroffen, wir wollen jedoch die einzelnen Cllassen nicht aufführen, da dieses uns zu sehr in die Einzelheiten führen würde. Vbr.

**Gerüste** sind erforderlich, wenn Maurerarbeiten in einer Höhe von mehr als 1,3 m auszuführen sind. Gerüste werden umso fester und bequemer angelegt werden müssen, wenn Maurerungen mehrere Stockwerke hoch emporreichen, da sie nicht allein der Arbeitsmauschaft genügend Raum bieten müssen, sondern auch den nötigen Platz für vorübergehende Bevorräthigungen und Lagerung der unterschiedlichen Baumaterialien enthalten sollen. Man unterscheidet Haupt- oder Lantennengerüste, schwebende und hängende Gerüste.

Die Hauptgerüste werden aufgestellt, wenn die Maurerarbeiten ca. 1 m hoch aus dem Boden emporgeführt sind. Zu Entfernungen von 2–3 m von der Außenseite des Gebäudes werden in Zwischenräumen von 3–3,5 m Balken (Lantennen) möglichst seit vertical in den Boden eingegraben. Die Lantennen erhalten mindestens die gleiche Höhe wie das Gebäude, wo dies nicht möglich sein sollte, bei beispielweise sehr hohen Bauten treten an die Stelle der stehenden Hauptgerüste die schwebenden Gerüste. Von der Höhe des ebenerdigen Ge-

schoßes werden unmittelbar neben den Lantennen verticale Balken oder Ständer aufgestellt und mit den ersten durch Klammer fest verbunden. Auf die Ständer legt man die Tragbalken, die mit dem anderen Ende im Mauerwerk ruhen, sodann senkrecht auf diese die Polsterhölzer der aufruhenden Bretterbedeckung. In gleicher Weise werden die Gerüstungen für die weiteren Stockwerke hergestellt. Bei den schwebenden Gerüsten entfallen die Lantennen und Ständer, und werden die Tragbalken nur an dem einen Ende unterstützt, müssen aber in diesem Falle durch die Mauer reichen. Im Inneren werden dann die Tragbalken mittels durchlaufender Balken in der Art befestigt, daß die Träger auf die Balken aufgesämtzt oder durch Klammer mit ihnen fest verbunden werden. Zur weiteren Versteifung können die Tragbalken noch durch schiegegestellte Streben gestützt werden.

Die Hängegerüste eignen sich zu Reparaturen und Reparaturen hoher Gebäude und bestehen aus Kästen, die aus Brettern und Balken hergestellt sind und mittels starker Seile und Flaschenzüge nach Erforderniss höher oder tiefer gehängt werden können. Die Flaschenzüge sind an vorspringende Balken befestigt, welche mit dem Dachgerüst in entsprechende Verbindung gebracht werden. Bei Verfassung der Voranschläge werden mit besondere Gerüstungen speziell veranschlagt, während für die gewöhnliche Rüstung 5 % der Kosten der Maurerarbeiten und des Materialbedarfes berechnet werden. Auch bei Dachdeckungen werden bei gewöhnlichen Dachneigungen keine Gerüstosten berechnet und sind letztere in dem für Aussicht und Requisiten ersehenen Zuschlag mit einzubringen.

Um das nötige Material für die Mauer auf die Gerüstung zu bekommen, werden Leitern an die Rüstung angelebt, auf denen sodann die Materialsförderung durch die Handlanger erfolgt.

Ist hinlänglicher Raum vorhanden, so wird zum Zwecke der Materialförderung eine Laufbrücke in der Art hergestellt, daß man 2 bis 3 Gerüstbalken schräg an das Gerüst anlegt und Bretter daraufnagelt, welche wieder aufgenagelte Querlatten erhalten, wenn die Laufbrücke aus Raumangabe sehr steil angelegt werden müßte. Auch für jene Gerüste, die durch mehrere Stockwerke emporführen, können behufs der Materialförderung, u. zw. von Geschoss zu Geschoss Laufbrücken hergestellt werden, wenn hiessür der erforderliche Raum vorhanden sein sollte. Ist dies nicht der Fall, so muss auf jedem Gerüste ein gewöhnlicher Auflösungshäspel oder ein sog. Beihäug errichtet werden, mittels dessen das Material durch eine zu belassende Öffnung emporgezogen wird.

Zweckmäßiger ist es, wenn bei hohen Gebäuden der Materialtransport über die Stiegen geleitet wird, zu welchem Behuße über die Balkenlagen in den einzelnen Geschossen Bretter zu legen und Fenster in der Größe der Thüren auszuhalten sind, die dann nachträglich vermauert werden. Für keinen Fall sollen unnötig große Materialsbevorräthigungen auf den Ge-

**Gerüstosten.** — **Geschäftsführung.**

rüsten gestattet sein (j. Gewölbrüstung, Steinbrücken).

Fr.

**Gerüstkosten.** j. Gerüste.

Fr.

**Gervillia**, wichtige Muschelgattung der mesozoischen Formationen. Sie besitzt schief verlängerte, ungleichseitige und wenig ungleichflippige Schalen; der gerade Schlosstrand hat vorne einen sehr schwachen, hinten einen etwas stärker ausgeprägten, längeren, flügelförmigen Fortsatz, ist dick und zeigt mehrere ziemlich breite und entfernte Bandgruben. Am unteren Theile des selben sind zwei oder mehr schräge, nach hinten verlaufende Bähne angebracht, denen auf der anderen Schale Durchen entsprechen. Der Wirbel liegt terminal. Gervilliensäume finden sich im Gebiet des deutschen Muschelfalts weit verbreitet.

v. D.

**Gerwig**, Friedrich Julius, geboren 11. October 1812 in Sulzburg (Baden), gestorben 9. April 1875 in Gerusbach; besuchte zuerst die Volkschule seines Geburtsortes und sodann das Gymnasium zu Freiburg. Die forstliche Lehre bestand er beim Oberförster Hubbauer in Baden, dann studierte G. 1833 bis 1834 Forstwissenschaft auf dem Polytechnikum zu Karlsruhe und immatrikulierte sich nach der Staatsprüfung 1835 im Wintersemester 1835/36 bei der Universität Heidelberg, um noch einige cameralistische Vorlesungen zu hören. Nach kurzer praktischer Verwendung bei mehreren Bezirksforsten und beim Forstamtene Bruchsal ward er längere Zeit unter Arnsperger bei der Forsteinrichtung beschäftigt. 1841 erhielt Gerwig als erste definitive Anstellung die Verwaltung der Bezirksforstei Oberried mit dem Wohnsitz zu Kirchzarten, 1848 wurde er Bezirksförster zu Oittenhöfen, 1859 Forstinspektor von Säckingen mit Wohnsitz in Waldshut; 1861 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Freiburg versetzt. Als im Jahre 1868 bei der Neuorganisation der Forstverwaltung die Forstinspektionen aufgehoben wurden, übernahm Gerwig aus Liebe zum Wald wieder eine Bezirksforstei, n. zw. Gerusbach, wo er bis zu seinem Tod wirkte.

Gerwig ist vor allem bekannt als tüchtiger Weizstannenzüchter, über deren Bewirtschaftung er die bekannte vortreffliche Monographie „Die Weizstanne (Abies pectinata D. C.) im Schwarzwalde. Ein Beitrag zur Kenntnis ihrer Verbreitung, ihres forstlichen Verhaltens und Wertes, ihrer Behandlung und Erziehung“, 1868 verfasste; auf dem Gebiete des Waldwegebaues hat er durch ausgedehnte Straßenanlagen (z. B. Steppweg zwischen dem Dreisam- und oberen Wiesenthal) ebenfalls Hervorragendes geleistet und auch vielfach anregend auf die Privatwaldwirtschaft gewirkt. Schw.

**Gesackt**, adj. „Gesackt“ sagen einige Jäger, wenn der Hirsch einen starken Unterleib hat: „Der Hirsch ist gut gesackt.“ Chr. W. v. Heppen, Wohlfred. Jäger, p. 179. — Sanders, Wb. II., p. 833.

E. v. D.

**Gesamtjagd**, die.

I. Jagdrechtlicher Begriff, eine mehreren Theilhabern zusammen gehörige Jagd, unterschieden von der Mit- und Doppeljagd. Stisser, Jagdgeschichte, p. 317, 323, 326. — Behlen, Wisspr., 1828, p. 68.

II. Die Gesamtheit der verschiedenen zu einem Jagen gehörigen Triebe, Wildungen, Feierabende, p. 22. — Sanders, Wb. I., p. 827.

E. v. D.

**Gesamtalters-Durchschnittszuwachs** ist der Quotient aus dem gegenwärtigen Alter in den während desselben erfolgten Totalzuwachs. Kommt dabei das Hanbarkeits- oder Abtriebsalter in Betracht, so wird der Ausdruck „Hanbarkeitsdurchschnittszuwachs“ angewendet. Nr.

**Gesamtalterszuwachs** oder summarischer oder Totalzuwachs ist der Zuwachs in der Zeit von der Entstehung des Bestandes bis zu seinem gegenwärtigen Alter.

Nr.

**Gesamtmasse** ist die summarische Produktion eines Baumes, Bestandes, Waldes. Sie wird am besten in Festmetern angegeben. Unterscheidet man den Hauptbestand vom Zwischenbestand, so bezieht sich die Gesamtmasse auf die totale Produktion beider. Es ist gebräuchlich, die Gesamtmasse als die Summe des Derbholzes und Reisigs (Grenze zwischen beiden bei 7 cm Stärke) zu betrachten. Bei der Taxation der Bestände wird vielfach nur die Gesamtmasse angesprochen und dann auf Grund von Erfahrungszahlen eine Zerfällung derselben nach Derbholz und Reisig vorgenommen. Diese Zerfällung wird natürlich dort von besonderer Wichtigkeit, wo der Derbholzsat bindend ist.

Nr.

**Gesamtwaldeigenthum**, j. gemeinschaftliches Waldeigenthum.

At.

**Gesamtzuwachs**, j. Gesamtalterszuwachs.

Nr.

**Gesänge**, Das, die Züge des zur hohen Jagd zählenden (oder des sämmtlichen) Haarwildes und der Hündin. „Gesänge“ heißen die Dütten oder Züge einer Hündin, Luchs oder Fälin und dergleichen Raubwildpret. Bei dem Rehe, Gemis-Geise, Roth- und Tannwildpret heißt es das „Gesänge, einiger“ Orten sagt man auch: das „Eiter.“ E. v. Heppen, Auftr. Lehrprinz., p. 344. — „Gesänge“ ist das Milchepiter eines Thieres.“ Chr. W. v. Heppen, Wohlfred. Jäger, p. 179. — Großkopf, Weidewerkslexikon, p. 137. — Beckstein, Höh. d. Jagdwissenschaft, I., p. 276. — D. a. d. Winfell, Höh. f. Jäger I., p. 5. — Laube, Jagdbrevier, p. 278. — Kobell, Wildanger, p. 479. — R. R. v. Domrowski, Edelswild, p. 9. — Sanders, Wb. II., p. 868.

E. v. D.

**Geschäftsführung**, negotiorum gestio, ist nach römischem Recht die Besorgung der Geschäfte eines anderen ohne Auftrag, jedoch mit der Wirkung eines Mandates (j. Bevollmächtigungsvertrag). Dieselbe soll keine unbefugte Einmischung in fremde Angelegenheiten sein; sie hat vielmehr nur Berechtigung als Ausfluss der allgemeinen Bürgerpflicht, das Interesse seines Mitmenschen zu wahren, wenn dieser es nicht selbst vermag.

Der Geschäftsführer (negotiorum gestor) soll das Geschäft nur bei Verhinderung des Geschäftsherrn (dominus negotiorum) zur Abwendung eines drohenden Schadens übernehmen und es dann so führen, als ob er damit beauftragt worden wäre. Die Geschäftsführung soll eine nützliche (utilis) gewesen sein, wenn

vielleicht auch der Erfolg durch Unglücksfälle mehr oder minder vereitelt wurde. Unter diesen Voraussetzungen gehen die durch den Geschäftsjührer erworbenen Rechte und übernommenen Verbindlichkeiten auf den Geschäftsherrn über, welcher den Geschäftsführer für die gemachten Auswendungen schadlos zu halten hat. Dem Geschäftsführer, welcher übrigens, gleich einem Mandatar, für ein etwaiges Verächtlichen haftet, steht hier gegen den Geschäftsherrn die *actio negotiorum gestorum contraria* zu. Nachträgliche Genehmigung (Statihabitation) der Geschäftsführung durch den Geschäftsherrn macht diesen zum Mandanten.

Der französische Code civil und die deutschen Particularrechte stimmen im allgemeinen bezüglich der Geschäftsführung mit dem römischen Recht überein, und nur das preußische allgemeine Landrecht gewährt, um unbefugte Einmischungen in fremde Geschäfte möglichst fern zu halten, dem Geschäftsführer ein Recht auf Schadloshaltung blos injowit, als eine Verreicherung des Geschäftsherrn stattfand. Alt.

**Geschäftsjournal.** Jede Dienststelle, welche mit anderen Ämtern oder Dienststellen in schriftlichem Verkehre steht, hat über diese gesammelte Dienstcorrespondenz ein Vormerk- und Evidenzbuch, das Geschäftsjournal oder Einlaufsprotokoll zu führen, in welches alle einkaufenden oder ausgefertigten Geschäftsstücke mit fortlaufenden Nummern und unter Beissig jener Daten eingetragen werden, die nothwendig sind, um aus diesem Buche jederzeit den Stand des schriftlichen Geschäftsganges entnehmen und die einzelnen Geschäftsstücke hinsichtlich ihres Verbleibes oder ihrer Aufbewahrung ausfindig machen zu können. Das Geschäftsjournal wird stets für ein Kalenderjahr geführt, also mit 1. Jänner jeden Jahres begonnen und am 31. December abgeschlossen; daselbe enthält in der Regel in entsprechend vorgezeichneten Spalten die folgenden Einträge: Nummer des Geschäftsstückes (Exhibitenummer), Tag des Einlangens (Präsentatum), Datum und Nummer des Einlaufs, Gegenstand desselben (in kurzer Andeutung) und die absendende Stelle; Datum und Art der Erledigung; Bezeichnung früherer aus den gleichen Gegenstand Bezug habenden Geschäftsstücke (Voracten); Angabe über den Ort der Aufbewahrung (Beichen oder Nummer der Registratur). v. Eg.

**Geschalt,** das, s. v. w. *Gebell*, nur mhd. „Der selben hunt geschelle...“ „... wild mit geschelle möhten wohl vertrieben...“ „Si swigent an geschelle.“ Hadanain von Laben, Diu jagt, str. 29, 266, 215. — „Do hörde ich soisser hünde gheschall klingen off dem wald.“ Rd. Jagdallegorie, v. 45. — Sanders, Wb. II., p. 887. E. v. D.

**Geschalt,** adj., nennt man alles mit Schalen (s. d.) versehene Wild im Gegensage zu dem getlauten. „In der Fährte thut das edle oder geschalte Wildpferd seine Zeichen mit denen Schalen, das unedle oder geklauten oder Raubwildpferd aber mit seinen Branten oder Klauen.“ E. v. Heppe, Ausr. Lehrprinz., p. 86. Ähnlich auch allgemeiner: „Ein Berg-hirsch..., der seinen Wechsel... in hohem,

klippichten Gebirge hält, davon derjelbe hernach kurz und knapp geschalet ist...“ Ibid., p. 190. — Sanders, Wb. II., p. 886. E. v. D.

### Gescheide, das.

I. Die Eingeweide des Haarwildes, vorzugsweise jedoch nur bei den zur hohen Jagd gehörigen; dann bei dem zur hohen Jagd gehörigen Federwild. „Gescheide nennt man die Därme von einem wilden Thier.“ Tanzer, Jagdgeheimnisse, p. 12. — Fleming, T. J., 1729, I., Auh. fol. 107. — „Der Hirsch hat ein Gescheide, d. i. Magen und Gedärn.“ Pärlion, Hirschgerechter Jäger, 1734, fol. 31b. — Döbel, Jägerpraktika, Ed. I., 1746, I., fol. 18, 23. — „Der Auerhahn hat ein Geränch und Gescheide, ist das Inwendige im Leibe.“ Ibid., fol. 45. — Großkopff, Weidewerclslexikon, p. 137. — Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 179. — Wildungen, Neujahrsgefecht, 1798, p. 29. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I., 4., p. 102, 281; II., p. 3. — D. a. d. Winkel, Hb. f. Jäger, I., p. 3, 96. — Hartig, Lexik., p. 225. — Laube, Jagdbrevier, p. 278. — Kobell, Wildanger, p. 479. — R. R. v. Domrowski, Edelwild, p. 8, 9, 19. — Wurm, Auerwild, p. 1, 31. — Sanders, Wb., II., p. 901.

II. Wla. veraltet für die Enden eines Ge-weihes: „Es soll für einen jagdbaren Hirsch gehalten werden, der an dem Gewicht 8 Gescheiden hat.“ Gejaids-Ordnung v. J. 1616, c. 3. — Schneller, Bayer, Wb. III., p. 323. E. v. D.

**Geschieße** oder erratische Blöcke sind häufig nur wenig abgerundete, faust- bis hausgroße Fragmente der verschiedenartigsten Gesteine und durch Gletscher von ihrem Ursprungsort in ihre jetzige Lage gebracht worden. v. O.

**Geschiebezüge** werden die langgedehnten Reihen von tuppen- oder rückenartigen Hügeln auf der preußisch-pommersch-meklenburgischen Seenplatte genannt, welche aus Geschiebesand, mit Blöcken angefülltem Geschiebelym oder aus einer dichten Steinparkung bestehen und anzusehen sind als End- oder Stirnmoränen der im Rückzuge begriffenen und während der Eiszeit ganz Norddeutschland zeitweilig überdeckenden, von Scandinavien ausgehenden Inlands-gletscher. v. O.

**Geschiedenes Jagen,** das: „Geschieden Jagen ist ein Jagen, welches rein ist, dass nämlich Hirsch, Thier und Sauen nicht unter einander, sondern jedes besonders sein.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 179. — Sanders, Wb. II., p. 991. E. v. D.

### Geschildet, adj. part.

I. **Geschildet** nennt man Federwild, welches, wie z. B. der Rebhahn, ein Schild (s. d.) auf der Brust trägt. „Wenn die Haselhühner sowohl als die Feldhühner völlig flieke sind, so kriegen die ersten schwärze, die andern aber ziemlich große braune Federn auf der Brust, und zwar der Hahn allemal mehr und größer als das Huhn. Solches heißen Schilder und also, wenn sie völlig flieke, heißt es: geschildert.“ Großkopff, Weidewerclslexikon, p. 137. — „Geschildert nennt man das Auer-, Wirk-, Trapp- und Feldgesäßige, wenn es stark niedrig und glänzend und niedrig auf der Brust ist.“

Chr. W. v. Heppen, Wohlfred, Jäger, p. 180. — „Geschüdet nennt man die Rebhühner, wenn die Hähnen schon den brauen Fleck auf der Brust haben, den man Schild nennt.“ Hartig, Legit., p. 220. — Wurm, Auernwild, p. 7.

II. Die Ständer jener Federwildarten, welche mit größeren Platten (Schuppen) bedeckt sind. „Die geschilderten Füße (der Ringtaube) sind fleischroth.“ Bechstein, Höh. f. Jäger, III., p. 280.

III. R. Schwarzwild, s. v. w. gepanzert. „Geschüdet nennt man eine San, wenn sie um die vordere Haue sehr pechig ist.“ Chr. W. v. Heppen, I. c., p. 179. „Wenn eine San an dem Blatt stark von Haaren und diese mit Pech, Roth und Steinen wohl zusammengebadet, wird Solches auch Schild oder geschüdet benannt.“ Ibid., p. 319. — Hartig, Legit., p. 220. — Laube, Jagdbrevier, p. 278. — Sanders, Wb., II., p. 923. E. v. D.

Geschläge, das, der abgesetzte Bast oder die abgerissene Stelle eines Baumes oder Stranges, wo ein Geweihträger sein Geweih verschlagen, s. d. u. vgl. Gelege. „Um geschlag einen Hirzen zu erkennen.“ M. Sebiz, 1579, fol. 678. — Notabilia venatoris, 1724, p. 277. — „Wie der Hirsch am jungen glatten Stamm Geschläge sich von seinen Stangen reibt.“ Graf Waldersen, der Jäger, p. 56. — „Geschläge: die haarige Haut, die zuerst das Horn der Gewehe bedeckt und welche der Hirsch, da es ihm ein Jucken verursacht, loszureiben strebt.“ Ibid., p. 3. E. v. D.

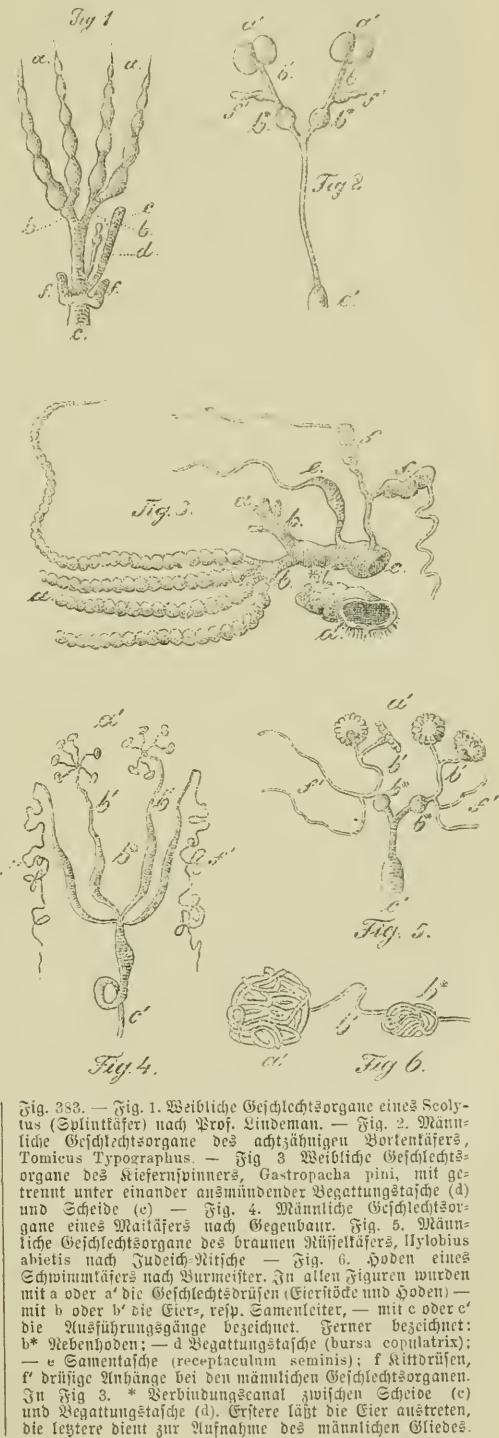
Geschlechtsleben, s. Zeugung. Lbr.

Geschlechtsorgane, die (Fig. 383), sind bei den Insekten, sowie bei den höher organisierten Thieren nach Individuen (männliche und weibliche) getrennt. Die erstenen haben der Produktion von Eizellen, die letzteren der Erzeugung von Samenzellen zu dienen. Die Fortpflanzungsorgane lagern im Abdomen des Körpers und theilen mit diesem den bilateral-symmetrischen Charakter, welcher, wie bekannt, den ganzen Insectenkörper auszeichnet.

Der Geschlechtsapparat besteht aus folgenden Hauptabschnitten: aus den stets paarig vorhandenen Keimdrüsen (a und a'); aus den mehr oder minder zahlreich vorhandenen drüsigen Anhängen (F und F') und den in ihrem ersten Verlaufe paarig vorhandenen Aussführungsanälen (b und b'), welche sich aber in ihrem weiteren Verlaufe zu einem einzigen Hauptcanal vereinigen. Diese Organisation ist der Grundtypus sowohl der weiblichen als der männlichen Fortpflanzungsapparate; der Bau ist ein einheitlicher, nur mit Rücksicht auf die verschiedenen Zwecke mehr oder minder abweichender.

Bei den weiblichen Geschlechtsorganen (Fig. 1 und Fig. 3) bilden die Geschlechtsdrüsen (a) Eierstöcke, Ovarien (ovaria). Sie sind stets in größerer oder geringerer Anzahl vorhanden und dienen der Produktion von Eizellen. Von der Spitze gegen die Basis, d. h. nach der Ausmündungsstelle in den Eileiter (oviductus, b) nehmen sie an Umfang allmählich zu und bilden eine an der Spitze in einen Faden auslaufende Keule oder Pfrieme, welche ent-

sprechend der Menge der beherbergten Eier mehr oder minder zahlreiche Einschlüsse zeigt. Mittelst des obenwähnten Fadens sind die Ovarien an der Hinterleibsbasis befestigt.



und so bezüglich ihrer Lagerung fixiert. Die Entwicklung der Eier erfolgt in ihnen reihenweise und hinter einander, so daß das befruchtungsreife Ei unmittelbar vor der Einmündung des Eileiters lagert, während die jüngeren bis jüngsten noch in der Entwicklung begriffenen nach Verhältnis des Reifegrades allmählich weiter gegen die Spitze der Eiröhren zurücktreten. Zahl und Länge der den Eierstock zusammengehenden Eiröhren, die Art und Weise, wie diese letzteren zu den Eileitern in Verbindung treten, und endlich die Größe der Eierproduktion beeinflussen und bedingen die Form der Eierstöcke. Wohl die auffallendste Abweichung vom normalen Baue tritt uns beim sog. Eifelch entgegen, indem die einzelnen Eiröhren durch Insektion mit dem Eileiter entweder zur Gänze von demselben aufgenommen und zu einem einzigen Stücke mit demselben verschmolzen sind, wie z. B. bei Meloë, dem bekannten Maiwurm oder Östäfer; oder aber seitlich der Länge nach mit ihren Basen dem Eileiter injiziert sind, wie dies bei den Arten der Gattung Dytiscus, den Schwimmkäfern, der Fall ist. Einzeln oder paarweise, oder in Gruppen zusammengedrängt, münden die Eiröhren in die paarig vorhandenen Eileiter (b und b') und bilden so zwei gleichwertige Ovarienstämme (a a). Diese vereinigen sich zu einem gemeinschaftlichen Ausführungsgang c, einem unpaaren Eileiter; er mündet am Hinterleibsende in eine Scheide (vagina), welche auch taubengeförmig erweitert sein kann und in diesem Falle eine Begattungstaube, Bursa copulatrix, bildet (Fig. 3d). Gewöhnlich aber fehlt sie und es ist nur die Scheide vorhanden, welche dann sowohl der Begattung (Aufnahme des männlichen Gliedes) als auch dem Eierabgang dient. Bei den Lepidopteren ist die Begattungstaube regelmäßig vorhanden. Bei ihnen findet daher der Anstritt des Eies durch die Scheide statt, während die Begattung durch die eigens zu dem Zweck vorhandene, unterhalb der Scheide ausmündende und mit dem Ausführungsgange durch einen Kanal (\*) in Verbindung stehende Begattungstaube (d) erfolgt. Von großer Bedeutung ist die Samentasche (receptaculum seminis) e; sie steht ebenfalls durch einen engen Gang mit dem Ausführungsgange, dem unpaaren Eileiter, in Verbindung, kann in der Ein- oder Mehrzahl vorhanden sein und fehlt nur wenigen Insekten gänzlich. Die Samentasche stellt sich in den meisten Fällen als eine sackförmige, ungetheilte Erweiterung ihres Verbindungskanales dar; seltener ist sie getheilt oder es treten Drüsensahänge hinzu. Sie dient als Behälter für den männlichen Samen. Endlich finden sich bei den weiblichen Geschlechtsorganen noch die sog. Kittdrüsen F (glandulae sebaceae), welche nach Zahl, Größe und Form zwar sehr verschieden sein können, aber stets nur dem einen Zweck zu dienen haben: der Festigung und dem Schutz der Eier bei und nach ihrem Austritte aus der Scheide.

Die männlichen Geschlechtsorgane weisen eine ganz ähnliche Gliederung wie die eben besprochenen weiblichen auf. Geschlechtsdrüsen bilden Hoden (a'), welche aus einer

größeren oder geringeren Anzahl von an Stelle der Eiröhren tretenden Samenkäischen bestehen und nach Form und Größe nicht minder abweichen wie die Ovarien. Sie dienen der Produktion des männlichen Samens, sind mindestens zu Zweien, häufig sogar in Mehrzahl vorhanden (Fig. 2, 4, 5a) und stellen ebenfalls zwei Hauptstämme, die Samenleiter, b', dar. Beide Samenleiter erweitern sich kurz vor ihrer Vereinigung zum Hauptausführungsgang oder unpaaren Samenleiter (c') zu einer Samenblase h\* oder knäueln sich wohl auch vorher noch zum Nebenhoden auf (Fig. 6). Außerdem finden sich bei den männlichen Geschlechtsorganen noch Schleimdrüsen (x'), deren Bedeutung nicht mit Sicherheit erkannt und deren Zahl und Form sehr veränderlich ist.

Die Fortpflanzung der Insekten geschieht ausschließlich durch Eier, welche — von den verhältnismäßig nur wenigen Ausnahmefällen abgesehen — auf Befruchtung durch männlichen Samen angewiesen sind, wenn sie sich zum Embryo jüllen entwickeln können. Es muß eine Verbindung der beiden Geschlechter, Copula, vorangehen. Dies ist die gewöhnlichste Form der Fortpflanzung und wird als Gamogenese oder kurzweg als Gamogenese (s. d.) bezeichnet. Ihr gegenüber steht jene minder häufige Form der Parthenogenese (s. d.) oder Jungfernzeugung, wobei das Ei einer Anregung von außen, einer Befruchtung durch männlichen Samen nicht bedarf, um sich zum Thierindividuum entwickeln zu können. Von einer natürlichen Anzahl von Insekten sind die männlichen Individuen gar nicht bekannt; bei diesen geschieht mithin die Fortpflanzung, wie es scheint, auf parthenogenetischem Wege (Chermes, Cynips).

Der in den Hoden gebildete, als Samenfäden (Spermatozoen) austretende männliche Samen wird fast ausschließlich in Form von Spermatophoren (Samenpatronen), d. h. in einer festen Umhüllung, welche durch Secrete der Anhangdrüsen gebildet werden, auf das weibliche Individuum übertragen. Die Befruchtung erfolgt demnach in der Regel nicht durch direkte Übertragung des männlichen Samens auf die Eizelle, sondern durch die Copula werden lediglich nur die Samentaschen des Weibchens mit Samenvorrath versorgt. Unmittelbar nach erfolgter Begattung schreitet das Weibchen zur Eierablage und erst beim Vorübergleiten des Eies am Ausmündungsgange der Samentasche wird dasselbe mit dem austretenden männlichen Samen versorgt und befruchtet.

Erfolgt die Entwicklung des Embryo innerhalb des Mutterkörpers, wird mithin das Insekt nicht als Ei, sondern in einem vorgebildeten Entwicklungsstadium, z. B. als Larve geboren, so bezeichnet man diese Form als Larviparität. Sie kommt bei mehreren Insekten vor, z. B. bei den Laufschlegeln, Blattläusen u. a.

Bei Parthenogenese bedarf die Eizelle, um sich zum Embryo entwickeln zu können, einer Befruchtung überhaupt nicht und bildet entweder, so weit bekannt, die ausschließliche

Form der Fortpflanzung oder tritt in Verbindung mit Gamogenesie auf: in diesem Falle gestaltet sich der Entwicklungsgang nicht selten sehr compliciert. Eine besondere Form der Parthenogenesie ist jene der Pädogenesie. Sie ist dadurch charakterisiert, daß das betreffende Mutterthier Fortpflanzungsfähigkeit bereits besitzt, noch bevor es zur vollständigen Imago geworden ist. Solche Fälle kommen beispielsweise bei einigen Fliegenlarven vor.

Wo Parthenogenesie abwechselnd mit geschlechtlicher Fortpflanzung antritt, liegt ein zwingender Grund für die ertere umso weniger vor, als Gamogenesie die beiden Geschlechter mit normal entwickelten Geschlechtsorganen zur Voranzeigung hat, der Befruchtung des Eies daher ein Hindernis nicht im Wege steht. Die Verbindung parthenogenetischer und geschlechtlicher Fortpflanzung kann eine nur ausnahmsweise sein oder sie tritt regelmäßig auf. Der erste Fall kommt z. B. bei einer Anzahl von Großschmetterlingen, Schwärzern, Spinnern (*Sphinges*, *Bombyces*) u. a. vor, indem aus Puppen gezogene weibliche Thiere ohne vorausgegangene Begattung nicht selten entwicklungsfähige Eier ablegen, aus denen vollkommen normal ausgebildete Schmetterlinge gezüchtet werden können. Für den zweiten Fall, wo Parthenogenesie regelmäßig mit Gamogenesie verbinden ist, bieten die gesellig lebenden Hymenopteren, Cynipiden, einige Blähdiden und Tineen interessante Beispiele; sie führt entweder zur Arrenototie (Männergeburt) oder zur Thelytotie (Geburten ausschließlich weiblicher Individuen). So z. B. ergeben bei der Honigbiene beschränkte Eier ausnahmslos weibliche Thiere (Königinnen und Arbeiterinnen), die unbefruchteten (parthenogenetischen) ebenso ausschließlich männliche Geschlechter, Drohnen. Wenn daher die Königin eines Stockes ihre Eier durch den Eierleiter austreten läßt, ohne sie während des Durchgangs mit Samen zu versehen, so tritt Drohnenbrütigkeit ein, d. h. es fehlen die dem Stocke unentbehrlichen Arbeiterinnen; der Stock ist wertlos. Bei manchen Insekten tritt der umgekehrte Fall ein, indem die parthenogenetische Form lauter weibliche Geburten zur Folge hat (Thelytotie). Bei den Blattläusen schiebt sich, wie schon oben erwähnt, zwischen die geschlechtliche parthenogenetische Zeugung ein, welche dadurch ausgezeichnet ist, daß diesen Mutterthieren das Receptaculum seminis fehlt, so daß die Befruchtung ausgeschlossen ist. Die Nachkommenchaft wird nicht als Ei geboren, sondern es kommen lebende Jungen zur Welt, indem die Entwicklung des Embryo schon in den Eierröhren vor sich geht. Solche Blattlausmütter nennt man Ammen oder Ammenmütter. Schiebt sich Parthenogenesie in bestimmter, geheimnisvoller Reihenfolge in den Entwicklungsgang ein, dann bezeichnet man denselben als einen zusammengefügten oder Heterogonie. Die den normalen Entwicklungsgang charakterisierenden Erscheinungen (Gamogenesie mit Ei, Larve, Puppe, Imago) wiederholen sich nicht in einer jeden der aufeinander folgenden Brüten, es treten vielmehr mit diesen normalen auch solche Entwicklungsförderungen, u. zw. in rhythmischer Ab-

wechslung auf, welche einen von dem normalen wesentlich abweichenden Charakter an sich tragen.

Als einfachste Formen der Heterogonie können jene gelten, bei denen Gamogenesie mit Parthenogenesie wechselt. Solche Fälle kommen bei einer Anzahl von Gallwespen, z. B. bei *Biorrhiza terminalis* (s. d.), *Pediaspis aceris* (s. d.) vor. Schon complicierter gestaltet sich der Entwicklungsgang bei den Blattläusen, wo sich oft eine ganze Reihe parthenogenetischer Brüten zwischen zwei gamogenetischen einschiebt (Pädogenesie), und als Beispiel hochentwickelter Heterogonie möge auf den Entwicklungsgang der *Phylloxera vastatrix*, *Reblaus*, hingewiesen werden: Gamogenesie erzeugt das Winterei (Herbst); aus diesem entwickelt sich im Frühjahr ein ungeschlügeltes, parthenogenetisches Weibchen, die Stammutter der Wurzelbrut; sie hat eine Reihe parthenogenetischer Geburten im Gesölfe, aus denen theilsweise wiederum Geschlechtstiere hervorgehen, indem sich aus den von ihnen abgelegten Eiern sowohl männliche als weibliche Individuen entwickeln. *Hgl.*

**Geschlechtsvormundschaft** (*cura sexus*) ist die Vormundschaft über großjährige unverheiratete Frauenspersonen. Dieselbe ist dem römischen Recht fremd, während nach deutschem Recht die Frauen wegen ihrer Schwäche und Unersahrenheit unter steter Vormundschaft (mundium) des Vaters, des Ehemannes, bezw. des Vormundes, standen. Die Geschlechtsvormundschaft ist nicht, wie die Vormundschaft über Minderjährige, eine Vermögensverwaltung, sondern nur ein Rechtsbestand bei Handlungen der Frauen in Sachen der freiwilligen und streitigen Gerichtsbarkeit. Solche Handlungen sind bei Unterlassung der Zuziehung des Vormundes nichtig. Man unterscheidet die *cura sexus generalis* und *specialis*, je nachdem dieselbe eine dauernde, oder nur für einen besondern Act bestellte ist. Die Wahl des Vormundes, welche der gerichtlichen Bestätigung bedarf, steht der Frau frei, ebenso die Entlassung derselben. Eine Verpflichtung zur Übernahme einer Geschlechtsvormundschaft besteht nicht.

Die Geschlechtsvormundschaft, welche nach der Erwähnung derselben in der Civilprozeßordnung noch nach einzelnen Particularrechten zu bestehen scheint, ist beim Gewerbe- und Handelsbetriebe sowie im Civilprozeß durch die Reichsgesetzgebung ausgeschlossen. *Alt.*

#### Geschleife, das.

I. S. v. w. Röhre bei einem Bau, auch syn. m. Bau. „Ein paar Dachshunde, die gut schleissen und vor dem Dachs im Geschleif wohl liegen bleiben.“ *Pärlon, Hirscher. Jäger*, 1734, fol. 70. „Der Dachs, der hat sein Lager im Kessel im Bau, man sagt auch Geschleife.“ *Chr. W. v. Heppe, Aufz. Lehrprinz*, p. 107. — „Röhren oder Geschleife heißen die Eingänge oder Löcher in einem Dachs- oder Fuchsbau.“ *Chr. W. v. Heppe*, p. 302. — *Wintell, Hb. f. Jäger*, III., p. 1, 831.

II. S. v. w. Geschlepe, j. d. „In größeren Entfernung vom Unterplatze in verschiedenen Richtungen auf die Hauptwechseln der Füchse ein Geschleife zu veranstalten ...“ *Diez*,

Niederjagd, II. Abth., p. 139, 140. — R. R. v. Dombrowski, Edelwild, p. 187. — Sanders, II., p. 932. E. v. D.

### Geschleppe, das.

I. S. v. w. Geschleife II: „Geschleppe ist dieses: es wird ein Luder oder sonst etwas, so einen Geruch von sich gibt, an eine Scheine gebunden und vor dem Holz hergeschleppt. Trifft nun ein Raubthier auf das Geschleppe, und ist ihm dieses nach Appetit geächt, so sucht es auf dem Geschleppe nach und kommt zur Grube, Falle, Eisen oder zum Schuß, nachdem das Geschleppe gemacht worden.“ Chr. W. v. Heppen, Wohlfred. Jäger, p. 180. — Hartig, Lexik., p. 220. — Behsen, Real- und Verb.-Lexik., V., p. 497; II., p. 217. — Dombrowski, Fuchs, p. 183.

II. Eine Fährte oder Syr im Schnee, bei der man das Nachschleppen des Laufes, w. beim Fuchs jenes der Lunte sieht; selten. „Im Schnee und tiefen Sande macht der Hirsch ein breiteres und tieferes Geschleppe denn das Thier.“ Döbel, Jägerpraktika, Ed. I, 1746, I, fol. 11 b. — Sanders, Wb., p. 935. E. v. D.

Geschlinge, das, s. v. w. Geräusch, s. d., selten. Fleming, T. J., 1729, fol. 109. — Beckstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I., 1., p. 102. — Schneller, Bayr. W., III., p. 454. — Sanders, Wb., II., p. 961. E. v. D.

### Geschlossen, adj. part.

I. vom Rothwild: geschlossen gehen (auch beschlossen): „Wenn der Hirsch langsam geht, lässt er die Schalen nicht auseinander, und dieses nennt man: der Hirsch geht geschlossen.“ Chr. W. v. Heppen, Wohlfred. Jäger, p. 180. — Großlopp, Weideverckslegion, p. 137. — Hartig, Lexik., p. 220.

II. Von den Treibern: „Geschlossen gehen sagt, dass die Treiber zusammenhalten müssen und keine Lücke machen.“ Chr. W. v. Heppen, I. c.

III. „Geschlossene Jagd ist eine solche, die mit Zeug umstellt ist.“ Chr. W. v. Heppen, I. c.

IV. „Eine offene Revier, worin aber sonst niemand als der, dem die Jagd zugehört, jagen darf, heißt auch eine geschlossene Jagd.“ Chr. W. v. Heppen, I. c. — Sanders, Wb., II., p. 937. S. a. schließen. E. v. D.

Geschmackssinn. Er dient mit dem Geruchssinn und den sensiblen Erregungen der Mundschleimhaut den Thieren zunächst als Führer bei der Auswahl des Futters, ferner dienen die durch den Geschmackssinn vermittelten Empfindungen, soweit sie angenehmer Natur sind, als Antriebe zur Nahrungsaufnahme, endlich wird sowohl durch die Geschmacksnerven reflectorisch als auch durch die Geschmacksempfindungen die Secretion von Verdauungsfästen (Speichel) veranlaßt. Das Geschmacksvermögen ist nur der Schleimhaut des Anfangsteiles des Verdauungstractes, u. zw. bestimmten Theilen der Mund- und Nasenschleimhaut eigen: die schmeckbaren Substanzen müssen, damit eine Geschmacksempfindung entstehe, in flüssiger oder gelöster Form direkt mit der entsprechenden Schleimhaut in Berührung kommen, unlösliche Substanzen sind vollständig geschmacklos. Um

die Theile der Mundschleimhaut, welche mit Geschmacksvermögen ausgestattet sind, zu bestimmen, hat man an Thieren und vor allem aber bei Menschen sorgfältige Experimente angestellt; als Haupttheil des Geschmackssinnes ist die Gegend der Papillae circumvallatae (Zungengrund) und die der Papilla foliata (hinterer Theil des Zungenrandes) anzusehen, ferner sind bei den meisten Individuen geschmacksfähig die Zungen spitze, die Zungenränder, die vordere Fläche des Gaumensegels und die vordere Gaumenbögen, die übrigen Theile der Zunge und des Rachens sind nicht bei jedem Individuum mit Geschmacksvermögen versehen. Die angeführten geschmacksfähigen Theile der Mund- und Nasenschleimhaut sind anatomisch durch das Vorkommen der sog. „Schmeckbecher“ ausgezeichnet. In großer Menge besitzen diese die Papillae circumvallatae, in geringer Menge die Papillae fungiformes, die Papilla foliata, ferner sind dieselben auch in der Schleimhaut des hintersten Abschnittes, des Zungenrückens, des Kehldeckels und des weichen Gaumens gefunden worden; sie sitzen innerhalb des Epithels, haben die Form von Kolben mit kurzen Hälsen, der Körper derselben stößt an das Bindegewebe und ist so wie der Hals von Epithelzellen umgeben; der lebhafte ist von einem Canal, dem Porus, durchbohrt, dessen Durchmesser 0'0064—0'0198 mm beträgt. Zweierlei Zellen bilden diese Schmeckbecher, welche auch als „Geschmacksknospen“ bezeichnet werden; die der einen Art, die Geschmackszellen, liegen im Innern und sind dünn und lang, stark lichtbrechend, sie besitzen einen haarsförmigen peripheren Fortsatz, welcher im Porus liegt, und einen verstärkten zentralen Fortsatz, der Kern erfüllt die Zelle beinahe ganz; die der zweiten Art, die Deckzellen, liegen außen und umgeben die inneren wie die Deckblätter einer Knospe den Inhalt, sie sind spindelförmig und gebogen, das äußere Ende ist zugeschnitten, das innere manchmal verstärkt, sie haben einen deutlichen Kern. Zwischen den Epithelzellen führt zu dem Porus ein kleiner Canal. Das umgebende Gewebe ist ungemein nervenreich, in dem Nervengeflecht kommen zahlreiche Ganglionzellen vor; zu den Geschmacksknospen selbst jedoch zieht nur der geringste Theil dieser Nerven, so dass man bezüglich der Function der übrigen gröberen Nervenmassen durchaus nicht im Klaren ist. Man hat den Zusammenhang von Nervenfasern mit den Schmeckbechern, ja mit den Geschmackszellen selbst beobachtet. Um zu ermitteln, von welchen Nerven die Geschmacksfasern stammen, hat man sehr sorgfältige und zahlreiche Experimente an Thieren und Beobachtungen am Krankenbett ausgeführt. Bei den Untersuchungen der Schleimhautstellen auf Geschmacksfähigkeit ist große Vorsicht notwendig, da die untersuchten Substanzen häufig nicht allein den Geschmackssinn, sondern auch den Geruchs- und Geschmacksinn erregen; man nimmt daher zur Unter suchung solche Substanzen, welche geruchlos sind, keine besonderen Gefühlsempfindungen hervorrufen, und bei Thieren außerdem solche, welche keine auffallende Farbe haben; ob sie den Geschmacksinn erregen, prüft

man nach Chevreul dadurch, daß man untersucht, ob Schleimhanttheile der Mundhöhle, welche keine Geschmacksempfindung hervorrufen, durch die Substanzen erregt werden. Diese Anforderungen entsprechen am besten die bitteren Substanzen, besonders das Chinin, selten werden santere benötigt. Man durchschneidet diejenigen Nerven, welche die mit Geschmacksfähigkeit ausgestatteten Schleimhanttheile versorgen, und prüft sorgfältig erst einige Zeit nach der Operation diese letzteren auf das Vorhandensein von Geschmacksvermögen, oder man untersucht die peripheren Äste, ob degenerierte Fasern in denselben enthalten sind, ferner ob die Schmeckbecher infolge der Durchschneidung eine Veränderung erlitten haben. Trotzdem bis in die neueste Zeit immer wieder Beobachtungen veröffentlicht werden, nach welchen der Nervus trigeminus auch Geschmackfasern enthalten soll, ist dennoch durch eine Reihe übereinstimmender Experimente und Beobachtungen festgestellt, daß der Nervus glosso-pharyngeus der alleinige Geruchsnerv ist, nach dessen Durchschneidung die Geschmacksempfindungen vollständig verschwinden, so daß z. B. Käken mit dem so bitteren Chinin verfeigte Milch aufnehmen, die sie vor der Durchschneidung vollständig verjähnhen.

Zur Erregung der Geschmacksnerven und ihrer peripheren Endapparate hat man alle gebräuchlichen Erregungsmittel verjähnt; man hat bei der elektrischen Reizung nicht wie gewöhnlich die Inductionsströme, sondern konstante Ströme angewendet, weshalb die erhaltenen Resultate nicht vollständig klar zu deuten sind. Bei den entsprechenden Versuchen wurde die Anode oder die Kathode auf die geschmacksempfindende Stelle (bestimmte Theile der Zunge) gebracht, der Strom hindurchgeföhrt und die auftretende Geschmacksempfindung beobachtet; lag die Anode auf, so wurde nahezu stets ein säuerlicher Geschmack empfunden, dagegen erzeugte die Kathode in der Regel metallischen Geschmack; Ritter gibt ferner an, daß nach der Öffnung des Stromes eine Umkehrung des Geschmackes stattfinde, v. Bintschgau bestätigt diese Beobachtung. Bei Anwendung des constanten Stromes bei feuchten Leitern ist hervorzuheben, daß die durch ihn hervorgerufene Elektrolyse nicht übersehen werden darf, nur die Öffnung und Schließung so schwacher konstanter Ströme wirkt, wie wir wissen, erregend für die Nerven, und da bei den besprochenen Versuchen nur von danernden Geschmacksempfindungen berichtet wird, so können diese nur der Elektrolyse zugeschrieben werden; jedoch die bei der Öffnung des Stromes von Ritter und v. Bintschgau angegebene Geschmacksveränderung muß einer directen Erregung der Geschmacksnerven zugeschrieben werden. Exakte Resultate kommen also bei der elektrischen Reizung ebenjowenig erhalten werden wie bei der mechanischen und thermischen Reizung. Nur durch die geschmackserregenden, die schmeckbaren Substanzen können wir sämtliche Geschmacksempfindungen hervorrufen; welchen physikalischen oder chemischen Eigenchaften diese Substanzen ihre Schmeckbarkeit verdanken, wissen

wir nicht, wir kennen nur einige Bedingungen, welche erfüllt sein müssen, damit die Substanzen geschmeckt werden können. Sie müssen in flüssiger Form einwirken, indem sie entweder selbst flüssig, oder in einer Flüssigkeit gelöst sind, absoluß unlösliche Substanzen können keine Geschmacksempfindungen hervorrufen. Die Eintheilung der schmeckbaren Substanzen fällt mit jener der Geschmacksempfindungen selbst zusammen; es sind früher sehr verschiedene Arten derselben angenommen worden, heutzutage sind vier Hauptgeschmäcke aufgestellt, der süße, der bittere, der salzige und der saure; die beiden ersten werden von allen als reine Geschmacksempfindungen angesehen, während von den beiden letzteren viele annehmen, daß sie auch bei schwacher Concentration Geschmäckerne mit erregen. Wie auf dem übrigen Gebiete der Sinne, so macht sich auch beim Geschmackssinn die Müdigkeit geltend, daß die verschiedenen Arten von Geschmacksempfindungen auch von verschiedenen Geschmackfasern hervorgerufen werden, wobei es denkt ist, daß eine Substanz mehrere Fasern, jedoch verschieden stark erregen kann. Diese Annahme lässt die Beobachtung verstehen, daß mehrere Substanzen an der Zungenspitze einen anderen Geschmack erzeugen als am Zungengrund, da wahrscheinlich die Vertheilung der Geschmackfasern nicht an allen Orten die gleiche ist und somit an verschiedenen Orten der Zahl nach verschiedene Fasern überwiegen und daher auch die von ihnen erzeugten Empfindungen. Je größer die von den schmeckbaren Substanzen erregte Fläche ist, um so intensiver ist die erzeugte Geschmacksempfindung; unterstützt wird die Erregung durch die Bewegung der schmeckbaren Substanzen in der Mundhöhle und durch Anpressen der von der Substanz bedekten geschmackempfindenden Theile gegeneinander; auch die Erregbarkeit der Geschmacksnerven ist veränderlich, so zeigt Kälte dieselbe herab. Es ist sehr schwer, die geringste Menge einer schmeckbaren Substanz zu bestimmen, welche noch eine deutliche, für sie charakteristische Geschmacksempfindung hervorruft, man kann sie nur annähernd schätzen; so fand z. B. Gämmerer, daß noch 0.029 mg Chinin eine bittere Empfindung erzeugen konnten. Man hat auch die „Reactionszeit“ einer Geschmacksempfindung bestimmt, d. h. die Zeit, welche vom Moment der Anwendung des Reizes bis zum Auftreten der entsprechenden Empfindung verfließt; für die durch den elektrischen Strom erzeugte Geschmacksempfindung fand v. Wittich und Grünhagen die Reactionszeit gleich 0.167 Secunden, v. Bintschgau und Hönnighmid für Chinin am Zungengrund 0.302 Secunden. Wenn die Geschmacksnerven durch einen bestimmten Geschmack erregt worden sind, so werden sie für andere Geschmäcke oft mehr, oft weniger empfindlich, so erhöht z. B. nach A. Müller der Geschmack des Käses jenen des Weines u. s. w., ferner können verschiedene Geschmacksempfindungen einander kompensieren, so kann der saure Geschmack durch Zucker korrigiert werden u. s. w.

Geschmeiß, das, die Lösung der Raubvögel, „Lösung, auch Gelos... Bei dem Raub-

geflügel da heißtet es das Geschmeisse." C. v. Heppe, Aufr. Lehrprinz., p. 277. — Großkopf, Weidewerkslexikon, p. 138. — Chr. W. v. Heppe, Wohlr. Jäger, p. 181. — Onomat. forest. III. p. 1038. — Hartig, Legit., p. 220. — Laube, Jagdbrevier, p. 278. — Sanders, Wb., II., p. 974, E. v. D.

Geschosse, das: "Geschneide, Geschneide, Gericht, auch Schneisen benannt, ist, wo man mit Bögeln, Dohnen oder Lanzen den Vögeln richtet." Chr. W. v. Heppe, Wohlr. Jäger, p. 181. — C. v. Heppe, Aufr. Lehrprinz., p. 266. — Sanders, Wb., II., p. 985. E. v. D.

Geschoss (auch Projectil genannt) ist allgemein jeder mit dem Zweck der Vernichtung oder Beschädigung eines mehr oder weniger entfernt stehenden Ziels fortgeschleuderte Körper. Die älteren Geschosse, wie Steine, Kugeln, Wurfspeie, Wurfspeile, Wurftulpen, Pfeile, Bolzen &c. mögen sie nun mit der Hand oder mit besonderen Vorrichtungen (Schleuder, Bogen, Blasrohr, Armbrust &c.) verschossen werden — können hier unberücksichtigt bleiben, da uns wesentlich nur die aus Handfeuerwaffen geschleuderten neueren Geschosse interessieren.

Bei diesen Waffen bünderte sich neben der zu Anfang auch wohl noch verwendeten Steinflugel sehr bald die auch bei der Schleuder und der Armbrust bereits gebrauchte Bleiflugel als allgemein übliches Geschoss ein, da dasselbe infolge seiner regelmäßigen Gestalt und seines bedeutenden Eigengewichtes die meisten Vortheile für Regelmäßigkeit und Rasanze der Bahn darbot. Der Jahrhunderte lange Gebrauch dieser Kugel als alleinige oder wenigstens Hauptgeschossform lässt es erklärlch erscheinen, dass selbst nach der Verdrängung derselben durch das Langgeschoss (die geistliche Entwicklung des letzteren s. Führing) der Name Kugel — wenn auch nicht ganz zutreffend — als gleichbedeutend mit Geschoss gebracht wird.

Für den Jagdbetrieb sind die Geschosse in die aus Büchsen (seltener Flinten) zu verfeuernden Einzelgeschosse (Rundkugeln und Langgeschosse) und in die aus Schrotgewehren zu verfeuernden Streugeschosse (Schrote) zu unterscheiden; letztere haben aus den oben angeführten Gründen stets die Kugelform.

Das Material der Geschosse ist durchgehends Blei, weil dasselbe von den überhaupt in Betracht kommenden billigeren Stoffen das größte specifische Gewicht besitzt (daher große Querschnittsbelastung), sich leicht bearbeiten (gießen, pressen) lässt und durch seine Schmiedebarkeit besondere Vortheile für gute Führung im Lanz und für gute (Stauch-) Wirkung im Wildkörper bietet; die für den besondern Zweck oft allzu große Weichheit kann durch Legierung mit Zinn, Antimon u. dgl. leicht beseitigt werden, ohne dass dadurch das specifische Gewicht in für die Wirkung praktisch jährlbarer Weise herabgeinge (s. Hartblei und Hartschrot). Die Anfertigung der Einzelgeschosse geschieht entweder — wie besonders für den Gußverbrauch — durch Gießen (s. d.) in Gußformen oder besser fabrikmäßig durch Pressen in besonderen Maschinen aus entsprechend vorbereitetem Blei-

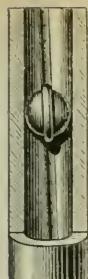
drahrt; das Pressen vermeidet die Bildung aller beim Gießen leicht entstehenden inneren und äusseren Höhlungen und Unregelmäßigkeiten und ist daher für die Regelmäßigkeit des Schusses vortheilhaft.

Das Gewicht der Rundkugeln aus Blei (spec. Gew. = 11'4) beträgt für Caliber 10 12 14 16 18 20 22 24 26 28 30 41 37 33 30 28 25 23 22 20 18 17 Gramm; je nach der Anfertigung und dem verwendeten Blei, sowie dem Spielraum etwas mehr oder weniger. Über die Anfertigung der Schrote s. d.

Das moderne Langgeschoss für gezogene Gewehre besteht aus dem hinteren cylindrischen Führungstheil und der Spize; die hintere Fläche des Geschosses heißt Boden, die cylindrische Fläche Mantel, die in der Flugrichtung liegende Mittellinie Längsschäfte. Die Spize ist entweder halbkugelförmig oder in verschiedener Anordnung spiebhogenartig (ogival); vom franz. ogive = der gotische Gewölbebogen), früher auch wohl lioniisch. Im allgemeinen ist der Unterschied zwischen den einzelnen Formen der Spize nicht von so großer Bedeutung für die Flugbahn, wie man gemeinhin annimmt; der Einfluss des Luftwiderstandes (s. d.) auf sehr rasch fliegende Geschosse scheint derart zu sein, dass man durch geringe Abänderung der Spizenform eine besondere Wirkung nicht zu erzielen imstande ist; jedenfalls sind Gesetze, nach welchen man auf Grund der Wirkung des Luftwiderstandes die zweckmässigste Spize konstruieren könnte, bisher nicht mit hinreichender Sicherheit ermittelt und bleibt daher kein anderer Weg übrig als der einer praktischen Erprobung.

Letztere hat im Verlauf der Zeit zu der ziemlich allgemeinen Annahme der mehr oder weniger spitz zulaufenden Bogen- (auch Eichel-) Form geführt, deren vorderstes Ende zuweilen und nenerdings wie in früherer Zeit (Minie) wieder häufiger platt abgeflacht wird. Auch für das Eindringen in feste Gegenstände ist das Verhältnis ähnlich wie für den Luftwiderstand und ist auch hier die zweckmässigste Form der Spize nur auf praktischem Wege zu ermitteln.

Der vorn platt abgeschnittenen Spize dürfte für die beim Jagdgebrauch meist angewendeten schwächeren Ladungen wohl der Vortheil des weniger leichten Abgleitens von schrägen Flächen (Baumstämme und Äste) sowie der besseren Innehaltung der Richtung im Wildkörper zugesprochen werden, obwohl genane Versuche hierüber im Vergleich mit spitzeren Geschossen nicht vorliegen. Jedenfalls hilft die stumpfe Fläche die Stauchung des Geschosses im Wildkörper vergrößern und trägt somit neben der Weichheit des Materials und der Länge der Geschosse sowie der Auftreffgeschwindigkeit zur Erzielung stark schweibender Wunden bei, so dass das Caliber kleiner gewählt werden kann. Der durch das Abschneiden der Spize vermehrte Luftwiderstand hat auf die Rasanze der Flugbahn erst auf grösseren bei der Jagd nicht in Betracht kommenden Entfernung-



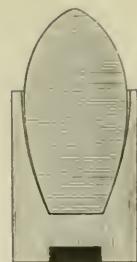
Führung nach Verner. 1 und 2 Ringlugs, 3 Flügellug, 4 Ovalgewehr.



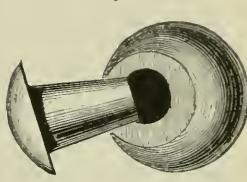
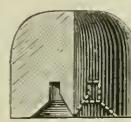
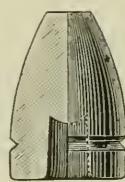
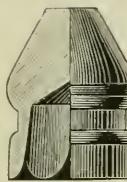
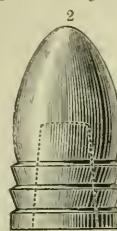
Führung nach Delvigne.  
Stauchung auf  
dem Kammerrand.



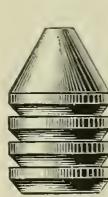
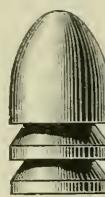
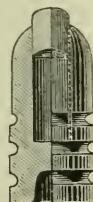
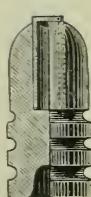
Führung nach  
Thouvenin. Dorn-  
gewehr.



Führung mittelst  
Rappvisier (preuß.  
Bündnadelgewehr,  
Langblei).

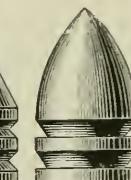
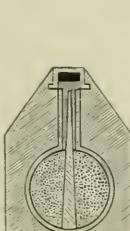
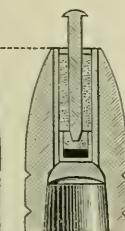
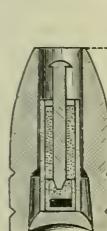


Führung mittelst Expansion. 1 und 2 mit Culot (Minie), 3, 4 und 5  
ohne Culot, 6 nach Greener.



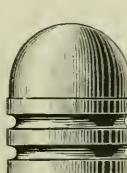
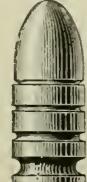
Expansionsgeschoße (Hohllugeln).

Führung mittelst Compression, bei 4 und 5 mit kleiner Expansionshöhle.



Explosionsgeschoße.

Spitzgeschoße.



Verschiedene Formen moderner Jagdgeschoße.

gen wesentlichen Einfluss und schadet auf den Jagdfernungen nur unmerklich.

Der cylindrische Führungsteil ist neuerdings meist vollkommen glatt und von durchweg gleichem Durchmesser, enthält indes zuweilen eine oder mehrere Reiselungen zur Aufnahme der Fettung und zum festeren Sitz des Geschosses in der metallenen Patronenhülse; über anderwerte diese Reiselungen zuerkannte Ausgaben i. Führing.

Der Boden des Geschosses ist meist glatt abgeschnitten, enthält jedoch zuweilen eine kleine Höhlung für die Expansion oder auch nur zur Aufnahme der Würgung der Papierumwicklung. Eine Verjüngung des Geschosses nach hinten, wie man sie, von der Annahme eines leichteren Luftabflusses ausgehend, deshalb für vortheilhaft hielt (s. Tafel „Geschoss“, preuß. Langblei), weil man die als günstig erkannten Verhältnisse eines Schiffsrumpfes ohne weiters auf das mit weit größerer Geschwindigkeit in einem ganz anderen Mittel sich bewegende Geschoss übertragen zu können glaubte, hat sich nicht bewährt: die Bahn ist im Gegenteil wegen geringerer Querschnittsbelastung weniger rasant. Durch Höhlungen im Geschoss, durch Reiselungen o. dgl. eine Verlegung des Geschossichwerpunktes bewirken zu wollen, ist — so lange man an dem jetzigen Princip der rotierenden Langgeschosse festhält — bei den großen Geschwindigkeiten unserer Geschosse und der Natur des durch sie hervorgerufenen Luftwiderstandes (s. d.) ohne praktischen Erfolg.

Über die für den Jagdgebrauch zweckmäßige Länge der modernen Geschosse und das hemmt in Wechselwirkung stehende Caliber gehen die Ansichten vielfach auseinander. Für die Militärgewehre hat die Entwicklung der Technik zu der Möglichkeit geführt, im Interesse rasanterer Flugbahn immer längere Geschosse zu verwenden und dabei das Caliber im Interesse leichterer Munition und geringeren Rückstoßes zu reducieren; 28—32 mm lange Geschosse von 8—10 mm Durchmesser bezeichnen etwa die jetzt erreichte Grenze. Jagdwaffen, deren Geschosse zu raschster Tötung, bezw. energischem Verbluten einen gewissen Durchmesser der Wunde herbeiführen sollen, werden jenem Entwicklungsgange der Militärgewehre wohl nicht bis zur äußersten Grenze folgen können, wenn auch bei längeren und mit genügender Geschwindigkeit auftreffenden Weichbleigeschossen die im Wildkörper eintretende Stauchung einen bedeutend größeren Wunddurchmesser als das Caliber mit Sicherheit wenigstens beim Ausschuss (s. d. und Einführung) und im Innern des Körpers der seitliche Druck gewaltige Verstörungen hervorzurufen geeignet ist, so dass selbst kleincalibrige Geschosse genügend starke Verwundungen herbeiführen (s. Brand und Büchsenstück). Von der Rundkugel an, welche auch jetzt noch — nicht nur als Nothbehelf (s. Augelschuss) — von manchen Jägern mit Vorliebe geführt wird, finden wir daher für den Büchsenschuss die mannigfachsten Abstufungen in Caliber und Länge der Geschosse im Gebrauch, so zwar, dass in der Regel mit wachsender Länge (bis zu 2 bis  $2\frac{1}{2}$  Caliber), der Durchmesser (bis zu 9 bis

10 mm) abnimmt und bei stärkerem Durchmesser (14—19 mm) die Länge (bis zu  $1\frac{1}{2}$ , ja bis zu 1 Caliber) geringer ist. Die kleincalibrigen Geschosse bedürfen, um ihre Stauchwirkung sicherzustellen und dadurch vergrößerte Wunden zu erzielen, jedenfalls einer gewissen absoluten Länge, welche man wohl zu mindestens 22 mm annehmen kann. Das Gewicht der Langgeschosse schwankt demzufolge meist zwischen 20—25 g, fällt indes auch bis zur Hälfte herab und steigt bis über das Doppelte (s. die Tabelle bei Ladungsverhältnis).

Zuweilen sucht man — besonders bei Verwendung von Hartblei — die Stauchung im Wildkörper durch Explosions- oder Hohlgeschosse (s. d.) oder durch Geschosse mit einem vorderen Kreuzschnitt sicherzustellen, oder endlich die Wirkung durch Explosionsgeschosse (s. d.) zu erhöhen; beides erscheint für europäische Verhältnisse weder nötig noch auch weidmännisch angemessen (s. Brand und Deformation); es genügt hier das einfache Langgeschoss, dessen Stauchwirkung, falls der Jäger dieselbe nicht bereits durch Material, Länge und Auftreffgeschwindigkeit in genügendem Maße der Widerstandsfähigkeit des Ziels angepasst zu haben glaubt, auf sehr einfache Weise noch durch Abschneiden der Geschossspitze erhöht werden kann.

Da reine Weichbleigeschosse im Lauf durch den Druck der Gase zu sehr gestaucht und damit gegen die Seelenwände gepresst werden, so dass schädliche Reibung entsteht und die Treffähigkeit leidet (s. Führing), und da auch bei Hartbleigeschossen dieser Übelstand nicht ganz zu vermeiden ist, wenn dabei die Führing eine gesicherte bleiben soll, so suchte man die zur sicheren Führing im Lauf nötige Weichheit des Materials (Stauchungsfähigkeit) mit der zur Verminderung der Reibung und Befestigung allzu starker Stauchung nötigen Härte der Oberfläche in einem Geschoss dadurch zu vereinigen, dass man das Innere aus Weichblei, die Oberfläche aber, den sog. Mantel, aus Kupfer-, Nickel-, Stahl- *rc.* Blech herstellte. Diese zuerst von dem preußischen Artillerie-Major Bode vorgeschlagenen Mantelgeschosse ergeben nur dann vollkommen befriedigende Resultate, wenn der Mantel mit dem inneren Bleikörper fest verbunden (verlötet) ist, da sonst der Mantel im Lauf der Waffe oder während des Fluges sich leicht ablösen kann; die Herstellung solcher (verlöteten) Compound- oder Verbundgeschosse (Patent von Lorenz in Karlsruhe) geschieht derartig, dass der Mantel, ähnlich wie die Metallpatronenhülsen, aus einem Kupfer-, Nickel- oder Stahlblechstück in verschiedenen Fertigungsstufen allmählich in die richtige Geschossform gepresst, demnächst inwendig verzinkt und schließlich mit Blei ausgegossen wird; nach dem Gießen noch Preissen der Füllung und Abschneiden des Bodens. Diese Verbundgeschosse zeigen einen vollkommen glatten cylindrischen Führungsteil, eine bogennormige Spitze, deren vorderste Ende hin und wieder glatt abgeschnitten ist, und haben zuweilen am Boden eine kleine Expansionshöhlung, um die Führing zu sichern und das Vor-

beischlagen von Gasen zu verhüten. Stahlverbundengehösse ergeben eine Deformation beim Auftreffen erst gegen ganz harte Ziele (härteste Knochen, Stahlplatten); sie sind für die sanfte Führung im Rohr nicht nur wegen der Glättheit und Härte ihrer Oberfläche und der Be seitigung der schädlichen Stauchung, sondern auch deshalb vortheilhaft, weil die Führung lediglich ans hintere Gehössende verlegt werden kann, indem man dieses allein im Durchmesser so stark macht, dass die Felder einschneiden, während der vordere Gehösstheil nur den Durchmesser von Feld zu Feld besitzt, also nur im Lauf centriert erhalten wird. Um das Lorenz'sche Patent (Verlängerung) zu umgehen, werden neuerdings ähnliche Geschosse dadurch hergestellt, dass der Bleifaden einfach in die (Stahl- u.) Hülle hineingepresst und leichtere am Boden umgebörtelt wird. Für den Jagdgebrauch, bei welchem gewöhnlich eine gewisse Stauchung im Wildkörper erwünscht ist, sind Mantelgehösse und ganz besonders Stahlverbundengehösse vortheilhafterweise nicht ohne weiteres verwendbar.

Über Pfeil- und Turbinengeschosse, s. Angelgeschoss. Th.

**Geschobsbahn** = Flugbahn, s. d. Th.

**Geschossenfänger** oder **Angeljäger** (auch wohl *Vademaschinchen* genannt) ist ein kleines, für den Handgebrauch bestimmtes Werkzeug zum geraden und genauem Einsetzen der Langgeschosse in Metallpatronenhülsen, damit weder Hülsen noch Gehösse beim Laden deformiert werden; besteht aus einer dem Caliber entsprechenden starken Hölse mit zugehörigem Stiel; wird aus Messing oder hartem (Buchsbaum) Holz hergestellt, s. Laden. Th.

**Geschossenintritt** nennt man bei gezogenen Läufen den meist konisch gestalteten Übergang aus dem weiteren Ladungs-, bezw. Geschossraum in die engere eigentliche Bohrung des Laufs; dieser Übergangskonus, in welchen die Züge verlaufen, darf nicht zu steil angeordnet werden, damit die erste Bewegung des Geschosses möglichst erleichtert und hiernach die Gasstöße abgleichwacht werden, welche das Gewehr erschüttern und die Trefffähigkeit beeinträchtigen (s. Vibration); ein zu steiler Übergangskonus ist außerdem den Rückstoß fühlbarer zu gestalten geeignet.

Über die Form dieses Übergangskonus bei Schrotgewehren, s. Patronenlager. Th.

**Geschossform** = Gussform, s. d. Th.

**Geschossführung**, s. Führung. Th.

**Geschossgarbe**, s. Ballistik II. Th.

**Geschosswirkung** beruht bei Handfeuerwaffen — wenn man von der Verwendung der Explosionsgeschosse absieht — im wesentlichen auf der Durchschlagskraft (s. d.) der Geschosse; außer dieser kann als Nebenwirkung noch eine als Stauchwirkung zu bezeichnende, direct auf Zerreißung der Gewebe im Innern des Wildkörpers hinarbeitende Kraft, sowie ein auf die Nervenverzweigungen ausgeübter Druck als auf Tötung hinwirkend hinzutreten; über die Umstände, unter welchen diese Nebenwirkungen auftreten, s. Brand. Th.

**Geschränk**, das und geschränkt, adj.

part., Zeichen des Rothirsches, s. Schrank und schränken, seltener auch von anderem Wildse gültig. „Daz tut der hirsch mit wan der gat all wegen geschrenkt vnd daz ezaichen ist ain gut ezaichen vnd ist schrenck.“ Abh. v. d. Z. d. Hirsches, Cgm. no. 2952 a. d. XIV. Jhd., fol. 104v. — „Er (der Hirsch) gehet allwegenn geschränkt, diss zeichenn nennen die jeger geschreuek vnd ist am hirsch gewiss.“ Id., Stuttgart. Hs. a. d. XV. Jhd., 20. — „Er (der Hirsch) schrit vil witer den ein hind vnd gat alweg geschränket glich als ob ju signt zwen.“ Id., Cgm. no. 558 v. J. 1462. — „Das ezaichen haiss das geschränkt vnd ist ain gowyss vnd gut ezaichen.“ Id., Cgm. no. 289 v. J. 1442. — „Das zeichen heisst Geschrenckt vnd ist gewiss.“ Roë Meurer, Ed. I, Pforzheim, 1560, fol. 93. — „Schrenken sagt man von den Hirichen, wenn er trabt oder jacht gehet, dass die Fährte weit auf die rechte oder linke Hand gehet, nämlich: der Hirsch hat weit gefränt.“ D. Täntzer, Jagdgeheimnisse, 1682, fol. XIb. — Fleming, T. J., 1729, I, 20th, fol. 110. — Pärson, Hirschgerechter Jäger, 1734, fol. 14, 15, 23. — Döbel, Jägerpraktika, Ed. I, p. 1746, I, fol. 8b. — Großkopff, Weidewerkslexikon, p. 138. — Chr. W. v. Heppen, Wohlfred. Jäger, p. 331. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I., 1, p. 97. — Winkell, Hb. s. Jäger, I., p. 30. — Hartig, Lexik., p. 450. — Lanke, Jagdbrevier, p. 309. — Kobell, Wildanger, p. 488. — R. R. v. Dombrowski, Edelwild, p. 95. — Sanders, Wb. II., p. 1004. E. v. D.

**Geschränkt**, adj. part., von schränken, s. d., II., beim Stellen des Jagdzuges: Geschränkt heißt es auch in einem anderen Ver stande, nämlich, wenn mit dem hohen Zeuge gestellt wird, so werden oftmals in Wechsel, wo es nicht gerade gebet, die beiden Oberleinen trenzweise übereinander geschlagen, damit ein Tuch das andere desto besser halten und eine gerade Linie bringen hilft.“ Großkopff, Weidewerkslexikon, p. 138. — Döbel, Ed. I, 1746, II., fol. 37. — Chr. W. v. Heppen, Wohlfred. Jäger, p. 332. — D. a. d. Winkell, Hb. s. Jäger, I., p. 42. — Hartig, Lexik., p. 450. — Lanke, Jagdbrevier, p. 309. — S. a. schränken III. E. v. D.

**Geschreijagd**, die, selten für Treibjagd: „Geschreijagd“: ein Treibjagen, wobei das Wild durch Geschrei und Rufe der Treiber aufgeschreckt wird.“ St. Behlen, Real- u. Verb.-Lexik., VII., p. 241. — Sanders, Wb. II., p. 1008 b. E. v. D.

**Geschrot**, das, s. v. w. Kurzwildbret, selten. „Der Hirsch hat ein Geschrot, und keine äußere Meren.“ Pärson, Hirschgerechter Jäger, 1734, fol. 18. — „Einige nennen die Teitikel der Hunde und Raubthiere: Gechröt“ Hartig, Lexik., p. 220, 253. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I., 1, p. 101. — Sanders, Wb., II., p. 1016. E. v. D.

**Geschühe**, das, die Fesseln des Beize vogels. „Do solt och wissen, wenn du eynen wilden valken treist, so saltn das geschuhe so kurcz vnd so nohen vmb die vinger wyn den, wen her sich swinge, das ym der

ezagil vber die hant icht gereichen moge.“ Abh. v. d. Beizjad a. d. XV. Jhd., Cgv. no. 2977, fol. 172 r. — „Man soll machen des habiches geschuch vonn zweyen urwamschenn riemen, die eyes vingers lang seynd...“ Ein schons buchlin von dem baissen. Straßburg, 1509, fol. 6. — Eberhard Tapp, Weydworf vund Vederpil, 1544, c. 1. — Noé Menrer, Ed. I, Pforzheim 1560, fol. 90. — Onomat. forest, I, p. 1038. — Winkell, Hb. f. Jäger, II, p. 553. — Hartig, Lexif., p. 22. — Laube, Jagdbrevier, p. 278. — Sanders, Wb. II, p. 1018. E. v. D.

**Geschütte**, das, das geschüttete Futter, j. schütten. „Die Winterfütterung von Eseln heißt die Kürzung oder das Geschütte.“ Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I, 1, p. 146. — „Geschütte nennt man die Fütterung der Sauen im Winter.“ Hartig, Lexif., p. 221. — Sanders, Wb., II, p. 2027. E. v. D.

**Geschüze**, das, j. v. w. Geschühe, s. d., selten. „Geschüze: Geschühe der Falzen.“ Onomat. forest, I, p. 1038. E. v. D.

**Geschwindigkeit**. Allgemeines über die Bewegung der Körper. Bei einer jeden Bewegung kommt in Betracht: das Bewegliche, die bewegende Kraft; der Weg des Beweglichen, die Richtung der Bewegung, die Dauer derselben und deren Art und Geschwindigkeit. Unter Geschwindigkeit wird stets jene Weglänge verstanden, die ein sich fortbewegender Körper in einer Sekunde zurücklegt. Nach dem Maße der Geschwindigkeit oder dem zurückgelegten Wege kann die Geschwindigkeit eine gleichförmige oder eine ungleichförmige, letztere wieder eine beschleunigte oder verzögerte sein. Nimmt die Geschwindigkeit im gleichmäßigen oder ungleichmäßigen Verhältnisse zu, so wird sie als eine gleichförmig beschleunigte oder ungleichförmig beschleunigte bezeichnet. Bei der veränderlichen Bewegung unterscheiden wir noch eine Anfangs- und Endgeschwindigkeit und es wird die am Ende der ersten Sekunde erlangte Geschwindigkeit, wenn die Bewegung durch eine gleich große, constant wirkende Kraft hervorgehufen wurde, die Acceleration genannt. Nachdem die Schwerkraft mit Rücksicht auf die Größe des Erdhalsmessers als eine gleichbleibende Kraft angenommen werden kann, so ist die Acceleration der Schwere die Endgeschwindigkeit, die ein freifallender Körper in der ersten Sekunde erlangt, und letztere mit 9'81 m berechnet worden.

Auf einem Rieswege mit einem Durchschnittsgesfälle von 20—30% gleiten Stämme oder längere Stammstücke mit einer Geschwindigkeit von 4'2—5'3 per Sekunde.

Auf Holzriesen gleiten Scheiter bei einem Gefälle der Riese von 40% mit einer Geschwindigkeit von 10—12 m per Sekunde, Drehlinge mit einer solchen von 9—12 m und Klöhe oder Stämme mit 3—5 m per Sekunde.

Die Endgeschwindigkeit v. der gleitenden Hölzer auf einer Weg- oder Holzriese ist bei gegebenem Reibungscoefficienten  $f$ , der Länge  $e$ , der Acceleration  $g$  und dem Neigungswinkel  $\alpha$

$$v = \sqrt{2g(\sin \alpha - f \cos \alpha) e}.$$

Auf Drahtriesen gleiten Scheitholzbündeln mit einer Geschwindigkeit von 28—30 m per Sekunde.

Für Drahtseilriesen soll die Geschwindigkeit 4—6 m per Sekunde nicht überschreiten und sind dementsprechend die Bremsvorrichtungen zu handhaben. Auf einer guten Schneebahn und bei einem Weggefälle von 7—15% schwankt die Fahrgeschwindigkeit der beladenen Handschlitten zwischen 0'7—2'5 per Sekunde.

Das Aufwärtsziehen oder Tragen der leeren Schlitten erfolgt nach Maßgabe des Durchschnittsgesäßes mit:

0'64—0'83 m	bei dem Gefälle von	5—8%
0'50—0'55 "	" "	9—12%
0'33—0'46 "	" "	13—16%
0'25—0'31 "	" "	17—26%

per Sekunde. Die mittlere Geschwindigkeit des Menschen beträgt auf horizontaler Bahn 1'5 m per Sekunde, wenn derselbe unbelastet ist, und 0'8 m, wenn derselbe eine Last von 40 kg zu tragen hat. Erreicht die Belastung 60 kg, die ein Mann in wiederholten Gängen auf den Rücken trägt, um leer zurückzugehen, dann kann bei einer Arbeitsdauer von 8 Stunden die mittlere Geschwindigkeit mit 0'3 m, bei einer Arbeitsdauer von 10 Stunden mit 0'35 m per Sekunde bemessen werden.

Unter der Voraussetzung, dass ein Mann eine gewisse Strecke nur beladen hin und ohne Last zurückgeht, vermag derselbe auf horizontalen Wege in 10 Arbeitsstunden auf einem zweiräderigen Karren eine Lauf von 125 kg mit der mittleren Geschwindigkeit von 0'5 m, auf einer Rollbahn bei achtständiger Arbeitsdauer einen Rollwagen (Hund) mit 150 kg mit 0'6 m und auf einem großen Hund 400 kg mit 0'3 m Geschwindigkeit per Sekunde fortzustoßen.

Bei einer Arbeitsdauer von 8 Stunden vermag sich ein unbelasteter Mann auf einer sanft ansteigenden Rampe oder Stiege mit der Geschwindigkeit von 0'16 m, bei der Belastung von 50 kg aufwärts, während er leer zurückkehrt, mit 0'04 m, beim Fortbewegen eines mit 60 kg beladenen Schiebefahrens auf einer Rampe unter der Neigung von  $1/12$  mit 0'02 m Geschwindigkeit per Sekunde fortzubewegen, während das Heben einer Last von 20 kg mit den Händen mit einer Geschwindigkeit von 0'17 m per Sekunde zu veranschlagen ist. Mittels einer Schaufel vermag ein Arbeiter 3 kg Erde mit einer Geschwindigkeit von 0'4 m zu werfen.

Die mittlere Geschwindigkeit eines Mannes kann am Hebel mit 1'1 m, an der Kurbel mit 0'8 m, am Göppel mit 0'6 m, am Tretrade mit 0'7 m und am Steigrade mit 0'2 m per Sekunde angenommen werden.

Mittlere Geschwindigkeit der thierischen Kräfte:

Pferd ohne Maschine	mit 1'3 m	per Sekunde
am Göppel	" 0'9 "	" "
Dchs ohne Maschine	" 0'8 "	" "
am Göppel	" 0'6 "	" "
Mantelshof ohne Maschine	" 1'1 "	" "
am Göppel	" 0'9 "	" "
Esel ohne Maschine	" 0'8 "	" "
am Göppel	" 0'8 "	" "

Ein Pferd kann auf horizontaler Bahn innerhalb einer zehnständigen Arbeitsdauer eine Last von 135 kg auf dem Rücken mit der Geschwindigkeit von 0·5 m, und 90 kg bei einer siebenständigen Arbeitsdauer mit der Geschwindigkeit von 2·2 m per Secunde fortbewegen, während 700 kg bei achtständiger Arbeitsdauer in einem Karren mit der Geschwindigkeit von 1·05 m per Secunde fortzuschaffen sind.

Die mittlere Geschwindigkeit eines Pferdes kann bei einem langsamem Schritt mit 0·6 m, bei einem mittleren Schritt mit 1·0—1·2 m, beim Schnellschritt mit 2·0 m, beim kurzen Trab mit 3—4 m, beim gestreckten Trab mit 4—6 m und beim Rennpferde mit 12—16 m per Secunde angenommen werden.

Bei den gewöhnlichen Rollbahnen erreicht die mittlere Fahrgeschwindigkeit 4—6 m per Secunde. Bezeichnen wir mit  $v$  die Geschwindigkeit, die der Wagen an einem bestimmten Punkte der Bahn erlangt, mit  $s$  den zurückgelegten Weg, mit  $\alpha$  den Steigungswinkel, mit  $g$  die Acceleration und mit  $f$  den Reibungskoeffizienten, so ist, nachdem von der Beschleunigung der Schwere nur ein Theil  $g'$  zur Wirkung kommt,  $g' = g (\sin \alpha - f \cos \alpha)$  und

$$v = \sqrt{2 g s (\sin \alpha - f \cos \alpha)}.$$

Der Reibungskoeffizient ist

$$f = \frac{d}{D} f_1 + \frac{f_2}{D/2}$$

worin  $d$  und  $D$  die Durchmesser des Zapfenrades,  $f_1$  und  $f_2$  den Reibungskoeffizienten der Zapfenreibung und rollenden Reibung bedeuten.

Bei Waldbahnen mit Pferdebetrieb und einem Reibungswiderstand von  $\frac{1}{200}$  kann die Geschwindigkeit des Thierherdes bei Thalsfahrten und dem Gefälle von 1% mit 2·0 m

$$\text{--- } 2\% \text{ --- } 1\cdot6 \text{ "}$$

$$\text{--- } 3\% \text{ --- } 1\cdot2 \text{ "}$$

bei Bergfahrten und dem Gefälle von 0·25% mit 1·6 m

$$\text{--- } 0\cdot50\% \text{ --- } 1\cdot3 \text{ "}$$

$$\text{--- } 1\cdot00\% \text{ --- } 1\cdot35 \text{ "}$$

$$\text{--- } 1\cdot50\% \text{ --- } 1\cdot20 \text{ "}$$

$$\text{--- } 2\cdot00\% \text{ --- } 1\cdot00 \text{ "}$$

bemessen werden.

Die Maximalgeschwindigkeit auf der Drahtseilbahn, System Hodyon, schwankt zwischen 2—2·5 m, System Siegel erreicht 1·34 m per Secunde.

Als Geschwindigkeitsgrenzen für ein Wassergerinne, die nicht überstritten werden dürfen, wenn nicht eine Beschädigung der Sohle und der seitlichen Hänge eintreten soll, können angenommen werden:

	an der Geschwindigkeit	am
Schlammige Erde	Überfläche im Mittel	Boden
oder Töpferthon	0·15	0·11
Harter Thon . . .	0·30	0·23
Fester Flüssigboden .	0·60	0·46
Kiesiger Boden . .	1·22	0·96
Grobsteiner Boden	1·52	1·23
Conglomerate von Schieferstücken . .	2·22	1·86
Lagerhafte Gebirgs- arten . . . . .	2·75	2·27
Harte Felsarten .	4·27	3·69
		3·14

Die Endgeschwindigkeit einer Oberlawine (abgestürzt 1879 vom Dobratsch in Kärnten) wurde mit 145 m per Secunde berechnet, während die stärksten Orkane in den Tropen nur eine Geschwindigkeit von 74 m, ein Schrottschuss von 94 m per Secunde erreichen.

Die Geschwindigkeit der Luftströmung beträgt bei lebhaften Winden 6·9 m, beim Sturm ca. 23 m und bei Dreaneu ca. 40 m per Secunde. Durch den Sturm des Windes werden die Bedachungen der Gebäude belastet. Die Belastung lässt sich, wenn  $\alpha$  der Dachneigungswinkel und  $v$  die Geschwindigkeit des Windes wäre, aus der Formel

$$P = 0 \cdot 1185 v^2 \frac{\sin(\alpha + 101^\circ)}{\cos \alpha}$$

berechnen.

Fr.

**Geschwindigkeit**, s. Bewegung. Die Geschossgeschwindigkeit auf die verschiedenen Entfernung (0, 10, 25, 50 m etc.), von der Mündung des Gewehrs gemessen, wird in der Regel durch  $V$  (= *velocitas*) mit dem bezügl. Index der Meterzahl bezeichnet;  $V_{25} = 430$  m/sec. bezeichnet z. B., dass ein Geschoss auf 25 m von der Mündung eine Geschwindigkeit von 430 m in der Secunde besitzt.

Th.

**Gesell**, Gesellmann u. gekürzt Söllmann, Ansprache für den Leithund, sel tener auch für den Schweizhund und andere Hunde. „Schona, geselle lieber, bitte!“ „Hüet alwec din, geselle!“ „Sé hin geselle!“ „Her an die stat, geselle!“ „Him hin, geselle!“ „Ach barre min, geselle!“ Hadamar von Laber, Din jagt. str. 8. 59. 77, 78, 79, 81. 82. 83. 557. — „Ich zoch zu der selben will mit meinem lait hunt gesellen...“ Die Jagd der Minne, v. 400. — „Gesell, Gesell, Was heut Gott woll, hin, traut guter Gesellmann, hin!“ Noë Meurer, Ed. I, 1560, no. 3. — „Gesell, lieber Gesellmann, Wo wollen wir morgen früh na?“ Jägerpunkt vnd Wandgeschrey, 1616, V., 4. — „Nur fornahn, gesell!“ Weimarer Hs., hrsg. v. Köhler, p. 479. — „Im Führen muss der Jäger... ihm... oft zusprechen: Hin hin! Gesellmann, hin hin, vor hin! So es eine Hündin ist, jo nennt man sie, anstatt Gesellmann: Hela.“ Pärion, Hirschgerechter Jäger, 1734, p. 29. — „Im Ausziehen spreche ich dem Hunde... zu... vorhin! Söllmann, Gesellmann, oder Mann! zu den Hündinnen aber: Haila! oder Heele! Das sind eigentlich die von Alters her gebräuchlichen Worte der Hundennamen.“ Döbel, Jägerpraktika, 1746, I., fol. 90. — „Gesellmann, oder aber Sellmann, so wird meistens der Leithund männlichen Geschlechts geheißen, die Debe oder Hündin heißt gemeinlich Hela.“ Großkopff, Weidewerkslexikon, p. 138. — „Gesell, Sell auch Waldmann: also benennt man den Leithund, und ist fast überall üblich.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 181. — „In der Regel wird der männliche Jagdhund Gesellmann, Söllmann, Geselle, Mann, und der weibliche Hæle, Hela genannt.“ Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I., 1., p. 277. — Sanders, Wb., II., p. 1075. — E. v. D.

**Gesellschaft** (Deutschland) ist im weiteren Sinne jede Verbindung von Menschen zu Leistungen für einen gemeinsamen Zweck. Solche Verbindungen fördern entweder nur das Interesse ihrer Mitglieder, oder sie haben auch die Beteiligung an der Lösung staatlicher Aufgaben zum Zwecke und erhalten dadurch einen öffentlich-rechtlichen Charakter.

Das römische Recht kennt als Formen der Association nur die **Gesellschaft** oder **Societas** (*societas*) und die **Corporation** (*universitas*). Bei beiden Verbindungen ist das Rechts-subject die Gesamtheit der Mitglieder, aber diese bleibt bei der Gesellschaft mit ihrem Interesse rechtlich ganz in den Einzelnen latent, so dass die für den Gemeinitzweck bestimmten Rechte und die daran hervorgehenden Pflichten und Schulden nur die einzelnen als solche treffen (**Gesellschaftsprincip**), welche deshalb auch nur als physische Rechts-subjecte in Betracht kommen, während bei der Corporation die Gesamtheit als solche mit ihren Interessen rechtlich von den Einzelnen als solchen getrennt und selbstständig gesezt wird, so dass die für ihren Zweck bestimmten Rechte und die dadurch hervorgerufenen Schulden direkt nicht mehr als Rechte und Schulden der Einzelnen erscheinen, sondern selbstständig nur der Gesamtheit als solcher zustehen und obliegen, die Gesamtheit als solche also rechtlich als ein besonderes ideelles corpus oder Rechts-subject (juristische Person) behandelt wird (**Corporationsprincip**).

Die **societas** entsteht durch Vertrag (**Gesellschaftsvertrag**), in welchem sich die Mitglieder zu gegenseitigen Leistungen von Sachen oder Handlungen für einen gemeinsamen Zweck verpflichten. Die Zahl der Gesellschaftsmitglieder kann eine beliebig große sein, und größere Gesellschaften können des gemeinsamen Zweckes wegen aus ihrer Mitte eine Vertretung wählen, welche die Beziehungen der Einzelnen zu einander vermittelt. Da die Gesamtheit hier kein selbständiges, von der Summe der Mitglieder verschiedenes Rechts-subject bildet, so gibt es nur Rechte und Pflichten der Einzelnen, welche deshalb auch nur klagt und verklagt werden können. Ein Rechtsverhältnis zwischen der Gesellschaft und einem Dritten kann nur dadurch entstehen, dass die sämtlichen Mitglieder mit diesem entweder einzeln, oder durch einen Bevollmächtigten aus ihrer Mitte verhandeln. Die Befugnis des Einzelnen zur Vertretung der Gesamtheit wird nur bei der Handelsgesellschaft vermutet. Für die Verpflichtungen der Gesellschaft haften, soweit das gemeinsame Vermögen nicht ausreicht, die Einzelnen, u. zw., wenn alle gemeinschaftlich contrahirt haben, nur für ihren Gesellschaftsteil, bei stattgehabter Vertretung aber als Correalshuldner, weil jeder den Auftrag ganz ertheilt hat. In letzterem Falle haben nach römischem und gemeinem Recht die Mitglieder das *beneficium divisionis*, d. i. der Theilung der Schuld unter die zahlungsfähigen Huldner, während nach dem preußischen allgemeinen Landrecht dem Einzelnen nur der Regress gegen die übrigen Mitglieder zusteht.

Die Auflösung der Gesellschaft erfolgt, abgesehen von den allgemeinen und im Vertrage selbst (z. B. Eintritt des dies ad quem) liegenden Gründen, durch den Tod oder den einseitigen Rücktritt eines Mitgliedes, welches jedoch in letzterem Falle Schadensersatz zu leisten hat, durch den Verlust des Vermögens eines Ge nossen sowie durch die Erledigung des Gesellschaftszwecks. Bleibt die Gesellschaft nach dem Austritte eines Mitgliedes bestehen, so gilt sie als eine neue. Eine bestimmte Form des Gesellschaftsvertrages ist nicht vorgeschrieben, und es kann ein solcher auch stillschweigend zu stande kommen. Vortheile und Lasten der Einzelnen werden, soferne im Vertrage nicht anders bestimmt ist, als gleich (*partes aequae*) angenommen.

Der Zweck einer Gesellschaft, welcher kein unerlaubter sein darf und auch auf Vergnügen, Belehrung, Wohlthätigkeit, gemeinen Nutzen u. s. w. gerichtet sein kann, begründet, da er auf Leistungen der Mitglieder beruht, immer eine Vermögensgemeinschaft, welche aber dann den Endzweck einer Gesellschaft bildet, wenn ein Vermögen gemeinsam besessen und benutzt werden soll, oder mit Hilfe eines solchen Werte erzeugt und gewonnen werden sollen. Das gemeinsame Haben und Gebrauchen eines Vermögens kommt vor bei Erbschaften, unter Ehegatten und durch Vereinigung verschiedener Personen, um z. B. ein Haus zur gemeinsamen Benützung und zum späteren gewinnbringenden Wiederverkaufe zu erwerben. Die Verwendung eines gemeinsamen Vermögens zur Erzielung von Gewinn erfolgt durch den Betrieb eines Gewerbes oder Handelsgeschäftes.

Die Bestimmungen des römischen Rechtes sind mit unwesentlichen Modifikationen (z. B. schriftlicher Gesellschaftsvertrag nach dem preußischen allgemeinen Landrecht) auch in die deutschen Particularrechte übergegangen. Es kann deshalb auch hente noch eine Gesellschaft ein Gewerbe ausüben, und die offene Handelsgesellschaft des deutschen Handelsgesetzes ist nur eine römischi-rechtliche *societas*. Als eine solche erscheint auch die stille Gesellschaft oder die Beteiligung an dem Handelsgewerbe eines anderen mit einer Vermögenseinlage gegen Anteil an Gewinn und Verlust und die Vereinigung zu einzelnen Handelsgeschäften für gemeinschaftliche Rechnung (*Gelegenheitsgesellschaft*).

Die **universitas** oder **Corporation**, bei welcher die Gesamtheit als Einheit genommen wird, bedarf zur Vertretung der Gesamtheit nach außen besondere Organe (Vorstand und Verwaltungsausschuss) und infolge dessen einer Organisation (*Statut*). Die Bildung einer Corporation ist an die Genehmigung des Staates geknüft, welche nur solchen Verbindungen zutheil wird, deren Zweck von besonderer Bedeutung für das allgemeine Wohl ist. Die Corporacionen sind öffentlich-rechtliche Personen und stehen als solche unter der Aufsicht des Staates, welcher dieselben nicht nur in der Verwaltung ihres Vermögens mit Rücksicht auf die Erreichung der Corporationszwecke beschränkt, sondern auch die Anhäufung eines zu

großen Vermögens bei ihnen verhindert (s. Amortisationsgesetze).

Übrigens ist man in der neueren Zeit von der römisch-rechtlichen Auffassung der Corporation, nach welcher das fügrierte Rechtssubjekt als willens- und handlungsfähig, unter ewiger Curatele stehend und als ein den Mitgliedern der Corporation gänzlich fremdes und äußeres Drittes erscheint, zurückgekommen, indem man, im Anschluß an die Bestimmungen des nie ganz verdrängten deutchen Genossenschaftsrechtes, die Mitglieder der Corporation über ihre Angelegenheiten durch Mehrheitsbeschlüsse entscheiden läßt und dem Staate wohl eine Aufsicht über die Corporationen, nicht aber eine Vormundschaft, gleich der über Geisteskranke, gestattet.

Zu den Corporationen zählen die Gemeinden (s. d.) und die Corporationen im engeren Sinne (s. Corporationswaldungen) und zu letzteren auch die als Fortsetzung der früheren Markgenossenschaften zu betrachtenden (s. gemeinschaftliches Waldeigentum) und die erst in neuerer Zeit entstandenen (s. Bildung eines gemeinschaftlichen Waldeigentums) Waldegenossenschaften, sofern dieselben bezüglich der Bewirtschaftung ihrer Waldungen gleich den Gemeinden unter staatliche Aufsicht gestellt sind (s. g. öffentliche Waldegenossenschaften, im Gegensage zu den freien oder privaten). Die aus alter Zeit überkommenen Deichgenossenschaften (s. d.), die neueren mit Zwangsrechten versehenen Genossenschaften für landwirtschaftliche Meliorationen (z. B. Be- und Entwässerung) sowie die nach der Reichsgesetzeordnung zugelassenen Innungen und die Berufsgenossenschaften für Kranken- und Unfallversicherung haben ebenfalls einen öffentlich-rechtlichen Charakter.

Für unserere jetzigen Verkehrs- und Wirtschaftsverhältnisse genügen jedoch die Rechtsformen der römischen *societas* nicht mehr, und es wurden deshalb durch das Reichshandelsgesetz vom 22. April 1871 (in Elsaß-Lothringen durch Gesetz vom 19. Juli 1875 eingeführt), verschärft durch das Gesetz vom 18. Juli 1884 über Commanditgesellschaften auf Aktien und Actiengesellschaften, auf dem Gebiete des Handels, und durch das interne 23. Juni 1873 als Reichsgesetz erklärte Gesetz des norddeutschen Bundes vom 4. Juli 1868 über die privatrechtliche Stellung der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften auf dem Erwerbs- und wirtschaftlichen Gebiete Associationen zugelassen, welche zwischen *societas* und universitas vermittelten, sich bald mehr der einen oder anderen nähern und wegen ihrer Mannigfaltigkeit nicht leicht zu klassifizieren sind. Diese Gesellschaften, welche man auch als Privatcorporationen bezeichnen könnte, unterscheiden sich von der *societas* durch die Rechtsfähigkeit der Gesamtheit, welche eine Organisation (Statut) der Gesellschaft und die Bestellung einer Vertretung derselben nach Außen bedingt, von der universitas dadurch, daß Lasten und Vortheile die Einzelnen treffen, die Gesellschaft zur Gründung und Auflösung keiner staatlichen Genehmigung

bedarf und auch bezüglich der Vermögensverwaltung nicht den Staatsbehörden untersteht. Es genügt hier, daß die Gesellschaft unter Vorlage der Statuten dem einställigen Gerichte ihre Gründung anzeigt, woran daselbe bei Erfüllung der gesetzlichen Vorschriften durch die Gesellschaft deren Eintrag in das Handels-, bzw. Genossenschaftsregister und die öffentliche Bekanntmachung dieses Vorganges veranlaßt. Das Gericht überwacht zwar die Geschäftsführung dieser Gesellschaften, aber nicht um die Vermögensverwaltung behufs der Erreichung der Gesellschaftszwecke zu beeinflussen, sondern nur, um Schädigungen Dritter durch die Gesellschaft und der Mitglieder der Gesellschaft durch die Organe derselben zu verhüten. Die Gesellschaften selbst unterscheiden sich vorzüglich durch die Art und Weise der Haftung der Mitglieder für die Rechtsverbindlichkeiten der Gesellschaft. Über ihre Angelegenheiten entscheidet die Gesellschaft durch Mehrheitsbeschlüsse der Mitglieder in den Generalversammlungen.

Die Commanditgesellschaft des Reichshandelsgesetzes ist eine offene (j. o.) Handelsgesellschaft, bei der sich auch ein oder mehrere Gesellschaftsmitglieder (Commanditisten) nur mit Vermögenseinlagen beteiligen, ohne an der persönlichen Haftung der offenen Gesellschaft teilhaben. Die Anteile der Commanditisten können auch in Aktien (nicht unter 600 Mark) zerlegt werden, welche jedoch nicht auf Inhaber lautem dürfen. Eine solche Gesellschaft (Commanditgesellschaft auf Aktien) ist dann eine Verbindung der offenen und der Actiengesellschaft, bei welcher die offenen Mitglieder (Gevantten) den Vorstand bilden und bis zur Er schöpfung ihres ganzen Vermögens haften. Bei der Actiengesellschaft sind die Mitglieder nur mit Einlagen beteiligt, ohne persönlich für die Rechtsverbindlichkeiten der Gesellschaft zu haften. Die Aktien sind untheilbar und können auch auf den Inhaber laufen. Über die Errichtung und den Inhalt des Gesellschaftsvertrages (Statutes) muß (auch bei der Commanditgesellschaft auf Aktien) eine gerichtliche oder notarielle Urkunde aufgenommen werden.

Nach dem Reichsgesetze vom 23. Juni 1873 können Gesellschaften von nicht geschlossener Mitgliederzahl, welche die Förderung des Credits, des Erwerbs oder der Wirthschaft ihrer Mitglieder mittelst gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebes bezuweisen, insbesondere aber die Verschaffungs- und Credit-, Rohstoff- und Magazin-, Productiv-, Consum- und Wohnungsvereine, unter der Voraussetzung der solidarischen Haft der Mitglieder und der Erfüllung der übrigen gesetzlichen Vorschriften durch den Eintrag in ein gerichtliches Register die Rechte einer eingetragenen Genossenschaft und damit juristische Persönlichkeit erlangen. Der Genossenschaftsvertrag bedarf der gerichtlichen oder notariellen Beurkundung.

Alle nicht zu den Handelsgesellschaften und eingetragenen Genossenschaften zählenden Vereine zu Privat- und gemeinnützigen Zwecken erhalten, wenn sie sich organisieren und ihre Statuten der einställigen Verwaltungsbehörde vorliegen, bei Erfüllung der gesetzlichen

**Gesellschaft. — Gesetzgebung.**

Vorbedingungen ebenfalls Rechtsfähigkeit der Gesamtheit (z. B. die „eingeschriebenen Hilfscaffen“ nach dem Reichsgesetze vom 7. April 1876, „die auerkannten Vereine“ nach dem bayerischen Gesetz vom 29. April 1869), ohne den Mitgliedern außer den Einlagen und Jahresbeiträgen eine weitere Haftung für die Rechtsverbindlichkeiten des Vereines aufzuwerfen.

Die politischen Vereine, welche überhaupt erst seit dem Jahre 1848 zugelassen sind, müssen ihre Statuten nebst Mitgliederverzeichnis der Polizeibehörde zur Genehmigung vorlegen. Dieselben dürfen nicht mit anderen Vereinen derselben Art zu gemeinsamen Zwecken in Verbindung treten. Die Versammlungen dieser Vereine unterstehen der Genehmigung und Überwachung der Polizeibehörde, und Frauen und Minderjährige sind von denselben, wie überhaupt von den Vereinen selbst, ausgeschlossen.

Das Vereinswesen unterliegt nach Art. 4 der Reichsverfassung der Bundesgesetzgebung. Eine solche Regelung des Vereinswesens erfolgte jedoch, mit Ausnahme des Reichsgesetzes vom 21. Oktober 1878 gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie mit Nachtragsgesetzen vom 31. Mai 1880 und 28. Mai 1884, bis jetzt nicht, und es bestehen demnach noch die Landesgesetze (für die politischen Vereine, z. B. in Preußen das Gesetz vom 11. März 1850, Bayern Gesetz vom 26. Februar 1850, Sachsen Verordnung vom 3. Januari 1850) in Kraft.

Nach Art. 68 der Reichsverfassung kann der Bundesfeldherr (mit Ausnahme von Bayern) bei Bedrohung der öffentlichen Sicherheit in dem betreffenden Gebiete den Kriegszustand und damit die Suspension des Vereins- und Versammlungsrechtes verfügen. In Bayern bestehen gesetzliche Vorschriften über den Kriegszustand nicht, da ein im Jahre 1851 dem Landtage vorgelegter, hierauf bezüglicher Gesetzentwurf eine Annahme nicht fand.

**Gesellschaft.** J. v. w. Rudel, j. d., selten. „(Vom Schwarzwild) Eine Gesellschaft: Rudel, Schar, Rotte, Häufel. Wenn die Glieder der Gesellschaft stärker als Frischlinge sind . . .“ Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I., 1., p. 146. E. v. D.

**Gesellschaftsvertrag.** J. Gesellschaft. At. Gesetzgebung (Deutschland) ist der Erlass von die Person und das Eigenthum beschränkenden Rechtsnormen oder Gesetzen, im Gegensatz zu Verordnungen der Regierung, welche entweder den Vollzug von Gesetzen bezwecken oder innerhalb der geleglichen Schranken auf die Sicherheit und Förderung der Einzelnen und des Ganzen gerichtet sind. Das Recht der Gesetzgebung ist ein Ausfluss der Hoheit des Staates, bzw. des Landesherrn und in den deutschen Bundesstaaten durch die Bestimmungen der Landesverfassung, welche überall zu jedem Gesetze die Zustimmung der Landesvertretung verlangt, sowie durch das Gesetzgebungsrecht des Reiches beschränkt.

Die Bundesgesetzgebung, welche durch die deutsche Reichsverfassung vom 1. Jänner 1871

geregelt ist, wird ausgeübt durch den Bundesrat (Vertreter der Landesstaatsgewalt in den Einzelstaaten) und den Reichstag (freigewählte Vertreter des gesamten deutschen Volkes). Die Übereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse beider Versammlungen ist zu einem Bundesgesetze erforderlich und ausreichend. Nur bei Gesetzesvorschlägen über das Militärwesen, die Kriegsmarine und die im Art. 35 der Verfassung bezeichneten Abgaben (Zölle, Salz, Branntwein, Bier, Tabak und Zucker) gibt, wenn im Bundesrat eine Meinungsverschiedenheit stattfindet, die Stimme des Präsidiums (Preußen, dessen König daher den Titel Deutscher Kaiser führt) den Ausschlag, wenn sie sich für die Aufrechterhaltung der bestehenden Einrichtungen ausspricht. Dem Präsidium des Bundes steht die Ausfertigung und Verkündigung der Bundesgesetze und die Überwachung der Ausführung derselben zu. Die Anordnungen und Verfügungen des Präsidiums werden im Namen des Bundes erlassen und bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenziehung des Bundeskanzlers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt.

Der Bundesrat beschließt die zur Ausführung der Bundesgesetze erforderlichen allgemeinen Verwaltungsvorschriften und Einrichtungen, sofern nicht durch Bundesgesetz etwas Anderes bestimmt ist.

Der Vollzug der Bundesgesetze ist, soweit nicht in einem solchen Gesetze selbst ausdrücklich anders bestimmt ist, Sache der Einzelstaaten, welche zu denselben wieder Einführungsgesetze (s. d.) und Vollzugsvorschriften erlassen können.

Jedes Bundesmitglied ist befugt, Gesetzesvorschläge zu machen und in Vortrag zu bringen, und das Präsidium ist verpflichtet, dieselben der Beratung des Bundesrates zu übergeben.

Das Gesetzgebungsrecht des Bundes ist theilweise beschränkt durch die Reservatrechte der süddeutschen Staaten, namentlich Bayerns, welche denselben bei der Erweiterung des norddeutschen Bundes zum „Deutschen Reich“ durch die Versailler Verträge vom November 1870 gewährt wurden.

Zu dem Reichslande Elsass-Lothringen steht dem Reiche auch die Landesgesetzgebung zu.

Was nun die Zustizgesetzgebung, bezüglich welcher Reservatrechte der Einzelstaaten nicht bestehen, insbesondere betrifft, so ist der Entwurf eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches (s. d.) von der Commission in erster Lesung festgestellt, und einzelne Theile des Privatrechtes sind bereits durch besondere Reichsgesetze (z. B. Handelsgesetz) einheitlich geordnet.

Ein gemeinschaftliches Strafrecht wurde durch das Reichsstrafgesetz vom 13. Mai 1871 geschaffen, neben welchem jedoch noch zahlreiche Reichs- und Landesgesetze strafrechtliche Bestimmungen enthalten. Übrigens beeinflusst das Reichsstrafgesetz auch jene Strafsachen, welche der Landesgesetzgebung vorbehalten sind (s. Fürststrafgesetz).

Die militärischen Delikte unterliegen dem Militärstrafgesetze für das Deutsche Reich vom 20. Juni 1872.

Bezüglich der gesetzlichen Regelung der Rechtspflege s. Gerichtsbarkeit. At.

### Gesicht, das.

I. Der Sinn des Sehens. Das Gesicht (beim Esch) ist etwas besser, das Gehör aber vorzerrichtiger." Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I., 1., p. 113, 183. — D. a. d. Wintell, Hb. s. Jäger, I., p. 11, 151. — Behlen, Wmspr., 1829, p. 69.

II. Vera'tet: "Visir und Korn, oder Gesicht, also wird das hinterste Absehen auf einer Büchse genannt." Chr. W. v. Heype, Wohlsred. Jäger, p. 384. — Gesichte: so wird das Rümen auf denen Augelbüchsen genannt, wo der Schütz nach dem Ziel und Korn durchsieht, wenn er schießen will." Großkopff, Weideverdiktikon, p. 137. — Sanders Wb., II., p. 1091.

E. v. D.

### Gesichtsseld, s. Fernrohr.

### Gesichtskinn, s. Sehen.

Dr.

### Gesichtswinkel, s. Fernrohr.

Dr.

**Gesimsmauerwerk.** Gesims sind Mauertheile, die in Form eines Streifens aus einer Mauerfläche hervorragen (Ausladung) und aus mehreren Theilen oder Gesimsgliedern bestehen. Die Gesimsen schützen einerseits die Gebäudeoberflächen vor der Dachtraufe, andererseits trennen sie dieselben und dienen auch zur architektonischen Verzierung von Baubestandteilen. Die Hauptgesimsen schließen und begrenzen das Gebäude, schützen letzteres gleichzeitig vor dem abtropfenden Dachwasser und erhalten eine dem Charakter und der Höhe des Gebäudes entsprechende Ausladung. Gurt- oder Cordongesimsen mit geringerer Ausladung bezeichnen die Geschoss- oder Stockwerksabteilungen, während der unterste Theil des Gebäudes durch das Fuß- oder Sockelgesims begrenzt wird.

Brust- oder Parapetgesimsen sind in der Brusthöhe, Gesimseinfassungen (Chambranles) werden an den Seiten der Thüren und Fenster, und Verdachungsgesimsen oberhalb der zwei letztgenannten angebracht. Die richtige Formung oder Profilierung der Gesimsen trägt wesentlich zur Hebung des Gebäudes bei, wenn dieses vom ästhetischen Standpunkte aus beurtheilt wird. Die bedeutenderen Gesimsen bestehen (Fig. 384) aus dem

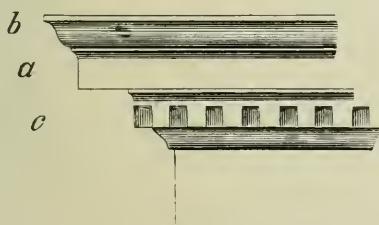


Fig. 384. Ansicht eines Hauptgesimses. a Hängplatte, schützender, b krönender, c unterstützender Theil.

schützenden Theile a (Hängplatte), aus dem krönenden Theile b und aus dem unterstützenden Theile c.

Bei den gewöhnlichen Wohngebäuden erhalten die Hauptgesimsen eine Ausladung von

45—60 cm und eine Höhe von 75—90 cm oder  $\frac{1}{13}$ — $\frac{1}{16}$  der gesamten Gebäudehöhe.

Die Gesimsen werden entweder aus Quader, die der Steinmetz nach einer in natürlicher Größe gezeichneten Schablone rein ausarbeitet, oder aus Ziegeln hergestellt. Kleinere Steingesimsen werden aus einem, höhere dagegen aus mehreren der Höhe nach gesertigten Theilen zusammengelebt, wobei nur darauf zu sehen ist, daß der Schwerpunkt eines jeden Stückes genügend unterstützt sei. Bei den häufig vorformenden Ziegelgesimsen werden nur selten geformte Ziegel (Formziegel) verwendet, sondern man benutzt hierzu die gewöhnlichen Ziegel, die vom Arbeiter entsprechend zugeschnitten werden. Wenn das Gesims eine starke Ausladung bekommen soll, so ist die Verwendung einer steinernen Hängplatte sehr zu empfehlen. Die Ziegelgesimsen erhalten einen Anwurf und werden dann mit der aus einem Brett geschnittenen und mit Blech beschlagenen Schablone ausgezogen, wobei diese mit einer Latte (Schlitten) und einer schiefen Strebe als Handhabe versehen wird. Der Anwurf wird aus bestem Cementmörtel und in der Regel aus drei Lagen hergestellt. Dr.

### Gesimsziegel, s. Ziegel.

Dr.

### Gesindevertrag, s. Dienstmiete.

At.

**Gespenst, das.** „Ein geschossenes und nicht sogleich weggebrachtes Wild, durch daranliegende Brüche, angehängte, mit Pulver gefärbte Stücke Papier vor Raubthieren und auch Sauen schützen, heißt ein Gespenst machen. Auch nennt man es so, wenn man einen Marder auf einem freistehenden Baum fest hat und unten an diesen Baum ein Kleidungsstück, die Jagdbusche sc. hängt, um dadurch zu verhindern, daß der Marder den Baum verläßt, bis man sich die nötigen Gehilfen herbeigeholt hat.“ St. Behlen, Real- u. Verb.-Lexik., II., p. 218. — Laube, Jagdbrevier, p. 278. — Hartig, Lexik., p. 221.

E. v. D.

**Gespert, adj.** nennt man das Gefieder jenen Federwildes, welches ähnlich wie jenes des Sperbers auf der Brust gefärbt ist. Döbel, Jägerpraktika, Ed. I., 1746, I., p. 77. — Mellin, Anweisung zur Anlage von Wildbahnen, 1777, p. 346. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I., 2., p. 506. — Sanders, Wb., II., p. 1133.

E. v. D.

### Gespert = Sicherung, s. d.

Th.

**Gesperre, das, s. v. w. Geheck, besonders beim Fasan.** „Noch will ich... erwähnen, daß das von einer Fasanenhenne im Freien ausgebrachte Geheck Gesperre genannt wird.“ D. a. d. Wintell, Hb. s. Jäger, I., p. 503. — Hartig Lexik., p. 221. — Laube, Jagdbrevier, p. 278. — Sanders, Wb., II., p. 1134. E. v. D.

**Gespiegelt, adj.** „Gespiegelt nennt man die jungen Enten, sobald die Spiegel-flecke auf dem Flügel erkennbar werden.“ Hartig, Lexik., p. 221. — Sanders, Wb., II., p. 1136. — Vgl. Spiegel. E. v. D.

**Gespinstbälen, gewöhnlich aus Eichen- und Pinienprocessionsspinner (s. Cnetocampa processionea und pityocampa) bezogen, werden die von den Raupen gemeinschaftlich angefertigten, dieselben tagsüber beherbergenden, beim**

Eichenprocessionspinner durch Roth, Raupenbälge u. dgl. verunreinigten, bei dem Pinienprocessionspinner aber durchsichtigen, gäzeförmigen Raupenmuster genannt. Da die Verpuppung beim Eichenprocessionspinner in eigens für diesen Zweck gefertigten Ballen geschieht, so unterscheidet man bei dieser Art auch noch sog. Verpuppungsballen. Hschl.

**Gespinstblattwespen**, deutscher Name für die der Gattung Lyda angehörigen Arten, s. Lyda. Hschl.

**Gespinstmotten**, deutscher Name für die der Gattung Hyponomeuta angehörigen Arten. Man nennt sie auch vermöge ihrer charakteristischen Zeichnungen (schwarze Punkte auf atlasweitem Grunde der Vorderflügel) Schwarzpunktmotten (s. Hyponomeuta). Hschl.

**Gespur**, das, seistene Nebenform von Spur; veraltet. Meurer, Ed. I, Pforzheim 1560, fol. 87. — M. Sebiz, 1579, fol. 668. E. v. D.

**Gestände**, das.

I. Die Füße der Raub-, insbesondere jene der Beizvögel. „Gestände, Gestelle, Fänge, Griffe oder Gewässer: also benennt man die Füße des Raubgeflügels.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 181. Vgl. Stände.

II. Horn von Raubvögeln, namentlich von Reihern, vgl. Stand. Eberhard Tapp, Weindwerk und Federripil, 1544, I, 1. — Noe Meurer, Jagd- und Forstreicht, Pforzheim 1560, fol. 91 (Druck. „geteind“). — „Gestände wird das Nest der Reiher genannt.“ Hartig, Lexik., p. 221. „Gestände, Falkeinst.“ Lanbe, Jagdbrevier, p. 279. — Bechstein, Hb. der Jagdwissenschaft, I, p. 110. — Sanders, Wb. II, p. 1178. E. v. D.

**Geständert**, adj. part., s. ständern. E. v. D.

**Gestänge**, das = die Stangen, Sammelname statt Gehöru, nur ausnahmsweise auch statt Geweih. „Gewicht, Geweih, Gestänge: auf diese verschiedene Art werden des Hirschens Hörner benannt.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 175. — Bechstein, Hb. der Jagdwissenschaft, I, p. 110. — Sanders, Wb. II, p. 1178. E. v. D.

**Gesteine**, Felsarten oder Gebirgsarten werden solche einfache Mineralien oder bestimmte Gemenge mehrerer Mineralien genannt, welche einen wesentlichen Anteil an der Zusammensetzung unserer Erdkruste ausmachen. Diejenigen Mineralien, welche den Begriff eines Gesteins bedingen, indem sie zu seiner Constitutionierung nothwendig sind, heißen wesentliche Bestandtheile; solche Mineralien, welche bald vollständig fehlen, bald jedoch in einer der Regelmäßigkeit sich nähernden Häufigkeit in dem Gestein eingesprengt sich finden und dadurch zum Theil sogar zur Charakterisierung desselben dienen, werden zufällige oder accessorische Bestandtheile genannt.

Ze nachdem die Gesteine nur aus einer Mineralart oder aus einem Gemenge mehrerer Mineralspecies oder endlich zum großen Theile aus losen oder verkiteten Trümern und erdigem oder sandigem Resten anderer Gesteine bestehen, unterscheidet man:

1. einfache Gesteine, wie Steinsalz und Marmor;

2. gemengte Gesteine, wie Granit und Gneis;

3. klastische Gesteine, wie Lehm und Sandstein. v. D.

**Gestell**, das, in Norddeutschland s. v. w. Schneise, Stellsügel, Flügel. „Im nördlichen Deutschland nennt man die Schneisen Gejelle oder Stellswege.“ Hartig, Lexik., p. 448. — R. R. v. Dombrowski, Der Fuchs, p. 223. — Sanders Wb., II, p. 1204. E. v. D.

**Gestörßlößerei** (Langholzflößerei). Die zum Abföhren bestimmten Langholzäste sind auf den Einbindplänen, wenn möglich nach Stärkeklassen parallel zum Ufer derart abzulagern, dass der dünne Ortstromabwärts zu liegen kommt. Sobald die Stämme für das Einbinden herzurichten sind, erhalten sie am starken und dünnen Ende ca. 30—40 cm vom Ort entfernt mittelst des Lochbeiles oben und seitlich einen Einhieb in der Form eines dreiseitigen Prismas, welcher Einhieb bei starken Stämmen 16—18 cm Seitenlänge und 8 bis 11 cm Tiefe, bei mittelstarken Stämmen 13 bis 16 cm Seitenlänge und 6—8 cm Tiefe und bei schwachen Stämmen 8—13 cm Seitenlänge und 4—7 cm Tiefe erhält.

Die zwei correspondierenden Einhiebe (Fig. 385) werden sodann mittelst eines Windenbohrers von entsprechender Stärke durch-

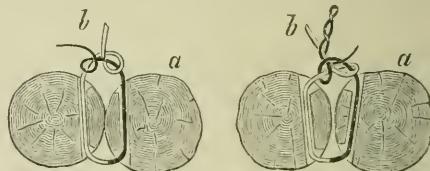


Fig. 385. Festigen von Flößholz mittelst Wieden. a Flößholzer, b Bindewieden.

bohrt. Gleichzeitig wird auch eine Abkantung der Stammenden vorgenommen, damit sie sich nicht an kleinen Hindernissen der Tritzstraße spießen können.

Das Löchen, Bohren und Abkanten der Stämme geschieht auf Holzunterlagen (Streichrippen), die bis in das Wasser der Tritzstraße hineinreichen, woran die zugerichteten Stämme abgerollt werden, um sodann im Wasser zu Gestören zusammengefasst und gebunden zu werden.

Beim Zusammenstellen der Gestören sollen Stämme möglichst von gleicher Stärke und Länge in ein Gestörre gebunden werden und müssen aus Gründen der Gestören zu einem Flößet stets die Stammstärken gegen den Kopf des Flößes hin abnehmen. Endlich dürfen in ein Gestörre nur so viel Stämme gebunden werden, als dies mit Rücksicht auf die Breite-Verhältnisse der Tritzstraße zulässig ist. Unter einander werden die Gestören mit etwas stärkeren und längeren Wieden (Gurtwieden) verbunden, während man die Stämme mit etwas schwächeren Wieden (Revwieden) aneinander binden kann. Jedes Flöß besteht aus einem Vorflöß, einem Mittelflöß und einem Hinter- oder Nachflöß und werden die Stämme des letzten Gestörens, der „Flößschwanz“, nur im Kopfe untereinander gebunden, während sich die Enden fächerförmig

frei bewegen können (Wedel), wodurch eine teilweise Hemmung oder Verzögerung der Fortbewegung des Flözes erreicht wird.

Die Länge der Flöze richtet sich nach der allgemeinen Beschaffenheit der Flözstraße, und können bei größerer Wassergeschwindigkeit längere Flöze zusammengestellt werden. Nachdem sich bekanntermassen das Flöz schneller als das Wasser fortbewegt, so müssen, wenn mit Schwellwerken die Straße gewässert werden soll, die Schwellwasser einen Vorprung (Vorwässern) von einer halben bis einer ganzen Stunde erhalten. Desgleichen dürfen auch die sich ungleichmäßig fortbewegenden Flöze nicht in zu kurzen Zeitintervallen hintereinander ablassen werden; namentlich darf einem kurzen Flöze, das sich langsamer als ein langes fortbewegt, eines von der letzteren Beschaffenheit nur in einem Zwischenraum von 10—12 Minuten folgen.

Die Bemannung eines Flözes hängt von der Länge und Beschaffenheit der Flözstraße ab und können annähernd zum Abwässern (Führung des Flözes) eines 400 m langen Flözes 6—7 Mann angenommen werden. Genügt das zu einem Wedel ausgelöste letzte Gestore nicht, um die Fortbewegung des Flözes zu regulieren, so werden je nach der Flözlänge noch weitere 2—4 Sperrvorkehrungen hergestellt. Im ruhigen Wasser kommt die Sperrre, in diesem Falle Alter- oder Glassperrre genannt, auf ein beliebiges Gestore des Nachflözes zu stehen, während im reißenden Wasser eigene Sperrgestore angefertigt werden.

In der Mitte des Sperrgestores wird (Fig. 386) ein kürzeres Stammstück eingebunden, so dass eine Öffnung von ca. 6 m

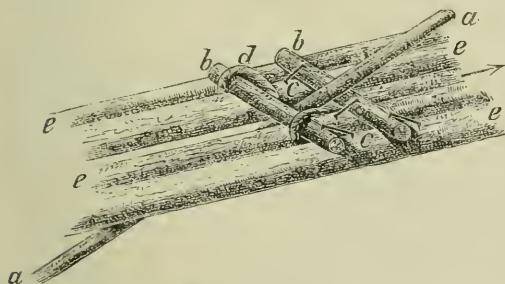


Fig. 386. Ansicht einer Sperrre in einem Langholzflöze. a Sperrbaum (Sperrbaum), Sperrstummel, b Riegelholz, c Eisentlammern, d Wieden, e Floßholz.

entsteht. Durch letztere gelangt das 35—45 lange und 26—32 cm dicke Sperrholz (Sperrstummel), welches an den quer über das Flöz gelegten Einbindhölzern aufliegt, auf die Sohle der Flözstraße. Die Einbindhölzer sind mit Wieden und Klammern an die Flözhölzer befestigt. Um weiter ein Spießen des Flözes zu verhüten, werden die Flözhölzer des ersten Gestores keilförmig zugerichtet und mit einer Vorschaukel, einem nach vorne emporragenden kurzen Bohlenstück versehen, siehe Flößerei, Einbindplätze, Eigenchaften einer Flözstraße, Wieden.

**Gestreckte Structur** besitzen solche Steine, deren Mineralindividuen alle oder einzeln

nach einer bestimmten Richtung geordnet, gerichtet oder in die Länge gestreckt sind. Zu beobachten ist dieselbe z. B. bei gewissen Trachyten, deren säulenförmige Sanidinkristalle parallel angeordnet sich finden.

v. L.

**Gestrichen Korn**, s. Bissenvorrichtung und Schießkunst.

Th.

**Gestüber**, das: „Gestüber, Gelos: also heißt man den Roth, welchen die Feldhühner fallen lassen.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlrred. Jäger, p. 181. — „Gestüber nennt man die Exemente des ehbaren zur niederen Jagd gehörigen Federvildes.“ Hartig, Lexik., p. 221. — Laube, Jagdbrevier, p. 279. — Sanders, Wb. II., p. 1183. E. v. D.

**Gefund**, adj., im Gegensatz zu frisch oder angeschweift, heißt ein Stück Wild, welches von einem auf dasselbe abgegebenen Schuss unverletzt blieb. „Zu merken ist hierbei, daß man (den Schweiphund) auf gesundes Wild nicht viel arbeite.“ Döbel, Jägerpraktica, 1746, I. fol. 107. — „Der gesund abstreichende Habu...“ Wurm, Auerwild, p. 96. — „Ist der Hund fest auf kaffen, gesunden Fährten...“ Burghardt, A. D. Walde, II., p. 169. — Sanders, Wb. II., p. 1271. E. v. D.

**Getheiltes Eigenthum**, s. Eigenthum.

At.

**Getreideauskäfer**, deutscher Name für Zabrus gibbus (s. d.) Hsch.

**Genm rivale** L., Bachnelkenwurz (Familie Rosaceae). Ausdauerndes Kraut mit 15 bis 45 cm hohem, meist einfachem, wenigblättrigem, an der Spitze eine armblättrige Trugdolde tragendem, summten den Blättern abstehend behaartem Stengel. Untere Blätter leierförmig-fiederschnittig, obere 3zählig zerschnitten. Blüten gestielt, nickend, mit 5 zusammengefügten, drüsiger zottigen, purpurbraunen Kelchblättern, welche lang zugespitzt und länger sind als die aufrechten, gelblich-rosenrothen, purpur geäderten Blumenblätter. Staubgefäß und Griffel zahlreich, eingeschlossen. Auf humosen Moorfiesen, Torsmooren, an Waldbächen, humosen Waldstellen namentlich der Ebenen und Hügelgelände, doch bis in die Alpen. Blüht vom Mai bis Juli.

Wm.

**Geviertpflanzung**, s. v. w. Quadratpflanzung; s. Verband.

Gr.

**Gewäss**, das, auch **Gewäß**, **Gewäße**, die Waffen des Schwarzwildes, dann auch die Fangzähne und Klauen des stärkeren Raubwildes. „Gewässe, Gewerft, Gewehr, Waffen, dann Schneid, nennt man die internen Zähne einer Sau, mit welchen sie sich schlägt. Gewäss und Schneid jagt man aber auch von den Zähnen der Raubtiere.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlrred. Jäger, p. 182. — „Fänge oder Gewäss: die Krallen der Luchsen und Raubvögel.“ Ibid., p. 142. — Sanders, Wb. II., p. 1448. E. v. D.

**Gewahr**, adj., in der Verbindung gewahr werden, vom Wild und Hund, dann auch vom Jäger; vgl. äugen, wahrnehmen. „Der Hirsch wird gewahr und sieht nicht.“ Parson, Hirschgerechter Jäger, 1734, fol. 79. — „Gewahrnehmen und wahrnehmen oder vermerken sind

## Gewährleistung. — Gewalt.

allgemeine, aber adoptierte Jagdworte und wollen so viel sagen als außseren oder sich gesichern..." Chr. W. v. Heppe, Wohlsred. Jäger, p. 182. — "Gewähr werden ist die häufig angewendete, weidgerechte Bezeichnung für jenen, erschüttern..." R. R. v. Domrowski, Der Fuchs, p. 186. — Wurm, Auerwild, p. 52. — Sanders, Wb. II., p. 1459. E. v. D.

**Gewährleistung** (Deutschland) ist im allgemeinen die Haftung des Verkäufers für jede dem Käufer gemachte Zusicherung, insbesondere aber die Haftung für die rechtlichen und factischen Mängel der verkauften Sache.

Die Haftung für die rechtlichen Mängel der verkauften Sache oder für das Behaltsdürfen (habere licet) derselben wurde bereits unter Entwehrung erörtert.

Die Haftung für die factischen Mängel der Sache, welche nach allgemeinen Grundsätzen dem Verkäufer bei Zusicherung der Abwesenheit oder arglistigem Verschweigen derselben obliegt und den Käufer zur Forderung von Ersatz oder Vertragsauflösung (actio emti) berechtigt, wurde später im römischen Rechte dahin erweitert, daß der Verkäufer auch ohne Versicherung und ohne Arglist für alle Fehler einzustehen hat, welche nicht schon bei gewöhnlicher Aufmerksamkeit von dem Käufer wahrgenommen werden könnten. War ein solcher Fehler bei dem Verkaufe vorhanden, so kann der Käufer nach freier Wahl entweder mit der Wandlungsklage (actio redhibitoria) die Auflösung des Geschäftes oder mit der Minderungsklage (actio quanti minoris) eine verhältnismäßige Herabsetzung des Kaufpreises verlangen. Beide Klagen stehen auch dem Käufer zu, wenn der Verkäufer die Abwesenheit eines Mangels oder das Da-sein eines Vorzuges zugesichert hat. Der Beweis, daß ein Mangel schon beim Kaufabschluß vorhanden war, ist in jedem Falle zur Begründung der Klage unerlässlich. Bei Auflösung des Kaufes hat der Verkäufer den Kaufpreis nebst Zinsen zurückzuzahlen und dem Käufer etwaigen Schaden und die gehabten Auslagen, sofern sie nicht, wie die Futterkosten, durch den Gebrauch der Sache kompensiert werden, zu vergüten. Der Käufer dagegen muss die Sache mit Früchten und Accessionen zurückgeben und für die durch seine Schuld verursachte Verschlechterung derselben Ersatz leisten. Die Herabsetzung des Kaufpreises entspricht dem Minderwert der Sache infolge des entdeckten Mangels. Auf beide Klagen, welche ohnehin bei fiscalischen Veräußerungen ausgeschlossen sind, kann vertragsmäßig verzichtet werden. Die Wandlungsklage verjährt in sechs Monaten, die Minderungsklage in einem Jahre vom Vertragsabschluß an.

Diese Bestimmungen des römischen Rechts gelten in der Hauptache auch im deutschen Privatrechte und wurden im gemeinen Rechte auf den Tausch und in den neuern Codificationen, wie im preußischen allgemeinen Landrecht und dem sächsischen Civilgesetze, auf alle lästigen Verträge übertragen. Die Verjährungsfrist ist für die Wandlung- und Minderungsklage nach dem preußischen Landrecht bei Landgütern drei Jahre, bei Stadtgütern ein Jahr,

bei Mobilien sechs Monate, nach dem sächsischen Gesetzbuche bei Immobilien ein Jahr, bei Mobilien sechs Monate nach dem Empfang der Sache.

Bezüglich der Gewährleistung bei Viehveräußerungen weicht das deutsche Recht von dem römischen ab, indem meist landesgesetzlich (z. B. in Preußen durch das allgemeine Landrecht, in Bayern durch das Gesetz vom 26. März 1839 über die Gewährleistung bei Viehveräußerungen, in Sachsen durch das Civilgesetz) die Minderungsklage ausgeschlossen ist, und die Wandlungsklage nur bei gewissen Hauptmängeln zugelassen wird, wenn dieselben in kurzer Zeit nach der Übergabe (z. B. in Preußen 24 Stunden bis vier Wochen, in Bayern 8—40 Tage) hervortreten und geltend gemacht werden. Es wird hier dann bis zum Beweise des Gegentheils angenommen, daß die Mängel schon zur Zeit des Vertragsabschlusses vorhanden waren.

Nach den Art. 346—350 des Reichshandelsgesetzes muß der Käufer bei dem Platzgeschäfte die Ware sofort in Empfang nehmen, wenn sie vertragmäßig beschaffen ist oder in Erman-gelung besonderer Verabredung den gesetzlichen Erfordernissen entspricht, während bei dem Distanzgeschäfte (ÜberSendung der Ware von einem anderen Orte) der Käufer die Ware nach der Ablieferung ohne Verzug zu untersuchen und über die Mängel derselben dem Verkäufer sofort Anzeige zu erstatten hat. Ebenso muß dem Verkäufer von der späteren Entdeckung von Mängeln unverzüglich Mittheilung gemacht werden. Die Klagen gegen den Verkäufer wegen Mängel verjähren in sechs Monaten nach der Ablieferung an den Käufer, ebenso die Einreden, wenn die Anzeige über die entdeckten Mängel nicht in der gleichen Frist an den Verkäufer erstattet wurde.

Die deutschen Staatsforstverwaltungen übernehmen nach ihren Verkaufsbedingungen keine Gewährleistung, bieten aber den Käufern Gelegenheit zur Besichtigung der Forstprodukte vor oder bei dem Kaufabschluß. At.

**Gewalt** (vis) ist ein auf den Willen eines anderen geübter Zwang durch körperliche Einwirkung (physische Gewalt, vis absoluta) oder durch Bedrohung mit Übeln (psychische Gewalt, vis compulsiva). Die Gewalt ist entweder eine berechtigte (vis justa), wie z. B. die väterliche Gewalt und die Notwehr, oder eine unberechtigte (vis injusta), wenn sie in rechtswidriger Absicht erfolgt oder die Grenzen ihrer Berechtigung überschreitet.

Im Privatrechte kommt nur die Bedrohung mit einem Übel (nicht die physische Röthigung) in Betracht, da bei dieser die Handlungen des Gezwungenen noch als eigene, wenn auch unfreie erscheinen (coactus voluit, tamen voluit). Ein in solcher Weise zustande gekommenes Rechtsgeschäft wird entweder als nichtig, oder nur als anfechtbar betrachtet. Im römischen und gemeinen Recht hat bei Rechtsgeschäften unter Lebenden der Gezwungene die actio quod metus causa und eine Einrede, während für erzwungene leitwillige Verfügungen von verschiedenen Seiten die Nichtigkeit verlangt wird. Der französische Code civil erklärt alle

erzwungenen Rechtsgeschäfte für nichtig, während nach dem preußischen allgemeinen Landrecht nur jene lehrtwilligen Verfügungen nichtig sind, bei welchen der mit der Aufnahme derselben betraute Richter durch Mitwissenschaft an dem geübten Zwange betheiligt ist. Nach dem sächsischen Civilgesetze sind erzwungene Rechtsgeschäfte unter Lebenden ansehbar, durch Zwang entstandene Verfügungen für den Todesfall nichtig.

Im Strafrechte ist Gewalt, wie Trug, ein charakteristisches Merkmal einer Reihe von Delikten, indem sie bald ein zufälliges (z. B. bei Tötung und Körperverletzung), bald ein wesentliches (z. B. Raub, Röthzung, Aufzehr) Mittel zur Erreichung des Zweckes bildet. Ein Verbrechen der Gewalt (*crimen vis*), bei welchem diele, wie bei den römisch-rechtlichen *crimis vis publicae* und *privatae*, nicht als Mittel, sondern als Zweck erscheint, wird gegenwärtig nicht mehr angenommen, indem man sich daran bechränkt, aus den vielen Fällen der Gewaltthätigkeit jene als Specialdelikte hervorzuheben, bei welchen die Anwendung von Gewalt das Hauptmoment bildet. Das deutsche Reichsstrafgesetz vom 15. Mai 1871 hat als solche mit Gefängnis- oder Geldstrafe bedrohte Sondervergehen die Röthzung (§ 240) eines anderen zu einer Handlung, Täuschung oder Unterlassung durch widerrechtliche Anwendung von Gewalt oder durch Bedrohung mit einem Verbrechen oder Vergehen, den Landzwang (§ 126) oder die Störung des öffentlichen Friedens durch Androhung eines gemeingefährlichen Verbrechens und den Widerstand (§ 113) gegen einen in der Ausübung seines Amtes begriffenen Beamten durch Gewalt oder Bedrohung mit solcher.

Nach § 32 des Reichsstrafgesetzes ist eine strafbare Handlung nicht vorhanden, wenn der Thäter durch unwiderrückliche Gewalt oder durch eine Drohung, welche mit einer gegenwärtigen, auf andere Weise nicht abwendbaren Gefahr für Leib oder Leben seiner selbst oder eines Angehörigen verbunden war, zu der Handlung genötigt worden ist.

Alt.

**Gewalt, höhere** (*vis major, force majeure*), ist ein unbishergehobenes natürliches oder durch Menschen herbeigeführtes Ereignis, welches von dem durch dasselbe Betroffenen auch durch besondere Sorgfalt nicht abzuwenden war. Dieselbe ist privatrechtlich dadurch von Bedeutung, dass an ihr die Haftung für Beschädigung oder Verlust anvertrauter Sachen (bezw. Personen) ihre Grenze findet. Dies gilt für die aus dem römischen in das gemeine Recht übergegangene Haftung des Gathosbesitzers für die von den bei ihm wohnenden Reisenden zur Aufbewahrung erhaltenen Sachen, für die Haftung bei dem Frachtgeschäfte nach dem deutschen Reichshandelsgesetze und für die Haftpflicht nach dem Reichsgesetze vom 7. Juni 1871, die Verbindlichkeit zum Schadenerlaube für die bei dem Betriebe von Eisenbahnen, Bergwerken u. s. w. herbeigeführten Tötungen und Körperverletzungen betreffend.

Alt.

**Gewanne**, s. v. w. Felder; s. Kamp sub 9.  
Gt.

**Gewässer.** Man unterscheidet stehende und stehende Gewässer und zählt zu den ersten alle Abflussrinnen (Gräben, Bäche, Flüsse, Ströme), zu den letzteren Teiche, Seen, Sumpfe u. s. w. Alle Niederschläge, mögen sie in Form von Regen, Nebel, Schnee u. s. w. zu Boden gelangen, dringen in diesen so tief ein, als sie nicht an undurchlässigen Schichten Widerstand finden, und bilden mehr oder minder unsafrige Wasseransammlungen, deren Spiegel mit den zunächst gelegenen offenen Gewässern in eine ziemlich gleiche Höhe fällt. Diese Wasseransammlung bezeichnet man als das horizontale oder Grundwasser. Hat die undurchlässige Schicht eine muldenförmige Lage und ist nicht zu tief gebettet, so dass der Grundwasserspiegel bis an die Nähe der Oberfläche hervorreicht, so entstehen Sumpfe, die, wenn die mittlere Temperatur zwischen 4—12° R. schwankt, in Moor übergehen, wenn eine vollständige Zersetzung der Pflanzenreste durch den Einstich des Wassers und der Temperatur nicht platzgreifen kann. Tritt das in den Boden eingedrungene Wasser an einer Stelle zu Tage, so entsteht eine Quelle und man nennt den Raum zunächst der Austrittsstelle den Quellkessel und den Weg, den das abfließende Wasser nimmt, eine Rinne oder ein Rinnal. Durch die Vereinigung mehrerer Rinnale entstehen Bäche, die dann Flüsse bilden, welche wieder von jener Stelle an, wo sie schiffbar werden, den Namen Ströme führen.

Ein jeder Wasserlauf empfängt seine Wassermassen aus einem bestimmten Gebiete. Diese Gebiete sind unter einander durch Wasser scheide getrennt. Man gebraucht daher die Bezeichnungen Quellengebiet, Bachgebiet, Flussgebiet, Stromgebiet. Mit Rücksicht auf das Querprofil unterscheidet man bei einem Wasserlaufe sein Bett oder den Raum, welcher das Wasser einschließt, dessen Sohle und die Uferwände oder Uferänder, oder die Borde, das Überschwemmungsgebiet und die mehr oder minder scharf ausgeprochenen Hochgestade.

Die Sohle ist im Längenprofile eine geneigte, im Querprofile eine concave Fläche, und soll der tiefste Punkt — Stromrinne oder Talweg — unter normalen Verhältnissen in die Sohlenmitte fallen. Dieser Fall ist aber bei den sich selbst überlassenen Abflussrinnen selten anzutreffen; häufig findet man mehrere tiefe Rinnen, zwischen denen mehr oder minder beträchtliche Erhöhungen oder Ablagerungen vorkommen. Liegen leichtere über dem Mittelwasserstand, so heißen sie Inseln, während man sie als Gründe oder Bänke bezeichnet, wenn sie zwischen den Mittel- und Niederwasserstand fallen. Dadurch entstehen Theilungen des Flusslaufes (Flussarme), die man Altwasser nennt, wenn sie in den oberen Partien verlandet sind, und Gießen, wenn sie erst beim Mittelwasserstande wasserführend werden.

Die Grenzen der Uferwände nennt man Uferborde; häufig sind sie durch einen gut kenntlichen Terrainbruch markiert, während jenes Gebiet, welches bei dem höchsten Wasserstande unter Wasser gesetzt wird, als Überschwem-

nungsgebiet (Niederung) eines Baches gilt. Ist der Bach- oder Flusslauf durch Parallelwerke (Dämme) in ein bestimmtes Profil geschlossen, so findet das Überchwemmungsgebiet durch die obigen Bauten eine festgesetzte Grenze; man bezeichnet dann den Raum zwischen dem Wasserlauf und dem Fuß der Dämme als das Vorland. Die Grenzen des höchsten Wasserstandes, gewöhnlich hohe alte Uferwände, sind mitunter ziemlich kennbar und heißen dann Hochgestade. Mit Rücksicht auf den Wasserstand unterscheidet man einen niedrigen, mittleren und den höchsten oder den Hochwasserstand.

Der Mittelwasserstand bildet gewöhnlich die Grenze der Vegetation von Baumgewächsen und ist öfter deutlich kennbar. Wenn es sich um die Correction eines Fluss- oder Bachlaufes handelt, so ist die Kenntnis der verschiedenen Wasserstände wichtig und müssen an geschützten Orten Messstangen oder Meßslatten (Pegel) aufgestellt werden, auf denen der jeweilige Wasserstand abgelesen werden kann.

Hochwässer treten am häufigsten im Frühjahr ein und können, wenn sie in die Zeit des Eisgangs fallen, bedeutende Dimensionen annehmen (s. Überchwemmungen).

Für Österreich und Westdeutschland, d. i. für gut cultivierte und bewaldete Gegenden, kann man erfahrungsgemäß die Abflussmassen bei einem Hochwasser per Quadratkilometer und Stunde mit 350—500 m<sup>3</sup> in ebenen Ländern, 700—900 m<sup>3</sup> in hügeligem Terrain, 1450 bis 1800 m<sup>3</sup> in mittelmäßig gebirgigen Gegenden und 2000—3000 m<sup>3</sup> in völlig gebirgigen Gegenden annehmen, während in den Gebirgsbächen der Südschweiz, Kärnthens, Tirols, Salzburgs u. s. w. die Abflussmassen schon bei einem niedrigen Wasserstande per Quadratkilometer und Stunde 360—720 m<sup>3</sup> betragen können; in ungünstigen Verhältnissen können sich diese Massen auf das 600—800fache erhöhen. In gut cultivierten ebenen Ländern erreichen die Hochwässer gewöhnlich das 50—70fache der Abflussmasse des Niederrwassers und in gut bewaldeten, hügeligen bis gebirgigen Gebieten das 100 bis 200fache.

Die Bäche führen gewöhnlich Geschiebe mit sich, die sie dann in ungünstig gestalteten Profilstrecken ablagern; dadurch verursachen sie mancherlei Störungen. Nach Mittheilungen von Dubuat bedarf das Wasser einer Geschwindigkeit per Secunde von 0'08 m um Ton, 0'16 m um seinen Sand, 0'20 m um groben Sand, 0'30 m um eisgrauen Schotter, 0'60 m um faustgroßen Schotter, 2'20 m um körnigroße Trümmer und 5'01 m um 1½—2 m große Trümmer fortzubewegen (s. Trittbachcorrection). Bäche, die feinerer Ablagerung verurtheilen, deren Bett somit den Abflussverhältnissen entspringt, haben eine Normalbreite oder ein Normalbett, welches bei geplanten Correctionsanlagen durch Berechnung gefunden wird (s. Durchflusprofile).

Die Abflussgeschwindigkeit ist verschieden und in einem Punkte des Querprofils am größten; deutet man sich alle die Punkte im Längenprofile durch eine Linie verbunden, so bezeichnet man diese Linie als Stromstrich. Fr.

**Gewebespansnung.** Die Erscheinungen der

Gewebespansnung sind nur zu erklären, nachdem wir zuvor einen Blick auf die osmotischen Eigenschaften der lebenden Zelle geworfen haben. Eine lebende, protoplasmatische Zelle kann man sich als eine mit doppelter Wandung geschlossene Blase vorstellen, deren Außenwand durch die Zellhaut, deren Innenvand durch den der Außenwand eng angekleimten Protoplasmalochlängen repräsentiert wird, wogegen der Innerraum durch den Zellsaft, d. h. eine Lösung sehr verschiedenartiger Stoffe, erfüllt ist. Liegt eine solche Zelle im Wasser, in welchem Stoffe verschiedener Art, wie sie die Zelle zu ihrer Ernährung bedarf, gelöst sind, so kann ein Verkehr dieser Stoffe von innen nach außen und umgekehrt stattfinden, denn die Wand ist gleichsam ein Sieb, in dem die Micelle durch mit Wasser und löslichen Stoffen erfüllte Micellarinterstitien von einander getrennt sind. Die Micellarinterstitien lassen alles Mögliche passieren, aber mit Auswahl. Vermöge der ihnen innewohnenden anziehenden und abstoßenden Kräfte bestimmten die Micelle, welche Stoffe und mit welcher Geschwindigkeit dieselben die Wandung passieren.

Der Zellsaft enthält nun im normalen Zustande die Lösungen organischer und anorganischer Stoffe in einem Concentrationsgrade, in welchem sie überaus begierig auf Wasserbesitz sind, während sie selbst das Protoplasma nicht passieren können. Da nun Wasser sehr leicht alle Schichten einer Zelle passiert, so wird es leicht in den Zellraum gezogen, bis es diesen erfüllt. Da die Anziehungskräfte auch dann noch fortwirken, so fährt die Wasserzufluhr fort und übt nun einen Druck von innen auf die Zelleinhüllung aus. Da die Zellhaut elastisch ist, so gibt sie dem Druck nach, bis die Cohäsion der kleinsten Theile der Wand Widerstand leistet. Die Zelle befindet sich im Zustande der Turgescenz. Die elastisch gespannte Zellwand versucht sich zusammenzuziehen und übt dadurch einen Druck auf die innere Flüssigkeit aus. Es wirken hier also zwei Kräfte einander entgegen; die Anziehungskraft der gelösten Salze zu dem Außenwasser und der Gegendruck der Zellwand, hervorgerufen durch Cohäsion und Elasticität der Zellwand. Hierdurch würde aber noch kein Turgor entstehen, denn die expandierte Zellwand ist sehr filtrationsfähig, wenigstens im dünnen Zustande, und ihr Druck auf den Zellinhalt würde die Zellflüssigkeit leicht hinauspressen. Die Protoplasmahaut ist es, welche zwar den Eintritt in den Sastruum gestattet, aber gegen Filtrationsdruck im hohen Grade resistent ist, so dass sie den Austritt des Wassers sehr erschwert. Sie ergänzt also die nötigen Eigenschaften der Zellwand. Eine Reihe von Lebenserscheinungen beruht auf der Eigenschaft der Pflanzenzellen, zu turgescieren; dahin gehört zunächst der straffe Zustand vieler Pflanzenteile, die sofort weichen, wenn die Turgescenz durch Wasserverlust aufgehoben wird. Ein ähnlicher Zustand wie zwischen Zellhaut und Zellinhalt besteht vielfach zwischen der Haut eines Gewebstheiles und dem von ihr eingeschlossenen Grundgewebe. Die Steifheit und Biegungsfestigkeit starker Stengel und Blattstiele wird wesentlich dadurch bedingt, dass das Hautgewebe

im Zustande der passiven Ausdehnung, das eingeschlossene Gewebe im passiv zusammengedrückten Zustande sich befindet. Man muss hierbei nur nicht an eine Compression des Wassers denken, vielmehr an eine Veränderung der Zellform, die in ihrer Ausdehnung nach der einen oder anderen Richtung verhindert ist. Diesen Zustand bezeichnet man als Gewebespannung. Für ihn ist charakteristisch, dass der Pflanzenteil im frischen Zustande starr und steif ist, während beide Theile, Haut und Gewebe, für sich schlaff sind.

**Gewebsarten.** Unter Zellgewebe versteht man einen Complex zusammenhängender Zellen, die in ihrem Wachsthum, in ihrer Gestalt und in ihrem physiologischen Verhalten eine gewisse Übereinstimmung darbieten und sich dadurch von anderen benachbarten Gewebsarten unterscheiden. Wenn mehrere Gewebsarten zu einem Ganzen von bestimmtem physiologischen Charakter vereinigt sind, so nennt man das ein Gewebeystem.

Ein Zellgewebe entsteht bei den höher entwickelten Pflanzen durch Zelltheilung, d. h. durch Bildung neuer Scheidewände im Innern bereits vorhandener Zellen, die dabei an Größe zunehmen. Solange ein Gewebe noch die Fähigkeit lebhafte Zelltheilung besitzt, nennt man es Theilungsgewebe im Gegensatz zum Dauer gewebe, in welchem die Zellen ihre definitive Gestalt erlangt und ihre Theilungsfähigkeit ganz oder fast ganz eingebüßt haben.

Das Theilungsgewebe oder Meristem findet sich einmal in der Spitze der Knospen und Triebe sowie der Wurzeln und wird dann als Urmertistem bezeichnet, oder wir finden es als Cambium im Innern älterer Gefäßbündel auf der Grenze zwischen Holz und Basttheil derselben. Im Urmertistem der Vegetationsspitzen hat man die jüngsten Zellen, welche der künftigen Epidermis als Ursprung dienen, Dermatogen genannt, während die am Scheitelpunkt unter dem Dermatogen gelegenen Zellen, welche gleichsam die jüngsten Zellen der Außenrinde sind, als Periblem und die jüngsten Zellen der künftigen Gefäßbündel und des Markkörpers als Plerom bezeichnet werden.

Alle Gewebsarten, deren Zellen mehr横向的 Durchmesser besitzen und mit ziemlich geraden Endflächen aneinanderstoßen, werden als Parenchym, dagegen die Gewebe, deren Zellen längsgetrefft sind und mit schrägen Endflächen ineinandergreifen, als Prosenchym bezeichnet. Alle Gewebsarten werden mit Rücksicht auf die hauptfächlichsten Aufgaben der Pflanze in drei Hauptsysteme eingeteilt. Das Hantgewebeystem, welches den Schnitz der Pflanze nach außen vermittelt, zugleich aber auch die Correspondenz zwischen Pflanzeninnerem und Außenwelt ermöglichen und regulieren muss, besteht in Epidermis, Hypoderm, Korkhaut oder Periderm und endlich für ältere Baumtheile in der Borke. Das Strangsystem dient der Pflanze zur Säfteleitung und zugleich zur Festigung des Pflanzenkörpers, wodurch diese zum Aufbau größerer Massen geeignet gemacht wird. Dasselbe besteht aus

einfachen Fasersträngen oder aus zusammen gesetzten Strängen, den Gefäßbündeln, Fibrovascularstränge, die meist Blattspurstränge sind. Alle Gewebsarten, die nicht zum Hantystem und nicht zum Strangsystem gehören, hat man mit dem gemeinsamen Namen Grundgewebe belegt. Es gehören dahin also der Markkörper, die Außenrinde und im bekränkten Sinne die primären Markstrahlen, ferner das chlorophyllhaltige Zellgewebe der Blätter, Mesophyll genannt, das Fleisch der Früchte u. s. w.

Als Sclerenchymgewebe bezeichnet man alle solchen Zellgewebe, deren Wandungen sehr dick und hart sind, so z. B. den Hartbast, die Organe des Holzkörpers; dagegen wird als Collenchym, Leinengewebe, eine Art des Hypodermis bezeichnet, dessen Zellwandung in Wasser unter Zusatz von Kalil seimartig ansquillt, aber auch schon in der Natur durch eigenthümliche Lichtbrechung und Verdickungsart sich auszeichnet.

Filzgewebe wird das aus unter einander verschlungenen Pilzfäden bestehende Gewebe der größeren Pilzfruchtkörper, aber auch mancher größerer Mycelkörper bezeichnet.

Scheinparenchym oder Pseudoparenchym ist ein aus untereinander verwachsenen Pilzfäden bestehendes Gewebe, welches im Querschnitt denselben Eindruck hervorruft, als bestände es aus Zellen, die durch Zelltheilung aus einander hervorgegangen seien, während doch tatsächlich die ursprünglich getrennten Zellen erst nachträglich durch Verschmelzung der Wandungen verwachsen sind.

Hg.

**Gewehr, das.** I. Während früher allgemein und in der Waffenfunde auch heute noch alle Waffen Gewehre genannt und speciell in Feuer- und Seitengewehre getheilt werden, kennt die Weidmannssprache das Wort gegenwärtig nur für ersteres als allgemeine Bezeichnung; vgl. Füchse, Flinte, Rohr.

II. Syn. mit Waffen, Gewäss und par tiell mit Gewehr, Haderer, s. d. "Gewehr" nennt man der Sänen und anderer Thiere, so heisend sind, ihre Fangzähne." Tänzer, Jagd geheimnisse, 1682, fol. XII. — "Die großen Zähne, so sie (die Sänen) auf beiden Seiten heissen das Gewehr oder Gewerft, nicht Zähne." Döbel, Jägerpraktika, 1746, I., fol. 25. — "Lange krumme Zähne, muss heißen Gewerft, Gewehr." C. v. Heppe, Aufr. Lehrprinz, 1731, p. XXIV. — "Der Rüssel heißt Gebrech oder Wurf, die oberen Eckzähne Gewerft, Gewehr, die unteren Hauer, Haderer, oder jenes: Obergewehr, und dies: Untergewehr." Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I., I., p. 43. — D. a. d. Winkell, Hb. f. Jäger, 1820, I., p. 304, 305. — Hartig, Lexikon, p. 222. — Laube, Jagdbrevier, p. 279. — Sanders, Wb. II., p. 152. — G. v. D.

**Gewehre.** Nach §§ 373 und 374 des österreichischen Strafgesetzes ist Jedermann, der zu Hause ein geladenes Gewehr hat, verpflichtet, dasselbe vor Kindern und anderen unbefähigten und unerschönen Personen zu verwahren. Wird diese Sorgfalt vernachlässigt und kommt

dadurch jemand zu Schaden, so wird diese Übertretung mit Arrest von einer Woche bis zu einem Monate bestraft, eventuell mit Verjährfung; bei schwerer Beschädigung, Arrest von einem bis zu sechs Monaten, bei Tötung (Vergehen) strenger Arrest von sechs Monaten bis zu einem Jahre. Die gleiche Strafe trifft Jeden für eine Handlung, deren Gefährlichkeit derselbe nach ihren natürlichen Folgen oder vermöge seiner speciellen Kenntnis erkennen müßte, wenn daran schwere körperliche Beschädigung oder der Tod eines Menschen erfolgte (§ 333 Str. G.). In derselben Weise ist je nach den Folgen das unvorsichtig (ohne Absicht) erfolgte Abdrücken eines Gewehres zu bestrafen, wenn sich der Thäter vorher nicht versichert hat, daß das Gewehr nicht geladen ist.

In einem fremden Jagdreviere darf sich niemand, außer auf der Straße oder dem Fußsteige bei der Durchreise, mit einem Gewehr (oder einem Fang- oder Hatzhund, s. d.) betreten lassen. (Jagdpatent v. 28./2. 1786, § 18, jagd-polizeiliche Bd. d. M. d. J. v. 13./12. 1852, 3. 3681, an alle Landeshefs, speciell kundgemacht in Niederösterreich am 27./12. 1852, L. G. Bl. Nr. 473, Oberösterreich am 28./12. 1852, L. G. Bl. Nr. 1, Abtheilung II ex 53, Salzburg v. 23./12. 1852, L. G. Bl. Nr. 447, Steiermark v. 28./1. 1853, L. G. Bl. Nr. 28, II., Kärnthen v. 5./1. 1853, L. G. Bl. Nr. 3, II.; Zu widerhandelnde sind in Nieder- und Oberösterreich einzuziehen und durch die politische Behörde zu bestrafen, letzteres ist in Salzburg angedroht, in Steiermark Abnahme des Gewehres, in Kärnthen unerwähnt, also Bestrafung durch die politische Behörde. Geld von 1 bis 100 fl. oder Arrest von 6 Stunden bis 14 Tagen; s. E. d. M. d. J. v. 1./7. 1876, 3. 8750. Nach dem croatischen Jagdgesetze vom Jahre 1870 Strafe 5—200 fl. zu Gunsten des Ortsarmenfondes. Über Diebstahl mit Gewehr s. Diebstahl. Verkauf von Schießgewehren auf Märkten durch den Büchsenmacher ist gestattet (E. d. M. d. J. v. 27./2. 1877, 3. 1697).

Geladene Gewehre (Schießpulver, leicht entzündliche Präparate u. s. w.) dürfen nach dem Betriebsreglement für Eisenbahnen (Bdg. des H. M. v. 10./6. 1874, R. G. Bl. Nr. 75) nicht in die Personenwagen mitgenommen werden. Der Lauf eines mitgenommenen Gewehres muß nach oben gehalten werden; Jäger und im öffentlichen Dienste stehende Personen dürfen ihre Handmunition mitführen. Das Eisenbahnpersonal darf sich über die Beschaffenheit des Reisegepäcks überzeugung verschaffen. Zu widerhandelnde haften für allen Schaden an fremdem Gepäck und sonstigen Schaden und werden außerdem nach dem Bahnreglement bestraft (s. a. Munition). Mcht.

**Gewehrgericht.** adj., heißt ein Jäger, der mit den Jagdfeuerwaffen weidgerecht umzugehen versteht. C. v. Oppen, Aufr. Lehrprinz, 1731, p. 3. — Hartig, Veriton, p. 222. E. v. D.

**Gewehrsteuer.** In Ungarn ist (nach Ges. Art. XXIII vom Jahre 1883, sanct. am 8./4. 1883) jedermann verpflichtet, für die in seinem Besitz befindlichen Jagdschußwaffen und die seinen Familiengliedern, seinem Forst- und

Jagd- und sonstigen Wachpersonale gehörigen Waffen eine Gewehrsteuer zu bezahlen. Bereit sind die Mitglieder des a. h. Herrscherhauses, ferner die in öffentlichen Sammlungen, Ausstellungen und bei Behörden aufbewahrten Gewehre, Familien-Medaillen und -Reliquien, private Waffensammlungen, in welchen schon außer Gebrauch befindliche Gewehre alter Construction aufbewahrt werden, Scheibengewehre, Gewehre der Gendarmen und Polizeiorgane, der beeideten Forstbeamten und die für den Dienstgebrauch des Personales des königl. Forstinspectorates bestimmten Gewehre, die Gewehre der beeideten Waldaufliefer, in den letzten drei Fällen nur für den Amtsbezirk der Forstorgane, die zur Jagd nicht verwendeten Gewehre der Offiziere und der Militärmannschaft und die zum Verkaufe bestimmten Gewehre der Büchsenmacher und Waffenhändler.

Der jährliche Betrag der Gewehrsteuer beläuft sich auf einen Gulden für jeden Gewehrlauf; das Steuerjahr beginnt am 1. August und endet am 31. Juli jeden Jahres, doch muß die Gewehrsteuer auch dann voll entrichtet werden, wenn der Steuerpflichtige während des Steuerjahres in den Besitz eines der Gewehrsteuer unterliegenden Gewehres gelangt. Die Steuer wird von den Gemeindeorganen (Gemeinde-notären, städtischen Steuerämtern) auf Grund des Einbekennisses des Pflichtigen bemessen und eingehoben. Die Anmeldung hat spätestens im Monate Juni (auch mündlich) bei der Gemeinde des ständigen Wohnsitzes zu geschehen, während der Steuerperiode binnen acht Tagen nach der Beisignahme deselben. Steuerfreie Gewehre sind als solche anzumelden und zu erweisen. Die Steuerbemessungslisten werden acht Tage öffentlich ausgelegt, Reclamationen gehen an den königl. Steuerinspector und werden vom Verwaltungsausschuß erledigt. Die vorge schriebene Gewehrsteuer ist binnen 15 Tagen von der Zustellung der Bemessung bei Execution an die Gemeinde (städtisches Steueramt) abzuführen, wofür ein Gewehrsteuercertificate ausgestellt wird. Die Gemeinden haben Evidenzlisten über die Steuerpflicht und -Freiheiten zu führen und dafür zu sorgen, daß niemand ohne Bezahlung der Gewehrsteuer ein Jagdgewehr halte, und haben eventuelle Übertretungen dem Steuerinspector anzuzeigen. Bei Vernachlässigung dieser Pflicht kann der Stuhlrichter Bußen von 5 bis 25 fl. auferlegen.

Wer ein steuerpflichtiges Gewehr der Steuerung entzieht oder ein als steuerfrei erklärt Schießgewehr zur Jagd benutzt, wird für jedes verheimlichte oder der Steuer entzogene Gewehr mit einer Buße von 10—20 fl. belegt. Der Anzeigende hat zunächst den Gemeindevorstand, dieser den königl. Steuerinspector zu verständigen; letzterer führt die Amtshandlung. Verjährung binnen sechs Monaten nach begangener That. Gegen die Entscheidung des königl. Steuerinspectors binnen 15 Tagen nach der Zustellung derselben Appellation an den Verwaltungsausschuß, in Croatiens-Slavonien an die königl. Finanzdirection; in letzter Instanz der Finanzminister, nach Erteilung eines Finanzverwaltungsgerichtes dieses. Bei Nicht-

einbringlichkeit der Geldstrafe Arrest (10 fl. = 1 Tag Arrest). Ein Drittheil der Geldstrafe erhält der Anzeiger, ein Drittheil der Staat und ein Drittheil die Gemeinde, in deren Gebiet der Steuerpflichtige ständig wohnt; dieses Drittheil kann in Croatiens-Slawonien auch zu Landeszwecken verwendet werden. — Das Gesetz gilt seit 1. Juli 1883 (s. ferner Jagdkarte und Jagdsteuer).

Geweih, das, heute nur für den Hauptschmuck der Hirscharten außer jenem des Rehbocks, früher auch für diesen, während ungefehrt Gehörn ehemals allgemeine Anwendung hatte, wogegen es heute bloß für den Rehbock gebraucht werden darf; vgl. Gehörn, Gestänge, Gewicht, Stangen, Krücken. „Die Rehböcke haben Stangen oder Geweihen und keine Hörner.“ Pärlon, *Hirschgerechter Jäger*, 1734, fol. 81. — „Geweihen, Gehörne sind die Hörner vom Hirsch; die Hörner aber, so die Rehböcke tragen, heißen eines Rehbocks Gehörne und keine Geweihen.“ Tänzer, *Jagdgeheimnisse*, 1682, fol. XII. — „Der Hirsch hat auf dem Kopfe ein Gehörn, heißt auch ein Geweih oder ein Gewicht.“ Döbel, *Jägerpraktika*, 1746, I., fol. 17. — „Hörner, nuns heißen: Gehörn, Geweih oder Gewichte.“ C. v. Heppen, *Ausr. Lehrprinz.*, 1751, p. XXIV. — „Die (Gehörne) des Rehbocks nennt man niemals Geweih.“ Hartig, *Lexikon*, p. 213. — Lanbe, *Jagdbrebier*, p. 314. — R. R. v. Dombronski, *Edelwild*, p. 36. — Sanders, *Wb.* II, p. 1331. — G. v. D.

**Geweihbildung.** Der Aufbau- und Abwurfsprozess des annuellen Hauptschmuckes der Cerviinen bietet dem Zoologen und insbesondere dem Physiologen und Anatomen in allen seinen Phasen eine reiche Fülle eigenartiger und schwieriger Forschungsprobleme.

Die Literatur hat über dieses hochinteressante Thema neben Abenteuerlichem theilweise wohl auch Hochschätzbares, im ganzen jedoch nur Lückenhaftes geboten, und es scheint dies im Hinblick auf die hohe Entwicklung verwandter Wissenschaftszweige befremdlich, soferne man dieser Thatsache nicht mit voller Objectivität gegenübertritt. Dieselbe findet ihre Erklärung in dem Umstände, dass Fachgelehrte in den seltensten Fällen zugleich Weidmänner sind, dass andererseits den letzteren zumeist jenes Maß spezialwissenschaftlicher Vorbildung mangelt, welches sie diesfalls zu selbständiger Forschung befähigen würde, und endlich darin, dass das freie scheue Wild eine ununterbrochene, alle Phasen der Geweihbildung umfassende Beobachtung und Untersuchung äußerst schwierig, zumeist kaum durchführbar gestaltet. Hierzu tritt auch der einer exacten Forschung abträgliche Unstand hinzu, dass domestiziertes, in enger Gesangenschaft gehaltenes Wild ein absolut unverlässliches Beobachtungsmaterial, insbesondere in Bezug auf die Geweih- und Gehörnbildung repräsentiert.

Durch besondere Verhältnisse und den Besitz wildreicher Reviere begünstigt, war ich in der Lage, die Geweihbildung in allen ihren Stadien genau zu beobachten und zu Zwecken der Unterforschung das Wild jederzeit zu strecken, sobald ich dies für nötig erachtete.

Das Ergebnis dieser mühevollen vielseitigen Beobachtungen<sup>\*)</sup> fasse ich in Thesen zusammen und werde deren Begründung unmittelbar in knapp redigierten Sätzen folgen lassen. Es sind folgende:

1. Die Stirnbeine — *Ossa frontis* — und die im ersten Lebensjahr aus denselben emporwachsenden Stangenträger — die Rosenstöcke — erleiden periodisch eine auffällige Veränderung ihrer Structur, welche sich in alljährlicher Wiederholung aus einem lockeren, von Ernährungssäften strohenden Zellengewebe in eine dichte, harte Knochenmasse verwandelt. Das auf denselben vereckte annuelle Gebilde — das Geweih oder Gehörn — erleidet dieselben Wandelungen.

2. Die Geweih- oder Gehörnstauben werden nicht nur durch die Gefäßnäthe des Peristems, u. zw. peripherisch, sondern zugleich durch Exkudation aus den die Rosenstöcke durchziehenden Säftekanälchen unter dem Schnie des Bastes in gipflnder Auflagerung erbaut — vereckt.

3. Die nach dem Verecken vom Bast abgesegten Stangen haben in diesem Stadium noch keineswegs ihren vollen Reifegrad erreicht.

4. Nachdem das annuelle Gebilde völlig angereift ist, beginnt sofort die Vorbereitung zum Abwurf des desselben am Rosenstocke dicht unterhalb der Rose.

5. Die Beziehungen des Geweihes zu den Zeugungstheilen sind nicht nur funktionelle, sondern physiologische.

6. Missbildungen, bezw. Verkürmungen an den Geweihstangen als Consequenz von Verletzungen der Genitalien oder anderen schweren Verwundungen, äußern sich stets in diagonaler und niemals, wie dies bis nun gelehrt wurde, in gerader Richtung.

7. Ein System des gesetzmäßigen progressiven Aufbaues der Geweih löst sich nur für eine beschränkte Zahl von Bildungsstufen und Perioden allgemeingültig feststellen.

8. Das Mutterthier vererbt in erster Reihe die mehr oder minder günstigen Voraussetzungen für den künftigen Aufbau des annuellen Hauptschmuckes ihrer männlichen Nachkommen, während das Vaterthier neben diesen zunächst die typische Gestaltung vererbt. Diese wird indes durch die Individualpotenz des Descendenten und die tellurisch-klimatischen Einflüsse seines Standortes wesentlich modifiziert.

Erläuterungen: Der Zeitpunkt, in welchem sich bei dem männlichen Kalbe der Hirscharten die ersten Anzeichen der künftigen Geweihbildung bemerkbar machen, ist ein artlich, örtlich und selbst individuell verschiedener.

Zum allgemeinen lässt sich beim männlichen Rehkalbe der jünste, beim Damhirschkalbe der jüchte, beim Edelhirschkalbe der achte, beim Elchhirschkalbe der vierzehnte Lebensmonat als jener Zeitpunkt bezeichnen, in welchem sich die Stirnbeine — *Ossa frontis* — zu wölben und die Rosenstöcke anzuladen beginnen. Die Veränderung in den Contouren des Hauptes wird

<sup>\*)</sup> Siehe „Geweihbildung der europäischen Hirscharten“ mit 40 Tafeln und Originalzeichnungen des Verfahrs. — Wien, A. Gerold's Sohn.

nun auch bald äußerlich wahrnehmbar, indem sich zunächst am oberen Theile der Stirne zwischen den Länschern zwei deutlich bemerkbare Haarwirbel bilden.

Unterzieht man den Schädel in den vorangeführten Perioden einer genauen Untersuchung, so erweist sich die Struktur der Stirnbeine als ein lockeres, von dichtgereichten Säftecanälchen durchzogenes Gewebe und ein Sägeschnitt belehrt uns, daß dieselben gleich ihrer Hülle mit Ernährungssäften infiltrirt sind (T. I ad Geweihbildung Fig. 3).

Als bald beginnt nun der Aufbau jener in mehr oder weniger stumpfem Winkel abzweigenden Knochenfortsätze, welche als Basis der künftigen Stangen zu dienen haben und Rosenstöcke — Geweihstühle — genannt werden.

Die Rosenstöcke der ersten Stufe zeigen durchschnittlich folgende Dimensionen:

		Millimeter Höhe	Millimeter Durchmesser
Rehbock	Schmalspitze	30—36	7—10
Damhirsch	"	40—50	15—27
Edelhirsch	"	50—70	15—25
Elch	"	35—55	22—30
Nen	"	48—55	18—24

Die Säftecanälchen der Ossa frontis zweigen sich in dichter Anordnung in den emporwachsenden Rosenstöcken fort. Sobald letztere unter dem Schutze der Schädeldecke (Haut), welche mit emporwachsend eine den übrigen Theilen der Stirne conforme Behaarung zeigt, ihre normale vorangeführte Höhe erreicht haben, wird auch am Gipfel derselben eine merkliche Veränderung wahrnehmbar. Es zeigt sich an den beiden Gipelpunkten der Rosenstöcke zunächst eine schorfartige Auflagerung (Exsudat), welche dann allmählich emporwachsend als Erstlingsgehörn voreckt und mit einem von der Behaarung der Rosenstöcke sehr deutlich unterschiedenen bläulichgrauen, weichbehaarten Hängchen — dem Bast — bedeckt erscheint.

Unter dem Schutze des Bastes wächst nun das Erstlingsgeweih rasch empor, und ein horizontal und vertical ausgeführter Sägeschnitt an der Geweihstange erweist eine von dicht gereichten infiltrierten Säftecanälchen durchzogene weiche Masse. Dieselbe beginnt während des Wachstums peripherisch von der Basis nach aufwärts sich allmählich zu verdichten, während der innere Theil der Stange in seiner Struktur noch keine wesentliche Veränderung erleidet.

Der Zellenbau der Säftecanälchen ist jenem der Blanze ähnlich, und die sorgfältig abgelöste Basthaut lässt eine dicht verzweigte Anordnung von Säftecanälchen wahrnehmen, welche, mit beim Aufbau der Stangen thätig, dieselben in dichter Verzweigung umschließen. Nunmehr kann man nun dieselbe Procedur in jenem Zeitpunkte vor, in welchem der Aufbau der Stangen vollzogen ist und der Gipfel derselben den schützenden Bast zu durchbrechen beginnt, dann zeigt sich die Funktion des Bastes und Periodostems erloschen. Die früher strogenden Säftecanälchen sind im Stadium des Eintrödensch, welche sich allmählich von der Basis gegen den Gipfel

vollzieht. T. I ad Geweihbildung, Fig. 1 und 2\*).

Der Aufbau der Geweihstange wird nicht nur peripherisch durch die Nebengefäße des Periodostems, sondern zugleich auch durch Exsudation und gipsende Auflagerung des aus den Rosenstöcken und Stangen senkrecht durchziehenden Säftecanälchen empordrängenden plastischen Serums vollzogen.

Sobald nun die Geweihstangen ihre, aus der individuellen Potenz resultierende, bezw. der Altersstufe entsprechende Höhe erreicht haben, verdichtet sich und erhärtet der Gipfel derselben an seiner Peripherie, nachdem sich derselbe Proceß vorher allmählich von der Rose nach aufwärts vollzogen hat. Demgemäß kann eine Fortsetzung der vorangeführten gipselnden Auflagerung nicht weiter erfolgen und es tritt nunmehr eine Stanung im Zustuss der bildenden Materie und eine allmäßliche Verdickung (Verfaltung) derselben innerhalb der Stange ein.

Periodisch, in allen Stadien des Aufbaues des annuellen Hauptschmuckes von mir vorgenommenen Untersuchungen haben mich belehrt, daß sich der Reifeproceß im zweifacher und durchaus entgegengesetzter Richtung vollziehe, und weiter den Beweis geliefert, daß das Ge-weiß — entgegen der bis dahin geltenden Lehre — noch keineswegs seinen Reifegrad erreicht habe, sobald sein Träger den Bast von demselben absegt.

Ich habe — wie bereits angedeutet — gefunden, daß die Peripherie der unter dem Schutze des Bastes emporwachsenden Stange stufenweise von der Rose nach aufwärts erhärtet, während sich der Reifeproceß im Inneren der Stangen erst nach dem Fegen, u. zw. in umgekehrter Richtung, vom Gipfel nach abwärts vollziehe. Die Stanung und allmäßliche Verfaltung des plastischen Serum innerhalb der Canälchen beginnt — wie vorerwähnt — im Gipfel der Stange und setzt sich dann bis zu den Rosenstöcken herab fort. Zwischen ver-dichten sich auch die Stirnbeine und Rosenstöcke. Untersuchungen, welche ich bald nach dem Fegen der Stangen an vor mir erlegtem Wild vornahm, ergaben folgenden Besund: Stirnbeine und Rosenstöcke stand ich verdichtet bis zu jenen Stellen, an welchen sich später vor dem Abwerfen der Rejektionshäuschen bemerkbar macht; die Gipfel der Stangen, desgleichen jene der Sprossen, mit bereits verfalteten Zellen, während die unteren Theile der Stangen noch theilweise von zähflüssigem plastischem Serum infiltrirt waren.

Das Stadium der vollen Reife der Stangen fällt in die Zeit vor der Brunft. In dieser Periode haben die Stangen und ihre Basis jene eherne Festigkeit erreicht, welche sie naturgemäß zur Schutz- und Truhwaffe im Kampfe um das Gattenrecht und ums Taflein gestaltet. Eine comparative Wägung von Stangen gleicher Stärke, u. zw. aus der Periode nach vollzogenem

\* ) Eine genaue bildliche Darstellung des Aufbau-  
proceßes findet sich in dem Specialwerte des Verfassers:  
Geweihbildung der europäischen Hirscharten, mit 40 Tafeln  
nach Original-Zeichnungen derselben. Gerold's Verlag,  
Wien.

Gegen und aus jener der Brust, wird eine Gewichtsdifferenz bis nahezu 40% zu gunsten der letzteren erweisen. Diese Thatfache bietet ein schlagendes Argument für die Stichhäftigkeit meiner Negation, dass das vom Bast gelegte Geweih unmittelbar nachher seinen Reifegrad erreicht habe.

Nachdem das Bast von den Stangen gesegt ist, erscheinen dieselben matt weiß-grau gefärbt und porös, in den tieferen Rillen an der Innens- und Rückseite der Stangen, in welchen die Hauptstränge des miternährenden Zellengewebes eingebettet waren — zum Theil vom Schweiß roth gefärbt. Nach wenigen Tagen bereits verdichtet sich die Peripherie der Stangen vollends und nimmt eine allmählich nachdrückende braune Färbung an. Die Gipfel der Stangen und die Spitzen der Sprossen von Individuen, welche ihre Vollkraft erreicht haben, erscheinen infolge fortgesetzten Fegens elsenfarbig, scharf und glänzend poliert, während jene vom 1. bis 3. Kopje, gleich wie solche, welche im Stadium des Zurückkehrens in das Greisenalter eintreten, die Gipfel der Stangen und Sprossen sowohl in ihrer Structur als auch in der matt-grauen Färbung nur nothfrei erscheinen.

Die Erörterungen zu den sub 1, 2 bis 3 aufgestellten Thesen glaube ich in den vorangestellten, aus persönlichen Beobachtungen resultierenden Sätzen geliefert zu haben. Unmittelbar nachdem der Aufbau der Geweihstangen vollzogen ist, diese ihren vollen Reife-grad erreicht haben und somit der weitere Zufluss von bildenden und ernährenden Säften versiegt, beginnt die Vorbereitung zum Abwurfsprozesse, welcher sich in seinen Phasen, wie folgt, bemerkbar macht.

Umgehr sechs Wochen vor Eintritt jener Periode, in welcher der Geweih- oder Gehörnträger seinen annuellen Haupthäcksel abwirft (s. die monographischen Essays Edelwild, Ich u. s. w.) wird am Rosenstocke dicht unterhalb der Rose das erste Zeichen des beginnenden cariösen Abwurfsprozesses durch eine seichte peripherische Rille — die physiologische Demarcationslinie — äußerlich wahrnehmbar (s. T. II, Fig. 1).

Diese Demarcationslinie — Resorptions-sinus — findet sich an jener vorbezeichneten Stelle des Rosenstocks, an welcher sich die allmähliche Abstoßung, bzw. Abtrennung der Stange vollzieht, und die comparative Untersuchung der Schädeltheile in den Perioden zu Beginn und gegen das Ende des Abwurfsprozesses erweist folgenden Befund:

In der ersten Phase ist lediglich die etwa 0,5 mm tiefe peripherische Rille am Rosenstocke bemerkbar, während verticale und horizontale Sägeschnitte noch eine völlig verdichtete Knochensubstanz der Schädelpartien gleichwie zur Zeit der vollen Reife (innerhalb der Brüftperiode) erweisen.

Dieselbe Procedur in jenem Zeitabschnitte vorgenommen, welche dem Abschluß des cariösen Abwurfsprozesses vorangeht, zeigt ein wesentlich geändertes Bild. Die Structur der Stangenbasis oberhalb des Resorptions-sinus ist unverändert, während die peripherisch begin-

nende Abtrennung deselben vom Rosenstock weit nach innen vorgeschritten ist. Die Schädelbeine und Rosenstöcke erweisen eine wesentliche Veränderung durch die stetig zunehmende Auflöserung und Infiltration ihres Kollagenhauses, welch letztere sich dicht unterhalb der Demarcationslinie staut und die Abstoßung des annuellen Haupthäckses fördert.

Diese Stellung unterhalb des Resorptions-sinus hat eine Ausbreitung, bzw. Erweiterung der Peripherie des Rosenstocks zur Folge, welche sich bereits in der dem Abwurf unmittelbar vorangehenden Zeitperiode deutlich bemerkbar macht (s. T. II, Fig. 1).

Das Ren macht diesbezüglich eine Annahme, indem sich der cariöse Proceß in ungelehrter Ordnung, d. h. von innen nach außen vollzieht. Demgemäß zeigt sich am Rosenstocke deselben keine ringsförmige Anschwellung, auch entbehren die Stangen jenes dichtgereichten Perlenkranzes, welcher die Stangenbasis bei den anderen Hirscharten zierte und Rose genannt wird.

Sobald die Verbindung der Stange mit ihrer Basis gelöst ist, erfolgt der Abwurf derselben, doch keineswegs gleichzeitig, und ich habe allenfalls beobachtet, daß sich bei Trägern starker Geweih der Abwurf beiderseits innerhalb weniger Stunden oder infolge hinzutretender Zustände in fast unmittelbarer Aufeinanderfolge vollziehe, während hiexu bei den ersten Altersstufen oft ein Zeitraum von mehreren Tagen erforderlich ist.

An der rauhen Abwurfsfläche des Rosenstocks wird unmittelbar nach dem Abfall der Stange ein ans den Säftekanälchen hervorspringendes Exsudat bemerkbar, welches sich bald mit einem feinen weichhaarten Häutchen — dem Bast — überkleidet, während gleichzeitig die ringsförmige Anschwellung am Rande der Abwurfsfläche rasch zunimmt, diejen überwältigt und sich die an der Peripherie des Rosenstocks im Neogewebe des Perosteums emporsteigenden Säfte mit jenen, welche aus den Kanälchen des Rosenstocks selbst emporsteigend, gipfeln und aufgelagert werden, vereinigen und die neuen Stangen bilden (s. T. II, Fig. 2).

Der annuelle Haupthäcksel der Cervinen steht mit den Genitalien im engsten Rapport, und die Thatfache, daß der physische Zustand der letzteren auf die Bildung der Stangen einen unmittelbaren in drastischer Weise dominierenden, bzw. gestaltenden Einfluß ausübt, liefert den Beweis, daß die Beziehungen beider nicht nur funktionelle, sondern auch physiologische sind.

Die Bildung, Entwicklung und Ausgestaltung der Gehörne und Geweihе reflectiert überdies auch mittelbar jedweden in günstigem oder entgegengesetztem Sinne wirkenden Einfluß auf den Gesamtorganismus des Individuums. Diese begünstigenden oder beeinträchtigenden Einflüsse gründen sich auf Ursachen, die aus zwei Hauptmomenten resultieren, u. zw.:

a) aus solchen, welche ihrer stationären Natur gemäß einen typischen Einfluß auf die Gestaltung des annuellen Haupthäckses aus-

üben, indem sie die Voraussetzungen desselben wesentlich dominieren, und

b) aus jenen, welche nur vorübergehend bloß auf eine Periode der Geweihbildung oder doch nur eine beschränkte Reihe derselben einwirken.

Dauernde Rückwirkungen üben diesfalls:

1. Die festurisch-klimatischen Verhältnisse des Standortes, welche ebenso wie die physische Entwicklung des Gesamtorganismus der Individuen beherrschen, wie auch durch ihren stationären Charakter die constante Vererbung besonderer Merkmale, die Bildung von Ractypen zur Folge haben.

2. Einen deutlich ausgeprägten Einfluss übt neben den vorangeführten Momenten die Individualpotenz der Elterntiere. Es fällt hier der Umstand gewichtig in die Wagenseite, ob einerseits das Vaterthier auf der ersten oder letzten Stufe der Zengungsfähigkeit oder vollständig zwischen diesen beiden Extremen, ob andererseits die empfangende Mutter im Zenith oder am Schlusse ihrer naturgesetzlichen Mission steht und ihre Descendenz im Leibe fräftig oder flüchtig entwickelt, ob sie derselben endlich ein strohendes oder versegendes Gesänge zu bieten imstande ist.

3. Gewichtig im abträglichen Sinne auf die körperliche Entwicklung im allgemeinen sowohl als auch auf jene des annuellen Hauptschmuckes im besonderen wirkt die Verwandtschaftszucht, welche durch lokale Verhältnisse geschaffen und nicht immer durch weidgerechte zielbewusste Maßnahmen des begiebenden Weidmannes paralysiert wird. Das drakonische, zugleich aber auch höchstweise Naturgesetz, welches nur dem kraftvollen Sieger die Ausübung der Gattenrechte zinspricht, erweist sich diesfalls nicht zureichend.

Ein stetig zunehmender Rückgang in der Körperstärke, eine schwächliche, äußeren Einflüssen wenig widerstandsfähige Organisation neben zunehmender Rückbildung des annuellen Hauptschmuckes in Bezug auf Endenzahl, Stärke und Gewicht — alles dies sind die deutlichen und unanfechtbaren Merkmale der mangelnden Blutaustrittshaltung, welche endlich auch eine ungenügende Fortpflanzung zur Folge hat.

Die vorangeführten Sätze deuten wohl mit zur Genüge die Prinzipien einer zielbewussten Bildhege an, welchen der Weidmann in Bezug auf den qualitativen Abhängigkeit und auf die Standeserhaltung zu folgen hat.

4. Vorleistungen an den Genitalien, welche deren geschlechtliche Funktion beheben, üben auf die Geweihbildung einen drastisch-dominierenden Einfluss.

Während bei den Arten der Cervicornia z. B. die vollzogene Castration einen mehr begünstigenden als beeinträchtigenden Einfluss auf die Gehörsbildung äußert, hat dieselbe bei den Hirscharten folgende Wirkungen:

a) Ein männliches Kalb, welches vor Beginn der Rosenstöckbildung der Hoden verloren wird, unterlässt den Aufbau derselben und demgemäß auch jenen des annuellen Hauptschmuckes gänzlich.

b) Wird die Castration unmittelbar nach

dem Aufbau der Rosenstöcke vollzogen, dann unterbleibt das Verecken des annuellen Hauptschmuckes.

c) Erfolgt dieselbe während dem Bildungsprozesse der Stangen, dann entwickelt sich eine krankhafte Wucherung derselben, welche vom Bast bedeckt bleibt und niemals den Grad vollen Ausreifens erreicht. Es lässt sich lediglich ein Stadium der Rothreife an der Rose und an einem Theil des übrigen Gebildes constatieren, während die wachsenden Neubildungen in Eiterung und Fäulnis übergehen, der Träger dieses krankhaften „Perücken“-Gebildes zunehmend kümmerl und endlich eingehet.

d) Ist die Castration in jener Periode vollzogen, in welcher die Stangen, völlig verekt, eben vom Bast gesegt, jedoch noch nicht völlig ausgereift sind, dann wirkt das Wild in der Regel nie mehr ab. Sofern die Stangen jedoch völlig ausgereift sind, geschieht es zu meist, daß jelle bald nach der Verkümmelung abgeworfen und durch neue und bleibende Bildungen in vorstehend gechilderter Weise erneut werden.

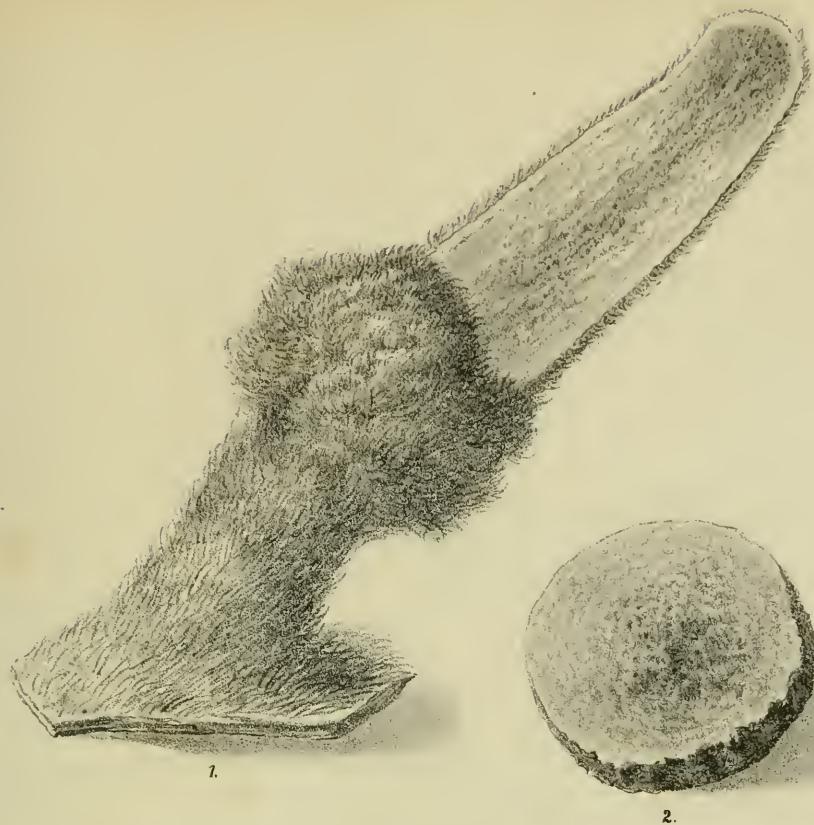
e) Ein Bruch oder eine partielle Verletzung der Rosenstöcke bedingt eine dauernd widerjüngende Stangenbildung, und findet diese ihre Erklärung in der gestörten und ungleichmäßigen Auflagerung des plastiischen Serums. Diese Thatsache liefert auch den Beweis für die Richtigkeit meiner Thesis, welcher zufolge die Stangen nicht vom Perioden allein aufgebaut werden s. T. III, Fig. 2.

Zu die Reihe der vorbenannten dauernden Missbildungen gehört auch das — wiewohl selte — Vorkommen geweihloser und solcher Individuen, welche nur eine Stange verecken, trotzdem aber zengungsfähig sind. Bei ersteren zeigt sich auf den Stirnbeinen meist nur eine rudimentäre Bildung beider Rosenstöcke, während die letzteren dieselbe nur einseitig aufweisen. Bei Rehböcken habe ich in zwei solchen Fällen den rechten Hoden (ich erlegte den starken Bock während der Brunft in dem Augenblick, als er einen geringeren Scherserbock verjagte) aussäufig verkümmert, während die linke Stange gänzlich fehlt und sich beim Abstreifen der Schädelhaut lediglich eine kaum merkliche Erhebung an Stelle des Rosenstocks vorfand.

Über die Ursachen geweihloser, jedoch zengungsfähiger Individuen herrschen bis nun allenfalls vage Vermuthungen und hältlose Hypothesen, und ich will es — gestützt auf meine diesfälligen Erfahrungen — versuchen, die Grundursache dieser bis nun unaufgeklärten Ercheinung mit Rücksicht auf pathologische, pathogenische und psychologische Momente zu präzisieren\*).

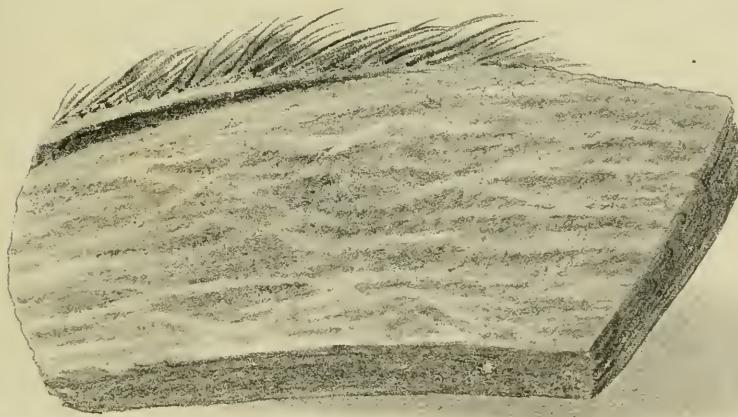
Man kann in der Begattungsperiode die Beobachtung machen, daß die brümtigen Mutterthiere, insbesondere des Edelwildes, auch auf dem Brunftplan von ihren Kälbern nicht verlassen werden. Ich habe mich dabei häufig überzeugt, daß der Brunfthirsch das Kalb, wenn es der von ihm „getriebenen“ und „gesprengten“

\*) Siehe „Die Geweihbildung der europäischen Hirscharten“ des Verfassers (mit 40 Tafeln und Originalzeichnungen). Verlag Karl Gerold's Sohn, Wien.



1.

2.



3.

Karl v. Dombrowski del.

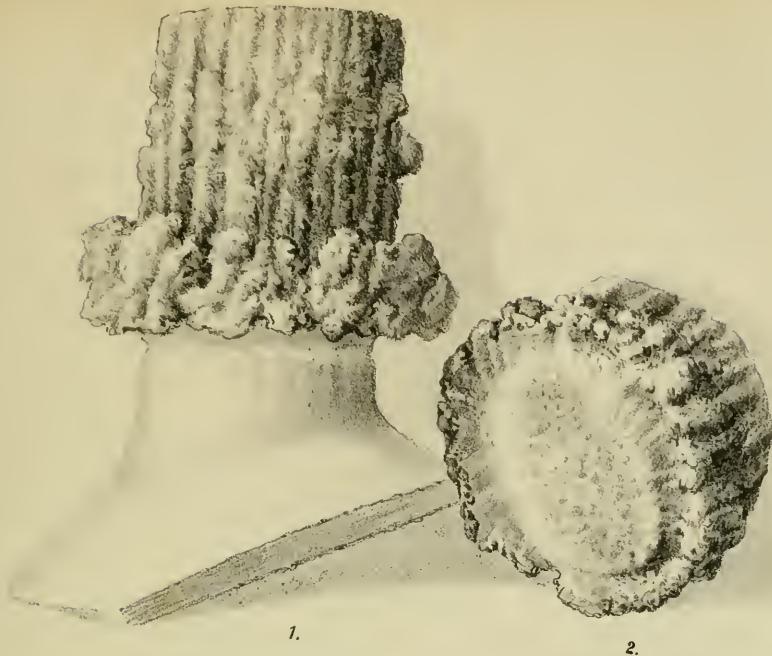
Lith. Anst. v. Th. Bannwarth, Wien.

Encyklopädie der Forst- u. Jagdwissenschaften.

Fig. 1. Verticalsegment einer Edelspiesserstange vor dem Fegen.  
2. Horizontalsegment einer Geweilstange unmittelbar nach dem Fegen. 3. Verticalsegment des Sturzknochens eines Edelhirsches im ersten Stadium der Geweihbildung. Fls. 1 und 2 in natürlicher Größe, 3 sechsfach vergrössert.

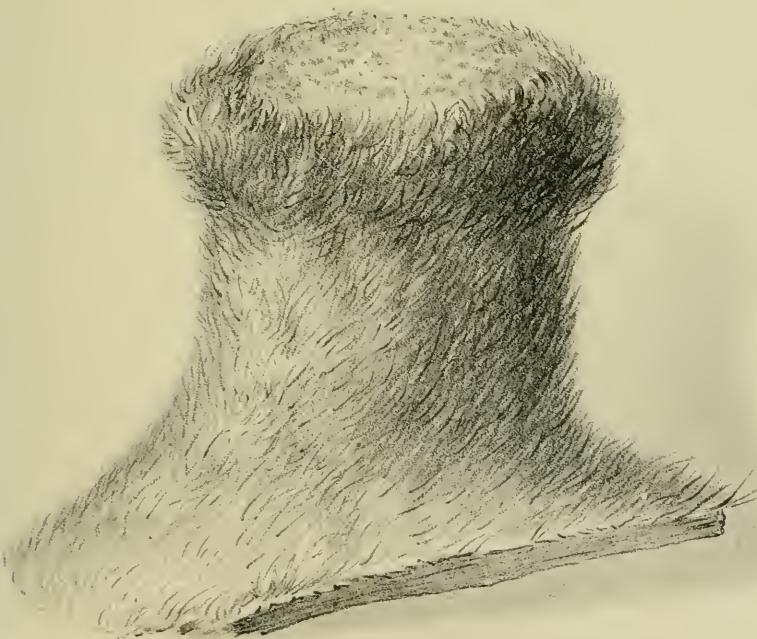
Verlag von MORITZ PERLES, Wien und Leipzig.





1.

2.



3.

Raoul v. Donner, wsk. del.

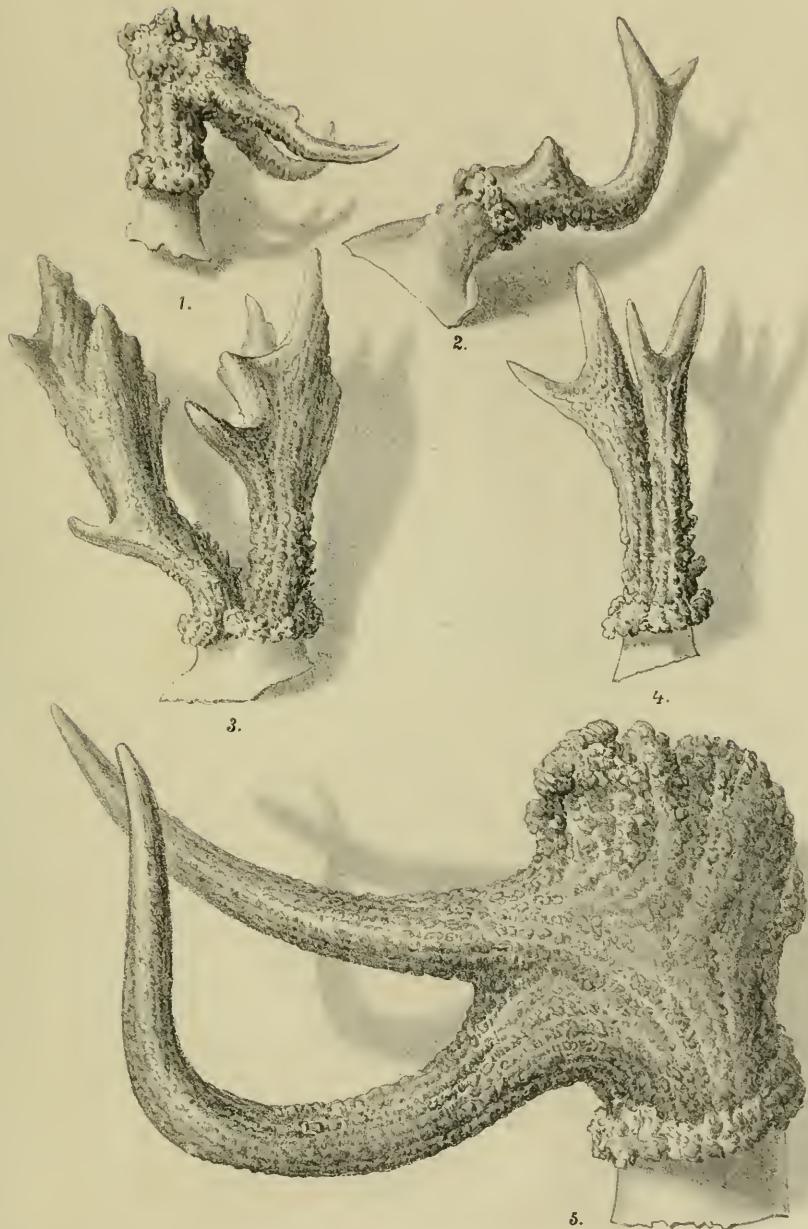
Lith. Anst. v. Th. Baumwarch, Wien

Eucyklopädie der Forst- u. Jagdwissenschaften.

Fig. 1 Resorptionssinus am Rosenstocke des Rehbockes. 2. Abwurfsfläche einer Rehhörnstance. 3. Erstes Stadium der Neubildung am Rosenstocke des Edelhirsches mit ringförmiger Überwallung der Peripherie der Abwurfsfläche natürl. Größe.

Verlag von MORITZ PERLES, Wien und Leipzig.





Raoul v. Donitz wldt. det.

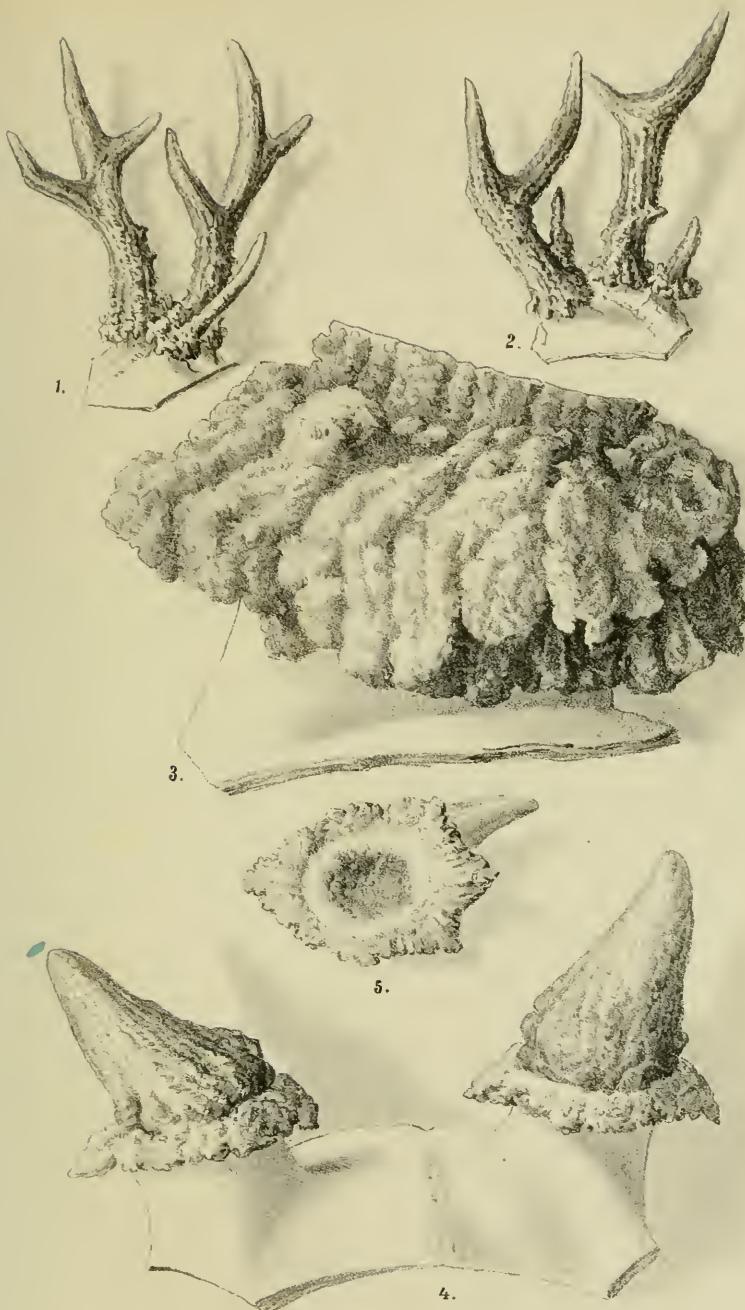
**Encyklopädie der Forst- u. Jagdwissenschaften.**

Fig. 1. Widersinnige Bildung der Stange eines Rehgehörnes in Folge örtlicher Verletzung während des Verreckens. 2 Dasselbe ir. Folge Verletzung des Rosenstocks 3.u.4. Monströse Gehornbildungen des Rehbockes. 5. Widersinnige Bildung einer Edelhirschstange in Folge örtlicher Verletzung während des Verreckens. 1/3 natürlicher Grösse.

Lith. Anst. v. Th. Barnwarth, Wien.



Zum Artikel „Geweihbildung“. IV.



Racel v. Dombrowski iel.

Lith. Ausf. v. Th. Barnwertz, Wien

Encyklopädie der Forst u. Jagdwissenschaften.

Fig. 1 und 2 Mehrstängige Bildungen am Gehörne des Rehbockes  
 $\frac{2}{3}$  natürl Grösse. 3 Doppelrosenbildung einer Edelhirschstange  
 $\frac{2}{3}$  natürl Grosse. 4 Doppelgeweihbildung des Damwilds - 5 Ansicht  
der Abwurffläche.  $\frac{2}{3}$  natürl Grösse.

Verlag von MORITZ PERLES, Wien und Leipzig.



Mutter dicht zur Seite blieb, mit einem Schlag seiner Stangen verjagte.

Nun kann es da mitunter leicht geschehen, daß der Brunnenschädel das männliche Hirschkalb am Kurzwildpreß forstet oder konsumiert. Der heftige Entzündungsprozeß, welchen eine derartige Verletzung zur Folge hat, kann nun entweder mit einer dauernden ein- oder beiderseitigen Verkümmern der Hoden, oder aber mit einer völligen Ausheilung abschließen, welche dann eine normale Entwicklung derselben zur Zeugungsfähigkeit immerhin ermöglicht.

Es ist selbstverständlich, daß der Heilungsprozeß so edler Organe ein bedeutendes Maß von Reproduktionsfächern in Anspruch nimmt, und anzunehmen, daß in einem solchen Falle, welcher überdies in die Entwicklungsperiode der ersten Geweihbildung fällt, jener Säftezustand, welcher dem Aufbau der Stangenbasis zugeführt werden sollte, mit in Anspruch genommen wird.

Es ist wohl auch folgerichtig, anzunehmen, daß der Rapport zwischen den Zeugungsteilen und der gleichsam im Stadium des Keimens befindlichen Geweihbildung überhaupt und der Stangenbasis insbesondere nicht nur vorübergehend, sondern durch eine hochgradige locale Entzündung und deren Heilungsprozeß in einzelnen Fällen für die Lebensdauer unterbrochen werden können. In letzterem Falle isoliert die Natur jene funktionellen Organe, welche eine dauernde Verkümmern in ihren ersten Bildungsstadien erlitten haben. Demzufolge bleibt die Struktur der ossa frontis und speziell jene der emporwachsenden Rosenstöcke, deren Aufbau sich aus dem bis zum Moment der Verletzung in normalem Zuflusse befindlichen Säften notdürftig — rudimentär — vollzieht, von den periodisch (annuell) wiederkehrenden, den Aufbau und Abwurfsprozeß vermittelnden Wandlungen gänzlich unberührt. Es scheint in solchen Fällen eine vollständige und bleibende Isolierung in funktioneller, wie auch in physiologischer Richtung einzutreten, während der Gesamtorganismus den Schädelwochen nur noch jenes Prozent von Ernährungssubstanzen zuführt, welches zur normalen Fortbildung, bezw. Erhaltung des Knochengerüsts im allgemeinen erforderlich ist.

Vorübergehende Rückwirkungen auf die Entwicklung der Geweih- und Gehörne äußern folgende Ursachen:

1. Klimatisch-tellurische Einflüsse des Standortes in günstiger oder abträglicher Constellation in ihrer Rückwirkung auf den physischen Zustand des Individuums. Dieser Einfluß äußert sich durch das „Vorsezgen“, bezw. das Überspringen einer und selbst mehrerer Geweihstufen oder, entgegengesetzt, im Zurückbleiben, „Zurücksezgen“.

Unter den vorangeführten Einflüssen und nicht minder unter jenen der qualitativen Zusammensetzung der Nährstoffe und ihrer Assimilierbarkeit entwickelt sich ebensowohl eine der gezeitmäßigen Stufen in ihrem Formenreichtum geradezu spöttende Überproduktion oder das Gegentheil (s. T. III, Fig. 3 und 4\*)

\* Siehe „Geweihbildung der europäischen Hirscharten“ des Verfassers. Wien, Gerold's Sohn.

2. Krankhafte Störungen im Organismus, sofern sie in die Periode des Abwurfs- und Aufbauprozesses fallen, beeinflussen den Verlauf desselben sehr wesentlich und führen oft Verkümmern oder Verzögerungen herbei.

3. Verlegungen leichteren Grades am Kurzwildpreß haben eine vorübergehende Pericunkbildung zur Folge, wenn dieselben in die Zeit der Gehörnbildung fallen. Später erreichen diese Stangen einen Grad der Nothreife und werden theilweise wohl auch gesegt. Diese Beobachtung läßt sich auch speziell bei Rehböden im ersten Lebensjahre machen, sofern sie physisch zurückgeblieben, unter dem Einfluß ungünstiger Standortsverhältnisse stehen. Partielle, d. h. einseitige Verlegungen des Kurzwildpreßes äußern ihre krankhafte Rückwirkung auf die Stangenbildung naturgemäß stets nur in diagonaler Richtung. Verlegungen des linken Hodens z. B. haben stets die Verkümmern der rechten Stange zur Folge. Körperverletzungen schweren Grades, insbesondere Knochen-Splitterungen äußern gleiche Consequenzen und gleichfalls stets nur in diagonaler Richtung.

4. Örtliche Verlegungen der Stangen während ihres Emporwachens haben stets Missbildungen, bezw. krankhafte Wucherungen zur Folge, und widerwärtige Bildungen dieser Art kommen relativ am häufigsten vor (s. T. III, Fig. 1, 2 und 5).

Unter den europäischen Hirscharten ist es der Rehbock in erster Reihe, welcher jedweden Einfluß ungemein drastisch in seiner Gehörnbildung reflektiert, und weist die selbe überwiegend monströs und rudimentär entwickelte Stangengebilde auf, welche jedweder Stufenweise Gelegenheit bieten. Bei den anderen Hirscharten kommt solche Abnormalität viel seltener vor.

Eine merkwürdige durchaus eigenartige Erscheinung sind doppel- und dreifache Bildungen der Stangen bei Damhirschen.

Dem großherziglich hessischen Forstinspector C. A. Josef gebührt das Verdienst, diese interessanten — wohl aus pathogenen Momenten resultierenden Ausgestaltungen zuerst beschrieben zu haben.

Diese doppelten, in vereinzelten Fällen dreifachen Gebilde erscheinen dadurch, daß sich der cariose Prozeß des Abwurfs beim Damspisser und dann auch beim Hirsche vom zweiten und dritten Kopf wohl vorbereitet, indem sich der Resorptionszinnus deutlich bemerkbar macht. Dieses Stadium überschreitet jedoch der Hirnich in der laufenden Periode nicht mehr. Auf welche Ursachen dieses zeitweilige Unvermögen, bezw. der Stillstand im Abwurfprozeß zurückzuführen sei, ob hiefür eine zeitweilige oder bleibende Zidisposition des Individuums, ob die Vererbung im allgemeinen oder aber Folgen der Verwandtschaftszucht als dominierendes Moment zu betrachten seien, konnte bis nun noch nicht endgültig festgestellt werden.

Die eigenartige Geweihbildung wird dadurch gestaltet, daß sich der neue Bildungsmaterial, da ihm durch Absterben der Säftekanächen oberhalb der Demarcationslinie der normale Weg zu gewisser Auflagerung verlegt

ist, unterhalb derselben als Exsudat ausgeht, welches, eine Rose bildend, je nach der individuellen Disposition sich auch noch in Stangen verecht.

Solche Doppelbildungen werden bis nun nur in vereinzelten Fällen beim Rehbock, höchst selten beim Edelhirsch beobachtet (s. T. IV, Fig. 3, 4 und 5).

Über die Ursachen dieser merkwürdigen Abnormalität können bis nun eben nur Hypothesen angeführt werden; meines Erachtens wäre der Vorgang folgender:

Nachdem eine völlige Stagnation in dem carösen Prozesse des Abwurfs eingetreten ist und sich die Abstoßung, bzw. Abtrennung der Zellen an der Demarcationslinie nur an der Peripherie vollzogen hat, sich aber nicht weiter nach innen fortsetzt, treten die bildenden Säfte eben nur an jener Stelle — an der Peripherie der Demarcationslinie — als Exsudate ans, an welcher die Abtrennung des vorjährigen Stangengebilde wie vorerwähnt vollzogen ist, und bilden so dicht unterhalb der Stange eine zweite Rose (s. Geweihbildung, T. IV, Fig. 4 und 5). Die zweite zulässige Annahme wäre, daß sich das plastische Serum auf dem Wege der Diffusion durch die gelockerten Wandungen der Kanäle nach der Manteloberfläche seinen Weg bahnt \*).

Auch diese, bis nun rücksichtlich ihrer Ursachen, merkwürdige Abnormalität im Aufbau des annuellen Hauptschmuckes liefert einen Beweis für die Richtigkeit meiner These, daß sich dieselbe nicht nur durch das Periosteum peripherisch, sondern auch durch gipfelseitige Auflagerung des aus den Canälchen der Rosenstöcke euporsteigenden plastischen Serums vollziehe.

Schließlich sind noch drei seltene Erscheinungen auf dem Gebiete der Gehörn- und Geweihbildung hervorzuheben, welche in die vorangestellte Systemisierung nicht unmittelbar eingereiht werden können; es sind folgende:

a) Die Überproduction an normal basierten Gehörn- und Geweihstangen (s. T. IV, Fig. 1 und 2).

Der Beginn dieser interessanten Bildung, welche zunächst aus einer überkräftigen Individualpotenz resultiert, ähnet sich selbstverständlich bereits im Beginne der ersten Stufe durch die Ausladung von drei, höchst selten vier Rosenstöcken, auf welchen dann Stangen mit meist ungleicher Endenzahl verecht werden \*\*).

b) Rudimentäre, lose in der Stirnhaut eingebettete Geweih- und Gehörnbildungen (Epidermoidalgebilde?)

Es ist eines der charakteristischen Merkmale gesunder Organismen, daß sie Eingebürgtes durch Asterbildungen zu ersehen trachten.

Bereits in den diesbezüglich vorangestellten These habe ich darauf hingewiesen, daß das Periosteum mit seinem aus der Arteria temporalis abzweigenden Zellengewebe allein nicht imstande sei, den Aufbau des annuellen Haupt-

schmuckes zu vermitteln. Die widerfinnigen Gebilde, von welchen hier die Rede ist, bieten ein weiteres Argument. Das Periosteum ist ohne Mitwirkung der Stirnbeine und deren Fortsätze, der Rosenstöcke, lediglich imstande, rudimentäre, lose, unter der Epidermis eingebettete Astergebilde zu produzieren. Während bei den Capricornia's rudimentäre „Hauthörner“ — Epidermoidalgebilde — ziemlich häufig vorkommen, zählen solche Gebilde bei den Cervinen zu den Seltenheiten, und werden nur dann auftreten, wenn entweder

1. die Bildung eines der Rosenstöcke infolge einer Störung im Organismus während der ersten Lebensmonate gänzlich unterblieb, oder

2. derselbe durch äußere Verletzungen dauernd außer Stand gesetzt wird, seine naturgesetzliche Mission zu erfüllen.

In einem, wie im anderen Falle wird der kräftige Organismus unter Umständen das fehlende annuelle Gebilde durch ein rudimentäres Gebilde zu surrogieren, oder bleibend nur alljährlich eine Stange zu verecken suchen.

Die Lösung der Frage, ob die Ernährung dieser rudimentären Gebilde lediglich durch die aus der Carotis externa abzweigende Arteria temporalis mit ihren Verästungen, oder unter Mitwirkung der Epidermis mit ihrer Hornschicht erfolge, ist dermal noch eingehender exacter Forschung vorbehalten.

c) Die Gehörnbildung bei weiblichen Thieren. Dieselbe ist bis nun mehrfach beim Reh, sehr selten beim Edelwild, beim Dam- und Elchwild meines Wissens noch nie constatiert worden.

Solche monströse Gehörne sind ausnahmslos Perückenbildungen — zumeist stumpfe Kolben — welche niemals ausreisen und somit auch nicht gesetzt werden.

Die Annahme, daß solcher Hauptschmuck stets die Consequenz der Zwitter- oder Misbildung der Geschlechtsorgane sei, ist nicht zutreffend, nachdem mehrfach Rehe mit Perückengehörnen beobachtet wurden, welche keine sängten und wiederholt, irrig als Böcke angeprochen — zur Strecke kamen. Auch eine Analogie der Bartbildung bei Frauen und der Hahnfedrigkeit beim Gesäßgig ist durch die vorangeführten Thatsachen als unhaltbar zu bezeichnen. Das seltene Vorkommen dieser Monstrosität hat bis nun exakte Untersuchungen des Gesamtorganismus unthunlich gemacht, doch dürften die Ursachen jedenfalls auf die Beschaffenheit der Geschlechtstheile zurückzuführen sein, obwohl diese Abnormalität die Fruchtbarkeit des Individuums nicht ausschließt. R. R. v. D.

**Gewende**, das, ein (bzw. das) Himmelszeichen (s. d.) des Rothirschses, vgl. Wenden. „Des ersten so ain hirsz gen holen gat, das er denn daecz holcz rurrt mit dem gehüren. Daz czachen haist das gebend oder das widerlinczen.“ Abh. von den Zeichen des Rothirschses a. d. XIV. Jahrh., Cgov. no. 2952, fol. 99 v. — „Des ersten wenn der hirsz in das holtz gat das er dann das laub vnd das holtz rüret mit dem gehüren das zeichen

\* ) Diese a priori von Herrn dorsinvector Jose vertretene Ansicht scheint wohl zutreffend. T. B.

\*\*) Siehe die Monographien „Edelwild“, Verlag K. Gerold, Wien, und „Das Reh“, Verlag der Wallischauferischen Hofbuchhandlung, Wien, des Verfassers.

haisset gewendt oder der widerlyzte.“ Idem a. d. J. 1442, Cgm. no. 289. — „Dz erst ist wenn der hircz jn dz holez gat dz er den dz holez vnn lob rüret mit dem gehürn dz zeichen heist dz gewenden oder der widerlicz.“ Idem a. d. J. 1462, Cgm. no. 538. — „Wann der Hirsch in das Holtz gehet, vnd da Laub mit den hörnern rürt, das zeichen heisst das Gewende oder Widerlass.“ Möß Menner, Jagd- und Forstrecht, Pforzheim 1560, fol. 94. — Onomat. forest. II., p. 1042. — Behlen, Wm spr., 1828, p. 70. E. v. D.

### Gewerbegegesetzung, i. Gewerberecht.

At.

**Gewerbeordnung** (Österreich). Nach Art. 5a des Kündmachungspatentes zur Gewerbeordnung v. 20./12. 1859, R. G. Bl. Nr. 227 findet das Gewerbegegesetz keine Anwendung auf „die land- und forstwirtschaftliche Produktion und ihre Nebengewerbe, soweit diese in der Hauptfache die Verarbeitung der eigenen Erzeugnisse zum Gegenstande haben“. Ähnlich in Ungarn (§ 183 des Ges. Art. XVII vom Jahre 1884): „Die landwirtschaftliche und Forstproduktion, die Viehzucht, die Fischerei in Flüssen, Seen und Kanälen, der Garten- und Weinbau, die Seiden- und Bienenzucht und die damit im Zusammenhange stehenden Nebengewerbszweige, insoferne die Betreffenden sich hauptsächlich auf die Verarbeitung und den Verkauf ihrer eigenen Rohprodukte beschränken“, ferner „die Holzabfuhr“; außerdem in beiden Reichshälften die Handels- u. v. 16./9. 1883, §. 26.701, „jene gewerbliche produktive Thätigkeit anzusehen ist, welche nach örtlicher Gewohnheit von Personen in ihren Wohnstätten, sei es als Haupt-, sei es als Nebenbeschäftigung, jedoch in der Art betrieben wird, dass diese Personen, falls sie ihrer Erwerbsthätigkeit nicht ausschließlich persönlich obliegen, sich keiner gewerblichen Hilfsarbeiter, sondern der Mitwirkung der Angehörigen ihres eigenen Hauses standes bedienen“.

Als einer Genehmigung bedürftig werden durch die österreichische Gewerbeordnung bezeichnet unter anderem: Firnijs- und Terpentinfabriken, Holzimprägnieranstalten, Steinkohlen-, Holzfeueranstalten und Rüttbrennereien außerhalb der Gewinnungsorte des Materials, im allgemeinen jene Betriebsanlagen, welche mit besonderen Feuerstätten, Dampfmaschinen, sonstigen Motoren und Wasserkreisen betrieben werden, oder durch gesundheitsgefährliche oder sicherheitsgefährliche Einflüsse, durch übel Geruch oder Geräusch gefährlich oder lästig zu werden drohen, also unter anderem Aufführung von Sägemittern und Schneidewerken (Erf. d. V. G. Q. v. 2. 7. 1877, §. 901, Budw. Nr. 103), Holzsleifereien, nicht aber Errichtung von Kohlrästen im Walde u. dgl. Mcht.

**Gewerbeordnung**, i. Gewerberecht. At. **Gewerberecht** (Deutschland) ist der Inbegriff der Rechtsnormen für die Ausübung der Gewerbe. Dasselbe ist in der Hauptfache durch die s. g. Gewerbeordnung bestimmt, zu welcher dann noch verschiedene Vorschriften des Privat-, Verwaltungs- und Strafrechtes kommen.

Die Regelung des Gewerbebetriebes ist nach Art. 4 der Reichsverfassung Aufgabe der Bundesgesetzgebung, und es wurde in Folge dessen die Gewerbeordnung für den norddeutschen Bund vom 21. Juni 1869 durch besondere Reichsgesetze, im Jahre 1872 in den süddeutschen Staaten und im Jahre 1888 in Elsaß-Lothringen eingeführt. In Folge zahlreicher Änderungen erhält die Reichsgewerbeordnung unter dem 1. Juli 1883 eine neue Fassung, welche aber in Folge weiterer Modificationen (die letzte vom 6. Juli 1887) der Wirklichkeit auch nicht mehr vollständig entspricht.

Die Reichsgewerbeordnung, welche auch den Fabriksbetrieb umfasst, beruht auf dem Grundsache der Gewerbefreiheit und verlangt die hördliche Genehmigung zum Gewerbebetrieb und polizeiliche Beschränkungen derselben nur in jenen Fällen, in welchen das öffentliche Wohl und das Interesse der Nachbarschaft gefährdet erscheint. Die Tumungen, welchen man anfänglich nur das Fortbestehen gestattete, werden jetzt durch indirekten Zwang gegen Nichtmitglieder zu fördern geacht, indem man z. B. letzteren die Aufnahme von Lehrlingen untersagt oder sie selbst in bestimmten Fällen zu Geldbeiträgen für Innungszwecke heranzieht. Die Verhältnisse der gewerblichen Arbeiter (Gesellen, Gehilfen, Lehrlinge und Fabrikarbeiter) sind in jeder Beziehung geregelt und insbesondere bezüglich der Verwendung von Frauen und jugendlichen Arbeitern in Fabriken Vorschriften gegeben, deren Einhaltung durch die von den Landesregierungen zu ernennenden Fabrikinspectoren zu überwachen ist. Das s. g. Trucksystem (truck, Naturaltansch) oder die Naturallöhning ist nicht gestattet, indem die Lohnzahlung der Löhning baar in Reichswährung zu erfolgen hat, was jedoch nicht ausschließt, dass den Arbeitern Lebensmittel zu den Anschaffungskosten, sowie Wohnung, Feuerung, Landnutzung, Arzneien, Werkzeuge n. s. w. unter Abrechnung bei der Lohnzahlung verabsolgt werden. Streitigkeiten zwischen den Gewerbetreibenden und den Arbeitern gehören vor die besonderen gewerblichen Schiedsgerichte, oder, wo solche nicht bestehen, vor die Gemeindebehörden, gegen deren Entscheidungen binnen 10 Tagen der Rechtsweg betreten werden kann. Die Bestimmungen über Kranken- und Hilfskassen haben Änderungen erlitten durch das Reichsgesetz vom 7. April 1876 über die eingeschriebenen Hilfskassen und vom 13. Juni 1883 über die Krankenversicherung der Arbeiter. Das Reichsgesetz vom 7. Juni 1871 über die Bindlichkeit zum Schadenerla Jake für die bei dem Betriebe von Eisenbahnen, Bergwerken n. s. w. herbeigeführten Tötungen und Körperverletzungen wurde durch das Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884 erweitert und abgeändert. Kranken- und Unfallversicherung wurde unter dem 5. Mai 1886 auf die beim land- und forstwirtschaftlichen Betriebe und unter dem 11. Juli 1887 auf die bei den Bauten beschäftigten Arbeiter ausgedehnt. Der Gewerbebetrieb im Umherziehen (Gaußhandel) darf in der Regel nur auf Grund eines von der zuständigen höheren Verwaltungsbehörde ausgestellten Wan-

der Gewerbescheines ausgeübt werden. Eines Wandergewerbescheines bedarf es insbesondere nicht zum Teilstück selbst gewonnener oder roher Erzeugnisse der Land- und Forstwirtschaft, des Garten- und Obstbaues, der Geflügel- und Bienenzucht, sowie selbst gewonnener Erzeugnisse der Jagd und Fischerei. Der Marktverkehr ist frei. Polizeiliche Tagen sind aufgehoben.

Mit der Reichsgewerbeordnung stehen in Verbindung das Reichsgesetz vom 9. Januar 1876 über das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste, vom 10. Januar 1876 über den Schutz der Photographien gegen Nachbildung, vom 11. Januar 1876 über das Urheberrecht an Mustern und Modellen, vom 30. November 1874 über den Markenschutz, das Reichspatentgesetz vom 23. Mai 1877, das Reichsbankgesetz vom 14. Mai 1875 und das Reichsgesetz vom 22. Juni 1873 über die privatrechtliche Stellung der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften.

At.

**Gewerbesteuer** (Deutschland) ist die direkte Staatssteuer von dem Erwerbe aus dem Gewerbebetriebe. Dieselbe ist eine Object- oder Ertragsteuer, indem sie sich nur nach dem Ertrage des Gewerbes bemisst, ohne, wie eine Subject- oder Personalsteuer, auf das persönliche Einkommen des Inhabers des Gewerbes, insbesondere auf die Minderung desselben durch auf dem Gewerbe ruhende Schulden Rücksicht zu nehmen. Als Subjectsteuer kommt dieselbe jedoch in Betracht, wenn neben den Objectsteuern (Grund-, Gebäude-, Gewerbe- und Zinsrentensteuer) noch eine Einkommensteuer (s. d.) besteht, und in Sachsen erfolgt die Besteuerung der Gewerbe jetzt nur durch diese Einkommensteuer.

Die Gewerbesteuer war ursprünglich, wie z. B. in Preußen nach dem Edict vom 2. November 1810 über die Einführung einer allgemeinen Gewerbesteuer, eine Gebühr für die Ertheilung der Erlaubnis zum Gewerbebetriebe und ist es zum Theil noch hente, wie z. B. in England die gewerblichen Lizenzabgaben und in Frankreich die Patentsteuer (contribution oder droit de patentes nach dem Gesetze vom 28. October 1798, 23. April 1844 und 18. Mai 1850), neben welcher (droit fixe) jedoch noch eine veränderliche Steuer (droit variable) nach dem Wertpreise der Räume für den Gewerbebetrieb erhoben wird. Diese Lizenzscheine unterliegen einem Tarife, welcher die Gewerbe nach Kategorien und Ortsklassen unterscheidet.

Durch das preußische Gesetz vom 20. Mai 1820 über die Errichtung des Abgabewesens nebst Ergänzung vom 19. Juli 1861 wurde das Edict vom 2. November 1810 und damit auch die Verpflichtung zur Lösing eines Gewerbescheines aufgehoben. Es wurden nunmehr alle Kreise des Landes nach der Wohlhabenheit und Gewerbsamkeit in vier Abtheilungen gebracht, deren unterste alle Städte mit weniger als 1500 Einwohnern und die Ortschaften des platten Landes umfasst. Die für jede dieser Abtheilungen im ganzen und innerhalb derselben für einen örtlich bestimmten Bezirk treffende Steuer ist von den einzelnen Gewerben

nach gesetzlich bestimmten Mittelsätzen aufzubringen. Weist ein Gewerbetreibender nach, dass der Umfang seines Gewerbes dem angemessenen Mittelsatz nicht entspricht, so kann ihm innerhalb einer Minimalgrenze eine Steuerminderung gewährt werden, um welche dann die übrigen Mitglieder desselben Gewerbes höher zu besteuern sind. Dieser generellen und rein amtlichen Steuerveranlagung in Preußen steht gegenüber in den süddeutschen Staaten (in Bayern Gewerbesteugesetz vom 19. Mai 1881) die specielle Ermittlung des Ertrages eines jeden einzelnen Gewerbes durch Selbstschätzung (Fassion) des Inhabers auf Grund äusserer Merkmale (z. B. der Anzahl der Gehilfen), kontrolliert und festgestellt durch amtliche Schätzungscommissionen. Das Verzeichnis der Gewerbesteuerpflichtigen einer Steuergemeinde nebst Angabe aller aus die Steuerpflicht derselben bezüglichen Thatsachen bildet das Gewerbesteuercataster.

Die Gewerbesteuer erstreckte sich früher (wie jetzt noch in Frankreich) auf allen Erwerb aus Gewerbe, Handel, Landwirtschaft und persönlicher Arbeit (mit Ausnahme der Staats- und Communalbeamten), während jetzt in der Regel nur das eigentliche Gewerbe, einschließlich der Fabriken, und der Handel von der Gewerbesteuer betroffen werden. Das Einkommen der s. g. liberalen Berufe (Beamte, Ärzte, Anwälte, Künstler n. s. w.) und der gewöhnlichen Arbeiter wird entweder durch die allgemeine Einkommensteuer, oder, wo eine solche fehlt, durch eine Personalsteuer, in Bayern und Württemberg auch Einkommensteuer genannt, zur Besteuerung gezogen.

Die Eisenbahnen (s. d.) unterliegen der Gewerbesteuer nicht.

Die Bergwerke unterliegen in England der Einkommensteuer (income tax), in Frankreich der Gewerbesteuer, wobei neben dem nach der Fläche zu bemessenden droit fixe 3% des Reinertrages als droit variable erhoben werden. In Deutschland haben die früheren Bergwerksabgaben, von welchen die Necessengelder als eine Art von Lehenzins, die Quatembergelder als Beitrag zu den Kosten der Staatsaufführung und der Bergzehrung als Erwerbsteuer zu betrachten sind, mit der Aufgabe des Bergregals und der Einführung der Bergbaufreiheit (s. Bergwerkeigenthum) ebenfalls den Charakter von Steuern angenommen, welche entweder in Procenten des Rohertrages, wie in Preußen (2%, wovon die Hälfte für die Staatsaufführung), oder, wie in Sachsen, Baden und Sachsen-Weimar, des Reinertrages (5%) bestehen, oder, wie in Bayern (Gesetz vom 6. April 1869), als Einkommensteuer neben der Grubensfeldabgabe erscheinen.

At.

**Gewerbe** bedeutete im deutschen Privatrechte ursprünglich die Einweisung in den Besitz, im Mittelalter aber diesen selbst. Nach dem Inhalte des Rechtes wurden unterschieden Eigengewerbe, Gewerbe zu Lehensrecht, zu Pfandrecht u. s. w.

At.

**Gewerß**, das, seltenerer Ausdruck für die Waffen des Wildschweines. „Das Gewerß.“ Noé Menner, Jagd- und Forstrecht, Pforzheim

## Gewicht.

1560, fol. 88. — M. Sebzig, Straßburg, 1580,  
fol. 669. — Weitere Belege bei Gewiß, vgl.  
a. Wassen, Haderer, Hauer. Sanders, Wb.  
II., p. 1569.

E. v. D.

**Gewicht.** Man unterscheidet das absolute und das spezifische Gewicht, wobei unter dem ersten das wirkliche Gewicht eines Körpers zu verstehen ist, während unter dem letzteren jene Verhältniszahl gemeint ist, um welche der Körper schwerer als ein gleiches Volumen Wasser ist. Das Wasser ist bei  ${}^{\circ}\text{R}$ . 1000 kg pro Kubikmeter schwer.

## 1. Specifisches Gewicht fester mineralischer Substanzen:

Mannerde	2·6
Basalt	3·0
Banstein	2—2·167
Bachsteingemäuer	1·8
Coke	1—1·66
Dolomit	2·86
Feldspath	2·6
Feuerstein	2·63
Glas, Kron (Durchschnitt)	2·5
Flint	3·0
grünes "	2·7
Spiegel	2·7
Granit	2·76
Gips	2·3
Kalifstein (einschließlich Marmor)	2·7 — 2·8
Kohle (Anthracit)	1·602
" bituminöse	1·24—1·44
Kreide	1·87—2·78
Mauerwerk	1·85—2·3
Mergel	1·6—1·9
Mörtel	1·75
Quarz	2·65
Sand, feucht	1·9
" trocken	1·42
Sandstein, durchschnittlich	2·3
" verschiedener Arten	2·08—2·32
Schiefer	2·8 — 2·9
Schlamm oder Schlick	1·63
Trapp	2·72
Thon	1·92

## 2. Specifisches Gewicht der Metalle:

Blei	11·4
Bronze	8·4
Gold	19—19·6
Gussisen, verschieden	6·93—7·3
" durchschnittlich	7·11
Kupfer, gegossen	8·6
" Blech	8·8
" gehämmert	8·9
Metall, gegossen	7·8 — 8·4
" Draht	8·54
Platin	21—22
Schmiedeisen, verschiedenes	7·6 — 7·8
" durchschnittlich	7·69
Silber	10·5
Stahl	7·8 — 7·9
Zink	6·8 — 7·2
Zinn	7·3 — 7·3

## 3. Specifisches Gewicht des Holzes im trockenen Zustande:

Ahorn, gemeiner	0·59
" Felsdahorn	0·79

Bambus	0·4
Birke	0·711
Blaugummitbaum	0·843
Birne	0·69
Buchsbaum	0·96
Cabacalli	0·9
Ceder vom Libanon	0·486
Ebenholz, westindisches	1·193
Eibe	0·8
Eiche, europäische	0·69 — 0·99
" amerikanische	0·87
Eichenholz	1·046
Eiche	0·753
Fichte oder Tanne	0·48 — 0·7
Föhre, amerikanische Gelbfichte	0·46
" geweine	0·48 — 0·7
Grünholz	1·001
Hainbuche	0·76
Haselnuß	0·86
Cytisus laburnum	0·92
Kastanie, edle	0·535
Kaurifichte (Tamarifichte)	0·579
Langenholz	0·675—1·01
Lärche	0·5 — 0·56
Mahagoni, Honduras	0·56
" Spanien	0·85
Märn	0·92
Pochholz	0·65 — 1·33
Robinie	0·71
Santal	0·96
Singaporeholz	0·38
Steineiche, Q. robur	0·76
Tictholz, indisches	0·66 — 0·88
" afrikanisches	0·98
Tonka	0·99 — 1·06
Tristania	1·001
Ulme	0·544
Weide	0·4
Weißdorn	0·94

## 4. Gewicht der Zugthiere und Frachtwagen:

Schwere Arbeitspferde	400—500 kg
Leichte	300 "
Zugochsen	280—300 "
Maultiere	230—250 "
Esel	168 "
Mittleres Gewicht des Menschen	70 "

Der unbeladene Leiterwagen hat als Einspanner ein Gewicht von 400—500 kg, als Zweispänner von 560—670 kg, als zweispänigere Lastwagen 1100—1400 kg, der zweiräderige Langholzwagen 1000—1400 und jener für Dreir- und Viergepann 1400—2200 kg. Dr.

**Gewicht**, das, Nebenform von Geweih, heute nur mehr in Österreich und Süddutschland ("Gewicht") für das Gehörn des Rehbocks. "Es soll für einen jagdbaren Hirsch gehalten werden, der an dem Gewicht 8 Scheiden hat." Bayer. Jagdordnung v. J. 1616, c. V. — "Geweih oder Gewicht." C. v. Heppen, Alztr. Lehrprinz, 1731, p. XXIV. — "Des Hirschens nun aufgesetztes Gewicht." Chr. W. v. Heppen, Wohlred. Jäger, p. 71. — "Geweih... bei starken Hirschen Gewicht genannt." D. a. d. Winckl, Höh. J. Jäger, 1820, I., p. 6. — "Der Rehbock trägt ein Gehörn (Gewicht)." R. R. v. Dombrowski, Das Reh, p. 64. —

**Gewicht des Holzsamens. — Gewitter.**

Schmeller, Baner. Wb. IV., p. 19. — Sanders, Wb. II., p. 1394. E. v. D.

**Gewicht des Holzsamens, s. Samenprobe.**  
Gt.

**Gewiss,** adj., in verschiedenen Anwendungen vom Leithund, z. B.: „Dafs der Hund . . . ihn dessen gewiss machen kann und muss, worauf er mit ihm vorfucht.“ „Gewiss machen heiszt: Der Leithund gibt seinem Herrn in währendem Suchen durch gewisse Merkmal richtig zu erkennen, woraus er jüdet, item dass er die Fährte, die er verfolgen soll, augenommen und noch richtig halte, wodurch der Jäger außer allem Zweifel. Da sagt man danu: Der Hund hat den Jäger gewiss gemacht.“ E. v. Heppé, Aufr. Lehrprinz, 1731, p. 21.

E. v. D.

**Gewitter.** Einer so grossartigen Naturerscheinung wie dem Gewitter angemeisten besitzen wir für viele Dete langjährige Aufzeichnungen der einzelnen Gewittererscheinungen und neben gelegentlichen Angaben einiger besonders hervortretender begleitender Umstände auch ältere Untersuchungen und eingehende Beobachtungen scharfsinniger Naturforscher. Unter diesen müssen wir dem um die Wissenschaft der Meteorologie hochverdienten Forsther Ludwig Friedrich Kämpe zum großen Theil das Verdienst zuschreiben, die einzelnen Beobachtungen zu einem Ganzen verknüpft und durch eigenes eingehendes Studium der Erscheinungen die Erkenntniß der Gewitter ergänzend zu einem gewissen ersten klärenden Abschluss gebracht zu haben. Die in seinen Vorlesungen über Meteorologie vom Jahre 1840 niedergelegte Gewitterlehre hat durch die Arbeiten der Folgezeit in den meisten Beziehungen ihre Bestätigung gefunden, wie sich auch leider der von Kämpe gehedte Zweifel bewahrheitet hat, „dass man wohl nicht bald dahin gelangen werde, den Vorgang dieses vielleicht am meisten verwirkelten Phänomens im Einzelnen zu erklären“.

Aus diesem Grunde führt es nicht zu weit, einerseits ans geschichtlichen Interesse und in zweiter Linie, um den durch gemeinsames planmäßiges Arbeiten gewonnenen Fortschritt unserer Kenntniß leicht zu übersehen, folgend die Hauptresultate von Kämpe zunächst an die Spitze zu stellen.

„Man kann die Gewitter in zwei Hauptklassen theilen, sie entstehen nämlich entweder vorzugsweise infolge eines aufsteigenden Lufstromes, oder sie sind Begleiter eines Kampfes zwischen entgegengesetzten Winden. Erstere erscheinen fast nur in der warmen Jahreszeit, zu letzteren gehören besonders die Wintergewitter.“

„Bestige Regen, auch ohne Donner und Blitze unterscheiden sich von den Gewittern nur durch den Mangel der letzteren, aber stets ist bei ihnen die Elektricität hinreichend gross, ohne dass es zu einem Blitz kommt.“

„Meistens geht der Bildung des Gewitters ein langsames aber anhaltendes Sinken des Barometers voraus. Dabei ist die Atmosphäre sehr ruhig, eine schwüle, drückende Höhe ist charakteristisch.“ „Diese Höhe wird jedoch meistens nicht durch das Thermometer angegeben;

steht auch das Thermometer sehr hoch, so zeigen anderweitige Beobachtungen, dass die grosse Höhe besonders nur den unteren Schichten eigenthümlich ist, dass sie sich schnell mit der Höhe vermindert“ (d. h. schneller als an anderen Tagen).

„Nähert sich die Wolkenmasse dem Zenith, so hört das Sinken des Barometers auf, dieses steigt um einige Zehntel einer Linie, fängt aber gleich an wieder zu sinken, nachdem sich das Gewitter entfernt hat.“

„Zur vollständigen Ausbildung eines Gewitters im Sommer ist in unseren Gegenden eine große Ruhe der Atmosphäre und heiteres Wetter erforderlich. Die Ruhe der Luft erstreckt sich jedoch nicht bis zur Grenze der Atmosphäre; denn meistens sinkt das Barometer einen oder mehrere Tage langsam, ein Beweis, dass dort Luft absiebt; die Cirri, welche sich dort anfänglich einzeln zeigen, ziehen mit schwachem südwöestlichen Winde.“

„Sehr häufig bildet sich das Gewitter schon mehrere Stunden vor seinem Ausbruche aus. Am Morgen solcher Tage ist der Himmel vollkommen heiter. Gegen Mittag zeigen sich einzelne Cirri, deren Fäden vielfach verästelt dem Himmel ein mehr oder weniger wirres Aussehen geben. Erst später bilden sich die Cumuli, welche sich immer weiter ausbreitend mit der oberen Schicht zusammenzufließen scheinen.“

Die Form der Wolken schildert Kämpe noch in folgender Weise: „Die Wolken charakterisieren sich besonders dadurch, dass die Cirri, welche in der Höhe stehen, in kurzer Zeit in dichte Cirrostrati übergehen, und dass die Cumuli eine dichte oft gleichförmige Masse von Cumulostratus bilden. Außerdem finden wir in der Masse sehr anfällige Contraste der Beleuchtung.“ „Kurz vor dem Ausbruch des Gewitters bildet sich nicht selten noch eine tiefere Schicht, was man besonders in Gebirgsgegenden den wahrnehmen kann.“

Beüglich der Vertheilung der Gewitter war Kämpe befandt, dass dieselben in grossartiger Weise zwischen den Wendekreisen zur Ausbildung gelangen, besonders in der warmen Jahreszeit und beim Wechsel der Monone, dass sie dagegen über Gebieten, wo im ganzen Jahre der Passat gleichmäßig herrscht, äußerst seltene Erscheinungen sind; ferner in höheren Breiten ihr Vorherrschen in der heißen Jahreszeit, ihre grössere Häufigkeit an den Westhängen der Gebirge als in der Ebene, ihre Abnahme nach dem östlichen Innern des Continents wie nach Norden und ebenjo die Zunahme der Wintergewitter an der Westküste des alten Continents, insbesondere an der Küste und den Inseln der norwegischen Küste im Contrast zum Innern Norwegens, wo Wintergewitter fast unbekannt. Kämpe hebt auch die nahe Übereinstimmung der jährlichen Vertheilung, wenn auch absolut grössere Häufigkeit der Gewitter des nördlichen Italien mit denen nördlich der Alpen und im Gegenjahr das Maximum der Gewitterhäufigkeit im Spätherbst für Palermo hervor.

Nach Kämpf stürzt die von der Gewitterwolke beschattete und darum kalte Luft herab, unten nach allen Seiten vom Gewitter ausgehend, während in der Höhe die warme Luft von allen Seiten der Wolke zuströmt. Die Ursache der Elektricität findet er in der schnellen Condensation der Wasserdämpfe. „In allen Fällen ist eine schnelle Condensation der Dämpfe nötig, damit ein Gewitter entstehe; ist die dadurch gebildete Elektricität hinreichend stark, so findet ein eigentliches Gewitter statt, wo nicht, so finden wir nur Regenschauer mit einer sehr starken Elektricität.“ „Wir müssen... nothwendig folgern, diese Elektricität werde durch das Gewitter erzeugt, nicht aber, wie gewöhnlich gesagt wird, das Gewitter durch die Elektricität.“

Kämpf schätzt die Höhe der Gewitterwolken als sehr beträchtlich und hält die Beobachtungen von Gewittern zu frühen der Beobachter für Täuschung. Wetterleuchten galt ihm unter allen Umständen als das reflectierte Licht entfernter Gewitter.

Bevor wir zu dem großen Ausführungen, den die Gewitterforschung, wie wir sehen werden, im Jahre 1863 nahm, übergehen, müssen wir zunächst noch einige wichtige Resultate der Arbeiten von Fritsch 1859 und von Mohr (Poggend. Ann. 117 und 126) kennen lernen und zweckmäßig anschließend zunächst die mehr isoliert stehenden Untersuchungen über den Aufbau der Gewitterwolken und die Mechanik der Gewitterböen einer Besprechung unterziehen.

Indem Fritsch die Mittelwerte der meteorologischen Elemente mit den für Gewittertage berechneten Mittelwerten verglich, fand er, 1. dass der Luftdruck an Gewittertagen in continuierlichem Abnehmen begriffen sei, bis zu jener Zeit, wo am Tage die meisten Gewitter zum Ausbruch gelangen, 2. dass die Temperatur zu allen Stunden des Gewittertags eine positive Abweichung zeige, 3. dass der Dunstdruck und die relative Feuchtigkeit ebenfalls erheblich höher seien, 4. die Windrichtung einige Stunden vor dem Ausbruch des Gewitters etwas gegen Süden von der normalen mittleren abweiche, dabei die Windstärke vor dem Gewitter eine geringere als die normale sei, 5. dass dagegen der Wolkenzug weniger von dem normalen abweiche als die Windrichtung.

Über den Gang der Bewölkung bemerkte Fritsch, dass die Cumuluswolken, die sonst erst am Morgen im Entstehen begriffen seien, an Gewittertagen schon am Morgen den Himmel zum großen Theil bedecken, dass der aufsteigende Strom sie aber bald in Cirren verwandle.

Mohr betont das gleichmäßig graue oder schwarze Aussehen des Innern der Gewitterwolken und das häufige Herabhängen einer Reihe zerrissener Wolken wie Loden am Rande der Gewitterwolke. Die kalte vom Gewitter ausströmende Luft betrachtet er als durch den Niederschlag mit fortgerissen. „Das Gewitter muss den Sturm bringen, nicht der Sturm das Gewitter, da sie sich nur an ruhigen Tagen ausbilden.“ Die fernere Hypothese, dass die Stellung der Sonne in unseren Breiten am

Nachmittag in S und SW durch die Lage des Wolkenschattens und entsprechend örtliche Abführung die vorwiegende Bewegung des Gewitters in den entgegengesetzten Richtungen hervorruft, welche das Gewitter in seiner Fortbewegung ganz auf eigene Füße stellt, vermöchte nur diese eine Bewegungsrichtung zu erklären und hat daher wenig Unterstützung gefunden.

Dem Ausban der Gewitterwolken und den sie begleitenden Luftströmungen, insbesondere auch den Ursachen der zuweilen bei Ausbruch des Gewitters an der Erdoberfläche auftretenden Böen ist in der Folgezeit von mehreren Meteorologen eingehendes Studium zugewandt worden; besonders hervorzuheben sind die Arbeiten von Hann (Bemerkungen über die Luftcirculation in den Gewitterwolken, Öst. met. Zeitschr. 1873; Ein Beitrag zur Morphologie der Gewitterwolken, ibid. 1880), Daniel Coladon (Contribution à l'étude de la grêle et des trombes aspirantes, 1879), Köppen (Beitrag zur Kenntnis der Böen und Gewitterstürme, Öst. met. Z. 1879; Über den Gewittersturm vom 9. August 1881, Hydrogr. Annalen, 1882, und Öst. met. Z. 1884) und von Möller (Untersuchung über die Lufttemperatur und die Luftbewegung in einer Böe, Meteor. Zeitschr., 1884).

Infolge eingehender Beobachtung des Verlaufs der Gewitter von Jugend an ist besonders Prof. Hann durch mehrere treffliche Untersuchungen über Gewitterereignisse ausgezeichnet. Er hat „stets beobachten können, dass die mächtig ange schwollenen Cumulussmassen vor dem Ausbruch des Gewitters ihre obersten Kuppen verflachen und sich mit einem höheren dünnen Wolkenchirm (einer echten Cirrostratuswolke) bedecken. Dieser Wolkenchirm wächst von unten aus den dichten Cumulussmassen empor, sobald der Niederschlag beginnt oder sehr heftig wird“. „Es ist interessant, zu beobachten, wie schnell sich diese Wolkendecke oft mit Behemenz vom eigentlichen Herde des Gewitters ausbreitet und mit ihrem streifigen, trübweißen Schleier den größten Theil des Himmels einnimmt.“ „Die Cirrostratusdecke bildet sich regelmäßig über der sehr ange schwollenen Hanzenwolke (Cumulostratus). Wie die Wolkenmasse sich verdichtet, steigt die Luft, durch die freigewordene Wärme des verdichteten Wasserdampfs erwärmt, über der Wolke von neuem in die Höhe, um sich oben anzubreiten und nach allen Seiten hin abzuschießen, wobei sie sich wieder abkühlt, beständig einen Theil ihrer Feuchtigkeit niederschlägt und so eine hohe, dünne, verbreitete Wolkenbüschel bildet.“ „Während dieser Umwandlung der Wolkenformen infolge des stärkeren Niederschlags erstreckt sich diejeniger allmählich durch die tieferen Luftschichten bis zum Boden.“

An anderer Stelle bespricht Hann diese Cirrostratusschichten, die den Wirbelgewittern (Gewittern der II. Art nach Kämpf) stets vorausilen und sich häufig mehr als fünfmal so weit als die eigentlichen Gewitter erstrecken. „Wir haben oft beobachten können, wie die Ränder der unteren schweren Wolkenmassen rasch nach außen anwachsen und Wolke an Wolke von außen sich ansetzte.“

Den Wolkenaufbau bei Hagel- und Sturmgewittern finden wir von Haun trefflich skizzirt. 1. Grau-weißlicher oder röthlicher, herabhängender Wolkenvorhang über oder vor der Regenwand. 2. Dichte, schwere, grauviolette Cumulostratuslager darüber. 3. Gethärmte Haufenwolken, die sich von dem Cumulostratuslager wohl abheben und 4. dichter Cirrostratus in der Höhe. Indes scheint nach Haun der tiefhängende vordere Wolkenvorhang, der beim Herannahen die Regenwolke zum Theil verdeckt, wesentlich durch das Auftreten von Sturm in Begleitung des Gewitters bedingt zu sein, da diefer Wolkenufragen bei dem Vorkommen stürmischer Winde stets, nicht aber trotz starker Regengüsse beobachtet wurde, falls jener fehlte.

Wenn andere Beobachter in der Met. Zeitschr. vom Jahre 1883 betreffs der von der Schneekoppe und im Hirschberger Thal beobachteten Gewitter übereinstimmend das Fehlen der Cirrostratusschicht angeben, so steht einer Verallgemeinerung dieser Beobachtungen die entgegengesetzte Mittheilung von Tritsch (Österr. Met. Zeitschr. 1867) entgegen, welcher die Cirrostratusschichten bei einem Gewitter im Niedergebirge als deutlich ausgeprägt hervorhebt.

Unter den Gewitterwolken fühlt die Lust, theils durch Beschattung erfasst, besonders aber durch den fallenden Regen und Hagel mit fortgerissen, herab, was vielleicht 1740 von Marbotte zuerst erkannt wurde, während hier durch in der Höhe der Gewitterwolke infolge der Verdünnung ein Zufluss nach der Wolke von allen Seiten durch Aspiration stattfinden müs (1873 von Colladon wohl zuerst ausgesprochen), wie mehrfach hervorgehoben wurde. Von der Mitte der Wolke dagegen scheint nach oben aus dem Haupttheile jene Lustzuschiefe ausströmen, welche die von Haun hervorgehobene Cirrenbildung zur Folge hat. Rotationen der Gewitterwolken sind von den genannten trefflichen Beobachtern nie wahrgenommen worden.

Ebenso wie das Zustromen in der Höhe durch die Nebbildung am Wolkenrande als an der Grenze der kalten und warmen Ströme stattfindend und aus der Bewegungsrichtung von Wolkenzeichen zu schließen ist, so tritt das Heraufsteigen der Luft in der Gewitterböe in dem Heraufbiegen der Äste und Wipfel der Bäume deutlich sichtbar hervor; beide Lustströmungen können ebenso bei jedem größeren Wasserfall beobachtet werden.

Die bei Gewittern auftretenden starken Winde an der Erdoberfläche können wir, Köppen folgend, in Ausehnung an die Engländer in eigentliche Böen mit Regen (squalls) und trockene Windstöße (gusts) eintheilen. Aulass zu einem besonderen Studium der Böe bot die traurig berühmte sog. Eurydice-Böe vom 24. März 1878, welche bei ihrem Zuge durch ganz England von Süd nach Nord den Verlust des englischen Kriegsschiffes gleichen Namens bei der Insel Wight verursachte. Clement Ven gelangte hiebei 1878 zu einigen recht interessanten Schlüssen. Er findet die Squalls ein wenig im Rücken und fast stets auf der rechten Seite von cyclonalen Lustwirbeln, und in dieser Beziehung eine Ähnlichkeit mit den in

der Meteorologie als Theilmimima bezeichneten kleinen secundären Wirbeln, die durch die größeren Wirbel (Cyclonen) verursacht zu sein scheinen.

Aufkündend machte Prof. Köppen die mechanischen Vorgänge in der Böe im allgemeinen zum Gegenstand mehrfacher Untersuchungen und gelangte dabei zu folgenden Resultaten: Bei Böen und Windstößen findet zweifellos eine Lustzuflucht aus der Höhe statt, wie wir sie auch bei den Föhnläufen (s. Föhnl.) kennen, nur mit dem Unterschiede, dass bei diesen die Lust durch Compression erwärmt und relativ trocken, im ersten Falle aber kalt und feucht auf die Oberfläche gelangt; nach Köppen muss es scheinen, dass die Föhnerscheinungen an ein Überwehen von Gebirgen gebunden seien.

Da wir annehmen müssen, dass ab- und aufsteigende Ströme in der Atmosphäre nur möglich sind, wenn das Gleichgewicht in der Luftmasse gestört ist, so gilt es, diesen Störungsweschen nachzuspüren. Gleichgewicht in der Atmosphäre findet statt, wenn die Abnahme der Temperatur mit wachsender Höhe unter einer gewissen Grenze bleibt (vgl. Föhnl.), welche für trockene und feuchte Luft verschieden groß ist. Indem nämlich Lust beim Aufsteigen sich ausdehnt und hiebei erfasst und nur so weit zu steigen vermag, als sie leichter als die verdrängte Luft ist, resp. bis sie nahezu die Temperatur der umgebenden Lust angenommen hat, muss dieses Steigevermögen bei gleicher Temperaturabnahme in der Lust auch für feuchte Lust ein größeres sein, da das Erkalten mit Condensation von Wasserdämpfen und somit einem Freiwerden von Wärme verbunden ist. Die Bedingungen für ein Aufsteigen bis zu gleicher Höhe sind demnach für trockene Lust an eine größere Wärmeabnahme als für feuchte Lust gebunden. So lange die Temperaturabnahme unter diesen Grenzen bleibt, befindet sich die Lusthöhle im Gleichgewicht; treten dagegen größere Temperaturdifferenzen ein, so wird das Gleichgewicht gestört, und verticale Lustströmungen sind die Folge.

Diese Temperaturabnahme nach der Höhe wird aber dann bedeutend groß ausfallen, wenn in der Höhe ein kalter Strom besteht, während in der Tiefe eine warme Strömung vorherrscht. Bedingungen, die Köppen gerade für die Ausbuchungen der Isobaren, welche kleine Theilmimima bergen, an der Südostseite der Cyclonen als gegeben annimmt, indem auf der Ostseite derartiger kleiner Wirbel südöstliche bis östliche Winde wehen und heiteren Himmel und Erwärmung begünstigen, während die von dieser Seite durch die Gestalt der Isobaren ausgeschlossenen westlichen bis südwestlichen Winde auf der westlichen Seite der Theilmimima weiter zuströmen und Trübung und somit, wie auch in zweiter Linie durch den Niederschlag bedingt, Erfaltung der Lust zur Folge haben.

Sei es nun, dass Lust durch den Regen mechanisch herabgerissen werde, wie wir es in der Gewitterböe meist vor Augen haben, oder dass sie durch das gestörte thermische Gleichgewicht herabstürze, in jedem Falle muss sie

uns die horizontale Componente der in den Schichten ihrer Herabstreuung herrschenden Luftströmung mit herabbringen und somit in den meisten Fällen eine Verstärkung des Windes an der Oberfläche zur Folge haben, wie auch das häufig beobachtete Rechtsdrehen des Windes hierin seine Erklärung findet.

Dieses gleichzeitig von Mallock 1879 hervorgehobene Moment der Übertragung der in der Höhe stehenden Windgeschwindigkeit genügt indessen, wie Körppen später zeigte, nicht in Fällen zur Erklärung der Stärke der Gewitterböen, da die Annahme so crasser Windgeschwindigkeit in der Höhe häufig ausgeschlossen ist. Nach seiner modifizierten Theorie entsteht infolge der angeführten Temperaturgegenläufe, die durch die immer von nemem an der Grenze eintretenden Wolkenbildungen und Niederschläge unterhalten werden, eine hohe Druckstufe (Unterschied von Luftdruck auf eng benachbarten Gebieten), deren Ausgleich durch ein einfaches Absinken der Luft höheren Druckes nach den Orten niederen Druckes durch die Reibung der Luft an der Erdoberfläche erschwert und verhindert wird. Diese Ursachen bewirken eine Erhaltung der Druckstufe und eine Fortpflanzung der Erscheinung nach der Seite der hohen Temperatur hin. In Übereinstimmung mit der Theorie zeigen diese Böen engen Zusammenhang mit dem Gange der Sonne; sie entstehen am Morgen, entfalten ihre höchste Kraft am Nachmittag und verschwinden am Abend.

Die Frage nach dem Verbleib der Luftmassen, die wir bei den Böen unter einem spitzen Winfel (etwa  $15^{\circ}$ ) herabsteigen sehen, beantwortete Körppen schon 1875 dahin, daß er spätere abermaliges Aufsteigen und vielleicht abermaliges Herabsteigen in der Böe annahm, so daß die Erscheinung der Fortpflanzung einer Böe gewissermaßen als ein um eine horizontale Achse rotierendes Rad seiner Bewegung nach sich darstelle.

Gerade diese Frage unterwarf Möller einer Untersuchung und gelangte dabei zu interessanten Schlussfolgerungen, deren Verfolg uns indes zu weit führen würde. Nach seiner Theorie erscheint der von Hann hervorgehobene niedere Wolfsvorhang als das Produkt der in der Front des Gewitters kreisenden Böe, hervorgerufen durch die Nachbarschaft warmer und fächerter Luftströme und demnach in steter Umbildung begriffen, übereinstimmend mit der Beobachtung Hann's, daß das Auftreten des Wolfentragens an stürmische Winde gebunden erscheint.

Die späteren Untersuchungen, besonders gewaltiger Gewitterböen, wie des Crossener Gewitters am 14. Mai 1886, haben zu keiner tieferen Erkenntnis des Wesens der Erscheinung geführt.

Es führt uns indes die Art der Untersuchung des geographischen Verlaufes derartiger Erscheinungen dahin, nun die Änderungen in der Gewitterforschung kennen zu lernen, wie sie durch Le Verrier im Jahre 1865 angeregt wurden.

In diesem Jahre organisierte Le Verrier in Frankreich die systematische Gewitterforschung durch einheitliche Gewitterbeobachtungen nach

vorgeschriebenen Regeln an über das ganze Land verbreiteten Orten, und hiermit war die Möglichkeit geschaffen, in ausgedehnter Weise über die gleichzeitige Verbreitung der Gewitter, über ihre Fortbewegung u.s.w. Kenntnis zu erhalten. Mit Errichtung von Gewitterstationen folgten Luxemburg, Belgien und Holland, Schweden und Norwegen, 1871 Russland, 1876 Italien, 1877 sammelte Richter Gewitterbeobachtungen in der Grafschaft Gladbach, 1879 Bayern, 1880 Württemberg, Sachsen, 1881 die nördlich-thüringischen Länder, 1883 die Schweiz, 1884 Preußen, so daß inzwischen Europa zum großen Theil mit eigentlichen Gewitterbeobachtungsstationen durchsetzt ist, welche natürlich durch die übrigen meteorologischen Stationen ergänzt werden. Heben wir gleich hier die übrigen Hilfsmittel hervor, welche sich der Gewitterforschung hente darbieten, so haben wir in erster Linie, wie wir sehen werden, die Aufzeichnungen der meteorologischen Registratoren, ferner die fast an allen Telegraphenstationen geführten Aufzeichnungen über Gewitter (als jederzeitiger Ausweis über Störungen in den Telegraphenleitungen dienend), die Acten der Feuer- und Hagelversicherungsgesellschaften, welche v. Bezold und Ahmann als wissenschaftlich verwendbar dargestellt haben, sowie bei besonders gewaltigen Erscheinungen, wie wohl Körppen zuerst als sehr brauchbar dargestellt hat, die Beobachtungen, welche Eisenbahnbeamte während ihrer Funktion als Zugführer, Schaffner od. dgl. nothwendigerweise machen. Letzterer Hilfsmittel bedarf die Wissenschaft nur in ganz besonderen Fällen.

Die Beobachtungen an den Gewitterstationen erstrecken sich mit kleinen Abweichungen über die Zeitpunkte des ersten und letzten Donners oder der größten Gewitternähe, über die Richtung des Windes vor, während und nach dem Gewitter, über seine Stärke, über Richtung und Stärke des Gewitters, Zug der Wolken, Zeit, Art und Größe der Niederschläge, seltener über Temperatur und Luftdruck.

Zwecks baldiger Bearbeitung werden die Beobachtungen meist gleich nach dem Beobachten in besondere Gewitterpostkarten in der Weise eingetragen, daß die auf der Rückseite befindlichen Rubriken einfach auszufüllen sind, und diese Postkarten sofort an die Sammelstation (meist portofrei!) eingesendet, oder die Beobachtungen werden tabellarisch monatsweise der Centralstation zugestellt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß trotz aller Vorschriften verschiedene Aufsätzen erst allmählich zu befeitigen sind, und daß die Bearbeitung des Materials nicht ohne große Kritik vorgenommen werden kann. Diese Bearbeitung geschieht in der Regel in der Weise, daß für jeden Tag mit Gewittermeldungen eine oder mehrere Karten zur Eintragung der Beobachtungen angelegt werden. Durch Interpolation zwischen den Zeiten, zu welchen an benachbarten Orten Gewitter beobachtet wurden, entstehen für die vollen Stunden die Isobronnen, worunter wir die Linien zu verstehen haben, welche Orte verbinden, wo gleichzeitig entweder der erste Donner gehört wurde, oder wo das

Gewitter gleichzeitig sich in größter Höhe befand (Italien) oder wo der mittlere Zeitpunkt zwischen erstem und letztem Donner der gleiche war; durch Verbindung der Linien mit gleichem Niederschlag entstehen die Isobaren.

Gestaltet die Nähe von mit Thermometer und Barometer ausgerüsteten Stationen noch die Construction von Karten mit Isobaren (Linien gleichen Luftdrucks) und Isothermen (Linien gleicher Wärme) für einzelne Gewitterstunden, so gestaltet der Vergleich dieser Karten, die Verschiebungen der Isobaren und Isothermen mit denen der Isobronnen und die Lage dieser dreierlei Linien gegen einander für gewisse Stunden zu vergleichen.

An der Bearbeitung synoptischer Gewitterbeobachtungen haben sich besonders betheiligt Fron in Frankreich, Mohn und Hildebrandsson in Skandinavien, Lancaster in Belgien, Schiaparelli und Ferrari in Italien, v. Bezold, Ahmann und Richter in Deutschland, Wojeckow und Schoenrock in Russland.

Schon die ersten Arbeiten von Fron ließen die Richtigkeit der Behauptung von Marié Davy (1864) hervortreten, daß die Gewitter unter dem Einfluß der atmosphärischen Depressionen stehen; Wintergewitter treten bei tiefen Cyclonen auf, die des Sommers meist bei geringeren Druckunterschieden. Die von Fron „orages erratiques“ genannten Gewitter, welche im allgemeinen die Zeichnung von Isobronnen nicht gestatteten, nannte Ferrari aus Grund seiner eingehenden Vorrichtungen „hüpsende Gewitter“, indem seine Untersuchungen lehrten, daß nur die stärkeren Gewitterzüge fast überall auf dem Wege ihrer Fortpflanzung als Gewitter auftreten, während die schwächeren, von geringeren Condensationsprozessen begleiteten, bei ihrer Ans., Ren- und Umbildung (die allen Gewitterzügen eigen) bald als Gewitter, bald nur als Regen auftreten. In Übereinstimmung hatte Hildebrandsson schon gefunden, daß die localen Gewitter besonders häufig an Tagen auftreten, wo außerdem ausgedehnte Gewitterzüge sich leicht verfolgen lassen, daß also die allgemeine Wetterlage auch für jene bedingend sein muß, und daß die Trennung der Gewitter im Sommer schwer durchführbar ist.

Die Unterscheidung von Wärme- und Wirbelgewitter im Sommer nach Räng und Mohn wurde somit als hinfällig erwiesen, da ihr nur die Bedeutung einer Unterscheidung nach der Stärke der Erscheinungen innenwohnlich fann.

Die Sommergewitter bilden sich meist am Südostrand von Cyclonen, in einem Gebiet relativ geringer Druckdifferenzen, von etwas geringerer als normalem Luftdruck (etwa 755 mm, auf Meeressniveau reduziert) und hoher Temperatur aus.

Das Vorhandensein der erwähnten kleinen Theilmimina, welche bei weniger detaillierter Isobarenzeichnung nur durch Ausbildung der Isobaren angedeutet sind, wurde von Lancaster 1878 entdeckt und von Ferrari wie v. Bezold später bestätigt. v. Bezold wies nach, daß man aus der Anordnung der Isobaren und

Isothermen schon die ungefähre Lage der zugehörigen Isobronnen entnehmen könne, indem diese Linien dort zu liegen kommen, wo jene Linien am meisten gedrängt auftreten in dem Sinne, daß der vordere Rand des Gewitters ein Gebiet höheren Luftdrucks und niedrigerer Temperatur von einem solchen niedrigeren Luftdrucks und höherer Temperatur trennt, eine Erfahrung, die wir durch den Gang der Registrapparate bestätigt finden werden.

Da diese Theildepresionen meist von geringer Tiefe sind und somit nur von schwachen Winden umkreist werden, so geschieht ihre Fortpflanzung nach v. Bezold in dem Sinne, „wie es die in wohl nur etwas höheren Regionen wehenden Winde verlangen, d. h. die Gewitter schreiten von W nach E weiter, sobald die kleinen Depressionen als Theile einer im Norden gelegenen größeren zu betrachten sind, sie schreiten von E nach W weiter, sowie sie einem Depressionengebiete angehören, dessen Centrum im Süden liegt“.

Hiermit in Übereinstimmung pflanzen sich die Gewitter nördlich der Alpen nach NE fort, da die Centren der großen Depressionen hier meist im Norden der Theildepresionen liegen, während ebenso für Wien nach Hann die aus E bis NE ziehenden Gewitter nördlich von den großen Depressionenentren liegen, die von der Adria besonders häufig im Frühjahr nach Ungarn ziehen. Die in Italien meist aus WNW ziehenden Gewitter müßten sich nach jener Regel auf der Westseite der Cyclonen bewegen.

Nach Ferrari (Met. Zeitschrift 1888) ist die Fortpflanzungsrichtung der Gewitter abhängig von den kleinen Gewitterdepresionen und fällt diese Richtung zusammen mit der Richtung deren stärksten Gradienten.

Constriert man die Linien des ersten und letzten Donners für gleiche Stunden, so schließen die offenbar den Raum ein, über welchen sich das Gewitter momentan erstreckt; diese Räume treten in der Regel als lange, schmale, bandförmige Streifen hervor, nahe senkrecht auf der Zugrichtung des Gewitters und der Richtung des aus dem Gewitter hervorbrechenden Windes, welcher nahe senkrecht aus dem Gebiete höheren nach dem Gebiete niederen Druckes weht.

Diese Streifen sind nicht zu verwechseln mit den bei Hagelverwüstungen oft hervortretenden Streifen, die sich in der Richtung der Fortbewegung des Gewitters erstrecken.

Die nahe gleichzeitige Entstehung eines Gewitters längs einer langen Linie tritt häufig aus den Karten hervor. Als Gewitterherde oder Orte, wo Gewitter besonders häufig ihren Ursprung nehmen, bestimmte v. Bezold für Bayern die sumpfigen Niedernungen zwischen den größeren Seen und den Alpen, den Westabhang des Böhmerwaldes, die Gegend zwischen Rhein und Schwarzwald; Schönrock fand für Russland neben den aus Deutschland hereinkommenden Gewittern noch einen besonderen Gewitterherd durch die Gegend des Schwarzen Meeres angedeutet.

Wir dürfen a priori erwarten, daß solche Orte der Ausbildung der Gewitter besonders

günstig sein werden, wo besondere Verhältnisse für Condensation der Wasserdämpfe gegeben sind, also Berghänge, welche die warme Luft in ihrem Fortschreiten zum Aufsteigen und daher zur Entfaltung zwingen, sowie in der Ebene Gegenden, welche durch hohe Temperatur und Feuchtigkeit ausgezeichnet sind; denn Blitz und Donner sind sicher nur Begleitumstände der Condensationsvorgänge, durch die Stärke des Proesses oder andere uns unbekannte Nebenumstände bedingt. So müssen wir gleichfalls Condensationen als die Ursache der Gewitter ohne Niederschlag ansehen, nur von geringer Stärke, als dass die Condensationsprodukte zur Oberfläche gelangen — in Übereinstimmung mit dem Resultat Ahsmann's, dass solche Gewitter gewöhnlich am Anfang der eigentlichen Gewitterperioden auftreten, welche eben ihrerseits einen gewissen Feuchtigkeitsgrad der Luft zur Bedingung zu haben scheinen. Ziemlich häufig beobachteten langen warmen Perioden, wo auch die Form der Iobaren oder die Druckvertheilung der Gewitterbildung besonders günstig ist und diese dennoch fehlten, zeichnen sich entsprechend durch den gänzlichen Mangel an Niederschlägen aus.

Die Bedeutung der Theilminalia für die Entstehung der Condensationen und somit der Gewitter lernten wir schon oben bei Besprechung der Böen kennen.

Fassen wir die Iobronten allein ins Auge, so entnehmen wir der Gewitterkarte die Ausdehnung der Gewitterfront und aus der zeitlichen Anfeindersfolge die Geschwindigkeit des Fortschreitens. Neben Gewittern geringer Ausdehnung finden wir auch die Gewitterfront nicht selten von großer Erstreckung; so schritt ein Gewitter am 9. August 1881 mit der gewaltigen Frontentfernung von Dänemark bis zu den Alpen voran.

Die Geschwindigkeit für das Fortschreiten des Gewitterzuges wurde für Schweden gleich 35—50, im Mittel näher an 50, für Belgien gleich 40—50, für Frankreich gleich 49—50 für die Richtungen aus SW bis W, für die aus E und SE gleich 26—27 (nach Ferrari), für Bayern 41, für Italien gleich 33 km pro Stunde im Mittel berechnet. Eine der größten Geschwindigkeiten erreichte wohl ein Gewitter am 19. Februar 1860, welches sich nach der Untersuchung von Lancaster über Belgien mit 70, über Norddeutschland mit 100 km Geschwindigkeit per Stunde fortbewegte.

Abhängig von der Zuggeschwindigkeit nimmt nach Ferrari die Dauer des Gewitters am Ort mit wachsender Geschwindigkeit ab, während die stärkeren Gewitter auch eine größere Geschwindigkeit besitzen.

Wenn auch in Europa die Gewitter meist ohne großartige Sturmentfaltung auftreten, so ist im Sommer ihr Vorübergang doch auch bei uns nicht selten von so gewaltigen Verheerungen begleitet, so jüngst bei dem Orkan in Grossen am 14. Mai 1886, dass sie den gefürchteten nordamerikanischen Tornado's zum Theil kaum nachstehen.

Gang der meteorologischen Elemente während des Gewitters. Wenn

auch schon über diesen Gang schon früher manches bekannt war, so gestatteten doch erst die meteorologischen Registrierapparate sichere und genauere Beobachtungen über die Veränderungen des Luftdruckes, der Temperatur, der Windrichtung und Stärke beim Vorübergange der Gewitter. Diese Apparate ergänzen die Beobachtungen der Gewitterstationen in hohem Grade, da durch eingehende Diskussion ihrer Aufzeichnungen die Verschiebung der Iobaren klarer hervortritt.

Durch die Untersuchungen von Köppen, Ferrari und Ahsmann wurde das von Kämpf angeführte Gesetz der Änderung des Luftdruckes bestätigt; in der Regel zeigt das vor dem Gewitter langsam fallende Barometer beim Ausbruch des Gewitters ein starkes Steigen und dann wieder ein langsames Sintern. Die bis Ausbruch des Gewitters oder bis kurz vorher steigende Temperatur zeigt einen plötzlichen Rückgang, um je nach der Höhe des Sonnenstandes, resp. der Tageszeit nachher wieder zu steigen, oder dann langsam weiter zu sinken. Dem Gang der Temperatur entsprechen die Veränderungen der Feuchtigkeit, so dass also zusammenfassend, der Ausbruch des Gewitters zusammenfällt mit einem Maximum der Temperatur und der absoluten Feuchtigkeit und einem Minimum des Luftdruckes wie der relativen Feuchtigkeit.

Tägliche und jährliche Periode der Gewitter. Die Gewitter besitzen das Maximum ihrer Häufigkeit in der Tagesperiode in unseren Breiten zur Zeit der höchsten Temperatur oder bald nachher, etwa zwischen 3 Uhr und 5 Uhr nachmittags. Außerdem aber scheint die Häufigkeit noch ein geringes, secundäres Maximum in den frühen Morgenstunden, gegen 3 und 4 Uhr, zu besitzen, wie zuerst 1869 v. Bezold nachgewiesen hat und wie es auch aus anderen Beobachtungsreihen späterhin mehrfach nachgewiesen wurde.

Diese doppelte tägliche Periode wird bei uns in gleicher Weise für die Sommer-, wie für die Wintergewitter beobachtet.

Der Zeitpunkt des Hauptmaximums am Nachmittag scheint sich nach Osten und ebenso nach Süden hin um Weniges zu verspätet, also dort später einzutreten, wo wir die gleiche Verzögerung für die Wendepunkte der Temperatur beobachten.

Es sei hier noch darauf hingewiesen, dass der scheinbare Zwiespalt zwischen einem erwiesenen Fortschreiten der Gewitterzüge und dem nahe gleichzeitigen täglichen Maximum der Häufigkeit seine Lösung darin findet, dass eben zu dieser Zeit die Gewitterhäufigkeit auf dem Höhengipfel ist. Einerseits gelangen die Gewitter während dieser Periode auf ihrem Zuge häufiger zur Ausbildung (die „hüpfer“ Gewitter“ treten seltener auf), sie erreichen eine größere Erstreckung, schreiten lebhafter voran, und andererseits bilden sich Gewitterzüge besonders zu dieser Zeit aus.

Auch im jährlichen Gang schließen sich die Gewitter bei uns dem Gang der Temperatur an; sie erreichen ihr Maximum in der warmen Jahreszeit, welches nach den Untersuchungen

v. Bezold in zwei Maxima, dem Gange der Temperatur entsprechend, zerfällt, in der ersten Janu- und zweiten Julihälfte. Gewitter im Winter gehören im Inland, je weiter wir nach Osten und Norden gelangen, zu um so größerer Seltenheit.

In Italien finden wir am Südfuß der Alpen nahe die gleiche jährliche Periode, wie nördlich derselben; nach Süden fortschreitend entfernen sich die beiden Sommermaxima, so dass das erste dem Mai, das zweite dem Dezember naherückt.

Wintergewitter. Von den Sommergewittern, die sich in ruhiger Atmosphäre unter thermischen Einflüssen ausbilden (die nächtlichen vielleicht unter dem Einflusse der Erfaltung der oberen Schichten), müssen wir die eigentlichen Wirbelgewitter unterscheiden. Bei jenen erzeugt das Gewitter den Sturm, bei diesen der Sturm das Gewitter. Solche vom Sturm erzeugte Gewitter treten bei dem hereinbrechen tiefer Cyclonen, also mehr oder weniger erheblichen Druckunterschieden auf, bei uns in der kalten Jahreszeit, häufig mit Schnee und Hagelschauern, und wie angegeben, mit gleicher Tagesperiode wie die thermischen Gewitter, so weit sich aus der Seltenheit der Erscheinung eine solche mit Sicherheit feststellen lässt.

Anders verhalten sich die auch den Wirbelgewittern zugezählten Wintergewitter der norwegischen Küste, der Westküste Schottlands, der benachbarten Inseln und Islands. Diese beschränken sich, je weiter nordwärts wir dringen, um so mehr auf die Nacht; dabei sind es kurze mit Sturm verbundene Erscheinungen, die mit wenigen Blitzen und Donnerschlägen vorüber-eilen, ohne in das Innere des Landes, wo sie nahe unbekannt sind, einzudringen. Hier, schon im Osten Norwegens, herrschen dafür bereits die thermischen Gewitter, welche an genannten Küsten dagegen eine große Seltenheit sind.

Nach Buchan (*The diurnal period of thunderstorms*, 1880) fallen von 23 Gewittern, die während 14 Jahren auf Island (Stykkisholm) beobachtet wurden, auf die Monate X—XII allein 14, 8 auf den Herbst und keines auf den Sommer. Die Beobachtungen an der Westküste Schottlands ergaben für die Wintermonate nahe die Hälfte der im Jahre beobachteten Gewitter, während die Stationen der Ostküste nahe gleich wenig Wintergewitter wie das Inland des Continents aufweisen.

Einen gleichen Gegensatz fand Scott früher zwischen Valenta an der Westküste Islands und London ausgeprochen:

#### IV—IX X—II Summa

London . . .	73	11	84
Valenta . . .	23	41	64

Diese Wintergewitter treten, wie schon hervorgehoben, meist nachts auf. Für die Nord- und Nordwestküste Schottlands fand Buchan das Maximum zwischen 9 Uhr abends und 3 Uhr morgens; in Island sielen von den 23 Gewittern sogar 20 auf die Nacht, während die Wintergewitter in Schweden und im östlichen Norwegen wie in Deutschland die wärmeren Tagestunden begünstigen. Die Zeit des Maximums jener nächtlichen Gewitter fällt nach

Buchan zusammen mit dem täglichen Maximum der Niederschlagsmengen. Nach seiner Erklärung verdanken diese Gewitter den Condensationen, welche eintreten, wenn die warme Meeresluft über das erkaltete Land gelangt, ihre Entstehung. Nach der Angabe von Kämpf, dass diese Gewitter sowohl nach langen Wärme- wie nach Kälteperioden eintreten, müsste dagegen von der Mitwirkung des Landes hier abgesehen werden und die Gewitter als über dem Meere entstanden und an die Küste heranziehend aufgefasst werden.

Wie weit die warme Meeresoberfläche bei der Entstehung im Spiel ist und eine theoretische Gegenfähigkeit zu unseren Wintergewittern begründet ist, muss durch weitere Untersuchungen noch festgestellt werden.

Höhe der Gewitterwolken. Wetterleuchten. Bedeutende Meteorologen und treffliche Beobachter, wie Kämpf, Hann u. A., haben die Beobachtungen der Vergreifenden von Gewittern zu ihren Füßen durch ihren Einspruch mehrfach in Frage gestellt und dagegen eine beträchtlichere Höhe für die Gewitterwolken behauptet: doch scheint durch die seitdem gesammelten weiteren Nachrichten über tief ziehende Gewitter ein solches Vorkommen außer Frage gestellt, wenn auch bei einigen Beobachtungen Täuschung vorliegen mag. Interessant sind in dieser Beziehung die Beobachtungen über Gewitter, die auf der Schneekuppe angestellt wurden (*Met. Zeitschr. 1886*), wo aus tieferen Wolken, die aus dem Riesengrunde aufstiegen, plötzlich Blitz und Donner erfolgten.

Andererseits zeigen sich Gewitterwolken häufig in sehr beträchtlicher Höhe; so beobachten die Bewohner des Chamonix-Thales sogar Gewitter, die über den Mont-Blanc ziehen. Hiefür spricht auch die Entfernung, aus welcher häufig Wetterleuchten beobachtet wird, wenn dieses auch zum Theil durch Reflexion der Blitze zustande kommt. Verbürgt ist die Beobachtung von Wetterleuchten, welches durch Gewitter in 240 km vom Beobachtungsort verursacht wurde.

Beobachtungen von Donner ohne Blitz finden ihre Erklärung in der Verdeckung des Blitzes durch Wolken. Blitze, die aus den Wolken nach oben nach dem scheinbar blauen Himmel fahren, sind mehrfach beobachtet worden; sie finden ihre Erklärung wie die wohl sehr seltenen Blitze aus heiterem Himmel in dem Umstande, dass wir bei gewisser Belichtung des Himmels Wolken erst dann wahrnehmen, wenn sie eine gewisse Dictheit erzielt haben.

Blitz und Donner. Seitdem es gelungen ist, Blitze zu photographieren, ist es in hohem Grade wahrscheinlich geworden, dass jeder beobachtete Blitz aus einer Reihe neben einander verlaufender Entladungen besteht. Die sogenannten Flächenblitze haben wir als keine besondere Erscheinung anzusehen, sondern als eine momentane Erlösung von Wolkenflächen durch unsern Blicken verdeckte Blitze zu betrachten.

Die Zickzackbewegung des Blitzes erklärt sich einfach durch das Bestreben des Funkeis, die Bahn des geringsten Widerstandes aufzusuchen ein Vorgang, den wir am Experimentier-

tisch bewundern können, wenn wir zwischen die Pole einer Holzjischen Insektenzählmachine ein Pappblättchen mit einem kleinen Loch (Nadelstich) halten und besser mehrere solche in Abständen zwischenhalten und dann die Beobachtung machen, wie der Funke durch die einzelnen Löcher so lange keinen Weg nimmt, bis nach seitlicher genügender Verschiebung der Blättchen ein Umspringen um die Ränder geringeren Widerstand bietet und der Funken dann diesen Weg einschlägt.

Durch diese Zackenbahnen wie durch die Länge der Bahn des Blitzes erklären sich die Dauer und das Rollen des Donners. Indem an jedem vom Blitz durchseiteten Ort ebenso wie beim Knall der Peitsche durch das Zusammenschlagen der auf einen Augenblick getrennten Luftmassen ein Geräusch entsteht, muß dieser erregte Schall von jedem einzelnen Punkte aus sich fortpropagieren an unser Ohr gelangen, der vornommene Schall also eine gewisse Dauer besitzen. Betrachten wir die gesamte Schallereignung als momentan, so muß die Zackenbewegung das Rollen des Donners hervorrufen, indem der Schall bald von weniger, bald von mehr Orten unser Ohr treffen wird. Ferner wirken hierbei mit die von der Dichtigkeit der Luft abhängige Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles, Reflexionen des Schalles (besonders im Gebirge an Felswänden) und vielleicht auch Interferenzerscheinungen.

Die seltener beobachteten Angelblicke, Erscheinungen gleich feurigen Augen, die langsam dahin fliegen und mit oder ohne Explosion plötzlich verschwinden, sind ihrem Wesen nach noch nicht sicher aufgeklärt.

Gewitter und Mond; Zusammentreffen mit der Flut. Die bisherigen Arbeiten über die Abhängigkeit der Gewitterhäufigkeit von der Stellung des Mondes zur Erde finden wir eingehend besprochen in van Bebbel's Handbuch der ausübenden Witterungslehre. Bei dem großen Einfluß, den offenbar der Gang der Sonne ausübt, ist es sehr schwer, diesen Einfluß mit Sicherheit zu abstrahieren und einen reinen Mondeinfluß, falls ein solcher vorhanden, zu erhalten. Sichere Gesetze haben sich bisher nicht erkennen lassen, wenn auch nach dem Urtheil des genannten Autors weitere Arbeiten durchaus nicht aussichtslos erscheinen können.

Bekannt ist ferner die in Küstengegenden häufig auftretende Behauptung, daß alle Gewitter mit der Flut des Wassers herauskommen; eine Ansicht, die die Bewohner der Nordseeküste, wie Prestel hervorhob, nach Bastian mit den Siamesentheilen, die das Eintreten des Regens in der Regenzeit mit der Hochflut erwarten.

Über diese Frage liegt eine Untersuchung von Hazen für die nordamerikanische Küste zwischen Savannah und Maine vor, die von 197 Gewittern 70,5% zur Flutzeit und nur 29,5% zur Zeit der Ebbe ergab; indes muß die Bestätigung durch weitere Arbeiten erst abgewartet werden.

Gewitter und Sonnenflecken. Die Untersuchungen über eine Abhängigkeit der Ge-

witter von den Sonnenflecken finden wir gleichfalls in dem eben angegebenen Handbuch ausführlich besprochen. Das Resultat der bisherigen Arbeiten lässt auch hier keinen gesetzmäßigen Zusammenhang mit Sicherheit erkennen, da die Resultate sich zum Theil widersprechen. Eine sehr eingehende Studie über Gewitter findet sich in dem neuen Werk von Dr. Ritter Alfred v. Urbanitzky, „Die Elektricität des Himmels und der Erde“.

**Gewohnheitsrecht** oder **Herkommen** (*ius consuetudinarium*) sind jene Rechtsnormen, welche nur der fortgepflanzten gleichförmigen Rechtsübung eines Volkes oder eines Theiles desselben (Provinz, Ort oder einzelne Classen) durch Handlungen oder Unterlassungen ihre Entstehung verdanken. Dasselbe ist unge schriebenes Recht und bildete bei jedem Volke die erste Rechtsquelle und die Grundlage für das geschriebene Recht oder die Gesetzgebung. Im römischen Recht steht die Gewohnheit dem Gesetze völlig gleich, und so war es ursprünglich auch in Deutschland, indem insbesondere die älteren Gesetze immer durch die s. g. salvatorische Clavis die Gleichberechtigung des Herkommens wahrten. Mit der Entwicklung der Staatsgewalt wurde dies anders, und die neueren Gesetze, namentlich das preußische allgemeine Landrecht, das sächsische Civilgesetz und das Reichshandelsgesetz, gestehen der Gewohnheit keine Geltung gegen das Gesetz, sondern nur eine solche zur Ergänzung desselben zu. Die Gewohnheit muß, sofern sie nicht gerichtsbefannt ist, von demjenigen, welcher sich auf dieselbe beruft, bewiesen werden.

Seine Hauptbedeutung hat das Gewohnheitsrecht auf dem Gebiete des Privatrechtes, insbesondere aber im Sachen- und Obligationenrecht (*in contractibus veniunt et ea. quae sunt moris et consuetudinis*). Im Forstrecht spielt das Herkommen eine große Rolle bezüglich der Ausübung der Forstervituten, und auch im Jagdrecht muß sich bei mangelhafter Gesetzgebung die Entscheidung der Frage, ob eine Thiergattung zu den jagdbaren zählt, auf das selbe gründen.

Im heutigen Strafrecht kommt die Gewohnheit fast nur noch zur Geltung im s. g. Gerichtsgebrauche (*usus fori*), d. i. in der bei einem Gerichte üblichen Auslegung einer Gesetzesstelle.

**Gewölbdöhlen** sind gemauerte und eingewölbte Wasserdrücklässe, welche an Stelle der Deckeldöhlen beim Wegbau verwendet werden, wenn die Wegkrone entsprechend über dem Baugrunde liegt und die innere Lichtheite 1,2 m nicht übersteigt. Das Gewölbe aus Trockenmauer wird nach den Grundästen des Gewölbebauens hergestellt, s. Steinbrüden. Fr.

**Gewölbe** ist ein aus keilsförmig gestalteten Steinen hergestelltes Mauerwerk. Die Steine werden mit ihren Seitenflächen aneinander und an feste Seitenwände (Widerlagen) derart gestoßen, daß sie sich durch gegenseitige Spannung in dieser Lage erhalten.

Die Gewölbe dienen theils zur Unterstützung von Mauern, theils werden damit Räume überdeckt. Bei dem Gewölbe bezeichnet

## Gewölbe.

man die sichtbare Stirnfläche als das Haupt, den Beginn des Gewölbebogens als den Anlauf (Gewölbefuß, Kämpfer), den Unterbogen des Gewölbes als die Leibung (Intrados), den äusseren Gewölbebogen als den Gewölberücken (Extrados), den höchsten Punkt des inneren Bogens als den Scheitel (Schluss), die Mauern oder Pfeiler, welche das Gewölbe zu tragen haben, als Widerlager, die horizontale Entfernung der Gewölbewiderlagen als Spannweite, die Höhe des Unterlagers als Pfeilhöhe und die Ausfüllung zwischen dem Oberbogen und den Widerlagern als Nachmauerung, welche ihrerseits horizontal ausgeglichen (voll) oder nur stufenförmig hergestellt wird.

Höhe und Querschnittsform des Gewölbes wird einerseits von dem verfügbaren Raum, andererseits von dem eigentlichen Zwecke oder auch aus Rücksichten architektonischer Natur bestimmt. Gewölbe, deren Querschnitt ein Halbkreis ist, heißen volle Gewölbe; ist der Querschnitt dagegen eine Ellipse, deren kleine halbe Achse die Pfeilhöhe wäre, so bezeichnet man diese Gewölbeform als gedrücktes Gewölbe. Ist dagegen die halbe grössere Achse der Ellipse die Pfeilhöhe, so erhält man ein überhöhtes Gewölbe. Ist die Querschnittslinie nur ein Kreissegment, so bezeichnet man diese Gewölbeform als flache Gewölbe; wird endlich der Gewölbekreisquerschnitt aus zwei in eine Spitze zusammenlaufenden Kreissegmenten gebildet, so heißt dies Gewölbe das gotische oder spitzbogenförmige. Liegen weiters die Bogenanläufe nicht in einer horizontalen Ebene, so entsteht das steigende Gewölbe (schwanenhalsförmige Gewölbe), während als scheitgerechtes Gewölbe diejenige Gewölbeform bezeichnet wird, die als Querschnitt eine gerade Linie hat, also keine Pfeilhöhe besitzt.

Die im Hochbau vorkömmlichen Gebäude lassen sich mit Rücksicht auf die Gestaltung auf drei Formen zurückzuführen; es gibt Gewölbe mit tonnenförmiger, mit konischer und kuppelförmiger (iphärischer und sphäroidischer) Oberfläche. Zu den Gewölben mit tonnenförmiger Oberfläche rechnet man das einfache oder cylindrische Tonnengewölbe, das Kreuzgewölbe, das Kloster gewölbe, das Mulden- und Spiegelgewölbe.

Denkt man sich das Gewölbeprofil längs einer geraden Linie in normaler Lage fortbewegt, so entsteht ein gewöhnliches oder cylindrisches Tonnengewölbe. Tonnengewölbe, deren Länge 30—90 cm beträgt, heißen Gurten und werden theils zur Abtheilung grösserer Gewölbe, theils zur Unterstützung der Gewölbe beim Hochbau häufig angewendet.

Durchdringen sich zwei oder mehrere Tonnengewölbe von gleicher Pfeilhöhe, so entsteht das Kreuzgewölbe; die Durchschnittskanten der sich schneidenden krummen Flächen heißen Grate oder Rippen und bilden einspringende Winkel.

Ein Kreuzgewölbe bedarf keiner fortlaufenden Widerlagsmauern zu seiner Unterstützung, und genügen einzelne Pfeiler in den Ecken des überwölbten Raumes, die dann mit Gurten ver-

bunden werden. Bei dem Kloster gewölbe bilden die Grate ausspringende Winkel; diese Gewölbeform kann man sich derart entstanden denken, dass von zwei sich durchdringenden Tonnen gewölben nur die in der zugehörigen Achse liegenden Theile benutzt werden, d. h. jene Theile, wo die Anlauflinien, an welche die Widerlagsmauern sich stützen, gerade verlaufen. Kloster gewölbe müssen ihrem ganzen Umfange nach durch Widerlagsmauern gestützt werden. Das Muldengewölbe ist ein Tonnen gewölbe, welches in seinen Enden durch halbe Tonnen gewölbe (Kappen) abgeschlossen wird. Denkt man sich ein Kloster gewölbe in einer beliebigen Höhe von einer horizontalen Ebene geschnitten, so entsteht das Spiegelgewölbe. Zur Herstellung der Gewölbe werden Ziegel, Quader- oder Bruchsteine verwendet. Beim Hochbau sind Ziegelgewölbe in der Stärke von 15, 30, 45, 60 cm u. f. w., beim Brückebau Quaderstein gewölbe vorwiegend in Anwendung, während Bruchsteine nur selten zu Gewölbearbeitungen benutzt werden. Die Gewölbe werden entweder aus eigens zugesetzten Steinen oder aus den gewöhnlichen Backsteinen hergestellt. Man bezeichnet die zwischen zwei Gewölbefugen der ganzen Tiefe des Bogens nach liegenden Steine als eine Schicht oder Lage. Jene Fugen ferner, welche zwischen den einzelnen Steinen Stoßfugen.

Bei Herstellung der Gewölbe müssen die Lagerfugen durch die ganze Bogentiefe hindurch gehen, d. h. in der Stirn des Lagers centrale, in der Leibung parallele Linien mit der Achse bilden. Die Stoßfugen dagegen dürfen weder im Innern des Bogens, noch in der Stirn oder Leibung aufeinandertreffen. Werden Bogen aus Backsteinen hergestellt und soll deren Stärke mehr als  $\frac{2}{3}$  Stein betragen, so kann man die Gewölbefugen mit Rücksicht auf ihre große Länge nicht mehr geradlinig durchlaufen lassen, weil sonst die schwachen Backsteine an ihrem unteren Ende unverhältnismässig stark verhauen werden müssten. In diesem Falle wird der Bogen aus mehreren außer Zusammenhang (gegenseitig im Verband) stehenden gewölbten Fügungen hergestellt. Vor dem Beginne einer guten Gewölbemauerung müssen vorerst die Widerlager, bezw. die oberen Abschlussflächen der als Widerlager bestimmten Mauern fertig gestellt werden, und nachdem diese Endigungsfächen gleichzeitig als die ersten Lagerfugen des Bogens anzusehen sind, so müssen sie auch normal zu dem zugehörigen Bogenlementen stehen. Es erhalten somit Bogen von der Form des Halbkreises, der Ellipse oder Korblinie horizontal abgeglichenen Widerlager, flache Lager dagegen ihräggestaltete Widerlager. Mit der Gewölbearbeitung wird stets an den Widerlagern, u. zw. gleichzeitig an beiden Seiten begonnen und im Scheitel geschlossen. Dabei werden die Backsteine in ihren natürlichen Form belassen und die oberen breiteren Fugen durch nachgetriebene Steinsplitter geschlossen, oder es werden alle Backsteine etwas keilförmig zugehauen. In letzterem Falle sind vorzügliche Materialien und tüchtige Maurer erforderlich und ist an-

dererseits die Herstellung sehr zeitraubend und dabei stets mit einem größeren Materialaufwand verbunden. In der Praxis wird gewöhnlich ein Stein behauen, der nächstfolgende dagegen in seiner natürlichen Gestalt belassen. Jeder Bogen muss in seinem Scheitel einen Stein (Schlussstein) und keine Fuge erhalten: um die Stirn eines Bogens in der gehörigen Lage zu führen, werden, wie bei gewöhnlichem Mauerwerk, Fluchtschnüre gespannt. In allen Bogen ist das beste Material zu verwenden, auch genügt ein einfaches Nassen der Bausteine nicht, sondern müssen diese kurze Zeit ganz ins Wasser gelegt werden. Auch ist mit möglichst schmalen Fugen zu mauern, wobei sich statt Kalkmörtel Gipsmörtel besonders empfiehlt, der erst nach geschlossenem Bogen in dünnflüssiger Form in die offenen Fugen gegossen wird (s. Gewölbstärke, Gewölbrüstung, Steinbrücken). Fr.

Gewölbrüstung hat den Zweck, dem Gewölbe die entsprechende Form zu geben und dasselbe so lange zu tragen, bis es geschlossen ist. Die Gewölbrüstung besteht aus den Lehrbögen und aus der Verschalung mit Schalbrettern, wobei die ersten die Querschnittsform des Gewölbes erhalten. Auf einem ebenen Bretterboden wird zuerst die Linie des Gewölbequerchnittes konstruiert, u. zw. für Kreisgewölbe mittelst eines aus Latten zusammengesetzten Stangenzirkels, während man für Ellipsen zuerst die Achse zieht, in deren Brennpunkten eine Schnur von der genannten Länge der längeren Achse in ihren zwei Endpunkten befestigt wird. Spannt man diese Schnur mittelst eines Ziehertisches, so wird dieser bei seiner Fortbewegung und bei steter Anspannung der Schnur eine Ellipse beschreiben. Nach dieser Lehre werden sodann die einzelnen Bretter oder Bohlen, aus denen die Lehrbögen zusammengelegt werden sollen, zugerichtet. Die Lehrbögen ruhen, um eine ungleichmäßige Senkung zu vermeiden, auf einem gemeinschaftlichen Balkengerüste auf und werden der Länge des Gewölbes nach in Zwischenräumen von 1 m auf unterlegte Keile gestellt, die ein beliebiges Senken der Lehrbögen ermöglichen sollen. Das Balkengerüste für die Lehrbögen besteht aus zwei Grundschwellen, worauf in Entferungen von 3–4 m Wandstützen gestellt werden. Letztere sind mittelst Riegeln verbunden und zum Tragen der Durchzugsbalken bestimmt. Die gejämmten Balken werden nur mittelst eiserner Klammern (Gerüstklammern) untereinander befestigt. Der Zusammenstoß der Schalbretter, die bei kleineren Bogen durch Schalatten zu ersetzen sind, muss stets auf einem Lehrbogen erfolgen. Für kleinere Gewölbe genügen statt der Lehrbögen rund geschnittene Scheiben, welche mittelst horizontaler Durchzüge und Standäulen getragen werden. Bei Fenster- (Fig. 387) und Thüröffnungen werden die aus Bohlen geschnittenen Bögen, deren Spannweite zwischen 1–1½ schwankt, unmittelbar auf die Mauer, bezw. auf unterlegte Keile gestellt und in der Mitte durch eine Standäule gestützt. Die Lehrbögen für Gewölbe von bedeutenderer Spannweite

müssen aus starken Pfosten hergestellt werden; ist das Gewölbe aus Quadern anzuführen, so treten an die Stelle der Pfosten Balken (Schalbalken).

Die Ausstellung der Gewölbrüstung muss mit möglichster Genauigkeit erfolgen; denn von einer richtigen Errichtung hängt die Güte des Gewölbes ab und müssen namentlich die Scheitel der Lehrbögen in eine horizontale Linie fallen.

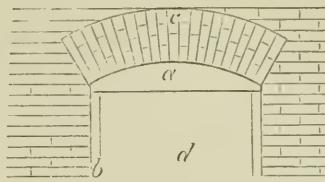


Fig. 367. Gewölbrüstung. a Lehrbogen, b Stützen, c Entlastungsbogen, d Fensteröffnung.

Ist das Gewölbe vollendet, so erfolgt die Ausrüstung, die man aber nicht zu früh, aber auch nicht zu spät, d. h. zu einer Zeit vornehmen soll, wo der Mörtel bereits vollständig erhärtet ist. Nach Perronit soll die Ausrüstung erfolgen, wenn der Mörtel eine solche Consistenz erlangt hat, daß man mit einem Messer nicht mehr in die Fugen dringen kann. Ist die Ausrüstung, die langsam und möglichst gleichzeitig durch Lüftung der Keile erfolgt, geschehen, so tritt ein Sezen des Gewölbes ein, d. h. das Gewölbe senkt sich in seinem Scheitel, indem der Mörtel in seinen Fugen zusammengedrückt wird. Dieses Sezen ist sehr ungleich und hängt einerseits vom Trockengrade des Mörtels, andererseits von der Stärke und Anzahl der Mörtelfugen ab, s. Gewölbe, Steinbrücken.

Fr.

**Gewölb- und Widerlagsstärke für Tonnengewölbe.** Es genügt nicht, wenn nur die theoretisch ermittelte Gewölb- und Widerlagsstärke angewendet wird, sondern es müssen bei der praktischen Durchführung auch noch andere Einflüsse, als: Beschaffenheit des Baumaterials, mehr oder minder sorgfältige Ausführung der Gewölbemauerung, die Art der Belastung, der Umstand, ob und in welchem Grade die Gewölbe Erschütterungen ausgegesetzt sind, u. dgl. die entsprechende Berücksichtigung finden. Quadratengewölbe erhalten im Scheitel als geringste Stärke 13 cm, die man auf 30 cm erhöhen muss, wenn das Gewölbe Erschütterungen ausgesetzt ist. Rondelet empfiehlt bei Tonnengewölben aus Quadern für jeden Meter Spannweite 4 cm zu der als Basis angenommenen Gewölbestärke von 22 cm hinzuzuzlagen. Bei Ziegelgewölben soll die Schlüsstärke bis zu einer Spannweite von 7 m 15 cm betragen, wobei jedoch eine Nachmauerung gegen den Anlauf und die Anlage von Verstärkungsgurten nothwendig ist. Kellergewölbe erhalten eine Stärke von 30 cm, während Bogen über Öffnungen in hohen Gebäuden eine Stärke von 45–60 cm erhalten müssen. Gurten erhalten eine Stärke von 30–60 cm, und wenn sie Mauern zu tragen haben, eine Breite, die um 15 cm größer sein muss, als die Stärke der

zu tragenden Mauer. Auf die Stärkedimensionen einer Widerlagsmauer üben verschiedene Momente einen bestimmenden Einfluss, u. zw. die Art des des Gewölbes und der Belastung, die Höhe des Anlaufes, die Stellung der Mauer, ob sie nämlich mit Quermauern in Verbindung steht n. dgl. m. Vorzugsweise wird aber die Stärke der Widerlager von der Spannweite und dem Umstande beeinflusst, ob das Widerlager ein gemeinschaftliches ist oder ob dasselbe dem einzigen Gewölbelschuh allein zu widerstehen habe. Als kleinste Widerlagerstärke können 13 em gelten und sollen jene bei belasteten Bogen  $\frac{1}{3} - \frac{1}{4}$ , bei sehr flachen Gewölben  $\frac{1}{4}$  der Spannweite erreichen. In ebenerdigen Gebäuden kann  $\frac{1}{6} - \frac{1}{7}$  der Spannweite als Stärke für die Widerlager angenommen werden.

Perronit empfiehlt für die Berechnung der Gewölbestärke die Formel:

$$d = 0.035 S + 0.33,$$

worin S die Spannweite bedeutet. Schmidt hat weiter für die Ermittlung der mittleren Gewölbstdicke die Formel  $d' = (0.40 + 0.03 S) (1 + 0.04 h)$  aufgestellt, worin h die Höhe jener Schicht bedeutet, welche auf dem Gewölbe aufruhen soll. Der zweite Factor kann entfallen, wenn  $h <$  als 2 m ist.

Wenn h die sichtige Höhe, h' die Dicke der auf dem Gewölbe aufruhenden Auffüllung, S die Spannweite und k die Stärke der Widerlager bedeutet, so kann letztere nach Schmidt aus der Formel  $k = (0.63 + 0.03 S + 0.07 h) (1 + 0.06 h')$  berechnet werden, wobei der zweite Factor abermals entfallen kann, wenn h' kleiner ist als 2 m.

Rondelet kan bezüglich der Gewölbestärke zu folgenden allgemeinen Resultaten: Gewölbe, die aus einer ungeraden Anzahl ungleich großer Steine gebildet werden, üben einen um so geringeren Schub aus, je größer der Schlussstein ist. Kreisförmige Gewölbe, die sich gegen die Ansänge zu verstärken, bedürfen einer geringeren Stärke im Schlussstein als bei jener, wo Leibung und Rücken parallel laufen. Der Gewölbeschub steht nicht im einfachen, geraden Verhältnis zu seiner Dicke: der Schub eines Gewölbes ist etwas geringer als der doppelte Schub eines halb so starken Gewölbes. Werden gleiche Spannweiten vorausgesetzt, so ist der Schub auf die Widerlager beim überhöhten geringer als bei einem halbkreisförmigen, bei diesem wieder geringer als beim gedrückten, während das scheitrechte Gewölbe den stärksten Druck auf die Widerlager ausübt.

Die Backsteingewölbe über Öffnungen in Mauern 2—3stödiger Gebäude empfehlen sich als Gewölbestärken bei der Spannweite

von 1'8 m . . . . .	1	Steinstärke
" 1'8-3 " . . . . .	1 $\frac{1}{2}$	"
" 3-5 " . . . . .	2	"
" 5-6 " . . . . .	2 $\frac{1}{3}$	"

Bei Tonnengewölbe aus Backsteinen und Bogen bis zu der zulässig größten Spannung von 12 m pflegt man ein Zwölftel der Spannweite als Stärke des Gewölbes im Scheitel anzunehmen, s. Mauerstärken, Steinbrücken. Fr.

Gewölle, das, nannte man unverdauliche Gegenstände, welche man den Beizvögeln absichtlich zur Nerganz eingab und die sie dann mit sonstigen Speiseresten wieder auswärts; später übergang der Ausdruck auf die Vallen von Haaren, Federn usw., die fast von allen Raubvögeln mit Ansnahme jener, welche beim Kröpfen eines Raubes diese unverdaulichen Theile nicht mit verschlingen, ausgeworfen werden. „... vnd gib ym aij federn gewelle.“ „... so wirt her auswerffen das gewelle.“ Acupatorium herodiorum, Cgy. no. 2457. — „Mann sol jn (den habich) auch spenden mit nassen hunes äss vnd mit gewele...“ — „Mann sol auch bewaren das mann jm jeht äcze se er gewerffe das gewele... Ist das gewele hört vnd auch trucken, so ist er gesundt.“ Ein schons Buchlin von dem beysen, Strassburg 1510, fol. 12 u. 16. — „Mache drei reinigung so man in Teutschen Sprach Guel nennet.“ W. Ryff, Thierbuch, 1544. — „Er (der Adler) wirft alle Morgen sein Ge-wöll, wie andere Raubvögel, von sich.“ Fleunting, T. J., 1729, fol. 153. — „Das Ge-wölle wird genannt, was sie (die Raubvögel) alle Morgen von Haaren oder Federn, so sie den vorigen Tag von dem Raube oder der Abzug in dem Kröpf versammelt gehabt, wieder ausspeien.“ Döbel, Jägerpraktika, 1746, I., fol. 75. — Bechstein, Abh. d. Jagdwissenschaft II., p. 331. — Hartig, Lexik., p. 223. — Laube, Jagdbrevier, p. 279. — Sanders, Wb. II., p. 1659.

E. v. D.

Gezirk, der, s. v. w. Trieb, Jagen. „Ge-zirk oder Bezirk, also benennt man einen ge-wissen Forst- oder Jagddistrict.“ Chr. W. v. Heppen, Wohlfred, Jäger, p. 184. — Sanders, Wb. II., p. 1771.

E. v. D.

Gezogen, adj. part., nennt man einen mit Zügen versehenen, zum Unterschiede vom glatten Gewehrlauf. „Das Wildpreß mit einer Augel anzusehen.“ „Das Wildpreß mit einer gezogenen Rohr anzusehen.“ Chr. W. v. Heppen, Wohlfred, Jäger, p. 134. — Mellin, Anwsg. z. Anlage v. Wildbahnen, 1777, p. 234. — Behlen, Wunspr., 1828, p. 70 u. s. w. — Sanders, Wb. II., p. 1743. S. Züge.

E. v. D.

Gezwungen, adj. part., gezwungenen gehen, s. Zwang und Zwingen. E. v. D.

Giebel, s. Karanche. H. f.

Giebelbalken, sind die äußersten einer Balkenlage (Bündbalken) und dienen der Giebelverschaltung bei hölzernen Giebelwänden als Schwelle. Gehört der Giebelbalken zum Dachgebäck, so heißt er Dachgiebelbalken (s. Gebälk). Fr.

Giebeldach, s. Dachausmittelung. Fr.

Gieben (Abramis blieca Bloch. Syn.: Abramis björkna, Abr. laskyr; Blieca argyroleuca, Bl. laskyr, Bl. björkna; Cyprinus björkna, C. blieca, C. laskyr, C. latus) auch Blide, Bleete, Breitfisch, Giebel, Giester, Güster, Halbbrachsen, Plattfisch, Pleinzen, Pletten, Plichten, Rothflos, Rothplatten, Scheiber, Weißfisch, Zobelpleinze; böhm.: ejn malý; magyar.: keszeg; frain.: androga kozél; frz.: brème bordelière, blanche, brème; engl.: white-bream, bream-flat. Fisch aus der Gattung Brachsen (Abramis Cuvier).

und der Familie der Karpfenartigen Fische (Cyprinoidae), 20—30 cm lang, Leib stark seitlich zusammengedrückt, etwa dreimal so lang als hoch, mit stumpfer Schnauze und kleinem, endständigem oder etwas unterständigem zahnlosem Maul, welches nach hinten nur bis unter die Nasenlöcher reicht. Auf den ziemlich gedrungen gebauten Schlundknöchen stehen die mit kleiner Rauhfläche und schwacher Hakenspitze versehenen Zähne, abweichend von den übrigen Abramiss-Arten, in zwei Reihen meist zu 5 und 2, seltener zu 5 und 3; Abweichungen in der Zahl sind häufig. Die kleine und hohe Rückenflosse enthält 3 ungetheilte und 8—9 getheilte Strahlen, die lange Afterflosse 3, bzw. 18—22. In der vor der Rückenflosse stehenden Bauchflosse 2 ungetheilte und 8 getheilte Strahlen, in der Brustflosse 1, bzw. 14—15, in der Schwanzflosse 19 Strahlen. Von den mittelgroßen Rundschuppen stehen in der Seitenlinie 45—50. Im Äußeren sowohl der Gestalt wie der Färbung gleicht der Gieben außerordentlich dem Brachsen und wird oft mit ihm verwechselt. Abgesehen von den Schlundknöchen und der fürzernen Afterflosse ist er jedoch auch an folgenden Merkmalen leicht zu unterscheiden. Die Schuppen sind wie beim Brachsen auf dem Vorderrücken, also vor der Rückenflosse, in der Mittellinie gescheitelt, d. h. von einer schuppenlosen Längslinie unterbrochen, aber diese Scheitel linie ist meist nur undeutlich entwickelt und fehlt zuweilen ganz. Ferner sind die Brust- und Bauchflossen an der Wurzel röthlich gefärbt, oft ganz roth, während sie beim Brachsen stets grau sind. In manchen Gegenden wird der Gieben irrthümlich für einen Bastard von Karpfen und Plöse gehalten.

Der Gieben bewohnt Flüsse und Seen der Bleiregion in fast ganz Europa mit Ausnahme des Südens und des Alpengebietes. Sehr häufig ist er in den Hassen und Schären der östlichen Ostsee; auch in brackischen Buchten der westlichen Ostsee kommt er vor. Er nährt sich von kleineren Thieren aller Art, welche er sowohl am Grunde wie in den höheren Wasserschichten aufsucht. Im Winter zieht er sich in tieferes Wasser zurück. Schon bei einer Größe von 10 cm kann er laichreif sein; die Laichzeit fällt in den Mai und Juni. Er ruht dann in großen Scharen seichte, pflanzenbewachsene Uferstellen auf und legt hier etwa 100.000 klare, fast 2 mm große Eier unter so lebhaften Geplätscher ab, dass man die Laichplätze oft schon aus weiter Entfernung sehen kann. Er ist dabei so eifrig, dass man ihn selbst mit der Hand leicht greifen kann. Gejagt wird er mit Netzen aller Art, namentlich im Winter unter dem Eise oft in großer Menge. Geangelt wird er mit einem Wurm oder Teigköder. Sein grätenreiches Fleisch ist wenig geachtet und wird meist nur von der ärmeren Bevölkerung gegessen. In Ost- und Westpreußen bildet er, in Tonnen verpackt, einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel nach Polen. Wichtiger ist der Gieben als Futterfisch für Sander und Forellen.

Hafe.

Giese, adj., s. v. w. gelt, s. d., selten. „Gelde oder giese Rüfe.“ D. a. d. Wintell, Hb. f. Jäger, 1820, I., p. 413.

E. v. D.

Giester, s. Gieben.

Hafe.

Gieben der Einzelgeschosse (Angelus) ge-  
schieht in zangenartigen Guß- oder Kugelformen  
(s. letztere). Das zu den Geschossen verwendete  
Blei, erforderlichenfalls mit einem Zusatz von  
Zinn oder Antimon versehen (s. Hartblei), wird  
über einem offenen Feuer in einem größeren  
eisernen (Guß-) Lößel geschmolzen und dünn-  
flüssig, aber nicht rothglühend erhalten; die auf  
der Oberfläche sich bildende Oxidhaut, die sog.  
Bleiaische, wird durch eine Schicht Asche o. dgl.  
beschützt und kann durch Aufwerfen von Talg  
oder Pech befeitigt werden. Die Form wird gut  
getrocknet, vor dem Gießen im Innern zweck-  
mäßigerweise mit einer Ruhstant überhalten  
über eine Talferze oder Pechfackel) überzogen,  
um das Anhaften des Bleis zu verhüten; dann  
vor dem eigentlichen Gießen durch 3—4maliges  
Wollgießen angewärmt; bei zu starker Erhitzung  
wieder abgekühl. Zum Gießen wird — unter  
Zurückziehen der Bleiaische — das reine Blei  
mittels eines kleineren, mit einem Ausguss ver-  
sehenen Lößels ausgeschöpft und in genügend  
dickem Strahl, ohne abzuseken, in die Form ge-  
gossen, so dass letztere sich vollkommen füllt,  
bevor das Blei erkaltet ist; hierbei die Form  
leicht anzuheben, damit das Blei sich fest und  
gruben (Gallen) vermieden werden. Das ge-  
schmolzene Metall muss, wenn es eine Legierung  
ist, zuweilen umgerüht werden, um eine Schei-  
dung der Bestandtheile zu verhindern.

Das aus der Form entfernte Geschoss wird von dem durch das Gußloch entstehenden sog. Angelhals oder Anguss befreit: Abziehen mit einer Zange, für welche zuweilen die Angel-  
form selbst entsprechend eingerichtet ist; die Guß-  
nacht muss erforderlichenfalls durch Beschneiden  
beprägt werden; die Geschosse mit rauher Ober-  
fläche oder mit Gallen und Höhlungen werden  
umgegossen.

Nach Beendigung des Gießens wird in der  
Regel ein Geschoss in der Form belassen, damit  
letztere beim Abführen sich nicht verzieht und  
damit bei mehreren in der Regel nur wenig von  
einander abweichenden Formen jeder Zweifel  
über die Zugehörigkeit von Form und Geschoss  
ausgeschlossen bleibt.

Gepreiste Geschosse sind den gegossenen vor-  
zuziehen, indem ihnen gegossene Langgeschosse  
mit glatter Oberfläche (ohne Reisellungen) durch  
Hineinschlagen des Geschosses in eine entspre-  
chende Stahlform mittels eines Stempels auf  
den Boden verdichtet und damit den gepreisten  
annähernd gleich gemacht werden.

Über Gießen der Schrote s. letztere. Th.

Giebner-Säge, s. Werkzunge. Fr.

Giebchen, s. Eltrize. Hafe.

Gift. Die wichtigsten Bestimmungen über  
Gift enthalt das Ges. v. 30./4. 1870, R. G. Bl.  
Nr. 68 und die Min. Bd. v. 21./4. 1876, R. G. Bl.  
Nr. 60. Letztere enthält die Aufzählung der wich-  
tigsten Gifte, ferner die Vorschriften über Ver-  
siegelung, Aufbewahrung und Bezug von Gift. Die  
Bewilligung zum Bezug von Gift ertheilt die  
Bezirkshauptmannschaft, in deren Bezirk der Be-  
zugsvorwerker wohnt; dieselbe hat erforderlichen-  
falls den betreffenden Gemeindevorstand vorher  
einzubernehmen und denselben von der Bewilli-

gung jedenfalls zu verständigen. Die Bewilligung erfolgt entweder durch Bezugsschein, oder wenn eine Person „zum Betriebe ihres Gewerbes oder ihrer Beschäftigung regelmäßig Gift braucht“, durch Bezugsschein (aus höchstens drei Jahren); diese Scheine sind stempelfrei. Die Behörde hat Datum, Benennung und Menge des Giftes zu bezeichnen und der Bezugswerber seine Unterschrift beizufügen. Die Scheine sind jahrsfältig gegen Missbrauch zu schützen. Im Kleinverkehre ist Gift nur wohlverwahrt und versiegelt abzugeben. Käufer darf mit dem Kaufe nur solche Personen betrauen, bei welchen weder Missbrauch noch unvorsichtige Gebaren zu befürchten ist. Gefäße und Päckchen sind augenfällig mit „Gift“ zu bezeichnen oder mit dem üblichen Todtentopfe. Übertretungen dieser Vorschriften sind (nach der Min. Wdg. v. 30./9.1839, R. G. Bl. Nr. 198) zu bestrafen mit 1—100 fl. oder bei Zahlungsunfähigkeit Arrest von 6 Stunden bis 1½ Tagen.

Bezugsvorschriften für Oberösterreich kündm. d. Statth. v. 5./8. 1876, L. G. Bl. Nr. 23, für Kärnthen Wdg. d. Statth. v. 13./5. 1876, L. G. Bl. Nr. 15 und 19, vom 16./6. 1876, L. G. Bl. Nr. 19. Tirol Statth.-Wdg. v. 29./5. 1876, 3. 6718, für Steiermark Wdg. d. Statth. v. 20./7. 1885, L. G. Bl. Nr. 14. (Auslegen von Gift auf Spez, andere Fette und geröstete frische Organtheile untersucht. Auslegen von Gift gegen Raubthiere muss der Bezugsberechtigte eigenhändig oder unter seiner unmittelbaren Aufsicht vornehmen, abseits von menschlichen Wohnungen, an der Rayonsgrenze Warnungstafeln), i. a. Fuchs, Fischerei, Vogelschutz und Jagd. Mcht.

Gimpel, mitteleuropäischer, Pyrrhula europaea Vieill.: Pyrrhula, Briss., Orn. III., p. 308 (1760); Pyrrhula nigra, Briss., ibidem, p. 313 (1760); Pyrrhula candida, idem, ibidem, p. 313; Loxia pyrrhula Lath., Ind. Orn. I., p. 387 (1790); Fringilla pyrrhula, (Lath.) Temm., Man. d'Orn. p. 200 (1815); Pyrrhula europaea. Vieill. Nouv. Diet. IV., p. 286 (1816); Pyrrhula rufa. Koch, Bayer. Zool. I., p. 227 (1816); Pyrrhula vulgaris, Temm. Man. d'Orn., I., p. 338 (820); Pyrrhula germanica. C. L. Brehm, Vögel Deutschl., p. 232 (1831); Pyrrhula peregrina C. L. Brehm, ibidem, p. 233 (1831); Pyrrhula pileata, Macgill., Hist. Brit. Birds, I., p. 407 (1837).

Abbildungen: 1. Vogel: Naumann, Vögel Deutschl., T. 111 Dreszer, Birds of Europe, IV., p. 199. — 2. Eier: Bädeker, Die Eier der europäischen Vögel, T. 20 Nr. 7; Thienemann, Abbildungen von Vogeleiern, T. XXXVI, 3 a bis c; Seeböhm, A History of British Birds, II., pl. 12.

Rothbrüttiger, schwarzköpfiger, gemeiner Gimpel, Rothgimpel, Blutsinf, Rothjäuf, Rothschläger, Rothschlegel, Rothvogel, Tompsasse, Domherr, Dompaap, Thumpfau, Thunherr, Pfäffchen, Goldsinf, Lohsinf, Laufsinf, Laubfint, Quietsch- oder Quetschfink, Fühte, Gump, Gumpf, Giefer, Günzer, Gucker, Kicker, Lieblich, Luch, Luff, Luh, Dahle, Hoylan, Schwiel, Schwingel, Bollenbeißer, Bollenbeißer, Brommeiß, rothbrüttiger, oder gelehriger Kornbeißer.

Böhm.: Hýl stehovavy; engl.: Common bullfinch; frz.: Bouvreuil commun; gäl.: Corcan-eoille, Deargan-fraioich; holl.: Goudvink; ital.: Cisolotto, Monachino, Cisfolotto, Cifolot, Piouvana, Pappagal d'mountagna, Botareu, Teup, Canónich, Cifolot, Zifolot, Subiot, Gemón, Cifolott, Sôbiot, Sûbiot, Sifolott, Zuflót, Fringuèl marèn, Stuflot, Cifolot, Zuflot, Genonn, Giomon, Kimpel, Siolzon, Zionzolo, Ziolonzolo, Finco subioto, Subioto, Meneghin, Zufolo, Zufolotto, Sivilott, Subbiotto, Gimpel, Chimpem, Zifolom, Ghimpel, Ghimpelo, Zifolon, Fifolom, Sigolot, Zifolot, Chinsoun marin, Pivouna, Sciguun, Beccoto, Monachino, Fringuello marino, Borgognone, Monachella, Cazzamendule, Passeru americanu, Pirru-pirru, Durraisa hamra; front.: Mala zimovka; portug.: Cardeal, Tentilhão da India, Dom Fafe, Pisco chilreiro; span.: Camachuelo, Monaguín, Pinsa burruné.

Der kleine oder mitteleuropäische Gimpel ist ein Vogel Central- und Weiteuropas, er findet sich in England, Frankreich, Nordspanien und Nordportugal, Holland, Belgien, Deutschland, Schweiz, Norditalien und Österreich. Die bei weitem größte Mehrzahl sind Stand- oder Strichvögel, indem sie im Winter nach Nahrung umherstreifen und z. B. aus den Bergen in die Ebene kommen. Einige scheinen im Winter auch nach dem Süden zu ziehen; so wurden solche Wintervögel in Süditalien und Malta beobachtet, ebenso im mittleren und südlichen Spanien.

Totalänge . . . . .	15·9 cm
Flügellänge . . . . .	8·0 "
Schwanzlänge . . . . .	7·2 "
Tarsus . . . . .	1·6 "
Schnabel . . . . .	1·0 "

(g. 8. October 1880. Altefürchen.)

Der Schnabel ist kurz und dick, der Oberschnabel breit, knappsförmig gewölbt, nach vorn in eine schanke, kurze, mit nach innen concaven Seitencontouren versehene Spize auslaufend, der Unterschnabel ebenfalls gewölbt, in ähnlicher Weise wie der Oberschnabel spitz zulaufend, von diesem überragt und an den Seiten umschlossen. Der Unterkiefer sehr schlau und weit, nahezu einem Halbkreis bildend, mit einem Radius von 5 mm. Die Flügel sind stumpf zugespitzt, die 2., 3., 4. und 5. Schwinge bilden die Flügelspize und sind, wie auch die 6. an der Außenfahne bogig eingechürft,  $2>3>4>1=5>6\dots>M>D$ . Sie ragen bis über die Mitte des Schwanzes hinab, erreichen fast die oberen Schwanzdeckfedern. Der Schwanz ist mittellang und ziemlich gleichmäßig abgezogen, die Mittelfedern höchstens 2 mm kürzer als die äußeren. Die Väne kurz und kräftig.

Altes Männchen. Oberseite: blau schwarz Kopf und Nacken, grauer Rücken, weißes Bürzel, glänzend blau schwarz Schwanzfedern und obere Schwanzdeckfedern. Schwingen schwarzbraun, die Hinterschwingen glänzend blau schwarz, angeslossen, die leste Hinterschwinge mit schmutzig weinrother Außenfahne, die 2., 3. und 4. Schwinge mit schmalem, weißem Saum unterhalb der Einschnürung. Die großen oberen Flügeldeckfedern glänzend blau schwarz mit

breitem, weißem Endfleckte, eine deutliche weiße Flügelbinde bildend, die übrigen Deckfedern grau, die am Buge und über den Handsfedern dunkelbraungrau.

**Unterseite:** Kinn schwarz, Kehle, Hals bis zum Bauche hin weinroth, Bauch weißlich, Schwanz braunschwarz, Schwingen dunkelbraun mit helleren, weißgrauen Säumen an der Zinnenfahne. Unterflügel und Altersfedern weiß. An den Kopfseiten schwarz an den Wangen bis hinter das Auge hin, am Halse die Seiten weinroth.

(Nach dem alten Männchen, oben gemessen,  
aus Altenkirchen vom 8. October 1880.)

Das alte Weibchen zeigt auf dem Rücken überall da, wo das Männchen grau ist, ein Braugrau, das nach dem schwarzen Flecken hinauf in ein reineres Grau übergeht, und auf der Unterseite, wo das  $\delta$  weinrot war, ein rostbraunes Grau mit etwas Anflug von Weinsärbe. Der rothe Fleck auf der letzten Hinterschwinge ist vorhanden, aber matter.

(Nach einem alten Weibchen vom 8. October  
1880 von Altenkirchen.)

Die jungen Vögel vor der ersten Mauser haben weder eine schwarze Kopfplatte, noch Roth auf der Unterseite, die ganze Oberseite bis zu dem weißen Bürzel hinab ist schmutzig-grau-brunnen, die helle Flügelbinde ist angedeutet durch bräunlich-weiße Flecke, der rothe Fleck der Hinter-schwinge fehlt. Die Unterseite ist rostbraun, auf der Brust am dunkelsten.

(Nach zwei jungen Männchen aus Altenkirchen vom 29. August 1880.)

Der Schnabel ist bei den alten Männchen hornschwarz, bei den alten Weibchen etwas heller hornbraun, bei den Jungen, namentlich am Unterkiefer, noch heller. Die Iris ist dunkelbraun, das Auge hat einen Durchmesser von 4 mm. Die Läufe, Zehen und Krallen sind dunkelbraun, bei den Jungen hellbräunlich.

(Außer den genannten Exemplaren benützt drei alte Männchen aus Altenkirchen vom 3., 5. und 13. April 1882, zwei alte Weibchen ebendaher vom 5. und 13. April und eines aus Westfalen 1878.)

Das Gelege besteht in der Regel aus 4-5 Eiern.

Die selben sind von kurzovaler Form, Längsdurchmesser durchschnittlich 18-3 mm, Dauerdurchmesser 14-7 mm, Doppelhohe 8-7 mm. Auf lichtgrünlich-bläulichweißen Grunde sind dieselben am stumpfen Ende mit zahlreichen tief liegenden, blässen, bräunlichgrauen und licht-röthlich-bräunlichen Flecken und mit vereinzelten, dunkelrothbraunen, oberflächlichen, punkt- und frizel-förmigen Flecken versehen. Der größere Theil des Eies, nach dem spitzen Ende zu gelegen, ist häufig ganz frei von Fleckung. Die Schale ist fast glanzlos, gegen das Licht grünlich-bläulich-weiß durchscheinend, das Korn ansonsten deutlich sein, die Poren sehr zahlreich.

(Nach zwei Eiern aus der Sammlung Holzlandt und zwei Eiern aus der Sammlung Blaüus.)

Die Dompfaffen brüten namentlich in den Wäldern der Gebirge, niemals in den dichten

Waldungen, sondern an kleinen, offenen Stellen, alten, nicht mehr begangenen Waldwegen, in mehrjährigen Laubwaldschlägen mit Auflug von jungem Nadelholz. Das Nest steht immer auf Bäumen oder Büschen, im Laub- und Nadelholz, zuweilen faum über Mannshöhe, zuweilen bis 6 m vom Boden entfernt. Das Nest besteht aus einer Unterlage von trockenen Fichten- oder Birkenreisern, darauf liegen Blätter, Gras, Flecken, Moos, das Innere ist mit Haaren, Wolle oder feinen Würzelchen sorgfältig ausgepolstert.

Das Weibchen brütet die Eier in 14 Tagen allein aus, wird dabei vom Männchen gefüttert, sitzt sehr fest auf und vertheidigt die Jungen gegen kleinere Feinde selbst mit eigener Lebensgefahr. Die Jungen mit ihren schwarzgrauen Dunen und uns förmlich dicken Schnäbeln sehen anfangs sehr komisch aus; selbst nach dem Ansfliegen werden sie noch lange von den Alten gefüttert.

Der Dompsaff ist alles eher als das, was man bei Menschen einen „Gimpel“, einfältigen Thoren nennt, er ist sanft und gutmütig und wohl unvorsichtig, indem er sich durch Anlocken leicht fangen und schließen lässt; aber er ist durchaus nicht dumm. Merkt er, dass man ihn verfolgt, so ist er sehr scheu, sonst lässt er sich leicht auch draußen im Walde nahekommen. Auf der Erde bewegt er sich ziemlich schwierig, ist dafür aber, wenn er in den Zweigen der Bäume sitzt und hüpfst, sehr geschickt und elegant, hängt sich auch häufig, wie die Zeisige, umgekehrt an den Zweigen auf, um Samen und Knospen abzupflücken. Ist er in recht lustiger Stimmung, ruft er z. B. seine Genossen, so wendet er den Bürzel und Schwanz bald nach links, bald nach rechts und lässt seinen Lodernd erschallen.

Sein Flug ist ziemlich schnell mit abwechselnd angezogenen und ausgestreckten Flügeln, eine Wogenlinie bildend, ähnlich den Finken.

Seine Lockstimme ist ein sanft flötender, etwas melancholischer Ton — „Din-diu“ — dem häufig noch ein sanfteres „Büt, büt“ folgt. Beide Geschlechter singen in der freien Natur im wilden Zustande, das Männchen aber schöner als das Weibchen; der Gesang selbst klingt sehr leise und ist nur in allernächster Nähe des Vogels zu hören. Bechstein bezeichnet ihn folgendermaßen: „Si, üt, üt, üt, üt, si, re, üt, üt, üt, üt, üt, üt, si, re, üt, la, ut, mi, ut, la.“ Dazwischen werden dann immer noch heisere, freischende Töne, wie „Dretschai Nah“ eingeschaltet. Nicht blos zur Brutzeit, sondern fast das ganze Jahr hindurch, sogar auch während der Winter, lassen sie ihren Gesang erschallen.

Seine vortrefflichsten Eigenchaften entwickelt der Dompfaff als Stubenvogel; kein Vogel ist wohl, außer dem Kanarienvogel, beliebter in unseren Räumen als der Dompfaff. Zunächst wird er ganz außerordentlich zähm, fliegt aus dem Bauer aus und ein, nimmt das Futter aus der Hand oder aus dem Munde, schließt und öffnet den Schnabel auf Kommando, macht seine Verbengungen, ist mit seinem Herrn traurig oder vergnügt, kurz, er gewöhnt sich ganz und gar an seine menschliche Gesellschaft.

Geradezu einzig steht er da in der Fähigkeit, Lieder und kurze Melodien nachzupfeifen, indem er die ihm vorgepflanzten Melodien mit schönem, sanftem, rundem Ton nachpfeift. Je reiner und schöner ihm die Melodien vorgepflanzt werden, desto schöner erlernt er sie. Am besten ist es, wenn die Jungen aus dem Neste genommen und aufgefüttert werden. Dann wird ihnen unermüdlich dieselbe Melodie vorgepflanzt, am besten mit dem meistlichen Mund; nach ältesten oder gar nach Dreihorgeln lernen sie es nicht so schön; alle andere Musik und kreischende andere Töne dürfen ihm dabei nicht vor die Ohren kommen. Viele hunderte von Dompsassen werden so jedes Jahr auf dem Harze und Thüringerwalde einstudiert und später, wenn sie gelernt haben, eine oder mehrere Melodien zu pfeifen, zu hohen Preisen an Liebhaber verkauft. Berlin, Warshaw, Petersburg, Amsterdam, London, Wien, New-York werden von zahlreichen Vogelhändlern mit pfeifenden Dompsassen verorgt, die ans den Waldgebirgen Deutschlands stammen.

Er nährt sich von allerlei Sämereien, Baumsamen, Beerenkernen und Baumknospen. Von den Beeren verzehnen sie nur die Kerne, das Fleisch lassen sie, wie die Kernerbeißer, herabsallen. Im Frühjahr gehen sie häufig auch in den Gärten an die Blatt- und Blütenknospen der Bäume und Apfelbäume.

Durch die schöne leuchtende rothe Farbe seines Gefieders wird er leicht zur Beute der Sperber und Falken; die Brut wird von dem vierfüßigen Raubzunge, wie Mardern, Wieseln, Räten, aber auch von Eichhörnchen und Haselmäusen vielfach zerstört, ebenso sind Krähen und Heher arge Feinde.

Fangen lassen sich die Dompsassen sehr leicht durch Anlocken mit Nachahmung des Lockrufes und mit Lockvögeln auf Leimruthen, Sprenkeln, Vogelherden, Meisenhütten u. s. w. Sehr viele fangen sich unbeachtigter Weise in den Dohnen, da sie die Ebereschenbeeren sehr gerne fressen.

Als reizenden angenehmen Stubenvogel kann man den Dompsassen nur als für die Unterhaltung des Menschen sehr nützlich betrachten; schädlich kann er werden im Frühjahr durch Abbeissen der Obstbaumknospen und unbedeuend ist er dem Jäger durch Abschrecken der Quatern.

Manche, die sich fangen, bieten durch ihren bitteren Fleischgeschmack keinen angenehmen Gewiss für einen Feinschmecker, der sich an die schönen Krammetsvogelmahlzeiten gewöhnt hat.

R. Bi.

**Gimpel, nordischer, Pyrrhula major**  
Chr. L. Brehm. *Loxia pyrrhula*, Linn., Syst. Nat., p. 300 (1766); *Pyrrhula rubicilla*, Pall., Zoograph. Rosso-Asiat. II., p. 7 (1811); *Fringilla pyrrhula* (L.), Meyer, *Vögel Liv- und Esth.*, p. 81 (1813); *Pyrrhula major*, Chr. L. Brehm, *Vögel Deutschl.*, p. 252 (1831); *Pyrrhula coccinea*, De Selys, Faune Belge, p. 79 (1842).

Abbildungen: 1. Vogel. Sundevall, *Svensk Fogl.* pl. 11, Fig. 4 und 5; Sjærsbølling, *Orn. Dan.*, T. 28; Dresser, *Birds*

of Europe IV., pl. 198. — 2. Eier. Möglicherweise sind im Bädeker und Thiemann, die beide die größere und kleinere Form nicht unterschieden haben, auf den unter *Pyrrhula europaea* angegebenen Tafeln die größeren Dompsasseneier zu dieser Form gehörig.

**Großer Dompsass, nordischer Dompsass, Gump.**

Böhm.: Hýl obecný; dän.: Dompap; engl.: Northern bullfinch; esth.: Pabo, Tumpap; finn.: Punatulkku-Leivonen; ital.: Ciuffolotto maggiore; frz.: Velika zimovka; lett.: Swah-pulis, Simmiges, Swilpis; norweg.: Dompass; poln.: Gil właściwy (odmiana) wielki; russ.: Snigir, Krasnosobotschik, Schulau; schwed.: Domherre; ungar.: süvöltö Pirok.

Der nordische Gimpel ist Brutvogel in Skandinavien, Russland, im Kaukasus, Centralasien, den russischen Ostseeprovinzen und Ostpreußen. Viele bleiben im Winter an ihren Standquartieren; die meisten wandern aber wohl nach Westen und Süden; so wurden sie im Winter beobachtet auf der Balkanhalbinsel in Macedonien und Griechenland, in Dänemark, in Deutschland, Steiermark, Belgien, Holland, Frankreich, Italien und einzeln auch in England.

Totalänge . . . . .	17,5	cm
Flügellänge . . . . .	9,5	"
Schwanzlänge . . . . .	7,4	"
Tarsus . . . . .	1,78	"
Schnabel . . . . .	4,08	"

(§ alt aus Katon-Karagai, November 1881).

In dem plastischen Verhältnis gleicht er sehr dem europäischen Gimpel, ist nur in allen Dimensionen etwas größer.

Altes Männchen gleicht dem Männchen von *P. europaea*, nur ist das Roth auf der Unterseite und an den Kopfseiten viel leuchtender heller weinrot bei dem oben gemusterten Exemplare aus Katon-Karagai, etwas leuchtender dunkler weinrot bei 2 Exemplaren aus Tiflis vom 13. Februar 1882 und Tschudankel vom 13. Juni 1880.

Altes Weibchen ganz ähnlich dem alten Weibchen von *P. europaea*, nur tritt bei einem mir vorliegenden Exemplare aus Moskau vom 8. November im weinrotlichen Anflug das Grau der Unterseite etwas deutlicher hervor.

Bei einigen Weibchen und jungen Vögeln, sowohl der großen wie der kleinen Form, zeigt sich auf der Zunensahne dicht am Schaste wohl 1 cm von der Spitze entfernt ein ca.  $1\frac{1}{2}$  cm langer,  $1\frac{1}{2}$  mm breiter, grauweisser Streifenstreif; auch bei einzelnen Männchen der kleinen Form finde ich ihn angedeutet.

Außer den genannten Exemplaren wurden noch ein Halbsabin-Weibchen vom 27. November aus Moskau benutzt mit grauer Kehle und schwarz und weiß gescheckter Kopfplatte und Nacken und hellbraunlichen Füßen.

Übrigens sind auch die Färbungen des Schnabels und der Füsse dieselben wie bei dem kleinen Gimpel.

Auch die Eier sind in Form und Zeichnung denen des europäischen Gimpeis ähnlich; nur sind sie in den Dimensionen größer, der

Längsdurchmesser im Durchschliff 21·0 mm, der Querdurchmesser 15·3 mm, die Doppfhöhe 9·3 mm.

In seiner Lebensweise, Fortpflanzung u. s. w. gleicht er im ganzen seinem mitteleuropäischen Verwandten, nur scheint er nach Collett's Angaben z. B. in Norwegen nur einmal zu brüten.

Was seinen Lockton anbetrifft, so berichtet Schacht, dass derselbe von dem des kleinen mitteleuropäischen Gimpels verschieden sei.

Sachse erzählt auf Grund von Mittheilungen russischer Beobachter, dass er durchaus nicht im Stande sei, in ähnlicher Weise wie sein kleinerer Verwandter Melodien nachzupeisen.

R. Bl.

**Gingko biloba** L. (*Salisburia adianthifolia* Smith.), Gingkobaum (Fig. 388). Ein zur Familie

Auch in Österreich und selbst Süddeutschland werden seine Früchte (richtiger Samen) noch reif, und da auch sein röthlichgelbes Holz ein gutes Möbelholz ist, so verdiente er vielleicht sogar als Kirschbaum in warmen Lagen der genannten Länder angepflanzt zu werden. Der Gingko ist deshalb eine sehr interessante Holzart, weil er, obwohl ein gymnospermes und den Nadelhölzern zunächst verwandtes Gewächs, das Aussehen und die Eigenarten eines Laubholzes besitzt, indem seine wechsel- und büschelförmigen langgestielten Blätter eine breite fächerförmige zweilappige Spreite haben und im Herbst, nachdem sie gelb geworden, abfallen. Dieselben sind von vielen parallelen gabeltheiligen Nerven durchzogen. Der Gingko, welcher in China und Java zu einem Baum erster Größe erwächst, ist zweihäusig und blüht im



Fig. 388. *Gingko biloba*, Gingkobaum.

der Blatteiben (Phyllocladaceae) aus der Ordnung der Eibengewächse (Taxineae) gehörender, in China und Japan heimischer sommergrüner Baum, der sich in Parthen als Ziergehölz anzepflanzt findet und noch in Mitteldeutschland im Freien gedeiht. In seiner Heimat wird derselbe wegen seiner östlichen wohl schmeckenden Samenkerne allgemein als Obstbaum cultiviert.

Frühlinge zur Zeit des Laubansbruches. Die männlichen Blüten bilden gestielte achselständige Säckchen, die weiblichen, aus einer von einer napfförmigen Scheibe umgebenen Samenkapsel bestehend, sitzen einzeln auf achselständigen einfachen oder verzweigten Stielen. Die Samen sind oval, zusammengedrückt, 2 cm lang und 11 mm dick, von einer gelbgrünen, oben offenen

Fleischhülle (der vergrößerten Napsscheibe) umgeben und deshalb von steinschwartigem Mischen. Der darin steckende eigentliche Same ist hartschalig, braunlichweiß.

Wm. Ginstor, f. Genista.

Wm.

**Gipsel** (Österreich) von Fichten- und Tannenbäumen als Schenkenzeiger dürfen nach Bd. v. 17/12. 1751 und Bd. der kärntnischen Landeshauptmannschaft v. 30./6. 1792 nicht verwendet werden (s. Baumgipfel). Das Abhauen, Abschneiden und Abreißen von Gipseln, Ästen und Zweigen bildet, wenn nicht das Strafgesetz Anwendung findet, einen Forstfreiwill (s. d.). Erstattungsbetrag dafür ist nach dem Waldschadenergaziaris, gleichzeitig ob an den Gipseln und Ästen Laub oder Nadeln sich befinden oder nicht, der Preis, welcher der Sorte und dem doppelten Kubikinhalt des gefrevelten Holzes entspricht. Lassen diese Beschädigungen allgemeines Zurückbleiben im Holzgewachse der verwendeten Stämme befürchten, so sind die Erstattungsbeträge  $1\frac{1}{2}$ fach, wenn das Absterben der Stämme befürchtet wird, doppelt zu bezahlen. Durch die Rundm. der Landesregierung für Kärntn v. 3./5. 1883, §. 2702, L. G. Bl. Nr. 12, wird aufmerksam gemacht, daß das Sammeln von Gipseltriebknospen von noch nicht schlagbaren Föhren zu Handelszwecken zur allgemeinen Waldverwüstung führt und daher verboten ist (s. Verwüstung).

Mdt.

**Gipseldürre** oder **Zopftrocknis** ist eine bekannte Erkrankungsform der Waldbäume, die wohl auch im Gefolge anderer Krankheiten, durch welche die Ernährung eines Baumes Schaden leidet, auftritt kann, die aber in der Regel als Folge einer Bodenschlechterung und damit bedingten Verminderung der Wasser- und Nährstoffzufuhr zu den Wurzeln des Baumes aufzufassen ist. Der unter bisher günstigeren äußeren Verhältnissen erwachsene Baum wird unter gewissen Umständen nicht mehr mit so viel Wasser und Nährstoffen aus dem Boden versorgt, daß die ganze Baumkrone ernährt werden kann, vielmehr die oberste, als der der Nahrquelle entfernte Theil verhungert. Eine sehr häufige Ursache einer solchen Bodenschlechterung ist das Streurechen, zumal wenn dieses schon im frühen Lebensalter der Bestände beginnt und oft wiederholt wird. Zunächst äußert sie sich in einer übertriebenen Entwässerung des Bodens, begleitet mit einem Sinken der Bodenoberfläche, ähnliche Erscheinungen des Absterbens zur Folge gehabt. Am häufigsten aber wird sie an Eichenüberhältern beobachtet, welche, im Schlusse eines Bestandes erwachsen, nur mit schwachen Kronen begabt, nach der Freistellung eine große Menge von schlafenden Augen zu Stammpfosten entwickeln. Diese und die alte Baumkrone gedeihen einige Jahre vorzüglich, so lange nämlich die gesteigerte Bodenhäufigkeit den Vorraath an Nährstoffen der Wurzel des Baumes in reicher Menge zuführt. Die gesteigerte Nährstoffzufuhr, vereint mit der gesteigerten Lichtwirkung auf die Krone, veran-

läßt eine bedeutende Zuwachssteigerung, den sog. Lichtstandszuwachs. Es werden auch die schlafenden Blattachselknospen kräftig ernährt, treiben aus und bilden oft bis tief unten am Stamm reichliche Ausschläge. Früher oder später ist der Humusvorrath des bloßgestellten Bodens verzehrt. Die oberen Bodenschichten leiden durch die Freilage auch dadurch, daß sie im Sommer tiefer austrocknen, und zumal auf leichteren Böden folgen den Jahren der gesteigerten Nährstoffzufuhr bald die mageren Jahre. Der „verwilderte“ Boden bietet den Wurzeln weniger Wasser und Nährstoffe als vor der Freistellung des Bestandes und diese an sich geringe Nährstoff- und Wassergabe wird von den Ausschlägen am Schafte zuerst in Anspruch genommen. Bis zur Krone gelangen nicht mehr genügende Wassermengen, um den nötigen Bedarf zu decken, der Gipsel stirbt ab. Verbessert sich der Boden mit dem Heraufwachsen eines jungen Bestandes wieder, dann kann sich mit der Steigerung der Nährstoffzufuhr die Krone wieder erholen, wenn sie nicht schon allzusehr beschädigt war. Bäume, die vor der Freistellung schon eine kräftige Krone besaßen, entwickeln wenige oder keine Wasserreiser und bleiben frei von Gipseldürre, weil in den ersten Jahren nach der Freistellung die Krone für sich allein imstande ist, durch kräftigere Entwicklung die Mehrzufuhr an Nährstoffen zu verarbeiten. Es entstehen keine Wasserreiser und diese können deshalb in den Jahren der Notth auch nicht die Krone beeinträchtigen. Leichtere geht wohl etwas im Wuchs zurück, ohne aber Aste durch Vertröcken einzubüßen. Wird der Boden nach der Freistellung gar nicht bloßgelegt, indem etwa schon zuvor eine natürliche Verjüngung ausgeführt oder anderweitig für Bodenabholz gesorgt wurde, dann pflegt auch überhaupt keine Gipseldürre einzutreten, da eine Bodenverwilderung nicht eintritt. Das natürliche Verhütungsmittel dieser Krankheit liegt also in der Pflege des Bodens und in der Erhaltung seiner Kraft.

Hg.

**Gips** kristallisiert im monoclinen System. Häufig ist die Combination

$\infty P \infty P \infty P$ , auch mit P.

Die Kristallflächen sind mitunter convex, wodurch linsenförmige Kristallgestalten entstehen. Recht häufig sind Zwillinge, deren Zusammensetzungsläsche das Orthopinakoid ist. Nicht selten sind sehr schöne Kristalle, öfters auch sehr große (Marienhöhle bei Reinhardtsbrunn); sie finden sich aufgewachsen und zu Drusen verbunden oder eingewachsen, dabei häufig sternförmigen, rosettenförmigen und tigeligen Gruppierungen. Auch in blättrigen, stengeligen, faserigen und körnigen Aggregaten tritt Gips auf, ebenso dicht und erdig. Der durchsichtige kristallisierte Gips heißt Granat oder Marienglas; der körnig zusammengehende, durchscheinende Alabaster; der loder schuppigförmige Schamgips; der faserige Faiergips. Der derbe Gips (Gipsstein) ist eine verbreitete Gebirgsart. Die Härte ist = 1½–2, das spezifische Gewicht = 2·2–2·4. Chemische Zusammensetzung:  $\text{CaSO}_4 + 2\text{H}_2\text{O}$ . Gips ist in ca. 400 Theilen Wasser löslich. Der Gips enthält dieselben accessorischen Beimengungen wie der Anhydrit

(Kalkmagnesiocarbonat, Eisenkies, Quarz, Stein-  
jatz, Boracit, ferner mehr oder minder reich-  
liche, dunkelfarbende Beimengungen von thom-  
iger oder bituminöser Substanz), aus dessen  
Umwandlung er hervorgegangen ist. Bisweilen  
ist er durch sekundäre Eisenhydroxyde roth ge-  
färbt. Viele Gipse enthalten noch gewisse Men-  
gen Anhydrit; es gibt eben alle möglichen  
Zwischenstufen zwischen Anhydrit- und Gips-  
gestein, wie man denn auch von einem Gips-  
anhydrit und Anhydritgips reden kann. Bei  
der völligen Umwandlung von Anhydrit in  
Gips findet unter der Voransetzung, daß  
nichts in Lösung hinweggeführt wird, eine  
Volumenvergrößerung von 27,04% statt. Aus  
dieser Vergrößerung erklären sich die mit dem  
Gips verbundenen und häufig zu beobachtenden  
mechanischen Schichtenstörungen, die noch bedeu-  
tender werden, wenn der Gips theilweise durch  
Gewässer in Lösung fortgeführt wird; es kommt  
zur Bildung von Höhlen und Schlotten und  
andererseits zum Auftreten von isolierten Knol-  
len und Blöcken von Gips, z. B. in Thonen,  
Letten oder Mergeln, welche zum Theil die  
nicht löslichen Reste der ursprünglichen  
Gipssteine darstellen. Der Gips kommt sehr  
häufig und öfters in großen Massen vor. In  
bedeutender Erstreckung (6 Meilen lang) be-  
gleitet z. B. eine Gipsmauer den ganzen Süd-  
rand des Harzes von Osterode bis Sanger-  
hanien. Andere Fundorte noch zu nennen,  
würde zu weit führen.

v. D.

**Gips** ist wasserhaltiger schwefelsaurer Talc, der durch das Brennen seinen Wassergehalt ver-  
liert und hiernach die Eigenschaft erhält, schnell  
zu verhärten, wobei er an seinem Volumen  
zunimmt. Der Gips ist ein vogtländisches Bindemittel, darf aber nur in Räumen verwendet werden, wo er dem Einfluss der Witterung  
entzückt ist. Der Gips kommt in Pulverform  
in den Handel und ist um so besser, je feiner  
sein Korn und je weißer seine Farbe ist. Ohne  
jede Beimischung findet er nur bei Stuccoarbeiten,  
Abgüßen, Zimmerverputz u. s. w. Anwendung,  
während er sonst mit Kalk, Sand und Ziegelmehl vermengt und als gewöhnlicher  
Mörtel benutzt wird. Gipsmörtel verhärtert sehr  
schnell und muss nach seiner Zubereitung so-  
fort verwendet werden (s. Gipsmörtel). Dr.

**Gipsmörtel.** Ein Theil stark gebrannter  
und grob gemahlener Gips gibt 75% Gips-  
mörtel, der bei den unterschiedlichen Verputz-  
arbeiten dem gewöhnlichen Kalkmörtel beige-  
mengt wird. Man kann das Erfordernis per  
Quadratmeter folgendermaßen veranschlagen:  
1,5 cm starker Verputz an verrohrten Wänden  
oder Decken erfordert bei schwachem Zusatz  
1:3 l, bei starkem 3 l Gipsmörtel. Ein glatter  
Fassadenverputz 1:3 l, mit leichten Fugen 2 l,  
mit laufenden Quader 3 l, mit starkem Quader-  
verputz 4 l Gipsmörtel; eine Fenstereinfassung  
erhebt 16—28 i und 100 m Gefümsabdeckung,  
17:5 l Gipsmörtel.

Dr.

**Gipsestrich** wird aus Bodengips angefer-  
tigt, d. i. aus einem stark gebrannten und grob  
gemahlenen Gips. Der Gipsestrich kann nur in  
vollkommen trockenen Räumen in der Stärke von  
4 cm und auf einer 2—3 cm dicken Sandschicht

als Unterlage in folgender Weise hergestellt  
werden. In dem Raum, wo der Gipsestrich an-  
zubringen ist, wird auf der gebauten Sand-  
unterlage in der Entfernung von 1 m von einer  
Wände, damit der Arbeiter noch mit einem  
Streichenholze bequem hinüberreichen kann, eine  
Lehrlatte in der Stärke des herzustellenden  
Gipsgrusses möglichst von der Länge des  
ganzen Raumes befestigt. In diesen durch die  
Lehrlatte abgeschlossenen Raum wird der mit  
Wasser angemachte Gips mittels Handeimer  
sehr vorsichtig ausgegossen, damit der selbe einer-  
seits eine gleiche Dicke erhalte und ander-  
seits sich nicht mit der Sandunterlage ver-  
menge. Nach dem Gieße wird die Masse mit  
einem Richtscheide ausgeglichen und nach einer  
Viertelstunde die Lehrlatte entfernt und ein  
zweiter, dritter u. s. w. Streifen hergestellt, bis  
der gesamte Raum übergossen ist. Nach  
24 Stunden, wo sich bereits kleine Risse und  
Sprünge zeigen, werden Bretter aufgelegt und  
die Fläche mit hölzernen Schlägeln (ein 20 bis  
25 cm breites und 10—12 cm starkes Buchen-  
holz mit einem 36 cm langen Stiel) so lange  
geschlagen, bis die Risse verschwinden und die  
Oberfläche feucht wird, d. h. bis der Gips  
schwitzt, wie die Arbeiter es nennen. Dieses  
Schlagen wird nach 5—6 Stunden nochmals  
wiederholt und schließlich der fertige Estrich  
mit Maurerkellen ans Stahl abgeebnet. Mit  
Rücksicht darauf, daß der Gips beim Erhärten  
sein Volumen vergrößert, muss zunächst der  
Wände ein hinreichender Raum freigelassen  
werden, weil sonst ein nachträgliches Aufstreichen  
und Reiben des Estrichs eintritt. Wie groß  
dieser Raum sein soll, lässt sich nicht genau  
bestimmen und ist es immerhin besser, denselben  
etwas größer zu nehmen und nachträg-  
lich mit Gips auszugießen.

Durch Beimengung einer Erdfarbe kann  
dem Estrich jede beliebige Färbung gegeben  
werden. Der fertige Estrich wird nach voll-  
ständiger Erhärtung mit einem gewöhnlichen  
Hobel abgeebnet; um ihn gefälliger und dauer-  
hafter zu machen, wird er zweimal bis dreimal  
mit Leinöl überstrichen, wobei man, um ein  
tieferes Eindringen des Öles zu fördern, mit  
einer Kohlensäume in der Höhe von 3 cm  
über den Boden langsam hinfährt. Schließlich  
wird der Estrich mit Sandstein und Wasser  
abgeschlissen, mit Wachs überzogen und wie  
ein Parquetboden gehobnt.

**Girly,** *Serinus hortulanus* Koch,  
*Passer serinus*, Briss., Orn. III., p. 179 (1760);  
*Fringilla serinus*, Linn., Syst. Nat. I., p. 320  
(1766); *Loxia serinus* (L.) Scop. Ann. I. Hist.  
nat., p. 140, no. 203 (1769); *Fringilla mon-*  
*tana*, Bodd., Tabl. des Pl. Enl., p. 40 (1783);  
*Fringilla citrinella*, Bechst., Orn. Taschenbuch  
I., p. 124 (1802, nec Linn.); *Serinus hortula-*  
*nus*, Koch, Bayr. Zool. I., p. 229 (1816); *Serinus orientalis*, Chr. L. Brehm, Bög. Deutschl.,  
p. 234 (1831); *Serinus meridionalis*, idem,  
ibidem, p. 255; *Serinus islandicus*, idem,  
ibidem, p. 255 (1831, ex Faber); *Serinus fla-*  
*vescens*, Gould, B. of Eur., pl. 195 (1837);  
*Pyrhula (Dryospiza) serinus* (L.). Keys. et  
Blas., Wirbelth. Europas, p. XI.I (1840); *Pyr-*

rhula serinus (L.). Degland, Orn. Eur. I., p. 193 (1849); Crithagra serinus (L.), Heuglin, Orn. No.-Afr. I., p. 637 (1871); Serinus luteolus A. v. Homeyer, J. f. Ö. 1873, p. 223.

Abbildungen: 1. Vogel. Raummann, Vögel Deutschl., T. 123; Dresser, B. of Eur. III., pl. 170. — 2. Eier. Bädecker, Die Eier der eur. Vögel, T. 20, Nr. 3; Thienemann, Abbildungen von Vogeleiern, T. XXXV, Fig. 15, a—c; Seebohm, A History of British Birds II., pl. 12.

Geitsch, Cini, Cinit, Serinus, Hirngrill, Hirngrille, Hirngrillerl, Fädemlein, Schwäderlein, italienischer Canarienvogel, Canarienzeischen, Grünfinkchen, Grünfink, gelbgärriger Dickichnabel, Gartlitzkeenbeißer, Nieselzeisig, Österreich, Hirngille, Meerzeisig, Gartenzeisig, Saamezeisig, Meerzeischen, Rübsamzeisl, Canarienzeisig, Gartenkrämpel.

Bohm.: Pěnkava citronová; dán.: Guullrisk; engl.: Serinfinch; frz.: Zutaska tresavka; frz.: Serin; ital.: Verzellino, Verdolino, Raperino, Serino d'Italia. Snis, Zverzelin, Serin, Verzelin, Sgarzerin, Sgarzolin, Sverzerin, Verdari, Verdulen, Vidarén, Verzarén, Raparén, Verzarein, Verzlin, Sverzarín, Verdari. Frisarin, Frigorin, Sfredelin, Sfrizolin, Siaen, Raperugiolo, Crespolino, Verzolino, Cardolella, Zevardiello, Lapariedd, Rappareddu, Rapparedduni, Canariu de monti, Canariu areste, Canariu birdu. Apparel; portug.: Serzino, Cerezino, Riscada, Milheira, Milheiro galante, Chamariz, Serin; span.: Verdecillo, Gafarró, Gafarrón, Chamaris, Serin, Sereno, Milheirica, Canari bort ó de montanya; mig.: girlie Pinty.

Der Sirtig kommt in Central- und Südeuropa und Nordafrika vor. Brütend wird er gefunden in Central- und Südfrankreich, Luxemburg, Schweiz, Süddutschland und dem üblichen Theile von Mitteldeutschland, Österreich-Ungarn, Westrussland, zieht aber meistens aus diesen Ländern im Winter fort; nur einige bleiben zurück. Standvogel ist er in der iberischen, italienischen und Balkanhalbinsel und in der Türkei. In Palästina, Egypten und Nordafrika überwintern die aus dem Norden kommenden Zugvögel. Nach England, Nordfrankreich, Belgien, Norddeutschland und Dänemark kommen nur zufällige einzelne Wanderer.

Totallänge . . . . .	12·8 cm
Flügellänge . . . . .	7·3 "
Schwanzlänge . . . . .	5·3 "
Tarsus . . . . .	1·3 "
Schnabel . . . . .	0·62 "

(Altes ♂ von Italien aus der Sammlung R. Blasius.)

Der Schnabel ist kurz und dick, kreisel förmig, an der Firste und am Kiel ganz flach abgerundet, auf der Firste sanft abwärts gebogen, an der Schneide des Oberkiefers dicht vor der Spitze leicht ausgeschnitten, die Spitze selbst abwärts geneigt, den Unterkiefer überragend. Die Flügel sind ziemlich lang, stumpf abgerundet, die ersten 4 Schwungfedern bilden die Flügelspitze, die 2., 3. und 4. sind auf der Außenseite bogig eingeschnürt, die 2. und 3. auf der Innenseite sanft bogig verengt.

2.3 > 1.4 > 5 > 6 . . . > M > H > D. — Die rückwärts gerichteten Flügel reichen bis fast zu Dreiviertel des Schwanzes hinab; dieser ist tief keilsförmig ausgeschnitten. Die Läuse sind zart und kurz, die Nägel von mittlerer Größe, flach gebogen, sehr spitz, unten zweischneidig.

Altes Männchen im Frühjahr. Stirn grünlich, mit grauem Anfluge, ähnlich die Kopfplatte, nur mit deutlicher hervortretender schwärzlicher Federmitten, der übrige Rücken mit breiten schwärzlichen Längsflecken und gelbgrünen Federsäumen. Brust hellgrünlich mit einzelnen schwärzlichen Schafstrichen, obere Schwanzdecken olivengrünlich mit gelblichem Anfluge. Schwingen und Schwanzfedern schwärzbraun mit hellgrauen schmalen, namentlich an Mittel- und Hinterschwingen und am Schwanz grünlich angestologenen Säumen. Deckfedern schwärzbraun mit breiterem grünlichen Säumen. — Unterseite vom Kinn bis zum Bauch hinab hellgrünlich, Unterbauch und untere Schwanzdecken schmutzig weiß mit sehr schwachem, grünlich-gelbem Anfluge, Rumpfseiten grauweißlich mit breiten schwarzen Schafsflecken. Schwingen und Schwanzfedern von unten schwärzlichgrau, die unteren Flügeldesfedern grau, amuge grünlich-gelb angestlogen.

Jüngere Männchen im Frühjahr haben weniger und blasseres Gelb, das überall durch ein schmutziges Grün verdeckt wird.

Alte Weibchen im Frühjahr ähneln den jüngeren Männchen, haben aber ein noch stärker geflecktes, graueres Kleid, das noch weniger und nur sehr bleiches Gelb zeigt, mit leichten Anflügen von Grün; dabei ist die Brust mit deutlichen schwärzlichbraunen Längsflecken verziert.

Je älter die Weibchen sind, desto mehr zeigen sie Gelb und Grün.

Alte Männchen im Herbst zeichnen sich durch die breiten grauweißen Ränder der Rückenfedern aus und durch die grünlichen Säume der gelben Federn an Kopf, Hals, Brust und Brüzel.

Altes Weibchen im Herbst ist weniger gefleckt und nicht so grau als das Weibchen im Frühlingskleide.

Die jungen Vögel im Nestkleide zeigen auf der ganzen Oberseite dunkelbraune Federn mit hellbraunlichen Säumen, so namentlich an den Hinterschwingen und oberen Deckfedern. Nur an der Basis der Schwanzfedern sind die Säume grünlich angestlogen. Unterbrust ist schmutziggrau, vom Kinn bis zur Unterbrust und an den Rumpfseiten braun längsgestreift, am Bauche mit sehr schwachem gelbbräunlichem Anfluge.

(Nach 3 Exemplaren aus dem Elsaß und Spanien aus dem naturhistorischen Museum zu Braunschweig und einem italienischen Vogel aus meiner Sammlung.)

Der Schnabel ist von oben gesehen horngrau oder schwärzlich braungrau, von unten gesehen lichter rötlichgrau; die Iris ist dunkelbraun, das Auge hat einen Durchmesser von 3 mm; die Füße sind dunkelbraunlich fleischfarben, die Krallen bräunlich.

**Das Gelege** besteht in der Regel aus 4, seltener aus 5 Eiern.

Dieselben sind von kurzovaler Form, Längsdurchmesser durchschnittlich 16·1 mm, Querdurchmesser 12·4 mm, Doppfhöhe 7·4 mm.

Auf weißlicher Grundfarbe sind dieselben namentlich am stumpfen Ende um den Pol des Eies herum verziert mit tiefer liegenden, violettblauen und blaßrötlichbraunlichen Flecken und tiefrothbraunen punkt- und kreisförmigen oberflächlichen Flecken. Die bei weitem größere Hälfte des Eies, nach dem spitzen Ende zu gelegen, ist häufig ganz frei von Flecken. Die Schale ist matiglänzend, weißlich gegen das Licht durchscheinend, das Korn außerordentlich fein und flach, Poren sehr zahlreich.

(Nach 2 Eiern aus Sammlung Hollandt und 3 Eiern aus einem von mir in Babern i. E. genommenen Gelege.)

Bald nach ihrer Ankunft im April schreiten sie zur Brut. Das außerordentlich künstvoll gebaute Nest hat am meisten Ähnlichkeit mit dem des Stieglitz, ist aber etwas kleiner; es besteht außen aus feinen mit Flechten durchwebten Würzelchen und ist in dem inneren Napf mit Federn, Pferdehaaren und Schweinsborsten sehr sorgfältig ausgelegt. Das Weibchen brütet allein, 14 Tage lang, und wird dabei vom Männchen gefüttert. Das Nest wird mit Vorliebe in Obstgärten angelegt, auf Äpfel- und Birnbäumen, ziemlich nahe dem Ende der Zweige. In meinem Garten in Babern i. E., wo ich sehr vielfach Gelegenheit hatte, die Girlitz zu beobachten, war eine Allee von geklopften Platanen. In diesen brüteten sie mit besonderer Vorliebe; häufig hatte ich 3—4 Paare in meinem Garten.

Der Girlitz ist ein niedlicher, fröhlicher, immer beweglicher Vogel, der sich sofort nach seiner Ankunft im Frühjahr bemerklich macht. In seinen Bewegungen gleicht er dem Zeijig, ist aber noch graciler und lebhafter. Die einzelnen Paare halten getrennt zusammen während des ganzen Sommers, schnäbeln und tändeln immer mit einander herum, rufen sich gegenseitig in den zärtlichsten Tonarten. Das Männchen verhält sich im Frühjahr bei Tage auch keine Minute still, es sitzt entweder oben auf den Spizien der Bäume, jüngend und neckend, oder es schwert mit einem eigenhümlich zitternden, slatternden Fluge von einem Baume zum anderen, manche Ähnlichkeit mit dem Baumpeper bietet. Dieses eigenhümliche Flattern ist ganz charakteristisch für unseren Vogel, sofort macht er sich dadurch bemerklich.

Der Lautton klingt wie „hißkifi“ oder „girliz“ und hat viele Ähnlichkeit mit dem Lautton des Stieglitzes.

Im Gesange ist manche Ähnlichkeit mit dem Erlenzeijig zu bemerken, nur kommen die schwirrenden, leiernden Töne mehr zum Gehör. Dabei fliegt das Männchen im Gesange umher, immer sein lustiges Liedchen girrend, vom frühen Morgen bis späten Abend durch den ganzen Sommer hindurch.

Seine Nahrung besteht aus allerlei kleinen Sämereien, die er regelmäßig enthüllt und ohne Schale frisst.

Von eigentlichem Schaden kann bei unserem kleinen niedlichen Vögelchen nicht die Rede sein; nützlich ist er als höchst unterhaltender Stubenvogel. Die Jungen lassen sich leicht mit eingekochter Rübsaat anziehen, die Alten können mit Lockvogel auf Vogelherden, mit Sprengeln oder Leinwurthen leicht vom Vogelsänger gesangen werden. Im Käfig sind beide höchst unterhaltend; ich hatte Gelegenheit, mir mehrere selbst angezogene Girlitz von Babern i. E. mit hieher nach Braunschweig zu bringen und längere Zeit in der Gefangenschaft zu halten. Nur während der Mauerer hörten die Männerchen auf zu singen, sonst zwitscherten sie den ganzen Tag und machten durch ihr zutrauliches Wesen mir sehr viel Vergnügen.

Der Girlitz ist einer derjenigen Vögel, die in der Ausbreitung nach Norden begriffen sind. Alfred Brehm schreibt darüber in seinem Thierleben, II., p. 333: „Ursprünglich im Süden Europas und in Kleinasien heimisch, hat sich der Girlitz allmählich nach Norden hin verbreitet, thut dies auch gegenwärtig noch und bürget sich, weiter und weiter vorschreitend, in Gebieten ein, in denen er vor einem Menschenalter vollständig fehlte. In den seitvergangenen 20 Jahren hat er sich fast den ganzen österreichischen Kaiserstaat erobert und ebenso in der selben Zeit in Schlesien, Franken und Thüringen angesiedelt, ist im Jahre 1877 auch in der Mark erschienen und wird sich hier wahrscheinlich ebenso gut seßhaft machen, als er dies anderswo gethan hat.“

Zu den letzten Jahren ist der Girlitz noch weiter gegangen, so kommt er jetzt als Brutvogel auch im Königreich Sachsen, in Herzogthum Anhalt und in der Provinz Hessen, z. B. bei Cassel vor. Vor einigen Jahren machte ich den Versuch, ihn künstlich bei Braunschweig anzusiedeln, indem ich einige Dutzend Paare aus Böhmen kommen ließ und theils in meinem Garten, theils in Riddagshausen im Frühjahr aussetzte. In denselben Jahre brüteten einige Paare im Klostergarten bei Riddagshausen und an den hiesigen Anlagen. Im folgenden Jahre wurde nochmals ein Paar in Riddagshausen beobachtet, später aber kein Girlitz mehr hier in der freien Natur gesehen.

R. Bl.

**Girtanner** Georg Albert, Dr. med., bedeutender Zoologe der Gegenwart. Er entstammt einer alten, schon seit dem Jahre 1387 zu St. Gallen seßhaften Familie, welche von jehor zahlreiche Männer aufweist, die sich in erster Reihe der Medicin als Lebensberuf widmeten, zugleich aber stets auch ein Specialstudium auf einem naturwissenschaftlichen Gebiete betrieben; so noch in jüngster Zeit Girtanners Großonkel, Dr. Christian Girtanner, Professor der Medicin zu Göttingen, welcher Zoologie, und sein Vater, Dr. Karl Girtanner, welcher das Studium der heimischen Alpenflora in hervorragender Weise betrieb. So war auch unseres Girtanner Lebensberuf von vornehmerein vorgezeichnet: „Den 25. September 1839 in St. Gallen,“ schreibt er mir, „fand auch ich, aus dem ersten Schlaf erwachend, den in unserer Familie traditionell gewordenen Asenssapstab zu

meiner Rechten in der Wiege liegen, und zur Linken zwar ebenfalls keinen Marschallstab, aber dafür Conrad Gesners, meines gelehrten Landsmannes, Thierbuch, zum Zeichen, dass mein Leben in erster Linie der frischen Menschheit, in zweiter Linie dem Studium der Thierwelt gewidmet sein werde." Und so kam es auch. Nachdem Girtanner unter seines Vaters und des Lehrers der Naturgeschichte J. Wartmann Leitung die tüchtigen Schnüre seiner Vaterstadt absolviert, zugleich auch Taxidermie studiert und auch schon eine hübsche Sammlung selbst ausgestopfter Vögel zusammengesetzt hatte, die er dem naturhistorischen Museum in St. Gallen schenkte, bezog er im Jahre 1857 die Universität zu Zürich, ging dann nach Prag, München und Würzburg, wo er im Jahre 1861 das Doctoratsdiplom erhielt. Nachdem er dann zur vervollständigung seiner Kenntnisse in der Berufswissenschaft noch die Universitäten von Wien und Paris besucht, ließ er sich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder, widmete sich der Privatpraxis und ist überdies als Arzt mehrerer öffentlicher Anstalten thätig. Im Jahre 1872 vermählte er sich und ist heute glücklicher Vater, geliebt in seiner Familie, geehrt von seinen Mitbürgern und vor Allem von seinen Fachgenossen.

Girtanners Bedeutung für die Zoologie, welche hier allein in Betracht kommt, ist eine sehr hohe. Abgesehen davon, dass ihn natürliche Anlagen wesentlich bei seinen Forschungen begünstigten, verdankt er deren hervorragende Erfolge in erster Reihe seinem glücklichen Prinzip, ein kleines Beobachtungsfeld zu wählen, dieses aber mit Aufgebot aller Kraft und aller Mittel so weit erschöpfend zu bearbeiten, als es dem Einzelnen möglich ist. Freilich wird dieses Prinzip nur von einem verschwindend geringen Theile der Naturforscher gebilligt und von einem noch geringeren tatsächlich als Richtschnur für das eigene Schaffen betrachtet; es ist dies eben nicht der Weg, sich „in weiteren Kreisen“ bekannt zu machen, eine sog. Berühmtheit in der „Welt“ zu erlangen, aber es ist der einzige Weg, auf welchem es hente, bei der so großen Ausdehnung jedes einzelnen Zweiges der Naturwissenschaften möglich ist, deren Interessen wesentlich zu fördern, das Ziel im Auge behaltend, die Einflüsterungen der Eitelkeit verwerfend. — Girtanner befasst sich seit Beginn seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ausschließlich mit der Fauna der Schweiz; allerdings im weiteren Sinne, d. h. mit den in der Schweiz heimischen Arten in ihrer ganzen Verbreitung, auch außerhalb derselben; in diesem Sinne ist auch seine bedeutende Sammlung von zoologischen Präparaten, namentlich Vögeln angelegt. Allerdings besteht dieselbe wesentlich aus Schweizer Stücken, aber auch zum Theile aus großen Suiten derselben Art aus allen Theilen ihres übrigen Verbreitungsgebietes. Übrigens befolgt Girtanner bei Anlage seiner Sammlung gleichfalls ein ganz eigenartiges und für weniger bemittelte Forscher jedenfalls höchst empfehlenswertes Prinzip. Richtet er seine Studien speziell auf eine Art oder Gattung, so trachtet er dieselbe in möglichst vielen Exemplaren zusammen-

zubringen; ist dann seine Untersuchung beendet, so wandert die Mehrzahl dieser Stücke wieder in alle Weltrichtungen, die Mittel zur Bejachfung weiteren Materials durch Kauf oder Tausch liefernd. So allein ist es ihm möglich geworden, für jede einzelne seiner Arbeiten immer ein geradezu holofailes Material zusammenzubringen; z. B. hatte er für seine Arbeiten über *Gypaetus barbatus* 22 Exemplare lebend gehalten, etwa 70 Eier und eben so viel Bälge aus den verschiedensten Gegenden zur Comparison vorliegen. Ähnlich bei allen anderen Alpenthiere, welchen er seine specielle Aufmerksamkeit zuwandte.

Abgesehen von der Beobachtung der Thiere in ihrem Freileben und den Arbeiten an todtem Materiale hat sich Girtanner vorzugsweise auch mit dem Studium der Alpenthiere in der Gefangenschaft befasst und stets eine kleine Menagerie unterhalten. Mit dem Freileben jeder einzelnen Art genau vertraut, vermochte er ihr auch auf engem Raum im vollen Maße ihre Lebensbedingungen zu erfüllen, und so gelang es ihm, selbst solche Arten jahrelang frisch und gesund zu erhalten, die bis dahin in der Gefangenschaft noch niemals längere Zeit hindurch am Leben geblieben waren. Vom Bartgeier haben wir dies bereits erwähnt, überdies sind noch besonders bemerkenswert: *Tichodroma muraria*, *Cypselus melba*, *Pyrrhocorax graculus* und *alpinus*, *Cinclus aquaticus*, *Lagopus alpinus* u. s. w.

Sowohl mit diesen lebend gehaltenen Thieren, als mit Objecten seiner Sammlung befasste sich Girtanner oft an zoologischen und Jagdausstellungen; besonders interessant war die Suite lebender schweizerischer Vögel, welche er im Jahre 1869 im Vereine mit Dr. Stölker, Dr. Wild und Dr. Wartmann im Auftrage der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu St. Gallen ausstellte, und eine Zusammenstellung aller schweizer Alpensängethiere und Vögel in prachtvollen Gruppen auf der internationalen Jagdausstellung zu Clevé 1880.

Die Art und Weise, in welcher Girtanner seine Forschungen vornahm, brachte ihn nach und nach mit fast allen bedeutenden Zoologen der Gegenwart in Verbindung, die sich meist bald zu einem freundschaftlichen Verkehr gestaltete; so mit Alfred Brehm, Eugen Ferdinand v. Homeyer, Gustav Radde, Victor v. Tschudi, Rudolf Blasius, B. Fatio u. v. A. Auch mit Kronprinz Rudolf von Österreich, dem erlauchten Förderer der Wissenschaften, war es Girtanner vergönnt, zahlreiche Briefe zu wechseln, und im Jahre 1884, gelegentlich des ersten internationalen Ornithologencongresses, der ihn zum Mitglied der permanenten internationale ornithologischen Commission ernannte, seine Sammlung unter höchstdieselben Führung zu besichtigen.

Girtanners literarische Tätigkeit ist eine relativ geringe, aber dafür ist alles, was er liefert, das Ergebnis eigener, mit der denkbar höchsten Genauigkeit, Sorgfalt und Umsicht durchgeführter Forschungen und darum für die Wissenschaft von danerndem, u. zw. viel höherem Werte, als manches bänderreiche, zur grösseren Hälfte auf

weisenloser Compilation oder den Ausflüssen einer lebhaften Phantasie basierende Werk. Die wichtigsten Schriften Girtanners, deren jede einzelne ein kleines Cabinetstück zu nennen ist, sind folgende: „Notizen über den Alpenmauerläufer“, Jahr.-Ber. d. St. Gall. naturwiss. Ges., 1864; — „Notizen über den Alpeniegler“, ibid. 1866; — „Beobachtungen über Fortpflanzung und Entwicklung des Alpenmauerläufers“, ibid. 1867; — „Beobachtungen über den Baumläufer“, ibid. — Die Ansstellung lebender schweizerischer Vögel in St. Gallen“, ibid. 1869; — „Beiträge zur Naturgeschichte des Bartgeiers der Centralalpen“, ibid. 1871; — „Ornithologischer Streifzug durch Graubünden“, ibid. 1871; — „Historisches und Naturhistorisches über den Biber in der Schweiz, in Deutschland, Norwegen und Nordamerika“, ibid. 1883; — „Der Wasserschwäher (*Cinclus aquaticus*) in Freiheit und Gefangenschaft“, Ornith. Centralbl., 1877; — „Der Alpensteinbock und sein Gehörn“, Deutscher Jäger 1879; — „Das Steinhuhen der Schweizer Alpen“, Gefiederte Welt 1877; — „Der Alpensteinbock mit Beurtheilung seiner letzten Colonie“, Aus Wald und Heide, 1878; — „Zur Ernährung und Pflege des Bartgeiers in der Gefangenschaft“, Mittb. d. Ornith. Ver. in Wien 1879; — „Geschichte eines schweizerischen Bartgeiers“, ibid. 1880; — „Der Tannenheher im Herbst 1883“, ibid. 1886 — Der Bär in Graubünden“, Mittb. d. Niederösterr. Jagdschutzvereines, 1884; — „Der Koftrabe in der Schweiz“, Zoolog. Garten, 1876; — „Die Steinkrähe der Schweizer Alpen“, ibid. 1877; — „Zur Pflege der Gemse in der Gefangenschaft“, ibid. 1880; Zur Pflege des Schneehuhns in der Gefangenschaft“, ibid. 1880; — „Die Rämpfe der Steinadler“, ibid. 1882; — „Die Marmelthierecolonie in St. Gallen“, ibid. 1887. — „Zur Kenntniß des Bartgeiers“ Der Weidmann, 1888.

Außerdem noch eine Reihe kleinerer Aufsätze in den genannten und anderen Fachblättern. Eine sehr wertvolle Arbeit bilden ferner auch jene biologischen Angaben über Schweizer Vögel, welche Girtanner an Alfred Brehm über seine Bitte für dessen „Gefangene Vögel“ und das „Thierleben“ lieferte. Bei letzterem Werke war Girtanner auch noch weiter durch Überwachung der chromolithographischen Tafeln der ersten sechs Bände genannten Werkes im Jahre 1880 betheiligt.

E. v. D.

**Gitterflügler**, Meyflügler, s. Neuroptera.

Hschl.

**Gitterträger**, s. Eisenverbindungen. Fr.

**Glanzkäfer**, deutscher Name für die zur Gattung Meligethes gehörigen Arten der Familie Nitidulariae. Für den Forstwirt sind die Glanzkäfer ganz bedeutungslos, nicht aber für den Landwirt, der in Meligethes aeoneus (Raps-glanzkäfer) mit Recht einen gefürchteten Feind der Rapskulturen zu erblicken hat.

Hschl.

**Glas** wird im Bauweise als Fensterglas (Tafel- oder Scheibenglas) verwendet und soll weiß, rein, eben und von möglichst gleicher Dicke sein. Zum Verglasen der Fenster verwendet man gewöhnlich das ordinäre Scheiben-glas mit grünlicher Farbe und das ganz farb-

lose stärkere Glas (Halbsolin- und Solingglas). Für Gangfenster werden auch geschuppte Tafeln, mitunter gefärbte Gläser und für Dachoberlichten 4—6 mm dicke Glastafeln verwendet. Der Wert des Scheibenglases hängt von der Größe der Tafel und der Güte des Glases ab. Auf Bruch während des Baues sind ca. 0.75% der gesamten zu verglasenden Fläche in Rechnung zu ziehen.

Fr.

**Glaserskitt** wird durch das Zusammenreiben von Kreide und Leinölfirnis erzeugt und erhärtet langsam, wenn ungekochtes Leinöl genommen wird.

Fr.

**Glassfängerbohrer**, deutscher Name für die, als Räumen im Holze oder in der Marktröhre von Holzgewächsen, bohrend lebenden Arten der Sesiidae, einer den Dämmerungs-schmetterlingen oder Schwärmer naherstehenden Familie (vgl. Lepidoptera: Sesiidae).

Hschl.

**Glastaggelschießen**. Um dem Zweck des Tanbenschießens (s. d.) ohne dessen Knöpfspieligkeit und ohne unnützes Blutvergießen (besonders auch für Neulinge sowie zu Wetten und Concurrenzschießen) nahe zu kommen, benutzt man vielfach hohle Kugeln von farbigem (grünem) Glas oder auch wohl von Thon von etwa 4 bis 4½ cm Durchmesser und ca. 45 g Gewicht, welche — sei es von einem hinter dem Schützen stehenden Gehilfen mit der Hand, sei es mittelst einer besonderen Maschine — in einer dem Schützen unbekannten Richtung in die Luft geworfen, als bewegliches Ziel die Schwierigkeit des Schusses gegen fliegende Tauben zur Darstellung zu bringen bestimmt sind. Die Oberfläche der Kugeln ist mit etwas vorstehenden Längs- und Querrippen versehen, damit die Schrote auf ihr nicht so leicht abprallen; ein in der Kugel befindliches Guß- (Blas-) Loch erlaubt dieselbe mit Federn, Sägepänen u. dgl. zu füllen, welche, wenn die Kugel durch die treffenden Schrotkörner zerplättet wird, umherfliegen und den Treffer anschaulicher machen. Da die auf den Boden fallenden Glassplitter mancherlei Unzuträglichkeiten herbeiführen, so hat man die Kugeln vielfach aus anderweittem Material (Holz, Pappe) herzustellen verucht, indes bietet das spröde Glas den Vortheil, durch Springen sofort und für alle zweifellos erkennbar den Treffer anzudeuten, was bei Concurrenzschießen nicht unwichtig. Thonkugeln bieten denselben Vortheil und geben außerdem weniger unangenehme und leichter verwitternde Splitter, haben aber etwa den 1½-fachen Preis. Auch Kugeln aus Holz mit einer äußeren Papierlage, welche einen leicht entzündlichen und Rauch erzeugenden Stoff (Mischung aus Phosphor und irgend einem Katalypräparat) bedeckt, so dass dieser, wenn auch nur von einem Schrotkorn getroffen, aufschlämt und Rauch gibt, sind versucht und empfohlen worden. Alle diese Verbesserungen haben die einfache Glasskugel nicht zu verdrängen vermocht, bis neuerdings die sog. Thontauben wenigstens für die besser eingerichteten Schießstände ein Übergewicht zu erlangen scheint, da sie die Vortheile der Glaskugel ohne deren Nachtheile besitzt, ja sich in ihrer Bewegung dem Fluge der Taube nähert, wenn sie entsprechend geworfen wird.

Für einfachere Schießstände und den Einzelverbrauch wird die mit billigerem Apparat, ja selbst ohne solchen zu werfende Glas- oder Thontauben ihrer Billigkeit halber wohl stets vorgezogen werden.

Die Thontaube ist eine aus röthlichem Thon hergestellte runde gewölkte Schale von 10—12 cm Durchmesser und 4 bis 5 cm Tiefe, ca. 60 g schwer; wird sie rotierend geschleudert, so bewirkt die in der Höhlung durch die Rotation zusammengepresste und durch den nach Innen umgebogenen Rand am völligen Entweichen verhinderte Lust eine gewisse Stabilität des Fluges und ein sanftes Niedergleiten (ohne Bruch), falls die Schale nicht getroffen wurde; die Öffnung der Schale, welche einen beschränkten und unregelmäßigen Abstoss der Lust gestattet, bewirkt zugleich eine gewisse Unregelmäßigkeit des Fluges, so daß letzterer dem eines lebendigen Vogels (Taube, Wachtel, Schnepfe *et c.*) ähnelt und in der That diese Thontaube zu Übungen im Flugschießen als das geeignete Mittel erscheint. Die vom Schuß zerschmetterte Schale — hiezu ist indes wegen der Stärke der Schale nähere Entfernung notwendig — fällt in (unschädlichen) Stücken zu Boden, während die nicht getroffene durch das Auftreffen auf die Erde nicht, wie die Glasskugel, zerbricht.

Die zum Werfen der Kugeln *et c.* bestimmten Apparate, die sog. Glaskugel- oder Thontaubenwurfmaschinen, sind in sehr mannigfaltiger Weise construiert, beruhen indes sämtlich darauf, daß die einer zusammengedrückten Feder entnommene Schleuderkraft durch den Zug an einer Leine ausgelöst und durch besondere (Dreh-) Einrichtungen in jeder beliebigen Richtung entwickelt werden kann.

Zum Schießen sind meist drei bis fünf solcher Wurfmaschinen hinter Holz- oder Korb-schirmen nebeneinander (mit Abständen von 5 bis 9 m) aufgestellt; die Stellung des Schützen vor jenen Schirmen — so daß er die Maschinen selbst nicht sehen kann — richtet sich nach der Geschicklichkeit und Erfahrung des letzten, bezüglich nach der Schwierigkeit der diesem auferlegten Aufgabe; die Entfernung (wegen der geringeren Ausdehnung der Ziele meist sehr viel kleiner als beim Taubenschießen) pflegt bei Glaskugeln etwa doppelt so groß (12—18 m) gewählt zu werden, als bei Thontauben (6—9 m), da letztere wegen ihres schnelleren Fluges und ihrer größeren Stärke nicht so leicht getroffen und zerschmettert werden. — Ein hinter dem Schützen stehender Gehilfe zieht auf Commando des Schützen an einer der Leinen, welche von den Wurfmaschinen verdeckt bis zu ihm zurückgeführt sind, so daß der Schütze wohl den Augenblick, nicht aber Ort und Richtung des Abstiegs der Thontaube bestimmt (*s. Taubenschießen*). Gute Schützen sollen auf den genannten Entfernungen gegen Glaskugeln 80—90%, gegen Thontauben ca. 75% Treffer erzielen.

Eine (patentierte) Thontaubenwurfmashine kostet bei dem deutschen Vertreter der Ligowsky Clan Pigeon Co. Cincinnati, *H.* Lene und Timpe in Berlin W., 43 Mark; 1000 Stück Thontauben 130 Mark. Glaskugelwurfmashinen,

auch zum gleichzeitigen Werfen zweier Kugeln bestimmt, sind überall schon für 14—18 Mark zu haben: 1000 Stück Kugeln kosten 33 bis 36 Mark, mit Füllern gefüllt 40 Mark; Thonkugeln etwa 55 Mark.

Da das Glaskugelschießen, wenn auch schon früher bekannt und geübt, erst Ende der Siebzigerjahre dieses Jahrhunderts durch den amerikanischen Capitán H. Bogardus in Europa allgemein eingeführt wurde, ist es auch unter dem Namen Bogardussport bekannt; der Erfinder der Thontaube nebst zugehöriger Wurfmashine ist George Ligowsky in Cincinnati.

Schützen, welche ohne besondere Wurfmashine auskommen wollen, können durch einen Gehülfen an Stelle der Glaskugeln selbstverständlich auch andere Gegenstände werfen lassen, wenn letztere nur annähernd den Flug der Taube nachzuahmen und den etwaigen Treffer sofort und klar erkennbar anzuzeigen geeignet sind. Hierzu empfiehlt sich wegen seiner Billigkeit (ca. 1½ Mark) und Handlichkeit *n. a.* auch der als Kinderspielzeug vielfach benutzte sog. Flugkreisel, welcher ein mit mehreren schief gestellten Flügeln versehenes Blechstück in schnelle Rotation versetzt und dadurch rasch aufsteigen macht; getroffen klappt dieses Blechstück sofort um, sinkt zu Boden und kann wiederholt benutzt werden. Th.

Glasmikrometer wird in Fernröhren an Stelle des Fadenkreuzes dann verwendet, wenn es sich um die beiläufige Messung des durch die Objektivlinse beim Ablösen eines Gegenstandes erzeugten Bildes handelt. Diese Vorrichtung besteht aus einer runden Glasplatte mit vollkommen ebenen und parallelen Wänden, auf welcher in kleinen, aber gleichen Abständen sehr feine parallele Gerade eingerissen sind. Überdies ist in der Mitte der Glasplatte, senkrecht zu den eben erwähnten Parallelen, eine Gerade eingezeichnet.

Wird nun behuts Messung eines Bildes der betreffenden Gegenstand so angewandt, daß die zu messende Dimension im Bilde parallel zu der Senkrechten des Mikrometers gestellt ist und das eine Ende der zu messenden Strecke mit der untersten oder obersten Parallelen des Mikrometers übereinstimmt, so gibt eine einfache Abzählung der von den Parallelen am Mikrometer gebildeten Intervalle die gewünschte Größe. Der etwa sich ergebende Bruchtheil eines solchen Intervallus wird eingeschätzt.

Die von denselben Standpunkte, in der selben Entfernung wiederholt veranstaltete Messung, unter Benützung der verschiedenen Partien des Glasmikrometers, gibt Anskunft über den Grad der Verlässlichkeit einer vorliegenden, derartigen Einrichtung.

Andere Glasmikrometer versetzen den Zweck, Unterabtheilungen der kleinsten Theile eines an und für sich sehr getheilten Maßstabes (Limbus) noch mit Sicherheit angeben zu können. Dasselbe Ziel wird mit dem Nonius und mit dem Schraubenmikroskop erreicht (*s. d.*).

Ein sehr einfaches, derartiges Glasmikrometer wendet Breithaupt in Cassel unter dem Namen „Ablesemikroskop von Hembold“ an.

Man denke sich einen bestimmten Maßstab, z. B. den Limbus eines Theodoliten, bis auf  $10'$  getheilt und zur Ableitung statt einer Lupe ein Mikroskop (s. d.) in Anwendung gebracht. Wenn in dem Mikroskop an jener Stelle, wo das Bild eines Theiles des Limbus erscheint, ein dünnes Plättchen aus Glas mit der in 10 gleiche Intervalle getheilten Linie  $a b$  angebracht wird, so dass die durch das Ocular des Mikroskopes mit dem im Mikroskop gesehenen Intervalle von  $10'$  der Theilung übereinstimmt, wenn ferner  $a$  den Index der Althydade ver-

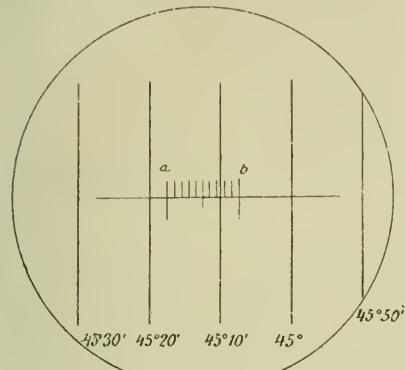


Fig. 389.

tritt, so können Zehntel des kleinsten Intervales der Kreistheilung unmittelbar und bei einiger Übung mit ziemlicher Sicherheit auch Hundertel derselben abgelesen werden. So würde die Ableitung in Fig. 389  $45^\circ 10' + 7\cdot6' = 45^\circ 17\cdot6'$  oder  $45^\circ 17'36''$  ergeben.

Die Mechaniker A. und R. Hahn in Cassel konstruierten ebenfalls ein Glasmikrometer, welches denselben Zweck dient wie das vorher kurz beschriebene. Diese Einrichtung stützt sich jedoch auf das Prinzip der Transversalen.

Dient man sich in einem Ablesemikroskop das Glaspäälltchen in derselben Weise untergebracht wie beim Hensoldt'schen Mikrometer, auf

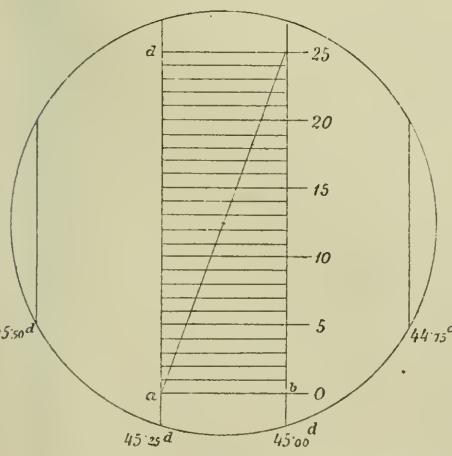


Fig. 390.

denselben aber ein Rechteck eingerissen, dessen Breite  $a b$  Fig. 390 mit dem kleinsten Limbus-theile (im Mikroskop gesehen) übereinstimmt, und sehen wir hier voraus, dass die Theilung bis auf  $\frac{1}{10}$  herabgeht, so ist, wenn die Höhe des Rechteckes in 25 gleiche Intervalle getheilt und in den Theilpunkten die Parallelen zu  $a b$  gezogen werden und ebenso die Transversale  $a c$  eingezeichnet wird, eine directe Ableitung bis auf  $0\cdot01^\circ$  ermöglicht. Hierbei ist  $a$  als Index der Althydade anzusehen. In diesem Falle (Fig. 390) käme allerdings dieses Mikrometer gar nicht in Frage, da hier der Index  $a$  genau mit dem Theilstrich  $45^\circ 25'$  des Limbus zusammenfällt. Anders ist dies, wenn  $a$  zwischen zwei Theilstrichen fällt wie in Fig. 391. Hier beträgt die Ableitung  $45^\circ$  und dazu den Wert  $a = x$ ;  $\triangle a m n \sim \triangle a c b$ , so muss die Proportion  $x : a b = m n : b c = 25$ , daher  $x : 0\cdot25^\circ = m n : 25$  und somit  $x = 0\cdot01 m n$ , d. h. so viele

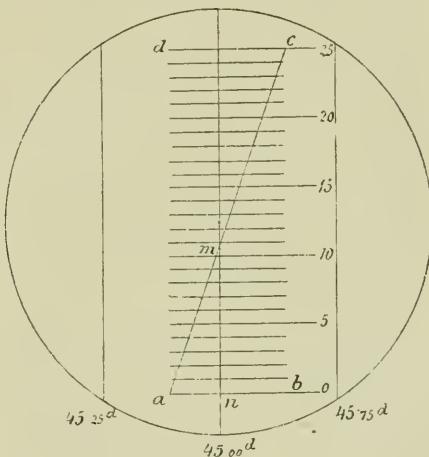


Fig. 391.

Intervalle  $m n$  umfasst, so viele Hundertel degrés misst das  $x$  oder die Strecke  $a n$ . Wir hätten daher in unserem Falle  $a n = 0\cdot015^\circ$  und die ganze Ableitung betrüge  $45^\circ 103'$ .

Zu bemerken wäre noch, dass bei der factischen Ausführung dieses Glasmikrometers die Linien  $a d$  und  $b c$  nicht gezogen sind, und dass durch die radiale Stellung der Limbus-theile Fehler begangen werden, die jedoch für gewöhnliche Messungen verschwindend sind, wohl aber auch in Rechnung gezogen werden können.

**Glasplanimeter**, s. Planimeter. Dr.

**Glaschwärmer**, gleichbedeutend mit Glasflüglerbohrer (s. d.). Hschr.

**Glasperre**, s. Gestörflöhgerei. Dr.

**Glatt**, adj., nennt man Gewehrläufe ohne Büge. „Glatte Büchsen.“ Großkopf, Weidewerks-Lexikon, p. 141. — Hervor Geweih, die gar nicht oder doch nur wenig gerollt sind. „Glatte Geweih sind, die wenig gekraustes haben“ Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 183. — Sanders, Wb., I. p. 590 b. E.v.D.

**Glattbüchse**, die, s. v. w. Büchse mit glatten Räufen. „Glattbüchse ist eine Angelbüchse ohne Züge.“ Chr. W. v. Heppen, Wohlfred. Jäger, p. 183. — Behlen, Wmpr. 1829, p. 71.

E. v. D.

**Glattbutt**, der (*Rhombus laevis* Rondelet, Syn.: *Rhombus vulgaris*, *Pleuronectes rhombus*, Pl. *laevis*), auch Butt, Brill, Kleist, Margarethenbutt, Tarbutt, Biercef; engl.: brill; Fisch aus der Gattung der Biercefbutten (*Rhombus*) und der Familie der Plattfische (Pleuronectidae, s. Syst. der Ichthyologie), 30—60 cm lang; Leib von der Seite flach scheibenförmig zusammengedrückt, etwa zweimal so lang als hoch; asymmetrisch; beide Augen auf der linken Seite, fast gerade über einander; rechte Seite farblos. Das bis unter den vorderen Augenrand geplattete Maul enthält in jedem Kiefer ein schmales Band gleichgroßer Samitzähne, auf dem Pflugzahnbein stehen größere Zähne, der Gaumen ist zahnlos. Die Zähne der Schlußknochen gleichen den Kieferzähnen. Der ganze Leib mit Ausnahme der Schnauze ist mit sehr kleinen, glatten Rundschuppen bedekt. Die Seitenlinie macht über der Brustflosse einen viertelkreisförmigen Bogen. Die Rückenflosse beginnt auf dem Kopfe vor den Augen und endet kurz vor der Schwanzflosse; sie enthält 63 bis 85 weiche, gründentlich getheilte Strahlen; die hinter dem sehr weit nach vorne liegenden Afters beginnende Aftersflosse hat 50—62 Strahlen, die fehlständigen Bauchflossen 6 Strahlen. Die Schwanzflosse ist hinten stumpf abgerundet. Die Färbung der Augenseite ist braun, zuweilen mit röthlichbraunen Flecken.

Der Glattbutt ist ein Meerfisch, welcher vom 64. Grad n. Br. bis zum Mittelmeere an allen Küsten Europas mit Ausnahme der östlichen Ostsee vor kommt. Doch geht er nicht selten in die Flußmündungen und zuweilen ziemlich weit in die Flüsse hinauf wie sein Verwandter, die Flunder (s. d.), welcher er in Bezug auf Lebensweise und Entwicklung gleicht. Sein Fleisch ist sehr wohlgeschmeidig und höher geschätzt als das der Flunder.

H. Glattdisk, s. Stör. H. G.

**Glatteis**. Es ist eine bekannte Thatiache, dass man Wasser, welches vor Erschütterung gefriert ist, weit unter  $0^{\circ}$  abführen kann, ohne dass es gefriert, und noch bekannter ist es, dass wir auch bei Temperaturen unter dem Gefrierpunkt Nebel häufig beobachten. Diese Nebelförderchen erstarrten, wie Dr. Ahmann durch Beobachtung mit einem Mikroskop auf dem Brocken gefunden, bei ihrem Auftreffen auf einen harten Gegenstand zu Eis, wie wir auch bei überkaltem Wasser den augenblicklichen Übergang in Eis (von  $0^{\circ}$ ) kennen, sobald es erschüttert wird.

Das Glatteis müssen wir in uns in gleicher Weise dadurch entstanden denken, dass überfrorene Regentropfen (unter  $0^{\circ}$  C.) zu Boden fallen, wo sie sofort gefrieren, sogar in dem Fall, wo die Temperatur der Bodenoberfläche über dem Gefrierpunkt liegt; der Fall, dass der stark erfrorene Boden zu Boden fallenden Regen durch Entzug von Kälte zum Gefrieren bringt, scheint bei dem Phänomen des Glatteises sel-

tener vorzutreten. Zu gleicher Weise haben wir es zu erklären, wenn die Äste der Bäume sich mit Glatteis überziehen, welches sich häufig so stark bildet, dass es die bekannte gefürchtete Erscheinung des Einbruches zur Folge hat. Die ganze Erscheinung scheint durch das Einbrechen wärmerer Luftströmungen in der Höhe über den in der Tiefe lagernden kalten Luftschichten hervorgerufen zu werden. G. H.

**Glatter Lauf** ist ein Lauf ohne Züge mit vollkommen glatter Seele. Th.

**Glatthaarig**, adj., heißen die Jagdhunde mit kurzen, glatt anliegendem Haar im Gegensatz zu den ranh-, draht-, stichel-, langhaarigen. Chr. W. v. Heppen, Austr. Lehrprinz. p. 347. — Weidmann, XIII. p. 2 a. E. v. D.

**Glaahslechte**, s. Pathogenese und Pathologie der Wildarten. E. v. D.

**Glaubersalz**, s. Natrium. v. Gn.

**Glauchherd**, der. „Glauchherd ist ein kleiner Vogelherd.“ Chr. W. v. Heppen, Wohlfred. Jäger, p. 186. — Sanders, Wb., I. p. 734. E. v. D.

**Glaunkonit** nennt man kleine, runde, wie Schießpulver geformte, sehr häufig aber auch als Steinkerne von Foraminiferen auftretende Körper, die in Sandstein, Mergel und Thon eingewachsen oder zu lockeren, leicht zerreiblichen Aggregaten (Grünsand) verbunden sind und der Grünerde sehr ähneln. Eine allgemeine Formel für dies im wesentlichen aus einem wasserhaltigen Silicat von Eisenoxydul und Kali bestehende Mineral lässt sich nicht aufstellen. In agronomischer Beziehung ist es durch seinen Kaligehalt, der für gewöhnlich zwischen 5—15% schwankt, wichtig. Es findet sich vornehmlich in Sedimentgesteinen der Kreidebildungen, doch auch in Tertiärlagerungen. Hauptfächlich verbreitet in Westfalen, Sachsen, Mainzer Becken, England und im Staate New-Jersey in Nordamerika. Hier wird der vorwaltend aus Glaunkonit bestehende, 6—7% Kali enthaltende Grünsand der Kreideformation als ein vorzüglich wirksames Düngemittel massenhaft benutzt; 1867 wurden davon 20.000 Centner verbraucht. v. D.

**Glechoma hederacea** L., Gundermann (Familie Labiate). Stark und angenehm aromatisch duftendes ausdauerndes Kraut mit kriechendem, ästigem, lange wurzelnder Ausläufer treibendem Stengel, gestielten herz- oder nierenförmigen, grobgekerbten Blättern und blattwinkeleständigen armblütigen Scheinquirlen oder zu 1—2 stehenden Blüten. Blümen ziliig, bläsig-blau oder lila. Ganze Pflanze kahl oder mehr oder weniger rauhaarig. Unter Gebüsch undhecken, an Waldrändern und in lichten Laubholzbeständen auf steinigem Boden. Blüht vom April bis Juni. Wm.

**Gleditschi**, Johann Gottlieb, Dr. med., geb. 5. Februar 1714 in Leipzig, gest. 5. Oktober 1786 in Berlin, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und studierte dort 1728 bis 1735 Medizin, wobei ihn die Botanik am meisten anzog. Schon als Student bekleidete er während des Professors Hebenstreit Reise nach Arista die Stelle eines Custos am Boje'schen botanischen Garten; 1736 finden wir ihn auf

den gräflich v. Biethen'schen Gütern zu Trebnitz damit beschäftigt, eine Beschreibung der dortigen großen Gärten anzufertigen. 1740 wurde er Physicus des Lebuser Kreises, 1742 vertraute er diesen mit Frankfurt a. O., wo er nach Erlangung der Doctorwürde über Physiologie, Botanik und Materia medica las. 1746 wurde er zweiter Professor der Botanik am Collegium medicocirurgicum zu Berlin und Director des botanischen Gartens mit dem Titel „Hofrat“. Seit 1770 hielt Gleditsch auf ansdrückliches Verlangen des Königs Friedrich d. Gr. den forstwissenschaftlichen und besonders den forstbotanischen Unterricht in der auf Anregung des Ministers v. Hagen neu gegründeten und vorzugsweise für das reitende Jägercorps bestimmten ersten Forstlehranstalt zu Berlin, an welcher er bis zu seinem Tode thätig war. Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Gleditsch war ein leumtuisreicher, überaus fruchtbare Schriftsteller. Das Hauptgewicht seiner wissenschaftlichen Thätigkeit liegt auf dem botanischen Gebiet; er ist ein gelehrter Vorläufer und Förderer der botanischen Richtung im Forstfach und hat als beschreibender Forstbotaniker eine große Bedeutung für seine Zeit. Gleditsch entwickelte ein besonderes Pflanzensystem nach der Stellung und Abwesenheit der Staubgefäß und gehörte mit zu den eifrigsten Verbreitern schnellwüchsiger ausländischer Holzarten in Deutschland. Seine Thätigkeit auf dem forstwissenschaftlichen und besonders forstbotanischen Gebiet ist charakteristisch für die damalige Periode des Suchens nach wissenschaftlicher und praktischer naturwissenschaftlicher Begründung der Waldwirtschaftslehre.

Sein Andenken ist durch Clayton in der Baumgattung Gleditschia verewigzt, von welcher ein Exemplar seinen Grabhügel beschattet.

G.'s Schriften sind: Abhandlung von der Vertilgung der Zughenschrecken, 1754; Verschiedne physikalisch-botanisch-ökonomische Abhandlungen, 3 Jahrg. 1765—1767; Pflanzenverzeichnis zum Nutzen und Vergnügen der Lust- und Baumgärtner und aller Liebhaber von fremden und einheimischen Bäumen, Sträuchern und Standengewächsen, 1773; Systematische Einleitung in die neuere, aus ihren eigenthümlichen physikalisch-ökonomischen Gründen hergeleitete Forstwissenschaft, 2 Bde., 1775; Physikalisch-ökonomische Beobachtungen über den Heideboden der Mark Brandenburg, dessen Erzeugung, Verfärbung und Entblößung des darunter stehenden Flugsandes, 1782; Vier hinterlassene Abhandlungen, das praktische Forstwesen betreffend, 1788 (vom geh. Oberfinanzrath Gerhard herausgegeben): 1. Richtenabsprünge, 2. der Ranzenkrab, 1782—84, 3. der schwartzbraune Borkenkäfer, 4. die eichenblättrige Eule. Schw.

**Gleditschia triacanthos** L., Dreidornige Gleditschie, Christusakazie. Schöner sommergrüner Baum aus der zur Ordnung der Hülsenfrüchtigen gehörenden Familie der Cäsalpiniaceen, dessen Stamm und Äste mit starken braunrothen Dornen besetzt sind, von denen die stammdständigen büschelig gruppierten, oft hand-

langen vielsach verzweigt, die der Äste aber meist nur dreieckig sind. Blätter sich spät entwideln, anfangs einfach, später doppelt gesiedert, zuletzt sehr groß, schon im August gelbwerdend, mit zahlreichen länglichen paarig gestellten Blättchen. Blüten unscheinbar, grünlich, in kurz gestielten, an beblätterten Seitenständigen Kätzchen stehenden Ähren. Kelch 3—5zählig, Blumenkrone 3—5blättrig, Stanzgefäße 8—10, frei. Aus dem kurzen Stempel entwickelt sich eine über Fußlänge, breite, zusammengedrückte, herabhängende, vielsamige, braunrothe Hülse. Die Gleditschie bewohnt das östliche Nordamerika, woselbst sie zu einem 25 m hohen und bis 1 m starken Baum erwächst. Sie gedeiht noch in Mitteldeutschland im Freien und ist als Parkbaum seit langer Zeit verbreitet. Neuerdings hat man sie und verwandte Arten (G. monosperma Walt. G. macracantha W. u. a.) wegen ihres vorzüglichen, von Tischlern, Holzschnitzern und Drechslern sehr geschätzten Holzes zum forstlichen Anbau, u. zw. zur Anpflanzung an Bruchwäldern auf kalkigem lockeren Lehmboden für Süddeutschland empfohlen. Das ziemlich breite Markstrahlen und breite Parenringe besitzende Holz, im Splint grünlichgelb, im Kern schön blaurot, ist sehr hart und zähe. Das breitringig erwachsene gilt für das Beste. Die Gleditschie blüht im Juni und Juli. Wm.

**Gleichaltriger Hochwald.** Wenn in einem Hochwald die Grundform des Bestandes derart ist, dass seine Abnutzung in dieselbe oder nahezu dieselbe (d. h. mit Altersunterschieden von nur 1—15 Jahren) Zeit seines Alters fällt, so gebraucht A. Gayer (Waldbau 1882) für jene den Ausdruck gleichaltrige, bzw. nahezu gleichaltrige und rechnet zu ihr die Kahlschlag- und die Schirmschlagform, während er in dem Falle, wo diese Altersunterschiede im Bestande über 15 Jahre, also 20, 30, 40 Jahre betragen und sich bleibend erhalten, von einer ungleichaltrigen Bestandsform und als diese seine Saum- und Femeischlagsform, semelartige Hochwaldform und Femeiform (s. d.) rechnet, darunter aber die semelartige Hochwaldform noch besonders als mehraltrige Hochwaldform charakterisiert.

Gt.

**Gleichfüßer,** Homoptera, eine der zwei Hauptabteilungen der Insectenordnung Rhynchota (s. d.), gleichbedeutend mit Hemiptera. Hschl.

**Gleichgewicht,** s. Kraft. Fr.

**Gleichwüchsig** nennt man einen Bestand, dessen Glieder im wesentlichen keine auffallenden Verschiedenheiten in der Längen- und Stärkeentwicklung zeigen. Die Ungleichwüchsigkeit wird dadurch hervorgerufen, dass einzelne Stämme oder Gruppen im Bestande infolge von Alters- oder Standortsverschiedenheit besonders hervorragen oder zurückbleiben. Die Bestandsgründung übt hiebei insoweit einen Einfluss aus, als im Plenterbetrieb selbstverständlich ein ungleicher Wuchs herbeigeführt wird, im Plenterorschlagbetrieb mit der Verkürzung des Verjüngungszeitraumes die Ungleichheit zurücktritt und beim Kahlschlagbetrieb nur ausnahmsweise vor kommen kann.

Nr.

## Gletschertreie, s. Erdgefährte.

**Gletscher** (in Tirol „Ferner“, in der Tauererkette „Kees“ genannt) finden sich in Hochgebirgen und in polaren Regionen. Im weiteren Sinne versteht man darunter die Complexe von Schnee, Firn und Eis, welche die Höhen bekleiden, Mulden und Thäler ausfüllen oder ganze Hochlächen überdecken; im engeren Sinne bezeichnet man jedoch mit dem Namen Gletscher nur die Eisströme, welche in den ewigen Schneefeldern entspringen und sich in langsamem Flusse thalabwärts bewegen. Die Heimat des ewigen Schnees sind die oberhalb der Schneelinie gelegenen Gebiete der Hochgebirge und das Innere des polaren Festlandes, wo die atmosphärischen Niederschläge stets in fester Form als Schnee niedersetzen und als solche niemals ganz verschwinden. Die Schneemassen bleiben hier infolge der Kälte und der Trockenheit der Luft fast unverändert und müßten in das Unendliche wachsen, wenn die Massen nicht nach unten drücken und ihre ursprüngliche Lagerstätte dadurch verlassen würden. Durch die Einwirkung der Sonnenwärme und warmer Luftströmungen schmilzt in gewisser Höhe (in den Alpen z. B. in den Höhenlagen von 4000 m bis hinab zur Schneelinie, die hier im Mittel zu 2750 m angenommen wird) der Schnee an der Oberfläche theilweise, das Schmelzwasser aber sickert in die tieferen Schichten, wo es noch kälterem Schnee begegnet und wieder gefriert. Hierbei bildet sich runderlich gekörnter Schnee, Firn genannt, der durch Druck der überlagernden Schneemassen in kompakteres Firnis und in noch tieferen Niveaus in Gletschereis umgewandelt wird. Das Gletschereis zeigt auf Spalten vollkommen Klarheit und ist grün oder blau; es besteht jedoch nicht gleich dem gewöhnlichen kristallinischen Wassereis aus einer kristallisierten Masse, sondern ist ein Aggregat von unregelmäßig geformten, vieleckigen Eisstücken, sog. „Gletscherkörnern“, die seit aneinanderchliesen und eine völlig compacte Masse bilden. Beim Abschmelzen tritt jedoch die körnige Natur zutage; einzelne Gletscherkörner erreichen die Größe von Tamboneien.

Die größeren Gletscher füllen die von den Firnfeldern nach abwärts ziehenden Thäler in ihrer ganzen Breite und bis zu beträchtlicher Höhe aus. Sie bewegen sich in denselben unermüdlich schiezend und steigen bis zu dem Niveau herab, in welchem Abschmelzen und Zurömen sich das Gleichgewicht halten.

Die Gletscher bewegen sich wie eine zäsfüssige Masse, u. zw. röhrt die Bewegung her (abgesehen von dem Gleiten der Gletscher aus ihrem Untergrunde) einerseits von der Plastizität des Eises, andererseits von Zertheilungen und kleinen Stellungsveränderungen, beständig abwechselnd mit Regelation, und endlich 3. von der partiellen inneren Verflüssigung durch den hohen Druck, der auf das Eis wirkt.

Infolge der Plastizität schlüpfen sich die Gletscher den Krümmungen und Windungen der Thäler ebenmäßig an; vereugen sich diese, so schwält ihre Masse an und preßt sich hindurch; erweitern sie sich, so breiten sie sich in dem

größeren Raume aus. Stoßen zwei Gletschertäler zusammen, so vereinigen sich ihre Eisströme zu einem Hauptstrome, der das gemeinsame Thal füllt. Ist die Neigung der Thalsohle eine beständige, so ist auch die Oberfläche des Eisstromes ziemlich eben und zusammenhängend; ändert sich aber das Gefälle, so werden in die gegen Zug nicht nachgiebige Eismasse tiefe und weite Querspalten gerissen. Eine Erweiterung des Gletscherbettes verursacht Längsspalten, welche häufig 5—10 m breit und 150—200 m lang sind. Steilere Thalabfälle verursachen eine chaotische Zerstreuung der Eismasse, Bildungen von einzelnen Eisblöcken, die zu Nadeln und Pyramiden abschmelzend, von weitem den Eindruck gefrorener Wasserfälle hervorrufen und Eisacaden genannt werden. Je nach den klimatischen Verhältnissen ist die Gletschermasse einer mehr oder weniger belangreichen Verminderung theils durch oberflächliche Abschmelzung, theils durch Verdunstung des Eises ausgesetzt. Das Schmelzwasser rieselt nicht nur über die Oberfläche, sondern dringt auch durch die Spalten zwischen und unter das Eis, ein Gewirr von Wasserrinnen und Wasseradern hervorruend, die sich am Orte des Abschmelzens, dem sog. Jungende des Gletschers, zu dem „Gletscherbach“ vereinigen. Dieser Bach entführt den im Gletschergebiet anstehenden Felsarten eine beträchtliche Menge seinen und feinsten Mineralstaubes (Gletscherschlamm) und bringt dieselbe in tiefere Niveaux. Auf dem Rücken der Gletscher pflegen große Massen von Gesteintrümmern der verschiedensten Größe zu liegen, die von den Felspartien, zwischen welche sich dieselben hindurchdrängen, durch die Einwirkung des Frostes oder herabstürzender Lawinen abgesprengt und mitgerissen worden sind. Dieselben würden sich zu Schutthalde ansetzen, wenn der Gletscher stillstände, dadurch aber, daß er unter dem Muttergestein der Gesteinstrümmer langsam vorbeifließt, ordnen sich dieselben in Reihen, welche Seitenmoränen genannt werden.

Mit solchen Gesteinstrümmern befrachtet, gleitet der Gletscher thalabwärts und trägt somit zur Abtragung des Gebirges in eminentem Grade bei. Die Vereinigung zweier Eisströme zu einem Hauptgletscher bewirkt die Verschmelzung der inneren Seitenmoränen zu einer einzigen, die dann als Mittelmoräne ihren Weg fortsetzt. Je mehr Zuflüsse ein Gletscher erhält, desto zahlreicher sind auch seine Mittelmoränen. Am Jungende des Gletschers schmelzen seine Eismassen, seine Gesteinsfracht stürzt auf die Thalsohle und häuft sich hier mit der Zeit zu einem oft über 100 m hohen Wall, der Stirn- oder Endmoräne an. Die Gesteinstrümmer der Seiten- und Mittelmoräne behalten ziemlich scharfe Ranten und Ecken und verändern sich überhaupt nur wenig, während diejenigen Trümmer, welche zwischen dem Eisstrom und den Uferwänden, namentlich aber unter denselben auf der Gletschersohle fortgeschoben werden, unter dem Drucke der Eismasse theils zu feinstem Mehl und scharfem Sande zerrieben werden, theils angeschliffen und mit Schrammen und feinen Streifen überzogen

werden. So erklärt sich die Existenz geschlüsselter, geschrämpter und gekritzter Gesteinsschiebe (Schenersteine). Gesteinsmehl, Sand und Geschiebe bilden zusammen die Grundmoräne, die sehr häufig einen lehmigen Charakter hat. (Geschiebelhm Norddeutschlands.) Die polierende und schrämmende Thätigkeit der Gletscher zeigt sich auch sehr häufig an großen Flächen des Felsenbettes, in welchem sie dahingleiten. Namentlich an Stellen, wo das Gletscherbett vereigt und die Eismasse infolge größerer Gefälles in starker Bewegung ist, werden die Felsen geglättet und durch die in das Eis eingefrorenen Steine gerichtet. Man nennt derartige durch Gletscher polierte und mit parallelen Rinnen und Schrammen versehene Felsflächen und Felsköcher „Rundhöcker“.

Moränenablagerungen, Gletscherschliffe und Rundhöcker machen die wichtigsten Gletscherphänomene aus und das genaue Studium derselben ermöglichte die eingehende Erforschung der ungeheuren Verbreitung der Gletscher während der ältesten Abschnitte der Diluvialperiode, der sog. Glacialzeit, und führte insbesondere zu der Erkenntnis, dass ein bedeutender Theil Nordeuropas und damit ein gewaltiges Areal des heutigen Acker- und Waldbodens als das Verwitterungs- oder Ausschlemmungsprodukt der Grundmoräne einer von den centralen Partien Schwedens und Norwegens aus sich ausbreitenden, in alleitig radiärer Bewegung befindlichen Gletschereisdecke (Inlandseis) zu betrachten ist. Dieser Inlandsgletscher breite sich fast über die ganze nördliche Hälfte von Europa aus und nahm während seiner größten Ausdehnung einen Flächentraum von mehr als 2 Millionen Quadratkilometer ein; in Deutschland war seine Grenze im Süden etwa durch die mitteldutschen Gebirge gegeben. Ein zweites gewaltiges Gletschergebiet während der Glacialzeit war das alpine. Damals ragten von den Alpen nur noch ihre höchsten Gipfel aus einer einheitlich verschmolzenen Eisdecke hervor. Aus ihren Hauptthälern traten mächtige Eisströme in die Ebene; die einen füllten das weite Thal zwischen dem alpinen Gebirge und Jura vollständig, also bis zu einer Höhe von 1350 m aus, andere drangen über den Bodensee bis weit nach Schwaben und Bayern vor; die südlichen stiegen bis in die Po-Mündung hinab. Als Verbreitungsgebiet der Gletscher der Jetzzeit seien kurz genannt die Alpen (hier überdecken sie noch 60 Quadratmeilen), die Pyrenäen, der Kaukasus, das Himalanagebirge, Scandinavien und die nordpolaren Regionen, Spitzbergen, die arktischen Inseln Nordamerikas, vor allem aber Grönland. Hier ist das ganze Innere von einer gewaltigen (Inlands-) Eisdecke überlagert, von welcher nach Rint fünf Eisströme dem Meere zuziehen, die denselben jährlich gegen 1000 Millionen Kubitellen Eis überliefern.

v. D.

Gletscher sind in Tirol durch das Hofdecreet v. 7./1. 1839, J. G. S. Nr. 323, als Staatsgut erklärt, so dass dort das Gletschereis keine freistehende Sache (s. d.) ist, sondern als Zugehör des Gletschers dem Staate gehört.

Nicht.

**Gliadin** (Pflanzenleim) ist derjenige Proteinstoff des Pflanzenklebers, welchem letzterer vorzugsweise seine charakteristischen Eigenchaften verdankt. Erhalten wird es aus der von Glutenfibrin befreiten alkoholischen Lösung durch Abtreiben des Alkohols, nach dem Erkalten und besonders auf Zusatz von Kalilauge scheidet sich das Gliadin (mit Weinodin) aus. Frisch gefällt ist es eine zäh schleimige Masse, die sich in dünne Fäden ausziehen lässt und sich im Kochenden Wasser leicht löst. Die Lösung schwimmt während des Siedens stark und trübt sich beim Erkalten, indem unveränderter Pflanzenleim ansetzt. v. Gn.

**Gliederzgege**, J. Forstulturgeräthe, 2 b — Waldegg. Gt

**Glimme**, eine in manchen Gegenden für Eingerling gebrachte Bezeichnung. Höch.

**Glimmer**. Die wichtigsten Arten sind Lithion-, Kalii-, Natron- und Magnesiaglimmer (s. d.). v. L.

**Glimmerschiefer** ist ein schieferriges Aggregat von Glimmer und Quarz, deren Mengungsverhältnisse sehr schwanken. Der Quarz erscheint stets in Körpern ohne alle Formausbildung, dabei häufig in Aggregaten, welche ganz rein oder mit wenig Glimmerschäppchen vermischt sind. Der helle Glimmer ist meist ein Kaliglimmer (helle Glimmerschiefer, Muscovitschiefer), selten Natronglimmer (Paragonitschiefer); in alpinen Glimmerschiefern tritt häufig weißer Barytglaslinier auf. Der dunkle Glimmer ist in den meisten Fällen Magnesiaglimmer (dunkle Glimmerschiefer, Biotitschiefer), seltener Lepidomelan. An accessorischen Bestandtheilen ist der Glimmerschiefer sehr reich; die häufigsten sind: hellrother Kalkthon- oder Eisenhydrogranat (seine Größe variiert von mikroskopisch kleinen bis zu 5—6 cm im Durchmesser haltenden Individuen), Turmalin, Feldspat, Hornblende, Staurolith, Chanit, Epidot, Chlorit, Kalk, Graphit, Eisennglimmer, Rutile, Magnetit, Schieferflecke, Avattit. Letzterer kommt in vereinzelten, meist mikroskopisch kleinen Körnern, seltener kryallisiert, überall vor, aber in sehr wechselnder Menge. Die Glimmerschiefer besitzen meist eine mittlere Größe der Gemengtheile; aber auch feinförnige, selbst dichte Varietäten kommen vor. Die Schieferung ist in weitaus den meisten Fällen vorzüglich ausgebildet. Sie ist in erster Linie durch die Lage der Glimmerschäppchen bedingt, aber auch der Quarz kann daran bedeutenden Anteil nehmen, indem sich dünne Lamellen desselben zwischen glimmerreichere Lagen schieben. Der Glimmerschiefer zeigt außer der Schieferung eine sehr ausgeprägte Schichtung. Einlagerungen mannigfaltiger anderer Gesteine (Quarzit, kryallitischer Kalkstein, Graphit-, Hornblende-, Talc-, Chlorit- und Thomschiefer, Erzgesteine) sind im Glimmerschiefer sehr gewöhnlich. Er bildet das Hauptgesteinsmaterial der unteren Urschieferformation in den Salzburger und Oberfärnther Alpen, im böhmisch-bayerischen Waldgebirge, im Erzgebirge, in den Sudeten, in Scandinavien und in Amerika.

Viele Glimmerschiefer gehören zu den leicht verwitternden Gesteinen, nicht sowohl weil ihre Gemengtheile sich zerlegen, als weil das

Gefüge der Quarzförner und Glimmerschüppchen durch die Verwitterungssagentien gelödet wird; das Gestein kann so äußerlich noch recht frisch erscheinen und doch schon dem Zustande recht nahe sein, indem es eine eisenreiche, gelb- bis rothbraune, mit Quarz und Glimmer gemischte lockere Bodenmasse bildet. Eine starke Röthung des Schiefers ist immer aus die Zersetzung der Eisenvergängtheile zurückzuführen. Quarzreicher Muscovitschiefer mit faserigem Gefüge ist dagegen fast allerorts zu den schwer verwitternden Gesteinen zu rechnen; er formt daher auch oft schroffe Felspartien und veranlaßt geradezu die größere Höhe der aus ihm bestehenden Berge; die höchsten Gebirgsgräben bestehen sehr häufig aus Felsen von Glimmerschiefer.

Der Verwitterungsboden der Kaliolimberschiefer ist gelb bis bräunlich, flachgründig und infolge des vorwiegenden Glimmergehaltes sehr bindungslös; die geringwertige Bodenart genügt häufig kaum der Fichte. Der (gewöhnlich dunkelbraune) Boden des Magnesitglimmerschiefers ist meist reicher an Thonbestandtheilen und bietet auch anspruchsvolleren Holzarten einen guten Standort. Beiden Bodenarten gemeinsam ist die ungünstige Einwirkung der meist wagrecht liegenden höheren Bruchstücke des Muttergestein, welche dem Eindringen der Wurzeln hinderlich sind. v. D.

**Glimmerschieferformation** ist eine Unterabtheilung der Urschieferformation. Neben Glimmerschiefer führt sie Amphibolite, Chlorit- und Talschleifer, Erze, kristallinische Kalksteine, Quarze, Garbenschiefer und Gneise. Über die Verbreitung s. Urschieferformation. v. D.

**Globuline** sind Eiweißkörper, welche nicht in Wasser, wohl aber in Lösungen von Chlor-natrium, Natrium- und Magnesiumsulfat von mittlerer Concentration löslich sind und beim Erhitzen gerinnen. Aus ihren Lösungen werden sie durch Wasser oder Sättigen der Lösungen mit den betreffenden Salzen gefällt, überschüssiges Alkali verwandelt sie in Aluminat, überschüssige Säure in Acidalbumin. S. Eiweißkörper. v. Gu.

### Glocke, die.

I. Das dem Mundstück entgegengesetzte Ende des Jagdhornes, das Schallloch. „Dieses Horn soll der Jäger ... über dem Hornfessel tragen, die Glocken vorne und das Mundstück hinten wenden.“ Pärsou, Hirichgerechter Jäger, 1734, fol. 73. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I., 3, p. 586. E. v. D.

II. „Glocke ist ein glockenförmig Garn, welches Winterzeit zum Hühnerfangen gebraucht wird.“ Chr. W. v. Heype, Wohltred. Jäger, p. 186. — D. a. d. Wintell, Hb. f. Jäger, II., p. 303. — Laube, Jagdbrevier, p. 279 — Sanders, Wb., I. p. 600 b. E. v. D.

**Glocke** (seltener **Haus**) heißt die Vertiefung in der Bodenmitte der Metallpatronenhülsen (für Centralseuergewehre) zur Aufnahme des Zündhütchens. Th.

### Glockenkblume, s. Campanula. Wm.

**Glockengarn**, das, s. v. w. Glocke II, s. d. Chr. v. Heype, Jagdnist, 1783, II., p. 195. Onomat. forest. I., p. 1050. — Behlen, Wm spr.

1829, p. 71. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I., 3, p. 586. E. v. D.

**Glöckner'sche Stockrodemaschine**, ist ein rechtdecker, fester Holzrahmen, der auf vier Füßen ruht. An der längeren Seite des Rahmens sind zwei Achsen angebracht, die mit ihren Lagen in den Seitentheilen des Rahmens stehen. Die eine Achse trägt ein großes, die andere ein kleines Zahnräder, welche ineinander greifen. Das kleine Zahnräder, bzw. die Achse desselben, ist an beiden Enden, u. zw. außerhalb des Rahmens mit Kurbeln in Verbindung. An der Achse des großen Rades ist eine Kette mit einer Eisenzange befestigt, durch Drehung des Rades wird die Kette aufgewunden und damit gleichzeitig auch der an die Kette befestigte Stock gehoben. Zur Handhabung der Kurbeln sind 4—6 Mann erforderlich. Fr.

**Glossa**, nach Fabricius = Rollrüssel (bei den Schmetterlingen). — **Glossarium** = Stechborste (Zunge) bei den Dipteren. — **Glossatheca** = Zungenfutteral bei den verfüllten Puppen der Schmetterlinge. Högl.

**Glück auf!** „Welches ... noch bei einigen Weidleuten gebräuchlich, daß sie einander mit diesen Worten begrüßen oder Abschied nehmen: Weidemanns Heil oder auch bei einigen: Glück auf!“ Döbel, 1746, III., fol. 158. — Großkopff, Weidewerks-Lexif., p. 141, 335. — Chr. W. v. Heype, Wohltred. Jäger, p. 186. — Behlen, Real- und Verbal-Lexikon, VII., p. 241. — Onomat. forest., I., p. 1050. — Heute ist „Weidmannsheil!“ allein üblich.

**Glucke**, deutscher Name für die der Spinergattung Gastropacha (s. d.) angehörigen Schmetterlinge. Högl.

**Glühkorn**, ist ein auf dem Gewehr, gewöhnlich durch einen Gummiring zu befestigendes Korn, welches mit Leuchtfarbe (Schwefelbarium) bestrichen ist und im Dunkeln leuchtet. Der Jäger soll dadurch in den Stand gebracht werden, auch bei Nacht sicher zielen zu können. Will man sich eines Glühkorns bedienen, so muß man dasselbe während des Tages dem Sonnenlichte oder kurz vor dem Gebrauch einem hellen künstlichen Licht (z. B. Magnesiumlicht) ansehen, da die Leuchtfarbe das aufgesogene Licht nur während einiger Stunden wieder aussstrahlt. Die Anwendung des Glühkorns kann von Nutzen sein, wenn es sich in dieser Nacht um die Erlegung von Raubzeug oder schädlichem Wild handelt; gegen nutzbares Wild wird sich der waidgerechte Jäger desselben wohl nicht bedienen, da er im Dunkeln das Wild nicht sicher erkennen und unterscheiden und auch mit dem Glühkorn auf keinen sicherem Schuß rechnen kann. v. Ne.

### Glutamin (Glutaminsäureamid),

$C_5H_{10}N_2O_3$  findet sich weit verbreitet im Pflanzenreiche; am reichlichsten fand man es in den Kürbiskeimlingen, dann neben Betain in Rüben, nicht in Kartoffeln und Lupinenkeimen. v. Gu.

**Glutaminsäure** (Almidonormalbrenzweinsäure),  $C_5H_9NO_4$ , findet sich im Kunkeltrüben, in der Rübenmelasse, in Kürbis- und Wickekeimlingen und entsteht beim Kochen von Pflanzenalbuminaten mit verdünnter Schwefel-

jäne, von Casein mit Salzsäure und Zinnchlorür, von Albumin mit Bariumhydrat. Farblose, in Wasser und Alkohol schwer lösliche Krystalle, polarisiert nach rechts.

v. Gn.

**Gleuten, j. Kleber.**

v. Gn.

**Gleutencasein** (Pflanzencasein), ist ein Hauptbestandtheil des Klebers und wird dargestellt, indem man dem Kleber durch Kochen mit 60–70%igem Alkohol die übrigen Kleberproteine entzieht. Der in Weingeist unlösliche Rückstand ist Gleutencasein. Es bildet im frischen Zustande grauweiße, an der Luft nach dunkelnde schleimige Massen, welche in sehr verdünnter Kalilauge und in Lösungen von basischen und sauren Phosphaten löslich sind. Bei der Behandlung mit Schwefelsäure liefert das Gleutencasein hauptsächlich Glutaminsäure.

v. Gn.

**Gleutensubrin**, ein Kleberprotein, welches aus gereinigtem Kleber mit kochendem, 60 bis 70%igem Alkohol neben Gladin und Muедин ausgezogen werden kann. Aus dieser weingeistigen Lösung scheidet sich das Gleutensubrin nach dem Erkalten in Form dicker weicher Hämte ab, welche nach dem Abnehmen sich immer wieder erneuern, was für das Gleutensubrin charakteristisch ist. Im frischen Zustande ist es bräunlich-gelb und zähe, nach dem Trocknen hornartig spröde.

v. Gn.

**Glutin** (Knochenleim),  $C_{102}H_{151}N_{31}O_{39}$ , entsteht, wenn die Grundsubstanz des thierischen Bindegewebes, die collagene Substanz, mit heißem Wasser behandelt wird. In kaltem Wasser ist Glutin unlöslich, quillt in demselben aber stark auf. Durch Essigsäure wird es nicht gefällt (Unterschied von Chondrin), ebenso wenig durch Alkali, hingegen entsteht durch Gerbsäure (Lederbildung) und Quecksilberchlorid Niederschläge. Durch längeres Erwärmen des Leims geht sein Gelatinierungsvermögen verloren. Leim enthält mehr Stickstoff als die Eiweißkörper.

v. Gn.

**Glyceride** nennt man die Verbindungen des Glycerolsyndes oder Glycerolsathers mit Säureanhydriden. Da das Glycerolsynd ein dreiatomiger oder dreisäuriger Äther ist, so existieren auch drei Reihen von Glyceriden, nämlich Monoglyceride, Diglyceride und Triglyceride. Die gewöhnlichen Fette (s. d.) sind Triglyceride. Man erhält Glyceride, wenn man Glycerin mit den betreffenden Säuren in zugeschmolzenen Glasröhren längere Zeit erhitzt oder wenn man auf eine Mischung des Glycerins mit den betreffenden Säuren Chlorwasserstoff einwirken lässt. Die näheren Eigenchaften der Glyceride s. Fette.

v. Gn.

**Glycerin** (Glyceralkohol, Glycerolsyndhydrat, Ölzucker, Scheel'sches Süß),  $C_3H_8O_3$ , findet sich an Fettsäuren gebunden in Form von Glyceriden in den Fetten und kann aus diesen durch Verseifung gewonnen werden; auch bildet es sich im geringer Menge bei der alkoholischen Gährung des Zuckers. Um großen Gewinn man das Glycerin in den Stearinierzfabriken, indem man nach Abcheidung der Fettsäuren und des Verseifungsmittels die wässrige Lösung verdampft. Das sirupartige braune Rohglycerin wird mit überhitztem Wasserdampf destilliert oder nur mittelst Knochenkohle entfärbt. Rein

ist nur das destillierte Glycerin, das übrigens gleichfalls über Knochenkohle filtriert und zur Entfernung flüchtiger Säuren mit Dampf von 100–110° behandelt wird. Seiner chemischen Stellung nach gehört Glycerin zu den dreiatomigen Alkoholen. Vollständig gereinigtes und wasserfreies Glycerin ist eine farblose, durchsichtige und sirupartige Flüssigkeit von süßem Geschmack und ohne Geruch, spec. Gew. 1,27, Siedetemperatur 290°, bei starker Winterkälte kristallisiert es, die Krystalle schmelzen bei +7°; bei vorsichtigem Erhitzen besser im luftverdünnten Raum, lässt es sich unverändert destillieren, bei raschem starkem Erhitzen zerlegt es sich unter Bildung von Acrolein, es lässt sich entzünden und brennt mit blauer, schwach leuchtender Flamme. An der Luft zieht das Glycerin nach und nach bis zu 50% Wasser an; mit Wasser und Alkohol lässt es sich in jedem Verhältnis mischen, in Äther und Chloroform ist es unlöslich. Das Glycerin ist infolge seiner vielfachen technischen Verwendung zu einem wichtigen Handelsartikel geworden. Unter anderem wird es benutzt als Schmieröl, zum Geschmeidigmachen der Haut, im verdünnten Zustand zum Füllen von Gasuhren, zur Herstellung von Nitroglycerin, als Zusatz zu Bier und Wein (Scheelässen), zur Aufbereitung von Buchdruckerwalzen u. s. w. Mit Hefe und viel Wasser verwandelt sich Glycerin bei 20–30° in einigen Monaten in Propionsäure (mit wenig Essigsäure und Ameisensäure), bei Gegenwart von Calciumcarbonat und Spaltpilzen liefert es je nach den Verhältnissen verschiedene Bähnungsprodukte.

v. Gn.

**Glycerinphosphorsäure**,  $C_3H_9PO_4$ , spielt im Thierkörper eine nicht unwichtige Rolle. Wird das Leithin des Gehirns mit Basen oder verdünnten Säuren gekocht, so zerfällt es sich in fette Säuren, Neurin und Glycerinphosphorsäure; auch aus dem Eirotter, dem Blutförperchen, der Galle u. a. m. lässt sie sich auf gleiche Weise darstellen. In kleinen Mengen findet sie sich im normalen Harn. Sie stellt eine zähe, sirupartige Masse dar, die in gelinder Wärme in Glycerin und Phosphorsäure zerfällt, ist zweibasisch und bildet krystallinische, in Wasser lösliche Salze.

v. Gn.

**Glycerinsäure** (Dioxypropionsäure)  $C_3H_6O_4$  wird gewonnen durch Oxydieren des Glycerins mit Salpetersäure. Die Glycerinsäure ist eine sirupöse, in Wasser und Alkohol leicht lösliche Flüssigkeit von stark saurem Geschmack und ist einbasisch.

v. Gn.

**Glycerinschwefelsäure**,  $C_3H_8SO_6$ , ist eine einbasische Säure, welche durch Vermischen von 1 Theil Glycerin mit 2 Theilen Schwefelsäure unter starker Wärmeentwicklung entsteht. Das aus dem Gemisch nach Verdünnen mit Wasser mittelst kohlensauren Kaltes gewonnene Kalksalz ist in Wasser leicht löslich, krystallisiert in Nadeln und ist wie die freie Säure wenig beständig.

v. Gn.

**Glycinäure**,  $C_{12}H_{22}O_{12}$ , entsteht beim Kochen von Rohrzucker mit verdünnter Schwefelsäure oder von Traubenzucker oder Gerbsäure mit Baryt, honigartig, leicht löslich in Wasser und Alkohol.

v. Gn.

**Glycocholsäure.** — **Glyptoderes.**

**Glycocholsäure**,  $C_{26}H_{43}NO_6$ , wird aus frischer Ochsengalle erhalten, wenn man dieselbe mit wenig Äther überschichtet, etwas konzentrierte Salzsäure zufügt und durchschüttelt, dabei scheidet sich die Glycocholsäure in Krystallen ab, die durch Umkristallisieren aus heissem Wasser gereinigt werden. In kaltem Wasser ist sie schwer löslich, ebenso in Äther; sie ist eine einbasische Säure, deren Salze man kristallisch erhält, wenn man ihre wässrige Lösung mit Äther versetzt. Beim Kochen mit Barytwasser zerfällt die Glycocholsäure in Glycocol und Cholalsäure. v. Gn.

**Glycocol** (*Glycin, Umidoessigsäure, Leimzucker*),  $C_2H_5NO_2$ , ist eine stictostoffhaltige, zu den Amiden gehörige organische Verbindung, die sich sowohl mit Säuren als auch mit Basen und Salzen verbinden kann. Es bildet sich bei vielen Zersetzungsprozessen stictostoffhaltiger thierischer Substanzen. Am besten stellt man es aus Hippursäure dar durch Kochen derselben mit verdünnter Schwefelsäure. Es stellt große, farblose, lustbeständige Krystalle dar, die süß schmecken, in Wasser und Weingeist löslich, in Alkohol und Äther unlöslich sind. Glycocol reagiert neutral, ist nicht gährungsfähig, schmilzt bei  $23^{\circ}$  unter Zersetzung mit dünner Purpurfarbe, färbt sich mit Eisenchlorid tiefrot und gibt mit Albarin Methylamin und Kohlensäure, mit salpetriger Säure Glycolamid, mit alkoholischem Ammonium Glycolamid. v. Gn.

**Glycogen**,  $C_{10}H_{10}O_8$ , ist ein der Gruppe der Kohlehydrate angehöriger, in der Leber des Menschen und der Pflanzensprecher, in den Geweben des Embryo, im Ei, Gehirn, Blut u. s. w. sich findender Körper. Durch reichliche Gaben von Kohlehydraten in der Nahrung steigt der Glycogengehalt der Leber sehr stark, während reichliche Eiweißnahrung und Hungerdät denselben herabhebt. Die Muttersubstanz des Glycogens ist noch nicht bekannt. Das Glycogen ist amorph, farb-, geruch- und geschmacklos, löslich in Wasser, nicht in Alkohol, polariert nach rechts, färbt sich mit Jod rot, wirkt nicht reduzierend, ist nicht vergärungsfähig, wird durch diastatische Fermente und Schwefelsäure in Zucker verwandelt. In der Leber wird das Glycogen nicht oder nur in sehr geringen Mengen in Zucker umgesetzt. v. Gn.

**Glycol** = Äthylenalkohol. v. Gn.

**Glycole** sind zweiwertige Alkohole der Fettreihe. v. Gn.

**Glycolsäure** (*Oxyessigsäure*),  $C_2H_4O_3$ , findet sich in unreifen Weintrauben, in den Blättern von *Ampelopsis hederacea*, entsteht bei Oxydation von Äthylenalkohol mit verdünnter Salpetersäure, aus Glycocol und salpetriger Säure etc. Man stellt sie dar, indem man in eine in fortwährendem Sieden gehaltene Lösung von monochlorsaigaurum Kalii so lange festes Kohlensäuresalz in kleinen Mengen einträgt, bis sich die schwach alkalische Reaktion nach längerem Kochen nicht mehr verliert. Die Glycolsäure bildet farblose, sehr leicht in Wasser, Alkohol und Äther lösliche Krystalle, schmeckt stark sauer, verliert beim Erhitzen Wasser und geht in Anhydrid über. Die Salze der Glycols-

säure sind in Wasser löslich und meist leicht kristallifizierbar. v. Gn.

**Glycole**, f. *Tranbenzucker*. v. Gn.

**Glycoside** (*Glutofoside*) sind im Pflanzenreiche sehr verbreitet, im Thierreich sel tener vorkommende organische Körper, die sich dadurch charakterisieren, dass sie durch Wasseraufnahme leicht in Zucker und in einen anderen Körper zerfallen. Sie dürfen als Reizerstoffe und Muttersubstanz mancher wertvoller Pflanzenbestandtheile anzusehen sein. Die Glycoside sind seite, nicht flüchtige, zumeist kristallifizierende Substanzen von complicierter Zusammensetzung. Viele sind in kaltem Wasser schwer löslich, hingegen leichter in heissem Wasser und Alkohol, in Äther sind sie unlöslich; viele sind optisch aktiv und von diesen drehen die meisten nach links. Über  $200^{\circ}$  zersezten sie sich zumeist zunächst in ein Auhydrid des betreffenden Zuckers und in den zweiten Componenten. In chemischer Beziehung kann man sie als ätherartige Verbindungen von Zucker oder solchen Substanzen, die leicht in Zucker übergehen, betrachten. In den Glycosiden gehören u. a. Amygdalin, Salicin, Populin, Folinin, Coniferin, Phloridzin, Asculin, Arbutin, Frangulin, Solanin, Myron-säure, Galläpfelgerbsäure, Quercitrin u. s. w.

v. Gn.

**Glyrina betulae**, f. *Callipterus*. Hächl.

**Glyptoderes** Eichhoff, eine den Cryptophalten (j. d.) sehr nahe stehende, von Eichhoff wegen Fünfgliedrigkeit der Fühlergeißel von jenen losgetrennte Gattung der Familie Scolytidae (j. d.), Unterfamilie Tomicini (j. d.), Ordnung Coleoptera (j. d.). — Die Fühlerkeule ist lang-eiförmig; Schienen zusammengedrückt, nach vorn erweitert, außen gezähnt, an der Spitze mit einem Endsporn Brustschild breiter als lang, hochgewölbt, auf dem Vordertheile mit einem Höckerstück und durch 2—4 dicht zusammengedrängte, über den Vorderrand vorragende Körnchen ausgezeichnet und dadurch zugespitzt erscheinend. Schildchen deutlich. Rumpf eiförmig, nach vorn verschmälert. Von der, dieser Gattung zunächst stehenden, Stephanoderes (j. d.) weicht Glyptoderes durch lang-eiförmig zugespitzte, deutlich gegliederte Fühlerkeule, sowie durch Form des Rumpfes und der Schienen ab. Nur drei Arten, welche ausnahmslos den Laubhölzern angehören:

A. Flügeldecken deutlich punktiert gestreift.

1. **Glyptoderes granulatus** Ratzb. Geförster Pappelborkenkäfer. Halschild hinter der Mitte am breitesten, nach vorne merklich eingehürt — verschmälert, mit 4 stark vortretenden Röhrchen in der Mitte des Vorderandes; Höckerstück den ganzen vorderen Theil des Halschildes einnehmend, aus breiten concentrischen Höckerreihen zusammengesetzt; hinter denselben sein punktiert. Räder länglich eiförmig, schwarz oder pechbraun, glanzlos, greis behaart. Beine und Fühlerbasis wachsgelb, die Stiele dunkel gefärbt. Flügeldecken am Absturz nächst der Räde schwach eingedrückt, die Spitze stumpf abgerundet. Länge 1—2 mm. Vorkommen: an Weißpappel (*Populus alba*). Ich fand die Käfer im Prater bei Wien, u. zw. ent-

hielten die 2—3 cm starken Zweige am 22. November überwinternde Käfer und einzelne Larven. Eine ausgesprochene Gangform lässt sich nicht erkennen. Die Einbohrstelle liegt aussnahmslos in der Achse eines Blattkissen; der Brutplatz befindet sich unmittelbar unter der Rosthaut im Rindensleiche; Larvengänge, so weit meine eigenen Beobachtungen reichen, nicht vorhanden. Es scheint demnach, dass die Eier nur in geringer Anzahl und haufenweise regellos zur Ablage gelangen.

2. *Glyptoderes Alni* Lindemann. Geförter Erlenborkenkäfer. Halschild an der Basis am breitesten, klein, nur  $\frac{1}{3}$  der Flügellänge, gleichmäßig nach vorn verschmälert, die Borderrandmitte mit 2—4 vorragenden Körnchen; Höckerfleck auf dem Vordertheile des Halschildes fast  $\Delta$ ig, nach hinten etwas ansteigend, aus zerstreuten Körnchen zusammengefasst; hinter denselben ziemlich grob, körnig punktiert. Flügeldecken fast von der Mitte an nach schräg nach hinten abgewölbt; Punkte der Punktstreifen in die Breite gezogen, die Zwischenräume derselben deutlich querrunzelig, reihenweise mit Haarborstchen besetzt. Im allgemeinen ist der Käfer langgestreckt, schwarz, mäßig glänzend, gelblich greis behaart; Tarsen gelblich. Länge 1.5—1.7 mm. Vorkommen: Russland; Weißerle (*Alnus incana*). Brutgänge unregelmäßig, stellenweise erweitert, höchstens 3 cm lang und 1.5 mm breit. Nach Lindemann in abgestorbenen Ästen stehender (umliegender) Bäume.

B. Flügeldecken nur an den Seiten, und auch hier nur undeutlich punktiert gestreift; im übrigen glatt; am Absturz beiderseits mit einem Höckerchen.

3. *Glyptoderes binodulus* Ratzb. Zweihöckeriger Aspenborkenkäfer. Halschild an der Basis am breitesten, halbkugelig, nach vorn gleichmäßig abgerundet, durch die 4 in der Mitte vortretenden Körnchen kaum merklich zugespißt. Höckerfleck breit, den ganzen Vordertheil einnehmend; hinter denselben äußerst fein punktiert. Flügeldecken an der Spitze flach abgewölbt, hinten stumpf abgerundet. Käfer gestreckt, schwarz, mattglänzend, greis behaart. Fühler und Beine gelb. Länge 1.3—2 mm.

Vorkommen: Wie es scheint, hauptsächlich unter Aspenrinde (*Populus tremula*), vielleicht auch an anderen Pappelarten. Brutgang mir unbekannt (vgl. Gl. granulatus, Nr. 4). Verbreitungsgebiet (nach Eichhoff) Deutschland mit Einfluss Lothringens, Österreich, Frankreich, Corseca. Höchl.

**Gnadengehalt.** Bezüge, welche der Waldbesitzer (der Staat, bzw. das Staatsoberhaupt) den Angestellten oder deren Angehörigen aus freiem Willen, also ohne Rechtsverbindlichkeit (meist in spezieller Berücksichtigung der von Fall zu Fall vorliegenden Verhältnisse) gewährt, werden, wenn es einmalige Bezüge sind, als Gnadengaben, wenn es dauernde Bezüge sind, als Gnadengehalte bezeichnet. Die Gewährung von Gnadengehalten als Altersversorgung für die Angestellten oder an die hinterbliebenen derselben tritt insbesondere bei jenen

Verwaltungen ein, bei welchen ein besonderes Pensionsnormale oder eine sonstige Altersversorgung der Angestellten nicht besteht. Auch solchen aus dem Dienste ausgeschiedenen oder entlassenen Angestellten, welche bei bestehendem Pensionsnormale einen Anspruch hieraus noch nicht erworben oder denselben verwirkt haben, kann ein weiterer Bezug nur in Form eines Gnadenhaltes gewährt werden. Auch das sog. Gnadenquartal oder Gnadenmonat (der Fortbezug des vollen Gehaltes von Seite der hinterbliebenen eines im aktiven Dienste verstorbenen Angestellten durch die bezeichnete Zeit) gehört in die Kategorie der Gnadengaben, wenn auch dieser Bezug nicht als ein von Fall zu Fall zu gewährender, sondern als allgemeine Norm anzusehen ist. (So z. B. in Preußen der Bezug des Sterbequartals durch die Angehörigen aller unmittelbaren Staatsbeamten.)

v. Gg.

**Gnadengesuche.** welche gegen ein noch im Zuge befindliches Strafverfahren eingebracht werden, sind als Recurse zu behandeln; es muss daher bei deren Entscheidung auf die etwa im mittleren Siegende Verjährung (s. d.) der Übertretung von amts wegen Rücksicht genommen werden, wenn diese von der Partei nicht selbst geltend gemacht wurde. Bei Gnadengesuchen gegen bereits rechtskräftig gewordene Entscheidungen im Strafverfahren ist auf die etwa eingetretene Verjährung von amts wegen keine Rücksicht zu nehmen, doch kann die zweite Instanz, wenn in dem Gnadengesuch sich auf die Verjährung ausdrücklich berufen wird und deren Eintritt vor Schöpfung des exzitatorischen Erkenntnisses aus den Akten klar hervorgeht, die unberücksichtigt gebliebene Verjährung als einen Grund der theilweisen oder gänzlichen Strafnachricht anerkennen; die rechtskräftig gewordenen Schadenersatzkenntnisse sind jedoch immer aufrechtzuhalten (Erl. d. Min. d. J. v. 4./6. 1855, S. 5137). Mcht.

**Gnadenzug.** Vergünstigungsweise verliehene Berechtigung zur Ausübung der Jagd: dieselbe erstreckte sich in der älteren Zeit gewöhnlich nur auf die Abhaltung einer bestimmten Anzahl von Jagden oder zur Erlegung einer bestimmten Wildzahl im Jahre. (Item ez ist auch geteilt u. den eyt, daz ein grefe von Hennemberg reht habe drystunt zu jagen: und daz ist eyns in der veiste, daz ander in der röte, daz dritte in der brünft. Weisth. d. Salzforstes d. a. 1326, und: Auch weiszen meines herrn förster dem hausz zue Rottenfels das recht, das die drey hirtz sollen fahen. und sollen die jagen über landt in der feisten, zwischen denn zweyen unszer lieben frauwen tagen. Spessarter Försterweisth. Auf. d. XVI. Jahrh.). Später (etwa seit dem XVI. Jahrhundert) wurde das Jagdrecht innerhalb eines bestimmten Bezirkes ebenfalls in dieser Form verliehen, u. zw. theils auf Lebenszeit, theils erblich; hiervon musste öfters eine nicht unbedeutende Abgabe gezahlt werden, wodurch der Übergang zur Jagdverpachtung bildet wurde. Vgl. a. Jagdrecht, Geschichte desjelben. Schw. **Gnadenschluss,** der, ein Schuss, der statt des Fanges auf ein im Verenden begriffenes

Stück abgegeben wird, um den Tod rascher herbeizuführen. „Der Schuß aus das Haupt u. zw. hinter den Laufsch ist der weidgerechte Gnaden schuß auf das Wild im Schweßbette.“ R. R. v. Dombrowski, Edelwild, p. 152. — Id. Der Fuchs, p. 182. — Saunders, Wb., II., p. 1227 a. E. v. D.

**Gnaphalium** L., Ruhrkraut (Familie Compositae). Ausdauernde, filzige Kräuter mit einfachem oder ästigem Stengel, ganzrandigen kleinen Blättern und kleinen Blütenkörbchen, deren halbfugelige ziegelschnuppige Korbhülle aus trocken hängigen rachelnden gefärbten Schuppen besteht und eine Menge sehr kleiner Blüten umschließt.

Auf Waldboden der Ebenen und Gebirge kommen allenfalls vor: das zweihäusige Ruhrkraut oder Räkenpfötchen, *G. dioicum* L. (*Antennaria dioica* Gártm.) und das Waldruhrkraut, *G. silvaticum* L. Ersteres kleine niedrige Rosen bildend, mit triechendem,

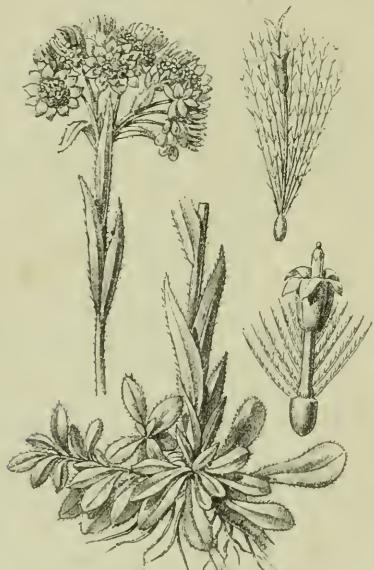


Fig. 392. *Gnaphalium dioicum*.

Ausläufer treibendem Wurzelstock, zeichnet sich durch die schön gefärbten Hüllen der kösig zusammengedrängten Körbchen aus, u. zw. sind die Korbhüllen der männlichen Pflanze weiß, die der weiblichen schön rosen- bis purpurrot. Das Räkenpfötchen wächst überall an trockenen steinigen, sonnigen Plätzen in und außerhalb des Waldes, und zeigt sein massenhaftestes Vorkommen eine magere, wenig nährhafte Bodenbeschaffenheit an. Es blüht im Mai und Juni. Das Waldruhrkraut entwickelt viele steif aufrechte, einfache, rauhhaarige, in eine bleßterte Ähre von Blütenkörbchen endigende, 15 bis 30 cm lange Stengel. Seine länglichen Blütenkörbchen sind von glänzend fast stauenbrannen Hülleschuppen umschlossen und enthalten gelblich weiße Blüten, von denen die randständigen weiblich, die übrigen zwittrisch sind. Es wächst

sehr häufig auf Waldschlägen, Culturen, in Schonungen, an Waldrändern, vereinzelt nährhaften Boden und blüht vom Juli bis October. Zur Gattung *Gnaphalium* gehört auch das Edelweiß (G. *Leontopodium* L.). Wm.

**Gnathopoda**, nach Spence late das erste Jußpaar der Larve und der imago. Hschl.

**Gneiss.** Der Gneiss besteht aus Orthoklas, Plagioklas, Quarz und Glimmer, meist in fläseriger oder schieferiger Anordnung. Abgesehen von anderen Eigenschaften, unterscheidet er sich somit vom Granit, der dieselben Gemengtheile enthält, der Regel nach schon durch eine mehr oder weniger ausgeprägte Parallelstruktur. Edle Erzgänge als oft stark zerstörtes Nebengestein im fälschlichen Erzgebirge häufig begleitend, wurde er von den slavischen Bergleuten gnoitschische (Mist) genannt, ein Wort, welches, vom Verbum gniti (verfaulen) stammend, die deutsche Benennung erklärt. Der Quarz besitzt in den meisten Fällen eine lichtgraue Farbe, welche durch das Durchscheinen dunkler Gemengtheile sowie durch Einschlüsse in die an sich farblosen Massen bedingt wird. Der Orthoklas hat wohl in den meisten Gneisen eine adulaträumliche Beschaffenheit; erst durch partielle Zersetzung wird er dem Feldspat der Granite ähnlich; die röthliche Färbung durch Eisenoxyd ist für gewisse Gneise charakteristisch. Plagioklas dürfte kaum einer Gneisart fehlen, ja in einigen Varietäten ist er der ausschließliche feldspathige Gemengtheil. Seiner chemischen Zusammensetzung nach dürfte er in den meisten Fällen dem Oligoklas nahe stehen. Der Glimmer ist meist heller hellgrüner oder dunkler Magneziaglimmer; beide Arten kommen auch nicht selten zusammen vor. Unter den zufälligen Gemengtheilen, an welchen der Gneiss sehr reich ist, seien hervorgehoben: Graphit, Granat, Turmalin, Epidot, Antiklin, Zirkon, Hornblende, Eisenglimmer, Magnetiteisen, Schwefelfies und Apatit. Letzterer ist nur ganz ausnahmsweise makroskopisch sichtbar (z. B. im Gneiss des Rosskopfes bei Freiburg im Breisgau), in mikroskopischen Gebilden tritt er jedoch in fast allen Gneisvarietäten auf. Kristallform ist an ihm nur selten wahrzunehmen, gewöhnlich erscheint er in dichten, rundlichen Rörnern, die unregelmäßig im Gestein zerstreut sind. Die durchschnittliche Größe der Gneisbestandtheile entspricht einer mittleren Rötzung; manche Gneise sind nur scheinbar großkörnig, indem Quarz und Feldspathe aus kleineren Individuen zusammengelegt sind. Es kommt aber auch wirklich sehr grobkörniger Gneiss vor; so der „Riesengneiss“ bei Annaberg im Erzgebirge, der Gigantgneiss im Quellgebiet der Etsch; in letzterem befinden einzelne Individuen ein: Größe von mehreren Centimetern. Im Gegentheil hierzu gibt es auch sehr feinkörnige, sogar dichte Gesteine, die dann den Übergang zu Granuliten und Höhlestinen darstellen. Treten aus dem gleichmäßigen Gemenge der Bestandtheile einzelne porphyrisch hervor, wie dies bei den Glimmergneisen mit dem Feldspath bisweilen der Fall ist, so entsteht porphyritischer Gneiss. Zu letzteren kann man den Angeneis rechnen, bei welchem einzelne große Orthoklasie von plump

linienförmiger bis kugeliger Gestalt, von Glimmerblättchen wellig umschmiegt, aus der fläserigen oder schieferigen Gesteinssubstanz hervortreten.

Die Parallelstruktur des Gneises wird häufig dadurch abgeändert, dass in demselben die ideale Ebene, der die Gemengtheile — vorzüglich der Glimmer — parallel gelagert sind, in kurzen Abständen ihre Lage verändert; es existiert eine ununterbrochene Folge von eben plattigen bis zu stark gewundenen und gefalteten Gneisen; bisweilen sind die Gesteinslagen wellenförmig oder ganz unregelmäßig gewunden, ja selbst cylindrisch zusammengebogen, so dass sie im Querbruch an die Jahresringe von Holzstämmen erinnern.

Eine besondere Abart der Parallelstruktur zeigt auch der gestreckte Gneiss (Stengelgneiss); in demselben ist eine lineare Richtung mehr oder minder deutlich ausgeprägt, es sind entweder die Glimmerlamellen nach einer Richtung stark ausgedehnt, oder die Quarze formen stengelige Aggregate.

Die Lagerungsform der Gneise ist die Schicht, u. zw. verläuft die Schichtung parallel mit der Schieferung. Gneise, in welchen diese nur wenig zur Entwicklung gelangt ist, lassen durch einen geringen Wechsel in der Zusammensetzung oder durch Einlagerungen anderer Gesteinsarten ebenfalls die Schichten erkennen. Der Gneiss wechseltallg. häufig in regelmäßiger Weise mit Glimmer-, Hornblende-, Chlorit- und Graphitschiefern, mit Eisenrissen, Kalksteinen, Serpentinen, Quarziten, Hällestinten und Granitgneisen und repräsentiert mit diesen in den meisten Fällen die Urgneisformation. Große Gebiete von Urgneisen finden sich in den Sudeten, Böhmen, Mähren, im böhmisch-bayrischen Waldgebirge, im Erzgebirge, in den Centralalpen, in Schottland und Scandinavien und in Nord- und Südamerika.

Von der sehr großen Zahl von Gneissvarietäten, die nach der Verschiedenheit ihrer mineralischen Bestandtheile aufgestellt worden sind, heben wir folgende hervor: Glimmergneiss. a) Biotitgneiss (grauer Gneiss) führt neben Quarz und Feldspäthen nur dunklen Magnesiaglimmer. Er ist meist flaserig oder königstreifig. Freiberg i. S. b) Muscovitgneiss (rother Gneiss d. T.) enthält wiederum rothgefärbten Feldspath neben wenig Kaliglimmer. Erzgebirge, Böhmen.

Die chemische Zusammensetzung der Glimmergneise beträgt im Durchschnitt in Procenten: Kieselhäre 70 bis 80, Thonerde 14, Eisenoxydul 6, Kalk 2,6, Kali 3, Natron 2, Wasser 1,2. An Phosphorhäre wurde in zwei Varietäten 0,37 und 0,17% gefunden.

Protogingneiss führt als glimmerartiges Mineral eine lichtgrüne, sich etwas seitig aufführende Substanz (aus stark gebleichtem Biotit oder Sericit bestehend), welche fälschlich früher als Talk angesehen wurde. In den Alpen weit verbreitet.

Cordieritgneiss ist eine in fast allen größeren Gneisgebieten vorkommende charakteristische Art. Hellgraublauer bis blauer Cordierit (ein feldspathähnliches Mineral, nach

seinem optischen Verhalten auch Dichroit genannt) ist in unregelmäßigen Körnern im Gesteine meist sehr unregelmäßig vertheilt; es finden sich Partien, die des Cordierits ganz entbehren, andere, die daran sehr reich sind und geradezu einen Cordieritsels darstellen. Andere Abarten sind Hornblende-, Augit-, Epidot-, Chloritgneiss u. s. j.

Die Gneise sind fast stets durch Spalten unregelmäßig zerklüftet, welche entweder senrecht oder schräglein gegen die Parallelstruktur gerichtet sind oder auch wohl derselben mehr oder minder parallel laufen. Eine geheimnössige Besonderung, wie sie die Eruptivgesteine häufig aufweisen, kommt bei denselben nicht vor. So wohl von diesen Spalten aus, als auch von der Erdoberfläche her, erleidet nun der Gneiss ziemlich leicht eine tiefgehende Zersetzung. Dieselbe verursacht eine Aufblätterung und endlich eine grusige Auflösung des Gesteins; das Endprodukt ist meist sandiger Lehmbrocken, selten, wie z. B. bei dem Kaliglimmergneiss zu Braun in Österreich, reiner Kaolinerde. In tropischen Gebieten bildet sich durch gleichzeitige weitere Oxydation und Hydratierung des Eisengehaltes ein rothbrauner, poröser Laterit (ein in trockenem Zustande schlackenähnlicher Lehmbrocken) von oft sehr bedeutender Mächtigkeit. Auch in unseren Breiten ist der Gneiss oft viele Meter tief in Grus aufgelöst, der noch ganz die ursprüngliche Struktur des Gesteins erkennen lässt. Geschlebegneiss, der in der norddeutschen Tiefebene als gemeinster Feldstein sich findet, zeigt häufig dasselbe Verhalten. Je reicher der Gneiss an Feldspath und dunklem eisenreichen Magnesiaglimmer, und je älter er an Quarz und Kaliglimmer ist, um so schneller unterliegt er den Verwitterungsagentien. Auch die Schichtstellung ist hierbei von Einfluss. Steil aufgerichtete Gneisslagen verwittern schneller als horizontal liegende. Der Gneiss tritt häufig in sanftgerundeten Bergformen auf, die den Holzwuchs mehr begünstigen als die meist schroffen Granitberge.

Überhaupt ist der Gneissverwitterungsboden in der Regel gleichmässiger, erdreicher und besser als der von Granit. Die Fichte wächst auf den besseren Abarten meist vorzüglich; auch die Buche hält sich hier gut. Die Zersetzung der Gewächsabsfälle ist vollkommener und auch die Ansammlung leichter als auf Granitboden. v. D.

*Gnophria quadra* L., Vierpunktspinner, s. Lithosina. Sicht.

*Gobiidae*, Grundeln, Fischfamilie, s. Syst. der Ichthyologie. Hab.

*Gobio*, Fischgattung, s. Gründling. Hab.

*Gobius*, Fischgattung, s. Gründel; *Gob. fluvia*. Hab.

*Gohren*, Carl Theodor von, Dr. phil., geb. am 25. Februar 1836 in Jena als jüngster Sohn des Justizrathes Dr. jur. et phil. Ludwig v. Gohren, genoss seinen ersten Unterricht in einem von dem bekannten Philologen Stoy geleiteten Institut derselbst, besuchte 1850—55 das Gymnasium zu Weimar und bezog nach dessen Absolvierung die Universität Jena, um Naturwissenschaften, speciell Chemie zu studieren, ging jedoch im Herbst 1855 nach Berlin, weil das Universitätslaboratorium in Jena noch im

Bau begriffen war. Nach dessen Fertigstellung kehrte Gohren Michaeli 1856 nach Jena zurück, um sich unter der Leitung des damals bedeutendsten physiologischen Chemikers Lehmann fleißig praktisch-chemischen Arbeiten, namentlich dem Studium der Zersetzungspprodukte der Proteinkörper zu widmen. Oster 1858 promovierte Gohren, nachdem er schon vorher zum Assistenten im Universitätslaboratorium ernannt worden war. Unterstützt durch ein staatliches Reisestipendium und versehen mit Empfehlungsbriefen hervorragender Fachmänner unternahm Gohren im Herbst 1858 eine Studienreise durch Frankreich und England, nach deren Beendigung er wieder in seine Stellung am Universitätslaboratorium eintrat, gleichzeitig aber auch in den oberen Classen des Zenter'schen Erziehungsinstitutes als Lehrer der Chemie fungierte.

1859 wurde Gohren als Leiter der mährisch-schlesischen agriculturchemischen Versuchsstation nach Blansko berufen, wo sich ihm ein reiches Feld für seine Thätigkeit eröffnete. Bissher fast ausschließlich rein wissenschaftliche Studien betreibend, sah er sich jetzt in das vielseitigste, im größten Styl betriebene Wirtschaftsleben versetzt. Die ausgedehnten fürstlich Salm'schen Ökonomien mit ihren mannigfaltigen Culturen und Viehhaltungen, die Bergwerke, Eisenhütten, Zucker- und Spiritusfabriken, Brauereien, Mühlen &c. mit ihren zahllosen praktischen Anforderungen an die Wissenschaft, speciell die Chemie, nahmen die angestrengteste Thätigkeit des Leiters der Blansko'schen Versuchsstation in Anspruch, gaben ihm dafür aber auch volle und reiche Gelegenheit, sich mit den Bedürfnissen und Verhältnissen der Landwirtschaft und Industrie vertraut zu machen. Trotz der starken Anspruchnahme für praktische Zwecke wurde auch die rein wissenschaftliche Forschung nicht vergessen. Von den größeren an der Versuchsstation Blansko durchgeführten Arbeiten seien mir genannt: Phisiologisch-chemische Versuche über die Verdaulichkeit der Knochenerde, über die Wirksamkeit der Ammoniakalze und des Chilijalpeters als Düngungsmittel, Fütterungsversuche mit Milchkühen, Analysen von Schweinemilch, vergleichende Mastversuche mit Ochsen, ausgedehnte Düngungsversuche bei Zuckerrüben, Kartoffeln &c. Die meisten der damals unter Gohren oder unter dessen Leitung ausgeführten Versuche und Untersuchungen sind veröffentlicht in den „Mittheilungen der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde“, in den „Landwirtschaftlichen Versuchsstationen“, im „Jahrbuch für österreichische Landwirte“, der „Wiener landwirtschaftlichen Zeitung“ und im „Centralblatt für die gesamte Landeskunst“.

1864 verließ Gohren seine Stellung in Mähren, um einem Ruf aus die höhere landwirtschaftliche Lehranstalt zu Tetschen-Liebenwerd zu folgen. Hier war er so recht in seinem Element und wirkte nahezu 9 Jahre in dem ihm lieb und wert gewordenen Nordböhmen. Drei Jahre war er Localvorstand der Liebenwerder Anstalt, außerdem Vorstand des chemischen und technologischen Laboratoriums und der agriculturchemischen Versuchsstation, zugleich Re-

ferent über die an der letzteren durchgeführten Versuche und Untersuchungen und bis 1866 auch Lehrer der Naturkunde an der ebenfalls in Liebenwerd bestehenden Ackerbauschule, außerdem noch Leiter und Lehrer an den vom Ackerbauministerium ins Leben gerufenen Fortbildungskursen für Volkschullehrer. v. Gohren wurde ferner in die vom Landesausschusse des Königreichs Böhmen eingesetzte Commission zur Prüfung von Lehramtskandidaten für den Unterricht an landwirtschaftlichen Lehranstalten berufen sowie auch in das Comité für die Organisierung der agriculturchemischen Versuchsstationen in Böhmen und in die Section für chemische Arbeiten bei dem Comité zur naturwissenschaftlichen Durchforschung von Böhmen zum wirkenden Mitglied gewählt. Bei verschiedenen Gelegenheiten fungierte Gohren als auswärtiger Vertreter der Liebenwerder Anstalt, so bei den Versammlungen der Agriculturchemiker in Göttingen, Braunschweig und Dresden, dann bei der Weltansstellung in Paris, beim Congrès der Société des agriculteurs de France in Nancy 1869 und beim ersten Congress norddeutscher Landwirte in Berlin. Auf Anregung der kgl. sächsischen Zoll- und Steuerdirection in Dresden hielt v. Gohren für die in Bodenbach stationierten sächsischen Zollbeamten Vorträge über Zucker-, Brantwein- und Bierfabrikation sowie über die diese Gewerbe betreffende Steuergesetzgebung. In literarischer Beziehung war die Liebenwerder Zeit überaus fruchtbar, wie die zahlreichen Aufsätze und Berichte in verschiedenen Fachblättern beunden.

Schon 1870 waren an v. Gohren Anfragen gerichtet worden, ob er nicht in Prag und auch in Mödling eine Lehrkanzel übernehmen wolle, allein er lehnte ab und folgte erst 1872 einer abermals an ihn ergangenen Berufung nach Mödling als Director und Professor des Francisco-Josephinums und der mit diesem verbundenen Zweiganstalten, der Gärtnerischule „Elisabethinum“ und der „Ersten österr. Brauerschule“. Bevor Gohren seine neue Stellung antrat, unternahm er, unterstützt durch das Ackerbauministerium, eine Reise durch Deutschland zur Besichtigung und zum Studium chemischer und technologischer Laboratorien.

Gelegentlich der Wiener Weltansstellung 1873 übertrug das Handelsministerium v. Gohren die Verantwortung über „Landwirtschaftliche Lehre und Forschung“ für den offiziellen österreichischen Bericht und das Ackerbauministerium betraute ihn mit der Absaffung des Referates über den landwirtschaftlichen Unterricht für das von dem genannten Ministerium über die Ausstellung herausgegebene Werk. Gohren fungierte auch als Delegierter bei dem gelegentlich der 1873er Ausstellung abgehaltenen internationalen land- und forstwirtschaftlichen Congresse.

Hervorragenden Anteil hat v. Gohren seit der Mitte der Sechzigerjahre an der Entwicklung des landwirtschaftlichen Unterrichtes, unter anderem beteiligte er sich auch in regster und erfolgreichster Weise an den beiden vom Ackerbauministerium einberufenen Enquêtes über die Organisation des höheren, mittleren und niederen landwirtschaftlichen Unterrichtes veran-

lässt das Ackerbauministerium ihn wiederholte mit der Abgabe von Gutachten zu beauftragen, so u. a. über die Organisationsstatute der landwirtschaftlichen Lehranstalten zu Oberhermsdorf in Schlesien und S. Michele in Tirol.

Wie in Liebenwerda wurde v. Gohren auch in Mödding mit der Leitung der abzuhaltenen landwirtschaftlichen Fortbildungskurse für Volkschullehrer beauftragt. Seit Einführung der staatlichen Prüfungen für Candidaten des Lehramtes an mittleren und niederen landwirtschaftlichen Lehranstalten, sowie an Obst- und Weinbauschulen fungiert v. Gohren bei denselben als auswärtiges Mitglied der Prüfungskommission.

Nur durch seine Initiative wurde es möglich, daß die im Jahre 1875 in den Räumen des Francisco-Josephinum abgehaltene internationale Ausstellung von Lehrmitteln für den land- und forstwirtschaftlichen Unterricht ein so glänzendes Resultat lieferte; gleiche Verdienste erwähnt sich v. Gohren um die Errichtung und erfolgreiche Durchführung der von dem Verein österreichischer Malzfabrikanten im Francisco-Josephinum 1880 ins Werk gesetzten internationalen Ausstellung von Gerste- und Malzpräzmashinen.

1876 unternahm er, unterstützt durch das Ackerbauministerium, eine abermalige Inspektionstour nach Deutschland, Dänemark, den Niederlanden und England, besuchte die zweite internationale Ausstellung landwirtschaftlicher Lehrmittel in Amsterdam, auf welcher das Francisco-Josephinum ein Ehrendiplom erhielt, und fungierte als Delegierter dieser Anstalt bei der Pariser Weltausstellung 1878.

v. Gohren kann mit vollster Genugthuung auf sein mehr als fünfundzwanzigjähriges Wirken in Österreich zurückblicken. In drei Kronländern hat er weit über 1000 Schüler herangebildet, welche in treuer Abhänglichkeit an den geliebten Lehrer für Verbreitung des landwirtschaftlichen Fortschrittes thätig sind.

An größeren Werken hat Gohren publiziert: Anleitung zu chemischen Untersuchungen mit besonderer Beziehung auf Landwirtschaft und landwirtschaftliche Industrie; Über landwirtschaftlichen Unterricht, ein Reisebericht; Über Zweck und Wesen landwirtschaftlicher Versuchsstationen; Die Naturgesetze der Fütterung der landwirtschaftlichen Nutzthiere (aus Veranlassung des italienischen Ackerbauministeriums ins Italienische übersetzt); Landwirtschaftliche Lehre und Forschung (Gr. XXVI, Sect. 4 d. offic. Ausstellungsberichtes); Die naturgeschichtlichen Grundlagen des Pflanzenbaues; Methodischer Leitfaden für den chemischen Unterricht an landwirtschaftlichen Lehranstalten. Außerdem ist Gohren ständiger Mitarbeiter an Dombrowski's Encyclopädie und an der vom Ackerbauministerium herausgegebenen landwirtschaftlichen Unterrichtszeitung.

Schw.

**Gold** — Au — 196.2. Das Gold, ein Element, das wohl ziemlich verbreitet, jedoch gewöhnlich nur in geringer Menge vorkommt, findet sich entweder auf Gängen und Lagern im Ur- und Übergangsgebirge oder in den Zersetzungssproducten derselben im angehörmten Lande und im Flussande. Es tritt entweder

gediegen auf oder in Verbindung. Das gediegene Gold, Vergold, ist meist draht-, haar- oder baumförmig oder bildet Blättchen auf ihrsprünglicher Lagerstätte; als Goldsand, Wasch- oder Seifengold wird es durch Waschen aus diluvialen und alluvialen Auhäufungen gewonnen. Von den Legierungen ist die mit Silber die häufigst vorkommende. Enthält das Golderz über 20% Silber, so heißt es Electrum. Palladiumhaltiges Golderz nennen die Bergleute faulles Gold, die Mineralogen Porporosit (10% Palladium, 4% Silber; nur in Brasilien). In Mexiko findet sich Rhodiumgold, eine Legierung von 34—43% Rhodium mit 66 bis 57% Gold. Sehr häufig kommt Gold in Schwefel-, Kupfer-, Arsenik-, in Zintblende, Granatschieglanz und Schiferz vor, selten als Tellergold im gebrochenen Tellur, Tellursilber, im Blättererz, in sehr geringer Menge in allen Blei-, Kupfer- und Silbererzen. Man gewinnt das Gold aus dem goldhaltigen Flußsand durch Schlammung und mit Quecksilber amalgamiert. Das gesammelte Almagnet wird durch Erhitzen in Quecksilber und Gold zerlegt. Aus den goldhaltigen Silber-, Kupfer- und Bleierzen stellt man zunächst das Silber dar, welches das Gold enthält; wird diese Legierung mit Schwefelsäure behandelt, so löst sich das Silber und das Gold bleibt zurück.

Das chemisch reine Gold wird Feingold genannt, besitzt gelbe Farbe, in Pulvergestalt eine braune. Es ist weicher als Silber und ist das dehnbarste und streckbarste aller Metalle. Aus 1 g Gold kann ein Draht von 2500 m Länge gezogen werden, Blattgold hat ungefähr die Dicke von 0'0001 mm. Das Gold kristallisiert in Octaëdern und Würfeln. In sehr dünnen Blättchen lässt es das Licht mit blauer oder grüner Farbe durchfallen; durch Eisenvitriol wird es aus seinen Lösungen als braunes, glanzloses Pulver gefällt, welches unter dem Polierstahle Metallglanz annimmt; spec. Gew. des gegossenen Goldes 19'26—19'31, des gehämmerten 19'3—19'65, des durch Eisenvitriol gefällten bis 20'71; es schmilzt bei 1200°, leuchtet geschmolzen mit meergrüner Farbe und zieht sich beim Erstarren stark zusammen. Es widersteht vollständig der Oxydation an der Luft, den Säuren, schmelzenden Alkalien und Nitraten, wird aber von Königswasser und allen Chlor entwickelnden Gemischen und auch von Brom gelöst.

Durch Schmelzen mit Borax wird Gold blaßgelb, durch Salpeter mehr hochrot. Gold ist dreiwertig. Praktisch wichtig sind die Goldlegierungen. Meist wird es mit Silber oder Kupfer legiert, um ihm dadurch größere Härte und Haltbarkeit zu verleihen. Der Goldgehalt einer Legierung wird ermittelt wie der Silbergehalt einer Silberlegierung, mit Probiernadel und durch die Cupellation. Will man mit Salpetersäure (Scheidewasser) das Gold von dem Silber scheiden, so darf nicht mehr als ein Viertel Gold in der Legierung vorhanden sein, daher Scheidung durch die Quart (Quartierung). Man wendet jetzt zur Trennung des Goldes und Silbers die Schwefelsäure an, in welcher man die Legierung erhitzt; das Silber wird

durch Kupferblechstreifen ausgefällt und die entstandene Lösung auf Kupferservitriol verarbeitet; das ungelöst zurückbleibende Gold wird durch Kochen mit Natriumcarbonat gereinigt, getrocknet und mit etwas Salpeter umgeschmolzen. Man nennt dieses Verfahren Aßfinieren. Geringe Spuren ( $\frac{1}{1000}$  der Legierung) von Blei, Antimon, Wismuth oder Arsen ertheilen dem Gold große Sprödigkeit, so dass es für die Vermünnung ungeeignet ist.

Nach dem Gejeg vom 4. December 1871 wird in dem Deutschen Reich eine Reichsgoldmünze ausgeprägt, von welcher aus einem Pfunde feinen Goldes 139 $\frac{5}{8}$  Stück ausgebracht werden. Der zehnte Theil dieser Münze wird Mark genannt und in 100 Pfennige eingeteilt. Das Münzverhältnis dieser Goldmünze ist 900 Theile Gold und 100 Theile Kupfer.

Bereitung findet das Gold in Legierungen von Silber und Kupfer zur Darstellung der manigfältigen Augusartikel; zum Vergolden anderer Metalle, Porzellan, Holz u. s. w., wobei man je nach der Art der Durchführung das Plättieren, die Feuervergoldung und die kalte Vergoldung, die nahe und die galvanische Vergoldung unterscheidet; Goldpräparate dienen in der Zahntechnik, in der Glas- und Porzellanmalerei, in der Photographie und Medicin.

Das Gold erkennt man durch folgende Reaktionen: Kalium- und Natriumhydroxyd geben auf Zusatz von Gerbsäure gelbe oder braungelbe Niederschläge und beim Erwärmen metallisches Gold. Ammoniak fällt gelbes Knallgold, welches im Überschuss des Fällungsmittels löslich ist; Schwefelwasserstoff fällt dunkelbraunes bis schwarzes Schwefelgold, welches in Königswasser und gelbem Schwefelammonium löslich ist; Eisenoxydulalze scheiden metallisches Gold aus; Zinnchlorid haltendes Zinnchlorür gibt einen purpuroten Niederschlag (Goldpurpur); Chankalium erzeugt einen gelben Niederschlag, der sich im Überschuss des Fällungsmittels leicht löst; Oxydsäure fällt dunkles, grünlich schwarzes metallisches Gold; Phosphor scheidet gleichfalls metallisches Gold aus.

Von den Verbindungen des Goldes sind folgende bemerkenswert: Goldoxydul, Au<sub>2</sub>O, wird aus Goldchloratlösungen durch Kaliumhydroxyd gefällt, dunkelviolettes Pulver, welches beim Erhitzen reduziert wird. Goldoxyd, Au<sub>2</sub>O<sub>3</sub>, wird erhalten durch Vermischen einer Lösung von Goldchlorid mit Natriumcarbonat bis zur Neutralisation und Kochen; ein braunes Pulver, welches im Lichte und in der Hitze reduziert wird. Schwefelgold, Au<sub>2</sub>S, als schwarzes Pulver aus einer kalten Goldchloridlösung durch Schwefelwasserstoff gefällt, ist es in Schwefelfalkium löslich. Goldchlorür, Au Cl, wird erhalten durch gelindes, vorsichtiges Erhitzen von Goldchlorid. Goldchlorid, Au Cl, bildet sich durch Auflösen des Goldes in Königswasser, sowie durch direkte Einwirkung des Chlors auf Gold. Beim Abdampfen der sauren Lösung erhält man eine dunkelrote, kristallinische, zerfließliche Masse, die in Wasser und Äther mit rothgelber Farbe löslich ist. Leinwand, Wolle, Seide, thierische Haut, Horn u. s. w. werden am

Lichte roth gefärbt. Das Goldchlorid ist der Ausgangspunkt für die Darstellung der übrigen Goldpräparate. Goldcyanit, Au Cy, bildet mit Chankalium ein Doppelsalz, welches zur galvanischen Bergoldung verwendet wird. Es wird erhalten, indem man aus einer möglichst neutralen Goldlösung durch überschüssiges Ammoniak Knallgold fällt und dieses in eine heiße Lösung reinen Chankaliums einträgt; aus der Lösung kristallisiert das Doppelsalz. Goldcyanid, Au Cy, stellt man dar durch Vermischen einer neutralen Goldchloridlösung mit einer heißen Lösung von Chankalium. v. Gn.

**Goldadler**, s. Steinadler. E. J. v. Hnur.

**Goldaster**, Goldasterspinner, s. Porthesia chrysorrhoea L. Hsçhl.

**Goldammer**, Emberiza citrinella, Linne, Syst. Nat. I., p. 309 (1766); Emberiza sylvestris, Brehm, Vögel Deutschl., p. 294 (1821); Emberiza septentrionalis, id., ibid.: Citrinella citrinella, Gray, Handl. of B. II., p. 143 (1870).

Abbildungen: 1. Vogel. Naumann, Vögel Deutschl. IV., T. 102; Dresser, Birds of Europe, Vol. IV., T. 209. — 2. Eier. Bädecker, Die Eier der europäischen Vögel, T. 3, Nr. 8 Thienemann, Abbildungen von Vogeleiern, T. XXXIII., Nr. 4 a—d; Seebohm, A History of British birds, pl. 43.

**Ammer**, Ammerling, Hämmerring, Emmerling, Emmerling, gemeiner oder gelber Emmerling, Embriß oder Emmeriz, Goldhammer, Gohammer, Golmer, Gaalammer, Gaulammer, Geelammer, Geelsink, Geelgöschchen, Geelgöschchen, Geelgöschchen, Geelgerst, Gelbling, Gilbling, Gilberg, Gilberschen, Gelbgans, Goldgänchen, Gehling, Gorse, Gurje, Grünling (Grünsink), Grönning, Kornvogel, Sternadt, Grünschling.

**Böh.**: Strnad obecný; engl.: Yellow ammer, yellow hammer, yellow bunting, yellow yowl, yellow yeldring, yellow yoldring, yellow yite, Yeldrock, Yolkring, Yoit, Skite, Goldie, Writing lark; dän.: Gulspurr; esth.: Talwik; finn.: Kelda-tainen; frz.: Bruant jaune; holl.: De Geelgors; ital.: Zivolo giallo, Zigolo giallo, Orlotano giallo, Ambra, Gianinet, Terrazot, Pecit de vigna, Miarola, Paiéra, Sia pacéra, Spajarda, Spajardola, Spajard, Squajard, Squajardola, Smajard, Gialdon, Pajarana, Squajart, Spaiarda, Smajart, Spagiär, Pajaron, Urtlau pajarez, Smegiärdo, Girabrun, Rössola, Tirassoldi, Smajarda, Smiard, Verda, Smeárda, Meggia smeárda, Squaiárdola, Ginéura, Amarot, Zaldina, Marizalda, Sirrou, Siga noustrala, Sia paggaea, Zigolo rapaio, Nizzola gialla, Setujola, Pagliaresca, Gialletto, Verzaina, Zivolo di testa gialla, Sermolla, Pettigiallo, Zicco, Zivulu o Ziulu giarnu; frz.: Strnadka żutka; lett.: Stehrsts, Stehrstinsch; norweg.: Gulspurr; poln.: Poświerka trznadel; russ.: Owsjanka, Strenatka Dosyanka; schwed.: Gulsparf; spau.: Ave tonta, Cerillo, Verdaza, Chilla fina, Triguero, Ama-rillo de la sierra, Trigueiro, Bardarola, Bar-dosa; ungar.: czitrom Sármány.

Der Goldammer ist in der westlichen paläarktischen Region der gemeinst und verbrei-

teftste Ammer. Er findet sich als Brütvogel in Großbritannien (bis zu den nördlichen Inseln, mit Ausnahme der Färöerinseln), in Skandinavien bis zum 70. Grad n. Br., in Russland bis fast zum Polarkreise, in Westsibirien am Ob bis zum 64. Grad n. Br., in Nordfrankreich, Holland, Belgien, Dänemark, Deutschland, Schweiz, Österreich und Norditalien.

Aus den nördlicheren Ländern zieht er im Winter fort, nur als Wintergast wird er beobachtet in Südfrankreich, Spanien und Portugal, Süditalien, Türkei, Kleinasien, Nordwestpersien und Nordwestiristan. Im Süden wurde er auf der Insel Teneriffa als Standvogel constatiert.

In Mitteleuropa, wo er als Stand- und Strichvogel auftritt, lebt er im Sommer an seinen Brutplätzen am Waldrande und im Walde, im Herbst geht er in größeren Gesellschaften auf die Alde hinaus und im Winter kommt er scharenweise mit den Haubenlerchen zusammen an den Landstraßen entlang in die Dörfern und Städte hinein.

Totallänge . . . . . 19 cm

Flügellänge . . . . . 9 "

Schwanzlänge . . . . . 8 2 "

Tarsus . . . . . 1 87 "

Schnabel . . . . . 1 1 "

(Altes ♂ vom 14./15. 1877 aus Riddagshausen, Mus. brunsv.).

Der Schnabel ist an dem Rücken des Oberzahns sehr scharf nach abwärts, an der Schneide des Unterkiefers scharf nach aufwärts gebogen, beide etwas von der Seite her zusammengedrückt, sehr zugespißt, der Oberkiefer den Unterkiefer etwas überragend, der Höcker am Gaumen des Oberkiefers stark vorpringend.

Die Flügel sind kurz abgestumpft, die 1., 2., 3. und 4. bilden die Flügelspitze, die 2., 3. und 4. sind auf der Außenahne bogig eingehäuft.

$2 = 3 > 1 = 4 > 5 > 6 > H > 7 > \dots$   
9 > M > D.

Die Flügel reichen kaum bis zu dem oberen Drittel des Schwanzes hinab. Der Schwanz ist in der Mitte ausgeschnitten.

Die Füße sind kräftig und kurz, die Krallen schlank, die der Hinterzehe am längsten, schwach gebogen und spitz.

Altes Männchen im Frühlinge. Kopfplatte schön citronengelb, hinten mit einzelnen schwarzen Schafstrichen, Nacken olivengrünlich, Rücken rostfarbig mit olivengelblicher Färbung der Federkanten und schwarzen Schafstreifen, Bürgel und obere Schwanzdeckfedern rostrot, Schwingen und Schwanzfedern matt braunschwarz, die Vorder Schwingen mit schmalen gelblichen, die Mittelschwingen mit bräunlichen, etwas breiteren und die Hinterschwingen mit breiten rostbraunlichen Säumen der Außenahne.

Deckfedern ähnlich wie die Hinterschwingen, die helleren Spitzen zwei undeutliche Flügelbinden bildend. Die Schwanzfedern haben ebenfalls hellere Säume der Außenahne und die beiden äußeren je einen großen weißen Endfleck auf der Innenseite. — Unterseite ist gelb, vom Mundwinkel geht ein Streifen rostbraun-

licher Flecken jederseits hinab; der Kopf ist olivengrünlich angeflogen, Oberbrust zeigt wie die Rumpfseiten rostbraunliche Fleckung und Streifung, ebenso die unteren Schwanzdeckfedern.

Jüngere Männchen haben meistens nur auf der Mitte der Scheitelplatte reines Gelb, sonst überwiegen die schwarzen Federmitten und der olivengrüne Anflug am Kopfe.

Je weniger Gelb am Kopfe zu sehen ist, je bleicher gelb der Unterleib ist und je dunkler olivengrünlich die Wangen angeflogen sind, desto jünger sind die Vögel.

Die Männchen im Herbstkleide unmittelbar nach der Mauer (im Juli oder August) zeichnen sich durch dunklere und frischere Farben aus und durch die voll erhaltenen Federhäute, die dann später bis zum Frühjahr hin sich abstoßen.

Altes Weibchen im Frühjahr zeichnet sich durch viel weniger Gelb am Körper aus, das durch die anders gefärbten Federkanten und die dunklen Schafstriche fast ganz verdeckt wird, am Unterkörper ist das Gelb sehr matt weißlich, am Kopfe ist nur sehr wenig Gelb zu sehen.

Je jünger die Weibchen sind, desto düsterer sind sie gezeichnet, am Kopfe ist häufig nur beim Auseinanderziehen der Federn noch Gelb zu entdecken.

Die Jungen vor der ersten Mauer sehen den einjährigen Weibchen sehr ähnlich, an Kehle, Vorderhals und Oberbrust zeigt sich nur ein leichter ockergelber Anflug. Bei den Männchen ist das Gelb etwas deutlicher als bei den Weibchen.

Der Schnabel ist lichtbläulich, an der Firste und Spitze schwärzlich, an der Schneide des Unterkiefers schmutzig weißgelb, beim Männchen bläulicher, beim Weibchen weißlicher, beim jungen Vogel mehr fleischfarben. Die Iris ist dunkelbraun und hat einen Durchmesser von  $4\frac{1}{4}$ – $4\frac{1}{2}$  mm. Die Füße sind schmutzig röthlichgelb oder gelblich fleischfarben, die Beine dunkler, graubraun, die Krallen dunkelbraun.

(Beschreibungen genommen nach 10 Exemplaren aus Mus. brunsv., sämtlich aus der Umgegend von Braunschweig, und 8 Exemplaren aus meiner Sammlung, 7 ebendaher und 1 ♀ aus Tiflis vom 17./10. 1880, das sich durch etwas schöneres Schwefelgelb der Unterseite auszeichnet, im übrigen mit den deutschen Exemplaren übereinstimmt.)

Das Gelege besteht in der Regel aus 4 oder 5, sehr selten aus 6 Eiern. Dieselben sind von kurzovaler Form, der Längsdurchmesser schwankt im Durchschnitt zwischen 20·9 und 22·1 mm, der Querdurchmesser zwischen 13·8 und 16·9 mm, die Doppfhöhe zwischen 9·6 und 10·1 mm. Die Eier sind auf trübweißem oder röthlichweißem Grunde mit matten tieferliegenden, mehr oder weniger zahlreichen, röthlichgrauen Flecken und zahlreichen dunkelbraun-schwarzen oberflächlichen Schnörkelchen, Kritzchen und rundlichen Akren bedeckt. Die letzteren bilden zuweilen am stumpfen Ende eine Art Krantz. Die Schale ist mattglänzend, feinförmig, mit zahlreichen Poren. Das Nest steht meistens

an der Erde oder höchstens 1—2 Fuß davon entfernt im Felde im Getreide oder am Waldrande an Grabenböschungen im Grase, oder in Büschen. Es ist außen an einer großen Menge von alten Pflanzenstengeln, Grashalmen und Laub zusammengefegt und innen in dem halbkugeligen Napf mit feineren Halmen und Pferdehaaren ausgelegt. In der Regel machen die Goldammlern 2 Bruten, in günstigen Jahren häufig auch 3. Die ersten vollen Belege findet man in Mitteldeutschland Ende April. Das Männchen löst das Weibchen täglich auf einige Stunden beim Brüten ab. Nach ca. 13 Tagen schlüpfen die Jungen aus und sind sehr bald mit großen grauen Dunnen bekleidet. Die ausgeslogenen Jungen werden ungefähr eine Woche lang noch von den Alten gefüttert, dann sich selbst überlassen, während die Alten zur folgenden Brut schreiten.

Der Goldammer ist trotz seiner geselligen Eigenarten ein zänkischer Vogel, der sich ähnlich wie die Sperlinge häufig mit seinesgleichen zusammen herumbeißt. Auf der Erde hüpfst er, immer etwas umhobsen, meist mit wagrechtem Körper, selten mit auswärts gerichteter Brust. Auf Bäumen sitzt er schön aufrecht, breitet auch wohl die Federn aus und sträubt sie auf der Kopfplatte zu einem Hullen. — Der Flug ist fräftig, schnell und gewandt.

Seine Lockstimme ist ein seines „ziss“, „zitsch“, wenn sie heftiger werden, „tschü“. Beim Fortfliegen schreien sie „zib, zürrr, chürrr“, beim Beißen sehr rasch hintereinander „zib, zib“; wenn sie warnen, stoßen sie ein jänktes „süh“ ans.

Der Gesang des Männchens, den dieses meistens hoch oben von der Spitze eines Baumes herab entonen lässt, klingt nach Naumann wie „zyzzzyzyzyzyzyzy“ oder „zytzutzytzutzytzuh“. Schon in den ersten warmen Tagen im Februar oder März hört man den schönen, aber einfachen Gesang erschallen, dann durch den ganzen Sommer hindurch bis in den Herbst hinein, vom frühen Morgen an bis in den späten Abend.

Die Nahrung des Goldammers besteht im Sommer meistens in Insekten, Raupen u. s. w., im Winter in mehlhaltenden Sämereien, während sie ölige Samen nur im Nothfalle fressen, im Winter sind sie häufig nur auf die Getreidebörner angewiesen, die sie im Pferdemiste auf den Straßen finden, sehr gerne gehen sie dann auch an die künstlichen Futterplätze.

Habicht, Sperber, Falken und der große graue Würger stellen ihnen sehr nach, daß vierfüßige Raubzeug, auch die Mäuse und Ratten zerstören manche Brut.

Ihre Jagd ist sehr leicht, da sie furchtlos sind und sich leicht schließen lassen, auch in Schlagneben, Meisenkästen, Schlingen, mit Vogelleim lassen sie sich sehr leicht fangen. Auch fängt man sie, indem man nachts mit Kienfadeln an ihre Schlafplätze im dichten Gebüsch oder in Reisighäusen herangeht und die geblendetem Bögel mit einem Stocke herabschlägt.

Durch das Aussuchen zahlreicher schädlicher Insektenlarven sind sie unbedingt nützlich, der

Schaden, den sie thun könnten durch Aussuchen von einzelnen Getreidebörnern, kommt hiergegen gar nicht in Betracht.

Gebraten schmecken sie sehr gut, manche ziehen sie den Verden vor, müssen lassen sie sich ebenso wie die Orlane, nur dauert es etwas länger.

Bielsach wird der Goldammer auch als Stubenvogel gehalten, er wird sehr zähm, ist aber zänkisch und vor allen Dingen sehr unreinlich, so daß er bald an Fußfrankheiten leidet und zu Grunde geht. Die schöne gelbe Farbe, die das Männchen im Freien auszeichnet, geht in der Gefangenschaft bald verloren.

R. Bl.

**Goldamsel**, *Oriolus galbula*, Linné. *Turdus oriolus*, Briss., II., p. 320 (1760); *Oriolus galbula*, Linn., Syst. Nat., I., p. 160 (1766); *Coracias oriolus*, Scop., Ann. I., Hist. Nat., p. 41, no. 45 (1769); *Coracias galbula* (L.), Bechst., Gemeinn. Naturgesch. Vögel Deutschl., I., p. 1292 (1805); *Oriolus galbula*, var. *virescens*, Ehr., Symb. Phys., fol. 7 (1829); *Oriolus aureus*, C. L. Brehm, Vögel Deutschl., p. 156 (1831); *Oriolus garrulus*, idem, ibidem p. 157.

Abbildungen: 1. Vogel: Naumann, Vögel Deutschl., Bd. II, T. 61; Dresser, Birds of Europe, vol. III, T. 144. — 2. Eier: Baecker, Die Eier der europäischen Vögel, T. 50 Nr. 10; Thienemann, Abbildungen von Vogeleieren, T. XXVII, Nr. 11, a—c; Seehöhm, A History of British birds, vol. I, p. 14.

Pirol, gemeiner oder eigentlicher Pirol, Pirol, Bierhold, Bierolle, Bierholz, Birols, Bruder Berolst, Gerolst, Tyrols, Beerold, Bieresel, Bülan, Bülow, Schulz von Bülow, Bülow-Vogel, Vogel Bülow, Schulz von Milo, Schulz von Theran, Widewall, Wiedewall, Weidwall, Wiederwalch, Witwell, Wittewald, Wittewalch, Biduel, Weihrauch, Weihrauchsvoegel, Bruder Wyranch, Gingelsfahrs, Gingelfähns, Galbulavogel, Chloration, Gelb vogel, Gelbling, Golddroßel, Goldansel, Goldmerle, Gutmerle, Ölivenmerle, Kirschdroßel, gelbe Kirschdroßel, Kirschvogel, Kirschdieb, Kirschholdt, Kirschholz, Kerzenrise Sommerdroßel, Feigenreißer, Feisholder, Regenfaße, gelbe Rate, Pfingstvogel.

Arab.: Sufer; böhm.: Žluva obecná; dän.: Guldpিrol; engl.: Golden oriole; esth.: Wilma kas'; finn.: Kuhankeittääjä; frz.: Loriot; holl.: Wielewall; ital.: Rigogolo comune, Oriolo, Ourieu, Ourieu, Beccafigh, Garbà, Garbeo, Garbou, Gherbè, Galbè, Sgarbò, Scalombò, Compàre-pèrou, Barba-perou, Ardsan, Merlou garabù, Sgherbè, Merlo galbè, Galbè, Galbee, Pappafigh, Galbèder, Galpeter, Voghera, Sgarbè, Sgarbè, Galpédar, Aquit beccatig, Argheib, Arghebul, Papatigo, Brnsola, Repéndol, Begjóra, Megjóra, Miglioro, Miglióra, Comparepiéro, Barbapiéro, Suri, Papehg, Vilipendolo, Beccafigo zalo, Louriou, Gobolo, Golo, Giallone, Gravolo gentile, Gaulo, Glorio, Graulo, Gravio, Vollero, Vollaro Volano, Avellano, Avolano, Vollano, Godia, Picciocodia, Fusufai, Fusufau, Sieufau, Sieufai, Sacucfau, Muzzafaino, Ajulu, Ajula, Pintu miraula, Naviola, Scorrugian, Gabrieli, Alberi, Auriolu, Gaudiu,

Crusuleu, Ajula aggughia cu lu filu, Aggruppa filu, Naccalouorn aggruppa — filu, Tinti 'mbrogli, Rivolu, Canariu aresti, Canariu salivation, Taira sastrra (atres ♀), Taira hadra (?) und junges ♂); kroat.: Zlatna vuga; lett.: Wahlholde; maur.: Tair-es-sfar; poln.: Wilga żolta; port.: Papa-figo, Figo louro, Maranteu, Marellante, Bartolomeu; russ.: Iwolga, Lesnaja koschka; schwed.: Sommargylling; span.: Oropéndola. Michasigues, Papagayo, Biche lo crego, Papafijos. Mananten, Bartholomeu, Amarellante, Papatigo real, Oriol, Menja figas; ungar.: Aranybegy.

Der Pirol ist Brutvogel im größten Theile von Europa, im westlichen Mittelasien und in Algier. Nördlich ist er beobachtet in Finnland bis zum 63., in Russland bis zum 60. Grad, in Persien, Turkestan, Südsibirien, östlich bis zum Tian-Shan-Gebirge und dem Altai, bei Krasnojarsk und Irkutsk. In Europa brütet er in Frankreich, Holland, Belgien, Deutschland, Südrussland, Spanien und Portugal, Italien, Österreich und im Kaukasus. In Afrika wurde er in Algier brütend gefunden. In den britischen Inseln und Schweden wurde er nur vereinzelt in der Sommerzeit als zufälliger Guest beobachtet, in Norwegen noch nicht bemerkt. Auf dem Zuge passiert er die Inseln des Mittelmeeres, Griechenland, Kleinasien, Palästina, Ägypten und Arabien, und überwintert im Süden Afrikas bis nach Madagaskar, Natal und Damaraland hin.

Er gehört bei uns in Mitteldeutschland zu denjenigen Vögeln, die mit am spätesten ankommen und am frühesten abziehen. In Süddeutschland werden die ersten Ende April beobachtet, bei uns in Braunschweig durchschnittlich in den ersten Tagen des Mai, im Nordosten Deutschlands in der zweiten Woche Mai. Sein Abzug erfolgt in Deutschland meistens schon im August, häufig bereits in der zweiten Woche des Monats, so daß er zuweilen nur drei Monate bei uns bleibt. Sie ziehen des Nachts, immer einzeln oder paarweise. Im Frühjahr lässt er sofort nach der Ankunft seinen lauten Ruf erschallen, so daß es kaum einen anderen Vogel gibt, dessen Ankunft so sicher festzustellen ist, wie die des Pirol. Im Sommer habe ich in meinem Garten, in dessen Nähe jährlich ein Paar brütet, beobachtet, daß der Pirol in der zweiten Hälfte Juli sich kaum hören lässt, in den ersten Tagen des August lässt er sehr häufig sein Gequitsch (nicht den Gefang) erschallen und ist dann nach einigen Tagen verschwunden. Vielleicht, daß so die Familien zur Abreise nochmals zusammengezogen werden?

Totalänge . . . . .	23·2 cm,
Flügellänge . . . . .	15·0 "
Schwanzlänge . . . . .	9·5 "
Tarsus . . . . .	2·1 "
Schnabel . . . . .	2·5 "

(Altes ♀ von Braunschweig, Mus. brunsv.)

Der Schnabel ist stark, an der Wurzel breit, nach vorn kegelförmig zugespißt, der Firste nach abwärts gebogen, der Kiel gerade gestreckt, der Oberkiefer den Unterkiefer überragend und hakensaumförmig, dicht vor der Spitze

an der Schneide eingeschnitten. Die Flügel sind sehr lang und zugespißt, in der Ruhe ca.  $\frac{2}{3}$  des Schwanzes überragend, die 2., 3., und 4. Schwinge bilden die Flügelspitze, die 3. und 4. Schwinge sind auf der Außenfahne deutlich bogig eingeschnürt.  $3 > 4 > 2 > 5 > 6 > 7 > 8 > 9 > 10 = H > M > 1$ . Der Schwanz ist an den Seiten abgerundet, die Füße sind sehr kurz und stämmig.

Altes Männchen: Kopf, Hals, Rücken, untere Flügeldecken, Enden der oberen großen Deckfedern der Handschwingen, Schnabel, obere und untere Schwanzdecken und Schwanzenden leuchtend hochgelb, Bügel, Schulterfedern, dem Flügel entlang, Flügel und größter Theil des Schwanzes *samtischwarz*. Außerdem sieht man an den großen Schwingen von der Mitte bis zur Spitze schmale weiße Seitenkanten und an allen, mit Ausnahme der allerleit gelbschwarze Endfärbung. Von den Schwanzfedern haben die beiden mittleren nur ein schmales, gelbes Endstückchen, die folgenden breite, gelbe Endstücke.

Je älter die Männchen sind, desto schöner hochgelb und tiefer *samtischwarz* sind sie gezeichnet.

Altes Weibchen. Obere und untere Schwanzdecken, untere Flügeldecken und schmälere Schwanzspitze hochgelb, Oberseite von der Stirn bis zum Bürzel *zeisiggrün*, Bügel dunkelgrün, Kehle schmutzigweiß, Vorderhals und Brust schmutziggrün-weißlich, mit schwarzen und braunschwarzen Schaffstrichen, an den Kumpfseiten ähnlich gefärbt, aber mit gelblichem Anfluge, Mitte der Unterbrust und Bauch weißlich. Schwingen grauschwarz, Deckfedern und Hinterschwingen auf der Außenfahne schmutzig-olivengrün, Schwanzfedern olivengrün mit gelben aber weit schmäleren Spitzen als beim Männchen.

Je älter die Weibchen werden, desto gelber erscheinen sie auf der Oberseite, und desto weniger Strichelung zeigt sich auf der Unterseite.

Die jungen Vögel vor der ersten Mauer sehen den alten Weibchen sehr ähnlich, haben aber von der Oberbrust an auf der ganzen Unterseite eine viel deutlichere breitere Strichelung. Die Männchen sind nur durch mehr und stärkeres Gelb von den Weibchen zu unterscheiden, aber nur wenn man beide zum Vergleich neben einander hat.

Der Schnabel ist bei den alten Vögeln bläb braunrot (beim ♀ mehr schwarzlich-rothbraun), bei den jungen mattschwarz, die Iris ist bei den alten Männchen blut- bis dunkelrot, bei den jungen Männchen und Weibchen rissbraun, bei den Jungen im Nestkleide graubraun und hat einen Durchmesser von 6 bis  $6\frac{1}{2}$  mm. Die Füße sind schwarzlich-lichtblau, die Sohlen bei den jungen Vögeln noch lichtgelblich, die Krallen braunschwarzlich.

(Nach Exemplaren aus dem Mus. brunsv. aus der Gegend von Braunschweig.)

Das Gelege besteht in der Regel aus 4 bis 5 Eiern. Dieselben sind von eiförmiger oder länglich eiförmiger Gestalt. Der Längsdurchmesser beträgt durchschnittlich 30·2 mm, der

Querdurchmesser 21-4 mm, die Doppfhöhe 12-7 mm. Die Eier sind auf leuchtend weißem Grunde mit einigen aschgrauen und zahlreicheren röthlich-schwarzbraunen Flecken und Punkten verziert. Die Schale ist sehr glatt und schön glänzend. Das Nest hängt, sehr kunstvoll gebaut, korbförmig in den gabelförmig getheilten Enden eines annähernd horizontalen von einem Baum abgehenden Zweiges, häufig 6—10 Fuß vom Hauptstamm abstehend, gewöhnlich 12—30 Fuß vom Boden entfernt, zuweilen aber auch so niedrig, daß man es durch Hinabziehen des Zweiges von der Erde ab erreichen kann, zuweilen 40—50 Fuß hoch in den höchsten Buchen des Waldes. Meistens wählen sie Laubbäume zum Nistorte, sehr selten Kiefern, bei Braunschweig sah ich die Nester vornehmlich in Buchen; von anderen Orten wird berichtet, daß sie mit Vorliebe Eichen oder Birken wählen. Das Nest besteht aus halbtrockenen Grashälmen, Ranken, Bast von Brennesseln, Wolle, Fäden, und ist innen mit feinen Grashälmchen, Federn oder Wolle ausgepolstert. Der Form nach ist das Nest sehr tief napfförmig und hat einen eingezogenen, nach innen überstrebenden Rand.

Als Knabe hatte ich Gelegenheit, in einer hohen Buche in benachbarten Holze beide Eltern beim Nestbau zu beobachten. Das Männchen trägt das Nistmaterial meistens herbei und das Weibchen ist bemüht, dasselbe zur Anfertigung des Kunstbaues zu verwenden. Das eine Ende des Fadens wird an dem einen kaum fingerdicken Zweige befestigt und dann das andere Ende durch kreisförmiges Umschlingen des Zweiges aufgewickelt und mit dem Gabelzweige verbunden. Sobald einige Fäden oder Bast von Birkenrinde als Grundlage befestigt sind, werden die Zwischenräume ausgefüllt und dann von dem sich hineinfügenden Weibchen dem Neste die Form gegeben. Durch den Birkenbast, die weißen Gespinste, häufig auch eingeschlossene Papierstückchen sieht das Nest immer weißlich aus, ähnlich wie das Nest der Bastardnachtigall. Die Eier werden 14—15 Tage lang bebrütet vom Weibchen, das nur in den Mittagsstunden von dem Männchen abgelöst wird. Die Jungen werden von den Alten mit Insekten, Raupen u. dgl. gefüttert und bleiben im Neste, bis sie flügge sind. Dann werden sie nur noch kurze Zeit von den Alten umhergeführt. Der Pirol zeigt eine außordentliche Anhänglichkeit an seine Brut und lässt sich schwer vertreiben. Pässler erzählt: „Ich besuchte ein Nest täglich, jagte das Weibchen vom Neste und bog die Zweige herab, um bequemer jehen zu können. Da stieß das Weibchen ein lang gehaltenes kreischendes Geschrei, ein wahres Kampfgeschrei aus, stürzte sich von dem nahestehenden Baume auf mich hernieder, stieg dicht an meinem Kopfe vorbei und setzte sich auf einen anderen, mir im Rücken stehenden Baum. Das Männchen eilte herzu; derjelbe Schrei, derselbe Versuch, mich zu vertreiben. Beide zeigten sich gleich mutig, beide gleich besorgt um Nest und Eier.“

Der Pirol oder Pfingstvogel, wie er wegen seiner späten Ankunft häufig genannt wird, ist nach Naumann „ein scheuer, wilder und un-

steter Vogel, welcher sich den Augen der Menschen stets zu entziehen sucht, obgleich er oft in ihrer Nähe wohnt. Er hüpfst und flattert immer in den dichtest belaubten Bäumen umher, verweilt selten lange in dem nämlichen Baum und noch weniger auf demselben Ast; seine Unruhe treibt ihn bald dahin, bald dorthin. Doch nur selten kommt er in niedriges Gestänge und noch seltener auf die Erde herab. Geschieht dies, so hält er sich nur so lange auf, als nötig ist, ein Herbsthier u. dgl. zu ergreifen. Ausnahmsweise bloß thut er dann auch einige höchst ungeschickte schwefällige Sprünge, denn er geht nie schrittweise. Er ist ein mutiger und zärtlicher Vogel. Mit seinesgleichen beift und jagt er sich beständig herum, zankt sich aber auch mit anderen Vögeln, so daß es ihm, zur Begattungszeit besonders, nie an Händeln fehlt. Er hat einen, dem Antechein nach schweren, rauschenden, aber dennoch ziemlich schnellen Flug, welcher, wenn er weit über das Freie geht, nach Art der Staare in großen, flachen Bogen oder in einer seichten Schlangenlinie fortgesetzt wird. Über tolze Räume fliegt er in gerader Linie, bald schwappend, bald flatternd. Er fliegt gern, streift weit und viel umher und man sieht oft, wie einer den anderen viertelstundenlang jagt und unablässig verfolgt, wobei sie ihre Stimme fleißig hören lassen.“

Seine gewöhnliche Lockstimme ist ein helles „Gääl, jäl, jät“ oder ein rauhes „Kräck, Schräck“, sein Angsthrein ein häßliches, schneidendes „Chrr“ oder „Querr“, sein zärtliches Rufes „Hio“ oder „Bühlö“. Der flötende Gesang klingt nach Naumann wie „Gidleo, — gitia tidlio, — gitilio, — giglia biblio, — gitileah“. Da der Ton sehr schön, stark und voll erklingt, so sprechen die Kinder auf dem Lande den Gesang in mannigfacher Weise nach, wie z. B. „Pfingsten, Bier holen, aussansen, mehr holen“, oder „Hast du gesopen, so betahl oh“. Eine Reihe der oben angeführten Volksnamen, namentlich in der deutschen und italienischen Sprache sind Klangbilder, die offenbar an den Gesang erinnern.

Die Nahrung des Pirols besteht in allerlei Insekten, weichen Baumfrüchten und Beeren. Im Frühjahr, wo es bei uns noch keine reifen Früchte gibt, nährt er sich mir von Insekten, meistens Waldinsekten, mit Vorliebe von glatten, grünen Raupen, die er dann oben in den Laubkronen der Bäume von Blättern und Zweigen ablöst. Die Jungen werden ansangs auch mit Insekten gefüttert, dann findet er im Walde nicht genug und muß auf die Äcker und Wiesen hinausfliegen, um dort Käfer und Heuschrecken zu fangen. Auch Regenwürmer genießt er. Häufig sieht man ihn, ähnlich wie die Würger, auf einer Stelle in der Luft rütteln, um Schmetterlinge, Heuschrecken, Käfer u. s. w. zu erpähen und zu erhaschen. Sobald die Beeren reif sind, zieht er diese aller anderen Nahrung vor, namentlich Himbeeren und rothe Hollunderbeeren, vor allen Dingen aber Kirschen. Unter diesen hat er seine Lieblingsarten, namentlich die süßen weichen Herzfrüchten und die wilden Kirschen im Walde. Er verzehrt das ganze Fleisch der Kirsche und lässt nur den

Kern am Stiele stehen. Hat er eine solche Lieblingskirche herausgefunden, so kehrt er immer nach denselben Bäume zurück und scheint beim Vertilgen der schönen Früchte seine sonstige Schau ganz zu verlieren.

In dem Garten des Vorsthauses Sophienthal bei Braunschweig, wo ich als Knabe bei meinem Großvater, der dort als Oberförster thätig war, immer die großen Sommerferien zubrachte, waren unter vielen Bigaröhrchbäumen (Kirchen mit röthlich-gelber Farbe und hartem Fleische) mehrere jühe Herzfirschtbäume. In diesen tummelten sich die Pirole aus den unmittelbar angrenzenden Wäldern. Kaum war einer heruntergeschossen, so waren nach wenigen Minuten auch wieder neue da, die sich sofort durch ihr Gefreische bemerklich machten und die vorhandenen Sperlinge und Kornbeißer fortjagten. Gegen andere Vögel, aber auch gegen ihresgleichen benehmen sie sich immer außerordentlich neidisch und mißgünstig. Nicht bloß kleinere Vögel suchen sie durch grimiges Beissen und Schnabelklappen zu vertreiben, sondern, wie Naumann erzählt, auch größere Vögel müssen ihnen weichen, wenn sie zu mehreren zusammen sind, selbst Krähen, Elstern und Häher. Nach der Kirchernte verlassen sie uns bald, sonst halten sie sich dann noch an Maul-, Faulbaum-, schwarze Hollunder- und Ebereschenbeeren. Auch Weintrauben verichern sie nicht und in südlischen Ländern sollen sie auch Feigen verzehren.

Durch ihr schneues Wesen entgehen sie den Nachstellungen der Falken und Habichte ziemlich gut, gegen Krähen und Elstern, die ihnen während ihrer Abwesenheit vom Neste die Eier stehlen, beißen sie wütend los, andere Raubthiere können sich dem geschickt angelegten Neste selten nähern, so daß die meisten Bruten ausskommen.

Das Verzehren einer großen Menge von Waldinsecten macht sie entschieden zu einem äußerst nützlichen Vogel in den Frühlingsmonaten. In den Kirchbäumen sind sie aber sehr schädlich, sehr bald können sie den ganzen Worrath vertilgen, und kann man es dem Gartenbesitzer nicht verdenken, wenn er mit dem Gewehr unter den schönen aber unersättlichen Kirschensäubern aufräumt.

Alte Vögel sind zu wild, um sich an die Gesangenschaft zu gewöhnen, junge, halbflügge aus dem Neste genommen, werden sehr hübsch zahm, wenn man sie mit Insecten und in Milch aufgeweichter Semmel füttert. Leider erhalten sie nie den schönen Goldglanz des freien Gefieders, auch die Männchen behalten meist nur das Kleid des alten Weibchens.

Naumann schreibt darüber: „Mein Vater, welcher diese Vögel vor allen anderen liebte, unterhielt immer einige derselben in einer eigenen Kammer unter vielen anderen Vögeln. Die meisten zog er jung auf, und diese wurden dann immer zahmer als die Wildsfänge; ja einige waren so zahm, daß sie ihm, wenn er zum Füttern in die Kammer gieng, entgegenflogen, das Futter aus den Händen und aus dem Munde nahmen und, wenn er ihnen

nicht gleich etwas gab, ihn bei den Haaren rauften. Sie wurden, wenn die Zugzeit anging, allemal unruhig, slogen die ganze Nacht in der Kammer umher und dies dauerte jederzeit bis in den November. Hieraus lässt sich schließen, daß unser Pirol bis tief in Afrika ziehen muss (Naumann schrieb dies 1822 und wußte noch nicht, daß er bis zum Süden Afrikas seine Wanderungen ausdehnt). Erst im Februar fiengen diese an zu manieren, wobei sie sehr traurig waren; er mußte sie dann sehr gut warten, ihnen öfters Mehlfürmer geben und verlor doch einige in dieser Zeit. Sobald sie die Mauser überstanden hatten, wurden sie wieder mutter und fiengen an zu pfeifen; aber im März wurden sie des Nachts wieder unruhig, und dies wähnte bis in den Mai.“

R. Bl.

**Goldaugenbremen**, deutscher Name für die durch ihre goldgrün gesleckten, großen Augen ausgezeichneten Arten der Gattung *Chrysops*.

Hchl.

**Goldbarsch**, s. Kaulbarsch.

Hče.

**Goldbutt**, s. Scholle.

Hče.

**Goldœulen**, Schmuckeulen, deutscher Name für die zur Gattung *Plusia* (s. d.) gehörigen Nachtfalterlinge.

Hchl.

**Goldfisch** (*Carassius auratus* Linné, Syn.: *Cyprinus auratus*), eine zuerst in China und Japan domestizierte Abart der gemeinen Karanische (s. d.), welche jetzt als Zierfisch über ganz Europa verbreitet ist und in großem Maße in Teichen gezüchtet wird. Durch Entzüpfen aus dem Teichen verwildern die Goldfische nicht selten und schlagen dann in der nächsten Generation fast regelmäßig in die Stammform zurück, d. h. sie behalten ihre jugendliche Färbung, welche jener der Karanischen gleicht, das ganze Leben hindurch bei, während sie in der Gefangenschaft nach 1—2 Jahren sich aussärben, d. h. die bekannte Gold- oder Silberfarbe erhalten. Verwilderte Goldfische kann man daher von Karanischen nicht sicher unterscheiden, doch finden sich auch bei ihnen sehr häufig jene merkwürdigen Verbildungen, welche bei den in der Gefangenschaft gehaltenen bekannt sind, nämlich völliges oder theilweise Fehlen der Rückensflosse, Verdopplung der Schwanzflosse u. a. m.

Hče.

**Goldfliegen**, *Cothylie* liegen, deutscher Name für die durch leuchtend goldgrüne Farbe sich auszeichnende, besonders auf frischen Excrementen sich rasch in Mehrzahl einfündende Fliegenart *Musca caesar*. L.

Hchl.

**Goldforelle**, s. Forelle.

Hče.

**Goldfuchs**, der, s. v. w. *Birrfuchs*, s. d. Lanbe Jagdbrevier, p. 279. — R. R. v. Dom- browski, Der Fuchs, p. 186.

E. v. D.

**Goldhähnchen**, *feuerköpfiges*, *Regulus ignicapillus*, Chr. L. Brehm. *Sylvia ignicapilla*, Chr. L. Brehm in Temm., M. d' O. I., p. 232 (1820); *Regulus pyrocephalus*, Chr. L. Brehm, Beiträge II., p. 130 (1822); *Regulus ignicapillus* (Brehm), Meyer, T. D. V. III., p. 109 (1822); *Regulus ignicapillus*, Naum., Th. III., p. 983; *Regulus mystaceus*, Vieill., F. Fr., p. 231 (1822, partim); *Regulus nilsoni*, Chr. L. Brehm, *Vögel Deutschl.*, p. 482

(1831); *Regulus brachyrhynchos*, id. I. c., p. 483 (1831).

Raunmann, T. 93; Dresser, T. 66.  
Feuerköpfiger Sänger, rubingetrönter Zan-

tönig.  
Engl.: Fire-crested Wren, Fire-crested Regulus; frz.: Roitelet à triple bandeau; ital.: Fiorancino; malt.: Zieniel; span.: Estrellina; portug.: Estrelinha; russ.: Corolek crasnovolosev.; ungar.: tuzsféj Királyka; böhm.: Kralíček ohnivý; poln.: Królik zniczek; kroat.: Vatroglavci kralje.

Dieses hübsche Vögelchen ist das kleinste von allen europäischen. Der Flügel hat nur eine Länge von 5,5 cm, der Schwanz von 3,7 cm und der Tarbus von 1,5 cm. Die Stelle über dem Schnabel ist hellbraunlich, der Oberkopf goldig feuerroth, mit Gelb eingefasst; daneben ein breiter, tiefschwarzer Streif, ein zweiter schmäler und matter durch das Auge und ein kurzer vom Schnabelwinkel ab. Über das Auge ein weißer Streif. Die ganze Oberseite ist goldiggrün, an den Halsseiten mit Bronzeschein, der sich auch in einiger Entfernung bemerklich macht. Über dem Flügel zwei weiße Binden. Schwung- und Schwanzfedern schwärzlichbraun; die Unterseite graulichweiß. Das Weibchen hat eine gelbe Kopfplatte. Früher wurde diese Art mit dem gelbköpfigen Goldhähnchen verwechselt, jedoch dem schärfen Auge unseres Altmasters Brehm konnte die Verschiedenheit nicht entgehen. Der selbe theilte an Teimumin seine Beobachtungen mit, und dieser gab (I. c.) die erste Beschreibung nach den Angaben Brehms. Auch Beckstein hat bereits in früherer Zeit die Verschiedenheit von unserem gemeinen Goldhähnchen bemerkt, dieselbe jedoch nur als Varietät betrachtet. Kurze Zeit darauf erkannte auch Raunmann die Verschiedenheit beider Arten. Im Jahre 1822 beschrieb Chr. L. Brehm in seinen Beiträgen (Bd. II, p. 130) diese Art ausführlich unter dem Namen *Regulus pyrocephalus*.

Bisher ist die Art nur in Mitteleuropa gefunden worden, besonders zahlreich im westlichen Deutschland, in Belgien und Frankreich. Auch in Italien, Ungarn und dem westlichen Russland kommt sie vor, in Skandinavien außerordentlich selten, auch nur einzeln in England. Südlich ist sie auch in Algier beobachtet, während sie anderweitig im nördlichen Afrika nur zur Winterszeit wahrgenommen wurde. Am zahlreichsten ist das feuerköpfige Goldhähnchen im westlichen Deutschland gefunden, wo es in manchen Localitäten weitaus häufiger wie das gelbköpfige ist. Es ist ein Wandervogel, der mit der Waldschnepfe kommt und geht, auch auf seinen Zugwegen nicht allein zahlreich Spanien, sondern auch die Nordküsten Afrikas besucht. Zu ihren Brutplätzen scheint die Art wesentlich die Fichte zu erwählen, an deren unteren Zweigen sie ihre mit Eingangsschlote versehenen, aus Moos gebauten knagelförmigen Nester stellt und gewöhnlich 8—9 Eier legt, welche etwas lebhafter gefärbt sind wie die der verwandten Art. Zu ihrem Betragen hat sie wie ihr Gattungsverwandter viel Ähnlichkeit mit den Meisen, macht ihre Züge auch gern mit

dieselben und sucht ihre Nahrung, welche aus Insekten und kleinen Sämereien besteht, auch gern am Boden.

E. J. v. Hmr.

**Goldhähnchen**, gelbköpfiges, *Regulus cristatus*, Koch; *Motacilla regulus*, Linne, Syst. Nat. I., p. 338, no. 48 (1766); *Sylvia regulus*, Scop., A. J. H. N., p. 161 (1769); *Regulus cristatus*, Koch, *Bahr. Zool.*, p. 199 (1816); *Regulus aureo-capillus*, Meyer, *Taschenb. d. W.* III., p. 108 (1822); *Regulus crococephalus*, Chr. L. Brehm, *Beitr. II.*, p. 120 (1822); *Regulus septentrionalis*, id., *Vögel Deutschl.*, p. 479 (1831); *Regulus chrysocephalus*, id. I. c., p. 481 (1831).

Safranköpfiges oder gemeinsches Goldhähnchen; Goldhähnchen, -ämmchen, -hammel-, -hannel, -hendlein, -vöglein, getränter Sänger, Stränzchen, Stränzlein, König der Vögel, Königelein, gekröntes Königchen, Hauben-, Sommer-, Zain-, getränter Baumkönig, Baumchlüpflein, Hauben-, Sommerzamkönig, Tannemäuselein, Weidenmeise, Weiden-, Waldzetslein, Ochsenänglein, Biszelberte, Parra.

Engl.: Golden-crested Wren, Golderest; frz.: Roitelet ordinaire; ital.: Regolo; dän.: Guultoppet-Fuglekonge, Stjernekonge; norweg.: Fuglekonge; schwed.: Kungsfogel; russ.: Coroleok jeltovolosey; ungar.: búbos Királyka; böhm.: Kralíček obecný; poln.: Królik czubaty; kroat.: Zlatoglavci kralje.

Das gelbfüßige Goldhähnchen ist sowohl in der Größe wie in der Gestalt und Färbung dem feuerköpfigen ähnlich, doch ist der Schnabel wesentlich schwächer und die Färbung weniger schön, indem bei dieser Art das schöne goldige Grün der Ober- und der Brustseiten durch ein trübes Oliven- oder Gelblichgraugrün ersetzt wird. Anstatt der Augenstreifen ist eine weißgraue Stelle um das Auge. Diese Art ist ein wenig größer als die verwandte, doch ist dies so unerheblich, daß Ansmeßungen dies nicht klarlegen können, und nur die Vögel im Fleische sich unterscheiden. Das Vaterland ist ein weit ausgedehntes; ganz Europa bis zum Kaufhaus und in hoch nördliche Regionen, das nördliche Afrika und das westliche Asien sind ihre Heimat. Es wird angegeben, daß die Art bis nach Japan gehe; indessen wollen wir das dahingestellt sein lassen, weil wir nicht Gelegenheit hatten, Originalexemplare aus dem östlichen Asien hinlänglich zu untersuchen, um entscheiden zu können, ob eine Verwechslung vorliegt.

In der Lebensart ähnelt das gelbfüßige Goldhähnchen sehr dem feuerköpfigen, baut auch ähnliche Nester und legt Eier, welche nur ganz wenig größer, aber etwas matter gefärbt sind wie die des feuerköpfigen Goldhähnchens. Einzelne bleiben auch im Winter in Norddeutschland. Bei den großen Meisenzügen fehlt die Art selten, gewöhnlich ist sie nicht unerheblich vertreten. Menschenfurcht scheint sie nicht zu kennen und lässt den Beobachter ganz nahe kommen.

E. J. v. Hmr.

**Goldhähnchenlaubvogel**, *Phyllopleurus superciliosus*, Lath. *Motacilla superciliosa*, Gm. Syst. Nat. I., p. 975 Nr. 120 (1788 ex Latham); *Sylvia superciliosa* (Gm.), Lath. Ind. Orn. II., p. 526, Nr. 63 (1790); Mota-

## Goldhähchenlaubvogel.

cilla proregulus, Pallas, Zoogr. Rosso. As. 1., p. 500, nota (1811); Regulus modestus, Gould, J. Hancock. An. N. H. II., p. 310 (1839, nec Gould); Regulus inornatus, Blyth, Blyth, J. A. S. B. XI., p. 191 (1842); Phyllopleurus reguloides, Hodges, Gray, Zool. Misc., p. 82, Nr. 862 (1844); Phyllobasileus superciliosus (Gm.), Blasius, Naumannia, v. p. 485 (1855); Sylvia bifasciata, Gätke, Naumannia, v. p. 485 (1855); Phylloscopus Palasi, Dubois, Ois. Eur. p. 83 (1862).  
 Abbildungen: 1. Vogel. Naumann, Vögel Deutschl., XIII. Theil, T. 378, Fig. 2 und 3; Dresser, Birds of Europe, vol. II., T. 74.  
 — 2. Eier. Seeböhm, A. History of British birds, vol. I., T. 10.

Goldhähchenlaubvogel, Goldhähchenlaub-sänger.

Böh.: Pruhohlávek skromny; engl.: Yellow-browed Willow-Wren; ital.: Proregolo; frz.: Zenica zlatoglavka; ungar.: Király Lombzénér.

Das Brutgebiet des Goldhähchenlaubvogels findet sich im Central- und östlichen Asien, u. zw. begrenzt westlich durch den Jenissei, nördlich durch den Polarkreis, östlich durch den Stillen Ocean, südlich durch eine Linie, durch die Berge am Baifalsee gezogen. Von hier wandert er im Herbst aus, u. zw. die Hauptmasse dem Angorakluse entlang, Baifalsee, Amur, durch die Mongolei und Nordasien nach den Winterquartieren in Südasien, Assam, Burma und Nordostindien, eine weit geringere Anzahl eine westliche Richtung einschlagend, ein Theil durch Westsibirien, Turkestan nach Persien, ein anderer Theil quer durch Europa über Helgoland bis nach England. Was die Zeit der Wanderungen anbetrifft, so beobachtete Radde in Südost-Sibirien die Ankunft Mitte Mai, den Abzug Ende September, nach Dybowski erscheint er in der ersten Hälfte Juni in Südost-Sibirien, Seeböhm, der den Vogel in neuerer Zeit am gründlichsten in seiner Brutheimat beobachtet hat, sah ihn zuerst am 4. Juni am Jenissei in der Breite des Polarkreises. Für Europa besitzen wir durch Gätke in Helgoland eine 40jährige Reihe von Zugbeobachtungen über unsern Vogel. Seit 1846 konnte er ihn fast jedes Jahr auf seiner einsamen Felsenheimat constatieren, nur wenige Male im Frühjahr Ende April und Ende Mai, meistens im Herbst Ende September und Anfang October. Am frühesten wurde er in der 3. Septemberwoche, am spätesten in der 2. Novemberwoche beobachtet. Außerdem liegen aus Europa Einzelbeobachtungen des Goldhähchenlaubvogels vor aus der Umgegend von Berlin, Anhalt, Wien, Mailand, Dalmatien, Holland, England und Palästina. Es ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß dies kleine Vögelchen ziemlich regelmäßig seine Wanderung nach Europa antritt, dabei aber nur selten zur Beobachtung kommt.

Totallänge . . . . .	10.5 cm
(nach der Etikette in frischem Zustand) . . .	12.5 "
Flügellänge . . . . .	6.8 "

Schwanzlänge . . . . .	5.7	"
Tarsus . . . . .	1.62	"
Schnabel . . . . .	0.9	"

(Altes ♂ von der Ussuriwündung 8. September 1881. Aus der Sammlung Tancre.)

Der Schnabel ist schaufel, der Ober schnabel über den Unter schnabel hinab hakennörting vorragend. Die Flügel sind stumpf und kurz, die 3., 4., 5. und 6. bilden die Flügel spitze und sind auf der Außenfahne bogig eingezähnt, die 2., 3., 4. und 5. auf der Innenseite winzig eingeebnet.  $4 \geq 3 = 6 > 7 > 2 > 8 > 9 > 10 > M = H > 1 > D$ . Die Flügel ragen über die Mitte des Schwanzes hinab ungefähr bis zum Ende der oberen Schwanzdeckfedern. Der Schwanz ist in der Mitte ein wenig ausgeschweift, die mittleren Federn meist 2 mm kürzer als die äußeren.

Altes Männchen im Herbst. Oberseite von der Stirn bis zu den oberen Schwanzdecken gleichmäßig bräunlich - olivengrün. Schwanzfedern braun mit grünlich gesäumten Außenfahnen, Schwungfedern braun mit grünlichen Säumen der Außenfahnen, von der 7. Schwinge an bis zur letzten Mittelschwinge mit kleinen weißen Spizenflecken. Die oberen Flügeldeckfedern braun mit hellgrünlichem Saum, an den mittleren und großen Flügeldeckfedern vor dem Endsaume breitere gelblichweiße Flecken, die eine deutliche Doppelbinde bilden. Unterseite weißlich, an Hals und Oberbrust und Weichen tiefer grau mit grüngelblichem Anfluge. Schwingen und Schwanzfedern braun, an den Schwingen mit sehr schönen weißen Endsäumen, die bei den vorderen Schwingen nur bis zu der winkel förmigen Einschnürung hinabgehen. Die unteren Flügeldeckfedern weißlich mit grau untermischt am Flügelbug und hier sowie an den Achselfedern grüngelblich angestlogen. Die Kopfseiten sind bräunlich-olivengrün mit einem sehr deutlichen hellgrüngelblichen Streifen an der Schnabelbasis über das Auge in den Nacken hinabziehend (nach dem oben gemessenen Exemplare).

Das alte Männchen im Frühjahr ist weniger schön im Kleide, da die hellen Säume namentlich an Schwingen und Schwanzfedern abgenutzt sind und namentlich die weißen Spizenflecke der Schwingen fehlen (nach einem ♀, Mai 1879, vom Amur).

Altes Weibchen im Herbst gleicht dem gleichaltrigen Männchen, nur tritt das Grau auf der Brust viel deutlicher und dunkler her vor und die Doppelflügelbinden, die Säume und Spizenflecke der Schwingen sind schmäler und Augenstreifen und Flügelbinden weniger leuchtend in der Farbe (nach einem ♀, 5. September, von Irkutsk).

Bei dem alten Weibchen im Frühjahr sind ähnlich wie bei dem gleichaltrigen Männchen die Federäume und Spizenflecke der Schwingen abgenutzt, und auf Kopf und Nacken tritt durch Abnutzung der breiten olivengrünen Federäume das dunkle schwärzliche Grün der Federbasis mehr hervor (nach einem ♀, Mai 1879, vom Amur).

Die jungen Vögel zeichnen sich durch einen etwas helleren Ton der Oberseiten, na-

mentlich des Bürzels aus, ferner ein matteres Bräun der Schwingen und Schwanzfedern und eine gleichmäßiger und stärker grüngrau angesogene Unterseite, namentlich auch in der Bauchgegend und hellerbraungrau gefärbte Schwingen und Schwanzfedern. Augenstreifen und Flügelbinde sind nicht so scharf abgegrenzt wie bei den Alten (nach 2 jungen Männchen vom Juli 1882 aus Katonfaragai).

Der Schnabel ist hornbraun, an der Basis des Unterkiefers hellbraunlich-weiß bei den Alten, heller braun bei den Jungen. Die Iris ist dunkelbraun und hat einen Durchmesser von 3 mm, die Läuse, Zehen und Krallen hornbraun.

(Außer den genannten Exemplaren noch benutzt 2 alte Männchen 1. aus Kenderlik-Altaï, April 1881 und 2. eines vom Anur, Mai 1879, sämtlich aus Sammlung Tameré und mehrere Exemplare von Helgoland aus der Sammlung D. H. Blasius.)

Das Nest fand H. Seeböhm mit 6 Eiern am 26. Juni am Jenissei. Er beschreibt das-selbe nebst Gelege in seinem oben citierten Werke, Bd. I, p. 449. „Das Nest war in einem kleinen Fleck von Gras, Moos und Heidelbeeren gebaut, backofenförmig, genau wie das Nest unseres gewöhnlichen Fitis (Ph. trochilus). Es war aus trockenem Gras und Moos zusammengesetzt und mit Reutierhaaren ausgelegt. Die Eier sind in ihrer Grundfarbe reinweiß, sehr dicht am breiten Ende gesplect in der Form eines unregelmäßigen Kreuzes mit Röthlichbraun, spärlicher an den übrigen Theilen des Eies. Einige der Flecke liegen tiefer und sind bleicher, aber nicht grau und an 1 bis 2 Eiern fließen sie zusammen. Der Längsdurchmesser beträgt 0·6 englische Zoll, der Querdurchmesser 0·45 englische Zoll. Die Fleckung ist sehr scharf begrenzt, wie die Eier von Ph. rufa, aber die Farbe ist entschieden der des Ph. trochilus ähnlicher, am meisten ähneln sie den Eiern des indischen Laubvogels, Ph. humii, sowohl in Färbung als in Form.“ Auch Dybowski fand die Nester, aber nur mit Jungen, in Ostibirien in der Höhe des Gebirges nahe der Waldgrenze, Ende August entdeckte er ein Nest mit 6 Jungen, die, als er sie in die Hand nehmen wollte, obwohl sie noch nicht flügge waren, behend in das Moos entschlüpften.

Das Benehmen beim Nesten schildert Seeböhm, es ähnelt ganz dem unserer deutschen Laubvögel. Aufmerksam wird man durch den klgenden Lockton, der wie „weest“ in englischer Aussprache klingt. Meistens wurden sie im Launengehölz gejehet, eimal auch das Singen des Männchens beobachtet, das mit den Flügeln schlagend auf der äußersten Spize eines Busches saß und mehrmals hinter einander seinen klgenden Lockton ansstieß. Das Weibchen flatterte in der Nähe auf und nach längerer Beobachtung kehrte es immer wieder zu demselben Fleck am Boden zurück, wo dann das längst ersehnte Nest gefunden wurde. N. Bl.

**Goldfäfer, Rosentäfer,** deutscher Name für die zur Gattung *Cetonia* (Familie Scarabaeidae, Gruppe Cetoniini) gehörigen Arten.

Hschr.  
Goldkaraušche, f. Karansche. Hschr.  
Goldkarpfen, f. Karpfen. Hschr.  
Goldlachs, f. Lachsforelle (2. nicht wan- dernde oder Seeforelle. Hschr.

Goldniersfling, f. Mand. Hschr.  
Goldnüssel, f. Galeobdolon. Wm.  
Goldorse, f. Mand. Hschr.

**Goldspuppe**, Aurelia, wird eine Nasenpuppe (der Tagsschmetterlinge) genannt, welche metallisch glänzende Fleckenzeichnungen trägt (Vanessa-Arten). Hschr.

**Goldregen**, f. Cytisus Laburnum. Wm.  
**Goldrute**, f. Solidago. Wm.  
**Goldschleiche**, f. Schleiche. Hschr.

**Goldstingirgisch**, *Scrinus pusillus*, Pall., Passer pusillus, Pallas, Zoogr. Rosso-As. II., p. 18 (1811); *Serinus pusillus* (Pall.), Brandt, Phys. Math. Acad. St. Petersb. I., p. 366 (1843); *Fringilla rubrifrons*, Hay, Journ. As. Soc. Beng. XV., p. 38 (1846); *Fringilla aurifrons*, Blyth, ibidem XVI., p. 476 (1847); *Emberiza auriceps*, Blyth, fide Cab. T. F. Orn. 1854, Erinnerungsschrift, p. 94.

Abbildungen: Pallas Zoogr. Rosso-As. II. tab. XLIII, Cab. J. f. Orn. 1854, Erinnerungsschrift, T. 1, Dresdner Birds of Europe, Vol. III, T. 173.

Engl.: Red fronted finch; russ.: Malinowka, Korolkowki Wjurok.

Der Goldstingirgisch kommt brütend vor vom Kaukasus an durch Afghanistan und Turkestan bis nach Ladak. Im Winter scheint er weitlich zu ziehen und wurde mehrfach beobachtet in Kleinasien und Südost-Europa.

Totalänge . . . . .	13·0 cm
Flügellänge . . . . .	7·8 "
Schwanzlänge . . . . .	6·8 "
Tarsus . . . . .	1·35 "
Schnabel . . . . .	0·68 "

Der Schnabel ist kurz und dick, gleichmäßig nach der Spize zu kegelförmig verschmälert, der Oberschnabel in der Firste sehr schwach gebogen, den Unterschnabel etwas überragend, der Unter-schenkel ganz gerade.

Die Flügel sind lang und stumpf zugespiet, ragen über die Mitte des Schwanzes hinab über die großen oberen Deckfedern hinaus, die 1., 2., 3. und 4. Schwinge bilden die Flügelspize  $2 > 1 = 3 > 4 > 5 \dots > M > D$ . Die 2., 3. und 4. Schwinge sind auf der Außen-fahne bogig eingeschnürt. Der Schwanz ist von mittlerer Länge, keilsförmig ausgeschnitten, die Mittelfedern  $13\frac{1}{2}$  mm kürzer als die äußersten Federn. Der Laut ist kurz und zart.

Altes Männchen im Herbst. Oberseite: Stirn und Kopfplatte schön orangeroth, Nackenschwarz, übrige Oberseite dunkelbraun, sämtliche Federn mit grauweißen Säumen, die auf dem Rücken und namentlich am Bürzel und den kleinen oberen Schwanzdeckfedern einen goldgelben Anflug zeigen, der an den oberen Flügeldeckfedern und der basalen Außenfahne der Schwanzfedern orangebraunlich wird. Die hellen Federäume am breitesten an den großen oberen Flügeldeckfedern, den Hinterschwingen und den oberen Schwanzdeckfedern. Unterseite: Kehle, Hals und Oberbrust schwarz mit sehr

schmalen hellgrauweißen Säumen jeder einzelnen Feder, übrige Unterseite des Rumpfes weißlich goldgelb mit an Brust und Weichen hervortretenden braunschwarzen Federnmittten. Schwung- und Schwanzfedern braungrau, untere Flügeldeckfedern weiß mit orangefarbigem Anfluge am Flügelbuge.

(Nach ♂ am 2. October aus der Sammlung Tancré, aus der Coll. Severzon gesammelt in Fenchamah.)

Die alten Männchen im Frühjahr zeigen dadurch, dass die schmalen weißen Federräume des Gefieders abgeschnitten sind, ein sehr verändertes Aussehen, der Rücken ist gleichmäßig dunkel mit schmalen goldgelben Federräumen und orangegelbem Bürgel, Brust und Seiten braunschwarz mit goldgelben breiteren Federräumen und schmutzig goldgelbweisslichem Unterleibe.

(Nach 2 ♂ aus der Sammlung Tancré aus April 1884 vom Koninklengebirge.)

Ein altes Männchen, gesammelt bei Tiflis 2. April 1882 von Radde, ist kleiner als alle übrigen Exemplare, weniger goldgelb angeflogen auf Bauch und unteren Schwanzdecken und auf Brust und Rücken und Steiß mehr orangebräunlich, statt goldgelb.

Altes Weibchen. Statt der orangerothen Kopfplatte zeichnet sich dieses nur durch eine hellbraunliche Färbung aus, die durch einzelne dunklere Federnmitteln unterbrochen wird. Im Übrigen sind die sämtlichen Farben matter, namentlich das Schwarz an der Kehle und im Nacken, und der orangefarbige und goldgelbe Anflug der Rumpf- und Flügeldeckfedern und Schwinger.

(Nach einem ♀, geschossen 9. April 1882 bei Tiflis.)

Die jungen Vögel ähneln dem alten Weibchen, nur ist der ganze Kopf braun, die einzelnen Federn mit dunklen Schafstrichen, die Stirn matt orange gefärbt, Oberseite matter gefärbt, die einzelnen Federn breit gerändert, Kehle und Brust schwarz, die einzelnen Federn breit gelblichweiss gerändert.

Schnabel dunkel hornbraun, an der Basis des Unterischabels etwas heller gefärbt. Die Iris ist braun und hat einen Durchmesser von 3 mm Läuse, Zehen und Krallen dunkel schwarzbraun.

Das Gelege besteht in der Regel aus 4 Eiern. Dieselben ähneln nach Dreiser denen des gewöhnlichen Girlix, sind nur etwas dunstiger in der Grundfarbe. Auch das Nest gleicht dem des Girlix, ist nur etwas grösser gebaut aus Grashalmen, untermischt mit etwas grauem Moose und sehr schön mit dunkelfarbigen Federn ausgefüttert. Nach Danford legen es die Vögelchen mit Vorliebe in den Wachholderbeerbäumen an, so dass es bei der Größe und Dichtigkeit der Bäume sehr schwer zu finden ist.

Nach Radde brütet der Goldstirngirex im ganzen fankasischen Hochgebirge von 5000' an aufwärts, und geht in strengen Wintern weiter thalabwärts in die wärmeren Vorberge und schwärmt dann ganz in der Art der übrigen Finkenarten.

In Tiflis wird er häufig von den Vogelstellern gefangen und theuer (bis zu 1 Rubel das Männchen) bezahlt. Dieses singt sehr angenehm und lebt im allgemeinen wie der gewöhnliche Zeijig. Es gelingt kaum, denselben länger als 2 Jahre im Käfig zu halten, da die Hize dem kleinen Thierchen, das gewohnt ist, in den hohen Bergen zu leben, unerträglich ist.

R. Bl.

**Goldwespen**, deutscher Name für die der Familie Chrysidae (s. d.) angehörigen Gattungen und Arten. Hschr.

**Gonioctena** Redtenbacher, Gattung der Familie Chrysomelidae (s. d.), Gruppe Chrysomelini (s. d.), Ordnung Coleoptera (s. d.). — 4,5—7 mm große, durch meist ziegellothe Färbung und schwarze Punkte, Makel- oder Streifenzeichnungen auf den Flügeldecken ausgezeichnete Arten, von übrigens sehr veränderlicher Farbe, indem die schwarzen Zeichnungen öfter ganz oder theilweise zusammenfließen, oder der ganze Käfer oberseits schwarz gefärbt erscheint. Der Körper ist länglich, etwas walzig, geflügelt. Die Fühler allmählich gegen die Spitze zu verdickt, fast von halber Körperlänge. Auge oval; Kopf geneigt, bis zum Auge rande in das Halschilde eingezogen. Endglied der Kieferstafer abgestutzt. Schienen an der Spitze mit einer Rinne, deren mit Dornen reihenweise besetzter Außenrand (an den Hinterschienen wenigstens) in einen großen dreieckigen Zahn sich erweitert. Fußklauen an der Wurzel gezähnt. — Von den wenigen deutschen Arten dieser Gattung wurde *G. sexpunctata* (Larve) an der Luzerne sehr schädlich. Für den Forstmann hat nur die auf Weiden vorkommende *G. viminalis* Gyllh. einiges Interesse, da sie in manchen Jahren durch ihr massenhaftes Auftreten auffällt. Sie gehört zu jenen Arten, bei denen der Außenrand der Schienen an allen Beinen vor der Spitze zahnartig erweitert ist. Die Oberseite des Käfers ist (mit Ausnahme des schwarzen Kopfes) entweder ganz röthlichgelb, oder zwei Makeln am Hinterrande des Halschildes schwarz, oder diese sind zusammengeschlossen. Die Flügeldecken sind entweder einfarbig, oder jede mit 3 oder 5 schwarzen Makeln. Häufig ist das Halschilde ganz schwarz, oder nur an den Seiten roth; seltener der ganze Körper schwarz und höchstens die Fühlerwurzel und der Kiefer roth. An den in der Regel ganz schwarzen Beinen sind höchstens die Schienen gelbbraun gefärbt. Flügeldecken fein punktiert gestreift, die Zwischenräume mit Punktierung; Halschilde auf der Scheibe sehr fein, an den Seiten grob grubig punktiert. 5—7 mm. In Weidenhegern durch Blattfraß schädlich. Bekämpfung durch Sammeln oder durch Herbststürzen und Beretzen der Käfer. Hschr.

**Goniodes** Nitz, Eckkopf, Eckkopflaus, eine Gattung der Familie Mallophaga (Pelzfreier), Ordnung Rhynchota, lebt in zahlreichen Arten schmarrend an Tauben und hünerartigen Vögeln. Sie sind charakterisiert durch großen, an den Schlafen zweimal geckten Kopf, dessen vordere Ede mit zwei Vorjßen versehen ist. Das Halschilde wird von einem tiefen Ausschnitt des Hinterkopfes aufgenommen. Fühler

seitlich, meist in der Mitte des Kopfes eingelenkt; beim ♂ einfach, mit längstem 2. und drittem Grundgliede; beim ♀ ist das letztere auch stark verlängert, an der Hinterseite bisweilen vorspringend oder geästet, das 2. kürzer, das 3. wiederum stark verlängert im Boden nach hinten gerichtet und das kürzeste 4. mit dem 3. Glied entweder unmittelbar auf der Vorderseite des Bogens oder auf einem Höcker eingelenkt. Halsring trapezförmig oder sechseitig; der nächste Brustring breiter, meist gleich, die Ecken in der Regel bevorstet, hinten bogig ausgeschnitten zur Ausnahme des Hinterleibes. Dieser breit eiförmig, gewöhnlich wellenrandig, mit, beim ♂ gerundet, beim ♀ gekerbter Spitze. Farben 2gliedrig, kraffig. — G. dissimilis bewohnt das Haushuhn, G. stylifer das Trutzhuhn. Sollen diese Hansgeflügel bei der künstlichen Fasanenzucht Verwendung finden, so müssen sie vorher auf etwa ihnen anhaftendes Ungeziefer untersucht und eventuell gereinigt werden. Dies bewerkstelligt man am besten durch fleischiges Einstreuen mit perisschem Insektengelb, womöglich unter das Gefieder, und durch gründliche Reinigung der Ställe.

## Höfe.

Göse, Gäse, s. Aland.

## Höfe.

Hölterbaum, s. Ailanthus.

## Wm.

Grabbeine, vgl. Beine der Insecten. Hächl.

**Graben.** Für Waldbau und Waldbepflanzung ist der Graben von großer Bedeutung, da er, abgesehen von seiner Wichtigkeit beim Wegebau und bei der Insectenvertilgung, einmal zum Schutz von Culturen und Schlägen dient, dann aber zur Entwässerung von übernassen Waldtheilen, zur Bewässerung und Erfrischung trockener Stellen, dann aber auch zum Anhalten des düngenden Blattabfalls am Waldboden, sowie zum tiefen Lockern desselben dient. So wird der Graben zum Hegegraben, zum Entwässerungs- und zum Bewässerungs- und zum Fanggraben (s. Treipflanzung, Freisaat sub 3, Entwässerungsanlagen, Bewässerungsanlagen, Erlenerziehung sub 3, Rabattenkultur, Riolen, Weidenerziehung sub 2, Heideaussaatung sub 4 c, Moorenergieziehung sub 2 a, Wasserstandspflege, Laubfang).

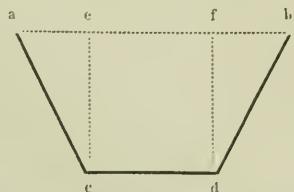


Fig. 393. Grabendurchschnitt, a b Oberweite, c d Sohlenbreite, e c f d Tiefe, a c, b d Böschung oder Dossirung, a e, b f Anlage oder Ausladung.

Nach den sehr verschiedenen Zwecken, welchen die Gräben dienen sollen, ist deren Anlage und Form eine äußerst verschiedene, wie denn auch auf letztere außerdem die Bodenbeschaffenheit von Einfluß ist, da ein Boden besser steht als der andere und danach besonders die Böschung der Grabenseiten eine steilere oder flachere sein kann, bezw. sein muß.

Wir wollen hier nur im allgemeinen bezüglich der Grabenform auf die Fig. 393 hinweisen und bemerken, daß man die Böschung nicht nach Graden, sondern nach dem Verhältnis der Oberweite, Sohlenbreite und der Tiefe, auch wohl nach der „Anlage“ zu bestimmten pflegt. Ein bei Waldräben in letzterem Boden öfter vorkommendes und auch in der Fig. 393 festgehaltenes Verhältnis würde z. B. sein:

$$\text{Oberweite } ab = 3$$

$$\text{Sohlenbreite } cd = 1$$

$$\text{Tiefe } ee, bd = 1:5$$

Die Anlage ae, bf würde hier wie die Sohle = 1 sein. Gt.

## Graben, verb. trans.

I. Dachs, Fuchs und Kaninchen graben ihre Bane. Täpper, Jagdgeheimnisse, 1682, fol. 49. — Hartig, Lexikon, p. 70. — R. R. v. Dombrowski, Der Fuchs, p. 474.

II. S. v. w. ausgraben, einen Fuchs oder Dachs aus den Bän, oder den Bau. „Junge Füchse . . . welche geschwinder und besser zu graben . . .“ Pärlon, Hirziger. Jäger, 1734, fol. 70. — Döbel, 1746, II., fol. 141. — D. a. D. Winkel, Hb. i. Jäger, III., p. 27. — Hartig, Lexikon, p. 103. — Dombrowski, I. c., p. 129. — Sanders, Wb., I., p. 613. E. v. D.

**Grabencultur** pflegt man wohl eine hin und wieder unter besonderen ungünstigen Bodenverhältnissen, wie Vernässung, Verwildering usw. sie wohl hervorrufen können, vornehmende, sehr kostspielige Art der Cultur zu nennen, bei welcher in gewissen Entfernungen von einander gezogene und angemessen breit angelegte Gräben riölt (s. Riolen) und als Beete zum Aufbringen der zu erziehenden Holzart benutzt werden. Auf solchen Boden sind Rabatten (s. d.) oder sattelförmige Beete (s. Weidenerziehung, 2) den bloßen Molgräben vorzuziehen. Gt.

## Grabbuschreden, s. Gryllina. Hächl.

**Grabner Leopold**, geb. 21. Juli 1802 in Breitenfurt (Niederösterreich), gest. 4. November 1864 in Wien, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Wien und der Forstlehranstalt Mariabrunn, woselbst er 1823 bis 1827 die Stelle eines Assistenten begleitete. 1827 trat er als Unterförster (damals „Waldubergeher“ genannt) im Wiener Wald ein, wurde kurze Zeit darauf provisorischer Förster und Obersorstamtschreiber in Purkersdorf und 1830 Ingenieur und Tagator beim k. k. Waldbauamt in Wien. 1833 wurde Grabner nach dem Ableben des Professor Höß provisorisch zum Professor der Naturkunde an der Forstakademie Mariabrunn ernannt; 1835 rückte er definitiv in diese Stelle ein; 1837 erhielt Grabner die Professur der Forstwissenschaft derselbit und avancierte 1838 zum wirklichen Professor dieses Faches. 1847 trat er als Chef der fürstlich Liechtenstein'schen Forstverwaltung mit dem Titel „Forstath“ wieder in den praktischen Dienst zurück.

Grabners Lebenslauf war arm an sensationellen Ereignissen; es liegt, entsprechend den Anlagen dieses Mannes, eine nüchterne, ununterbrochen praktisch-verständige Berufstätigkeit vor uns, die nur wegen des trefflichen Willens und der bedeutenden Erfolge hervorragt, welche

durch sie auf dem Gebiete der materiellen Entwicklung erzielt wurden. Grabner war ein vielseitig gebildeter, theoretischer und praktischer Forstwirt von schlichtem biederem Wesen; als Schriftsteller klar und bündig, wenn auch seine Leistungen in der Naturwissenschaft und deren Anwendung auf das Forstfach nicht bedeutend sind. Die Liechtensteinische Forstverwaltung erhob er durch sein thätiges Eingreifen und Organisieren zu einer der besteingerichteten des Kaiserreiches. In rühmen sind außerdem seine Versuche über die geeignete Fällungszeit des Bau- und Brennholzes sowie jene über den zweckmäßigsten Durchforstungsgrad.

Grabner gehört mit zu den Gründern des Österreichischen Reichsforstvereines und war Jahre lang zweiter Präsident desselben; ferner errichtete er die Forstsection der Wiener Landwirtschaftsgesellschaft, beteiligte sich an der Gründung der mährisch-schlesischen Forstlehranstalt zu Aussig und war 1850—1852 auch Vorstand des mährisch-schlesischen Forstvereines.

Ein ihm von den österreichischen Forstwirten gesetztes Denkmal (seine Büste in Marmor) ist der Hochschule für Bodenkultur zu Wien am 15. Juni 1879 mit einer entsprechenden Feier zur Aufbewahrung übergeben worden.

Selbständige Schriften: Anfangsgründe der Naturkunde für den Forstmann. Enthält: Physik, unorganische Chemie, Pflanzenchemie, Forstbotanik und Lehre von Klima, Boden und schädlichen Thieren 2 Bd., 1838; Tafeln zur Bestimmung des kubischen Inhaltes cylindrischer und kegelförmiger Ruh- und Banholzstücke, 1840, 5. Aufl. 1870; Grundzüge der Forstwirtschaftslehre 1. Bd. Walderziehung, Waldschutz und Polizei, Waldbenützung, 1841, 2. Aufl. u. d. T. die Forstwirtschaftslehre für Forstmänner und Waldbesitzer, 1834, 2. Bd. Wirtschaftseinrichtung, Ertragsbestimmung, Haushalt, 1856; die fürstlich Liechtensteinischen Forste in den Kronländern Niederösterreich, Mähren, Schlesien, Böhmen und Ungarn. Außerdem hat er die drei ersten Bände der „Österreichischen Vierteljahrsschrift für das Forstweien“ (1851—1853) herausgegeben und die Einleitung zu Fissalis „Deutschlands Forstculturspazier“ verfaßt. Schw.

**Grabwespen**, Crabronidae, s. Sphaegidae.

Hschl.

**Gracilaria** Hw., eine durch glatten Kopf und haarschlose Palpen ausgezeichnete Gattung der Familie Gracilaridae, Abtheilung Tineae (Motten); Ordnung Lepidoptera. Charakter: Kopf abgesetzt; Nebenangen fehlend; Fühler lang, ohne Augendeckel; Nebenpalpen 3gliedrig, lang, fadenförmig. Vorderflügel mit flachem Innenwinkel; 11 oder 12 Rippen; fünf Äste in den Borderrand; Dorsalrippe einfach; Fransen lang, Hinterflügel lanzeettlich, sehr lang gefranst; Mittelzelle offen; 4—6 Äste. Zierliche, kleine, durch langen, dünnen Hinterleib und meist sehr schmale Flügel ausgezeichnete schlanke Möttchen. Bei den Vorderflügeln laufen der Vorder- und der Zunenrand bis  $\frac{2}{3}$  der Flügellänge von der Wurzel angefangen parallel; Verhältnis der Flügellänge zur Flügelbreite

wie 7:5 bis 8 zu 1. Die Schmetterlinge (beimkert von Heinemann in seinem unübertroffenen Werk: Die Schmetterlinge Deutschlands und der Schweiz) liegen in der Dämmerung und nehmen in der Ruhe eine eigenhümliche Stellung an. Sie halten nämlich den Vorderkörper sehr hoch, indem die Schienen und Füße der vier vorderen Beine fast senkrecht auf der Fläche auftreten, die Hinterbeine aber dem Leibe entlang ausgestreckt und die steil dachförmigen Flügel nach hinten und abwärts gerichtet sind, so daß die Sitzfläche von ihnen berührt wird; die Fühler sind nach hinten zurückgelegt. Die linsigen Raupen gehören in der Jugend ausnahmslos zu den Blattminierern. Ein Theil derselben bleibt es auch bis zur Verpuppung; die meisten aber verlassen die Mine und verbringen den Rest des Raupenlebens in einem auf verschiedene Weise umgeschlagenen oder zusammengerollten Blatte, dessen Innenseite sie benagen. Die Verpuppung erfolgt in einem Geipste, das innerhalb der Raupenwohnung oder aber außerhalb derselben, frei, an einem anderen Blatte, oder an oder unter der Bodendecke angefertigt wird. Die Puppe ist schlank und ausgezeichnet durch sehr ausgebildete, lange Flügel- und Fühlerscheiden. Die Arten haben in der Regel doppelte Generation. v. Heinemann bringt die zahlreichen Arten dieser Gattung in folgende Gruppen:

A. Vorderflügel mit geradem Hinterrande und vor der Spitze gebogenem Borderrande. Mittelschienen schuppig verdickt.

a) Die Raupen verlassen die Mine und leben bis zur Verpuppung in einem röhren- oder kegelförmig gerollten Blatte. Hierher die Arten:

1. Gr. alchimiella Sep. Raupe im Mai, Juni; Schmetterling im Juli; zweite Generation: Raupe im August; Schmetterling im September. Eichen; kegelförmige Blattrollen.

2. Gr. stigmatica F. Raupe an Weiden, seltener an Pappeln im Mai und August bis September in einem flachen Kegel. Schmetterling im Juni, Juli und wieder im Herbst (dieser überwintert und fliegt zu Anfang Mai).

3. Gr. hemidactyla F. Raupe an Acer campestre im September in einem Blattkegel.

4. Gr. Fribergensis Fritzsche. Raupen im September oft zu mehreren an einem Blatte des Acer pseudoplatanus in sehr großen, je aus einem Blattklappen gedrehten Geipstefedeln.

5. Gr. semifascia Hw. Raupe im Juli in einem kegelförmigen Umschlage an Blättern von Acer campestre.

6. Gr. falconipennella H. Raupe im August in aufgerollten Erlenblättern,

7. Gr. populetorum Zh. Raupe im Juni und August an Birken und Alpen in aufgerollten Blättern.

8. Gr. elongella L. Raupe im Mai und Juni und später wiederum im August an Erlen wie die vorige Art.

9. Gr. juglandella Mn. Raupe im Juni, Juli in Blattfegeln der Wallnussbäume.

10. Gr. *rufipennella* H. Raupe an *Acer pseudoplatanus* in einem zu einem Regel eingeroßten Blattlappen von Juni an bis August.

11. Gr. *taxella* Hs. Raupe an *Taxus*, ansangs August.

b) Die Raupen verbleiben in der aufgetriebenen und zusammengefalteten Mine.

(Guthält nur zwei an Kräutern sich entwickelnde Arten.)

B. Vorderflügel hinten von beiden Rändern aus gleichmäßig zugespißt; Hinterflügel reichlich halb so breit wie die Vorderflügel; Mittelschienen schuppig erweitert.

Hieher gehört die durch oft massenhaft an *Syringa* und *Ligustrum* (aber auch an *Fraxinus*) vor kommende, von den Rändern her sich ausbreitende Blattminen bekannte

12. Gr. *syringella* F., deren Raupe zuerst minierend und später im breit zusammengerollten Blatte lebt. Erste Generation im Juni; die zweite im August, September.

13. Gr. *quadrisignella* Z. Raupe im Mai an *Rhamnus cathartica* in Blattminen. Hscl.

**Gradeintheilung**, s. Bogenmaß und Bezeichnung. Dr.

**Gradient, barometrischer.** Der in die Meteorologie eingeführte Begriff des barometrischen Gradienten dient dazu, das Gefälle des Luftdruckes seiner Größe und Richtung nach kurz anzudrücken, indem als Einheit des Gefälles eine Druckabnahme um eine Luftdruckeinheit beim Fortschreiten um eine gewisse Längeneinheit nach der Richtung der stärksten Druckabnahme gezeigt wird, wobei diese Richtung zugleich als Richtung des Gradienten gilt. Während in England als Einheiten noch der englische Zoll und die Seemeile gelten, sind die Einheiten des Millimeters und eines Aquatorgrades (111 km) in allgemeinem Gebrauch. Liegt hienach der Ort des niedrigsten Luftdruckes nordöstlich von einem Punkt der Oberfläche um  $k$  Kilometer entfernt und beträgt der Unterschied der beiden auf  $0^{\circ}$  und Meeressniveau reduzierten Barometerstände in Millimeter, so hat der Ort einen nordöstlichen Gradienten von der Größe  $g = m : \frac{k}{111} = 111 \frac{m}{k}$ .

Da die Isobaren die Orte gleichen auf Meeressniveau reduzierten Luftdruckes verbinden, so müssen die Gradienten als die Linien der stärksten Druckdifferenzen auf diesen senkrecht stehen; der Druckunterschied zweier Isobaren dividiert durch ihren in der Einheit von 111 km ausgedrückten Abstand gibt also die Größe des Gradienten an.

Der bekannte Satz, dass größere Luftdruckunterschiede im allgemeinen stärkere Winde hervorrufen, würde also auch so ausgedrückt werden können, dass die Windstärke durch die Größe des Gradienten bedingt ist.

Untersuchungen über dieses Verhältnis haben ergeben, dass die Windgeschwindigkeit im allgemeinen schneller wächst als der Gradient, und dass der Gradient trotz der täglichen Periode

der Windgeschwindigkeit im Laufe des Tages nahe constant bleibt. Den stärkeren Winden in den Nachmittagsstunden würden also relativ kleinere Gradienten entsprechen, in Übereinstimmung mit der aus Luftdruck- und Windkarten entnommenen Thatjache, dass die Gradienten bei gleicher Windstärke in der wärmeren Jahreszeit kleiner sind als im Winter. Gleichen Gradienten entsprechen also im Sommer stärkere Winde als im Winter.

Bei der Untersuchung der Größe der Gradienten in der Umgebung der Cyclonen und Anticyclonen haben sich weitere Unterschiede für das Verhältnis der Windgeschwindigkeit zum Gradienten ergeben, indem die östlichen Winde im allgemeinen bei gleichen Gradienten größere Geschwindigkeit als die westlichen besitzen.

Im Anschluß sei hier noch der sog. Ablenkungswinkel des Windes erwähnt, worunter man den Winkel zwischen der oben definierten Richtung des Gradienten und der Windrichtung versteht; es ist also derjenige Winkel, um welchen der Wind in seinem Streben nach dem Orte des niedrigsten Luftdruckes abgelenkt erscheint, eine Wirkung der Erdrotation und der Reibung der Luftströme an der Erdoberfläche.

Da der Wind offenbar bei dem Ablenkungswinkel gleich  $90^{\circ}$  den Isobaren parallel wird, und der Wind bekanntlich in die Cyclonen von allen Seiten hineinweht, so muss der Winkel stets kleiner als  $90^{\circ}$  beobachtet werden. Während dieser Winkel in Europa für nordwestliche Winde seinen größten und südöstliche Winde seinen kleinsten Wert erreicht, fand Vroomis für Nordamerika die entgegengesetzten Verhältnisse, indem sich für die nordwestlichen Winde besonders ein sehr kleiner Ablenkungswinkel (von  $31^{\circ}$  gegenüber den mittleren Ablenkungswinkeln von etwa  $52^{\circ}$  und  $75^{\circ}$  im Minimum und Maximum in Europa) ergab, eine Gegensätzlichkeit, die durch die entgegengesetzte Lage des Atlantischen Oceans gegen diese Continente zu erklären verucht wurde.

Theoretisch ist die Windstärke bei gegebenem Gradient in erster Linie abhängig von der geographischen Breite und der Reibung der unteren Luftsichten an der Erdoberfläche, indem ist das Problem ein so schwieriges und die Auswertung dieser Reibung so unrichtig, dass mehr als eine annähernde Übereinstimmung zwischen Rechnung (des amerikanischen Meteorologen Ferrel) und den gegebenen Verhältnissen nicht zu erwarten steht.

Es ist ferner der Begriff des verticalen Gradienten eingeführt, um in ähnlicher Weise die Kraft anzudrücken, welche auf einen Punkt einwirkt, um ihn in vertikaler Lage zu verschieben; der verticale Gradient zwischen zwei Punkten in verschiedenen Höhen ist gleich dem Unterschied der an diesen Punkten beobachteten und auf  $0^{\circ}$  C. reduzierten Barometerstände, vermindert um den Druck der zwischen beiden Punkten befindlichen Luftsäule und umgerechnet auf 111 km, oder er ist gleich der Differenz beider auf  $0^{\circ}$  und die Meeressoberfläche reduzierten Barometerstände, dividiert durch den in Kilometer gemessenen Höhenabstand und multipliziert mit 111.

Befindet sich die Atmosphäre im Gleichgewicht, so ist der verticale Gradient nach dieser Definition offenbar gleich Null, wodurch eben nur anders ausgedrückt wird, dass keine Ursache vorhanden ist, um verticale Strömungen herbeizuführen. Gbh.

**Grado.** Die Streitigkeiten zwischen der österreichischen Gemeinde Grado und der benachbarten italienischen Gemeinde Marano über die Jagdgerechtigkeit in den Lagunen an den Flüschen Aliss und Alisora wurden durch Übereinkommen v. 1./10. 1869 (Kundm. der Küstenländ. Stath. v. 25./2. 1870, S. 355) durch einvernehmliche Abgrenzung des Jagdgebietes beglichen. Mdt.

**Gran,** der, auch die Grüne, meist nur im Plural.

I. „Gränel oder Haken heißen die zwei stumpfen Zähne, so der Hirsch oben im Manse zu beiden Seiten hat.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlgred. Jäger, p. 188. — „Gräne oder Haken.“ Hartig, Lexikon, p. 227. — „Gräne oder Haken.“ Lanbe, Jagdbrevier, p. 279. — „Grännan, Haken.“ R. R. v. Dombrowski, Edelwild, p. 5. — „Gränlein, Graaneln.“ Kobell, Wildanger, p. 480.

II. „Grenel: also werden die Teftitel des Hirschs benannt.“ Chr. W. v. Heppe, I. c., p. 187, 246. — Sanders, Wb., I., p. 617, 660.

E. v. D.

**Granat** umfasst eine Gruppe von Mineralien, die regulär krystallisieren, gewöhnlich als Rhomben-Dodekaeder (Granatöder) und Icositetraeder, oder beide in Combination, und als Gemische isomorpher Verbindungen anzusehen sind. Die Granatarten (Almandin, Hessonit, Grossular, Melanit, Pyrop, gemeiner Granat) sind — nach der Formel  $R^{VI}_3 (R^{VI}_2) Si_3O_{12}$  zusammengestellt;  $R^VI$  wechselnd = Ca, Fe, Mg, Mn ( $R^{VI}_2$ ), ebenso ( $Al_2$ ), ( $Fe_2$ ) oder ( $Cr_2$ ). Sie sind ungemein verbreitet, besonders in krystallinisch-körnigen und schieferigen Silicatgesteinen, in Serpentin, körnigem Skalk u. s. w., aber bodenkundlich von geringem Interesse.

v. D.

**Granatapselbaum,** s. Punica. Wm.

**Granit.** Die vorherrschenden Gemengtheile der Granite sind: Quarz, Orthoklas, Plagioklas und Glimmer; doch ist keiner davon völlig beständig. Die Anzahl der accessorischen Gemengtheile ist sehr bedeutend. Wir nennen: Granat, Hornblende, Augit, Apatit, Turmalin, Beryl, Topas, Flußspat, Magnetit, Zinnerz, Schwerspat. Der Quarz erscheint in farblosen oder grauen, seltener schwachroth oder blau gesärbten Körnern, welche in der Regel keine Krystallform besitzen. Der Orthoklas ist gewöhnlich weiß oder röthlich, mitunter frisch, meist aber trübe. Diese Trübung führt theils von einer grossen Menge Dampfsporen und sehr winzigen Flüssigkeitseinschlüssen, theils von einer geringen Zersetzung des Minerals her. Der Orthoklas findet sich oft in ringsum ausgebildeten Krystallen und häufig in Zwillingen nach dem Carlsbader oder Babenauer Gesetz (s. Orthoklas). Auch Mikroklin oder trifliner Kali-Feldspat ist in vielen Graniten vorhanden. Die in der Regel weißlichen, selten

röthlich gesärbten Plagioklase fehlen nur in vereinzelten Fällen den Graniten, ja mitunter walten sie entschieden vor den Kalifeldspäten vor. Sie machen sich durch die Zwillingstreifung auf den basischen Endflächen schon dem bloßen Auge kenntlich. Verwachsungen von Orthoklas und Plagioklas, in der Weise, dass letzterer ersteren rindenartig umhüllt, können häufig beobachtet werden. Als Glimmer führen die Granite Kali- und Magnesiaglimmer verschiedener chemischer Zusammensetzung. Der erstere, durch Verwitterung kaum augreifbar, tritt nur selten für sich allein auf; dunkler, leicht verwitternder Magnesiaglimmer begleitet denselben meist. Der Apatit, der fast keinem Granit fehlt, ist makroskopisch nicht wahrnehmbar; er erscheint unter dem Mikroskop in dünnen, laugen Nadeln, seltener in dicken Säulen oder rundlichen Körnern. Die Phosphoritlagerstätten in Estremadura in Spanien stehen zum Theile ganz im Granit und man glaubt, dass sie durch Ansäugung und sekundäre locale Anhäufung des Apatites der Granite entstanden sind. Als typisches Mittel der chemischen Zusammensetzung der Granite ist anzunehmen: Sulfelsäure 72, Thonerde 16, Eisenoxydul und oxyd 15, Kalkerde 15, Magnesia 8, Kali 6,5 Natron 2,5%.

Der Granit hat seinen Namen von seiner körnigen Structur, für welche er als Prototyp gilt. Die Korngröße schwankt außerordentlich und führt von Faust-, selbst Kopfgröße bis zur Hirsekorngröße herab, am häufigsten sind jedoch Granite, deren Gemengtheile 1—5 mm mittleren Durchmesser besitzen. Die Gemengtheile sind meist regellos mit einander gemischt, seltener bis zu einem gewissen Grade parallel angeordnet; im letzteren Falle spricht man von Gneißgranit. Sind einige Gemengtheile, namentlich Orthoklastkrystalle grösser als die anderen, so erhält das Gestein ein porphyrisches Aussehen. Der Granit tritt in Lagen, Gängen und Stöcken auf; er gehört zu den ältesten Eruptivgesteinen. Seine Eruptionen wurden nach dem Ende der Steinkohlenperioden selten und lassen sich nur in einigen wenigen Fällen auf die Lias- und Kreideperiode zurückführen.

Die Granite sind meist bankförmig oder parallelolopipedisch abgeondert oder auch unregelmässig zerklüstet. Eine eigenthümliche Erscheinung ist die sog. Gare der Granite. Hierunter verstehen die Steinbrecher die leichte Spaltbarkeit des Gesteins nach einer bestimmten Fläche, die der Kundige, obwohl dieselbe fineswegs durch irgendwelchen Parallelismus der Gemengtheile bedingt wird, leicht aufzufinden weiß.

Unter den zahlreichen Granitvarietäten seien folgende noch besonders hervorgehoben:  
a) Muscovitgranit, besteht aus Quarz, Feldspat und weißem Kaliglimmer.  
b) Pegmatit, ein sehr grosskörniges Aggregat von Orthoklas (in bis Fuß, selbst Metergroßen Partien), weißem Quarz und grossen silberweißen Tafeln von Glimmer, häufig mit säulenförmigen Turmalinkrystallen und vielen anderen accessorischen Mineralien. Ruhla in Thüringen, Langenbielan in Schlesien, Granulitgebirge in

Sachsen, Zwiesel im bayerischen Walde.) e) *Häplophyr*, eine Granitart der Alpen, enthält zwischen größeren Quarzen und Feldspat ein feinförniges, auch glimmerhaltiges Gemisch dieser Gesteinsteile (Trafot und Ramüts im Engadin). f) *Protogingranit* (Alpengranit), enthält neben Feldspat und Quarz dunkelgrünen Glimmer in sechseitigen Täfelchen und hellgrünen bis smaragdgrünen, oft den Olivoflas imprägnierenden Glimmer (westliche Alpen). g) *Granitit* (Biotitgranit) führt neben Quarz und Feldspat nur dunklen Mangan-glimmer; er besitzt die größte Verbreitung unter allen Graniten und bildet viele gewaltige Massive (Niedergebirge, Brocken, Brixen in Tirol, Baveno). Ist neben den Granititgemengtheilen Hornblende in reichlicherer Menge vorhanden, so heißt ein solches Gestein Hornblendegranitit. Sieher gehört der durch seine leichte Zersetzungsfähigkeit sich auszeichnende finnländische *Rapakivi*, d. h. Grusstein. h) *Turmalin-granit* zeichnet sich durch strahlige Aggregate von Turmalin aus (Eibenstock, Predazzo). i) *Hornblende-granit* enthält viel Hornblende (Vogesen, Reichenstein in Schlesien). l) *Greisen*, eine locale Modification von Graniten durch Verschwinden des Feldspats; enthält meist lichten Lithionglimmer. Sein Vorkommen ist stets verknüpft mit dem von Binnerzen (Erzgebirge, Cornwall, Insel Banfa). m) *Blödenstein-granit* wird der leicht verwitternde und durch die Verwitterung sich mit taujenden von Feldspatkristallen der bizarrsten Form bedeckende Granit des Böhmerwaldes genannt. Er enthält die normalen Granitgemengtheile. n) *Schriftgranit*, eine sehr eigenartig aussehende Varietät, welche nur auf Gängen und in kleineren Stößen vorkommt. Sie besteht aus großen Orthoklastkristallen, die von stähligen, parallel angeordneten Quarzindividuen durchwachsen sind. Auf den Spaltungsfächeln des Feldspats, im Querbruch, zeigt das Gestein Figuren, die wie hebräische Schriftzeichen aussehen. (Bodenmais in Bayern, Niedergebirge, Granitgebirge Sachsen). Als nordisches Gesteinschiefe ist Granit über die norddeutsche Tiefebene in großen und kleinen Blöcken und in den verschiedensten Varietäten verbreitet. Wie auf allen falkarmen Böden zersezten sich die Humussubstanzen auf Granitböden nur langsam. Dies bedingt, daß er in höheren Lagen zur Torfbildung und Versumpfung neigt und in tiefen Lagen der Anhäufung mancherlei Schwierigkeiten bereitet. Feinförnige und quarzreichere Granite liefern flachgründigen, kiesigen Boden, auf dem sich nur die Eiche als Buschholz zu halten vermag. Berücksichtigt durch seine Unfruchtbarkeit ist auch der Granitboden Extremaduras in Spanien, der nur spärliche Nahrung für Schäferherden erzeugt.

v. D.

**Granulit** (Weißstein). In seiner normalen Ausbildung kann man den Granulit als ein ebenschieferiges Gemenge von Feldspat und Quarz mit eingestreuten kleinen rothen Granaten definieren. Durch Aufnahme anderer Gesteins-elemente geht er jedoch häufig in Ausbildungssarten über, die ihn den Gneissvarietäten sehr nähern, u. zw. ähnelt alsdann ganz besonders

seine chemische Zusammensetzung der der letzteren. Im normalen Granulit macht der Feldspat die Hauptmasse des Gesteins aus und bedingt durch seine lichtrotliliche, lichtgelbliche oder weiße Farbe den hellen Farbenton desselben. Der Quarz tritt in platten Körnern oder dünnen Lamellen auf, die oft nicht leicht von der Feldspatkunstanz zu unterscheiden sind. Der Granat, rot gefärbt, ist fast stets in unregelmäßig hirnsgroßen Körnchen vorhanden. Seltener findet er sich in Rhombendodekaedern.

Neben einer ausgesiehten Schieferung zeigt der Granulite eine sehr regelmäßige Bankung, Plattung und Schichtung.

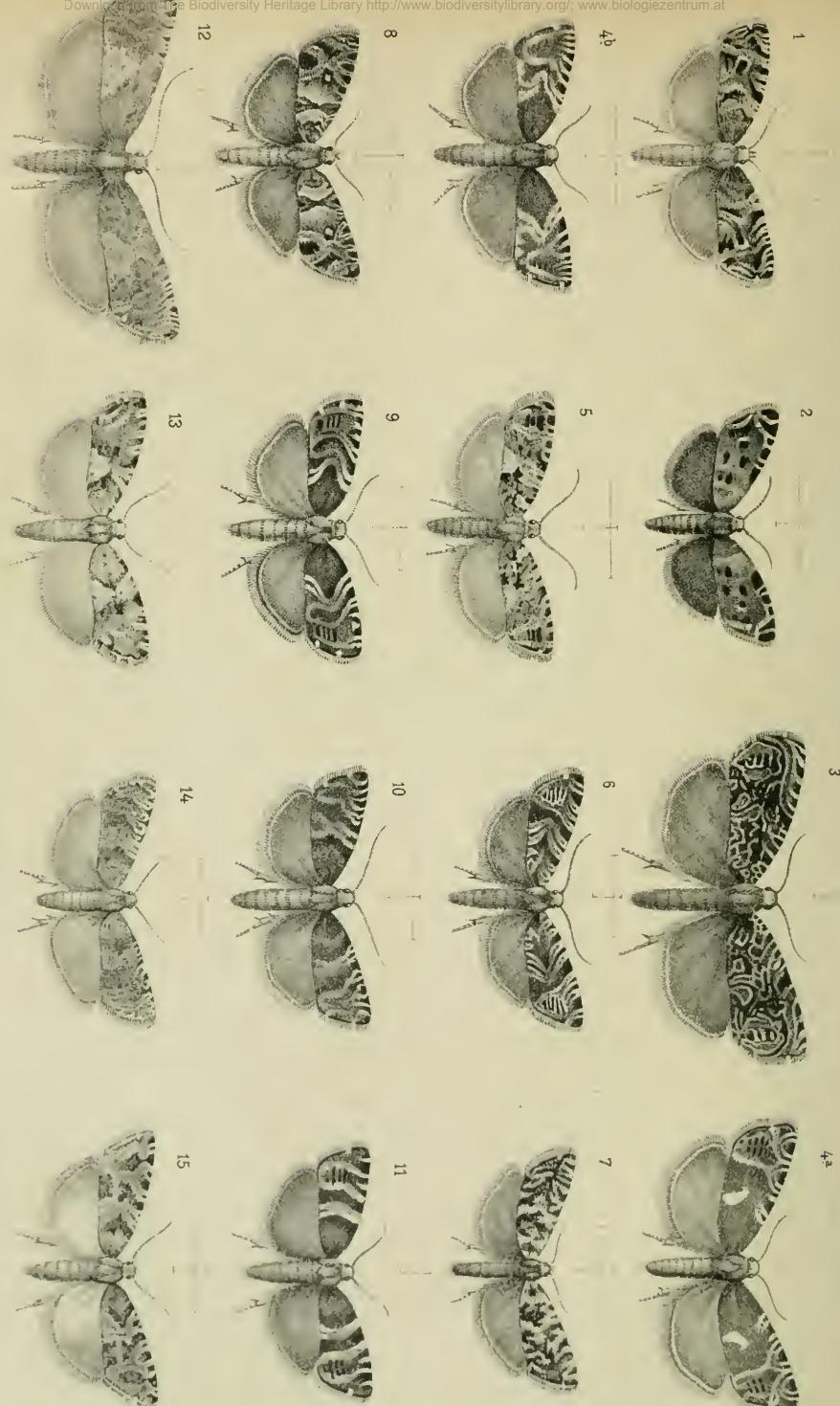
In Sachsen bildet er am nordwestlichen Abhange des Erzgebirges ein 6 Meilen langes und  $2\frac{1}{2}$  Meilen breites Schichtengewölbe, in Böhmen tritt er bei Budweis und im Erzthale, am Main bei Aschaffenburg und auch in Niederösterreich zwischen Graniten und Gneisen auf. Helle, an Kieselhäule reiche Granulite ergeben bei der Verwitterung einen sandigen bis thonigen Gesteinsgrus; dunkle, an Kieselhäule arme Granulite verwittern schließlich zu einem eisenflüssigen, chloritischen Gruje (die Granaten werden durch die Zersetzung im Chlorit umgewandelt), in welchem noch feistere, fügelige Partien zurückbleiben, von denen sich immer mehr verwitterte Schalen ablösen. Am Kali enthält Granulit im Mittel 4%. Phosphorsäure liefernder Apatit ist in runderlichen, farblosen Körnern nur mikroskopisch wahrnehmbar.

v. D.

### Graphisches Zeich. s. Triangulierung. Gr.

**Grapholitha** Fr., eine sehr artenreiche, in viele Subgenera zerlegte Gattung der Familie Tortricina, Würmer, Ordnung Lepidoptera (Microlepidoptera, Kleinschmetterlinge), deren meist kräftig gebaute Arten sowohl in Größe als Ansehen bisweilen sehr wesentlich abweichen. v. Heinemann fasst sie unter folgendem gemeinsamen Charakter zusammen: Mittelfuß (3. Ast), der Vorderflügel gesondert von Ast 4 entspringend; hintere Mittelrippe der Hinterflügel an der Wurzel behaart; Ast 6 und Ast 7 gestielt, oder dicht aneinander entspringend, kaum wärts ausseinanderstrebend. Der Typus der Zeichnungen ist ein dunkles Wurzelsfeld, dahinter eine lichte, oft auf einen Innenaufsatz beschränkte Binde und eine dunkle, aus der Mitte des Vorderrandes entspringende, dicht am Inneneck in den Inneneck mündende Schrägbinde. Für fast alle sonstlich wichtigen Arten sehr charakteristisch sind die lichten Doppelhäufchen am Vorderrande der Vorderflügel. Sie stehen oft mit lichten oder metallglänzenden Linien in Verbindung. Bei typischer Zeichnung führt die vom ersten Häufchenpaare ausgehende Linie zur Stelle des Augenpunktes; jene vom zweiten mündet in den Saum unter dem Augenpunkte an; die aus dem 3. und 4. Häufchenpaare kommenden bilden die beiderseitige Einfassung des Spiegels. Dieser letztere ist häufig schwarz punktiert oder schwarz gestrichelt; bisweilen aber auch ganz undeutlich. Die Saumlinie führt niemals schwarze Punkte; dagegen finden sich oft lichte Augenpunkte in Zelle 6, bis-

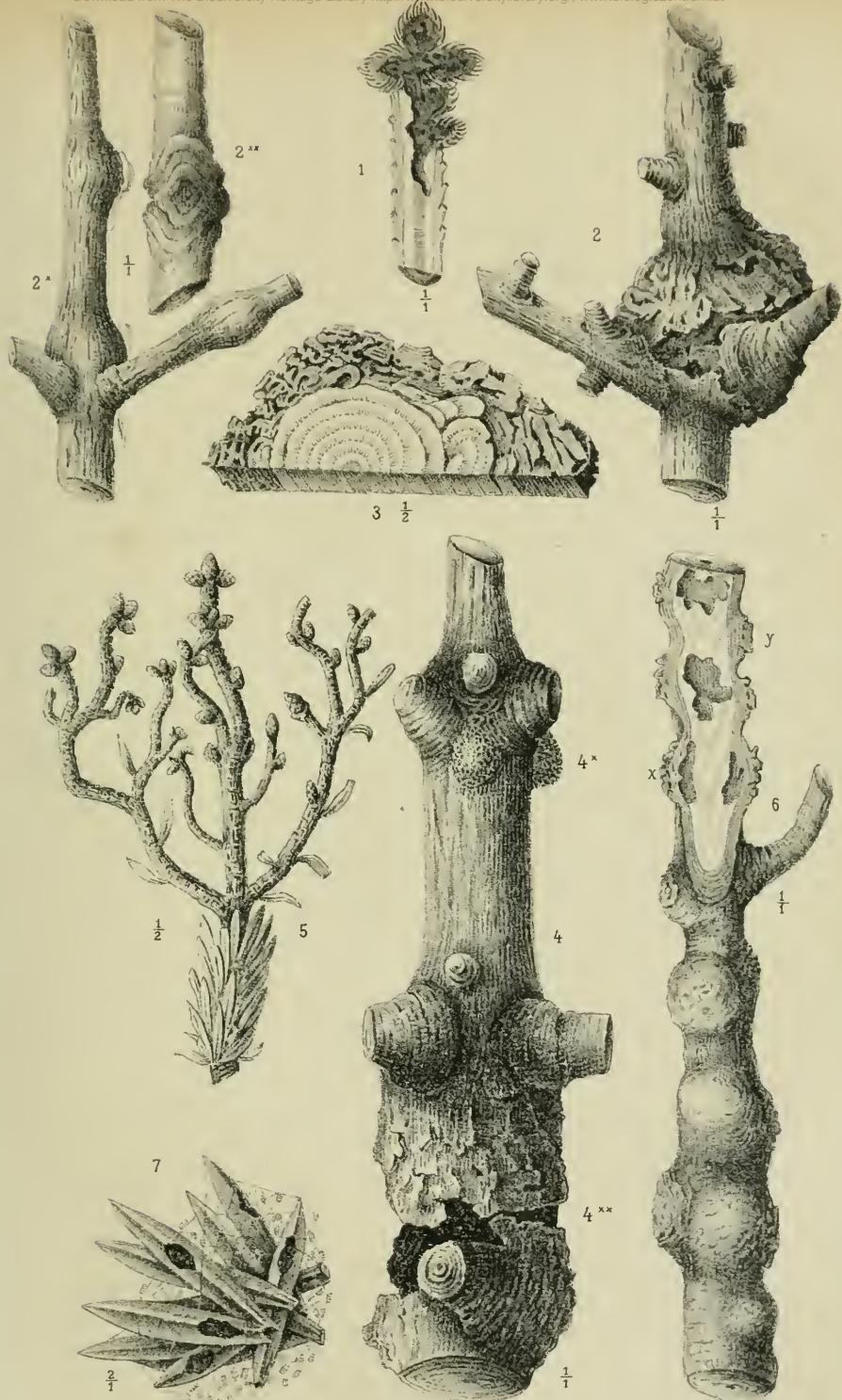




Encyclopädie der Forst u. Jagdwissenschaften.

Lith. Ausf v Th. Bannwarth Wien

N d. Nat. Henschel u Schärer  
1 Graph. m. fructana H. 5, ♂ Z. 1871, Rz. 3 Gr. Moelleriana V. 4<sup>a</sup> (in dupl. am Zett., 4<sup>b</sup> ♀ T. v. L. Zett. r. Gr. m. rurum au H. 5, 1871 r. v. 1872, 1873, 8 Gr. H. H. Ratz, ♂ T. v. coniferar. Hitz 10 Gr. m. ciliata L. 11 Gr. m. ciliata v. pectorata F. H. 12 Gr. P. a. cypriana Hitz 10 Gr. m. ciliata v. pectorata F. H. 13 Gr. m. ciliata v. pectorata F. H. 14 Gr. m. ciliata v. pectorata F. H. 15 Gr. m. ciliata v. pectorata F. H.



### Encyclopädie der Forst u. Jagdwissenschaften.

1. *Graph rigiciana* (an den Kätzchen der Weißtanne) 2. *Graph. Zebrana*, Lärche (2<sup>xx</sup> junge Gallen nach der ersten Überwinterung, 2<sup>x</sup> ältere Frässtelle bloßgelegt zeigt die ersten Spuren der *Peziza Wulkeri*), 2. alte Rinde gallig mittheilweise aufgesetzten abgebrockelten Rinde 3. *Graph. Woebiana* (Rindenzerstörungen an Fichten und durch Verursachung Resinosis) 4. *Graph. pacifana* u. *duplicana* an Fichte (4<sup>x</sup> noch von dem Wicker bewohnt, den ausgeworfenen Raupenkäfer zeigend 4<sup>xx</sup> ältere, verkrüppelte Stelle) 5. *Graph. rufimuriana* in Gemeinschaft mit *Tortrix muricana* an Tanne der Zweig mit in die dritte Frässtufe ein. 6. *Graph. corollana* an Aspe (Querschnitt bei x Längsschnitt des Raupenganges) 7. *Graph. tefella* Fichte / ein aus ausgehöhlten und abgesetzten Nadeln bestehender, mit kleinen Raupenkäfern krummeln verunreinigtes Gespinstnestchen,



weilen auch in 3 oder 2. Dieje Angenpunkte durchschneiden öfters die Fransen. Letztere zeigen meistens eine breite Beschuppung an der Wurzel, nehmen die Farbe des angrenzenden Flügeltheiles an, sind in der Regel nahe der Wurzel durch eine scharfe dunkle Theilungslinie durchschnitten, am Innenwinkel der Vorderflügel öfters lichter gefärbt, bisweilen unregelmäßig gescheckt. Alle diese angegebenen Zeichnungen wechseln sehr; sie verschwinden öfters zum Theile oder auch ganz, oder sind nur noch an einzelnen, dann meist metallglänzenden Linien zu erkennen. Nur die Vorderrandhäckchen und der Spiegel sind immer vorhanden oder doch wenigstens angegedeutet. Die Hinterflügel sind zumeist bräunlichgrau mit lichteren, nahe der Wurzel von der obenerwähnten dunklen Theilungslinie durchzogenen Fransen.

Bezüglich Vorkommens und Lebensweise der Grapholithen verweise ich auf die einzelnen Arten. Im allgemeinen sei nur bemerkt, daß die weitauß größte Anzahl den Laubholzern (darunter vor allen den Eichen und Birken) angehört; obschon auch die Zahl der Nadelholzarten bewohnenden Arten eine immerhin namhafte ist. An frantartigen Gewächsen hingegen kommen nur wenige vor. Die Raupen tragen den allgemeinen Charakter der Wickler-Raupen an sich. Sie sind 16föig; der Kopf, der getheilte Nackenschild, die Austerklappe sowie auf jedem Ring zwei Paare bürstentragende Chitinplättchen sind hornglatt. Sie leben theils frei auf den Pflanzenteilen, aber verborgen in Blatt- oder Nadelgrüninsten; oder sie leben bohrend und minierend in Rinde und Bast oder in den Zapfen (der Fichte) oder minierend in den Blättern und Nadeln; oder zerstörend in Knospen oder in der Markröhre der jüngsten Triebe. Eine Art lebt an den Birkenfächchen; andere zum Subgenus *Carpocapsa* (s. d.) zählende Arten entwickeln sich ähnlich den *Balanis*-arten (s. d.) in den Samen der Eiche, Buche und zähmen Kastanie.

Manche begeben sich zur Verpuppung an den Boden; bei den meisten aber erfolgt die Verwandlung an derselben Stelle, wo ihre Raupen gefressen haben. Nur wenige weisen eine 2jährige Generation auf; die größte Mehrzahl hat nur eine einjährige.

Die nachstehend beschriebenen Arten lassen sich in folgender Übersichtstabelle zusammenfassen:

1. Thorax mit ausgerichtetem Schopfe. (Gesicht und Palpen lehmgelb.)  
Graph. Hartigiana (1).
1. Thorax nicht geschopft; Hinterschienen des ♂ ohne Haarpinsel.  
2. Vorderflügel dunkelbraun, die des ♂ mit einem Umschlag an der Wurzel; Hinterflügel in beiden Geschlechtern gleich; Ast 3 und 4 gestielt.  
3. Gesicht und Palpen weißlich; Vorderflügel mit silberweißen Wellenlinien durchzogen.  
Graph. tedella (2).
3. Gesicht und Palpen braun; Vorderflügel mit bleigrauen, zwei unregelmäßige Schrägbänder bildenden Querwellen.  
Graph. nigricana (3).

2. Vorderflügel des ♂ ohne Umschlag an der Wurzel.
3. Hinterflügel in beiden Geschlechtern gleich.
3. Mittelaft der Hinterflügel entfernt von der hinteren Ecke der Mittelzelle entspringend; nicht gebogen. Hierher die Arten:

Graph. corollana (4); Gr. coniferana (5); Gr. duplicitana (6); Gr. pactolana (7); Gr. strobilella (8); Gr. cosmophorana (9); Gr. Zebeana (10); Gr. Woerberiana (11).

3. Mittelaft der Hinterflügel gegen seinen Ursprung gebogen, fast immer aus der Mittelzelle entspringend. Ast 3 und 4 gestielt. Hierher die Arten:

Graph. pinicolana (12); Gr. rufimitrana (13); Gr. Ratzeburgiana (14); Gr. nanana (15); Gr. pygmaea (16).

4. Hinterflügel beim ♂ mit grubenartiger Vertiefung in Zelle 1 a; Mittelaft nicht gebogen, entfernt von der hinteren Ecke der Mittelzelle entspringend; Vorderflügel nicht geknickt: Subgenus *Carpocapsa*, s. d.

#### I. Charakteristik der Arten.

A. Thorax mit kleinen aufgerichteten Schopfen. Vorderflügel nicht geknickt, beim ♂ ohne Umschlag. Ast 10 in der Mitte zwischen Ast 9 und 11 entspringend. Hinterflügel spitz dreieckig; beim ♂ der Innenrand zwischen Rippe 1 a und 1 b ausgeschnitten. Männliche Hinterschienen mit einem Haarpinsel. (*Eccopsis* Zll.) — Ast 3 und 4, sowie 6 und 7 der Hinterflügel gestielt; beim ♂ Anhang der Hinterflügel kurz. (*Cymolomia* L.)

1. Vorderflügel dunkelbraun, am Innenrande bis zur Mitte breit, grünlich-graugelb, mit dicken, schwach glänzenden, zum Theile sehr weiß eingefassten, bleigrauen Querlinien, deren von der Mitte ausgehende und vom Innenrande bis vor den Vorderrand grünlichgelb angelegte stets die deutlichste ist. Die hintere, aus dem dritten Häckchenpaare entspringende, in gerader Richtung den Innenwinkel erreichende, gabelt sich vor oder in der Mitte und schließt einen länglichen Fleck am Innenrande ein. Querast mit einem weißen, nach dem Innenrande zu schwärzlich eingefassten Punkt. Aus dem ersten Häckchenpaare eine Bleilinie in die Saummitte und am Saum zwei bis drei weißliche Saumpunkte. Fransen bleigrau; unter der Spitze gescheckt. Gesicht und Palpen lehmgelb. Länge 6,5—7,5 mm. (*Eccopsis* Zll. — *Cymolomia* L. — *Tortrix Ratzb.*)

*Grapholita Hartigiana* Rtz.

B. Thorax ungeschopft; Vorderflügel mit mehr verticalem, geschwungenem oder schrägerem, gerundetem Saume; beim ♂ mit Umschlag an der Wurzel. Hinterflügel in beiden Geschlechtern gleich; Ast 3 und 4 gestielt. Hinterschienen des ♂ ohne Haarpinsel. Männliche Fühler einfach gewimpert. (*Paedisca* Ld.)

2. Vorderflügel an der Spitze gerundet, dunkelbraun, goldglänzender, mit silberweißen, aus den Borderrandshäckchen entspringenden, mehr weniger in unregelmäßigen Querbändern zusammenliegenden Wellenlinien. Fransen von einem oder zwei weißen Augenpunkten durchschnitten. Gesicht und Palpen weißlich. Borderrandshäckchen meist zu vier größeren Flecken hinter der Mitte vereinigt und nebst diesen noch zwei Häckchen vor derselben. Spiegel nur durch eine silberne, dunkel ausgefüllte Doppellinie auf dem Innenwinkel angedeutet und mehr weniger silberweiß gesprenkelt. Fransen glänzend hellgrau; Theilungslinie scharf schwarz von einem weißen Augenpunkte in Zelle 6 vollständig durchschnitten. Hinterflügel ziemlich schmal, spitz, graubraunlich; die Fransen weißlich; Unterseite glänzend hellgrau. Palpen kurz, dünn. Länge 6,5—8 mm. (*Paedisca Tr.* — *Comitana S. V.* — *Tortrix hercyniana Fr.* Rtz. — *taedella L.*) *Grapholitha tedella* Cl.

3. Vorderflügel dunkelbraun mit veitrothen Schimmer und bleigrauen, vor und hinter der Mitte zu zwei unregelmäßigen Schrägbändern zusammengestellten Querwellen; Fransen mit zwei feinen Augenpunkten. Kopf und Palpen braun. Die Flügelzeichnungen reihen sich aneinander: das bleigrau gewellte Wurzelsfeld; das aus zwei bleigrauen und weißlich gemischten Linien zusammengesetzte, einem feinen Doppelhäckchenpaare vor der Mitte des Borderrandes entstehende, in der Innendashälfte sich verbreitende, in der Flügelmitte saumwärts eckig-vortretende erste Band; vier gleiche Paare scharfer, weißlicher Borderrandshäckchen hinter der Mitte; und aus dem dritten derselben eine Bleilinie in den Innenwinkel gehend, mit der sich die aus dem vierten Paare entstehende in der Flügelmitte verbindet; endlich läuft eine Bleilinie vor dem Saum zwischen den beiden Augenpunkten in Zelle 2 und 6. Fransen dunkelfleigrau; Theilungslinie ziemlich scharf. Hinterflügel dunkelbraun, unterseits reinbraun; Fransen graubraun. Länge 5 mm. (*Paedisca Tr. Ld.* — *Tortrix Ratzb.*)

#### *Grapholitha nigricana* Hs.

C. Thorax ungekipft; Vorderflügel nicht geknickt, beim ♂ ohne Umfhang. Hinterflügel in beiden Geschlechtern gleich; Mittelast entfernt von der hinteren Ecke der Mittelzelle entstehend; nicht gebogen. Männliche Hinterschienen ohne Haarpinsel.

4. Vorderflügel schwazgrau, der Innenaufslekt breit, weißlich, bis zum Borderrande verlängert, von drei dunklen Linien durchzogen; Spiegel mit langen, schwarzen, von dunklen Bleilinien eingefassten Strichen. Wurzelsfeld an beiden Rändern weißlich gestrichelt, saumwärts von den Borderrandshäckchen und dem Innenaufslekt scharf begrenzt und zwischen beiden als starke Ecke vortretend. Die Häckchenpaare am Borderrande deutlich; von den hinter der Mitte befindlichen ist das erste und zweite weit auseinandergerückt; das erste eine Bleilinie zum Augenpunkt sendend. Spiegel bis unter das zweite Häckchenpaar reichend, dreieckig, bläsig-bläsig-gelb, mit fünf schwarzen, vorn längeren

Strichen, von zwei fein weiß gesäumten Bleilinien eingefasst, deren hintere dicht am Saum, die vordere in das dritte Häckchenpaar mündend. Franselinie stark, schwarz, von einem kleinen aber scharfen Augenpunkte unterbrochen, vor dem Innenwinkel verschwindend. Hinterflügel dunkel braungrau; Fransen weißlich. Länge 5—5,5 mm. (*Tortrix Ratzb.*)

#### *Grapholitha corollana* H.

5. Vorderflügel glänzend braungrau, röthlich schimmernd, mit scharf gebrochener, doppelter, weißlicher Querlinie vor der Mitte; Spiegel dreieckig, schwarz gestrichelt, von veitrothlichen Bleilinien eingefasst. Innenaufslekt aus zwei feinen, gebogenen, schmal dunkel ausgefüllten, weißlichen Linien bestehend; diese gegenüber am Borderrande, etwas näher der Wurzel und dicht zusammengedrängt, zwei feine als weißliche oder graue, mit jenen aus dem Innerrande kommenden, in der Flügelmitte in nahezu rechtem Winkel zusammenstoßenden Linien sich fortsetzende Häckchen. Zwei feine doppelte Borderrandshäckchen hinter der Mitte, zwei solche vor der Flügelspitze und dazwischen ein oder zwei einfache. Spiegel ohne gelbe Bestäubung. Fransen mit feiner Theilungslinie; in Zelle 6 mit weißlichem Augenpunkt. Gesicht und Palpen hellgrau. Länge 5,5—6 mm. (*Tortrix Ratzb.*)

#### *Grapholitha conifera* Ratzb.

6. Vorderflügel dunkelbraun mit schwarz gestrichtem, glänzend bleigrau eingefasstem Spiegel; Innenaufslekt undeutlich getheilt, und so wie die vier Häckchenpaare hinter der Mitte des Borderrandes und ein sehr großes solches vor derselben weiß. Gesicht und Palpen grau. Innenaufslekt schmal, auf Rippe 1 gebrochen, von da zugekippt und nur wenig über die Flügelmittle hinausreichend. Bleilinien am Spiegel etwas ins Veitrothen ziehend; die vordere schwach gebogen, wurzelwärts sein weißlich gesäumt; Spiegel goldgelb bestäubt. Häckchenpaare 1—3 sehr klein, aus 2 einer Bleilinie zum Augenpunkt ziehend; das vierte viel größer, durch breiten Zwischenraum vom 3. getrennt; das 5. noch größer und noch weiter vom 4. entfernt. Hinterflügel dunkelbraun; Fransen weißlich. Länge 5—7 mm. (*Tortrix dorsana* Ratzb.)

#### *Grapholitha duplicana* Zett.

7. Vorderflügel olivenbraun, mit glänzend weißlicher, in scharfer Ecke saumwärts vortretender, doppelter Querlinie in der Mitte; Spiegel gleichbreit, bleiglänzend eingefasst, mit einer oder zwei Reihen schwarzer Punkte. Das Häckchenpaar vor der Mitte des Borderrandes der Vorderflügel mit den beiden weißlichen Linien des Innenaufsleks zu einem spitzen Winkel sich verbindend. Diese Linien sind unregelmäßig, am Innerrande doppelt oder dreifach, und ein oder zwei dunkle Flecken einschließend. Aus dem 3. und 4. Häckchenpaare kurze Bleilinien gegen den Spiegel ziehend. Letzterer oben offen, so breit wie hoch, vorn bis zur Falte von einer veitrothen, sehr dicken und hinten von einer dünnen Bleilinie eingefasst; die hintere Punktreihe am deutlichsten. Grundfarbe hinter der Flügelmitte schwach verdunkelt, im Spiegelndrittel sehr fein, gelb bestäubt. Fransen mit scharfem weißem Augen-

punkt in Zelle 6 und mitunter noch in Zelle 2 und über Rippe 1. Theilungslinie scharf schwarz. Hinterflügel graubraun; Fransen grau, an den Spitzen weißlich. Länge 3,5–6 mm. (*Tortrix dorsana* Ratzb.)

*Grapholitha pactolana* Zll.

8. Borderflügel olivenbraun, im Saumfeld gelb bestäubt, mit zwei schwach gehobenen Bleilinien durch die Mitte und einer dunkleren Linie dahinter; Spiegel von Bleilinien eingefasst, ohne deutliche Punkte; die Fransen mit 2 Augenpunkten. — Borderflügel schmäler als bei den beiden vorigen Arten; Saum schräger; Borderrand weniger gebogen; Farbe heller oder dunkler olivenbraun, stark glänzend, am Ende des Wurzelfeldes zwischen den Borderrandhäufchen und zwischen den Mittellinien und dem Spiegel dunkler; im Spizendrittel dicht gelblich bestäubt. Borderrand mit 6 weißen Häufchen hinter der Mitte und 2 vor derselben, von denen letzteren zwei gebrochene oder gebogene Bleilinien in die Innensäumsmitte ausmünden. Spiegel gleichbreit, von zwei ziemlich verticalen Bleilinien eingesäumt, deren vordere, über der Flügelmitte sich gabelnde, zum 4. und 6. Borderrandhäufchen hinzieht, während die hintere den Augenpunkt in Zelle 2 mit dem Häufchen 4, und eine Bleilinie das Häufchen 1 mit dem Augenpunkt in Zelle 6 verbindet. Theilungslinie der Fransen dick schwarz, durch 2 weiße Augenpunkte unterbrochen. Hinterflügel graubraun oder schwarzgrau; Fransen weißlich. Länge 5–5,5 mm. (*Tortrix strobilana* Ratzb.) — Gr. Kollarana H.)

*Grapholitha strobilella* L.

9. Borderflügel dunkel olivenbraun, mit schwach gebogener, weißer, in der Mitte bleigrauer Querlinie und vier weißen Häufchen hinter der Borderrandsmitte; Spiegel schwarz gestrich, glänzend bleigrau eingefasst. — Die hinteren  $\frac{2}{3}$  des Saumes zart querreichig goldgelb bestäubt; diese Stäubchen verdichten und häufen sich in und über dem Spiegel. Die 4 Borderrandhäufchen einschließlich, stark, in gleichen Abständen; an den beiden ersten 2 abgekürzte, parallele, ziemlich vertikale Bleilinien; das 4. ziemlich weit hinter der Mitte, und ein 5. vor derselben, aus denen beiden je eine dicke, gerade oder nur schwach gebrochene Bleilinie entspringt, deren vordere in die Innensäumsmitte, deren hintere vor dem Spiegel einmündet. Dieser ziemlich breit, dreieckig; 5 bisweilen unvollständige Linien scharf schwarz; die hintere Einfassung dem Saum parallel. Fransen mit scharf schwarzem Theilungslinie und weißem Augenpunkt in Zelle 6. Hinterflügel und Theilungslinie der Fransen dunkelbraun; die letzteren weiß; Unterseite glänzend grau. Länge 4 mm, 5,75 mm.

*Grapholitha cosmophorana* Fr.

10. Borderflügel dunkel schwarzlichgrau, mit tiefschwarzem Fleck vor dem großen schwarzgestrichelten, von einer veisblauen Metalllinie eingefassten Spiegel. — Borderflügel breiter und der Borderrand vor der Mitte stärker gebogen als bei den bisher beschriebenen Arten; die Saumhäufte mit dünner, regelmäßiger, weißgrauer Bestäubung. Die Borderrandhäufchen

— wenn die Zeichnungen deutlich — 5 Paare hinter der Mitte und noch einige vor derselben, klein, weiß, meist nicht alle doppelt; ihre Zwischenräume tief schwarz; jener in der Mitte breiter, den Anfang eines Schrägbandes andeutend, welches erst vor dem Spiegel als ein schwarzer Fleck wieder sichtbar wird und an denselben hin gegen den Innenwinkel zieht. Spiegel hoch, nach vorne stark erweitert, offen, gegen den Innenwinkel plötzlich verengt, saumwärts mit dicken, schwarzen, gegen den Borderrand meist punktartigen, bis unter die Häufchen ziehenden Strichen; Einfassung aus veisblauen oder veisrothen Linien bestehend, deren vordere mit einer blauen Linie aus dem 5., die hintere mit zwei solchen aus dem 1. und 3. Häufchenpaare des Borderrandes sich verbindet. Fransen dunkelgrau, bleiglänzend; die Theilungslinie dickschwarz, in Zelle 3 unterbrochen. Hinterflügel schwarzbraun; Fransen weißgrau. Länge 6,5 mm bis 7,5 mm.

*Grapholitha Zebeana* Rtzb.

11. Borderflügel dunkelbraun, mit rothgelben und bleigrauen Querwellen, fünf einfache, weißen Borderrandhäufchen und einer geschwungenen, aus dem fünften Häufchen entspringenden, zum Augenpunkte ziehenden Bleilinie; Spiegel rostgelb, die schwarz gestrich, von dicker Bleilinie umzogen. — Der dunkle Grund der Borderflügel in den beiden ersten Feldern von rostgelb gerandeten Bleilinien wellig durchzogen, welche im Mittelfelde von beiden Rändern her sehr schräg nach außen laufen und einen getheilten Innensäumsfleck andeuten, so dass die dunkle Grundfarbe zwischen ihnen — in einzelnen Querstrichen, besonders in 2 Schrägstreifen vor und in der Mitte des Borderrandes, in einer Winkelzeichnung vor dem Spiegel und einer Bogenzeichnung über demselben — unverändert bleibt. Der Spiegel ist ziemlich hoch, oval; die Bleilinien der Einfassung anßen rostgelb gesäumt; die Flügelspitze bis zum Bogen über dem Spiegel und bis zum 5. Borderrandhäufchen rostgelb. Fransen dunkelbraun, bleigrau gemischt, am Innenwinkel weißlich, in Zelle 2 und 6 rostgelb durchschnitten. Hinterflügel schwarzlichbraun; Fransen weißgrau. Länge 6,5 bis 7,5 mm. (G. ornatana H.).

*Grapholitha Wöberiana* V.

D. Thorax ungeschopft; Borderflügel nicht gefnäkt, beim ♂ ohne Umenschlag; Hinterflügel mit nicht gebogenem entfernt von der hinteren Ecke der Mittellelle entspringendem Mittelast und beim ♂ mit grubenartiger Vertiefung in Zelle 1a; männliche Hinterschienen ohne Haarpinsel; Carpocapsa. (Die Arten entwickeln sich in Früchten (Äpfel) und Samen (Eichel, Buchholz, zahme Kastanie); hierher die Arten: *Grapholitha pomonella*; *splendana*; *grossana*; *Kaumurana*; *amplana*) s. Carpcapsa.

E. Thorax ungeschopft; Borderflügel nicht gefnäkt, beim Manne ohne Umenschlag; Hinterflügel in beiden Geschlechtern gleich; Auf 3 und 4 gestielt; der Mittelast gegen seinen Ursprung gebogen, fast immer aus der hinteren

*Grapholitha.*

Ecke der Mittelzelle entspringend; hinter den diesen des ♂ ohne Haarpinzel; die männlichen Fühler ohne Ausschitt über der Wurzel. *Steganoptycha Stph. HS.*

12. Borderrügel sehr lang gestreckt, deutlich abwärts geknickt, glänzend hellgrau, braun gegittert; der in der Flügelmitte vortretende Rand des Wurzelsfeldes, eine Schrägbinde aus der Mitte des Borderrandes und ein unbestimmter Fleck vor der Spitze dunkelbraun. Die dunfelbraune, bisweilen etwas rostgelbliche Grundsarbe an der Wurzel, in der Mitte und im Saumdrittel durch dichtgedrängte, hellgraue, glänzende Querwellen fast ganz bedeckt und nur als feine Sprengeln wahrnehmbar; nur der Saum des Wurzelsfeldes und ein aus der Borderrandsmitte kommendes, gegen den Innenrand sich erweiterndes, winkelig gegen die Stelle des Spiegels vortretendes Schrägband rein braun gefärbt, und zwischen diesem und dem Saume des Wurzelsfeldes eine lichtere, aus zwei mit den Spitzen zusammenstoßenden Dreiecken bestehende Binde, deren Dreieck am Innenrande groß, ziemlich gleichseitig, bisweilen fast weiß, die Flügelmitte überragt, während das am Borderrande kleiner und näher der Wurzel ist. Hinter der Borderrandsmitte 4—5 ziemlich deutliche, hellgraue Häfchenpaare; unter den beiden ersten ein brauner, öfter undeutlicher Fleck und öfter noch ein solcher auf der Saummitte. Fransen undeutlich zweifach grau getheilt, mit zwei unbestimmten, lichten Augenpunkten. Hinterflügel breit, zugespitzt, bräunlichgrau; Fransen hellgrau. Untergeicht und Palpen oberseits weißgrau. Übrigens ist die Färbung der Borderrügel sehr veränderlich, bisweilen stark weiß gemischt oder ziemlich gleichmäßig grau bestäubt. Länge 8—10 mm. (*Graph. occultana* Wlk.).

*Grapholitha pinicola* Zll.

13. Borderrügel dunfelbraunbraun, an der Wurzel bleigrau gewellt, mit rothgelber, von Bleilinien eingefaßter und durchzogener, gegen den Innenrand erweiterter Mittelbinde und einem runden, schwärzlichen Fleck unter dem rostgelben, bleiglänzend eingefaßten Spiegel. Borderrügel breiter als bei der folgenden Art; das Wurzelsfeld am Rande bindenartig verdunkelt, am Borderrande sehr schräg abgeschnitten, in der Mitte spitzwinkelig; dahinter eine gebrochene, aus zwei doppelten, ziemlich glänzenden, rostgelb ausgefüllten, am Borderrande genäherten, am Innenrande etwas divergierenden Bleilinien bestehende Binde; hinter dieser das Schrägband gleich breit, das 4. und 5. Häfchenpaar des Borderrandes umfassend. Aus dem 2. und 3. Häfchenpaare zwei Bleilinien zum Innenwinkel, deren erste nahe am Saume einfach, schwach gebogen, deren — andere doppelt und ziemlich gerade; der Zwischenraum rostgelb, schräg vor der Spitze schwärzlich. Fransen mit zwei unbestimmten Augenpunkten vor der dunklen Theilungslinie; dahinter grau, etwas dunstig fleidig. Hinterflügel etwas breiter als bei folgender Art, röthlich braungrau. Kopf und Thorax rostgelb. Länge 6—6.5 mm.

*Grapholitha rufimitrana* HS.

14. Borderrügel röthlich rostgelb, in der

Wurzelhälfte schwärzlich bestäubt, mit lichtem Dreiecke in der Innenrandsmitte und einer gegen den Borderrand gegabelten, weißlichen Bleilinie aus dem Innenwinkel. Borderrügel ziemlich gestreckt; Borderrand schwach gebogen, bis über die Mitte schwärzlich bestäubt (besonders zwischen den Borderrandshälfchen, am Innenrandsstück und zwischen der Spitze des letzteren und dem Querast) und mit Spuren unbestimmter, bläsglänzender Wellen. Innenrandsstück ziemlich gleichseitig, bis zur Flügelmitte reichend, von zwei weißlichen, glänzenden, vorne zusammentretenden, sich undeutlich bis zu den zwei Doppelhälfchen vor der Borderrandsmitte fortsetzenden Linien gebildet. Schrägband dahinter sehr unbestimmt. Bei deutlicher Zeichnung geht die Bleilinie aus dem Innenrandswinkel in zwei wurzelwärts gebogenen Armen zum 3. und 4. Häfchenpaare, ist aber oft undeutlich und unterbrochen, und eine andere solche Linie zieht sich vom Saume gegen die Flügelspitze. Fransen an der Wurzel mit weißlichen Punkten; hinter der schwärzlichen, ungleichen Theilungslinie dunfelgrau. Hinterflügel glänzend grau. Kopf und Thorax rostgelblich. Länge 6—6.5 mm (*G. abietisana* Fr. — *G. tenerana* Wlk.).

*Grapholita Ratzeburgiana* Sx.

15. Borderrügel dunfelbraun, röthlich schimmernd, mit zwei breiten, undeutlichen, aus je zwei hellgrauen Doppellinien zusammengesetzten Querbinden; Kopf oben bräunlichgrau; Gesicht weißgrau. Der *nigricana* ähnlich, aber kleiner; Saum der Borderrügel schräger, nicht geschwungen; die Querlinien matter, weniger abstehend, breiter; die Wurzel, ein schmales, oft in Flecken aufgelöstes Band am Wurzelsfeldrande, eine schmale, bisweilen unterbrochene, in der Mitte eifig gegen die Flügelspitze vortretende Schrägbinde aus der Borderrandsmitte, die Flügelspitze und ein Flecken vor derselben — rein braun. Aus dem Innenwinkel zwei hellgraue Doppellinien, deren vordere erweitert und zum 3. und 4. Häfchenpaare gehend, deren hintere bis zum Augenpunkt und von da zum ersten Häfchenpaare ziehend. Borderrandshälfchen klein, zum Theile einschließlich Fransen mit schwarzer Theilungslinie und 1 oder 2 Augenpunkten in Zelle 3 und 6; dahinter dunfelgrau. Hinterflügel bräunlichgrau. Fühler des ♂ mit seinen kurzen Sägezähnen. Länge 4.3—5 mm.

*Grapholitha nanana* Tr.

16. Borderrügel lang dreiebig, grau und braun gemischt, mit rostgelblichem Schimmer; eine am Innenrande zu einem rundlichen Fleck erweiterte Binde und die Einfassung des Spiegels matt, hell bleigrau. Hinterflügel ziemlich spitz, schmal, weiß, an der Spitze breit braungrau. Zeichnungen undeutlich; Grundsarbe heller oder dunkler graubraun, besonders im Spitzendrittel gelblich schimmernd; die lichten Zeichnungen hellgrau, matt silberglanzend. Wurzelsfeld am Innenrande länger als am Borderrande; am ersten durch halbkreisförmigen, bis zur Flügelmitte reichenden, lichten, undeutlich getheilten, dem Innenwinkel etwas näher als der Wurzel stehenden Fleck begrenzt — am Vor-

derrande durch zwei lichte, aus Doppelhälfchen entspringende, bisweilen mit dem Innenradsfleck zusammenstoßende, schräge Linien. Schrägband schwärzlich verdunkelt, besonders am Innenwinkel und in einem Längsstreif in der Mitte; über und unter dem letzteren licht durchbrochen, mit einer Ecke gegen die Flügelspize; saumwärts von einer ganz matten, aus dem dritten Hälfchenpaare in den Innenwinkel ziehenden Bleilinie begrenzt; zwischen dieser und einer anderen solchen Linie aus dem ersten Hälfchenpaare ist der Spiegel bisweilen durch einige schwache, dunkle Punkte angedeutet; die Vorderrandshälfchen sehn und undeutlich. Fransen glänzend rothgrau, am Innenwinkel etwas lichter; die dicke schwarzbraune Theilungslinie mit deutlichem Augenpunkt in Zelle 6 und oft einem schwächeren in Zelle 2. Palpen ziemlich lang und buschig. Fühler der ♂ mit sehr langen Wimpern auf den spitzen vortretenden Gliederecken. Länge 5,5—6 mm.

#### *Grapholitha pygmeana* H.

II. Naturgeschichte und biologisches Verhalten der vorbeschriebenen Arten in alphabetischer Reihenfolge.

1. *G. amplana* H., s. *Carpocapsa*.
2. *G. annulana* Hrtg. = *Tortrix splendana* Ratzb., s. *Carpocapsa grossana* Hw.
3. *G. (Tortrix) claustraliana* Ratzb., s. *G. tedella* Cl.

4. *G. comitana* V., s. *G. tedella* Cl.

5. *G. coniferana* Ritzb., schwarzer Nadelholzwickler, polyphag; an Fichte und Kiefer beobachtet. Von Professor Trißlche in Freiberg in Gesellschaft der *G. pactolana* (nebst *G. cosmophorana* s. d.) aus Fichte erzogen. Nach dessen Beobachtung bewegt sich der Rindenangang von coniferana, nicht wie jener der *pactolana* und verwandten *duplicana* an den Astquirlen, sondern mehr oder minder entfernt davon im Stammbaum zwischen zwei Quirlpartien. Razeburg (Forstinsecten, II. Bd., p. 218) fand den Wickler, resp. dessen Raupen zuerst am Strunk einer sturmgebrochenen Fichte, wo sie 6—8 Zoll lange Längsgänge im Baute gefressen hatten. Zebe beobachtete die Raupen in jungen, von *Pisocedes notatus* bebrüteten Kiefern.

6. *G. corollana* H. Aspennotenwickler. Ausschließlich an Aspe, an welcher Holzart die kleine 16füßige, in den dünnen Zweigen minierend lebende Raupe knotenanschwellungen erzeugt, ähnlich jenen durch die Larve der *Saperda populnea* hervorgerufenen, jedoch kleiner und meist auch dichter gedrängt. Der Schmetterling fliegt im April und Mai; Eierablage an der Rinde der Zweige.

7. *G. cosmophorana* Fr., ein die Kiefer (*Pin. silvestris* und *montana*) (wohl auch Fichte?) bewohnender Harzgallenwickler, der bezüglich Lebensweise und sonstigen Verhaltens mit einem zweiten, auch auf Kiefer vorkommenden Herzgallenwickler (*Retinia resinella*) fast vollkommen übereinstimmt. Die Flugzeit fällt in den Monat Mai. Der Schmetterling belegt je einen Trieb unterhalb der Terminalknospen mit je einem Ei. Das junge, grünlichgelbe, durch hellrothbrauen Kopf und

ebenso gefärbtes Nackenschild charakterisierte 16füßige Räupchen benagt die zarte Rinde äußerlich, senkt die Wunde allmählich tiefer in dieselbe ein und veranlaßt auf diese Weise einen mehr oder minder starken Harzaustritt und die Bildung einer Harzbenle, welche bis zum Juni bereits die Größe einer starken Erbe erreicht. In dieser lebt das Räupchen und überwintert. Im nächsten Frühjahr und während des Sommers hindurch nimmt die sog. Galle an Umfang zu; erreicht bis zum Herbst die Größe einer kleinen gespaltenen Wallnuß, umfasst nun bereits den halben Trieb und zeigt sich äußerlich von kalktrüsigem, verwittert granem Aussehen. Hier überwintert die Raupe zum zweitenmale; verpuppt sich im Mai des dritten Frühjahres und entläßt den Schmetterling nach etwa 14-tägiger Puppenruhe, wobei sich die Puppe bis auf den Hinterleib aus der Galle hervorschiebt. Das Vorkommen beschränkt sich meist nur auf ältere Standorte mit schlechtwüchsiger, noch jugendlicher Bestockung.

8. *G. dorsana* Ratzb. Unter diesem Namen fasst Razeburg die beiden Arten *G. duplicana* Zett. (s. d.), und *pactolana* Zell. (s. d.) zusammen, wobei er den Umstand gänzlich außeracht läßt, daß *G. dorsana* F. sich in den Schoten der Gartenerbe entwickelt, daher vorstlich gänzlich bedeutungslos ist.

9. *G. duplicana* Zett (*Tortrix dorsana* Ratzb.), dunkler Fichten-Rindenwickler, fliegt etwa um vier Wochen später als sein nächster Verwandter, der geeckte Fichten-Rindenwickler, *G. pactolana*, hat aber im übrigen die Lebensweise mit diesem gemein. Ich verweise daher diesbezüglich auf *G. pactolana*.

10. *G. grossana* Hw., s. *Carpocapsa grossana*.

11. *G. Hartigiana* Ratzb. (*Eccopsis Zell.; Cymolomia L.*), gabelfindiger Fichtenwickler, fliegt und legt seine Eier im Mai und Juni. Von Ende Juni an bis in den October frisst die Raupen. Sie erreicht eine Größe bis 20 mm, ist grün, Kopf hellbraun, mit einem schwarzen Fleck beiderseits hinter dem Augenfleck; das Nackenschild ist grünlichbraun; die Osterklappe grün. Außangs, so lange das Räupchen noch klein, lebt es minierend in Fichtenadeln, indem es dieselben aushöhlt. Solche Nadeln zeigen nur eine Einbohrstelle, aber keine Ausgangsöffnung; sie vertrocknen und nehmen eine strohgelbe Farbe an. Mit zunehmender Größe der Raupen wird der Raum innerhalb der Nadel allmählich zu eng; sie frisst nun nur noch äußerlich an den Nadeln, geschützt durch ein aus zusammengesponnenen, angefressenen und ausgehöhlten Nadeln hergestelltes Gespinst. Zur Verpuppung begibt sie sich in den Boden. Die Puppe überwintert. Der Schmetterling fliegt im Monate Mai, Juni. Lustige, stark durchorstete Stangenorte scheint er zu meiden.

12. *G. hercyniana* Fr. Ratzb. — (*G. (Sericoris Tr.) hercyniana Tr.\**) — *T. claustraliana* Ratzb.) s. *G. tedella* Cl.

\* Razeburg (Forstinsecten, II. Bd., Fig. 2) bringt diesen Schmetterling zur Abbildung; rücksichtlich des biologischen Verhaltens aber mit *G. hercyniana* Fr. = *tedella* Cl. in Verbindung.

13. *G. nanana* Tr., kleinstes Fichtenholzknospenwickler, fliegt (nach Rabeburgs Beobachtungen am Harz) von Mitte Juni bis in den Juli; bei uns in Österreich etwa von der zweiten Hälfte Mai angefangen. Bezuglich des biologischen Verhaltens steht diese Art der *G. tedella* (s. d.) sehr nahe. Das Räupchen wird nur 9 mm lang, ist schlank, dunkelbraunroth, Kopf und Nackenschild sind schwarz, das leichtere durch eine weiße Linie getheilt. Die Raupe bohrt sich gleich nach dem Entschlüpfen aus dem Ei in eine Nadel ein und höhlt deren mehrere bis zum Spätkommer und Herbst aus. Zur Überwinterung begibt sie sich unter die Streudecke, verpuppt sich im nächsten Frühjahr und im Mai erscheint der Schmetterling.

14. *G. nigricana* Hs. (Paedisca Tr. Ld.), Tannenknoepenwickler, gehört ausschließlich der Weißtanne an. Flugzeit im Monate Juni (Juli). Eier einzeln an Knospen, u. zw. mit Vorliebe an die des Wipfeltriebes. Hauptächlich sind es die Altersklassen vom 10. bis 30. Jahre. Das rothbraune, durch deutliche Vörstchenhaare, schwarzen Kopf und Nackenschild ausgezeichnete Räupchen lebt vom Spätkommer angefangen bis zum April des nächsten Jahres in den Knospen, höhlt sie aus und zerstört sie. Solche von Raupen bewohnte Knospen zeigen bereits im Herbst schwachen Harzaustritt; dieser nimmt vom nächsten Frühjahr an bedeutend zu, und macht sich nun auch der ziemlich reichlich ausgeworfene, ganz feinkrümelige, braune Raupenkoth bemerkbar. Gewöhnlich stehen 2, 3 oder mehrere der benachbarten Knospen durch einen Harzkanal unter einander in Verbindung, wodurch es dem Räupchen möglich ist, geschützt von einer Knospe zur anderen zu gelangen. Etwa bis Mai sind die Knospen gänzlich ausgefressen. Das nunmehr erwachsene Räupchen verlässt dieselben, geht unter die Bodendecke zur Verpuppung und erscheint im Juni und Juli als Schmetterling. Ausnahmsweise erfolgt die Verwandlung wohl auch im Inneren der Knospe. Die Angriffe wiederholen sich nicht selten durch eine längere Reihe von Jahren und bleiben hiebei wohl nur ausnahmsweise die Haupttriebe verdeckt; daher nehmen solche im Höhentrieb fast gänzlich zurückbleibende Stämme jene für diesen Wickler charakteristische scheiben- oder schirmartige Kronenbildung an. Leider lässt sich gegen diesen Schädling kaum mit Erfolg ankämpfen; nur durch Ausbrechen der noch mit der Raupe besetzten Knospen bis längstens Mai würde etwas zu erreichen sein.

15. *G. pactolana* Kuhlw. Geckte Fichtenrindenwickler. Diese sowie die verwandte Art (*G. duplicana*) wurde von Rabeburg wahrscheinlich wegen ihres vollkommen übereinstimmenden biologischen Verhaltens unter einem Namen als *Tortrix dorsana* zusammengefasst und dabei übersehen, dass dieser Name bereits an einen anderen in Erbsen sich entwickelnden Wickler vergeben worden war. *G. pactolana* fliegt Ende Mai bis in die erste Hälfte Juni; um diese Zeit wird sie von *G. duplicana* abgelöst. Die Eier werden mit Vorliebe an die Haupt-, theilweise, bei starken Angriffen auch an die Zwischenquirle, u. zw.

stets an den Basaltheilen der Zweige (Achseln) oder zwischen diesen an der Stammachse, zu 2–6 an einem Quirl abgesetzt. Auch die grossen Chernesgalen der Chernes viridis werden mit Brut belegt. Wohl nur ganz ausnahmsweise wird die Weißtanne vom Wickler besessen; das Vorkommen an dieser Holzart gehört aber immerhin nur zu den seltenen Erscheinungen. — Die Culturbstände der Schlagslagwirtschaft bis etwa zum 12. bis 15. Jahre scheinen am meisten bedroht zu sein. Auch scheint der Wickler nährsüchtige, strenge Böden und Frostlöcher zu bevorzugen; er kommt aber ebensowohl in der Ebene wie im Berglande vor, soweit eben die Fichte in grösserer Ausbreitung cultiviert wird. Das 16-füfige Räupchen, welches, wenn ausgewachsen, etwa 12–13 mm Länge misst, ist durch blaßröthelnde Körperfarbe und hellbraunen Kopf und Nackenschild ausgezeichnet. Es bohrt sich Ende Juni oder Anfang Juli durch die Rinde bis auf den Bast ein und frisst hier einen unregelmässigen, bald mehr in die Breite gezogenen, bald mehr der Längsrichtung folgenden Gang, welcher, wenn mehrere Raupen gleichzeitig neben einander an einem Quirl hausen, häufig den Stammtheil ganz umfasst. In diesem Falle ist das Vertrocknen des oberhalb gelegenen Kronentheiles unansichtlich.

Das Lumen des Raupenganges ist mit flüssigem Harz ausgefüllt, und indem auch ein Theil nach außen sich ergiebt und am Stämmchen abfließt, wird es zum Verräther des vorhandenen Schädlings. Anherden zeigen aber auch die besonders an der Basis der Quirläste ausgeworfenen, erbsengroßen Klümppchen von krümeligem, rindebraunem Raupenkoth das Vorhandensein des Schädlings an. Alle diese äußerlichen Erscheinungen treten besonders auf, fallend erst im Frühjahr nach erfolgter Überwinterung der Raupe hervor. Einige der untersten und etwa die drei obersten lebendjährigen Quirle bleiben in der Regel verschont. Innerhalb des Rindenganges schnürt sich die Raupe gegen den reichlichen Harzandrang durch eine dichte Gespinstöhre; sie sichert ihr zugleich die rasche Bewegung. Je nach Witterung, besonders des Winters, erfolgt im Ende April oder gegen Mitte Mai die Verpuppung innerhalb des Rindenganges.

Gegen Ende Mai bis Anfang Juni erscheint der Schmetterling, wobei die Puppenhülse bis zur Hälfte aus der Rinde hervorgehoben wird. Die Angriffe sind mitunter so intensiv, dass nicht ein einziger der mittleren Haupt- und Zwischenquirle verschont bleibt und nicht selten mit 3–4 Räupchen besetzt ist. Nach dem Entschlüpfen des Schmetterlings vernarbt wohl die Wundstelle; die Rinde zeigt sich aber grobborlig, wird rissig; die Stelle erscheint aufgetrieben; das noch stark nachdrängende flüssige Harz tritt in grösserer Menge nach außen und fließt zum Theil am Stämmchen ab. In ärmeren, besonders Frostlagen erscheinen daher die einzelnen Triebabsätze auffallend knotig, indem die Jahrestriebe nicht allmählich, sondern in scharf ausgeprägten Stärkedifferenzen stufig sich ausbauen. Die Schädlichkeit ist vielleicht weniger in den durch diesen Wickler verursachten

Verwundungen zu erblicken, als vielmehr in dem Umstände, daß dadurch die betroffenen Stämmchen für die Angriffe anderweitiger Schädlinge vorbereitet und von diesen getötet werden. So z. B. hat sich in mehreren Fällen constatieren lassen, daß durch Magdalitis duplicatus, carbonarius, phlegmatius u. a. erst das Eingehen der Culturen herbeigeführt worden ist. Sie hatten sich als Nachzügler in so großer Menge eingefunden, daß das Absterben der schon vorher von G. pactolana befallenen Fichten-culturen der Hauptfache nach nur diesen Rüsselern zugeschrieben werden konnte. In einem anderen Falle waren es Tomicus chalcographus. Pytiophorus micrographus und Pogonocherus, welchen die Culturbestände erlegen sind. Aber auch parasitische Pilze können hier in Betracht kommen. Unter ihnen ist es die zur Krebsbildung Veranlassung gebende Nectria encurbitula, für deren Sporen durch die Angriffe der Grapholitha die Pforten geöffnet werden. Mit Rücksicht auf alle diese, als seemäder Erscheinungen hinzutretenden Gefahren sollte die rechtzeitige Bekämpfung des Wicklers nicht zu leicht genommen werden.

Ich halte das unverweilte Heraushauen der befallenen Stämmchen und das Verbrennen derselben, aber gleich beim ersten Auftreten des Wicklers, für vollkommen gerechtfertigt, ja sogar für dringend nothwendig. Es wird sich, wenn rechtzeitig eingeschritten wird, wohl nur um verhältnismäßig wenige Procente der Bestockung des vorhandenen Jungbestandes handeln, während bei Unterlassung dieser ersten Maßregel später nicht selten ganze Dickeungen werden geopfert werden müssen. Das Beheeren der vom Kindennwickler bewohnten Stellen ist im großen kaum durchführbar, verhüttet übrigens auch das Auftreten der Nachzügler keineswegs.

16. G. (Steganoptyla) pinicolana Zll. Grauer Lärchenwickler. Flugzeit: Juli. August. Eier an die Nadelkielen der Kurztriebe, Raupen, im nächsten Mai, Juni; ist bis Ende Juni oder Anfang Juli erwachsen; erreicht bis dahin 8—9 mm; anfangs schwärzlich, später mehr schwarzgrünlich, mit etwas hellerer Bauchseite und Seitenstreifen; Kopf und Nackenschild glänzendschwarz. Nadelraß; nicht selten Kahllaß. Bei intensivem Auftreten erscheinen die Lärchen roth, wie verjagt. Vorherrschend ältere Bestände; ausnahmsweise auch an Fichte, Birke. Verpuppung Ende Juli, anfangs August innerhalb coconartig zusammengesponnener Nadeln, seltener an den Zweigen und in Rindenrissen. Puppe 8—9 mm lang, braun, die Hinterleibsringe mit Dornfränen, mittelst welcher sich die Puppe aus der Geißtröhre beim Entlassen des Schmetterlings hervorschiebt. — Eines der schädlichsten Lärcheninsecten, welches bei länger (3—4 Jahre) andauerndem Fraß die Bestände zum Absterben bringen kann. — Im Gefolge stellt sich häufig Tomicus cembrae ein. — Rauchfeuer während der Fraßperiode.

17. G. (Carpocapsa) pomonella L. (pomonana Hbn. Rtz.). Apfelwickler; fliegt Juni, Juli. Eier einzeln an unreife Äpfel, Birnen. Einbohren der Raupen; Wördringen bis in das Kerngehäuse; zerstören der Samen.

Raupe fleischroth, Kopf und getheiltes Halscheld rothbraun; Körper rückseits mit Borstenhärrchen auf grauen Wärzchen. Im Herbst (September) verläßt die Raupe die Frucht; überwintert an einer geschützten Stelle (Kindertischen) unter einem Seidengehusse; verpuppt sich im Frühjahr und gibt den Schmetterling zur oben angegebenen Zeit. — Sammeln des „madigen“ Obstes. S. Carpcapsa.

18. G. (Coccyx) pygmaea Hbn. Kleiner Fichtenholnnadelwickler. Nach Raizeburgs Beobachtung (Harg.) einer der frühesten Schmetterlinge. Die Flugzeit fällt je nach den Witterungsverhältnissen von Ende März an bis in den Mai. Er gehört der Fichte an; hauptsächlich den Altersklassen von 12 bis 20 Jahren. Das Rüpchen erreicht erwachsen 10—11 mm; es ist schlank, anfangs gelblich, später lebhaft grün, die Bauchfüße sind hell, der Kopf klein und sowie das Nackenschild schwarz oder grünlich; die Warzen auf den Ringen sind verhältnismäßig groß; auf dem 12. Ringe einreihig; Asterboriten vorhanden. Die Raupe bohrt sich in eine der vorjährigen Fichtenadeln ein, höhlt sie aus und verläßt dieselbe durch ein am entgegengesetzten Ende genagtes Loch. Hierauf ergreift sie eine benachbarte Nadel, spinnt die Einbohröffnung dieser mit der Ausgangsöffnung der ersten Nadel an einander, fügt allmählich eine 3. und 4. Nadel hinzu und so entstehen jene charakteristischen, kleinen, rothen Geißballen, welche man oft in großer Menge, besonders in Dickeungen antrifft. Das Rüpchen hat nun schon eine solche Größe erreicht, daß die Nadel nicht mehr Raum genug bietet; es spinnt nunmehr die Nadeln der Länge nach an einander und befrißt sie von den aneinandergesponnenen Rändern her. Diese kleinen Nadelgeißballchen sind lothfrei und unterscheiden sich dadurch, abgesehen von der Zeit des Fraßes, von anderen verwandten Fichtenadelwicklern. Im Juli verläßt die Raupe die Geißbälle und begibt sich unter die Bodendecke, wo die Verpuppung vor sich geht. Als Puppe überwintert sie.

19. G. Ratzburgiana Sxs. Rostrother Fichtenwickler. Flugzeit (nach Raizeburg) Juli, August. Vorkommen: in Gebirgsforsten, wie es scheint ausschließlich an Fichte. In den starken Endknospen der Zweige meist in fräftiger Entwicklung stehender 20- bis 30jähriger Stämme (und auch älterer) frisst die Raupe an der einen Seite des Triebes gegen die Spitze hin ein tiefes Loch in die Masse der noch dicht zusammengedrängten zarten jungen Nadeln und spinnt zur Zeit der Knospenentfaltung die obersten Deckschuppen (Ausschlagschuppen) mit der Spitze des jungen in der Entwicklung begriffenen Triebes zusammen. An diesen bis spät in den Sommer an der Triebspitze hängenbleibenden Schuppen und an der dadurch herbeigeführten Krümmung der Triebspitze lässt sich der dieser Art eigenthümliche Raupenfraß unschwer von dem verwandter Arten unterscheiden. Aus Raizeburgs Angaben würde hervorgehen, daß das Ei überwintert und die Fraßperiode in die Monate Mai, Juni fällt. — Verpuppung unter der Bodenstreu.

## 20. G. Réaumurana, s. Carpocapsa.

21. G. (Steganoptycha) rufimitrana HS. Rothalsiger Weißtannenwickler. Flugzeit: Juni, Juli. Eier: partienweise an die Nadeln der jungen Triebe; bei schon länger andauerndem Fraß an die Knospen, da die Maitriebe während des Frühjahrs kahlgefressen werden und Nadeln daher nicht vorhanden sind. Überwinterung als Ei. Im nächsten Frühjahr von Ende April oder Anfang Mai an erscheinen die jungen Raupchen, erreichen bis Mitte oder bis zur zweiten Hälfte Juni mit 9 bis 10 mm Länge ihre Vollwüchsigkeit, sind nun von unrein-grünlichgelber Farbe, die Unterseite ist mehr gelblich; Kopf und Nackenschild rothbraun. Auch der Fraß ist um diese Zeit zu Ende; die Raupen lassen sich an Gespinstfäden zu Boden gleiten, begeben sich unter die Moos- oder Strenedecke, wo die Verpuppung in einem nur aus wenigen losen Fäden bestehenden, mit fremdem Körperchen verunreinigten Gespinst vor sich geht. Nach 2- bis 3-wöchentlicher Puppenruhe erscheint der Schmetterling. Er gehört ausschließlich der Weißtanne (*Abies pectinata*) an, ist sowohl Cultur- als Bestandsverderber und wohl eine der schädlichsten und verbreitetsten Arten. Die Raupe frisst häufig mit *Tortrix murinana* (s. d.) zusammen, doch gehört diese letztere, nach meinen Beobachtungen, fast ausschließlich dem Altholze; *G. rufimitrana* hingegen mehr den jungen Beständen bis zum Eintritt in das Stangenholzalter an. Die Raupe befrisst die jungen aus der Knospe hervorbrechenden Maitriebe, wobei sie dieselben mit einem gazeförmiigen, zarten Gespinst überkleidet, die Nadeln aber nicht, wie dies gewöhnlich der Fall ist, von der Spitze herein befrisst, sondern der Mehrzahl nach an der Basis durchbohrt, sie nur theilweise verzehrt und die Reste im Gespinst hängen lässt. Allmählich nehmen diese Abisse eine bleiche, dann rothe und zuletzt sepiabraune Färbung an, je nach dem herrschenden Witterungscharakter und den Temperatursverhältnissen. Da die Raupe in der Regel auch die Epidermis des jungen Schosses an einigen Stellen mehr oder weniger anagt, so krümnen sich dieselben mehrfach, sind nadellos, nicht selten etwas spargelartig verdickt und verleihen dem Baum jenes eigenthümliche Aussehen, welches sofort den Fraß der genannten beiden Tannenwickler erkennen lässt. In der Regel verbreitert sich der Fraß, an den oberen Kronenpartien beginnend, nach abwärts; hält an einem und demselben Baume oft durch mehrere (5-8) Jahre hindurch an; nicht selten sind die sämtlichen diejen Jahrgänge angehörigen Triebe entnadeln, zum Theile mehrfach gekrümmt von geweihartigem Aussehen. Als Gegenmittel: Anzucht der Tanne in gemischten Beständen; Einzelstand statt horsteweise Mischung. Bekämpfung jogleich beim ersten Auftreten des Schädlings: a) Rauchfeuer (s. d.) während der Zeit des Raupenfraßes in den Baumkronen. b) Schweineeintritt während des Abbaumens der Raupen und während der Puppenruhe. c) Strenrechen, insoweit die Bodenverhältnisse dies zulassen; Feststampfen der Stren in

größeren, runden, trichterförmig vertieften Hauen und Feuerung im Trichter; nach gehöriger Durchhitzung und Durchräucherung der Strenhäuser Auseinanderwerfen derselben, wodurch die Stren dem Waldboden wieder zurückgegeben wird. d) Leuchtfeuer (s. d.) während der Flugzeit des Wicklers. Ein gefährlicher Nachzügler ist *Tomicus curvidens* (s. d.). Dieser Umstand ist nicht aus dem Auge zu verlieren.

## 22. G. splendana, s. Carpocapsa.

## 23. G. strobilana, s. G. strobilella.

24. G. (Coccyx) strobilella L. Fichten- (Tanne-) Zapfenwickler. Flugzeit: Mai-Juni. Eier meist zu mehreren an junge Fichtenzapfen. Raupe: anfangs Juli; sie ist gelblichweiß, etwas platt gedrückt, Kopf und Nackenschild hellbraun; erreicht bis zur Vollwüchsigkeit 10-11 mm Länge, bohrt sich bis ans das Mark der Zapfenspindel ein, zerstört diese, greift von hier aus die reisenden Samen an; lässt aber die Zapfenschuppen meist unberührt und wirft keinen Raupenkoth aus. Dadurch unterscheidet sich ihr Fraß von jenem der *Dioryctria abietella* (s. d.). Die Raupe überwintert im Zapfen; verpuppt sich auch daselbst und gibt den Wickler im Monate Mai. Die Zapfen sind gekrümmt, verharzt und haben überhaupt viel Ähnlichkeit mit jenen vom Bünsler bewohnten. Sammeln und Verbrennen der Zapfen ist das einzige Begegnungsmittel.

## 25. G. taedella L., s. G. tedella Cl.

26. G. tedella Cl. (taedella L.; comitana SV.; hercyniana Frl. Ratzbg.). Fichtennestwickler, Fichtenhohlnadelwickler. Flugzeit: Mai, Juni (Juli). Eier: an die Nadeln der Fichte, seltener an Tanne. Raupe: im August und anfangs September; sie erreicht 9 mm Länge; Kopf, Nackenschild und Brustbeine sind braunschwarz, gesleckt; der Leib ist lichtgelbbräun oder grünlich, mit 2 helleren, braunrothen oder schmutziggelblichen Rückenlinien. Der Fraß dauert bis in den Spätherbst. Das Räupchen spinnt eine Auzahl Nadeln, 10-15 Stück zu einem Klümppchen zusammen, höhlt sie aus und begibt sich zur Verpuppung in den Boden. Die einzelnen Nadeln zeigen nur eine Einbohröffnung, welche der Raupe auch gleichzeitig als Ausgang dient. Diese Gespinstbällchen finden sich in manchen Jahren massenhaft an der Fichte und sind mit ausgestoßenem Raupenkoth verunreinigt. Die frisch befreisten Nadeln zeigen sich gelbsteigig; jene der älteren überwinternten Gespinsten rothbraun gefärbt. Der Fraß hält, je nach dem Witterungscharakter des Herbstes, nicht selten bis in den November hinein an. Um diese Zeit lassen sich die Raupen an Fäden zu Boden gleiten und verpuppen sich unter der Bodendecke. Der Wickler gehört zu den Jungbestandsverderbern; hauptsächlich sind es die Dickungen, welche von ihm befallen werden. — Bei Massenvermehrung kränkeln die befallenen Fichtendickungen augscheinlich; sie werden zwar nicht getötet, doch sind sie durch die als Nachzügler sich einfindenden Borkenkäfer (*Tomicus chaleographus*, *Pityophthorus micrographus*, *Cryphalus*, *Crypturgus*) in hohem Grade gefährdet. Die Bekämpfung ist nur möglich durch scharfgeführte

Durchforstungshiebe, womöglich von Ende August und Anfang September an, solange die Rämpchen noch in den Geißeln sich finden, und Verbrennen des gewonnenen Materials.

27. G. Woerberiana WV. Wöber'scher Rindenwickler. Entwicklung an Brunnarten, daher Obstbaumshädling in erster Linie. Flugzeit: vom Juni bis August. Eier: in die Rinde besonders grobborstiger Rinde (Kirchen, Aprikosen, Pfirsiche, Reine-Claude, Mandeln). Die Raupe wird bis 9 mm lang, ist schwärzlich-grün, der Kopf roth; sie bohrt sich in die Rinde ein, lebt vorherrschend in der Grünrinde schicht und im Bast (nicht im Splint), durchsetzt diese Gewebe mit ihren Gängen und veranlaßt dadurch reichlichen Gummißfluß (Gummosis). Die äußere Rindenlage zeigt eine rissige, dicktortige Struktur, und allenthalben das mit Raupenkoth verunreinigte, ausgestochene, braune Bohrmehl. Gewöhnlich wiederholen sich die Angriffe an den einmal befallenen Stamm oder Aststellen alljährlich; sie werden mit der Zeit tropfartig aufgetrieben; die Wurkelnlagen verdienst sich immer mehr; das äußere Rindengewebe wird brüchig, stirbt, bröckelt sich allmählich ab, und der oberhalb der Krautstelle befindliche Ast- oder Baumtheil vertrocknet. Die Verpuppung erfolgt innerhalb dieser Rindenbehausung. Beim Entschlüpfen des Schmetterlings schiebt sich die Puppe mittelst der Dornkränze etwa bis zur Hälfte aus der Rinde hervor und gibt den Wickler frei. Wo sich dieser Schädling einmal eingenistet hat, kann er bedeutenden Schaden anrichten. Die Bekämpfung lässt sich am besten durch dieses Überstreichen der Krebststellen mit Theer, zur Zeit wo Raupe und Puppe noch vorhanden sind, durchführen.

28. G. (Coccyx) Zebeana. Raubb. Lärchenrindenwickler. Vorkommen: ausschließlich an Lärche (4—15jährige). Flugzeit: Ende Mai. Eier: an die Rinde der Stämme und Zweige. Raupe: vom Juni an und Einbohren in die Rinde. Sie ist bräunlichgrau; Kopf, Nasenchild, die Schilder der Brustbeine, Hakenkränze und Astterklappe sind schwarzbraun. Der von der Raupe angefertigte Gang bewegt sich im Bast- und Grünrindengewebe und greift nicht selten bis auf den Splint. Er zeigt sich unregelmäßig ausgeplättet, bald mehr die Längs-, bald mehr die Querrichtung einhaltend. Im Herbst des ersten Jahres ist an dem befallenen Pflanzenteile nur eine sehr geringe Aufreibung bemerkbar. Nach erfolgter Überwinterung setzt aber die Raupe den Fraß fort; es erfolgt nun während des Sommers reichlich Harzaustritt; die kraute Stelle zeigt sich heilig aufgetrieben; rindenrissig. Die Raupe überwintert zum zweitenmale; verpuppt sich im April innerhalb der Galle in einer mit seidenartigem Geißeln ausgeschleideten Höhlung und verläßt dieselbe als Schmetterling im Mai, indem sich die Puppe bis etwa zur Hälfte aus der Rinde hervorzieht. Gewöhnlich finden sich diese Gallen an den Astquirlen. Obwohl der Wickler zu den empfindlich-schädlichen zu rechnen ist, besonders mit Rücksicht auf die durch Pezziza Willkommii, als Nachzügerin, drohende Gefahr, so lässt sich doch kaum anscheinig gegen

ihm ankämpfen. Ausschneiden der mit Gallen besetzten Zweige und Verbrennen derselben. Öffnen der am Stamm siedenden Gallen, Töten der Raupen und Überstreichen der Wunde mit Theer. Ein einfacheres und ebenfalls sicheres Mittel (auch als Verbauungsmittel gegen Pezziza) ist das Überstreichen der Gallen mit zähflüssigem Theer, solange noch die Raupe oder Puppe unter der Rinde ist. Hscl.

**Graptolithen** sind zu den wichtigsten Leitfossilien der Silurformation zu stellen. Die Thiere, welche den Polypomedusen zuzurechnen sind, bilden innerhalb der Silurformation mehrere Horizonte, deren jeder eine ihn charakterisierende Graptolithensammlung birgt. Sie bestehen aus einem Canal, welcher der Träger der ganzen Polypenkolonie ist und an welchem sich auf einer oder zwei Seiten Zellen befinden, die mit ihm in offener Verbindung stehen und wie die Zähne einer Säge hervortreten. Die Graptolithen sind entweder gradlinig oder spiralgewunden; viele derselben waren ursprünglich zu je zweien an ihrer Basis verwachsen (Didymograptus pennatus), und zuweilen war eine Anzahl solcher gabeliger Körper radial um ein gemeinsames Centrum angeordnet (Dichograptus Logani). Die Graptolithen, deren ursprüngliche Chitin Hüllen meist in ein dünnes, kohliges Häntchen umgewandelt ist, sind gewöhnlich flachgedrückt, selten reliefartig erhalten. Sie liegen in ungeheurer Menge vergeschlossen auf den Schichtungsfächern der silurischen Schiefer, die danach Graptolithenschiefer genannt werden sind. Bekannte Gattungen sind: Monograptus, Diplograptus, Phyllograptus, Dictyonema, v. D.

**Gras**, solange es von Grund und Boden nicht abgeondert ist, bildet ein Zugehör (s. d.) desselben und gilt als unbewegliche Sache. Nachdem dasselbe durch die Trennung beweglich wird, so ist die Zueignung, bzw. Abmahnung fremden Grases behufs rechtswidriger Zueignung Diebstahl, was damit, daß Diebstahl eine bewegliche Sache voraussetzt, das stehende Gras aber unbeweglich sei, nicht abgewiesen werden kann, wie dies verucht wurde (s. Diebstahl); mindestens ist das unberechtigte Abschneiden von Waldgras ein Diebstahl (s. d.). Ein ähnlicher Gedankengang liegt auch der G. d. Min. d. J. v. 28./2. 1875, S. 1626 (im Einvernehmen mit dem Justiz-Min.) zu grunde, womit ausgesprochen wurde, daß die Versteigerung stehenden Grases nicht als Versteigerung einer unbeweglichen, sondern einer beweglichen Sache anzusehen ist, weil nicht das Gras, sondern das Recht, dasselbe abzumähen, versteigert wird, also eine bewegliche Sache. Daraus folgt z. B., daß zur Befreiung einer derartigen freiwilligen Teilbietung der Gemeindevorsteher die Bewilligung zu ertheilen und 1% zum Armenfond zu verlangen hat. Dass die Weideservitut nur das Recht zum Viehauftriebe, nicht aber z. B. auch das Recht, auf der Weide Gras abzumähen, gewährt, wurde bei „Dienstbarkeiten“ schon erwähnt, ebenso, daß durch Ges. v. 16./4. 1871, L. G. Bl. Nr. 18, für Galizien die Bestimmungen des Servitutenablösungs- und Regulierungspatentes auch auf die Bezüge von Gras, Schilf u. s. w. Anwendung finden. Über

Erfaß von Wildschäden auf Wiesen im vollen Graswuchs s. Wildschäden. Mähen oder Ausreissen von Gras in den Tiroler Gemeinde- und Stiftswaldungen wird auf den Forsttagsatzungen (s. d.) normiert (§ 24 der provis. Waldordnung f. Tirol und Vorarlberg v. J. 1839). Mcht.

**Gräseln**, j. Gräseln.

E. v. D.

**Gräsen**, verb. intrans., selten statt äsen, weiden. „Grajen oder abrasen (s. d.) sagen einige, wenn der Hirsch auf Wiesen sich weidet.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 187. — Sanders, Wb. I., p. 618. E. v. D.

**Graser**, der, die Junges des hohen, edlen Haarwildes mit Ausnahme der Sauen; vgl. Lecker, Weidmesser (2), Weidlöffel. „Graser, Lecker, nennt man die Junges des wieder-täuenden Wildes. Bei den übrigen Thieren sagt man Junges.“ Hartig, Lexikon, p. 227. — E. v. Heppe, Aufricht Lehrprinz, p. 420. — Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 187. — Onomat. forest. IV., p. 406. — Bechstein, Ob. der Jagdwissenschaft I., 1, p. 101. — Behlen, Wmpr. 1829, p. 71. — Die hohe Jagd, Ulm 1746, I., p. 361. — Laube, Jagdbrevier, p. 279. — Sanders, Wb. II., p. 618. E. v. D.

**Gräserereirecht** ist die Forstservitut (s. d.) zur Gewinnung von Gras durch Rupfen oder Sicheln (nach dem preußischen allgemeinen Landrecht nur mit Bahn-sicheln). Daselbe darf nur mit möglichster Schonung des vorhandenen Holzwuchses ausgeübt werden und ist der Quantität nach wohl immer unbestimmt und in der Regel nur införderne beschränkt, als der Waldeigentümer Ort und Tag der Nutzung bestimmt und häufig auch für die berechtigte Familie nur einen Graseschein aussellt, so dass immer nur ein Glied der Familie die Nutzung ausüben kann.

Diese Servitut bildet in keiner Weise ein Hindernis der Bewirtschaftung des Waldes und gibt daher dem Waldeigentümer um so weniger Veranlassung zur Ablösung, als derselbe in den wenigsten Fällen in der Lage sein wird, das Gras selbst zu gewinnen. Für den gewöhnlich der ärmeren Volksklasse angehörenden Berechtigten bildet dagegen die Waldgräserei meist das einzige Mittel zur Viehhaltung, und es erscheint dieselbe, indem sie sonst nicht verwertbaren Arbeitskräften productive Verwendung verschafft, volkswirtschaftlich nützlich. Es wird deshalb auch der Waldeigentümer nach erfolgter Ablösung häufig die Waldgräserei den früheren Berechtigten vergünstigungsweise bewilligen müssen. — Analog verhält sich das in brüchigen Waldungen öfter vor kommende Recht zum Schneiden von Schilf und Binsen, welche als Streuurrortat dienen, und von Rohr, dessen Weiterverarbeitung einen Arbeitsverdienst gewährt.

At.

**Grassalster**, deutscher Name für die zur Familie Hipparchia gehörigen Tagsschmetterlinge, als deren bekannteste Repräsentanten die Schwärzlinge oder Schienenaugen (Erebia) hier genannt sein mögen.

Hirsch.

**Grashirsch**, der, heißt der Rothirsch knapp vor Beginn und in der ersten Hälfte der Feistzeit. „Wenn der Hirsch bereits völlig gefärbet ist, wird der edle Hirsch ein Grashirsch genannt, weil er noch nichts von

Körnern, sondern nur Gras auf seinen Leib genommen hat.“ Pärson, Hirsgerechter Jäger, 1734, fol. 19. — „Grashirsch ist ein solcher, der noch keine Futterföhren genossen hat und gewöhnlich nicht seift ist.“ Hartig, Lexikon, p. 227. — Laube, Jagdbrevier, p. 279. — R. R. v. Dom-browski, Edelwild, p. 361. E. v. D.

**Gräseln**, das, ein Zeichen der Rothirschfährte, identisch mit dem Abtritt, s. d. „Das neunte Zeichen: Am Gräseln. Dieses Zeichen thut ein Hirsch, wenn er im Gras geht, so tritt er mit seinen Wänden der Schale das Gras ab, als wenn es mit einer Scheere abgeschnitten wär... Die Hirsche lassen bisweilen das Gräsel bei der Sulzen in der Fahrt, wenn sie durch Gras gewechselt... durch welche Schwere er (der jagdbare Hirsch) das abgetretene Gräsel so stark andrückt, dass es in den Schalen fest anklebt und hält. Der Lehmb aber, der bei der Sulze so zu Boden lieget ziehet durch seine Lettigkeit das Gräsel von den Schalen an sich, wo der Hirsch bei der Sulzen hingetreten und also bleibt das Gräsel bei der Sulze in der Fahrt. Ist sie frisch, so ist das Gräsel auch ganz frisch und grün.“ Pärson, Hirsgerechter Jäger, 1734, fol. 14 b.

„Gräseln will dieses sagen: wenn der Hirsch im Gräsboden geht, schneidet er das Gras ab, und nimmt einiges mit der Schale mit fort, lässt solches hernach entweder fallen, oder drückt es in die neue Fährte mit ein. Dieses ist das Gräseln, auf welches verschiedene Jäger annoch vieles, als auf ein hirsgerechtes Zeichen, achten.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 186. — „Der Hirsch macht den Abtritt, Abschnitt oder das Gräseln, wenn er das Gras oder grüne Getreide wie abgeschnitten mit den Schalen abtritt.“ Bechstein, Ob. d. Jagdwissenschaft I., 1, p. 98. — Sanders, Wb. I., p. 618. E. v. D.

**Grasflie, s. Anthericum.**

Wm.

**Grasmücke, schwärzköpfige**, *Sylvia atricapilla*, Linne. *Motacilla atricapilla*, Linn. Syst. Nat. I., p. 332 (1766); *Sylvia atricapilla* (Linn.), Scop. Ann. I. Hist. Nat., p. 156, Nr. 229 (1769); *Currucula atricapilla* (Linn.), Boie. Isis 1822, p. 553; *Currucula nigricapilla*, C. L. Brehm, Vögel Deutschlands, p. 417 (1831); *Currucula atricapilla*, idem, ibidem, p. 418; *Currucula pileata*, idem, ibidem; *Currucula Heinekeni*, Jard. Edinb. Journal et Nat. et Geogr. Sc. I., p. 243 (1830); *Currucula rubricapilla*, Landbeck, Vögel Württemberg's, p. 44 (1834); *Epilais atricapilla* (L.), Cab. Mus. Hein. I., p. 36 (1850); *Sylvia Naumannii*, Von Müller, Naumannia, 1851, pt. 4, p. 26; *Currucula ruficapilla*, C. L. Brehm, Vogelfang, p. 227 (1855).

Abbildungen: 1. Vogel. Naumann, Vögel Deutschlands, T. 77, Fig. 2, 3, und T. 368, Fig. 1 und 2; Dresser, Birds of Europe, vol. II, T. 66. 2. Eier. Bädecker, Die Eier der europäischen Vögel, T. 31, Nr. 12; Thienemann, Abbildungen von Vogeleieren, T. XX, Nr. 1, a—d; Seeböhm, A History of British birds, vol. I, pt. 10.

Mönch, kleiner Mönch, Mönchlein, Plattenmönch, Plattenmönch, Mönch mit schwarzer und

rother Platte, Plattenkopf, Schwarzplatte, Schwarzplättchen, Schwarzplättl, Schwarzkappe, Schwarzkopf, Schwarzköpfje oder schwarzplättige Grasmücke, schwarzköpfiger Nachtigall, schwarzköpfiger Sänger, Mohrenkopf, Mauskopf, Kardinälschen, Pfaff, Thunfasse, Klostervogel, Grasmücke, Grasmücken, Astenachtigall.

Böh.: Černohlávek; dän.: Sorthovedet-Sanger; engl.: Blackcap; holl.: Zwartkopf; frz.: Fauvette à tête noire; finn.: Mustapää-Kerttu; ital.: Capinera, Capinero, Capnigher, Capner, Bertagnouin, Capnaeghaer, Co-negher, Capnegro, Capnègher, Capnegar, Capnigher, Capneigher, Chepnègher, Caponero (♂), Ca-negro (♂), Caonera (♀), Caorosso (♀), Caponeri, Chaoneri, Capinér, Bouscarla testa negra, Testa negra, Bigiola, Testanera, Caponera gentile, Caponera d'edera, Capofoscola, Capofosca, Fucetola separola, Facedna capignera, Capi-niura (♂), Capi-gnora (♂), Falaetta de sepale (♀), Tabacosa (♀), Capufuscus, Bosfuscu, Capo fuscus granni, Testa niura (♂), Testa russa (♀), Conca de mora, Conca mora, Filomena (♂), Moschita (♀), Bequafie rasa seuda; croat.: Crnoglava grmuša; lett.: Kaukis; norweg.: Munk; poln.: Pokrzywka czarnogłówka; portug.: Tutinegra, Tonta-negra, Tutinegra real; russ.: Tscher-nogolowka, Tscher-noschljapka; schwed.: Svar-thuoad Sångare; span.: Picafigo de cabeza negra, Curita, Sombriterillo, Pinzoleta, Carbonera, Tayarol de cap negre; ungar.: barátka Zenér.

Der Mönch kommt durch ganz Europa mit Ausnahme der nördlichsten Theile von Scandinavien und Russland, in der Ebene und im Gebirge vor. Er findet sich als Brutvogel in England, Frankreich, Spanien und Portugal, in Holland, Belgien, Dänemark, Skandinavien bis 66° Grad nördlich, Deutschland, Österreich-Ungarn, Schweiz und Italien, Russland, an der Dwina bis 62° nördlich, am Ural bis 57° nördlich, südlich bis zum Schwarzen Meere, auf der Balkanhalbinsel, außerordentlich in den Cap-Verdi'schen Inseln, den Kanarischen Inseln, Madeira und den Azoren, Nordwestafrika, den sämtlichen Mittelmeerinselfeln, Kleinasien, Palästina, Kaukasus und Westpersien. Nur in den südliehen Ländern scheint er Standvogel zu sein, übrigens zieht er, wenn auch spät im Herbst fort (in dem milden England sind einzelne Bögel auch im Winter erlegt worden), in Egypten, Nubien, Abyssinien ist er nur Wintervogel, ebenso am Senegal und Gambia.

Auf den Azoren und Madeira wird eine eigenthümliche Varietät des Mönches gefunden, bei der das Schwarz sich bis tief auf den Rachen, zuweilen sogar bis zu den Schultern und der Brust ausdehnt, sie wurde von Jardine als Currucæ Heinekeni beschrieben, ist aber nur als ein partieller Melanismus anzusehen.

Totallänge . . . . . 15·1 cm

Flügellänge . . . . . 7·3 "

Schwanzlänge . . . . . 6·2 "

Schnabel . . . . . 1·08 "

Tarsus . . . . . 2·0 "

(Altes ♂ vom 20. Juni, Braunschweig, Mus. brunsvicense.)

Der Schnabel ist kurz und kräftig, mit scharfer Firste und abgerundetem flachen Rieke, die Kiefer schneiden etwas eingezogen, vor der überragenden Spize des Ober schnabel einen feichten kerbtartigen Einschnitt; von der breiten Basis an, die eine flache Zusammen drückung von oben nach unten zeigt, ist der Schnabel gleichmäßig zugespielt.

Die Flügel sind stumpf zugespielt, die 3. und 4. bilden die Flügelspitze, die 2. Schwinge ist auf der Innenseite, die 3. und 4. auf der Außenseite bogig eingeschnürt.  $3 > 4 > 5 > 2 > 6 > \dots 10 > M > H > 1 > v$ . Die Flügel reichen in der Ruhe fast bis zur Hälfte des Schwanzes hinab. Der Schwanz ist ziemlich gerade abgestutzt.

Die Füße sind verhältnismäßig groß und kräftig, die Krallen mittlerer Größe, flach gekrümmt, ziemlich spitz.

Altes Männchen. Die ganze Kopfplatte ist dunkel samtschwarz, die übrige Oberseite grau mit einem leichten olivenbraungrauen Anfluge am Rücken, die ganze Unterseite trüb grauweißlich, an den Seiten allmählich in die Rückenfarbe übergehend. Schwingen und Schwanzfedern grauschwarzbraun, die unteren Flügeldeckfedern gelblich weiß mit Grau gemischt.

(Nach einem alten, oben gemessenen ♂ von Braunschweig, Exemplare aus Smyrna und Lentoran sind nicht davon zu unterscheiden.)

Jüngere Männchen nach der ersten Herbstmauer haben am Unterleibe noch etwas gelblichen Anflug und zeigen überhaupt dunkleres Gefieder als die alten Männchen im Frühjahr; dann sieht man an den schwarzen Federn der Kopfplatte, namentlich an der Stirn seine rostbraune Ränder.

Altes Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen durch die bräunliche Kopfplatte, die Oberseite ist mehr grünlich-braungrau und die Unterseite an der Brust stärker bräunlich-gelblich angeflogen, übrigens gleichen sie sich ganz im Gefieder. Auf auffallenderweise sind die Weibchen meistens größer als die Männchen.

Junge Bögel vor der ersten Mauer sehen dem alten Weibchen ziemlich ähnlich, nur ist der Rücken mehr braungrau, grünlich angeflogen und die Unterseite schmutzig-grauweiß, an den Seiten gelblich-olivengrau überlaufen, dann ist die Kopfplatte schmutzig röthlichbraun, beim Weibchen noch weniger hervorstehend als beim Männchen, meistens fast in die bräunliche Rückenfarbe übergehend.

Der Schnabel ist braunschwarz, an der Wurzel des Unterkiefers und den Kiefer schneiden lichtbleifarben. Die Iris ist dunkelbraun und hat einen Durchmesser von 4 mm. Die Füße sind lichtbleifarben, die Krallen an der Spitze schwärzlich. Bei den jungen Bögeln sind die Füße hellbläulichgrau gefärbt.

(Nach 7 Exemplaren aus der Braunschweiger Gegend, 1 aus Smyrna und 1 aus Tiflis, im Museum brunsv. und meiner Sammlung.)

Das Gelege besteht in der Regel aus 5 oder 6 Eiern, nur wenn die Brut zerstört wird und das Weibchen rasch nachlegt, oder bei jungen Weibchen findet man nur 4, in äußerst seltenen Fällen nur 3 Eier. Die Eier sind

meistens eisförmig, zuweilen kurz oval. Der Längsdurchmesser beträgt durchschnittlich 18-8 mm, der Querdurchmesser durchschnittlich 14-4 mm, die Doppelhöhe 8-6 mm. In der Färbung zeigen die Gelege sehr große Verschiedenheiten. Die meisten Gelege zeigen schmutzig bräunlich-weiße Grundfarbe mit aschgrauen tieferliegenden und gelblich-bräunlichen, oberflächlicher gelegenen Flecken und vereinzelt dunkelbraunen Pünktchen; andere Gelege haben einen helleren bläulich-weißen Grundton, mit grauen und braunen Flecken; selten sind die schönen sog. „rötlichen“ Gelege mit braunrötlicher Grundfarbe mit verwischten dunkleren braunrötlichen Flecken und vereinzelten dunkelbraunen Pünktchen und Flecken. Von den Gartengrasmücken-Eiern sind sie in vielen Fällen gar nicht zu unterscheiden. Das Nest steht frei in einer Astgabel im Gebüsch, sehr häufig wenig versteckt, so daß man es sehr leicht finden kann. Meistens ist es etwas sorgfältiger als das der Grasnücke gebaut, aus trockenen Halmen und Stengeln mit etwas Nesselfasern und Spinnen- und Raupengewebe verbunden, innen mit feinen Hähnchen und einigen Pferdehaaren ausgelegt. Häufig findet man auch Nestter, zu denen grünes Erdmoos verwendet ist, diese sind viel dichter und fester.

Sehr häufig quartiert sich der Kuckuck in Mönchsnestern ein.

Die Brütungszeit dauert 14 Tage, das Männchen löst das Weibchen in der Regel in der Mittagszeit beim Brüten ab. Die Alten sind außerordentlich besorgt um ihre Brut, flattern ängstlich umher, wenn man sich dem Nestle mit Jungen nähert. Häufig habe ich gesehen, daß die Eltern das Nest förmlich verteidigen wollen und mit erhobenen Flügeln und weit geöffnetem Schnabel mit grimigem Geschrei dem vermeintlichen Nesträuber entgegenstürzen.

Der Mönch ist von den Sängern derjenige, der am längsten bei uns bleibt und am unermüdlichsten singt. Sie treffen in Mitteleuropa gegen Mitte April ein, indem sie in der Nacht und einzeln oder zu mehreren Individuen wandern. Das erste Gelege findet man zweite Woche Mai, das zweite Anfang Juli, vom Anfang September bis zweite Woche October ziehen sie wieder ab.

Der Mönch ist ein Vogel der mit dichtem Unterholz bewachsenen Laubwälder und der Gärten. Hier halten sie sich im Gebüsch und in den dichten Laubbäumen auf, mit Leichtigkeit und behende unbeholfen, selten lange stille sitzend. Sobald ihnen etwas Besonderes auffällt, sträuben sie die Kopffedern zu einem Kollen und zucken mit dem Schwanz. Sie fliegen, abgehoben von dem schnelleren, in regelmäßigen Schlangenlinien vor sich gehenden, Wandersfluge im Frühjahr und Herbst, nur auf kurze Strecken flatternd oder schüsweise.

Ihre Lockstimme ist ein tiefes schnalzendes „Tack, tac“ oder „Täck, täck“, ihr Warnungsruß ein scharrendes „Raahrr“ oder „Scharrr“, ihr Angstruf ein eigenthümliches Quälen. „Pibü, pibübü“ erschallt in möglichst rauster Tonart, wenn ein Gatte den anderen ruft, „Schäed, schädädäd“, wenn die ausgezogenen

Jungen nach den säuternden Eltern verlangen. Das Männchen zeichnet sich durch einen wunderbar schönen, reinen, lauten, flötenartigen Gesang aus, der mit einem Piano beginnt, dem ein lautes, wie eine Fanfare klingendes Forte folgt. Sofort nach der Ankunft lassen sie ihr Lied erschallen, das von Tag zu Tag besser klingt und erst mit Beginn der Mausen im August verstummt. Im Herbst hört man die jungen Männchen meist den Gesang üben, aber ganz leise und stumpfhaft. Wie bei den Nachtgallen gibt es gute und schlechte Sänger, die schönen Sänger hörte ich immer in der Nähe der Städte in den Gärten, weniger schöne in den Wäldern.

Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus allerlei Insecten, Raupen, Käfern, Fliegen, Mücken u. s. w., später im Jahre, wenn die Beeren reifen, fressen sie diese, wie z. B. Kirschen, Himbeeren, Johannisbeeren u. s. w. mit Vorliebe.

Sie sind so zutraulich, daß man sie außerordentlich leicht schließen kann. In Fällen aller Art lassen sie sich auch bequem fangen. Im Herbst gehen viele in die Dohnensteige und werden hier unabsichtlich in den Schlingen gefangen.

Die Kästen vernichten in den Gärten viele Bruten, ebenso Wiesel, Marder und Füchse im Walde.

Durch das Vernichten vieler schädlicher Insecten sind sie unbedingt nützlich, an den Kirschbäumen thun sie Schaden und sind durch aufgestellte Vogelscheiben in keiner Weise zu verjagen.

Als Stubenvogel werden sie mit Vorliebe gehalten, die alt gesangenen sind leicht zu zähmen, noch zutraulicher werden aber die jung aufgezogenen. Andere Vögel lernen sie nachahmen und pfeifen auch vorgepfeifte Melodien nach. Einzelne sollen sich 12—16 Jahre in der Gesangenschaft gehalten haben. R. Bl.

**Grasnützung.** Dieselbe besteht in der Gewinnung der im Walde vorkommenden Futterkräuter und erfolgt entweder durch das Ausrupfen mit der Hand oder durch Abschneiden mit der Sichel. Die erste Art der Grasgewinnung wird im Allgemeinen als eine unschädliche betrachtet, ist aber im ausgedehnten Maße praktisch undurchführbar, weil sich die Arbeiter in kurzer Zeit die Hände wund schneiden. Auf trockenem, humusarmem Boden muß jedoch die Grasnützung unterbleiben, während sie in frischen und kräftigen Böden nicht allein ansehnliche Erträge gewährt, sondern auch unter gewissen Verhältnissen sogar den wohlthätigsten Culturmäznahmen beizutragen scheint.

Dagegen ist die Gewinnung von Futterlaub unter allen Verhältnissen von fühlbarem Nachtheil für die Waldbestände. Die Gewinnung erfolgt entweder durch Abstreifen des Laubes mit der Hand oder häufiger durch das Abschneiden der Zweige, die dann an lustigen, überdachten Orten getrocknet werden. Man rechnet den Futterwerth von 125 kg Laubsutter ohne Äste gleich 100 kg mittelguten Henes, während in den Zweigbüscheln bei der Eiche

40%, bei der Sahlweide ca. 60% genießbare Futtertheile enthalten sind.

**Gras.**, s. *Aststreu*. Mcht.

**Grasset**, s. *Aststreu*. Mcht.

**Grastreu** und *Aststreu*, s. *Waldstreu*. Fr.

**Grastritt**, der, s. v. w. *Grässlein*, *Abtritt*, s. d. *Martin*, *Methodus*, 1731, qu. 10. E. v. D. **Gratbalken**, sind Balken, die auf die Umfangswände nicht senkrecht, sondern in schräger Richtung trecken (s. *Gebälf*). Fr.

**Grath**, ist die Durchschniedungslinie zweier Dachflächen, s. *Dachausmittlung*. Fr.

**Gratiolkin**, C<sub>20</sub>H<sub>34</sub>O<sub>7</sub>, im Kraut von *Gratiola officinalis*, seine schwach riechende, stark bitter schmeckende Nadeln. v. Gn.

**Grau**, Wilhelm Heinrich Adolf, geboren 25. December 1794 in Melgershausen (Kurhessen), gest. 10. October 1857 in Melsungen, lernte das Forstwesen praktisch bei seinem Vater und besuchte hierauf die Universität Marburg sowie die Forstlehranstalt Fulda. Im Jahre 1814 trat er in das Gardejägerbataillon ein, machte beide Feldzüge nach Frankreich mit, wurde 1821 zur Reserve versetzt, aber erst 1822 vom Militär verabschiedet, worauf seine Anstellung als reitender Förster in Melgershausen erfolgte. Im Jahre 1823 befam er den Auftrag, die Abschätzung mehrerer Forste in Böhmen auszuführen und wurde Ende 1824 unter Beibehaltung seiner Revierverwaltung zum Lehrer an der kurhessischen Forstlehranstalt zu Melsungen ernannt. 1841 rückte er zum zweiten Brigadiersrörer der Oberförsterei Melgershausen auf, 1844 erhielt er an deren Stelle die Oberförsterei Melsungen und avancierte im Februar 1852 unter Erhebung von seiner Lehrerfunktion zum Forstinspector der Inspection Söhre.

Er war sowohl umsichtiger praktischer Forstwirt als auch tüchtiger Lehrer auf dem Gebiete des Waldbaues, der Forsttaxation und Geschäftsfunde. Seine Verdienste um die hessischen Markwaldungen (Halbengebrauchswaldungen) wurden 1843 von Seiten der betreffenden Märkerchaften durch Überreichung eines silbernen Portales anerkannt. Schw.

**Grauammer**, *Miliaria europaea*, Swainson, *Classif. of B. II.*, p. 290 (1837); *Emberiza miliaria*, Linn. *Syst. Nat. I.*, p. 308 (1766); *Fringilla procer*, P. L. S. Müll. *Syst. Nat. Suppl.*, p. 164 (1776); *Miliaria septentrionalis*, Chr. L. Brehm, *Bögel Deutschl.*, p. 291 (1831); *Miliaria germanica*, idem, ibidem, p. 292; *Miliaria peregrina*, idem, ibidem; *Cynchromus miliaria*, Bonap. *Comp. List. B. Eur. u. N. Am.*, p. 33 (1838); *Spiens miliarius*, Gray. *List of Gen. of B. II.*, p. 61 (1841); *Cryptophaga miliaria*, Cab. *Mus. Hein. Th. I.*, p. 127 (1850); *Citrinella miliaria*, Gray. *Handb. of B. II.*, p. 113 (1870).

Abbildungen: 1. Vogel. Naumann, *Bögel Deutschlands*, T. 101; Dresser, *Birds of Eur.*, Vol. IV., p. 208. — 2. Eier. Bädeker, *Die Eier der europ. Bögel*, T. 3 Nr. 3; Thienemann, *Abbildungen von Vogeleiern*, T. XXXIII, Nr. 8, a—e; Seebohm, *A History of British birds*, vol. II., pl. 13.

Grauer Ammer, gemeiner oder großer Ammer, großer grauer Ammer, großer lerchen-

farbener Ammer, grauer Emmerich, weißer Emmerich oder Emmerling, Orlolan, grauer Orlolan, Winterortolan, Gerstammer, Gerstammer, Gersthauner, Gerstling, Geritvogel, Gergvogel, Hirsenammer, Wiesenammer, Winterammer, welscher Goldammer, doppelter Grünschling, doppelter Gilberich, Bräbler, Knipper, Knust, Knitschnipper, Strumpfweber, Kornlerche, Baumlerche.

Böh.: Propáska; dän.: Kornlaerke, Bomlaerke, Knijtte, Stritte; engl.: Corn-Bunting, Bunting-Lark; gälysh: Golabhighean; franz.: le Proyer; holländ.: de graue Gors; italien.: Strillozzo, Strillozza maggiore, Braviere, Petrone, Predicatour, Ambroun, Tupin, Cantaris, Ourgai, Miardoun, Cantabari, Pradér, Pradirò, Pradireu, Mâchet, Prioun, Pravòn, Prion, Predér, Spatzón, Prädär, Petròn, Ptraun, Stardau, Brustolon, Petàsso, Petàzzo, Petàz, Petonzo, Petàs, Sdarnàli, Sdrunàli, Pucinarili, Pionzóm, Smeardóm, Pitabla, Sciatarrón, Stiattardo, Stiattajone, Lodola maschio, Spicchierone, Schiozzo, Sbraviere, Strillo, Strigliozzo, Striglio, Cicerone, Struacchio, Cicirone, Frusone, Ciciruni, Ciceruni, Zizinon, Cicciallu, Orgiali, Orgiali de denti, Cincirri a dentes, Macottu, Strilozzu, Dentice, Durraisa; croat.: Strnad paticork; poln.: Póswierka potrzeszcz; portug.: Passarinho trigueiro, Tem-ti-na-raiz, Trigueirão, Chichorro; russ.: Prosjanka; schwed.: Kornsparf; span.: Triguero, Ave tonta, Gorrión triguero, Chuixirell, Durdulla, Cruxidell, Crosidé; ungar.: Kölesi Sármány.

Der Grau- oder Gerstammer bewohnt den südwestlichen Theil der paläarktischen Region, England, Frankreich, Spanien und Portugal, Kanaren und Nordwestafrika, Belgien, Holland, Dänemark, die südlicheren Theile von Schweden und Norwegen, Deutschland, Österreich, Italien, Russland, von Riga, Moskau und dem Ural ab südlich, Kasakas, Westturkestan, Nordpersien, Kleinasien und Palästina. In allen genannten Ländern brütet er nur an geeigneten Stellen, in den großen Ebenen in Getreidefeldern und Wiesen; aus den nördlichsten Theilen seines Verbreitungsgebietes und auch aus Zentraleuropa ziehen einige im Winter nach dem Süden, die Mehrzahl sind Standvögel, sämtliche Vögel in den südlicheren Ländern bleiben im Winter. In Egypten und Arabien wurde er nur im Winter beobachtet, wohl Vögel, die aus nördlicheren Ländern hergezogen waren.

In Deutschland ist er durchaus nicht allgemein verbreitet, er gehört zu denjenigen Vögeln, die bei zunehmender Ackerultur in der Ausbreitung begriffen sind, so war er z. B. bei Braunschweig früher ziemlich selten, während er jetzt zu den häufigsten Feld- und Wiesenbewohnern zählt.

Totallänge . . . . . 19·6 cm

Flügellänge . . . . . 9·7 "

Schwanzlänge . . . . . 8·1 "

Schnabel . . . . . 1·2 "

Tarsus . . . . . 2·3 "

(Altes ♂ von Braunschweig, 28. December 1887 aus meiner Sammlung.)

Der Schnabel ist groß und stark, an Firste und Kiel nach der Spitze zu gekrümt, der Rücken über den Nasenlöchern etwas aufgerichtet, der Gaumenhöcker sehr stark vorspringend, die Schneiden namentlich am Oberkiefer sehr stark eingezogen.

Die Flügel sind kurz abgeflumpt, die 1., 2., 3. und 4. Schwinge bilden die Flügelspitze, die 2., 3. und 4 sind auf der Außenfahne sonst bogig eingeschnürt  $2 \geqslant 1 = 3 > 4 > H > 5 > \dots > M > 1$ . Die Flügel reichen in der Ruhe kaum bis zur Hälfte des Schwanzes hinab. Der Schwanz ist in der Mitte ausgeschnitten.

Die Füße sind niedrig und stark, die Krallen flach gebogen, an der Hinterzehe fast doppelt so stark gefornnt als an den übrigen, unten zweischneidig, scharf zugespitzt.

Altes Männchen. Die ganze Oberseite ist graubräunlich mit schwarzen Schafstrichen der einzelnen Federn verziert, die im Nacken und am Bürgel am undeutlichsten sind, die Unterseite ist gelblichweiß, am Kopfe, Schenkeln und in der Alstergegend stärker rostgelblich, außer am Kinn, Mitte der Unterbrust und in der Alstergegend mit schönen braunen dreieckigen Schafsflecken und Schafstrichen versehen. Schwingen mattbraun-schwarz, mit helleren Säumen der Außenfahne, an den Hinterflügeln und an den großen Deckfedern mit breiten hellbraunlichen Rändern. Schwanzfedern schwärzlich braun. Schwingen und Schwanzfedern auf der Unterseite lichtgrün, die unteren Flügelfedern gelblichweiß mit braungrau gemischt.

Altes Weibchen ist etwas kleiner, aber abgesehen von einem etwas dunkleren Scheine im Gefieder nicht vom Männchen zu unterscheiden.

Junge Vögel vor der ersten Wanzer sind auf der Oberseite brauner, stärker und dunkler gefleckt, unten namentlich in der Alstergegend schön rostgelb angestogen,

Der Schnabel ist hellgelb, im Herbste mit etwas röthlichem Scheine, auf der Firste horngrau, nach der Spitze zu braunschwarz. Die Iris ist im Alter dunkelbraun, in der Jugend lichtbraun und hat einen Durchmesser von  $4\frac{1}{2}$  bis 5 mm. Die Füße sind röthlichgelb, an den Zehen ins Braune, an den Krallen ins Dunkelbraune übergehend.

(Nach 5 Exemplaren aus der Braunschweiger Gegend, davon 3 aus dem Mus. brunsv. und 2 aus meiner Sammlung.)

Das Gelege besteht in der Regel aus 3 bis 6 Eiern. Dieselben sind meistens von kurz-eiförmiger, seltener von kurz- oder längsovaler Gestalt. Der Längsdurchmesser beträgt durchschnittlich 23,3 mm, der Querdurchmesser 17,5 mm, die Doppfhöhe 10,0 mm. Die Eier sind auf röthlichgrauweißer oder schmutzig fleischfarbener Grundlage mit tieferliegenden mattröthlich-grauen Flecken und oberflächlichen röthlich braunen Flecken und dünnere und dickeren Kriechen und Schnörkeln verziert. Die Schale ist fast glanzlos, rauh, sehr feinförmig, mit zahlreichen Poren versehen. Das Nest steht an der Erde in einer kleinen Vertiefung zwischen Gras an Grabeurändern oder im Getreidefeld. Es ist bedeutend größer als das des Goldammers, außen aus grobem Materiale, Stroh-

halmen, Grashalmen, Blättern zusammengegestellt, innen im Napf mit seinen Halmen und Pferdehaaren ausgelegt. Die Brütungszeit dauert 14 Tage, das Männchen hilft dem Weibchen beim Brüten. Die Jungen verlassen das Nest bei der geringsten drohenden Gefahr, auch wenn sie noch nicht ganz flugfähig sind, und verborgen sich wie die jungen Lerchen im Grase. Zwei Brunten werden regelmäßig gemacht, häufig, wenn eine verloren geht, auch zu einer dritten geschritten, deren Junges man dann noch im August findet. Das erste Gelege ist Ende April zu beobachten.

Der Granammer ist ein träger, schwerfälliger Vogel, der sich hüpfend am Boden aufhält und dort seine Nahrung sucht. Im Fluge ähnelt er dem Sperling, er fliegt etwas schwerfällig, auf weiten Strecken in Bogenlinien ziemlich schnell, auf kürzeren Strecken mit schnurrend sich bewegenden Flügeln. Sein Volkston klingt wie „Knipps, Zicks“ und wird öfters rasch hinter einander ausgestoßen, wie „zitszitszitszits“ u. s. w. Bei drohender Gefahr warnen sie mit „sieh, sieh, sieh“. In der Brutzeit tönen sie sehr zärtlich mit „tict, tict“ oder „zwir, zwir“. Das Männchen singt ähnlich wie der Goldammer, aber nicht so tonreich. Man kann den Gesang wiedergeben mit den Lauten: „zitszitszitszitszitszitszits“. Dabei sieht der Vogel immer auf irgend einem erhabenen Punkte, am liebsten auf den Chausseebäumen oder den Telegraphendrähten, häufig von einem Punkte zum anderen fliegend und dabei singend, meistens aber stundenlang auf denselben Flecke seinen einotonigen Gesang unermüdlich mit angeblähtem Gefieder und aufgeblasener Kehle herklirrend.

Im Winter schaart er sich zu größeren Trünen, bisweilen zu vielen vielen Tausenden zusammen, offenbar sind in unserer Gegend darunter auch Vögel aus dem Norden, die hier den Winter zubringen.

Seine Nahrung besteht in Sämereien und Insekten. Mit Zweeten, Raupen u. werden auch die Jungen gefüttert. Diese werden von dem Raubjunge, namentlich den Wieseln vielfach aufgefressen, auch von den Weihen, Faltern und Habichten gegessen.

In der Regel ist der Granammer nicht sehr scheu und lässt sich leicht schießen. In allen Fällen ist er bequem zu fangen unter einem Siebe, in den sog. Lerchenachtgarnen, auf den Kükens- oder Ammerherden und mit Leinruthen. Das Fleisch schmeckt außerordentlich fein, auch lassen sich die lebenden Vögel sehr gut mästen, wie die Hortolane. Durch Verfolgen vieler den Feldfrüchten schädlicher Insekten ist er sehr nützlich, von Schaden kann bei ihm kaum die Rede sein, da er erst nach Überwinter der Felder die abgefallenen Samen aufsamt und verzehrt.

K. Bl.

**Granbutt.** s. Flinder.  
**Grangans.** die, Anser cinereus Meyer.  
*A. vulgaris.* A. ferus Bechst. A. sylvestris.  
*A. palustris.* Anas Anser. A. ferus Gmel.

Lin., Groy, Lig. Gooste Lath. Syn. Oie eendrée ou première Temm. Ungar.: szürke Lád; böhm.: Husa velká; poln.: Geś dzika; kroat.: Sina gžuk; ital.: Oca paglietana.

Wild-, Stamm-, März-, Schnee-, Hagel- und Hedgans, grane Gans, große graue Gans, deutsche Gans, nordische Graugans, große Graugans, große wilde Gans, wilde Gans mit graubraunen Federn, wilde gemeine Gans, heimische Gans.

**Beschreibung.** Die Graugans ähnelt an Gestalt und Größe von allen Wildgänsen am meisten unserer zahmen Haugänsen, wird von vielen Forschern sogar als der direkte Stamm unserer zahmen Haugänse angesehen. Thatsächlich haben sie eine große Zahl von Eigenheiten mit einander gemein, und wenn unsere Haugans weniger Beweglichkeit, Lebhaftigkeit sowie Fertigkeit und Ausdauer des Fluges besitzt, so entscheidet das gar nichts, da sie ja das alles sehr leicht durch die Domestification verloren haben kann, wie wir ähnliche Beispiel bei anderen domesticirten Vögeln und Thieren zur Genüge kennen. Zum mindesten ist es ein Zeichen sehr naher Verwandtschaft, dass sie sich nicht bloß leicht und fruchtbar paaren, sondern dass auch die Bastarde unter sich fortpflanzungsfähig sind und dabei nicht einmal eine nennenswerte Fruchtbarkeitsabnahme an den Tag legen, auch in der Größe kaum zu unterscheiden sind.

Der Kopf der Graugans ist beim Männchen braungrau, ober der Schnabelwurzel mit einem verwachsenen lichten Fleckchen, Wangen und Kehle schwach bräunlichgrau, auf dem Vorherhals gleich verwachsen, der rückseitige Theil des Halses wieder dunkler, in das Braungrau des Rückens übergehend. Die Flügelfedern sind fast rein aschgrau. Über Rücken- und Schulterfedern bilden die Federhäufchen hellere schmale Querbänder. Die mittleren Flügeldeckfedern, in fünf Querreihen gelegt, machen sich durch die weißgrauen Federkanten leicht bemerklich. Die Schwungfedern wechseln zwischen schwarz und schwarzbraun, haben grauweiße Ränder und weiße Schäfte.

Die Brust- und Bauchseiten sind dunkel fahlgrau, durch die helleren Federärmchen zierlich gewässert. In dem übrigen Gelblichgrau der Unterseite spärlich vereinzelt schwarze Federn hervor und lassen so diese Partie spärlich gefleckt erscheinen. Die hellaschgrau Farbe des Unterrücks geht rasch in das wie ein rein weißes Band sich abhebendes Schwanzdeckgefieder über; die unteren Schwanzdeckfedern sind ebenfalls weiß. Die schwarzgrauen Schwanzfedern mit dem weißen Spizentheile haben

weiße Seitenkanten, welche an den mittleren Federn am schmalsten sind und sich bei den folgenden Federpaaren links und rechts immer mehr verbreitern, so dass die letzten nur mehr einen dunklen Strich neben dem Schafte zeigen. Der Schnabel ist bläss fleischroth mit wachs-gelbem Nagel. Das Auge ist schön dunkelbraun mit nackten, schwach fleischröthlichen Augenlidern.

Der Lauf ist bläss fleischroth, nur ein kleiner Theil über der Ferse ganz nackt. Die Hinterzehe ist schwach entwickelt, um so stärker dagegen die Schwimmhäute der Ruder.

Das Weibchen ist dem Gantert zum Verwechseln ähnlich. Es hat im allgemeinen dieselbe Farbe, ist aber etwas kleiner, in seinem ganzen Bau schwärtiger, was besonders an Kopf, Schnabel und Hals leicht bemerkbar wird. Die Brust ist meist lichter gefärbt und die eingestreuten dunkleren Federn weit spärlicher, bei Jungen sogar gänzlich fehlend. Einen ganz bestimmten Aufschluss über das Geschlecht der Graugans gibt uns nur die anatomische Untersuchung derselben.

Das Jugendkleid kommt in der Färbung dem Alterskleide nahe, erscheint jedoch mehr düster, die Querreihen der Mantelfedern sind unregelmäßig und mehr verschwommen. Die Brust ist weiß, schwach grau gewölbt und durchaus ohne die bekannten dunklen Flecken. Der Schnabel ist schwach orangefarbig, das Auge ausdruckslos, graubraun, die federlosen Vider etwas ins Lichterglänzliche spielend. Nach dem äusseren Kleide sind die Jungen bezüglich des Geschlechtes absolut nicht zu unterscheiden und gibt hierüber nur die Anatomie sicherer Aufschluss.

Das erste Jugendkleid besteht aus weichen, nach außen sich in Haarsträhnen zertheilenden, am Körper pelzartig anliegenden Dünien. Die ganze Oberseite ist grünlichbraun, wie olivengrün überhaucht. Die Unterseite ist etwas lichter, lässt aber doch noch den grünlichen Ton etwas hervortreten. Diese Gefiederfarbe verliert sich indes sehr rasch und macht oberseits mehr einem grauen, unterseits mehr einem weißlichen Farbton Platz.

In Bezug auf die Größe kommt die Graugans unserer Haugäns am nächsten. Raummann führt für alte Männchen an: Länge 2' 10" bis 3'; Flügbreite 5' und 5'-8"; Flügel vom Bug bis zur Spitze 18-19"; Schwanz 6-7". Die alten Weibchen in der Länge 2' 6"-7"; Breite 4' 10" bis 5'. Schnabel 3".

Brehm sagt in seinem Thierleben: „Die Länge beträgt 98, die Breite 170, die Fittig-länge 47, die Schwanzlänge 16 cm.“

Meine Messungen an Exemplaren verschiedener Länder ergaben folgende Zahlen:

	Schweden		Großbritannien		Östsee		Nord-Russland		Kaspisches Meer		Bodensee	
	♂	♀	♂	♀	♂	♀	♂	♀	♂	♀	♂	♀
Totallänge . . .	985	800	970	780	980	800	890	785	960	890	950	800
Fittichlänge . . .	472	420	460	415	470	425	460	420	466	425	460	426
Schwanzlänge . . .	175	150	163	150	170	150	160	146	168	150	165	145
Schnabellänge . . .	70	63	68	60	63	60	63	60	61	60	64	62
Lauflänge . . .	95	90	92	88	92	89	90	86	94	90	92	90

### Verbreitung:

Die Graugans ist nicht eine Bewohnerin der arktischen Regionen, sondern sie zieht für ihr Brutgebiet einen mehr gemäßigten Erdgürtel vor. Ihr hauptsächlichstes Verbreitungsgebiet ist zwischen dem 45. und 67. Grade n. Br. zu suchen. Über diesen Gürtel hinans findet man sie wohl noch verbreitet, jedoch nur sporadisch und an nur ganz besondern zufälligen Stellen. In vereinzelten Paaren ist sie noch bis zum 70. Grade n. Br. zu finden und direkt dortselbst die höchste Verbreitungsgrenze zu suchen sein.

In Europa bewohnt sie den ganzen Küstenstrich und die Inselketten von Norwegen, sodann Schweden, Dänemark, mehrere Küstenstriche der Nord- und Ostsee und einen Theil von Großbritannien. Aber auch im Innern der genannten Länder ist sie überall anzutreffen, wie auch in einem großen Theile von Russland. In Asien verbreitet sie sich über den ganzen nördlichen Theil bis nach Sibirien, von wo sie im Herbst bis nach China und Indien wandert. In Deutschland ist sie als Brutvogel in vielen Theilen des Reiches constatirt, besonders in Preußen, Pommern und vereinzelt in Schlesien. In Österreich ist sie nicht als Brut-, sondern nur als Zugvogel zu betrachten.

Die Graugäse der nördlichen Brütegebiete verlassen dieselben schon früh im Herbst und wandern südwärts, gelangen nach Holland, Frankreich, Schweiz, breiten sich über alle Theile von Nord- und Mitteldeutschland hin aus, kommen sogar nach Italien, beinahe in alle Länder von Südeuropa, vielleicht sogar nach Afrika. In Russland bevölkert sie die Gegend des kaspischen Meeres in nicht unbeträchtlicher Anzahl. In Österreich wurde die Graugans während des Zuges schon wiederholt beobachtet. Aus Böhmen, obwohl sie dieses Land sicher besucht, fehlen genaue Nachrichten. In Mähren wird sie nach W. Capet und L. und W. Sprangl sowohl am Frühjahrs- als Herbstzuge im März und um Mitte Oktober beobachtet.

In Niederösterreich ist sie laut Nachrichten von Dr. J. Gannersdorfer in Mödling und Jos. Deschauer in Krems am Frühjahrs- und Herbstzuge bemerkt und erlegt worden. Baron Washington hat sie im Rainachthale in Steiermark erlegt. Nach P. Blasius Haas gehört die Graugans an den Turteltauben zu den selteneren Tergästen. In Kärnten ist sie schon in verschiedenen Theilen des Landes bemerkt, besonders am Tigringer-, Waidmannsdorfer- und Maria Saaler-Moos, vereinzelt auch im oberen Gailthale, und steht ein Exemplar unter dem Namen Anser ferus im Landesmuseum in Klagenfurt. Aus Schneeberg in Krain berichtet Th. Wokral im ornith. Jahresberichte: „Kommt im Winter manchmal zu 20–30 Stück am Zirknitzer See vor. Am Oberbache, vis-à-vis dem Dorfe Radles, habe ich einmal eine einzelne Graugans auf Augenhöhe gesehen.“ In Dalmatien kommt sie nach G. Kolombatovic in frostigen Wintern häufig, in milden dagegen seltener vor.

Aus Ungarn und Kroatien liegen wenig Nachrichten vor, doch habe ich sie schon selbst in verschiedenen Theilen beider Länder beobachtet und erlegt. Über Siebenbürgen liegt eine Notiz des Joh. v. Csatu aus Nagy-Enyed vor. Der selbe schreibt der „Zeitschrift für die gesammte Ornithologie“ über die Graugans: „Stetter sah zwei Stück in Dură, wohin sie zum Verkaufe gebracht wurden. Auf dem Zuge wird sie besonders das Marosthal öfters besuchen, es gehört aber zu den Seltenheiten, wenn ein Stück erlegt wird, und auch dieses wird von dem glücklichen Schützen verspielt oder zu diesem Zwecke verkauft.“ In der Herzegovina ist die Graugans verbürgt Nachrichten zufolge gerade nicht zu den besondern Seltenheiten zu zählen, was auch wahrscheinlich ist.

### Fortpflanzung und Lebensweise.

Die Graugans ist entschieden nicht zu den Meergänen zu zählen. Ihr eigentliches und liebstes Aufenthaltsgebiet ist das in der Nähe von Süßwässern gelegene Festland oder zu gewissen Zeiten das undurchdringliche Rohrdickicht der Binnenseen und Flussniedernungen.

Wie bereits früher angedeutet, verlebt die Wild- oder Graugans die strengen Wintermonate in südliecheren Breiten, u. zw. zumeist in einzelnen Familien gruppiert, seltener, natürlich außer der Zugzeit, zu kleinen Scharen vereint. Das Leben in großer Gesellschaft und für lange Zeit liebt die Graugans nicht, was theils aus dem engen Zusammenhalten der Familien, theils aus der für große Scharen erschwerten Nahrungssuche resultieren mag. Vielleicht sprechen auch die günstigeren Chancen für die eigene Sicherheit ein Wörtchen mit, da sich auch in dieser Hinsicht eine vereinzelte Familie leichter durchschlägt als eine lärnende, überall leichten bemerkbare Schar.

Sobald sich der Frühling mit seinen sanfteren Lüften bemerkbar zu machen beginnt, erwacht bei der Graugans auch sofort der Wandertrieb, mit dem sich nahezu gleichzeitig auch jener der Paarung bemerkbar lässt. Eine leicht bemerkbare Unruhe bemächtigt sich der noch vor kurzer Zeit so enge in sich abgeschlossenen Familie. Den Reigen eröffnet der alte Gansert, indem er sich halb aus dem Wasser erhebt, seine Flügel gleich Segeln ausspannt, bald sich zu einem schwach kreisenden Fluge erhebt, bald in gravitatischer Stellung um seine alte Gans herumsegelt und ihr unter allerlei oft sehr poserischen Geberden zu verstehen gibt, daß die allbelebende Frühlingszeit auch in seinem kleinen Herzen schon ihren Einzug genommen habe. Die Beobachtung, daß sich das Männchen stets wieder an sein vorjähriges Weibchen anschließt, abermals dessen Gunst zu erwerben trachtet, ist eine so vielfach gemachte, daß man nicht ohne Grund annehmen zu dürfen glaubt, daß die einmal eingegangene Ehe zeitlebens erhalten bleibe. Wird jedoch ein Ehegatte erlegt oder vernünftigt er auf irgend eine Weise, so bekleidet sich der überlebende Theil durchaus nicht eines trauernden Witwendthums, sondern ist gewöhnlich schon am zweiten, längstens am vierten Tage wieder gepaart und gibt sich ganz munter

den Freunden des neuen Cheldebens hin. Während die ersten Zeichen der beginnenden Paarung sich bemerkbar machen, beginnt auch manchmal schon der Zug nach Norden zu ihren alten Brüteplätzen, wo sie bei normalem Frühlingswetter schon Ende März anlangen. Ungünstige Winde, anhaltende Nordstürme oder späte, starke Schneefälle veranlassen nicht selten eine ein- oder mehrtägige Ruhepause, wobei es nicht selten vorkommt, daß sie sich in Gegenen niederlassen, in denen sie nicht alljährlich bemerkt werden. Die Alten füllen diese unfreiwillingen Ruhepausen mit Liebeständeleien aus, worin sie bald auch die junge Generation getreulich zu copieren beginnt, doch tragen diese ersten Äußerungen mehr den Charakter harmlosen Spieles als jenen einer ernsten Werbung.

An den Brüteplätzen angekommen, scheint es die erste Aufgabe zu sein, dieselben einer genauen Prüfung zu unterziehen, ob und inwieweit an denselben Veränderung vorgegangen sei. Wird eine solche bemerkt, so stecken sie die Köpfe zusammen, gacken und schnattern, als wollten sie sich gegenseitig ihre Ansichten mittheilen. Nur sehr bedeutende, entweder die Sicherheit oder die Ablung bedrohende Veränderungen vermögen sie indes zu veranlassen, den sichtlich lieb gewonnenen Brutplatz mit einem neuen, fremden zu vertauschen. Geht es halbwegs an, so fügen sie sich ins Unvermeidliche.

Wenn die alten Paare bereits allen Ernstes daran gehen, ihre Nistplätze aufzusuchen, dann kommt auch bei den Jungen der Paarungstrieb vollends zum Durchbruche. Viele haben sich wohl schon unterwegs gepaart, aber noch immer zeigen sich ihrer Viele, die noch allein und verwaist zwischen den einzelnen Paaren hin- und widerstreichen, damit mit einem eigens modifizierten Schreien ihr unfreiwillinges Junggesellenhumor verhindern. Junge Männchen sind sehr hitzig, werfen sich mitunter sogar zwischen die bereits vereinigten Paare, um sich im Kampfe eine Gesponsum zu erringen. In diesem Punkte sind aber die angepaarten Männchen nicht sonderlich tolerant, vielmehr sofort bereit, ihr errungenes Recht hitzig zu vertheidigen. Zischend, mit den Flügeln schlagend, fahren die Männchen zusammen, patzchen aneinander und suchen sich gegenseitig am Halse mit den weitgeöffneten Schnäbeln zu erfassen. Dieses beständige Hin- und Herschwanken der Köpfe, das plumpen Zischen, Schreien und Zischen gewährt kein sonderliches Schauspiel, da es sich dummi und plump ansieht. Ist es dem einen der Männchen gelungen, seinen Gegner fest am Halse zu fassen, so wird derselbe niedergezogen, worauf er sich zu entziehen sucht und meistens ohne langes Bedenken die Flucht ergreift. Das Weibchen sieht einem solchen Kampfe jcheinbar ruhig zu, höchstens daß es ab und zu dazwischen schreit. Sind ihrer mehrere in der Nähe, so lassen sie sich das Schauspiel nicht entgehen, kommen mit langgestreckten Hälzen herbei, stecken verständnisinnig die Köpfe zusammen und schreien, wenn entweder recht hitzig gezeigt wird, oder wenn beide Kämpfer ermüdet einige Secunden innehalten. Ist der Kampf entschieden,

so geht die schaulustige Versammlung wieder schmatzend aneinander.

Die Männchen watscheln hinter ihren Gattinnen her, dieselben eifersüchtig hütend, wozu sie vielleicht auch ihren Grund haben mögen. Zur Probe stieg ich einmal ein Männchen ab, das mit seiner Gattin bereits einen ganz abgesonderten Brutplatz bezogen hatte. Am zweiten Tage schon schenkte die Gans einem Junggesellen ihre ungeheilte Gunst. Am vierten Tage ließ ich das Männchen wieder frei. Daselbe kam raschen Fluges dem Brutplatz zu. Als es einen Nebenbüchler bemerkte, erhob es ein wildes Geschrei, das in ein halb ersticktes überging. Mit einer wahren Wuth fielen die zwei Männchen über einander her. Wohl eine halbe Stunde lang rissen, zerrten und zischen sie, bis endlich das erste Männchen, das ich zur Beobachtung an den Deckfelsen gezeichnet hatte, die Oberhand behielt. Als nach entschiedenem Siege der alte Gemahl mit gehobenen Flügeln nahte, war sie eben auch wieder ganz bereitwillig zur Erfüllung seiner Wünsche. Ich habe nachträglich diese Beobachtung öfter angestellt, immer mit fast denselben Resultaten.

Da sich unter diesen Gänsen durchschnittlich mehr Männchen als Weibchen finden, so müssen einzelne davon ungepaart bleiben. Diese bewundern bis zum Beginn der Brutzeit eine ganze Gegend, schlagen sich dann aber bei nächstbester Gelegenheit zu einer Schar von Haugänen, bei denen sie meist williges Gewähr finden, tagelang dabei weilen, sie am Abend nicht selten bis in die unmittelbare Nähe der Dörfer begleiten, mithin ziemlich keck werden. Wird so ein Verhältnis nicht gestört, so wird durch mehrere Tage hindurch das Männchen seine Halbin auf dem nämlichen Platze erwarten, wo es sich abends zuvor von ihr getrennt hatte. Einer Treue besiegen sie sich indes nicht, denn ich war selbt Augenzeuge, daß so ein Männchen in einer kurzen Zeit vier verschiedene Gänse nacheinander trat.

Zur Anlage des Nestes wählt die Graugans gerne schilfreiche Ufer oder Teichränder, erhobene trockne Stellen in einem Sumpfe, im Nothfalle bequemt sie sich sogar, ihr Nest auf einer alten Kopfweide oder einer recht struppigen Erle anzulegen. Während der Suche des Nistplatzes ist das Männchen beständig beim Weibchen, leistet ihm auch Gesellschaft während des Balzes, läßt sich aber nicht dazu verhei, selbst mitzuhelfen. Seine einzige Aufgabe erblidt es in der Wache, und diese hält es in der umsichtigsten Weise.

Das Nest wird aus Rohr, Schilf und verschiedenen Gräsern sehr primitiv zusammengeschichtet, inwendig wohl auch etwas zarter ausgeslochten und dann mit den eigenen Federn gepolstert. Das Gelege, das gewöhnlich in der zweiten Hälfte März oder doch zu Anfang April fertig zu sein pflegt, besteht aus 3–7, bei Alten 7–10, selten mehr, weißen, leicht grünlich überstrogenen Eiern, welche auch hinsichtlich der Größe denen der Haugäne ganz gleich kommen.

Das Gelege wird rasch nach einander vollständig, und gleich nach der Ablegung des

lechten Eies beginnt auch die Bebrütung. Dieselbe dauert 28 Tage. Während dieser Zeit sitzt das Weibchen ziemlich fest, verlässt die Eier nur einmal im Tage, um die nötige Nahrung zu suchen, bedeckt aber vorher gar förmlich die Eier, um sie vor zu rascher Abkühlung, Feinden u. s. w. zu bewahren. Das Männchen nimmt an dem Brutgeschäfte nur insofern Antheil, dass es die meiste Zeit in der Nähe des Nestes weilt, nach allen Seiten scharfes Auge hält und sein Weibchen von jeder Gefahr treulich avisiert, aber selbst auch sofort auf die Sicherheit bedacht ist und davonliegt, bevor sich das Weibchen vom Neste erhoben hat. Es ist demnach wohl ein sehr ausmerksamer, aber auch sehr seiger Beschützer. Naht ein kleines Wiesel dem Neste, so erhebt es einen Heidenlärm, aber es fällt ihm nicht im mindesten ein, etwa fliegend oder sonstwie nach dem kleinen Störenfried zu stoßen. Das Weibchen weiß aber auch den Värm des Männchens ziemlich richtig zu taxieren und verlässt lange nicht jedesmal das Neste, wenn sein Wächter eine Gefahr verkündet. Übrigens ist der Warnungsruf auch nicht immer gleich dringend.

Wenn die Jungen ausgewachsen sind, werden sie nicht sogleich, wie manche andere Schwimmvögel, ins Wasser geführt, sondern vielmehr den ersten Tag fürsorglich im Neste zusammengehalten, so dass sie vollständig abtrocknen können. Erst am nächsten Tage werden sie dann an Stellen geführt, wo mehr seichtes, ruhiges Wasser mit zarten Wasserpflanzen und jungen Grasspitzen abwechselt. Die Jungen fangen gleich an, an denselben zu zupfen, nehmen also schon vom Anfang an die Nahrung ohne weitere mütterliche Hilfe selbst auf. Allmählich gewöhnen sie sich auch an etwas festere Nahrung, bis sie hierin den Alten vollständig gleichkommen.

Die Hauptnahrung besteht in Kleimen, Pflanzenspitzen, allerlei Wasserpflanzen, saftigen Blättern, knolligen oder weichen Wurzeln, sie verschmähen aber auch die verschiedenen Getreidearten nicht. In einem Acker halten sie besonders unter den noch milchigen Weizenköpfen eine ordentliche Razzia, wenn sie daselbst ungestört ihrem Gelüste fröhnen können. Die scharfen Kanten und Zähnchen des Schnabelrandes lassen sie selbst ziemlich derbe Grasarten ohne Schwierigkeiten bewältigen. Zwischen der Nahrung wird auch viel Sand in den Magen aufgenommen; derselbe ist zur Verdauung nothwendig und geht, fein zugeschliffen, von Zeit zu Zeit wieder ab.

Zu den ersten vierzehn Tagen fehrt das alte Paar jeden Abend zum Neste zurück und die Jungen verkrümeln sich unter die ausgebreiteten Flügel der Gans, während der Gans fertwo in der Nähe ein trockenes Plätzchen für seine Nachtruhe aufsucht. Sind dann die Jungen hinreichend erstaart und mit einem dichteren Federkleide angethan, so setzen sie sich neben die Alten auf die niedergedrückten Rohrstengel oder andere trockene Stellen.

Mit den ersten Morgenstunden begibt sich die Familie auf die gewohnten Nahrungsplätze,

voraus die nach allen Seiten sichernde Gans; diefer folgen die Jungen und das Männchen macht den Schluss. Die Vorsicht und Wahrschauungsgabe der beiden Alten ist eine ungemein scharfe, selten entgeht ihnen etwas, das nur entfernt einer Gefahr gleichsehen könnte. Mit schriller Ruhe erkönnt die Warnung, und die ganze Familie trachtet, möglich rasch das Wasser zu erreichen, falls hiezu halbwegs eine Aussicht vorhanden ist. Kann dies nicht geschehen, so erschallt der Warnungsruf noch ein dringlicher, worauf sich die Jungen zu vertreten suchen, worin sie eine ziemliche Fertigkeit erlangen, besonders an Plätzen, welche einem schwitzenden Wasser ferne liegen. Das Männchen verlässt sofort bei drohender Gefahr unter vielem Lärm die Familie, während das Weibchen unruhig hin- und herflattert, sich endlich auch in die Höhe erhebt, der bedrohten Familie aber doch immer nahe bleibt. An solchen Brüteplätzen oder Nahrungsstellen, wo sich öfter Menschen zeigen, wissen die Alten in kurzer Zeit die Ungefährlichen von den Gefährlichen ganz prächtig zu unterscheiden, lassen einen Bauer ganz ruhig vorbeitrotten, während sie vor dem Jäger schon in großer Entfernung aufführen. Auch vor Hunden scheuen sie sich weniger, wenn sie dieselben öfter sehen. So war ich mehr als einmal Zeuge, wie das Weibchen die herumvagierenden Bauernköter mutig attaquierte und auch glücklich in die Flucht schlug. Nach einer solchen Heldenhat erhab es dann ein hellklingendes Krakafak, kakafak, kakakaah, woran das zuerst geflüchtete Männchen ebenfalls schnatternd wieder bei der Familie erschien.

Werden die Grangäuse auf einer Nahrungsstelle oder in der Nähe der Schlafplätze zu oft beunruhigt, so entschließen sie sich zur Auswanderung nach einer anderen Stelle. Dieselbe wird auf dem Lande und stets zu Fuß ausgeführt. Hierbei legen sie oft ganz beträchtliche Märche zurück, meist ganz ohne Rücksicht auf die Jungen, die oft unterwegs ermüden, zurückbleiben und elend zu grunde gehen. Die Alten versuchen in solchen Fällen wohl, die zurückbleibenden Jungen zum Weitermarsch zu animieren, lassen sie aber schließlich trotz des ängstlichen Piepens zurück und sehen ihre Reise fort. Es ist das bei diesen Vögeln ein ganz eigenartiger Zug, der sich fastig nur durch die Annahme eines unbegreiflichen Eigenfinnes vonseiten der Alten erklären lässt. Die einmal beschlossene Reise wird ausgeführt, und sollten darüber auch sämmtliche Jungen zu grunde gehen. Zuweilen unternehmen sie aber auch solche Wanderungen, ohne dass man einen triftigen Grund hierfür aufzufinden kann. Alle Versuche, sie daran zu hindern, sind nutzlos. Bei solchen Reisen geht oft ein großer Theil der Jungen vor Er müdung erbärmlich ein, andere werden unterwegs von grösseren Raubvögeln, Füchsen, Mardern und Wieseln weggefegt. Diese Eigenthümlichkeit ist bei den sonst geistig nicht gerade tief stehenden Vögeln unerklärlich. Durch andere Gefahren lassen sie sich wütigen, hierin aber werden sie selbst durch die wiederholten und bittersten Erfahrungen nicht klüger.

Die jungen Graugänse wachsen ziemlich rasch herau und sind durchschnittlich mit zwei Monaten vollkommen flugbar. Von dieser Zeit an halten sie sich nicht mehr an den gewohnten Pläzen, sondern streichen vielmehr mitunter, hente da, morgen dort, wie es ihnen gerade der Augenblick eingibt.

In der Zeit der Führung der Jungen oder zu Ende derselben fällt bei den Alten der Federwechsel, der sich erst langsam, dann aber immer rascher vollzieht. Um diese Zeit sind sie doppelt vorsichtig, ja ausgesprochen scheu, meiden möglichst die freien Pläze und halten sich am liebsten in Schilf, Röhricht u. dgl. schützenden Stellen auf. Sie sind sich ihrer geringen Flugfähigkeit wohl bewusst, suchen daher von vornherein die Gefahren zu vermeiden. Bei den Jungen fällt der Federwechsel gewöhnlich in den Monat August. Auch während dieser Zeit nehmen die Alten hierauf so viel Rücksicht, daß sie das planlose Herumvagabundieren einstellen und mehr an den geschützten Stellen verweisen. Nur mit der größten Vorsicht wagen sie sich aus dem Röhricht hervor, kommen auch nicht gleich nacheinander, sondern nur in längeren Abständen, so daß es ziemlich lange dauert, bis die ganze Familie auf der offenen Wasserfläche erscheint oder gemeinschaftlich zur Außung aufs Land watet. Da sie hiebei gerne bestimmte Ausfliegstellen einhalten, so bilden sich nicht selten förmliche Wege, wo man sie erwarten kann, wie gewisse Wildarten auf ihrem Wechsel.

Mit dem Monate October beginnt in der Regel die Zugzeit, gewöhnlich aber verlassen sie ihre Pläze erst dann, wenn die Saatgans (*Anser segetum*) ans dem Norden kommt. Mit dieser steht die Graugans offenbar in einem guten Verhältnisse und räumt das Feld, sobald sie einzelne Züge derselben wahrnimmt. Der Aufbruch geschieht familienweise, erst unterwegs vereinen sich ab und zu mehrere derselben zu kleinen Scharen. Eine einzelne Familie fliegt meist in einer geraden Linie, größere Scharen dagegen in der Form eines nach rückwärts geöffneten Dreieckes, jedoch mit stets einem verkürzten Schenkel. Die Führung des Zuges übernehmen immer starke Exemplare, wechseln aber von Zeit zu Zeit langsam in derselben ab, indem der Führer langsam zurückbleibt und einen anderen an seine Stelle treten läßt. Bei ruhigem, klarem Wetter fliegen sie stets hoch über das offene Land, bei Nebel oder recht feuchter Atmosphäre dagegen streichen sie ganz niedrig dahin, machen auch beim Einfallen an einem Ruheplatz weit mehr Lärm, als dies bei klarer Witterung der Fall zu sein pflegt. Offenbar fühlen sie sich bei nebliger Witterung viel sicherer und erachten strenge Vorsicht für weniger nothwendig.

Rößlich ist es auch, so einem Fluge zuzusehen, wenn derselbe einem sturmartigen Winde entgegen seine Bugsrichtung nehmen will und denselben nicht zu bewältigen vermag. Die Schenkel des Dreieckes ziehen sich enge zusammen, dehnen sich wieder aus, ein Führer löst den andern ab, kurz es wird alles versucht, den Widerstand zu besiegen, bis sie end-

lich gänzlich ermattet sich niedersinken. Auch hierin beweisen sie einen Eigentüm, der nicht so bald bei einem Vogel in so auffallender Weise zu Tage tritt. Bevor nicht die Flugkraft total erlahmt ist, gibt sie sich nicht als besiegt, macht den ersten unglößen Versuch mit der zähhesten Energie auch noch zum dreißigsten- ja zum vierzigstenmale.

Auf dem Zuge kommt es sowohl im Frühlinge als im Herbst nicht gerade selten vor, daß sie bei einer Schar von Haugänsen einsfallen und längere Zeit darunter verweisen. Ein solcher ganz eigenartiger Fall war vor mehreren Jahren am Kreuzberge bei Münthen zu verzeichnen. Ein Jung von circa zwanzig Graugänen fiel gegen den Abend bei einer Schar Haugäne ein, als letztere gerade eingetrieben wurden und schon ganz nahe vor dem Stalle waren. Der Bauer erschreckte sich zuerst vor dem brausenden Aufalle, fasste sich aber schnell wieder, fiel an zu schreien und mit dem Hute zu schlagen, daß ein ganzer Wirrwarr entstand, alles wild durcheinander schrie und flaterte. Zum Schlusse hatte er nebst seinen Gänsen noch vier junge Graugäne im Stalle. Er hüte dieselben sehr eiferüchtig und brachte sie auch glücklich durch den Winter. Sie gewöhnten sich leicht an die Gesangenschaft, wurden auch ganz zahm und vertrugen sich mit den zahmen Gänsen ganz gut. Im Frühjahr bemerkte der Bauer, daß unter den Fremdlingen drei Männchen und ein Weibchen sich befunde, entfernte daher drei seiner zahmen Männchen, um die anderen zur Paarung zu veranlassen, um dadurch, wie er sich ausdrückte, „eine Extra-Rac“ zu erzielen. Ein Graugäns eroberte die Kunst des wilden Weibchens gar bald, nachdem vorher vergebliche Versuche gemacht worden waren, ihm eine zahme Gattin zu octroyieren, fauchend und zischend wies es stets jede Annäherung derselben zurück. Die beiden anderen Männchen paarten sich mit zahmen Gänsen, suchten sich jedoch solche mit der grauen Farbe aus. Da sie vollkommen frei waren, hatte das Wildpaar eines schönen Morgens trotz seiner Zahmheit das Weite gesucht. Die anderen Männchen blieben wohl bei ihren Angetrauten, machten aber sichtliche Anstrengungen, dieselben zu einer vom Hause entfernten Brütenstelle zu bewegen, was indes nicht gelang.

Die Bastarde gliedern nahezu vollständig den Wildgänzen, höchstens daß sie etwas mehr weiße Federn im Gefieder aufwiejen, waren aber kaum flugbar, als sie durch unstetes Herumstreichen ihre echte Wildnatur dokumentierten. Sie blieben immer den ganzen Tag ans und kamen erst in der Dämmerung zum Stalle. Im folgenden Jahre brütete ein Paar weit entfernt vom Hause im Freien und verwilderte gänzlich, während die beim Hause Brüten den noch im halb zahmen Zustande erhalten werden konnten. Dem Bauern schien es jedoch schon im vierten Jahre gerathener, seine „neue Zucht“ aufzugeben und die Bastarde in die Küche wandern zu lassen.

Gegen Witterungsseinflüsse ist die Graugans wenig empfindlich, hat daher nach dieser Seite hin wenig zu leiden. Mehr Abbruch thun

ihr am Zuge die verschiedenen Adlerarten, den Jungen auch Habichte und Falken. Meister Reinecke weiß ebenfalls im Sommer seinen Theil zu erhalten. Das kleine und große Wiezel thut sowohl den Eiern als den Jungen einen namhaften Eintrag.

Wie bereits früher erwähnt, nährt sich die Graugans fast ausschließlich von verschiedenen Vegetabilien, zehntet dabei auch ab und zu ein Saatfeld, ist daher bei vielen Landwirten und selbst bei leichtgläubigen Jagdmöglichkeiten gar böse angekriegt. Nutzen schafft sie allerdings keinen, aber der von ihr angerichtete Schaden wird vielfach durch das Vergrößerungsglas des nächsten Egoismus betrachtet und daher weit höher angegeschlagen, als er sich in den allermeisten Fällen faktisch beläuft. Es gibt so manchen Vogel, der im Verhältnisse den gleichen Schaden anrichtet, trotzdem aber wohlgesitten ist. Auf Grund einzelner weniger Vorkommnisse sollte man sich aber nie hinreihen lassen, gleich einen ganzen Massenkrieg zu predigen, wie es heutzutage leider häufig geschieht. Wer die Graugans auf seinen Feldern oder in der Nähe derselben nicht dulden will, dem wird es ja leicht, diesem „Ubel“ abzuhefen; er braucht sie nur vor ihrer Brutzeit einzigmals ernstlich zu beunruhigen, und er wird nicht mehr über ungebetene Besuche zu klagen haben. Wer hiezu schon zu bequem ist, dem kann man freilich nicht helfen.

### Jagd.

Die ergiebigste Jagd auf Graugänse ist entschieden in der Zeit, in welcher die Jungen noch nicht vollständig flügge sind. Man kann sie zum Zwecke der Jagd in der Morgenfrühe auf ihren Ansitzplätzen erwarten, später wohl auch im Röhricht aussuchen oder am Abend an den Ausstiegstellen erwarten, jedoch gehört hiezu immer eine eminente Vorsicht, genaue Rebierkenntnis und geschickte Ausnutzung derselben.

Für die Jagd zur Zugszeit errichtet man gerne, jedoch schon im Frühjahr eine Schießhütte in einer stillen Bucht, oder gräbt sich ein Schießloch auf den mehrbesuchten Stoppelfeldern, wo man eine gezähmte Wildgans in entsprechender Entfernung ansetzt. Diese lockt durch ihr Gechrei andre ziehende Gänse an. Man hüte sich jedoch, sich von der Schuszhütze allzurühig hinzureißen zu lassen, denn ein zu früh abgegebener Schuß vereitelt alle Aussicht auf Erfolg, während sonst eine ganz erfolgreiche Doublette gemacht werden kann. Da die Graugans nicht bloß ein sehr elastisches Federkleid trägt, so ist es angezeigt, eine starke Schrotnummer, Nr. 1 oder 2, zu wählen, will man sich nicht einer zweifelhaften Wirkung des Schusses aussehen.

Im Spätsommer jagt man die Graugänse am besten, wenn man sie erwartet zur Zeit, in welcher sie morgens und abends behutsam aus den Schlaf- und Rohrdückungen herauschlüpfen, um auf Ansitz zu ziehen. Zu diesem Zwecke ist gute Deckung unerlässlich, ja man darf sogar die Windrichtung nicht ganz außer Acht lassen.

Einer speziellen Jagdmethode auf Gänse überhaupt thut Raoul Ritter von Dombrowski Erwähnung vom Leithagebirge: „Frieren die Donau, die Teiche und sonstigen Gewässer des Marchfeldes zu, so ziehen alle dort befindlichen Gänse, theils in kleinen Flügen, theils in unermesslichen, viele Tausende zählenden Scharen dem Neufeldersee, jenem Eldorado des Wasser- und Sumpfwildes zu, da dieser selbst bei der strengen Kälte offene Stellen hat. Das Leithagebirge, welches gleichsam eine Scheide zwischen beiden Ebenen bildet, steigt unvermittelt und schroff auf, so zwar, dass die, wenn auch in der Ebene hochstreichenden Gänse ganz niedrig über den Rücken hinwegziehen und so den auf der Höhe des Gebirges posierten Schützen passieren. Lässt dieser die ersten Flüge ungestört, so folgen die neu ankommenden trotz alles Schießens den vorangegangenen, so zwar, dass der Schütze bei dieser Jagd, die allerdings nur an 2 oder 3 Tagen des Jahres ausgeübt werden kann, statt eines, wenigstens drei stets geladene Gewehre brauchen würde, um nichts ohne Schuss vorbeilassen zu müssen.“

Das Wildpret der jungen Graugänse wird geschätzt, das der alten hingegen ist zähe und daher wenig begehrte.

Klr.

**Graupeln.** Als Graupeln bezeichnet man denjenigen atmosphärischen Niederschlag, der als weiße, undurchsichtige, harte, schneeige Kügelchen von ungefähr Erbsengröße zu Boden fällt. Die Graupeln stehen der Niederschlagsart am nächsten, die wir bei dem sog. Schneebrockeln beobachten; wir können sie durch das nachträgliche Zusammenfrieren solcher vorher an der Oberfläche gefrorener und zusammengebackener Schneebrockeln entstanden denken. Finden wir solche Schneekügelchen von durchsichtigen Eisschichten eingehüllt, so bezeichnen wir den Niederschlag als Hagel, der bekanntlich häufig durch die Größe der Hagelkörner große Verwüstungen anrichtet.

Unter Schlossen versteht man einen Niederschlag, der zwischen Graupeln und Hagel steht, und der sich vom Hagel wohl nur durch die kleineren Körner unterscheiden lässt; die meteorologischen Beobachtungen kennen heute diese Zwischenform nicht und unterscheiden nur Hagel und Graupeln.

Wenn wir auch die Bedingungen für das Zustandekommen dieser Niederschlagsarten nicht alle kennen, so können wir doch aus ihrem häufigeren Vorkommen in den Monaten der Temperaturübergänge, im Herbst und Frühling, schließen, dass für ihre Entstehung die Mitwirkung von großen Temperaturdifferenzen in der Atmosphäre erforderlich ist.

Als charakteristisch ist für diese Niederschläge noch hervorzuheben, dass sie immer nur in Schauern auftreten, wie auch entsprechend die von ihnen betroffenen Gebiete meist eng begrenzt sind (vgl. Hagel).

Gäu.

**Grauspecht**, der, *Cecinus canus* Gmelin, L. S., p. 434, n. 45. — Pallas, *Zoographia Rossso-asiat.*, I., p. 408, n. 63. — Schinz, *Naturg.*, p. 261. — Naumann, V., p. 286. — Schlegel, Rev. I., p. 49. — Bonaparte, Con-

specus, L. Gen. 261, n. 2. — Degland und Gerbe, n. 67.

Abbildungen des Vogels: Naumann, T. XI, Fig. 2. — Gould, T. CCXXVII. — Eier: Thienemann, T. XIII, Fig. 15. — Bädecker, T. XI, Fig. 2.

Ung.: Zöld Harkály; poln.: Dzieciot zielno-siwy; böhm.: Žluna šedá; kroat.: Šivozelena žuna; ital.: Picchio cenerino.

Männchen. Scheitel grau mit rothem Stirnkleid, Wangen grau mit schwachem schwarzen Bartkreis, Hinterkopf und Nacken verwaschen grünlichgrau, der übrige Oberkörper olivengrün, obere Schwanzdecken stark gelb überzogen. Unterkörper schmutzig graugrün. Handschwingen außen mit 6—7 lichtgrauen, innen mit großen weißen Querflecken. Steuerfedern dunkelbraun, die mittleren an den Schäften grau angehangt. Iris röthlich, bei sehr alten Exemplaren fast rosenrot, Schnabel und Füße schwarz.

Weibchen. Dasselbe unterscheidet sich wesentlich nur durch das Fehlen des rothen Scheitels Fleckes.

Der Grauspecht, welcher an Größe dem nahe verwandten Grünspecht nur um wenigstens nachsteht, hat eine weit aus geringere Verbreitung als dieser, obwohl sie nach Norden weiter reicht. In Deutschland ist er nur sporadisch anzutreffen, häufiger bloß in Braunschweig und Südwürttemberg. In Österreich ist er gleichfalls nur an wenigen Orten in größerer Zahl heimisch. Im Osten scheint er häufiger zu sein, die Grenze seines Vorkommens reicht hier bis Japan, südlich bis Persien. Im Allgemeinen ist er Standvogel, der nur durch besonders strenge Winter zum Strichvogel wird, ähnlich wie die meisten seiner Verwandten.

In seinem Wesen stimmt er fast völlig mit dem Grünspecht überein, schließt sich demselben auf seinen Wanderungen im Winter auch nicht selten für längere Zeit eng an. Seine Hauptnahrung bilden Ameisen, namentlich *Formica rubra* und *fusca*, die Gelb- und Braunaameise. Namentlich erstere bildet einen Leckerbissen für ihn und ihr Vorkommen ist von wesentlichem Einflusse auf seine Verbreitung. Außerdem nimmt er natürlich auch andere Insekten und deren Larven an, im Winter ausnahmsweise Hollunder- und Vogelbeeren.

Als Brutstätte haftet er sich meist selbst ein Loch in einen frischen Baumstamm, welches oft bis 30 cm tief und 20 cm breit ist. Ende April legt das Weibchen 5—6, ausnahmsweise (nach Brehm) 7—8 weiße Eier, die sich von jenen des Grünspechtes nur durch etwas geringere Größe unterscheiden; beide Gatten brüten abwechselnd. Die Jungen werden anfangs fast ausschließlich mit den Puppen der vorgenannten beiden Ameisenarten gefüttert und verbleiben so lange im Neste, bis sie völlig flügge sind.

E. v. D.

**Grauspötter.** *Hypolais opaca*, Licht., Cab. Mus. Hein. I, p. 36 ((1850—1851); *Hypolais pallida*, Gerbe, Rev. et Mag. de Zool. 2. sér. IV, p. 174 (1852 nec Ehr.); *Phyllo-pneuste opaca* Licht. Nomell. Av. p. 30 (1854); *Chloropeta pallida*, Bp., Cat. Parzud.

p. 6 (1856); *Hypolais arigonis*. A. E. Brehm, Allgem. deutsch. naturh. Zeit. III, p. 467 (1857); *Hypolais cinerascens* et *arigonis*, A. E. Brehm, III, Thierleben, p. 865 (1866); *Hypolais fuscescens*, de Selys, fide Loche. Expl. Scient. d'Alg. Ois, I, p. 271 (1867).

Abbildungen: Vogel: Dresser, Birds of Europe, vol. II, T. 82, Fig. 4.

Westlicher Spotsänger.

Engl.: Western Olivaceous warbler; span.: Pinchaliogos, Cherna.

Der Grauspötter vertritt den im Südosten Europas vorkommenden kleinen olivefarbigen Spötter (*Hypolais pallida*, Ehrenbg.) in Südwesteuropa und Westafrika. Er ist Brutvogel in Südspanien und Nordwestafrika, als östlichstes Vorkommen ist Marseille in Frankreich beobachtet. Anfangs April kehrt er zu den Brutplätzen zurück, geht im Herbst, nach der Brutzeit, nach dem Süden bis nach Sengambien hin.

Total length . . . . .	13·2 em
Wing length . . . . .	6·8 "
Tail length . . . . .	6·2 "
Bill . . . . .	1·25 "
Tarsus . . . . .	2·25 "

(Altes ♂ von Valencia aus Sammlung J. H. Blasius, 14. Juli.)

Der Schnabel ist verhältnismäßig sehr groß, an der Basis breit, von oben nach unten stark zusammengedrückt, an der Basis gerade gestreckt, an der vorderen Hälfte sanft abwärts gebogen, der Unterschnabel sehr wenig überragend, mit ziemlich scharf vorragender Firste, der Kiel in der Mitte flach abgerundet.

Der Flügel ist kurz und stumpf abgerundet, erreicht kaum die Hälfte des Schwanzes und nicht die oberen Schwanzdeckfedern in ruhender Stellung, die 3., 4. und 5. Schwinge bilden die Flügelspitze und sind auf der Außenjähne bogenförmig eingeschnürt.  $3=4>5>2>6>7\dots>10>M>H>1>D$ .

Der Schwanz ist lang, ein wenig stufenförmig zugeschnitten, die mittleren Schwanzfedern 4 mm länger als die äußeren. Der Lauf ist groß und schlank, Zehen und Krallen sehr zart, letztere sehr fein zugeschnitten.

Altes Männchen. Oberseite aschbräunlich, von der Stirn bis zu den Schwanzdecken, Schwingen und Schwanzfedern braun mit hellen, aschbraunen, schmalen Säumen, ebenso die oberen Flügeldeckfedern, Unterseite weißlich, an der Oberbrust und an den Weichen mit hellgrau-gelblichem leichten Aufsluge, Schwingen und Schwanzfedern von unten graubraun, die unteren Flügeldeckfedern weißgelblich. Von der Schnabelfasis an über das Auge hin ein schmaler hellgelbbrauner Streifen, übrigens die Kopfseiten hellbräunlich.

(Nach dem oben gemessenen Exemplare.)

Altes Weibchen gleicht dem Männchen vollständig.

Junge Vögel zeichnen sich durch einen mehr rostfarbig-bräunlichen Ton der Oberseite und breitere hell-rostbräunliche Säume der Schwingen aus, dann durch einen stärkeren, mehr gelbbräunlichen Aufslug der Kehle, Oberbrust und der Weichen, wie er auf der oben genannten

Dreifacher Jähen Abbildung sehr schön wiedergegeben ist.

Der Schnabel ist im Oberkiefer horngrau, im Unterkiefer gelblichgrau, die Füße bleigrau, die Iris dunkelbraun, mit einem Durchmesser von 4 mm.

Das Gelege besteht in der Regel aus 3 bis 5 Eiern.

Dieselben sind von länglich-eisförmiger Gestalt, Längsdurchmesser von 17,8—19,2 mm, Querdurchmesser 13,0—13,3 mm, Doppfhöhe 8,4—8,9 mm. Auf blaszgrau-rötlichweißer Grundfarbe zeigen sich vereinzelte bläulichgräue und hellbraune, tieferliegende und etwas zahlreichere, braunschwarze, oberflächliche punktförmige Flecken ziemlich gleichmäßig über das ganze Ei vertheilt. Die Schale ist fast glanzlos, gegen das Licht blasz-gelbgrünlich durchscheinend, das Korn sehr fein, mit sehr zahlreichen dichten und tiefen Poren.

Da ich selbst niemals Gelegenheit hatte, den Grauspötter in der freien Natur zu beobachten, so lasse ich hier die schöne Beschreibung Alfred Brehm's aus seinem „Thierleben“ folgen:

„Wie es scheint, meidet der Grauspötter das Gebirge oder überhaupt bergige Gegenden und wählt ausschließlich baumreiche Stellen und Ebenen zu Wohnsitzen. Besondere Lieblingsorte von ihm sind die Huertas, jene paradiesischen Gärde Spaniens, welche noch heutzutage durch die von den Mauren angelegten Wasserwerke regelmäßig bewässert werden und in Fruchtbarkeit schwelgen. Hier in den Obst- und Blumengärten, welche innerhalb dieses einen großen Gartens sich finden, neben und über den Spaziergängen der Städte und Dörfer und selbst noch in den an die Ebene stoßenden Weinbergen und Ölplantzungen ist unser Vogel so häufig, daß wir von ungefähr 20 neben einander stehenden Silberpappeln 12 singende Männchen herabschicken könnten.“

So sehr der Grauspötter unserem Gartenjänger hinsichtlich seines Aufenthaltes und seines Vertrages ähnelt, so bestimmt unterscheidet er sich von ihm durch seine Verträglichkeit anderen derselben Art gegenüber und durch seinen Gesang. Ich habe nie gesehen, daß zwei Männchen eifersüchtig sich verfolgt hätten, vielmehr wiederholt beobachtet, daß zwei Paare auf einem und demselben Baume lebten; ich habe sogar zwei Nester mit Eiern auf einem und demselben Baume gefunden. Aber auch der Gesang unterscheidet den Grauspötter leicht und sicher von seinen Verwandten. Der Lockton, welchen man von beiden Geschlechtern vernimmt, ist das so vielen Singvögeln gemeinsame „Tat-tat“, der Gefang ein zwar nicht unangenehmes aber doch höchst einfaches Lied, welches in mancher Hinsicht an den Gesang gewisser Schißsänger erinnert und von der Nachahnungsgabe oder Spottfucht unserer Gartenjänger nichts bekundet. In seinen Bewegungen, wie überhaupt in allen wesentlichen Eigenschaften, ähnelt der Grauspötter unserem Gartenjänger, doch darf er vielleicht als ein minder lebhafte Vogel bezeichnet werden. Au das Treiben der Menschen hat er sich so gewöhnt, daß er durchaus

keine Scheu zeigt, sich vielmehr in nächster Nähe beobachten lässt und noch das kleinste Gänzchen inmitten der Häusermassen großer Städte wohnlich und behaglich findet. Sein Vertrautsein mit den Menschen geht so weit, daß er sich auf den belebtesten Spaziergängen ansiedelt, selbst wenn diese bis nach Mitternacht von Laternen glänzend beleuchtet sein sollten.

Die Brutzeit beginnt erst zu Anfang des Juni und währt bis Ende Juli. Zum Rüten wählt sich das Paar stets einen hohen, dicht-wipstigen Baum und eine blätterreiche Stelle des Gezwiges. Hier, immer in beträchtlicher Höhe über dem Boden, steht oder hängt das Nest zwischen zwei senkrecht auf- oder ablaufenden Zweigen, welche in dasselbe verschlungen werden, erinnert also in dieser Weise an die Nester der Schißsänger. Die Wandungen sind sehr dicht, aber aus verschiedenen Stoffen zusammengefleht. Einzelne Reiter bestehen aus Grashalmen, dicerem und feinerem Durcheinander, und werden innen kaum mit Distelfasole ausgekleidet; andere sind fast ganz aus lechterer oder aus Baumwolle und aus Schalenstückchen verschiedener Bäume zusammengefloht. Die Nestmulde hat einen Durchmesser von 5 und eine Tiefe von 4 cm. Beide Eltern brüten abwechselnd, beide füttern die Brut heran und beide lieben sie äußerst zärtlich.“

Nach D. José Arévalo y Vaca in den „Aves de España“ erscheint er in Südpantien anfangs April und geht im August wieder nach Süden, nach Afrika hinüber. Er brütet im April, Mai und Juni. Seine Nahrung besteht in Insekten und Früchten. R. Bl.

Granwacke ist ein fester Sandstein, welcher außer Quarzen, etwas Feldspat und Glimmer reichlich kleine Bröckchen von Gesteinen (Thonschiefer, Kieselschiefer) enthält, die bald abgerollt, bald scharftantig sind. Das Bindemittel dieser Bestandtheile ist meist felsiger Art und nur in geringer Menge vorhanden. Die Granwacken sind grob- bis sehr feinförmig, von hellgrauer bis dunkelgrauer und tiefschwarzer Farbe, die oft von im Bindemittel sehr vertheilten Anthracitfünbchen verursacht wird. Die Gesteine sind meist gut geschichtet, bisweilen schiefelig und vermögen grobe transversale Schieferung anzunehmen. Sie spielen in der jürischen, devonischen und kulturformation eine bedeutende Rolle (Böhmen, Vogtland, Harz, Thüringen, Westfalen).

Der Verwitterungsboden der Granwacke variiert je nach ihrer Zusammensetzung und dem vorhandenen Bindemittel. Quarzreiche Abarten mit felsigem Bindemittel liefern einen flachgründigen Boden, welcher nur dürtige Bewaldung zu tragen vermag: in der Regel Kiefer und Birke, unter günstigeren Verhältnissen auch Eiche. Thonhaltige Granwacken geben meist einen tiefsgründigeren, steinärmeren Boden, auf dem Fichte, Tanne und Buche gedeihen. v. O.

Granwackensformation, s. Silurformation. v. L.

Gravitation, s. Kraft. v. L.

Grebe, Karl Friedrich August, Dr. phil., geb. zu Großheute (Hessen) am 20. Juni 1816, stammt aus einer Familie, deren männ-

liche Vorfahren, soweit die Nachrichten reichen, der grünen Farbe angehörten. Nachdem er den größten Theil seiner Jugend im elterlichen Hause zu Gottsbüren mitten im Reinhartswald im fast ausschließlichen Verkehr mit Forstleuten sowie unter Theilnahme an den Berufsgeschäften seines Vaters sowie an den dortigen ausgezeichneten Jagden verlebt hatte, bezog Grebe die polytechnische Schule zu Cassel, welche damals in ihrer höchsten Blüte stand und an der Männer wie Wöhler, Bussi, Bunsen, Philippi und Düncker als Lehrer wirkten. Die schon in früher Jugend hervorgetretene Liebe zum Wald veranlaßte Grebe, den Beruf seines Vaters zu wählen und ebenfalls Forstmann zu werden. Die praktische Vorbereitung erfolgte unter der Leitung seines Vaters, welcher als damaliger kurhessischer Brigadierförster die beiden sehr großen Reviere Gottsbüren und Hümmel zu verwalten hatte, 1836 und 1837 besuchte Grebe die Forstlehranstalt Melsungen und sodann 1838 und 1839 die Universität Berlin, um hier theils weitergehende Studien in den Naturwissenschaften zu machen, theils auch um die für den Forstmann nothwendigen juristischen und cameralistischen Disciplinen zu absolvieren.

Nach Vollendung seiner akademischen Studien unternahm Grebe eine größere forstliche Reise durch Nordböhmen, das Erzgebirge, Fichtelgebirge und den Thüringer Wald. Auf derselben machte er die Bekanntschaft des Oberforstrathes König, welche von der größten Bedeutung für die fernere Gestaltung seiner Laufbahn wurde. Bereits 1840 wurde Grebe auf Königs Empfehlung die Stelle eines Dozenten der Forstwissenschaft und einzelner Zweige der Naturwissenschaften (Mineralogie, Geognosie und Botanik) an der staatslandwirtschaftlichen Akademie zu Eldena übertragen. Von hier aus machte er einige größere Reisen nach Dänemark, Schweden und Norwegen, erwarb 1843 die venia legendi bei der philosophischen Fakultät der Universität Greifswald und wirkte in dieser Doppelstellung bis zum Frühjahr 1844.

Ostern 1844 folgte Grebe einem durch König veranlaßten Ruf der sachsen-weimarschen Regierung als Forstrath und zweites Mitglied der Forsttagungscommission nach Eisenach, kehrte dann nochmals vom 1. Juli 1849 bis 1. April 1850 als akademischer Forstmeister und Professor der Forstwissenschaft nach Greifswald zurück, um endlich, einem ehrenvollen Ruf folgend, nach dem Tod Königs als dessen Nachfolger die Stelle als Director der Forstlehranstalt Eisenach und Chef des Forsteinrichtungswesens im Großherzogthum Sachsen mit dem Titel „Oberforstrath“ (später 1865 als „geheimer Oberforstrath“ und 1880 als „Oberlandforstmeister und geheimer Staatsrath“) zu übernehmen, in welcher Grebe unter Ablehnung von wiederholten Berufungen als Professor nach Zürich, als Obersortmeister nach Cassel, sowie als Director nach Eberswalde, Tharand und Münder bis zur Gegenwart wirkt.

In selbständigen Schriften hat Grebe verfaßt: *De conditionibus ad arborum nostrarum saltuensium vitam necessariis*, 1841;

*die Beaufsichtigung der Privatwaldungen von Seiten des Staates*, 1843; *Gebirgskunde, Bodenkunde und Klimalehre in ihrer Anwendung auf Forstwirtschaft*, 1. Aufl. 1853, 4. Aufl. 1886; *der Buchenhochwaldbetrieb*, 1856; *die Lehrforsten der Eisenacher Forstschule*, 1858; *Betriebs- und Ertragsregulierung der Forsten*, 1867, 2. Aufl. 1879; *sowie Waldschutz und Waldförde*, 1875; *als dritte, wesentlich erweiterte Auflage von König's Waldförde*. Außerdem hat er noch aus dem Nachlaß von König die „Forstbelehrung“ 1. Aufl. 1831, 3. Aufl. 1882 herausgegeben, sowie die 4. und 5. Auflage von dessen „Forstmathematik“ 1854 bis 1864 beorgt.

Schw.

**Greifen**, verb. trans. und intrans.

I. Vom Rothwild: „Der Hirsch und Thier greissen stark in den Boden und treten nicht tief in die Erde.“ Pärson, Hirschgerechter Jäger, 1734, fol. 80. — „Wenn ein angeschweifzter Hirsch recht ans dem Auschluß zu Boden greift...“ Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 126. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 1, p. 102. — Behlen, Wmspr. 1829, p. 64. — Bgl. eingreissen.

II. Vom Leit- und Schweifhund: „Ein wohlgeführter Leithund, der wohl zur Fährte greiset.“ „Kaltblütig zur Fährte greissen heißtet, wenn der Hund eine Fährte nicht hitzig anfasset...“ „Wenn der Hund scharf zu Boden greiset und keine Fährte übergebet...“ E. v. Heppe, Aufsicht. Lehrprinzip, p. 34, 204, 321. — „Steckt er (der Leithund) die Nase recht in die Fährte, so greift er mit der Nase in die Fährte oder den Boden.“ Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 1, p. 278. — Bgl. aufgreisen.

III. Vom Apporteur und Windhund: „Der Hase wird von den Hunden gegriffen oder gesangen.“ Döbel, Jägerpraktika, 1746, I., fol. 31. — „Greissen jagen theils Windhunde und Hegerreiter, wenn die Windhunde einen Hasen fangen.“ Großkopf, Weidewercks-Lexikon, p. 131. — „Kann er (der Hase) endlich gar nicht mehr fort, so fangen oder greifen und würgen sie (die Windhunde) ihn.“ D. a. d. Winckel, Hb. f. Jäger II., p. 32. — Behlen, Real- und Verb.-Lexif. III., p. 496.

IV. Vom Haarraubwild, seltener auch von Raubvögeln: „Greifen nennt man es, wenn ein Raubthier ein anderes Thier fängt.“ Hartig, Lexikon, p. 228. — R. R. von Dombrowski, Der Fuchs, p. 186. — „Greissen nennt man, was die Raubvögel mit ihren Klauen fangen.“ Chr. W. v. Heppe, I. c. p. 187. — Lanbe, Jagdbrevier, p. 280. — Sanders, Wb. I., p. 622.

E. v. D.

**Gressling**, s. Gründling. Höfe.  
**Gremium**, Gremialverfassung, s. Collegialverfassung. v. Gg.

**Grenzbach** ist ein Bach, welcher die aneinanderstoßenden Grundstücke verschiedener Besitzer trennt. (Mitunter gebraucht man auch diese Bezeichnung für einen Wasserlauf, welcher in der Nähe der Grenze sich befindet.) Bei einem gemeinschaftlichen Grenzbach sind der größeren Sicherheit halber an den Haupttümungen abwechselnd zu beiden Seiten Grenz-

sicherungssteine zu setzen. In einem solchen Falle ist angenommen, daß die Grundstücke der Adjacenten bis zur Mittellinie des Grenzbaches fortgesetzt gedacht werden. Bildet das eine Ufer des Baches die Grenze, so kann natürlich nur auf diesem eine Versteinerung — als künstliche Unterstützung der sonst natürlichen Grenze — vorgenommen werden (s. a. Grenzweg). *Nr.*

**Grenzberichtigung.** Jede geordnete Wirtschaftsbehörde pflegt vor allem die Evidenzhaltung der Eigentumsgrenzen; dennoch kann es auch da geschehen, daß einzelne Grenzmarken (nummerierte Steine, Pfähle) verrückt werden oder gänzlich abhanden kommen. Zu der Regel erscheint es dann beiden Grenznachbaren oder mindestens einem derselben nothwendig, die alten Grenzen herzustellen, was im gütlichen Übereinkommen durch einen oder zwei Sachverständige (Geometer) allein oder, um einen Streitfall über eine Grenzverschiebung oder Grenzverwischung dauernd anzutragen, unter Intervention der hiesigen competenten Behörde (Gericht) auf Grund einer bestehenden Aufnahme (gewöhnlich der Katastralkarte) vorgenommen wird.

Diese Arbeit nennt man Grenzherstellung oder Grenzberichtigung. (Über Grenzregulierung s. den betreffenden Artikel.) Man kann als Geometer hiebei folgendermaßen vorgehen:

a) Fehlt zwischen zwei unbewußt gebliebenen Punkten *x* und *y* eine Marke (oder eine geringe Zahl letzterer) und ist die Sicht innerhalb dieser Strecke frei, so verbindet man auf der Karte (oder einer sorgfältig ausgeführten Copie derselben) die Punkte *x* und *y* durch eine Gerade, fällt darauf aus den Zwischenpunkten Senkrechte, greift selbe sowohl als die Entfernung ihrer Fußpunkte von einem der Endpunkte (*x* oder *y*) der Standlinie (*x* und *y*) ab und notiert in einem vorbereiteten Broutillon diese Daten. Werden leitere unter Beihilfe von Abstechstäben, einer Kreuzscheibe (Winkelkommel &c.) und eines Messbandes auf die Natur übertragen, so ergeben sich die Stellen, in welchen die Grenzmarken anzubringen sind.

b) Sollte es sich um die Herstellung einer größeren Punktreihe handeln, so daß die Sicht zwischen den verlässlichen Endpunkten dieses Grenzzuges nicht frei wäre, oder man hätte Grund an der Verlässlichkeit der nächsten Grenzpunkte zu zweifeln, dann erübrigts nur die graphische Aufnahme des vorsätzlich nach Gutdünken (jedoch in möglichst langen Linien) ausgesteckten Grenzzuges, soweit, bis an beiden Enden verlässliche Grenzmarken in der Aufnahme erscheinen.

Wird nun mit Pauspapier aus der Karte, die der Grenzberichtigung zugrunde gelegt werden soll, die Copie des fraglichen Grenzzuges angefertigt und über die angenommene Grenze so gelegt, daß sich die Endstücke der Polongzüge decken, und werden die abweichen den Zwischenpunkte der Copie mittelst einer feinen Piquernadel durchgestochen, nach der Beleitigung des Pauspapiers die Nadelstiche eingeringelt und beschrieben, so erhält man die

Lage der fehlenden oder verschobenen Grenzmarken, gegenüber jenem Grenzuge, der vorsätzlich abgesteckt wurde, und es erübrigts nur noch, die fraglichen Punkte (mittelst Coordinaten, wie sub a d. A.) auf die nächsten Standlinien zu beziehen und auf die Natur zu übertragen. Die zur Grenzberichtigung verwendeten Karten müssen verlässlich sein. Obwohl österreichische Katastralkarten (bekanntlich Resultate der graphischen Vermessung) so mancher Gemeinden in Richtung auf Genauigkeit ihres Details im hohen Grade befriedigen, so lassen doch andere dafür viel zu wünschen übrig und wären daher Katastralkarten nicht für alle Fälle als Grundlagen von Grenzberichtigungen zu empfehlen.

Die beste Grundlage für Grenzberichtigungen bildet das Elaborat der Theodolitaufnahme, namentlich dann, wenn nach der Polongierung die Standpunkte des Theodoliten solid und dauernd festgelegt wurden. Es lassen sich hier nicht nur die Standlinien nach den mit dem Theodolit gemessenen Winkel mit entsprechender Schärfe anfinden, man ist auch in der Lage, die hierauf bezogenen Coordinaten der Grenzmarken nach den Ausnahmestücken auf die Natur zu übertragen. *Nr.*

**Grenzbeschnadung,** Erneuerung, bzw. Revision der Grenzzeichen, welche ursprünglich häufig Einschnitte an Bäumen ("snaatbom") waren. Beschnadung abzuleiten von *sinaida* (Schnitt); niederdeutsch: *snaat*. *Schw.*

**Grenzbeschreibung** ist eine kurze Schildderung über Art, Bezeichnungswerte und Lauf der Grenze, welche im sog. Grenzlagerbuch (s. d.) oder Grenzregister Aufnahme findet. Es wird hiebei z. B. angegeben, ob ein Bach, Weg u. s. w. die Grenze bilden, ob Grenzgräben, Grenzmauern &c. vorhanden sind, ob die Grenzlinie nicht gerade von Stein zu Stein läuft, bezw. noch über den einen Stein hinaus verlängert gedacht werden muss, ob Wege, Bäche die Grenzlinien schneiden oder ob Schneisen dieselben treffen u. s. w. *Nr.*

**Grenzbezeichnung** erfolgt durch Benutzung natürlicher Merkmale oder durch Anbringung künstlicher oder durch gleichzeitige, bez. abwechselnde Anwendung beider Arten. Hienach werden gewöhnlich natürliche, künstliche oder gemischte Grenzen unterschieden. Die natürlichen Grenzzeichen gewähren Thäler, Schluchten, Felsrisse, Wege, Flüsse, Bäche, Bäume. Die Grenzbäume versieht man mit eingehauenen Kreuzen oder Löchern oder mit Knicken (Knickbäume) in gewisser Höhe über dem Boden. Mit Ausnahme festgelegter Waldstraßen sind diese natürlichen Zeichen weder ganz sicher, noch bestimmt genug. Sie werden deshalb zweckmäßigerweise durch künstliche Zeichen unterstützt. Die künstlichen Grenzzeichen beziehen sich entweder auf eine Bezeichnung der Winkelpunkte oder der Grenzlinien selbst. Zur Markierung der Winkelpunkte dienen Grenzhügel, — in Oberösterreich Lüppiken genannt — Grenzgruben, Pfähle, Holzjäten, Eisenstangen und Steine. Die beiden letztgenannten sind zu bevorzugen. Die Darstellung der Grenzlinien kann durch angepflanzte Baumreihen, Hecken, Steinwälle, Schneisen oder Gräben geschehen. Grenzgräben sind zu empfehlen. *Nr.*

**Grenzen.** In den Plänen werden die verschiedenen Grenzen in der Weise angegedeutet, wie es Fig. 394 zeigt.

Dr.



Fig. 394.

**Grenzen, Bezeichnung und Sicherung derselben.** Geschichtliches. Nach alten germanischer Sitte bildete der Urwald, welcher noch von niemandem in Besitz, bzw. Benutzung genommen war, die Grenze zwischen den einzelnen Völkerschaften, bzw. deren Territorien (vgl. Grenzwald). Als aber die Völkerschaften sich weiter ausdehnten und innerhalb der bisherigen Grenzwaldungen bei Ausübung der Weide und Jagd, beim Roden und Holzfällen zusammentrafen, machte sich das Bedürfnis nach einer genaueren Grenzbezeichnung geltend, noch schärfer aber trat dies in dem Maße hervor, als sich das Privateigentum am Wald (etwa seit dem VI. Jahrhundert) ausbildete. Neben den natürlichen Grenzen, wie Wasserläufe, Schluchten, Berggrüften etc. scheinen zur Bezeichnung der Grenzen nach den ältesten Geschichtsquellen besonders Bäume als Grenzmale gedient zu haben, welche entweder durch Größe und Form besonders charakteristisch waren, oder durch eingeschneidene Zeichen, vorwiegend Kreuze, und eingeschlagene Nägel kenntlich gemacht wurden. Diese Einschnitte hießen ahd. *lah*, woher die Bezeichnung "Lachbaum" (nunrichtig „Lochbaum“). Von dem „Einschneiden“ der Grenzmale stammt das lateinische *sinaida* (= Grenze), das niederdeutsche *snaatbom* und auch das moderne Wort „Schneise“. Außer den Bäumen wurden auch Erdhügel und Steine, sowie in Felsen gehauene Zeichen zur Festlegung der Grenzen verwendet.

Auch im späteren Mittelalter wurden natürliche Grenzen noch mit Vorliebe benutzt, wobei mit der damals üblichen symbolischen Bezeichnungsweise die Richtung der rollenden Kugel oder des liegenden Wappens als Weiser für den Rechtsanspruch diente. (In Widenthal autem et Schlirenthal si quis acceperit globum el volverit illum in summitate montium.

altera parte rivi, quantum globus accurrerit, tauta latitudo erit advocacie et non amplius: Bogteierecht zu Weidenthal, Frankensteim und Schlirenthal a. 1251.) Ebenso kommt auch lange Zeit die uralte Sitte des Hammerwurfs (Thors Hammer) vor, bei welcher der Rechtsanspruch durch die Entfernung bestimmt wurde, bis zu welcher man von einem angegebenen Punkt aus, oft unter erschwerenden Umständen, „mit der rechten Hand unter dem linken Bein durch“, in anderen Fällen „vom Pferd aus“ werfen konnte (vom Niederndale an, so dasz unser herr von Mentze daselber uf einem rosse soll ride in den Rine als fer er mag und als fer er mag mit einem hubhammer geworfen in den Rine als ferre get sin gericht. Heingauer Landweisthum a. 1324).

Die Mal- oder Lachbäume blieben wie in der früheren Zeit in Gebrauch, wurden aber allmählich immer mehr durch künstliche Zeichen, Steine und im steinarmen Niederdeutschland durch Pfähle ersetzt.

Seit dem Beginn des XVII. Jahrhunderts wurden künstliche Grenzmale durch obrigkeitslichen Befehl (zuerst wohl in der Forstdordnung für Hennegau von 1615) an Stelle der Malbäume allgemein eingeführt. Dieser Übergang ist wohl dadurch angeregt worden, daß die alten Malbäume abstarben, woran man dann neben oder statt derselben Steine setzte.

Wo Steine fehlten und eine geringere Culturstufe mit extensiver Bodenbenützung länger währete, wie in Nordostdeutschland, wurden auch die alten Formen der Grenzbäume und Grenzhügel noch bis in das XVIII. Jahrhundert beibehalten; so erwähnt die Forstdordnung für Ostpreußen von 1739 neben dem Aufwerfen von Grenzhügeln noch das „Einhauen frischer Kreuze in die Grenzbäume“, die Forstdordnung für Ostpreußen und Litthauen von 1777 nennt die Grenzbäume nicht mehr, sondern nur noch die Grenzhügel, welche sich hier ja bis zur Gegenwart erhalten haben.

Für die Aufrechthaltung der Grenze wurde schon frühzeitig georgt. Bereits im späteren Mittelalter war das Setzen der Grenzmale entweder der Grundherrschaft oder den Schöffen, bisweilen auch beiden gemeinschaftlich vorbehalten, seit der Entwicklung der Forstherrschaft wurde das Recht, die Forstvermarkung vorzunehmen, als ein Zubehör derselben betrachtet.

Über den Verlauf der Grenzen finden sich sowohl in zahlreichen Urkunden und Weistümern detaillierte Angaben, als auch schon frühzeitig vollständige Grenzbeschreibungen. In den Forstdordnungen wurde die Aulage der letzteren allenthalben angeordnet und in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts (z. B. Weimar 1775) die jetzt noch üblichen Formen derselben ausgebildet.

Ein Hauptmittel zur Sicherung der Grenzen bildeten seit alter Zeit die Grenzbelechtigungen, welche im Mittelalter und theilweise noch bis zum XVII. Jahrhundert mit besonderen Feierlichkeiten vorgenommen wurden.

In den Marken wurden zu diesem Zwecke feierliche Umzüge unter offizieller und zahlreicher Beteiligung der Bevölkerung veran-

staltet, bei welchen alte, erfahrene Leute den Zustand der Grenzen kontrollierten und jüngere Personen, bisweilen auch Knaben, speziell mit denselben, bisweilen allerdings in etwas absonderlicher Weise, bekannt gemacht wurden. In den landesherrlichen Forsten bildete der Grenzschutz bereits vor Schluss des Mittelalters eine Obliegenheit der Forstbeamten.

Seit der Entwicklung der Forsthöheit wurden auch die Formen der Grenzbesichtigung erheblich modifiziert. Die bayrische Forstdordnung von 1568 beschreibt dieselbe noch ganz in der Form, wie sie überhaupt im Mittelalter üblich war, will die Unterthanen zugezogen wissen, welche für ihre Mühe „eine Suppe“ gezahlt, oder sonst eine andere Ergötzlichkeit“ gewährt werden sollte. Die bayrische Forstdordnung von 1616 hält zwar im wesentlichen noch hieran fest, nur ist nicht mehr von der „Suppe“ oder sonstiger „Ergötzlichkeit“ die Rede.

Späterhin wurden die Unterthanen zu den Grenzbesichtigungen nur mehr ausnahmsweise zugezogen, sondern diese von den Forstbeamten, eventuell im Beisein der Justizbeamten allein vorgenommen.

Im XVIII. Jahrhundert waren die alten Formalitäten der Grenzbesichtigung entweder ganz vergessen, oder die noch erhaltenen Äußerlichkeiten vollständig verzopft, wie eine Erzählung in Mosers Forstarchiv (III., p. 353) unter dem Titel: „Die Nonne im Hornfassel, der Jäger in der Schlaftappe“ beweist.

Über diese Grenzbesichtigungen wurden gewöhnlich Protokolle aufgenommen.

Die Zeiträume, innerhalb deren die Grenzrevisionen stattfanden, schwanken sehr und geben bis zu einem gewissen Grad Zeugnis von der Intensität der Forstwirtschaft; nach den bayrischen Forstdordnungen sollten sie alle zehn Jahre erfolgen, nach der ostpreußischen Forstdordnung von 1730 alle 4—6 Jahre, nach jener für Halberstadt von 1743 alle 10—12 Jahre, die litauische Forstdordnung von 1777 schreibt bereits alljährliche Grenzreisungen durch die Oberforstmeister vor; jährliche Grenzbesichtigungen waren auch schon durch die Mainzer Forstdordnung von 1666 angeordnet.

Böswillige Grenzverleugnungen wurden stets streng, im Mittelalter geradezu grausam bestraft; Vermögensverlust, Abhauen der rechten Hand, Abstübben des Kopfes waren die in verschiedenen Theilen Deutschlands damals für dieses Verbrechen angedrohten Strafen. Wenn auch die Todesstrafe nach den späteren Forststrafgesetzen hieraus nicht mehr gesetzt war, so wurden Grenzverrückungen doch stets mit schweren Leibes- oder langdauernden Freiheitsstrafen geahndet.

Schw.

**Grenzen** (Deutschland) der Grundstücke bilden einen Gegenstand des Privat-, Verwaltungs- und Strafrechtes und der Erläss von Befehlen über Regulierung, Erhaltung und Schutz derselben zählt zu den Aufgaben der Landes- und Reichsregierung.

Die Grenzen sind entweder natürliche (physische), wie Gewässer, Straßen, Schluchten, Felssäume u. s. w., oder künstliche (conventionelle), wie Steine, Pfähle, Gräben, Erdau-

würze oder aufgesetzte Steinrücken, Bäume u. s. w., oder gemischte, indem natürliche und künstliche Grenzzeichen miteinander wechseln, oder eine veränderliche natürliche Grenze, z. B. ein Fluss, durch einzelne künstliche Grenzzeichen fixiert wird. Die gerade Linie zwischen zwei Grenzsteinen, die Mittellinie der Gräben bildet die Grenze, sofern letztere nicht dem gehören, der sie hergestellt hat.

Die Angrenzer sind zur Grenzregulierung verpflichtet und können im Weigerungsfalle durch die Grenzcheidungsklage (s. d.) hinzugehalten werden.

Die richterliche (notarielle) Bestätigung eines freiwilligen Übereinkommens bezüglich einer Grenze ist nicht nötig, jedoch im Interesse der Beteiligten gelegen. Das Setzen von Grenzsteinen oder Grenzpählern auf stumpfigem oder dem Abschwemmen ausgesetztem Boden ist den Grundeigentümern nicht gestattet, wenn, wie vorzugsweise in Süddeutschland, nach alterem Herkommen durch Gemeindestatut (sog. Communordnung in Württemberg), oder durch neuere gesetzliche Bestimmungen (z. B. in Bayern durch das Vermarkungsgesetz vom Jahre 1868) in einer Gemeinde mehrere (in Württemberg 2, in Bayern 4—7) beidigitige Personen (Feldgeschworene, Siebner, Untergangsgesetz in Württemberg u. s. w.) aufgestellt sind, welchen gemeinschaftlich unter Beziehung der Angrenzer die Vermarkung und deren Erhaltung obliegt. Diese Feldgeschworenen dürfen jedoch bloß eine unbestrittene Grenze versteinen, da sie keine Richter, sondern nur Urkundsperjonen zur Feststellung der Echtheit und Unverrücktheit legal gesetzter Grenzsteine sind. Dieselben geben deshalb den von ihnen gelegten Steinen eine unverwesliche Unterlage (z. B. Kieselsteine, Ziegelstücke, Glascherben, Kohlen, Eierschalen u. s. w., gewöhnlich drei Stück), deren Beschaffenheit nur ihnen bekannt ist (das sog. Siebnergeheimnis in Bayern). Für ihre Bemühungen erhalten die Steinseher eine entsprechende Vergütung, welche in Württemberg z. B. in der Regel 20 Pfennig für den Grenzstein beträgt.

Die Kosten der Herstellung und Unterhaltung der Vermarkung tragen die Beteiligten nach Verhältnis der Länge ihrer Grenze, es sei denn, daß einer derselben, wie gewöhnlich die Staatsforstverwaltung, besonders behannte und bezeichnete Grenzsteine verlangt und damit auch die Tragung des hierdurch verursachten Mehraufwandes übernimmt.

Die deutschen Staatsforstverwaltungen begnügen sich übrigens nicht mit der Bezeichnung der Grenzen auf dem Terrain, sie suchen dieselben auch durch Grenzbeschreibungen und Grenzkarten zu sichern, welchen die gerichtliche Bestätigung der Anerkennung der dargestellten Grenze durch die Adjacenten beigelegt ist. Eine Reinhaltung der Grenze vom Holzwuchs und periodische Revisionen derselben bilden überall eine erste Pflicht der Forstdiicht- und Verwaltungsorgane (v. Albert, Lehrbuch der Forstverwaltung, München, 1883).

Die Grenzen des Grundeigenthumes stehen unter dem Schutze des Reichsstrafgesetzes vom 15. Mai 1871, welches im § 370 die umbeschriebene

Berringerung eines fremden Grundstückes, eines öffentlichen oder Privatweges oder eines Grenzraumes durch Abgraben oder Abpflügen mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft und in den §§ 274 und 280 die Wegnahme, Vernichtung, Unfeuerlichmachung, Befüllung oder das fälschliche Sehen eines Grenzsteines oder eines anderen zur Bezeichnung einer Grenze oder eines Wasserstandes bestimmten Merkmals in der Absicht, einem anderen Nachtheil zugutzuführen, mit Gefängnis bedroht, nebst wem auch auf Geldstrafe bis zu 3000 Mark und auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte (s. d.) erkannt werden kann.

At.

**Grenzen und Grenzscheidungsklagen** (actio finium regundorum), Österreich. Bei einer Grenzneuerung sind zwei Hauptfälle zu unterscheiden: 1. Die Grenzzeichen sind durch was immer für Umstände so verlest worden, dass sie ganz unkenntlich werden könnten, und 2. die Grenzen sind wirklich unkenntlich geworden, oder es entstand bei Berichtigung der Markierung Streit. Im erstgenannten Falle (§ 850 a. b. G. B.) können die Grenznachbarn im außerstreitigen Verfahren der drohenden Grenzverwirrung dadurch vorbeugen, dass jeder einzelne von ihnen gemeinschaftliche Erneuerung der Grenzen verlangen kann. Dieses Recht, die rechtzeitige Feststellung der Grenzen zu begreifen, hat nicht bloß der Eigentümer eines Grenzgrundstückes, sondern auch irgend ein dinglich Berechtigter (s. d.), also z. B. ein Servitutsberechtigter. Der Richter ladet die Anrainer vor und wird, wenn nötig, die Grenzen durch neue Vermarkung feststellen. Die Kosten einer solchen Abmarkung tragen die Parteien nach Maßgabe der Grenzlinien (Entsch. des D. G. H. v. 1./4. 1879, Nr. 3489, G. u. W. Nr. 7397). Dieser Vorgang ist nur dann anwendbar, wenn bestimmte und nicht streitige Grenzen vorhanden sind, nicht aber dann, wenn unbekannte Grenzen figiert werden sollen (siehe z. B. E. d. D. G. H. v. 20./9. 1881, Nr. 10634 u. W. Pf. Nr. 9756). Überhaupt wird sowohl in dem Falle, als dem Unkenntlichwerden von Grenzen vorgegeben werden soll, als auch in dem des Grenzstreites doch immer vorangesezt, dass früher Grenzzeichen vorhanden gewesen seien (E. d. D. G. H. v. 8./3. 1873, Nr. 4216 G. u. W., Nr. 4966).

In dem zweiten Falle der Grenzneuerung (§ 851 a. b. G. B.), in welchem die Grenzen entweder schon unkenntlich sind oder anlässlich der Grenzberichtigung Streit entsteht, hat der Richter vor allem den letzten factischen ungestörten (redlichen und echten) Besitzstand (siehe Besitz), u. zw. in den beiden sub 2 subsinuierten Fällen. Erst wenn jemand hiedurch sich in seinen Rechten verlest ansieht, hat er den Rechtsweg zu betreten (Grenzscheidungsklage). Die Neinsetzung von Marksteinen kann erfolgen (durch das Gericht), wenn die Grenzen unkenntlich werden könnten, und auch dann, wenn sie unkenntlich geworden sind, woselbst sie dann als Schutzmarke des letzten Besitzstandes provisorische Wirkung bis zur Austragung des begonnenen Prozesses haben (s. Entsch. d. D. G. H. v. 20./2. 1883, Nr. 2049, u. W. Pf. Nr. 9316). Dieser

ruhige Besitzstand wird, im Falle während des Prozesses keine Partei ein ausschließendes Recht an Grund und Boden nachweisen kann, als Vertheilungsmassstab angenommen, weil dann den Besitzern die Grundstücke gemeinsam werden und der Richter die Vertheilung vorzunehmen hat (nach der Proportionsumme der Längen aller an den streitigen Raum anstoßen den Grundstücke zu dem Flächeninhalt des ganzen streitigen Raumes, wie die Länge des einzelnen Grundstückes zu dem jedem Theihaber zuzumessenden Anteile).

Die Grenzscheidungsklage ist bei der Realinstanz (s. Behörden) einzubringen; der Kläger hat, wenn die angrenzenden Güter im Sprengel verschiedener Realinstanzen liegen, die Wahl, ob er bei der Realinstanz klagen will, welcher sein Grundstück, oder bei jener, welche das grenzstreitige unterliegt (Entsch. d. D. G. H. v. 23./3. 1883, Nr. 6083, u. W. Pf. Nr. 9450). Die wichtigsten Beweise bei dieser Klage sind: gerichtlicher Augenschein mit Zusicherung von Sachverständigen, Ausmessung und Mappierung, Katastraldecken, Theilungsprotokolle, Zeugen u. s. w.

Wenn das Eruchen um Grenzneuerung gestellt wird, so ist der Gegentheil zunächst zu der Erklärung aufzufordern, ob er sich dem Grenzneuerungsverfahren anschliesst, was auch für einen Grenzprozess gilt (Entsch. d. D. G. H. v. 29./11 1881, Nr. 13334, G. u. W. Nr. 8867). Das Recht, auf eine Grenzneuerung, im Notfalle durch eine Klage, zu dringen, verjährt nicht (§ 1481 a. b. G. B.). Die eigenmächtige Grenzregulierung durch einen mit der Raumabteilung des Grundsteuercatasters (s. Kataster) betrauten Landmesser nach der Katastraldecke ist als Besitzstörung aufzufassen (Entsch. d. D. G. H. v. 19./9. 1877, Nr. 10.158, G. u. W. Nr. 6557; s. Besitz und Besitzstörung).

Die absichtliche Versehung oder Wegräumung der „zur Bestimmung der Grenzen gesetzten Markungen“ ist nach § 199, lit. e Str-Ges. Verbrechen des Betruges und wird mit Kerker von 6 Monaten bis zu einem Jahre, bei erschwerenden Umständen von 1—5 Jahren bestraft. Nicht in böswilliger Absicht (sondern etwa aus Muthwillen n. j. w.) vorgenommene Befüllung oder Beseitigung von Grenzzeichen ist nach den Gesetzen über Feldschatz (s. d.) als Feld frei zu behandeln und durch den Gemeindevorstand (s. Gemeinde) mit Geldstrafe von 1—40 fl., bei Zahlungsunfähigkeit mit Arrest von 6 Stunden bis zu 8 Tagen zu belegen.

Die Grenzregulierung zwischen Gemeinden (oder Gemeindefraktionen) gehört nach den M. Bdgn. v. 19./1. 1853, R. G. Bl. Nr. 10, v. 23./9. 1868, R. G. Bl. Nr. 92, v. 24./3. 1860, R. G. Bl. Nr. 80, und des Ges. v. 19./3. 1868, R. G. Bl. Nr. 44 vor die politischen (und nicht vor die autonomen) Behörden, wobei aber jene Grenzverschiebungen, die durch Vereinigung oder Trennung von Gemeinden aus administrativen Gründen hervorgerufen werden, nicht gemeint sind, sondern nur eigentliche Grenzstreitigkeiten.

Die Grenzregulierungen, welche infolge von Servitutsabschlüssen und Regulierungen

(Gef. v. 5./7. 1853, R. G. Bl. Nr. 130, § 39) nothwendig werden, sind von amtswegen vorzunehmen. Die Kosten der nothwendigen Grenzbeschreibung und Vermarkung haben die Parteien zu tragen. (Näheres hierüber unter „Dienstbarkeiten“.)

Die Erl. des A. M. v. 8./3. 1878 und v. 26./3. 1881 enthalten die Instruction für die Begrenzung, Vermarkung, Vermessung (und Betriebeinrichtung) der österreichischen Staats- und Fondsforste: Inhaltsangabe dieser Instruction würde uns zu weit in Details führen.

Über die Streitfrage, welchen Einfluss die Änderung von Gemeindegrenzen während der Dauer eines Gemeindejagdpachtvertrages auf das Jagdrecht hat, s. Jagdrecht und Jagdpacht; über die Arrondierung der Waldgrenzen s. Zusammenlegung.

Steht ein Baum auf der Grenze zwischen mehreren Grundstücken, so wird das Eigenthumsrecht daran den angrenzenden Eigenthümern gemeinsam, u. zw. zu gleichen Antheilen.

In Ungarn werden Grenzregulierungsangelegenheiten, wenn das streitige Grundstück nicht über ein Katastraljoch groß ist, nach dem Bagatellverfahren (s. d.) verhandelt; darüber hinaus vom Richter. Mcht.

**Grenzerhaltung** ist die Verhütung und Beseitigung aller Grenzdefekte, welche die Keunlichkeit und Sicherheit der Grenze schädigen. Grenzbeschädigungen werden durch Menschen, Thiere, Pflanzen und Natureinflüsse herbeigeführt. Die gewöhnlichsten Mittel der Grenzerhaltung sind: 1. Auftrieb der Grenzlinien, im Walde wenigstens 2 m breit, und deren Reinhalting, damit von einem Stein zum andern gelehren werden kann; 2. Erhaltung der Grenzgräben, besonders im Frühjahr, durch Entfernung von Schutt, Erde, Laub *et c.* — bei Grenzbächen sind oft Uferbefestigungen nötig; 3. Erneuerung oder Ausbesserung der Nummern und des Antrichts an den Steinen (Kalkanstrich hat gegenüber dem Ölsarbenanstrich den Vortheil, dass die Grenze öfter durchgangen werden muss); 4. häufige Grenzbegänge und namentlich jährlich einer durch den Revierverwalter; 5. sofortige Erledigung aller bemerkten Grenzmängel, weil dadurch auch öfters an Kosten für Aussuchung der alten Punkte gespart wird. Schießgewordene Steine können ohne weiteres gerade gerichtet, heransgerissene dürfen nur in Anwesenheit beider Angrenzer gesetzt werden; 6. Anzeige aller constatirten Grenzverleugnungen bei der competenten Behörde. Nr.

**Grenzgräben** sind die schärfigen und deutliche Bezeichnung der Grenzlinien und sind, da sie das Abpflügen und Übergrasen am besten verhindern, namentlich dort am Platze, wo Wald an Feld und Wiese stößt. Man führt zwischen den Grenzsteinen entweder einen ununterbrochenen Graben oder nur Stützgräben aus. Letztere werden besonders an steilen Hängen angelegt, um das Abkippen der Erde zu vermeiden. Es ist selbstverständlich, dass die Gräben nicht bis dicht an die Steine herangezogen werden dürfen, weil sonst deren Stand gefährdet wird: gewöhnlich führt man die

Gräben bogenförmig um die Steine herum. Die gewöhnlichsten Dimensionen für Grenzgräben sind: 75 cm Oberweite, 25 cm Sohlenbreite und 25 cm Grabentiefe. Als eigentliche Grenzlinie gilt meist die Mitte der Grabensohle, es kann aber auch eine Grabenkante dazu dienen. Nr.

**Grenzkarten** sind besondere Karten, welche den Grenzbestand genau enthalten und deshalb auch in einem entsprechend großen Maßstab hergestellt sein müssen. 1 : 2000 Verjüngung genügt. In manchen Forsthaushalten, z. B. Sachsen und Hessen, dienen die Specialkarten zugleich als Grenzkarten. (In Sachsen erfolgt die Aufnahme im Maßstab 1 : 4853 $\frac{1}{3}$ , bzw. 1 : 5000). Die Grenzkarten müssen enthalten: alle Grenzzeichen mit Angabe der Nummern, den genannten Verlauf des Grenzzuges von Punkt zu Punkt, bezw. Grenzweg *et c.*, die Namen der Angrenzer, der Gemeindebezirke und auch der Culturart.

Nr.

**Grenzlagerbuch** ist das Schriftstück, welches in tabellarischer Form eine Beschreibung der Grenzen enthält. Dasselbe dient zur Unterstützung der Specialkarten, welche infolge der immerhin bedeutenden Verjüngung Ungenauigkeiten in den Grenzmaßen zeigen müssen. Zum Auflösen verloren gegangener Grenzzeichen und zur Verichtigung verwischter Grenzzeuge ist das Grenzlagerbuch sehr wichtig. Die Rubriken, welche einem Grenzlagerbuch zu geben sind folgende: Bezeichnung der begrenzten Forstorte (dabei Angabe der Abtheilungsnummer), horizontale Entfernung — mit der Unterabtheilung: von Nummer, nach Nummer, Meter, — innerer Grenzwinkel (bei Nummer, Grad, Minuten), Bemerkungen (ob Wege daran hinführen, Schneisen austreffen *et c.*), Verlauf der Grenze, Nachbargrundstück (Flurbezirk, Flurbuchnummer), Anerkennung des Angrenzers (durch Namenseintrag seitens desselben), Veränderungsnachweis (s. d.). Auch soll angegeben werden, welche „stumme Zeugen“ bei den Grenzsteinen (s. d.) angewendet wurden. Es ist anzurathen, das Grenzlagerbuch durch die Angrenzer vor Gericht anerkennen zu lassen.

Nr.

**Grenzmal**, s. Grenzbezeichnung. Nr.

**Grenzregister**, s. Grenzlagerbuch. Nr.

**Grenzregulierung** ist der Inbegriff aller Maßregeln, die sich auf die Feststellung, bezw. Berichtigung der Grenzen beziehen. Da nun die Feststellung und Erhaltung des richtigen Grenzzuges nicht nur im Interesse der Grundstücksbesitzer, sondern auch im Interesse des Staates — zur Arbeitersparung und Vermeidung von Streitigkeiten — liegt, so wird in allen civilisierten Ländern die Grenzregulierung durch das Gesetz gefordert. Bei der Regulierung stellt man sich an noch vorhandene alte Grenzzeichen oder deren Spuren, auf das Zeugnis alter, grenzkundiger Personen und bezw. auf alte Grenzkarten. Das Geschäft der Regulierung soll gewöhnlich ein vereideter Geometer vornehmen, den die Adjacenten wählen oder den die zuständige Behörde bestimmt. Bei der Regulierung müssen die Angrenzer anwesend oder durch Bevollmächtigte vertreten

sein. Erscheint der Adjacent auf vorschriftsmäßig erfolgte Vorladung nicht, so wird angenommen, dass er mit der Grenzfeststellung sich einverstanden erklärt. Zunächst wird der Weg des gütlichen Ausgleiches betreten. Bleibt dies erfolglos, so hat die zuständige Gerichtsbehörde die Entscheidung zu treffen. Soviel als möglich werden bei der Grenzregulierung lange, gerade Grenzzüge angenommen und die Bestimmung der Winkelpunkte auf unsicherer Stellen vermieden.

Die Grenzpunkte werden durch entsprechend tief eingeschlagene Pföcke bezeichnet. Außerdem ist es zweckmäßig, den Standpunkt dieser Pföcke durch Umlegen von Steinen oder Erdstücken oder — was am besten — durch Einhauen eines Kreuzes in den Boden, so dass der Pflock im Kreuzpunkt steht, zu versichern.

Über die Regulierung wird ein Croquis und ein Protokoll aufgenommen. Das letztere haben die Adjacenten zu unterschreiben. Bezieht sich die Regulierung nur auf Betriebsgrenzen, so ist das natürlich Sache der Forststeinrichtung, bezw. lediglich des betreffenden Waldbesitzers.

Nr.

**Grenzregulierung.** Darunter wird unter Umständen auch die Verichtigung der Grenzen verstanden. Hier sei danach nur die Änderung der Grenzen gemeint, wie sie im Wege des Austausches erfolgt, um etwa einen vielfach gebrochenen Grenzgang einfacher oder ganz gerade zu gestalten, um die freie Zufahrt zu einer Parcele zu ermöglichen, oder aus anderen Gründen.

Diese Grenzregulierungen sind in der Regel so durchzuführen, dass die Grundwerte beider Nachbarn hiernach unberührt bleiben, dass also:

a) bei gleichen Bonitäten der benachbarten Grundstücke gleich große Flächen ausgetauscht werden,

b) bei ungleichen Bonitäten gleiche Werte zum Austausche gelangen.

ad a, a) Es soll in dem Polygon ABCDEF Fig. 395 die gebrochene Grenze C D E in eine

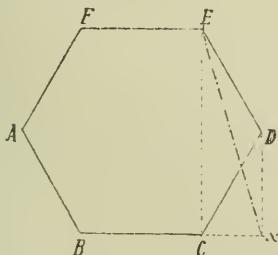


Fig. 395.

von E ausgehende gerade Grenzlinie verwandelt werden. Man erhält die hier verlangte Grenze am besten durch Construction. Wird zu der Verbindungsstrecke E C die Parallele D x so weit geführt, bis sie die Verlängerung der B C trifft, so ist Ex die gewünschte gerade Grenzlinie. Dass die Polygone ABCDEF und ABxEF flächengleich sind, ist aus der Figur leicht zu erweisen.

b) Es soll Fig. 396 die Grenze EB von E aus nach G verlegt werden.

Man führt zunächst jene Construction durch, wie sie nötig wäre, um die Grenze von E nach F zu verlegen, d. h. man zieht aus E parallel zu B F die Gerade E x; F x ist die

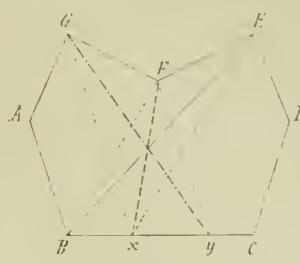


Fig. 396.

Grenze und nun verschiebt man diese in ganz denselben Sinne nach Gy, wodurch die Aufgabe gelöst erscheint.

ii) Wenn die Grenze zwischen zwei Parcellen gebrochen ist und als eine Gerade hergestellt werden soll, so könnte, wie Fig. 397 zeigt,

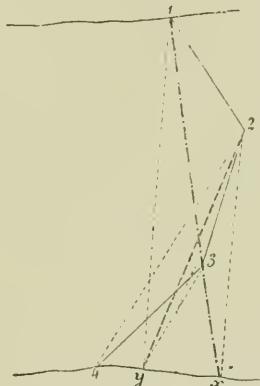


Fig. 397.

ganz dasselbe Verfahren zum Ziele führen, wie es in den vorstehenden Fällen angewendet wurde. Es kann auch hier noch die Bedingung ausgesprochen werden, dass die neue Grenze vom Punkt 1 oder 4 oder einem anderen Punkte anzugehen habe.

Soll die neue Grenze von 1 ausgehen, so beseitigt man zunächst das Eck 3 und erhält die Grenze 1, 2, y, wird in dieser das Eck 2 zum Verschwinden gebracht, so ergibt sich die Grenzlinie 1, x.

Sollte die Grenze 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, Fig. 398 aus sehr vielen kurzen Linien bestehen, so ist's zweckmässiger (größerer Genauigkeitsgrad) die Grenzlinien durch Rechnung zu ermitteln.

Man zieht zunächst nach dem Augenmaße die Grenzlinie 1, x und berechnet die Flächen der Figuren I, II, III und IV.

Die Anteile I und III gehören dem Grundstück A, die Stücke II und IV der Parcele B an. Wenn  $I + III = II + IV$ , so ist die à la vue gezogene Gerade als richtige Grenze anzusehen.

In den meisten Fällen werden jedoch die beiden Summen differieren, so daß  $I + III - (II + IV) = \pm \delta$  gefunden wird. Ist  $\delta$  positiv, so ist  $I + III > II + IV$  und muss daher  $x$  weiter nach rechts gehoben werden, während, wenn  $\delta$  negativ ausfällt,  $I + III < II + IV$  erscheint, weshalb  $x$  um ein entsprechendes Stück nach links verlegt werden muss.

Dieses  $\pm \delta$  wird in Form eines Dreieckes corrigiert, welches zur Basis  $l, x$ , daher zur Höhe  $h = \frac{2\delta}{l, x}$  hat, indem  $h$  (bei  $+\delta$ ) allenfalls in  $m$  senkrecht auf  $l, x$  aufgetragen und aus dem erhaltenen Punkte eine Parallele zu

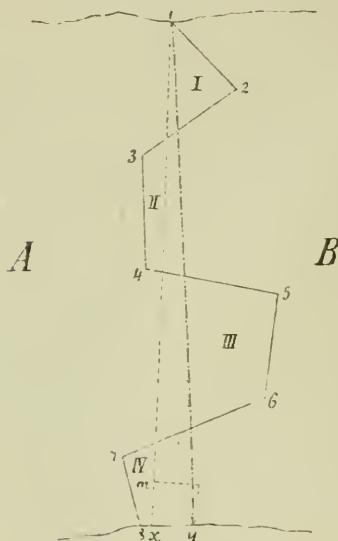


Fig. 308.

$l, x$  bis  $y$  gezogen wird.  $l, y$  ist dann die richtige Grenze. Es ist klar, daß das  $\delta$  auch in Form eines schmalen Parallelogrammes, dessen Grundlinie  $l, x$ , dessen Höhe  $h = \frac{\delta}{l, x}$ , korrigiert werden könnte.

Ebenso wird vorgegangen, wenn die ursprüngliche Grenze, statt gebrochen, krummlinig ist. ad b) Hat in Fig. 8 das Grundstück A die Bonität (j. d.)  $a$ , das Grundstück B die Bonität  $b$ , und soll auch für diese Voraussetzung die Grenze geradlinig geführt werden, so wird auch hier vorläufig, jedoch schon mit Rücksicht auf die vorhandenen Bonitäten, eine provvisorische Linie  $l, x$  geführt, die Anteile I, II, III, IV werden berechnet und sämtlich auf die Bonität I reduziert (s. Bonität).

Es muss, wenn  $l, x$  die richtige Grenze sein soll, die Gleichung bestehen:

$I.a + III.a = II.b + IV.b$ ; in der Regel wird jedoch diese Gleichung nicht stattfinden; es wird in den meisten Fällen

$$I.a + III.a - (II.b + IV.b) = \delta$$

erhalten werden.

Ze nachdem  $(I.a + III.a) \geq (II.b + IV.b)$ , muss die Gerade  $l, x$  weiter nach rechts oder

nach links verschoben werden. Es kann dies, wenn die neue Grenze von I oder  $x$  ausgehen soll, nur durch ein Nähungsverfahren erfolgen; indem man diese Grenze so lange verschiebt, bis die von ihr abgetrennten Anteile der Parzelle A mit jenen der Parzelle B, beide auf die Bonität I reduziert, vollständig übereinstimmen. Ist es dem Geometer freigestellt, die Grenze beliebig anzordnen, so kann  $\delta$  in Form eines schmalen Parallelogrammes, dessen Grundlinie  $l, x$  ist und dessen Höhe  $h$  wie nachfolgend gezeigt wird zu ermitteln ist, korrigiert werden.

Sind  $g_1, g_2, g_3$  und  $g_4$  die Anteile von  $l, x$ , so wie sie den Figuren I, II, III und IV angehören, so wird annäherungsweise von diesen Figuren

$g_1 h a + g_2 h b + g_3 h a + g_4 h b = \delta$  abzuschneiden sein, woraus

$$h = \frac{\delta}{a(g_1 + g_3) + b(g_2 + g_4)}$$

Dieses  $h$  muss selbstverständlich auf jene Seite der  $l, x$  aufgetragen werden, nach welcher die Verschiebung in Folge

$$(I + III).a \geq (II + IV).b$$

statthaben muß.

Ganz ähnlich wird verfahren, wenn statt einer gebrochenen eine krummlinige Grenze gerade zu legen ist.

**Grenzheidsungsklage** (Deutschland), actio finium regundorum, ist nach römischem Recht das Rechtsmittel zur Erlangung der richterlichen Feststellung einer bestreiteten oder nicht außindbaren Grenze zwischen zwei unmittelbar an einander stoßenden Grundstücken (nicht Gebäuden). Die selbe ist unverjährbar, da durch die Ungewissheit des Besitzes eine Eröffnung (i. d.) ausgeschlossen ist. Die Klagestellung steht nicht nur jedem der beteiligten Grundeigentümern, sondern auch dem Münzmeier, desgleichen Pächter und Pfandgläubiger des Grundstückes zu, und kommt der Rechtsfolge der letzteren dem Eigentümer zugute.

Die Klage ist zunächst auf Herstellung der wahren Grenze gerichtet, erscheint aber, wenn diese auf Grund vorhandener Urkunden, Grenzzeichnungen, Grenzbeschreibungen und von Zeugenaussagen nicht zu ermitteln ist, als ein Antrag auf Theilung einer unfreiwillig entstandenen Gemeinschaft, bei welcher jeder Grenznachbar seinen Theil durch richterliche Überweisung (Adjudication) erhält. Der Richter kann hierbei auch aus Zweckmäßigkeitsgründen eine als richtig erkannte Grenze verlegen und zu persönlichen Leistungen (z. B. Geldentschädigung für entzogene Nutzungen oder gemachte Ansagaben) verurtheilen (nach dem preußischen allgemeinen Landrecht jedoch nur auf Grund einer besonderen Klage).

Nach § 23 der deutschen Civilprozeßordnung vom 30. Januar 1877 ist für die Grenzheidsungsklage nur das Gericht zuständig, in dessen Bezirke die streitige Grenze gelegen ist. At.

**Grenzstein** nennt man einen Stein, welcher zur Festlegung des Grenzzuges benutzt, bez. eingesetzt wird. Zum leichteren Außinden lässt man gewöhnlich einen Theil des Grenzsteins

über den Boden herausragen und behauet diesen Theil regelmässig. Es ist zweckmässig, den Stein so vierkantig zu behanen, dass der Querschnitt ein längliches Viereck bildet. Damit das Regenwasser besser ablaufen kann, lässt man den Kopf des Steines abrunden. Der in den Boden kommende Theil bleibt roh, weil dadurch der Halt des Steines im Boden erhöhet wird — auch Kosten erspart werden —. Dieser Theil kann etwa  $6\frac{1}{2}$  der ganzen Steinlänge ausmachen. Die Dimensionen, welche den Steinen zu geben sind, hängen von der Wichtigkeit der Grenzen ab. An Landesgrenzen werden besonders große Steine gelegt und sind dann meist hierüber besondere Verordnungen erlassen. Für gewöhnliche Grenzen genügen 1 m lange Steine mit  $15 \times 25$  cm Querschnitt.

Zu den Grenzsteinen ist ein entsprechend festes Material, das sich aber noch gut bearbeiten lässt, zu verwenden. Wohl geeignet sind fester Sandstein und Kalkstein, feinförniger Granit, Basalt. Die schiefrigen Steine, welche, wie z. B. Glimmer und Thonschiefer, leicht durch den Frost zerklüftet werden, nimmt man nur ungern. Vielfach wird allerdings mit Rücksicht auf die Kostenersparnis das Material verwendet, welches am nächsten und leichtesten zu erlangen ist. Man unterscheidet Hauptsteine und Zwischensteine oder Läuter. Die Hauptsteine kommen auf die Winkelpunkte zu stehen, die Läuter zwischen die Hauptsteine bei langen Grenzlinien oder bei dazwischen liegenden Terrainwellen, welche die Übersicht verhindern. Es gilt als Regel, dass man von einem Grenzstein zum darauffolgenden sehen können muss. Eine allzuansgedeutete Anwendung von Läutern ist unzweckmässig. Das Einschäften ist immer, an der Grenze nur Hauptsteine zu verwenden. Die Zwischensteine braucht man wenig zu bearbeiten. Die sämmtlichen Hauptsteine werden fortlaufend numeriert. Dabei wird jede Parzelle und Enclave für sich zum Abschluss gebracht. Sind später wegen Ankäufen etc. Einschaltungen von Steinen nöthig, so erhalten diese die vorhergehend niedrigere Nummer mit dem Zusatz der Buchstaben a, b, c etc., also z. B. bei einer Eindichbung zwischen Nr. 2 und 3 die Bezeichnung 2<sup>a</sup>, 2<sup>b</sup> u. s. w. Anzurathen ist, die Grenzsteine am oberirdischen Theile ganz oder theilweise mit Kalk oder mit weißer Oelfarbe anzustreichen. Vielfach wird auch nur die Umgebung der Nummer weiß gefärbt. Es empfiehlt sich bei den politischen Grenzen die Nummern (mit arabischen Ziffern) schwarz, bei den Wirtschaftsgrenzen dagegen roth anzubringen. Wenn die Nummern ausgemeiselt oder ausgeschlagen werden, so sind sie nachher mit schwarzer oder rother Farbe auszupinseln. Wird dagegen auf dem Stein ein weisses Nummerschild — in Ellipsenform — angebracht, so kann die Nummer mittels einer Schablone ausgemalt werden. Zur Herstellung der schwarzen Nummern wird man entweder eine entsprechende Lackfarbe oder eine Mischung aus Ruß und Öl verwenden, während für die rothen Ziffern eine Zusammensetzung von Bleiweiße und farblosem Lack zu empfehlen ist. (Gelegentlich der Vorsteinrichtungsrevisionen sind die Grenzsteine darauf hin zu

durchgehen, ob eine Aufschriftung der Nummern nothwendig ist.) Für die Eigenthumsgrenzen ist es vielfach gebräuchlich, an der der Nummer entgegengesetzten Seite des Steines die Anfangsbuchstaben der Namen, das Monogramm oder das Wappen der Besitzer anzubringen. Dann muss der Stein so zu stehen kommen, dass diese Zeichen nach dem betreffenden Grundstück zeigen, mithin die Nummer nach anhören gerichtet ist. Mitunter wird auch das Jahr der Steinsetzung angebracht — aber dann nicht an der Nummerseite —. Auf dem Kopf des Grenzsteines wird ein Kreuz oder ein den Grenzverlauf darstellender Winkel eingehauen.

Bei allen Grenzmessungen soll die Bake oder Meplatte an den Scheitelpunkt des Winkels, bezw. Kreuzes angehalten werden. Wenn die Grenzwinkel auf die Steine gebracht werden sollen, so muss natürlich dabei ein Croquis zur Hand sein. Auf jeden Brechpunkt der Grenze wird ein Hauptstein gesetzt. Ist der Boden nass und unsicher, so ist es gut, vorher Hügel anzuwerfen und daran die Steine zu bringen. Für jeden Stein wird an Stelle des bei der Regulirung geschlagenen Pfahls ein entsprechend tiefes und weites Loch ge- graben. In dasselbe legt man zunächst sog. stumme Zeugen, welche die spätere Aufsündung verloren gegangener Grenzpunkte erleichtern sollen. Gewöhnlich verwendet man dazu Glässerchen, Kohlenstückchen und Ziegelbrocken. Man kann aber auch besondere Thonziegel oder Mineralien nehmen, welche in der Nähe nicht vorkommen. Nachdem nun der Grenzstein gehörig eingesetzt worden ist, wird er mit Steinen verstellt und unter Wiedereinfüllung des Bodens festgemacht. Mitunter ist nöthig, den Grenzstein zur grösseren Befestigung und Sicherung mit einem Kranz von Steinen zu umlegen oder mit Pfählen, bezw. Flechtwerk zu umgeben. Bei Wegen ist es gut, an der gefährdeten Seite noch jogen Abweissteine oder Abweisplöcke anzubringen. Wenn auf dem Kopfe der Steine die Winkel ausgezeichnet sind, so ist ein bestimmtes Anhalten für das Setzen gegeben: es müssen dann die Schenkel des Winkels genau nach den beiden Nachbarsteinen zeigen. Ist dagegen nur ein Kreuz auf dem Kopfe vorhanden, so muss der Stein so gelegt werden, dass er seiner ganzen Form entsprechend nach der nächst höheren Nummer hinweist; bei oblongem Durchschnitt wird mithin die Nummer auf der Breitseite angebracht sein und diese in ihrer Verlängerung den Stein mit der nächst höheren Nummer treffen, bezw. diese Breitseite mit dem nächst Stein in einer Ebene liegen. Handelt es sich um einen Grenzweg oder Grenzbach, bei welchem an den Hauptbrechpunkten nur Grenzsicherungssteine angewendet werden — denn die eigentliche Grenze bilden Weg oder Bach — so ist Folgendes zu beachten. Ist der Grenzweg gemeinschaftlich, so können die Steine entweder in der Mitte des Weges versetzt werden (und es sollten dann eigentlich am Rande des Weges noch Controlsteine gesetzt werden) oder abwechselnd an beiden Seiten des Weges ihren Platz finden. Das letztere geschieht bei einem gemeinschaftlichen Grenzbach, für den

ebensowohl wie beim Wege eine Fortsetzung der angestossenden Grundstücke bis zu deren Mittellinie angenommen wird. Gehören Grenzweg und Grenzbach einseitig zu einem Grundstück, so werden die Steine an den Rand, bezw. auf das Grundstück des anderen Adjacenten gesetzt. Für alle versenkten Steine an Eigentum- und Wirtschaftsgrenzen ist es zweckmäßig, in der Nähe Controlsteine anzubringen. Über deren Stand hat das Grenzlagerbuch (s. d.) Aufschluss zu geben. Da es vorteilhaft erscheint, bei einem Schneisenneb die Mittellinie zu versteinen, so mits für den Fall, daß Wege auf Schneisen gelegt werden, ein Verstellen der Steine stattfinden, und dann sind Controlsteine gewiss ratschlich. Recht zweckmäßig ist es, an Stelle von Steinen Drainröhren zu versenken, so daß deren Öffnung zum Einsetzen der Baken benutzt werden kann.

Das Setzen der Steine an Eigentumsgrenzen soll nur in Aunesenheit der Adjacenten und zwar am besten durch vereidigte Geometer oder mit gleichen Besitznissen ausgestattete Personen stattfinden. Nr.

**Grenzverbesserung** ist gleichbedeutend mit der Herbeiführung einer zweckmäßigeren Abgrenzung. Erreicht wird dieselbe durch Verkanj oder Vertauschung anspringender, namentlich schmaler Landzungen und isolierter Parcellen, sowie durch Aufkauf oder Eintausch einspringender Landzungen und der Enclaven. Speziell für das Waldarrondissement wird noch ein entsprechender Ausgleich zwischen dem Holz- und Nichtholzboden in Frage kommen. Die Verbesserung der Grenzen in diesem Sinne bringt mancherlei Vorteile. Der ganze Betrieb wird erleichtert, die Grenzerhaltung wird einfacher und billiger, der Forstschutz wird bequemer und weniger kostspielig und auch die Holzproduktion wird dadurch gewinnen, daß die Verdämzung an den Rändern und die Calamitäten durch Wind, Frost usw. abnehmen, bezw. auch an Wegefläche erspart werden kann. Nr.

#### Grenzverrückung, s. Grenzen. At.

**Grenzwald.** Bei der Besitznahme des Landes durch die Germanen erhielten bald größere, bald kleinere Gruppen innerhalb der Völkerstaaten Landstriche als gemeinschaftlichen Besitz überwiegen. Dieses Terrain wurde in drei Theile gegliedert: Grenzwald, Allmende und Sondereigenen.

Der Grenzwald, marca, umfaßte nicht nur Wald, sondern auch Sumpf, See, Flüsse und Felsen. Dieses Grenzgebiet stand unter völkerrechtlicher Verfügung des Gaues, bezw. der Cent, welche mit den Waffen die Festsetzung und Rodung von Seiten Fremder in diesem Grenzgebiet wahrten. In Bezug auf das Eigentum war es res nullius und trennte jene Gebiete der Gau und Völkerstaaten von einander, welche im Eigentum des Gauens bezw. Einzelner standen. Der Gau nahm bei steigender Volkszahl allmählich diesen vielbestrittenen „lebatable ground“ mehr und mehr in Anspruch, indem Stücke hievon zum Allmende erklärt wurden, schließlich gieng er auch theilweise sogar in das Sondereigentum über.

Soweit der Grenzwald (Volksw- oder Gau- mark, Centmark) nicht zu den einzelnen Allmenden gehöllagen würde, diente er fortwährend den Zwecken der Gemeinsamtheit und es trat an ihm das Recht der Allgemeinheit so in den Vordergrund, daß er in den meisten Fällen den Charakter des öffentlichen Eigenthums annahm und als solches bei der Bildung größerer Staaten auf das Reich, bezw. dessen Vertreter, den König, übergang.

In anderen Fällen, namentlich am Rhein, blieben die Centmarken ein Gemeinsameigentum der sich derselben zu wirtschaftlichen Zwecken bedienenden Centgenossen (vgl. a. Markt und Waldeigentum). Schw.

**Grenzweg** ist eigentlich nur der Weg, welcher die Abseheidung der aneinanderstoßenden Grundstücke bewirkt, welche verschiedenen Besitzer gehören. Mitunter gebraucht man auch diese Bezeichnung für einen Weg, welcher in der Nähe der Grenze hinführt. Der Grenzweg gehört zu den natürlichen Grenzen. Es ist zweckmäßig, wenn es sich nicht um eine gebante und sonach ganz festgelegte Straße handelt, den Grenzweg mit Grenzsicherungssteinen an den hauptsächlichsten Krümmungen zu versehen.

Bildet der Weg die gemeinschaftliche Grenze — gilt also dessen Mittellinie als wirkliche Grenze — so kann die Mitte durch versenkte Steine oder Drainröhren fixiert werden. Dann ist es aber wünschenswert, daß die versenkten Zeichen durch in der Nähe angebrachte Controlsteine feinlich gemacht werden. Meist ist jedoch gebräuchlich, einen gemeinschaftlichen Grenzweg dadurch zu sichern, daß die Steine abwechselnd auf die Grundstücke der Adjacenten an beiden Wegrändern gesetzt werden. Bildet der eine Wegrand die Grenze, so ist nur dieser zu versteinen (an den Hauptbrechpunkten). Steht zu befürchten, daß die Grenzsicherungspunkte durch den Verkehr auf den Wege leiden können, so werden zweckmäßigerweise vor ihnen Abweissteine oder Pfähle angebracht. Wenn bei der Abtheilungsbildung die Wahl freisteht, einen Weg oder Bach als Wirtschaftsgrenze anzunehmen, so ist in der Regel der eritere zu wählen, weil dadurch bei der Viehhaltung der Holztransport erleichtert und schonender wird. Nr.

**Grenzwild**, das, nennt man auch das Wechselwild, d. h. solches, welches nahe der Grenze steht und oft ins Nachbarrevier hinaüberwechselt. Venet, De jure venandi, p. 720.

— Auch Zusammensetzungen wie: „Dann wird man Greuzhähne (Auerhähne) ... zuerst aus Korn nehmen.“ Wurm, Auerwild, p. 92.

— „Man beschließt zuerst die Grenzhühner...“ Regener, Jagdmethoden, p. 61 u. s. v. E. v. D.

**Grenzwinkel** sind diejenigen Winkel, welche an den Brechpunkten des Grenzganges auftreten. Dieselben werden gewöhnlich mit dem Theodoliten oder der Bonsole gemessen. Es ist am einfachsten, wenn immer nur der innere Grenzwinkel gemessen und ins Grenzlagerbuch (s. d.) eingetragen wird. Der innere Grenzwinkel ist derjenige, welcher an der Seite des betreffenden Grundstückes einen Theil desselben mit seinen Schenken begrenzt. Die Grenz-

**Grenzzeichen.**

winkel müssen wenigstens bis auf die Minute genau angegeben werden. **Nr.**

**Grenzzeichen**, s. Grenzbezeichnung. **Nr.**

**Grenzzug** nennt man gewöhnlich den Zusammenhang einiger oder mehrerer — durch Brechpunkte unterschiedener — gerader Grenzlinien, welche sich an einem Grundstück hinziehen. Es ist zweckmäßig, bei der Regulierung möglichst lange und gerade Grenzüge zu wählen. **Nr.**

**Gresse**, **Gressling**, s. Gründling und Ellerige. **Hcf.**

**Gressoria**, Schreitschrecken, eine Gruppe der Abtheilung Orthoptera vera, echte Geradflügler, s. Orthoptera. **Hsch.**

**Griesaugefu**, s. Strömer. **Hcf.**

**Griff**, der, s. v. w. Fang bei Raub-, namentlich Beißvögeln; vgl. a. Hand. "Griffe" nennen einige die Klauen der Raubvögel." Heppe, Wohlsred. Jäger, p. 148, 153. — Behlen, Wmspr., 1829, p. 71. — Hartig, Lexikon, p. 228. — Sanders, Wb. I., p. 626. **E. v. D.**

**Griff** = Handhabe der Seitengewehre, s. Blanke Waffen. **Dh.**

**Grissbügel** = Hornbügel, s. d. **Dh.**

**Grissel** (bei den Insekten), s. stylus. **Hsch.**

**Grimmen**, das, s. v. w. Burgstall, s. d., wo alle Belegstellen angegeben. **E. v. D.**

**Grimmenstich**, der: "Grimmenstich, also benennen einige das, was ein angegeschossen Wildstück macht, indem es sich getroffen findet. Wenn es sonderheitlich tödlich verwundet, ziehet es die vier Läuse zusammen, und greisset mit den Spiken der Schalen scharf zu Boden, auch Schrecksprung." Chr. W. v. Heppe, Wohlsred. Jäger, p. 188, 332. — Selten, sonst nicht belegbar. **E. v. D.**

**Grind**, der, seltener das, unschöner Ausdruck für den Kopf, das Haupt des hohen edlen Haarwildes mit Ausnahme der Sauen. "Grind, nennen Einige des Hirschens Kopf und sagen z. B. der Hirsch hat einen starken oder hat viel auf dem Grind, oder ich habe den Hirsch bey dem Grind gesehen." Chr. W. v. Heppe, Wohlsred. Jäger, p. 188. — Onomat. forest. IV., p. 412. — Behlen, Real- und Verb.-Lexikon III., p. 501. — Keller, Die Gemse, p. 497. — Sanders, Wb. I., p. 628. **E. v. D.**

**Grindshuss**, der = Kopfschuss. Behlen, Real- und Verb.-Lexik. III., p. 501. **E. v. D.**

**Gringel**, s. Gründling. **Hcf.**

**Grinsel**, seltener Ausdruck für Kämme, s. Bissvorrichtung. **Dh.**

**Grob**, adj.

I. Wm. nur von Sauen — stark. "Wenn ein Rudel Sauen bei einander, und selbige stärker seyn, als Frischlinge, so heißt es ein Rudel lauter starke oder grobe Sauen." Döbel, Jägerpraktika, 1746, I., fol. 24. — "Einem übergangenen oder überlaufenen Frischling, welcher auch vor eine starke oder grobe Sau angesprochen wird..." E. v. Heppe, Aufr. Lehrprinz, p. 86. — "Große oder starke Sauen heißen die größten und stärksten wilden Schweine männlichen und weiblichen Geschlechtes." Großkopff, Weidewerks-Lexikon, p. 144. — "Große Sauen zeigt so viel an als starke oder gute Sauen." Chr. W. v. Heppe, Wohlsred.

Jäger, p. 188. — "Sobald sie (die Bache) 4 volle Jahre alt ist, hört die Bestimmung des Alters auf, und man spricht sie dann als starke, an einigen Orten als große Bache an." D. a. d. Winst, Hb. s. Jäger, I., p. 302. — "Große Sauen sind solche, die zweijährig und älter sind." Hartig, Lexikon, p. 228. — "Vom 7. Jahr an Haupschwein oder großes Schwein." Laube, Jagdbrevier, p. 273. — Behlen, Wmspr., 1829, p. 71.

II. Vom Schrot = grobkörnig, stark. "Wenn man es (das Wildpret) mit Posten und großen Hagel aus einer Flinte schießt..." E. v. Heppe, I. c., p. 154. — Hartig, Lexikon, p. 468. — Dözel, Niederjagd, p. 272.

III. Von der Stimme des Hundes, s. grob-häsig. — Sanders, Wb. I., p. 629. **E. v. D.**

**Grobhäsig**, adj.: "Jagdhunde mit einer hellen, gut klingenden Stimme haben einen guten Hals, mit einer feinen Stimme heißen sie feinhäsig, mit einer groben grobhäsig." Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., I., p. 28. — Döbel, V. Aufl. 1828, I., p. 122 b. **E. v. D.**

**Grobjährig** nennt man ein Holz mit aussfallend breiten Jahresringen. **Nr.**

**Grobwild**, das, seltener, heute kaum mehr üblicher Name des Schwarzwildes, seltener noch als Sammelname für das Elch-, Roth-, Dam- und Schwarzwild. "Grob-Wildbret, siehe Schwarzes Wildpret." Chr. W. v. Heppe, Wohlsred. Jäger, p. 189. — "Grobwild nennen Einige das Elen-, Edel-, Dam- und Schwarzwild." Hartig, Wmspr., 1809, p. 114; Lexikon, p. 228. — Behlen, Wmspr., 1829, p. 71. **E. v. D.**

**Grossen**, verb. intrans., selten statt schreien oder röhren vom Rothirsch. "Grollen wird zur Brunftzeit das Gebrüll des Hirsches beim Kampfe (?) mit einem anderen genannt." Behlen, Real- und Verb.-Lexikon III., p. 501. **E. v. D.**

**Groppe**, die (Cottus gobio Linné; Syu.: Cottus affinis, C. ferrugineus, C. laevis, C. microstomus, C. minutus, C. poecilopus), auch Dickkopf, Dolm, Dolp, Kaulquappe, Koppe, Mühlkoppe, Tolbe, Tolbu; böhm.: pulec: poln.: glowacz; ung.: putra kolty, beka-hal, ebhal; franz.: menkizhek, kapzh.; russ.: buitschok, golowatsch; engl.: bullhead, millers thumb; franz.: chabot; ital.: magnarone, ghiozzo, scazzone, cazzagnola; Fisch aus der Gattung der Groppen (Cottus Artedi) und der Familie der Panzerwangen (Cataphracti oder Triglidae, s. Syt. der Ichthyologie). 10—15 cm lang. Der nackte Leib ist keulenförmig, hinten zugespitzt und seitlich zusammengedrückt, vorne cylindrisch mit dickem, breitem, von oben nach unten plattgedrücktem Kopfe und sehr weitem endständigem Maule, welches vorne in den Kiefern und am Plungjkarbein zahlreiche Heschelzähne trägt, während der Gaumen zahnlos ist. Die Oberseite des Kopfes mit den nach oben gerichteten, ziemlich nahe bei einander stehenden Augen ist ohne bemerkbare Knochenleisten, die Seiten mit dem Kiemendeckelapparat sind ganz glatt und von dicker Haut überzogen. Am Rande des Vordecks steht ein stärkerer oder schwächerer, oft fast ganz von der Haut eingehüllter

gekrümpter Stachel. Auf dem Rücken stehen zwei getrennte, aber eng zusammenstoßende Flossen, die erste mit 5—9, die zweite mit 15 bis 20 biegsamen, ungetheilten Strahlen. Die unter der zweiten Rückenflosse stehende Afterflosse enthält 9—13 ungetheilte Strahlen; die schmalen, brustständigen Bauchflossen, welche zurückgelegt und ausnahmsweise bis zu dem ungefähr in der Mitte der Körperlänge gelegenen After reichen, haben meist 1 harten und 4 weiche Strahlen, die großen Brustflossen 13 bis 15 Strahlen, welche am Ende oft gegabelt sind. Die Färbung ist sehr verschieden, meist dunkelgrau oder braun mit verwischten dunkleren Flecken; Flossen in der Regel mit schwärzlichen Punkten oder Binden. Die Groppe ist einer unserer veränderlichsten Süßwasserfische, namentlich was die Stärke des Kopfstachels, die Gestalt des Kopfes, die Strahlenzahl und Länge der Flossen betrifft; manche Abarten sind als besondere Species beschrieben. Sie bewohnt das Süßwasser von fast ganz Europa und Nordasien mit Ausnahme des äußersten Südens, außerdem die brackischen Buchten, Hafte und Scheren der östlichen Ostsee. Zu ihrem Gedeihen verlangt sie klare, lebhaft fließende Ströme und Bäche mit steinigem Grunde; hier ist sie fast stets zu finden, auch wenn ihr nur eine sehr geringe Menge Wasser zu Gebote steht. Besonders ist ihr Vorkommen in der Forelleregion zusammen mit der Forelle und Elritze. Im Gebirge ist sie bis 2000 m Meereshöhe gefunden worden. Unter Steinen und Löchern versteckt, lauert sie, besonders in der Nähe der Mühlstein, auf ihre Beute, Fischbrötchen, kleine Krebse, Insekten- und namentlich Libellenlarven und schiesst mit stoßweiser, schneller Bewegung hervor. Bei ihrer großen Gefrädigkeit kann sie durch Vertilgung des Forellenlaiches sehr schädlich werden. Die Laichzeit fällt in die Zeit vom Februar bis Mai, wo das Weibchen 1 bis 300 röthlichgelbe, 2—2.5 mm große Eier in einem Klumpen unter Steinen ablegt. Verschiedenen Berichten nach soll das Männchen die Grube für die Eier herstellen und dieselben sorgfältig bewachen und gegen die Angriffe anderer Thiere vertheidigen; indes ist über diese Brutpflege Sichereres noch nicht festgestellt. Der Fang ist sehr leicht, da die Groppe gierig an die mit einem Wurm geförderte Angel beißt und bei ihrem Trieb, sich beständig zu verstecken, sehr leicht in kleine Reusen geht; an manchen Orten legt man Reisigbündel ins Wasser, in denen sie sich verkriechen und beim Aufziehen hängen bleiben. Auch lassen sie sich mit der Hand greifen oder mit Gabeln auffpießen. Meistens werden sie nur als ein guter Köder für Aale und Forellen benutzt, obwohl das beim Kochen oft röthlich werdende Fleisch gebraten oder gebacken sehr gut schmeckt.

**Groß, adj.**, ist heute in der Wm spr. allgemein und unbedingt verpönt. Das Wort wird durch stark, gut, brav, kapital, grob vertreten. *E. v. D.*

**Großbauer Franz, Edler von Waldstätt**, geb. am 29. December 1813 zu Trumau (Niederösterreich), gest. 31. Mai 1887 zu Mariabrunn, einziger Sohn eines f. f. Höfjägers,

erhielt den Elementarunterricht in seinem Geburtsort, wurde sodann 1824 von seinem Grüner, dem damaligen Abt des Cisterzienserstiftes Heiligenkreuz in Niederösterreich, Seidemann, in das dortige Convict aufgenommen und besuchte daselbst das Untergymnasium, worauf er die Lycealstudien in Wien absolvierte. Ursprünglich für theologische oder juristische Studien bestimmt, wendete sich Großbauer, seiner Neigung folgend, dem Forsthofe zu und trat nach vorausgegangener einjähriger Forst- und Jagdpraxis beim Forstmeisteramt in Laxenburg in die f. f. Forstlehranstalt Mariabrunn ein, wo er in den Jahren 1833—1835 den zweijährigen Lehreurs, sowie den nicht obligat gewesenen dritten Cursus absolvierte.

Nach Zurücklegung der Fachstudien wurde Großbauer am 26. Februar 1836 bei dem damals vereinigt gewesenen f. f. Obersthofjägermeister- und niederösterreichischen Waldamte als Forstcandidate aufgenommen und daselbst theils im Bureau theils zu provisorischen Dienstleistungen beim Forstbetriebe verwendet. In Hinblick auf seine mit sehr günstigem Erfolge zurückgelegten Fachstudien wurde Großbauer als Assistent an der Forstlehranstalt Mariabrunn angestellt und nach Pensionierung des Professors Schmitt vom 1. August 1837 bis Ende Mai 1838 mit der Verziehung der Professur für Forstwissenschaft und nach Bezeichnung dieser Stelle durch den damaligen Professor der Forstnaturkunde, Grabner, am 1. Juli 1838 bis 1. Juli 1839 mit Abhaltung der Vorlesungen über Forstnaturkunde betraut, welch letztere Stellung ihm nach abgelegter Concursprüfung definitiv verliehen wurde. Als bei der im Jahre 1850 provisorisch und im Jahre 1852 definitiv eingetretenen Reorganisation der Forstlehranstalt ein Theil der naturwissenschaftlichen Vorträge (Physik und Chemie) wegfiel, übernahm Großbauer nebst seinen früheren Vorträgen über Forstbotanik, dann Klimalehre und Bodenkunde auch einen Theil der Forstbetriebsfächer (Grundriss der Forstwirtschaft, Waldbau und Jagdkunde) sowie die Inspection über den Schulforst und rückte nach dem neuen Statut zum ersten Professor der Forstlehranstalt vor.

Nach der im Jahre 1867 erfolgten Erhebung der Forstlehranstalt zur Akademie wurde Großbauer in seiner dermaligen Eigenschaft als Professor der forstlichen Produktionslehre durch hohe Entschließung vom 3. December 1867 bestätigt und docierte später nebenbei auch an der am 1. October 1872 eröffneten landwirtschaftlichen Section der Hochschule für Bodenbau in Wien, Waldbau, bis die Aufhebung der Forstakademie in Mariabrunn ihn nach fast vierzigjähriger Lehrthätigkeit bestimmte, 1875 in den bleibenden Ruhestand zu treten. Die Administration des Lehrgebäudes und des in Mariabrunn belassenen Theiles der Lehrmittelsammlung besorgte Großbauer auch nach seiner Pensionierung bis zu seinem Tode.

Großbauer war ein ausgezeichneter Lehrer und hat sich um die Entwicklung der Akademie Mariabrunn sowie besonders um deren Sammlungen große Verdienste erworben.

An allen Organisationen der Forstlehranstalt und der Verwaltung der Staatsforste des Wienerwaldes, an den Verhandlungen über forstliche Gesetzentwürfe, den Versammlungen der Fachgenossen nahm Großbauer den regsten Anteil, auch gehörte er dem zu Mariabrunn eingesehnten permanenten Comité für forstliche Versuch an. Als Mensch war Großbauer ausgezeichnet durch Viebenswürdigkeit und Bescheidenheit.

Nachdem das Ackerbauministerium ihm bereits wiederholt seine Anerkennung ausgesprochen hatte, wurde er 1870 in Anerkennung seines vieljährigen erspriesslichen Wirkens im Lehrfache mit dem Franz Jozef-Orden decoriert und anlässlich des erbetenen Übertrittes in den Ruhestand geadelt und ihm das Ehrenwort „Edler von“ mit dem Prädicate „Waldfärt“ verliehen.

Seine literarische Thätigkeit erstreckte sich hauptsächlich auf zahlreiche wertvolle Journalartikel, neben welchen er nur eine selbständige, heute noch sehr geschätzte Arbeit: Das Winkler'sche Taschendendrometer neuere Construction und seine Anwendung zu Baum- und Bestandschäzung und zu anderen in der Praxis vorkommenden Vermessungsarbeiten, Wien 1864, verfasst hat.

Schw.

**Großgrundbesitz** tritt von einer gewissen Flächengröße — etwa 10.000 ha — an auf. Zeigt sich derselbe bei Gemeinden oder Privaten, so ist bei vorhandener Waldwirtschaft die Forsteinrichtung und der Forstbetrieb ähnlich gestaltet wie beim Staatswalde. Nr.

**Großnuthholz**, s. Nutzhölz. Fr.

**Großschmetterlinge**, Macrolepidoptera, bilden in Gegenüberstellung zu den Kleinschmetterlingen, Microlepidoptera, die eine der beiden Hauptabtheilungen der Ordnung Lepidoptera und umfassen: 1. die Tag schmetterlinge (Rhopalocera); 2. die Schwärmer (Sphingidae); 3. die Spinner (Bombycidae); 4. die Eulen (Noctuidae) und 5. die Spanner (Geometridae), s. Lepidoptera. Hscl.

**Grubenholz** ist dasjenige Holz, welches der Bergbau verwendet. Vorherrschend hat das Grubenholz nur geringere Dimensionen, bei Stämmen etwa bis 20 cm Mittenstärke. Da nun in denjenigen Gegenden, in welchen Bergbau getrieben wird, das schwache Bauholz verhältnismäßig hoch im Preise steht, so ist es erfärliech, dass für die dafelbst gelegenen Waldungen ein niedriger Umttrieb finanziell gerechtfertigt ist. Nr.

**Grubenkalk**, s. Akkalk. Fr.

**Grubenköhlerei**. Als der steigende Holzbedarf zwang, auch die weiter entlegenen Waldtheile zur Deckung des Bedarfes an Feuerungsmaterial heranzuziehen, nöthigten die schlechten Transportverhältnisse da, wo nicht das Wasser hiefür zu Hilfe genommen werden konnte, Gewicht und Volumen des Holzes durch Verholzen zu vermindern. Kohlen waren ferner seit ur-alter Zeit für den Betrieb einzelner Gewerbe, z. B. für Schmiede sowie zum Schmelzen der Erze unentbehrlich.

Schon in den Weisthümern des Mittelalters finden sich daher Bestimmungen, welche

den Köhlereibetrieb regelten; derselbe war meist nur mit besonderer Erlaubnis auf Grund der Genehmigung einer bestimmten Anzahl von Kohlenfeuern oder auch von Köhlern gestattet. Aus diesen Quellen geht aber gleichzeitig hervor, dass ursprünglich das Verholzen weniger in Meistern, als in Gruben erfolgte. (Item si aliquis sine licentia carbones combusserit, ille componet de qualibet sovea 1 solidum. Cr. IV 589. Auf. d. XIII. Jahrh. und Auch sal he werin kolenburnen àne eine dorfsmede, der sal sie burnen in siner marke und undir der erdin, Weisth. des Dreieicher Waldbannes a. 1338). Der steigende Wert des Holzes und die Fortschritte in der Technik des Köhlereibetriebes brachte es mit sich, dass die ungemein holzverschwendende Grubenköhlerei, auch bisweilen Lichtköhlerei genannt, seit dem XVI. Jahrhunderte mehr und mehr der besseren Meisterköhlerei wich; nur an einzelnen entlegenen Orten, z. B. im Spessart, Thüringerwald, Fichtelgebirg, findet sie sich gegen Ende des XVII. Jahrhunderts, wurde jedoch schließlich nur noch neben der Meisterköhlerei zum Verholzen der geringeren Sortimente, namentlich des Reisigs, welche sich zum Einsiezen in Meiler wenig eigneten, betrieben. Schw.

**Grubenrecht** ist die Forstservitut (s. d.) zur Gewinnung von unter der Erde befindlichen, nicht dem Bergregale unterstehenden Mineralien, insbesondere von Steinen, Sand, Lehm, Thon, Mergel u. s. w. Braunk- und Stein Kohlen können keinen Gegenstand einer solchen Berechtigung bilden, wohl aber der Torf, dessen Benützung, soweit es sich um Waldungen handelt, übrigens in Deutschland erst der neueren Zeit angehört, so dass eine solche Servitut wohl nur höchst ausnahmsweise durch ein Rechtsgeschäft bestellt oder durch Verjährung erworben wurde. Das römische Recht kennt die zu Gunsten der Bauten eines Landgutes (s. Gebädeservituten) bestellte Servitut zum Steinbrechen (jus lapidis eximendi), zum Graben von Sand und Thon (arenae fodinae) und zum Kalklöschchen (calcis coquendae).

Das Grubenrecht erstreckt sich in der Regel nur auf die Befriedigung des Bedarfes des herrschenden Gutes, wovon eine Ausnahme nur dann zu machen ist, wenn durch das Rechtsgeschäft oder durch verjährtes Herkommen die Productengewinnung für den Geschäftsumfang eines Gewerbes, welches dann nicht willkürlich erweitert werden darf, gestattet ist. Die vorhandenen Gruben sind so lange als möglich zu benützen und neue Gruben nur auf Anweisung des Waldeigentümers anzulegen, der natürlich hiebei auf die zweckmäßige Befriedigung der Bedürfnisse des Berechtigten, namentlich auf eine erleichterte Ablöse der gewonnenen Produkte möglichst Rückicht zu nehmen hat. Ob die Berechtigung sich auf die sämtlichen oben genannten Nutzungssobjekte oder nur auf das eine oder andere derselben erstreckt, ist nach dem Rechtsgeschäft, dem Herkommen und der Landesgesetzgebung zu beurtheilen. Gleicher gilt bezüglich der Frage, ob der Berechtigte die verlassenen Gruben einzubauen verpflichtet ist. Der Torsberechtigte darf keinen Raubbau vornehmen

und muss alle zum Nachwachsen des Torsos nötigen Maßregeln treffen.

Auf die Bewirtschaftung des Waldes wirkt das Grubenrecht in keiner Weise störend ein und wird dasselbe nur dadurch lästig, dass das bei der Ausübung der Nutzung verwendete schwere Fuhrwerk die Wege sehr beschädigt, und der Berechtigte und seine Arbeiter zu Holzstwendungen und Erexen anderer Art häufig nur zu leicht geneigt sind. Für den Waldeigentümer ist die Ablösung dieses Rechtes vortheilhaft, wenn der Ertrag der Grube nach erfolgter Ablösung, die Ersparung an Wegbaumunterhaltungskosten und der Gewinn aus der Verminderung des Forstfrevels zusammen die Zinsen des Ablösungscapitals übersteigen, während der Berechtigte auf sein Recht wohl nur dann verzichten kann, wenn er die betreffenden Produkte anderwärts zu beziehen vermag. Die Gewinnung eines wertvollen Rohmaterials und die Gewährung von Arbeitsverdienst für den Berechtigten lassen das Grubenrecht volkswirtschaftlich nützlich erscheinen, und eine Zwangslösung des selben, obgleich durch verschiedene Ablösungsgezeuge zugelassen, ist deshalb nicht gerechtfertigt.

Das Gesagte findet auch auf die Berechnung zum Kohlenbrennen, zum Ablagerern von Holz, Steinen, Erde u. s. w. auf fremden Grundstücken analoge Anwendung. Schon in Rom kam es übrigens vor, dass Steinbruchbesitzer das Recht hatten, Erde, Steine und Gerölle auf angrenzenden Grundstücken abzulagern.

At.

Grünpele, s. Ellrike.

Hcf.

Grünberger Johann Georg, geb. 1749 in Bettbrunn (bei Ingolstadt), gest. 18. Februar 1820 in München, wurde 1789 bei der damaligen Organisation der bayerischen Forstverwaltung Forst- und Wildmeister in Kösching, bereits 1791 zum wirklichen frequentierenden kurfürstlich bayerischen Hofstammerrath mit Sitz und Stimme in München befördert und 1799 zum Generallandesdirectionsrath dasselbe ernannt. Hier ertheilte er nebenbei eine zeitlang forstlichen oder mathematischen Unterricht an der 1790 eröffneten Staatsforstlehranstalt, welche 1803 nach Weihenstephan verlegt wurde. Bei der Organisation der Generalstallinenadministration im Jahre 1807 wurde Grünberger, unter Belässigung in seinem Amt, dem Salinenrath als technischer Referent für forstliche Angelegenheiten beigegeben und noch in demselben Jahre zum Oberforstrath ernannt. 1808 wurde er Mitglied der Steuervermessungskommission und 1814 Vorstand derselben. Nach dem 1817 erfolgten Tode des Grafen von Rechberg wurde ihm neben seinem Amt auch noch die Stelle eines Directors der neu organisierten Generalforstdirection übertragen, welche er provisorisch bis zum 20. Juli 1818, wo diese Behörde wieder aufgelöst wurde, bekleidete.

Grünberger war nicht nur ein tüchtiger Geschäftsmann, sondern auch wissenschaftlich hoch gebildet, ein Förderer der forstmathematischen Richtung. Große Verdienste um die bayrische Forstverwaltung hat er sich durch seine energetische Opposition gegen die namentlich vom

Landesdirectionsrath Hazzl angestrebte Verännerung der bayerischen Staatsforste erworben.

Seine Schriften sind: Berechnung und Beobachtung der den 24. Juni 1778 eingefallenen Sonnenfinsternis, 1778; Rede von der manigfaltigen Brauchbarkeit der mathematischen Kenntnisse 1785; Lehrbuch für die pfälzbairischen Förster, 1788—1790, gemeinschaftlich mit Däzel verfasst, von Grünberger führt nur der erste Theil derselben (Arithmetik und Messkunst) her, während der zweite Theil (Physiologie der Holzgewächse und Forstbetrieb) sowie der dritte (Holzsucht, Forstpflege und Forstbenutzung) von Däzel verfasst sind; Einige Ansichten von dem Forstwesen in Bozen, mit Bemerkungen über die echten Ansichten der Waldungen des Landesdirectionsrathes Ivan Hazzl, 1805; Kurzgefasste Geschichte und Darstellung der Katastercommissionssarbeiten, 1820.

Schw.

**Grund- oder Rothablass**, s. Klauscanäle.

Fr.

**Grundbau**, s. Fundierungen.

Fr.

**Grundbesitz- und Grundlastenverzeichniss**, s. Besitz- und Lastenstands-nachweisung, v. G.

**Grundbuch** (Deutschland) ist das amtlich geführte Verzeichnis der Grundstücke einer Gemeinde (s. d.) mit Angabe der Steuer-, Eigenthums- und Belastungsverhältnisse derselben.

In Preußen wurde durch die beiden Gesetze vom 5. Mai 1872, die Grundbuchordnung sowie den Eigenthumserwerb und die dingliche Belastung der Grundstücke, Bergwerke und der selbständigen Gerechtigkeiten betreffend, für jede Gemeinde, bzw. jeden selbständigen Gutsbezirk die Anlegung eines sich auf die Steuerbücher gründenden und mit denselben in steter Übereinstimmung zu erhaltenen Grundbuches angeordnet, in welchem für jedes Grundstück ein aus mehreren Bogen bestehendes Blatt (folium, Realfolie) bestimmt ist, mit Ausnahme der Landestheile mit sehr parcelliertem Grundbesitz (Westfalen und Theile der Provinzen Sachsen und Hannover), wo das Grundbuch für jeden Eigentümer einen mehrere Bogen umfassenden Artikel (Personalfolie) enthält. Jedes Grundbuchblatt besteht aus vier Täbeln, dem Titel, welcher die Steuerverhältnisse angibt, und drei Abtheilungen, von welchen die erste die Eigenthumsverhältnisse, die zweite die dauernden Lasten und Einschränkungen des Eigentiums und die dritte die Hypotheken und Grundschulden nachweist. Ebenso enthält jeder Grundbuchartikel neben dem Titel, welcher nur den Namen des Eigentümers angibt, drei Abtheilungen, von welchen die erste die Steuerverhältnisse und Zeit und Grund des Erwerbes der einzelnen Grundstücke, die zweite und dritte, wie jene des Grundbuchblattes, die Belastungsverhältnisse zum Gegenstände haben. Die Führung der Grundbücher, für welche bis zum Jahre 1879 besondere Grundbuchämter bestellt waren, erfolgt jetzt durch die Amtsgerichte, und der betreffende Amtsrichter erscheint als Grundbuchrichter und der Gerichtsschreiber als Grundbuchführer. Der Eintrag (Intabulierung, Ingrossierung) erfolgt nur auf Antrag, und dieser

ist immer von dem Grundbuchrichter auf das Vorhandensein der gesetzlichen Voraussetzungen (Legalität) zu prüfen. Die Auflistung (j. d.) ist nur bei freiwilliger Veräußerung erforderlich, indem bei der nothwendigen (Enteignung, Gemeintheitsheilung, Ablösung, Zwangsverkauf) der betreffende Amtsact als solche gilt. Bei freiwilliger Veräußerung bedarf es keines besonderen Vertrages, sondern es genügt, daß die beiden Contrahenten (oder deren Bevollmächtigte) gleichzeitig mündlich vor dem Grundbuchrichter ihre Zustimmung zur Auflistung ertheilen. Der Auflistung soll unmittelbar der Eintrag in das Grundbuch folgen, durch welchen erst die Eigentumsübertragung öffentliche Gültigkeit erhält.

In Bayern sollen nach dem Grundsteuergesetz vom 15. August 1828 die von den Rentämtern in Evidenz zu erhaltenden Grundsteuercataster (s. Forstgrundsteuerermittlung) nach Ablauf der dreijährigen Reklamationsfrist Saal- und Lagerbücher mit Beweiskraft für die Zukunft nicht nur in Ausehnung der Steuerverhältnisse, sondern auch bezüglich der Rechte und Verbindlichkeiten der Verhältnisse bilden, allein in der Wirklichkeit gelten bezüglich der Eigentums- und Belastungsverhältnisse nur die Angaben der Hypothekenbücher als authentische. Zur Auflistung gehört ein notarischer Vertrag, welcher die Grundlage für die Berichtigung des Steuer-catasters und des Hypothekenbuches bildet.

Von dem Hypothekenbuch (j. d.) unterscheidet sich das Grundbuch prinzipiell dadurch, dass ersteres nur für den Nachweis der auf den einzelnen Grundstücken haftenden Schulden und vorübergehenden Lasten (Altentheile, Wohnungsrechte u. s. w.) bestimmt ist. In der Wirklichkeit enthält das Hypothekenbuch aber häufig, z. B. in Bayern, Sachsen, Mecklenburg, Sachsen-Altenburg, auch noch die Angabe der Eigentums-, bezw. Besitzverhältnisse und der unabänderlichen Lasten, da hievon die Sicherheit einer Hypothek abhängt. Gibt ein solches Hypothekenbuch noch die Steuerverhältnisse an, so fällt ein Unterschied desselben von dem preußischen Grundbuche nur darin gefunden werden, dass dieses den Eigentümern des Grundstückes, das Hypothekenbuch nur den urkundlich berechtigten (titulierten) Besitzer nachweist. Öfter ist jedoch (z. B. in Württemberg, Baden, Hessen, Sachsen-Meiningen) der Nachweis der Eigentumsverhältnisse (Grundbuch) von dem der Pfandrechte (Hypothekenbuch) getrennt. Die Hypothekarbücher im Geltungsbereiche des französischen Code civil (j. Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch) enthalten weder alle Veränderungen des Grundeigenthums, noch alle darauf haftenden Lasten.

Mit dem neuen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche soll auch eine Grundbuchordnung verbunden werden. Alt.

**Grundbuch (Österreich).** Für Westösterreich besteht das Grundbuchgesetz v. 23./7. 1871, R. G. Bl. Nr. 95 und 96 (wirksam seit 15./2. 1872), sowie Provinzialgesetze über die Anlegung und innere Einrichtung der Grundbücher. Das Grundbuchgesetz gilt nur dort, wo

wirkliche Grundbücher bestehen (mit einem Hauptbuche, System der Realfolien, Eintragung aller dinglichen Rechte und deren Veränderungen); wo dies bisher nicht der Fall ist, werden neue Grundbücher angelegt und überall die alten dem neuen Stande der Gesetzgebung angepasst; etwa drei Viertelteile aller Katastralgemeinden sind dermalen in die neuen Grundbücher übertragen. In Ungarn gilt die provinziale M. Bd. v. 15./12. 1853, welche, im ganzen und großen auf geführten Rechtsprincipien beruhend, als Vorläuferin des neuen österreichischen Grundbuchgesetzes angesehen ist.

Wir können in Österreich verschiedene Arten von Grundbüchern unterscheiden: a) Landtafeln, das sind jene Bücher, welche über die früher herrschaftlichen (Dominical-) Grundstücke geführt werden; keine Landtafeln bestehen in Salzburg, Tirol, Görz, Gradisca, Istrien und Dalmatien. Da für die Landtafelgüter einer Provinz nur ein Hauptbuch besteht, so werden die Landtafeln (mit Ausnahme von Galizien) in den Landeshauptstädten beim k. k. Landesgerichte geführt, so dass man in allen Landtafelsachen sich an dieses Gericht zu wenden hat. b) Die eigentlichen Grundbücher, von denen die über die städtischen Realitäten geführten Bücher bei den Gerichtshöfen erster Instanz (Landes- oder Kreisgericht von Behörden), die Grundbücher über die anderen unbeweglichen Güter (mit Ausnahme der Fideicomissse, j. d.) bei jenen Bezirksgerichten geführt werden, in deren Sprengel dieselben ganz oder zum größten Theile liegen. c) Eisenbahnbücher (Ges. v. 19./5. 1874, R. G. Bl. Nr. 70), s. Eisenbahnen. d) Bergbücher, s. Bergwesen.

In jenen Gegenden, in welchen eigentliche Grundbücher existieren, beruhen dieselben gegenwärtig auf dem Hauptbuch- und Realfoliensystem, d. h. das Grundbuch besteht aus einem Hauptbuche und einer Urkundenzählung und jeder Grundbuchkörper (Gut, Wirtschaft) erhält sein (Real-)Folium.

Das Grundbuch besteht aus Grundbuchseinslagen, d. i. derjenige Raum des Hauptbuches, in welchem alle ein bestimmtes buchliches Object (Grundbuchkörper) betreffenden Eintragungen vereinigt sind; ein Grundbuchkörper ist jenes Immobilienobject, welches Gegenstand vollständiger bucherlicher Belastung ist. Eine Einlage kann nie weniger als einen Grundbuchkörper, soll aber regelmäßig auch nicht mehr als einen solchen enthalten. Jedes Hauptbuch, welches immer das eigentliche Grundbuch darstellt, hat einen Real- und einen Personal-Index.

Die Grundbuchseinslagen bestehen aus drei Blättern.

a) Gutsbestandsblatt mit der Aufgabe, die Identität und Beschaffenheit des Grundbuchskörpers zu erweisen. Es enthält zunächst die Bezeichnung der Objekte durch Angabe des Namens, der Hausnummer und Hinweis auf das Cataster (über das Verhältnis zwischen Grundbuch und Cataster j. d.); ferner die rechtliche Qualität des Gutes als Fideicomissgut, kirchliches Beneficium und die Realrechte, z. B.

Die nutzbarkeiten (beim herrschenden Grundstücke).

b) Eigentumblatt, das vollständige oder getheilte Eigentumrecht der Berechtigten enthält, sammt den objectiven und subjektiven Beschränkungen desselben, z. B. Fideicommissstand, Substitutionen, Verkaufs- und Wiederkaufsrechte u. s. w.

c) Lastenblatt enthält alle dinglichen Lasten (z. B. Dienstbarkeiten beim dienenden Grundstücke), Reallasten (s. d.), Bestandsrechte (s. d.), kurz die jeden Besitzer treffenden Lasten und deren Veränderungen. Dienstbarkeiten werden erworben durch die Eintragung auf dem Lastenblatte des verpflichteten, nicht schon durch die Erbsichtlichmachung auf dem Gutsbestandsblatte des berechtigten Grundstückes.

Nach § 431 a. b. G. B. werden bucherliche Rechte nur durch deren Eintragung in das Hauptbuch des öffentlichen Buches erworben, so dass deren Erbsichtlichmachung in der Urkundenansammlung nicht genügt (Entsch. d. O. G. H. v. 19./4. 1876, Nr. 1927, G. u. W., Nr. 6102). Von dieser Regel gelten einige Ausnahmen, z. B. herrenlose, öde und dereliquierte Grundstücke werden durch bloße Bneignung erworben; enteignete Grundstücke durch den Anschlag (siehe Enteignung); bei Bauführungen (s. d.), worunter auch Bepflanzen und Befäen fremder Grundstücke oder der eigenen Grundstücke mit fremden Pflanzen und Säulen gehören; Errichtung (s. d.); exekutive Heilbietung (s. d.) u. s. w.

Von jeder Urkunde, auf Grundlage welcher eine bucherliche Eintragung erfolgt, ist eine beglaubigte Abschrift bei Gericht zurückzuhalten, wodurch die Urkundenansammlung entsteht; dieselbe enthält daher die ausführliche Begründung der kurzen Eintragungen im Hauptbuch, gewährt aber als solche keine Rechte.

Gegenstand der Verbücherung können nur Vermögensrechte und keine anderen sein, selbst wenn sie mit einem Reale aktiv oder passiv verbunden wären, also z. B. nicht Realpatronatsrechte. Hierher gehören von den dinglichen Rechten (s. d.): Eigentums- und Pfandrecht und Dienstbarkeiten; dann Reallasten und von obligatorischen Rechten die Bestandsrechte. Wiederkaufs- und Verkaufsrechte (s. Kaufvertrag).

Da das Grundbuch dem privaten Verkehr dient, so ist das sog. öffentliche Gut (öffentliche Wege, Ströme, Flüsse, Seehäfen und Meeresufer § 290 a. b. G. B.), d. h. jene Sachen, deren Gebrauch Federmann freisteht, vom Grundbuch ausgeschlossen. Unbewegliches Staats- und Gemeindeamt und -Vermögen (s. Domänen und Gemeinde) gehört aber ins Grundbuch, da dasselbe dem Rechtssubjekte Staat oder Gemeinde gehört und der Gebrauch desselben nicht Federmann verstatte ist. Über das öffentliche Gut werden (nach den Gesetzen über die innere Einrichtung der Grundbücher) „Verzeichnisse“ angelegt; diese Verzeichnisse bilden einen Bestandtheil des Grundbuches, so dass jede Änderung derselben nur im Richtstellungsverfahren und nicht im kurzen Wege geschehen kann.

Die Arten der Eintragungen in ein Grundbuch sind:

a) Einverleibungen (In- oder Extabn-

lationen), durch welche ein Recht unbedingt erworben oder verloren wird.

b) Bormerkungen (Pränotierungen), provisorische Eintragungen, deren Wirkung darin besteht, dass nach erfolgter Rechtfertigung der Eintragung deren Wirksamkeit schon vom Beginne der Bormerkung an gerechnet wird.

c) Anerkennungen (Annotations), wodurch gewisse rechtlich bedeutsame Thatsachen (Curat, Concours, Streitigkeit eines Anspruches, Rangordnung, Sequestration) re. constatiert werden

**Boraussetzungen für jede Eintragung:**

Zunächst müssen Subiect und Objekt schon im Grundbuche erscheinen, so dass z. B. nur der zuletzt eingetragene bucherlich versügen kann. Eintragungen können daher nur dann stattfinden, wenn aus dem Grundbuche selbst kein Bedenken entsteht. Das Grundbuchsamt darf Eintragungen nur über schriftlichen Auftrag des Grundbuchsgerichtes vornehmen und hat sich aufs strengste an dieses zu halten und dieses wieder an die vorgelegten Urkunden.

Das Grundbuch ist öffentlich, d. h. unter den gesetzlichen Gantelen kann Federmann (Entsch. d. O. G. H. v. 22/5. 1883, Nr. 6099, II. W. Pf., Nr. 9445) Einsicht in das Grundbuch nehmen und Ansätze aus demselben begehren, welche unter der Haftung des Grundbuchführers und des Staates ertheilt werden (Gef. v. 12./7. 1872). Neben dieser formellen Seite bedeutet aber die Publicität des Grundbuchs dessen öffentliche Glaubwürdigkeit (publica fides), d. h. derjenige, welcher im guten Glauben auf das Grundbuch einen Tabularact vorgenommen hat, kann dadurch nicht zu Schaden kommen. Das Vertrauen auf das Grundbuch befreit aber Niemanden von der Anwendung der normalen Vor- und Umsicht. Demzufolge muss man bei jedem Tabularact zunächst das Grundbuch selbst genau einsehen, dann aber auch der Erforschung der rechts- und thatsächlichen Verhältnisse des Grundbuchs- körpers entsprechende Aufmerksamkeit zuwenden, will man sich oder seinen Dienstgeber vor Schaden bewahren.

Aus der Publicität des Grundbuchs folgt demnach (s. d. auch nach dem geltenden österr. Grundbuchsgez), dass derjenige, der gutgläubig (s. d.) sein Eigentumrecht, eine Dienstbarkeit u. w. formell correct intabulieren ließ, vollberechtigt wird sofort durch die Eintragung. Zum Eintritt dieser vollen Wirksamkeit gehört aber neben der Gutgläubigkeit auch noch der Umstand, dass durch die Eintragung ein bucherliches Recht nicht verletzt wurde. Eine weitere Voraussetzung hierzu ist nach unserem Grundbuchsgez die, dass alle Interessenten von der geschehenen Eintragung zu eigenen Händen verständigt worden sind; wäre dies nicht geschehen, so validiert die Eintragung erst nach 3 Jahren und endlich darf binnen der Recurssfrist (30 Tage innerhalb des gleichen, 60 Tage außerhalb des Oberlandesgerichtsprengels) eine Streitauerung bei der Eintragung nicht erwirkt und binnen weiterer 60 Tage die Löschungs- klage gegen dieselbe nicht überreicht worden sein. Ist keines dieser Momente eingetroffen, so gilt die Einverleibung sofort. (In Ungarn

ist die Anfechtung jeder Eintragung drei Jahre hindurch möglich, so dass dort eine Eintragung vor Ablauf dieser Frist niemals als vollkommen glaubwürdig angesehen werden kann, welche Schwächung des Publicitätsprinzipes dem Grundbuch viel von seiner Verlässlichkeit und Glaubwürdigkeit benimmt.)

Die Trennung von Grundbuchkörpern erfolgt nach dem Gesetz v. 6./2. 1869, R. G. Bl. Nr. 18.

Wird durch eine Grundtrennung eine Arrondierung bewirkt, so sind die Rechtsgeschäfte stempel- und gebührenfrei (Gesetz v. 3./3. 1868, R. G. Bl. Nr. 17 und Verordnung des Finanzministeriums v. 7./3. 1868, R. G. Bl. Nr. 18). Im Ubrigen sind Grundab trennungen doppelt gebürgertlich, nämlich für die Ab- und für die Zuschriftung (Erf. d. R. G. H. v. 5./3. 1885, S. 1198, Budw. Bd. IX, Nr. 2541).

Über die Berechtigung der Besitzer von Trennstücken zur Theilnahme an Gemeindegut-  
nungen i. Gemeinde. Mcht.

**Grundcapital** (G) ist das um das Culturcapital (C) vermehrte Bodenbrutto capital (g); mithin

$$G = g + C.$$

Das Bodenbrutto capital ist die capitalisierte Bodenbrutorente (i. d.) oder der um das Verwaltungscapital (V) und das Stenercapital (S) vermehrte Bodenwert (Bu) (i. d.) Es ist so nach der Ausdruck für

$$G = Bu + V + S + C.$$

Zu der Schwierigkeit der Ermittlung von Bu liegt der Grund, sich zu begnügen, für die Praxis Näherungswerte zu verschaffen, u. zw. nicht für jeden einzelnen Bestand getrennt, sondern für eine Betriebsklasse, bezw. Standortsklasse (i. d.).

Die hinreichend genaue Ermittlung von V und S verursacht wenig Arbeit, da man hiebei die gegenwärtig geltenden Durchschnittssätze zu benützen hat. Für den Bodenwert dagegen würde am richtigen der Kostenwert in Ansatz zu bringen sein. Das geht aber meist deswegen nicht, weil die hiefür nötigen Unterlagen fehlen. Es bleibt deshalb gewöhnlich weiter nichts übrig, als für die verschiedenen Betriebs-, bezw. Standortsklassen eines Reviers sich statistische Angaben über Bodenkostenwerte und Bodenwartungswerte zu sammeln und daraus den Bodenwert abzuleiten. Der auf diesem Wege ermittelte Bodenwert ist als constant zu betrachten, also bei allen späteren Revisionen wieder zu benützen, während natürlich Bu mit der Veränderung der Holzpreise steigen oder fallen muss.

Außerdem gibt es noch einen anderen Weg, G zu bestimmen. Es ist die Summe aus dem (erntekostenfreien) Abtriebswerte (Hu) des dem finanziellen Umltrieb (u) ungefähr entsprechenden Bestandes und dem Werte seiner auf das Jahr u vernachworteten Vermüttungen (Ds) als der jährige Endzins von G anzusehen. Mithin ist

$$G = \frac{Hu + Ds}{1 - op^u - 1}$$

Im Königreich Sachsen ist es gebräuchlich, Ds bei einer Umltriebszeit bis zu 50 Jahren

zu 15%, von über 50 bis 70 Jahren zu 20% und von über 70 Jahren zu 25% der betreffenden Abtriebsnutzung (Hu) anzunehmen. Mr.

**Grundels.** Als Grundeis bezeichnet man Eisstalle, welche sich auf dem Boden der Flüsse bilden, und falls in ihrer Entwicklung begünstigt, in großen Massen von dort an die Oberfläche gelangen und so zum Zufrieren des Flusses in vielen Fällen Anlass geben.

Wenn auch den Bewohnern von Flüssen lange bekannt, haben wir hier eine von den Erscheinungen vor uns, die von namhaften Vertretern der Wissenschaft längere Zeit abgelaugnet wurden, weil ihnen die Erklärung der Thatachen unmöglich schien. Durch die Versuche von Strebel (1832) bei Berlin wurde die richtige Erklärung des Grundeises gesichert. Dieses bildet sich in klaren Nächten am Grunde der Flüsse, wenn die Wassermassen die Temperatur 0° angenommen haben, in der Weise, dass der durch Austrahlung erkaltende Boden der anhaftenden Wasserschicht Wärme entzieht und so allmählich dies Wasser von 0° in Eis von 0° verwandelt; hierzu ist es nicht einmal erforderlich, dass die Lufttemperatur den Gefrierpunkt erreicht, da die Austrahlung des Bodens nach den höheren Schichten der Atmosphäre vor sich geht. Mit dieser heute allgemein angenommenen Erklärung im Einklang bildet sich kein Grundeis weiter sowie der Fluss zugeschoren ist, indem die Eisdecke die Austrahlung hindert, und ebenso wenig Grundeis in Teichen und sehr langsam fließenden Gewässern; denn bekanntlich ist Wasser von 0° leichter als solches von 4° und muss sich demnach in ruhenden Gewässern an der Oberfläche ansammeln, wo es durch weiteren Wärmetzug zum Zufrieren gelangt, ehe das Wasser am Grund die Gefriertemperatur erreicht hat, die zur Bildung von Grundeis erforderlich ist. Zu schnell fließenden Gewässern dagegen bringt die Bewegung eine Mischung zustande und eine allmähliche Abflöhlung der ganzen Wassermasse auf den Gefrierpunkt.

Die dem Grundeis beim Zufrieren der Flüsse zugewiesene Rolle bringt es mit sich, dass wir an Flüssen selten eine so glatte Eisoberfläche wie über stagnierenden Gewässern finden (vgl. Schmid, Lehrbuch der Meteorologie, 1860). Gfn.

**Grundel, Gründel**, die Name verschiedener kleiner am Grunde des Wassers lebender Fische, jo des Gründlings (i. d.), der Schmerle (i. d.), der Flussgrundel (i. d.) und Meergrundel (i. d.). Hdc.

**Grundentlastung** (Deutschland) ist im engeren Sinne die Umwandlung des bauerlichen gehösten Grundeigenthums (i. Eigentum) in ein volles in der Hand des Grundbesitzers nebst Aufhebung, Ablösung oder auch nur Fixierung der Realsteine (i. d.), im weiteren Sinne aber die Befreiung des Grund und Bodens von allen den Grundbesitzer als solchen treffenden dauernden Beschränkungen und Leistungen an Geld, Naturalien und Diensten, mit Ausnahme der Steuern und übrigen Leistungen für öffentliche Zwecke (Staat, Gemeinde, Kirche, Schule u. s. w.). Zu diesen Lasten und Beschränkungen des Grundbesitzers gehören die

Leibeigenschaft, die Patrimonialgerichtsbarkeit, das Jagdrecht, die Bann- oder Zwangsrechte, die Realgerechtigkeiten, der Lehens- und Erblehen- (grundherrliche) Verband und die Realservitutten. Die den Lasten gegenüberstehenden Berechtigungen sind in der Regel auch mit einem Grundbesitz (z. B. dem patrinonium des Grundherrn) verbunden und haben vielfach auch einen öffentlich-rechtlichen Charakter angenommen, indem z. B. aus der Guts herrschaft die Gutsobrigkeit wurde.

Die Grundentlastung ist entweder eine freiwillige, aus dem Übereinkommen des Berechtigten und Verpflichteten hervorgegangene, oder sie erfolgt im öffentlichen Interesse durch Entwehrung (s. d.) indem die betreffenden Lasten auf Grund gesetzlicher Vorschrift aufgehoben, abgelöst oder auch nur reguliert werden.

In der welthistorischen Nacht des 4. August 1789 wurden in Frankreich durch die konstituierende Versammlung ohne Entschädigung aufgehoben: die Leibeigenschaft und jede Frohudepflicht, die Patrimonialgerichtsbarkeit, die Bann-, Jagd- und Fischereirechte, sowie alle Grundabgaben, welche nicht aus privatrechtlichem Titel ruhten, insbesondere der geistliche Zehnt. Die privatrechtlichen Natural- und Geldgrundzinsen sollten nach den Gesetzen vom 28. März und 9. Mai 1790 abgelöst werden, allein schon durch das Gesetz vom 25. August 1792 wurde die unentgeltliche Aufhebung aller Grundrenten, welche nicht als Capitalzinsen nachgewiesen würden, erklärt. Es erhielten daher die Berechtigten, welche ohnehin meist nach Deutschland geflohen waren und deshalb als Vaterlandsfeinde galten, tatsächlich keine Entschädigung für die Aufhebung ihrer grundherrlichen Rechte. Die Pflichtigen hatten hiervon keinen Gewinn, da sie ihren wirtschaftlichen Betrieb nicht sofort den geänderten Verhältnissen anzupassen vermochten. Die gleiche Erfahrung machte man auch in Russland, wo nach der Aufhebung der Leibeigenschaft durch kaiserliches Manifest vom 3. März 1861 die übereilte Ablösung der Grundlasten den Beteiligten nur zum Nachtheile gereichte. In Deutschland dagegen, wo zwischen der Aufhebung der Leibeigenschaft und der vollständigen Ablösung der Grundabgaben mindestens ein Zeitraum von einem Menschenalter lag, brachte die Grundentlastung die erwarteten privat- und volkswirtschaftlichen Vortheile.

Wie die erste französische Revolution den Anstoß zur deutschen Grundentlastung, so gaben die Revolutionen von 1830 und 1848, welche in Deutschland Wiederhall fanden, die Anregung zur Förderung und zum Abschluße der Befreiung des Grund und Bodens von den Reallasten. Dies gilt jedoch nicht für jene Theile Deutschlands, welche noch französisches Recht haben (s. Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch), indem in denselben schon während ihrer Zugehörigkeit zu Frankreich die vollständige Grundentlastung erfolgte. Der Erlaß von Ablösungsgesetzen bildete übrigens auch eine Forderung des § 36 der nicht ins Leben getretenen deutschen Grundrechte.

Die Leibeigenschaft (Hörigkeit, Erbunterhänigkeit) erscheint als eine Reallast, da die Leibeigenen an die Scholle gebunden (glebae adscripti) waren und von dem Grundherrn nur mit dem Grund und Boden verkauft werden konnten. Nach einigen vergeblichen Versuchen zur Ablösung der Leibeigenschaft (z. B. in Preußen 1799 und 1802, in Bayern 1799) erfolgte allgemein die unentgeltliche Aufhebung derselben, z. B. in Preußen durch das Edict vom 9. October 1807, Bayern durch das Edict vom 31. August 1808, Württemberg durch das Edict vom 18. November 1817, Baden durch die Verfassung vom 22. August 1818, Hessen durch die Verfassung vom 17. December 1817, Mecklenburg 1820, Sachsen und Hannover erst infolge der Bewegung vom Jahre 1830 u. s. w. Die strengste Form und längste Dauer hatte die Leibeigenschaft in der sächsischen Oberlausitz, wo die letzten Reste derselben erst im Jahre 1832 verschwanden. Mit der Leibeigenschaft wurden auch die aus derselben abgeleiteten Frohenden aufgehoben, u. zw. in der Regel unentgeltlich, indem nur in einzelnen Fällen entweder vom Staate, wie in Baden, Sachsen, Hannover und Braunschweig, oder von den Pflichtigen mit (Württemberg) oder ohne (Kurhessen) Beihilfe des Staates Entschädigung geleistet wurde.

Die Patrimonialgerichtsbarkeit (s. d.) ist in ganz Deutschland aufgehoben.

Das Jagdrecht (s. d.) auf fremdem Grund und Boden besteht nur noch in Mecklenburg.

Die Bann- oder Zwangsrechte (s. d.) wurden durch die Reichsgewerbeordnung vollends beseitigt.

Die Realgerechtigkeiten (s. d.) erscheinen nicht mehr als ein Hindernis der Gewerbefreiheit.

Die Zahl der Lehren ist infolge von Allozification (s. d.), Mecklenburg ausgenommen, nur noch eine geringe (in Preußen z. B. zehn Thronlehen und einige unbedeutende, außerhalb des Landes gelegene preußische Lehren).

Mit Ausnahme von Mecklenburg, wo mit der unter dem 11. September 1850 erfolgten schiedsrichterlichen Aufhebung des Staatsgrundgesetzes vom 10. October 1849 auch die in demselben ausgesprochene Ablösbarkeit der Grundlasten fiel, ist in allen deutschen Staaten der persönlichen Befreiung der Landbevölkerung durch Aufhebung der Leibeigenschaft die dingliche Befreiung des ländlichen Grundbesitzes von der Grundherrschaft gefolgt und infolge der politischen Ereignisse des Jahres 1848 durch zum Abdrusse gebracht worden, daß an die Stelle der bloßen Zulässigkeit der Ablösung der Reallasten mehr oder minder die Verpflichtung der Beteiligten zu solcher trat. So wurde in Preußen zwar schon durch das Culturedict vom 14. September 1811 die Abfindung der Grundlasten durch Abtretung von Land oder durch eine Rente gestattet, allein die wirkliche Befreiung des Grund und Bodens erfolgte zum größten Theile erst auf Grund des Gesetzes vom 2. März 1850, die Ablösung der Reallasten und die Regulierung der guisherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betreffend. Die

Grundsätze dieses Gesetzes fanden, soweit die Ablösung nicht schon erfolgt war, auch in den im Jahre 1806 erworbenen Provinzen (z. B. durch das Gesetz vom 15. Februar 1872 für die vormalss nassauischen und hessischen Gebietstheile) Anwendung. Auch in Bayern wurden schon durch das Edict vom 28. Juli 1808 und die Verfassung von 1818 die gutsherrlichen Rechte geregelt und für ablösbar erklärt, aber erst durch das Gesetz vom 4. Juni 1848 über die Aufhebung, Fixierung und Ablösung der Grundlasten und vom 28. April 1872 über die Grundentlastung wurden die gutsherrlichen Rechte beseitigt. Ebenso blieb in Württemberg, wo bereits durch das Edict vom 18. November 1817 und die Gesetze vom 27., 28. und 29. October 1836 die Ablösung der Grundlasten angestrebt wurde, die vollständige Grundentlastung dem Gesetze vom 14. April 1848, vom 17. Juni 1849 über die Ablösung der Zehnten und vom 19. April 1865 über die Ablösbarkeit der mit dem Besitz von Vermögen dauernd verknüpften Leistungen für öffentliche Zwecke (sog. Complexlasten) vorbehalten. Sachsen begann die Ablösungsgesetzgebung mit den Mandaten von 1824, 1828 und vom 13. August 1830, ordnete durch das Gesetz vom 17. März 1832 einen theilweisen Zwang an und brachte die Ablösung durch das Gesetz vom 15. Mai 1831 und die Verordnung vom 29. October 1831, welche jeden nicht bis zum 31. Januar 1832 geltend gemachten Entschädigungsanspruch für angegeben betrachtete, zum Abschluß. In Baden wurden durch die Gesetze vom 28. Mai und 28. December 1834 die Herrensfronden aufgehoben, durch Gesetz vom 15. November 1833 die Zehnten für ablösbar mir Beihilfe des Staates erklärt und der Rest der Feudalrechte durch das Gesetz vom 10. April 1848 beseitigt. Durch das Gesetz vom 3. October 1849 wurde in Hessen die Ablösbarkeit auf die noch nicht im Gesetze vom 27. Juni 1836 als ablösbar bezeichneten Reallasten ausgedehnt. In Oldenburg trat durch das Staatsgrundgesetz vom 18. Februar 1849 an die Stelle der bisherigen Freiwilligkeit der Entlastung die Verpflichtung zu solcher. In gleicher Weise erfolgte die Ablösungsgesetzgebung in Sachsen-Weimar (Gesetz vom 2. März und 11. Mai 1821, dann vom 18. Mai 1848), Sachsen-Altenburg (Verfassung vom 29. April 1831 und Gesetz vom 16. Februar 1849), Sachsen-Coburg-Gotha (Verfassung vom Jahre 1821, Gesetz vom 16. August 1833, dann vom 23. Januar 1849 und 21. December 1850 für Coburg und vom 20. October 1848 und 5. November 1853 für Gotha), Sachsen-Meiningen (Gesetz vom 23. März 1846, 6. Juni 1848 und 5. Mai 1850) u. s. w. Nur Braunschweig, welches im Jahre 1830 eine vollständige Revolution hatte, brachte schon durch das Gesetz vom 20. December 1834 mit Ergänzung vom 19. Juli 1837 und 14. Mai 1840 die Grundentlastung zum Abschluß.

Die dingliche Befreiung des bärgerlichen Grundbesitzes hatte die Aufgabe, das getheilte Grundeigenthum durch Beseitigung des grundherrlichen Obereigenthums in ein volles und

durch Aufhebung oder Ablösung der Leistungen des Grundbesitzers an den Grundherrn in ein freies Eigenthum zu verwandeln.

Die Aufhebung des grundherrlichen Ober-eigenthumes und insbesondere der schädlichsten Abgaben derselben, wie des Heimfallrechtes bei nicht erblichen Rüngsrechten (z. B. des Frei-stiftes, Leibrechtes und Neustiftes nach bayeri-schem Recht) und des Rechtes der Einziehung zum Gutshofe („Legen“ der Bauernhöfe in Schleswig-Holstein) erfolgte vielfach schon vor der Ablösung der Reallasten (z. B. in Preußen 1811, Bayern 1818, Schleswig-Holstein 1804) und in der Regel ohne Entschädigung, indem nur für ein aus privatrechtlichem Titel entstandenes Verhältnis entweder, wie z. B. in Bayern und Württemberg, eine Entschädigung, oder, wie z. B. in Preußen, Sachsen, Baden und Hessen, eine förmliche Ablösung verlangt wurde. Die Folge der Herstellung eines volles bärgerlichen Grundeigenthumes war das Recht zur freien Verfügung über dasselbe durch Veräußerung und Erwerb von Grundstücken.

Die Bildung eines freien bärgerlichen Grundeigenthumes geschah durch Aufhebung oder Ablösung der privatrechtlichen Reallasten, insbesondere der Frohenden, Besitzveränderungs-abgaben (Pandemien und Mortuarien), Grundzinsen (census) und Zehnten (decimae). Diese Lasten wurden zum Theil (z. B. in Preußen, Bayern, Württemberg) ohne Entschädigung aufgehoben, zum Theil, wie in Bayern, in feste ablösbare Bodenzinsen umgewandelt, zum größten Theil aber für ablösbar auf Antrag des Verpflichteten und in vielen Fällen auch des Berechtigten erklärt. Die Ablösung oder Aufhebung gegen volle Entschädigung setzt die Fixierung oder Umwandlung der unständigen Lasten (ungeniemmene Frohenden, Zehnten, Besitz-veränderungsabgaben) in eine durchschnittliche Natural- (z. B. Getreide-) Rente und dann in eine jährliche Geldrente voraus, durch deren Capitalisierung mit dem gesetzlich bestimmten Zinsfuze sich das Ablösungscapital und durch dieses auch die Grundlage für die Abfindung in Land ergibt, welche z. B. in Preußen nach dem Edict vom 11. September 1811 gestattet war. Die jährliche Geldrente soll den Rein-ertrag der Leistungen für den Berechtigten darstellen, und es sind deshalb von dem Rohertrag derselben etwaige Ausgaben und Gegenleistungen des Grundherrn in Abzug zu bringen. Das Ablösungscapital beträgt nach Berücksichtigkeit der Lasten und des Landes das 18—25fache der betreffenden Geldrente, in einzelnen Fällen sogar das 14—16- und selbst (Württemberg) das 10fache.

Die Regulierung und Ablösung der Real-lasten erfolgt überall durch die Staatsbehörden. Zu diesem Zwecke wurden entweder, wie z. B. in Preußen, Sachsen, Anhalt, besondere Ablösungsbehörden bestellt, oder es wurden, wie in Bayern, Württemberg, Baden, Hessen u. s. w., die betreffenden Geistäte den ordentlichen Ver-waltungsbehörden überwiezen. Rechtsstreitigkeiten der Betheiligten werden entweder, wie z. B. in Preußen und Sachsen, durch die Ab-

## Grundentlastung. — Grundgrabung.

lösungsbehörden entschieden, oder sie gehören vor die Gerichte.

Die Ablösung wird überall durch vom Staate (in Preußen z. B. durch Gesetz vom 2. März 1850) errichtete oder garantirte Ablösungscassen oder Rentenbanten gefördert, welche gegen Übernahme der von dem Pflichtigen zu zahlenden Geldrente dem Berechtigten das Ablösungscapital in verzinslichen Grundrenten- oder Pfandbriefen zahlen. Der Verpflichtete kann seine Schuld an die Ablösungscasse durch Annuitätenzahlung (z. B. in Preußen in 41 Jahren und einem Monat, in Bayern in 59 Jahren) tilgen.

Die Constituierung neuer Reallasten ist entweder, wie in Preußen, Bayern, Sachsen u. s. w., unbedingt verboten, oder sie ist, wie z. B. in Hannover, Hessen, Oldenburg, Braunschweig und Anhalt, nur in beschränktem Umfange und unter dem Vorbehale der Ablösbarkeit gestattet, und nur in Sachsen-Weimar, Altenburg, Gotha und Meiningen, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß und Lübeck ist ein unablässlicher Erbpacht zulässig. Die durch das preußische Gesetz vom 26. April 1866 für die Provinz Polen zugelassenen Rentengüter bilden auch eine Art Erbpacht.

Das Weiderecht (s. d.) des Grundherrn wurde bei der Grundentlastung theils (z. B. Württemberg) ohne Entschädigung aufgehoben, zum größten Theil aber für ablösbar erklärt. Ebenso wurden die Weiderbitünen auf ländlichen Grundstücken überall entweder durch die Ablösungs- oder durch Specialgesetze (z. B. in Preußen durch die Gemeinheitstheilungsvorschrift vom 7. Juni 1821, Bayern durch Gesetz vom 28. Mai 1852, Württemberg vom 26. März 1873, Baden vom 31. Juli 1848 u. s. w.) reguliert und für ablösbar erklärt.

Die Ablösung der Forstserbituten (s. d.) wurde meist als eine Ergänzung der Grundentlastung betrachtet und durch diese in Gang gebracht.

Mit der Entlastung des Grundbesitzers erfolgte auch die des Grundherrn, indem die Verpflichtungen des selben entweder, wie z. B. die mit dem Zehntrechte verbundene kirchliche Bau-pflicht, ohne Entschädigung aufgehoben, oder für ablösbar erklärt wurden, oder bei der Wertbestimmung der Grundlasten entsprechend in Abrechnung kamen. Die Steuer für die Beziege aus dem grundherrlichen Verbande (Dominical- oder Gefällsteuer) geht mit der Grundentlastung von dem Grundherrn auf den Grundbesitzer über, welcher nunmehr die volle Grundsteuer allein zu tragen hat. Wo dem Grundherrn noch eine Beitragspflicht zur Unterhaltung der Kirche obliegt, da hat derselbe gleichsam als Äquivalent das sog. Patronat, welches neben einigen Ehrenrechten in dem Präsentationsrechte bei Erledigung der Pfarrstelle besteht. Das Patronat findet sich, mit Ausnahme jener Theile, in welchen französisches Recht gilt, noch in allen deutschen Staaten. Die in Preußen durch die Verfassung von 1850 und in Bayern bei der Grundentlastung im Aussicht gestellten Gesetze über Aushebung des Patronates und Regulierung der auf denselben

ruhenden Lasten wurden bis jetzt noch nicht erlassen. Die Unterhaltung der Schule wurde mit der Grundentlastung Gemeindesache, und die gutscherrliche Beitragspflicht, sofern sie nicht privatrechtlicher Natur war, kam hiedurch in Wegfall und mit ihr auch das Vorschlagrecht bei Besetzung der Schulstellen.

Bezüglich der Nachweisung des Details der Grundentlastung verweisen wir auf A. Indeich, Die Grundentlastung in Deutschland, Leipzig, 1863.

Alt.

**Grundentlastung (Österreich)** beruht für Westösterreich auf dem kais. Pat. v. 7./9. 1848 und v. 4./3. 1850, R. G. Bl. Nr. 152, für Ungarn auf dem kais. Pat. v. 2./12. 1848 und a. 7./9. 1849. Durch dieselben wurde das Untereigenthum der Unterthanen in Volleigenthum verwandelt und der Rustikalbesitz (gegen Entschädigung) von den auf denselben ruhenden Reallasten (Robot, Behent, Jagdrecht u. s. w.) theils von amtswegen, theils über Provocation des Betheiligten befreit. Nachdem speciell für die Forstwirtschaft der weitans bedeutamste Theil der Grundentlastung in der Ablösung und Regulierung der forstlichen Dienstbarkeiten liegt, beschränken wir uns auf die Försterungen, welche unter "Dienstbarkeiten" vorgebracht wurden.

Nach.

### Grundforelle, s. Seeforelle.

Hcf.

**Grundgrabung** oder das Abstecken und Herstellen der Baugrube beim Hochbau. Dem Ausheben der Baugrube für die Fundamentmauer muss das Ausstecken oder Übertragen des Grundmauzeuges auf die Baustelle vorangehen. Die Mauerschlucht der einen Hauptmauer wird durch eine gespannte Schnur bezeichnet und die zwei Eckpunkte durch genaue Messung bestimmt. Ans diesen letzteren ermittelt man sodann mittels eines aus Latten konstruierten rechten Winkels die zwei weiteren Eckpunkte des Gebäudes und fixiert alle vier Eckpunkte durch eingeschlagene Pfähle. Zur Prüfung der richtigen Abstufung sind die beiden Diagonalen zu messen und mit dem Grundriss zu vergleichen. Nachdem die geschlagenen Pfähle beim Grundgraben beseitigt werden, so muss befuß einer erleichterten Nachbestimmung der Endpunkte, Mauerstärken u. s. w. ein sog. Schnurgerüst hergestellt werden. Zu diesem Gehause werden in den Ecken, dann an jenen Stellen, wo Seiten- und Zwischenmauern in die Hauptmauern einmünden, in einer entsprechenden Entfernung vom Gebäude 60 cm aus dem Boden hervorragende Pfähle eingeschlagen und an diese horizontal und hochtautig angelegte Bretter befestigt. In diese Bretter schneidet man sodann die genauen Verlängerungen der gespannten Schnüre ein, so zwar, dass bei Nachbestimmungen die Schnüre nur in den zwei Längs- und Querrichtungen zu spannen sind, um sodann in den vier Durchkreuzungen die Eckpunkte zu erhalten. In gleicher Weise werden an den Brettern die genauen Maße der Mauern u. dgl. markiert und diese nach Bedarf durch das Anziehen der Schnüre und entsprechendes Absackeln in die Natur übertragen. In den meisten Fällen werden die Wände der Fundamentgruben senkrecht zu stellen sein und müssen, um Materialseinfürze

zu verhüten, mit 4—5 cm starken und hochfertig gestellten Brettern verkleidet werden; letztere werden sodann in Entfernungen von 1,5—1,8 m durch stehende Hölzer (Bögen) gehalten. Zwischen die einander stets gegenübergestellten Bögen werden Spreizen eingeschoben und mittels eingetriebener Keile befestigt. Tritt Wasser in die Fundamentgrube ein, so muss es ausgeschöpft und die Ausmauerung beschleunigt werden. Mit dem Fundamente werden unter einem der Kellerraum und die um 30 bis 40 cm tiefer zu führenden Fundamente der Kellermanern ausgehoben (s. Grund- und Fundamentmauerwerk). Fr.

**Grundlasten**, s. Grundentlastung und **Reallasten**. At.

**Gründling** (*Gobio Cuvier*), Fischgattung aus der Familie der Karpfenartigen Fische (Cyprinoidae). Die Gründlinge sind kleine Fische mit gestrecktem, spindelförmigem, nur wenig von der Seite zusammengedrücktem Körper, mit mäßig großen Mundschuppen und nacktem Kopf. Das mäßig weite zahnlose Maul ist endständig oder etwas unterständig, dichtlippig, an jedem Mundwinkel mit einem Bartfaden. Die Schlundknochen tragen die häufig gebogenen, der Kantsfläche entbehrenden Zähne in zwei Reihen zu 5 und 3, seltener 5 und 2. Die Rücken- und Afterflosse sind sehr kurz und hoch, erstere ohne verdickten Stachelstrahl. Die bauchständigen Bauchflossen stehen unter der Rückenflosse. Es sind nur zwei Arten dieser Gattung bekannt, welche auf Europa und Nordasien beschränkt sind.

1. Der gemeine Gründling (*Gobio fluviatilis* Rondlet, Syn.: *Gobio vulgaris*, *G. obtusirostris*, *G. lutescens*, *G. venatus*; *Cyprinus gobio*; *Leuciscus gobio*), auch Greling, Gresse, Gringel, Gründel, Gründel, Kreße, Kreßfisch, Weber, böhm.: řízek; poln.: rusik, kiełb; ung.: folyami görgőese; frain.: krashorka, globozhek; russ.: peskarj, stolbetz; engl.: gudgeon; frz.: goujon; ital.: gobione, temalo. Die Länge beträgt 10—15 cm. Die Rückenflosse, welche vor der Mitte der Körperlänge steht, enthält 2—3 ungetheilte und 7 bis 8 getheilte Strahlen, die Afterflosse 3, bezw. 5—6, die Bauchflossen 2, bezw. 6—8, die Brustflosse 1, bezw. 13—16. In der Seitenlinie stehen 40—45 Schuppen. Die Bartfäden in den Mundwinkeln reichen zurückgelegt höchstens bis unter die Mitte der Augen, meistens nicht so weit. Die Färbung ist oben grau- oder gelb-grünlich mit schwarzen Flecken und Punkten, an den Seiten silberglänzend mit bläulichem Schein, oft mit einer Reihe schwarzer Flecke längs der Seitenlinie, am Bauche weiß. Die Flossen sind graugelb, Rücken- und Schwanzflosse oft dunkel gespeckt und gebändert. Das Männchen ist zur Laichzeit dunkler und zeigt auf Kopf und Rücken einen aus feinen, weißen Körnern bestehenden Blusenschlag. Der gemeine Gründling bewohnt Nordasien und ganz Europa bis zum Kaukasus mit Ausnahme der südlichsten und nördlichsten Theile; in Skandinavien kommt er nur in Schonen vor. In Flüssen und Bächen der Blei- und Barbenregion, besonders solchen mit san-

digem und thonigem Boden und lebhaft fließendem Wasser ist er überall häufig; doch findet er sich auch in Seen, in brackischen Gewässern und in der östlichen Ostsee nicht selten. Er ist ein lebhaftes, munteres und geselliges Fischchen, welches vorzugsweise dicht am Boden lebt und hier nach Würmern, Insektenlarven, Weichtieren und Fischlaich sucht. Wie ich oft im Aquarium beobachtet habe, schluckt der Gründling Sand und Schlamm vom Grunde auf und speit ihn durch die Kiemenpalpen wieder aus, wobei er jedenfalls die feinen, darin enthaltenen Nahrungstheile zurückbehält. Die Laichzeit fällt in den Mai und Juni; die etwa 2 mm großen, hellbläulichen Eier werden von den Fischen unter lautem Geplätscher an Steine und Wasserpflanzen geklebt. Gefangen wird er sehr leicht in kleinen Netzen und Reusen, vorzüglich aber mit der Angel, welche mit einem Wurm gefödert ist und den Grund berührt; er beißt dann sehr leicht und gierig, besonders wenn man vor dem Auswerfen den Grund mit einer Stange aufwühlt oder Sand ins Wasser wirft, wodurch die Gründlinge angelockt werden. Das Fleisch ist sehr wohlgeschmeckend; auch ist der Gründling ein vortrefflicher Köder für Hechte und ein guter Futterfisch für Forellenteiche.

2. Der Steingreling (*Gobio uranoscopus* Agassiz, Syn.: *Cyprinus uranoscopus*,

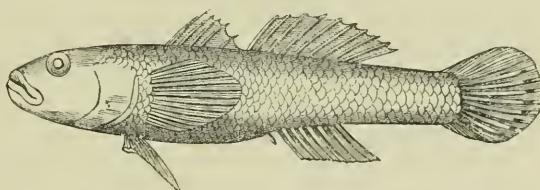


Fig. 399. Steingreling, *Gobio uranoscopus*.

*Gobio Kessleri*), auch Steinkreße; train.: shpize. Meist nur bis 10 cm lang; Rumpf und Kopf von oben mehr plattgedrückt als beim gemeinen Gründling, Schwanz cylindrisch. Die Augen stehen weiter nach oben. Die starken und langen Bartfäden reichen zurückgelegt bis weit hinter die Augen, oft nahezu bis zu den Kiemenpalpen. Flossen und Flossenstrahlen wie beim gemeinen Gründling. Färbung heller, weißlich-grau, ungespeckt. Auf den Rücken meist fünf schwärzliche, jattelförmige, bis zur Seitenlinie reichende Querbinden. Diese Art ist bis jetzt nur in einigen Flüssen des mittleren Donaugebietes, der Ibar, dem Inn, der Salzach, gefunden, ferner in der Idria und im Drježtr. In der Lebensweise gleicht sie der vorigen Art, in deren Gesellschaft sie oft gefunden wird, scheint aber mehr Stellen mit reißender Strömung zu bevorzugen. Hdc.

**Grundmauerwerk** (Fundamentmauerwerk) ist zumeist ein Bruchstein- oder Quadermauerwerk und muss die Fundamentohole oder die untere Fläche der Grundmauer horizontal gelegt werden, d. h., es muss schon bei dem Grundgraben auf die Herstellung einer horizontal ausgegliedeten Fundamentlohe geachtet werden; ebenso muss letztere mindestens 1 m tief unter der Erdoberfläche liegen, damit sie dem Einflusse

von Frost und Rässe entzogen sei. Werden Mauern einer Berglehne entlang geführt, so kann zur Vermeidung tiefer Fundamentmauern die Grundmauer rüsenförmig hergestellt werden. Mit Rücksicht ferner auf die größte Inanspruchnahme der Tragfähigkeit von Grundmauern, dann zur Erzielung eines gleichmäßigeren und minderen Sitzens erhalten diese stets eine Verstärkung (Mauerrecht) und beträgt letztere bei den Hauptmauern 15 cm, bei den Zwischenmauern 7,5 cm an beiden Seiten. Eine Grundmauer, welche ohne Unterbrechung laufen, wie beispielsweise bei den Hauptmauern, Widerlagsmauern u. s. w., bezeichnet man als volle Fundamente zum Unterschied von den hohlen Fundamenten, wo nur einzelne Pfeiler aufgemauert werden, die man dann noch unter dem Erdhorizont mit Gurten (Erdbögen) von 60 cm Stärke verbindet. Auf die Nachmauerung der Gurten wird dann die Mauer emporgezogen. Hohle Fundamente werden dann angewendet, wenn die Fundamentmauern mit Rücksicht auf einen unbrauchbaren Untergrund zu tief, daher mit einem zu großen Kostenaufwande aufgeführt werden müssen. Das Fundamentmauerwerk wird in den meisten Fällen über dem Horizont geführt und sodann in einer horizontalen Linie abgeschlossen. Diese über dem Boden liegende Fundamentmauer bildet den Sockel des Gebäudes und wird nach Maßgabe der Beschaffenheit des Gründes, der erforderlichen Kellerräume mehr oder minder hoch geführt. Zur Grundmauer sind stets größere und gut lagerhafte Steine zu benutzen (s. Grundgraben, Bruchsteinmauerwerk). Fr.

#### Grundpfähle, s. Piloten. Fr.

**Grundschuld** ist eine Hypothek (s. d.) ohne persönlichen Schuldner und ohne Angabe des Rechtsgeschäfts, welches der Schuld zugrunde liegt. Diezelbe erscheint demnach nur als ein Atrecht des Gläubigers auf einen bestimmten Werttheil des verpfändeten Objektes. Die Nichtangabe des Schuldgrundes schließt natürlich die Unrechtmäßigkeit der Grundschuld von dieser Seite aus und erleichtert die Übertragbarkeit derselben, welche noch erhöht wird, wenn der Schuldchein nicht auf Namen, sondern auf den Inhaber (au porteur) lautet. Die Grundschuld verhält sich zur Hypothek ähnlich, wie der Wechsel, bei dem ja auch die Angabe des Schuldgrundes fehlt, zum gewöhnlichen Schuldchein. At.

**Grundschwellen** haben den Zweck, die Sohle eines Wassergeringes vor Vertiefung durch die Kraft des Wassers zu schützen. Sie werden aus Holz, Stein und Holz oder ausschließlich aus Steinen hergestellt. Die hölzernen Grundschwellen bestehen aus einem runden Stammstücke, das quer über die Bachsohle gelegt und behutsam Befestigung in die beiden Ufer eingelassen ist; die Steinschwellen dagegen bestehen aus einer Reihe großer lagerhafter Steine, die aneinandergefügzt sind und von einem schwachen, vorliegenden Stammstücke gehalten werden. Zweimäßiger sind indeß Steinschwellen, die man in der Form eines liegenden Gewölbes mit dem Scheitel stromauswärts herstellt und an seite Uferseiten oder künstliche

Widerlager anlehnt. Grundschenken, Gründäume oder Langschwellen heißen auch die beim liegenden Roste verwendeten Balken. Fr.

**Grundsteuer, s. Forstgrundsteuer** = Ermittlung und Besteuerung. At.

**Gründungen bei Hochbauten, s. Tragfähigkeit des Baugrundes.** Fr.

**Gründungen für Uferdämmen.** Stein-dämme als Uferdämmen bedürfen in den meisten Fällen eines Grundbaues und unterscheidet man diesfalls den liegenden Rost, den stehenden Rost mit einem Grund- und einem Kappbaum und Faschinabettung, den stehenden Rost aus einem pilotierten Grundbaum ohne Faschinabettung und den stehenden Rost mit zwei Gründäumen.

Der liegende Rost besteht aus 1—1,5 m langen Querschwellen, die (in Abständen von 2 m) auf den geebneten Grund gelegt werden, und aus den zwei Langschwellen, die auf die Querschwellen mit Holz- oder Eisenmägeln befestigt werden, während der Raum zwischen den Schwellholzern mit Steinen verkeilt und abgepflastert wird.

Werden dagegen in den geebneten Grund in einer Reihe und einer Abstandswelt von 2 m Grundpfähle eingeschlagen und hierauf ein Grundbaum (Kappbaum, Kronenschwelle) aufgezapft, so ist ein derartiger Grundbau der stehende Rost mit einem Grund- oder Kappbaum. Unter den Grundbaum kommt noch eine 2—3 m breite, 30 cm dicke Lage gebundener Faschinen, die durch 4 Stück 16 cm starke Wippen oder Stangen niedergehalten werden, überdies werden dieselben noch durch 70 cm lange Wippenmägel aus Holz im Boden verfestigt.

Die Faschinabettung kann übrigens auch entfallen oder durch eine Schwartenverschaltung unterhalb des Kappbaumes erzeugt werden. Werden (Fig. 400) auf den zugerichteten

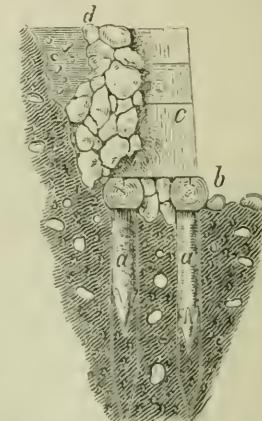


Fig. 400. Gründungen für Uferdämmen. Querschnitt eines Uferdämmes aus Quadern auf stehendem Roste, a Piloten, b Grundschwelle oder Kappbaum (Kronenschwelle), c Quadertor, d Hinterfüllung.

Grund zwei Reihen Pfähle in Abstandswerten von 2 m eingemauert und darauf zwei Gründäume gezapft, so bezeichnet man diesen Grund-

bau als den stehenden Rost mit zwei Grundbäumen. Die beiden Grundbäume verbindet man noch zur weiteren Festigung mit 40 cm langen Eisenklammern und füllt die Zwischenräume wie beim liegenden Roste mit Steinen aus.

#### Arbeitserfordernis per laufenden Meter.

Der liegende Rost 1 m breit erheischt 1,6 bis 2,0 Tagssichten, 0,2 m<sup>3</sup> Klaubsteine, 0,2 fm<sup>3</sup> Lärchenholz, 0,9 m<sup>3</sup> Faschinen und  $\frac{1}{2}$  Eisenklammern.

Der stehende Rost mit einem Kappbaum und einer 3 m breiten und 0,7 m tief gelegten Faschinenbettung erheischt 2,1—2,3 Tagssichten, 0,2 fm<sup>3</sup> Bauholz, 0,7 m<sup>3</sup> Faschinenmaterial,  $\frac{1}{2}$  Pilotenschnüre und 0,7 Stück Stangen.

Der stehende Rost mit einem pilotierten Grundbaum ohne Faschinenbettung erfordert 0,8—0,9 Tagssichten, 0,13 fm<sup>3</sup> Bauholz und  $\frac{1}{2}$  Pilotenschnüre.

Der stehende Rost mit zwei pilotierten Grundbäumen ohne Faschinenbettung erfordert 3—4 Tagssichten, 0,2 m<sup>3</sup> Klaubsteine, 0,33 fm<sup>3</sup> Bauholz, 1 Stück Eisennagel, 1 Stück Pilotenschnur und  $\frac{1}{2}$  Eisenklammer.

#### Grundwehren, s. Wehrbauten.

Dr.

Grüne, die „Auf der Grüne schießen, nennt man, was an Haasen und Hühner im Frühjahr auf der Feldsaat geschossen wird, in gleichen die Grafschirche, sagt man: auf der Grüne schießen.“ Chr. W. v. Heyde, Wohlred. Jäger, p. 54. — Da heutzutage in deutschen Ländern ein derartiger Abdruss nirgends gestattet ist, ist auch das Wort vergessen. E. v. D.

Grünerde ist ein amorphes, wasserhaltiges Silicat von Eisen, Aluminium, Magnesium, Kalium und Natrium in etwas wechselnden Verhältnissen. Es ist als Zersetzungspprodukt von Amphibol und Phryonenmineralien zu betrachten. Schwärzlich bis olivengrün. Tritt in Basaltgesteinen und Melaphyren auf. Fundorte: Fassathal und Seisser Alpe in Tirol, Böhmen, Fraumont in Deutsch-Bothenringen. Es wird als Farbmaterial benutzt.

v. D.

Grunert Julius Theodor, geb. 31. Januar 1809 zu Halle a. d. Saale als Sohn eines dortigen Buchdruckereibesitzers. Bereits von früher Jugend an hegte Grunert große Vorliebe für Naturwissenschaften, in deren Studium er noch während des Besuches der Halle'schen „lateinischen Hauptschule“ von den Professoren der Universität Curt Sprengel, Ludwig Nitsch und Germar freundlich unterstützt wurde, außerdem fand er auch im Hause des Ornithologen Friedrich Naumann durch dessen Sohn, einen Schulfreund Grunerts, vielfache Belehrung und Anregung für Naturwissenschaften. Die Neigung für diese Richtung, die Liebe zur Natur und zum Walde, die anfeindende Lust an der Jagd veranlassten Grunert das Forstfach als Lebensberuf zu wählen. Ostern 1829 bezog er die Universität Halle, um dort außer allgemeinen wissenschaftlichen Vorlesungen besonders die Naturwissenschaften zu studieren. Im Sommersemester 1830 war Grunert als Einjährig-Freiwilliger bei der in Halle stehenden damaligen 4. Jägerabtheilung eingetreten

und schloß sich im Herbst die dieses politisch so bewegten Jahres einem Marsche jener Truppe nach der belgischen Grenze an, obschon es den Studenten gestattet war, in Halle zurückzubleiben. Auch in Malmedy, wo die 4. Jägerabtheilung längere Zeit Cordonnementsquartier bezog, war es Grunert vergönnt, seine wissenschaftliche Beschäftigung fortzuführen, da er durch Sprengel der in Malmedy lebenden Demoiselle Libert empfohlen wurde, welche in Botanik Vorzügliches leistete und die Flora Ardennensis schriftstellerisch bearbeitete. Als im Frühjahr 1831 die Kriegsgefahr vorüber war, konnte Grunert sich ganz seiner forstlichen Lausbahn widmen. Durch Vermittlung des Oberförstmeisters von Schleinitz zu Potsdam trat er seine Lehrzeit auf dem Lieper Forstrevier beim Oberförster Krüger zu Oderberg an. Die Begabung seines Lehrherrn, junge Leute praktisch zu unterrichten, das ausgedehnte, forstlich instructive und wegen seiner vorzüglichen Jagdverhältnisse bekannte Lehrrevier verstärkten bei Grunert die Liebe zu dem gewählten Berufe. Von Ostern 1832 bis Herbst 1833 besuchte er die höhere Forstlehranstalt zu Neustadt-Eberswalde und bezog sodann abermals die Universität Halle, um dort zwei Jahre lang Rechts- und Staatswissenschaft zu studieren. Gleichzeitig bearbeitete Grunert seine schriftlichen Arbeiten für die forstliche Staatsprüfung, welche er im December 1836 mit Auszeichnung bestand. Trotzdem gelang es Grunert nicht, eine seinen Neigungen entsprechende Beschäftigung in der Statsforstverwaltung zu erlangen, sondern es wurden ihm im Regierungsbezirke Merseburg Forstvermessungs- und Forsteinrichtungsarbeiten übertragen.

Dieser Umstand veranlaßte Grunert, mit dem Director der landwirtschaftlichen Akademie Eldena, Pabst, in Unterhandlung zu treten, welche seine Berufung als Dozent der Naturwissenschaft und Forstwirtschaft vom Herbst 1839 ab an jene Akademie zur Folge hatte. Der Minister v. Ladenburg nahm jedoch Anstand, ihm den eventuellen Rücktritt in den Staatsverwaltungsdienst ohne weiteres vorzubehalten, erklärte sich aber bereit, Grunert die etatsmäßige Forstassessorstelle bei der Regierung zu Königsberg interimistisch zu übertragen, falls es ihm gelänge, seine Verpflichtungen der Akademie Eldena gegenüber zu lösen. Letzteres geschah und Grunert trat im December 1839 bei der Regierung in Königsberg ein, wo er eine längere Reihe von Jahren eine ebenso unsangreiche als schwierige Geschäftsaufgabe zu erledigen hatte. Der Übergang von Königsberg in den praktischen Forstdienst bot groÙe Schwierigkeiten, da sich nach der Ansicht des Ministers ein geeigneter Forstmann zur Übernahme des Decernates des Forstassessors in Königsberg, welches sich besonders auch auf Berechtigungsachen, Feststellung und Ablösung von Servituten erstreckte, nicht vorsand. Schließlich übertrug man dasselbe einem Nichtforstmann und Grunert wurde am 9. September 1843 zum Oberförster auf dem aus Theilen der Oberförstereien Alt-Ruppin, Nenendorf und Bechlin, sowie aus angekauften Flächen neu gebildeten Revier Neu-Glienicke im

Regierungsbezirke Potsdam ernannt. Dieser Wirkungskreis war zwar sehr interessant, aber auch schwierig, weil ihm für die Neubildung und Einrichtung der Oberförsterei nur eine geringe Beihilfe für die geometrischen Arbeiten gewährt wurde und die geordnete Wirtschaft sofort beginnen sollte. Diese Aufgabe war jedoch im Frühjahr 1846 zur allseitigen Befriedigung vollständig gelöst, und wurde Grunert unter dem 2. April 1846 zum Forstinspector in Danzig ernannt. Ausnahmsweise wurde ihm gestattet, gleichzeitig an der Regierung zu arbeiten und den Oberförstbeamten im Nothfall zu vertreten.

Der Danziger Bezirk befand sich zu jener Zeit in einem sehr ungeordneten Zustand, und war es Grunert vergönnt, bei der Neuordnung derselben dem Oberforstmeister von Schäzeli thätige Hilfe zu leisten, bis ihm, noch in der Eigenschaft als Forstinspector, die Stellung des Oberförstbeamten zu Cöslin unter dem 19. Mai 1849 zunächst interimistisch und dann vom 9. November 1850 ab nach Ernennung zum Forstmeister mit Regierungsrathsrang definitiv übertragen wurde. Schon nach wenig Wochen verließ jedoch Grunert auf Wunsch des Ministers wieder Cöslin, um nach Schäzelis Abgang die Stelle des Oberförstbeamten zu Danzig zu übernehmen. Mit großem Ansehen wirkte hier Grunert, welcher inzwischen den Charakter als Oberforstmeister erhalten hatte und auch als Examinator bei der Commission zur Prüfung der Forst- und Oberförstereicandidaten in Berlin fungierte.

Nach Pfeil's Abgang wurde Grunert Michaeli 1853 als Director der Forstlehranstalt nach Neustadt-Eberswalde berufen, behielt sich jedoch den Rücktritt als Oberförstbeamter vor; 1863 erhielt Grunert den Rang der Oberregierungsräthe.

Die Forstakademie Eberswalde verdankt ihm die zweckmäßige Regelung der Besuchnisse des Directors bei Verwaltung der Lehrforeste, die Anlage ausgedehnter Streuversuchsfächen sowie des Choriner Forstgartens, die Ausarbeitung eines neuen Regulativs der Forstakademie, die Theilung der Studierenden in zwei Studienabteilungen und die Einführung einer zweckmäßigeren Studienordnung, die Begründung einer Professur für Chemie, Physik, Mineralogie und Geognosie, die räumliche Erweiterung der Forstakademie, sowie die Herstellung eines chemischen Laboratoriums.

Die Vorliebe für die rein praktische Richtung veranlaßte ihn jedoch, wieder um Verwendung als Oberförstbeamter nachzufragen, welcher Wunsch erst 1867 durch die Besetzung nach Trier erfüllt wurde, wo er bis zu seiner am 1. Januar 1878 infolge eines organischen Leidens erfolgten Pensionierung wirkte, seitdem lebt Grunert in Trier.

Zur literarischen Thätigkeit stand Grunert erst nach seiner Berufung als Akademiedirector Veranlaßung, wobei zunächst die Frage wegen Übernahme der Redaktion von Pfeils „Kritischen Blättern“ an ihn herantrat. Da die in denselben verfolgte Richtung seinem Wesen nicht

entsprach, so zog Grunert es vor, 1861 eine neue Zeitschrift unter dem Titel „Forstliche Blätter“ zu gründen. Hieron erschienen während Grunerts Wirken in Eberswalde bis 1866 Heft 1—12, und während jener in Trier bis 1868 Heft 13—16. Die Fortsetzung erfolgte jedoch erst, als sich in Dr. Leo ein Mitredacteur und Geschäftsführer gefunden hatte, da Grunert die Herausgabe einer periodischen Zeitschrift mit seiner damaligen amtlichen Stellung nicht völkerbar hielt. Unter Leo's Mitredaction erschienen Jahrgang 1872—1876, von jener Zeit an ist Borggreve als Mitredacteur und Geschäftsführer an Leo's Stelle getreten.

Grunert's schriftstellerische Thätigkeit war in erster Linie einer guten Unterweisung der preußischen Förster für ihre amtliche Wirksamkeit gewidmet. Zu dieser Absicht verfaßte er während seines Wirkens in Trier: Die preußischen Förster, 1. Aufl. 1869, 2. Aufl. 1883; Forstlehre, 2. Bde., 1. Aufl. 1872, 4. Aufl. 1884; Jagdlehre, 2. Bde. 1879/1880; die Forstlehrlings- und die Försterprüfung in Fragen gestellt unter besonderem Hinweis auf die J. Th. Grunert'schen Schriften: Forstlehre, Jagdlehre und die Preußischen Förster, 1885; weitere Schriften von ihm sind: Die Lohheiden im Regierungsbezirke Trier 1868 und Die Jagdgesetzgebung Preußens in ihrer geschichtlichen Entwicklung, ihrem gegenwärtigen Zustande und ihrer Abänderungsbedürftigkeit, 1885; außerdem hat Grunert die Bearbeitung der Disziplin „Waldbau“ für das vorliegende Werk übernommen.

**Grünäuse** ist eine Bezeichnungart des Holzes, bei welcher dasselbe eine intensive spanngrüne Färbung annimmt. Sie tritt am häufigsten zum Vorschein an solchem Rothbuchen-, Birken-, Fichten- und Eichenholz, welches im bereits faulen Zustande längere Zeit am Erdboden, u. zw. in anhaltend feuchtem Zustande gelagert hat, doch tritt sie auch schon an stehenden Bäumen hervor, und habe ich im Bayerischen Walde einmal den Kern einer starken Fichte, die eben erst gefällt war, intensiv spangrün gefunden.

Die grüne Farbe entsteht durch die Entwicklung eines Pilzes, *Peziza aeruginosa*, dessen Mycel im Holze vegetiert und nicht allein selbst grün gefärbt ist, sondern auch in den Wandungen der Holzzellen durch chemische Einwirkung einen grünen Farbstoff erzeugt. Auf der Oberfläche anhaltend feucht gelegenen Holzen treten dann in großer Zahl die kleinen schlüssel- oder bekersförmigen Früchte von grüner Farbe zum Vorschein. Der grüne Farbstoff ist extra-hierbar und soll im Lichte sowie unter der Einwirkung chemischer Reagentien in hohem Grade unzerstörbar sein, weshalb es von Bedeutung sein würde, wenn man durch Ablagern sonst wertlosen, faulen Holzes in feuchten, dümpfen Plägen, insbesondere an Berghängen im Walde und durch Auslegen grünfaulen Holzes mit Pilzfrüchten etwa eine Erzeugung grünfaulen Holzes in größeren Quantitäten zu technischer Verwertung erzielen könnte.

**Grünäug.** *Ligurinus chloris*, Linné. *Passer chloris*, Briss., Orn. III., p. 190 (1760); *Loxia chloris*, Linn., Syst. Nat. I., p. 304

(1766); *Fringilla chloris* (L.), Meyer, Vögel Liv. II. Ethl., p. 76 (1815); *Ligurinus chloris* (L.), Koch, Baehr. Zool. I., p. 230 (1816); *Serinus chloris* (L.), Boie, Isis, 1822, p. 535; *Ligurinus chloroticus*, Licht., Nomencl. Av., p. 46 (1823); *Coccothraustes chloris* (L.), Steph. in Shaw's Gen. Zool. XIV, p. 87 (1826); *Chloris pinetorum*. Chr. L. Brehm, Vögel Deutschl., p. 259 (1831); *Chloris hortensis*, id., ibid., p. 260; *Chloris septentrionalis*, id., ibid., p. 261; *Chloris flavigaster*, Swains., Classic. of Birds II., p. 281 (1837); *Chlorospiza chloris* (L.), Bp., Comp. List, p. 30 (1838); *Chlorospiza chlorotica* (Licht.), Conspl. Gen. A., p. 514 (1850); *Ligurinus aurantiventris*, Cab. Mus. Hein. I., p. 158 (1851); *Chloris aurantiventris* (Cab.), Salvin, Ibis, 1859, p. 313.

Abbildungen: 1. Vögel. Naumann, Vögel Deutschl., T. 120, Fig. 1, 3; Dresser, Birds of Eur., vol. III, Taf. 174. — 2. Eier. Bädeker, Die Eier der europ. Vögel, T. 20, Nr. 1; Thientemann, Abbildungen von Vogeleiern, T. IV, Nr. 4 a—c; Seeböhm, A History of British birds, vol. II, pl. 12.

Grüner Hänfling, Gelbhänfling, Grünhänfling, wälischer Hänfling, Grünling, Grünfink, grüngelber Fink, grüngelber Ditschnäbler, grüner Ditschnabel, grüner Kernbeißer, Grünvogel, Grünschwanz, Grönschwanz, Grödling, Grinzling, Gründling, römischer Zeisig, Rapfink, Hirsenfink, Hirsvogel, Kurvbogel, Titter, Schwanzhäl, Schwanzla, Schwanzib, Schwoneg, Schwunz, Schwunische, Zwintische, Schwunsch, Schwunschhäfling.

Böh.: Zvonek; dän.: Grönirisk; engl.: Greenfinch; finn.: Vihertävä Varpunen; frz.: Verdier ordinaire; gäl.: Glaiseundarach; holl.: Groenling; ital.: Verdone, Verdello, Calenzuolo, Verdon, Verdon, Verder, Amorot, Amarot, Lamarot, Vardon, Cavrinzol, Anton, Zaranto, Ceranto, Saronto, Teranzo, Schiaranto, Garziero, Cirant, Ceránt, Ceranto, Zeranto, Zenetro, Tarán, Taránt, Svarzelon, Teranz, Squaiarol, Teragna zala, Pizzacánef, Verdu, Verdello, Sciurola, Mairino, Erdone, Virduni, Viridaceola, Verdarolu, Birdaloru, Papalinu, Verde d'oro, Canariu areste, Varadarou; kroat.: Zelenka; norweg.: Svenske; portug.: Verdinilhão, Verderol; poln.: Łuszczak dzwoniec; russ.: Dubonos, Raspew, Tschinariowka, Selenuschka; schwed.: Grönfink; span.: Verderon, Verderol, Verdon, Verdolor, Verdu, Bardum; ungar.: Zöldike.

Der Grünhänfling ist durch ganz Europa mit Ausnahme des äußersten Nordens verbreitet, auf der skandinavischen Halbinsel geht er bis zum 65. Grad, am Ural bis zum 60. Grad nördlich. In den nördlicheren Gebieten seines Verbreitungsbezirkes ist er Zugvogel, in Mitteleuropa streift er nach Nahrung umher, einzelne ziehen fort, einige bleiben in milden Wintern dort. In Südeuropa ist er Standvogel, ebenso in Nordwestafrika, Kleinasien, Kaukasus, Nordwestpersien und Nordwestturkestan. In Madeira wird er nur als seltener Gast beobachtet.

Die südlicheren Vögel von Südspanien und Afrika zeichnen sich durch glänzenderes, schöneres heller-gelbgrünes Gefieder aus und sind, wie oben angegeben, als chlorotica, aurantiiventris von verschiedenen Autoren unterschieden. Es zeigen sich aber alle Übergänge zu den dunkleren, dumpf gefärbten nördlichen Exemplaren. Seeböhm erklärt diese Färbungsverschiedenheiten direct durch den Einfluß des Klimas, indem die Vögel mit brillanterem Federkleide in den Ländern mit geringerer Regenmenge, die dunkleren Federkleide in den Ländern mit nebeligem, regnerischem Klima sich finden.

Totallänge . . . . .	15·6 cm
Flügellänge . . . . .	8·9 "
Schwanzlänge . . . . .	6·1 "
Tarsus . . . . .	1·8 "
Schnabel . . . . .	1·3 "

(Altes ♂ von Braunschweig vom 6./6. 1834 aus meiner Sammlung.)

Der Schnabel ist dick und sehr kräftig, am Kiel und an der Firste abgerundet, gleichmäßig kegelförmig zugespitzt, der Oberkiefer den Unterkiefer überragend. Die Flügel sind ziemlich lang, zugespitzt abgerundet. Die 2., 3. und 4. Schwinge sind auf der Außenfahne schwach bogig eingescnürkt.

$$1 \geq 2 > 3 > 4 > \dots > M > H > D.$$

Die Flügel reichen in der Ruhe bis über die Hälfte des Schwanzes hinab. Der Schwanz ist keilsförmig ausgeschnitten.

Die Füße sind kurz und stark, die Krallen flach gekrümmmt, unten zweischneidig, scharf gespitzt.

Altes Männchen im Frühjahr. Oberseite schön gelblich olivengrün, an der Stirn, den kleinen oberen Flügeldeckfedern und am Bürzel in schönes Gelbgrün übergehend. Die großen oberen Schwanzdeckfedern und großen oberen Flügeldeckfedern schön aschgrau. Wangen und Halsseiten ebenfalls aschgrau. Unterseite gelblich olivengrün, an der Brust ins Grüngelbliche gehend, am Bauch graulich-weiß, an den Rumpfseiten aschgrau überlaufen. Schwingen und Schwanzfedern schwarz, an den Boderischwingen mit citronengelber Außenfahne bis zu den Enden der Einschnürungen hin, die den ganzen Flügelrand gelb erscheinen lassen, am Schwanz zwei Drittel der Federn (mit Ausnahme der 4 mittleren) von der Basis an citronengelb.

Alte Männchen im Herbst sehen im Gefieder viel schmuckiger aus, da die frisch geomauerten Federn die anders gefärbten Säume noch tragen, die sich dann im Laufe des Winters abtragen, auf der Oberseite olivenbraune, an der Unterseite weißliche.

Bei jüngeren Männchen ist das Gelb bleicher, überhaupt das ganze Gefieder mehr grün als gelb, von oben her am Rücken braun überlaufen, die Wangen braungrau.

Altes Weibchen unterscheidet sich von dem alten Männchen sehr leicht durch den düsterbraungrauen Rücken, nur auf dem Bürzel ist mattes Grün sichtbar. Die Unterseite ist schmuckig braungrau, nur auf der Brustmitte

grünlich angeflogen. Auch das übrige Grün, resp. Grüngelb an Schwingen und Schwanzfedern ist viel matter, immer mehr grünlich als gelb.

Jüngere Weibchen zeigen noch weniger Grün.

Die Jungen vor der ersten Mauer zeichnen sich durch starke Längsflektion der Ober- und Unterseite aus, dabei zeigen die Federn der Unterseite einen grünlichen, die der Oberseite einen stärkeren bräunlichen Anflug, das Gelb, resp. Gelbgrün an Schwingen und Schwanzfedern ist bereits deutlich vorhanden, ähnlich wie bei den Alten.

Männchen und Weibchen sind im Nestkleide nicht zu unterscheiden im Gefieder.

Der Schnabel ist im Frühjahr fleischfarben, am Kiel heller als auf der Firste, nach der Spitze zu ins Graue übergehend, im Herbst zeigt sich die Fleischfarbe nur an den Mundwinkeln, übrigens erscheint er hellrötlich grau. Die Iris ist bei den Alten dunkelbraun, bei den Jungen graubraun und hat einen Durchmesser von 4 mm.

Die Füße sind im Frühjahr schmutzig fleischfarben, im Herbst braungrau (nach zwei Exemplaren aus Spanien, 2 Exemplaren von der Wolga aus dem Mus. brunsv., 1 Exemplar aus Tiflis aus meiner Sammlung und zehn Exemplaren aus der Braunschweiger Gegend, davon 7 aus meiner Sammlung und 3 aus dem Museum brunsv.).

Die Exemplare aus Spanien sind etwas kleiner als unsere deutschen und leuchtender im Gefieder, die von der Wolga und aus Tiflis zeichnen sich, auch die Männchen, durch den bräunlichen Rücken aus, übrigens sind keine Unterschiede bemerkbar.

Das Gelege besteht meist aus 5, seltener aus 4 oder 6 Eiern. Die selben sind meistens von eiförmiger Gestalt, seltener kurz oval. Der Längsdurchmesser beträgt durchschnittlich 19,6 mm, der Querdurchmesser 13,9 mm, die Doppelhöhe 8,8 mm. Auf weißer Grundfarbe mit leicht blaugrünen Tönen finden sich spärliche blaßblutrote, dunklere blutbraune und einige schwarzbraune Pünktchen, namentlich am stumpfen Ende, häufig dort einen Fleckenranz bildend. Die Schale ist sehr zart und glatt.

Das Weibchen brütet allein. Nach vierzehn Tagen schlüpfen die Jungen aus, bleiben ziemlich lange im Neste und werden dann von beiden Eltern noch einige Wochen umhergeführt. Sehr bald schreiten die Eltern zur zweiten Brut. Das erste volle Gelege findet man meistens Mitte April, das zweite Anfang Juni.

Der Grünhänsling ist ein kräftiger, derber, ziemlich gewandter Vogel, der auf der Erde nicht ungeschickt umherhüpft, aber meistens sichtbar wird, wenn er weit hin ausschauend auf den äußersten Spitzen der Bäume mit ziemlich aufrecht gerichtetem Körper sitzt. Sein Flug ist kräftig und rasch, in Bogenlinien, ähnlich den übrigen finkenartigen Vögeln. Auf kurze Entfernung hin schmurrert er mit den Flügeln und schwert beim Niedersetzen.

Sein Lockton klingt wie „Gid“ oder „Tid“, mehrere Male rasch hintereinander ausgestoßen,

sein Warnungsruß „Twuh“ oder „Twui“, auch „Woid“ oder „Woid“. Schon zeitig im Frühjahr lässt das Männchen seinen niedlichen Gesang ertönen. Naumann schildert ihn folgendermaßen: „Den Anfang darin machen die Locktöne, die auch sonst oft darin vorkommen; dann ein sonderbar freischendes gelehntes „Schüäh“, was man auch wohl „Schwein“ aussprechen kann und wobei der sitzende Sänger nicht selten den Hinterleib hin und her wirkt und den Schwanz dazu breitet und schließt; dann folgen die Töne: „Tjo! tjo! tjo! tjo! tjo!, Girrrrrr, Kling, Kling, Kling“ als Hauptstrophen mit mehreren Abwechslungen.“

Die Nahrung des Grünhänslings besteht meistens aus öhlältigen Sämereien, aber auch aus Baumknospen und Pflanzenkeimen. Mit Vorliebe fressen sie Hanfsamen und im Winter Bachholderbeeren.

Raubvögel und vierfüßiges Raubzeug fügten ihnen und ihrer Brut viel Schaden zu.

Einzelne ist er mit dem Gewehr leicht zu erlegen, in größeren Schwärmen aber sehr scheu. Auf Finteuerherden ist er sehr leicht und in Massen zu fangen, ebenso mit Sprenkeln, Schlingen und Leimruthen.

Durch das Aufsäubern der Hanfsamen können sie empfindlichen Schaden thun, in Gemüsegärten sammeln sie frisch gesäte Samen, namentlich von Spinat und Kohl. Der Nutzen, den sie durch Vertilgen der Unkraut samen stiften, ist nur gering. Das Fleisch der Herbstvögel ist sehr schmackhaft.

Als Stubenvögel werden sie sehr zahm, namentlich wenn man sie jung aufzieht, was sehr leicht gelingt. Sie pflanzen sich auch in der Gefangenschaft leicht fort und ist es häufig gelungen, mit nahen Verwandten, wie Stieglitzten, Kanarienvögeln u. s. w. Bastarde zu ziehen.

R. Bl.

**Grünsandsformation** wird mitunter die Kreideformation genannt, weil in England und Nordfrankreich sowie in Westfalen und Nordamerika glaukonitische Mergel (Grünsteine) einen wesentlichen Anteil an ihrer Zusammensetzung haben.

v. O.

**Grünspan**, s. Kupferfälze. v. Gn.

**Grünspanner**, deutscher Name für die zur Abtheilung Dendrometridae (s. d.) gehörige Spannergattung *Geometra*. Höchl.

**Grünspecht**, der, *Gecinus viridis* Linné, Syst., XII., p. 175. — Schinz, Naturg., p. 260. — Bonaparte, Conspectus avium, I., Gen. 261. — Schlegel, Rev., I., p. 49. — Naumann, V., p. 270. — Degland und Gerbe, no. 86.

**Abbildungen:** Vogel. Naumann, T. 132. — Gould, T. 226. — Eier. Thiene-mann, T. 13, Fig. 14a und b. — Bädecker, T. 14, Fig. 1.

**Poln.:** Dzieciot ziolony; böhm.: Zluna zelena; kroat.: Želena žuna; ung.: zöld Harckály; ital.: Picchio gallinaceo.

Männchen. Oberkopf, Nacken und Mundwinkelstiel lebhaft schlarachrot, auf dem Scheitel schwach grau schattiert, Augengegend schwarz, ganzer Oberkörper gräsiggrün, Schwanzdecken gelb, Kehle weiß, Unterseite schmutzig gelbgrün,

an den Schenkeln dunkel gewellt. Handschwingen außen mit 6—7 weißen, rostfarbig angehauchten, innen mit breiten weißen Querleisten. Steuerfedern schwarz mit 5—7 verwaschen braunen Querbinden.

**Weibchen.** Die schwarze Färbung an den Kopfseiten ausgedehnter, sonst völlig mit dem Männchen übereinstimmend. Bei beiden Iris weißgrün, Schnabel und Füße bleigrau.

Junge Vögel unterscheiden sich durch unregelmäßige, oft unterbrochene dünne Querbinden auf der Unterseite; auch ist die rothe Kopfplatte durch grane und grünliche Partien unterbrochen.

Die Länge beträgt ca. 31, die Breite 52, die Fittichlänge 18, die Schwanzlänge 12 cm.

Der Grünspecht ist mit Ausnahme Spaniens und des äußersten Nordens fast über ganz Europa verbreitet und in den meisten Gegenden häufig. Im Osten ist er nur sporadisch, doch (nach Blandford) bis nach Persien anzutreffen. Er ist, je nach dem örtlichen Klima und den Nahrungsverhältnissen, bald Stand-, bald Strichvogel; er wandert meist gesellig, oft in größeren Trupps, denen sich nicht selten einzelne Granspechte beigekettet.

Er liebt zu seinem Aufenthalte weniger geschlossene Wälder, vielmehr vorzugsweise solche Gegenden, in welchen Wiesen und Äcker mit Gärten und kleineren Gehölzen abwechseln; natürlich darf es nicht an alten Bäumen fehlen.

Im Klettern ist er Meister und übertrifft in der behenden Fortbewegung auf ebenem Boden alle seine Verwandten; im Fluge beschreibt er tiefere Bogenlinien als andere Spechte, wodurch er auf große Entfernungen leicht erkennbar ist.

Seine Lieblingsnahrung ist die Gilbameise (*Formica rubra*), doch nimmt er auch sehr viele andere Insekten und deren Larven und Raupen an, so z. B. jene des Weidenbohners. Auch den Maulwurfsgrillen und im Winter selbst den schlafenden Bienen stellt er nach.

Schon Ende Februar vereinigt sich das Paar auf dem zur Fortpflanzung bestimmten Platze, wiewohl erst im April mit dem Nestbau begonnen wird. Der Eingang der selbstgezimmerten Ristöhle ist meist nur knapp so groß, dass der Vogel aus- und einschlüpfen kann, die Höhlung selbst aber sehr geräumig. Meist wird sie ziemlich hoch am Stamme, mitunter aber auch nur in Griffshöhe angelegt. Das Gelege besteht meist aus 6, seltener aus 7—8 Eiern mit glänzend weißer Schale, die 16—18 Tage lang von beiden Gatten bebrütet werden. Die Jungen entwickeln sich sehr rasch, kehren aber allabendlich noch lange nach dem Ansfliegen zur Bruthöhle zurück. Bis zum October hält sich die ganze Familie vereinigt.

E. v. D.

**Grünstein** wurde früher Diabas genannt.  
v. S.

**Gruppe** nennt man eine Anzahl zusammentreter Bäume, welche sich von ihrer Umgebung unterscheiden, ohne jedoch ein selbstständiges wirtschaftliches Object darzustellen, z. B. eine Gruppe Buchen im Tannenbestand. Kr.

**Gruppe**, s. v. w. ein kleinerer Horst. Gt.

**Gruppenwirtschaft** oder **Hortiwirtschaft**. Man versteht hierunter die Art der Bestandsbildung, bei welcher man nicht von vornherein auf Erlangung von größeren, im wesentlichen gleichartigen, gleichwüchsigen und gleichaltrigen Beständen hinwirkt, sondern das Holz in **Horste** (s. Bestand) oder **Gruppen** (s. d.), wie sie der Wald bietet oder wie sie dessen Standortsverhältnissen am meisten angepasst sind, erzieht, die dann unter sich im Alter, auch wohl nach Art verschieden sind, dabei aber im ganzen einen gleichartigen Charakter an sich tragen und so doch als zu einem Bestande gehörig angesehen werden können. Man bezweckt mit dieser Art der Wirtschaft entweder die Erziehung gemischter Bestände (s. d.), oder glaubt dadurch bei einzelnen Holzarten, namentlich der Weißtanne, die Nachzucht zu erleichtern und die Ausnutzung zu begünstigen. Es kommt diese Art der Verjüngung auch wohl unter dem Namen **Feuerholzschlag** weise Verjüngung vor; da jedoch mit diesem Ausdruck C. Geyer auch die gewöhnliche Samenschlagsverjüngung bezeichnet, so zieht es wenigstens C. Geyer vor, sie **horst-** oder **gruppenweise** Verjüngung zu nennen (vgl. dessen Schrift: „Der gemüthte Wald“, Berlin 1886).

C. Geyer, auch Ney, der diese Wirtschaftsart in seiner „Lehre vom Waldbau“, Berlin 1885, geregelten Betrieb nennt, befürworten sie warm, erwarten aber jedenfalls mehr von ihr, als sie zu leisten vermögen. Das Wesentliche der Art der Wirtschaftsführung ist bei „Lichtschlag“ sub 4 angedeutet (s. Weißtannenerziehung).  
Gt.

**Gruße**, die, auch **Gruszeit**, vom mhd. grouse = Saft der Pflanzen und die Zeit, in welcher sie im vollen Saft stehen, s. v. w. Schonzeit; selten. „Dieweil es ist jetzt in der Grüß, mögt ihr denselben (den Hirsch) fahen wol!“ Thenerdank, Nr. 33. — „Welche in der Schzeit und auf der Große auf fremden Feldern sich betreten lassen...“ Brem. Jagdordnung, 1692, art. 11. — „Wird die Große verstanden und gerechnet von Domin. Indica bis den 10. August.“ Kaiserl. Patent v. 11. Dezember 1703. — „Die Hauen soll man nicht in der Grusse schießen.“ Hirsch, Lexikon, 1741, I., p. 380. — „Geöffnete oder Baum-, auch Hege-, Grus- oder Waldsperrzeit.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 180, 192, 331. — Vencke, Mhd. Wb. I., p. 382. — Schmeller, Bayerisches Wb. II., p. 122. — Sanders, Wb. I., p. 647 b. E. v. D.

**Gryllidae** = **Gryllina**.

Ösch.

**Gryllina**, Grabheuschrecken, eine Familie der Ordnung Orthoptera (s. d.), Gerasflügler.

Ösch.

**Gryllodea** = **Gryllina**.

Ösch.

**Gryllotalpa**, Latr. (*Acheta*), Gattung der Familie **Gryllina**, Ordnung Orthoptera, I. Abtheilung Orthoptera vera, enthält nur eine Art, **Gryllotalpa vulgaris**, die bekannte Maulwurfsgrille oder auch Werre, Rentwurm, Erdkrebs, Erdwölz, Moldwölz genannt. Im ausgewachsenen Zustande erreicht die Maulwurfsgrille eine Länge von 45—50 mm; sie ist heller oder dunkler braun, dicht, seidenhammig-

artig behaart; die Unterseite heller; die Deckflügel kurz, nicht länger als der Halsshild, schwärzlich geädert und viel kürzer als die Unterflügel; diese sehr breit, in der Nähe spriemenförmig zusammengefaltet und in bogigem Verlaufe die Hinterleibsspitze überragend. Borderchen dreieckig, sehr kurz gefräumt, breit, schaufelförmig, mit 4 starken Zähnen, Grabbeine (vergl. Art. Beine der Zus., Fig. 5). Fühler fadenförmig, etwas genähert, unter den Augen eingesetzt; die Augen klein, perlformig vortretend; zwischen denselben und etwas höher stehend zwei stark glänzende Punktangaben. Die Werre gehört zur großen Abtheilung der Insecta ametabola, d. h. ihre Verwandlung ist eine unvollständige, indem das Larven- und Puppenstadium jenem der Imago ähnelt. — Die Begattungszeit fällt in die Zeit von Anfang Juni bis Juli; die Copula selbst geschieht in den Erdröhren. Eierablage: in einer unter Zuhilfenahme des Speichels aus Erde gefneteten, statt hühnereigroßen Erdkapsel (Erdnest), zu welcher ein slach unter der Erdoberfläche verlaufender, sich mitunter auch gewundener, gleichfalls mit Speichel ausgeglätteter Gang führt. Das Nest liegt durchschnittlich 10 bis 12 cm tief im Boden und in rascher Bewegung wendet sich der Gang zu demselben abwärts. Die sehr zahlreich (zu 200—250 Stück) abgesetzten Eier sind grünlich, etwa von der Größe eines Hausschlüssels und benötigen ca. 3 Wochen zu ihrer Entwicklung. Die sechseinige Larve ist gleich nach dem Auskriechen (Juli) bis zur erfolgten ersten Häutung fast weiß ("weiße Altejene"), ähnelt aber im übrigen dem vollkommenen Insekte; die Flügel und Nebenanlagen fehlen noch. Mit jeder der folgenden Häutungen aber treten die lappensförmigen Flügel schon deutlicher hervor. Die Larve überwintert, häutet gegen Ende Mai oder Anfang Juni des nächsten Jahres zum letztenmal und ist nun zum geschlechtsreifen Thiere geworden. Überjährigkeit scheint ausnahmsweise vorzukommen. Die Werre hat sowohl in verticaler, als horizontaler Richtung ein großes Verbreitungsgebiet, zieht aber überall die lockeren, tiefgründigen, humosen Böden und die Niederungen anderer Standörtlichkeit vor. Insolange die Larven noch klein sind, scheinen sie sich ausschließlich von humosen Bodentheilen zu nähren. In diesem Jugendstadium verlaufen die von ihnen angelegten Erdröhren nur ganz slach unter dem Boden, sind kaum federäpfelnd, vielfach geschlängelt und häufig sogar verworren. Mit zunehmender Körpergröße nehmen auch die Gänge an Weite zu und erreichen bei der ausgewachsenen Werre eine solche, daß man bequem den kleinen Finger in den Gang einschieben und ihn bis in die Nähe des Eiernestes, wo er sich abwärts wendet, verfolgen kann. Bis nach überstandener erster Häutung bleiben die Larvenfamilien noch beisanmen, zerstreuen sich aber sodann. Auch ihre Nahrung wird allmählich derber; sie befressen nun schon die ihnen bei der Anlage ihrer Erdröhren im Wege stehenden zarteren Pflanzenwurzeln, oder verlezen und zerreißen dieselben mit ihren Scharrbeinen. Dadurch aber

und durch das Unterwühlen des Bodens werden sie dem jungen Pflanzenwuchs in hohem Grade schädlich. Dass die Werre auch animale Kost zu sich nimmt und Würmer, Schnecken, Larven, selbst ihre eigene Brut verzehrt, mithin nach dieser Richtung sich auch nützlich zeigt, vermag die durch sie angerichteten Schäden nicht auszugleichen. Beim Forstbetriebe gewinnt die Werre wohl nur in Bezug auf die Forstgärten Bedeutung, ist aber gerade hier und bei starker Vermehrung rücksichtlich ihrer Schädlichkeit den Engerlingen fast gleichzustellen. Von den direkten Beschädigungen ganz abgesehen, leiden die Keimpflanzen noch ganz besonders durch die ihren Wurzelraum krenz und quer durchziehenden Erdröhren. Die jungen Pflänzchen verlieren infolge dessen ihren Halt, die Wurzelchen vertrocknen und die Pflanzen gehen ein. Nach stattgehabten Regen treten die mit Speichel innen ausgekleideten und dadurch vor dem Nachfallen geschützten Erdröhren, angeschwollenen Adern nicht unähnlich, an der Oberfläche der Beete hervor und können in ihrem Verlaufe leicht bis zum Erdnest verfolgt werden. Durch anhaltend warme, trockene Sommer wird die Vermehrung der Werre besonders begünstigt, daher auch die durch sie angerichteten Schäden in solchen Jahren besonders empfindlich sind. Zur Bekämpfung gibt es eigentlich nur zwei, mit Aussicht auf guten Erfolg durchführbare Mittel: das Eingraben von Fang töpfen und das Zerstören der Nester durch Aufrütteln derselben im Boden. Über die Anwendung der Fangtöpfe vergl. man den betreffenden Artikel. Bezüglich des Aufrüttelns der Nester Folgendes: Selbstverständlich hat dasselbe zur Zeit zu geschehen, wo die Eier oder jungen Larven noch in denselben vorhanden sind. In diesem jüngsten Entwicklungsstadium bis zum Zeitpunkt, wo die Brut das Nest verlassen, werden dieselben vom Mutterthiere bewacht, zum Theile wohl auch aufgerissen. Rätselhaft läßt sich der Zeitpunkt des Nestersuchens nicht feststellen; er fällt aber im allgemeinen in die Monate Juni, Juli. Da, wo die Erdröhren vereinzelt und sehr slach unterm Boden hilaufen, braucht man nicht weiter zu suchen. Die Stelle, wo sich das Nest befindet, ist stets durch zahlreiche Gänge und durch die einige Centimeter gerade abwärts führenden Eingangsöffnungen bezeichnet. Verfolgt man einen solchen Gang mit dem eingeführten Finger bis dahin, wo sich derselbe im Halbkreis von 15 bis 30 cm Durchmesser wendet, so ist man über dem gejuchten Neste; es liegt nur selten über 10 cm tief und ist als seite Erdtiegel im klaren Boden leicht zu finden. Näheburg empfiehlt zum Tödten der in den gesammelten Nestern enthaltenen Eier oder jungen Larvchen das einfache "Andieslustscherben" der selben, was schon nach wenigen Stunden das Einschrumpfen der Brut zur Folge habe. Sicherer dürfte aber immerhin das Sammeln der mit Brut besetzten Nester in einem mit Waffer gefüllten Gefäß sein, was um so weniger Schwierigkeit bereitet, da man es im Forstbetriebe ja doch immerhin nur mit den verhältnismäßig kleinen Flächen der Saatbeete

zu thun haben wird. Das Auftreten der Erde in den Beeten während der Zeit, wo die ♀ mit der Anfertigung der Nester beschäftigt sind, lässt sich, so praktisch dieses Mittel im übrigen sein würde, in den Saatgulen nicht durchführen, da um diese Zeit auch die Saaten schon ausgelaufen und Beschädigungen der zarten Keimlinge nur schwer fernzuhalten sind. Von allen Mitteln ist das Fangen der Thiere in Fangtöpfen das einfachste und wirksamste; es muss jedoch damit schon im Mai, also noch vor erfolgter Copula begonnen werden. Hschl.

Gryllus, s. Orthoptera. Hschl.

**Guajakharz**, von *Guajacum officinale* aus Westindien, enthält neben anderen Stoffen Guajakharzsäure,  $C_{23}H_{26}O_2$ , welche bei der Destillation Guajacol,  $C_7H_8O_2$ , und Pyroguajacin,  $C_{19}H_{22}O_2$ , liefert. v. Gn.

**Guanidin**,  $C_4H_5N_3$ , ist das Substitutionsprodukt des Harnstoffes, welches an Stelle seines Sauerstoffs ein Molekül Imin enthält. Es bildet zerfließliche Krystalle von stark basischen Eigenschaften, zieht begierig Kohlensäure aus der Luft an. Es wurde zuerst gewonnen aus Guanin durch Einwirkung von chlorsaurem Kali und Salzsäure; leichter lässt es sich darstellen aus Schwefelharnstoff oder aus Rhodanammonium durch trockenes Erhitzen dieser Körper aus 180 bis 190°. Guanidin ist eine einsänige Basiss. v. Gn.

**Guanin**,  $C_5H_5N_5O$ , wurde zuerst aus dem PeruGuano dargestellt; es findet sich auch in den Excrementen der Spinnen und bildet oft Concretionen im Fleisch der Schweine, welche dadurch von der "Guaningicht" besallt werden. Es ist zu betrachten als Imidoganthin, als Xanthin, in welchem ein Atom Sauerstoff durch Imin ersetzt ist, was aus seiner leichten Umwandlung in Xanthin mit salpetriger Säure geschlossen werden kann. Es bildet ein farbloses, anorphes Pulver, unlöslich in Wasser, Alkohol, Äther und Ammoniak, löslich in Säuren, sowie in Kali- und Natronlauge. Auch im Pflanzenreich wurde Guanin nachgewiesen, so z. B. in Kartoffeln, Zuckerrüben, Ahorn- und Platanensprossen, Lupinen- und Kürbiskeimen, jungem Gras und Klee. v. Gn.

**Guano**. Die bekannteste der zahlreichen Guanosorten ist der PeruGuano. Derselbe besteht aus den Excrementen von Seevögeln (Möven, Tanchern), welche die Inseln der Westküsten des südlichen Amerika bewohnt und sich von Fischen nähren. Von Wasser nicht berührt, denn jene Gegend sind regenos und die Ristplätze der Vögel vor den Meeresstrüten geschützt, konnten die Excremente die gesammelten löslichen, meist aus Ammoniakverbindungen bestehenden Substanzen unverändert behalten. Der peruanische und von diesem namentlich der Chinchaguano zählt zur vorzüglichsten Sorte, seine Verwertung bildet eine Haupteiennahmequelle Perus. Der echte peruanische Guano findet sich in oft bis 50 m hohen Schichten auf dem felsigen Grund der öden, vegetationslosen Inseln abgelagert, wird mittels Spitzäxten und Spaten gewonnen und auf die stets der Besichtigung harrenden Schiffe verladen.

Die bedeutendsten Ablagerungen des Peru-

guanos finden sich auf den Chinchas-Inseln, deren eine aber bereits erschöpft ist. Im Norden der Chinchas hat man noch gute Guanolager gefunden auf den Ballestas-, Guanape- und Macabu-Inseln. Die südperuanischen Lager sind die von Chipana, Huauillas, Punta de Cobos, Pabolson, Pica und Puerte Ingles.

In geringeren Qualitäten kommen auch noch an anderen Fundorten recht gute Guano-Sorten vor, so wird z. B. von einigen Inseln Boliviens und Chiles, des Stillen Oceans, des Karibischen Meeres, an der Westküste Afrikas (Pacquino), Schabo, Schaboe, Shay, Pinguin Guano in den Handel gebracht. Neuerlich hat man auch in Europa Guanolager gesucht und in Norwegen, Frankreich, Italien und Sardinien u. s. w. auch etwas Ähnliches in den mässenhaften Ablagerungen von Federmausexcreten (Fledermansguano, sardinischer Guano) gefunden.

Neben dem vorzüglichsten peruanischen Guano kommen auch Sorten aus anderen Gegenden vor, welche ihren Stickstoffgehalt durch Ausläugen meist verloren haben. Zu diesen schlechten Sorten gehören die aus den dem Regen unterworfenen Gegenden Amerikas, Afrikas, Asiens und Australiens und sind meist unter den Namen: patagonischer, Sea-Island-, Saldanhabay-, Scharks-, Bah-, Cap-, Curia-, Muria-, arabischer Guano u. s. w. im Handel bekannt.

Die Zusammensetzung des PeruGuano ist eine sehr variable, je nachdem derselbe mehr oder weniger mit Nahrungsüberresten, den Leibern der Vögel und anderen Beimengungen intermischt ist. Auch die Feuchtigkeit (Thau), so gering ihre Menge auch sein mag, hat im Laufe der Zeit Einfluss auf die Beschaffenheit des Guanos. Abgesehen von der schiefartigen, jüngsten und obersten Schicht des Lagers hat man noch drei mächtige übereinanderliegende Abtheilungen zu unterscheiden: den oberen (Surface-) Guano, der gelblichgrau von Farbe ist, den mittleren gelben und den unteren braunen Guano. Die mittlere Schicht ist die beste, denn sie enthält die löslichen Kali-, Ammoniak-, Kalk- und Magnesiatalze der oberen Schicht und Ammoniak und kohlensaures Ammoniak, welches sich aus der unteren Schicht entwickelt. Echter PeruGuano bildet ein kleinkörniges Pulver, theilweise zu großen, festen Klumpen geballt, die sich im Innern oft kristallinisch und glänzend zeigen, er ist fetig anzufühlen, zeigt eine von hell bis dunkel wechselnde kaffeobraune Farbe und hat salzigen, ätzenden Geschmack. Die im Guano vorkommenden Klumpen sind je nach der Schicht, aus der sie stammen, verschieden zusammengesetzt. Die Knollen aus der oberen Schicht sind identisch mit dem sie umgebenden Mehl; die Knollen des mittleren gelben Guanos sind heller gefärbt, oft weiß und enthalten jedenfalls einen kristallinischen Kern, wenn sie nicht durchwegs strahlig kristallinisch sind. Sie bestehen aus oxalsaurer und harnsaurem Ammoniak. Die Concretionen der untersten Schicht bestehen der Hauptmasse nach aus Erd- und Alkali-Salzen, besonders häufig aus schwefelararem Kali. Der dem PeruGuano und jedem Stickstoffguano zukommende, eigenthümliche Geruch ist bedingt durch den Gehalt

an Ammoniumsalzen und sich zersetzen den organischen Substanzen.

Folgende Zusammensetzung gibt ein Bild der im Peruguano enthaltenen Substanzen:

Harnsäures Ammoniak . . . . .	34—12·2%
Doxalsäures Ammoniak . . . . .	10·6—17·7 "
Doxalsaurer Kalk . . . . .	1·3—16·4 "
Phosphorsäures Ammoniak . . . . .	6·0—6·9 "
Phosphorsaure Ammoniak-Magnesia . . . . .	2·6—11·6 "
Schwefelsaures Kali . . . . .	4·0—5·5 "
Schwefelsaures Natron . . . . .	1·1—4·9 "
Chlornatrium . . . . .	0—0·4 "
Chlorammonium . . . . .	2·2—6·3 "
Phosphorsaurer Kalk . . . . .	9·9—20·2 "
Kohlensaures Ammoniak . . . . .	0—0·8 "
Humussaures Ammoniak . . . . .	0—1·1 "
Phosphorsaures Natron . . . . .	0—5·3 "
Kohlenasaurer Kalk . . . . .	0—1·6 "
Wachsartige Substanz . . . . .	0—0·8 "
Sand und Thon . . . . .	1·7—5·9 "
Wasser und organische Substanz	12·9—32·3 "

Unter diesen Bestandtheilen sind die stickstoffhaltigen die wertvollsten. Ihre Menge wird um so geringer sein, je mehr der Guano vom Regen- oder Meerwasser ausgespült wurde. Der Stickstoff findet sich als Harnsäure, Ammoniak und in organischen Stoffen.

Zu sehr gutem Peruguano vertheilt sich der Stickstoff auf die Bestandtheile in etwa folgender Weise:

Auf die Harnsäure . . . . .	9%
Ammoniak . . . . .	6 "
Stickstoff in organischer Form . . . . .	2 "

Gleich anderen schnell in Aufnahme getommenen Handeldsdüngern wird auch der Guano häufig gefälscht.

In den nordischen, besonders englischen Hasenplätzen bildet die Guanoversfälschung sogar einen sehr vortheilhaften Erwerbszweig, bei welchem alles nur irgend taugliche Material, und zwar so geschickt in Anwendung kommt, dass es Farbe und Geruch des Guanos täuschen kann. Eine sehr nachtheilige Fälschung des Guanos ist jene mit Wasser, nicht allein wegen der Gewichtsvermehrung, sondern besonders wegen der durch Feuchtigkeit beschleunigten Zersetzung der Stickstoffverbindungen unter theilweise Ammoniakverflüchtigung. Die Kennzeichen eines guten Peruguano sind folgende: Er stellt ein braungelbes lockeres Pulver dar, welches mit mehr oder weniger großen, meist leicht zerreiblichen Knollen von hellerer Farbe geniegt ist. Mit Kalk gemischt, entwickelt er, besonders beim Erwärmen, einen starken Ammoniakgeruch; letzterer soll sich auch intensiv beim Einsäubern des Guanos zeigen. Guter Guano hinterlässt 30—33% Asche, schlechter 60—80%, absichtlich verschönter noch mehr. Die Asche soll weiß oder grau aussehen, eine gelbe oder rothe Färbung deutet auf Verfälschung mit Lehm, Ziegelmehl, Mergel, Erde. Löst man die Asche in Salpetersäure, so soll nur eine schwache Kohlenäsre-entwicklung stattfinden und nicht mehr als 3% des Guanos ungelöst bleiben. Beim Digerieren mit Wasser löst sich von gutem Guano ungefähr die Hälfte seines Gewichtes auf, bei ge-

ringeren Sorten bleiben 80—90% ungelöst. Die Lösung ist braun gefärbt wie Madeira-Wein, bei geringeren Sorten hellgelb. Der Gehalt an Phosphorsäure, sowie an Stickstoff beträgt bei gutem Peruguano 13—14%.

Die Wirkung des Peruguano beruht vornehmlich auf seinem Gehalt an Stickstoffverbindungen und phosphorsauren Salzen, in physikalischer Beziehung nützt er dem Boden nicht.

Dem Peruguano verwandte, künstliche Guanosorten sind der Sprottenguano, Robbenguano, norwegischer Fischguano, Garnatguano und Federmausguano.

Neben den Stickstoffguanos finden als Düngemittel auch die Phosphatguanos Verwendung. Unter Phosphatguanos begreift man jene Mineralphosphate, welche aus dem Stickstoffguano infolge grösserer oder geringerer Auflösung seiner löslichen organischen und unorganischen Stoffe entstanden sind. Sie bilden wie der Stickstoffguano mächtige Lager, entweder aus steinartigen Massen wie der Maraiben- und Sombrero-guano, oder sie sind pulverartig, untermengt mit grösseren Stücken und dem Stickstoffguano dann sehr ähnlich. Ihre Farbe ist sehr verschieden und selten gleichmäßig, fast emailweiß bis chocoladebraun; sie sind geruchlos oder doch von viel schwächerem Geruch als der Stickstoffguano.

Die wichtigsten im Stillen Ocean, nahe dem Äquator liegenden Phosphatguano-Inseln sind die Baker-, Howland-, Malden-, Jarvis-, Starbuck-, Enderbury- und Phöniz-Inseln. Die besten Phosphatguanos sind die Baker-, Mejillones-(an der Küste von Bolivia) und Razaguano. Von den westindischen Phosphatguano-Inseln sind Curacao in der Nähe von Caracas, deren Guano ca. 70% phosphorsauren Kalk und 7 bis 8% kohlensauren Kalk enthält, und Sombrero, sowie Navassa zu nennen. Die Lager an der afrikanischen Küste sind geringwertig; eingeführt wurden von dort der Saldanhabay- und Algoabay-Guano.

Guano dient außer als Düngemittel auch zur Darstellung von Harzsäure, Guantin, Murexid, Milchglas und als Putzpulver für Glas und Metall.

v. Gu.

*Gulaerostria*, f. Rhynchota. Hschr.  
*Gummi*. Die Gummiarten gehören zur Gruppe der Kohlehydrate, sind geruch- und geschmacklos, nicht kristallinisch, in Alkohol und Äther unlöslich, in Wasser lösen sie sich zu einer schleimigen, klebenden Flüssigkeit oder quellen darin auf, polarisieren nach links, reduzieren nicht die Tronimer'sche Lösung, geben beim Kochen mit verdünnten Säuren Traubenzucker, mit Salpetersäure Schleimsäure und Oxalsäure. Sie sind im Pflanzenschatz sehr weit verbreitet und treten am reichlichsten in der lebenden Rinde baumartiger Gewächse auf; wahrscheinlich entstehen sie aus Cellulose oder Stärke und sind zumeist als Excrete anzusehen. Zu den in Wasser löslichen Gummiarten gehören das Tectorin und Arabin, zu den in Wasser nur anquellenden Cerasin, Bassorin und der Pflanzenschleim.

v. Gn.

*Gummi arabicum* stammt aus tropischen Acaciaarten; es bildet amorphe, durchsichtige,

farblose oder gelbliche Massen von muscheligem Bruch, lässt sich pulvern und löst sich leicht in Wasser zu einer klebrigen Flüssigkeit. In Alkohol und Äther ist es unlöslich. Es besteht aus den Kalk- und Kalzalzen der amorphen Gummifäure (Arabinifäure).

v. Gn.

**Gummi elasticum**, s. Kautschuk.

v. Gn.

**Gummieier** (ova gummosa), alle nackten, mittelt eines gummiaartigen, an der Luft rasch erhärtenden, meist glashellen Secretes befestigten und umhüllten Insectenreuer (Gastropacha pini, neustria u. v. a.).

Höchl.

**Gummigutt** ist ein von mehreren Bäumen aus der Familie der Guttiferae stammendes Gummiharz. Es kommt als Ruchen- und Röhren-gummigutt in den Handel, ist auf frischer Bruchfläche braunroth, gepulvert gelb, zerfällt sich, ohne zu schmelzen, bei 260°, bildet mit Alkalien und alkalischen Erdern gelbe Salze, von denen nur die der Alkalien in Wasser löslich sind, und findet Verwendung als Wässerfarbe, zu Firniissen und als Abführmittel.

v. Gn.

**Gummiharze** (Schleimharze) sind natürlich vorkommende Gemenge von Gummi, Harz und ätherischen Ölen, welche durch Eintrocknen des Milchsaftes verschiedener tropischer Pflanzen gewonnen werden. Mit Wasser zusammengerieben, geben sie eine milchartige Flüssigkeit, in Alkohol sind sietheilweise löslich. Die bekannten Gummiharze sind: Ammoniakgummi, Euphorium, Galbanum, Gummigutt, Myrrhe, Teufelsdreck und Olibanum. Sie dienen meist medicinischen Zwecken.

v. Gn.

**Gummilack** entsteht infolge des Stiches der Gummilacklans (*Coccus laccae*) in mehr oder minder dichten Krusten, auf den jungen Zweigen mehrerer indischer Bäume, z. B. Croton lacciferus, Ficus religiosa, Ficus indica, Ziziphus Jujuba und Butea frondosa. Je nachdem der Gummilack mit den ganzen Zweigen abgebrochen wird oder nur die Harzkrusten gesammelt werden, unterscheidet man Stocklack und Körnerlack, dessen größte Mengen von den Gangesländern Siam und Auam gedeckt werden. Der Stocklack ist ein hartes, dunkelrothes Harz, am Rande durchscheinend, schmeckt bitter und färbt den Speichel violett. Aus dem durch Auskochen mit sodahaltigem Wasser theilweise entfärbten Körnerlack bereitet man durch Schmelzen und Colieren den Schellack, welcher zur Fabrikation von Siegellack, Firniissen, Ketten u. s. w. verwendet wird.

v. Gn.

**Gundermann**, s. Glechoma.

Wm.

**Gänseblümchen**, s. Ajuga.

Wm.

**Gurre**, die (mhd. verächtliche Bezeichnung für eine schlechte Stute), scherhaftige Bezeichnung statt Geltthier, Geltreh, Geltgeis. Behlsen, Real- und Verb.-Lexif. VII., p. 248.

E. v. D.

**Gärtelpuppe** (*Chrysalis cingulata*), eine mit dem Alterssegment festgesponnen und noch außerdem in einem Geißfußgürtel horizontal ruhende Tagfalterpuppe. Höher gehören alle Maskeppuppen (*Chrys. nasuta*). Höchl.

**Gurtwieden**, s. Gestörflößerei.

Dr.

**Gut**, adj., allgemein statt groß, stark, schön, von allem edlen Wilde, doch vorzugsweise nur vom hohen edlen Haarwilde. Ebenso heißen Gewehe und Gehörne gut, wenn sie stark, gut

geperlt, weit ausgelegt sind. Ferner die Nase des Hundes, wenn sie fein und empfindlich ist. Gut abkommen, s. bei Abkommen. Gut ist endlich auch der Jäger, wenn er weitgerecht ist. Wichtigere Belegstellen für die verschiedenen Anwendungen s. b. Döbel, 1746, I., p. 2, 17, 18, 21, 28, 84. — C. v. Heppe, Austr. Lehrprinz, p. 80. — Chr. W. v. Heppe, Wohlsred. Jäger, p. 190. — Onomat. forest. I., p. 1079. — Winkell, Hob. s. Jäger I., p. 148. — Hartig, Lexikon, p. 230. — Behlsen, Real- und Verb.-Lexif. III., p. 518, 519. — Laube, Jagdbrevier, p. 280. — R. R. v. Dombrowski, Edelwild, p. 20; Fuchs, p. 186, 187 u. s. w. E. v. D.

**Gut jagdbar**, s. jagdbar.

E. v. D.

**Güte**, die, s. v. w. Stärke. „Die Güte und Schwere des Gehörnes erfolget auch, so sie (die Hirsche) gut aus dem Winter kommen, guten Stand und Geässt gehabt.“ Döbel, Ed. I., 1746, I., fol. 6. — „Güte heißt eigentlich die Feiste des Roth-, Dam- und Schwarzwildprets; item die Stärke ihres Wildprets.“ C. v. Heppe, Austr. Lehrprinz, p. 114. — „Den Hirsch der Güte nach erkennen, ob er gering oder stark sei.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlsred. Jäger, p. 7. — Großkopff, Weidewerks-Lexikon, p. 145.

E. v. D.

**Güteklasse**, s. Bonitierung.

Dr.

**Gütergemeinschaft** ist jene Art des deutschen ehelichen Güterrechtes (s. Familienrecht), bei welcher das von den beiden Ehegatten beigebrachte Vermögen als ein einheitliches Ganzes betrachtet wird, über welches für die Zwecke der ehelichen Gemeinschaft die Verwaltung und Verfügung, sowie die processualische Vertretung dem Manne zusteht, welcher jedoch zur Veräußerung von Immobilien meist der Zustimmung der Frau bedarf. Dieselbe ist ein Gesamt-eigenthum zu idealen (gewöhnlich gleichen) Antheilen, welches sich von dem römisch-rechtlichen condominium (s. Gemeinschaftliches Waldeigenthum) jedoch dadurch unterscheidet, dass der Mann allein über dasselbe verfügt, und die Aufhebung der Gemeinschaft durch Umwandlung der idealen Anteile in reelle nicht durch die actio communis dividendo verlangt werden kann, sondern nur bei Auflösung der Ehe, oder indem der überlebende Theil die Gütergemeinschaft mit den Kindern fortsetzt, selbst erst mit dem Tode der beiden Gatten erfolgt. Das gemeinschaftliche Vermögen haftet für alle vor und während der Ehe eingegangenen Verbindlichkeiten. Die Frau kann daselbe nur innerhalb ihrer Schlüsselgewalt, d. h. nur für die Befriedigung der Bedürfnisse des Haushaltes verpflichten. Die Gütergemeinschaft tritt in der Regel mit der rechtsgültigen Abschließung der Ehe und nur ausnahmsweise erst ein Jahr nach derselben, oder mit der Geburt eines Kindes ein. Bei der Auflösung einer kinderlosen Ehe durch den Tod eines Gatten tritt entweder Theilung des Vermögens nach Nutzen ein, oder es consolidiert sich daselbe in der Hand des überlebenden Gatten durch das Intestat-errecht desjelben. Sind Kinder vorhanden, so steht der überlebende Parens mit denselben die Gütergemeinschaft (communio honorum proro-

gata) mit den Rechten des Ehegatten fort (Beispiel), sofern nicht durch das etwa bestehende Verfangenschaftsrecht die Immobilien sofort in das Eigentum der Kinder übergehen und dem Parens bloß der Nießbrauch an denselben verbleibt. Abgesehen von dem Tode des Parens und der Kinder, kann in bestimmten Fällen die Aufhebung der Gütergemeinschaft auf Verlangen der Kinder durch Schichtung (Realteilung) erfolgen, welche sich jedoch in der Regel auf das Vermögen des verstorbenen Parens beschränkt und nur ausnahmsweise auch auf jenes des überlebenden Parens hinausgreift (successio anticipata). Zur Vermeidung der Schichtung bei der Wiederverheilichung des überlebenden Parens dient die Einfindshaft (unio prolium), bei welcher durch Ehevertrag die Kinder aus erster Ehe dem Stiepparens gegenüber vermögensrechtlich als leibliche Kinder gelten.

Die Gütergemeinschaft ist entweder eine allgemeine oder eine particuläre, je nachdem sich dieselbe auf das gesamte Vermögen der Gatten oder nur auf einen Theil desselben erstreckt. Die letztere ist in seltenen Fällen eine Mobiliargemeinschaft, häufiger dagegen eine Gemeinschaft des Conqueses oder der Errungenschaft, welche den Gesamtgewinn (in der Regel jedoch mit Auschluß eines solchen durch einen Glücksfall) während der Ehe umfaßt, oder eine solche des Conqueses oder der Collaboration, welche nur das durch gemeinschaftliche Thätigkeit der Gatten Erworbane zum Gegenstande hat. Dem gemeinschaftlichen Vermögen der Ehegatten steht hier das Sonder- oder Proprietät des Mannes und das der Frau gegenüber, und es besteht für die beiden letzteren gewöhnlich die Gütervereinigung (s. d.).

Die Gütergemeinschaft ist die Regel des französischen Code civil und verschiedener deutscher (namentlich süddeutscher) Particularrechte, die Ausnahme nach dem preußischen allgemeinen Landrechte. Dieselbe kann auch überall durch Vertrag eingegangen werden und zeigt deshalb die verschiedensten Formen. At.

**Güterrecht, ehesches, s. Familienrecht.** At.

**Gütervereinigung** oder **Gütereinheit** ist, gleich der Gütergemeinschaft (s. d.), die Vereinigung des Vermögens beider Ehegatten in der Hand des Mannes zur Benützung, Verwaltung und Vertretung derselben vor Gericht und unterscheidet sich von dieser nur dadurch, daß das von dem Manne für den gemeinschaftlichen Haushalt verwaltete Gesamtvermögen bezüglich des Eigenthumes juristisch als getrennt betrachtet wird und demnach bei der Auflösung der Ehe an die Ehegatten zurückfällt. Die Gütervereinigung erhebt daher mehr als eine Geschlechtsvormundschaft (s. d.), während die Gütergemeinschaft den Charakter einer Genossenschaft hat. Bei dem Concours des Mannes kann die Frau in der Regel ihr Einbrachtes zurückverlangen. Für den ihr durch die Schuld des Mannes zugegangenen Vermögensverlust kann die Frau (oder deren Erben) bei Auflösung der Ehe Erjäh verlangen. Durch

Gesetz oder Vertrag kann auch ein Theil des Vermögens der Frau (Sonder-, Propre- oder Einhandsgut, bona recepticia) von der Gütervereinigung ausgeschlossen und der Frau zur eigenen Verwaltung überlassen werden.

Die Gütervereinigung ist das ehesche Güterrecht des Sachsenpiegels, verschiedener älterer Particularrechte, des preußischen allgemeinen Landrechtes und des sächsischen Civilgesetzes (auch des Entwurfs des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches). At.

**Gütervertrag** (Zertümmerung, Berstücklung, Parcellierung) oder **Disposition** (Deutschland) ist die Verfeinerung eines Grundstückes durch Auftheilung oder durch Veräußerung eines Theiles desselben. Dieselbe ist bei einem vollen und freien Eigenthume (s. Autonomie des Waldeigenthümers) nach römischem Recht ganz ungehindernt, während in Deutschland, wo das Grundeigenthum zugleich ein politisches und ein Privatrecht war, schon in den ältesten Zeiten im Interesse der Gemeinde und Familie mehr durch Sitte und Herkommen, als durch Gesetze, Beschränkungen des Verfügungssrechtes bestanden, welche mit der Entwicklung des geheiterten Grundeigenthums (Lehen und Erblehen) und der hiesit verbundenen Hörigkeit der Bauern eine Erweiterung und gelegliche Regelung fanden. Die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Grundentlastung (s. d.) brachten, wie in Frankreich, auch in Deutschland die Theilbarkeit des Grundeigenthums. So wurden in Preußen schon durch die Landesordnungsredaktion vom 9. October 1807 und 14. September 1811 die Theilungsverbote aufgehoben und nur im Interesse der Rechtsicherheit und der Wahrung der Rechte des Staates und der Realgläubiger durch die Gesetze vom 3. Januar 1845 und 24. Mai 1853 Vorrichtungen über die formelle Behandlung der Theilungen gegeben, insbesondere die Anwesenheit des Richters bei den Versteigerungen und die zwangsweise Besitztitelberichtigung angeordnet. Ähnliches geschah auch in den übrigen deutschen Staaten.

Die Beschränkung der Theilbarkeit der Grundstücke ist übrigens nicht bloß vom Standpunkte der Sicherung von Privatrechten aufzufassen, sie hat auch aus volkswirtschaftlichen Gründen eine öffentlich-rechtliche Bedeutung, da die aus fortgelegten Theilungen entstehenden Zwerg- oder Parcellenwirtschaften mit ihrer Überschuldung und Leistungsunfähigkeit dem Allgemeinen ebenso nachtheilig sind, wie Latifundien (Großgrundbesitz) mit Mangel an Capital, Arbeitskräften und Unternehmungsgeist auf Seite des Besitzers. Die Regierungen waren deshalb schon seit dem XVI. Jahrhunderte vielfach auf Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes bedacht und führten daher auch für die freien bürgerlichen Güter die sog. „Geschlossenheit“ ein, nach welcher, mit Ausnahme der liegenden Grundstücke (s. d.), eine Theilung nur mit behördlicher Genehmigung und nur unter Erhaltung einer Minimalgröße des Gutes (z. B.  $10\frac{1}{2}$  Morgen nach einem nassauischen Gesetze von 1700) gestattet wurde. Diese Bestimmungen, welche natürlich auch zur

Verhütung der Erbtheilungen Besonderheiten der Erbfolge bedingen, finden sich noch in verschiedenen Particularrechten und geben bei einer verbotswidrigen Theilung den hierdurch Verletzten gegen jeden dritten Besitzer das Recht der *Vindication* (j. d.), hier *Reunionsklage* genannt.

Auch die durch die Grundentlastung geschaffene Theilbarkeit der Güter wurde zu beschränken gesucht. Der Adel fand bei Aufhebung der Lehens Schutz gegen Erbtheilungen in der Errichtung von Familienfideicommissen (j. *Fideicommisswaltungen*), welche in Württemberg schon seit Jahrhunderten auch den Bauern gestattet ist. Ein ähnliches Rechtsinstitut sollte in Bayern für die ländliche Bevölkerung durch das Gesetz vom 22. Februar 1855 über die landwirtschaftlichen Erbgüter und in Hessen nach einem Gesetz von 1858 geschaffen werden. Gleiches Zweck verfolgt das Gesetz vom 2. Juni 1871 mit Ergänzungen von 1880 und 1884 für die preußische Provinz Hannover, welches den Hof- und Rittergutsbesitzern gestattet, durch Eintrag in die sog. Höserolle einen Anerben (Nachfolger in das Gut) zu bestimmen, welchem das Gut nur mit dem 20fachen Betrage des in der Regel niedrig geschätzten Reinertrages in Anrechnung kommt und ein Drittel des Hofwertes nach Abzug der Schulden als Prämium gewährt wird. Ähnliche Bestimmungen wurden für Westfalen (Landguterordnung vom 30. April 1882), sowie für Lauenburg und Brandenburg erlassen. Solche Beschränkungen der Erbfolge bestehen übrigens in verschiedenen Gegenden Deutschlands (z. B. in den norddeutschen Märchen, Sachsen-Altenburg und den älteren Landesteilen von Bayern) durch Sitte und Herkommen, und die angeführten Gesetze können überhaupt nur dann einen Erfolg haben, wenn sie den Rechtsanschauungen der Bevölkerung entsprechen. Theilungsbeschränkungen, unter Feststellung des Maximalbetrages der Verkleinerung oder auch der Minimalgröße eines Hofs oder einer Parcele, wurden, abgesehen von den Theilungsverboten der Gesetze über die Errichtung von Erbgütern, vielfach angeordnet. So wurde z. B. in Bayern durch das Gesetz vom 11. Juli 1834 für den Gutsrest ein Minimum von einem Gulden Steuersimplum verlangt. In Sachsen dürfen einzelne Grundstücke für Meliorationen öffentliche Zwecke u. s. w. nur bis zu  $\frac{1}{4}$  der Gütsfläche abgetreten, das Gut selbst aber darf dauernd nur um  $\frac{1}{3}$ , nach den Steuereinheiten berechnet, vermindert werden. In Baden, wo durch einen Zusatz zum Art. 827 des Landrechtes die Verhältnisse der geschlossenen Höfe geregelt sind, können dieselben nur mit Zustimmung des Bezirksrathes geheilt werden. Das württembergische Gesetz vom 23. Juni 1853 knüpft bei Grundstücken über 10 Morgen in der Regel den Wiederverkauf von mehr als  $\frac{1}{4}$  vor Ablauf von drei Jahren an die Genehmigung des Staates. Ähnliche Beschränkungen bestehen in Hessen (1834), Sachsen-Weimar (1862) u. s. w. Die Theilung eines gemeinschaftlichen Waldes (j. d.) unterliegt öfter forstpolizeilichen Beschränkungen.

Die gewerbsmäßige Güterzertrümmerung

(sog. Hofmeißgerei oder Güterschlächterei) wird in Bayern nach dem Gesetze vom 28. Mai 1852 mit Gefängnis bis zu drei Monaten oder mit Geld von 100 bis 1000 Gulden (im Wiederholungsfalle Verdopplung) bestraft.

Aus den Parcellenwirtschaften werden bei vollständiger Verarmung der Grundbesitzer wieder Latifundien durch Zusammenlauf der Parcellen von Seite der Capitalisten. Am vortheilhaftesten dürste es im allgemeinen sein, wenn in einem Lande neben großen und kleinen Gütern solche von mittlerer Größe in überwiegender Zahl vorhanden sind. Bezüglich der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Mobilisierung des Grundeigenthumes vgl. man übrigens K. H. Rau, „Grundzüge der Volkswirtschaftspolitik“, und W. Roscher, „Nationalökonomie des Ackerbaus“. At.

**Guthaben** (im Rechnungswesen) ist eine Forderung des Rechnungslegers, die ihm aus Anlaß eines Irrthumes in der Cassagebarung oder einer Rechnungsunrichtigkeit zukommt. Ein Guthaben kann aber aus einem Rechnungsirrthum nur dann abgeleitet werden, wenn der Wirtschaftsführer (Rechnungsleger) infolge desselben einen Betrag tatsächlich in die Wirtschaft einzuzahlt (bezw. an die Cassa abgeführt) hat, welchen einzuzahlen oder abzuführen er nicht schuldig war; z. B. wenn er einen in der Cassa abgängigen Betrag aus Eigenem ersezt hat und jener Abgang nachträglich als auf einem Rechnungsfehler beruhend sich erweist. v. Eg.

**Gutierrez de la Vega**, Don José, der bedeutendste spanische Jagdchriftsteller der Gegenwart, geb. zu Sevilla am 24. August 1824, studierte Philosophie und Medizin, war frühzeitig literarisch thätig und übernahm im Alter von 22 Jahren die Chefredaction des „L'Indépendant“, eines großen in Sevilla erscheinenden politischen Blattes. Bald darauf gründete er selbst ein neues Journal, „La Giralda“, in Madrid. Im Jahre 1849 machte er als Berichterstatter die Expedition des Spanischen Corps in Rom mit, die er in seinem Buche „Voyages en Italie avec l'armée espagnole“ ausführlich schildert. Im Jahre 1854 gründete er das hervorragende Blatt „Le Lion Espagnol“. Bei der im nächsten Jahre ausgebrochenen Revolution wurde er verhaftet und 3 Monate lang gefangen gehalten, nach dem Regierungsantritte Isabella II. jedoch rehabilitiert, zum Deputierten gewählt, 1864 zum Gouverneur der Provinz Granada, bald darauf zum Gouverneur von Habana ernannt, welch letztere Stellung er bis zum Ausbruche der Revolution im Jahre 1868 innehatte. Er verließ Cuba im Jahre 1869, machte eine große Reise durch die Vereinigten Staaten, ließ sich in Paris nieder, kehrte bald nach Habana zurück, wurde jedoch von hier seiner politischen Gesinnungen wegen verbannt und verbrachte die Jahre 1870 und 1871 in Paris. Nach der Thronbesteigung Amadeus II. wandte er sich wieder nach Madrid, übernahm dann nochmals das Gouvernement von Cuba, gab diese Stellung jedoch

schon im Juli 1875 auf und lebt seither, wesentlich seinen Studien obsiegend, in Madrid.

Außer seinen zahlreichen sonstigen Schriften hat er sich in jagdlicher Hinsicht besonders durch seine „Biblioteca venatoria“ (1877 ff.), eine Sammlung der altpaßischen Jagdliteratur und die Herausgabe der „Illustration Venatoria“, einer großen illustrierten Jagdzeitung (1878 bis 1883), verdient gemacht.

Bgl. Vapereau, Dictionnaire des contemporains, 1880, p. 888. — Chasse illustrée, 1874, No. 45. — Larousse, Grand Dictionnaire universel VIII, p. 1648, und XVI, p. 933.

E. v. D.

**Guttapercha** ist in vielen Eigenschaften dem Kautschuk ähnlich. Es ist der eingedickte Saft des in den malaiischen Wäldern und auf den Inseln des östlichen Archipelagus wachsenden Baumes *Isonandra gutta*. Die reine Guttapercha hat eine grauweiße Farbe und ist ein schlechter Leiter der Wärme und Elektricität. Der Luſt ausgezest, wird sie brüchig, zerreiblich und harzig, bei geringer Wärme wird sie weich und plastisch: sie schmilzt bei  $120^{\circ}$ , in Chloroform und Schwefelkohlenstoff ist sie leicht löslich, in absolutem Alkohol und Äther nur theilweise. Sie besteht aus 75—82% Gutta, 14—16% Abau, 4—6% Fluavit und enthält Salze, Fett, flüchtiges Öl und Harbstoff. Das Vulcanisieren der Guttapercha findet in ähnlicher Weise statt, wie das des Kautschuks. Benutzt wird sie zur Darstellung von Röhren, Treibriemen, chirurgischen Instrumenten, als Zahnpfanne, zur Isolierung von Telegraphendrähten u. s. w.

v. G.

**Guttenberg, Adolf Ritter v.**, geboren am 18. October 1839 zu Tamsweg (Salzburg) als der Sohn des damaligen Obersöffers, späteren Forstrathes und Ministerialsecretärs Anton v. Guttenberg. Bis zur Beendigung der Gymnasialzeit lebte Guttenberg im elterlichen Hause, zuerst im Salzburgischen und Salzkammergute, später in Graz und Wien.

Im Jahre 1859 trat er in die damals noch von Studierenden aus den deutschösterreichischen Kronländern stark besuchte Höher- und Forstakademie zu Schemnitz in Ungarn ein, wo die grundlegenden Wissenschaften, namentlich die mathematischen Fächer, welche dort für beide Richtungen gemeinsam vorgefragten wurden, damals mit ausgezeichneten Kräften besetzt waren. Während seines dreijährigen Aufenthaltes in Schemnitz machte Guttenberg mit Benützung der Ferienmonate auch einen praktischen Lehreurs auf einer Staats herrschaft Ungarns unter tüchtiger Leitung der dortigen Forstbeamten durch. Nachdem die Forstakademie mit ausgezeichnetem Erfolge absolviert worden war, stand Guttenberg seine erste Anstellung im praktischen Dienst zunächst in der bescheidenen Stellung eines Forstgehilfen im Salzkammergut im Herbst 1862, vertauschte dieselbe als dann später mit jener eines Forstpraktikanten beim Forstamt Güsswerk in Steiermark.

Mit Beginn des Jahres 1867 wurde v. Guttenberg als Assistent für die mathematischen Fächer an die Forstakademie Mariabrunn

berufen, eine Stellung, welche ihm durch den Verkehr mit den Professoren Brehmann und Großbauer reiche Gelegenheit bot, seine Kenntnisse zu erweitern. Zufolge organisatorischer Änderungen in der Forstakademie trat er im Jahre 1868 wieder in den praktischen Dienst zurück, u. zw. zunächst als Unterförster, dann als Förster des Verwaltungsbereiches Lotva im österreichischen Küstenlande.

Hier sowohl, als auch später, während seiner siebenjährigen Thätigkeit in Tirol (zuerst als Forstconseptist der Statthalterei, dann vom Jahre 1873 als Oberförstingenteur) war Guttenberg mit Forsteinrichtungsarbeiten beschäftigt, welche unter seiner Leitung in einem großen Theile der Tiroler Staatsforste durchgeführt wurden. Im Jahre 1877 folgte er, obwohl ungern aus einem Wirkungskreise scheidend, dem er sich mit voller Hingabe gewidmet hatte, einem ehrenvollen Rufe zur Übernahme der Lehrkanzel für forstliche Betriebslehre an der Hochschule für Bodenbau in Wien, welche er zur Zeit noch inne hat.

Literarisch war v. Guttenberg hauptsächlich durch zahlreiche Beiträge in forstlichen Zeitschriften thätig. Seit dem Jahre 1883 hat er die Redaction der „Österreichischen Vierteljahrsschrift für Forstwesen“ übernommen und in dieser eine Reihe von Arbeiten, zumeist aus dem Gebiete der forstlichen Zuwallfunde und des forstlichen Versuchswesens veröffentlicht. Für das vorliegende Unternehmen hat er die Artikel über Forstdiensteinrichtung, für das Lorey'sche „Handbuch der Forstwissenschaft“ den Abschnitt „Holzmesskunde“ bearbeitet.

**Gwinner von, Wilhelm Heinrich, Dr. phil.**, geb. 13. October 1801 in Ötisheim (bei Mainzbronn), gest. 19. Januar 1866 in Bístriz (Böhmen), besuchte die Dorfschule seines Geburtsortes und erhielt nebenbei noch einigen Privatunterricht, im 14. Lebensjahr trat er als Concipient bei einem Notar ein. Hier bildete er sich in seinen Ruhezimmern weiter fort, so dass er die akademische Vorprüfung, welche ihn zum Besuch der Universität befähigte, bestehen konnte. 1819 und 1820 studierte er in Tübingen Forstwissenschaft und wurde sodann Praktikant und Assistent bei den Forstämtern Tübingen und Bebenhausen. Später entschied er sich für die Docentenkarriere, wurde schon 1826 Lehrer der Forstwissenschaft an der land- und forstwirtschaftlichen Akademie zu Hohenheim, anfangs provisorisch, seit 1829 definitiv Professor und erwarb sich 1832 den Doctorgrad an der Universität Freiburg. Als 1839 das Lehreramt Hohenheim neu gebildet wurde, erhielt Gwinner als Oberförster dessen Verwaltung übertragen. 1841 gab er die Docentenlaufbahn wieder auf, um als Kreisforstrath in Ellwangen in den Staatsdienst einzutreten; 1849 befand er das Referat über die Organisation des Kreisforstdienstes und wurde 1850 als Forstrath in die Oberfinanzkammer nach Stuttgart berufen. Unangenehme Verhältnisse und bittre Enttäuschungen veranlassten ihn 1858, die Administration der ausgedehnten fürstlich Sigmaringen'schen Herrschaften in Böhmen mit dem Wohnsitz in Bístriz als geheimer

Finanzrath, Domänen-direktor und Generalbevollmächtigter zu übernehmen, eine Stellung, welche er bis zu seinem Tode bekleidet hat.

Gwinner war gleich ausgezeichnet als Lehrer wie als praktischer Forstmann und leistete sowohl für die Hebung der Akademie Hohenheim, als für den Aufschwung des württembergischen Forstwesens Bedeutendes. Obwohl Autodidakt, pflegte er die Naturwissenschaften und war auch auf diesem Gebiete schriftstellerisch thätig, seine bedeutendsten Leistungen liegen jedoch auf jenem des Waldbaus. Die Schwierigkeiten, welche sich bei seinem Wirken in den verschiedenen dienstlichen Stellungen ergaben, verstand er mit klarem Blick und umfassendem Wissen erfolgreich zu bekämpfen.

Gwinners selbständige Schriften sind: Die königlich Württembergischen Forstdienstprüfungen von 1818—1830, 1830; die Pflanzenysteme in forstwissenschaftlicher Beziehung, 1832; die königlich Württembergischen Forstdienstprüfungen von 1831 und 1832; der Schwarzwald in forstwirtschaftlicher Beziehung, 1833; der Waldbau in kurzen Umrissen für Forstleute, Waldbesitzer und Ortsvorsteher, 1. Aufl. 1834, 4. Aufl., von Dengler begleit., 1838; die Beschreibung, Taxation und Wirtschaftseinrichtung der Stadtwaldungen von Stuttgart nach einfacher Form, unter Vergleichung des badischen und württembergischen Abzählungsverfahrens, 1840/41; praktische Anleitung für Ortsvorsteher und Gutsbesitzer zur Holzzucht außerhalb des Waldes, 1848; spezielle Beschreibung und Einschätzung

des Reviers Hohen-

heim, als Beispiel

der württembergischen

Taxationsinstruction.

Außerdem hat Gwinner auch mehrere Tonale von vorzugsweise praktischer Tendenz herausgegeben: 1. Forstliche Mittheilungen (3 Bde. à 4 Hefte v. 1836—1847). Dieselben enthalten Biographien vieler bedeutender Forstmänner, sehr vollständige akademische Nachrichten über Hohenheim und zahlreiche forstliche Reiseberichte.

2. Monatsschrift für das württembergische Forstwesen (7 Jahrg. 1850—1856); diese trug theilweise beinahen Charakter eines amtlichen Organes

für den Verkehr der Oberfinanzkammer, Abth. für Forste, mit den Forstbehörden. Als sie anhörte, erschien als Fortsetzung ihres wissenschaftlichen Theiles: 3. die Monatsschrift für das Forst- und Jagdwesen mit besonderer Berücksichtigung von Süddentßland; Gwinner gab jedoch nur den 1. Bd. (1857) heraus, dann ging die Redaction an Dengler über. Schw.

Gyllenhal Leonhard, ein Schüler Linnés und einer unserer hervorragendsten Entomologen, wurde am 3. December 1752 zu Algustorp in Westgotland geboren und starb den 13. Mai 1810 auf seinem Gute zu Hoeberg bei Skara. Nachdem er sich schon an der Bearbeitung der Wahlst'schen „Fauna suecica“ (Coleopt.) 1798 bis 1800 beteiligt hatte, erschien 1808—1827 seine 4 Bände umfassende „Insecta Suecica“. Class. I. Coleoptera, ein Werk, welches bis hente noch seinen Werth zu behaupten vermoht hat. Auch war Gyllenhal Mitarbeiter der Schönerr'schen „Curelionidum dispositio“, welche 1826 erschienen ist. Seine reichhaltige entomologische Sammlung vermachte Gyllenhal der Universität Uppsala.

Hchl.

**Gymnadenia conopea** R. Br. (*Orchis conopsea* L.), fliegenblütige Nactdrüse (Familie Orchideae). Ausdauernde Pflanze mit handförmig getheilten Knollen, einfachem, in eine oft lange, dichtblütige, walzige Ähre endigendem bis 60 cm langem Stengelne und lanzettlichen oder lineal-lanzettlichen grünen Blättern. Blüten rosen- bis purpurroth, schwach nach Vanille duftend, mit langen dünnen Sporn, welcher ebenso lang oder länger als der Fruchtknoten ist. Häufig auf moorigen Waldwiesen, in lichten Laubwäldern und Gebüschen auf feuchtem, lockerem, humosem Boden. Blüht im Juni und Juli.

Wm.

**Gymnocladus canadensis** Lam., Schusterbaum. Schönbelaubter, sommergrüner Baum aus der Familie der Caesalpiniaceae (s. Gle-



Fig. 401. Canadischer Schusterbaum, *Gymnocladus canadensis*, L.

ditschia) mit sehr großen, doppeltgefiederten Blättern und eisförmigen spitzigen Blättchen. Blüten zweihäufig-poligamisch, in endständigen Ähren, mit langröhrigem 5spaltigem Kelch und 5blättriger gelblicher Blumenkrone, 10 freie Staubgefäße oder einen Stempel enthaltend. Frucht eine große, dicke, gekrümmte, nicht aufspringende, dunkelbraune Hülse mit steinharten Samen. Der

*Gymnosporangium*. — Gyrfalke.

im wärmeren Nordamerika heimische Schusterbaum wird auch bei uns bis 15 m hoch, hält aber in Mitteldeutschland nur in warmen Gegenden an gesuchten Plätzen im Freien aus, weshalb er dort als Ziergehölz wenig verbreitet ist, wohl aber in Süddeutschland und Österreich. Er bildet wenige trümmre, dicke, knorrige Äste, weshalb er im entblätterten Zustande unheimlich aussieht. Sein Stamm ist mit einer rothbraunen, rauhen, längslappigen Borke bekleidet, sein hartes, grobporiges Holz im Kern fast blutrot, im Splint gelb. Blüht im Mai und Juni. Bm.

*Gymnosporangium* ist eine Gattung der Nostopilze, Aecidiomyces, deren bekannte Arten sämtlich in verschiedenen Arten der Gattung *Juniperus* parasitieren und in dem Gewebe der Zweige oder des Hauptstamms durch locale Zuwachssteigerung sehr eigenthümliche Wucherungen veranlassen, die spindelförmig oder feuerförmig, zuweilen auch von ganz regelloser Form sind.

Das Mycelium vegetiert im Cambialgewebe, sowie in der Innenrinde und entwickelt alljährlich im Frühjahr üppige Fruchträger unter der Rinde, welche in mannigfach verschiedener Gestalt, d. h. pfriemen-, jungen-, bandsförmig, zuweilen auch ähnlich einer Tremella hervorbrechen und entweder hell goldgelb oder mehr braungelb erscheinen.

Diese höchst auffallenden, bei Regenwetter zu Gallerten sich auflösenden Pilzgebilde bestehen aus langen Pilzhypfen, den Trägern von Doppelsporen, den sog. Teleutosporen des Pilzes. An diesen entwickeln sich, noch ehe sie sich von den Stielen löstrennen, Vorkeime (Promycelien), die mehrzellig sind und an jeder Zelle einen freien Fortsatz (Sterigmen) zeigen, der an der Spitze eine sehr kleine Zelle (Spovidie) trägt. Wenn diese kleinen Spovidien auf die Blätter gewisser Pomaceen gelangen, so keimen sie dort und infizieren die Blätter (auch wohl Blüten und Früchte), veranlassen die Entstehung goldgelber Pilzstacheln, auf denen nun die Aecidenform der Pilzart sich ausbildet. Zu der Regel entsteht auf einer Ansammlung des Blattes, einer Art Polster, eine Mehrzahl von Aeciden, deren Peridie sich gegen die Spitze zu von selbst öffnet, durch gitterförmiges Auseinanderreten der einzelnen Zellreihen, aus denen sie bestehen. Diese Aecidenformen waren, bevor man ihren Zusammenhang mit der Gattung *Gymnosporangium* erkannt hatte, zu der Gattung Roestelia vereint.

Die bisher bekannten Arten sind:

*Gymnosporangium conicum*. Die Teleutosporenlachtlager kommen auf *Juniperus communis* zur Entwicklung, sind halbkugelig oder kegelförmig und quellen später zu sehr großen goldgelben Massen auf. Die Aecidenform entwickelt sich auf den Blättern von *Sorbus Aucuparia*, *terminalis*, *Aronia*, u. zw. tritt auf orangegelben oder rothen, ange schwollenen Flecken eine Mehrzahl der Aeciden vereinigt auf. Die Peridie hat die Gestalt einer sehr langhalsigen Flasche, ist gelblich oder gelbbraun und hat eine hornartige Krümmung. Sie ist

8 mm lang, am Scheitel offen, gezähnelt, seitlich nicht oder erst spät wenig und regellos zer schnitten.

*Gymnosporangium elatioriforme* hat ihre Teleutosporenlachtlager ebenfalls auf *Juniperus communis*, doch sind dieselben zungen- oder bandförmig, oft gabelig getheilt, gekrümt und gebogen, mehr zworpelig, gelb, bis 12 mm lang. Die Aeciden entwickeln sich auf *Crataegus*-Arten gruppenweise auf orangegelben Flecken, oft auch weite Strecken (besonders der Früchte) überziehend, meist von Verkrümmungen und sonstigen Verunstaltungen begleitet. Peridien in der Jugend flaschenförmig, später cylindrisch, becherförmig, schmälig weißlich, bis zu verschiedener Tiefe längsgespalten in zahlreiche aufrechte oder etwas auswärts geneigte Lappen.

*Gymnosporangium Sabinae* (syn. *fuscum*) hat die Teleutosporenlagen auf *Juniperus Sabina*, *virginiana*, *phoenicea*, *Oxycedrus* und *Pinus halepensis*, frisch stumpf kegelförmig oder cylindrisch, oft seitlich etwas zusammengedrückt und nach oben schwach verbreitert, mitunter kammartig getheilt, rothbraun, 8—10 mm lang. Aeciden auf *Pirus communis*, *Michauxii*, *tomentosa*. Auf orangegelben Flecken zu mehreren beisammenstehend, von der Form sehr kurzhalsiger Flaschen, ca. 2—2½ mm hoch. Peridien gelblichweiß, am Scheitel geschlossen, seitlich von zahlreichen Längsspalten durchsetzt, die bis zur Blattfläche sich erstrecken. Die so entstehenden Längsspalten sind durch kurze Querstäbchen verbunden, wodurch die ganze Peridie gitterförmig erscheint.

*Gymnosporangium tremelloides* hat die Teleutosporenlachtlager auf *Juniperus communis*. Sie bilden halbfugelige, dem *Nostoc communis* ähnliche, aufquellende, gallertartige Massen von dunkel orangegelber bis gelbbrauner Farbe. Sie fallen bei Erschütterung der Zweige leicht ab.

Die Sporen unterscheiden sich von *Gymnosporangium conicum* dadurch, dass sie etwa 40—45 µ lang und 20—25 µ breit sind. Die beiden kurzen, stumpf kegelförmigen Zellen, deren Höhe etwa dem größten Durchmesser gleich ist, sind entweder mit ihrer Basis ganz untereinander verwachsen, oder sie sind durch Einchnürung mehr oder weniger voneinander getrennt, zerfallen sogar oft vollständig. Die Wandungen sind rauhgrau gefärbt. Die Aeciden erscheinen auf *Sorbus Aria* und *Chamaemespila* sehr häufig in den Alpengebieten und stehen oft kreisförmig angeordnet auf starken Polstern. Die Peridien sind becherförmig, bis zur Basis in Fäden von 1 mm Länge gespalten. Die Aecidenöffnung deutlich und frei, durch die dunklen Sporen schwarz gefärbt. Hg.

**Gyrfalke.** Falco gyrfalco Schlegel. Beschreibung. Allgemeine Kennzeichen: cf. Falke, isländischen z. Länge des Weibchens 53 cm, des Männchens 48 cm, die übrigen Maße entsprechen denen des isländischen, sind aber verhältnismäßig geringer. — Auge nussbraun; Wachshaut, Augentreib und Füße gelblich, bei jungen Vogeln grünlich. — Im Jugendkleide dem isländischen täuschend ähnlich, doch durch intensiv dunkle Scheitel unterschieden. Übergangskleid unbekannt, fehlt wahrscheinlich überhaupt. Der

alte Vogel ist auf Scheitel, Wangen, Nacken und Halsseiten dunkel schiefgraublau mit helleren Säumen. Am Halse ein unregelmäßiger, heller Ring. Handschwingen schwarzbraun mit hellerer Fleckung; Armschwingen dunkelgraubraunlich mit graubraunen Querbändern, braunlich punktiert. Auf den großen Flügeldecken rhombische Flecke. Schwanz mit 14—15 breiten hellen Binden, zwischen welchen schmale, dunkle theils absezende, theils durchgehende. Unterseite vorherrschend weiß, auf Kehle und Brust nach unten hin sich vergrößernde herzförmige Flecke, auf den Hosen zu Bändern sich reihend. Diese herzförmigen Flecke unterscheiden ihn von der Längszeichnung, resp. Querzeichnung des Isländers, sive Grönlanders.

Trotz aller Combinationen ist die Herleitung des gänzlich entstellenden, inhaltslosen Namens Gyrfalke nicht gegliedert; deutsch nannte man ihn

früher Gersalfe, woraus Geiersalfe corrumptiert wurde, auch Hierofalco wurde er genannt.

Breitreibung. Aufenthalt. Heimat das nördliche Staudinabien, namentlich Ost-Finnmark am Varanger Fjord; die Hochgebirge südlich bis Christiansand, an der Küste seltener als in den Birkenwäldern.

Lebensweise. Horste. Der Horst steht nicht selten aus hohen Steinen; im übrigen ist er dem isländischen Falten durchaus gleich.

v. R.

*Gyroporella* und *Diplopora* sind fossile Schlauchalgen, welche wahrscheinlich einer und derselben Gattung zuzählen sind (jene scheint die seitlichen, diese die sterilen Zweige der Pflanze darzustellen). Sie erfüllen öftmals mit ihren Überresten gewisse Sedimente (sog. Gyroporellensalze) der alpinen Trias, den Schlerndolomit, den Eßnokalk, den Wettersteinkalk u. s. w. v. D.

## H.

Haar, das. „Haare nennt man die Haare des (zu den Säugetieren gehörigen) Wildes, außer bei Sauen, wo man sie Borsten, und bei Hirschen, wo man sie Wolle nennt.“ Hartig, Legit., p. 231. — Sanders, Wb. I., p. 646.

E. v. D.

Haare (hiezu eine Tafel) sind wie Nägel, Hörner und Federn aus verhornten Zellen der Epidermis zusammengesetzte Gebilde. Sie formen an der Oberfläche des Körpers in ihrer Gesamtheit das Haarkleid der Säugetiere und sind für diese Thierclasse charakteristisch.

Um typischen Haar unterscheiden wir die in die Haut eingebettete Wurzel und den daraus hervorragenden Schaft nebst Spize.

Der Schaft wird zum größten Theil von spindelförmigen und spindelrunden Plättchen zusammengesetzt (verhornte Zellen der Epidermis oder Oberhaut), welche, zu Fasern innig verbunden, dem Haarschaft unter dem Mikroskop ein sein gestreiftes Aussehen verleihen. Diese Zellen bilden die Rindenschicht, welche am menschlichen Haare die Hauptmasse des festen Schaftes ausmacht. In ihr ist der Farbstoff, häufig als Pigment, vertheilt. In der Achse des Haares sind die Zellen weniger verändert und bilden das das ganze Haar durchziehende Mark; außer zahlreichen Pigmentflockchen enthält es viele kleine Lufträume; diese verleihen dem pigmentlosen weißen Haare den schönen Silberglanz. Eine dritte Art von verhornten Zellen zeigt das Oberhäutchen zusammen, eine Schicht kleiner Plättchen, die, schuppenartig angeordnet, mit ihren freien Enden nach der

Spize des Haares schauen und die Rindenschicht umgeben. Unter dem Mikroskop geben sie dem von der Fläche betrachteten Haar häufig ein negelförmiges Aussehen. Das Vorhandensein dieser Oberhautschüppchen gibt uns ein Mittel, ohne Mikroskop an einem an beiden Enden abgeschnittenen Haare das Spizende zu erkennen. Man reibe das Haar jache zwischen Daumen und Zeigefinger in der Richtung seiner Längsachse, es wird sich dann mit seinem Wurzelende vorwärtsarbeiten.

An der Basis geht der Schaft nebst dem Mark in die unverhornten Zellen der Wurzel oder Haarzwiebel über.

An der Wurzel unterscheiden wir: 1. die Haarpapille (Papilla pilis); dieselbe ist eine knopfartige Veränderung der Leberhaut, welche seine Blutgefäße führt und in die Haarwurzel hineinragt. Sie bringt durch das Blut der Haarwurzel die zur Vermehrung und zum Weiterwachsthum der Wurzelzellen nöthige Nahrung. 2. Die Wurzelscheide; diese umschließt die Haarwurzel und den Haarschaft, sowie derselbe in der Haut steht; sie besteht wiederum aus einer inneren und einer äußeren Scheide. Die innere entspricht dem verhornten Theile der Epidermis, während die äußere dem Stratum Malpighii oder Schleimischicht, d. h. den weichen, wachsenden und Pigment enthaltenden Zellen der Oberhaut entspricht.

An der inneren Scheide hat man noch eine innernste, durchsichtige und sehr feine Lage unterschieden, die, von Huxley entdeckt, jetzt seinen Namen trägt; sie liegt natürlich der Schuppenlage des Haares unmittelbar an.

### Erklärung der Tafel zum Artikel „Haare“.

- Fig. 1, 2, 3. Stadien der Haarentwicklung. E Hornschicht der Epidermis, M Schleimschicht der Epidermis oder Stratum Malpighi. Cutis, Lederhaut. P Papille der Lederhaut.
- Fig. 4. Schematischer Längsschnitt eines Haars und seiner Umgebung, nach K. Wiedersheim, oder: Theil eines Schnittes durch die Haut mit einem Barthaar. 70 mal vergr. nach Biessiadec. Aus Gegenbaur. Anatomie des Menschen. 1. Aufl. Leipzig, Engelmann, 1853, Fig. 526. Derselbe Holzschnitt ist in Stricker's Handbuch der Geweblehre. Aus Wiederheim, Lehrb. d. vergleich. Anatomie, 2. Aufl., Jena, G. Fischer, 1856, S. 34, Fig. 23.
- Fig. 5. Haarbalg eines Fühlhaares aus der Unterlippe des Pferdes. Bergt. Aus Leisering und Müller, Handb. d. vergleich. Anatomie der Haussäugethiere. 6. Aufl., Hirzelwald, Berlin 1855, Fig. 241 II.
- Fig. 6. Bergt. Haar von Cervorhinus townsendi: typisch für die Fam. Vespertilioninae der Fledermäuse, nach Dolson.
- Fig. 7. Bergt. Haar von Monomops megalophylla: typisch für die Fam. Emballonurinae der Fledermäuse, nach Dolson.
- Fig. 8. Bergt. Haar mit Spitze der Zwergfledermäuse.
- Fig. 9. Theil eines Haares vom Arm des Menschen
- Fig. 10. Theil eines Haares; Wolle vom Schaf
- Fig. 11. Theil eines Haares; Haar vom Kaninchen
- Fig. 12. Theil eines Haares; Haar vom Fuchs
- } 150 mal vergr. Aus Pagenstecher, Allgemeine Zoologie, 4. Theil, Berlin 1881, Fig. 819, S. 889.

Die Wurzelscheide selbst steckt in einer Tasche der Lederhaut: Haarbalg. An diesem inserieren sich seine glatte Hantmuskelchen, die Arrectores pili, welche zum Sträuben und Niederlegen der Haare dienen. Solche Muskelchen finden sich bei Menschen ziemlich über den ganzen Körper verbreitet und rufen bei ihrer Gesamtanwendung die sog. „Gänsehaut“ hervor.

Nicht weit von der Mündung der Haareinfung, nahe der Oberfläche der Haut, mündet gewöhnlich eine Talgdrüse, deren Secret theilweise zur Einbettung der Haare, als Schutz gegen Witterungseinflüsse dient. Auch Schweißdrüsen öffnen sich häufig in derselben Gegend.

Die Entwicklung des Haares (vgl. T. Fig. 1–4) beginnt beim menschlichen Embryo gegen Ende des dritten Monats als eine kleine Schwellung der vorläufig nur erst aus wenigen Zellschichten bestehenden Malpighischen Schicht. An der Oberfläche verschwindet das Höckerchen sehr bald wieder, aber dehnt sich dafür gegen die tiefer liegende Lederhaut aus, indem wuchernde Malpighischen Zellen einen einwärts gerichteten Strang bilden. So entsteht die Anlage des Haarbalges oder Haarfollikels. Am Grunde desselben wächst dann von der Lederhaut her eine Papille mit Blutgefäßen in den Haarfollikel ein und wird dann von den basalen Zellen des letzteren halbhart umschürt. Die dem Papillenkopfe unmittelbar anstoßenden Schleimhaut- oder Malpighischen Zellen sondern sich dann zu einer inneren und einer äußeren Masse.

Die inneren formen dann die Haarwurzel, und indem sie durch Wachsthum und Vermehrung ein kegelförmiges Gebilde erzeugen, welches mit seiner Spitze nach oben in den mit indifferenten Zellen gefüllten Follikel dringt, wird die Grundlage zum Haare gelegt. Die äußeren, nicht dazu verwendeten Zellen werden dann zur Wurzelscheide. Die an der Oberfläche der Haarwurzel gelegenen Zellen werden spindelförmig, länger, und indem sie verhornten, verbinden sie sich zu Tasergebilden und stellen so den Haarschaft dar. Indem vom Wurzelsende, dem Haarzwiebel, immer neue Zellen gebildet werden, wächst das Haar und bohrt sich an die Oberfläche durch. Hört das Wachsthum auf, d. h. ist die bildende Zellengruppe erschöpft, oder führt ihnen die Papille keine Nahrung (Blut) mehr zu, so schrumpft die Papille ein,

und das Haar stirbt ab, fällt schließlich aus. Ein Theil der Papille scheint aber lebensfähig zu bleiben, ebenso wie einige der umgebenden Wurzelzellen, und bildet ein neues Haar, Ersthaar. Wenn sich dieser Vorgang periodisch erneuert, so haben wir den Haarwechsel; das neue Haar stößt dann das alte aus. Wird die Malpighische Zellschicht krank, z. B. durch Satteldruck, so bildet sich häufig kein Pigment mehr und die neuen wachsenden Haare bleiben weiß; wird die Zellschicht und besonders die Papille ganz zerstört, z. B. durch Verbrennen oder tiefe Wunden, so bleibt die Stelle kahl.

Die Vertheilung von Rinde und Mark am Haarschaft ist großen Verschiedenheiten unterworfen, ebenso wie die Länge und Stärke der Haare. Dies führt uns zu einer Besprechung der hauptsächlichsten Haartypen. Das sammelartige Fell des Maulwurfs, das Fell des kostbaren Nerz, die vorjährige Schwarze des Schwarzwildes, die spröde und doch weiche Decke des Damwildes, das Blies des Schafes und die Stachelhaut des Igels sind so verschieden voneinander, daß sie wohl ein näheres Eingehen auf ihren Bau ertheilen. Aber auch an einem und demselben Thiere zeigen die Haare je nach Bau und Stellung große Verschiedenheiten.

Man unterscheidet: 1. Barts oder Taft-haare, Vibrissae (Fig. 5). Diese beiden finden sich nur an den Lippen, in der Umgegend der Nasenöffnungen und um die Augen und bilden längere, steife Haare mit sehr nervenreichen Wurzeln; sie stellen die wichtigsten Tast-organe vieler Säugethiere vor, besonders bei den Raubthieren.

Leisering beschreibt die Fühl- oder Taft-haare wie folgt: „Der Balg ist doppelt und besteht aus einer äußeren und inneren bindegewebigen Umhüllung. Der Außenbalg stellt eine sehr dicke, leicht zu isolierende fibröse Kapsel dar, welche in den meisten Fällen von dem durchscheinenden Blut bläulich gefärbt erscheint. Von der inneren Wand ziehen zahlreiche Spannfasern an den Innenbalg; die Zwischenräume geben dem ganzen Balg durch das einströmende Blut eine Schwefähigkeit. Im oberen Theile des Sacos bilden die Zwischenräume besonders bei den Fleischfressern einen venösen Ringmus, der jene seitlich nach oben hin durch einen Ringwulst umschlossen wird, in welchem

sich die Tastzellen, d. h. die nervösen Endapparate befinden; in die Papille der Fühlhaare treten dagegen keine Gefühlsnerven ein. Die kleinen Arrectores bestehen aus glatten Menseljäsern. Die Talgdrüsen der Fühlhaare liegen im oberen Theile des Balges zwischen dem Innen- und Außenbalg." — Eine Rasse, welche durch ein Loch kriechen will, muß zuerst die Weite der Öffnung mit diesen Schurverbosten. Auch Pferde bestasten mit ihren Lippenhaaren nahe Gegestände, die sie natürlich wegen ihrer Augenstellung nicht sehen können. Wale und Delphine haben nur an den Lippen einzelne Spuren solcher Haare, während ihr übriger Körper nackt ist.

2. Wollhaare, Lanai; dieselben bilden den Wollpelz, Lanugo, und entbehren in der Regel des Markes; sie sind kurz und weich und finden sich bei den meisten Thieren über den größten Theil des Körpers zwischen und unter den langen und steifen.

3. Grannen-, Stichel-, Licht- oder Contourhaaren (Pili). Von einem Pelz kann man nur da sprechen, wo solche Woll- oder Unterhaare in genügender Menge vorhanden sind. Diese Wollhaare sind gewissermaßen auf einer embryonalen Stufe stehen geblieben und sind den Dauern der Vögel vergleichbar.

Während des fötalen Lebens bedeckt sich die Haut mit einem dichten Flaum seiner Härtchen, die auch an jenen Stellen der Körperoberfläche bestehen bleiben, an denen die Behaarung später zurücktritt. Ein solches Haarkleid bringt der Mensch mit zur Welt. An der Kopfhaare, den Wimpern u. s. w. sind die Haare zwar schon straffer und länger geworden, aber erst nach der Geburt verändert sich das Haarkleid insofern bedeutender, als die Lanugo theilweise verschwindet und die Behaarung bestimmter Stellen mächtiger wird (Gegenbau).

Solcher Wollpelz bildet nach künstlicher Entfernung der Stichelhaare auch die Hauptmasse des Pelzwerkes der beliebten Biberkragen und Robbenjacken.

Die Grannen- oder Stichelhaare bilden die an der Oberfläche erscheinende Masse des Haarkleides. Sind sie im Querschnitt oval oder seitlich abgeplattet, so haben sie die Neigung, sich zu kränzeln (Kopfhaar der Reger).

Borsten, Setae, bestehen fast ganz aus Rindensubstanz und sind an der Spitze faserig gespalten. Stacheln sind verdicte Borsten, mit oder ohne Mark.

Am Pferd unterscheidet Leisering folgende Haararten:

1. Deck- oder Contourhaare; schlicht und ziemlich weich; finden sich an den meisten Körperfstellen und bestimmen in ihrer Gesamtheit die Farbe des Thieres. An der Stirn, der Brust und Flanengegend bilden sie Haarwirbel. Zu übrigen ist allgemein der Strich der Haare bemerkenswert, indem die Haartaschen nicht senkrecht, sondern schräg in der Haut liegen.
2. Die Tast- oder Fühlhaare (i. o.).
3. Die Augenwimpern, Ciliae, kurz und steif, besonders am oberen Augenlid.
4. Der

Harschopf, Corna, besteht aus langen Haaren, die am Hinterkopf hervortreten. 5. Die Mähne, Juba, besteht aus langen Haaren, die von der Hinterhauptgegend bis zum Widerrist reichen und beim Pferd lang herabhängen, während sie beim Esel, Quagga, Zebra, Dzigetai u. s. w. einen aufrechten niedrigen Kamm bilden. 6. Die Schweishaare; sie bekleiden die ganze Schweifrübe mit Ausnahme von deren unterer Fläche. Es sind die längsten Haare des Pferdes und stecken so tief in der starken Haut der Rübe, daß dieselbe auf Schnitten von den durchschimmernden Haaren fast schwarz erscheint.

Es ist wahrscheinlich, daß die Mähnen- und Schweishaare gar nicht aussfallen, sondern immer fortwachsen. Bekanntlich fallen sie nicht wie die Deckhaare periodisch aus. Ausgerissene Schweishaare erneuern sich daher möglicherweise nicht.

7. Die Haarzotten; starke Büschel an der Hinterfläche der Fesselgelenke, besonders bei gemeinen Rassen entwickelt. — Wollhaare besitzen Pferde und ihre Verwandten und auch die Hausrinder nicht oder doch nur in geringem Maße.

Rind. Mähne, Haarzotten und Schweishaare fehlen. Der mit Deckhaaren bekleidete Schwanz hat nur am Ende einen Haast langer Haare; eine ähnliche Verlängerung der Deckhaare findet sich an der Öffnung der Anhenscheide. An der Stirn sind sie kraus. Beim Yak oder tibetanischen Grunzochsen erreichen die Deckhaare des Rumpfes und besonders des Schwanzes eine außerordentliche Länge. — Die Ziege hat schlichte Deckhaare, zwischen denen sich sehr seine Flaumhaare befinden; außerdem ist ein Kinnbart vorhanden.

Schaf. 1. Die Bekleidung der Beine und des Gesichts bilden kurze straffe Haare; bei den wilden Rassen auch die des Rumpfes. 2. Lange Grannenhaare; diese sind meistens markhaltig (bei der New-Lieicester-Race aber markfrei), nicht gekrümt, mit tiefliegenden Haarzwiebeln. Bei den sog. Landrassen und den meisten englischen Rassen ist diese Haartorte mit 3. Wollhaar untermischt. Dieses ist stets markfrei, meistens geträufelt und wegen seiner rauen Oberfläche sich leicht verfilzend; fast allen Haarkleidern der verschiedenen Rassen beigegeben. Beim Merino-Schaf ist es durch künstliche Züchtung zur alleinigen Bekleidung geworden (Leisering).

Hirsch, Reh, Elch. Wolle nicht vorhanden. Die Deckhaare bestehen fast ausschließlich aus Marksubstanz. Hieraus erklärt sich das besonders beim Elchwild so überaus leichte Brüchigwerden der Haare, wenn die Decke nicht sehr bald abgetreift wurde, nachdem das Thier zur Strecke kam. Es ist klar, daß dasjenige Haarkleid sich am besten zum Pelzwerk eignet, welches das wenigste oder noch besser gar kein Mark besitzt.

Schweine. Beim Wildschwein ist ziemlich viel krause kurze Wolle vorhanden, welche den Hausschweinen fast ganz fehlt. Die Deckhaare sind zu Borsten umgewandelt, marklos,

steif, an der Spitze spaltbar; sie stehen in kleinen Gruppen zusammen.

**Fleischfresser.** Der Hund hat keine Wollhaare; die Deckhaare zeigen bei den zahlreichen Rassen die größte Mannigfaltigkeit; bald stark und kurz (Deckel und englische Pointers); bald wieder weich und lang (Seidenpinsz und deutscher Hühnerhund), kraus beim Pudel u. s. w. Die Fühlhaare sind stark.

**Äulen,** besonders die großen, wie Luchs, Löwe, Tiger, zeichnen sich durch ihre Fühlhaare aus; ihr häufig weiches und sehr feines Kleid entbehrt meistens der Wollhaare.

**Fuchs.** Der weiche Pelz besteht aus feinen Stichelhaaren, die eine ziemlich glatte Oberfläche zeigen und aus einer besonders im Winter starken Unterlage von äußerst feinen Wollhaaren. Letztere zeigen unter starker Vergrößerung eine eigentümliche Struktur des Oberhantchens; es erinnert (s. Abbildung) an den Schachtelhalm. Bei jungen Füchsen überwiegt das Flaumhaar bedeutend.

**Bär.** Dicker, zottiger Wollpelz mit stärkeren und längeren Grannenhaaren (s. Bär).

**Raubthiere,** besonders die der nordischen Regionen im Winterkleide, wie Ottern, Marder, Füchse, liefern überhaupt das kostbarste Pelzwerk, da bei ihnen eine dichte Lage von Wollhaar von langen, glatten, glänzenden Grannenhaaren bedeckt wird. Daselbe gilt auch von gewissen Nagern, wie Biber, Moschusratte, Eichhörnchen.

**Nagethiere** zeigen eine große Mannigfaltigkeit in ihrem Haarkleide. Beim Hasen sind mehrere Haare, jedes in einem besonderen Balge steckend, von einer gemeinsamen Scheide umschlossen; Wollhaare umgeben dabei die Stichelhaare, besonders im Winterkleid.

Beim Stachelschweine sind die Stichelhaare des Rückens und der Seiten des Kumpes zu besonderen Schnürtasteln umgewandelt, die eine Länge von einem Fuß und mehr erreichen können. Obgleich ihre Horn- oder Kindenschicht sehr stark ist, so ist doch zugleich das Mark sehr ausgebildet, mit einem mehr oder weniger lufthaltigen Kanal, mit radiären Seitenverzweigungen. Die Stacheln stecken tief in der Haut, und wenn bei älteren Stacheln die ernährende Papille zusammengezogen ist und sich aus der Wurzel zurückgezogen hat, so können solche Stacheln bei starker und plötzlicher Contraction der starken Hautmuskeln (Panniculus carnosus) ausgestoßen werden. Dies hat wohl zu der Sage Veranlassung gegeben, dass das Stachelschwein seine Stacheln wie Pfeile auf seine Feinde schleudern kann.

Von den Insectenfressern zeichnet sich der Igel ebenfalls durch seine Stacheln aus; dieselben sind häufig canneliert, mit feinen Längsrillen und Durchen veriehen; sie stecken sehr fest in der Haut, da sie von einem starken Gesichter Muskel gehalten werden. Beim Zusammenknüpfen, welches durch den sehr entwickelten, vom Kopf bis zum Hintertheil gehenden und auf die Seiten übergreifenden rothen Hautmuskel bewirkt wird, werden die Stacheln in der bekannten Weise radiär nach außen gerichtet. Bauch und Beine besitzen keine Stacheln,

der Übergang von ihnen zu den gewöhnlichen Stichelhaaren lässt sich an den Flanken gut beobachten. Das Wollhaar ist kraus und ziemlich grob.

Der Maulwurf besitzt wohl das feinsteste, weichste und dichteste Fell unter allen europäischen Thieren. Beim südafrikanischen Goldmaulwurf hat das Haar einen prächtig schillernden Metallglanz, eine Eigenschaft, die sich beim Haar äußerst selten findet.

Die Fledermäuse (T., Fig. 6-8) haben höchst eigenhümliche Haare; dieselben sind nie rund im Querschnitt, sondern abgeplattet und dabei etwas spiraling gedreht, so dass sie, von der Fläche betrachtet, abwechselnd dicke und dünne erscheinen. Am Oberhäutchen sind die Schuppen sehr stark und äußerst mannigfaltig entwickelt; ihre Anordnung um den Stamm des Haars ist von ziemlichem taxonomischen Werthe. Bei allen Vespertilionidae (Minopterus, Vespertilio, Vesperugo, Placotus, Rhinolophus u. a.) sind die Schuppen dachziegelartig, mit ihren abgerundeten freien Enden nach dem des Haars gerichtet und in schrägen Reihen angeordnet. Manchmal, wie z. B. bei der Zwergfledermäuse, Vesperugo pipistrellus (Fig. 8), sind die Enden der Haare federartig verzweigt. Ganz anders erscheinen die Haare der Hufeisennase. S. Abbildungen. Bei den Emballonuridae (Fledermäuse mit aus der Schenkelflugmembran hervorstehendem Schwanzende; hauptsächlich tropische und subtropische Arten, außer der auch südeuropäischen Nyctinomus cestoni) sind die Schuppen in queren Reihen angeordnet; ihre fast stets scharfen Spiken laufen parallel der Längssache des Haars und machen den Eindruck ineinandergeschachtelter Düten.

Die Färbung der Haare beruht auf dem entsprechenden Farbstoffe, der entweder diffus oder an Pigmentkörperchen gebunden, im Mark oder im Innern der Rindenschicht vertheilt ist. Fehlt er oder wird er wieder zurückgezogen, so ist oder wird das Haar weiß; er kann auch bei abwechselnder Vertheilung dem Haar ein geringeltes Aussehen geben.

Eine periodische Vertheilung findet häufig an einem und denselben Haare statt, n. zw. so, dass die Haare (Lemmung, Alpenhase, junge Polarfüchse) im Winter ihre Farbe verlieren. Gewöhnlich jedoch beruht die Unfärbung darauf, dass zum Winter eine Menge neuer Haare mit blässen oder weißen Spiken oder auch ganz weiß wächst. Dies geschieht beim Rothwild nach der Brunftzeit, verbunden mit theilweise Abwerfen der Sommerhaare.

Dem Sommerkleid geht bei den meisten Thieren ein ziemlich allgemeines Abwerfen der alten Haare voraus, mithin findet ein wirklicher Haarwechsel statt. Schafe, Auerossen, der Bison u. s. w. werfen dabei das Winterhaar (Grannen- und Wollhaar) in dicken versilzten Massen ab. Wie sehr das Klima die eigentliche Ursache dieses Wechsels nebst der Verfärbung ist, ersicht man deutlich an den Polarfüchsen, Alpenhasen u. a. in zoologischen Gärten, da dieselben ihr Winterteid (durch mildere Winter getäuscht) zu spät, erst gegen das Frühjahr hin

anlegen und dann im Sommer natürlich gänzlich außer Tous gerathen.

Überhaupt hängt die Färbung sehr von der Anpassung an die Umgebung ab, und es lassen sich hier die interessantesten Wechselverhältnisse beobachten. Dafs arktische Thiere vorwiegend weiß sind, im Sommer aber häufig braun, ist allbekannt. Dasselbe gilt vom Hermelin, den Schneehasen, Schneehühnern u. s. w. Die braun- und weißfleckige oder streifige Zeichnung der Damwild- und Rothörüber, der Frischlinge beruht unbedingt daran, die noch unerfahrenen und wehrlosen Thiere schwerer sichtbar zu machen und mithin zu schützen. Das rothbraune Sommerkleid des Rehwildes, obgleich doch anscheinend so grell gefärbt, macht seinen Träger bekanntlich gar nicht so auffällig, besonders wenn trockene Farrenwedel in der Nähe stehen. Der bunteste schön weiß und schwarz gestreifte, rothgelbe bengalische Tiger findet ein passendes Versteck im trockenen Grase und Röhricht.

Der weiße Polarbär braucht zwar ebenfalls keinen Schutz gegen seine Feinde, denn er hat deren kaum, aber er schleicht auf dem Schne seine Beute an.

Über die Richtung der Haare bemerkt Pagenstecher Folgendes: "Verteilung, Richtung, relative Länge und Stärke der Haare entsprechen theils der Bewegung der Theile, theils sind sie so, dafs genüg der den einzelnen Ordnungen und Körpertheilen gewöhnlichen Haltung dienlich das Regenwasser zu Boden geleitet wird. Affen, welche mit vorgreifenden Händen klettern, aufrecht sitzen, die Arme über die Brust gelegt (oder auch auf dem Kopf zusammengehalten), haben die Haare des Oberarmes aufwärts, die des Unterarmes aufwärts gerichtet, so dafs das Wasser am Ellenbogen abtropft. Haarwirbel entstehen an den Ausgangspunkten für verschiedene Richtungen, so am Scheitel des Menschen, auf dem Widerrist der Huithiere u. s. w. Beim Rinde gilt die Entfernung des dorsalen Haarwirbels nach hinten vom ersten Rückendornfortsatz als Maß für die Milchergiebigkeit. Weitere Wirbel finden sich an der Stirne und, indem die Haare zunächst der Schnauze aufwärts gerichtet sind, am Nasenrücken; an der Kehle, indem die vorliegende Partie nach dem Kiefer zu, die hinterliegende nach dem Bauche absteigende Haare besitzt; an den Hüften und an anderen Stellen. Am Enter der Kühe sind die feinen Haare aufwärts gerichtet. Indem sich das so durch seine Behaarung ausgezeichnete Feld entsprechend der Milchrübenentwicklung gegen den Damm ungleich hoch und ungleich breit ausdehnt, entsteht in Größe und Form des „Milchspiegels“ ein gutes Merkmal für angeborene Milchergiebigkeit."

Abnormes Vorkommen von Haaren kann an allen solchen Körpertheilen beobachtet werden, die von Epidermis bedekt sind. Die Behaarung der inneren Backentaschen des Hämsters und der Innenseite der Backen, des Hasen findet somit eine leichte Erklärung und ist bei diesen Thieren normal geworden. Über auch auf der Hornhaut des Auges finden sich bisweilen einzelne Büschel feiner Wollhaare, wie

z. B. beim Schaf beobachtet worden. Solche Fälle sind widernatürlich und fordern ihrer Seltenheit wegen zur Bekanntmachung oder Aufbewahrung des betreffenden Präparates auf. Gw.

Haare. Die wichtigste Anwendung der Thierhaare ist wohl die zur Auffertigung von Filz. Der Filz ist schon lange bekannt, und wir wissen, dafs die Tataren und die Chinesen den Filz schon Jahrtausende lang kennen, sowie dafs die Römer und Griechen Filzhüte trugen. Nach einer Legende hätte der heilige Clemens, der vier. Bischof von Rom, den Filz erfunden, indem er, als ihn auf der Flucht vor seinen Verfolgern die Füße schmerzten, zwischen Sandalen und Fußsöhlen etwas Thierwolle legte. Nach längerem Wandern waren daraus die ersten Filzhülen entstanden.

Durch Drücken, Klopfen, Reiben, Bürsten etc., besonders bei gleichzeitiger Einwirkung von Feuchtigkeit und Wärme lassen sich Thierhaare nämlich so weit verwirren, dafs eine ziemlich feste, zusammenhängende und widerstandsfähige Masse entsteht, die man als Filz bezeichnet. Dies führt daher, dafs die Oberfläche der Haare mit zahlreichen mikroskopischen, gegen die Haarspitze gerichteten Schuppen besetzt ist, die sich bei der mechanischen Bearbeitung ineinanderhaken und so den Zusammenhang der Masse sichern. Manche Haare (besonders Hasen- und Kaninchenhaare) lassen sich unmittelbar nur sehr schwer verfilzen; hier hilft man durch vorhergehendes Beizeien derselben in Sérètage (Quetschfilzberchlorit oder neutrales salpetersaures Quetschfilzveroxydul) nach. Dieses Beizeien geschieht noch am Zelle. Das Abhaaren erfolgt meistens mittelst scharfer Messer oder (besonders in England) mittelst eigener Maschinen, seltener durch Anstrauen. Die Haare werden nach den Körpertheilen (in England mittelst eigener, den Kornfegen ähnlichen Gebläsemachinen) sortiert; die Rückenhaare sind die besten. Das nun folgende Reinigen und Zerfasern der Haare geschieht entweder durch Ausklopfen oder mittelst Krempelmaschinen.

Das Fachen bezweckt, die Haare aus ihrer parallelen Lage zu bringen; sie aufzulockern den Staub wie die größten Vorlenthaare zu entfernen. Die abgewogenen Haare werden auf ein aus dünnen Holzstäben gebildetes, am Arbeitstische liegendes Gitterwerk gebracht und mittelst des 1½—2 m langen Fachbogens aufgelockert. Dies ist ein hölzerner, mit einer Darmfalte bespanneter Bogen, der wegen seines Gewichtes an einer Schnur über dem Tische aufgehängt ist, und den der Arbeiter mit einer Hand hält, während er die Sehne mit einem in der anderen Hand gehaltenen Holzstücke spannt und gegen und in die Haare ausschneien lässt. Anfangs erfolgt dies mehr in horizontaler Richtung, später mehr nach aufwärts, wodurch die Haare emporgeschoben werden und endlich eine lockere, möglichst gleich dicke Schicht bilden. Dann wird die Haarmasse in zwei Partien getheilt, die jede für sich wie oben beschrieben behandelt und nach genügender Auflockerung zu zwei dreieckigen lockeren Lagen formiert werden, welche man Fachen nennt.

Auf diese Fächen wird nun ein Sieb gesetzt, vorsichtig nach allen Richtungen hin gedrückt, wodurch dieselben schon einen Zusammenhang erlangen. Zwei bis drei Paar solcher Fächen werden nun mit Wasser besprengt und mit Zwischenlagen starken, geleimten Papiere ( sog. „Filzkerne“) übereinandergeschichtet, das ganze in ein nasses Tuch eingeschlagen und längere Zeit mit den Händen gedrückt und geknetet. Nun werden je zwei der so erhaltenen Filzblätter „zusammengearbeitet“, d. h. durch Verfilzen an den Rändern (die deshalb schon beim Fächen etwas dünner gehalten werden) verbunden, so dass ein zuckerhutförmiger Filzbeutel von 1 m Höhe entsteht. Zu diesem Zwecke wird zwischen zwei Filzblätter ein Filzern gelegt, der aber um so viel kleiner sein muss, dass die Ränder übereinandergeschlagen werden können, das ganze in ein „Filztuch“ eingeschlagen und unter häufigem Benehen mit angejäuertem Wasser wie früher behandelt. Zeigen sich nun dünnere Stellen, so werden sie durch Anslegen und Verfilzen ganz dünner Fächstücke (Büffasche) ausgebessert.

Nun erfolgt das Walken. Die Walktische sind gegen die Mitte zu, wo ein Kessel für die heiße zu erhaltende Beize eingelassen ist, abgeschüssig. Die Walkbeize besteht aus Wasser mit etwas Schwefelsäure oder Weinthee. Der Filz wird häufig in die fast siedende Beize eingetaucht und dann auf dem Walktische mit den Händen oder dem Rollholze, u. zw. auf der äußen wie auf der inneren Seite bearbeitet. Schließlich erfolgt eine Bearbeitung mit steifen, in die heiße Beize getauchten Bürsten, wodurch auch die herausstehenden Stachelhaare entfernt werden, und Abreiben mit Bimsstein. Statt des letzteren bedient man sich auch eigenthümlicher Maschinen, welche den über einen Holzfern gezogenen Filzbeutel förmlich rasieren. Das Walken dauert etwa 3—4 Stunden und bewirkt eine bedeutende Verdichtung, aber auch Verkleinerung der Filzkörper.

Das nun folgende Formen der Hüte erfolgt ebenfalls am Walktische und mit denselben Hilfsmitteln wie das Walken, nur kommen hier auch noch hölzerne Hutformen in Anwendung.

Das daran anschließende Färben, Glänzen, Steifen und Zurichten der Hüte gehört schon zur eigentlichen Hutmacherei, weshalb wir es hier nur beiläufig erwähnen wollen.

Ganz ähnlich, wie oben beschrieben, erfolgt auch die Herstellung von Filztafeln, welche zur Herstellung von Filzjohlen, Regenmanteln, Teppichen, Decken &c. dienen. Dachfilz nennt man mit Asphalt getränkte recht grobe Filztafeln. Lackierfilze sind feine, mit Firnis getränkte und lackierte Filze und dienen zur Herstellung von Kappenschirmen, im Kutschensbau &c.

v. Fr.

**Haarbraten**, der. „Haarbraten nennen einige den Zemer von der Sau.“ Chr. W. v. Heppé, Wohlred. Jäger, p. 191. — Behlen, Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 521.

E. v. D.

**Haarhygrometer**, j. Hygrometer. Għn. Haarrauħ, j. Höhenranch. Għn.

**Haarschleife**, Haarschlinge, die, aus Rosshaar gefertigte Schlinge zum Fangen von Federwild. Aittinger, Jagd- und Weidbüchlein, 1651, p. 216. — Fleming, T. J., 1724, fol. 153. — Behlen, Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 256.

E. v. D.

**Haarwild**, das, Sammelname für sämtliche zur Jagd gehörige Sängethiere; man unterscheidet hohes und niederes Haarwild, dann in diesen beiden Gruppen wieder je edles oder nützliches und unedles oder schädliches Haarwild, welch letzteres auch Haarraubwild, Haarraubzeug genannt wird. Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft, I., 3., p. 696. — Hartig, Wb. d. Wmspr., 1809, p. 114; Eb. f. Jäger, 1811, I., p. 44; Lexit., p. 231. — Behlen, Wmspr., 1829, p. 72; Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 527; II., p. 191. — Die Hohe Jagd, 1846, I., p. 361. — Lanke, Jagdbrevier, p. 280.

E. v. D.

**Haarzüge** nennt man die feinen geraden Züge, welche hin und wieder in Schrotgewehren vorkommen (s. Züge). Th.

**Hab' acht!** Ruf an den Hühnerhund, frz. garde toi! „Halt! Wahre dich!“ oder: „Hab' acht! Schön' dich!“ Dobel, 1746, I., fol. 111. — Onomat. forest, II., p. 14. — Behlen, Wmspr., 1829, p. 73. — „Hab' acht! ist der Zuspruch zum Hühnerhunde, wenn man ihm bemerklich machen will, dass er vorsichtig sein soll.“ Hartig, Lexit., p. 231.

E. v. D.

**Habicht**, der, alte Nomenklatur i. im Artikel Beizjagd, Bd. II

E. v. D.

**Habicht**, *Astur palumbarius*\*) Linn. Beschreibung. Flügel kurz, bedecken in der Ruhe den langen Schwanz etwa zur Hälfte, zum Unterschiede von allen anderen bei uns vorkommenden Raubvögeln. Kopf klein, Schädel flach; Auge stets gelb, Schnabel kräftig, stark gekrümmmt, mit langen Haken und einer stumpfen Ausbuchtung (kein Zahnl.) im Oberkiefer mit grauweißem Fleck, der auf den angrenzenden Unterkiefer übergeht. 4. Schwinge die längste, daher die Flügel stumpf. Füße mäßig lang, stark; Zehenballen sehr ausgeprägt; Krallen schwarz, sehr gebogen, stark und scharf. Lauf hinten und vorn geschildert. Weibchen erheblich, nicht selten um ein Viertel grösser als Männchen.

Länge des Weibchens 60 cm inclusive Schwanz, Flügelspitze 11 cm, Schwanz 28 cm, Schnabel 3 cm, Halsengelenk 9 cm, davon 4,5 cm unbefiedert; Innenzelle 2,8 cm, ihre Kralle 2,8 cm, Mittelzelle 4,5 cm, ihre Kralle 1,8 cm. Das Männchen ist, wie angegeben, kleiner.

Färbung des alten Vogels vom Scheitel über Rücken und Flügel bis zur Schwanzspitze dunkel braun, alte Männchen öfter mit schieferblauem Aufzug und von der Kehle bis an den Unterleib auf weißlichem Grunde graubraun, dicht gebändert; auf der Brust am breitesten, nach unten hin am schmalsten; Weibchen überhaupt breiter gezeichnet als Männchen; Schwanz mit dunklen Querbändern. Auge hochgelb, Füße gelb. — Der junge, sehr oft verkannte Vogel ist auf der Oberseite röthlichgran-

\*) Vgl. v. Riesenthal, Raubvögel Deutschlands &c.

braun, mit dunkler Bänderung; am Nacken und zwischen den Schultern röthlichgelb mit dunkel braunen Schafstreifen. Die ganze Unterseite gelblichweiss mit dunkelbraunen, unterwärts verbreiterten Schafstreifen. Auge hellgelb, Füsse und Wachshaut grünlichgelb.

Das grelle, manch groÙe Auge hat einen boshaften Ausdruck. Im Fluge ist der Habicht an den kurzen, stumpfen Flügeln und dem langen Schwanz, sowie daran zu erkennen, daß er den Hals aufwärts biegt, so daß der Kopf zwischen den Schultern zu stecken scheint und nur wenig hervortritt. Er fliegt zwar nicht so reizend schnell als der Edelsalk, doch schnell genug, um eine Taube einzuholen; sein Flügelschlag ist nur gering, schwierig; in der Ruhe sieht er gewöhnlich mit aufgeblasenem Gefieder, faszinierend auf einem Ast nahe dem Stamm. Die Stimme des Habichts am Horst ist ein kreischendes Schreien, in sonstiger Aufregung klingt sie gellend wie „hiahiachiahi“, nicht ähnlich dem hämischen Lachen eines Menschen.

**Verbreitung und Aufenthalt.** Wenn gleich nicht gemein, ist er doch sehr verbreitet über ganz Europa und Asien, doch nicht über den 70. Grad n. Br. In Mitteleuropa allenthalben und in jeder Jahreszeit. Ob Ebene oder Gebirge, Feldhölzer oder große Waldkomplexe, Brüche oder trockene Gegenden — es ist ihm gänzlich gleich, wenn er nur genug zu räuben und zu morden findet; selbst gänzlich baumlose Gegenden sind ihm außerhalb der Horstzeit recht.

**Lebensweise, Horsten.** Die Fortpflanzung trifft in den April; der Horst ist groß, aus Steinen, Wurzeln und Moos gebaut, mit sehr flacher Nestmulde, so daß der Schwanz des Brutvogels über den Rand hinausragt, und steht meist hoch in einer Astschale, gern nahe am Stamm; die Eier, 3—4, ganz ausnahmsweise 5, sind grau- oder, wenn ganz frisch, etwas bläulichweiß, ranhafsig, mit kleinen Knöthen, 55:40 bis 63:50 mm groß, wenig zugespitzt; das Männchen löst meist um die Mittagszeit das Weibchen einige Stunden im Brüten ab, und nach 3 Wochen fallen die weißdunigen Jungen aus, welche auf der Vorderseite des Lanfes 13—14, auf der Hinterseite 12—13, auf der Mittelzehe bis 10, Außenzehe bis 8, Innenzeh 6, Hinterzehe 5 Schilder haben. Die Jungen werden fast ausschließlich mit Vögeln, seltener nur mit anderen kleinen Thieren gefüttert, treten ansfangs Juni schon auf den Rand des Horstes, sind auch wohl schon flugbar, halten sich aber, besonders zur Nachtzeit, noch im oder doch beim Horste auf. Das Weibchen sitzt so fest auf den Eiern, daß es selbst einem Schrotthaus widersteht, der freilich auch den dicken Horstboden nicht zu durchschlagen vermag, und kehrt oft, selbst angegeschossen, zu der geliebten Brut zurück. Wird das erste Gelege genommen, so legt das Weibchen in einen anderen Horst nochmals 2—3 Eier, so daß man noch im Mai frische Eier finden kann.

Der Habicht ist unter allen Raubvögeln, ja selbst Raubthieren überhaupt für die kleine Jagd am gefährlichsten und verderblichsten; vom

Riekhälbchen bis zur Maus, von der Auerhenne bis zum Spatz ist kein Geschöpf vor seinen Klauen sicher, die, was sie gefasst haben, so leicht nicht wieder loslassen. Falke, Marder, Fuchs, Iltis und Conforten können doch nur unter gewissen Bedingungen rauben und morden, vor dem Falken ist der sich drückende Vogel sicher, wie er von dem absätzt, der ihm die Höhe abgewonnen hat oder der in dichtes Gehölz flüchtete; vor dem Habicht aber retten alle diese Umstände nicht: er greift mit derselben Sicherheit das sitzende Thier wie das laufende oder schwimmende, stößt mit gleich sicherem Erfolge schräg von der Seite wie von oben herab, ja selbst von unten hinauf den verfolgten Vogel und stürmt ihm selbst in das dichte Holz nach, in welchem er mit angelegten Flügeln sich ganze Strecken nur mit Hilfe seines in diesem Falle ausgebreiteten Schwanzes fortzubewegen vermag, und selbst aus der Erdhöhle oder dem Baumloch holt er mit seinen langen Krallen das unglückliche Opfer herauf; es ist eben kein Thier in seiner Lage vor ihm sicher, welches er zu bewältigen vermag.

Und nicht nur in der Morgenfrühe, sondern auch zur Mittagszeit, wo die meisten Raubvögel ruhen, hastet er mit seinem kurzen, schwirrenden Flügelschlage an den Waldrändern oder sonstigen, ihn deckenden Gegenständen hin, oder beobachtet von einem Bersteck aus die Umgegend, um seine Beute möglichst zu überraschen. Selten nur erhebt er sich höher in die Luft, wo er dann kurz freisend oder rüttelnd, den Schwanz bald ausbreitend, bald zusammenlegend, sein Jagdrevier absucht.

Seiner Frechheit ist die Geißelhaftigkeit ebenbürtig; man darf seinen Fraßbedarf dem eigenen Körpergewicht ziemlich gleichstellen. Den Raub schleppt er stets an eine versteckte Stelle, um ihn ungestört fröpfen zu können. In der Gefangenschaft frisst der stärkere den schwächeren mit Behagen auf, gleichwohl verträgt er sie nicht lange, da er sich bald zu Tode trost. Kleine Vögel und Mäuse, Welch leßter er nur im Nothfall oder aus Mordlust fangen mag, verschlingt er ganz, größere rupft er ziemlich rein und Säugetiere zerreißt er. Selbst alte gesunde Hasen sind vor ihm keineswegs sicher; er schlägt seine Krallen auf ihren Rücken ein und läßt sich von den davonflüchtenden mit fortschleppen, so daß sie bald ermatten und ihm unterliegen.

Der Habicht steht unter den schädlichsten Raubvögeln obenau und darf daher seine Verfolgung nie ruhen.

**Jagd und Fang.** Außerhalb der Brutzeit ist seine Erlegung meist Zufallszache, da er sich, wenn man ihn etwa auf einem Baumast entdeckt, nur schwer beschleichen lässt, dagegen ist die Horstjagd um so sicherer, theils in der Morgenfrühe, wo das Männchen nicht weit vom Horste zu stehen pflegt, theils und besonders aber durch Abklopfen des Brutvogels, wobei das Männchen auch öfter zu Schuß kommt.

Auch die Hüttenjagd bietet gute Resultate, da der Habicht sehr heftig auf den Uhu stößt. Gefangen wird er besonders im Habichts-

korb, gelegentlich auch im Faltenstoß, auch Stoßgarn, Rönne oder Rinne genannt, und im Tellereisen mit aufgebundenem toden Huhn, Hasengescheide und ähnlichem Röder. v. M.

**Habichtskang**, der, s. v. w. **Habichtskorb**, s. d. Chr. W. v. Heppe, Wohlsred. Jäger, p. 155. —

p. 120. — Hartig, Verf., p. 321. — Behlen, Wm spr., 1829, p. 73. E. v. D.

**Habichtskorb**. Er ist eine sehr gebräuchliche Raubvogelfalle und, wie der Name schon sagt, besonders gegen den gefährlichen Habicht von Erfolg; denn andere Raubvögel außer

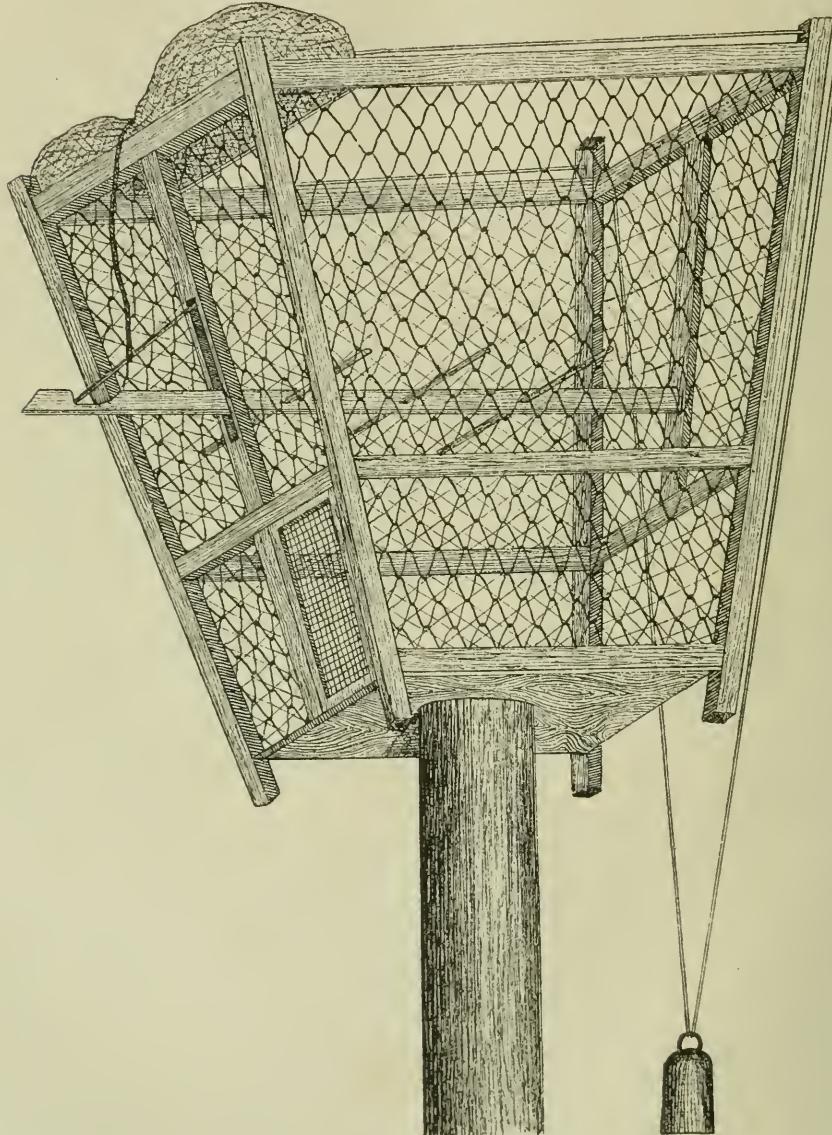
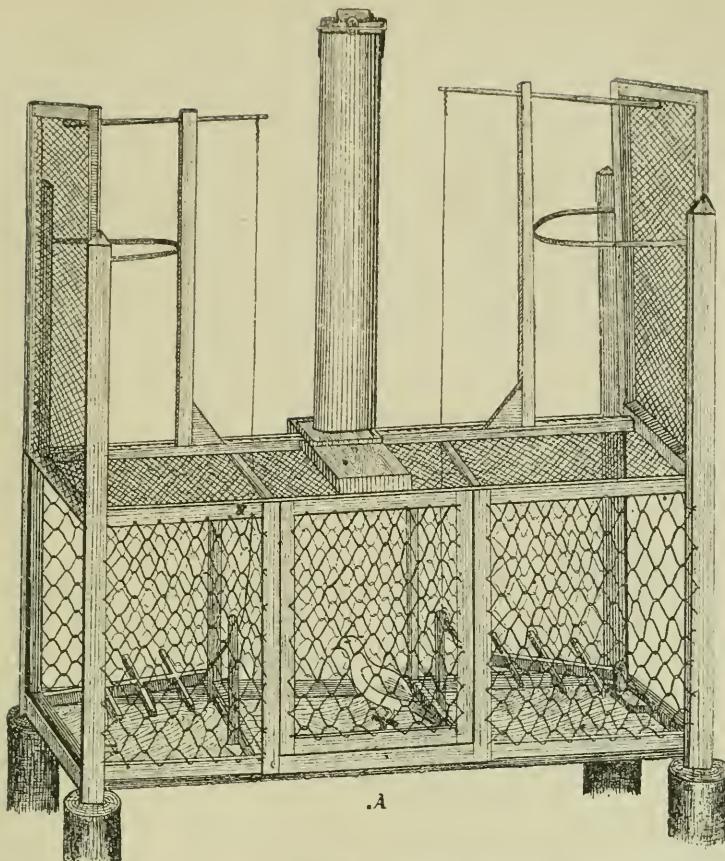


Fig. 402. **Habichtskorb**, älteste Form.

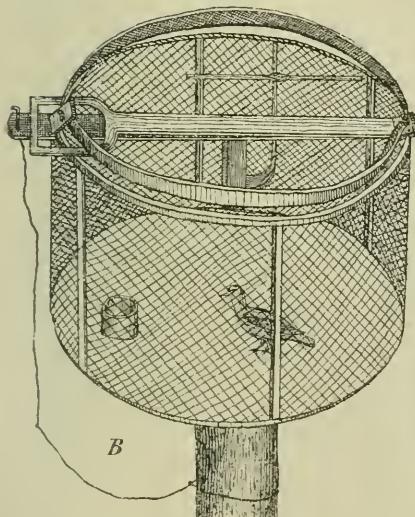
Onomat. forest. II., p. 11. — Behlen, Wm spr., 1829, p. 73. E. v. D.

**Habichtskorb**, der, eine eigene Fangvorrichtung für den Habicht. Mellin, Anwsg. z. Anlage v. Wildbahnen, 1777, p. 330. — Onomat. forest. II., p. 11. — J. Chr. Heppe, Jagdlust III., p. 114. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 2., p. 493. — D. a. d. Winkel, Hb. f. Jäger I., p. 321. — Wildungen, Taschenb., 1808,

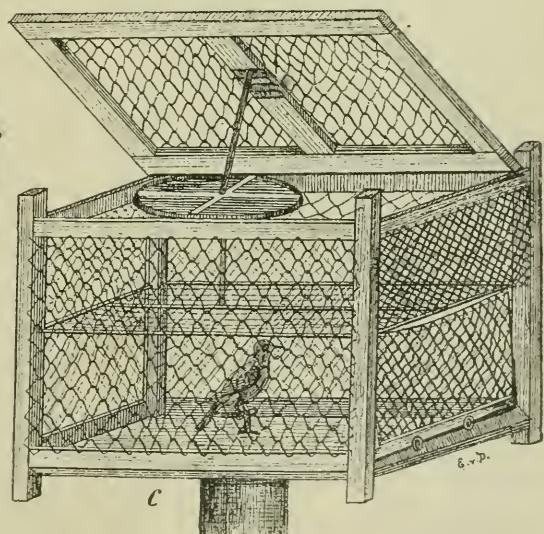
Haken hingen sich in ihm nur gelegentlich, am meisten Eulen, nur selten Bussarde. Gewöhnlich ist er vierseitig,  $1\frac{1}{2}$  m hoch, oben  $1\frac{1}{4}$ , unten 1 m im Quadrat. Das Gestell besteht aus Holz, die Seiten sind Drahtgesplecht und etwa der dritte Theil des Raumes vom Boden aus ist oben mit einem Drahtnetz abgesperrt, um die Locktaube aufzunehmen, der man Futter und Wasser hineinsetzt; der Boden besteht aus Bret-



A



B



C

Fig. 403. Habichtsförbe. — A mit zwei Seiteneingängen und Schlägeisen. — B Pehlow'scher Habichtsfang. — C Habichtsförb älterer Construction.

**Habichtsrönne.** — **Hackwaldbetrieb.**

tern. Die Fangvorrichtung ist von zweierlei Art: entweder ein mit Draht ausgeglockneter Rahmen, der beim Niederglassen den Korb dicht verriegelt, oder ein ausgerolltes Netz, welches sich beim Fang über den Korb abrollt und somit den Verschluß bewirkt. Die Stellung besteht aus einem Trittholz und einem Stellholz, welches auf diesem steht und das Stützholz des Deckels trägt. So wie der Habicht das Trittholz berührt, was er nur kann, wenn er sich schon im Korb befindet, um an die Taube zu gelangen, fällt die Stellung aneinander und der Deckel über ihn herab.

Ganz ähnlich ist der Fang mit dem Netz; wird hier die Stellung ungeworfen, so laufen die an Leinen hängenden Gewichte, welche bis dahin durch die Stellung gestützt waren, ab und ziehen das Netz über den Korb. Bei anhaltendem Regenwetter quellen aber die Leinen und Rollen leicht auf und verweigern gelegentlich den Dienst, weshalb der Deckel praktischer ist. In neuester Zeit konstruiert man die Habichtsröns anders, indem man ein cylindrisches Drahtgeflecht, in dessen unterem Theil die Locktaube untergebracht ist, mit einem fächerförmigen Eisen anbringt, welches den Raubvogel nach dessen Berührung fängt. Man befestigt den Habichtskorb auf einem etwa 4 bis 5 m hohen starken Pfahl, damit er den Raubvögeln mehr in die Augen fällt, und nimmt zur Erhöhung dieses Zweckes auch gern eine weiße Taube als Lockvogel; doch fängt sich der Habicht auch im Walde. Auch nimmt man neuerdings ausgestopften Tauben statt lebender als Lockvögel, welche, auf einen dünnen Stahl draht gestellt, vom Wind bewegt werden und den Habicht heranlocken. Diese ausgestopften Völge entheben den Jäger des Fütterns und Wartens der lebenden Tauben, mit deren Internierung zu diesem Zweck bei strenger Kälte und sonstigem Ungemach eine gewisse Grausamkeit verbunden war.

Es können sich im Habichtskorb nur Raubvögel fangen, welche ihre Beute im Sijen zu schlagen verstehen, also zunächst keine Falten. Der Hühnerhabicht dagegen streicht heran, holt, wenn er kann, in der Nähe des Habichtskorbes auf, beobachtet ihn, fliegt auf dessen Stand und springt alsdann nach der Taube, wobei er sich fängt. In meinen „Raubvögeln“ erähle ich einen Fall, wo sich am 25. December in einem Habichtskorb mit Deckel ein Habicht stieg, am 30. December ein zweiter, und während am 1. Januar ein dritter im Korb saß, kröpfte ein vierter unter dem letzteren seinen früher gefangenen, dorthin geworfenen Kumpan auf. Buffarde und Milane, denen die Frechheit des Habichts fehlt, fangen sich infolge ihrer größeren Schlauheit nur selten, Weihen, wie wir später sehen werden, gar nicht, dagegen, nach dem Hühnerhabicht, am meisten Eulen, besonders Waldkäuze.

**Habichtsrönne**, die, s. v. w. Stoßgarn, s. d. u. Rinne. Onomat. forest. II., p. 10. — Behlen, Wm spr., 1829, p. 73. G. v. D.

**Habichtskorb**, der, s. v. w. Habichtsrönne, manchmal auch für das Stoßgarn, s. d. Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 2., p. 498. — Winkell,

Hb. f. Jäger I., p. 320. — Hartig, Lexif., p. 165. — Behlen, Wm spr., 1829, p. 73. G. v. D.

**Häckse**, die, vom ahd. *ha h̄sā*, mhd. *ha h̄sē*, heißt die Beugekehne am Hinterlaufe des hohen edlen Haarwildes; nur die Form Häckse ist richtig, alle anderen unten ersichtlichen Schreibweisen sind minderartig. „Die Flecken der hinteren Beinen, die sog. Hessen...“ Fleming, T. I., 1724, fol. 302 b. — „So muß einer von den Piqueurs oder Besuchsfrechten sich hinter ihm (den Hirsch) hinannimmen und ihn mit dem couteau de chasse hechsen (die Hesché ablösen)...“ Döbel, 1746, II., fol. 106 a. — „An der Hesse der Hinterläufer...“ Wildungen, Taichenb., 1808, p. 13, 16. — „Hesse ist die große Schne an den Hinterläufen...“ Waldersee, Der Jäger, p. V. — „Zwischen der Röhre und der Hesse...“ Großkopff, Weidewerkslexikon, p. 88. — „Die Hesse.“ Hartig, Lexif., p. 322. — „Hessen, auch Hessen...“ Kobell, Wildanger, p. 35, 480. — „Hessen.“ Laube, Jagdbrevier, p. 233. — Sanders, Wb. I., p. 633 c. G. v. D.

**Häcksen**, verb. trans., die Häcksen durchfangen, abslösen; vgl. ab- und einhäcksen. „Wenn dem Hirsch oder Wildbret die Äderen an den Hinterläufen entzweigeschnitten oder gehanen werden, daß das Thier nicht mehr auf den Läufsten stehen kann, so heißt es: gehäckset.“ Großkopff, Weidewerkslexikon, p. 160. — Philoparchus Germanus, 1764, p. 357. — Onomat. forest. II., p. 193. — Chr. W. v. Heppen, Wohlred. Jäger, p. 126. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 3., p. 696. — Hartig, Lexif., p. 249. — Behlen, Wm spr., 1829, p. 73. — Sanders, Wb. I., p. 634. G. v. D.

**Häckse**, s. Forsteuturgeräthe, Abplaggen. Gt.

**Häckelhäckse**, ist in Fig. 336 in der Seebachschen Form dargestellt, bei Forsteuturgräthe sub 4 b. Gt.

**Häckse krenchen**, ist in Fig. 335 in Sollinger Form dargestellt, bei Forsteuturgeräthe sub 4 b. Gt.

**Häckler'sche Verschlußmaschine**, s. b. Kamp sub 11. Gt.

**Häckkreis**, das, s. Häckkreis. G. v. D.

**Häckse**, häcksen, s. Häckse, Häcksen. G. v. D.

**Hackwaldbetrieb** ist ein Niederwald-, besonders Eichenhäckwaldbetrieb in ständiger Verbindung mit Fruchtbaum. Er ist besonders im Odenwalde auf tausenden Hektaren zuhause und wird der Hanftpache nach so betrieben, wie dies bei Eichenerziehung sub 1 c geschildert ist. Die Hanbergswirtschaft, die im Siegenischen seit alter Zeit im Gange ist, fällt mit dem Hackwaldbetriebe im wesentlichen zusammen. Beide Wirtschaften hat vordem das Bedürfnis hervorgerufen. Über die Berechtigung zu ihrer Fortdauer in der Zeitzeit bestehen viele Zweifel. Über erstere Wirtschaft handelt besonders Jäger in seiner „Land- und Forstwirtschaft des Odenwaldes“ 1843, und Strohacker in „Die Hackwaldwirtschaften“, über die andere R. Tramnitz in den „Forstl. Blättern“, Hest 3, p. 104 (1862) und Bernhardt in „Die Hanbergswirtschaft im Kreise Siegen“ (1867). —

Bgl. noch: Betriebsarten, Fruchtbar im Walde, Eichenerziehung sub 1 c, Schälvaldbetrieb. Gt.

**Haderer**, die, (pl.). „Haderer werden die kurzen, dicken Fahne im Obersteifer eines wilden Keilers genannt, woran derselbe die Gewehre oder Geweße wegt.“ Hartig, Lexif., p. 231. — Onomat. forest. II., p. 14. — Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1795, p. 18. — Behlen, Wmpr., 1829, p. 70, 73; Real- u. Verb.-Lexit. II., p. 546; VI., p. 225. — Die hohe Jagd, 1846, I., p. 361. — Sanders, Wb. I., p. 634. E. v. D.

**Haferschrot**, gröbere Schrotsorte, etwa von 00 bis 2 oder 3 der durch den A. D. J. V. eingeführten Numerierung (s. Schrot). Th.

**Hafisfänger**, *Lusciola Hafisi* Severtzow. *Lusciola Golzii*, Cabanis, J. f. O. 1873, p. 79; *Luscinia hafizi*, Severtzow, Turkest. Jevotn., p. 120 (1873); *Daulias hafizi* (Severtzow), Blanford, East-Pers. II., p. 169 (1876).

Abbildungen von Vogel, Eier und Nest in Radde, *Ornis caucasicus*, T. XV und XXI, 5—6.

Persische Nachtigall.

Armen.: Sochak; pers.: Bülbul; russ.: Solowej; tatar.: Sanduas.

Der Hafisfänger kommt in Transkaukasien, am Kaspiischen Meere bei Lenkoran und im Tatsch, in den bebauten Distrikten von Turkestan, im westlichen Persien und im Altaigebirge vor, sowohl in der Ebene, wie auch im Gebirge bis zu 5000' Höhe.

Zuerst ist die Form selbständige von Cabanis als *Lusciola Golzii* unterschieden; sie steht vollständig in der Mitte zwischen der gewöhnlichen Nachtigall und dem Sprosser, in der Färbung und der Größe ist sie aber nach Raddes Forschungen unbedingt als selbständige Art aufrecht zu erhalten, da sie sich durch einen von den Nachtigallen vollständig abweichenden Gesang auszeichnet.

Totalänge . . . . .	18·2 cm
Flügellänge . . . . .	8·6 "
Schwanzlänge . . . . .	8·3 "
Tarsns . . . . .	2·55 "
Schnabel . . . . .	1·36 "

(Exemplare ♂ von Lenkoran, 5. Mai 1880, gesammelt von Radde, aus Sammlung Taneri.)

Altes Männchen. Oberseite bis zum unteren Rücken hinab olivenbraun, Schwanzfedern und obere Schwanzdecken rothbraun. Unterseite weißlich, quer über die Brust hinüber schmutzig bräunlichgrau gefärbt; die Weichen ähnlich, aber etwas heller schmutzig bräunlich angeflogen. Schwanzfedern auch von unten braunroth, Schwingen graubraun. Vom Schnabel zieht ein hellgelblichbrauner Augenstreif nach dem Auge hin, das ganze Auge mit einem hellgelblichbraunen Kreise sehr kleiner Federchen umgeben.

Bei den beiden ♂ aus dem Altai ist der Rücken viel mehr graubraun gefärbt, mit sehr wenig olivenfarbigem Anfluge, und die Unterseite ist mehr grauweißlich mit nur etwas dunkler grau gefärbter Oberbrust.

Altes Weibchen ist, wie ich mich im transkaukasischen Museum in Tiflis überzeugte,

vom Männchen im Gefieder nicht zu unterscheiden.

Der Schnabel ist schlank, der Oberschnabel den Unterschnabel ganz umgreifend und an der Spitze überragend, die Unterkieferreste sich in der Mitte des Unterschnabels vereinigend unter einem weit vorspringenden spitzen Kiefel. Die Flügel sind stumpf, erreichen nicht die Mitte der oberen Schwanzdeckfedern, kaum die Hälfte des Schwanzes. Die 3. und 4. Schwinge bilden die Spitze.

$3 > 4 > 5 \geqslant 2 > 6 \dots > M > H > D > 1$ . Die 3. und 4. Schwinge zeigen eine sehr leichte bogensförmige Einschnürung auf der Außenfahne, die 2. und 3. eine sehr deutliche winkel-förmige Einschnürung auf der Innensahne.

Der Schwanz ist sehr lang, stufenförmig, die äußersten Federn 11 mm kürzer als die mittleren.

Der Lanz ist schlank und dünn, vorn mit einer langen Schiene und 2 inneren Schnuppen besetzt, die Krallen sehr klein und zart.

Außer den oben gemessenen und beschriebenen Exemplaren lagen noch vor 2 ♂ vom Mai 1881 aus Kenterlik im Altai.

Das Gelege enthält meistens 5 Eier. Dieselben sind von ovaler Form, Längsdurchmesser bei dem Ei aus Lenkoran 19·6 mm, bei einem Gelege von Altai durchschnittlich 22·4 mm, Querdurchmesser bei dem Ei aus Lenkoran 15·1 mm, bei einem Gelege von Altai durchschnittlich 16·4 mm, Doppfhöhe bei dem Ei aus Lenkoran 8·5 mm, bei einem Gelege von Altai durchschnittlich 10·1 mm.

Bei den mir vorliegenden Eiern kommen zweierlei Färbungen vor. Die einen, von Lenkoran (2 Eier), sind gleichmäßig olivengrün, die anderen, von Altai (M 3, 3 Eier), sind gleichmäßig olivenbräunlich gefärbt, ohne eine Spur von Fleckung. Die Schale ist glänzend, sehr feinkörnig, mit tiefen Poren.

Was die Lebensweise anbetrifft, so habe ich leider während meines Aufenthaltes in Transkaukasien und am Kaspi im August und September keine eigenen Beobachtungen machen können, da ja zu dieser Jahreszeit die Nachtigallen sehr unbemerkt leben und schwer zu beobachten sind; ich lasse daher hier die trefflichen Schilderungen Raddes aus seiner „*Ornis caucasicus*“ folgen: „Bei Lenkoran hörte man die ersten am 28. April. Sie lebten vornehmlich in den Gärten des Städtchens und im Unterholze an den Rändern des Hochwaldes. In den Dschongeln traf ich sie nur selten an. Im gesammten Tieflande von Tatsch und von Gilan bis Reicht ist der Vogel gemein. Anfang Juni hörte ich ihn nachts, als ich nach Reicht reiste, allerseits her schmettern. Recht dunkle Plätze, gewöhnlich stark mit Weidenlaub bedeckt, nicht sehr hohe Bäume wählt er und sitzt nie hoch. Der Gesang erinnert wohl an den der Nachtigall, lässt sich ihm aber, was die Stimme anbetrifft, kaum vergleichen. Auch unter den Hafisfängern gibt es gute, geübte und schlechte, vielleicht junge Sänger. Diese letzteren singen ganz kurze Strophen, zuerst lassen sie und auch die alten guten Sänger 4—6 mal das einleitende trübe „hü, hü, hü“ sc. in sanften Flöten-

tönen hören. Sie beginnen damit ganz leise und steigern sowohl Tempo, als auch Tonsfülle. Bei jungen Vögeln folgt dann oft ein 5—6-silbiger Wirbel. Bessere Sänger bilden ohne Unterbrechung 4—5 Strophen, in denen aber die Schnarre vollständig fehlt. Eben dieser Mangel jeglichen schnarrenden Anschlages und die Strophendarunt lassen den Haßszänger sofort vom Sprosser und der Nachtigall vollständig unterscheiden. In seinen sonstigen Sitten und der Lebensweise stimmt der Haßszänger mit den beiden verwandten Nachtigallen vollständig überein. Die Bewegungen auf dem Boden, der Lockton, das Sträuben des Geßeders während des eifrigen Gesanges und alles Sonstige beobachtet man in gleicher Weise bei allen dreien.

"Ich brachte zwei Nestter von dieser Art mit, sie wurden im schattigsten Dickichte des Unterholzes, u. zw. niedrig gebaut. Das Material dazu besteht bei Lenforan vornehmlich aus den trockenen Blättern von *Quercus castaneaefolia* C. A. Meyer. Sehr kunstvoll ist der obere Rand durch einen Reisstrohhalm umwunden und mit denselben eine ziemlich feste Schlinge hergestellt. Zu den inneren Wandungen wurden zartere Gräser und auch seine Wurzeln verwendet, ein eigentliches Polster fehlt, nur wenige Haare bemerkte man im Innern." R. Bl.

Hagenerarbeiten, §. Heizvorrichtungen. Fr. Hass, der, §. Gest. E. v. D.

**Hag** (Hecke, lat. *indago*), Wände oder Barrieren, welche entweder aus lebenden Pflanzen nach Art der Kneide und Landwehren oder aus Bassijaden *et c.* errichtet und in verschiedenen Zwischenräumen mit Öffnungen versehen waren. Sie dienten für die Zwecke des Jagdbetriebes, indem sich in der Nähe der Öffnungen, gegen welche das Wild gejagt wurde und welche auch öfters mit Rehen und Schlingen versehen waren, die Jäger Stellung nahmen, um so das Wild leichter und sicherer zu erlegen, als es bei dem „Über Land Jagen“ möglich war. Die ersten Nachrichten über die Anwendung des Hages stammen aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts (Weisthmu des Spurkenberger Waldes, Grimm, Weisth. IV, 588). Schw.

**Hagel**, der, §. v. w. Schrot, von einzelnen Autoren nur für die schwächeren Nummern gebracht. J. Colerus, *Economia ruralis-domestica*, 1582, fol. 582 u. 632. — Altinger, Jagd. Wendbüchlein, 1631, p. 337. — Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 193. — Bildungen, Neujahrsgeschenk, 1796, p. 121, 125. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 3., p. 713. — D. a. d. Winsell, Hb. d. Jäger III., p. 540. — Hartig, Lexik., p. 469. — Sanders, Wb. I., p. 636. E. d. D.

**Hagel**. Für den in fester Form aus der Atmosphäre herabfallenden Niederschlag unterscheidet unsere Sprache Graupeln, Hagel und Schlossen. Die letzte Form ist vom Hagel nicht verschieden und die dem Worte untergelegten Bedeutungen gehen vollständig aneinander, indem bald kleine, meist aber große Hagelförner darunter verstanden werden. Graupeln (§. d.) sind kleine, bis erbjengroße, undurchsichtige, homogene, schneeartige Körperchen, die meist

als wesentlich runderlich, von anderen aber in der Hauptform als Kugelsectoren bezeichnet werden.

Die Hagelförner sehen sich zusammen aus einem inneren undurchsichtigen Kern, vielleicht Graupelkorn, und dünnen Stücken von concentrischen Eischalen klaren Eises, welche den inneren Kern etwa wie die Hante einer Zwiebel umgeben; die äußerste Umhüllung ist meist undurchsichtig. Bei genauer Besichtigung zeigt sich das Ganze von eingeschlossenen Luftbläschen in nicht selten radiale Anordnung durchsetzt; Einschlüsse organischer wie anorganischer Abstammung, Staub, Sand, Schwefelkieskristalle, ja selbst einmal Quarzstücke sind als Centren der einhüllenden Eisalotten beobachtet worden. Nicht selten ist die Lage des Kernes eine exzentrische, wie überhaupt die Form des Hagels, wenn auch bei jedem Schauer eine meist gleichartige, so doch von Fall zu Fall eine sehr mannigfaltige ist. Neben abgerundeten Rotationskörpern, mit zum Theil eingedrückten Polen, ist die Form des Kugelectors nicht selten, während prismatischer Hagel ganz vereinzelt dasteht. Durch das Zusammenstreuen mehrerer Hagelförner sind die zuweilen beobachteten seltsamen Formen zu erklären, wie z. B. die mit Eiskristallen besetzten und durchsetzten Hagelstückchen.

Ebenso verschieden wie die Form ist die Größe der Hagelförner; in unseren Breiten schwankt die Größe etwa zwischen der einer Bohne und eines Taubenes bei einem Gewicht bis zu 250 g und mehr.

Wir kennen noch eine vierte Form festen Niederschlags, den man am besten als Eisregen bezeichnen könnte. Dieser Niederschlag rieselt mehr andauernd hernieder, wie dies meist bei Schnee und Regen der Fall ist, nicht schauerweise wie Graupeln und Hagel, und besteht aus durchsichtigen, unregelmäßig gesetzten kleinen Stücken klaren Eises; der Seltenheit des Vorommens mag der Mangel einer sprachlichen Bezeichnung zuzuschreiben sein. Diese Eisstückchen sind vermutlich kleine Tropfen, die beim Durchfallen kälterer Schichten erstarren sind.

An Theorien zur Erklärung der Hagelbildung hat es nicht gefehlt und zumal gab die Erkenntnis der elektrischen Natur unserer Gewitter den Anstoß, die Elektricität als Ursache des Hagels in verschiedener Weise hinzustellen. Insbesondere verschärfte sich die Theorie des um das Verständniß der elektrischen Wirkungen so hochverdienten Naturforschers Volta großen Anhang; hiernach soll das Auftreten der Hagelförner ermöglicht werden durch zwei einander gegenüberstehende ungleichmäßige elektrisch geladene Wölken, zwischen welchen die Hagelförner durch Wirkung der elektrischen Kräfte hin- und hersliegen, wie die Papierkügelchen bei dem elektrischen Puppentanz. Diese wie die übrigen elektrischen Erklärungsversuche haben allmählich der Erkenntnis weichen müssen, daß die Hagelbildung von der Elektricität ebenso unabhängig ist, wie die Entstehung der übrigen Niederschläge, daß vielmehr der Hagel, ebenso wie Blitz und Donner, als eine Begleitererscheinung besonders heftiger Condensationen der Wasserdämpfe in der Atmosphäre anzusehen ist; wir dürfen

annehmen, daß sich Hagel häufiger bildet, als wir ihn an der Erdoberfläche beobachten, da besondere Verhältnisse ihn während des Herabfallens in Regentropfen umzuwandeln vermögen.

Abgesehen von diesen Factoren finden wir Hagel in seinem Vorkommen ganz in derselben Weise bedingt, wie die Entstehung unserer Gewitter (s. d.). Starke Temperaturabnahme nach der Höhe, hervorgerufen in ruhiger Atmosphäre durch die Sonnenstrahlung, und hemmt die Annäherung an den in seichter Luft durch geringere Temperaturabnahme im Vergleich zu trockener Luft bedingten labilen Gleichgewichtszustand der Luftföhre, feinen wir als die Bedingung aufsteigender Ströme, welche wir bei der Mehrzahl unserer Gewitter als die Ursache der Condensationen, der Verdichtung der Wasserdämpfe zu Wasser, anzusehen haben. Hierzu tritt häufig als die Temperaturgegensätze verschärfend ein Vereinsluten kalter Ströme in der Höhe über den wärmeren unteren und bei den Wirbelgewittern die Mischung warmer und kalter Luftmassen durch die von fortschreitenden Cyclonen verursachten Luftbewegungen. Entsprechend den in der Regel geringeren elektrischen Entladungen der Wirbelgewitter finden wir bei diesen auch die Bildung des Hagels gegen die der Graupeln zurücktretend. Ebenso wie sich das in langer Front voranleitende Gewitter an einigen Orten nur durch den Regen und den bei Gewittern charakteristischen Gang von Luftdruck und Temperatur zu erkennen gibt, aber keine elektrischen Erscheinungen zeigt, so kann auch Hagel ohne Blitz und Donner fallen — diese beiden Vorkommnisse gehören aber zu den selteneren Fällen.

Die Ansicht, daß Hagelwetter nur am Tage vorkommen, ist irrig; sie werden auch nachts, wenngleich ebenso wie die Gewitter, ungleich seltener beobachtet. Das Maximum der Hagelhäufigkeit fällt mit dem der Gewitter auf den Nachmittag, und in der jährlichen Periode auf den Sommer, u. zw. finden wir in gleicher Weise ein doppeltes Maximum der Häufigkeit bei uns in der ersten Hälfte des Juni und zweiten Hälfte des Juli.

Hagel und Gewitter nehmen nach Norden hin ab; in den Tropen dagegen, wo die elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre im Maximum sind, kommen in den Ebenen nur ganz vereinzelt Hagelfälle vor. Es ist anzunehmen, daß die Hagelkörper in größeren Höhen gebildet werden und, da sie außerdem wärmere Schichten zu durchschlagen haben, in den meisten Fällen in Regen umgewandelt zu Boden gelangen. Wird hier Hagel betrachtet, so zeigen die Körner meist eine außergewöhnliche Größe. Für diese Erklärung spricht die Erfahrung, daß auf Bergen in den Tropen Hagelfälle nicht selten sind, in Gegenden, wo am Fuße der Berge solche Erscheinung beinahe unbekannt ist.

Es sind daher die gemäßigten Zonen am meisten von Hagel heimgesucht; in nördlichen Breiten nimmt dafür der Graupelschlag an Häufigkeit zu.

Schreiten wir in unseren Breiten von der westlichen Küste nach dem Innern des Continents, so finden wir in dem Vorkommen des Hagels,

abgesehen von localen Verhältnissen, nur wenig Änderung, wohl eine geringe Abnahme der Häufigkeit. Es wirken verschiedene Ursachen im entgegengesetzten Sinne; die nach Osten zunehmende Temperaturabnahme nach der Höhe wirkt begünstigend, die Abnahme der Luftfeuchtigkeit dagegen wirkt einmal der Annäherung an das labile Gleichgewicht der Luft entgegen und verringert andererseits quantitativ die Größe der Condensation in der Atmosphäre. Wenn wir an der Küste Frankreichs flache Landstriche arm an Hagelfällen finden, so dürfen wir die in der Nähe der Küste mangelnde Ruhe der Atmosphäre als Ursache dieses Ausfalls betrachten. Über dem Meere haben wir geringere Temperaturabnahme mit wachsender Höhe und somit auch weniger Hagel zu erwarten.

Die Erscheinung, daß Hagelwetter gewisse Gegenden besonders heimsuchen, ist altbekannt; so scheinen bewaldete Flächen weniger betroffen zu werden als waldlose Ebenen, während Flussläufe und die Umgebungen der Gebirge häufiger betroffen werden. Es dürfte ein Unterschied zu erwarten sein zwischen Flussläufen mit flachen Ufern und solchen in eingeebnerten Thälern wegen der durch die Strahlung der Abhänge bedingten andersartigen thermischen Verhältnisse.

Auch in unseren Breiten mag Hagelbildung häufiger stattfinden, als wir sie beobachten; für eine Umwandlung des Hagels in Regen während seines Falles scheint die Erfahrung zu sprechen, daß häufig Hagel mit Regen vermischte fällt, oder daß dem Hagelstauer etwas Regen vorgeht; dieser Regen würde die durchfallende Luft abführen und durch sein Fallen kältere Luft mit herabreissen, also auf mehrfache Weise die Umwandlung des weiteren Hagels erschweren. Wegen der geringeren Höhe der Hagelwolken in unseren Breiten gegenüber den Tropen und der niedrigeren Lufttemperatur wird gleichwohl bei uns die Umwandlung des Hagels keine häufige sein. Auf Bergen und Hochplateaux finden wir im allgemeinen in unseren Breiten weniger Hagel. Kommen hier unter günstigen Verhältnissen auch aufsteigende Ströme zur Entwicklung, so entbehren diese doch der Ebene gegenüber an Feuchtigkeit, und andererseits entladen sich die heranziehenden Luftmassen am Abhang der Gebirge meist eines großen Theiles ihrer Feuchtigkeit beim Aufstieg.

Da wir wissen, daß das Gewitter meist in Form eines schmalen, bandartigen Streifens quer zur Zugrichtung fortschreitet und der Hagel dagegen meist schmale Streifen in der Richtung der Fortbewegung trifft, könnte es scheinen, als ob in jenen Gewitterstreifen eine, resp. mehrere Stellen für den Hagelfall besonders begünstigt sind durch die meteorischen Vorgänge in der Gewitterfront. Wir müssen indes die Erklärung in den Terrainverhältnissen der Oberfläche suchen; dabei bleibt allerdings noch die Frage unerledigt, ob die besonderen Verhältnisse ein Fallenlassen oder die Bildung des Hagels begünstigen.

Bei der Abwechselung von Berg und Thal, Wald und Feld, resp. Wiesen, von trockener Oberfläche mit Seen, Flüssen und Sümpfen müssen wir bis zu einer gewissen Höhe einen

unregelmäßigen welligen Verlauf der Flächen gleichen Druckes erwarten. Gelangt eine horizontale schwimmende Luftmasse an eine aufsteigende Schrägung der isobarischen Flächen, so wird sie im allgemeinen einen Auftrieb erhalten und wird sich infolgedessen heben, bei einer Schrägung der Flächen nach abwärts wird sie sich entsprechend senken. In dieser Weise erklärt sich auch das Steigen und Fallen, welches Lufschiffer beobachteten, wenn sie über Flussläufe, Wälder u.s.w. fortgetragen werden, ohne daß wir genötigt sind, jedesmal entsprechende Luftströme in der Vertiealen anzunehmen, resp. sind diese Strömungen in obiger Weise durch den Verlauf der isobarischen Fläche bedingt. Es liegt nun nahe, in den Stürmen, welche die fortschreitende Gewitterfront durch jenen ungleichen Verlauf der Flächen gleichen Druckes erleidet, die Bedingungen für das ungleiche Auftreten des Hagels zu suchen. Da die Luftdruckanordnung in der ruhigen Atmosphäre stets relativ die gleiche sein wird, so würde auch zu erwarten sein, daß der Hagel stets dieselbe Gegend besonders heimsucht. Ähnliche Verhältnisse zeigen sich auch bei der Bertheilung der Stärke der elektrischen Entladungen. Obige Erklärung fordert auch als Notwendigkeit, daß bei der Einmündung eines Thales in ein anderes vom heranziehenden Hagel schon betroffenes und ebenso wie bei der Mündung eines Flusses das Hagelwetter die Neigung besitzt, sich zu teilen und gleichzeitig im weiteren Verlauf verschiedene Streifen zu verheeren, eine Erscheinung, die die Erfahrung uns gelehrt hat.

Den Wolkenaufbau bei Hagelwettern besprachen wir bereits in dem Artikel „Gewitter“. Hinzuzufügen ist noch, daß die Hagelwolke als solche meist eine eigenthümliche Färbung besitzt, und bei schweren Hagelwettern häufig aus größere Entfernung hin durch ein starkes raschelndes Geräusch, vermutlich durch das Zusammenklagen der Hagelförner verursacht, ausgezeichnet ist. Bei Hagelwettern tritt zuweilen eine Finsternis ein gleich der bei Sonnenfinsternissen beobachteten. Ebenso wurde an geeigneter Stelle der Gang des Luftsdruckes und der Temperatur bei Gewittern, welcher für Hagelwetter genau derselbe ist, eingehend besprochen; auch finden sich dort die bisherigen Erklärungen für die bei Gewittern sehr häufigen und bei Hagel meist beobachteten Böen.

Noch ist eine Hauptfrage zu beantworten, die Frage, welche unserer Interesse in besonders hohem Grade in Anspruch nimmt und, um es vorweg zu sagen, welche am wenigsten zur Zeit eine bestimmte klare Beantwortung gefunden hat, die Frage, wie die Hagelförner sich bilden. Heutzutage sind hifür im Grunde drei Erklärungen geläufig, ohne daß eine mit Bestimmtheit als die richtige anzusprechen ist; möglich auch, daß jeder dieser Erklärungsversuche zum Theil mit der Wahrheit zusammenfällt.

Die nächstliegende Erklärung lässt gebildete Gruppen fallen und während ihres Falles durch Zusammentreffen mit unter  $0^{\circ}$  erfaßten Wassertropfen und Bläschen, die bekanntlich durch mechanischen Stoß sofort zu Eis er-

starren, zu Hagelförnern anwachsen. Die Annahme des Anwachsens der Hagelförner durch Condensation von über  $0^{\circ}$  temperierten Dämpfen erweist sich zahlenmäßig wegen der so bedeutenden Wärme-Entwicklung bei der Condensation als unmöglich. Die Graupelbildung wird meist in die über Gewitterwolken schwiebenden Cirrenschleier verlegt, wo jedenfalls bedeutende Kälte herrscht; hier werden einzelne größere Eiskristalle in schnelleres Fallen gerathen, sich beim Zusammenstoßen mit anderen zu Graupeln versöhnen und diese Gruppen fallen dann durch jene überkalteten Wolken hindurch. Für die Kälte dieser Wolken sind verschiedene Ursachen aufgestellt worden: die Erfaltung der Luft durch Expansion beim Steigen, die Erfaltung der Tröpfchen und Bläschen selbst durch starke Verdunstung, und endlich ein Eindringen der höheren Unterschichten in den Raum der Wolken durch Bildung eines Vacuum in Folge der aus den Wolken beim Entfallen der Niederschläge mit fortgerissenen Luft; hiebei wird vorausgesetzt, daß besonders die überlagernden Schichten diese Leere ausfüllen werden. Die frühere Ansicht, daß ein derartiges Vacuum durch die bloße Condensation in der Wolke verursacht werden müsse, ist dadurch widerlegt, daß die Ausdehnung des Raumes durch die freiwerdende Condensationswärme die Druckabnahme durch den niedergeschlagenen Wasserdampf überwiegt.

Nicht unwichtig ist die Thatjache, daß die Temperatur des Hagels zuweilen eine sehr niedrige ist. So beobachtete Boussingault im Jahre 1875 die Temperatur des Hagels gleich  $-13^{\circ}$  bei  $26^{\circ}$  Lufttemperatur, im Jahre 1878 gleich  $-2^{\circ}$  bis  $-4^{\circ}$  und Cailletet einst  $-9^{\circ}$ . Ein sicherer Rücksluss auf die Temperatur des Hagels in den Höhenschichten seiner Entwicklung läßt sich nicht wohl machen, da beim Fallen Erwärmung durch Reibung und Condensation und Erfaltung durch Verdunstung einander entgegenwirken und wir sichere Zahlenwerte nicht einsetzen können.

Eine zweite, von Reye entwickelte Theorie sieht bei der Hagelbildung die Existenz von Wirbeln um verticale Achse, Tromben in höheren Schichten der Atmosphäre vorans, welche die Vermittlung zwischen den höheren Cirren und dem eigentlichen Hagelenmissus übernehmen. Die Trombe soll den Wasserdampf als Niederschlag zu den Eiskristallen der hohen Wolken führen, die sich zu Gruppen zusammennähren und wird den Niederschlag auf sich vereinigen; hiervon der Auftrieb vergrößert und die Hagelförner gelangen in immer höhere und kältere Luftschichten. Das Anwachsen der in der Trombe spiraling herumgewirbelten Hagelförner wird dann so lange vor sich gehen können, bis sie, zu schwer geworden, aus dem strudelnden Trichter herabstürzen. Sichere Beobachtungen über derartige wirbelnde Bewegungen über dem Hagelgewölle liegen nicht vor, doch entzieht dies Gewölle vielleicht den Vorgang unseren Blicken.

Endlich besitzen wir aus der neueren Zeit noch eine Theorie der Hagelbildung von Möller („Deutsche Met. Zeitschr.“ 1884), welche einen Wirbel um eine horizontale Achse (s. Gewitter)

vorausgesetzt. Möller lässt aus der durch Condensation gebildeten Wolke in der Böe kalte und durch die Niederschläge noch weiter erhaltende Luft mit diesen zugleich herabstürzen, auf welchen Borgang schon früher von anderen hingewiesen worden war; diese Luftmasse trifft den Erdboden unter einem spitzen Winkel und läuft sich, der Böenwolke voranseilend, schließlich tott; durch die nachfolgenden Luftmassen wird sie dann wieder emporgehoben, gleichsam durch einen Keil emporgetrieben, dehnt sich aus und erhaltet noch weiter, und gelangt dann zurückbleibend schließlich wieder in den herabstürzenden Ast der Böe. Möller vergleicht diesen Vorgang mit unseren Kaltluftmaschinen (S. 241).

„Erst Aufsteigen warmer Luft, welche in der Höhe ziemlich kalt wird, dann Übertragung dieser Kälte durch die Niederschläge auf untere Schichten, Abkühlung derselben auf eine Temperatur, welche der Temperatur der oberen Schichten nahe kommt, und nun zum Schluss Emportrieben dieser schon im Beginn der steigenden Bewegung kalten Luft. Die Expansionserhaltung thut nun ihr Übriges, um Frostfälle zu erzeugen. Unjere Kaltluftmaschinen arbeiten ebenso. Abkühlung warmer, unter hohem Druck stehender Luft durch kühles Wasser und nachfolgend Expansion der abgekühlten Luft. Während dieser Expansion fällt die Temperatur abermals und sinkt unter den Gefrierpunkt.“

„Der Hagelschlag dauert nicht lange, weiter rückwärts stürzen Regentropfen aus dem gewölbten Hauptgewölfe auf directem Wege zum Erdboden hinab, sind daher meistens kleiner und werden dieselben namentlich hier nicht in fester Form fallen, weil sie die vorgedachte Kaltmaschine, d. h. den aufsteigenden Strom kalter Luft, nicht treffen.“ Da wir Hagelschauer auch ohne gleichzeitige starke Böen beobachten, so kann diese Theorie auf allgemeines Zubtreffen auch keinen Anspruch erheben.

Das strichweise Fallen des Hagels lässt sich aus jeder der besprochenen Erklärungsversuche im Anschlisse an die vorangegangenen Erörterungen in gleicher Weise erklären.

Die allgemeinen Bedingungen für ein Zustandekommen von Hagelwettern vermögen wir nach allem wohl anzugeben, über die näheren Vorgänge bei dem Proces der Hagelbildung sind wir aber noch ebenso weit von dem Besitz einer allbefriedigenden Erklärung entfernt, wie wir dies von der Entstehung der Gewitterelektricität in gleicher Weise eingestehen müssen. Vgl. Schwaab, „Die Hageltheorien älterer und neuerer Zeit“, 1878, und besonders Wachner, „Historisch-kritische Übersicht über die Hageltheorien etc.“, 1876, sowie die Abhandlungen in der „Zeitschr. d. Öst. Ges. f. Met.“, Jahrgang 1—20, und in der „Deutschen Met. Zeitschrift“ Jahrgang 1—5. Gbn.

Hagelschnüre, j. Zeugung.

Hagen, Otto Friedrich v. geb. 15. Februar 1817 in Ilsenburg (Harz), gest 10. September 1880, Sohn des gräflich Stolberg-Wernigerode'schen Oberforstmeisters Friedrich Wilhelm v. Hagen, besuchte das Gymnasium zu Schulsporta und wandte sich dann, ebenso wie seine fünf übrigen Brüder, aus innerer

Neigung dem Forstfache zu. Das Lehrjahr wurde theils in der Oberförsterei Lüneburg, theils am Harz absolviert, 1838 und 1839 auf der Forstakademie Neustadt-Eberswalde und hierau noch an der Universität Berlin studiert. 1841 bestand Hagen seine Oberförsterprüfung und noch im Zuge desselben Jahres die Prüfung des Regierungs- und Forstreferendar, arbeitete dann als Secretär bei den Regierungscollegien in Merseburg, Erfurt und Arnsberg und machte 1844 das Examen als Regierungs- und Forstassessor. Sofort nach seiner Ernennung zum Regierungskonsessor wurde Hagen 1845 als Hilfsarbeiter in der forstlichen Abtheilung des Finanzministeriums beschäftigt und 1846 als Oberförster zu Falkenberg angestellt.

Unter Ernennung zum Forstinspector wurde er 1849 definitiv in das Finanzministerium berufen, wo er rasch von Stufe zu Stufe emportieg. 1850 wurde er Forstmeister mit dem Range der Regierungsräthe, 1854 Oberforstmeister mit dem Range der Oberregierungsräthe, 1856 Rath III. Classe, 1861 Landforstmeister und Rath II. Classe, 1863 Oberlandforstmeister, Ministerialdirektor und technischer Chef der Forstverwaltung, 1866 Mitdirektor in Forst- und Jagdsachen bei der Abtheilung für Domänen und Forsten mit dem Range eines Ministerialrathes I. Classe, 1877 wirklicher Geheimrath mit dem Prädicat „Excellenz“, seit Februar 1880 Ministerialdirektor der forstlichen Abtheilung im landwirtschaftlichen Ministerium. In seiner Eigenschaft als Oberlandforstmeister war Hagen auch Curator der beiden preußischen Forstakademien.

Hagen war ein praktischer, vortrefflich gebildeter und äußerst geschäftstüchtiger Beamter, welcher seinen Beruf über alles stellte und unter dessen Überleitung das preußische Forstwesen sich sehr gehoben hat. Nach den Ereignissen des Jahres 1866 hatte er die Aufgabe, die Forstverwaltung in den neu erworbenen Gebieten zu organisieren, ebenso war er auch an der Errichtung des Forstwesens in den Reichslanden im Jahre 1871 in hervorragendem Maße betheiligt. Als es wünschenswert erschien, für die westlichen Provinzen eine neue forstliche Bildungsstätte zu gründen, entschied sich Hagen für Errichtung einer Forstakademie in Münden, ein Project, welches er trotz des Widerspruches in der Volksvertretung zu Gunsten der Vereinigung des forstlichen Unterrichts mit einer der beiden Universitäten Marburg oder Göttingen durchführte. Hagen war überhaupt ein entschiedener Anhänger des Princips der forstlichen Fachschule, aber auch ein eifriger Förderer der Forstwissenschaft, was namentlich bezüglich des forstlichen Versuchswesens hervor trat. Eine seiner letzten Arbeiten war die außerordentlich reiche Begründung des auf Gegenseitigkeit beruhenden Brandversicherungsvereines der preußischen Forstbeamten.

Hagen war auch literarisch thätig. In weiten Kreisen ist er bekannt als der Verfasser der „Forstlichen Beziehungen Preußens“ (1. und 2. unveränderter Abdruck, 1867, 2. Aufl., von Donner bearbeitet, 1883), einer mustergültigen Schrift auf dem Gebiete der Forststatistik; außer-

dem hat er bereits 1834 gemeinschaftlich mit Bando ein vom preußischen Landesökonomie-collegium herausgegebenes Werk bearbeitet: „Über die Anlage und Bewirtschaftung von Eigenschäfthaltdungen mit besonderer Rücksichtigung der mittleren Provinzen des Preußischen Staates“.

Sein Andenken ist durch ein größeres, 1884 enthaltetes Denkmal bei Eberswalde geehrt, außerdem wurde noch ein einfacher Denkstein in der Oberförsterei Haste (Regierungsbezirk Minden) an der Stelle errichtet, wo er noch wenige Wochen vor seinem Tode, am 3. August 1880, zwei Rehböcke erlegt hatte. *Schw.*

**Hähne**, die, *locale*, scherhaft, vom nnd. he = sie abgeleitete Bezeichnung weiblichen Federwildes. Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 192. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 2., p. 236. — D. a. d. Wintell, Hb. f. Jäger II., p. 382. — Adelung, Wb., 1775, II., p. 985. — Sanders, Wb. I., p. 699. *E. v. D.*

**Hahn**, der, das Männchen aller Hühnerarten, der Trappen und der Kampfschnepfe (Machete pugnax). Fleming, T. F., 1729, fol. 160. — Döbel, 1746, IV., fol. 121. — Notabilia venatoris, 1731, p. 81. — Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 193. — Hartig, Wm spr., 1800, p. 114; Lexik., p. 233. — Behlen, Wm spr., 1829, p. 74; Real- u. Verb.-Lexik. III., p. 557. — Die hohe Jagd, 1846, I., p. 361. — Sanders, Wb. I., p. 657; Erg. Wb., p. 246. *E. v. D.*

**Hahn** (auch *Hammer* genannt) ist der zur unmittelbaren Ausübung des Schläges auf das Zündhütchen, sowie zum Spannen des Schlosses bestimmte, äußerlich sichtbare Schlagkörper des Percussionsschlusses (i. d.); bei den alten Luntenschlössern hatte der einem ähnlichen Zweck dienende Schlüsselheit häufig die Gestalt eines gekrümmten Vogelhalses mit Kopf (Hahnenkopf) und wurde der Name demnächst auf den S-förmig gestalteten Hahn des Percussions-schlusses übernommen und in der Neuzeit auch auf den entsprechenden Schlüsseltheil der heutigen Schlosser dieser Art übertragen. *Th.*

**Hahnenritt**, s. *Zeugung*.

**Hahnlose Gewehre** (engl. hammerless) heißen diejenigen Centralfeuergewehre, bei welchen der die Zündung vermittelnde Schlagkörper äußerlich nicht sichtbar ist, sondern im Innern des Schlosses sitzt (Construction i. Schloß). Die Gewehre sind Selbstspanner und haben außerdem den Vortheil, daß die vollkommen geschützten Schlosser nicht wie bei Hahngewehren einer unzeitigen Berührung vorstehender Theile (hängenbleiben der Hähne) und damit unbeabsichtigter Entladung ausgesetzt sind; das freie Gesichtsfeld wird meist als ein besonderer Vortheil der hahnlosen Gewehre bezeichnet, während an Hahngewehre gewöhnte Jäger die durch die Hähne gewährte Ausehnung des Blickes (Zielen) beim schnellen Anschlagen der hahnlosen Gewehre vermissen. Eine besondere äußerlich sichtbare Marke (Stift, Zeiger) muß das Gespanntsein des Schlosses anzeigen, falls letzteres nicht bereits durch die hier vielfach angewendete selbsttätige Sicherung gesichert. Den Nachtheil der bei geladenem Gewehr stets gespannten

Schlagsedertheit die Mehrzahl dieser Gewehre mit den meisten Selbstspannern.

Die hahnlosen Gewehre kamen zuerst in England zu Anfang der Sechzigerjahre auf, erlangten bereits in den Siebzigerjahren ein ziemliches Übergewicht und verbreiteten sich dann auch rasch auf dem Continent.

Bündnadelgewehre sind zwar strenggenommen ebenfalls hahnlose Gewehre, der Sprachgebrauch ordnet sie indes diesem Begriff nicht unter. *Th.*

**Hahnverschluß** gehört zu den Verschlüssen mit feststehendem Lauf und wird bei Jagdgewehren selten angewendet, ist indes für Salons-rc. Gewehre als System Flobert stark im Gebrauch. Ein nach Art des Hahns bewegliches, hinter dem Rohr sitzendes Verschlusstück mit horizontaler, unterhalb des Laufes angebrachter Drehachse kann durch eine Handhabe (wie ein Hahn) auf- und zugeklappt werden; durch dasselbe geht der Bündnstift, auf welchen der hinter dem Verschlusstück mit etwas tieferer horizontaler Drehachse sitzende eigentliche Hahn aufschlägt und so, während er den Schlagstift vortriebt, zugleich das Verschlusstück fest gegen den Lauf preßt. Zum Öffnen muß erst gespannt (der Hahn zurückgezogen) werden, damit man das Verschlusstück aufklappen kann; letzteres wirft dabei mit seinem Auswerfer die leere Hülse aus. Das System (fast einziger Repräsentant Remington) erlaubt nur schwache Ladungen, da stärkere das Verschlusstück zurückdrücken.

Bei Flobert (i. d.) sind die Funktionen von Verschlusstück und Hahn in einem einzigen Stück vereinigt. *Th.*

**Haisla**, Name für Leit-, seltener für sonstige Hündinnen. Döbel, 1746, I., fol. 86. — Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 193, 200. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 1., p. 277. — Hartig, Lexik., p. 269. — Döbel, Wildanger, p. 43. — Behlen, Real- u. Verb.-Lexik. III., p. 561. *E. v. D.*

**Hainpfahl**, Baumzeichen, s. *Wasserrecht*. *Mcht.*

**Hainbuchenerziehung**, s. *Weißbuchenerziehung*. *Gt.*

**Hainbuchen**\*)-Schädlinge treten der Zahl nach weit zurück gegenüber den Schädlingen mancher anderer Laubbäume. Unter den Großthieren schadet Weidevieh (Hornvieh, Ziegen, Schafe, Pferde) durch Verbiss; das Gleiche ist der Fall bezüglich des Hoch- und Rehwildes und des Löffelwildes; die Reim- und einjährigen Pflanzen leiden durch Hasen und Kaninchen stark. — Hirsch und Rehböcke fegen die Heister, und Hochwild ohne Unterschied des Geschlechtes schält die noch glattrindigen Stangenholzer. Am Schälgeschäfte beteiligen sich auch, u. zw. mehr am schwächeren, jüngeren Holze, nebst Hasen und Kaninchen die kleineren Jäger: Eichhörnchen (i. d.), Haselmaus (i. Schlämäuse), Mäuse (i. d.) und Wühlmaus (i. d.). Diese letzteren und unter ihnen ganz besonders die Reitmans (Hyp. amphibius) zertrümmern auch die Wurzeln, durchbeißen und schälen sie. Der Samenertrag wird

\*) *Carpinus betulus*, Hain-, Weißbuche, Hornbaum.

gleichfalls durch die genannten kleinen Käger beeinträchtigt. Zugeleichen durch *Bogelfraß*, besonders durch *Fringilla montifringilla* und *F. coccothraustes* (Bergfink und Kernbeißer), welche in ungeheuren Flügen in den Hainbuchenbeständen anfallen. Die Insekten zählen eine verhältnismäßig nur geringe Anzahl wirklicher Schädlinge, welche in nachstehender Übersicht zusammengefaßt sind:

1. Wurzelsträß, 6beinige, stets gekrümmte, saftigweiche, schwitzigweiße, am Leibesende bläsig aufgetriebene, große Larve: *Engerling* (s. *Melolontha vulgaris*).
2. Drahtwürmer (s. *Elateridae*).
1. Oberirdische Pflanzen- und Baumtheile beschädigend.
2. Außerlich an Rinde, Knospen, Blätter fressend oder saugend.
3. Käfer oder Läuse.
4. An der Rinde sitzende Schildläuse: *Leucanium carpini* (s. d.), Hainbuchen-schildlaus.
4. An Knospen oder Blättern fressende oder saugende Käfer oder Läuse: A. Käfer:
  1. Maikäfer (s. *Melolontha*); 2. spanische Fliege (Pflasterläuer), s. *Lytta vesicatoria*; 3. Blattwidler-Rüsselkäfer, s. *Rhynchites* und *Apoderus*;
  4. Grünrüsselkäfer, s. *Metallites*.
 B. Blattläuse: *Aph. (Aleur.) carpini* und *Aph. (Callipt.) carpini* (s. *Aphidae*).
3. Larven: 10- oder 16füßige Schmetterlingsraupen. A. 10füßige Raupen: der Frostspanner, *Cheimathobia brumata* (s. d.) und *Fidonia defoliaria* (s. d.). — B. 16füßige Raupen: Goldäster, *Porthesia chrysorrhaea* (s. d.); Rothirschwanz, *Dasychira pudibunda*; großer Schwammspinner, *Ocneria dispar* (s. d.).
2. Im Innern der Rinde, des Holzes oder zwischen Rinde und Holz fressend.
3. 16füßige Raupen (s. *Cossidae* und *Zeuzera*).
3. 6beinige oder fußlose Larven oder Käfer.
6. Querschnitt der Fraßgänge, sowie die Fluglöcher elliptisch; Larven fußlos oder die Brusttheine nur rudimentär audeutet; Gänge größtentheils oder ausschließlich unter der Rinde verlaufend; s. *Buprestidae* und *Cerambycidae* (*Cerambyx Scopolii*).
6. Querschnitt der Fraßgänge kreisrund; wie mit stärkeren oder schwächeren Stricknadeln eingestochen.
7. Larven 6beinig; Käfer walzig, mit fazzenförmigem Halschilde; bis 5 mm lang; s. *Anobiidae*.
7. Larven fußlos.
8. Gänge ausschließlich unter der Rinde.
9. Gänge in eine aus Holzspänen bereitete eiförmige Puppenwiege endend; Käfer röthlichbraun mit dunklerer Punktfierung und Bänderung und borstenförmigen langen Fühlhörnern; s. *Leiopus* (*Cerambycidae*).
9. Gänge einen querlauenden Brutgang mit von diesem abzweigenden Larven-

gängen darstellend; s. *Scolytus carpini* (*Scolytidae*).

8. Ausschließlich im Holzkörper verlaufende Gänge; s. *Xyleborus dispar*; *Tropicodon domesticum* (*Scolytidae*, *Tomicini*). Hschl.

**Hainen**, s. v. w. Brennen des Waldbodens (s. d.). Gt.

### Haken, der.

- I. S. v. w. Hest, s. d. Fleming, T. J., 1724, fol. 220. — Döbel, 1746, II., fol. 31. — C. v. Heppe, Aufr. Lehrprinz, 1751, p. 139. — Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 200. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft II., p. 502. — D. a. d. Winkel, Hb. f. Jäger I., p. 409. — Hartig, Lexik., p. 256. — R. R. v. Dombrowski, Der Fuchs, p. 181.

II. „Haken schlagen nennt man es, wenn ein Hase durch Absprünge und Wendungen den ihn verfolgenden Hunden zu entgehen sucht.“ Hartig, Lexik., p. 234. — J. Chr. Heppe, Jagdinst III., p. 53. — Laube, Jagdbrevier, p. 280. — Bechstein, I. c. I., 1., p. 283. — Behlen, Wm spr. 1829, p. 74. — R. R. v. Dombrowski (vom Fuchs), Der Fuchs, p. 181.

III. Die beiden als Trophäen geltenden Eßzähne im Oberkiefer des Rothwildes, vgl. Granen. Chr. W. v. Heppe, I. c., p. 186. — Bechstein, I. c. I., 1., p. 83. — Hartig, I. c., p. 227. — Laube, I. c., p. 279. — R. R. v. Dombrowski, Das Edelwild, p. 5, 7. — Kobell, Wildanger, p. 100, 182. — Behlen, I. c.

IV. „Die vier vorstehenden Eßzähne der Bache heißen Haken.“ Laube, I. c. — Bechstein, I. c. I., p. 145. — Winkel, I. c. I., p. 304. — Sanders, Wb. I., p. 659. C. v. D.

**Haken**, verb. intrans., s. aufhaken.

C. v. D.

### Hakenbuhnen, s. Senkschinenwände. Fr.

**Hakreißer**, die (pl.), nennt man die am Vogelherd und vor der Uhuhütte zum Aufhaken (s. d.) der angelockten Vögel aufgestellten dünnen Bäume oder Sträucher. Mellin, Anwsg. 3. Anlage v. Wildbahnen, 1777, p. 352. — J. Chr. Heppe, Jagdblatt III., p. 107. C. v. D.

**Halali**, interj., vom frz. ha, là lit! = ha, da liegt er, ein Ausruf, welcher in dem Augenblick ausgestoßen wurde, wo bei der Parforcejagd die Kräfte des gejagten Hirsches versagten und er sich den Hunden stellte. Auch nannte man so substantiellisch das hiebei geblasene Signal, das Ermatteien selbst, den Moment und den Ort, wo es eintrat. „Ha là lit. ha là lit! wird bei der Kurze gerufen.“ Döbel, 1746, II., fol. 97. — „Auch diesen Schlufs der Jagd zeigt der Ausruf: Halali! und die Halali-Fanfare an.“

D. a. d. Winkel, Hb. f. Jäger I., p. 130. — „Halali“ nennt man den parforce gejagten Hirsch oder das Schwein, wenn es wegen Ermüdung nicht mehr fortlauf. Dergleichen Wild wird dann entweder mit dem Hirschfänger abgefangen oder totgeschossen; während dies geschieht, wird eine besondere Fanfare geblasen, die man das Halali oder den Tod, Hirsch-, Sau-Tod nennt.“ Hartig, Lexik., p. 234. — Laube, Jagdbrevier, p. 280. — Kobell, Wildanger, p. 480. — R. R. v. Dombrowski, Das Edel-

wild, p. 201. — Sanders, Wb. I., p. 661 b; Tremdub. I., p. 472. E. v. D.

**Halbbauwehr** ist ein Uferschutzbau aus Holz und wird in der Weise hergestellt, dass man längs der zu verhauenden Uferstrecke in Abständen von 2—3 m Langpfähle mittelst der Handramme oder der Künstramme 1—2 m tief in den Boden einschlägt. In einem steinigen Boden sind die Pfähle natürlich zu beschönigen. Am Kopfe werden die eingeschlagenen Pfähle schief abgeschnitten und mit aufgenagelten Brettern gedeckt. An die Langpfähle werden dann Halbbäume, d. i. in der Mitte geteilte Baumstämmen, horizontal angelegt und mit Holznägeln befestigt. Der oberste Halbbau wird mit einem darauf genagelten einfachen Brett gedeckt.

Der Arbeitsaufwand pro laufenden Meter Halbbauwehr kann bei der Höhe von

	Tagsichten	Holz	Bretter
1 m mit 1 1/4—1 3/4	0·186 fm <sup>3</sup>	1·0 m	
1 1/2 " "	1·2—1·4	0·213 "	—
1 3/4 " "	1·3—1·5	0·240 "	—
2 " "	1·4—1·6	0·266 "	—
verauschlagt werden.	1·5—1·7	0·293 "	—

Halbe Mast. s. Mastjahr, Samenjahr.  
Fr. Gt.

**Halbengebrauchswald**. Eine fast ausschließlich nur in dem ehemaligen Kurfürstenthume Hessen vorkommende, rechtshistorisch höchst interessante Form des Waldeigenthums, bei welchem, wenigstens während der letzten Zeit vor der jetzt fast vollständig durchgeföhrten Auseinanderziehung, eine bestimmte Gemeinde die Nutzungen mehr oder minder ausschließlich bezog, jedoch für die Hauptnutzung, das Holz, eine geringe Geldabgabe an den Staat zu leisten hatte. Diese Geldabgabe, welche unter dem Namen der „Obervanztaxe“ seit langen Jahren festzustehen pflegte, ist darauf zurückzuführen, dass sie die Hälfte des Forstgeldes darstellte, welches von den Unterthanen für das aus dem landesherrlichen Waldungen verabfolgte Holz zu zahlen war. Für diese Geldabgabe übte der Staat nicht allein, wie bei den (vollen) Gemeindewaldungen, die Aufsicht und Verwaltung, sondern trug auch ausschließlich die Kosten der Bewirtschaftung und des Forstschatzes.

Die Geschichte der Halbengebrauchswaldungen ist zur Zeit noch nicht vollständig aufgeklärt, u. zw. namentlich deshalb, weil genügende Documente für die Rechtsverhältnisse aus älterer Zeit fast vollkommen fehlen. In einem Fall, für welchen die Quellen bis zu Beginn des XIV. Jahrhunderts zurückreichen, war der betreffende Wald den Marktgenossen vom Landesherrn als Eigenthum überlassen worden, gegen Entrichtung einer jährlichen Getreideabgabe für den vogteilichen Schutz. Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts wurde dann verabredet, dass statt der Vogteileisierung vom Brennholz der „halber Forst“ und bei der Mast das volle Mastgeld gegeben werden solle, das Bauholz blieb frei.

Es scheint daher im Zusammenhange mit aenderwärts vorkommenden Rechtsverhältnissen, dass von frühester Zeit an der Landesherr die

Bogtei über die betreffenden Gegenden ausübte und dafür einen bestimmten Anteil an den Erträgen derselben genoss, wie z. B. der Burggraf von Nürnberg das Recht des dritten Bannes, sowie noch anderer Bezüge aus dem Sebalderforst hatte („Insuper quod terciam seram, terciam arboreum de foresto, ac omnia ligna jacentia in eodem, possit tollere, capere et habere“, a. 1281 Mon. Zoll, t. II, 128). Charakteristisch ist hier nur die hohe Quote, welche den Landesherrn zustand, vielleicht handelte es sich dabei um ursprünglich grundherrliche Marktgenossenschaften.

Die ersten allgemeinen Angaben über die Halbengebrauchswaldungen finden sich in dem „Waldbuch von Hessen“ von 1534 und in dem „Ökonomischen Staat“ von Hessen unter Landgraf Wilhelm IV. etwa aus dem Jahre 1585. In beiden ist ein Verzeichniß der hessischen Waldungen enthalten, über welche eine Bemerkung sagt: „Was aber von Gehölze in diesem Buch mit schwarzer Tinte geschrieben, steht unsern Gnädigen Fürsten und Herrn allein zu mit Forst, Jagt, Mast und allen Nutzungen: Was aber von Gehölze mit Roter Tinte verzeichnet stehen den Underthanen zu Gebrauch halben Forst und Mast; Was aber denen vom Adel zustehet gebrauch keinen Forst oder Mast.“

Aus diesen Urkunden und zahlreichen späteren amtlichen Schriftstücken geht zweifellos hervor, dass die sog. Halbengebrauchswaldungen oder, wie man zu sagen pflegte, die „halben Gebrände“ ebenso wie die „gauen Gebrände“, von welchen eine derartige Abgabe nicht zu entrichten war, bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts ganz allgemein als Gemeindewaldungen betrachtet wurden und von einem landesherrlichen Miteigenthum nirgends die Rede war. („Nachdem wir den unterhängtesten Bericht erhalten, auch an verschiedenen Orten wahrgenommen, dass die Gemeinde-Gehölze, ganze und halbe Gebrände, von denselben, welche das Bau- und Brennholz und Hude darinnen zu genießen berechtigt sein mögen, sehr ruinirt werden“. a. 1711.) Auch bei der Catasteranfuhrung in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts sind die Halbengebrauchswaldungen regelmäßig auf den Namen der Gemeinde geschrieben worden, meist mit dem Zusatz „halber Forst“ oder „halber Gebranth“. Diese und ähnliche Bemerkungen hatten um den Zweck der Erläuterung des Steuerfazies, die Halbengebrauchswaldungen werden in den Steuerreglementen gar nicht besonders erwähnt, sie sind vielmehr, wie angenommen werden muss, unter den Gemeindegebäuren mit inbegriffen.

Erst gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts scheint das grössere pecuniaire Interesse des Staates an den Halbengebrauchswaldungen eine vermehrte Thätigkeit der Forstbehörden bei deren Bewirtschaftung und im Zusammenhang damit nach und nach auch eine andere Auffassung des Rechtsverhältnisses zur Folge gehabt zu haben. In dem Generalauszschreiben vom 11. Mai 1790, die Ausbesetzung der Waldwege betreffend, wird zum erstenmal von den „gauen herrschaftlichen und halben Gebrändewaldungen“ gesprochen; hier erscheinen also bereits die

leßtere, wenigstens nach der Aussäffung der Forstbehörden, als halbherrschliche Waldungen.

Der Grund für diese Unbildung der Rechtsanschauung dürfte darin zu suchen sein, daß mit der Entwicklung einer eigentlichen Forstwirtschaft in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts die Einwirkung des Staates auf diese Waldungen zunahm; er hatte die volle Last der Administration ohne ein weiteres Äquivalent als die Erhöhung der Einnahmen, welche eine Folge der verbesserten Wirtschaft war. Es konnte infolge dessen nach und nach der Gedanke entstehen, der Staat sei verpflichtet zur Administration der Halbengebrauchswaldungen, aber gleichzeitig auch Miteigentümer an denselben.

Die hierin liegende Änderung des Rechtsverhältnisses vollzog sich nicht überall gleichmäßig, in den meisten Fällen acceptierten aber die Gemeinden das ihnen offenbar vortheilhafte, ihre eigene Einnahme infolge des Steigens der Natural- und Gelderträge erhöhende neue Verhältnis, ohne das Miteigenthum des Fiscus zu bestreiten.

Nach dem Aufhören der französischen Fremdherrschaft trat die Aussäffung von dem Miteigenthum des Staates bei den leitenden Behörden in zahlreichen Erlässen und Maßnahmen entschieden hervor; gleichzeitig erging auch an viele Gemeinden die Forderung in die Erhöhung der Observanztaxe auf die Hälfte der Localtaxe zu willigen. Nur in wenig Gegenden (z. B. in Hessen-Nothenburg) gelang es jedoch, diese Steigerung durchzuführen, in den meisten Fällen widersetzten sich die Gemeindevorstände mit Erfolg und man sah davon ab, zwangsweise vorzugehen, so daß um die Mitte des XIX. Jahrhunderts der eingangs angegebene Rechtszustand vorhanden war.

Zur Zeit der Vereinigung des Kurfürstentums Hessen mit der preußischen Monarchie 1866 existirten in der ehemaligen Provinz Niedershessen 196 derartige Waldungen. Bei dem in der Folge eingeleiteten und nunmehr fast vollständig durchgeführten Auseinandersetzungsvorfahren wurden die in den ersten Decennien des XIX. Jahrhunderts erlassenen Verordnungen als einseitige Willenserklärung für die dem Fiscus gegenüberstehenden Gemeinden nicht als präjudizierlich betrachtet, sondern vielmehr in der Hauptfache darauf gesehen, welche Stellung die Gemeinden ihrerseits angenommen, insbesondere ob sie in rechtsverbindlicher Weise das vom Fiscus beanspruchte Miteigenthumsrecht anerkannt hatten. War dieses der Fall, so wurde hiernach die Auseinandersetzung geregelt, während in den anderen Fällen die Position der Gemeinden eine weit günstigere war.

Es ist indessen nicht zulässig, ganz allgemein zu behaupten, daß alle jetzt sog. Halbengebrauchs-waldungen ursprünglich Marktwaldungen waren, welche im Laufe der Zeit in die Verwaltung und das Miteigenthum des Staates gerieten, da auch bisweilen Waldungen, bei welchen ganz andere Rechtsverhältnisse ursprünglich vorlagen, öfters ebenfalls als Halbengebrauchs-waldungen bezeichnet und behandelt wurden, wie z. B. der

Stadtwald von Melungen; für die große Mehrzahl der Fälle trifft diese Aussäffung aber zu. Schw.

**Halbente**, die (pl.), seltener Ausdruck für die kleineren Wildarten. „Halbente werden von den Jägern und Entenjägern alle die (Enten) genannt, welche um ein Drittheil (oder mehr) kleiner sind als die Stockente, Mittelente die, welche ihrer Größe nach zwischen der Stock- und Krückente stehen.“ D. a. d. Winkell, *Hb. f. Jäger II.*, p. 745. — Bechstein, *Hb. d. Jagdwissenschaft I.*, 2., p. 171. — Robell, *Wildanger*, p. 413. E. v. D.

**Halbheister** nennt man Pflänzlinge von ca. 2 m Höhe (s. über ihre Behandlung v. bei: „Ausheben“, „Beschneiden“, „Aushämmern“, „Dreiblanzung“, „Kampfblanzung“ sub 10, „Eichenerziehung“ sub 2 b). Gt.

**Halbkastenjoch**, s. Holzriemen. Fr.

**Halbtücher**, die (pl.), Jagdtücher, die etwas niedriger sind als die hohen Tücher, s. Jagdzug. Notabilia venatoris, 1731, p. 17. — Döbel, 1746, II., fol. 23. — Onomat. forest. IV., p. 417. — Chr. W. v. Heppen, Wohlfred. Jäger, p. 193. — D. a. d. Winkell, *Hb. f. Jäger I.*, p. 569. — Hartig, *Wmspr.*, 1809, p. 115; Lexit., p. 234. — Behlen, *Wmspr.*, 1829, p. 74; Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 572. — Die hohe Jagd, 1846, I., p. 362. E. v. D.

**Halbwögel**, die (pl.), nennt man die kleineren Drosselarten, von welchen 8 Stück auf einen Spieß (s. d.) gehen, vgl. *Gauzvögel*. Höhberg, *Georgica curiosa*, Nürnberg 1682, fol. 813, 819. — Altinger, *Jagd und Wendbüchlein*, 1631, p. 240. — E. v. Heppen, *Ausr. Lehrprinz*, 1751, p. 166. — Chr. W. v. Heppen, Wohlfred. Jäger, p. 119. — Bechstein, *Hb. d. Jagdwissenschaft I.*, 2., p. 220. — Winkell, *Hb. f. Jäger II.*, p. 343. — Hartig, *Wmspr.*, 1809, p. 115; Lexit., p. 213. — Behlen, *Wmspr.*, 1829, p. 71; Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 570. E. v. D.

**Halbwind**, der, heißt jener Wind, welcher weder direct vom Wilde zum Jäger (guter Wind), noch umgekehrt (schlechter Wind) streicht, sondern senkrecht auf eine den Jäger und das Wild verbindend gedachte Gerade außfällt. Keller, *Die Gemse*, p. 498. E. v. D.

**Halbwüchsig**, adj., nennt man ein Wild (vorzugsweise nur Hasen und Kaninchen), wenn es etwa die Hälfte seiner normalen Stärke erreicht hat; vgl. Dreilaufser, vollwüchsig, Quart-hase. „Halbwüchsig wird ein junger Hase, der 2 Monat alt ist, benennt.“ Chr. W. v. Heppen, Wohlfred. Jäger, p. 194. — Onomat. forest. IV., p. 417. — D. a. d. Winkell, *Hb. f. Jäger II.*, p. 1. — Hartig, *Wmspr.*, 1809, p. 115; Lexit., p. 234. — Behlen, *Wmspr.*, 1829, p. 74; Real- u. Verb.-Lexit. VI., p. 237. E. v. D.

**Halias** Tr., Kahneule, Gattung der Familie Noctuophalaenidae, Abtheilung Noctuae (Eulen), Ordnung Lepidoptera. Diese Gattung steht der Gattung *Earias* (s. d.) am nächsten; die Augen sind gewimpert; Nebenauge vorhanden; Palpen vorstehend, dünn, flammig behaart, mit langem, nacktem Endgliede; Schenkel dünn flammhaarig; Vorderflügel trapezoidisch, die Auhangzelle fehlend. — Bezüglich Familiencharakter: s. *Earias*. — Nur eine Art:

**Häleßlinta.** — **Halle.**

Halias (Tortrix Hub.) *prasinana* L. Borderflügel grün, mit verwachsenen weißlichen Schrägstreifen; Hinterflügel und Hinterleib gelb (♂) oder weiß (♀); Fühler purpurroth, 13 bis 17 mm. Von plumpem Körperbau; Kopf eingezogen; Thorax unbeschupft; Hinterleib im hinterwinkel um ein Viertel überragend. Fühler mit nur zwei ganz kurzen Borsten an jedem Gliede. Borderflügel schon an der Wurzel sehr breit, mit scharfer, etwas schräg vorgezogener Spize; Saum sehr schräg; Innenwinkel abgerundet; Wellenslinie schwach angedeutet; vorderer Schrägstreif vom Innenrande dicht an der Wurzel in die Mitte des Borderrandes; der mittlere ihm parallel ans der Mitte des Innenrandes, deutlicher; beide auf den zugefalteten Seiten etwas dunkler angelegt; der dritte (sehr verlochene) in die Flügelspitze einmündend. Vorder- und Innenrand, sowie die Spitze der Borderflügelstrahlen beim ♂ purpurroth, beim ♀ gelb. Fransen kurz. — Die 16sfährige Raupe lebt vom Juli an auf Buchenaltholz, und hat sich schon in bedeutender Menge mit *Orgyia pudibunda* am Kahlstraße beheiligst. Sie wird bis 26 mm lang, ist grün, gelb gerieft; Rücken mit drei gelblichen Längs- und zwischen diesen mit fein gelb punktierten Kettenlinien; jeder Nachschieber mit rothem Striche; Kopf glatt, mattgrün; Halsband gelb oder röthlich. Verpuppung im Herbst, am Stamm oder wohl auch am Boden in einem fahnartigen, harten, weißen oder gelblichen, pergamentartigen Cocon. Überwinterung als Puppe. Flug des Schmetterlings (normal) im Mai. — Wo die Raupe etwa auf schwächerem Holze frisst, lässt sie sich abrufen. Im Altbestande ist ihr nicht beizukommen.

Hschl.

**Häleßlinta** (d. h. Felsenfeuerstein) ist ein dichtes, anscheinend homogenes Gestein, welches sich jedoch unter dem Mikroskop als ein Gemisch von Quarz, Feldspat und einem mehr oder minder hellen Glittern erweist. Quarz und Feldspat sind stets zu einem gleichmäßig körnigen Gemenge verwachsen, weisen jedoch keine Kristallform auf, sie greifen wellig und zackig ineinander. Der Glittern tritt in winzigen Blättchen und Schuppen auf, die in einigen Gesteinspartien häufiger als in anderen sind. Das an Kieselsäure sehr reiche Gestein ist in abwechselnden Lagen grau, gelblich, bräunlich oder grünlich bis schwärzlich gefärbt, wodurch es auf dem Querbrüche bandartig gestreift erscheint. Es ist in kleinen Splittern mehr oder weniger leicht vor dem Löthrohr schmelzbar und lässt sich hiernach von ihm ähnlich aussehenden Quarziten unterscheiden. Bei der Zersetzung erhält die Häleßlinta meist eine weiße Kruste, die durch Auflösung des Gefüges und durch Umwandlung des Feldspats in glimmerhaltige Substanz oder in Kaolin verursacht wird. Häufig wird die beginnende Zersetzung von einer Beristung des Gesteins und von einem Zerspalten desselben in scharfkantige Bruchstücke begleitet. In Schottland und Skandinavien besitzt die Häleßlinta innerhalb der Gneisformation eine sehr weite Verbreitung; in Deutschland findet sich eine brecciose Art von röthlicher und grünlicher Farbe, deren Bruchstücke stets

klein sind und bis zu den winzigsten Dimensionen herab sinken, längs des jogg. Pfahls im bayerischen Walde, eines sich viele Meilen schlangerade ohne Unterbrechung hinziehenden Quarzitfelsen. — Der Adinol ist ein der Häleßlinta verwandtes Gestein; er hat seinen Namen von seiner Lagenstructur, indem stets zahlreiche ( $\alpha\delta\tau\omega\sigma$ ), verschieden gefärbte und sehr dünne Lagen miteinander abwechseln; ist verbreitet im Harz, Nassau, Frankenwald und Niederschlesien.

v. D.

**Halmkauen.** „**Halm laufen**, dieses ist eine Redensart von dem Hühnerhund, wenn dieser zum erstenmal ausgeführt worden, so heißt es: der Hund ist zum erstenmal über die Hälme gelassen. Will sagen: der Hund ist für das erste Jahr dressieret und abgerichtet.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 194. — Behlen, Real- u. Verb.-Lexik. III., p. 572. — Bgl. Held.

E. v. D.

**Halogene** (Salzbildner, Haloida, von ἅλς = Salz und γεννάειν = bilden, erzeugen) nennt man die vier einwertigen Metalloide Jod, Brom, Chlor und Fluor, weil sie sich leicht und direct mit Metallen zu Salzen (Haloidsalzen) vereinigen. Sie gehören zu den elektronegativsten Elementen, besitzen schon bei gewöhnlicher Temperatur eine große Affinität zu allen übrigen Elementen und vereinigen sich mit Wasserstoff zu den Wasserstoffsäuren, die nach dem ersten Typus gebildet sind. Das Atomgewicht ist bei allen gleich dem Volumengewicht und gleich dem Äquivalentgewicht. Auch in ihren übrigen Eigenschaften zeigen die Salzbildner eine große Übereinstimmung. v. Gn.

**Halsdachszie, s. Halogene.**

**Hals**, der, heißt die Stimme des Hundes, vgl. Laut, Geläute. J. Chr. Heppe, Jagdlist, 1783, I., p. 65. — Bechstein, Hb. der Jagdwissenschaft I., 1., p. 276. — Hartig, Lexif., p. 234. — Laube, Jagdbrevier, p. 280. — R. v. Domrowski, Der Fuchs, p. 187. — Der Hund gibt Hals, gibt anhaltend, groß, fein, schreiend Hals, jagt ohne Hals.

E. v. D.

**Halsband, das, s. Halse.**

E. v. D.

**Halsbraten**, der. „**Hals-** oder **Kehl-**braten wird das Wildpret benannt, welches dem Hirsch oder Thier an der Gurgel steht. Wird bei dem Genussumachen dem Leithund gegeben.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 194. — „**Halsbraten, Kehlbraten**, nennt man die geringen Streifen Wildbrät, die neben dem Schlunde und der Drossel oder Luftröhre liegen.“ Hartig, Lexif., p. 234.

E. v. D.

**Halse**, die, auch die **Halsung**, das **Halsband**, heißt der Riemen, den der Jagdhund jeder Art um den Hals trägt. „Die Hälse ist das Band um den Hals (des Leithundes).“ Parson, Hirschgerechter Jäger, 1734, fol. 82. — „**Halse** oder **Halsung** heißt das starke lederne Jagdhalsband.“ C. v. Heppe, Kunst. Lehrprinz., 1751, p. 328. — Großoffff. Weidewerthslexikon, p. 151. — Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 194. — Töbel, Ed. I., 1746, I., fol. 84. — Onomat. forest. II., p. 40. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 1., p. 227. — D. a. d. Winsell, Hb. f. Jäger I., p. 180. — Hartig,

Wnßpr., 1809, p. 415; Lexit., p. 234. — Laube, Jagdbrevier, p. 280. — Sanders, Wb. I., p. 667 a. E. v. D.

**Halsschuß** nennt man ganz allgemein die Verwundung des Wildes durch einen Schuß, welcher den Hals getroffen hat; der Ausdruck kommt jedoch gewöhnlich nur bei größeren Wildarten zur Anwendung. In der Regel sind Halsschlüsse schnell tödlich und verursachen, wenn nicht ein sofortiges Zusammenbrechen, so doch ein baldiges Verenden des Wildes, da in den meisten Fällen die Wirbelsäule, die Luftröhre, Hauptaderu oder große Nervenstränge bei hinreichender Eindringungstiefe der Geschosse verlegt werden. Waren jedoch die angegebenen edlen Theile durch einen Halsschuß nicht getroffen, dann ist die Verwundung — selbst bei starkem Schweinen infolge eines Kugelschusses — entweder nur leicht und heilt bald, oder sie ist, wie z. B. bei Berreißung des Schlundes, eine letale und führt zum späteren Eingehen des Wildes. Letzteres zieht bei solchen nicht schnell tödlichen Halsschüssen aber stets noch weit fort, und der Jäger hat nur wenig Aussicht, desselben habhaft zu werden. Wegen der Möglichkeit eines derartigen ungünstigen Erfolges und weil der Hals — wenigstens bei Anwendung der Angel — ein verhältnismäßig schwer zu treffendes Ziel ist, vermeidet man für gewöhnlich den Schuß auf den Hals und wendet ihn nur unter besonderen Umständen an, z. B. als Fangschuß mit Schrot, um brauchbares Wildbret nicht zu verlegen, oder wenn ausnahmsweise Schalwild mit Schrot erlegt werden soll, da am Hals die edlen Theile am wenigsten durch Knochen oder Muskeln geschützt sind.

Schweift ein Stück Wild infolge eines Halsschusses, durch welchen weder eine Haupt- oder noch die Luftröhre getroffen wurde, so findet sich der Schweiß von gewöhnlicher blutrother Farbe oft auf weite Strecken, in und dicht neben der Fährte; war dagegen ein Hauptblutgefäß oder die Luftröhre durchschossen, so ist der Schweiß hell, blaßig, ähnelich dem Lungenbeschweiß und weit unhergeprägt. v. Ne.

**Haltung** bezeichnet die Art und Weise, wie der Schafthalts nach Stärke und Form construiert ist (schlanke, dünne, kurze, dicke v. Haltung); s. Schaf. Th.

**Haltung**, die, s. Hölse. E. v. D.

**Halten**, verb. trans., reflex. u. intrans.

I. S. v. w. aushalten, vom Wild. „Dass sie (die Hasen) an feuchten, gelinden und windstillen Herbst- und Wintertagen vorzüglich halten.“ Bildungen, Neujahrs geschenk, 1798, p. 21. — „Wenn das Wild jeder Art sehr scheu ist und nicht schussmäßig an sich kommen lässt, so sagt man: es hält nicht. Ist es aber so scheu nicht, so sagt man: es hält gut oder es ist frisch.“ Hartig, Lexit., p. 234. — Winkell, Ob. j. Jäger III., p. 786. — Kobell, Wildanger, p. 387. — Wurm, Auerwild, p. 90.

II. Selten: „Der Vorstehhund hält, hält aus, steht ansdauernd, fest vor.“ Behlen, Real- u. Verb.-Lexit. VI., p. 218.

III. Das Wild hält seinen Stand, d. h. bleibt dauernd an einem bestimmten Platze;

ebenso hält es seinen Wechsel oder Pass, d. h. behält ihn stets bei. „(Die Hirsche nach der Brunft) ... ziehen sich nach den hohen Hölzern und Hainen, wo sie den Winter ihren Stand halten.“ Döbel, Jägerpratika, 1746, 1., fol. 13. — „Wo die Hirsche sich einmal gewöhnen, ihren Winter-, Frühlings-, Sommer- und Herbststand zu haben, da pflegen sie fernerhin solchen zu halten.“ Ibid., fol. 14. — „... Von denen Tieren aber wird eher nicht gesagt, sie halten einen Stand, als wenn sie im Winter gern in einer Richtung nahe bei dem Platze, wo der Jäger ihnen fleißig schüttet, stehen.“ E. v. Heppe, Anfr. Lehrprinz., p. 102.

IV. Ähnlich sagt man vom Wilde: es hält seinen Wechsel oder Pass = es behält ihn bei. R. R. v. Dombrowski, Der Fuchs, p. 187.

V. Hunde halten die Fährte oder Spur, d. h. sie folgen ihr anhaltend, ohne abzukommen, abzufallen. „Die richtige Fährte halten heißt, wenn der Hund von der Fährte, die er suchen sollte, gar nicht abfällt.“ E. v. Heppe, l. c., p. 121. — „Die Fährte richtig halten heißt, wenn der Hund auf der einmal angenommenen Fährte, ohne andere ihm vor kommende zu achten, immer frisch fortſchreitet.“ Ibid., p. 320. — „Wenn die Jagdhunde von der Fährte des angejagten Thieres nicht abweichen, so sagt man: sie halten die Fährte.“ Hartig, Lexit., p. 234. — Behlen, Wnßpr., 1829, p. 74. — R. R. v. Dombrowski, l. c.

VI. Reflex. vom Wilde. „Wenn die Hirsche das Gehörne abgeworfen, halten sie sich ziemlich verborgen und im dichten Holze...“

„Da sie den ganzen Winter, Frühling oder Sommer beieinander in einem Rudel oder Trupp sich gehalten...“ „Dass ein Hirsch auch nur bei 2 oder 3 Stücken Wild die ganze Brunft sich gehalten.“ Döbel, l. c., fol. 13. — „Die Hähne halten sich zu den Hennen.“ Wurm, Auerwild, p. 37. — Sanders, Wb. I., p. 668.

E. v. D. **Haltelpunkt** ist der Punkt, welchen der Schütze anvisieren muss, um ein bestimmtes Ziel zu treffen. Näheres s. Schießkunst. v. Ne.

**Haltica** Illig, Gattung der Familie Chrysomelidae (s. d.), Gruppe Halticina, Erdlöhe, meist eirunde, kleine, mit flachähnlichem Springvermögen ausgestattete Käferchen, deren Fühler ladenförmig oder nur wenig gegen die Spitze verdickt, 11gliedrig und von halber Körperlänge sind. Der Kopf vorgestreckt; Halschild viel breiter als lang, an den Seiten gewöhnlich gerundet erweitert, häufig nach rückwärts verengt. Schildchen dreieckig, die Spitze abgerundet. Flügeldecken meist etwas breiter als der Halschild, eiförmig, die Spitzen einzeln oder zusammen abgerundet. Hüften der Vorderbeine durch eine schmale Leiste getrennt. Hinterschenkel stark verdickt (Springbeine); Hinterschienen an der Spitze mit einfachem Enddorn und einfacher, kürzer, am Außenende ungezähneter Rinne zum Einlegen der Tarsen. Diese an der Spitze der Schienen befestigt; erstes Tarsenglied kürzer als die halbe Schiene. Bauchringe frei beweglich; der erste nicht länger als ein Drittel des Hinterteiles. — Die Larven leben theils frei, die

Blätter skeletierend, theils minzierend im Blattfleische. Die Käfer, welche sich, besonders im Frühjahr, nach erfolgter Überwinterung mit Vorliebe am Boden aufzuhalten, werden den anscheinenden Saaten durch Cotyledonen- und Blattfrüh schädlich. Am meisten Bedeutung gewinnen die Erdlöcher für den Gemüsegärtner (Kohlarten) und für den Rapsbau, wo sie oft außerordentlich schädlich werden können.

**Bekämpfungsmittel:** Bestreuen der Beete mit Holzsäcse, pulverisiertem Kalk, besonders Osenrüss. Auch Müß (von Pferden, Hühnern, Tanben) als Streumittel, oder Straßenstaub thun gute Wirkung; Auslegen von in heißen Kohlentheer getauchten Hobelspänen. Überprüfen mit einem Wermutabßud (auf 1 l Kochendes Wasser zwei tüchtige Handvoll Wermut; Verwendung nach 12stündigem Stehen). Besiedeln mit jungen (klebrigen) Schwarzerlenzweigen.

Nachstehend die Charakteristik der betreffenden Arten:

1. Halschilde vor dem Hinterrande mit vertieftem Quereindruck; Körper eisförmig oder länglicheisförmig, mäßig gewölbt.
2. Quereindruck fast den Seitenrand des Halschildes erreichend; Flügeldecken verworren punktiert.
3. Flügeldecken neben dem Seitenrande mit erhabener Längsfalte und innerhalb derselben mit einer mehr oder minder tiefen, breiten Furche. Länglicheisförmig, glänzend, lichtblau; Flügeldecken an der Wurzel viel breiter als der Halschilde, nach hinten etwas erweitert, fein, zerstreut punktiert. 3—3 7/8 mm.

Haltica Erucae Olw.

3. Flügeldecken mit gleichmäßig gewölpter Oberfläche; Wurzel nur wenig breiter als der Hinterrand des Halschildes, gegen die Spize zu mehr oder minder erweitert. Käfer länglicheisförmig, grün, seltener bläulichgrün; Flügeldecken ziemlich in der Mitte am breitesten, fein, aber deutlich punktiert; Querfurche des Halschildes tief und fast gerade. Besonders den Gemüsen sehr schädlich. 4 mm.

Haltica oleracea Fbr.

2. Quereindruck des Halschildes beiderseits von einem kurzen, vertieften Längsstreiche begrenzt; Stirn über dem Mundwinke fast horizontal abgesetzt, zwischen den Fühlern fischförmig erhaben; die Stirnhöckerchen länglich, schräg gegeneinander gestellt und deutlich abgegrenzt. Flügeldecken kahl, mit regelmäßigen tiefen Punktstreifen, deren erste nächst der Naht die Mitte kaum erreichen. Halschilde bis gegen die Mitte gleich breit, nach vorne verengt; die Oberfläche gewöhnlich mit großen, zerstreuten Punkten, seltener fein oder keinahe unpunktirt. Größe und Färbung sehr veränderlich, meist goldgrün oder bronzeärbig. Fühler gelb. 3 7/8—4 mm. Weidenartiges Gehölze.

Haltica helxines Fbr.

1. Halschilde ohne Eindrücke, der Vorder- und Hinterrand gerade; Stirn zwischen

den Fühlerwurzeln mit einer nach hinten herzförmigen Erhöhung; Stirnhöcker kaum angedeutet; Flügeldecken verworren, fein und dicht punktiert.

4. Flügeldecken einfarbig, ohne gelbe Zeichnungen. Fühler ganz schwarz; das fünfte Glied beim ♂ einfach oder nur ganz schwach erweitert. Oberseite des Käfers dunkelgrün, mit oder ohne Metallglanz fein und dicht punktiert. Stirn mit einer schmalen Erhabenheit und ohne deutlich vertieft Linie. Flügeldecken breiter als der Halschilde, etwas mehr als um die Hälfte länger als zusammen breit, den Hinterleib bedeckend; Nahtwinkel an der Spize sehr stumpf; Außenwinkel abgerundet. 2 mm. Auf Kohlarten und Raps.

Haltica lepidii Gyllh.

4. Jede Flügeldecke mit einem hellen, verschieden geformten, öfters in zwei Makeln getrennten Längsstreifen auf der Scheibe.

5. Längsstreifen am Außenrande sanft ausgebuchtet und am Ende etwas einwärts gegen die Naht gebogen.

6. Alle Schienen rostfarbig. Viertes und fünftes Glied der Fühler beim ♂ etwas erweitert und an der Unterseite gestreift. Schwarz mit grünem Glanze; Wurzel der Fühler und die Mitte der Schienen und Füße bräunlichgelb; Oberseite ziemlich stark und groß punktiert; Flügeldecken elliptisch, viel breiter als der Halschilde; Punkte an der Wurzel hie und da etwas gereiht, gegen die Spize schwächer; Längsstreifen schwefelgelb: 4 mm. An Heimlingen und jüngsten Pflanzen. Haltica nemorum L.

6. Nur der mittlere Theil der Schienen rothbraun und beim ♂ nur das fünfte Glied etwas erweitert. Eisförmig, schwach gewölbt, schwarz. Flügeldecken deutlich verworren punktiert, nur hie und da mit gereihten Punkten. Längsstreifen röthlich-gelb, außen in der Mitte ausgebuchtet. 2 7/8—3 mm. Vorkommen wie vorige Art. Haltica flexuosa Pzn.

5. Längsstreifen entweder vollkommen oder beinahe in zwei unregelmäßige helle röthlichgelbe Makeln aufgelöst. Der übrige Körper schwarz; kurz eisförmig; glänzend, punktiert; Wurzeln der Fühler und öfters auch die Schienen rothbraun; fünftes Glied der Fühler beim ♂ stark vergrößert. 2 mm. An Brassica-Arten (Öläpfeln). Haltica brassicae Fbr.

Haltica erucae, Eichenerdfloh, überwintert unter Lanb re., benutzt im Frühjahr die eben aus der Knospe hervorbrechenden zarten Blättchen der Eichen; belegt sie später mit seinen Eiern; nach etwa 14 Tagen erscheinen die langgestreckten, walzigen, bleiartigen Larven, welche durch Skeletieren der Blätter die Verwüstung an den Eichen fortheben, und gegen Ende Juli ist der junge Käfer ausgebildet. Die Larve erreicht durchschnittlich eine Länge von 7 mm, ist schwärzlich, mit zahlreichen, glänzend schwarzen, auf dem Rücken zu kurzen Quer-

leisten verschmolzenen Warzen bedeckt. Bauchseite lichter. Die Fräzperiode der Larve fällt in die Zeit Juni, Juli. Verpuppung um Mitte Juli. Käfer gegen Ende des Monats. In Eichenjungbeständen kann dieser Erdloch großen Schaden anrichten. Abklopfen (an kühlen Tagen in den frühen Morgenstunden) auf untergehaltene Fangsäume dürfte wohl das einzige Mittel sein, dem Käfer zu begegnen. Hscl.

**Halticini**, Gruppe der Familie Chrysomelidae (s. d.), Ordnung Coleoptera (s. d.), Abtheilung Tetramera. Fühler an der Wurzel einander mehr oder weniger genähert, an den Stiern entweder zwischen oder etwas vor den Augen eingeleuchtet; Kopf nicht schildartig überdeckt oder halsförmig eingeschnürt; in den Halsschild eingezogen, geneigt, mit schief nach vor- und abwärts gerichteter oder senkrechter Stirn. Erster Bauchring nicht auffallend verlängert. Hinterschenkel mehr oder minder keulenartig verdickt, zum Springen eingerichtet. Geleitgruben der Vorderhäufchen gewöhnlich mehr oder weniger offen. Vorderbrust mit Leiste zwischen den Vorderhäufchen. Von mehr oder minder sonst, aber besonders landwirtschaftlichem Interesse: die Gattungen *Haltica*, *Longitarsus*.

Charakter: Körper ei- oder länglich-eiförmig, Kopf vorgestreckt, Tarsus an der Spitze der Schienen eingefügt, diese mit einfachem Dorn; Klauenglied an der Spitze nicht zugförmig erweitert.

1. Erstes Fußglied so lang oder länger als die halbe Schiene.

Gattung *Longitarsus* (s. d.).

2. Erstes Fußglied kürzer als die halbe Schiene. Hinterschienen mit nur schwacher Rinne; ihr Außenrand ohne Zahn.

Gattung *Haltica* (s. d.).

Hscl.

**Haltstatt**, die „Halt- oder Haltstatt ist der Ort, wo die Jäger Winters- und Sommerszeit nach dem Besuch zusammenkommen.“ Chr. W. v. Heppen, Wohlred. Jäger, p. 197. — Großkopff., Weidewerkslexikon, p. 157. — C. v. Heppen, Aufz. Lehrprinzip, p. 203. — Behlen, Wm spr., 1829, p. 75. — „Haltstatt wird der Ort genannt, wo sich die Jäger zu irgend einem Zweck versammeln.“ Hartig, Lexif., p. 234. — „Die sämtlichen Spürer oder Kreiser versammeln sich nachher zu einer bestimmten Stunde an einem bestimmten Ort, die Haltstatt oder das rendezvous genannt.“ Ibid., p. 10. — Lanbe, Jagdbrevier, p. 281. E. v. D.

**Ham**, der, s. Hammer. E. v. D.

**Hämatin** (Blutfarbstoff),  $C_{34}H_{35}N_4FeO_5$ , ist der eisenhaltige Bestandtheil der Blutkörperchen, kristallisch, blauschwarz, metallisch glänzend, unlöslich in Wasser, Alkohol und Äther; durch Häulnis kaum angegriffen. Die Verbindung des Hämatis mit Salzsäure ist für die Erkennung von Blut von größter Wichtigkeit. Man erwärmt getrocknetes Blut (Blutslecken) mit Eisessig und sehr wenig Kochsalz. Beim Erkalten entstehen charakteristische Krystalle (Teichmann'sche Krystalle), welche kleine rhombische Täfelchen oder Stäbchen (manchmal wie Hanfkörner oder Weberschiffchen) bilden, bei auf-

fallendem Licht blauschwarz, in durchfallendem braun und doppeltbrechend sind und sich im Polarisationsinstrument glänzend gelb von der dunklen Fläche abheben. v. Gn.

**Hämatoïdin**,  $C_{11}H_{18}N_2O_3$ , findet sich nach Birchow im Blute der Graaf'schen Follikel und bildet sich überall, wo Blut außerhalb des Kreislaufes stagniert und der Zersetzung anheimfällt, bei Blutergüssen in der Gewebe, in geronnenem Blutpröpschen (Thromben) und im Harn bei Hämaturie. Es sind gelbrothe Krystalle, welche in warmen Alkalien, Schwefelkohlenstoff, Benzol und Chloroform löslich sind. v. Gn.

**Hämatoxylin**,  $C_{16}H_{14}O_6$ , ist der Farbstoff des Campécheholzes (Blauholzes). In reinem Zustande kristallisiert es in gelblichen Säulen; es färbt sich an der Luft intensiv roth unter Bildung von Hämatoïn,  $C_{16}H_{12}O_6$ , welches sich durch schweflige Säure wieder zu Hämatoxylin reducieren lässt; es steht zu diesem wahrscheinlich in derselben Beziehung wie Chinon zu Hydrochinon. v. Gn.

**Hamaus** (Erd-, Wasser-, Wühlratte; Moll-, Reit-, Schermans), s. Wühlmause. Hscl.

**Hamen**, der, ein beutelförmiges Fangnetz, s. Treibzeug. Hohenberg, Georgica europa, Nürnberg 1682, fol. 823. — Ultinger, Jagd- und Weydbüchlein, 1651, p. 99. — Fleming, T. J., 1729, fol. 332. — Döbel, Jägerpraktika, 1716, II., fol. 183. — Großkopff., Weidewerkslexikon, 1751, p. 150, 312. — J. Chr. v. Heppen, Jagdlust, 1783, II., p. 115. — „Sackgarne oder auch Garnfäke... sind solche Netze, welche innerne eine jachtförmige Gestalt zeigen, als sie einen Eingang, aber keinen Ausgang haben,... so dass sich in diesem sog. Sac oder Hahnen die Vögel, für welche sie gestellt werden, ... fangen.“ Beckstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 3., p. 577. — D. a. d. Winkel, Hb. f. Jäger II., p. 279. — „Hamen nennt man das trichterförmige Netz, in das die Rebhühner getrieben werden, wenn man sie mit dem Treibzeuge fängt. Auch wird der trichterförmige Netzack, in den man die Fischotter treibt, Hamen genannt.“ Hartig, Lexif., p. 234. — Behlen, Wm spr., 1829, p. 75. — Sanders, Wb. I., p. 676. E. v. D.

**Hamen**, Streissack, Instrument zum Fangen von Insecten. S. Coleoptera. Hscl.

**Hämim**, s. Blut.

**Hammaticerus** heros = Cerambyx cerdo, H. cerdo = Cerambyx Scopoli. Siehe Cerambyx. Hscl.

**Hammer**. Der Hammer ist ein Werkzeug, welches aus einem Stück Eisen besteht, durch das ein hölzerner Stiel gesteckt wird. Die Form des Eisenkörpers ist sehr verschieden, meistens nach dem Gebrauch gestaltet.

Der breitere, untere Theil heißt die Bahn, die meistens kreisrund oder rechteckig geformt ist, gebnet und glatt gemacht wird. Die Bahn wird verstählt.

Der obere, meist keilförmig zugeschrägte Theil heißt die Finne, welche ebenfalls verstählt ist.

So ziemlich in der Mitte zwischen der Finne und der Bahn befindet sich eine länglich

vieredige Öffnung, welche das Auge genannt wird und zur Aufnahme des Stieles dient.

Der meist nur mäßig lange Stiel wird, nachdem er das Auge durchgesteckt worden ist, noch durch Reile befestigt.

Für Hämmer, welche zum Einschlagen von Nägeln dienen, soll der Hammer eine flache und nicht zu große Bahre besitzen und magnetisch gemacht sein, weil dann das Aufnehmen und das Ansetzen der Stifte mittelst der Finger erspart wird. Das Einschlagen von Nägeln und Stiften soll so geschehen, daß die Richtung des Schlags möglichst genau in die Achse des Nagels fällt, weil sich sonst dieser biegt oder schief eindringt.

Er.

**Hammer**, als Bezeichnung für Hahn im allgemeinen wenig und dann nur bei den sog. hahnlosen Gewehren gebräuchlich.

Th.

**Hammer**, der, vom ahd. *hama*, *hamma*, *hamne*, mhd. *hamme* = Hinterschenkel. „Schlägel oder Keule, wie auch *Ham*, *Hamel* oder *Hamer* wird die hintere Keule von dem Roth- oder Rehwildhaupt, *Hamter* aber die Keule von einer *Sau* genannt.“ „Pläyen oder *Hammers* sind die vorderen Schlägel einer *Sau*, der hintere Schlägel hat auch den Namen *Hammer*.“ „Geschildert nennt man eine *Sau*, weil sie um die vorderen *Hammer* sehr pechig ist.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 320, 179, 289. — „Das *Schwein* ... hat ... Läuse (bei uns *Hämmer*).“ Nobell, Wildanger, p. 486. — Behlen, Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 690. — Sanders, Wb. I., p. 677.

E. v. D.

**Hammerless**, englische Bezeichnung für hahnlos.

Th.

**Hammermuskel**, s. Hören.

**Hammerschlag** nennt man die beim Glühen und Hämmern von Schmiedeeisen durch Einwirkung des Sauerstoffs der Lut sich bildende, aus Eisenoxyduloxyd bestehende, grauschwarze, leicht abpringende und sich ablätternde Kruste.

v. Gn.

**Hämochyanin** ist der einzige Proteinstoff im Blute der Cephalopoden, ist farblos, bildet unter Aufnahme von Sauerstoff blaues Oxyhämochyanin und enthält Kupfer.

v. Gn.

**Hämodynamometer**, s. Kreislauf.

**Hämodynamometer**, s. Kreislauf.

**Hämoglobin** (*Hämato*kristallin, *Hämoglobulin*) in der färrende Bestandtheil der rothen Blutkörperchen und ein den Eisweißkörpern verwandter, eisenhaltiger, kristallisierender Körper, der aus wässriger Lösung bei längerem Stehen an einem trocknen Ort sich ausscheidet, nachdem man mit Äther die rothen Blutkörperchen zerstört und das Fett aus dem Blute extrahiert hat. Es bildet hellrote, rhombische, doppeltbrechende Krystalle (Eichhörnchen und Hamster liefern hexagonale Krystalle) mit 3 bis 9% Krystallwasser, welches über Schwefelsäure im Vacuum entweicht; die wasserfreien Krystalle ertragen 100° ohne Zersetzung. Das Hämoglobin vermag einige Gase zu bilden; so findet sich z. B. im arteriellen Blute die Sauerstoffverbindung, das *Oxyhämoglobin*, dessen rote Lösung im Spectrograph charakteristische Absorptionsstreifen zeigt. Auf Zusatz von farblosem Schwefelammonium verschwinden diese

Streifen; Oxyhämoglobin wird in reduziertes Hämoglobin verwandelt, wobei es sich dunkler färbt. Mit Luft geschüttelt zeigt es die Streifen wieder. Kohlenoxydgas treibt den Sauerstoff aus Oxyhämoglobin aus und bildet *Kohlenoxydhämoglobin*, eine Verbindung, welche bei Kohlenoxydvergiftungen entsteht und durch Reduktionsmittel nicht verändert wird, so dass das Blut mit Kohlenoxyd Vergifteter bei der Faulnis hellrot bleibt

v. Gn.

**Hamster**, *Cricetus frumentarius* (*Mus cricetus*, *Porcellus frumentarius*, *Cricetus vulgaris*), bildet im System das Bindeglied zwischen den Murinen, den echten Mäusen, und den Arvicolin, Wühlmäusen. Die Gattung *Cricetus* ist charakterisiert durch dicken, ziemlich plumpen Leib, sehr kurzen, schütter behaarten Schwanz, kurze Beine, deren hintere sechzig, die vorderen 4zehig sind, mit einer Daumenwarze. — Zahnsformel:

$$\begin{matrix} 3 & 0 & 2 & 0 & 3 \\ 3 & \cdot & 0 & \cdot & 2 & \cdot & 0 & \cdot & 3 \end{matrix}$$

Die zwei Paar Nagezähne sehr groß; die sämtlichen Backenzähne sehr groß, ihre Randsächen höckerig. Der Hamster hat, wenn vollkommen ausgewachsen, eine Gesamtlänge von etwa 30 cm, davon entfallen 3 cm auf den Schwanz. Leib untersezt, Hals dick, Kopf groß, runderlich zugespitzt, mit großen Augen und mittellangen häutigen Ohren. Die Zehen tragen kurze leichte Krallen, der Schwanz zugespitzt. Der aus fürzerem, weichem Wollhaar und längerem, steifem und schütterem stehendem Grannenhaar bestehende Pelz ist glatt, dicht und etwas glänzend; am Oberkörper leicht braungelb, leicht grautlich angestogen; Oberseite der Schnauze, die Augenregion und das Halsband rothbraun; ein Backenfleck, gelb; Mund und Füße weiß; der übrige Theil der Vorder- und die Innenseite der Hinterbeine, die Körperunterseite und ein Stirnfleck sind schwarz. Weist auch die Gegend hinter den Ohren und Vorderbeinen gelb gescheckt. Die Heimat des Hamsters sind die fruchtbaren Getreideländereien zwischen Rhein und Ob. Er lebt in selbstgegrabenen, oft 1 bis 2 m unter der Oberfläche liegenden, dauerhaft hergestellten Bauen, und verlangt trockene und vor Allem fruchtbare Böden.

Die Bäume der Hamster sind theils Sommer-, theils Winterbäume. Ersterer liegt gewöhnlich nur 30—60 cm tief unter der Bodenoberfläche und besteht in der Regel nur aus einem weich ausgepolsterten Kessel und einer einzigen mit diesem durch einen kurzen Gang in Verbindung stehenden Borrathskammer.

Der Winterbau liegt viel tiefer, 1—2 m unter der Bodenoberfläche, besteht aus einer großen Wohnkammer und einer (oder mehreren) noch größeren Borrathskammern. Zur ersten führen zwei Gänge: eine senkrechte Eingangs- und eine schräg verlaufende Ausgangsröhre, welche aber in ihrem Verlaufe die Richtung vielfach ändert. Der Eingang fällt senkrecht von der Bodenoberfläche ab, biegt aber auf der Zwischenstrecke einigemal horizontal oder schief ab, um schließlich wiederum senkrecht in die Wohnkammer einzumünden. Diese Röhren sind

bei bewohnten Bauen glatt ausgesfahren, haben an der Ausmündung am Boden einen Durchmesser von 3—8 cm und verrathen den Innenraum und seine Getreidespeicher durch die vor dem Eingangstöch herunterliegenden Hahn-, Ahren-, Schotenreste u. dgl. Alte Räumler (Männchen) schleppten den ganzen Sommer hindurch ein; ihre Bäue haben nicht selten 3—4 Vorrathskammern, die alle untereinander und mit dem Wohrraume im Verbindung stehen. Winterbaue sind mitunter auch mit einer Misgrube versehen, in welcher der Hamster während des Winters seine Excremente ablegt. Nachdem er vorher im Spätherbst die Eingänge sorgfältig verstopft hat, frisst er sich an seinen Vorräthen noch tüchtig an, legt sich ans die Seite, rollt sich ein, schiebt den Kopf zwischen die Hinterschenkel und schlält ein. Nach Brehms Angaben soll der Schlaf ein so fester, todtenähnlicher sein, dass die Herzthätigkeit auf nur 1/4 bis 1/5 Pulsschläge in der Minute herab sinkt. Im Februar, längstens März, erwacht er und zehrt von den aufgespeicherten Vorräthen. Gegen Mitte März endlich werden die Röhren geöffnet und es erscheinen die Männchen, um Anfang April die Weibchen. Der Hamster ist ein Allesfresser, und seine Nahrung besteht nicht nur aus Pflanzenstoffen (Sämereien), sondern auch aus allerhand Getier, Mäusen, kleinen Vögeln, Schnecken, Ranpen, Käfern, Blindschleichen n. dgl. Im Frühjahr sucht er eifrig nach dem ausgeworfenen Saatgut und trägt die Körner in seinen weiten Backentaschen zu Bau; und junge auslansende Saaten nimmt er fast noch lieber wie die Samen. Ende April fällt die Begattungszeit. Die Männchen suchen die Weibchen in ihren Bauen auf und leben nun friedlich nebeneinander. Dies dauert aber nur so lange, bis sich das Weibchen tragend fühlt; von nun an bleibt dasselbe allein. Der Bau des Weibchens hat auch nur ein Schlupf, aber 2 bis 8 Falllöcher. Das Nest ist rundlich und mit weichem Stroh ausgefüllt. Nach etwa 4 bis 5 Wochen, u. zw. das erstmal gegen Ende Mai, das zweitemal im Juli, wirft das Weibchen 6—8 blonde, nackte, fast fleischrothe Junge, welche nach 8—9 Tagen seihend, mit 14 Tagen schon wühlnüsig und kaum 3 Wochen alt von der Mutter aus dem Bause gesagt werden. Sie erreichen nach einem Jahre ihre Volljährigkeit. Der Hamster ist unverträglich, boshaft, bissig, aber dabei äußerst mutig. Wird er gereizt, dann vermag er Sähe und Sprünge auszuführen, die man ihm nicht zutrauen würde; und angegriffen, nimmt er den Kampf gegen jeden, selbst gegen einen ihm an Größe und Kraft um vieles überlegenen Gegner auf. Seine Vorderpfoten gebraucht er nach Art der Eichhörnchen sehr geschickt als Hände. Mit ihrer Hilfe körnt er die Ähren und Schoten aus, schnüdet die Leinsamen und füllt sich seine Backentaschen, in denen ein alter Hamster bis 50 g soll bergen können. Seine Arbeitszeit fällt meistens in die erste Nachthälfte und in die frühen Morgenstunden. Dass die Hamster zur wahren Bandplage werden können, ist bekannt. In manchen Theilen Thüringens z. B. gibt es Leute, welche sich im Herbst speciell

mit dem Hamstersang beschäftigen. So wurden, nach den Angaben von Lenz, auf den 12.000 Acker umfassenden Stadtflurgründen von Gotha innerhalb 12 Jahren über 1/2 Million Hamster zur Entlösung an die Stadtbehörde eingeliefert. Die Felle geben ein gefälliges, weiches und leichtes Pelzwerk.

Hschl.

**Hamster**, über deren Erlegung in Ungarn gelten die gleichen Bestimmungen wie für den Dachs (s. d.). Mcht.

**Hanan-Münzenberg'sche Forstdordnung** d. a. 1736, höchst wichtig für die Geschichte des Nemetschlagbetriebes, dessen Grundsätze hier zum erstenmale zusammengefasst sind, wobei bereits die drei Viebstufen: Samen-, Licht- und Abtriebschlag unterschieden werden. Der betreffende Passus lautet: "So viel das Brennholz betrifft, soll solches nicht mehr unordentlich und Flecken weiß abgetrieben, sondern in allen jenen Waldungen, soviel gegenwärtig thunlich oder künftig geschehen kann, ordentliche von Anfang bis Ende haltende Schläge gefüthret und dadurch der junge Aufschlag in gleichen Anwachs und Aufkommen gebracht werden. Diese Schläge werden nun anfänglich, damit die Sonne das Erdreich nicht vertrübe, und dem jungen Anwach den Nahrungs-Saft entziehe, nicht zu lichte gehauen, sondern hin und wieder gesunde Heister und Harz-Reiser, dabeneben auch alle gute und gesunde Eichen zu Wald-Recht stehen gelassen werden. Wenn alsdann der junge Anwach in deuten bereits vorhandenen oder künftig zu machenden Schlägen eines Knes hoch und darüber erwachsen, und also die Ansdrückung des Erdreichs nicht so sehr mehr zu befürchten ist, so soll alsdann die erste Ausläterung der stehen gebliebenen haubaren Heisteru geschehen und solche ebenfalls nicht hie und da, sondern dem Schlage nach durchgängig genommen werden. Wann der junge Anwach sodann Manns lang erwachsen, gleichwohl aber hier und da zu Wald-Recht etwas stehen gelassen, müssen solche Bäume zur Förderung des jungen Holzes, woferne es ohne sonderbaren Schaden geschehen kann, was nicht zu Wert-Holz dientlich, vollends ausgekantert und mit Säuberung des Waldes, Anbindung des Reis-Holzes, auch sonst mit der Ablösung, alles in die Wege gerichtet, dass dadurch kein sonderlicher Schaden geschehe." Näheres hierüber, sowie über die Entwicklung der Laubholzwirtschaft überhaupt findet sich in dem Artikel "Waldbau, Geschichte desselben".

Die Hanan-Münzenberg'sche Forstdordnung ist abgedruckt in Moser, "Grundsätze der Forstökonomie", 1757, Beilagen, p. 90.

Schw.

**Hand**, die.

I. Die Vorderbranke des Bären, selten; vgl. Arm. "Hände, also nennen Einige die Branden des Bären." "Des Bärens vordere Füße: diese heißen Hände, auch Branten oder Branden." Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 96, 192. — Behlen, Real- u. Verb.-Legit. III., p. 643.

II. Die Fänge des Weizvogels, seltener auch jene des Adlers. "Die Falken auf dem Lande und dem Gebirge haben gelbe Hände." Fleming, T. J., 1729, I., fol. 319. — ... Wie

**Handbohrmaschinen.** — **Handschlitten.** [www.biologiezentrum.at](http://www.biologiezentrum.at)  
 denn auch die Herren Falkoniers die Kästen von den Falken Hände nennen." Döbel, Jägerpraktika, Ed. I, 1746, fol. 110. — Chr. W. v. Heppe, l. c. — Onomat. forest. II., p. 26. — J. Chr. Heppe, Jagdtast, 1783, III., p. 126, 193. — Fester, Kleine Jagd, Ed. I, 1799 bis 1808, VII., p. 125. — Bechstein, Abh. d. Jagdwissenschaft II., p. 402. — Hartig, Lexif., p. 230. — Lanbe, Jagdbrevier, p. 281. — Behlen, I. c., u. Wnjspr., 1828, p. 75.

III. Local n. selten s. v. w. Gestell. Behlen, I. c. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 362. — Sanders, Abh. I., p. 679. [E. v. D.](#)

**Handbohrmaschinen.** s. Bohrmaschinen. [Er.](#) [Händelmeier.](#) [J. Wasserhebevorrichtungen.](#) [Fr.](#)

**Handelsministerium** ist die competente oberste Instanz (und nicht das Ackerbauministerium), wenn es sich um eine gewöhnliche Flößung gebundenen Holzes ohne eigene Flößereigebäude handelt (Entsch. d. Ackerbaumin. v. 8./2. 1873, §. 11. 284, nach dem Min.-Erl. v. 20./4. 1861, R. G. Bl. Nr. 49); §. Flößerei. Mcht.

**Handfeuerwaffen** sind im Gegensatz zu den (größeren) Geschützen diejenigen (kleineren) Feuerwaffen, welche von einem einzelnen Mann getragen und abgefeuert werden können; sie werden in solche für zweihändigen Gebrauch (Gewehre *et c.*) und solche für einhändigen Gebrauch (Pistolen, Revolver *et c.*) unterschieden. Den historischen Entwicklungsgang derselben s. bei Jagdfeuerwaffen. [Th.](#)

**Handgehörn,** **Handgeweih,** **das,** **Geweih** mit einer **Handkrone,** s. d. „Auch finden sich Gehörne (recte Geweiche), die oben etwas breit sind und die Enden daran herunter oder gleich beieinander stehen fast wie die Finger einer Hand, so sie ausgestreckt werden, ein solches wird ein **Handgehörn** genannt.“ Döbel, Jägerpraktika, Ed. I, 1746, I., fol. 6. — Großkopf, Weidewerkslexikon, p. 151. — Mellin, Antig. z. Anlage v. Wildbahnen, 1777, p. 142. — Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 183. — Onomat. forest. II., p. 42. — **Handgehörn** oder **Handgeweih.** Hartig, Lexif., p. 235. — Lanbe, Jagdbrevier, p. 281. — Behlen, Wnjspr., 1828, p. 75, u. Real- u. Verb. Lexif. III., p. 577. [E. v. D.](#)

**Handgerecht,** adj., heißt der Beizvogel, wenn er sich bereits gewöhnt hat, ruhig auf der Faust zu führen. „So der Falkh an der schnuer gar hantgerecht ist...“ Abh. v. d. Beizjagd a. d. XVI. Jahrh., hrsg. v. Pergen, II., 2. [E. v. D.](#)

**Handgeweih,** s. **Handgehörn.** [E. v. D.](#)

**Handkrone,** die, heißt jene Art der Krone beim Rothirschgeweih, wo fünf Gipfelenden nahezu in einer Fläche, ähnlich den ausgespreizten fünf Fingern einer Hand, stehen, vgl. **Handgehörn.** „Drei und vier gilste Enden bilden die einsache, fünf die **Handkrone.**“ „Das Geweih von 16 Enden zeigt meistens in der Krone 5 Enden, diese wird **Handkrone** genannt.“ R. R. v. Dombrowski, Edelwild, p. 37, 34. [E. v. D.](#)

**Handmunition,** s. **Gewehre** und **Munition.** [Mcht.](#)

**Handpflug,** s. **Forstculturgeräthe.** [Gt.](#)

**Handramme,** s. **Rammashine.** [Fr.](#)

**Handsaat** oder **Säen** aus der **Hand,** s. v. w. künstliche Saat, im Gegensatz zur natürlichen; s. auch **Einsaat** ohne Säegerath *et c.*, s. **Einsaat** sub 4, 5. [Gt.](#)

**Handschu,** adj., heißt ein Jagdhund, der durch rohe Behandlung unvertrant geworden und nicht mehr in die unmittelbare Nähe seines Herrn kommen will. Diezel, Niederjagd, V. Aufl., p. 21, 32. [E. v. D.](#)

**Handschlitten** dienen zum Abbringen der Hölzer mittels Menschenhand auf Schlittbahnen (Schnee- oder Eisbahnen) und werden in den verschiedensten Formen und Dimensionen verwendet. Davor sind die wichtigsten:

a) Der lange **Handschlitten**, welcher 163 cm lange, 9 cm hohe und 3-5 cm im Mittel dicke und stark aufgebogene Kufen und 4 Stück 20 cm hohe Füße, 2 Stück 74 cm lange Hochhölzer und 2 Schlittenhörner hat, die oben 40, unten 52 cm weit voneinander abstehen. Die Spurweite beträgt 63 cm, das Gewicht des Schlittens 18-22 kg, jenes der dazugehörigen 5 Anhängketten, des Ringes, der Sperrkette, der Bündkette und der Sperrketten 8-9 kg. Das Ladevermögen beträgt 0,5-1,0 m<sup>3</sup>.

Die Herstellung erfordert 0,25 fm<sup>3</sup> Holz (Buchen oder Ahorn), 4,5 kg Eisenbestandtheile und 4,5 Tagsschichten.

b) Der **Halbschlitten** für den Kloßholztransport. Derselbe hat 133 cm lange, unten 5, oben 3 cm breite, 9 cm hohe und am Ende 3 cm starke Kufen, 4 Stück 7 cm breite und 19 cm hohe Füße, zwei 62 cm lange Querhölzer, zwei oben 35, unten 50 cm weit abstehende Hörner. Die Spurweite beträgt 63 cm, das Gewicht des Schlittens 15-16 kg und jenes der 3 Klampfen, 2 Sperr- und 2 Bündketten sammt der Sperrkette 5-6 kg. Das Ladevermögen beträgt 1-2 Stück 4-8 m lange Stammabschnitte.

Die Herstellung erfordert 0,3 fm<sup>3</sup> Holz, 5,3 kg Eisenbestandtheile und 6 Tagsschichten.

c) Der **mährische Langschlitten**. Dessen Kufenlänge beträgt 221 cm, die Deichselänge 203 cm, die Spurweite 42-45 cm, die Kufenweite 13-16 und die Kufenhöhe 4 cm. Das Ladevermögen beträgt 0,5-0,6 m<sup>3</sup> Holz.

d) Der **mährische Schleppschlitten**. Die Kufen sind 87 cm lang, 7,9 cm vorne und 10 cm rückwärts breit, die Spurweite misst 60,5 cm, die Deichsel ist 203 cm lang, die Rungen oder seitlichen Stücken messen 103 cm. Das Ladungsvermögen schwankt zwischen 0,7 und 1,4 m<sup>3</sup>, wovon aber nur 0,3-0,6 m<sup>3</sup> auf den Schlitten aufgelegt werden, während die weitere Ladung in 1-3 Gebünden nachgeschleppt wird. Der Schlitten sammt den 3 bis 6 Stück Ketten wiegt 11,2 kg.

e) Der **steiermärkische Normalschlitten** für den Transport von Brennholz (in 2 m langen runden Stücken) im Hochgebirge hat eine Gesamtlänge von 250 cm, eine Breite von 80 cm und drei Paar 20 cm hohe Füße und 10 cm hohe Kufen. Das Gewicht beträgt 22 kg, das Ladungsvermögen schwankt zwischen 1-1,8 m<sup>3</sup> Holz.

f) Der Holzhauer Schlitten in Sachsen-Gotha. Derselbe ist für den Transport von Brennholz eingerichtet, hat 141—171 cm lange, 47—6 cm starke und 9—14 cm hohe Schlittenkufen, eine Spurweite von 42—57 cm und eine 169—226 cm lange Deichsel.

g) Der Juvierter Handschlitten zur Abbringung von Brennholz im aufbereiteten Zustande hat 10 cm hohe und 3 cm dicke Kufen, die nach Bedarf mit Sohlen aus hartem oder weichem Holze bekleidet werden. Für Sommerbahnen werden 8 cm breite harte und für Winterbahnen 15 cm breite weiche Sohlenhölzer mit Holzstiften an den Kufen befestigt. Die durchschnittliche Ladung schwankt zwischen 0·5 und 0·7 rm<sup>3</sup> Brennholz.

h) Der Handschlitten im böhmischen Waldes gestattet Ladungen von 3—4 rm<sup>3</sup>.

Die Führung des Schlittens geschieht in der Weise, dass der Arbeiter zwischen die Hörner tritt, diese mit den Händen umfasst oder an der Deichsel zieht, wenn eine solche vorhanden ist, wobei er sich eines Traggurtes bedient.

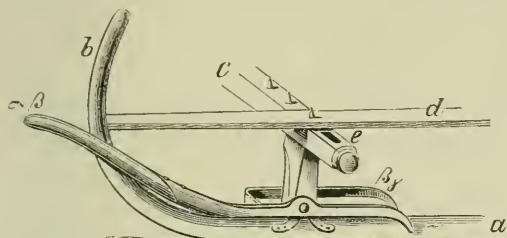


Fig. 404. Handschlitten. a Kufe, b Kufenhorn, c Zoch (Ober), d Schanzstange, e Öffnung für die Rippen (Rungen), f Sperrtasse,  $\alpha\beta$  von Holz (Krempe),  $\gamma\delta$  von Eisen.

Im starken Gefälle wird der Schlitten gehemmt, sei es durch Zurückhalten oder Anhängen von Gebünden Holz (Hunden) oder auch durch Umladen der Kufen mit Ketten oder Bindewieden. Die Handschlitten im Hochgebirge haben als Hemmvorrichtung eigene Sperrtassen oder eiserne Haken (Fig. 404) mit einer bis zum Kufenhorn reichenden hölzernen Handhabe (Krempe), die nach Bedarf in den Boden eingedrückt werden können.

Bei entsprechendem Gefälle und guter Bahn vermag ein Arbeiter auf einer Wegstrecke von 1·5 km 10—12 rm<sup>3</sup>, auf einer von 3 km jedoch nur 3—5 rm<sup>3</sup> zu überführen. Der Rücktransport der Schlitten geschieht durch Ziehen; mittunter werden sie auch auf dem Rücken getragen.

Im allgemeinen wird der Erfolg des Handschlittentransports von der Zweckmäßigkeit der Schlitt- und Schlagwege, der Beschaffenheit der Schlittbahn, vom Weggefalle, von der Lage, von den Witterungsverhältnissen, von der Beschaffenheit der Hölzer und der Handschlitten, von der Zähmung der Hölzer und deren Stellung und Entfernung von den Zugwegen in mehr oder minder hohem Grade beeinflusst. Mittel Menschenkraft werden vorwiegend nur Brennhölzer gezogen, während bei Nussholzern zumeist nur Zugthiere in Verwendung kommen (j. Gefälle, Geschwindigkeit, Schlagwege). Dr.

**Handvogel**, der wird ein handgerechter (j. d.) Beizvogel genannt. „Der Handvogel: gut abgerichteter Vogel, daß er aufs Löch kommt und sich auf die Hand setzt.“ Onomat. forest. II., p. 42. — Behlen, Wmspr., 1828, p. 75, n. Real- u. Verb.-Lexif. III., p. 578.

E. v. D.

### Handwerkzeug, j. Werkzeuge. Dr.

**Hansöl**, das aus den Samen des Hanses gewonnene fette Öl (ca. 23%) ist im frisch gepressten Zustande grünlichgelb, wird aber bald braungelb, riecht schwach nach Hanf und hat einen dem Hanf ähnlichen Nebengeschmack. Es gehört zu den trocknenden Ölen, kein spec. Gewicht ist = 0·9276, es ist sehr dünnflüssig und dient theils in der Ölmalerei, theils zur Bereitung der weichen Schnürseifen. v. Gn.

**Hansseile** finden im forstlichen Transportwesen, u. zw. beim Holzrahmen, Holzseilen u. dgl. eine hervorragende Verwendung. Gewöhnlich bestehen die Seile aus einem umgedrehten Kern aus Hanf und vier oder auch mehr Lizen, welche aus einer Anzahl Fäden gebildet werden. Die Lizen und Fäden werden unter einem Winkel von 30—60° derart gedreht, daß die Drehung der Fäden in einer Lizenz von links nach rechts und jene der Lizen im Seile von rechts nach links erfolgt. Die Lizen werden beim Anfertigen des Seiles um 10—15% ihrer Länge verkürzt.

Redtenbacher und Weißbach nehmen einen absoluten Festigkeitscoefficienten von 500 kg pro Quadratcentimeter an, bemerken aber, dass dem Seile nur ein Fünftel dieses Tragvermögens, d. i. 100 kg pro Quadratcentimeter, zugemuthet werden dürfe.

Wenn P die Tragfähigkeit in Kilogramm und d der Durchmesser eines Seiles in Centimeter ist, so beträgt  $P = 78,5 d^2$ . Für die Praxis genügt es, wenn  $P = 100 d^2$  oder  $d = 0,1 \sqrt{P}$  gesetzt wird. Getherte Seile verlieren 25% von ihrem Tragvermögen, und muss in einem solchen Falle der berechnete Querschnitt um ein Viertel oder der Durchmesser um 10% stärker angenommen werden.

Das Gewicht eines laufenden Centimeters Rundseil lässt sich nach der von Weißbach aufgestellten Formel  $G = 0,09 d^2$  für nicht getheerte und  $G = 0,108 d^2$  für getheerte Seile berechnen. Für die Tragfähigkeit gibt Redtenbacher folgende Werte an:

Seilstärke cm	Tragvermögen kg	Seilstärke cm	Tragvermögen kg
0·6	28	3·0	702
0·8	50	3·2	798
1·0	78	3·4	902
1·2	112	3·6	1010
1·4	153	3·8	1123
1·6	200	4·0	1248
1·8	252	4·2	1376
2·0	312	4·4	1509
2·2	377	4·6	1630
2·4	449	4·8	1797
2·6	527	5·0	1930
2·8	610	5·2	2109

Nach Angaben von Fester verhalten sich Seile mit losem und festem Schlag bei gleichem Volumen dem Gewichte nach wie 1 : 18 und dem Tragvermögen nach wie 1 : 15. Seile der ersten Art finden bei Flaschenzügen, Winden u. dgl., Seile der letzteren Art als Förder-, Schiffs-, Flößer- und Triftseile Anwendung. Fr.

**Hängedohne**, die, eine Dohne, deren Bügel frei aufgehängt, nicht in den Boden gesetzt oder an einem Baum befestigt wird, vgl. Dohne. „Wie sich nun die vorher beschriebenen Dohnen an starken Bäumen nicht allzngut einbohren und einschlagen, so macht man der gleichen Hänge-Dohnen.“ Döbel, Jägerpraktika, Ed. I, 1746, II., fol. 223. — Großkopff, Weidewerkslegitton, p. 149. — Onomat. forest. II, p. 101. — Zesür, Kleine Jagd, Ed. I, 1799—1808, III., p. 83. — Wannmann, Vogelsteller, p. 117. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 3, p. 644. — D. a. d. Winkell, Hb. f. Jäger II., p. 273. — Hartig, Lexif., p. 232. — Sanders, Wb. I., p. 304. E. v. D.

**Hängegarn**, das, s. v. w. Ziehgarn, s. d. Onomat. forest. II., p. 33. — Behlen, Wmp., 1828, p. 74, und Real- u. Verb.-Lexif. III., p. 643. — Sanders, Wb. I., p. 341. E. v. D.

**Hängel**, der, localer seltener Ausdruck für Hängedohne, s. d. Ritter, Jagdhistorie der Deutschen, p. 229. — Sanders, Wb. I., p. 687. E. v. D.

**Hängen**, verb. trans. u. reflex.

I. Vom Hund und den hundeartigen Raubthieren s. v. w. Hängenbleiben beim Begattungsact; daher auch synonym mit Begatten überhaupt. „Hat sie (die Hündin) mit ihm (dem Hund) 4—6mal gehangen, d. h. sich begattet...“ Winkell, Hb. f. Jäger II., p. 26. — „Rummehr belausen sich die Wölfe. bleiben auch zusammen hängen wie die Hunde...“ Fleming, T. J., 1729, I., fol. 359. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 1., p. 263. — „Während der Begattung hängen die Füchse wie die Hunde aneinander.“ Hartig, Lexif., p. 203. — Laube, Jagdbrevier, p. 281. — R. R. v. Dombrowski, Der Fuchs, p. 21, 187.

II. Vom Jäger und Hund s. v. w. auf einer Fährte nachhängen, harren, nachharren, s. d. Schon mhd.: „Dar nacht nit hengen arbeit waer ze liden.“ „Solt du mit hengen einez nimer dannen triben.“ „Mir widerfuor bi ziten dar nach ich henget.“ „Du solt ein wil gemache nach im hengen.“ Hadamar v. Laber, Diu jagt, str. 40, 42, 210. — „Er hat geretielichen gehenget vnd gehetzet.“ Der Minne Falkner, str. 171. — „Ich hor ein jeger henge auf rechter spur dez hirzen fant.“ Peter Tuchenwirt, Jagdallegorie, v. 19 — „Das ich henget mit einem Leydthundt nach einem hirsch...“ Roë Meurer, Ed. I., Pforzheim 1560, fol. 96. — Sanders, Wb. I., p. 687, u. Erg.-Wb., p. 236. E. v. D.

**Hangende** nennt man in der Geologie die über irgend einer Schicht oder Schichtengruppe befindlichen, also bei normalen Verhältnissen jüngeren Gesteinsablagerungen, liegenden dagegen die unter ihr befindlichen (mithin älteren) Gesteins schichten. v. D.

**Hängeseil**, das, das Seil oder der Nie-

men, woran der Leithund geführt wird, vgl. Halsband, Halsseil, Halsstrick, Halsriemen, seltener findet der Ausdruck auch beim Schweifshund Anwendung. „Hänge-Seil heißtet der lange Riemen, daran der Leithund geführt wird.“ Fleming, T. J., 1729, fol. XII, u. Abb., fol. 307.

— Der Leithund wird an einem Hänge seil geführet.“ Pärson, Hirschgerechter Jäger, 1734, fol. 82. — „Das Hänge-Seil wird dasjenige genenuet, was dem (Leit-) Hunde an den Hals gemacht wird und aus Leder und einem Seile besteht.“ Döbel, Jägerpraktika, 1746, I., fol. 87. — Großkopff, Weidewerkslegitton, p. 349. — Göchhanten, Notabilia venatoris, fol. 4. — C. v. Heppe, Aufr. Lehrprinz, p. 4. — Mellin, Amttg. z. Anlage von Wildbahnen, 1777, p. 131. — Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 162. — Onomat. forest. II., p. 34. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 1., p. 277. — D. a. d. Winkell, Hb. f. Jäger I., p. 36. — Hartig, Lexif., p. 233. — Laube, Jagdbrevier, p. 281. — Behlen, Wmp., 1828, p. 74, und Real- u. Verb.-Lexif. III., p. 645. — Die hohe Jagd I., p. 362. — Sanders, Wb. II., p. 680. E. v. D.

**Hängläuse**, s. Holzbrücken. Fr.

**Hängstöck**, s. Abbringung. Fr.

**Hängweiksbrücken**, s. Holzbrücken. Fr.

**Harbke**, ein Gut in der Nähe von Helmstädt (Braunschweig), welches im vorigen Jahrhundert einem Hofrichter von Weltheim gehörte, der daselbst in großem Umfang Anbauversuche mit verschiedenen amerikanischen Bäumen und Sträuchern vornahm. Diese kamen zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts zuerst über England nach dem mit ihm politisch verbundenen Hannover. Da Roë hat dort das Material für sein Werk „Die Harbke'sche wilde Baumzucht theils nordamerikanischer und anderer fremder, theils einheimischer Bäume, Sträucher und strandartiger Pflanzen“ (Braunschweig 1770 und 1771) gesammelt. Schw.

**Hardouin Seigneur de Fontaines-Guerin**, einer der bedeutendsten französischen Jagdschriftsteller des XIV. Jahrhunderts. Er stammt aus einer alten Familie, welche bereits zu Beginn des XII. Jahrhunderts im Besitz der im Canton Beaufort des Departements Maine-et-Loire gelegenen Herrschaft Fontaines war, und wurde daselbst um 1362 geboren. Hardouin's Vater hatte überdies vom Herzog Louis I. von Anjou gegen jährliche Entrichtung einer Geldsumme im Werte eines goldenen Spornes das Jagdrecht in dem ganzen zwischen den Flüssen Maine und Voire gelegenen Waldgebiete, sowie in einzelnen anderen angrenzenden Districten erworben und lebte fast ausschließlich den Freuden der Jagd, welchen auch sein Sohn, von ihm und einem gleichfalls als Weidmann berühmten Edelmann, Guillaume du Pont, geleitet, von Jugend auf leidenschaftlich ergeben war. Im Jahre 1380 trat Hardouin als Bachelier in die Compagnie Pierre de Bueil's, seines nachmaligen Schwagers, ein; bald jedoch jah er sich wieder zum Austritt genötigt, da sein Vater, sowie der ihm freundlich gesinnte Herzog von Anjou gestorben waren, die die Jagdrechte der Familie bestätigende Urkunde

verloren gegangen war und mehrere der benachbarten Herren diese Rechte für sich in Anspruch nehmen wollten. Nach langen, zum Theile nicht unblutigen Kämpfen gelang es Hardouin erst im Jahre 1392 mit Hilfe Pierre de Bueils von Ludwigs Witwe, der Herzogin Marie de Bretagne, die Bestätigung aller seinem Vater verliehenen Privilegien zu erhalten. Aber schon einen Monat später (October 1392) musste er seine Besitzungen abermals verlassen und als Lehnensträger der Herzoge von Anjou an deren Feinde gegen die Grafen theilnehmen. Er wurde in einem der Gesetze gesangen genommen und auf das Schloss Merargues des Grafen Wilhelm Roger von Beauport gebracht, nach dessen bald erfolgtem Tode seine Witwe, Eleonora von Comminges, Gräfin von Touraine, den Besitz über das Schloss und somit auch die Aufsicht über Hardouin übernahm. Während seiner Gefangenschaft, die bis 1393 dauerte, verfasste Hardouin seinen „Trésor de Vénérie“, der seiner eigenen Angabe nach am 10. December 1394 vollendet ward. Bald nach seiner Freilassung, die er durch ein Lösegeld erreichte, vermählte er sich mit der Marie de Bueil, der damals erst 11 Jahre zählenden Tochter seines ehemaligen Capitäns, starb jedoch schon 1399 eines plötzlichen Todes.

Hardouins „Trésor de Vénérie“, ein 1948 Werke umfassendes Lehrgedicht über die Parforcejagd, zerfällt in zwei Theile, deren erster die gebräuchlichen Hornsignale, letzterer die Durchführung der Jagd selbst behandelt. Dieser zweite Theil ist, da er fast nur eine versifizierte Wiedergabe der bezüglichen Capitel in Gaston de Foiz' (s. d.) Werk bildet, von geringem Werte; um so höher dagegen ist in cultur- und jagdhistorischer Beziehung jener des ersten Theiles, da derselbe die einzige ergiebige Quelle zur Kenntnis der mittelalterlichen Jagdmusik bietet. Wir werden daher auf dieses Werk noch im Artikel „Jagdmusik“ ausführlicher zurückkommen. Dasselbe ist uns nur in einer einzigen, mit 21 Miniaturen geschmückten Handschrift erhalten, welche Baron Jérôme Pichon im Jahre 1855 in einer Amateurausgabe erscheinen ließ: „Le Trésor de Vénérie, poème composé en 1394. par Messire Hardouin de Fontainnes-Guérin: publié pour la première fois avec des notes par le Baron Jérôme Pichon, et orné de gravures à l'eau-forte reproduisant les miniatures du manuscrit, par M. Fréd. Villot. À Paris, Techener 1855, in 8°“; leider ist diese vorzügliche Ausgabe unvollendet geblieben, da nur deren erste, 94 Seiten mit dem Texte und einem Theile des Commentars enthaltende Hälfte im Druck erschienen ist. Dieselbe ist heute längst vergriissen und sehr selten geworden, ebenso eine zweite, nur in 200 Exemplaren erschienene Ausgabe: „Trésor de Vénérie, composé l'an Mcccxiij par Hardouin, seigneur de Fontainnes-Guérin, et publié par M. H. Michelant, Metz, Rousseau-Pallez, 1856, in 8°“. Vgl. auch Enryk R. v. Dombrowski, „Die mittelalterliche Jagdliteratur Frankreichs“, 1886, p. 36 ff.

Harké, s. v. w. Rechen, s. Forstenkulturgaräthe sub 4.

Gt.

**Harsleinspanner, Stachelbeerspanner,** *Abraxas grossularia* L., Gattung der Familie Geometrina, Abtheilung Dendrometridae; spannt 40—43 mm, ist ausgezeichnet durch schwarze, dottergelb ausgefüllte Flecken auf den schneeweißen Flügeln und durch dottergelben, reihig schwarzgekleideten Hinterleib. Die Vorflüenhaare tragende Raupen ist bauchsichtig dottergelb, rückenwärts weiß mit reihig gestellten schwarzen Fleckenzeichnungen. Sie tritt vom September an, überwintert, setzt den Gras im Mai fort und verwandelt sich im Juni im Boden in einem lockeren Gespinst. Schmetterling: Juli, August. Rübes-Arten, Pfauen, Aprikosen und anderes Gehölz bilden die Nährpflanzen; kommt in manchen Jahren in großer Menge vor und kann nur durch Abklippen der Ranzen auf untergelegte Tücher vertilgt werden. Hschl.

**Harmalin,**  $C_{13}H_{14}N_2O$ , findet sich neben Harmalin im Samen von *Peganum Harmala*. Es sind schwach bitter schmeckende, farblose Kristalle, die den Speichel gelb färben, in Wasser schwer, in heißem Alkohol leicht löslich sind und bei 238° unter Zersetzung schmelzen. v. Gn.

**Harmattam** ist ein an der Goldküste zwischen November und März zeitweise auftretender sehr strohener, rothen Staub mit sich führender Staub. Während der Herrschaft dieses Landwindes sind die Morgen und Abend kühl, liegt die Mittagstemperatur höher, während die Mitteltemperatur nur geringe Änderung zeigt; der Luftdruck liegt über dem Normalen. — Vgl. Hann, „Handbuch der Meteorologie“ 1883. Gn.

**Harmin,**  $C_{13}N_2H_2O$ , entsteht durch vorstichtige Oxydation aus Harmalin und ist Begleiter des letzteren. v. Gn.

**Harmonika, chemische.** Hält man über eine Wasserstofflamme eine Glasröhre, so entsteht ein Ton, der von den Schwingungen der Röhre in der Röhre herrührt, die durch die ununterbrochenen kleinen Explosionen hervorgerufen werden, indem der austropfende Wasserstoff sich mit der atmosphärischen Luft mischt. v. Gn.

**Harn,** das, härenes Seil, auf die Wurzel Haar zurückzuführen, bzw. aus dieser verdorben. „Nachgehends werden sie (die Hunde) mit den Kuppen an die Harn genommen; dieses sind lange Seile, von Pferdehaaren und Hanf gemacht.“ Döbel, Jägerpraktika, Ed. I, 1746, II, fol. 201. — „Harn, hänsene oder pferdeharene Stride, woran junge Parforcehunde ausgeführt werden.“ Behlen, Wmpr., 1828, p. 75, und Real- u. Verb.-Lexit. III, p. 583. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I, p. 362.

**Harnickell, Joh. Kaspar**, geb. in Reckerode (Kreis Hersfeld in Kurhessen), gest. 6. Februar 1826 in Oberlausungen, entstammte einer der ältesten Fürstfamilien Kurhessens (bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten auf ein und derselben Fürsterei nacheinander sieben Söhne ihre Väter abgelöst), durchlief verschiedene forstliche Dienstgrade und wurde später Lehrer an der am 1. August 1789 unter Leitung des Oberförstmeisters von Wiggleben eröffneten Forstschule zu Waldau (bei Kassel), daneben fungierte er als Obersörfster in Oberlausungen. Schw.

**Harnickell,** Karl Heinrich, geboren 20. November 1793 in Holzhausen (Kurhessen), gestorben 14. August 1860 in der Kaltwasserheilanstalt Königshof (bei Münzen), Sohn des Joh. Caspar H., erhielt seine Vorbildung auf der Dorfschule zu Oberkaufungen und bei dem dortigen Pfarrer, später aus dem Lyceum in Kassel. Von 1809 ab erlernte er das Forst- und Jagdwesen praktisch und studierte sodann in dem Privat-institut von G. Fr. Hartig in Fulda. Die Feldzüge gegen Frankreich 1814/15 machte er im kurhessischen Jägerbataillon als Freiwilliger mit. 1819 erhielt er eine Anstellung als reitender Förster zu Rottebreite, wurde 1821 zum Oberförster von Fulda mit dem Wohnsitz in Eichenzell, sowie zugleich zum Lehrer des praktischen Forst- und Jagdbetriebes an der 1816 zu Fulda errichteten staatlichen Forstlehranstalt ernannt. 1833 erfolgte seine Beförderung zum Forstmeister der Inspektion Hanau anfangs mit dem Wohnsitz in Gelnhausen, seit 1834 in Hanau. 1843 wurde Harnickell in gleicher Eigenschaft nach Marburg versetzt, 1845 als Vertreter in den kurhessischen Landtag gewählt, 1849 Oberforstmeister und stimmsührendes Mitglied des Obersforstcollegiums zu Kassel, seit Ende 1851 Director der Forstlehranstalt zu Melsungen.

**Harnisch,** der, s. v. w. Panzer, Schild des Schwarzwildes, s. d.; Sauen, die einen starken Panzer tragen, heißen Harnischschweine. „Wenn die alten Keuler sich in den hohen Brunkämpfen an den Blättern und Keulen verwundet und am harzigen Fichten und Kiefern gerieben haben, so verwandeln sich diese Stellen durch die dadurch verbundene und gleichsam ineinander geleimte, dichte Wollunterlage in eine Art von Panzer, an welchem alle Spieße und Kugeln abprallen, und solche Schweine haben den eigenen Namen: Panzer- oder Harnisch-Schweine.“ Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 1., p. 144. — Le Verrien de la Counterie, Normann. Jäger, 1789, p. 309. — Hartig, Lexik., p. 233. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 362. — Sanders, Wb. I., p. 694.

E. v. D.

**Harnsäure,**  $C_5H_8N_2O_3$ , findet sich im Harn fast aller Thiere, namentlich in dem der Fleisch- und Körnerfresser; bei den Grasfressern ist sie durch Hippuräure ersetzt. Ferner im Blute, im Urin, in den Harnsteinen und Gichtknoten und am reichlichsten, meist an Ammoniak gebunden, in den Exrementen der Schlangen. Zu ihrer Darstellung verwendet man am besten Schlängenexremeante, die mit verdünnter Kalilauge so lange erhitzt werden, bis kein Ammoniak mehr entweicht; darauf wird das Filtrat mit Kohlensäure gefärbt und das abgeschiedene saure Harnsäure-Kali nach dem Auswaschen mit Wasser in verdünnte siedende Salzsäure eingetragen, worauf sich reine Harnsäure abscheidet. Die reine Harnsäure ist ein weißes, krystallinisches, perlmuttenglänzendes, geschmack- und geruchloses Pulver, schwer löslich in Wasser, Alkohol und Äther. Sie hat schwach saure Eigenschaften und reagiert sehr wenig sauer: ihre Salze mit einem Atom eines einwertigen Metalls reagieren neutral daneben

bildet die Harnsäure noch Salze mit zwei Atomen einwertiger Metalle, welche stark alkalisch reagieren. Zwei Wasserstoffatome der Harnsäure lassen sich auch durch Alkoholradikale ersetzen (z. B. Methyl- und Dimethylharnsäure). Zur Nachweisung kleiner Mengen von Harnsäure dient die sog. Murexidprobe (s. d.). v. G.

**Harnstoff** (Carbamid),  $CH_4N_2O$ , wurde als normaler Bestandtheil des menschlichen Harns zuerst 1773 von Monelle nachgewiesen, 1799 von Fourcroy und Baudelin rein dargestellt und 1828 von Wöhler durch Synthese aus Ammoniumcyanat gewonnen. Außer im menschlichen Harn ist er nachgewiesen worden: im Blute, dem Fruchtwasser, im Schweiße, in der Glasflüssigkeit des Auges der Säugethiere, in der Leber, den Muskeln der Kröpfschafe, im Harn der Vögel und einiger Reptilien. Aus menschlichem Harn gewinnt man den Harnstoff, indem man 2 Vol. des ersteren mit 1 Vol. Barbitlösung (30:5 g  $BaCl_2$  in einem Liter) versetzt, den entstandenen Niederschlag von phosphorsaurem und schwefelsaurem Barbit abfiltriert, das Filtrat im Wasserbade zur Trockne verdampft, den Rückstand mit Alkohol auszieht, filtriert, abdampft und die verbliebene Salzmasse mit absolutem Alkohol behandelt, welcher den reinen Harnstoff aufnimmt und beim Verdunsten denselben in farblosen Krystallnadeln abgibt.

Außer der künstlichen Darstellung aus Ammoniumcyanat — der ersten Synthese einer organischen Verbindung — sind noch viele andere Darstellungsmethoden für Harnstoff entdeckt worden, welche indes nur theoretisches Interesse haben.

Bei der Darstellung des Harnstoffs aus Cyanammonium wird folgendermaßen verfahren: Trockenes gelbes Blutlaugen-Salz wird zerkleinert und in einer flachen eisernen Schale auf dem Gasofen vom größten Theile des Krystallwassers befreit, darauf fein gepulvert und nochmals in der eisernen Schale möglichst stark erhitzt. Das fast weiße, feine Pulver wird noch warm mit dem gleichen Gewichte ebenfalls scharf getrocknet, fein gemahlenen Braunsteins guter Qualität und etwas trockener Potasche innig gemischt und darauf das Gemisch in der eisernen Schale rasch so stark erhitzt, dass die Masse erwärmt und verglimmt, u. zw. so lange, bis eine kleine Menge des Products, in Wasser gelöst und mit Salzsäure angesäuert, auf Zusatz von Eisenchlorid kein Berliner Blau erzeugt. Die schwarze schlackige Masse, ein Gemisch von Manganoxyd oxydul, Eisenoxyd und cyansaurem Kali, wird fein gepulvert und in kalte wässrige Lösung von so viel schwefelsaurem Ammoniak eingetragen, als nötig ist zur Umsetzung in cyansaures Ammon und schwefelsaures Kali (aus 1 Theil entwässertes Blutlaugen-Salz 1 Theil festes schwefelsaures Ammon). Nach längerem Stehen wird ausgekocht, filtriert, das Filtrat zur Trockne verdampft und der feingepulverte Salzrückstand mit heißem Alkohol ausgekocht. Derselbe löst den Harnstoff auf und lässt die schwefelsauren Salze ungelöst zurück. Während des Erkaltens krystallisiert der Harnstoff in farblosen Prismen aus.

Der Harnstoff ist ein farbloser, fester, in Wasser und heißem Alkohol leicht löslicher, in Äther fast unlöslicher Körper von kühnend salzigem Geschmack, kristallisiert ohne Wasser in meist geriefen, dem Natrialsalpeter ähnlichen Prismen von 13 spec. Gew. schwelt bei 120°, reagiert neutral, vermag sich aber sowohl mit Säuren, wie mit Metalloxyden und auch mit Salzen chemisch zu verbinden. Um den Harnstoff qualitativ im Harn nachzuweisen, werden etwa 20 g im Wasserbad bis zur Sirupkonsistenz abgedampft und der Rückstand wiederholt mit Alkohol behandelt; nach dem Verdunsten des Alkohols lässt man die Kristallisation mit Salpetersäure unter dem Mikroskop vor sich gehen, wobei man dann leicht die charakteristischen Winkel (82°) der Blättchen des salpetersauren Harnstoffs erkennt.

Zur quantitativen Bestimmung des Harnstoffs gibt es mehrere Methoden. Eine häufig angewandte ist folgende: Nachdem der Harnstoff aus dem eingedickten Harn extrahiert worden ist, setzt man zu der verdünnten Lösung eine verdünnte Lösung von salpetersaurem Quecksilberoxyd und neutralisiert die freie Säure von Zeit zu Zeit mit kohlensaurem Natron, wobei ein flockiger, weißer Niederschlag entsteht. Ist der Harnstoff in Verbindung mit Quecksilberoxyd gefällt, so wird der darauffolgende Tropfen von kohlensaurem Natron eine gelbe Färbung von Quecksilberhydroxyd oder basischem Salz hervorrufen. Übrigens ist diese Methode nur anwendbar, wenn aus dem Harn zuvor das Chlor durch salpetersaures Silber, ferner Schwefelsäure und Phosphorsäure mittelst Barbitwassers sorgfältig entfernt wurden.

Beim Erhitzen mit Wasser unter höherem Druck versetzt der Harnstoff in Kohlensäure und Ammoniak, beim Erhitzen ohne Wasser in Cyanäure und Ammoniak, durch Einwirkung von salperriger Säure in Kohlensäure, Stickstoff und Wasser.

Im Harnstoff können sehr mannigfaltige Substitutionen vor sich gehen. So kann zunächst der Sauerstoff durch andere zweiwertige Radikale ersetzt werden; geschieht es durch Schwefel, so entsteht der Schwefelharnstoff, geschieht es durch Imin, so erhält man das Guanidin. Außer diesen Substitutionen sind auch die der vier Wasserstoffatome möglich.

Der Harnstoff ist das Endglied der regressiven Stoffmetamorphose; der größte Theil der umgesetzten stickstoffhaltigen Gewebe des thierischen Körpers verlässt den Organismus in Form von Harnstoff. v. Gu.

Harnzucker, § Dextrose. v. Gu.

*Harpalus*, Gattung der Familie Carabidae, j. d. Höchl.

*Harpyia*, Gattung der Familie Notodontina (Abtheilung Bombyces, Spinnere), mit der, auf Weiden und Pappeln sich entwickelnden, durch aussallende gebaute und gezeichnete Raupe sich bemerkbar machenden Art: *Harpyia vinnula* L., Gabelschwanz. Der glatten, im allgemeinen grünen, auf dem Rücken dunkler gefärbten Raupe fehlen die Afterschüsse; der 4. Ring bildet einen hochaufliegenden Buckel; das Aftersegment trägt zwei lange Röhren, aus welchen

die Raupe weiße Nüden hervortreten lässt. Der Kopf larvenförmig roth verändert. Verpuppung in einem harten, aus Holzspänen gesetzten Cocon. Außer den genannten kommen auf Pappeln und Weiden nicht selten vor Harp. bisida Bk. und surcata L. Höchl.

**Harren**, verb. intrans., nur mhd. j. v. w. hengen, nachhängen; den Hund harren lassen = ihn nachhängen lassen. „Daz (gehunde) harret niht die lenge.“ Hadamar v. Laber, Diu jagt, str. 164. — „Darnach so laz ich (den hund) harren.“ Hugo v. Monfort, Jagdallegorie, v. 38. — „Doch harr ich nach mit meinem hund...“ Peter Suchenwirt, Jagdallegorie, v. 20. E. v. D.

**Harro**, interject., Zuruf an den Schützen, um ihn auf das Kommen eines Stücks niederen Haarwildes aufmerksam zu machen; vgl. Tajo, Wallo, Hillo, Tiro. Bildungen, Neujahrsgeschenk, 1798, p. 1. — Hartig, Lexif., p. 232. — Laube, Jagdbrevier, p. 280. — Behlen, Real- u. Verb.-Lexif. III., p. 584. — Sanders, Wb. I., p. 695. E. v. D.

**Hart**, adj., nennt man einen Hund, welcher nicht wehleidig ist und daher Strafen weniger empfindet als ein weicher, s. d. „Ein weichlicher Hund lässt sich nicht so harte angreifen, als ein harter.. Ob es gleich mit dem harten Hunde eine santere Mühe ist, so kann man ihm doch auch wieder was zusinnen.“ Döbel, Jägerpraktika, Ed. I., 1746, I., fol. 112. — „Ein harter Hund ist: der dem Jäger, der ihn arbeiten solle, anfänglich sehr viel Mühe mache, ehe er ihn ein wenig in die Ordnung bringen kann; ferner ein Hund, der nicht wind- und wetterscheut, auch sich aus der Arbeit nichts macht.“ E. v. Höpke, Ausf. Lehrprinz., p. 303. — Hartig, Lexif., p. 236. — Behlen, Wsmpr., 1828, p. 75, und Real- u. Verb.-Lexif. III., p. 203. — Laube, Jagdbrevier, p. 281. — R. N. v. Dombrowski, Der Fuchs, p. 188. — Auch Wild, welches sehr zählebig ist, wird hart genannt. E. v. D.

**Hartblei** ist eine in verschiedenen Abstufungen vorkommende Legierung von reinem (Weich-) Blei mit anderen Metallen; hiwo wird besonders das härtere Zinn und das sehr spröde Antimon oder auch wohl Wismuth benutzt, deren Legierungen mit Blei etwas geringeres spezifisches Gewicht und niedrigeren Schmelzpunkt als reines Blei, aber eine bedeutend gesteigerte Härte aufweisen. Hartblei eignet sich wegen dieser letzteren Eigenschaft in gewisser Beziehung zur Herstellung sowohl von Einzelgeschossen (s. Brand, Führung), als von Schrot (s. Hartschrot); für beide pflegt nur ein verhältnismäßig geringer Zusatz verwendet zu werden; beispielsweise besteht das Hartbleigeschoß des englischen Guaitaeriegewehres m/71 (Martini-Henry) aus 92% Blei und 8% Zinn, durch welchen Zinn das spezifische Gewicht in praktisch vollkommen bedeutungsloser Weise von etwa 11.25—11.39 (Weichblei je nach der Beschaffenheit) auf nur 10.9 herabgegangen, die Härte aber bedeutend gesteigert ist. Geschosse für Jagdwaffen pflegen einen weit geringeren Zinnzusatz aufzuweisen. Über Hartschrot s. d. Th.

**Härten.** Stahl zeigt in besonders hohem Maße die auch manchen anderen Metallen zukommende Eigenschaft, daß er durch rasche Abkühlung aus der Glühhitze eine ganz außerordentliche und um so bedeutendere Härte annimmt, je größer der Unterschied der Glutwärme von der Temperatur des Abkühlungsmittels (Wasser, Fett, Öl, Säuren, Salzlösungen usw.) war, bzw. je plötzlicher die Abkühlung vor sich ging; die Härte kann durch dies Verfahren bei gewissen Sorten so gesteigert werden, daß der Stahl selbst Glas rißt. Mit wiederholter Erhitzung (und bzw. langsamem Abkühlen) gewinnt der Stahl seine ursprüngliche Bearbeitungsfähigkeit wieder.

Die wertvolle Eigenschaft der Härte findet auch in der Waffentechnik Anwendung und macht den Stahl zu denjenigen Gegenständen (Werkzeugen) besonders geeignet, welche durch starken Gebrauch zu rasch abschleifen könnten. Da indes mit zunehmender Härte auch die Sprödigkeit wächst und hiervon die betreffenden Gegenstände an Bieg samkeit und Elastizität einbüßen, so muß der Verwendung entsprechend ein bestimmter Härtgrad innegehalten werden. Derselbe kann entweder durch Abkühlen aus dunkler oder hellerer Rothglut auf den geeigneten Temperaturgrad — Eintauchen in schwer siedende, kältere oder wärmere Bäder — oder dadurch erreicht werden, daß man die glühende Oberfläche im Bade schnell ablöst und sich dann vor volligem Erkalten vom Innern des zu härtenden Stückes aus wieder erwärmen läßt. Kleinere Gegenstände (Federn, Schloßheile usw.) werden ganz „abgeschreckt“ und von neuem vorsichtig erwärmt, d. h. „angelaufen“. Hierbei treten auf der Oberfläche des Stahles verschiedene Farben, die sog. Anlauffarben auf und geben dem Erfahrenen ein sicheres Kennzeichen für den Grad des „Temperierens“. Diese Farben durchlaufen beim Erwärmen die Reihe: bläsig gelb ( $220^{\circ}$  C.), strohgelb ( $230^{\circ}$ ), braun ( $235^{\circ}$ ), purpurrot ( $270^{\circ}$ ), hellblau ( $288^{\circ}$ ), dunkelblau ( $293^{\circ}$ ) und schwarzblau ( $320^{\circ}$ ); sie verschwinden bei höherer Erwärmung, bleiben aber, wenn man das Stahlstück zur Zeit der betreffenden Farbe von neuem schnell abkühlt. Bei feineren Werkzeugen, bei welchen es sehr genau auf den bestimmten Härte- und Elastizitätsgrad ankommt, geschieht die Erwärmung durch Eintauchen in Metallbäder von genau bekannter und gleichbleibender Temperatur.

Schmiedeisen wird, ähnlich abgekühlt, zwar nicht härter, aber doch weniger biegsam und erreicht seine höhere Bieg samkeit wieder bei nachheriger Erwärmung; auch Schmiedeisen erhält bei allmäßlicher Erwärmung verschiedene nach dem Erkalten auf bearbeiteten Theilen sichtbare Anlauffarben: strohgelb ( $200^{\circ}$  C.), durch dunkelgelb roth ( $212^{\circ}$ ), carmoisin ( $230^{\circ}$ ), blau ( $300^{\circ}$ ), grau ( $380^{\circ}$ ).

Um schmiedeisenernen Gegenständen wenigstens an der Oberfläche die Härte des Stahls zu geben, dient das Einsetzen oder Einschmelzen. Die betreffenden fertig ausgeschmiedeten, bzw. bearbeiteten Theile — vom Gewehr beispielsweise alle Ersatztheile exklusive

Lauß — werden hierzu in kohlenstoffreiche Materie (z. B. Kohle von Leder- und Hornabsäulen in Mischung mit Blattlaugensalz) verpackt und mit dieser langsam geglüht; hierbei bereichert sich das kohlenstoffarme Schmiedeisen an seiner Oberfläche mit dem Kohlenstoff der Umgebung und wird dadurch bis zu einer gewissen Tiefe in Stahl verwandelt; das nach dem Glühen erfolgende plötzliche Abkühlen macht diese Stahl schicht hart und verleiht ihr zugleich eine eigen thümliche, je nach Art und Zugänglichkeit der Mischung des Einsatzmaterials größer oder feiner marmorierte Farbe; dieselbe kann entweder durch Beizen (i. d. r.) in eine gleichmäßig graue oder durch Anlassen in Anlauffarben des Stahles verwandelt werden.

Auch Gusseisen kann durch Glühen mit Reductions- (Entföhnlungs-) Mitteln oberflächlich verstählt und dann mit einer der Anlauffarben versehen werden. Letztere allein geben daher nicht ohne weiteres die Gewähr für die Art des Materials und die Eigenschaften des aus letzterem hergestellten Gegenstandes.

Th.

**Hartbuche, j. Harze.** v. Gu.

**Hartholz,** in den Weisthümern und sonstigen forstlichen Geschichtsquellen des späteren Mittelalters vorkommender Ausdruck für die besseren, „blumen-“, d. h. mastragenden Bäume, zu denen meist nur Eichen und Buchen, in manchen Gegenden, z. B. im Büdinger Reichswald, auch Eschen, Elsbeere, Kirschen, Birnen, Äpfel, Nüsse, Haselnüsse und Erlen gerechnet wurden. Den Gegensatz hierzu bildete das „Weich holz“, auch „Dussholz“, zu dem alle übrigen im Wald vorkommenden Baumarten gehörten. Näheres hierüber findet sich in Grimm, „Deutsche Rechtsalterthümer“, p. 506.

Schw.

**Hartig, Ernst Friedrich**, geb. 24. März 1773 in Gladbach, gest. 17. August 1843 in Fulda, jüngerer Bruder des berühmten G. L. Hartig, bei welchem er 1789 als sein erster Bögling zu Hungen in die Forstlehre trat. Von Ostern 1792 ab studierte Hartig in Göttingen, 1793 in Marburg, 1794–1796 betheiligte er sich unter der Leitung seines zweiten Bruders Friedrich Karl mit an den Vermessungs- und taxatorischen Arbeiten der Deutschmeister'schen Forste bei Mergentheim. 1797 wurde Hartig Adjunct seines Vaters und noch in denselben Jahre Forst kommissär bei der Forstbetriebscommission des Oberfürstenthums Hessen-Darmstadt, 1802 fürstlicher Landforstmeister und Mitglied des Ober forstcollegiums in Fulda, daneben Mitglied der Oberrechnungskammer und Steuerrectifications commission, sowie Leiter der mathematischen Prüfungskommission. Durch die französische Invasion beiseite geschoben, gründete er 1808 ein Forstinstitut zu Fulda. Nach der Schlacht bei Leipzig wurde Hartig vom österreichischen Gouvernement zum Mitglied des Landsturmausschusses, Chef des Generalstabes und zum obersten Befehlshaber des Landsturmes im Fürstenthum Fulda ernannt. Bei der späteren Theilung des Ländchens zwischen Bayern, Kurhessen und Weimar trat er im October 1813 in kurhessische Dienste und wurde 1816 zum Oberforstmeister in Fulda ernannt, seine Forstlehranstalt wurde gleichzeitig zur Staatsanstalt erhoben, bestand aber nur bis

1820; 1821 erfolgte seine Besförderung zum württembergischen Landforstmeister in Kassel und 1822 jene zum Oberlandforstmeister, als welcher er bis zu seiner Pensionierung (am 1. Juli 1841) wirkte.

Hartig ist in weiteren Kreisen namentlich als der Vertreter des von seinem Bruder G. L. Hartig empfohlenen Hochwaldconservationsriebes bekannt, welchen er, jedoch mit sehr schlechtem Erfolg, in den Waldungen des Fürstenthums Fulda (hauptsächlich im Revier Frieden) einzubürgern versuchte. Indessen verdient Hartig, abgesehen von diesem mehr forstgeschichtlichen Curiosum, doch bleibende Erinnerung wegen seiner Verdienste um die Ordnung des Forstbetriebes in Kurhessen durch sein erfolgreiches Wirken auf dem Gebiete der Forstorganisation, Forsteinrichtung, des Culturbetriebes und forstlichen Unterrichtswesens. Seine Erfahrungen machte er in verschiedenen Schriften dem praktischen Forstpersonal durch eine dessen Bildungsgrad angemessene Schreibweise zugänglich.

**Schriften:** Die Forstbetriebsseinrichtung nach staatswirtschaftlichen Grundsätzen, 1825; Praktische Anweisung zur Ausstellung und Ausführung der jährlichen Forstwirtschaftspläne nach Maßgabe einer systematischen Forstbetriebsseinrichtung, 1826; Praktische Anleitung zum Baumroden nach den neuesten Versuchen, 1827; Praktische Anleitung zum Vermessen und Chartieren der Forste in Bezug auf Betriebsregulierung, 1828; Lehrbuch der Teichwirtschaft und Verwaltung in Verbindung mit der Wiesen- und Ackerverbesserung, nach den Anforderungen des rationellen Landwirts, abgefaßt, 1831. Schw.

**Hartig, Friedrich Karl**, geb. 3. November 1768 in Gladbach, gest. 21. Juli 1833 im Landeshospital Höfheim, Bruder von G. L. Hartig, erlernte wie sein Bruder Ernst Friedrich das Forstwesen praktisch und studierte zu Marburg, Gießen und Göttingen, wurde bereits in einem Alter von 24 Jahren, 1792, fürstlich Hoch- und Deutschmeisterlicher Forstmeister in Mergentheim a. d. Tauber. Als dieser Ort 1809 unter württembergische Oberhoheit kam, wurde er entlassen, u. zw. wie es scheint, weil er sich durch seine Rechtlichkeit und Pünktlichkeit die Feindschaft der übrigen Beamten zugezogen hatte; missliebige Anerkennungen über den König von Württemberg hatten sogar seine Landesverweisung zur Folge. Er kehrte nunmehr in das elterliche Haus zurück und widmete sich der forstwissenschaftlichen Schriftstellerei; 1813 siedelte er nach Gießen über und bewarb sich 1816 um die Erlaubnis, forstwissenschaftliche Vorlesungen an der Universität halten zu dürfen. Dieses Gesuch wurde jedoch abgelehnt, weil sein streitbürtiges, hochgradig aufgeregtes und menschenscheues Wesen schon damals sich zeitweise zu geistigen Störungen steigerte. 1820 wandte sich Hartig nach Lich, wo er in einem Auffall von Verfolgungswahnismus den Kanzlisten Herzberger tödete, in der Meinung, den ihm in Mergentheim vorgezeigt gewesenen Oberforstmeister v. Zobel vor sich zu haben. Infolgedessen wurde Hartig im October 1822 in die hessische Landesirrenanstalt Höfheim aufgenommen, wo er noch fast 13 Jahre lebte.

**Schriften:** Beschreibung eines wohlseiten Winkelmesinstrumentes, 1796; Tabellarisch-terminologische Naturgeschichte der Jagdthiere, 1803; Wald-, Jagd- und Fischereiordnung, 1803 (in der Diana III.); Jagdgelege od. Schußordnung, 1807; Gelege über die Lehre eines Jägerjungen, 1807; Über die beste Hanzeit des Wurzelholzes, 1807; Die Hoch- und Niederwaldbehandlung 1808—1811, 1. Th. Unterzeichnung, ob die Hoch- und Niederwaldbehandlung möglich oder schädlich sei, 1808; 2. Th. Forst- und Jagdstaatsrecht, 1809; 3. Th. Die Forstgeonomie und Lithologie, 1810; 4. Th. Die angewandte Forstgeometrie, 1811; Verschiedene Forstschriften, 1812. Schw.

**Hartig, Georg Ludwig**, Dr. phil. h. c., geboren 2. September 1764 in Gladbach (Kreis Biedenkopf), gestorben 2. Februar 1837 in Berlin, Sohn des fürstlich darmstädtischen Oberförsters Christian Hartig, gewoß seinen Elementarunterricht im elterlichen Hause und trat seiner ausgesprochenen Neigung folgend am 1. August 1778 bei seinem Onkel, dem braunschweiglich-lüneburgischen Gehegereiter Karl Ludwig Hartig, zu Harzburg in die Forst- und Jagdlehre, während welcher das Hauptgewicht auf die jagdliche Ausbildung gelegt worden zu sein scheint. Nachdem G. L. Hartig am 1. August 1780 mittest eines Lehrbriefes, dessen Original sich im Besitz von G. L. Hartigs Enkel, Prof. Dr. Robert Hartig in München, befindet\*), von seinen Lehrjahren losgesprochen war, kehrte er zunächst auf kurze Zeit in das elterliche Hause zurück und bezog im Jahre 1781 die Universität Gießen, um daselbst bis 1783 die einschlägigen Grund- und Hilfswissenschaften zu studieren. Dass ein gelernter Jäger auf der Universität studieren wollte, erregte damals großes Aufsehen. Zum zweitennal in das Elternhaus zurückgekehrt, betheiligte er sich mit regem Eifer an der seinem Vater obliegenden Verwaltung des Forstes und an allen sonst vorkommenden forstlichen Arbeiten, wodurch er sich eine vortreffliche praktische Grundlage für sein ganzes Leben erwarb. Um sich

\*). Der Wortlaut dieses Briefes ist folgender: "Des durchlauchtigsten Herzogs und Herrn, Herrn Karl Wilhelm Ferdinand, regierenden Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg,  
Meines gnädigsten Herzogs und Herrn derzeit bestellter  
Gehoge-Reuter.

Zs. Karl Ludwig Hartig, thue kund und füge hiesmit Jedenmänniglich zu wissen, daß Vorweiser dieses, Georg Ludwig Hartig, des in Hochfürstlich darmstädtischen Diensten stehenden zeitigen Oberförsters zu Gladbach, Oberfürstenthums Höfheim, Christian Hartig ehemalige älteste Sohn sich im Jahre 1778 am 1. August, die Jägerrei allhier zu erlernen begeben und seine zwei Lehrjahre, als bis zum 1. August 1780, bei mir Endesunterzriehnen auszuhalten, und sich jederzeit so verhalten, wie es einem lehrbegierigen, treu und ehrlichen, gutem Gemüthe zusiehet und gebühret, also daß ich als sein bisheriger Lehrpruzzi ihn trast dieses billig von seinen Lehrjahren los,quit und freispreche; auch übrigens ihm auf Begraben und da er sich in der Welt weiter zu ver suchen meiner, diesen ehrlichen Lehrbrief ertheiler mit respective unterhängig gehorcamster-dienst und freuwilliglicher Bitte an alle Höhe und Niedere der Jägerrei ergeben, daß sie bemeldeten G. L. Hartig mit förderlicher Gnade, Huld und Gewogenheit aufzunehmen gerufen und belieben wollen, welches in gleichmäßigen Zeulen und Begehrheiten um einen Jeden nach Standes-Gedühr zu verschulden bereit lebe.

So gezeichnete Harzburg den 1. Augusti 1780.

Karl Ludwig Hartig,  
herzogl. braunschw. lün. b.-Gehege-Reuter."

eine feste Zukunft zu sichern, trat Hartig 1783 als Forstaceffizist beim landgräflichen Oberforstamt in Darmstadt ein. Nach 1½ Jahren arbeitete Hartig hier zur besonderen Zufriedenheit der Räthe des Oberforstamtes und besonders des Chefs desselben, seines nachherigen Schwiegersvaters Staatsministers v. Altpstein; eine definitive Anstellung mit Befördung wurde ihm jedoch zunächst nicht zutheil. Als er daher 1786 das Anerbieten erhielt, in der Stellung eines Forstmeisters zu Hungen (Wetterau) die Verwaltung der dortigen fürstlich Solms-Braunfels'schen Waldungen, sowie eines bedeutenden Complexes von ungetheilten und Mischwaldungen zu übernehmen, zögerte Hartig nicht, demselben Folge zu leisten. Schon hier begann Hartig seine Lehrthätigkeit, indem er von 1789 an junge Leute zur forstlichen und jagdlichen Ausbildung bei sich aufnahm und 1791 auch öffentlich verkündigte, dass er bereit sei, Forstleuten in allen Theilen der Forst- und Jagdwissenschaft theoretisch und praktisch zu unterrichten.

Dieses geschah bei Gelegenheit der Herausgabe seines literarischen Erstlingswerkes, der "Anweisung zur Holzricht für Förster". Das Buch war epochentheidend, Hartigs Ruhm wuchs rasch und in demselben Maß die Zahl seiner Jünglinge, so dass bald in Hungen eine förmliche Meisterchule entstand.

Als der nassauische Landjägermeister von Wyleben zu Dillenburg 1797 in den Ruhestand trat, bot sich für Hartig eine willkommene Gelegenheit, seine Thätigkeit in erwünschter Weise zu erweitern, indem er als Landforstmeister, sowie zugleich als Mitglied der Berg- und Hütteneomission in die fürstlich nassau-oranien'schen Dienste nach Dillenburg übertrat.

Sein mit ihm dahin übergeführtes Institut erweiterte sich so, dass die Zahl der Schüler bald bis auf 70 stieg; für den Unterricht in den Grund- und Hilfsfächern mussten daher Lehrkräfte von der nahen Universität Herborn zugezogen werden.

Von allen Seiten hochgeehrt, schien er auf dem Gipfel des Wohlbehindens und des Ansehens, als plötzlich durch die Annexion des Ländchens durch Napoleon I. eine total veränderte Situation geschaffen war. Man trug zwar Hartig die Stelle als Chef des Forstwesens in dem neu gegründeten Großherzogthum Berg unter sehr vortheilhaften Bedingungen an, allein Hartig verschmähte es, trotz seines Mangels an Vermögen und seiner zahlreichen Familie (9 Kinder), dem Württavor den Eid der Treue zu leisten, nur das konnte von ihm erreicht werden, dass er einen Organisationsplan für die Forste des neuen Staates entwarf.

Ein ehrenvoller Ruf als Oberforstrath nach Stuttgart befreite ihn alsbald aus seiner mühslichen Lage, und Hartig trat noch 1806 seine neue Stellung an; ein großer Theil seiner Schüler folgte ihm und 1807 eröffnete er dort auch ein Forstlehrinstitut, welches übrigens einen fast rein privaten Charakter trug.

Die Verhältnisse in Stuttgart gestalteten sich indessen für Hartig wenig behaglich. Die

Jagdinteressen überwogen zu sehr und machten es ihm schwer, ohne gegen die noblen Passionsen hochstehender Personen zu verstossen, seinen Ansichten über Forstwirtschaft, Geltung zu verschaffen; Selbstständigkeit und freie Bewegung fehlten ihm. Als im Jahre 1814 von Berlin aus der Ruf an Hartig erging, als Staatsrath und Oberlandforstmeister in das preussische Finanzministerium einzutreten, ergriff er mit Freuden diese Gelegenheit, in einen neuen, großartigen Wirkungskreis überzugehen.

In Preußen befand sich zu jener Zeit alles in Umformung, die Reorganisation der Staatsverwaltung war im Werden, die Forstverwaltung war ohne feste Form, ohne innere Einheit und Ordnung, seit Burgsdorfs Tod gab es keinen forstlichen Unterricht, eine mächtige Bewegung drängte zum Verkauf der Staatsforste und die Tüchtigkeit, sowie theilweise auch die Moralität der Forstbeamten ließen vieles zu wünschen übrig. Hierans lässt sich die Größe der Aufgabe, welche Hartig zufiel, ermessen.

Hartig verslocht in seine Amtsfunctionen in Berlin sofort auch die Lehrtätigkeit und hielt öffentliche Vorlesungen über Forstwissenschaft, welche zahlreich besucht waren; er hatte oft über 150 Zuhörer.

Seine Wirksamkeit begann mit Reformen und Verbesserungen auf dem gesamten Gebiet der Forstverwaltung. Dem Verkauf der Staatsforste in größerem Umfange wusste er erfolgreich Widerstand zu leisten, Instructionen für Forstvermessung, Betriebsregulierung, Waldwertberechnung und Bewirtschaftung wurden erlassen und auch eine neue Organisation der Staatsforstverwaltung eingeleitet. Da es ihm unmöglich war, neben seiner umfassenden dienstlichen Wirksamkeit auch noch den forstlichen Unterricht zu ertheilen, so hatte Hartig bereits 1816 vorgeschlagen, Pfeil als Lehrer der Forstwissenschaft zu berufen, der forstliche Unterricht sollte in Anlehnung an die Universität eingerichtet werden; die Einrichtung der Forstakademie in Berlin erfolgte jedoch erst durch Cab.-Ordre vom 12. Februar 1820 und Pfeil wurde unterm 9. April 1821 zum Lehrer der Forstwissenschaft an derselben ernannt.

Als 1830 die Forstschule in Neustadt-Eberswalde errichtet wurde, las Hartig von Ostern 1831 ab wieder Forstwissenschaft an der Universität, hauptsächlich für die Studierenden der Cameralwissenschaft, wobei ihm sein Sohn Theodor Hartig als Assistent beigegeben war. G. L. Hartig war durch Cab.-Ordre vom 21. März 1830 auch zum Universitätsprofessor ernannt und 1831 von der philosophischen Fakultät zum Dr. hon. c. promoviert worden.

Hartig entfaltete während eines beinahe 50jährigen praktischen Wirkens eine ungemein vielseitige Thätigkeit, wobei er sich als ein eminent praktischer Kopf und als organisatorisches Talent ersten Ranges bewies. Seine wissenschaftliche Bedeutung liegt weniger in großen neuen Entdeckungen und Untersuchungen, als vielmehr darin, dass er das ganze vielfach zerstreute Material nach einheitlichen

Gesichtspunkten ordnete, sowie kurz und klar zusammenfassste; berühmt sind in dieser Richtung vor allem seine bekannten „Generalregeln“. Dem Waldbau gab er durch seine geradezu epochenmachende „Anweisung zur Holzzucht für Förster“ die erste wissenschaftliche Grundlage. Nicht minder bedeutend war Hartig auf dem Gebiet des Forsteinrichtungswesens, auf welchem er unter Benützung der früher, namentlich von Kretting bereits gesammelten Materialien, die Fachwerkmethoden, u. zw. speziell das Massenwerk begründete und später dem preußischen Forsttagationswesen zugrunde legte.

Als Organisator der Forstverwaltung hat sich Hartig ebenfalls bedeutende Verdienste erworben, er war unermüdlich thätig, überall mit sichtendem Blick und ordnender Hand einzutreten, wo es galt, Missbräuche abzuschaffen, das Bestehende zu verbessern und Fortschritte anzubauen. Er bezeichnete die übermäßigen Accidenzen der Forstbeamten, regelte deren Gehalt, erließ Dienstinstructionen für die verschiedenen Grade des Forstpersonals und die Waldarbeiter, trennte das bis dahin in der Hand des Obersösters vereinigt gewesene Cassen- und Rechnungswesen, indem er die Cassengeschäfte besonderen Rendanten übertrug. Er entwarf ferner Instructionen und Anleitungen zur Vornahme fast aller praktischen Geschäfte. Seine größte Leistung auf diesem Gebiete war die Organisation der Forstverwaltung Preußens. Allerdings stellte sich bei der Durchführung derselben heraus, dass sie sich zu sehr an die kleineren Zustände Mittel- und Süddeutschlands anlehnte und deshalb für die größeren Verhältnisse des preußischen Staates nicht ganz passte.

Die Hartig'sche Organisation kam nicht vollständig zur Durchführung; ebenso erwies sich seine Forsteinrichtungsinstruktion als zu schwierig, weshalb statt derselben ein einfacheres Verfahren eingeführt werden musste. Diese beiden Misserfolge veranlassten, dass sein dienstlicher Einfluss im letzten Decennium seines Lebens nur noch ein geringer war, u. zw. umso mehr, als man ihm mit Rücksicht hierauf einen zweiten Oberlandforstmeister in der Person des Herrn v. Wittingerode an die Seite gesetzt hatte.

Trotz seiner ungemeinen Arbeitslast fand Hartig doch noch Zeit, Versuche anzustellen („Über die Brennbarkeit der meisten deutschen Holzarten“, 1794, und „Über die Dauer der Holzarten im Boden“, 1822 und 1836).

Hartig war ein äußerst fruchtbare Schriftsteller, seine zahlreichen Werke erfreuten sich großer Verbreitung und Beliebtheit, einige derselben sind sogar in fremde Sprachen übersetzt worden, so z. B. die „Anweisung zur Holzzucht für Förster“ und die „Physikalischen Versuche über das Verhältnis der Brennbarkeit der meisten Hölzer“ durch Baudrillart in das Französische und das „Lehrbuch für Förster“ in das Böhmischa und Polnische.

Seine Schriften sind folgende: Anweisung zur Holzzucht für Förster, 1. Aufl. 1791, 8. Aufl. 1818; Physikalische Versuche über das Verhältnis der Brennbarkeit der meisten deutischen

Wald-Baumhölzer, 1. Aufl. 1794, 3. Aufl. 1807; Anweisung zur Taxation der Forste oder zur Bestimmung des Holzvertrages, 1. Aufl. 1795, 4. Aufl. 1819; Beweis, dass durch die Anzucht der weißblühenden Acacie schon wirklich entstandenen Brennholzmangel nicht abgeholt werden kann, 1. Aufl. 1798, 2. Aufl. 1802; Grundsätze der Forstdirection, 1. Aufl. 1803, 2. Aufl. 1813; Beiträge zur höheren Forstwissenschaft, 1807; Forstwirtschaftliche Tabellen, 1807; Vier Forstabellen zum Behelf der großherzogl. Förster im Nassauischen, 1808; Lehrbuch für Förster und die es werden wollen, 1. Aufl. 1808, 11. Aufl. 1877 (die vier letzten Auslagen hat Theodor Hartig besorgt); Anleitung zur Forst- und Weidmannssprache, 1809; Lehrbuch für Jäger und für die, welche es werden wollen, 1. Aufl. 1810, 10. Aufl. 1877 (die vier letzten Auslagen hat Theodor Hartig besorgt); Anleitung zur Berechnung des Geldwertes eines in Betrieb seines Naturalertrages schon taxierten Forstes, 1812; Instruction, wonach die Holzultur in den Königl. Preußischen Forsten betrieben werden soll, 1814; Cubittabellen für geschnittene, beschlagene und runde Hölzer, nebst Schnitt-Tabellen nach Thaler und Gulden und Potenz-Tabellen zur Erleichterung der Zinsberechnung, 1. Aufl. 1815, 10. Aufl. 1871 (die sechs letzten Auslagen hat Theodor Hartig besorgt); Anleitung zur Prüfung der Forstcandidaten, 1818, 2. Aufl. 1829; Beschreibung eines neuen Wolfs- und Fuchsfanges, 1819; Neue Instructionen für die königl. preuß. Forst-Geometer und Forst-Taxatoren, 1. Aufl. 1819, 2. Aufl. 1836; Versuche über die Dauer der Hölzer, 1822; Anleitung zur wohlfeilen Cultur der Waldblößen und zur Berechnung des erforderlichen Zeit- und Geldaufwandes, 1826; Anleitung zum Unterrichte junger Leute im Forst- und Jagdwesen, 1827; Anleitung zur Vertilgung und Verminderung der Kiefernranzen, 1827; Beitrag zur Lehre von Ablösung der Hölz-, Streu- und Weideerbituten, 1829; Abhandlungen über interessante Gegenstände beim Forst- und Jagdwesen, 1830; Die Forstwissenschaft nach ihrem ganzen Umfange, in gedrängter Kürze, 1831; Entwurf einer allgemeinen Forst- und Jagdordnung, mit besonderer Rücksicht auf den preußischen Staat, 1833; Gutachten über die Frage: Welche Holzarten behalten den Anbau am reichlichsten, und wie verhält sich der Geldvertrag des Waldes zu dem des Ackers? 1833; Forstliches und naturwissenschaftliches Conversations-Lexikon, 1. Aufl. 1834, 2. Aufl. 1836; Erfahrungen über die Dauer der Hölzer und die Mittel, die Dauer des Holzes zu verlängern, 1836; Lexikon für Jäger und Jagdfreunde oder weidmännisches Conversationslexikon, 1. Aufl. 1836, 2. Aufl. (Th. Hartig) 1861; Kurze Lehre über die Behandlung und Cultur des Waldes, 1. Aufl. 1837, 2. Aufl. (Th. Hartig) 1859.

Von Zeitschriften hat Hartig herausgegeben: Journal für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen, zur nützlichen und angenehmen Unterhaltung, 1806—1808, 3 Jahrg. Forst- und Jagdarchiv von und für Preußen (3 Jahrg. à 4 Heft), 1816—1820; Allgemeines Forst-

und Jagdarchiv, Fortsetz. des vorigen, 6. Bd. 1822; daselbe, 7. Bd. 1826, auch unter dem Titel: Erfahrungen und Bemerkungen beim praktischen Forst- und Jagdwesen. Schw.

Hartig, Robert, Dr. phil., ordentlicher Professor der Botanik an der staatswirtschaftlichen Fakultät der Ludwig-Maximilian-Universität in München. Am 30. Mai 1839 zu Braunschweig geboren als Sohn des im Jahre 1880 verstorbenen Oberforstrathes und Professors Dr. Theodor Hartig, hatte Hartig das seltene Glück, unter der Leitung seines Vaters von Jugend an auf den Wirkungskreis sich vorbereiten zu können, den dereliebte hente einnahm.

Von seiner frühesten Kindheit an hat derselbe nie ein anderes Ziel im Auge gehabt, als in die Fußstapfen seines Vaters, des berühmten Forstbotanikers, zu treten, und somit eignete er sich schon bis zur Absolvierung des Gymnasiums gleichsam spielend ein Maß von Kenntnissen in den forstlichen und naturwissenschaftlichen Disziplinen an, welches ihn in den Stand legte, nach Absolvierung seiner Gymnasialstudien die damals für die Aspiranten des braunschweigischen Staatsforstdienstes vorgeschriebene zweijährige Vorleserei in einer Weise auszunützen, welche für seine künftige Laufbahn von größtem Werte geworden ist. Im Winter 1859/60 besuchte Hartig als Forstaspirant das Revier Holzminden im braunschweigischen Solingen, im Sommer 1860, nachdem er zuvor die Waldfeldbaureviere der Rheinebene bereist hatte, den Schwarzwald, wo derselbe im Revier Herrenalb sein Standquartier aufschlug. Von hier aus bereiste er nicht allein eine große Zahl württembergischer und badischer Schwarzwaldreviere, sondern durchzog, von Revier zu Revier wandernd, auch die wichtigsten Waldgebiete ganz Württembergs.

Von dort begab sich Hartig nach Pommern und blieb nach Bereisung einer Reihe von Strandrevieren und der Insel Rügen im Revier Mühlbeck bei Stettin bis zum Frühjahr, um dann noch während des Sommers 1861 im Reviere Rothenbühl die interessantesten forstlichen Verhältnisse des Spessart kennen zu lernen. Von dort aus besuchte derselbe auch auf längere Zeit den Odenwald.

In diesem zweijährigen Zeitraume des ungebundenen forstlichen Wanderlebens gelang es Hartig, sich nicht allein mit den forstlichen Verhältnissen der von ihm besuchten Länder vertraut zu machen und einen reichen Schatz von forstlichen Anschauungen und Erfahrungen zu sammeln, sondern er gewann auch noch so viel Zeit, um Studien über die Wachstumsverhältnisse der wichtigsten Waldbäume anzustellen, deren Resultate er im Jahre 1865 veröffentlichte in einer Schrift: "Vergleichende Untersuchungen über den Wachstumsgang und Ertrag der Rothbuche und Eiche im Spessart, der Rothbuche im östlichen Wesergebirge, der Kiefer in Pommern und der Weißtanne im Schwarzwalde", Stuttgart, Cotta.

An die Zeit der forstlichen Vorleserei reichte sich ein zweijähriger Besuch des Collegium Carolinum in Braunschweig, an welcher Lehranstalt damals eine forstliche Abtheilung unter

der Leitung Th. Hartigs bestand. Im Herbst 1863, nach Erledigung des Aufstellungsexamens für Forstbetriebsbeamte in Braunschweig, ging Hartig nach Berlin und hörte an der dortigen Universität vorwiegend juristische und camera-listische Vorlesungen und begründete damals mit einigen Freunden den noch jetzt in voller Blüte forstbestehenden akademischen Verein für Naturwissenschaft und Medicin.

Im Herbst 1864 trat Hartig in den braunschweigischen Staatsforstdienst ein und wurde im Oberforst Seesen bei taxatorischen Arbeiten verwendet, welche Gelegenheit er benützte, eine Erfahrungstafel über den Wachstumsgang der Rothbuche im östlichen Wesergebirge anzustellen. Zum 1. April 1865 wurde Hartig definitiv angestellt als Forstgehilfe in dem Forst-inspectionsbezirke Stadtilendorf.

In dem nun folgenden, über ein Jahr dauernden Zeitraume lernte Hartig die Nachteile des forstlichen Berufes im vollen Maße kennen. An der Seite eines neu beförderten, sehr diensttufigen Forstmeisters, betraut mit den Arbeiten, die zuvor zwei Beamte besorgt hatten, wurde Hartig so sehr mit Bureaugeschäften überlastet, daß er nicht nur vollständig dem Walde und fast ganz jeder wissenschaftlichen Tätigkeit, die ihm sogar für seine Mußestunden dienstlich von seinem Vorgesetzten unterjagt war, entfreudet wurde, sondern auch infolge von Überbüroding mit geistlötenden Schreiberarbeiten an seiner Gesundheit nothlitt. Ein und ein Vierteljahr lang hielt Hartig in dieser Stellung aus, da immerhin das Bekanntwerden mit den verschiedenartigen Zweigen des Bureauendientes einen gewissen Reiz auf ihn ausübte. Als sich aber im zweiten Jahre dieselben Arbeiten wiederholten und Hartig in den Acten seine eigenen Schriftstücke wiederjah, gewann er die Überzeugung, daß ein längeres Verweilen in dieser Stellung seinem geistigen Ruin zur Folge haben würde, und stellte er deshalb den Antrag auf Versetzung in eine Stellung, die ihn dem Walde wieder näherbringe. Das Gesuch wurde von der Direction der Forsten auf Antrag seines vorgesetzten Forstmeisters, der nicht gern die tüchtigen Schreiberdienste Hartigs entbehren möchte, ab schlägig beschieden, und als auch eine Wiederholung des Gesuches ohne den gewünschten Erfolg blieb, nahm Hartig kurz resoluti den Abschied aus dem braunschweigischen Staatsdienste, trotz der Warnung seines Chefs, daß es ihm so leicht nicht gelingen werde, wieder einen Gehalt von 300 Thaler jährlich zu erlangen.

Nachdem Hartig am 21. März des Jahres 1866 an der Marburger Universität zum Doctor promoviert worden war, nahm er seinen Abschied aus dem Staatsdienst am 1. Juli 1866. Da in jener Zeit infolge des Krieges eine Ansicht auf anderweitige Beschäftigung nicht vorhanden war, so begab sich Hartig nach Alrode im Harz und sammelte bis zum Heute des Jahres das Material zur Aufstellung zweier Ertragstafeln der Eiche und einer Ertragstafel für Rothbuche und verarbeitete dann in Braunschweig diese Materialien zu seinem Werke:

"Neutabilität der Fichtenmischholz- und Buchenbrennholzwirtschaft im Harz und Wesergebirge", Cotta, Stuttgart 1868.

Mit Beginn des Frühjahrs 1867, als Hartig gerade mit dieser Arbeit fertig war, gelangte eine Aufforderung des Forstdirektors Burchardt von Hannover an ihn, in die hannoverische Forsteinrichtungskommission einzutreten und bei der Vermessung und Taxation des Solling mitzuwirken. Freudig ergriff Hartig diese Gelegenheit, wieder praktisch im Walde thätig zu sein, trat zunächst als Feldmesser in die genannte Commission ein und übernahm die Vermessung eines Waldcomplexes bei Bodenfelde an der Wejer. Hier traf ihn nach wenigen Monaten ganz unerwartet die Mittheilung, daß er von dem königlich preußischen Finanzministerium auf Empfehlung des Forstdirectors Burchardt mit der Stellvertretung des erkrankten Geheimrathes Rabeburg zu Neustadt-Eberswalde beauftragt sei. Am vierten Tage nach dem Eintreffen dieser Nachricht, am 14. Mai 1866, hielt Hartig seine erste Vorlesung in Neustadt-Eberswalde. Es war ihm die Botanik und Zoologie übertragen. Im nächsten Winter, nach der Wiedergenierung Rabeburgs, übernahm dieser wieder die zoologischen, Hartig behielt dagegen die botanischen Disciplinen.

Unterstützt wurde er durch das größte Entgegenkommen des Directors Dantelmann, der auch in der späteren Zeit, bis zur Berufung Hartigs an die Universität München, stets den Wünschen desselben vollste Rechnung trug und ihm freundlich gejünt war, wie überhaupt Hartig mit allen seinen Collegen in Eberswalde im angenehmsten freundschaftlichen Verkehre stand. Am 8. März 1869 wurde Hartig nach der Pensionierung Rabeburgs definitiv als Docent der organischen Naturwissenschaften angestellt und hatte nunmehr wieder Vorlesungen über Botanik und Zoologie zu halten.

Von der Überzeugung durchdrungen, daß ein erfolgreiches Forschen nur möglich sei, wenn er nur eine wissenschaftliche Disciplin zu lehren habe, sprach Hartig wiederholt den Wunsch aus, nur die botanischen Fächer zu behalten, und fand in dem Director Dantelmann das vollste Entgegenkommen und Verständnis. Es wurde denn auch schon im Herbst 1869 Dr. Altum als Professor der Zoologie nach Neustadt-Eberswalde berufen und konnte Hartig von nun an sich ganz seinen wissenschaftlichen Studien in der Botanik zuwenden. Im Herbst 1869 verheiratete sich Hartig mit einer Tochter des Stadtgerichtsdirectors Geller in Braunschweig. Am 3. Mai 1871 wurde Hartig zum Professor der Botanik und zum Vorstande der pflanzenphysiologischen Abtheilung der forstlichen Versuchsanstalt für Preußen ernannt.

In Eberswalde widmete sich Hartig nicht allein seinen wissenschaftlichen Aufgaben, sondern fand auch reichliche Gelegenheit, sich für das Gemeinwohl nützlich zu machen, theils als Vorstand des Verschönerungsvereines, theils als Stadtratdner und als Kreistagsabgeordneter.

Nachdem Hartig im Herbst 1876 eine Aufforderung, an die Forstschule zu Aschaffen-

burg zu überfüllt, abgelehnt hatte, folgte der selbe am 1. October 1878 einem Ruf als ordentlicher Professor der Forstbotanik an die Universität München, wohin gleichzeitig mit ihm G. Heyer, C. Gayer, Ebermayer und Bauer berufen worden waren. So aufreis und glücklich sich Hartig auch in Eberswalde gefühlt hatte, so folgte er jenem Ruf doch um so lieber, als er sehr wohl fühlte, daß ein längerer Aufenthalt in dem kleinen Städtchen und an der isolierten Fachschule sowohl seiner Thätigkeit als Docent, wie als Forsther immer mehr schaden müsse.

Nach beiden Richtungen hin hatte Hartig schon nach kurzer Zeit seiner Thätigkeit an der Universität erkannt, wie weit er in den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Eberswalde in seinen Leistungen zurückgeblieben war gegenüber seiner Leistungsfähigkeit, die sich in München, wo allen seinen Wünschen in Bezug auf Laboratorien, Sammlungsräumen u. s. w., in Bezug auf absolut selbständige und unabhängige Wissenschaft von Seite des königlichen Staatsministeriums entsprochen wurde, in einer weitaus freudigeren und erfolgreicher Thätigkeit bewahren konnte.

Nachdem Hartig in seinen schon oben angeführten ersten beiden Veröffentlichungen dem Studium des Wachsthumsganges und Ertrages der Waldungen sich zugewandt hatte, erkannte er, daß ein großes, wichtiges Wissensgebiet, die Erkenntnis der Krankheiten der Waldbäume, so gut wie völlig unbebaut der Bearbeitung harre, und gieng deshalb, sobald er sich eingearmazt in seiner Docententhätigkeit in Eberswalde sicher fühlte, an die Bearbeitung dieser Disciplin. Es erschien 1874 seine Schrift: "Wichtige Krankheiten der Waldbäume", welcher 1878 das große Werk über "Zerlegungsercheinungen des Holzes der Nadelwaldbäume und der Eiche" folgte. In München veröffentlichte er seine Arbeiten in den "Untersuchungen aus dem forstbotanischen Institut zu München", I. Bd. 1880, II. Bd. 1882, III. Bd. 1883, in seinem "Lehrbuch der Baumkrankheiten" 1882 und in der Schrift über den "Hauschwamm" 1883. Eine neue vermehrte Auflage des Lehrbuches ist soeben erschienen. Neben den pathologischen Arbeiten ließ Hartig aber auch andere wichtige botanische und forstliche Fragen nicht unbedacht, und so enthält insbesondere der II. Band der Untersuchungen sehr mühevolle Arbeiten über die Vertheilung der organischen Substanz, des Wassers und Luftsraumes in den Bäumen und über die Ursache der Wasserbewegung in transpirierenden Pflanzen. Von mehreren kleinen Schriften fand besonders die "Über die Unterscheidungsmerkmale der wichtigen in Deutschland wachsenden Hölzer" 1878 Anklang und eine neue Auflage 1883. In einer Schrift über "Das Holz der deutschen Nadelwaldbäume" 1883 suchte Hartig auf Grunde zahlreicher Untersuchungen den Einfluß klarzustellen, welchen Holzalter, Standort, Erziehungsweise u. s. w. auf die Qualität des Nadelholzes ansüben. In seiner jüngsten Schrift über "Das Holz der Rothbuche" stellt Hartig zum erstenmale an Stelle der bisherigen Volumenvertragstafeln Gewichts-

oder Substanzertragstafeln auf und gibt eine anatomisch-physiologische Monographie dieser so wichtigen Holzart.

Hg.

**Hartig, Theodor, Dr. phil.**, geb. 21. Febr. 1803 in Dillenburg, gest. 26. März 1880 in Braunschweig, Sohn des berühmten G. L. Hartig, absolvierte seine Gymnasialstudien theils im grauen Kloster zu Berlin, theils bei dem Pfarrer Sterneberg zu Selchow in der Nähe des eterlichen Erbpachtgutes Rörchen (Pommern). An letzterem Ort wurde sein von jener reger Sinn für die Natur und den Wald so sympathisch erregt, dass er sich entschloss, die forstliche Lausbahn zu wählen. 1821 trat er bei seinem Bruder Friedrich auf der Oberförsterei Mühlbeck in die Forstlehre und setzte dieselbe 1822 bei seinem Schwager Krüger auf der Oberförsterei Sieve fort. Von Ostern 1824 bis Herbst 1827 vollendete Hartig seine theoretischen Studien an der Forstakademie und Universität Berlin, 1829 bestand er das Oberförsterexamen, kurze Zeit darauf auch die cameralistische Staatsprüfung und trat sodann 1849 als Regierungssreferendar bei der königlichen Regierung zu Potsdam ein. Nach kurzer Zeit erfolgte seine Ernennung zum Oberförster in Woltersdorf und ein wenig später die Versetzung nach Liebenwalde. Bei der Neuorganisation des forstlichen Unterrichtswesens in Preußen 1831 wurde Hartig zum Docenten der Forstwissenschaft bei der Universität Berlin an der Seite seines Vaters mit dem Titel „Oberförster“ ernannt.

Hartig fühlte sich in seiner praktischen Tätigkeit so wohl, dass er sich nur auf Zureden seiner Eltern entschloss, in die Dozentencarriere überzutreten; 1833 promovierte er und wurde 1835 zum außerordentlichen Professor der Forstwissenschaft ernannt. Infolge der Entwicklung von Eberswalde waren die Verhältnisse des forstlichen Unterrichtes an der Universität Berlin nicht besonders günstig; Hartig ergriff deshalb nach dem Tode seines Vaters bald eine sich ihm darbietende Gelegenheit, von Berlin wegzukommen, und folgte 1838 einem an ihn ergangenen Ruf als Professor der Forstwissenschaft an das Collegium Carolinum nach Braunschweig; gleichzeitig trat er als Forstrath in die Forstdirection ein, um als beratendes Mitglied an den Sitzungen teilzunehmen und sich Commissarien zu unterziehen. Die Übernahme eines bestimmten Referates lehnte er ab, um seine Lehrhäufigkeit nicht zu schädigen. Als die Forstschule im October 1877 wegen mangelnder Frequenz aufgehoben wurde, blieb er nur noch Mitglied der herzoglichen Kammer bis zu seiner Pensionierung, welche am 1. März 1878 unter Verleihung des Titels eines „Oberforstrathes“ erfolgte.

Der Schwerpunkt von Hartigs Tätigkeit liegt auf forstbotanischem Gebiete, wo er infolge seines Eifers und riesenhaften Fleisches ganz Eminentes geleistet hat und in seinen Beobachtungen oft Botanikern vom Fach voransteht; namentlich gilt dieses für Pflanzenanatomie und Physiologie. Leider hat Hartig die fremden Forschungen öfters zu wenig berücksichtigt, weshalb ihn die Kritik während seines Lebens nicht genügend würdigte. Anfangs hatte er sich auch

der Entomologie zugewendet und gute Beobachtungen über die Biologie der Adlerflügler gemacht. Auch auf rein forstlichem Gebiet hat Hartig sich namentlich durch seine Ertragsuntersuchungen bedeutende Verdienste erworben.

Hartigs schriftstellerische Tätigkeit ist eine ungemein umfangreiche, wie nachstehende Übersicht seiner Schriften beweist. Als solche sind anzuführen: Über Bildung und Bestäigung der Dünen längs der Meeresküsten und über den Anbau der Sandschulen mit Holz, 1831; Abhandlung über die Verwandlung der polykotyledonischen Pflanzenzelle in Pilz- und Schwammbildung und die daraus hervorgehende Fäulnis des Holzes, 1833; Forstliches und naturwissenschaftliches Conversationslexikon, 1. Aufl. 1834, 2. Aufl. 1836; Die Adlerflügler Deutschlands, 1837; Jahresberichte über die Fortschritte der Forstwissenschaft und forstlichen Naturkunde im Jahre 1836 und 1837, 1837—1839; Die Forstculturstpflanzen Deutschlands 1840; Lehrbuch der Pflanzenfunde in ihrer Anwendung auf die Forstwirtschaft, 1840—1846; Neue Theorie der Befruchtung der Pflanzen, 1842; Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Pflanzen, 1843; Das Leben der Pflanzenzelle, deren Entstehung, Ausbildung und Auflösung, 1845; Vergleichende Untersuchungen über den Ertrag der Rothbuche im Hoch- und Pflanzwald, im Mittel- und Niederwaldbetriebe nebst Anleitung zu vergleichenden Ertragsuntersuchungen, 1847; Untersuchungen über den Bestand und die Wirkungen der explosiven Baumwolle, 1847; Controversen der Forstwirtschaft, 1853; Über das Verhältnis des Brennwertes verschiedener Holz- und Torfarten für Zimmerheizung und auf dem Kochherde, 1855; Entwicklungsgeschichte des Pflanzenkeimes, 1858; Forstwissenschaftliches Examinatorium, den Waldbau betreffend, 1866; Über den Gerbstoff der Eiche, 1869; Über die Entwicklungsfolge und den Bau der Holzfaserwandung, 1870; Über den Bau des Stärzemehls, 1871; Anatomie und Physiologie der Holzpflanzen, 1874.

Außerdem schrieb Hartig noch eine große Anzahl von Abhandlungen meist botanischen Inhalts für forstliche und botanische Zeitschriften und besorgte die späteren Auslagen der Werke seines Vaters (s.d.).

Schw.

**Hartmann, Johann Georg August v.**, geboren 3. October 1761 in Stuttgart, gestorben 4. April 1849 dasselbt, wandte sich nach erlangter Maturität 1784 zunächst dem Studium der Jurisprudenz auf der Universität Tübingen zu, bezog aber 1786 die Hochschule Heidelberg, um dasselb. Cameralwissenschaft und zuletzt auch noch Bergbauwissenschaft zu treiben. Seinem Ansuchen entsprechend wurde Hartmann 1788 als Professor an der berühmten Karlschule, zunächst noch ohne Gehalt, angestellt, trat aber dieses Amt erst nach einer längeren Reise durch Deutschland, Holland und die Schweiz an. Nach Stahls Tod übernahm Hartmann 1799 die Vorträge über Forst- und Jagdwesen, wurde aber schon 1793 bei der Auflösung der Karlschule seines Amtes entlassen. Indessen wurde er doch 1794 wieder angestellt als Rentkammerrath und 1796 zum

wirklichen Rath beim herzoglichen Kirchenrat befördert. Nach Auflösung der bisherigen Landesversammlung 1806 war Hartmann wieder eine zeitlang inaktiv, wurde aber bald wirklicher Rath beim Landesökonomiecollegeum und bei der Forstdirection, 1808 Chef derselben mit dem Titel „geheimer Oberfinanzrath“, 1812 Staatsrat und 1816 Mitglied des Generalfinanzkollegiums; kurz daran erfolgte seine Ernennung zum wirklichen Geheimrath und Präsidenten der Überrechnungskammer. 1818 schied Hartmann aus dem Staatsdienst aus, weil er sich mit den Maßregeln des neuen Departementchefs, Präsidenten v. Malchus, nicht befremden konnte, und übernahm die oberste Aufsicht über die von der Königin Katharina gestifteten Wohltätigkeits- und Erziehungsanstalten. Wegen Abnahme seiner Kräfte legte er 1827 dieses Amt theilweise und 1847 vollständig nieder.

1792 verfasste Hartmann den „Versuch einer geordneten Anleitung zur Haushwirtschaft“ und gab 1802 und 1803 gemeinschaftlich mit Lauro die „Zeitschrift für Forstwissenschaft“ (2. Bd.) heraus.

Schw.

**Hartschrot** ist im Gegensatz zu dem aus reinem Blei hergestellten Weichschrot ein durch metallische Zusätze gehärteter Schrot. Er gelangte zuerst in England zugleich mit Ausbreitung der Würgebohrung Ende der Siebzigerjahre und durch diese zur Einführung, da er sich hiebei vorteilhafter erwies als Weichschrot; von England aus verbreitete sich der Hartschrot, u. zw. besonders der von der Newcastle Chilled Shot Co. fabrizierte, auch auf dem Festlande. Diese Gesellschaft betrachtet ihre Fabrikationsweise als Geheimnis und verleiht durch die Benennung zu dem Glauben, als sei ihr Schrot durch Abschrecken (*to chill*) des heißen, bezüglich noch flüssigen Korns in kaltem Wasser oder dergleichen gehärtet worden; Blei erleidet indes durch ein solches Verfahren nicht dieselbe eigenthümliche Veränderung seiner Eigenschaften (s. Härte) wie Stahl und ist daher in der That die Härte des Newcastle Schrots wohl lediglich auf die auch in Deutschland vielfach nachgeahmte Zusammensetzung zurückzuführen. Auch die Anwendung eines Lufstromes gegen die fallenden flüssigen Bleitropfen (siehe Schrot) würde die Bezeichnung chilled shot nicht rechtfertigen. Die Zusammensetzung des Newcastle Schrots ist 99:23 Blei, 0:12 Zinn und 0:60 Antimon, wozu noch 0:03 Arsen zugesetzt wird, um beim Erkalten möglichst runde Körner zu erhalten; das spezifische Gewicht ist 10:969 im Gegensatz zu etwa 11:25—11:27 des Weichschrots. Die deutschen Fabriken nehmen zu ihrem Hartschrot meist einen etwas geringeren Gehalt an Zinn und Antimon.

Die größere Härte macht die Körner ganz unzweifelhaft widerstandsfähiger gegen die Stoße, welche sie im Rohr zu erdulden haben, so dass Hartschrotkörner mit geringerer Deformation den Lauf verlassen als Weichschrotkörner; ganz besonders ist dies der Fall bei Würgebohrungsläufen, in deren vereinigter Mündung Weichbleischrote stark gequetscht werden. Eine geringere, dem Hartschrot als Vorheil anzuschreibende Ver-

bleitung des Rohres dürfte eine Folge der geringeren Deformation der Körner im Rohr sein. Ein Versuch zur Teststellung der Größe der im Rohr unter verschiedenen Verhältnissen statt findenden Deformation, bei welchem man die in die Lut verjagtenen und demnächst in einem weichen Mittel (Wasser) aufgesangenen, mehr oder weniger deformierten Schrote eine mit Tuch beliebte, derart geneigte Fläche herstellen ließ, dass die stärker deformierten Körner im Verlauf des Herabrollens auf die Fläche selbst liegen blieben und nur die regelmässigeren, mehr runden Schrote unten anlangten, ergab im Mittel bei englischem Hartschrot aus cylindrischem Lauf 19, aus Würgebohrungslauf 21, bei Mündener Weichschrot aus cylindrischem Lauf 38, aus Würgebohrungslauf 47% liegen bleibende Körner, welche Zahlen ungefähr das Verhältnis veranschaulichen dürfen, in welchem Härte des Schrots und Lautbeschaffenheit auf die Deformation der Körner einwirken. In ähnlicher Weise tritt beim Auftreffen auf härtere Ziele eine geringere Deformation des Hartschrots ein und kann dieselbe in manchen Fällen insoferne von Nutzen sein, als die härteren Körner diese Ziele (Kugeln) nicht nur an sich besser durchdringen, sondern auch nach dem Durchschlagen weniger deformiert noch tiefer in die dahinterliegende (Muskel= &c.) Substanz einzudringen vermögen. Da die Ziele für den Schrotshuss bei europäischen Jagden durchgehends so weich sind, dass der Durchschlag auch des Weichschrots fast immer genügt, so ist man wohl nur in gewissen Fällen berechtigt, der geringeren Deformation des Hartschrots beim Aufschlage eine besondere Bedeutung für die Praxis beizumessen. Dass die Regelmässigkeit der Flugbahnen des Hartschrots infolge der geringeren Deformation im Rohr eine grössere und damit die Deckung eine bessere sei, ist zwar von vorneherein anzunehmen; inwiefern dies indes der Fall ist, dafür liegen einwandfreie Versuche für cylindrische Läufe bisher nicht vor; der englische Hartschrot ergibt (ganz besonders bei Würgebohrung) allerdings bessere Resultate, allein ob dies lediglich seiner Härte oder auch seiner, und eventuell in welchem Maße, grösseren Gleichmässigkeit in der Körnung zuzuschreiben sei, erscheint noch zweifelhaft; ebenso dürfte es eine offene Frage sein, ob der Wert dieser Überlegenheit für die Praxis gross genug ist, den bedenkend höheren Preis (etwa 10:7) zu rechtfertigen.

Der Unterschied des spezifischen Gewichtes (ca. 2½%) ist bei Hart- und Weichschrot nicht genügend, um hieraus irgend eine für die Praxis sichtbare Verschiedenheit in der Überwindung des Luftwiderstandes und damit in der Flugbahn zurückzuführen zu können Th.

Käse kommen in den Pflanzen theils gelöst im ätherischen Öl, theils gemengt mit Gummi und Pflanzenschleim vor und werden in den meisten Fällen nur zu gewissen Zeiten von den Pflanzen ausgeschieden. Sie sind ebenso sauerstoffarm, aber wasserstoffärmer als die Fette. Wahrscheinlich sind sie nicht Umwandlungsprodukte der Zellwand, sondern sie scheinen theils von Gerbstoffen und Glykosiden abzu-

stammen, theils sind sie durch Hydrolisation von ätherischen Ölen, mit denen mehr oder weniger gemengt sie meist vorkommen, entstanden; jedenfalls dienen sie nicht zum Aufbau der Pflanze, sondern sind Ausscheidungsprodukte, die sich in den erweiterten Interzellularräumen ansammeln und an geeigneter Stelle herausquellen.

Die Harze sind schmelzbar, nicht flüchtig, unlöslich in Wasser, meist in Äther und Alkohol löslich. Sie verhalten sich wie schwache Säuren, bilden mit Alkalien die sog. Harzseifen, deren Lösungen stark schäumen und die in der Papierfabrikation zum Aufdrücklichmachen des Maschinenpapiers Verwendung finden. Die natürlich vorkommenden Harze sind meist Gemenge verschiedener Harze. Gewonnen werden die Harze entweder durch Aussießenlassen aus den Pflanzen, oder durch Extrahieren mit Alkohol, oder durch Destillation, oder durch Ausgraben oder Ausfischen. Man unterscheidet: Weichharze oder Asphalt, Hartharze, Schleimharze und fossile Harze.

Das verbreitetste Weichharz ist der Terpentin, von dem man den trüben, dickflüssigen gemeinen Terpentin und den dünnflüssigen klaren, venetianischen Terpentin unterscheidet; ersterer wird gewonnen aus Kiefern, letzterer von Värchenbäumen. Verwendet wird er zur Gewinnung von Terpentiniöl und Hartharz, sowie als Zusatz zu Harzmengen, um dieselben geschmeidiger zu machen und ihre Sprödigkeit zu vermindern. Weitere Weichharze sind z. B. der Perubalsam, Copalbalsam und Tonbalsam.

Hartharze werden besonders aus dem Terpentin der Nadelholzer gewonnen, das eine Lösung von Pininfäure und Silvinfäure in Terpentiniöl ist. Man unterscheidet: Fichtenharz, an der Luft erhärteter Terpentin; gekochter Terpentin, der Rückstand nach dem Abdampfen des Terpentinöles ohne Waschung; gelbes Fichtenharz, erhalten durch Einröhren von etwa 15% heißen Wassers in erwärmeten gekochten Terpentin; weißes Pech (Burgunder Pech), geichmolzenes und durch Stroh filtriertes Fichtenharz; schwarzes Pech, eine ordinäre Sorte des vorigen, und Schusterpech, ein Gemenge von schwarzem Pech mit gekochtem Theer. Hauptverwendung finden diese Hartharze zum Verpacken von Flaschen und Fässern, zur Herstellung von Firniissen und Kittes, zu Harzseifen u. s. w. Andere häufig gebrauchte Harze sind Gummilack (Schellack zu Siegellack, Tischlerpolitur, Kittes), Benzöharz (Räuchermittel), Mastix.

Schleimharze, Gummiharze werden zumeist durch Austrocknen der Milchsäfte gewisser Pflanzen gewonnen. Zu ihnen gehören z. B. der Weihrauch (Räuchermittel), Stinksaund (Verwendung in der Medicin, auch hier und da als Würze), Gummigutti (Märsarbe) u. s. w.

Das wichtigste fossile Harz ist der Bernstein, der von vorweltlichen Pinienarten abstammt und besonders an der preußischen Ostseeküste gefunden wird. Er wird zu Schmuck- und Luxusgegenstände verarbeitet, der hiezu

nicht taugliche zu Bernsteinlack, Bernsteinäsure und Bernsteinöl.

v. Gn.

**Harzen** (Harzcharren, Harzreissen), siehe Baumfäste. Für Kärnthen wurde unterm 22./3. 1888, Nr. 22, ein neues Gesetz über Harzjämmer erlassen (mit Durchführungsverordnung der Landesregierung v. 2./8. 1888, B. 8707, L. G. Bl. Nr. 23). Bewilligung zum Harzen kann nur über Ansuchen oder mit Zustimmung des Waldbesitzers nur an vertrauenswürdige Personen und an aus bestimmte Flächen oder Stämme durch die politische Behörde ertheilt werden, wenn keine forst- oder sicherheitspolizeilichen Bedenken entgegenstehen. Bei Gewinnung von Harz oder Terpentin (Vorget) hat der Berechtigte den Erlaubnischein immer mit sich zu führen. Für Verkauf oder Versendung von Harz bedarf es eines von der Gemeinde des Bezugsortes ausgestellten Lieferchein; Harz oder Terpentin aus anderen Ländern ist durch Frachtbriefe oder sonst glaubwürdig zu decken. Harzung ohne Erlaubnischein oder von nicht gestatteten Grundstücken oder Bäumen, endlich der Missbrauch der einem anderen gegebenen politischen Bewilligung ist als Forstfreiheit (s. d.) mit Beweis oder Geldbuße von 5—70 fl. eventuell Arrest von 1—14 Tagen zu bestrafen. Einer Geldbuße bis 50 fl. oder Arrest bis 10 Tagen unterliegt, wer zur Erwirkung des behördlichen Erlaubnischeines unrichtige Angaben macht, die Bewilligung einem andern überlässt, wer den Erlaubnischein nicht vorzuweisen vermag, wenn der Grundehärrner ohne solchen Erlaubnischein die Harzung gestattet, oder wer bei Verkauf oder Versand einen gütigen Lieferchein nicht vorzuweisen vermag. Gesetzwidrig gewonnenes oder bezogenes Harz und Terpentin verfallen unbefriedigt der Ansprüche schuldloser Dritter der Beschlagnahme. Der Erlös hiefür, sowie die Strafgelder fließen in den Landeskulturfond. — In den Fällen, in welchen Forstfreiheit vorliegt, sowie in den beiden erstgenannten, für welche Geldstrafe bis 50 fl. anserlegt wird, verfällt auch der Erlaubnischein. Behörden und Verfahren nach dem Forstgesetz.

Mcht.

**Harzfrüsse** sind Lösungen der Harze in Alkohol, Terpentiniöl oder in trocknenden Ölen, welche auf den damit bestrichenen Gegenständen an der Luft zu einer glänzenden, lusi- und wasserfesten Schicht eintrocknen.

v. Gn.

**Harzgänge** oder **Harzkanäle** sind Interzellularräume, welche als Secretbehälter dienen und mit Terpentin und Harz erfüllt sind. Sie treten allgemein bei den meisten Coniferen, aber auch bei den Terebinthaceen, Umbelliferae und vielen Compositen auf.

Gewöhnlich sind sie langgestreckt und durchziehen nicht selten die ganze Pflanze in allen ihren Organen.

Sie fehlen weder den Nadeln, noch der Außenrinde und sind bei vielen Abietineen, nämlich den Gattungen *Pinus*, *Larix* und *Picea*, im Holzkörper sowohl in lothrechter Richtung, als auch in den Markstrahlen horizontal verlaufend. Sie stehen untereinander in offener Communication dadurch, daß da, wo sich zwei Kanäle kreuzen, die Auskleidungs-

zellen auseinander treten und große Interzellularräume bilden, welche den Übertritt des Harzes aus den lothrechten in die horizontalen Canäle ermöglichen. Die Harzcanäle entstehen, wie T. I., Fig. 7, zeigt, im cambialen Zustande der Gewebe dadurch, daß mehrere Reihen von Cambialsäfern, welche schon zuvor durch Horizontaltheilung in kurze parenchymatische Zellen und durch Radialtheilung in die künftigen Auskleidungszellen sich umgebildet haben, durch ihr Auseinanderweichen den sich sofort mit Secret füllenden Gang erzeugen.

Wächst der betreffende Gewebetheil, wie das beim Holzkörper eines Jahrringes der Fall ist, in der Folge nicht weiter, so bleiben die den Canal auskleidenden Zellen für die Zukunft ungetheilt und bekommen auch wohl, wie bei der Fichte, verdicke Wandungen. Nur einzelne Auskleidungszellen bleiben zarthäutig. In Geweben, die sich nachträglich durch Zelltheilung vergrößern, z. B. in Rinde und Bast, vergrößern sich auch die Harzcanäle und ihre Auskleidungszellen oder ihr Epithelium vermehrt sich dementsprechend durch Zelltheilung.

Die Harzcanäle der Fichtennadeln stehen in der ersten Jugend meist mit den Rindencanälen in Verbindung, doch schon im Juli wird an der Nadelbasis diese durch Korkbildung unterbrochen. Die Rindencanäle stehen in Beziehung zum Blattstellungsgefege und kommunizieren nicht mit den Rindencanälen des nächst tieferen Jahrestriebes.

Hg.

Harzklitte zum Ausfüllen von Steinungen werden erzeugt, wenn man 4 Theile Pech mit 0,5 Theilen Kolophonium, 0,5 Theilen pulverisierter Silberglätte und 0,2 Ziegelmehl bei gelindem Feuer zusammen schmilzt. Harzklitte für Wassermauern werden erzeugt, wenn man 49 Theile Kolophonium mit 6 Theilen Wachs, 2 Theilen Schellack und 2 Theilen Mastix bei einem gelinden Feuer zusammen schmilzt und sodann 6 Theile Terpentin, 15 Theile Ziegelmehl und 3 Theile Schwefel hintereinander hinzusetzt und im dünnflüssigen Zustand in die zuvor erhitzten Fugen eingesetzt.

Harzklitte für Steine unter Wasser werden erzeugt, wenn man 4 Theile Theer kocht und 6 Theile Ziegelmehl nach und nach bis zur Sättigung des Theers hinzusetzt.

Fr.

**Harzmaus** (Röthel-, Waldwühlmaus), *Arvicola glareolus* Schreb., s. Wühlmause.

Hschl.

**Harznußung**, s. Rohharzgewinnung. Fr.

**Harznußungsbetrieb**, s. Betriebsarten. Gt.

Harzöl ist ein Product der trockenen Destillation von Harz und wird bei der Bereitung von Harzgas als Nebenproduct gewonnen. Bei höherer Temperatur erhält man ein weißes, dickflüssiges, blau schimmerndes Öl (dickes Harzöl) und endlich ein gelbes, dünnflüssiges, ebenfalls blau schimmerndes Öl (dünnnes Harzöl). In der Blase bleibt schwarzes Pech (Schusterpech) zurück. Die beiden Öle dienen zur Darstellung von Wagensett. Durch Kochen mit 1% Kalkhydrat und nochmalige Destillation erhält man aus dem rohen das rectifizierte Harzöl (Kodöl). Die Harzölkalkseife, aus gelöslichtem Kalk dargestellt, in Wasser unlöslich,

von butterartiger Consistenz, ist das englische Patentwagensett. Harzöl dient zu Buchdruckerschwärze, auch zum Fälschen fetter Öle, besonders des Baumöls.

v. Gn.

**Harzplattenbach**. Dasselbe wird aus den sog. Sachsenischen Harzplatten hergestellt. Auf die eingelattete Dachsläche, wobei die Traufe aus starkem Eisenblech hergestellt werden muss, wird eine 2–3 cm starke Dore'sche Lage (s. Lohedachung), d. i. eine Lage aus mit Lohé gesättigtem Lehmb gelegt, welche, sobald sie getrocknet ist, mit heißem Steinofenhtheer überzogen, d. h. möglichst satt getränkt wird.

Hierauf werden zwei Bogen eines gutgeleimten Papieres mittelst einer Mischung von 3 Gewichtsthelen Nadelholztheer und 8 Gewichtsthelen Pech aufeinandergeklebt. Diese Platten werden nun auf die mit der gleichen Mischung bestrichene Dachsläche derart gelegt, daß sie sich einerseits 7–9 cm übergreifen, andererseits Fugenverband halten. An den Ecken, dann an den Borden und an der Traufe werden die Platten mit einigen Nägeln befestigt. Das Dichten der Fugen erfolgt mit Zuhilfenahme eines schweren Bügeleisen. Auf die Platten kommt dann ein neuerlicher Überzug von Pech und Theer, sodann eine Übersandung, endlich eine 9–12 mm dicke Schlaglage von Lehmb und Lohé, wie beim Dore'schen Dache. Fr.

**Harzrüsselskäfer**, *Pissodes hercyniae* Hbst., s. Pissodes. Hschl.

v. Gu.

**Harzseife**, s. Harze.

**Hase**, der, s. Feldhase und Alpenhase

Zusammensetzungen:

**Hasenbalg**, der, s. Balg. Onomat. forest.

II., p. 69. — Sylvan, 1813, p. 142.

**Hasenbeize**, die, s. Beize. „Hasen-Beize: wenn die Hasenföhrer solche (die Hasen) mit ihren abgetragenen Bögeln fangen, so heißt es: gebeizet.“ Großkopff, Weidewercklerikon, p. 155. — Döbel, Jägerpraktika, Ed. I., 1746, I., fol. 77. — Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 196. — Mellin, Ulitzg. d. Anlage von Wildbahnen, 1777, p. 197. — Beckstein, Hb. d. Jagdwissenschaft II., 2., p. 423. — Behlen, Wmp., 1828, p. 75.

**Hasenbugssieren**, das, s. Bugssieren, das Todheben von Hasen. Winkell, Hb. d. Jäger II., p. 75. — Sylvan, 1813, p. 146.

**Hasenfährte**, die, besser Hasenpurr, vgl. Fährte und Spur. „Hasenpuren, sonst auch Hasenfährten...“ C. v. Heppe, Aufsr. Lehrprincz, p. 337.

**Hasenfell**, das, wenig gebräuchlich statt Hasenbalg, s. d. „Bei den Hasen... heißtest: der Balg, anderswo aber das Hasenfell.“ C. v. Heppe, l. c., p. 207. — Bildungen, Neujahrsgeschenk, 1798, p. 37, 38.

**Hasenfett**, das, allein gütiger Ausdruck; vgl. Fett, Feist, Weiß. Fleming, T. J., 1729, I., fol. 105. — Döbel, l. c., I., fol. 31. — Großkopff, l. c., p. 155. — Bildungen, l. c., p. 39. — Hartig, Lexit., p. 523.

**Hasenforeieren**, das = Hasenbugssieren. Großkopff, l. c., p. 155 und 118.

**Hasengarn**, das. Garn zum Hasenfangen, oder auch für Prellnetz, s. d. Noë Meurer, Ed. I., Pforzheim 1860, fol. 83. — Göchhausen,

**Notabilia venatoris**, p. 228. — **Chr. W. v. Heppe**, l. c., p. 196. — **Großkopfj.**, l. c., p. 153. — **Sylvan** 1814, p. 31; 1816, p. 46. — **Hartig**, **Lexikon**, p. 242. — **Behlen**, l. c.

**Hasengarten**, der, eine speieli für Hasen bestimmte Remise. **Bechtein**, l. c., II., p. 139.

**Hasengeheg**, das, w. v. **Großkopfj.**, l. c. — **Chr. W. v. Heppe**, l. c. — **Behlen**, l. c., p. 76. — **Sanders**, **Wb.** I., p. 722.

**Hasengeschreipfeife**, die, s. v. w. **Hasenquäke**, s. d. **Höhsberg**, **Georgica curiosa**, Nürnberg 1682, II., fol. 743.

**Hasenhasz**, die, oder **Hasenheze**, s. **Has.** **Onomat. forest.** II., p. 10. — **Sylvan**, 1816, p. 42, 47. — **Winkell**, l. c., II., p. 69.

**Hasenhund**, der, Hund zur Hasenheze, s. **Feindhase**. **Mellin**, l. c., p. 222. — **C. v. Heppe**, l. c., p. 17. — **Großkopfj.**, l. c., p. 41.

**Hasenjahr**, das. „Je nachdem es in einem Jahre relativ viele oder wenige Hasen gibt, spricht man von einem guten oder schlechten Hasenjahr.“ **Diezel**, **Niederjagd**, 3. Aufl., p. 263.

**Hasenkammer**, die, nennt man einen Revier- oder auch einen ganzen Landesteil, wo besonders viele Hasen vorkommen. **Diezel**, l. c., p. 213.

**Hasenkästen**, der, Kästen zum Transport lebender Hasen, s. **Wildtransport**. **Fleming**, l. c., fol. 36. — **Mellin**, l. c., p. 246. — **Onomat. forest.** II., p. 74. — **Behlen**, l. c. — **Diezel**, l. c., p. 258.

**Hasenkäppver**, die. Klapper, deren sich die Treiber auf Waldjagden bedienen. **Hartig**, l. c., p. 316. — **Laube**, l. c., p. 280. — **Diezel**, l. c., p. 703.

**Hasenklein**, das. „Unter der Benennung **Hasenklein** versteht man (beim Hasen) Alles, was bei der hohen und Mitteljagd zum Kochwildbret und zur Lunge gerechnet wird, nämlich Kopf, Hals, Kletter, die untere Hälfte der Rippen und die Dünngurken, Herz, Lunge und Leber.“ **D. a. d. Winkell**, l. c., II., p. 3. — **Chr. W. v. Heppe**, l. c., p. 197. — **Behlen**, l. c. — **Hartig**, l. c., p. 242. — **Laube**, l. c., p. 281.

**Hasenkur**, die, s. v. w. Anstand auf Hasen, s. **Kur** und vgl. **Hasenlauschen**. **Hartig**, l. c., p. 340.

**Hasenlauschen**, das, s. v. w. **Hasenanstand**, von der ursprünglichen Bedeutung des mhd. lüsen, w. lches auch erwarten heißt. **Stisser**, **Jagdhistorie der Deutschen**, p. 468. — **Onomat. forest.** II., p. 75. — **Fleming**, l. c., fol. 229. — **C. v. Heppe**, l. c., p. 146.

**Hasenneß**, das, s. v. w. **Hasengarn**. **Fleming**, l. c. — **C. v. Heppe**, l. c. — **Behlen**, l. c., p. 76. — **Hartig**, l. c., p. 243.

**Hasenpäß**, der, s. **Päß**. **Sylvan**, 1815, p. 143. — **Diezel**, l. c., p. 277.

**Hasenquäke**, die. Instrument, womit man den Kläglaut des Hasen nachmacht, um Füchse, Edelmarder, Wildkäfer z. anzureizen. **Hartig**, **Lexikon**, p. 238.

**Hasenrein**, adj. „**Hasenrein** nennt man den Hühnerhund, der die Hasen fest steht, aber ihnen nicht ohne besondere Aufforderung nachjagt.“ **Hartig**, l. c., p. 243. — **Diezel**, l. c., p. 90.

**Hasenruß**, der, s. v. w. **Hasengnäde**. **Döbel**, l. c., II., fol. 149. — **Onomat. forest.** II., p. 76. **Hasenschrot**, der, die zum Hasenschießen passende Schrotnummer, nach österreichischer **Scala Nr. 6. Bildungen**, l. c., 1798, p. 39 — **D. a. d. Winkell**, b6. f. **Jäger III.**, p. 545.

**Hasensprung**, der, in verschiedenen Bedeutungen: „**Hasensprung**. Also wird benennen: 1. Die Fährte eines flüchtigen Hasens. 2. Das frumme Beinlein in des Hasens hinteren Läufsten. 3. Das Zeichen, welches am Ende eines Gerammbes in Gestalt von einem Hasens Fährte oder Spur in einen Baum gebauen wird“ **Chr. W. v. Heppe**, l. c., p. 197. — „Der **Hasen-Sprung**, welches ein kleiner Knochen etwa eines halben Zolles lang und in den Hinter-Läufsten in dem Gelenke an der Hosse sitzt, ist gut, den gebärenden Weibern einzugeben...“ **Döbel**, l. c., I., fol. 31. — „Es haben die Hasen in den Hinterläufsten an der Hosse in dem Gelenke einen frummen gebogenen Knochen, welcher der **Hasen-Sprung** heißt.“ **Großkopfj.**, **Weidewerkslexikon**, p. 86. — **Bildungen**, l. c., p. 39. — **C. v. Heppe**, l. c., p. 384. — **Diezel**, l. c., IV., p. 19. — **Onomat. forest.**, l. c. — **Behlen**, **Wmvr.** 1829, p. 76. — **Hartig**, l. c., p. 243. — **D. a. d. Winkell**, l. c., II., p. 7. — **Laube**, **Jagdbrevier**, p. 281.

**Hasenspur**, die, besser als **Hasenfährte**, s. d. und vgl. **Fährte** und **Spur**. **C. v. Heppe**, l. c., p. 337. **Hasensteig**, der. „**Hexensteige oder Hasensteige**: welche Hasen durchs Getreide machen.“ **Laube**, l. c., p. 282.

**Hasensuche**, die, s. **Suche**. **Hartig**, l. c., p. 512. — **D. a. d. Winkell**, l. c., II., p. 297. — **Diezel**, l. c., p. 91.

**Hasenwind**, der. Windhund zur Hasenhasz, vgl. **Wind**. **Hartmann v. d. Aue**, **Erec**, v. 7180.

**Hasenzeng**, das, s. v. w. **Hasenzege**. **Pärion**, **Hirschgerechter Jäger**, 1734, fol. 112.

**Hasenzwirn**, der. Zwirn zu Hasenzengen. **Fleming**, l. c., fol. 338. — **Aittinger**, **Jagdvnd Wendbüchlein**, 1631, p. 8, 118. **C. v. D.**

**Hasel**, hat eine eigentliche forstliche Bedeutung nicht und muss in der Regel als ein zu vertilgendes Unholz angesehen werden, doch kann sie einen vorübergehenden Wert da haben, wo sie noch vorhandene Lücken im Niederwalde und Unterholze füllt, oder wo sie im Hochwald als Bodenschugholz auftritt, wie sie dies z. B. hier und da selbst im Kieferwald thut. Ihre Lohden haben dann nach ihrer Fällung einen oft nicht unerheblichen Nutzwert. **Br.**

**Haselborenkäfer**, s. **Dryocoetes coryli**. **Gsch.**

**Haselgebirge** nennt man Thone, welche mit Steinmalzbrocken und Gesteinsfragmenten des benachbarten Gebirges angefüllt sind; sie pflegen die Steinmalzbildungen der nördlichen Alpen zu begleiten. **v. D.**

**Haselhuhn**, das. **Tetrao bonasia** Linn., **Bonasia betulina**, **B. lagopus**, **B. sylvestris**, **B. minor**, **B. rupestris**, **B. albicularis**, **Tetras canus**, **T. betulinus**, **Tetrastes bonasia**: franz.: gelinotte des bois f., francolin m.; ital.: francolino; ung.: császár Fáld. (czaszármadár); böhm.: jeřabek; poln.: gluszec jarzabek; croat.:

je stark; schwed.: hjaerpen, Rothhuhn, Berg-  
hühnli, Waldhühnle, Waldhuhn, Beervogel,  
Hasele, Buchenhuhn.

**Beschreibung:** Das Haselhuhn ist in Bezug auf seine Färbung recht gut seinem Aufenthaltsgebiete angepasst. Entsprechend der Farbe des Waldbodens, herrscht die graubraune und braune Farbe auf der Oberseite vor. Der Scheitel ist dunkelfrostrot, tiefbraun gefleckt und mit einer Federholle geziert, die beim Männchen etwas größer als beim Weibchen, meist nur in Momenten der Erregung aufgerichtet, sonst aber glatt anliegend getragen wird. Der Augenstern ist schön rauschbraun und das ganze Auge mit einer zimoberrothen, nackten, warzigen Auschwelling, der Rose, umgeben. Diese nimmt mit zunehmendem Alter merklich an Größe zu, erweitert sich auch besonders während der Zeit der Balz und trägt auch um diese Zeit das lebhafteste Colorit. Etwas rückwärts und über dem Auge sichtbar aus dem dunklen Braun je ein kleiner weißgrauer Fleck hervor. Die Schnabelwurzel ist mit fast schwarzen, vorstigen Federchen bis über die Nasentöcher dicht bedeckt. Der Schnabel selbst ist ziemlich scharf gebogen, in den Unter schnabel scharrenartig eingreifend, an der Spitze leicht veranlagt, sonst schwarz und an der Wurzel ins Gelbliche übergehend. Die Wangen sind meist graubraun gesprengt, welche Färbung auch den Oberhals trifft und so die schwarze Kehle deutlich hervortreten lässt. Die Halsfedern sind lichtbraun mit einem schwarzbraunen Querstriche vor der mehr oder weniger weißlichen Einschaffung. Der Oberrücken erscheint graubraun, durch dunklere Querbinden der einzelnen Federn vielfach zart gewellt und gewässert, allmählich in die mehr einem dunklen Grau sich nähernden Stoßfedern übergehend. Die Flügeldeckfedern sind dunkler rostfarbig, vielfach mit schwarzen Flecken und helleren Schaftstrichen gezeichnet. Die Schwungfedern sind eng anschließend, der Körperform anpassend nach einwärts gebogen, an der inneren Fahne graubraun, an der äußerer gelblich gefärbt. Die Steuerfedern sind matt-schwarz, gefleckt und die mittleren mit rostfarbigen Bändern. An Brust und Bauch werden die weißen Federnränder bedeutend breiter, weshalb die ganze Unterseite wie weißgefleckt erscheint, unterbrochen von den halbmondförmig sich abhebenden dunkelbraunen Flecken. Das Steighufeder ist licht aschgrau, von bräunlichen Binden durchzogen. Der Stoß ist 16-fädig, schwärzlich, grau gesprengt, mit schwarzen Querbändern und weißen, fein getupften Spizien. Bei den zwei mittleren Stoßfedern fehlt oft die schwarze Linie; bei manchen Exemplaren dagegen ist sie wieder

vorhanden. Die Ständer sind bis nahe an die Zehen stark befiedert, letztere mit „Batzstiften“ versehen und schmutzigbraun mit ziemlich starken Scharnägeln.

Die Henne unterscheidet sich von dem Hahne wesentlich durch ihre geringere Größe, die weniger intensive gefärbte, geringere Rose, den Mangel der schwarzen Kehle und die Federn der Schnabelgegend sind fast ganz glatt, während sie beim Hahn fast bartförmig gefränselt absiehen. Im allgemeinen ist die Färbung eine mattheitere, die der Kehle sogar rostgelb. Die dunklen und hellen Flecken sind überall unregelmäßig verteilt. Man kann also im Freien den Hahn mit Sicherheit von der Henne unterscheiden, am schnellsten an dem sich grell abhebenden schwarzen Kehlfleck und beim erschreckten Aufstehen an der bedeutend größeren Federholle.

Im Jugendkleide sieht das Haselhuhn durchaus nicht übel aus, wozu allerdings keine mehr gedrunge, fast etwas dralle Figur auch das irrtige beiträgt. Wenn sie ca. 3—5 Tage alt sind, zeigen sie ungefähr folgende Färbung: der Kopf ist grünlich-gelb, zeigt an der Schnabelwurzel einen unbefiederten Winde, hinter dem sich vier schwarze Striche in Form eines gegen die Schnabelwurzel geöffneten Dreiecks scharf abheben, auf dem Hinterkopfe aber in nicht mehr ganz regelmäßige Flecken von rußschwarzer Farbe verlieren. Die Kopfseiten sind ebenfalls gelblich, an den Spitzen der zarten Dünne schwach grünlich angeflogen. Unter dem Auge bemerkt man einen fast halbmondförmigen schwarzen Fleck, hinter denselben einen eben solchen Strich. Die Kehle ist lichtgelb, schwach grünlich überhaucht, die ganze Unterseite schwungig grünlich. Der Rücken ist bräunlich, rostig gemischt mit nur schwach angedeuteten rußschwarzen Querbinden und außerlich feinen Wellenlinien. Die Flügelein sind dunkler braun mit zwei scharf abgegrenzten, weißlichen, ca 1 mm breiten Binden. Der Schnabel ist verhältnismäßig stark entwickelt, grau, an den Rändern fast ins Wachsgebe schlagend, und trägt zu beiden Seiten an der Federgrenze einen braunschwarzen Fleck. Die Ständer sind bis auf die Zehen herab sehr fein wollig befiedert und mit der Unterseite gleich gefärbt. Männchen und Weibchen sind in dieser Zeit äußerlich abgesehen nicht zu unterscheiden, da sich selbst bei langer Beobachtung nicht das mindeste Merkmal einer Verschiedenheit wahrnehmen lässt.

Die Größe des Haselhuhnes schwankt ost ziemlich bedeutend, je nach den Lagen, in denen es erwächst. Nachstehende Messungen mögen hieron ein kleines Durchschnittsbild liefern:

	Schwe- den	Russ- land	Span- ien	Italien	Schweiz	Vorarl- berg	Tirol	Kärn- then	Bos- nien	Herc- govina
	♂   ♀	♂   ♀	♂   ♀	♂   ♀	♂   ♀	♂   ♀	♂   ♀	♂   ♀	♂   ♀	♂   ♀
Totalänge .	363	310	358	298	378	303	398	330	397	332
Fittichlänge .	208	172	196	153	190	160	194	158	195	160
Stoßlänge .	130	110	125	113	127	116	129	120	130	122
Schnabel . .	31	30	30	30	31	30	32	32	31	32
Tarsus . .	53	51	54	52	52	51	51	53	52	52

Man findet allerdings häufig Haselhühner, welche nicht diese Maße erreichen, nicht selten aber auch solche, welche diese Zahlen überschreiten. Der größte Haselhahn, der mir je unter die Hände gekommen ist, stammte aus Schweden und wies folgende Maße auf: Totallänge 440, Fittichlänge 246, Stoßlänge 138, Schnabellänge 36 und Tarsuslänge 56 mm. Dabei hatte er ein Gewicht von 2 kg, während dasselbe sonst 1—1½ kg nur selten überschreitet.

**Verbreitung.** Das Haselhuhn ist in entsprechenden Höhengürteln sozusagen über ganz Europa verbreitet. Es lebt weder ausgesprochene Hochlagen, noch hält es sich in der Thalsöhle auf, obwohl es in großen, recht ruhigen Districten in einzelnen Thälern des Alpengebietes sich noch in der colinen Region heimisch macht. In den Alpen steigt es 1000 bis 1200 m hoch hinan, in Spanien und Griechenland trifft man es oft sogar noch höher, wie dort auch die Grenze gewisser Holzarten entschieden höher liegt als im Alpengebiete.

In Nieder- und Oberösterreich bewohnt das Haselhuhn die meisten Ausläufer des Alpenstocks, Steiermark bis zum Bacher, Kärnthen, Salzburg, Tirol und Vorarlberg und einem großen Theil von Krain und dem oberen Küstenlande, die größeren Gebirgszüge von Böhmen, Mähren und Schlesien, sowie die nach Galizien streichenden Widerlager der Karpaten. Ungleich häufiger findet man es in den ungarischen Karpathen, in den Gebirgen der Bukowina und Siebenbürgen, in einigen Höhenzügen von Croatiens, dann in Bosnien, der Herzegovina und im nördlichen Dalmatten. Außerdem findet es sich in Bayern, im fränkischen Jura, im Schwarzwalde, am Harze, in Westphalen, den Rheinlanden, Hessen, Nassau, Sachsen, Ost- und Westpreußen, Kurland, Pommern und Posen. In Italien begegnet man ihm im Barbabigebirge, in den abstreitenden Zügen der eadotischen Alpen, den Apenninen und Abruzzen, jedoch wegen der dort herrschenden Schießwuth in sehr geringer Zahl und den am wenigsten betretenen Hochthälern. Das bei den Maßen unter „Italien“ verzeichnete Männchen erlegte ich am Gran Sasso bei einer Höhe von 2400 m. Am Balkan und auf einigen Gebirgszügen von Griechenland ist das Haselhuhn vertreten, meist jedoch nicht in großer Zahl. Häufiger findet es sich in Litauen und Podolien und verbreitet sich über einen großen Theil des nördlichen und östlichen Russland, ebenso über Schweden und Norwegen bis nach Lappland. Die meisten Haselhühner kommen von Schweden aus auf den Wildpremarkt; ihre Zahl beläuft sich jährlich auf mehrere hunderttausend Stück. Nicht unbedeutend ist auch der Markt in Petersburg. Auch in Paris gelangt alljährlich eine namhafte Zahl zu Markte, doch wird der größte Theil davon aus anderen Ländern eingeführt.

Die Verbreitung des Haselhuhnes war noch vor 40—50 Jahren sowohl territorial, als in Bezug auf Individuenzahl eine ungleich größere als gegenwärtig. Bielorts ist es von seinen früheren Ständen gänzlich verschwunden, an anderen Orten hat es sich in besorgniserregender Weise vermindert. Die immer tiefer in das

Baldarea eindringenden Cultivirungsversuche die oft sehr ausgedehnte Wälderdevastation und die örtlich eingeführte Erziehung rein uniformer Bestände haben diesem geschäfsten Waldhuhn seine Heimat streitig gemacht, haben ihm die gewohnten nothwendigen Existenzbedingungen entzogen. Die letzten Bewohner solcher Terraine sind entweder dem Feuerrohre versallen, oder haben sich durch Auswanderung ihrem sichereren Untergange entzogen. Ab und zu haben sich wohl Weidmänner gefunden, die sich bemühten, dem Haselhuhn die nötigen Bedingungen für ein gutes Fortkommen zu bieten, die ihm Schutz und Hege angedeihen ließen, örtlich auch bedeutende Erfolge erzielten, aber die Zahl solcher Weidmänner ist eine sehr kleine im Vergleich mit denen, die sich um das schöne Waldhuhn gar nicht kümmern, sich höchstens an dem Erlegen einzelner Stüde erfreuen, ohne hiebei sonderlich nach einer Schonzeit oder um das Geschlecht der Hühner zu fragen. Auf diese Weise schmelzen die Bestände der Haselhühner noch immer bedeutend zusammen. Eine strengere Beachtung der Schonzeiten, eine sorgfältige Hege und mehr Rücksicht auf die Geschlechter wäre im Interesse dieses vielbegehrten Waldhuhnes dringend geboten. Gegenwärtig ließe sich noch in unzähligen Revieren mit kleinen Opfern ein schönes Resultat erzielen, was vielleicht später nur mehr schwer und mit bedeutendem Aufwande von Zeit und Geld wird erreicht werden können.

**Fortpflanzung und Lebensweise.** Die Lebensweise des Haselhuhnes, sein Liebes- und Familienleben ist ein in vielen Beziehungen von den Eigenthümlichkeiten anderer Waldhühner durchaus abweichendes und grundverschiedenes.

Während bereits alle anderen Vögel sich vereinzelt durch den Winter schlagen oder in lockerer Gesellschaft in Flügen im Frühjahr aus dem glutlauchenden Süden wiederkehren, gewöhnlich dann erst von der geschlechtlichen Erregung erfaßt werden und zur Paarung schreiten, suchen sich die jungen Haselhühner schon im September und October ihre Gefährtinnen aus, und selbst die alten Hähne knüpfen das Band der Zusammengehörigkeit mit einer Henne etwas fester, obwohl dies beiweitem nicht so auffallend bemerkbar wird, als dies bei jungen Hähnen der Fall ist.

Findet sich in einem Reviere nur ein Paar vor, das etwa von wo anders her eingewandert ist und sich ein neues Heim gesucht hat, so kann man am besten beobachten, wie sie den ganzen Herbst und Winter hindurch treulich zusammenhalten, sich nur selten in größerer Entfernung voneinander herumtreiben, sich sogar bei der Nahrungssuche eifrig unterstützen. Aus dem Umstände, daß sich in den Herbstmonaten die Paare zusammenfinden, daß der Hahn auf den Lockruf nicht selten ziemlich hitzig reagiert, hat man den falschen Schluß gezogen, daß die eigentliche Balzzeit im September oder October eintrete. In diesen Monaten jedoch findet nur eine Annäherung der Paare statt, ohne daß eine wirkliche geschlechtliche Erregung zum Durchbruche kommt. Der Anschluß während des Winters ist ein um so innigerer,

je mehr die einzelnen Paare mit Nahrungs- mangel, starfen Schneefällen und anderen Fähr- lichkeiten zu kämpfen haben; im Gegenteil gestaltet sich derselbe dort wieder um so looser, je leichter es ihnen wird, die genügende Nahrung zu finden oder den Kampf ums Dasein ohne besondere Beschwerden durchzufechten.

Im Spätherbst und auch noch während des Winters findet man häufig vereinzelte Haselhühner; dieses sind in den allermeisten Fällen überzählige Hähne, die, so gut es eben geht, ihr gezwungenes Cölibat verleben, sich bald da, bald dort einzuschmuggeln versuchen, von dem bereits angepaarten Hahne aber stets vertrieben werden. In diesem Punkte versteht der Haselhahn wenig Spass, ist vielmehr auf sein Eherecht in ziemlich hohem Grade eifer- sichtig. Jede unberufene Annäherung wird von ihm hitzig zurückgewiesen. Solche nirgends gern gesuchte Cölibatäre unternehmen im Laufe des Spätherbstes und Vorwinters nicht selten sehr bedeutende Wanderungen auf der Suche nach einer Braut. Wenn man sich die Mühe nimmt, einen solchen vereinzelten Hahn mit dem Ruf der Henne anzulocken, ihn zu erlegen und die im Magen vorfindlichen Steinörner genau auf ihren Ursprungsort prüft, so ist es bei geo- graphischen Bodenverschiedenheiten oft ganz leicht, seine eigentliche Heimat zu konstatieren. Bei solchen Untersuchungen kann man zweifel- los feststellen, dass z. B. ein vorliegender Hahn 4-5, ja sogar noch mehr Meilen weit herbei- gestrichen sei. Er führt eben ein ungestümtes Wanderleben, wird überall verjagt, wo er sich niederlassen will, und so kommt er von einem Gebirgszuge zum andern, aus einem Thale in das nächste, sogar noch in das folgende, bis es ihm endlich gelingt, eine einzelne oder verwit- wete Henne ausfindig zu machen.

Die Haselhähne sind im Verhältnis zu den Hennen immer in bedeutender Überzahl vor- handen, wohl vielleicht haptisch aus dem Grunde, weil die an der Erde brütende und dann mit der Führung der Jungen beschäftigte Henne ungleich mehr Gefahren ausgesetzt ist als der Hahn.

Wie auffallend mitunter das geschlechtliche Missverhältnis zutage tritt, mag am besten folgender Fall darthun. Ich bemerkte in einem Frühlinge in meinem Reviere eine auffallend große Anzahl von Haselhähnen und wenig Hennen, weshalb beständige Kämpfe stattfanden. Haptisch zum Zwecke der Beobachtung er- legte ich einen bereits angepaarten Hahn. Schon am andern Morgen war die hiedurch zur Witwe gewordene Henne mit einem neuen Gemahl an der nämlichen Stelle, als ob gar nichts ge- schienen wäre. Auch dieser zweite wurde geopfert, ebenso ein dritter und vierter. Um fünf Tage feierte die Henne mit dem fünften Gemahl ihre Hochzeitsfreuden. Da ich nun nicht mehr weiter stören eingriff, gieng das Brütegeschäft ganz normal vorwärts.

Im strengen Winter haben die Haselhühner in schneereichen Lagen Mühe, genügende Nahrung zu finden, trotzdem sie durchaus keine Kostver- ächter sind. An Insecten, Heidel- und Preisel- beeren ist um diese Zeit nicht mehr zu denken,

sie suchen daher die Wachholderbeeren, Hage- butten und Schlehen (*Prunus spinosa*) auf. Mit bewunderungswürdigem Scharfsinne wissen sie diese Sträucher selbst im tiefe verschneiten Zustande von dem anderen Unterholze zu unterscheiden. Sie setzen sich auf einen Wipfel und schlagen mit den Schwingen in den Schnee, bis derselbe abfällt und so die Beeren bloßgelegt werden. Gerne suchen sie auch die Früchte der Mistel (*Viscum album*), die sie auf ähnliche Weise, wie früher gesagt, auszufrönen wissen. Bekommen sie solche Nahrung nicht mehr, so greifen sie zu den Knospen der verschiedenen Laub- und Nadelholzter, füllen sich im Rothfalle sogar den Magen mit Nadeln von Tannen und Fichten an. Geht es gar zu knapp, so entschließen sie sich wohl dazu, ihr gewohntes Aus- enthaltsgebiet zu verlassen. In solchen Fällen beschränken sie sich jedoch mit wenig Ausnahmen darauf, ihren Aufenthaltsort in der Schattenseite mit einer sonnseitigen Lage zu vertauschen, die ihnen günstigere Chancen für ihr Fortkommen bietet. Mit Eintritt des Frühlings streichen sie dann gewöhnlich wieder zurück.

Bei besonderem Interesse war es mir, zu beobachten, wie geschieht sie die Arbeiten des Grünspechtes für sich auszumachen wissen. Dieser gräbt bekanntlich bei den Haufen der großen Waldameise oft lange Gänge, um zu den Ameisen, zu deren eigenen und bei ihnen zu Gast weilenden Larven und Puppen zu ge- langen. Diese Gänge benützen die Haselhühner, schlüpfen durch dieselben hinein und scharren sich dann weiter, bis sie zu den in der Tiefe weilenden Ameisen gelangen. Ein solcher Ameisenhaufen wird so lange besucht, als er überhaupt eine Ausbente liefert. So wird der Grünspecht gleichsam zum Mineur, der den Haselhühnern ihre Stollen und Schachte gräbt, die sie dann fleißig ausbeuten.

Zur Zeit recht starker Schneefälle lassen sie sich auch, neben einem Baumstamm oder einem Strunk gedrückt, einschneien, lieber jedoch in einem recht dicht verästeten größeren Baume. Im letzteren Falle verlassen sie den Baum nicht selten eine ganze Woche nicht und begnügen sich mit den harten Nadeln desselben.

Haben sich die Haselhühner auf diese Weise schlicht und redlich durch den langen Winter geschlagen, und verkünden die lauernden Lüste das Herannahen des ersehnten Frühlings, dann tritt auch das kleine Vogelherz in seine Rechte. In der zweiten Hälfte des Monats März oder im April, je nach Lage, Klima und Witterung, treten sie in die Balze. Eng und enger schließt sich der Hahn an seine Genossin an, macht sich mit derselben zu schaffen, pickt vor ihrem Schnabel oder bohrt in den lockeren Humusschichten, als wenn er ihr die Nahrungs suche erleichtern wollte. Endlich stellt er sich auf einen vorragenden Strunk, lieber aber auf einen frei- stehenden Ast und beginnt dort erst schüchtern, dann aber immer hitziger sein Liebeslied. Er sträubt seine Federholle, lässt die Schwingen zitternd niedershängen, breitet den Stoß radförmig aus und beginnt zu spinnen. Das Spinnen ist ein feiner, langgezogener, etwas zischelnder Ton oder vielmehr eine Reihe solcher Töne

die sich gegen Ende der Balzzeit zu einer höheren Tonlage erheben und mit einem stark vibrierenden Triller abschließen. Dieses Spiessen, so leise es zu klingen scheint, ist doch wegen des durchdringend scharfen Tones auf eine nicht unbedeutende Entfernung vernehmbar und lässt besonders in der Stärke und dem längeren Aushalten des Schlussröhlers den stärkeren oder geringeren Hahn leicht und mit Sicherheit ansprechen. Leyen hat die Spissarie durch folgende Silben auszudrücken ver sucht: "Titi-ti-ti-ti-ti-ti-ti-ti-ti-ti-ti-ti". Die bayerischen Jäger haben ihr die Worte untergelegt: "Zieh', zieh', zieh' bei der Höh' in die Höh'". Dieser Reim tritt auch in anderen Gegenden in den verschiedenartigsten Varianten wieder zutage.

Das Spissen beginnt schon in der ersten Morgendämmerung. Schon bevor das sanfte Roth den Osten vergoldet, erwacht der Hasselhahn, tritt auf seinem Aste ein gemale hin und her, reckt und lässt die Schwinger ziehen, zieht die Schwunggliedern durch die Zehen, vernimmt scharf nach allen Seiten und lässt dann erst wie zur Probe einige unsichere Töne hören. Bleibt dann alles ruhig, so beginnt er eifrig zu spissen, bis ihm die Henne am Boden mit tiefem, leisem Püff antwortet. Mit erhöhtem Feuer klingen dann noch ein paar Triller, der Hahn sieht ab und fällt bei der Henne ein. Mit possesterlichem Kopfnicken, gesträubter Hölle, hängenden Schwingen und radförmig ausgebreiteten Stoßzacken trippelt er neben der Henne her und tritt sie endlich nach Art der anderen Hühner, wobei er nicht selten einen hohltönen den, gezogenen Püff ausstößt. So sehr er auch durch die gesichtliche Erregung in Entzückung gerath, so vergisst er dabei doch keinen Augenblick die eigene Sicherheit, wird auch nicht den türzefreien Moment blind und taub wie der Auerhahn.

Das Hasselhuhn lebt in einer lockeren Monogamie. Der Hahn hält sich zwar in der Balzzeit an seine erkorene Gefährtin, macht sich aber daneben durchaus keine Scrupel daran, wenn er ungesehen in Nachbars Garten ein Blümchen pflücken kann. Aus so einer kleinen Untreue macht sich indes die Henne nichts draus, sondern revanchiert sich einfach, wenn sie Gelegenheit dazu findet.

Die unbeweihten Hasselhähne pflegen wohl auch zu spissen, sind jedoch damit gewöhnlich etwas zurückhaltender, wie wenn sie sich nicht recht getrauen würden, oder als ob sie den nächsten, glücklicheren Hahn nicht reizen wollten, dies besonders dann, wenn sie den Hahn als einen starken erfannt haben. Ist das Gegecht der Fall, dann wird er häufig herangesgeordert. Sonnenden Fluges streicht der Hasselhahn seinem Rivalen entgegen, ein wütendes „titti-ti“ herausstoßend. Bis auf wenige Schritte nähern sich die beiden Gegner, hochaugerichtet, den Stoß halbgerichtet, stehen sie sich gegenüber, als wollten sie erst gegenseitig ihre Stärke prüfen. Plötzlich rennen sie klatschend zusammen, hüpfen aneinander in die Höhe, 1 m und noch mehr. Die Schnäbel arbeiten, die Schwinger klatschen, sogar die Ständer werden zuhilfe genommen. Auf einen Moment stieben sie aus-

einander, um im nächsten Augenblitze wieder zusammenzuhauen. Einer sucht durch die Wucht des Aufrales den anderen umzuwerfen. Gelingt dies, so macht sich meist der ungewölfte Hahn aus dem Staube, während d. r. Sieger stolz aufgerichtet noch eine Zeit lang am Platze stehen bleibt, dann aber auch vom Schauplatze abstreift.

Entsprechend dem mehr monogamischen Geleben, hat das Hasselwild keine regelmäßigen Balzplätze, wie dies beim Auerflügel und Birgwilde der Fall ist. Der Hasselhahn spielt hente da, morgen dort, wie es ihm gerade die Umstände begneuer erscheinen lassen.

Wird die Balze nicht durch spät eingetretende Schneestürme unterbrochen, nimmt sie einen raschen Verlauf. Nach eingetretener Befruchtung sucht sich die Henne einen geeigneten Platz zur Unterbringung des Geleges aus. An der Wahl des Nestplatzes befindet sie etwas mehr Sorgfalt als die Auer- und Birghennen, obwohl sie wie diese auch auf der Erde brüter. In den meisten Fällen wählt sie hiezu eine fast undurchdringliche Dickung im Unterholze, dorniges oder dicht verwachsenes Geestrüpp, wohl auch Aushöhlungen unter Steinen und Wurzelstöcken. Hier scharrt sie sich eine flache Mulde aus und trägt etwas Moos, dürre Grashalme, Blätter und Federn für eine schwache Auspolsterung hinein. Auf dieses primitive Geniste — von einem eigentlichen Neste kann man nicht sprechen — legt die Henne ihre 8—12 schwach gelblichen oder bräunlichen, rothbraun belegten und bepunkteten, 38/29 bis 40/30 mm messenden Eier. Diese werden von der Henne allein bebrütet. Der Hahn kümmert sich um seine Gattin selten mehr, sobald dieselbe mit ihrem Geicherre fertig ist. Er treibt sich wohl in der Nähe herum, bleibt aber nicht unbedingt dasebst, denn ich habe schon mehrere Fälle beobachtet, in denen in der Nähe mehrerer brütender Hennen durch mehr als eine Woche hindurch kein einziger Hahn sich jehen ließ. Die Henne brütet mit vieler Hingebung und sitzt sehr fest, so dass man nicht selten auf 2—3 Schritte beim Reite vorbeigehen kann, ohne dass sie sich röhrt, höchstens drückt sie sich möglichst tief in die Nestmulde. Die Brütezeit dauert 21 bis 24 Tage. Da die Henne ihr Geicherre sehr gut zu verbergen weiß, wird dasjelbe selten aufgefunden. Nur dem Fuchs, Marder, Iltis und Wiebel gelingt es bisweilen, dasjelbe aufzufinden. Auch die beiden „Heiligen“, Dachs und Igel, suchen es sehr gerne auf und plündern es gründlich.

Mehrfach ist behauptet worden, dass ein Schnürröhrchen der brütenden Henne auch in einer vermindernden Ausdünstung, mithin einer schwächeren Witterung liege, und hat man diesen Umstand so erklärt, dass sich die meiste Körperfärme gegen das Gelege konzentrierte und das enger angezogene Gefieder das Ausströmen der Witterung verhinderte. Das lässt sich nun allerdings sehr schwer constatieren, aber das Benehmen des Fuchses, der oft eine nahe jährende Henne selbst bei gutem Winde nicht wittert, scheint doch so etwas anzudeuten. Auch an einem fernien Vorstehhunde beobachtete ich, dass

er auf einen Haselhahn anzug, der ihm bedenklich ferner war als eine brütende Henne. Das sind zwar keine vollwertigen Beweise, aber sie sprechen auch nicht für das Gegenteil.

Wird die brütende Henne vom Geischerre vertrieben, oder steht sie selbst auf, um ihre Ansiedlung zu suchen, so geschieht das Aufstehen nicht so direct und frei weg, vielmehr läuft sie erst eine Strecke ganz geduckt mit scharf angezogenen Schwingen und Federholle durch den dichten Unterwuchs fort und steht dann in ziemlicher Entfernung auf. Wo eine Henne aufsteht, da hat man ihr Geischerre nicht zu suchen. Raubthiere weiß sie oft weit von dem Nistplatz dadurch wegzusuchen, dass sie langsam 3—4 m vor demselben herläuft und erst dann aufsteht, wenn ihr die Entfernung groß genug erscheint.

Die ausgefallenen Jungen sind rothbraun, vielfach dunkler gefleckt und gewässert. Sie sind sehr agil, trippeln bald der Henne nach und picken kleine Insekten auf. Dabei geht der erste Federumwechsel, wie überhaupt die ganze körperliche Entwicklung sehr rasch vor sich. Tritt man eine Henne mit ihren Jungen auf, so trippeln dieselben, durch den Warnruf der Henne erschrockt, neben und fast unter derselben her. Eines verliert sich nach dem anderen, und im nächsten Augenblitke schurrt die Henne davon. Die Kleinen wissen jede Vertiefung, jedes Moospolster oder ausgehäustes Laub für ihr Versteck zu benützen, dass es schwer wird, auch nur eines derselben aufzufinden. Da sie sich gerne unter dem abgefallenen Laub verborgen, hat sich unter manchen Jägern der Glaube entwickelt, das junge Hühnchen verstecke sich auf den Rücken und halte mit den Ständerchen ein Laubblatt als Blending über sich.

Schon nach wenig Tagen fangen die Jungen an aufzubauen, indem sie zuerst die niedrigsten Äste zu gewinnen trachten und dann immer höher hüpfen. So sitzen sie oft an einem Ast, links und rechts an die Henne gedrängt, piepsend und mit den Flügelchen schlappend. Tritt man zu einer solchen Siesta unvorsichtig nahe, dass man von der Henne erängt wird, so stößt sie ihren Warngeschnauft aus und streicht ab, während die Jungen wie erstarrte Bällchen auf dem Ast sitzen bleiben. Keines röhrt sich auch nur um eines Haars Breite. Erst wenn es ihnen gar zu lange dauert, oder dass man zu nahe an sie herantritt, fällt eines nach dem anderen wie eine Federkugel zu Boden, raspt sich aber dort blitzschnell auf und verschwindet unter der nächstbesten Deckung.

Dieses Sichablassenlassen versteht übrigens auch die alte Henne. Wenn ein Raubvogel schneidend Fluges durchs Geäste eilt, eine Rettung durch Fliegen kaum mehr denkbar ist, stößt sie einen grellen Ruf aus, fällt wie vom Schlag getroffen zur Erde, während die Jungen wie versteuert sich auf den Ast ducken. In den meisten Fällen schiescht der Raubvogel mit einer scharfen Wendung der Henne nach, wird aber in dem dichten Unterwuchs an dem Gebrauche seiner Schwingen gehindert, blättert und schlägt darin herum, und bis er sich wieder zurecht findet, sind meistens Henne und Jungs

verschwunden, haben sich weitergeschlüctet oder verktrochen.

Immer sind sie indes nicht so glücklich, unbefehdet ihren Feinden zu entkommen, denn die Zahl derselben ist zu gross. Naumt aus einer Gefahr gerettet, erwartet sie schon eine andere. Zu ihren gefährlichsten Feinden gehört die verwilderte oder revierende Haustäuse, der Marder, der Iltis, das Wiesel, der Fuchs, der Dachs, der Jagd, der Habicht, der Sperber und fast alle grösseren Faltern, sogar der Steinadler verschmäht es nicht, nach einer so zarten Beute zu stoßen. Auch der Uhu streift manches Haselhuhn von dem Schlafplatz, wenn er nächtlicher Weile seine Beutezüge unternimmt. Allein diesen Feinden gegenüber hat das Haselhuhn keine Waffe, hat nicht einmal den Vorzug ein's rascheren Fluges vor den beischwingten Feinden voraus, ist ein nur darauf angewiesener, sich zu verstecken, sich zu drücken, wodurch es aber nicht selten niederdrückt ins Verderben gerath, weil gewissenlose, arbeitsschene Individuen gerne an den Lieblingsplätzen des Haselhuhns die verderbenbringende Schlinge anbringen oder mit Moos überdeckte Steinplatten so anstellen, dass das Huhn erschlagen wird, wenn es sich im Momente einer Gefahr unter dieselbe drücken will.

Sind die Jungen etwas herangewachsen, so gesellt sich der Hahn wieder mehr zu seiner Familie, nimmt seinen Stand gerne höher im Baume als die übrigen, wodurch es ihm möglich wird, eine nahende Gefahr oft früher zu entdecken als die anderen und sie so rechtzeitig zu warnen.

Im allgemeinen sieht das Haselhuhn besonders die ausgedehnten Waldungen des Mittelgebirges. Dichter Unterwuchs und hohe Tarnkräuter sind ihm immer willkommen. Obwohl es seinen Lieblingsplatz selten oder nie gänzlich aufgibt, so lange an demselben keine grösseren Veränderungen vorgenommen werden, so versucht es doch denselben zeitweise mit Lagen, welche ihm momentan günstigere Ansiedlungsbedürfnisse bieten. So z. B. zieht es zur Zeit der Beerenreife, gerne langsam den höheren Lagen zu, weil die verschiedenartigen Beeren in der Tieflage schon vorüber sind, wenn dieselben in einer grösseren Höhe erst zu reifen beginnen. Im Frühherbst kann man das Haselhuhn oft noch in einer bedeutenden Höhe antreffen, weil es daselbst den Preiselbeeren nachgeht, die längere Zeit vorhalten als die Heidel-, Brom- und Himbeeren. Machen sich dann aber die ranheren Winde bemerkbar, oder fällt in den Höhen frühzeitig Schnee, so ziehen sie sich wieder mehr der Tiefe zu und suchen ihre Winterstände auf.

Diese kleinen Wanderungen und Wechsel in der Localität des Aufenthaltes, die nicht in einer angeborenen Wanderlust, sondern lediglich in dem leichteren Anflusshaben der Liebingsäzung ihren Grund haben, werden dem Haselwilde bedeutend erleichtert, weil sich die Jungen sehr rasch entwickeln, ungemein beweglich sind, leicht und gerne aufzubauen und gewöhnlich schon Ende Juni oder zu Anfang Juli vollständig flugbar werden. Vor der Erlangung des nor-

malen Alterskleides machen sie einen zweimaligen Gefiederwechsel durch. Die Jungen beiderlei Geschlechtes werden schon im kommenden Frühjahr fortpflanzungsfähig.

Bis im September bleiben die Familien oder Ketten beisammen und lösen sich dann, wie schon früher bemerkt, in einzelne Paare auf. Auch bei diesem Zusammentreffen der Paare geht es zuweilen Kämpfe ab, doch werden sie selten mit jener leidenschaftlichen Hitzé ausgetragen wie zur Zeit der Balze im Frühling.

Den Sommer über besteht die Nahrung vorwiegend in verschiedenen Insecten, Würmern, Schnecken, Ameisenpuppen, allerlei Sämereien, Heidel-, Preisel-, Him- und Brombeer, sowie die Früchte des Sambucus ebulus. Nebenbei nehmen sie gerne Sand und kleine Steinchen auf. Im trockenen Sande baden sie gerne, wodurch ihr Gefieder bis zur Mauer ziemlich abgerieben wird.

Jung eingesangene Haselhühner lassen sich nicht leicht aufziehen. Kommen sie dagegen im halbwüchsigen Zustande in Gefangenenschaft, so bringt man sie bei naturgemäßer Nahrung leicht auf; sie werden dann leicht zähm und zuverlässig, besonders gegen ihren Pfleger.

Jagdbetrieb, Fang und Gege. Das Haselhuhn liefert unter allem Federwild das delicateste, feinste und geschäftigste Wildbret, ist daher um dieses willen weit mehr Verfolgungen ausgesetzt, als es ein echt weidmännischer, geeregelter Jagdbetrieb eigentlich erlaubt. Wäre das Haselhuhn nicht mit so feinen Sinnen ausgestattet und ein so schönes Wild, so wäre es in manchen Gegenden sicherlich nicht mehr anzutreffen. Da es aber sehr scharf ängst und ebenso scharf vernimmt, ist es sehr oft in stande, der nahenden Gefahr noch rechtzeitig zu entgehn, fällt somit nicht gleich jedem Waldhuhnmüller und Sonntagsjäger zum Opfer. Der Aufenthalt in meist geflossenen Wäldern ist für das vielbegehrte Waldhuhn ebenfalls wieder ein wesentlicher Vortheil, weil es in den unterholzreichen und coupierten Terrainen nur in den seltensten Fällen mit Erfolg angepürscht oder angejagpten werden kann. Der Jagdbetrieb beschränkt sich daher vorwiegend auf das Anlocken oder Anreizen; weniger ergiebig und daher weniger im Betriebe ist die Suche vor dem Vorstehhunde und das Treiben.

Zum Anlocken des Haselhahnes — eine Henne schießt nur mit Absicht ein Aasjäger — ist ein Pieischen nothwendig, welches ganz genau entweder das Bitten der Henne oder das Spißen des Hahnes ermöglicht. Solche Pieischen werden am besten aus den Flügelknochen einer Gans oder eines Speckers verfertigt und durch eine Wachseinlage ganz genau gestimmt, da der mindeste Missston selbst einen hingigen Hahn vergrämt. Sehr gerne und mit dem besten Erfolge benütze ich auch die kleinen Knopfern, die ich mir vom nächstbesten Buchenblatt pflücke und mit dem Federmesser entsprechend zufüge. Diese Knopfern geben einen reinen Ton und haben überdies den Vortheil einer leichteren Handhabung vor den anderen Lockseifen voraus.

Will man im Frühjahr die Lockjagd auf Haselhühner betreiben, so begibt man sich in

der ersten Morgensröhre in den Reviertheil, in welchem man einen Stand kennt, und läßt das Bitten der Henne hören, jedoch nicht zu oft, da sonst der vorsichtige Hahn rasch Verdacht schöpfen würde. In größeren Zwischenpausen erfolgen die Lockrufe. Entweder antwortet der Hahn und ist dann in diesem Falle selten zum Zutreffen geneigt; er nähert sich im Fluge oder geräuschlos am Boden laufend, weshalb die gespannte Aufmerksamkeit erforderlich ist, dies umso mehr, weil man in vielen Fällen nicht weiß, von welcher Seite man den Hahn zu erwarten hat. Im allgemeinen kommt bei nebligem oder regnerischem Wetter der Hahn sassel gestrichen und baunt wo auf einem Aste auf, bei schönem Wetter und trockenem Boden dagegen kommt er in den meisten Fällen laufend im dichten Unterwuchse daher. In beiden Fällen erfordert es ein rasches und sicheres Zielen, weil der Hahn rasch genug die Situation sich klar zu machen vermag. Trotzdem aber ist es möglich, den Hahn von der Henne zu unterscheiden, wenn man den schwarzen Kehlspeck berücksichtigt. Eher sollte man einen Hahn, den man wegen ungünstiger Stellung nicht sicher als solchen ansprechen kann, unbeschossen lassen, als daß man eine Henne niederknallt. Zu Hazardsschüssen sollte man sich beim Haselhuhne nie hinreihen lassen, weil sie in den allerwenigsten Fällen von dem gewünschten Erfolge begleitet sind und immer weit mehr schaden als nügen. Die sicherste Schußdistanz sind 20—30 Schritte, weil in einer solchen das gut getroffene Huhn auch unter dem Feuer bleibt. Ist dies nicht der Fall, so vertritt sich der angebleite Hahn ins dichte Gebüsch, gräbt sich wohl auch mit großer Schnelligkeit in die etwa vorhandenen weichen Moospolster ein und ist in den allermeisten Fällen für den Jäger verloren. Also sicher schießen oder gar nicht. Die Jagd hat nicht den Zweck, ein Geschöpf nutzlos zu vernichten oder dem Raubgezücht die Tafel zu decken.

Bei der Lockjagd im Herbst hilft nicht mehr das Bitten der Henne, hier findet vielmehr das Spißen des Hahnes seine Anwendung. Dieser Lockruf ist wegen seiner complicierten Modulation weit schwieriger nachzuahmen als das einfache Bitten der Henne. Das Lockinstrument muß genau gestimmt und die Nachahmung stets eine tadellose sein.

Sowohl im Frühlinge, als im Herbst kann das Locken vormittags, wie in den Nachmittagsstunden betrieben werden. Am sichersten ist die Frühjahrslode im Morgengrauen, hiziger aber jaujen sie in schönen Nachmittagsstunden einher, verschwinden aber meist wieder so rasch, daß nur ein sehr genützter Schuß einen erfolgreichen Schuß anzubringen vermag.

Die zweite Jagdart auf Haselhühner, jedoch vorwiegend auf junge, ist jene vor dem Vorstehhunde. Da diese Hühner jedoch vor dem Vorstehhunde schlecht aushalten, beim Aufstehen und Ausbauen die dichtesten Bäume annehmen, ist die Jagd nicht lohnend und mit manchen ärgerlichen Eventualitäten verknüpft. Da sie außerdem noch den Nachtheil hat, daß im Jugendkleide die Geschlechter schwerer unterschieden werden können, gelangen auch viel

junge Hennen zum Abschüsse, was den hegen- den Weidmann wohl meistens dazu bestimmt, diese Jagdart gar nicht zu frequentieren.

Als dritte, ebenfalls selten geführte Jagd- art ist das Treiben zu nennen. Ein oder zwei Schützen postieren sich auf solchen Ständen, die erfahrungsgemäß in der Strichrichtung aufgetretener Hühner liegen. Zwei bis drei Treiber nehmen einen weiten Bogen und suchen vorsichtig und langsam die Hühner rege zu machen und nach den Ständen der Schützen zu drängen. Je ruhiger und anscheinend absichtsloser dieses Drücken geschieht, um so besser ist es für die Schützen. Die Treiber haben ganz so vorzugehen, als wenn sie die Haselhühner selbst purischend erlegen wollten. Im Spätherbst kann man auf diese Weise oft eine reiche Strecke erzielen.

Erwähnenswert mag es noch sein, daß sowohl Habichte, als Füchse, Marder und Wiesel auf den Lockruf des Haselhuhns nicht selten sehr eifrig zustehen, mithin unschwer erlegt und unzählig gemacht werden können. Ich habe schon oft in Reviertheilen, wo ich kein Haselhuhn verunthaut durfte, zu spinnen oder bisten begonnen und auf diese Weise eine nicht geringe Anzahl schädlichen Wildes erlegt.

Soll das Haselwild in einem Revier weid- männisch gehetzt werden, so ist die erste und strikte Forderung die unbedingte Schonung der Hennen. Leider hat noch kein Gesetz eine Schonzeit für dieselben normirt. Es wäre nur zu wünschen, daß bei Abänderungen der Jagdgesetze diesem Punkte die gebürende Aufmerksamkeit gelehnt würde.

Als weiterer wichtiger Factor für die Hege ist dieVertilgung allen Raubzeuges zu jeder Zeit. Für die Raubvögel leisten die Habichtsförber gute Dienste; erfolgreich arbeitet die Büchse am Horste. Für das Haarraubwild helfen die Eichen und die Büchse. Dem fleißigen Jäger wird in solchen Revieren immer Diana hold sein und seine Mühe lohnen, auch dann, wenn die Bälge keinen Wert mehr haben. Für den echten Jäger ist nicht der Wert des Balges maßgebend, sondern die Freude, die er empfindet, wenn er wieder einen Feind seines lieben Wildes unzählig gemacht hat.

In Revieren mit wenig intensiver Nutzung kann man mit großem Vortheile einzelne Birken, Hollunder- und Haselnusssträucher an lückenhaften Stellen anpflanzen und so dem Haselwild angenehme Stände schaffen. An unzähligen Orten kann dies ohne die mindeste Schädigung der Forstnutzung geschehen, die kleine Mühe für den echten Weidmann aber wird stets reichlich ausgewogen.

Literatur: „Das Haselhuhn“ von Baron Nolde, „Illust. Jagdzeitung“ vom 20. August 1880; „Deutsche Waldhühner“ von Dr. W. Wurm, „Jagdzeitung“ Nr. 9, Jahrgang 22; „Jagd auf Haselhühner“ von F. Valentinitisch, „Waidmanns-Heil“ 1884 und 1885; „Feinde der Haselhühner“ von Valentinitisch, „Waidmanns-Heil“ 1886; „Hjaerpun“ von N. J. Gregersen, Christiania.

Haselmaus. f. Schlafmäuse. Pschl.

**Haselmaussöl** ist ein bläsigelbes, aus Hasel- nüssen (59%) gepresstes Öl, welches nicht trocknet, dickflüssig ist, bei -19° erstarrt und ein spec. Gew. 0'924 besitzt v. Gn.

**Haselschädlinge.** Die Hasel leidet, wie die meisten Laubholzarten, durch Schäden und Verbiß vom Hochwild; in letzterer Beziehung bestellt sich auch das Rehwild und das Weidevieh; an der Schädigung das Löffelwild, die Wühlmäuse (s. d.) und Glis (s. Schläfmause). Die Samen (Rüsse) werden verzehrt von den Eichhörnchen (s. d.), von Schlaf- und Wühl- mäusen (s. d.) und den Spechten, besonders vom Grau- und Grünspecht. Unter den Insekten sind als Samenzersetzer zu nennen die Balaninus-Arten: *nucum*, *glandium* und *venosum* (s. *Balaninus*). Die übrigen der Insektenwelt angehörigen Schädlinge lassen sich in folgender Übersicht zusammenfassen:

1. Äußerlich verletzend: fressend, verunstaltend oder saugend.
2. Wurzelraub: Eingeringe; s. Melolontha. Drahtwürmer, s. Elateridae.
3. An den oberirdischen Theilen vor kommend.
4. Saugend an der Rinde: Lecanium coryli (s. Coccidae).
5. Blätter beschädigend.
6. Blattrollen erzeugend zur Unterbringung des Eies.
7. Käfer mit korallenrothen Flügeldecken: s. *Apoderus coryli*.
8. Käfer einsfarbig, metallisch, mit pfriemenförmigem Rüssel: s. *Rhynchites* (betulei und betulae).
9. Blätter fressend oder skeletierend.
10. Käfer.
11. Größere Käfer mit braunen Flügeldecken, kurzen Fühlern, deren leste Glieder blattartig erweitert: Maikäfer (*Melolonthini*, s. d.) und Phyllopertha horticola (s. d.), Gartenlaubkäfer (*Rutelini*, s. d.).
12. Kleine, metallisch gefärbte oder blonde Käferchen, Blätter skeletierend.
13. Kopf rüsselförmig verlängert; Springvermögen nicht vorhanden: Grünrüsselfeuer, s. *Phyllobius* und *Polydrosus* (*Curculionidae*, s. d.).
14. Kopf nicht rüsselförmig; mit flohähnlichem Springvermögen: Erdflöhe, s. *Halticini* (*Chrysomelidae*, s. d.).
15. Raupen und Larven.
16. Gbeime kleine Larven; s. *Haltica oleracea*.
17. 16- oder 20füßige Raupen.
18. 20füßige Alttaraupen; s. *Nematus septentrionalis* (*Tenthredinidae*).
19. 16füßige Raupen.
20. Bürstenraupen, d. h. durch dichte Rückenbürsten, Afterpinsel oder seitlich abstehende Haarpinsel ausgezeichnete Raupen; s. *Orgyia antiqua*; *Dasychira pudibunda*.
21. Mit blauen und braunen, strahlig behaarten Rücken- und Seitenwarzen ausgezeichnete, große Raupen; s. *Ocneria dispar* (*Schwammspinner*).

1. Unter der Rinde oder im Holzkörper oder im Mark der jüngsten Triebe lebend. Larven füßlos.
2. Im Mark der jungen Triebe sich entwickelnd; s. *Oberea linearis* (Cerambycidae).
12. Zwischen Rinde und Holz oder in diesem sich entwickelnd.
13. Der Fraßkanal bewegt sich zwischen Rinde und Holz; Längsgang (als Bruttgang, s. d.) mit seitlich abgehenden Larvengängen; s. *Dryocoetes coryli* (Scolytidae, Tomicini).
13. Der Fraßgang bewegt sich im Holzkörper; s. *Xyleborus dispar* (Scolytidae, Tomicini). Hsch.

Hasenschäden im Walde bestehen im Verbiß und im Schälen. Verbiß bekränzt sich selbstverständlich nur auf erreichbares, daher niederes Gehölz, besonders Eichen, Buchen, Aspen und Acacie; weniger Ulmen, Värchen. Der Verbiß durch Hasen zeigt sich um so intensiver, da dieses Wild nie weit ausweicht und die Schäden daher sich mehr auf kleine Flächen concentririeren. Papilionaceen (Besenpfeime, Ginster) zieht der Hase und das Lößselwild überhaupt allem anderen Gehölze vor und können daher, wo hinreichend vorhanden, den Verbiß von den zu entzückenden Holzarten zum Theil abwenden. In Buchenverjüngungsschlägen, ja selbst im Niederalmbetriebe (Eichenschälwald) können die durch Hasenverbiß und durch Schälen angerichteten Schäden recht empfindlich werden. Die Schädigungen reichen, entsprechend der Schneehöhe im Gebirge, nicht selten  $2\frac{1}{2}$  m am Stamme hinauf und umfassen denselben nicht selten noch bei einem Durchmesser von 10—15 cm ringsherum. Vorbeugungsmäsrregeln sind: entsprechender regelmäßiger Abschuss. Versicherung der Saat- und Pflanzgärten und Baumjuchsen durch Umzäunung. Theilweiser Ausbau von Ginster, Besenpfeime, Blasenstrauß, Bohnenbaum, Acacie. Versicherung einzelner, besonders zu schützender Stämme durch Lehm-, Kalkanstrich, Gedörrn, Strohverbund. Hsch.

**Häsin**, die, der weibliche Hase; vgl. Mutterhase, Sehhase, Rammel. „Es ist alte Zeit eine Häsin größer als ein Hase oder Rammel.“ Tänzer, Jagdgeheimnisse, 1682, fol. 43. — „Der Rammel ist der Hase und die Häsin ist das Weibchen.“ Parson, Hirschgerechter Jäger, 1734, fol. 81. — Fleming, T. Z., 1729, fol. 103. — Döbel, Jägerpraktika, 1746, I., fol. 29. — Göchhausen, Notabilia venatoris, 1734, fol. 54. — C. v. Heppen, Ausr. Lehrprinz., p. 104. — Großkopff, Weideverkslexikon, p. 149. — Chr. W. v. Heppen, Wohlgred. Jäger, p. 194. — Bildungen, Neujahrs geschenk, 1798, p. 16. — Sylvan, 1814, p. 33. — Fester, Kleine Jagd, 1799—1808, IV., p. 20. — Onomat. forest, II., p. 49. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., I., p. 147. — D. a. d. Winckell, Hb. j. Jäger II., p. 1. — Hartig, Lexikon, p. 236. — Sanders, Wb. I., p. 599. E. v. D.

**Haspel**, die. „Haspel oder Hästel ist die Winde, worauf die Federlappen aufgewickelt, d. i. aufgehästelt werden.“ Chr. W. v. Heppen,

Wohlgred. Jäger, p. 197. — „Man hat große und kleine Haspel, erstere enthalten 4 Bund Federlappen, die kleineren nur einen... der große Haspel ist viertehalf Fuß lang.“ Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft III., p. 318. — D. a. d. Winckell, Hb. j. Jäger I., p. 429. — Behlen, Wmpr., 1828, p. 76. — Sanders, Wb. I., p. 699. E. v. D.

**Hassenstroh'sche Hebemaschine**. Diese findet beim Stodroden Anwendung und besteht (Fig. 405) aus einer einfachen Hebestange a (Hebebaum), die mit dem einen Ende unmittelbar auf dem zu rodenden Stock, mit dem an-

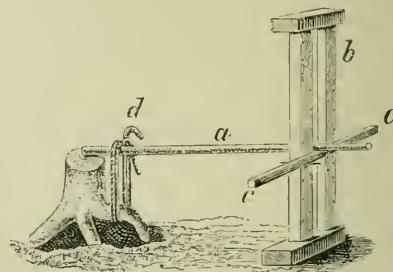


Fig. 405. Hebemaschine von Hassenstroh. a Hebebaum  
b Holzgestelle, c Querstange.

dern in einem rahmenartigen Gestelle b auf einer Stange c ruht. Die Stange liegt auf zwei durch die vertiealen Seiten des Rahmens gesteckte Bolzen auf. Nachdem diese ihrer ganzen Länge nach Öffnungen tragen, so können die Bolzen successiv umgesteckt werden, damit die Querstange beliebig hoch gehoben zu werden vermag. Mit der Querstange wird aber auch der Punkt d der Hebestange und gleichzeitig auch jener Theil des Stocks selbst gehoben, der mit der Hebestange durch eine Kette oder ein Seil verbunden ist. Dr.

**Hassel**, der, s. Haspel. E. v. D.

**Häster**, die, s. Esster. E. v. D.

**Häh**, die, oder **Hähe**, besser als **Hehe**, **Hehhähd**, heißt streng weidgerecht und ursprünglich nur die Jagd auf Sänen und Bären mit Hährenden; doch ist der Ausdruck vielfach auch für andere Wildgattungen gebraucht worden, wie aus den Belegstellen ersichtlich. Ferner bedeutet Häh als Sammelname die gesammelten zu einer Sau- oder Bärenhäh verwendeten Hunde. „Die wilden schwein, die an der häh geserlich sein...“ Hans Sachs, türke lehr enuem weymann, v. 18. — „In einer Hähe (eine Häh nennt man die Hunde, so zusammengebracht sind und mit einander auf eine Sau gehezt werden) nennt man 3 oder wohl 4 leichte Hunde und 4—5 schwere.“ Döbel, Jägerpraktika, Ed. I., 1746, I., fol. 106. — „Ein solcher Keuler kann in einer Hähe 10, 15 und mehr dergleichen Hunde dergestalten schlagen, daß sie gewiß des Aufstehens vergessen.“ C. v. Heppen, Ausr. Lehrprinz., p. 33. — „Eine Hähe nennt man, wenn die Hunde so zusammengebracht sind und mit einander auf eine Sau gehezt werden, hiezu kommen ohngefähr 3—4 leichte und 4—5 schwere Hunde, welche die stärkste Sau halten.“ Großkopff, Weideverkslexikon, p. 157. — „Hähe ist

eine Jagdlust, welche bloß mit Hunden, auch zu Pferde geübt, kaum mit verschiedenem Wildpret sowohl im Freien, als auch gesperrter gehalten werden. Auf Säuen und auf Hasen geschehen die meiststen Hassen." Chr. W. v. Heppe, Wohlsred. Jäger, p. 197. — "Wenn man einnimmt, dass der weidmännische Ausdruck Hase oder Hesse eine Jagd bezeichnen soll, die ohne Beihilfe des Geschosses, bloß durch die Bemühungen der Hunde unter geübter Anleitung thätiger Jäger ausgeführt wird, so gehören viele Hundegattungen, z. B. der Parforce-, der Wind- und Jagdhund hierher. Dem ist aber nicht so; vielmehr verbindet der Jäger einen bei Weitem eingerogen Begriff beim Gebrauch dieser Benennung. Der Hahndund gehört der hohen Jagd ausschliessend an; er hat die Bestimmung, ein im Freien anstötzigwerdendes Wild, vorzüglich Säuen und Hirsche, ohne Annahme der Fährte, mittelst rascher Sprünge einzuholen, geschickt angreifen, mit Kraft und Gewandtheit aufzuhalten, niederzureißen, zu erwürgen." Sylvan, 1822, p. 37. — "Eine Anzahl Hunde, welche gemeinschaftlich dazu angewendet werden, eine oder mehrere Säuen in gewisser Entfernung einzuholen, zu packen und fest zu machen, wird eine Hasse genannt." D. a. d. Winkell, Ob. f. Jäger, I., p. 326. — "Hass nennt man jede Jagd, wobei das Wild durch Hunde eingeholt und festgehalten werden soll, z. B. Sauhass, Dachshass, Haisenhass." Hartig, Lexit., p. 243. — "Hass bezeichnet jede Jagd, bei welcher das Wild durch Jagdhunde eingeholt und festgehalten wird. Die Fuchsjagd mit Windhunden wird speciell Fuchshass genannt." R. R. v. Domrowski, Der Fuchs, p. 188. — Bildungen, Neujahrsgechenk, 1797, p. 56. — Bechstein, Ob. d. Jagdwissenschaft I., I., p. 279. — Mellin, Anwsg. z. Anlage von Wildbahnen, 1777, p. 225, 301. — Behlen, Wmspr., 1828, p. 76, und Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 621; VI., p. 208. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 362. — Laube, Jagdbrevier, p. 281. — Sanders, Wb. I., p. 701, u. Erg.-Wb., p. 260.

#### Zusammensetzung:

Hahnsband, das, s. v. w. Hahkleine, Hahriemen. Mellin, Anwsg. z. Anlage von Wildbahnen, 1777, p. 224.

Hassfertig, adj.: "Wenn Leute, welche Hahndunde führen, die Schleifen an den Hahkleinen aufgezogen oder die Hahriemen angeknallt haben, und die Enden in der Hand halten, um die Hunde auf den Zuruf des Jägers Hah! jogleich schiessen lassen zu können, so nennt man dieses hassfertig sein." Hartig, Lexit., p. 243. — Behlen, Wmspr., 1828, p. 76. — Winkell, I. c., p. 327.

Hassgarten, der, ein speciell zur Hass bestimpter Thiergarten oder ein speciell hiern abgegrenzter Theil eines solchen. Chr. W. v. Heppe, I. c. — Onomat. forest. II., p. 103. — Behlen, I. c.

Hasshund, der, schwerer, ausschliesslich zur Sau- und Bärenhass bestimmter Hund, auch Hahndude genannt. „Molampus (sic, recte molossus) hecze hant.“ Gloss. lat.-teut. a. d. XV. Jahrh., Cgy. no. 4533, fol. 256 v. — „Hesse hunde.“ Sachsenpiegel III., 47. —

„Hetzhund.“ Noë Meurer, Ed. I., Pforzheim 1560, fol. 85. — „Denen Sauren oder Hahndunden...“ Fleming, T. Z., 1729, fol. 172. — „Die Säuen werden... mit Hahndunden behobet.“ G. v. Heppe, I. c., p. 112. — „Hahndunde oder Hahndude sind grosse und starke Hunde, womit man Bären, Wölfe und Säuen hetzt und fängt. Man theilt sie ab in schwere und in leichte Hahndunde, je nachdem sie gross und flüchtig sind. Zu den Hahndunden gehören auch die Windhunde.“ Hartig, I. c., p. 244. — Göschhausen, Notabilia venatoris, p. 232. — Chr. W. v. Heppe, I. c. — Onomat. forest., I. c. — Behlen, I. c. — Bechstein, I. c., p. 280. — Kobell, Wildanger, p. 111. — Die Hohe Jagd, I. c.

Hassjagd, die, s. v. w. Hass.

Hahkleine, die, auch Hahriemen, s. d., oder Hahnsband. Hartig, I. c.

Hahmann, der, heißt der Mann, der die Hahnduden führt. „So erhält jeder Hahmann eine Nummer, durch welche er auf eine gewisse Hahne angewiesen wird. Sobald die Hahnen am Jagen vertheilt und ange stellt sind, muss sich der Hahmann hahsfertig halten.“ D. a. d. Winkell, I. c., p. 327. — „Hahmann oder Hahmann wird derjenige genannt, der einen Hahndund führt.“ Hartig, I. c. — Behlen, I. c. — Laube, I. c.

Hassordnung, die, ein die Hass und das Hassrecht betreffendes Gezetz. Höhberg, Georgica curiosa, Nürnberg 1682, II., fol. 688. — Onomat. forest., I. c. n. s. w.

Hassplatz, der, der Ort, wo eine Hass abgehalten wird. Onomat. forest., I. c., p. 107. — Behlen, I. c.

Hahriemen, der, der Riemen, an dem die Hahndunde geführt werden; seltener auch für den Riemen, an dem man den Schweisshund arbeitet; vgl. Hahnsband, Hahkleine, Hassstrick. Höhberg, I. c., fol. 733. — G. v. Heppe, I. c., p. 440. — Mellin, I. c., p. 224. — Onomat. forest., I. c. — Jester, kleine Jagd, Ed. I., 1798—1808, I., p. 78. — Behlen, I. c. — R. R. v. Domrowski, Das Edelwild, p. 120 (für den Schweisshundriemen).

Hahndude, der, seltener die (vgl. Rüde), s. v. w. Hahndund, s. d.

Hassschirm, der, „Hassschirm (bei der eingestellten Sauhass) ist ein von Reisern gemachter halbzirkelförmiger 4 Fuß hoher Schirm, hinter welchem die Hahndunde verborgen gehalten werden, bis Säuen hervortreffen.“ Hartig, I. c., p. 244. — Döbel, I. c., II., fol. 42. — Chr. W. v. Heppe, I. c. — Bechstein, I. c., 3, p. 700. — Behlen, I. c.

Hassstrick, der, s. v. w. Hahriemen, wenn an Stelle des Riemens ein Seil in Anwendung kommt. Höhberg, I. c., fol. 733. — Chr. W. v. Heppe, I. c. — Behlen, I. c., p. 77. G. v. D.

Hass los! Zuruf des Jagdleiters an die Hahnmänner, wenn diese die Hunde lösen und anhauen sollen; der Hahnmann wiederholt diesen Zuruf beim Abhauen zur Anfeuerung der Hunde. Behlen, Wmspr., 1828, p. 76. — Hartig, Lexit., p. 244. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 362. — G. v. D.

**Haubar** nennt man einen Bestand, welcher in das für eine Waldwirtschaft vortheilhafteste Abtriebsalter eingetreten ist. *Nr.*

**Haubarkeitsalter** nennt man das Ende der Umtriebszeit. Die Bestände haben das Haubarkeitsalter erreicht, wenn sie im wirtschaftlichen Sinne erntereif geworden sind. Für den Ausdruck „Haubarkeitsalter“ werden auch die Bezeichnungen „Abtriebsalter“, „Nutzungsalter“, und „Hiebsalter“ gebräucht. Eigentlich sollte man die Benennung „Haubarkeitsalter“ nur für das durchschnittliche Hiebsalter der Bestände einer Betriebsklasse anwenden, während das für den einzelnen Bestand durch verschiedene Rücksichten angezeigte Nutzungsalter als „Abtriebsalter“ zu gelten hat. Auf die verschiedenen Haubarkeitsalter, welche in Betracht gezogen werden können, stützen sich verschiedene Umtriebe. Man unterscheidet: a) das physische Haubarkeitsalter, welches entweder mit der natürlichen Lebensdauer der Bäume zusammenfällt, oder für die natürliche Wiederverjüngung einer Holzart am geeignetesten ist; b) das Haubarkeitsalter des höchsten Massenertrages — auch forstliches oder ökonomisches genannt — bei dem der höchste jährliche Durchschnittsertrag an Holzmasse erwartet wird; c) das technische Haubarkeitsalter, in welchem der Holzbestand das für bestimmte Verwendungszwecke passendste Material liefert; d) das Haubarkeitsalter der höchsten Waldbrente, wobei der Wald nach arithmetischem Durchschnitte berechneten höchsten Geldertrag gewährt; e) das finanzielle Haubarkeitsalter, in dem der Wald unter Annahme eines bestimmten Wirtschaftszinsfußes die höchste Bodenrente in Aussicht stellt (s. Umtrieb). *Nr.*

**Haubarkeitsdurchschnittszuwachs**, siehe Durchschnittszuwachs. *Nr.*

**Haubarkeitsertrag** ist der Ertrag, welcher bei dem Abtriebe der Bestände erfolgt, unter der Voraussetzung, daß dieselben ein dem Wirtschaftszweck entsprechendes Alter, bezw. abfähigtes Material erreicht haben. *Nr.*

**Haubarkeitsmasse** ist die Holzmasse, welche beim Abtriebe haubarer Bestände ausfällt. *Nr.*

**Haubarkeitsnutzung**, s. Abtriebsnutzung. *Nr.*

**Haubarkeitszuwachs** ist der gesamte Zuwachs, den ein Baum oder ein Bestand beim Eintritte der Haubarkeit besitzt. Beim einzelnen Baume ist dessen Totalzuwachs gleichbedeutend mit seinem Massengehalt, beim Bestande dagegen kann nur der Zuwachs derjenigen Bäume in Frage kommen, welche von der Entstehung des Bestandes bis zum Eintritte desselben in das Haubarkeitsalter ausgehalten haben, die also den sog. Hauptbestand bilden. Der Zuwachs des Bestandes ist sonach der Zuwachs seines Zwischenbestands nicht mit enthalten. *Nr.*

**Haube**, die.

I. S. v. w. Faltenhaube, Faltenlappe, s. d. „... Das her (der falke) die houben gerne trage.“ Abh. v. d. Weizjagd a. d. XV. Jahrh., Cgv. no. 2971, fol. 5. — „Die Falcken gewooken zu der hauben...“ Ryss, Thierbuch, 1544, fol. 51 r. — „Auch nennt der Falkenier die Faltenlappe... eine haube.“ Chr. W. v. Heppen,

Wohlsred. Jäger, p. 197. — Pärson, Hirschge-rechter Jäger, 1734, fol. 99. — Döbel, Jäger-praktika, Ed. I., 1746, II., fol. 206. — Bech-stein, Hb. d. Jagdwissenschaft II., p. 407. — D. a. d. Winkl, Hb. j. Jäger II., p. 550. — Behlen, Wmfr., 1828, p. 77, und Real- und Verb.-Lexit. III., p. 629. — Hartig, Lexit., p. 245. — Kobell, Wildanger, p. 429.

II. Ein sackförmiges kleines Netz zum Fangen von Fuchs, Dachs und Kaninchen vor den Höhren des Baues. Döbel, l. c., fol. 139. — Grohkopf, Weidewerkslexikon, p. 157. — Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1799, p. 7. — Hartig, l. c. — Laube, Jagdtreiberei, p. 281. — R. R. v. Dombrowski, Der Fuchs, p. 129. — Bgl. a. Dachs- und Fuchshäube. — Sanders, Wb. I., p. 702. *E. v. D.*

**Häubeln**, verb. trans., mit der Nebenform häubeln, dem Beizvogel die Haube (s. d. I.) ansehen. „Wann sye (die Falcken) gefangen werden sie gehaubt mit reusch haben.“ Eber-hard Tapp, Weidwerk vnd Federwil, 1544, I., c. 4. — „... Stellet man ihn (den Habicht) wieder auf seine Stange gehäubelt zu der Ruhe.“ Pärson, Hirschgerechter Jäger, 1734, p. 99. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft II., p. 402. — Sanders, Wb. I., p. 702. *E. v. D.*

**Haubentaucher**, der, Podiceps cristatus Linn., P. urinator, P. mitratus, P. patagiatus, P. longirostris, P. Wilhelmi, Colymbus cristatus, C. cornutus, C. urinator, C. coronatus. Lophaythia cristata Krz.: Le Grèbe cornu Buff.; ungar.: Bübos Vöcsök; böhm.: Roháč vlký; poln.: Perkoz pernykoza; croat.: Velika pondurka; ital.: Svasso maggiore. Svasso com-mune Savi, Columba giovane. Großer Lappen-taucher, gehäubter Steifzuh, großhaubiger Steifzuh, großer Haubentaucher, großer Krägentaucher, großer, gehäubter, bekapper, gehörnter Taucher, Taucher mit dem Schopfe, großer Taucher mit braungelbem Kiebitzhoppe, großer Kobeltaucher, Strauttaucher, Kappentaucher, Erztaucher, großfippiger Seehahn, gehörnter Seehahn, Seeteufel, Seeadrache, Meerhahn, Meerrochen, Schlaghahn, Bläsvogel, Flüder, Noride, Neride, Merch, Worf, Worts, Lorch, Borch, Ring, Durch, Denchel, Düchel, Rheindüchel, Tunfer, Greve, Kronentaaucher, Horntaucher.

**Beschreibung**. Beim Haubentaucher, wie überhaupt bei allen Lappentauchern oder Steifzügen fällt die ganz eigenartige Körperföldung sofort ins Auge. Der Kopf ist klein, der Hals lang und dünn, der Körper ist breit, völlig flach, wie von einem Drucke gepreßt. Die Füße sind ganz am Körperende eingeklebt, wodurch er in aufrechter Haltung höher erscheint, als er wirklich ist. Die kurzen Flügel liegen fest am Leibe, der Schwanz fehlt und ist nur durch ein Büschel zerschlissener Federn markirt.

Der Schädel ist langgestreckt, in den seitlich zusammengedrückten Schnabel auslaufend. Die Augenscheidewand ist gänzlich durchbrochen. Am Hinterkopf erscheint eine Partie von sehr starken Muskelgräten angehängt. Die Wirbelsäule ist in der Zahl der Wirbel nicht constant, besteht aus 15—19 Halswirbeln, 9—10 Rückenwirbeln und 7—8 Schwanzwirbeln. Das Brustbein ist kurz,

aber breit, platt geschnitten, mit wenig hervortretendem Kammre. Die Oberjochenselbstknochen, Schlüssel- und Oberarmbeine führen keine Lust. Die Vorderzehen sind bis zum ersten Gelenke mit einer Spannhaut verbunden, von dort ab gespalten und mit breiten, vorn abgerundeten Schwimmklappen besetzt. Der ganze Fuß ist zur Bewegung auf dem Festlande so unpraktisch als möglich, dagegen als Ruder wieder ganz trefflich eingerichtet.

Da der Haubentaucher einer zweimaligen Mauer unterworfen ist, so ist auch sein Federkleid je nach der betreffenden Jahreszeit ein verchiedenes. Im Hochzeitskleide macht das Männchen eine ganz nette Figur, wenn ihm auch der oberhalb an dem meist S-förmig gebogenen Halse vorstehende Federkragen und der zwei Federhörnern gleichende Kopfschmuck ein etwas abenteuerlich-tomisches Aussehen verleihen. Am Oberkopf verlängern sich nämlich die Federn sehr bedeutend, gruppieren sich in zwei aufrichtbare und niederlegbare Hörner zusammen. Diese Hörner zeigen gegen die Schnabelwurzel hin eine tief braungrane Farbe, gehen aber im weiteren Verlaufe in ein sattes Schwarz über. In der Angengegend verläuft ein zügelartiger, weißer Streifen mit einem schwachen rostigen Aufzuge. Wangen und Kehle sind ebenfalls weiß, werden aber immer intensiver rostig überhant, je näher es dem stattlichen Federkragen kommt, bis es schließlich in das schöne Schwarz des Krägenbandes übergeht. Von den Federhörnern aus verläuft ein schwarzbrauner Streifen über den ganzen Hinterhals, während der Vorderhals eine eigenthümliche Mischung von Weiß und Rostfarbe zeigt. Der Unterleib ist schimmernd weiß, geht aber mehr gegen die Seiten ins Rostfarbige über, aus dem sich wieder schwarz-graue Flecken abheben. Der Oberkörper ist schwarzbraun, etwas rostig überlaufen. Die Rücken- und Schulterfedern haben hellere, fast bräunlichgrane Endkanten. Die Armschwingen bilden überdies den schönweißen Spiegel. Die Schwingenfedern sind graubraun, jene der zweiten Ordnung weiß. Die Unterseite der Flügel ist weiß mit dunkelgrauen Spizien.

Das Weibchen gleichen Alters ist völlig gleich gefärbt, doch erreicht der Kopf- und Hals-schmuck eine geringere Ausdehnung, hat auch eine etwas mattere Farbe und das Krägenband ist statt schwarz nur dunkelbraun. Am auffallendsten unterscheidet es sich durch seine geringere Größe.

Das Herbst- und Winterkleid ist bei beiden ebenfalls sehr ähnlich, meist weniger lebhaft gefärbt. Der Kopfschmuck und der Krägen sind nicht vollständig ausgebildet und nehmen sich mehr wulstig aus. Die Stirn ist braungrau, der Federbüschel hellbraun bis schwarzbraun, welche Farbe sich noch weiter über den Hinterhals verbreitet. Kopfseiten, Kehle und Hals sind weiß, verschwimmen an den Seiten durch einen grauen Ton allmählich in die dunkle Farbe des Hinterhalses. Die Unterseite erglänzt in einem metallisch weißen Silberschimmer. Die Oberseite ist ein ganz eigenartiges Gemisch von Schwarz, Braun und sattem Grau, das in verschiedenen zarten Nuancierungen sich vertheilt. Die Ober-

rücken- und Schulterfedern sind überdies an den Endkanten matt braun, von zartem Grautönen überzogen. Auch in diesem Federkleide unterscheidet sich das Weibchen außer der geringeren Größe nur sehr wenig.

Das Auge spielt in manigfältigen Tönen, je nach dem Alter des Vogels, von einem satten Gelb bis zum lebhaften Karminroth, sticht daher gegen den rothen Zügel nicht auffallend ab. Der Schnabel ist gewöhnlich blaßroth, doch finden sich nicht selten auch Exemplare mit ins Grüne spielendem Schnabel; graue Schnabelstreife oder eben solche Flecken sind auch keine Seltenheit. Der Fuß ist an der äußeren Seite horngrau, der Innenseite zu etwas weniger dunkel gefärbt.

Das Jugendkleid charakterisiert sich durch die am Kopfe und am Halse befindlichen Streichen. Vorderkopf, Wangen und Hals sind weiß, an den Seiten etwas rostig überzogen. Der hintere Halsstreifen ist braun, oft mehrmals unterbrochen. Die Oberseite erscheint braun, jedoch grau abgetönt. Die Schulterfedern am Flügelgelenk tragen weiße Streifen, einzelne wieder braune halbmondsförmige Flecken. Das Auge ist hellgelb, der Schnabel schwach fleischfarbig, der Fuß graugrünlich mit einem schwach durchschlagenden fleischfarbigen Tone.

Im Dünnenkleide zeigen sich Kopf und Hals weiß mit schwarzen Streifen und Flecken. Die Oberseite ist mansgrau, in der Mitte jedoch bedeutend dunkler, mitunter bereits schwarz. Die Unterseite ist rein weiß, jedoch ohne Glanz, der Hals trägt noch unregelmäßige schwarze Flecken, die auch am Kopfe sich bemerkbar machen und besonders die Schnabelwurzel und die Augen einschaffen. Der Zügelstreif ist röthlichgrau. Ein schwarzer Strich verläuft über die Stirne und zwei solche seitwärts des Schnabels. Aus dieser ziemlich bunten Farbenmischung stechen die perlweissen Augensterne grell heraus. Der Schnabel ist röthlich, an einzelnen Stellen matt schwarz schattirt und mit weißer Spitze. Die Füße zeigen ein schwaches Roth unter weißlicher Oberfläche.

Bezüglich der Größe begegnet man sehr verschiedenen Angaben, was wohl aus der Eigentümlichkeit resultiert, daß oft gleichaltrige Vögel ganz bedeutende Größenunterschiede aufweisen. Naumann gibt an für Männchen: Länge (ohne Schnabel) 23–24 Zoll, Hals 9 Zoll, Flügellänge 8 Zoll, Schnabel 2–2½ Zoll, Laut 2–3 Zoll, das die Stelle des Schwanzes vertretende Federbüschel 1–1½ Zoll. Brehm sagt in seinem "Thierleben": "Die Länge beträgt 95, die Breite 66, die Fittichlänge 18 cm".

Einige meiner Messungen sind in umstehender Tabelle ersichtlich.

**Verbreitung.** Der Haubentaucher erfreut sich eines immens ausgedehnten Verbreitungsbietes. Dem eigentlichen hohen Norden gehört er nicht an, wird über dem 60. Grad nördlicher Breite selten mehr angetroffen, ist aber dafür südlicher in bereits ganz Europa, in einem sehr großen Theile von Asien und Nordamerika zu finden und bewohnt sogar größere Striche des nördlichen Afrika. In Deutschland ist er namentlich auf den mehr südlich gelegenen Seen durchaus keine Seltenheit. Während er noch in Mittel-

## Haubentanchar.

	Schweden		Rügen		Südger Meerbuien		Neujied- ler See		Dalmatien		Nord- amerika	
	M	F	M	F	M	F	M	F	M	F	M	F
Totalänge . . . . .	900	780	860	730	920	760	730	700	830	740	880	790
Fittichlänge . . . . .	180	156	173	160	182	163	170	154	174	160	182	170
Schnabellänge . . . . .	56	50	55	48	56	52	54	50	55	52	60	54
Länge der den Schwanz ver- tregenden Federn . . . . .	38	30	36	32	37	32	36	30	38	32	40	35
Quastlänge . . . . .	75	60	70	64	72	68	70	62	72	66	76	70

deutschland als Zugvogel austritt, hat er sich an einzelnen Stellen der Balkanhalbinsel, besonders in Griechenland und auch Spanien als Standvogel heimisch gemacht. In Schweden und Norwegen, Dänemark, Schleswig-Holstein, Holland, Belgien, Frankreich, Italien, Russland, Polen und der Schweiz ist er überall Zugvogel. Auch in Österreich wurde er schon oft beobachtet, und hat der „Jahresbericht für ornithologische Beobachtungsstationen“ (1882) mehrere diesfallsige Beobachtungen verzeichnet. Nach G. Zimmermann in Brüx ist er auf der Elbe in Böhmen alljährlich nicht selten und wird wegen seines Federkleides stark verfolgt. In Niederösterreich ist er nach Toivo Dechauer ebenfalls öfters bemerkt worden, und in Oberösterreich konnte ich selbst sein Vorkommen am Zuge constatieren. Aus Pöls in Steiermark schreibt Baron Washington: „Seltene Erscheinung. In den letzten zwei Jahren habe ich in meinem Beobachtungsgebiete kein Exemplar wahrgenommen. Die Sammlung zu Schloß Lauach enthält 1 ♂ und 2 ♀.“ P. Blasius Dau führt ihn als ziemlich selten an den Furtteichen an. In Kärnthen trifft man den Haubentanchar auf dem Wörther, Ossiacher, Millstätter und Weißensee, außerdem an ruhigeren Stellen der Drau und auf dem Moose bei Maria-Saal, natürlich am Zuge oder aus nicht selten mehrtägiger Rast. Im Littoral, bei Görz re. wird er von Dr. Eg. Schreiber ebenfalls als nicht selten angeführt. Professor G. Rolombatovic schreibt aus Spalato in Dalmatien: „Mit Ausnahme des Winters ziemlich gemein das ganze Jahr.“ Aus Ödenburg in Ungarn berichtet P. Stephan Fazsai: „Scheint sicher nach dem Wiederer scheinen des Wassers am Neujiedler See recht eigentlich angesiedelt zu haben.“ P. Jukovits, der, wie bekannt, am östlichen Ufer (Apatlon) vom Jahre 1836 bis zum völligen Austrocknen des Sees beobachtete, erwähnt ihn in seinem „Verzeichnis der am Neujiedler See vorkommenden Vogel“ gar nicht; auch andere Ornithologen führen nur einzelne Fälle an. Zeit ist er nach Polica atra L. der gemeinste Standvogel. P. Dr. L. Kuhn in Nagy-Szent-Miklós traf ihn als Sommer-, reiy. Brütvogel bei Nagyhalu. Zu den ausgedehnten Sumpf- und Wässergebieten der Theiss bin ich ihm zu wiederholten malen begegnet, u. zw. als Brütvogel. Joh. v. Giato schreibt über das Vorkommen in Siebenbürgen in der „Zeitschrift für die gesammte Ornithologie“ (1883, Heft IV): „Die Zeit seiner Ankunft ist Ende März und Anfang April. Er ist zu dieser Zeit auf den Flüssen und Teichen einzeln und nicht häufig anzutreffen, was info-

fern auffallend ist, als er auf den Mezőjéger Teichen recht häufig brütet und auf jedem größeren Teiche dort zahlreich zu sehen ist. Er zieht also noch unbemerkbarer als Polica atra durch das Marostal, worüber er ganz sicher seinen Weg zu den Brütplätzen nehmen muss. Einige Paare werden auch im Gebiete brüten. Im September und October findet man ihn nur einzeln im behandelten Gebiete.“

Aus Tirol sind die Nachrichten über den Haubentanchar sehr spärlich, doch findet man in den Museen Exemplare, die im Lande selbst erlegt wurden. In der Sammlung des Pfarrers J. Prechensteiner in Sarntheim stand ebenfalls ein Exemplar, das bei Kaltern erlegt wurde. In Vorarlberg kommt er auf dem Bodensee alljährlich zu beiden Zugzeiten, aber meist nur vereinzelt vor.

**Fortpflanzung und Lebensweise.**  
In Österreich und Deutschland müssen wir den Haubentanchar immerhin als Zugvogel betrachten. Wohl kommen da und dort einzelne Fälle von Überwinterung vor, scheint in den schon südlicheren, ihm aus irgend einem Grunde ganz besonders zugänglichen Gebieten nur Strichvogel zu sein, allein diese Fälle sind so vereinzelt, dass sie bei der Beweisheilung der Gesamtheit verschwinden und keinen allgemeinen Maßstab zu geben geeignet sind.

Zu den Überwinterungsgebieten sieht man oft eine größere Zahl von Haubentancharn zusammen, öfter aber findet man nur die Familien vereinigt. Sie vertragen sich in größerer Zahl nur kurze Zeit, trachten daher so viel als möglich auseinanderzukommen. Mit anderen Sumpf- und Wasservögeln stehen sie ebenfalls auf gutem Fuße. Sie meiden oder werden gemieden. Die Familien unter sich leben in schönster Harmonie, höchstens dass es einmal bei spärlicher Absonderung um einen fetten Biß den Meinungsdifferenzen abgeht; solche Intermezzii sind aber stets rasch wieder ausgesiegt.

Das Männchen hält sich im Winter getrennt bei seinem Weibchen und ist auch um diese Zeit, ganz gegen die Gewohnheit so vieler anderer Vögel, gegen dasjelbe sehr aufmerksam, lässt ihm sogar nicht selten bei der Jungsaufnahme den Vortritt und entfernt sich nie weit von ihm. Alle Beobachtungen und Anzeichen sprechen dafür, dass hier die Vogelehe eine für das Leben dauernde sei. Nur wenn der eine oder andere Gatte seinem Schicksale versetzt, so begeht sich der überlebende Theil einer neuen Ehe an, falls das Alter nicht zu weit vorgeschritten ist. Sehr alte Männchen

oder auch solche Weibchen fand ich schon wiederholt als traurige Einziedler in der Nähe der anderen Vögel. Recht alte Weibchen tragen ein sehr schön ausgebildetes Kleid, doch scheint dasselbe nicht den Charakter der Hahnenfedrigkeit anzunehmen; meines Wissens ist wenigstens noch kein solcher Fall constatiert worden.

Je mehr es dem eigentlichen Frühjahr zugeht, umso mehr locken sich die Familien, daß sich die Alten von den Jungen trennen. Um diese Zeit sieht man am meisten vereinzelte Exemplare, die wie beschauliche Einziedler einen Theil des Teiches oder eine stille Bucht bewohnen. Dies dauert indes meist nur einige Wochen. Der Wandertrieb erwacht. Die alten Vögel erheben sich aus dem Wasser, machen kürzere oder längere Flugübungen, ein Beispiel, dem die jüngeren Vögel sehr bald folgen, dadurch mit mehreren ihresgleichen zusammentreffen und diese Gelegenheit benützen, um zartere Bande anzuknüpfen. Dieses gegenseitige Suchen und Finden trägt erst noch den Charakter des reinen Spieles, während bei den Alten der Paarungsruf schon weit über die Wasser dahinschallt.

Bei günstiger Witterung wird der Zug schon um die Mitte März, bald etwas früher, bald etwas später angereten. Obwohl es gerade keine besondere Seltenheit ist, am Tage ziehende Vögel zu beobachten, so kann man doch annehmen, daß die meisten Haubentaucher ihre Reise zur Nachtzeit machen, u. zw. vorwiegend in den Stunden von 12 Uhr Mitternacht bis 5 Uhr morgens. Der Zug geschieht paarweise, einzeln oder auch wieder in looseren Flügen. Die Alten steigen immer voran und die jüngeren folgen anscheinend sehr zerstreut, aber doch in den meisten Fällen so nahe, daß sie die Fühlung mit den erfahreneren Reisenden nicht ganz verlieren. Schr. oft mag ihnen der weithin hörbare Ruf der Voranseilenden als Führer dienen. Unterwegs fallen sie gerne auf Teichen oder in den ruhigen Alten großer Flüsse ein, erst gewöhnlich mit lauten Rufen, später aber, wenn sie öfter beschossen oder gestört wurden, mit möglichster Stille. Der Haubentaucher ist ein geistig durchaus nicht niedrig stehender Vogel und weiß die gewonnenen Erfahrungen praktisch zu verwerten.

Nach der Ankunft bei den Brüteplänen entwickelt sich sofort ein reges Leben. Die Alten suchen sich die günstig gelegenen Aufenthaltsplätze aus, die Jungen schreiten vollen Ernstes zur Paarung. Der Lockruf ertönt überall. Die Männchen schwimmen und steigen ungestüm herum, lassen lebhaftig den Paarungsruf erschallen, bis sie irgendwo ein noch harrendes Weibchen aufgefunden haben. Mit unverkennbarer Hast beginnen die tändelnden Spiele. Das Männchen bemüht sich, den freilich noch nicht vollkommen entwickelten Kopfschnick und den Federkragen möglichst aufzubauen, erhebt sich aus dem Wasser, daß es förmlich auf demselben steht, patscht dann plötzlich nieder und schwimmt wie geduckt an das Weibchen herau. Bald legt es seinen Hals über den Nacken der Heißgebehrten, reibt und streicht den Kopf an ihrem Gefieder, bald schießt es mit

rascher Wendung vor dieselbe, zieht rasch den Kopf ein, schnellt ihn wieder blitzartig empor, richtet den Körper wieder stolz auf, wobei in kurzen Abständen ein lautes „Klöfötöt“ erschallt. Auch das Weibchen antwortet mit dem gleichen Laut, woran das Männchen voll ausgelassener Freude seinen hellen Ruf austimmt, sich anrichtend, mit den turzen Flügeln sächelt und schlägt.

Diese Tändeleien sind ihrer ausnehmenden Zartheit wegen der Beobachtung wert. Zur Abwechslung zupfen sie sich auch noch gegenseitig an der Vorder- und Unterseite Federchen aus und verschlucken dieselben. Selbst reißen sie sich ebenfalls manchmal Federn aus, um dieselben zu verschlucken, eine Eigenthümlichkeit, die sie früher in den Verdacht gebracht hat, daß sie sich von anderen Vögeln nähren. Auf welchem Wege diese Federn wieder aus dem Magen geschafft, ob sie angegriffen und aufgelöst, ob sie unverdaut abgehen oder in gewölfsförmigen Ballen wieder ausgewürgt werden, das ist bis jetzt noch nicht ermittelt. Diese Federballen scheinen dem Haubentaucher zur ungestörten Verdaulung ebenjo nothwendig zu sein wie gewissen Raubvögeln die Haare oder den Hähnerarten die Sandkörner.

Einer besonderen Erwähnung wert ist noch der Begattungsact. Derselbe vollzieht sich nicht wie bei den anderen Vögeln durch das sog. Treten. Dieses ist bei dem abweichenden Vane durchaus unmöglich. Zum Zwecke der Begattung schwimmen sich die beiden Vögel entgegen, recken die Hälse hoch, steheu so auf, daß sie nur mehr mit den Latichen im Wasser sind, erst Drift an Drift, bis sich auch die Vänche so weit nähern, daß man glaubt, die Vögel werden im nächsten Augenblick rückwärts überschlagen. Die Flügel flattern, ein leise korrender Laut wird vernehmbar, mit einem blitzartigen Ruck fahren beide zusammen.

In einem Momente ist der Begattungsact auf diese Weise vollzogen, und unter lautem Geschrei verkünden beide Gatten der Welt ihr verliebtes Treiben, dies jedoch nur so lange, als sie nie gefört werden. Haben sie schon bitttere Erfahrungen gemacht, bringen sie es über sich, selbst im Momente des höchsten Glückes stumm zu bleiben. Dies ist gewiß ein Punkt, der für eine nicht zu unterschätzende Intelligenz des Vogels spricht.

In der zweiten Hälfte April beginnt das Paar den Bau seines Nestes. Zu diesem Zwecke werden Binsen, Rohrstengel, Schilf und verschiedene Wasserrägräser zu einem ziemlich compacten Napf zusammengetreten. Da das Nest gewöhnlich ganz frei im Wasser steht, so werden in den Unterbau die aus dem Wasser hervorragenden Rohr- oder Schilfstengel verslochten, um auf diese Weise das Vorreichen des Nestes zu verhindern. Auf dem Unterbau wird aus Binsen, Gräsern und Schlammpflanzen eine 12–16 cm hohe und 30–33 cm weite Nestmulde erbaut. Das Baugeschäft fällt fast ausschließlich dem Weibchen zu; das Männchen ist wohl beständig in der Nähe, aber es verzieht mehr das Amt eines scharfsichtigen Wächters als das eines Gehilfen.

Da um diese Zeit die Paare äußerst ungewöhnlich und bissig sind, in der Nähe kein anderes Paar dulden wollen, so gibt es zur Zeit der Nestanlage oft erbitterte Kämpfe. Der besiegte Theil muss dann in Eile das Weite suchen.

Außerst ergötzlich zu sehen ist es auch, wenn vor dem Beginne des Nestbaues noch ein ungepaartes Männchen sich vorfindet. Dieses ist den ganzen Tag in Bewegung, bald in rasendem Schwimmtempo, bald in schwerfällig blätterndem Fluge. Trotzdem die Paare selten eine größere Strecke weit auseinander sind, wagt es ja ein verwegener Junggeselle, bei dem Weibchen einzufallen. In diesem Falle erhebt sich ein wütendes „Kroak-Kroak“, und im nächsten Augenblitche klatschen die beiden Rivalen zusammen. Tapfer haben die Schnäbel ein, die Federhörner sind in sieberhafter Bewegung, der Federkragen klappert auf und nieder, und wieder wird ein Austritt gewagt. Oft patzt sie, gegenseitig auseinander anhäpfend, Brust an Brust auseinander, dass beide Kämpfer zurückgeworfen werden. Gelingt es dem rasend sich gebärdenden Gatten, den verhassten Rivalen rücklings zu überwerfen, so machen noch ein paar kräftige Schnabelhiebe den Schluß, bis es dem Abgekämpften gelingt, durch ein möglichst rasches Tauchen sich der gefährlichen Nachbarschaft zu entziehen. Stolz, schreiend und mit den Flügeln schlagend kehrt dann das Männchen zu seiner Gattin zurück, die ihrerseits beim Kampfe nur eine passive Zuscherrolle spielte.

Das Gelege besteht aus 3–4 weißlichen bis ganz schwach hellgrünen, 30–32 mm langen und 31–36 mm dicken Eiern, welche sich durch das beständige Liegen im Wasser bald schwüdig lehmigelb färben, mitunter auch schwach braun marmoriert erscheinen.

Sobald das erste Ei gelegt ist, verlassen die Alten das Nest nicht mehr für lange Zeit, entfernen sich auch nicht mehr weit von denselben, schwimmen untertags öfter hinzu, recken den Hals, um in die Nestmulde schauen zu können, und verkünden sich gegenseitig mit ganz leisem „Kötkötkötkö“ das Vorhandensein des Schatzes. In der Nähe des Nestes verhalten sie sich überhaupt sehr still, schreien höchstens, wenn Gefahr droht oder sie wirklich vertrieben werden.

Sobald mehr Eier im Nest sind, werden dieselben sorgfältig zugedeckt, wenn das Nest verlassen wird. Um beim Verlassen das Nest nicht umzukippen, entschlägt der Vogel langsam über den Strand und drückt denselben mit der Zeit völlig platt.

Hat die eigentliche Brütezeit einmal begonnen, so wird das Gelege nicht mehr verlassen. Sobald das Weibchen über das Nest herabrutscht, besteigt das Männchen dasselbe und bleibt auf den Eiern sitzen, bis das Weibchen wieder herankommt. Diese Ablösung geschieht täglich drei- bis viermal. Durch eine solche unausgelegte Bebrütung allein ist es möglich, die beständig wenigstens zum Theil im Wasser liegenden Eier zur Entwicklung zu bringen. Die Brütezeit dauert 21–22 Tage.

Die ausgesunkenen Jungen in ihrem oberseits mausgrauen, schwarz gestrichelten und

geseckten Dunenkleide werden bald nach dem Abtrocknen ins Wasser geführt. Das Weibchen rutscht aus dem Neste und lässt so lange einen zarten, leisen Lockton vernehmen, bis die Jungen nachfolgen und vom Nestrande auf den Wasserspiegel purzeln. Sie erweisen sich sofort als fertige Schwimmer. Die Alten entfalten nun eine doppelte Aufmerksamkeit, so da's es selbst dem gübtesten Beobachter schwer wird, das Leben und Treiben in der Nähe zu beobachten. Der vorzüglich entwickelte Gesichtssinn und die beständige peinliche Wachsamkeit werden noch durch ein Witterungsvermögen unterstützt. Hat sich der Beobachter noch so verstellt postiert, befindet er sich aber im Winde, so erkundet ein schnarrendes „Kraar“ und die reizende Familie ist verschwunden. So lange die Jungen zum Tauchen noch unfähig sind, werden sie von den Alten unter die Flügel genommen und so unter dem Wasser entführt. Dies Manöver führen sie mit einer bewunderungswürdigen Fertigkeit durch.

Die Familie lebt den ganzen Tag im Wasser. Die Alten suchen erst zarte Kerbthierlarven, halten dieselben den Jungen vor und lassen sie wegpicken. Später werden dieselben aufs Wasser gelegt und so die Jungen angeleitet, dorfselbit ihre Fützung aufzunehmen. Nach wenigen Tagen schon kommen kleine Fische an die Reihe. Mit diesen erhalten die Jungen die Auleitung, ihre Fützung durch Tauchen zu suchen. Das Weibchen hält ein Fischlein vor, zuckt aber rasch zurück, wenn die Jungen zugreifen wollen, taucht endlich mit dem Bissen unten, und wer ihm am behendesten folgt, der erhält unter Wasser die Belohnung. Anfangs wiederholt das Weibchen dieses Manöver fünf- bis sechsmal hintereinander, weil die Jungen nicht gleich folgen wollen, und ermuntert dieselben durch einen leise glücksenden Ton. Haben die Jungen nur eitrigmäuse auf die Weise einen Bissen erhascht, so tauchen sofort alle blitzschnell nach. Ist die kleine Familie gesättigt, so schwimmt sie piepsend herum, die Jungen steigen auf den Rücken der Alten, zupfen und zansen an dem Federkleide, purzeln herab oder tauchen mit einem raschen Schwunge ins Wasser. So eine Familie gewährt einen äußerst reizenden Anblick.

Oft habe ich beobachtet, da's die Alten den schuarrenden Warnungsrufl anstoßen, wenn die Jungen im eifrigsten Spiele begriffen sind und tatsächlich nicht die mindeste Andeutung einer Gefahr vorhanden ist, bloß um die kleinen zu einem raschen Untertauchen zu veranlassen. Es scheint das eine bloße Übung zu sein, weil dabei das Männchen ruhig bleibt, während es sonst bei wirklicher Gefahr ebenso rasch als die anderen untertaucht.

Einem schwächeren Raubvogel setzt sich das Weibchen nicht selten mutig entgegen und pariert gewandt dessen Stoße; das Männchen dagegen macht wohl viel Lärm, hat jedoch nicht den Muth, bei einem Angriffe selbst in Action zu treten.

In den ersten 8–10 Tagen werden die Jungen zur Nachzeit noch ins Nest geführt, falls sie dasselbst nicht die mindeste Störung erfahren

haben. Später schlüpfen sie nur mehr in dichte Röhricht, um daselbst wohlversteckt auf dem Wasserpiegel zu schlafen. Von dieser Zeit ist das Wasser das einzige Element des Vogels; hier lebt und schläft er. Als Land steigt er äußerst selten, und wenn es je geschieht, so benimmt er sich daselbst plump und unbeköhlten, ist sogar nicht einmal imstande, sich zu einem hohen Fluge zu erheben.

Wenn die Jungen ungefähr halb erwachsen sind, so vertauschen sie erst das Dunenkleid mit dem ersten Jugendkleide, was nur allmählich durch das Vordringen des festeren Gefieders geschieht. Um diese Zeit tanzen und schwimmen die Jungen schon meisterhaft, wissen auch geschickt ihre Nahrung zu erhaschen und gleichen in derselben schon ganz den Alten. Die Hauptnahrung des Haubentauchers besteht in kleinen Fischen und Krebstieren, er lässt sich aber auch den Raich schmecken, ist daher an Teichen mit rationell betriebener Fischzucht ein nicht gern geschener Gäst.

Gegen Ende Juli glaubt man den Haubentaucher nicht selten ganz von seinen gewohnten Gebieten verschwunden. Sucht man jedoch sehr aufmerksam nach, so wird man die Familie an jenen Stellen wiederfinden, welche am dichtesten mit Rohr oder Schilf bewachsen sind und ein erwünschtes Versteck bilden. Um diese Zeit geht die Hauptmauer vor sich, in der sich auch die Schwungfedern erneuern, daher der Vogel flugunfähig und rein auf das Wasser angewiesen ist. Dessen scheint er sich bewusst zu sein, sucht daher die dichtesten Verstecke auf und verhält sich ganz still. Sogar der Ruf, mit dem sich die aneinandergerathenen Vögel verständigen, erschallt seltener und weniger laut. Es wird somit alles vermieden, was irgendwie Gefahr bringen könnte. Diese Mauer geht indes rasch vor sich, und in wenig Wochen ist der Vogel auch wieder flugfähig, soweit dies überhaupt bei seinen kurzen Flügeln sein kann. Unmittelbar vom Wasserpiegel vermag er sich indes nicht zum Fluge zu erheben. Will er aufstiegen, hebt er sich erst ganz aus dem Wasser, beginnt rasch mit den Flügeln zu schlagen und läuft dabei eine größere Strecke über das Wasser dahin. Nach diesen Anläufe vermag er erst sich in die Luft zu erheben.

Gegen den Herbst hin macht die ganze Familie östere und längere Flugübungen, offenbar in der Vorahnung des kommenden Zuges. Obwohl der Flug sehr mühsam und fast plump erscheint, ist er doch ziemlich fördernd, so dass der Taucher ganz gut die Lustreise wagen darf, ohne, wie man seinerzeit glaubte, auf die Reise zu Wasser allein angewiesen zu sein.

Ist schon den ganzen Herbst hindurch eine anfallende Unruhe wahrnehmbar, so steigert sich dieselbe zu einer förmlichen Haft, wenn die verschiedenen Wasser- und Sumpfvögel des höheren Nordens am Zuge eintreffen. Da duldet es auch den Haubentaucher nicht mehr. Gewöhnlich im Oktober, seltener im November führt er seinen Zug nach dem Süden aus, wobei nicht selten größere Gesellschaften an den bevorzugten Einfalls- und Ruheplätzen zusammentreffen. Ein absichtliches

Sammeln und gesellschaftliches Biehen findet jedoch nicht statt.

In den Wintermonaten macht der Haubentaucher wieder eine langsamere theilweise Mauer durch und erhält dabei das schöne Hochzeitskleid, in dem er uns im kommenden Frühjahr seine Aufwartung am Teiche macht.

Der Haubentaucher hat weniger von den Raubthieren, als von den Raubvögeln zu leiden. Da er den Stößen stärkerer Raubvögel durch Untertauchen leicht entgeht, so ist er eigentlich nur im Fluge gefährdet. Hauptächlich sind es die Eier, welche den meisten Gefahren ausgesetzt sind. Rohrweihen, Elstern und Krähen suchen dieselben eifrig auf, stoßen sogar auf die fest brütenden Taucher, um dieselben von dem Gelege zu vertreiben. Außerdem macht sich auch der Fischotter kein Gewissen darans, so ein schwimmendes Nest umzutippen und sich den Inhalt zu Gemüthe zu führen.

Der Haubentaucher nutzt uns vorzüglich durch sein pelzartiges Federkleid, das zu kostbaren Kleidungsstückten verarbeitet wird. Das Fleisch ist seines thrauigen Geschmackes wegen nahezu ungenießbar.

Obwohl sich der Haubentaucher gerne von Fischen nährt, falls er sie zur Genüge haben kann, so vertilgt er doch auch eine große Menge schädlicher Krebstierlarven und Wasserinsekten. Sein Schaden ist jedenfalls nicht so groß, als er mehrheitig angenommen wird, und wir dürfen deshalb dem schönen Vogel sein Leben wohl vergönnen. Ein Massenkrieg gegen ihn wäre ungerechtfertigt. Wer ihn an einem bewirtschafteten Teiche gerade nicht dulden will, der braucht ihn nur ein paarmal zu beunruhigen, und er wird ferner nicht mehr zu leiden haben.

Die Jagd des Haubentauchers ist eine sehr schwierige, da es bei der immensen Vorsicht und Scheuheit des Vogels auf offener Stelle absolut unmöglich ist, auf Schussdistanz nahezukommen, falls nicht gute Deckung vorhanden ist. Die Jagd beschränkt sich somit eigentlich nur auf das Ansleichen hinter Dämmen, Rohr- und Schilfstreifen. Beim Abgeben des Schusses halte man jedoch stets eine kleine Spanne vor den Vogel, weil derselbe im Momente des Schusses blitzartig untertaucht und kaum mehr wirkungsvoll getroffen werden kann, wenn man nicht vorholt. Einen zweiten Schuss kann man höchstens auf junge Vögel anbringen; alte kommen in Schussdistanz gewiss nicht mehr an die Oberfläche.

Auf einzelnen Seen werden auf den Haubentaucher förmliche Heißjagden veranstaltet. Zu diesem Zwecke vereinigt sich eine große Anzahl leichter Boote, welche den Vögeln beständig nachjagen und dieselben nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen lassen. So eine wilde Heißjagd dauert gewöhnlich drei bis vier Stunden. Die armen Vögel werden durch das beständige Treiben so abgemattet, dass sie absolut nicht mehr weiter flüchten können und sich nach der vollständigen Erlahmung ihrer Kräfte mit Händen greifen lassen. Ein solcher Betrieb ist eine höchst unweidmännische Jagd und, wie mir noch dünken will, ein grausames Vergnügen.

Durch die Ausrottung des Haubentauchers würden unsere Gewässer einen hochinteressanten Vogel und zugleich einen reizenden Schmuck verlieren. Klr.

**Hauberg**, s. v. w. ein Niederwald, in welchem Hauwaldwirtschaft betrieben wird; s. Hauwaldbetrieb. Gt.

**Hauer**, s. v. w. Hache (s. Forstculturgeräthe, Abplaggen). Gt.

**Hauen**, verb. trans.

I. B. **Biber**, s. v. w. abhauen, abschneideu, s. d. „Hauen nennt man, wenn der Biber einen Baum umbeißet.“ Tänzer, Jagdgeheimnisse, Kopenhagen 1682, fol. XII. — Fleming, T. S., 1729, fol. 107. — Chr. W. v. Heppe, Wohlsred. Jäger, p. 198.

II. B. **Schwarzwild**, s. v. w. schlagen, s. d. „Das Wildschwein hant.“ P. d. Crescentii, Frankfurt a. M., 1582, fol. 504. — „Hauen, sagen Einige, statt: die Sau schlägt: die Sau hant.“ Chr. W. v. Heppe, I. c. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 1., p. 140. — Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1793, p. 19. — Onomat. forest., II., p. 81. — Behlen, Wmspr., 1828, p. 77, und Real- u. Verb-Lexit., III., p. 627. — Sanders, Wb. I., p. 702. G. v. D.

**Hauendes Schwein**, das, s. v. w. **Hauptschwein**, s. d. „Hauend Schwein, heißtet ein vollkommen großes Schwein männlichen Geschlechtes, welches 4 Jahre und darüber alt ist.“ Tänzer, Jagdgeheimnisse, Kopenhagen, 1682, fol. XII. — Fleming, T. S., 1729, fol. 107. — „So der Keuler 5 Jahr ist, heißtet und bleibt er fernerhin ein Hauptschwein, oder Hauend Schwein.“ Döbel, Jägerpraktika, Ed. I., 1746, I., fol. 25. — „Vor ein hauendes oder Hauptschwein wird eine Sau angesprochen, die völlig 5 Jahre alt.“ G. v. Heppe, Ausr. Lehrprinz, p. 58. — „Das männliche Schwein . . . heißtet . . . mit dem 5. Jahr ein fünfjähriger Keuler oder ein hauend Schwein; alsdann ist es ein Hauptschwein.“ Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 1., p. 141. — „Wenn der Keuler 4 Jahr alt wird, so spricht ihn der Jäger als angehendes Schwein, 2 Monate später als hauendes oder gutes, vom 7. Jahr an als Haupt- oder grobes Schwein an.“ D. a. d. Winkell, Hb. f. Jäger I., p. 304. — „Dreijährige und ältere Keiler werden hauende Schweine genannt.“ Hartig, Lexit., p. 201. — „Mit 5 Jahren hauendes oder gutes Schwein, vom 7. Jahr an Hauptschwein oder grobes Schwein.“ Laube, Jagdbrevier, p. 275. G. v. D.

**Hauende Waldungen** (auch **Vaubaldungen** genannt), im niederwald- oder mittelwaldähnlichen Betrieb bewirtschaftete Waldungen, zur Erziehung von Brennholz bestimmt, im Gegensatz zu den „**Bauwaldungen**“ (s. d.), aus welchen nur Nutzholz entnommen wurde. Schw.

**Hauer**, der, meist nur im pl., die Hauzähne des männlichen Schwarzwildes; vgl. Waffen, Gewässer, Haberer, Gewehre, Geweß. „Die (Gazähne) in der unteren Kinnlade, wo mit der Keuler eigentlich schlägt . . . diese heißen insonderheit: die Hauer, Haberer.“ Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1793, p. 18. — „Die oberen Gazähne: Geweß, Gewehr; die unteren: Hauer,

Haberer.“ Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 1., p. 145. — „Hauer heißen die gekrümmten Zähne in der unteren Kinnlade der Keiler.“ Hartig, Lexit., p. 222. — Laube, Jagdbrevier, p. 279. G. v. D.

**Hauersöhne**, s. Holzhauerlöhnne. Gt.

**Häuseln**, s. Häufeln. Gt.

**Häuseln**. Bei jungen Pflanzlingen, die im Wuchs gefördert werden sollen, pflegt man den Boden herum zu lockern. zieht man diesen lockeren Boden an die Pflanzlinge so heran, daß ihr blatt- oder nadelloser unterer Stengeltheil von demselben umhüllt wird, so nennt man dies Häuseln, Anhäuseln. Es ist dies in der Regel dem Pflanzling wohlthätig und empfahl dasselbe schon Cotta (Waldbau), bei in Rillen ausgeführten Buchenfreisaaten. Zu Kämpfen wird es vielfältig bei Laub- und Nadelholzplanten mit freistehendem unteren Stengeltheil angewendet. Man häuselt mit der gewöhnlichen Hache, bedient sich dazu hie und da aber auch besonders eingerichteter Häufelhaken, selbst der Häufelschlüge (s. Forstculturgeräthe, bezw. sub 4 und 1). Gt.

**Häufelpflug**, s. Forstculturgeräthe sub 1 e. Gt.

**Häuslein**, das, s. v. w. Rudel, selten. „Ein Rudel wird es genannt, so etliche oder viel Stück (Schwarzwild) bei einander sein; theils Orten heißt es ein Häufsel.“ Döbel, Ed. I., 1746, I., fol. 25. — „Rudel, einiger Orten sagt man auch Häufel oder Schar, doch ist Rudel besser gebracht, wenn man von Schwarzwildbret redet, wiewohl ländlich, sittlich.“ G. v. Heppe, Ausr. Lehrprinz, p. 70. — Chr. W. v. Heppe, Wohlsred. Jäger, p. 160. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 1., p. 146. — Sanders, Wb. I., p. 703. G. v. D.

**Hauptabtheilung**, s. Abtheilung und Wald-eintheilung. Mr.

**Hauptaltersklasse**, s. Altersklasse. Mr.

**Hauptarche**, die, s. v. w. **Hauptleine**, s. d. „Drei solche Tücher, jedes mit einer starken Unterarche und einer noch stärkeren Ober- oder Hauptarche . . . befestigt . . .“ G. v. Heppe, Ausr. Lehrprinz, p. 139. G. v. D.

**Hauptbalze**, die. „Vorbalze heißtet der Anfang, Hauptbalze die Mitte, und Nachbalze der Schluss der Balzsaeson.“ Wurm, Auerwald, p. 4. G. v. D.

**Hauptbär**, der. „Ein 5—6jähriger Bär wird ein Hauptbär genannt, ein 3—4jähriger ein Mittelbär, 2jährige Bären aber heißen geringe Bären.“ Wildungen, Taschenbuch, 1805/6, p. 106. — Brehm, Säugethiere II., p. 167. G. v. D.

**Hauptbau**, der. „Ein Hauptbau, d. h. ein solcher, der sehr viele tiefe und weitgehende Röhren hat und daher ein ziemlich großes Terrain einnimmt . . .“ Winkell, Hb. f. Jäger III., p. 7, 22. — Zeiten, Kleine Jagd, Ed. I., Königberg 1799—1808, V., p. 11. — Diezel, Niederjagd, V. Aufl., p. 314. G. v. D.

**Hauptbaum**, s. Mittelwald. Gt.

**Hauptbestand**. Diejenigen Stämme eines Bestandes, welche wuchsstädtig sich entwickelt und die Herrschaft über andere, welche im Wuchs zurückgeblieben oder von jenen mehr

oder weniger unterdrückt wurden, übernahmen, bilden in ihrer Gesamtheit den Hauptbestand, im Gegensatz zur Gesamtheit der letzteren, in der wir sie als Nebenbestand bezeichnen. Dieser soll demnächst im wesentlichen die Hauptzweig liefern, dieser fällt, bei regelrechter Wirtschaftsführung, die Zwischenanwendung bei Ausläuterung und Durchforschung anheim (§. Bestand). *Gt.*

**Hauptbestand** nennt man diejenigen Bestandsindividuen, welche als vorherrschende oder dominierende — nach Länge, Stärke oder Holzart — auftreten. Mit dem zunehmenden Bestandsalter scheiden mehr oder weniger Exemplare aus den vorherrschenden aus und treten zu den beherrschten oder unterdrückten, aus denen der Nebenbestand oder Zwischenbestand gebildet wird. Der Hauptbestand im höheren Alter enthält meist nur noch diejenigen Bäume, welche das Haubarkeitsalter erreichen. *Nr.*

**Hauptbuch.** Das Hauptbuch dient bei jeder der verschiedenen Verrechnungsformen (§. Buchführung) zur systematischen, d. h. nach den verschiedenen Betriebs- und Verrechnungszweigen geordneten Eintragung der Rechnungsfälle, während dieselben im Tagebuche nach der Zeitfolge, in welcher sie sich ergeben, also chronologisch verzeichnet werden. Das Tagebuch macht, nachdem in dasselbe der anfängliche Vermögensstand und alle Vermögensänderungen, jedoch ohne weitere Gliederung und nur nach den wirklich erfolgten Beträgen eingetragen werden, wohl den jeweiligen Vermögensstand im ganzen ersichtlich, lässt aber den Erfolg und die Geburung in den einzelnen Zweigen der Wirtschaft nicht erkennen und gibt auch keine Übersicht über etwaige Rückstände an Einnahmen und Ausgaben, welche Rückstände bei der Feststellung des Wirtschaftserfolges berücksichtigt werden müssen, sowie über die gegenüber anderen Wirtschaften oder Personen bestehenden Forderungen und Schulden. Dienen Einblick in die Geburung und den Erfolg der Wirtschaft im ganzen und in allen Zweigen zu bieten, den Vergleich zwischen den wirklich erfolgten Einnahmen und Ausgaben gegenüber dem, was die Wirtschaft einzunehmen berechtigt und auszugeben verpflichtet war, also eine vollständige Übersicht aller bestehenden Rückstände (Forderungen und Schulden) jederzeit zu ermöglichen, ist der Zweck des Hauptbuches.

Nachdem Leistungen und Gegenleistungen, bezw. die Anordnung von Einnahmen oder Ausgaben und deren Ausführung nicht immer gleichzeitig erfolgen, dieselben aber für obigen Zweck im Hauptbuche gegenübergestellt werden sollen, so muss auf die chronologische Anordnung der Eintragungen hier verzichtet werden; es erscheint serner für die Erreichung dieses Zweckes zulässig, von der Eintragung aller einzelnen Rechnungsfälle abzusehen und dieselben hinsichtlich zusammengehöriger Posten summarisch ans dem Tagebuche zu übertragen.

Das Hauptbuch der kaufmännischen (doppelten) Verrechnungsform erreicht diesen Zweck durch die Theilung desselben in einzelne, den Wirtschaftszweigen oder Personen, für welche und mit welchen verrechnet werden soll, ge-

widmete Abrechnungen (Conten), in welchen alle wirklich vollzogenen Leistungen und die darans entstehenden Forderungen oder Schulden in der Art eingetragen werden, dass alle Leistungen und Gegenleistungen, welche einen bestimmten Verrechnungszweig (oder eine Person) betreffen, je auf den beiden Blattseiten des betreffenden Contos gegenübergestellt werden. Die Auffassung aller Rechnungsfälle als Leistung (Guthaben) von der einen, und die dadurch bedingte Gegenleistung (Schuld) von der anderen Seite ergibt die zweimalige Eintragung jedes Rechnungspostens im Hauptbuch, u. zw. für denjenigen, welcher im gegebenen Falle als Geber erscheint, als ein Guthaben (als „Haben“), für den Rehner als eine Schuld (als „Soll“).

Diese Rechnungsführung gestaltet jederzeit die Feststellung der gegenseitigen Forderungen und Schulden, sowie des Erfolges in den einzelnen Betriebsconten; es muss jedoch zu diesem Zwecke zu Beginn jeder Rechnungsperiode der anfängliche Vermögensstand (bei Personen die Forderungen oder Schulden, bei Betriebsconten die Vorräthe rc., welche aus dem vorigen Rechnungszeitraum herübergenommen wurden) auf der entsprechenden Blattseite eingetragen werden.

Außer den einzelnen Personen- oder Betriebsconten enthält das doppelte Hauptbuch in der Regel auch einen Conto, in welchen alle anfänglichen und schließlichen Vermögensbestände eingetragen werden (Vermögens- oder Capitalconto), dann eine Zusammenstellung der in den einzelnen Conten sich ergebenden Gewinn- oder Verlustbeträge als Gewinn- und Verlustconto.

Im Hauptbuche der cameralistischen Rechnungsform erfolgt die titelmäßige (systematische) Verrechnung durch die Gliederung aller Einnahmen und Ausgaben in einzelnen Titeln oder Rubriken (§. d.); außerdem wird durch unmittelbare Gegenüberstellung der wirklich erfolgten Empfänge und Ausgaben, des „Gt.“ (aus dem Tagebuche), gegen die von der Wirtschaftsleitung angeordneten oder bewilligten Empfangs- und Ausgabebeträge, das „Soll“, der Nachweis der vorrichtsmäßigen Geburung und der sich ergebenden Rückstände in den einzelnen Rechnungszweigen gegeben. Gegenstand der Hauptbuchverrechnung ist also hier die rubrikenweise Beschreibung der „Gebüren“ und Eintragung der „Abstattungen“ (des Soll und Gt.), wobei dem Zwecke desselben entsprechend wohl die Rückstände des letzten Rechnungszeitraumes, nicht aber die anfänglichen Vermögensbestände zu Beginn der Jahresrechnung eingetragen werden.

Wegen der Eintheilung des Hauptbuches in einzelne Conten oder Rubriken wird dasselbe auch Contobuch oder Rubrikenbuch genannt. Über die Form des doppelten und cameralistischen Hauptbuches §. „Buchführung“. *v. Gg.*

**Hauptcomplex** nennt man denjenigen Theil eines Revieres oder Waldes, welcher im Verhältnis zu den anderen Parcellen durch seine Größe und Geschlossenheit hervortritt. *Nr.*

**Hauptdicticht**, das. „Ein gut Dicticht, auch wohl ein Haupt-Dicticht.“ Großopf, Weidewortslexikon, p. 78. — „Hauptdicticht, ist das stärkste Dicticht, worin das Wildbret sich aufzuhalten kann.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlrud.

Jäger, p. 198. — Onomat. forest. I., p. 423. — Behlen, Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 629. E. v. D.

**Haupttertrag** muss als gleichbedeutend mit Hauptnutzung angesehen werden. Demnach handelt es sich um die eigentliche Holznutzung, weil das Holz (und die Rinde) als das Hauptprodukt der Wirtschaft anzusehen ist. Der Nebenertrag oder die Nebennutzung besteht aus den übrigen Waldprodukten, als: Stroh, Gras, Früchten, aus Bestandtheilern des Bodens, aus Ergebnissen der Jagd, gewisser Rechte etc. Es ist gebräuchlich, die Bezeichnung Haupttertrag und Hauptnutzung für die Abtriebsnutzung anzuwenden, obgleich das nicht als richtig hingestellt werden darf. Nr.

**Hauptterragstafeln** werden gewöhnlich die Ertragstafeln genannt, welche nur die Masse des prädominierenden oder Hauptbestandes anzeigen. Es wäre richtiger, hierfür die Bezeichnung „Abtriebsvertrags- oder Hauptbestandsmaßtafeln“ anzuwenden. Nr.

**Hauptgesimse**, s. Gesimsmauer. Fr.

**Hauptgestell** ist eigentlich gleichbedeutend mit Wirtschaftsstreifen. Der Wirtschaftsstreifen dient der Waldeinteilung und verläuft in der Richtung des Hiebes (s. Waldeinteilung). Nr.

**Hauptgrenzstein** wird derjenige Grenzstein genannt, welcher an einem Hauptbrechpunkte der Grenze steht. Im Gegensatz dazu kann man Zwischengrenzsteine, bezw. Läufer unterscheiden. Nr.

**Haupthammer**, s. Interimshammer. Schw.

**Haupthestel**, der. „Haupthestel, auch Spannpflock. Dieses ist der stärkste Hestel, welcher bei der Rundung des Jagens gebraucht wird.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 344. E. v. D.

**Haupthirsch**, der. „Am St. Maria Magdalena haben fast alle gute Hirche schon völlig verrenkt, was aber Haupt-Hirsch sein, haben schon völlig geschlagen.“ Pärlon, Hirschgerechter Jäger, 1734, fol. 19. — „Vor einen kapital-guten und Haupthirschen wird angesprochen ein Hirsch, der acht und mehr Jahr auf sich hat.“ E. v. Heppe, Ausr. Lehrprinz, p. 59. E. v. D.

**Hauptholzart** ist diejenige Holzart, welche in einem Walde überhaupt oder in gewissten Beständen besonders vorherrscht. In den Bestandsbeschreibungen wird sie immer zuerst genannt. Alle für die Forsteinrichtung nötigen Bemessungen und Berechnungen richten sich nach der Hauptholzart. Nr.

**Hauptjagen**, das. „Hauptjagen ist ein solches, da man in einem großen Wald das Wildjagd zusammen treibt.“ Tänzer, Jagdgeheimnisse, Kopenhagen 1682. — Fleming, T. J., fol. XII, 1719, I., Anh., fol. 107. — Döbel, Jägerpraktika, Ed. I, 1746, II., fol. 39, 42. — E. v. Heppe, Ausr. Lehrprinz, p. 172. — Großkopff, Weidewerkslexikon, p. 158. — Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 198. — Onomat. forest., I., p. 83. — Wenn man das Wild in einem großen Waldbezirke mit Jagdzügen umstellt, es durch Treibzüge immer mehr konzentriert und endlich aus einem Lauf erlegt, so nennt man ein solches Jagen: ein Hauptjagen. — Hartig, Lexit., p. 245. — Behlen, Wmipr., 1828, p. 77, und Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 630. E. v. D.

p. 77, und Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 629. — Die Hohe Jagd, Wien 1846, I., p. 362. — Laube, Jagdbrevier, p. 281. E. v. D.

**Hauptleine**, die. „Haupt-Leine, ist die oberste Leine an dem Tuche.“ J. Tänzer, Jagdgeheimnisse, Kopenhagen 1682, fol. XII. — Fleming, T. J., 1719, I., Anh., fol. 107. — Großkopff, Weidewerkslexikon, p. 158. — Döbel, Jägerpraktika, 1746, II., fol. 52. — Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 198. — Onomat. forest. II., p. 83. — D. a. d. Winkell, Hö. f. Jäger II., p. 467. — Behlen, Wmipr., 1828, p. 77, und Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 630. E. v. D.

**Hauptmauern**, s. Mauern. Fr.

**Hauptnach** ist das Netz, welches die Abtheilungen (Jagen) in einem Walde bildet. Dasselbe wird durch die Waldeinteilung (s. d.) geschaffen, die passend gelegene natürliche Grenzen — Wege, Bäche, Felsen etc. — benutzt und nach Bedürfnis noch künstlich beschaffte Schneisen und Wirtschaftsstreifen hinzutreten lässt. Nr.

**Hauptneue**, die. „Hauptneue: Schnee, welcher einige Stunden von Mitternacht bis kurz vor Tagesanbruch gefallen ist.“ Behlen, Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 630. E. v. D.

**Hauptnutholzadministration**, s. Holzhandelsgesellschaften in Preußen. Geschichtliches. Schw.

**Hauptnuhung**, s. Haupttertrag. Nr.

**Hauptnutzungsbetrieb**, s. Betriebsarten.

**Hauptnutzungszucht** nennt E. Heyer in seinem „Waldbau“ die Holzzucht (s. d.) im Hartig'schen Sinne, also den Waldbau im Sinne H. Cottas. Gt.

**Hauptriegel**, der. „Hauptriegel: Deckung im Walde, wo zuverlässig Wild steht; Gegend im Walde, wo Wild hauptsächlich wechselt.“ Behlen, Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 630. E. v. D.

**Hauptriese**, s. Holzriesen. Fr.

**Hauptröhre**, die. „Hauptröhre heißt in Dachs- und Fuchsbaun diejenige Röhre, in der der Dachs oder Fuchs zur Zeit vorzugsweise ein- und ausgeht.“ Hartig, Lexit., p. 246. — R. R. v. Dombrowski, Der Fuchs, p. 188. E. v. D.

**Hauptschlag**, der. „Der Hauptschlag, Hochschlag oder Abschlag: der eine laut klatschende Ton zwischen Triller und Schleifen des balzenden (Auer-) Hahnes, nach welchem der Jäger anspringen kann.“ Wurm, Auerwild, p. 7, 8, 80. — Beckstein, Hö. d. Jagdwissenschaft I., 2., p. 52. — D. a. d. Winkell, Hö. f. Jäger I., p. 193. — Hartig, Lexit., p. 246. — Behlen, Wmipr., 1828, p. 77. — Die Hohe Jagd, Ullm 1846, I., p. 362. E. v. D.

**Hauptschwein**, das. Erklärung und Belegstellen bei „hauendes Schwein“, s. d. — Pärlon, Hirschiger. Jäger, 1734, fol. 81. — Fleming, T. J., 1719, I., fol. 273. — E. v. Heppe, Ausr. Lehrprinz, p. 58. — Philoparchus Germanus, 1744, p. 325. — Göchhausen, Notabilia venatoris, 1734, p. 34. — Onomat. forest. II., p. 83. — Chr. W. v. Heppe, Wohlfred. Jäger, p. 161. — Behlen, Wmipr., 1828, p. 77, und Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 631. E. v. D.

— Hartig, Lexif., p. 201. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 362. E. v. D.

**Hauptstand.** der, s. v. w. guter Stand (j. d. vom Wild). R. R. v. Dombrowski, Edelwild, p. 173. — Behlen, Auernwild, p. 89. E. v. D.

**Haupttreiben,** das, s. v. w. Hauptjagen, j. d. Tänzer. Jagdgeheimnisse, Copenhagen 1682, fol. XII. — Fleming, T. J., 1719, I., Anh., fol. 107. — Großkopff, Weidewerckslexikon, p. 199. — Onomat. forest. II., p. 86. — Chr. W. v. Heppé, Wohlred. Jäger, p. 194. — Behlen, Wmspr., 1828, p. 77, und Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 636. E. v. D.

**Hauptwand,** die. „Es haben theils große Herren einen besonderen Perchenfang, welcher mit 4 Seitenwänden gestellt und von einem darzu gesteckten Himmel überzogen wird. An diesem Perchenfange werden die Wände Hauptwände genemnet.“ Großkopff, Weidewerckslexikon, p. 158. — Döbel, Jägerpraktika, Ed. I., 1746, I., fol. 205. — Behlen, Wmspr., 1828, p. 77, und Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 636. E. v. D.

**Hauptwechsel,** der, stark betretener Wildwechsel. Behlen, Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 636. — Diesel, Niederjagd, V. Aufl., p. 361. — Der Weidmann XVI., fol. 37. E. v. D.

**Hauptzeichen,** das. „Dass die Alten sich die Mühe gegeben, es auf 72 Zeichen zu bringen... das ist gewiss, dass die Hauptzeichen, so hienach bewertet, genugsam sind, dass ein Weidmann hieraus einen Hirsch richtig ansprechen kann.“ Döbel, Jägerpraktika, Ed. I., 1746, I., fol. 7, 8. — „Hauptzeichen werden die Zeichen genenmet, vermöge welcher man den edlen Hirsch von dem Thiere sicher unterscheiden kann. Die alten Jäger hatten der Zeichen 72, nachdem aber die edle Jägerei erlenteter geworden, so hat sie nur 7 Hauptzeichen ausgesucht: 1. Der Schrank. 2. Der Zwang. 3. Der Burgstall. 4. Die Bollen. 5. Das Geäster. 6. Der Abtritt oder Abschritt. 7. Das Zusiegel.“ Chr. W. v. Heppé, Wohlred. Jäger, p. 199. — E. v. Heppé, Aufr. Lehrprinz, p. 86. — Onomat. forest. II., p. 86. — Großkopff, Weidewerckslexikon, p. 159. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., I., p. 96. — Winkel, Hb. f. Jäger I., p. 29. — Hartig, Lexif., p. 246. — Lanbe. Jagdbrevier, p. 281. — Behlen, Wmspr., 1828, p. 77, und Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 638. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 362. E. v. D.

**Haus,** das, statt Bau und Burg, s. d. selten. „Haus wird des Bibern Wohnung genannt.“ E. v. Heppé, Aufr. Lehrprinz, p. 199. — Haus nennt man bisweilen die Burgen, Bäue oder Lager der Raubthiere.“ Hartig, Lexif., p. 246. — „Haus wird in manchen Gegendern der Fuchsbaue, überhaupt der Bau und das zeitweilig von Raubtieren bewohnte Lager genannt.“ R. R. v. Dombrowski, Der Fuchs, p. 188. — Behlen, Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 639. E. v. D.

**Haus = Glocke.** Th.

**Hausegger,** Siegmund v., geboren im November 1806 in Pest, gestorben 3. December 1864 in Wien, wurde in Italien erzogen und

zunächst für Malerei ausgebildet, erst später widmete er sich dem Forstjache, absolvierte 1831 und 1832 die Forstlehranstalt Mariabrunn, trat 1833 bei der k. k. Kameralgefälleverwaltung in Laibach als Forstpraktikant in den Staatsdienst, wurde im October desselben Jahres zuerst provisorisch als Förster in Bischof-Lack verwendet, 1834 zum Förster in St. Andra (Kärnthen) ernannt und 1837 nach Montona in Istrien versetzt. Bald darauf übernahm Hausegger die Obersförsterstelle in Montona und wurde 1840 zum Förstconcupisten in Triest und 1842 zum Viewaldmeister bei der Gefälleverwaltung in Lemberg ernannt. 1849 Secretär beim forsttechnischen Departement des Ministeriums für Landeskultur und Bergwerken in Wien, 1853 Leiter der provisorisch organisierten ungarischen Forstinspektion in Oden und 1856 zum Oberfinanzrath und 1857 zum Forstdirector für Niederösterreich ernannt. Da seine Auffassung der Dienstpflichten Conspicite herbeiführte, welche im weiteren Verlaufe die Auflösung der niederösterreichischen Forstdirection zur Folge hatten, so wurde Hausegger 1862 zur Disposition gestellt und dem Ministerialrathe und Forstreferenten v. Feistmantel als Stellvertreter zugethieilt. Von 1863 ab war er auch Vizepräsident des österreichischen Reichsforstvereines.

Hausegger war ein äußerst eifriger und pflichtgetreuer Beamter von vortrefflicher allgemeiner Bildung (er beherrschte 6 Sprachen) und zugleich nicht ohne künstlerische Begabung. Seine hervorragendste Leistung ist die Einrichtung des Wienerwaldes von 1858 bis 1862, durch welche dessen Reinertrag verdoppelt wurde.

Schw.

**Hausente,** s. Fischerei. Mcht.

**Hausgrisse,** Heimchen, Gryllus domesticus L., eine zur Familie der Grabhenschrecken (Grylloidea) gehörige, besonders in Küchen, Backräumen und dergleichen warmen Stellen der Gebäude sich aufhaltende und durch ihren zirpenden Laut lästig werdende Art. Hschl.

**Haushaltungskunde.** In einer auf die Forstwirtschaft übertragenen Anwendung der Begriffe von Haushalt und Haushalten wird jener Theil der gesamten Forstwirtschaft, welcher speciell die Organisation des Wirtschaftsbetriebes in Bezug auf die formelle Seite desselben und auf die darin thätigen Personen in Betracht zieht, also die Forstdiensteinrichtung oder Forstverwaltungslehre, auch als forstliche Haushaltungskunde bezeichnet. Dr. Michaelis definiert in seinem so benannten Werke (2. Aufl., Wien 1880) die forstliche Haushaltungskunde als „die Darstellung eines geordneten Forstwirtschaftsbetriebes nach seinen Zwecken und Aufgaben, in seiner Begründung und Wirksamkeit“.

Insoferne die forstliche Haushaltung sich nicht nur auf die Beschaffung und zweckentsprechende Verwendung der zum Betriebe nötigen Organe und Mittel, und auf die formelle Geschäftsbehandlung in den einzelnen Zweigen des Betriebes und der Verwaltung, sondern auch auf die Durchführung aller dieser Betriebszweige (des Waldbauens, des Forstschutzes, der Productengewinnung und -Verwertung etc.) er-

streckt, umfasst dieselbe ein weiteres Gebiet als die eigentliche Forstverwaltungslehre (s. d.). Sie wird aus den einzelnen Disciplinen des Waldbaues, der Forstbenutzung z. m. manches herübernehmen, wenn auch nur um alle diese Geschäfte in Bezug auf ihre zweckmäigste Ausführung, ihre entsprechende Vertheilung nach Ort und Zeit und unter die ausführenden Organe zu behandeln (s. Mücklitz a. a. O., die §§ 54 bis 106).

v. Gg.

**Haus- und Gutsbedarf.** s. Gemeinde, speciell Gemeindegut und Gemeindevermögen, auch Dienstbarkeiten. Wcht.

**Hausindustrie.** Unter Hausindustrie versteht man jene Productionsform, bei welcher die Umgestaltung der Rohstoffe zu Gegenständen des Gebrauchs in oder bei der Wohnung des Arbeiters stattfindet und an welcher sich zunächst die Familienmitglieder als Gehilfen betheiligen.

Die Hausindustrie tritt innerhalb der Grenzen dieses Begriffes in äußerst verschiedenartiger und vielgestaltiger Weise auf; hier wollen wir aus dem Kreis der Betrachtung ausscheiden:

1. alle Hausindustrien, deren Rohstoff ein anderer als das Holz ist, und

2. jene Hausindustrien, welche bloß als local getrennte Bestandtheile eines großen Industrie-Unternehmens, einer Fabrik, anzusehen sind.

Zum besseren Verständnis des zuletzt Ge-sagten diene ein Beispiel. Wenn von einer Fabrik von Möbeln aus gebogenem Holze bestimmte Bestandtheile eines Möbels, etwa der Sitzring oder die Lehne oder die Stuhlbeine, von der Fabrik an Familien zu dem Zwecke abgegeben werden, um von derselben in ihrer Wohnung abgerappt oder poliert und nach Fertigstellung dieser Arbeit wieder an die Fabrik abgeliefert zu werden, so ist dies wohl auch ein Fall des hausindustriellen Betriebes, ein Fall, welcher wegen der Häufigkeit seines Vorkommens und seiner wirtschaftlichen Bedeutung von Wichtigkeit ist. Er unterscheidet sich aber von der Hausindustrie im engeren Sinne durch die absolute Abhängigkeit dieser Hausindustriellen von den Fabrikunternehmern. Erstere sind hier eigentlich nichts anderes als externe Fabrikarbeiter.

Dass wir hier nur jene Hausindustrie ins Auge fassen, deren Hauptrohstoff Holz ist, findet in der Bestimmung der Encyclopädie hinlängliche Begründung.

Der hausindustrielle Holzarbeiter steht immer in einer Art von Zusammenhang mit der Forstwirtschaft; sicher liegt sein Domicil in der Nähe des Waldes, seine Berufstätigkeit wirkt mitbestimmend auf den Wert der Waldrente u. j. w.

Die Vorbedingung für den Bestand holzverarbeitender Hausindustrien ist eben ein Vorrath an Rohstoff, der sich auf Jahre hinaus leicht und zu gewissen, nicht überschreitbaren Preisen ergänzen lässt.

Gesunde Hausindustrien setzen einen Überschuss an Arbeitskräften, billigen Lebensunterhalt und eine spezifische Veranlagung der Be-

völkerung voraus; letztere wird nicht selten durch Vererbung und fachlichen Unterricht gesteigert. Oft entwickeln sich hausindustrielle Anstellungen aus unbedeutenden Anfängen zu großer Ausdehnung und bilden dann einen nicht zu unterschätzenden Factor der wirtschaftlichen Kraft eines Volkes. Häufig bildet die Hausindustrie eine willkommene Ergänzung des land- oder forstwirtschaftlichen Berufslebens, und dann wird die Hausindustrie zu jener Zeit betrieben, wo die land- und forstwirtschaftlichen Berechtigungen ausgeübt werden, also z. B. für die Landwirte im Winter.

Indem wir uns also auf die Hausindustrien beschränken, welche Holz verarbeiten, können wir dieselben dem Produkte nach in mehrere Gruppen eintheilen:

- a) Erzeugung von land- und forstwirtschaftlichen und Hausgeräthen,
- b) Sesselherstellung,
- c) Spielwaren,
- d) Korbblecherei.

Außer diesen Hauptgruppen gibt es noch vereinzelt auftretende Specialitäten, die sich jedoch selten zu großer wirtschaftlicher Bedeutung erheben. Solche Specialitäten sind z. B. die Bahnstochererzeugung in Spanien, die Peitschenstocherherstellung von Celtis australis (Bürzelbaum) in Südtirol und Istrien, die Tschintora-Erzengung in Siebenbürgen, die Herstellung von Fassspundn und Bündholzschachteln im nördlichen Theil des Böhmerwaldes, die Heiligenfiguren-Bildhauerei zu St. Ulrich im Grödenthal, die Sparterie oder Holzweberei im nördlichen Böhmen bei Altehrenberg u. s. w.

Es lässt sich aber auch eine geographische Eintheilung insoferne durchführen, als man die Hausindustrien nach ihren Gebieten unterscheidet. Jedes Land, selbst die vorge schrittensten Industrieländer, wie England, Belgien, Frankreich, besitzen hausindustrielle Gebiete, welche sich neben den großen Fabriksstädten und den städtischen Gewerben bis zur Jetzzeit erhalten haben.

In den industriell zurückgebliebenen Ländern, wie im Orient und bei den uncivilisierten Völkern Afrikas, ist eine Grenze zwischen Hausindustrie und Gewerbe nicht leicht und nicht immer zu ziehen.

Deutschland und Österreich-Ungarn, Schweden, Dänemark und Russland haben ganz bestimmte, zum Theile weltbekannte Hausindustriegebiete, so z. B. das Reininge Oberland, Oberfranken und Coburg, Berchesgaden, den Böhmerwald, das Erzgebirge und das Riesengebirge, die Wichtau bei Gmunden, das Grödnerthal, das Välathal in Schweden u. s. w.

Endlich könnte man auch die Hausindustrie vom Standpunkte des technischen Versfahrens aus untertheilen, je nachdem dieselbe auf der Tischerei, dem Spalten, dem Schnitten, dem Drecheln, dem Flechten oder dem Weben beruht; dabei kommen freilich nur die eigentlichen Gestaltungsmethoden in Betracht, weil die technischen Vollendungsarbeiten, wie das Beizen, Lackieren, Firnißen, Polieren, Vergolden, die Brandtechnik u. j. w., Gemeingut sämtlicher holzverarbeitenden Hausindustrien sind.

Betrachtet man die Gruppe jener Erzeugnisse etwas genauer, welche der Landwirtschaft und dem Forstwesen, sowie dem Haushalt überhaupt zugute kommen, und forcht man der Erzeugung nach, so kann man folgendes feststellen:

Zur Erzeugung der für Drahtziebe nothwendigen Holzumrahmung (Siebzarge) verwendet man das Holz der Fichte, Tanne und Salweide. Astfreies Holz wird, nachdem es gefällt und zertheilt worden ist, vom äußeren Splint und vom innersten Theil des Kernholzes befreit. Bei der Verarbeitung wird das Holz zu dünnen Platten mittelst des „Reißers“ radial gespalten, hieran auf der Schnibbank geblättert und geglättet, dann gekräumt und gebogen bis zur Kreiszylinderform und schließlich in der richtigen Gestalt durch Spagat gehestet. In eine solche Spanntrommel werden spiralförmig die zum Biegen hergerichteten Späne eingeschoben, bis in der Mitte nur mehr ein ganz kleiner cylindrischer Raum übrigbleibt. In dieser Form werden die Siebzargen in den Handel gebracht.

Die „Stangen“ oder Stiele sind aus geradwüchsigen Fichtenholz, 3—5 cm dicke, cylindrische Stäbe, welche zu 10 Stück in Bündeln vereint zum Verkauf gelangen. Ähnlich sind die Besenstiele.

Ein schwierigerer Gegenstand ist der Rechen, dessen Fabrication schon mehr Handwerksgeräthe erfordert. Zu den Rechenjochen wird Ahorn- und Buchenholz verwendet, zu den Zinken, welche mittelst des Stoßheifens herangeschlagen werden, ausschließlich Eichenholz; in Berchtesgaden verwendet man das Holz zäher Sträucher, wie Berberis.

Bei der Herstellung von Böttcherwaren wird großer Wert auf die Reinheit und Weisse des aus der Saftzeit gefällten Fichtenholzes gelegt. An Arbeitsgeräthen werden das Reismesser, der Fug- und Stoßhobel, der Ringbohrer (Radelmeißler), der Baumshaber, sowie das gerade und krümme Klieb- oder Klözeisen benötigt.

Der charakteristische Berchtesgadner Reis aus Eichenholz mit dem eigenen Verschlusse findet meist bei runden Schäfeln von geringeren Dimensionen Anwendung, während sonst Eisenreisen zur Verwendung gelangen. Als Zierat kommt zwischen zwei Tafeln eine 1—2 cm breite Rippe von Lärchenholz; in Berchtesgaden verwendet man zu Milchgefäßen meistenteils Bürzenholz. Für kleine Gefäße werden auch Obstbaumholz, sowie Wachholder-, Eibenholz u. dgl. verwendet. Die Handgriffe sind dieselben wie bei der Böttcherrei. Die Tafeln (Dauben) werden mit dem Klözeisen gespalten, auf der Schnibbank ansgearbeitet, mit dem Fughobel abgeschlossen, über den vorhandenen Modellen angefertigt, mit den Reisbändern versehen u. s. w.

Die Erzeugung von Schachteln erfolgt ebenfalls aus geradwüchsigen Holze hellerer Farbe, aus Fichten- oder Tannenholz, welches nach der Fällung nach den Maßen und mit Vermeidung der Aststellen abgetheilt und in gröbere Scheite zerpalten wird, um dann ge-

trocknet zu werden; hierauf werden durch fortwährendes Spalten mit dem Klözeisen die Seitensteile (Zargen) herausgearbeitet, mit der Säge beschüten, mit dem Schnitzmesser gepunkt und an den Abbiegestellen, sowie an den Enden dünner gearbeitet. Danach werden die Zargen durch mehrstündigem Einweichen im Wasser (zuletzt Durchziehen durch heißes Wasser) über einen Formstück gebogen, mit Zwingen zusammengehalten, heruntergenommen und getrocknet. Nach der Trocknung werden die beiden (halben) zusammengehörigen Zargen an den Enden zusammengeleimt und später durch wechselweise Durchziehung der Nährriemen zusammengeheftet. Diese Nährriemen oder Durchzugbänder bestehen in dünnen, schmalen Spänen, welche aus frischem Salweiden- oder Vogelbeerholz auf dem Fughobel herabgestoßen und roth gebeizt werden. Das Zusammenheften mittelst dieser Nährriemen geschieht in der Weise, dass mit einem Durchzugmesser in den zusammengeleimten Enden der Zargen nach der Richtung der Holzfasern Einschnitte von außen nach innen gemacht und die Späne wechselweise durchgezogen werden. Die Brettchen, welche für Boden und Deckel dienen, werden in ähnlicher Weise wie die Zargen aus Spaltlärche mit dem Klözeisen gewonnen. Eine fertige Zarge wird auf das Brettchen gestellt, der innere Rand der Zarge mit einem spitzigen Instrument vorgerissen und hiernach der Boden mit einem „Schärber“ aus freier Hand ausge schnitten. Bei nicht reichender Breite werden zwei Brettcchen, deren Stoßkanten auf dem Fughobel geblättert werden, zusammengeleimt. Die Kanten der Bodenbretter werden mit einer Raspel nachgearbeitet, endlich das Bodenbrett in die Zarge eingedrückt und etwaige Lücken durch Holzplitter ausgefüllt; hierauf wird zwischen die Fugen der Zargen und Böden Leim eingegossen und das Ganze getrocknet. Schliesslich wird der Boden noch mit einem Schnitzmesser gepunkt. Bei den größten Sorten, den sog. Reise- und Kleider schachteln, werden zwei und mehr Zargen aneinandergeleimt und durch einen an der halb angelegten Zargenei die geleimten Stellen verdeckt und befestigt. Das bemalen der fertiggestellten Schachteln (meist nur mittlerer Größe) erfolgt mit Wasserfarben. Der Verkauf geschieht nach Eiuszähnen, das sind 4—6 Schachteln, deren Ausmaße solche sind, dass eine Schachtel vollkommen in die andere passt.

Das Resonanzholz verarbeitet man gewöhnlich in Kisten von ca. 1,9 m Länge und 63,2 cm Höhe und Breite. In eine solche Kiste gehen in der Regel 60 Horizontallagen von Resonanzbrettchen hinein, von denen jede aus vier nebeneinanderliegenden Stücken besteht. Einer der ältesten und ausgiebigsten Bezugsorte ist der südliche Böhmerwald, neuerer Zeit Galizien, Amerika. Aber auch Bayern, Siebenbürgen und die Alpenländer liefern viel Resonanzholz. Die Verarbeitung der Fichtenstämmen zu Resonanzholz ist im Böhmerwald im allgemeinen folgende: Die ausgesuchten Stämme werden gefällt, in vier Quadranten der Länge nach gespalten, vom Kernholze und Splint befreit und gelagert. Je nachdem man gespaltenes oder geschnittenes Resonanzholz erzengen will, sind

die Bearbeitungsweisen die folgenden: Nach der ersten Art spaltet man mit dem Keizer in radialer Richtung ein Brett nach dem anderen ab, bis der Kloß aufgespalten ist. Die Spaltstücke werden getrocknet und dann entweder gleich so verwendet oder abgehobelt (mittelfst Schropphobel); selten werden sie mit dem Keismesser bearbeitet. Die gewöhnlichere Ware ist geschnitten. Der getheilte Kloß wird mit der Innenseite nach oben liegend auf dem Wagen der Säge befestigt und der Schutt erfolgt entweder durch ein Bündgatter auf einmal oder durch ein Mittelgatter. Die Schnittfläche ist selbstverständlich nicht mehr radial, wie bei den gespaltenen Holzstücken. Nach dem Schneiden werden die Bretter entweder von Hand aus oder durch eine Hobelmaschine gehobelt und hierauf in der Reihenfolge ihrer Zusammenghörigkeit zusammengelegt, mit einer bezeichnenden Marke versehen und entsprechend verpackt. Geradspaltiges Holz, nach dem ersten Verfahren zubereitet, zeigt immer noch die Spuren kleiner Faserwellen an sich und ist meistens etwas windschief. Der in der Praxis sich ergebende Unterschied der beiden Holzgattungen ist nur dann ein wirklich bedeutender, wenn bei dem geschnittenen Holz die Schnitt- und Faserrichtung von einander abweichen. Außer der Parallelität der Holzfasern mit der Schnittrichtung kommt noch die Gleichjährigkeit mit in Betracht. Weitjähriges Holz ist durch sein geringeres Gewicht und seinen dünneren Ton gekennzeichnet und ist höchstens zu Buchsholz brauchbar. Gleichmäßig weißes Holz dient bei besseren Instrumenten ebenfalls zu demselben Zwecke, während man vom Discautholz verlangt, daß es rothjährig sei, d. h. als Grenze eines jeden Jahrringes einen röthlichen Herbstansatzstreifen habe. Großen Wert legt der Kerner auf den Spiegel eines Brettes, welcher durch das Zutagetreten vieler breiter, glänzender Markstrahlen entsteht und nicht bloß dem Holze ein gesälligeres Aussehen verleiht, sondern es auch für Resonanzzwecke verwandbar macht. Das Resonanzholz für Streichinstrumente ist nur geputztes, weil es sonst beim Biegen leicht Schaden nehmen könnte und seiner geringeren Dicke wegen die abgeschnittenen Fäden im Klange noch viel störender sein müßten. Von ähnlicher, aber etwas minderer Qualität kann das Fichtenholz für Glaciaturen sein. Die getheilten Kloße werden auf einer Säge zerschnitten. Ramentlich geschnitten ist von den Glaciernachern der gegen den Splint zu liegende Theil des Keisholzes.

Das zur Erzeugung von Holzschuhen verwendete Holz ist im allgemeinen Buchen-, Fichten-, Pappel- und Weidenholz. Das erste ist im südlichen Böhmen, Fichtenholz in den Alpenländern im Gebrauche. Das zu verarbeitende Holz kommt in vierzig länglichen Stücken in die Werkstatt, um zuerst durch ein eigenthümlich gesformtes Beil mit krummer Schneide seine Ausarbeitung zu erhalten, worauf es in die Schnitzbank eingepaßt wird, wo das Keismesser die äußere Gestalt des Schuhes vollendet. Nur jener Theil, welcher die Höhlung

zum Einschieben des Fußes bekommen soll, ist jetzt noch von einer in der Ferienhöhe laufenden horizontalen Ebene und beim Bordertheile durch eine verticale Ebene begrenzt. In die leßtgenannte Fläche wird mit einem eigentlich gesformten Bohrer ein gegen die Horizontale unter ca. 20° geneigtes Loch gebohrt und durch den Bohrer selbst möglichst erweitert. Die weitere Aushöhlung geschieht mit einem etwas aufgeworfenen Hohleisen, dann mit einem ringförmigen Messer, „Baumschaber“ genannt, dessen dem Arbeiter zugekehrte Seite die Schneide trägt. Nachdem die Höhlung des vorderen Theiles der Hauptsache nach fertig ist, wird der Boden des Schuhes innen mit dem „Bodenmesser“ gebildet, hierauf das „Zehenmesser“ zur endgültigen Ausformung des inneren Bordertheiles verwendet, woraus besondere Sorgfalt verwendet wird, und endlich wird mit dem „Ferienmesser“ die innere Aushöhlung des Ferientheiles bewerkstelligt. Alle drei Messer besitzen eine bogensförmige, handartige Gestalt. Nach Bollendung der Form des Holzschenkes wird derselbe in einem mit Spänen angemachten Feuer geröstet, welches dem Schuh nicht ein beliebteres Aussehen, sondern auch eine etwas größere Dauerhaftigkeit verleiht.

Buchenholz wird auch zur Anfertigung von Knuppen verwendet, welche ca. 12–20 cm lang sind und zum Befestigen der Wäsche an den Schnüren u. s. w. dienen.

Außer den bisher angeführten Hansindustrien ist noch der Verfertigung von Hacken- und Hammerstielien, von Wagenteilen, ferner der Erzeugung von Schusterspannen und Schindeln durch den Spanhobel, der Hervorbringung von Mulden, Tellern, Schüsseln, Salzfässern, Nudelwältern, Gurkenhobeln, Hackbrettern, Fleischschlägeln, Pipen, Löffeln, Peisen u. s. w. zu gedenken. Fast alle diese Waren sind gedrechselt; zum Betriebe der Drehbank benützen die Hansindustriellen jetzt, wenn es nur halbwegs möglich ist, die Wasserkraft. Nur der Löffelmacher gebraucht sie nicht, sondern formt sich aus Ahorn-, Buchen- oder Lindenholz passend lange Stücke, welche im halbgetrockneten Zustande gespalten werden; aus je einem Brettchen erzeugt er durch zwei schiefe Schnitte mit der Säge und durch einen Beischlag zwei Theile, aus welchen durch Beil und Schnitzmesser die Rohform des Löffels gearbeitet wird. Die Vertiefung des Löffelstückes wird mit dem Löffeleisen ausgehauen, wobei das Arbeitsstück in der Schnitzbank eingespannt ist. Mittelst der „Schaber“ werden die noch vorliegenden Kanten und Ecken entfernt, die Löffel mit Schachtelhalm gepunkt und in rascher Ofenwärme getrocknet (gedörrt). In der Viechtau arbeiten sie mit viel weniger Arbeitsgeräthen im frischen, schönen, glattstämmigen Buchenholz. Dort werden die Löffel lackiert und mit bunten, aber auch in Silber- und Goldfarben ausgeführten Ornamenten auf schwarzen Grunde verziert, welches eine Reihe von Operationen (14), worunter wiederholtes Dören, nothwendig macht.

Alle bis nun erwähnten Hansindustrien lassen sich in die Gruppe einreihen: Erzeugung

von land- und forstwirtschaftlichen Geräthen, sowie Erzeugung von Gegenständen des Hausrathes.

Ihr Hauptverbreitungsgebiet liegt im ganzen Böhmerwald, im Erz- und Riesengebirge, in den Alpenvorländern, wie z. B. in Vorarlberg und im Herzogthume Krain, dann in dem großen Karpathenzuge, aber auch in den Balkanländern.

Eine zweite Gruppe kann man aus jenen Hausindustriellen bilden, welche nur Möbel, u. zw. meistens Sessel erzeugen. Die Hauptorte sind Mariana bei Görz, Kalvarna bei Krastau, Chiavari bei Gemona, Väla in Schweden.

Alle hausindustriell erzeugten Stühle sollen ein gewisses Gewicht nicht überschreiten, leicht wieder ausgebessert werden können, und einen niedrigen Preis bei gefälliger Form und guter Ausführung haben.

Zu Mariana gehört die Tischlerei zu jenen Hausindustrien, welche sich aus einer Nebenbeschäftigung des Ackerbaues entwickelt haben. Die Blütezeit der Hausindustrie ist in die Jahre 1847—1852 gefallen. Der Preis des geringsten Sessels, der mit einem Strohsitz hergestellt wurde, kostete 1850 pro Dukzend 36 fl. Von dem Zeitpunkte an sinkt der Preis durch verminderte gute Arbeit u. s. w. im Jahre 1860 auf 12—18 fl. pro Dukzend. Im Jahre 1880 wurde in diesem Orte eine Fachschule gegründet, welche dem heranwachsenden Arbeiter geistiges Capitoll geben sollte; der Director dieser Fachschule gab sich der mühseligen Aufgabe hin, die Stühle zerlegbar zu erbauen, wodurch das Volumen eines Dukzend Strohsessel sich von 1·2 m<sup>3</sup> auf 0·4 m<sup>3</sup> verringerte, suchte neue Absatzgebiete im Oriente auf und passte auch Gestalt und Holz dem Geschmacke seiner Abnehmer an. Früher hatte man ausschließlich Buchenholz verwendet und Russholz nachgeahmt.

Im Oriente wurden aber auch Palissander-, Mahagoni- und Ebenholz gewünscht. Auch diese Sorten wurden nach Besiegung mancher Schwierigkeiten erzeugt. Zu gleichem Schritte mit den Bemühungen auf dem Handelsgebiete erfolgte die Einführung verbesserter Werkzeuge, so z. B. eiserne, amerikanische Hobel für ebene und trumme Flächen, wodurch die Ziehklinge von vielen Arbeiten verdrängt wurde; dann für die Bohrer eine Bohrmaschine u. s. w.

Ferner gründete Director Ribn eine Produktionsgenossenschaft, welche derzeit das Aufblühen der Marianeser Hausindustrie wieder erzielt hat.

Die Sesselerzeugung in Chiavari, resp. die dortige Hausindustrie lässt sich bis zum Jahre 1807 verfolgen, wo ein Abgeordneter einen Sessel aus Paris mitgebracht und vom Tischler Campanino nachahmen ließ. Die damals erzeugten Sessel wurden aus gespaltenem Ahornholz angefertigt und die Hauptvorteile waren große Leichtigkeit bei hoher Solidität; „beaum“ konnte man sie nicht nennen, da die Rückenlehne mit dem Sitz beinahe einen rechten Winkel bildete. In die Fünfzigerjahre fällt der größte Aufschwung der Industrie, die in den Siebzigerjahren rasch zurückging.

Nach Form und Gebrauch kann man die

Sessel von Chiavari in zwei Kategorientheilen:

1. in gewöhnliche, nicht polierte und nur in einer Form angefertigte, und 2. in seine Sorten. Was die gewöhnlichen Sessel anbelangt, so ist das Material dazu jetzt Rothbuchenholz. Der Sesselsitz ist aus Schilfrohrblättern gestochen. Die Rücklehenschwingen sind gespalten, den Schindeln ähnliche, 5 mm dicke, 10 cm breite, 40 cm lange Scheiben. Die Drechsler-, wie die Gestellmacherarbeit wird gewöhnlich von einer und derselben Person, meistens dem Vater der Familie beorgt, die Flechtarbeit von der Frau und das Putzen der Rücklehne mit der Ziehklinge von den Kindern. Das Wiegen der Rücklehenschwingen zu je ca. 20 Stück erfolgt durch ein ca. zweistündiges Einlegen in ein kaltes Wasserbad, nachheriges Herausnehmen und Einspannen in einen Rahmen, ähnlich dem Gatter, wo ein Längenholz die Durchbiegung um 5 cm besorgt. Eigene Trockenräume kommen nicht vor. Das Gewicht des Sessels beträgt ungefähr 2½ kg. Zur Erzeugung der besseren Sorten verwendet man Ahorn- oder Kirschbaum, manchmal Buche, selten Nuss, Kastanie oder Esche. Das Rohmaterial bildet ausschließlich tadellose Ware. Die Arbeit des Tischlers und des Drechslers werden nicht mehr von einer Person durchgeführt, sondern getrennt. Angefertigt werden die Sorten in gelb (Kirschbaum), weiß (Ahorn), einfach schwarz oder mit Goldverzierung (minderer Ahorn, manchmal Buchen). Der Sitz ist immer aus Weiden, je nach der Qualität größer oder feiner gesplochten, bis zu einer Feinheit, welche einem Seidenrips äußerst ähnlich sieht. Die beste technische Leistung ist jedenfalls die weiße Sorte. Die Arbeit ist rein und vollkommen mit den besten Werkzeugen von den geschicktesten Arbeitern in ausgezocht gutem Material durchgeführt; die Rücklehne, geschweift herausgeschnitten, ist gewöhnlich nicht zwischen die Füße gepasst, sondern auf dieselben mittelst Gratverbindung aufgesetzt. Nachdem der Sessel verleimt und der Sitz aus Weiden gesplochten ist, wird der Sessel mit Seife und Bimssteinpulver gereinigt und geschliffen, kommt noch jenach in einen gut schließenden Schwefelkasten, aus welchem er nach 10—12 Stunden vollständig gebleicht entfernt wird, worauf das Holz mit einer weißen, filtrierten Schellackpolitur, ohne Leinöl, politiert wird, so dass der ganze Sessel den Eindruck macht, als wäre er aus Eisenstein. Bei dem fortwährenden Rückgang waren die Chiavesen darauf bedacht, diejenigen zu sternen. Die Società economica beanspruchte, eine Fabrik für gebogene Möbel in Chiavari zu errichten und die gesunkenen Hausindustriellen dieses Ortes darin zu beschäftigen; dadurch würde die Hausindustrie ihres Charakters entkleidet werden.

Eine dritte Gruppe bildet die Spielwarenindustrie. In abgelegener Gebirgsgegend liegt das Haus, mit dumpfer Lust erfüllt, weil von zu vielen Menschen bewohnt, der enge Raum zugleich Küche, Wohnzimmer, Kranken- und Schlafstube, Werkstatt und Stall; dort arbeitet, was Hände regen kann, den langen Winter hindurch. Da wird immer und immer wieder derselbe Gegenstand gemacht, geschnitten, ge-

leimt, bemalt. Jedes Volk, d. h. Civilisierte so gut wie die Wilden, hat seine Spielwarenerzeugung. Die Erzeugung der Spielwaren in Paris hat ihren Sitz in Ateliers, in künstgewerblichen oder in mechanischen Werkstätten. Die Nürnberger Bleisoldaten sind ebenso bekannt, wie die Pariser Puppe. Von der unerheblichen und auch weniger interessanten städtischen Spielwarenproduktion abgesehen, besitzen wir in Österreich fünf Haupterzeugungsgebiete für Spielwaren, u. zw.: das Erzgebirge in der Umgebung von Katharinenberg und Oberlentendorf; das Gebirge um Grulich, jenen Winkel Böhmen, der die mährisch-preußische Grenze berührt; die Beskiden im nordöstlichen Mähren mit dem Hauptorte Walachisch Mejeritz; endlich die Alpen mit der Biechtan bei Gmunden und das Grödnerthal mit St. Ulrich; ferner in Galizien Kolbuszow, Jaworow u. s. w.

An allen den genannten Produktionsstätten ist die Erzeugung von Spielwaren nicht auf eine einzelne Ortschaft konzentriert, sie ist vielmehr in zahllosen Häusern und Hütten im Gebirge eingezogen. Die Theilung der Arbeit ist in mehrfachem Sinne durchgeführt. Einerseits werden in einem Hause nur bestimmte Artikel gemacht, andererseits hat dabei jede Person ihre besonderen Verrichtungen. Die Leute bringen es zumeist zu einer erstaunlichen Gewandtheit in einzelnen Handgriffen, zu raffinirten Vereinfachungen des Verfahrens, mitunter auch zur Genauigkeit und Pünktlichkeit. Nur so erklären sich die überraschenden Mengen und die niedrigen Erzeugungskosten mancher Objecte. Es ist nicht zu übersehen, dass diese Arbeitstheilung zu großer Abhängigkeit eines Arbeiters von dem Conjointum, dem er angehört, führt, zu einer furchtbaren Einseitigkeit und — was das Schlimmste ist — zu erschreckender Gedankenlosigkeit und Stumpfsinn. Alle Arbeiter gerathen allmählich in die absoluteste Abhängigkeit vom „Verleger“ oder „Händler“, dem sie ihre Erzeugnisse abliefern. Der „Händler“ bestimmt den Preis und die Zahlungsbedingungen. So lange dieser besteht, ist die Lage für den Arbeitnehmer eine noch günstige. Lieferfert jedoch der Hausindustrie ohne vorangegangene Bestellung, bewirkt er sich erst, nachdem die Ware fertig ist, um deren Übernahme seitens des Händlers, so ist er diesem ganz in die Hand gegeben. Der Händler ist ein Wohlthäter oder eine Geißel für die armen Spielwarenmacher, deren Segen oder Flüche ihn auf seinen Wegen begleiten.

Die mechanischen Hilfsmittel der Hausindustrie sind die denkbar einfachsten.

Wir wollen nun an einzelnen typischen Beispielen den Zustand der Spielwaren erzeugenden Hausindustrien in den verschiedenen früher genannten Gebieten Österreichs kurz charakterisieren.

Nachbildungen von Gegenständen der Natur im verjüngten Maßstabe sind ein immer und immer wiederkehrendes Spielzeug. Unter diesen Naturgegenständen ist es insbesondere der Baum, welcher nach den verschiedensten Methoden hergestellt wird. In Oberlentendorf werden die Bäume aus drei gesonderten Theilen hergestellt,

wenn man das Postament hinzurechnet. Dieses bildet eine kleine Scheibe, welche nur aus einem cylindrisch abgedrehten Klöschen von Fichte, Aral genannt, hergestellt wird. Den Schaft des Baumes bildet ein gleichfalls auf der Drehbank hergestellter spulenartiger Körper, an den die Blätter angeleimt werden. Die letzteren werden mittels des Schnitzmessers von einem Stäbchen mit linsenförmigen Querschnitt aus freier Hand weggeschnitten. Auf diese Art werden heimische Nadelholzarten und auch Lärchholz angefertigt, wobei oft allerdings ganz wunderliche Formen zutage treten. Im unbemalten Zustande kosten 60 Stück Fichtenbäume je nach der Größe 18 kr. bis fl. 2.60. Es ist bekannt, dass es die Kinder außerordentlich lieben, im Sande zu spielen. Um ihnen bei diesem Spiele zuhülfe zu kommen, versiertigt man aus Ahorn verschiedene Formen, welche bestimmt sind, mit Sand gefüllt zu werden und dadurch verschiedene Gestalten zum Vorschein zu bringen. Ein Sak von 13 Stücken, bestehend aus 12 Formen und einem Löffel zum Einfüllen des Sandes, wird aus Holz im Werte von 30 kr. hergestellt. Der Arbeiter bekommt für die Auffertigung des Sakkos 40 kr. Die Spielwarenmacher des Erzgebirges versertigen auch sog. Beißerspiele. Als Beispiel diene ein Angelbecher aus Ahornholz, poliert, in welchem man eine vom Zieher erst gesogene rothe Angel verschwinden machen kann. Der Kostenpreis des Holzes beträgt für dieses Object 6 kr., dem Arbeiter bezahlt man, das Holz mit inbegriffen, 20 kr., der Verkaufspreis des Händlers ist 35 kr. Sehr nett ausgeführte Holzgeräthe aus Ahorn, einzelne auch aus Eiche und Ahorn, werden pro Sak um 45 kr., den Holzwert von 15 kr. mit einbezogen, erzeugt. Diese Objecte werden auf der Drehbank hergestellt.

Das interessanteste Verfahren besteht wohl in der Erzeugung von Menschen- und Thier gestalten vermittelst abgedrehter Ringe. Soll z. B. die Figur eines Hirsches erzeugt werden, so wird zuerst auf der Drehbank ein Ring abgedreht, dessen Querschnitt eine Contour zeigt, welche die Hauptumrisse des fertigen Thieres zeigt. Die grosse Spaltbarkeit des Fichtenholzes in radialem Richtung, welche mit dem Halbmesser des Ringes zusammenfällt, gestattet, dass man nun von dem Ringe einzelne Stücke herabspaltet, welche ihrer Dicke nach möglichst mit der Dicke dimension des Thieres übereinstimmen. Für den Schnitzer ist es nun ein leichtes, die Thiergestalt anzufertigen. Ein noch nicht bemalter, fertig geschnitzter Hirsch mit ausgeztem Geweih kostet 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> kr.

Zu den besten Gegenständen der Oberlentendorfer Hausindustrie gehören die Zimmereinrichtungen, welche in allen Stufen von der gewöhnlichen weichen Kücheneinrichtung bis zu den mit Sammet gepolsterten Salongarnituren, eingelegten Ebenholzmöbeln u. s. w. dargestellt werden. In neuester Zeit werden auch schon die Möbel aus gebogenem Holze aus dünnem Laerzrohr nachgebildet und äußerst zierlich angefertigt.

Diese erzgebirgische Spielwarenerzeugung erstreckt sich von dem Kammre des Gebirges

der die Grenze Böhmens gegen Sachsen bildet, bis herunter in die Ebene. Der Mittelpunkt ist Katharinaberg, einer der wichtigsten Punkte Oberleutendorfs. Jenseits der Grenze in Sachsen hat sich die Spielwarenindustrie gleichfalls angesiedelt, z. B. in Sonneberg (Herzogthum Sachsen-Meiningen; vgl. Dr. Emanuel Sag, „Die Hansindustrie in Thüringen“, I. Theil, 2. Auflage, Jena 1888) und hat dort eine höhere Stufe erlangt. Das Handelsministerium hat einen Versuch gemacht, durch eine Fachschule für Spielwarenindustrie in Katharinaberg diese Produktion technisch und künstlerisch zu heben. In Katharinaberg zeigten sich indes nicht jene Erfolge, welche man erwartet hatte, und man hat deshalb die Anstalt nach Oberleutendorf verlegt. Um die bisher in Katharinaberg erzeugten Waren zu nennen, so führen wir die Knallbüchse und die Wassersprühe aus Rothbuche oder Fichte, auf der Drehbank hergestellt, an, welche, durch schwarz eingebraunte Ringe gesiert, in ursprünglicher Farbe oder gebeizt erzeugt werden. Der Rohstoff kostet pro 60 Stück 6—12 kr., der Arbeitslohn 24—30 kr. Der Verleger verkauft 60 Stück mit 80—90 kr.

In Grulich werden alle Branchen der Schnitzerei betrieben, Thierköpfe (Rehe, Hirsche) als Träger von Geweihen, Darstellungen aus der Vogelwelt, Pfeifenköpfe und Spielereifiguren. Die letzteren werden bemalt verkauft von 4 kr. aufwärts. Die Händler ordnen dieselben zum Behufe gewisser Darstellungen. Da gibt es einen Hochzeitszug, eine walachische Meierei, eine Abtheilung Hoftrabanten u. s. w. Den Hauptartikel bilden die Krippenfiguren. Manche Spielwarenerzeuger beschäftigen sich auch mit der Herstellung von Christusfiguren für Crucifixe. Manche, die dabei ausschließlich ihren Erwerb finden, werden durch die Bezeichnung „Herrgottsschnitzer“ von den Spielwarenschnitzern unterscheiden. Die Produktion von Spielwaren im Erzgebirge, wie in Grulich zielt ausschließlich auf den Export ab.

Ein Gebiet, wo der Abfall nur auf einige Meilen im Umkreis reicht, stellt die Umgebung von Walachisch-Meseritsch dar. Ein paar Stufen, welche durch den niederen Stand der Technik, sowie durch die eigenartige Decoration gekennzeichnet sind, sind z. B. ein Spielereischiebkarren aus Rothbuche und eine Ratsche aus Linde. Der Schiebkarren ist eine ziemlich gefällige Nachahmung des Hausratthes. Der Arbeiter ist imstande, 3—4 Stück pro Tag fertigzustellen, und lässt sich dafür 30 kr. pro Stück bezahlen. Die Ornamentation ist eine ziemlich gefällige und wird dadurch erreicht, dass das Object, über ein stark flammandes Feuer gehalten, sich bräunt, worauf dann an der Oberfläche mit dem „Geißfuß“ Figuren eingerissen werden, welche auf der dunkleren Fläche weiß erscheinen. Die hund bemalte Ratsche kostet per Stück 3 kr. Die tägliche Erzeugung steigt bis 30 Stück.

Auf einer viel tieferen Stufe als die hansindustrielle Spielwarenproduktion in Walachisch-Meseritsch steht jene von Galizien. Pappe, Leder und Rothbuche liefern den Rohstoff. Reismesser und Schnitzmesser bilden die einzigen

Werkzeuge; die Drehbank kommt nicht zur Anwendung. Die ganz sinuose Verzierung von Thiergefalten mit Ornamenten der furchtbarsten Art bei bevorzugter Verwendung von Anilinfarben führt zu wahren Missgestalten. Eine Violine, wohl besaitet, sammt dem dazu gehörigen Bogen, aus Kolbuszow stammend, wird um den unglaublichen Preis von 20 kr. verkauft. Der Boden und die Decke des Musikinstrumentes sind mit farbenprächtigen Ornamenten geschmückt. Ein Wagen sammt Pferden aus Sawarow ist um den Betrag von 10 kr. verkauflich. Die galizischen Spielwaren sind technisch und künstlerisch sehr geringwertig. Diese Erscheinung ist um so auffallender, als es in Galizien hansindustrielle Schnitzereigebiete gibt, aus denen meisterhafte Erzeugnisse hervorgehen, so z. B. die Flaschen, Eierbecher und Fässchen aus Kosow bei Jaworow.

Absolut anders repräsentiert sich die Spielwarenproduktion der Biechtan. Die grosse Zahl der Artikel, die weitgehende Theilung der Arbeit, das Abzielen auf den Export, insbesondere nach den slavischen Balkanländern und nach dem Oriente, die ziemlich weit gediehene Organisation des kaufmännischen Betriebes der Waren, alles das hat die Biechtauer Hansindustrie zu einer ganz bedeutenden, eigenartig ausgeprägten Erscheinung gestaltet.

Ausgeschliessend an die Violine aus Galizien wäre eine ganz rothe Violine, welche der Arbeiter im fertigen Zustande mit 2 fl. 45 kr. pro Dutzend, der Verleger mit 2 fl. 80 kr. pro Dutzend verkauft, zu erwähnen, deren Absatzgebiet Ungarn und Serbien ist. Eine kleine Trompete, die der Arbeiter pro Dutzend um den Preis von 6½ kr. herstellt, findet in grossen Massen ihren Absatz in Ungarn, Russland und in der Levante; die Flöte, deren Kosten von Seiten des Arbeiters 12 kr., von Seiten des Verlegers 15 kr. per Dutzend ausmacht, hat ihre Käufer in Serbien, Bosnien und Bulgarien. Zu diesen Nachahmungen von Musikinstrumenten kommen die Lärminstrumente, wie die doppelte Ratsche, deren Preis pro Dutzend 16 kr., resp. 20 kr. (Verleger) beträgt, welche in Ungarn, Serbien, Bosnien, Bulgarien und Rumänien ihre Abnehmer findet. Um der Spielware außer ihrer Befähigung, irgend einen Ton hervorzubringen, noch einen anderen Reiz für das Kind zu verleihen, bringt man den Tonerreger in Verbindung mit allerlei Thier- und Fruchtformen. Man findet dort einen Pfeifenvogel, pro Dutzend 10 kr., Birntrompete u. s. w., welche sämtlich in Russland, Ungarn und der Levante ihren Absatz finden. Auch die Biechtauer Ratsche mit 20 kr. pro Dutzend kann in Konkurrenz treten mit jener aus Walachisch-Meseritsch, die auf 36 kr. pro Dutzend zu stehen kommt. Eine unter den Spielwaren hervorragendere Gattung bilden die sog. Dokken. Die Vorbilder dafür sind wohl Landlente im Sonntagsstaate oder Städter. Solche Dokken sind die Gmundener Dokke, Biizer Dokke mit Engel oder Kind, die Federdokke u. s. w. Mit der Schepperdokke, einer Dame, die bei jeglicher Bewegung ein Geräusch erzeugt, konkurriert das Quietschmandel als Musikinstrument

Das thuerste dieser Erzeugnisse, die Gmundener Löffel, wird mir 36 kr. pro Dutzend bezahlt. Auch die Viechtau erzeugt Krippenfiguren, welche jedoch gegenüber den Grödlicher Figuren zurückstehen. Ebenso geht es mit der Darstellung von Möbeln gegenüber Oberlentendorf. Der Einfluss des in den Donaufürstenthümer herrschenden Geschmackes auf die Produktion der Viechtau zeigt sich am auffälligsten bei den bunt bemalten Schachteln, von denen ein Satz, sechs Stück, um 45 kr. vom Händler zu beziehen ist. Ein Holzgewehr, mit completem Mechanismus zum Schießen eingerichtet, kostet 1 fl. 50 kr. pro Dutzend, der Holzlabel in reicher Scheide 5 kr. pro Stück. Als Exportartikel nach Deutschland dient z. B. der Bierwagen, welcher um 66 kr. in den Handel gebracht wird.

Die Figurenschnitzerei lässt sich kaum trennen von der Heiligenbildschnitzerei. Die Fortschritte, welche die plastische Bildhauerrei im Grödnerthal in der Richtung zum Guten gemacht hat, lassen sich kaum verfennen; und wenn auch die Tiroler Heiligenfiguren sich nicht immer auf der gleichen Höhe des Geschmackes und der Technik befinden wie die Münchener und sonstigen städtischen Ateliereinrichtungen, so gehören doch die aus dem Grödnerthal hervorgehenden Heiligen- und Spielwarenfiguren zum Besten, was in Österreich geleistet wird. Das Grödnerthal verfügt noch immer in ziemlicher Menge über ein Schnitzmaterial der besten Art, das Zirbenholz. Zirbe und Fichte sind die Rohstoffe für edle und weniger edle Schnitzarbeiten. Die Mehrzahl der Darstellungen von Figuren und Thieren ist beachtenswert, sie beziehen ihre Modelle hauptsächlich aus dem Grödnerthal selbst: Haustiere, Uhrenhändler, der Vogelhändler, die Sennerrin u. s. w. Die mechanischen Spielwaren, wie z. B. die Altvatengruppe oder ein Kapuziner, der seine Klausur verlässt, um zum Gebet zu läutern u. s. w., sind ihresgleichen. Auch in der Erzeugung von allerlei kleinen Wagen wird Vorreißliches geleistet. Ein Leiterwagen aus Fichte, getrennt in die Einzelheiten nachgebildet, kostet 13 kr. pro Stück. Einen Hauptartikel des Grödnerthales bilden die Puppen. Man muss nicht nur in diesem Artikel, sondern überall dort, wo es sich um weitergehende Ansprüche in der Darstellung von Formen handelt, das Grödnerthal als den vorgeschrittensten hausindustriellen Bezirk Österreichs bezeichnen. In der Organisation des Betriebes herrscht unter den vorgenannten Orten der Hausindustrie groÙe Ähnlichkeit. Die Eignung der eigentlichen Producenten ist in manueller Beziehung in allen Theilen Österreichs eine sehr bedeutende.

In die letzte Gruppe sollen die Korbmacherarbeiten und die Holzwereberei gestellt werden. Betrachtet man heute noch eine Korbmacherfamilie, welche von Ort zu Ort zieht, so ist der Eindruck, den man empfängt, ielten ein günstiger; man erhält das Bild eines inländischen Zigeuners. Auf unregelmäßige, schlecht bezahlte Fleißarbeit angewiesen, reicht sein Verdienst nicht aus, ihn und seine Familie zu ernähren. Während er sich die Weiden stahl,

bettelte seine Familie von Haus zu Haus. Seitdem das Korbmacherhandwerk nicht mehr auf die Ausfertigung der Hausrörbe beschränkt ist, sondern durch die Industrie so vielseitig in Anspruch genommen wurde, ist es ein stehendes Gewerbe geworden. Es ist besonders der kleine Landwirt, der seine freien Stunden sehr gut zur Ausübung des Korbmacherhandwerkes verwenden kann. Die von ihm gesetzten Stücke verbraucht oder verkauft er selbst, oder lässt sie verkaufen. Schönere und bessere Ware konnte man nur in der Stadt erlangen, wo hübsche Korbwaren aus Bayern (Overfranken) oder aus Nordfrankreich zu verkaufen waren.

Das vom Korbmacher ausgewählte Material zeigt aber nicht immer gute Eigenschaften; er wird in Zukunft darauf Bedacht nehmen und schließlich Sezlinje oder Stecklinge edler Sorten aussuchen, auf Grund und Boden, der sonst seiner landwirtschaftlichen Cultur zugänglich gemacht werden kann, wie sandige Thuisner, verjungste Niederungen u. s. w., nach und nach eine Weidenanlage entstehen lassen. Bielach haben auch öffentliche Organe, die Großgrundbesitzer u. s. w. solche Anlagen hergestellt; damit der Arbeiter aber auch lerne, richtig dieses oder jenes zu pflanzen, wurden Schulen errichtet. An der einen wurde die Kunstkorbmacherei über Modelle (zog. bayrische Arbeit) betrieben. Korbmacher d. B. zu Rudnik in Galizien und in Počitz bei Joslowitz (Mähren), Kinderwagen und Tragörbe werden in Cetawitz, Gloskostelec, Schopfa und Mlazic a. d. Elbe (Böhmen) erzeugt. Pantoffel und Handtaschen aus Binzen werden in Batow verfertigt. Marktörbe erzeugt Markowitz in Mähren, Eierörbe die Ortschaften Skotnik, Jeszterszani und Kopanka bei Krakau, Geldbörschen aus Weißfleiservorzeln macht swaæzala in Galizien, Blumentische Ottakring bei Wien. In Fogliano (Istrien) beschrankt man sich fast ganz auf die Erzeugung roher Obstemballagörbe. Die Ausfertigung dieser Oörbe blüht jedoch nur im Sommer, besonders wenn ein reiches Obstjahr ist.

In Österreich bestehen 37 Lehrwerkstätten für Korbmacherei, von denen 19 von der Regierung mit Gehobeträgen bis 900 fl. unterstützt werden.

Zm industriereichen nördlichen Böhmen, etwa eine Stunde von Kumburg entfernt, liegen in landschaftlich reizender Gegend Alt- und Neu-Ehrenberg, der Hauptort der hausindustriellen Holzwereberei. Außer an diesen Orten besteht die Industrie sehr gering in Zeidler und Rixdorf in Böhmen, sowie in Gersdorf in Sachsen. Man kann zwei Theile bei der Erzeugung unterscheiden: 1. die Erzeugung des Holzgewebes oder Platte, „Holzböden“ genannt, und 2. die Verarbeitung derselben zu Hüten, Rappen, Galanteriegegenständen u. s. w. Das Rohmaterial, welches hier ausschließlich zur Verwendung gelangt, ist das Holz der Zitterpappel, Eiche oder Aspe (*Populus trem.*). Asperes, vollkommen geradwüchsiges Holz, weich, weiß und elastisch, ist durch seine Eigenschaften dazu geeignet, Holzläden herzustellen zu lassen.

Das Holz wird im Frühjahr oder Herbst in Russisch-Polen ausgesucht und gekauft. Die

Stämme haben im Minimum 300 mm Durchmesser und ca. 130 cm Länge. Nachdem sie abgetheilt wurden, müssen sie auch geschnält und ausgefeert werden. Es wird nur das vollkommen tadellose Holz ausgesucht und zur Eisenbahn mittelst Wagen gebracht. Die Fracht geht über Deutschland. Das Holz wird im Ehrenberg in Gruben geschlichtet, die Wasser enthalten. Die Herstellung der Holzfäden geschieht meist durch den Holzbodenreuter. Das ca. 130 cm lange Holz wird in Stücke gespalten, deren Breite 60 bis 80 mm beträgt, auf einer Bank befestigt und mit einem Hobel geglättet. Nun wird mit dem Theiler, einer Art Hobel mit 20–30 seinen Messerklingen, unter ziemlichem Druck parallel dem Faserlaufe des Holzes ein Schnitt geführt, woran mit dem Hobel wieder geglättet wird. Die in dieser Weise erzeugten Holzfäden haben 0,3 bis 8 mm Breite, eine Höhe von 0,1 bis 0,25 mm und eine Länge von 1200 bis 600 mm. Je weißer das Holz, desto geschächter die Ware. Überdies werden die Holzfäden auch gefärbt. Die fertigen Holzfäden werden zu je zweien am Ende zusammengeknüpft und zu Büscheln vereinigt, welche die zu einer Platte nothwendigen Kettenfäden enthalten, ca. 100–500. Das Binden je zweier Fäden wird durch Kinder besorgt. Die Weberin ordnet nun die langen Fäden als Kette, die kürzeren als Schuss oder Einschlag. Die Einrichtung des Webstuhles ist von der eines Zengwebstuhles dadurch verschieden, dass die Kettenfäden wegen ihrer geringen Länge nicht aufgebäumt, sondern an einen Rahmen gespannt werden. Nach Vollendung des Holzbodens wird derselbe abgeschüttet. In neuerer Zeit sind auch Jacquardstühle eingeführt worden. Die Länge der Holzböden, von dem ersten Webstuhl erhalten, ist 800–900 mm lang und 600 bis 650 mm breit. Die Platte kann entweder ungefärbt, einzelne Streifen oder im Ganzen gefärbt sein. Vermehrt kann der Farbenreiz noch durch das Einweben von Gold-, Silber- und Gespinstfäden werden. Die Verarbeitung der Holzböden geschieht größtentheils im Orte selbst. Die Herstellung der Hütte geschieht entweder aus einem Stücke, oder es werden die Kappe und die Krempe zusammengeleimt. In beiden Fällen wird über Holzformen gearbeitet.

Stets werden zwei Platten genommen und zusammengeleimt, von denen die innere der Futterboden heißt. Die Hütte werden nun in manigfachster Weise mit Streifen, Bändern, Maschen u. s. w. von Holzgewebe und Stoff verziert. Früher gieng der größere Theil der Böden nach Paris und London und wurden dort appretiert, jetzt besorgt dies die Firma J. Roeff & Comp. in Ehrenberg selbst. Beschäftigen thun sich mit dieser Hausindustrie in Alt- und Neu-Ehrenberg nach der Volkszählung von 1880 1153 Personen. Die Zahl der Webstühle betrug damals ca. 700. Der Preis einer Klafter Aspenholz war in Alt-Ehrenberg 120 bis 150 fl., der Preis einer Platte, je nach der Qualität, 5–30 fr. Von dieser Summe erhält die Weberin  $\frac{1}{3}$ , während  $\frac{2}{3}$  dem Holzbodenreuter für das Holz, Hobeln, Knüpfen, Färben, sowie für die Amortisierung der Werkzeuge

verbleiben. Eine Arbeiterin kann per Tag (12 bis 15 Arbeitsstunden) ca. 20 Blatt der gewöhnlichen Sorte anfertigen, von den feineren Sorten 5–6 Stück; für die letzteren werden sie jedoch besser entlohnt. Die billigsten Hütte kommen auf 70–80 fr. per Dukzend; der Preis steigt jedoch für bessere Ware bis zu mehreren Gulden per Stück. Die Erzeugnisse dieser Industrie werden nach ganz Europa, nach dem Kaukasus, Indien, China, nach Nord- und Südamerika und Australien versendet. Durch Häuslerhandel werden nur wenige Exemplare abgesetzt. Der Vertrieb geschieht fast ausschließlich durch fünf Handlungshäuser in Ehrenberg, Zeidler und Schluckenau.

**Literatur:** Die Holz- und Spielwarenindustrie in der Viechtach bei Gmunden von Rud. Nekola, f. f. W. Forstmeister in Gmunden. 1882. Johann Habacher's Buchdruckerei.

Das Kunstholtzhandwerk im oberbayerischen Salinenforstamtsbezirke Berchtesgaden. Herausgegeben vom königl. bayer. Ministerialforstbüro. München 1859. Joh. Palm's Hofbuchhandlung.

Die Häuslerindustrie im deutschen Südtirol von Dr. Joh. Angerer. Bozen 1881. Commissionsverlag der Fr. A. Promberger'schen Buchhandlung.

Die Gartenlaube 1880. Nr. 9. Die Sparteriewarenherstellung von Otto Fürst.

Die Häuslerindustrie in Thüringen von Dr. Emanuel Sax, 1., 2. und 3. Theil. Jena. Verlag von Gust. Fischer.

Lehrbuch der rationellen Korbweidenkultur von J. A. Krahe, Bürgermeister zu Prümern bei Aachen. 3. Aufl. Aachen 1884. Verlag von Rud. Barth.

Aus den Mittheilungen des k. k. technologischen Gewerbeamuseums, Section für Holzindustrie. Verlag von Karl Graefer in Wien. Jahrgang 1881: Die Holzweberei oder Sparterie von Karl Mitołaschek, 1882: Chiavaris Sesselherstellung von C. A. Ribi, 1883: Die Häuslerindustrie in Mariato von C. A. Ribi, 1886: Die Häuslerindustrie des Grödenberthales von W. F. Exner, 1887: Die Häuslerindustrie und die Holz verarbeitenden Gewerbe im Herzogthume Krain, 1888: Zur Hebung der Häuslerindustrie im Grödenberthale. Über die Erwerbsverhältnisse im Erzgebirge. Er.

Hauskäche, s. Kähe. Mcht.

Hausmaus, s. Mäuse. Höchl.

**Hausrecht (Österreich).** Das Gesetz v. 27./10. 1862, R. G. Bl. Nr. 88, zum Schutze des Häuserechts wurde durch das St. Cr. G. v. 21./12. 1867, R. G. Bl. Nr. 442 (über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger) „als Bestandteil dieses Staatsgrundgesetzes, erklärt“ so dass dieses Recht zu einem „Grundrechte“ geworden ist und eventuell durch das Reichsgericht zu schützen ist. Dieses Gesetz stellt als Regel den Satz auf, dass „eine Häuserdurchsuchung, d. i. die Durchsuchung der Wohnung oder sonstiger zum Haushalte gehöriger Räumlichkeiten in der Regel nur kraft eines mit Gründen versehenen richterlichen Befehles

unternommen werden darf. Dieser Befehl ist dem Beteiligten jogleich oder doch innerhalb der nächsten 24 Stunden zuzustellen". Ohne richterlichen Befehl kann "zum Zwecke der Strafgerichtspflege bei Gefahr am Verzuge eine Hausdurchsuchung von Gerichtsbeamten, Beamten der Sicherheitsbehörden oder Gemeindevorsteher angeordnet werden. Der zur Vornahme Abgeordnete ist mit einer schriftlichen Ermächtigung zu versehen, welche er dem Beteiligten vorzuweisen hat. Zu demselben Zwecke kann eine Hausdurchsuchung auch durch die Sicherheitsorgane aus eigener Macht vorgenommen werden, wenn gegen jemanden ein Vorführungs- oder Verhaftsbefehl erlassen, oder wenn jemand auf frischer That betreten, durch öffentliche Nachteile oder öffentlichen Ruf (nur das eigentliche Nachrufen nach einem Verfolgten, nicht Rusgerücht) einer strafbaren Handlung verdächtig bezeichnet oder im Besitz von Gegenständen betreten wird, welche auf die Beteiligung an einer solchen hinweisen. In beiden Fällen ist dem Beteiligten auf sein Verlangen jogleich oder doch binnen der nächsten 24 Stunden die Bescheinigung über die Vornahme der Hausdurchsuchung und deren Gründe zuzustellen. Zum Behufe der polizeilichen und finanziellen Aufsicht dürfen von den Organen derselben Hausdurchsuchungen nur in den durch das Gesetz bestimmten Fällen vorgenommen werden", wohin z. B. Hausdurchsuchungen bei Personen, welche unter polizeilicher Aufsicht stehen, gehören, dann Revisionen bei Gewerbetreibenden behufs Aufsindung von Monopolgegenständen u. s. w. Das Gesetz unterscheidet demnach vier Fälle der Hausdurchsuchung: a) Normalfall, über richterlichen Befehl; b) ohne solchen Befehl, aber zum Zwecke der Strafgerichtspflege, wenn Gefahr am Verzuge, durch Sicherheitsbehörden angeordnet; c) durch die Sicherheitsorgane aus eigener Macht vorzunehmen, jedoch nur beim Eintritte der überwähnten strengeren Voraussetzungen; endlich d) zum Zwecke der polizeilichen und finanziellen Aufsicht in den gesetzlich normierten Fällen. — Abgesehen von dem uns fernliegenden Falle sub a, ist auch der Fall sub b ziemlich einfacher Natur. Wenn der Forstschuhmann Zeichen einer strafbaren Handlung, z. B. eines Diebstahles (s. d.) entdeckt hat, begründeten Verdacht dafür hat, daß das gestohlene Holz in einem bestimmten Hause verborgen wird, und "Gefahr am Verzuge" ist, d. h. daß der gerichtliche Antrag zur Vornahme einer Hausdurchsuchung zu spät käme, so wird er mir die Vornahme derselben über Anordnung des Gemeindevorstehers diesen angehen. Hierbei braucht "Gefahr am Verzuge" nicht direct bewiesen zu werden, sondern genügt die Aufführung von Umständen, welche eine Gefahr wahrscheinlich machen (Erl. des Reichsgerichtes v. 17./7. 1878, Z. 140).

Schwieriger sind die Fälle sub c. Die Vornahme einer Hausdurchsuchung durch die Sicherheitsorgane selbst, z. B. durch einen Gendarmen oder Forstschuhmann, ohne daß wegen Gefahr am Verzuge der Gemeindevorsteher den Antrag ertheilt hätte, kann nur unter gewissen, gegen "Gefahr am Verzuge"

schwerer wiegenden Voraussetzungen vorgenommen werden, nämlich wenn ein richterlicher Vorführungs- oder Haftbefehl erlassen ist, Betreten auf frischer That u. s. w. (wie oben).

Auf unser Gebiet angewendet, muß dem Forst- und Jagdschutzpersonale daher die Vornahme einer Hausdurchsuchung aus eigener Machtvollkommenheit gestattet sein, wenn jemand auf frischer That betreten oder im Besitz von Gegenständen betreten wird, welche auf die Verübung einer strafbaren Handlung hinweisen, oder auch dann, wenn z. B. eine Person verfolgt wird (öffentliche Nachteile), oder wenn bei der Verfolgung jemand einer strafbaren Handlung laut gezielen wird ("Halter den Dieb!"), so kann der Schuhmann als "Sicherheitsorgan aus eigener Machtvollkommenheit" eine Hausdurchsuchung vornehmen. Die Voraussetzung für derartige Hausdurchsuchungen liegt aber nach dem Wortlaut des Gesetzes darin, daß der Zweck derselben im Kreise "der Strafgerichtspflege" liegt, denn die Hausdurchsuchung kann z. B. vom Gemeindevorsteher "bei Gefahr am Verzuge" angeordnet und vorgenommen werden "zum Zwecke der Strafgerichtspflege" und durch die Sicherheitsorgane kann "aus eigener Macht" eine solche vorgenommen werden unter den oben gegebenen Voraussetzungen und "zu demselben Zwecke", d. h. auch "zum Zwecke der Strafgerichtspflege". Wenn es sich also um eine nach dem Strafgesetze zu abhandende Handlung dreht, so ist unter den angegebenen Bedingungen das Recht des Forst- und Jagdschuhmannes zur Vornahme einer Hausdurchsuchung zweifellos.

Schwierig steht die Frage beim Forstreviel, n. zw. hauptsächlich deshalb, weil dieser Begriff geradezu im Gegensatz zu strafgerichtlicher Behandlung sich befindet (s. Forstreviel) und weil das Gesetz v. 27./10. 1862 sowohl bei Anordnung einer Hausdurchsuchung, z. B. durch den Gemeindevorsteher bei Gefahr am Verzuge, als auch bei Hausdurchsuchungen, welche die Sicherheitsorgane aus eigener Macht vornehmen können, immer von "Zwecken der Strafgerichtspflege" spricht, jedoch die Abhandlung von Forstreviel unbedingt nicht zur Strafgerichtspflege, wenn auch zur Handhabung eines Strafrechtes (durch die politische Behörde) gehört. Über dieses Bedenken hat sich der Erl. d. Fin. Min. v. 5./2. 1863, Z. 476 (Fin. Min. Bd. VI. Nr. 7) hinweggeföhrt und spricht, über eine Anfrage, dem beiedeten Forst- und Jagdschutzpersonale das Recht, eine Hausdurchsuchung vorzunehmen, zu, wenn die oben angegebenen Voraussetzungen eintreffen. Es wird allerdings behauptet, daß durch das Ges. v. 16. 6. 1872, R. G. Bl. Nr. 84, über die Stellung des Schuhpersonales dieses durch den Erl. d. Fin. Min. v. J. 1863 noch zugesprochene Recht verloren gegangen sei, weil dieses Gesetz die Maximalgrenze für die Berechtigung des Schuhpersonales feststellt und das Recht, Hausdurchsuchungen vorzunehmen, nicht aufgezählt sei (s. Forstschuh). Wir können diese Meinung nicht theilen, weil in dem 1872er Gesetze die Voraussetzungen für die Verhaftungen in einer einschränkenden Weise normiert sind, im übrigen aber sonst be-

stehende Rechte des Schutzmannes, wie sie in dem Gesetze zum Schutze des Hausesrechtes, im Forst- und Jagdgesetze enthalten sind, nicht alteriert sind, vielmehr ist auch in dem 1872er Gesetz erklärt, dass, wenn eine zu verhaftende Person flieht, sie auch außerhalb des Aufsichtsgebietes verfolgt und festgenommen werden kann, und dass den auf frischer That Betretenen die von der strafbaren Handlung (vorher auch der „Frevel“ gehört) herrührenden Gegenstände abgenommen werden können. Diese beiden Fälle sind es aber, in welchen auch nach früherer Auffassung (schon nach den §§ 51 und 58 f. G.) Hausdurchsuchung vorgenommen werden könnte. Wenn also ein Freveler verhaftet werden darf (s. Forstschutz), aber flieht, so kann derselbe auch bis in sein Haus verfolgt und dort festgenommen werden, ebenso kann eine Hausdurchsuchung (auch bei Frevel) vollführt werden, wenn der Thäter der Verübung eines Frevels dringend verdächtig erscheint, der Beweis aber nur durch eine Hausdurchsuchung hergestellt werden kann, weil in diesem Falle der Schutzmann dem mutmaßlichen Thäter die verdächtigen Sachen abnehmen kann; steht er dann damit, so können dieselben eventuell durch Hausdurchsuchung seitens des Schutzmannes zustande gebracht werden. Würde hier Hausdurchsuchung unzulässig sein, so könnten überhaupt viele Verhandlungen über Frevel nicht oder nur unvollständig geführt werden, weil entweder der Thäter oder die That nicht ermittelt werden könnte, und das kann nicht Absicht des Gesetzes sein. In anderen Fällen ist die Vornahme einer Hausdurchsuchung durch den Forstschutzmann ausgeschlossen. Hausdurchsuchung ad d („polizeiliche oder finanzielle Aufsicht“) kommt beim Forstschutzmänner direkt nicht vor, es wäre denn höchstens im Auftrage anlässlich eines Schmuggels u. dgl.

Vorläufige Überschreitung der durch das Gesetz zum Schutze des Hausesrechtes gezogenen Grenzen ist das Verbrechen des Missbrauches der Amtsgewalt (schwerer Kerker von 1 bis 5 Jahren); sonst Übertretung (Arrest von 1 bis 3 Monaten). Würde bei einer Hausdurchsuchung „nichts Verdächtiges“ ermittelt, so ist dem Beheimateten auf sein Verlangen eine Bestätigung hierüber zu ertheilen.“ — Hausdurchsuchungen sind mit Beobachtung der Vorschriften der Strafprozeßordnung (12. Hauptstück) vorzunehmen. Sie finden regelmässig erst nach Vernehmung des Beheimateten, und wenn dieser die gesuchte Sache nicht freiwillig herausgibt, statt, doch wird hiervon Umgang genommen bei übel berüchtigten Personen und Gefahr im Verzuge. Bei Durchsuchungen wegen Verbrechen oder Vergehen ist vorläufig die nächste Sicherheitsbehörde in Kenntnis zu setzen, damit sie einen Abgeordneten delegieren könne. Haus- und Personsdurchsuchungen haben mit Vermeidung unnötigen Aufsehens und überflüssiger Belästigung vorgenommen zu werden, womöglich mit Zugabe des Inhabers der Räumlichkeit oder eines anderen erwachsenen Familiengliedes. Über die Durchsuchung ist ein Protokoll aufzunehmen.

Die eigenmächtige Durchstörung einer Wohnung durch einen Privaten, welcher eine

ihm gehörige voreinthalte Sache aussuchte, entbehrt (nach Entsch. d. O. G. S. v. 21/11. 1871, Nr. 14.104 G. u. W., Bd. IX, Nr. 431) der Merkmale einer Bestrafung (s. d.). Mcht.

**Hausrotschwänzchen, Ruticilla titthys,** Linné. Motacilla phoenicurus, β. titthys, Linn. Syst. Nat. I., p. 335 (1766); Sylvia titthys, Scop. Ann. I. Hist. Nat., p. 157, Nr. 223 (1769); Motacilla gibraltariensis, Gm. Syst. Nat. I., p. 987 (1788, ex Edw.); Motacilla atrata, idem, ibidem, p. 988 (1788, ex Lath.); Motacilla erythrorhynchos, Linnaeus. Caratt., p. 6 (1810); Saxicola titthys (Scop.), Koch, Bayer. Zool. I., p. 186 (1816); Sylvia tites, β. campanonyx, Ehr. Symb. Phys., fol. dd. (1829); Ruticilla atra, C. L. Brehm, Vog. Deutschl., p. 365 (1831); Ruticilla titthys (Scop.), idem, ibidem; Ruticilla atrata, idem, ibidem, p. 366; Ruticilla gibraltariensis, idem, ibidem; Phoenicura tethys, Jardine & Selly, Ill. Orn., pl. 86, Fig. 1, 2 (1840); Lusciola titthys (Scop.), Schlegel, Rev. crit., p. 31 (1844); Ruticilla cairii, Gerbe, Dict. Univ. d'Hist. Nat. XI., p. 259 (1848); Erythacus titthys (Scop.), De-gland. Orn. Europe, I., p. 504 (1849); Erythacus cairii (Gerbe), idem, ibidem, p. 507; Lusciola thytis, Schlegel, Vog. van Nederl., p. 156 (1854); Ruticilla montana, C. L. Brehm, Naumannia, 1855, p. 281.

Abbildungen: 1. Vogel. Naumann, Vog. Deutschland, T. 79, Fig. 3 und 4. Dreyer, Birds of Europe, vol. II, pl. 44. — 2. Eier. Bädeker, Die Eier der europäischen Vögel, T. 27, Nr. 9. Thienemann, Abbildungen von Vogeleiern, T. XXII, Nr. 8, a—c. Seebohm, A History of British birds, p. 9.

**Hansröteln, Röthling, Stadtröthling, Stadt- oder Hausrotschwanz, Nachrotschwanz, Hausrotschwänzchen, Stadtrotschwänzchen, Wald- und Steinrotschwänzchen, Waldröthschwanz, Rotschwanz, blauer Rotschwanz, schwarzer Rotschwanz, Rotschwänzchen, Rothsterz, Rothstiert, Rothzahl, Rothzagel, Rothägel, Sommerröteln, Schwanzfleckchen, Gar-tenschwarzfleckchen, Schwarzbrüschchen, schwärzbäuchiger Sänger, schwärzbäuchiger Stein-schwäger, Wistling, Hütting, Saulsucker, Saulsieder, schwarzer Rotschwanz, Pechrotschwanz.**

Böh.: Rehek zahradní; dän.: Sortbrysset Sanger; engl.: Black Redstart; franz.: Rouge-queue Titthys; hol.: de zwaarte Roodstaart; ital.: Codirocco spazzacamino, Codirocco moretto, Moretto, Conarouss, Boucard di roccia, Passra neira, Conaroussot, Cuorosetta, Conarossa, Coarossa, Moraet, Corosole negher, Covaross ferrée, Cüross fére, Corossi de müraja, Couva roussa möura, Covross da l'invären, Covros nègher, Magnanén, Murett. Codranz, Squerossolo moro. Squerossolo spazzacamino, Coarosso moro, Corosollo, Codarossolo da sass, Scodaross, Codaross, Fr., Parolót, Quaróssolo nero o dei crozzi, Coróssolo spazzacamino. Codomòro. Coaross della neve o Parolot, Queu rous pignatié, Cua russa moa, Codirocco nero, Codirocco di pancia nera, Coderusso, Codirocco prevetariello, Faletta sumata, Cudarussa vavariscu, Cuda russa eu pettu niuru,

Cuda russa carbonara, Cuda russa di rocca, Cuda russa, Coa de fogu, Qudiross issued; croat.: Šumska crvenorepka; poln.: Słowik pleszka; portug.: Tisko ferreiro, Injá, Rabo-ruivo, Negrone, Noite negra, Ferreiro, Rabita ferreira, Rabbiruivo; russ.: Tschermschakha; schwed.: Svartrödstjärtssångare; span.: Collirrojo, Cagumero, Cagarrope, Solitaria, Tizón. Ferreirolo, Cua roja, Cotxa fumada, Rumia; ungar.: Füstarkú Zenér.

Das Hausröthschwänzchen kommt als Brutvogel nur in Frankreich, Spanien und Portugal, Algier, Deutschland, Schweiz, Italien, Westrussland bis zur Weichsel und dem Dujest, Österreich-Ungarn, Balkanhalbinsel, Krim, Kleinasien und Palästina vor.

In den südlicheren Ländern seines Verbreitungsgebietes ist er Standvogel, in den nördlicheren zieht er im Winter fort. Die Wanderung geht offenbar in zwei Richtungen vor sich, ein Theil nach Süden, daher beobachtet man in Südeuropa im Winter dort weit mehr schwarze Rothschwänzchen als im Sommer, außerdem wandern aber viele weiter nach Süden bis nach Italien, ein anderer Theil geht in westlicher Richtung nach dem südlichen Skandinavien, Dänemark und der ganzen Südküste Englands, einzelne Streifzügler sind im Herbst bis nach Schottland, Irland, den Färöerinseln und Island gedrengt.

Beobachtet wurde es auch im Kaufkasus und in Perßen, obgleich es dort wohl hauptsächlich durch *Ruticilla ochrura* vertreten wird.

Das Hausröthschwänzchen hält sich in der Ebene auf, geht aber auch mit Vorliebe hoch in die Gebirge hinein. In der Schweiz wurden von Gerbe zwei Formen unterschieden, außer der gewöhnlichen *Ruticilla tithys*, die *Ruticilla Cairii*, die sich aber als einjährige Männchen im Zugendkleide herausgestellt hat.

Totallänge . . . . .	14-30 cm
Flügellänge . . . . .	8-60 "
Schwanzlänge . . . . .	7-00 "
Tarsus . . . . .	2-30 "
Schnabel . . . . .	0-96 "

(Altes ♂ aus Braunschweig aus meiner Sammlung.)

Der Schnabel ist dünn, pfeilförmig, an der Wurzel breit, von oben nach unten zusammengedrückt, die Schneiden beider Kiefer eingezogen, der Oberkiefer den Unterkiefer mit abwärts gebogener Spitze überragend, in der Biegung leicht eingekerbt. Die Flügel sind ziemlich lang, stumpf abgerundet, die 3., 4. und 5. Schwinge bilden die Flügelspitze und sind auf der Außenfahne bogig eingehürt.  $3 = 4 > 5 > 2 > 6 > 7 > \dots > 10 > M > H > 1 > D$ . Die Flügel reichen bis über die Mitte des Schwanzes hinab im ruhenden Zustande. Der Schwanz ist ziemlich gerade abgestutzt. Die Füße sind hoch und schlank, die Zehen sehr dünn und zart mit sehr kleinen, mäßig gebogenen, von den Seiten her zusammengedrückten, sehr spitzen Krallen.

Altes Männchen im Frühlinge. Stirn und Jägel tief schwarz, übrige Oberseite bis zum Unter Rücken tief bläulich aschgrau, auf dem Scheitel am hellsten, am Rücken und auf

den Schultern mit durchhümmerndem Schwarz. Obere Flügeldeckfedern schwarz mit aschgrauen Säumen an den kleinen und bräunlich grauen an den mittleren und großen, Würzel und obere Schwanzdecken lebhaft gelblich rostroth, Schwinger schwarzbraun, an den Mittel- und Hinterflügelweiße Säume der Außenfahne, die bei ruhendem Flügel ein weißes Feld bilden. Schwanzleder lebhaft gelblich rostroth, bis auf die beiden mittleren, die dunkelbraun mit rostfarbigen Säumen gefärbt sind. Unterseite vom Kinn bis zur Mittelbrust tiefschwarz, Unterbrust und Bauch aschgrau, in der Mitte am hellsten, häufig etwas rostfarbig angestlogen, Äter- und untere Schwanzdeckfedern hellrostig, Schenkelfedern braun mit grauen Säumen. Untere Flügeldeckfedern weißgrau.

Jüngere Männchen erscheinen viel grauer, da an den schwarzen Federn sich überall breite aschgrane Ränder befinden, dann zeigen die Schwanzfedern von der mittleren bis zur 3. oder 4. meistens ein dunkelbraunes Fleckchen an der Spitze, und der weiße Fleck auf dem ruhenden Flügel ist viel unscheinbarer.

Später in den Sommer hinein werden die alten Männchen immer schwarz, da die aschgrauen Federränder sich mehr abreiben, auf der Kopfplatte aber greiser, mehr weißgrau.

Altes Männchen im Herbst nach der Mauer sieht dem alten Weibchen sehr ähnlich, da die grauen Federränder alles Schwarz verdecken, immer ist es aber an dem weißen Flügelschild zu erkennen.

Das alte Weibchen ist auf der Oberseite düster schmutzig aschgrau, unten licht aschgrau mit röthlichem Aufste, am Bauche weißgrau, am Äter und den unteren Schwanzdecken bleich rostgelblich. Schwanzfedern wie beim Männchen, aber bleicher.

Die Jungen im Nestkleide sind röthlich aschgrau gefärbt, oben dunkler, unten heller, mit weniger hervortretenden lichten, grauen Schafstellen, die dem ganzen Vogel ein mehr gewölktes als geslecktes Aussehen verleihen. Schwinger und Schwanzfedern wie im Herbstkleide, Männchen und Weibchen nur beim Nebeneinanderhalten zu unterscheiden, ersteres ist etwas dunkler als letzteres.

(Nach 4 Exemplaren aus meiner Sammlung, 3 von Braunschweig und 1 von Wan-gerooge.)

Der Schnabel ist schwarz, ebenso die Läufe, Zehen und Krallen, die Iris kastanienbraun und hat einen Durchmesser von  $4\frac{1}{2}$  mm.

Das Gelege besteht in der Regel aus 5 bis 6, selten aus 7, sehr selten aus 8 Eiern, die eine turziforme Gestalt zeigen, glänzend und leuchtend weiß gefärbt sind. Der Längsdurchmesser beträgt durchschnittlich 19-3 mm, der Querdurchmesser 14-4 mm, die Doppfhöhe 8-7 mm. Das Korn ist schlach, die Poren der Schale sehr zahlreich. Schon bald nach der Ablaufzeit in der ersten Hälfte März schreiten die Hausröthschwänzchen zur Auswahl ihres Nistplatzes. Das Männchen erscheint meistens einige Tage vor dem Weibchen; sobald dieses eingetroffen, werden zunächst die im vorigen Jahre benützten Brutplätze inspiziert und dann nach getroffener Wahl

raich mit der Herbeischaffung des Nestmaterials begonnen. Zu den bewohnten Ortshästen bauen sie mit Vorliebe ihr Nest auf Gejüssen, vorragenden Balkenköpfen, an Häusergiebeln oder auf den Böden der Thürme, Schlösser und Kirchen, oder auch im Innern von großen Gebäuden, wie Gotteshäusern, die durch ein zerbrochenes Fenster irgendwo einen Einschlupf gestatten. Auch in Mauerspalten lassen sie sich gern nieder. Im Gebirge, entfernt von den menschlichen Wohnungen, nisten sie in den höchsten Klippen, Rissen und Spalten schroffer Felswände, zuweilen auch in Steinbahnen. Fast jedes Jahr brütet in meinem unmittelbar an das Esszimmer anschließenden Pavillon ein Hausrotschwänzchenpaar auf dem inneren, dicht unter dem Dache umlauenden Balkengiebelse. Zunächst werden hier (meistens nur in den frühen Morgenstunden, ehe wir den Pavillon betreten) eine große Menge von Blättern, Blätter, Stengeln zusammengeschleppt, die eine breite Unterlage bilden, hierin wird dann nach einigen Tagen der innen sehr kleine Napf gebildet, der mit weichen Haaren oder auch mit Federn ausgepolstert wird. In 5 bis 6 Tagen ist das Nest fertiggestellt. Sehr häufig scheinen zwischen den beiden Gegenten Meinungs-differenzen über die Anlage des Nestes obzuwalten, ich habe wenigstens sehr oft das halbfertige Nest am Morgen früh unten am Boden gefunden und am folgenden Tage es an einer, vielleicht nur wenige Fuß entfernten Stelle wieder entstehen sehen. Beifinden sich die Nester in Höhlen, so ist meist die ganze Höhle mit Nestmaterial ausgefüllt.

Das Weibchen legt täglich ein Ei und beginnt unmittelbar nach dem Legen des letzten Eies mit dem Brüten. Die Brutzeit dauert 13 Tage; während der Mittagszeit wird das Weibchen vom Männchen abgelöst. Das Weibchen sitzt sehr fest auf den Eiern und lässt sich z. B. in unjerem Pavillon, während wir keine drei Schritte von seinem Kopfe entfernt unsre Mahlzeiten einnehmen, nicht im mindesten stören. Die Jungen werden von beiden Alten abwechselnd mit Insecten großgefüttert und entwickeln einen unglaublichen Appetit. Ich habe beobachtet, daß durchschnittlich alle 2—3 Minuten die Alten mit gefülltem Schnabel ankommen. Anfangs sind sie etwas scheu, sich den Jungen zu nähern, während wir unmittelbar dabei am Tische sitzen, sehr bald überwinden sie aber diese Scheu und fliegen, wenn auch immer mit dem üblichen Geschrei, an und ab. Die Jungen verlassen, offenbar veranlaßt durch die Eltern, das Nest schon früh. Höchst spaßhaft ist es anzusehen, wie sich die Eltern bemühen, die letzten Nesthofer aus dem Neste zu locken; mit gefülltem Schnabel rufen sie in unmittelbarer Nähe des Nestes, die Jungen antworten, so zieht sich das Spiel stundenlang hin, bis endlich das Junge das Nest verlässt, auf dem Balken hin- und herläuft und endlich, wenn auch noch purzelnd und blusternd zu dem lockenden Vater hinüberfliegt. Einige Zeit werden die Jungen von den Alten umhergeführt, sobald sie aber selbst fliegen und Insecten fangen können, beginnt das Männchen wieder hoch vom Dachfirst herab sein Liedchen zu schmettern und es wird mit der zweiten Brut begonnen, meistens

Aufgang Juni, zuweilen unmittelbar neben der ersten Brutstelle, meistens aber an einem geeigneten Plätzchen in der Nähe.

So zutraulich und wenig scheu der Hausrotschwanz sich in ähnelichen Fällen beim Weite benimmt, so flüchtig, scheu und misstrauisch gegen den Menschen ist er im allgemeinen. Meistens hält er sich weit vom Erdboden entfernt oben auf den Dächern ans. In allen Bewegungen ist er flink und gewandt, hüpfst und fliegst mit außerordentlicher Gewandtheit, auf dem Boden jedesmal mit dem Schwanzschwanzelnd, in der Luft oft die komischesten Purzelbäume schießend, sich hinabstürzend und in Windeseile wieder hinaufschuarend.

Sein Vogelruf klingt wie „fid“ oder „wiſi, tek-tek“, raich mehrere male hintereinander ausgestoßen, häufig förmlich schnarrend. Der Gefang ist ähnlich dem des Gartenrotschlings, nur gar nicht schön flötend, sondern freischend und fröhzend. Schon vor Morgengrauen erschallt er und wird noch in der Abenddämmerung gehört.

Die Nahrung erhascht unser Vogel meistens im Fluge, indem er fliegende Insecten fängt. Seltener geben sie im Herbste an die Johannis- und Hollunderbeeren.

Raubvögel thun ihnen bei ihrer außerordentlichen Vorricht und Gewandtheit wenig Schaden, während die Brut oft von den Rahen zerstört wird. Mit ähnlich britenden Singvögeln leben sie sehr in Feindschaft; in meinem Pavillon habe ich es erlebt, daß das Nest mit Eiern vom grauen Fliegenschnäpper hinabgestürzt wurde.

Durch das Wegfangen der Insecten werden sie uns entschieden nützlich, und als erster Frühlingsgesang erfreut uns ihr Geswitzscher.

Zu zähmen ist der wilde, unsete Vogel sehr schwer, auch jung aufgezogen gewöhnen sie sich sehr schlecht an die Gefangenschaft. R. Bl.

**Hauschwamm** (*Merulius lacrymans*). Die mannißsachen Zerstörungen, denen das Bahnholz durch Pilze ausgesetzt ist, lassen sich in zwei Gruppen eintheilen, in solche, bei denen die zerstörenden Pilze für das unbewohnte Holz dadurch sichtbar werden, daß ihr Myzel in größerer oder minderer Uppigkeit aus dem Holze hervorwächst und für die Pilzart charakteristische Bildungen erzeugt, und in solche, bei denen das Pilzmyzel im Holze verborgen bleibt. Die erstere Gruppe wird vom Laien als Hauschwamm, die letztere als Trockenjäule oder Erstdien des Holzes bezeichnet. Was nun die erstere Kategorie betrifft, so gibt es eine Reihe von holzzerstörenden Pilzen, welche im verschiedenen Grade gefährlich für unsere Gebäude werden können. Unter diesen ist der echte Hauschwamm, *Merulius lacrymans*, der häusigste und gefährlichste.

Der selbe ist bisher mit Bestimmtheit nur in Sachsen bei Königstein im Walde an Kiefernstämmen nachgewiesen, doch ist es wahrscheinlich, daß der selbe zumal in solchen Waldungen, in denen Lagerholz häufiger vorkommt, verbreiteter ist, als bisher angenommen wurde. Vorzugsweise ist der Hauschwamm aber Culturpflanze, d. h. der Mitbewohner der menschlichen Wohnstätten, wobei er mit mehr oder weniger Geschick unfreiwillig gezüchtet wird. Er

wächst nur am todtten Holze, u. zw. vorwiegend an Nadelholz, zerstöri aber auch Eichenholz, zumal wo solches als Parkettboden im Parterreräumen verwendet wird.

Wie andere holzzerstörende Pilze vegetiert sein Myzel in Form äußerst zarter Fäden im Innern des Holzes, und wachsen die sich reich verästelnden Hyphen, von einer Zelle zur anderen wandernd, die Zellwände durchbohrend und zunächst aus dem plasmahürenden Theil der Holzelemente die zum Wachsthum nötigen Eiweißstoffe entnehmend. Die verholzten Wandungen der Organe des Holzkörpers werden in zweifach verschiedener Weise von den Pilzfäden angegriffen.

Da, wo ein Pilzfäden der Wandung unmittelbar anliegt, lösen sich die aus oxalsaurer Kalk bestehenden anorganischen Bestandtheile der Wand auf und werden von den Pilzfäden aufgenommen. Dieser Prozess ist in nichts unterschieden von dem Auflösungsprozess des Kalkes im Boden unter dem Einfluß der Wurzelhaare. Die organischen Bestandtheile der Holzfäsern dagegen werden unter der Einwirkung von Fermenten, welche die Pilzhypfen ausscheiden, in der Weise aufgelöst, daß zunächst Coniferin und Cellulose löslich gemacht und von den Pilzhypfen aufgenommen werden. Diese Auflösung erfolgt nicht bloß in unmittelbarem Contact der Pilzfäden, sondern auch auf große Entfernung von jenen. Das Holz wird unter der Einwirkung des Hauschwamms gebräunt und besteht dann vorzugsweise aus Holzgummi, Tannin und Asche. Im frischen Zustande bewahrt er sein ursprüngliches Volumen, da an Stelle der verzehrten organischen Moleküle Wasser tritt. Er ist weich und läßt sich mit dem Messer wie Butter schneiden. Sobald er aber austrocknet, findet ein so energischer Schwindeprozess statt, daß er oft in Würfel zerfällt. In diesem Zustande, welcher dem verkohlten ähnlich ist, läßt sich das Holz zwischen den Fingern zu einem gelbbraunen Pulver zerdrücken. Für Wasser ist das erkrankte Holz leicht durchdringbar und es saugt energisch Wasser auf. Im gesunden Zustande sind bekanntlich die meisten Elementarorgane des Holzes völlig geschlossen und ganz oder theilweise mit Lutse gefüllt, welche durch eindringendes Wasser nur sehr langsam verdrängt werden kann, indem die Lutse allmählich vom Wasser aufgenommen wird. Im erkrankten Holze sind die Zellwände von Bohrlöchern der Pilzfäden perforiert, das eindringende Wasser treibt die Lutse durch die Bohrlöcher von Zelle zu Zelle und schließlich ganz aus dem Holze hinaus. Der Hauschwamm besitzt die Fähigkeit, über das Holz hinauszuwachsen, wenn die umgebende Lutse feucht genug ist, um das Vertrocknen der zarten Pilzfäden zu verhindern. Es formen sich schneeweise, watteartige Bildungen, welche das Holz überziehen und sich endlich sächerartig auf dessen Oberfläche ausbreiten. Dieje Pilzmassen färben sich später aschfarben und nehmen einen seidenartigen Glanz an; von ihnen erheben sich vielfach lockere, erst später gelblich gefärbte Pilzgewebe. Die aschgraue Farbe charakterisiert den Hauschwamm von *Polyporus vaporarius*, dessen oft sehr ähnliche Pilzwucherungen stets

eine freideweise Farbe bewahren. In dem lockeren Myzel des Hauschwamms entwickeln sich nachträglich reich verästelte Pilzstränge von Zwirnsfädendicke bis zu Fingerdicke. Diese Stränge haben für die Lebensprozesse des Hauschwamms eine hervorragende Bedeutung. In ihnen finden sich nämlich gefäßartige Organe, welche offenbar dazu dienen, aus dem Holze, d. h. dem Nahrung gebenden Substrate, reichliche Nahrungs Mengen, sowie Wasser den außerhalb, u. zw. oft weit entfernt vom Holz wachsenden Myzelmasse zu zuführen. Die Myzelstränge des Hauschwamms findet man oft auf Längen von mehreren Metern unter den Fußbrettern, die Mauerfugen durchsetzend, vom Keller zum Parterregechoß und von hier zu höheren Stockwerken der Gebäude emporwachsend. Es sind nicht die Stränge, welche als solche wachsen, wie etwa die Rhizomorphen des *Agaricus melleus*, vielmehr verbreitet sich das äußerst zarte, sädige Myzel, jede Rinde und Fuge benützend, durch das Mauerwerk, durch Erd schichten u. s. w., und wird hiebei von den rückwärts aus ihm erst entstehenden Strängen mit Wasser und Nahrung versorgt. So kann der Hauschwamm durch viele sterile Regionen hindurchwachsen, bis sein Myzel wiederum mit anderem Holzwerk in Verührung tritt, in welches die feinen Pilzfäden eindringen, um aus ihm neue Nahrung zu entnehmen und es zu zerstören. Dem Hauschwamm ist die Fähigung eigen tümlich, auch trockenes Holzwerk zu zerstören. Es ist dies so zu verstehen, daß er durch die in den Strängen befindlichen Gefäße so viel Wasser aus anderen Theilen des Gebäudes zugeführt bekommt, daß er das an sich trockene Holz zuerst durchnässt und dadurch zerstörbar macht. In dumpfen Räumen scheidet das Pilzmyzel, wenn es kein Wasser nicht an Holz abzugeben vermag, dieses in Form von Tropfen (Thränen) ab. Bei kräftiger Myzelentwicklung in dumpfen Räumen und in der Regel bei Lichteinwirkung entstehen die bekannten, meist tellerförmig ausgebreiteten Fruchtpolster. Das anfangs weiße Myzel färbt sich hin und da röthlich, zeigt dann wurmartige Faltungen, die bald mit rostfarbigen Sporen so bedeckt sind, daß die ganze Oberfläche eine tief rostbraune Färbung annimmt. Die Sporen sind verhältnismäßig groß und haben etwa 4 Millionen auf dem Raum eines Cubikmillimeters Platz; sie zeigen an der Keimöffnung einen glänzenden Cellulosepsopfen, welcher nur unter der Einwirkung von Alkalien zu quellen und dem Sporenceimschlauch den Durchgang zu gestatten scheint. So erklärt es sich, daß die Keimung der Hauschwammsporen, sowie überhaupt das Auftreten des Haus schwamms besonders da oft zu beobachten ist, wo Urin, Humus, Asche, Lössche sich vorfindet. Vollständig gleich ist es, ob das Holz von im Sommer oder im Winter gefällten Bäumen stammt, da im Sommer das Holz fast ebensoviel von jenen Stoffen, welche den Pilzen zur Plasmabereitung nothwendig sind, nämlich Eiweißstoffen enthält, als im Winter. Nichtsdestoweniger zeigen die Versuche, daß das Winterholz in seiner Angriffsähigkeit für Haus schwamm und andere Pilze keineswegs ungünstiger sich gestaltet als das Sommerholz.

Die vielfach bestehende ungünstige Meinung über die Beschaffenheit des Holzes im Sommer gefälschter Bäume hat in ganz anderen Umständen ihre theilweise Berechtigung (s. Trockenfäule). Im frischen, lebenden Zustande hat der Hauschwamm einen sehr angenehmen Geruch und seinen Geschmack, dem nur etwas Zusammensetzendes beigefügt ist. Sobald das Hauschwammpiel und besonders der Fruchtkörper ausfängt zu verfaulen, so entwickelt derselbe einen höchst widerwärtigen eigenartigen Geruch und in diesem Zustande ist der Hauschwamm zweifellos der Gesundheit der Menschen sehr nachtheilig. Es kommt hinzu, dass nicht allein der Hauschwamm große Mengen Wasser ausdunstet, sondern auch das von ihm besetzte Holzwerk, wie oben bemerkt wurde, zu einem Saugwerk wird, welches an feuchten Stellen der Gebäude das Wasser an andere, an sich trockene Räume abgibt.

Hauschwamm kann nur da entstehen, wo die Bedingungen zu seiner Entwicklung günstig sind, und wo außerdem eine Infektion, sei es durch Sporen, sei es durch Mycel, eingetreten ist. Die Infektion kann auf sehr verschiedenartigem Wege eintreten, zunächst schon dadurch, dass entweder Sporen, oder vom Hauschwamm besetztes Holz aus dem Walde eingeschleppt werden. In Deutschland dürfte dies zu den Seltenheiten gehören, nachdem bis jetzt nur einmal der Hauschwamm mit Sicherheit im Walde nachgewiesen ist, wogegen nach Mitteilungen aus den westlichen Provinzen Russlands der Hauschwamm dort vielfach aus dem Walde stammen soll, was allerdings noch wissenschaftlich bestätigt werden müsste.

Sehr oft dürfte dagegen die Infektion schon auf den Holzlagerplätzen der Holzhändler, Sägemüller und Zimmerleute stattfinden. Besonders in den Städten ist es vielfach Gebrauch, das noch verwendbare Holz von alten, abgebrochenen Gebäuden neben und auf den neuen Holzvorräthen aufzuspeichern, wofolbst eine Ansiedlung leicht eintreten kann.

Eine Einschleppung in die Häuser kann auch durch die Zimmerleute, Maurer u. s. w. stattfinden, wenn solche zuvor bei Hauschwammparaturen beschäftigt gewesen sind, oder durch Verwendung von Bauschutt und altem Holze, in denen der Hauschwamm sich befunden hat.

Zur Entwicklung des Hauschwamms muss immer eine Reihe von Voraussetzungen gegeben sein. Die Sporeneinführung erfolgt nur bei Gegenwart von Alkalien, weshalb das Utrinieren der Arbeiter in den Neubauten streng gehandelt werden sollte. Die Verwendung von humushaltigen Stoffen, von Asche, Lößle u. s. w. bei Unterfüllung der Fußböden ist durchaus unzuständig. Feuchtigkeit im Bau ist eine nothwendige Entwicklungsbedingung, und tritt der Hauschwamm deshalb nur bei Neubauten und in solchen alten Gebäuden auf, in die auf dem einen oder dem anderen Wege Wasser einzudringen vermag. In Neubauten ist es die Verwendung nasser Baumaterialien, nassen Holzes, nasser Bruchsteine, nassen Füllmaterials, welche dann verhängnisvoll werden kann, falls das Gebäude nicht im Rohbau vor dem Verputzen u. s. w. genügend ausgetrocknet vermag.

Bei dem hohen Preise der Grundstücke, sowie der Gebäude ist es immer aber für den Besitzer ein großes Opfer, die im Bau stehenden Capitalien mehrere Jahre lang unverzinst ruhen zu lassen, und muss umso mehr Bedacht darauf genommen werden, möglichst trockene Materialien zur Verwendung zu bringen und alle Einrichtungen zu treffen, die einerseits das möglichst schnelle und vollständige Austrocknen der Gebäude ermöglichen, andererseits die Zufuhr neuen Wassers von außen abschließen.

Ganz verwerthlich ist somit das frühzeitige Streichen der Fußböden mit Ölharze, durch welches das Ausdunsten des Holzwerkes und der Unterfüllung der Fußböden nach oben ganz unmöglich gemacht wird. Kann man nicht das ganze Gebäude unterkellern, dann muss wenigstens im Parterre der Boden tief ausgeschachtet und an Stelle des humosen Bodens reiner Kies oder grober reiner Sand gebracht werden und unter dem Fußboden ein Luftraum gelassen werden, welcher mit einer angemessenen Ventilation versehen wird. Entwässerung der Untergärde, angemessene Einrichtungen zur Absuhr des Wassers der Kanäle, Rinnsteine, Dachrinnen u. s. w. dürfen nicht unterlassen werden. Die Räume sind stets zu lüften; die missbräuchliche Benützung der Wohnräume zum Kochen, Waichen, Baden rufen oft genug die Bedingungen hervor, dass in übrigens trockenen Häusern sich später der Hauschwamm einstellt.

Eine wichtige Vorsichtsmaßregel besteht auch darin, dass man altes Holzwerk, welches unmittelbar mit dem Mauerwerk in Berührung tritt, z. B. die Balkenköpfe, Holzverkleidungen u. s. w., ferner altes Holzwerk, was zum Fußboden der Parterreräume gehört, mit geeigneten Imprägnationsmittel versieht. Unter den zahlreichen empfohlenen Schwammmitteln habe ich bei meinen mehrjährigen Versuchen nur drei kennen gelernt, welche einen wirklichen andauernden Erfolg hatten.

Das gewöhnliche Kreosotöl (Steinkohlentheeröl), welches um billigen Preis in jeder Gasanstalt zu haben, ist sehr wirksam, hat aber insbesondere auch Nachtheile, da's daselbst feuergefährlich ist, die Arbeiter nicht gerne damit operieren, dass es endlich das Holzwerk schwarz färbt. Das Carbolineum von Abenarius ist ebenso wirksam, dürfte aber die ähnlichen Nachtheile haben wie das Kreosotöl, und endlich das Carburiol von Diehl in München, welches den Vortheil hat, dass das imprägnierte Holz nicht mehr mit Flamme zu brennen vermag, dass es krystallisiert und das Holz nicht färbt.

Es würde die Grenzen, welche naturgemäß einer forstlichen Encyclopädie zu stecken sind, überschreiten, wenn ich noch näher auf die Verbungsmittel zur Verhütung des Hauschwamms, wie sie in meiner Schrift über „den echten Hauschwamm“ aufgezählt sind, mich einlassen wollte; da aber der Forstmann oft genug in die Lage kommt, den Hauschwamm in Dienstgebäuden zu bekämpfen, wo er sich mit besonderer Vorliebe in den parterre gelegenen Dienstbüroang einzufinden pflegt und hier

im Verborgenen die Aetenschränke und Repositorien heimsucht, so mögen in wenig Worten noch die wichtigsten Maßregeln besprochen werden, welche bei der Vertilgung des Hanschwammes zu ergreifen sind. Zunächst ist alles Holzwerk, also Fußböden, Lambris, Bodenlager, Thürtäste u. s. w., soweit dies beschädigt ist, zu entfernen, und darf man sich hiebei nicht auf das sichtlich zerstörte Holz beschränken, sondern muss auch noch alles Holz, welches in der Nähe desselben war, beseitigen, da ja der Pilz im Inneren schon eine Strecke weit vorgeschriften ist, bevor man äußerlich oder durch mürbe Beschaffenheit und Braunsfärbung die Wirkung seiner Thätigkeit erkennt.

Der Untergrund muss ausgeschachtet werden, u. zw. noch tiefer, als man an der Oberfläche der Fundamentmauern oder im Untergrunde selbst „Schwammsäfern“ erkennt. Das alte Holzwerk muss sofort verbrannt oder wenigstens durch verdünnte Desinfectionslösung unzählig gemacht werden, wenn etwa die Verhältnisse es nicht gestatten, das Holz sofort zu verbrennen. Der Aschhub muss an einen von Gebäuden fernliegenden Ort gefahren und das benützte Fuhrwerk darnach sorgfältig gereinigt und desinfiziert werden. Wo Fachwerkmauern sind, ist es nothwendig, das ganze infizierte Mauerwerk zu beseitigen, das Holz zu verbrennen, die Steine zur Auffüllung von Wegen u. dgl. zu benützen.

Um die in den Fundamentmauern befindlichen Stränge und Mycelbildung zu zerstören, sind die Fugen zunächst anzukratzen, die Maueroberflächen zu reinigen. Sodann sind die Fugen mit Desinfectionslösigkeit anzuspüren und dann mit Cementmörtel zu schließen. Auch die ganze Maueroberfläche ist mit Cement zu verputzen und dann nochmals mit Desinfectionslösigkeit zu bestreichen. Vor Auffüllung der Fußböden mit dies n. dgl. ist es anzu ratthen, den Boden ebenfalls mit verdünnter Desinfectionslösigkeit zu begießen.

Alles Holzwerk muss völlig gesäudt und zuvor sorgfältig und wiederholt imprägnirt sein. Um die ans dem Untergrunde ansteigende Feuchtigkeit zu beseitigen, ist ein Luftraum zwischen Fehlboden und Auffüllung freizulassen und für ausgiebige Ventilation desselben Sorge zu tragen, indem man entweder die Zimmerluft oder durch Luftröhre in der Mauer die Außenluft zu den Kaminen des Gebäudes hindurchleitet.

**Hausperling**, *Passer domesticus*, Linné. *Passer domesticus*, Briss. Orn. III., p. 72 (1760); *Fringilla domestica*, L. Syst. Nat. I., p. 323 (1766); *Passer domesticus* (L.), Koch, Bayer. Zool. I., p. 219 (1816); *Pyrgita domestica* (L.), Boie, Isis, 1822, p. 334; *Pyrgita pagorum*, Chr. L. Brehm. Vogel Deutschl., p. 263 (1831); *Pyrgita rusticus*, idem, ibidem, p. 266; *Passer indicus*, Jardine et Selby, Ill. Orn. III., pl. 118; *Passer arboreus*, Licht., fide Bp. Comp. Gen. Av. I., p. 310 (1850); *Pyrgita valida*, Chr. L. Brehm, Vogelfang, p. 98 (1853); *Pyrgita minor*, idem, ibidem; *Pyrgita brachyrhynchos*, idem, ibidem; *Pyrgita intercedens*, idem, ibidem; *Passer*

*rufidorsalis*, P. rufidorsalis *megarhynchus* und *microrhynchus*, Chr. L. Brehm, Nau mannia, 1856, p. 376; *Passer tingitanus*, Bp. Cat. Parzud., p. 18 (1856); *Pyrgita cahirina*, Pr. Württ., Icon, ined. fide Henglin, J. f. O. 1867, p. 299; *Pyrgita pectoralis*, idem, ibidem; *Pyrgita melanorhynchos*, Pr. Württ., Samml. Mergenth., fide Henglin, Orn. Nordostaf. I., p. 628 (1871); *Pyrgita castanens*, idem, ibidem; *Pyrgita castanotus*, idem, ibidem.

**Abbildungen:** 1. Vogel. Naumann, Vog. Deutschl., T. 115; Dresser, Birds of Europe, vol. III, pl. 176, Fig. 1. — 2. Eier. Wädecker, Die Eier der europäischen Vögel, T. 12, Nr. 7; Thienemann, T. XXXIV, Fig. 15, a—e; Seeböhm, A History of Brit. birds, vol. II, pl. 13.

**Sperling**, gemeiner Sperling, Haussperling, Rauchsperling, Faunsperling, Körnspeling, Spaarling, Spar, Sperl, Spatz, Hausspatz, Dieb, Haussieb, Speicherdieb, Felddieb, Gersten dieb, Kornweifer, Haussünk, Missenk, Lüning, Leps.

**Armen.:** Zit. Tschutschguch; böhm.: Vrabeč domácí; dän.: Giaaspury; engl.: Common sparrow; ehstn.: Wärblane; jnn.: Koti varpunen; frz.: Moineau domestique; gäl.: Gealbhán; grusin.: Begura in Imeretien, Tschiwtchawi in Kachetien, Selinauri-tschihi in Kartli; holl.: Musch; ital.: Passera oltremontana, Passera, Passerot, Passarin, Passaron de Francia, Passera francesa, Passara forestiera, Celega, Passare, Passarat, Cele gato, Celega, Panegarol, Campagnol, Passua de passaggio; croat.: Domaci vrabac; lett.: Swirbulis, Swipuhris, Tschiggusis; norweg.: Graaspury; perf.: Kündshisk; poln.: Wróbel domowy; portug.: Pardal, Gorrión; russ.: Domaschni Worobei; span.: Gorrion; schwed.: Hussparf; tatar.: Sertscheg, Torgei, Tschip schik, Sartscha; ungar.: házi Veréb.

Der Haussperling kommt in ganz Europa vor, sogar noch nördlich vom Polarkreise, in Afrika in Algier, Ägypten, Nubien, in Asien bis zu den Quellen des Amur, in Indien und Burmah, Persien, Afghanistan, Beludschistan, Staufajns, Kleinasien, außerdem ist er in den verschiedensten Ländern künstlich eingeführt, z. B. in Amerika, Australien, Neuseeland und vielen Inseln des atlantischen und stillen Oceans, so dass man ihn demnächst ziemlich als Kosmopoliten betrachten kann. Der Sperling ist überall dort zu finden, wo Ackerbau getrieben wird, in den großen Städten, in den kleinsten Dörfern, nur den Wald liebt er nicht und fehlt in Walddörfern und einzelnen mitten im Holze liegenden Gehöften; im flachen Lande ist er häufiger als im Gebirge, in den reichsten Dörfern und auf den schönsten Bauernhöfen hält er sich am liebsten auf. — Er lebt als unbedingter Staubvogel, indem er sich von seinem Geburtsorte höchstens auf einige Stunden weit entfernt, um im Sommer und Herbst in großen Scharen die umliegenden Felder abzustreifen. Im Winter bei der kalten Jahreszeit kehrt er dann in die Ortschaften wieder zurück. Die Nachtluhe hält er meistens auch an den menschlichen Wohnungen, unter Dachtraufen, Schuppen,

im Mauerlöchern usw., auch in hohlen Bäumen oder aufgehängten Kistästen. Häufig begiehen namentlich die Jungen im Sommer ihr Nachquartier in dichtbelannten Bäumen, wo sie dann in großen Scharren zusammen übernachten. Im Winter ziehen sie sich des Nachts gern in ihre alten Nester zurück, um sich besser gegen die Kälte schützen zu können.

Totallänge . . . . .	13·50 cm
Flügellänge . . . . .	7·90 "
Schwanzlänge . . . . .	6·40 "
Tarsus . . . . .	1·85 "
Schnabel . . . . .	1·15 "

(♂ aus meiner Sammlung von Braunschweig.)

Der Schnabel ist kreisförmig mit wenig eingezogenen Schneiden, etwas nach unten den Unterkiefer überragendem Oberkiefer, der an der Überbiegung einen leichten Einschnitt zeigt, Kiel gerade gestreift, Firste jaust abwärts gebogen. Der Flügel ist kurz und stumpf abgerundet. Die 1., 2., 3. und 4. Schwinge bilden die Flügelspitze, die 2., 3. und 4. sind auf der Außenfahne bogig eingeschnürt.  $1 = 2 = 3 \geq 4 > 5 > 6 \dots > 7 > H > 8 > \dots 10 > M > D$ . Die Füße sind sehr kurz und kräftig, die Krallen von mittlerer Länge, flach gebogen, ziemlich stumpf zugespißt.

Altes Männchen im Frühjahr. Stirn, Kopfplatte und Nacken dunkelashgrau, Hinterhals kastanienbraun, häufig mit grau gemischt, Rücken hellrostbraun mit schwarz gestreift, beim lebenden Vogel zu 5 Längsstreifen sich anordnend, Unterrücken und Wurzel schmutzig aschgrau mit bräunlicher Zwischenmischung, von den oberen Flügeldeckfedern die kleinen kastanienbraun, die mittleren weiß (eine deutliche weiße Querbinde bildend), die großen braunschwarz mit hellkastanienbraunen breiten Säumen. Schwingen und Schwanzfedern braunschwarz mit braunen Säumen, die namentlich an den Außenfahnen der Mittel- und Hinterschwingen sehr breit werden. — Bügel, Umgebung des Auges und schmaler Streif unter denselben schwarz, Kopfseiten vom Auge bis zum Nacken kastanienbraun, darunter die Wangen vorn weißlich, hinten weißlichgrau, auch hinter dem Auge mitten im Kastanienbraun immer ein kleines weißes Fleckchen, vom Kinn bis zum Kropf hinab ein großer nach unten zu breiter werdender Fleck, übrige Unterseite bräunlich weißgrau, in der Mitte der Brust am hellsten, an den Seiten grau, die unteren Flügeldeckfedern bräunlich weiß, braun geschnüpft.

Bei den jüngeren Männchen ist der schwarze Bügelfleck nicht so groß, das Kastanienbraun an den Kopfseiten nicht so dunkel, die weiße Flügelbinde nicht so deutlich.

Die Herbstkleider der Männchen nach der Mauer zeichnen sich durch die helleren Federsäume aus, an den grauen Federn gelbbräunliche, an den weißlichen rostgelbliche, an den kastanienbraunen rostfarbige, an den schwarzen weißgraue Säume.

Das alte Weibchen zeichnet sich durch ein ziemlich einförmiges graues und bräunliches Kleid aus. Oberseite von der Stirn bis

zum Nacken mäusefaßl, Rücken und Schultern hellbraun, schmutzig rostgelb mit braun-schwarzen Längsstreifen, die sich auch zu 5 Streifen beim lebenden Vogel anordnen, übrige Oberseite gelbbräunlichgrau. Kopfseiten bräunlich lichtgrau mit einem schmutzig rostbräunlich-weißen Streifen über den Augen, ganze Unterseite bräunlich grauweiß, auf der Unterbrust am hellsten. Schwingen und Schwanzfedern sind mattgraubraun gefärbt mit lichten gelbbräunlichen Säumen. Die letzten Schwingen und die Deckfedern sind dunkler schwartzbraun, aber mit sehr breiten gelbbräunlichen Säumen versehen, die das Braun fast verdecken. Untere Flügeldecken schmutzig gelblichweiß mit bräunlichen Flecken.

Zu Herbst- und Frühlingskleide unterscheiden sich die Weibchen weniger, bei sehr alten Weibchen ist an der Kehle ein schwarzer Fleck angedeutet.

Die jungen Vögel vor der ersten Mauer scheinen den Weibchen sehr ähnlich, bei den Männchen sind an der Kehle einige schwärzliche Flecken hervorshimmernd und Überküpfen und Schultern erscheinen hellbraungelblich, bei den Weibchen fehlen die dunklen Flecken an der Kehle.

Der Schnabel ist nach Alter, Jahreszeit und Geschlecht in der Färbung verschieden; derselbe ist beim alten Männchen im Frühjahr tieflanschwarz, sonst am Oberkiefer röthlich-grau, am Kiel gelblich und nur an der Spitze schwärzlich, beim alten Weibchen im Frühjahr oben dunkelgrau, unten fleischfarbig, an der Wurzel gelblich, im Herbst lichter grau, beim jungen Vogel grau, unten röthlich, an der Wurzel gelblich, in den Mundwinkeln schwefelgelb. — Die Füße sind schmutzig fleischfarben, bei den alten Vögeln dunkler als bei den jungen, beim alten Männchen gelbbräunlich angestogen. Die Iris ist dunkelbraun, bei den jungen Vögeln heller als bei den alten, und hat einen Durchmesser von 4 mm.

(Nach 6 Vögeln aus meiner Sammlung, davon 1 von Braunschweig und 5 aus Transfankajen, die sich gar nicht von unseren deutschen Exemplaren unterscheiden.)

Das Gelege besteht in der Regel aus 5 oder 6, selten aus 7, sehr selten aus 8 Eiern. Dieselben sind länglich eiförmig oder länglich oval, der Längsdurchmesser beträgt durchschnittlich 22·5 mm, der Querdurchmesser 15·8 mm, die Doppfhöhe 10 mm. Sie sind in der Schale glatt, von kaum merklichem Glanze, sehr flachem Korn und mit wenig Poren versehen. Sie zeigen auf bläulichweißem Grunde tieferliegende aschgrauen und überlächliche braune punktförmige Flecken, die in der Regel am stumpfen Ende dichter stehen, als am spitzen Ende. In der Form der Flecken von rundlichen Punkten bis zu kleinen Schmucken zeigen sich sehr viele Abänderungen. Auch der Grund des Eies hat häufig einen blaugrünen oder röthlichweißen Schein.

In der Bauweise der Nester zeigt der Sperling große Verschiedenheiten. In der Regel baut der Sperling sein Nest an den Häusern unter den Ziegeln an den Dachrinnen, unter

Dachsparren oder Balken, immer von außen her zugänglich, oder in Männerlöcher, hohle Bäume, alte Hausschwalbennester, künstliche Nistkästen, sog. Tanburäder *et c.* — Bisweilen legen sie aber ihre Nester in grünen Bäumen an, u. zw. colonienweise, am liebsten in solchen mit immergrünem Laube, z. B. in dichten, an Mauern sich hinaufziehenden Ephenbäumen. Mit Vorliebe findet man die Nester in großen, aus Holzreifen aufgebauten Horsten, z. B. in Storchnestern; ich fand sie auch im Walde in hohen alten Raubvogelhorsten in den Seitenwänden. Zumeistens suchen sie sich die seltsamsten Brutplätze aus; so erzählt Mannmann, dass sie in dem anhaltinischen Dorfe Baasdorf in einem tiefen Ziehbrunnen in den Steinlücken bis fast zum Wasserspiegel hinab ihre Nester anlegten, u. zw. in solcher Menge, dass man sie zur Reinhaltung des Wassers vertreiben musste. Vortrefflich verstehen sie es, sich den gegebenen Verhältnissen anzugeben; so erzählt Dixon, dass sie auf der schottischen Insel Skye bei Portree in den Ginsterbüscheln, nur wenige Fuß von der Erde entfernt, brüten. Ich habe die Brutplätze bei meinem Aufenthalt in Portree nicht selbst gesehen, finde es aber begreiflich, dass dieseljenigen Sperlinge, die frei am liebsten in Bäumen brüten würden, sich in die Ginster zurückziehen, da es auf der ganzen Insel keine Wälder gibt und selbst das Hochwild in der Heide und den Ginster steht.

Die Bauart des Nestes ist eine ganz verschiedene, je nachdem dasselbe in Höhlungen oder im Freien steht. In den Höhlungen besteht es aus einem großen Klumpen von Strohhalmen, Hude, Wolle, Haaren, Federn, Papier, Lappen, Fäden, in dem in der Mitte ein niedlicher, mit Federn hübsch ausgepolsterter Napf angebracht ist. — Die freistehenden Nester sind grosse, unregelmäßige Klumpen, die an der Seite den Eingang zeigen, also den Charakter der Bocksenester haben.

In der Fortpflanzung sind die Sperlinge außerordentlich thätig; mit den ersten warmen Februartagen wird mit dem Nestbau begonnen, binnen 13 oder 14 Tagen brüten beide Gatten die Eier aus, 8 Tage nach dem Ausschlüpfen wird zur nächsten Brut geschritten, und so geht es durch den Sommer hindurch, so dass häufig 3—4 Bruten zustande kommen.

Der Sperling ist ein feder, etwas plumper, ungeschickter, aber außerordentlich kluger Vogel, der ganz auf die menschliche Gesellschaft angewiesen ist, in keiner Weise aber seine List und Verschlagenheit zum eigenen Schutz vorgesetzt hat. Zu allen Jahreszeiten lebt er gesellig, wenn es dabei auch häufig zu den heftigsten Beißereien kommt. Er fliegt etwas schwerfällig, aber ziemlich schnell, aus kleinere Entfernung schurrend, auf weitere Entfernung in flachen Vogellinien. Sein Vocalis ist ein höchst charakteristisches „Schlip, schlip“, häufig auch „Schelm, schelm“, „Dieb, dieb“ klängend. — „Die, die, die“ sind seine Töne der Zärtlichkeit, bei bevorstehender Gefahr schrallen sie „Tarrrr“. Wenn die Männchen im Frühjahr ihre Gesangsversuche machen, so klingen noch die Töne wie „Zworr, Dürr, tell, dell“ *et c.* durch, man

kann aber von einem eigentlichen Gesange nicht sprechen.

Er nährt sich hauptsächlich von den Samen unserer Getreidearten, aber auch von vielen anderen Sämereien, frischen, jungen Pflanzknospen, Beeren und allerlei Insecten und Insektenspinnen. Im Frühlinge suchen sie von den Blütenknospen der Obstbäume die Raupen und Käfer ab, holen viele Maikäferlarven, Kohlrarupen, Schmetterlinge *et c.*, auf den Erbsenbeeten zerbeißen sie die jungen Schoten, die reifen Kirschbäume werden gründlich von ihnen geplündert; das milchreiche Getreide ist ihre Lieblingsnahrung, namentlich der Weizen; im Spätherbst suchen sie auf den Stoppelfeldern die Abfälle, im Winter sind sie wieder bei den Wohnungen und leben von den menschlichen und thierischen Abfällen.

Ihr Hauptfeind ist der Sperber, aber auch die Habichte, Falten und großen Würger, Eltern holen manchen Sperling; von dem vierfüßigen Raubzeng, wie Käken, Marder, Wiesel, werden sie auch stark verfolgt.

Junge Vögel lassen sich leicht schießen und auch fangen, aber alte werden bei österem Schießen auf dem Hofe sehr vorsichtig und gehen schwer in die Falle.

Der Nutzen der Sperlinge besteht in dem beträchtlichen Wegfangen von Insecten, die unseren Obstbäumen und Feldfrüchten schaden, und darin, dass sie frisch gebraten eine vorzügliche Speise darbieten, auch zur Suppe gekocht delicat schmecken. Schaden thun sie unseren Getreidefeldern, Gemüsegärten und Kirschbäumen. Es ist schwierig, den Nutzen gegen den Schaden richtig abzuwegen, im allgemeinen gelten die Sperlinge für mehr schädlich als nützlich. Ich glaube mit Utrecht!

Man soll den Sperling da, wo er Schaden thut, fleißig fortjagen und mit dem Gewehr vernichten, aber ihm nicht den Vernichtungskrieg erklären, wenigstens nicht in den Ländern, wo er seine ursprünglichen Lebensbedingungen hat, wie z. B. in Europa. Anders mögen die Verhältnisse in denseligen Ländern liegen, wo er künstlich eingeführt ist und sich nun in erschreckender Weise vermehrt hat, wie z. B. in Nordamerika. Der außerordentlich regsame bekannte amerikanische Ornithologe Hart Merriam hat seinen dort angerichteten Schaden mit beredten Worten gezeichnet und zu einem wohlorganisierten Vernichtungskrieg aufgerufen. Für dort mag es passen, für uns ist es nicht nötig und würde uns um ein zu Zeiten sehr nützliches Thier ärmer machen. R. Bl.

Hausspizmaus, s. Spizmaus. Hschl.

Hausstorien oder Sangwarzen sind diejenigen Organe der Schmarotzerpflanzen, mit welchen sie in das Innere der Wirtspflanzen eindringen, um diesen die Nahrung zu entziehen, oder wenn sie ganz im Innern der Wirtspflanzen leben, so bezeichnet man damit die Mycelfortsätze, welche von den in den Interzellularräumen vegetierenden Hyphen aus in das Innere der lebenden Zellen entstehen werden.

Haut, die, weidgerecht nur das Fell der Hirscharten und des Bären; vgl. Balg, Decke,

Schwarze. „Hant heißtet des Hirsches, Wildes oder Schweines Fell.“ Tänzer, Jagdgeheimnisse, Kopenhagen 1682, fol. XII. — Fleming, L. J., 1719, I., Anh., fol. 107. — „Im Winter sind ihre (der Bären) Haare und Hände am dichtesten.“ Pärlon, Hirschger. Jäger, 1734, fol. 22. — „Der Hirsch hat eine Hant.“ Ibid., fol. 79. — „Der Hirsch hat eine Hant und kein Fell.“ „Sie (die Sauen) haben eine Hant und Borsten.“ „Der Bär hat eine Hant und kein Fell.“ „Seine (des Dachses) Hant ist trefflich dauerhaft.“ Döbel, Jägerpraktika, Ed. I., 1746, I., fol. 18, 25, 33, 38. — „Bei dem Bär heißtet er (der Balg) die Hant. Bei dem Wolf, Fuchs, Biber und Fischotter auch also, doch einiger Orten sagt man von diesen Thieren auch der Balg und beim Wolf und Bären die Decke. Bei dem Dachs: die Schwarze, einiger Orten aber die Hant, Decke. Bei dem Roth-, Tam- und Gemswildpret: die Hant. Bei denen Sauen: die Schwarze, anderthwo auch: die Hant.“ C. v. Heppen, Ausr. Lehrprinzip, p. 207. — „Hant: so heißen aller wilben Thiere, die auf dem Bauche aufgezähret und aus der Hant gewirkt werden.“ Großkopff, Weidewerkslexikon, p. 159. — „Hant oder Decke, auf diese Art werden aller wilben Thiere Felle, die man auswirkt und nicht streift, genennet, ausgenommen des Dachses Hant, als welche auch den Namen Schwarze hat.“ Chr. W. v. Heppen, Wohlred. Jäger, p. 199. — „Hant nennt man das Fell des Elenz, Edels, Dam- und Rehwildes ... In einigen Gegenden wird aber auch die Haut des Rothwildes Decke genannt.“ Hartig, Lexik., p. 247. — „Hant bezeichnet das Fell des unzähbaren Wildes, u. zw. speciell des Elenz, Roth-, Dam-, Gem- und Rehwildes.“ R. R. v. Dombrowski, Der Fuchs, p. 189. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., p. 101, 127, 128, 146, 226. — D. a. d. Wintell, Hb. f. Jäger I., p. 8; II., p. 102. — Behren, Wmpr. 1828, p. 78, und Real- u. Verb.-Lexit. III., p. 642. — Die Hohe Jagd, Ulm 1846, I., p. 363. — Laube, Jagdbrevier, p. 282. — Sanders, Wb. I., p. 713. E. v. D.

Hautbremsen werden alle jene Bremserarten (Destrider) genannt, deren Maden (Engerlinge) sich unter der Oberhaut der Wohntiere entwickeln und hier zur Bildung von Eiterbenden Veranlassung geben. Es gehören hieher: Hypoderma diana (am Hausthieren und hirschartigen Wildthieren), H. bovis (am Rind), H. tarandi (am Renthier), H. Actaeon (Rothwild); s. Hypoderma. Hächl.

Hautstücker, s. Hymenoptera. Hächl.  
Hautgewebe. Die Pflanzengewebe bedürfen eines Schutzes gegen außen, durch welchen die allzu schnelle Verdunstung des Wassers verhindert, andererseits das Eindringen schädlicher Einflüsse von außen abgehalten werden muss, während doch in jener Schutzschicht Einrichtungen sich finden müssen, durch welche der im Inneren gebildete Wasserdampf nach Bedarf entlassen werden kann und zugleich der Eintritt oder Austritt von Kohlensäure oder Sauerstoffgas ermöglicht wird. In jugendlichen Pflanzenteilen besteht diese Haut aus der äußersten Zellschicht, der Oberhaut oder

Epidermis (s. Tafel Anatomie des Holzes, I. Bd., Fig. 14 e). Die Zellen derselben sind untereinander lückenlos, d. h. ohne Interzellularräume verbunden, zeigen wenigstens nach außen eine meist sehr stark verdickte Wandung und sind auf der mit der Luft in Berührung tretenden Wandung mehr oder weniger stark verkorkt oder entcircularisiert.

Die äußerste zarte Wandungsschicht, welche am meisten entcircularisiert ist und sich oft als eine zart zusammenhängende Haut loslässt, wird cuticula oder Oberhäutchen genannt. Die Entcircularisierung verhindert nicht allein den Ein- und Austritt des Wassers, und wird dieser Zweck noch vornehmlich durch die oft sehr bedeutende Wachsschichtung gefördert. Das mit den Oberhantzellen ausgechiedene Wachs tritt als abwischbarer blauer Reif oder als glänzende, die Bezeichnung durch Wasser völlig ausschließende Schicht auf den Blättern und Zweigen hervor.

Damit die Oberhaut aber auch die anderen oben erwähnten Aufgaben der Haut erfüllen könne, ist sie mit zahlreichen Spaltöffnungen versehen, die natürlich nur da sich finden, wo es darauf ankommt, die Transpiration zu ermöglichen und den Gasausstausch zu erleichtern. Sie fehlen deshalb an den Wurzeln und sind auch an submersen oder unterirdischen Sprossen und Blättern nur in geringer Zahl vorhanden. An den Blättern, an denen sich eine deutlich ausgeprägte Unterseite findet, stehen sie nur auf diesen, z. B. bei Tanne u. s. w., während sie bei solchen Blättern, deren beide Seiten nahezu gleich oft dem Lichte zugeführt sind, allseitig zu finden sind, z. B. bei Kiefer, Fichte, den meisten Monocotylen. Ihre Zahl ist eine außerordentlich große, so dass ihr Effect trotz ungemein geringer Größe ein dem Bedürfnis der Pflanze genügender ist.

Die Spaltöffnung ist nichts als ein Interzellularräum zwischen den Zellen der Oberhaut, welcher von zwei meist rinnenförmigen Zellen, den Schließzellen, umgeben ist und durch Formveränderungen dieser sich öffnen und schließen kann. Der Apparat öffnet sich bei Licht und reichlicher Wasserzufuhr, er schließt sich im Dunkeln und bei Wassermangel. Unter demselben befindet sich ein großer Interzellularräum, die Athemhöhle, in welche die meist sehr weiten Interzellularkanäle münden, welche das ganze Zellgewebe der Blätter, insoweit es an dem Assimulationsproces teilnimmt, durchziehen. Die einzelnen Zellen des Blattfleisches, Mesophyll genannt, verdunsten Wasser in diese Interzellularräume und von diesen aus thieilt sich der Wasserdampf durch die Spaltöffnungen der Atmosphäre mit. An den Rändern der Blätter finden sich sehr oft besonders gebaute Spaltöffnungen, Wasserspalten, deren Schließzellen unbeweglich, deren Athemhöhlen mit Wasser gefüllt sind und aus denen bei lebhafter Wasserannahme durch die Wurzeln und feuchter Atmosphäre das Wasser in Tropfenform austritt, Thränen.

Sehr oft verlängern sich die Epidermiszellen nach außen zu Haarbildungen der verschiedenartigsten Gestalt. Ein besonderes In-

teresse beanspruchen die Wurzelhaare, einfache, zartwandige, relativ lange Verlängerungen der Epidermiszellen zarter Wurzeln, welche erst hinter dem sich noch streckenden Theile der Wurzelspitze entstehen und meist schon einige Centimeter hinter der Spitze wieder absterben und verschwinden. Durch diese Wurzelhaare, deren Außenwand mit den feinsten Erdtheilchen gleichsam verwächst, wird die Oberfläche der Wurzel, welche instande ist, Wasser und mineralische Nährstoffe aufzunehmen, um das Vielfache vergrößert. Andere Haare, insbesondere die Wollhaare, dienen den Knospen und jungen Blättern als Schutzmittel gegen Frost, gegen direkte Sonnenwirkung, gegen Infektion durch Pilzsporen, gegen Insektenangriffe u. s. w. Die Drüsenhaare dienen zur Aussondierung von Secreten, z. B. Gummi, Harze, Öle, Niederschläge, die den verschiedensten Zwecken im Pflanzenleben dienen. Als Schutzorgane oder als Kletterorgane dienen die Stachelhaare, während die Digestionshaare durch Ausscheidung peptonisierender, verdaulender Säfte zur Ernährung der Pflanzen beitragen (*Drosera*), indem sie in ihr Bereich gelangende kleinere Thiere auseinander und gleichsam verzehren. Auch als Flugorgane dienen die Haare bei vielen Sammereien u. s. w.

Die Epidermis kann ihren Functionen nur an jüngeren Pflanzenteilen in befriedigender Weise obliegen, während mehrjährige Äste, Zweige und Schäfte der Bäume eines ausgiebigeren Schutzmittels bedürfen. Sie erhält sich durch Zelltheilung, deshalb nur bei wenigen Bäumen, z. B. *Ilex*, *Acer Negundo* u. s. w., eine Reihe von Jahren unverlegt, während sie bei den meisten Holzpflanzen schon am einjährigen Zweige in der Regel an vielen Stellen platzt (Fig. 14c) und wohl ganz verloren geht, nachdem zuvor ein neues Hautgewebe, das Periderm oder die Korkhaut, sich im Umfange der Sprossachse gebildet hat (Fig. 14p). Diese aus verhornten Zellen bestehende Hantschicht ist in den meisten Fällen, z. B. auch bei der Rothbuche, von geringer Dicke, zuweilen aber bildet sie eine mächtige Schicht, welche selbst technische Verwertung gestattet (Korkeiche).

Das Periderm entsteht schon zur Zeit, in welcher die Epidermis noch unverlegt und lebend ist, dadurch, dass entweder die Epidermiszellen selbst oder eine unmittelbar darunter liegende Zellschicht der Rinde oder eine tief im Rindengewebe befindliche Lage von Rinden-zellen durch tangentiale Zelltheilung ein Korkcambium bildet, welches Phellogen oder Kort-mutterzicht genannt wird. Dieses Cambium schnürt nun nacheinander Zellen nach außen ab, welche alsbald verhornen und absterben und Kort, Phellein, genannt werden, während die theilungsfähige Zellschicht, allerdings meist in beschränktem Grade, auch einige Zellen noch innen abschnürt, die lebend bleiben, die grüne Rinde gewissermaßen verdicken und Phellogenma genannt werden.

Die ältesten, nach außen gelegenen Korkzellen werden im Laufe der Zeit mit der Umlängszunahme ausgedehnt und schüren endlich mehr einzeln oder sezenweise ab, oder es lösen sich wohl ganze Schichten gleichsam wie

Papierblätter ab. Das letztere erfolgt besonders dann, wenn die Korkschicht abwechselnde Schichten dicht- und dünnwandiger Zellen zeigt, wie die Birke, der Kirschbaum u. s. w. Das Korkcambium vergrößert sich dem Dickenwachsthum der Sprossachse entsprechend durch Zelltheilung in radialem Richtung. Auf den ersten Blick gibt sich bei mikroskopischer Betrachtung die Korkprobe durch radiale Anordnung der Zellen von dem Rindengewebe zu erkennen. Die Korkhaut wird zu einem ausgezeichneten Schutz der inneren Gewebe dadurch, dass deren Zellen wie die der Epidermis lückenlos, d. h. ohne Inter-cellularräume untereinander verbunden, und dass ihre Wandungen verstört sind. Die Wandungen, deren Dicke nach Holzart sehr verschieden und, wie schon erwähnt, bei derselben Holzart oft schichtenweise ungleich ist, sind entweder farblos oder bräunlich. Der Inhalt der Zellen ist im Tode Luft und oft eine bräunliche Substanz. Bei *Betula* enthalten die dünnwandigen Lagen der geschichteten Korkhaut farblose Körnchen einer harzigen Substanz, das Betulin, und erscheinen die Lagen dadurch weiß gefärbt.

Wo sich frühzeitig üppige Korkkrusten bilden, treten diese nicht gleichmäßig im ganzen Umfange des Zweiges auf, sondern die Korkproduktion ist in Längsstreifen ungleich ausgiebig, so dass sich stielgärtige Vorsprünge bilden, z. B. *Erythrina*, *Acer campestre*, *Ulmus suberosa*, *Quercus Suber*. An den Wurzeln tritt die Korkhaut nicht unmittelbar unter der Oberhaut, sondern entfernt davon auf der Grenze der Rinde und des Gefäßbündelkreises auf. Hier befindet sich vom Anfang an eine morphologisch eigenartig ausgebildete Zellschicht, die Endodermis oder Wurzelhaut, von der die Entstehung einer Peridermhaut ausgeht. Sobald diese entstanden ist, stirbt das nach außen gelegene fastige Rindengewebe der Wurzel ab, schrumpft zusammen, und nun verdünnt sich die Wurzel, womit die fastigen Wurzelspitzen, die sog. Saftwurzelchen, verloren gehen. Bei manchen Bäumen, z. B. *Fagus*, ist das Periderm bis zum höchsten Lebensalter die einzige Hautbildung, weshalb diese Bäume eine glatte Rinde behalten.

Bei den meisten Holzarten tritt früher oder später die Borke an die Stelle der Korkhaut. Man unterscheidet zwei Gruppen von Borkenbildungen, nämlich die Ringelborke und die Schuppenborke. Die Ringelborke kommt dadurch zustande, dass sich alljährlich durch gewisse längere Zeiträume im ganzen Umfange des Stamms ein Korkmantel im lebenden Rindengewebe und später im Bastgewebe bildet, durch welchen dann alle nach außen gelegenen Gewebe zum Absterben und Ver trocknen gebracht werden, während vom Cambium aus neues Bastgewebe gebildet wird. Die abgestorbenen Rindenschichten müssen dann mit der Zunahme der Stamm-dicke der Länge nach ausbreiten und bilden je nach der Beschaffenheit der Organe der Rinde entweder weiche, anliegende Mäntel mit Längsrissen, z. B. bei *Thuya*, oder faserige, sich später von der Unterlage ablösende und isolierende Schichten, z. B. bei *Vitis*.

Weit häufiger ist die Schuppenborke, für welche Platane, Bergahorn, Eiche und Fichte (Fig. 12) die ausfälligsten Beispiele darbieten. Aus dem lebenden Rindengewebe (Fig. 12a) lösen sich kleinere, oft aber handgroße Platten ab, nachdem sich zuvor auf der Grenze der lebenden Rinde und der absterbenden Platte oder Schuppe eine Korkschicht gebildet hat. Besteht diese Korkschicht aus dünnwandigen, leicht reißbaren Zellen, dann stößt der Baum die Platten von selbst ab, sobald zur Zeit des lebhaftesten Dickenwachstums im Sommer die Ausdehnungsfähigkeit der toten Korkzellschicht aushört, wie bei obengenannten Holzarten. Wenn dagegen die Korkschicht auf der Grenze zwischen Schuppe und Rinde aus dickwandigen Zellen besteht, so bilden sie eher noch einen festen Verbindungskitt der einzelnen Schuppen. Diese bleiben nach ihrem Tode im festen Zusammenhange, und es entsteht so mit der nach innen immer fortschreitenden Schuppenbildung eine oftmals sehr dicke tote Borke, bei deren Durchschneiden man sofort die Zusammensetzung aus Schuppen erkennen kann. Die Verdickung des Stammes hat zur Folge, daß Längsrisse in der Borke selbst entstehen. Die mannigfachen Verschiedenheiten der Borke unserer Bäume steht einmal im Zusammenhang mit der großen Mannigfaltigkeit in der Beschaffenheit der Korkschicht selbst, andererseits mit dem Bau der Rindengewebe, welche das Innere der Borken schuppen ausmachen.

Sowohl das Periderm, als auch die Borke bilden einen sehr ausgiebigen Schutzmantel, welcher das Vertrocknen der lebenden Gewebe verhindert und dieje gegen nachtheilige äußere Einflüsse verwahrt. Da aber die Prozesse des Lebens in allen Theilen eines Baumes gebunden sind an die Möglichkeit der Atemung, d. h. des Zutrittes von Sauerstoff und der Verbrennung eines kleinen Theiles der Substanz zu Kohlen säure, so bedürfen auch diese Arten von Hant der Atemungsorgane, durch welche die Binnennuft mit der Atmosphäre in Verbindung steht. Diese Atemungsorgane sind die Korkwarzen oder Lenticellen (Fig. 14b). In der Korkhaut finden sich mehr oder weniger zahlreiche Stellen, an denen die Korkzellen nicht lückenlos verbunden, sondern mit Interzellularräumen versehen sind, welche zur Vegetationszeit eine offene Communication mit der Außenluft ermöglichen, wie dies in der Epidermis durch die Spaltöffnungen geschieht. Das Phellogen der Korkhaut erzeugt an diesen Stellen, die Korkwarzen genannt werden, mehr ahergerundete Korkzellen, die sich oft ganz voneinander trennen und als Füllzellen die Korkwarze ausfüllen. Sie sind quellungsfähig, scheinen nicht oder doch erst spät und theilweise zu verkorken und treten zumeist, wenn ihnen Gelegenheit geboten wird, Wasser aufzunehmen, nach außen warzensförmig hervor. Zu der Regel am Schlusse jeder Vegetationsperiode bildet sich eine lückenlose Schicht aus dem Lenticellencambium, welche als Verschlusschicht bezeichnet wird, weil sie im Winter die Lenticelle verschließt. Im Frühjahr, nach Eintritt der Belaubung, wird sie

wieder gesprengt dadurch, daß von dem Lenticellencambium aus wieder runde Füllzellen gebildet werden, welche nach außen einen Druck ausüben.

Bei sehr mächtigen Korkschichten, z. B. beim Kork der Kortfeiche, bilden diese Atemungsorgane Kanäle, welche in radialem Richtung den Kork durchsetzen und mit den dunkelbrauen Füllzellen nur theilweise ausgefüllt sind. Die äußere Gestalt der schon am einjährigen Triebe sich bildenden Lenticellen ist nach Holzart sehr verschieden. Entweder bleiben sie auch in der Folge mehr rundlich und klein, wenn nämlich das Lenticellencambium an der Vergrößerung des Phellogens der ganzen Korkhaut nicht oder nur beschränkt teilnimmt, oder sie vergrößern sich mit der Umlangszunahme des Stamms, indem auch ihr Cambium durch Zelltheilung wie das allgemeine Phellogen der Korkhaut sich vergrößert.

Da diese Vergrößerung der ganzen Korkhaut nur Folge des Dickenwachstums des Stammes ist, so nehmen die Lenticellen die Gestalt mehr oder weniger langer horizontaler Striche an, die am ausfälligsten bei der Birkenkorkhaut hervortreten. Wird die Korkhaut durch Borke erzeugt, so entstehen immer neue Lenticellen in der jüngsten, innersten Korkschicht, u. zw. bei solchen Bäumen, welche die Borkenplatten abwerfen, wie Platanen, auf der ganzen Oberfläche, bei Bäumen mit bleibenden Borke schuppen nur in dem Grunde der Borkenrisse, so daß also ein alter Baum auch mit starker Borke noch in den Längsrissen der Borke zu atmen vermag.

Korkbildung tritt auch da im Pflanzenkörper auf, wo derselbe sich vorbereitet, einen Gewebstheil, sei es Blatt oder Sproßachse, abzustoßen. So entsteht schon vor dem Abfall der Blätter eine Korkschicht da, wo künftig die Blattstiellnarbe sich findet, und eben solche innere Korkbildung tritt vor Entstehung der Ab sprünge ein. Endlich aber sehen wir eine Korkhaut überall da entstehen, wo lebende Gewebstheile durch mechanische Verlehrungen bloßgelegt oder durch Krankheiten in Berührung mit abgestorbene Geweben gelangen. Die noch unbeschädigten, der Wundoberfläche zunächst gelegenen lebenden Zellen erzeugen durch Zelltheilung zunächst eine Korkcambiumschicht, die nun eine schützende Korkhaut, das sog. Wundkork, nahe unter der Oberfläche des verletzten Pflanzentheils bildet. Bei Erkrankungen der Rinde durch parasitische Pilze entsteht auf der Grenze des gesündeten und toten Gewebes eine Korkschicht, die entweder dauernd dem Fortschreiten der Krankheit eine Grenze setzt oder, wie z. B. bei dem Lärchenkrebs, alljährlich im Früh Sommer neu gebildet wird, nachdem der Parasit zur Zeit der Vegetationsruhe der Lärche sich im Rindengewebe weiterverbreitet hat. Ag.

Hautalg bildet, frisch von den Haarbalgdrüsen abgesondert, eine ölige, halbfüssige Masse, die bald zu einem weißen Talg erstarrt, der aus einem caseinartigen Eiweißkörper, fülligem und feinem Fett, Cholesterin und anorganischen Salzen, unter welchen besonders Erd- und

Aalkaliphosphate, sowie Chloralkalien sich befinden, besteht.

v. Gn.

**Hauungsantrag** oder **Hiebsantrag**, siehe **Fällungsantrag**.

v. Gg.

**Hauungsdisposition** oder **Holzschlagsdisposition** nennt man das Schriftstück, welches die Hiebsvorschläge für ein einzelnes Jahr auf Grund des speziellen Hauungsplanes (i. d.) feststellt. Vor dem Beginn des neuen Forstjahres wird der Revierverwalter diese Hiebsvorschläge in einer Übersicht, u. zw. ge-

trennt nach Abtriebsnutzung und Zwischenutzung dem Inspektionsbeamten zur Kenntnisnahme, bzw. Genehmigung vorlegen. Es empfiehlt sich, in den Kopf dieser Übersichten anzunehmen: Forstort, Art der Nutzung, Größe des Schlages oder Ortes, ungefährer Ertrag an Derbholz und Reisig nach Hektometern, u. zw. getrennt für Laubholz und Nadelholz. Außerdem ist es zweckmäßig, auf dem Titelblatt der Übersicht in nachstehender Weise einen Vergleich zu führen:

„Der jährliche Etat besteht in

..... fm Derbholz, als: ..... fm L. ..... fm N.

wovon

..... " Ruhholz, " ..... " " ..... " "

..... " Reisig, " ..... " " ..... " "

..... fm Stöcke, " ..... rm " ..... rm "

In den Forstjahren 18 .....

wurden geschlagen ..... fm Derbholz, als: ..... fm L. ..... fm N.

sollten geschlagen werden ..... " " " ..... " " "

mithin wurden geschlagen zu viel ..... " " " ..... " " "

zu wenig ..... " " " ..... " " "

In den Forstjahren 18 ..... wurden durchforstet

sollten durchforstet werden ..... " "

mithin sind durchforstet worden zu ..... " "

Es empfiehlt sich, für die einzelnen Jahre eine entsprechende Verteilung der Hiebsorte nach den Bestandsbonitäten eintreten zu lassen. Nr.

**Hauungsetat**, s. **Hiebsatz**. Nr.

**Hauungsnachweis** oder **Hiebsnachweise**, s. **Fällungsnachweizung**.

v. Gg.

**Hauungsplan** kann als allgemeiner und spezieller unterschieden werden. Der allgemeine Hauungsplan ist durch die Waldeindeihlung, bzw. die Hiebszugsbildung gegeben. Der spezielle Hauungsplan dagegen hat den Zweck, in übersichtlichen Tabellen alle diejenigen Bestände zusammenzustellen, in denen innerhalb des nächsten Wirtschaftszeitraumes Abtriebe oder theilweise Entnahmen (einschl. Bestandesschutz) stattfinden. Es ist zweckmäßig, den Wirtschaftszeitraum nicht höher als auf 10 Jahre zu bemessen. Für diesen Zeitraum werden die Orte für die Abtriebsnutzung und die Zwischenutzung getrennt behandelt. In der Abtheilung für die Abtriebsnutzung finden alle diejenigen Orte nach Fläche und Masse Aufnahme, welche zum Hiebe kommen sollen. Die abzutreibende Gesamtfläche geht aus der Hiebsatzbegründung hervor. Ausmerkungsweise sind am Schlüsse die Orte zu nennen, in denen nach Ablauf der Wirtschaftsperiode weitergeschlagen werden soll. Die Flächen müssen getrennt für die einzelnen Hiebsorte angegeben werden. Erstreckt sich ein Schlag über mehrere Bestände, so sind deren Einzelflächen zu summieren, und wird dann auch die Masse summarisch ausgeführt. Bei den Kahlschlägen im Hoch- und Niederwalde kommt die ganze Fläche, bei den Plenterschlägen nur die nach der Massen-

entnahme reduzierte Fläche in Ansatz. Für die letzteren soll die ganze Fläche in Parenthese zugefügt werden.

Bei dem Mittelwald ist die ganze Fläche und nicht die nach Maßgabe der Oberholzenutzung reduzierte einzuschreiben, da sich hier die Schlagenteilung auf das Unterholz bezieht. Ebenso muss auch beim eigentlichen Plenterbetrieb die ganze Fläche angenommen werden, insoweit es sich dabei um eine Schlagenteilung handelt; doch ist räthlich, außer dem Procentzusatz der Massennutzung hinzuzufügen. Die Summe der Hiebsfläche im Hauungsplan gibt zugleich die Verjüngungsfläche für den Culturplan.

Um einen jährlichen Erfolgsbeitrag in dem Hauungsplan zu ermöglichen, ist es zweckmäßig, denselben die Einrichtung zu geben, dass auf der linken Seite des Bogens stets der wirkliche Plan steht, während die rechte Seite für die Ausführung bestimmt ist. Planwidrige Hiebe — Vorhahnen — sind mit rother Tinte, natürlich nur bei der Ausführung, einzuschreiben.

Für die Zwischenutzung empfiehlt sich im Hauungsplan die Aufnahme von 2 Tabellen. Die erste hat den Durchforstungsplan zu umfassen. Es ist zweckmäßig, darin die Bestände und Bestandtheile, welche im vorliegenden Jahrzehnt durchforstet werden sollen, einzeln anzuführen. Aus der Flächensumme lässt sich die jährliche Durchforstungsfläche ableiten, abgesehen von dem Umstände, dass manche Bestände mehr als einmal innerhalb eines Jahrzehnts zu durchforsten sind. Am Schlüsse eines jeden Jahres wird, wie bei der Abtriebsnutzung, die erfolgte Ausführung eingetragen. Es kann aber

hier außer der Fläche auch noch die Masse gebucht werden. Letztere ist am besten für Laubholz mit rother, für Nadelholz mit schwarzer Tinte anzugeben. Bei außerplanmäßigen Durchforstungen ist Forstort, Jahreszahl und Fläche roth zu schreiben. Die zweite Tabelle der Zwischenrechnung ist für die Räumungen und Länderteilungen anzulegen. Es genügt hier die Bezeichnung des Bestandes und der Art der Wirtschaftsmaßregel. Bei der Ausführung trägt man die Fläche und die Masse (Laubholz roth, Nadelholz schwarz) ein. Die Orte, in denen außerplanmäßige Entnahmen stattgefunden haben, bekommen einen rothen Eintrag für Bezeichnung und Jahreszahl. Bei der Zwischenrechnung würden nun noch die zu zähligen Erträge zu erwähnen sein. Für dieselben lässt sich nicht wohl eine Tabelle aufstellen. Es genügt aber auch, wenn deren Ausfall summarisch in der Hiebszähbegrundung veranschlagt wird.

Um den Schlusse des Haunungsplanes ist eine Wiederholung für die Abtriebs- und Zwischenrechnung anzusagen, um einen Überblick der Gesamtnutzung zu gewähren. Außerdem hat dort die Zerfällung des Jahresetats in die Sortimente plazzunehmen. Zur Verdeutlichung des Gesagten wird noch ein mit Probeeintrag versehenes Schema für den Haunungsplan — in Anlehnung an die im Königreich Sachsen gebräuchlichen Formulare — hinzugefügt. Siehe Tabellen auf p. 606 bis 608.

Nr.

**Haunungsproject** nennt man entweder die Haunungsdisposition (s. d.), oder den Entwurf zum Haunungsplan.

Nr.

**Haupn**, ein Mineral des regulären Sytemes, ist Silicat und Sulfat zugleich (z. B.  $2 \text{Na}_2\text{Al}_2\text{Si}_2\text{O}_8 + \text{CaSO}_4$ )

und zeichnet sich durch seine schöne, meist himmelblaue bis lapisblaue Färbung aus. Es kommt im Trachyt, Phonolith und in Laven als accessorischer Gemengtheil vor; Laacher See, Alpengebirge, Beauv.

v. D.

**Hazzzi**, Josef v., geboren 12. Februar 1768 in Abensberg (Niederbayern), gestorben 31. Mai 1843 auf seinem Gute Ölsofen (Oberbayern), studierte auf der Universität Ingolstadt Jurisprudenz, praktizierte bei dem Landgerichte in Abensberg, kehrte aber dann wieder nach Ingolstadt zurück, um sich als Vicentiat der Rechtswissenschaft zu habilitieren, nahm indessen schon 1793 die Ernennung zum Fiscralrath in München an.

Einige Jahre darauf trat er in das Departement des Forstwesens ein, machte ausgehende Dienstreisen nach Sachsen, Österreich u. c. und übernahm 1799 das Amt eines Generallandesdirektionsrathes. Bei dem noch in demselben Jahre erfolgten Einfall der Franzosen in Bayern wurde er diesen als Marschkommissär zur Verfügung gestellt; hiebei erwarb sich Hazzzi solche Anerkennung, dass er auf Einladung des Generals Moreau Frankreich bereiste, um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen. Als seine Wirksamkeit in Bayern auf Widerstand stieß (Verkauf der Staatswaldungen!), folgte er 1806 einer Aufforderung Napoleons und übernahm die Einführung französischer Institutionen im neu errichteten Groß-

herzogthum Berg. Während dieser Zeit hatte er jenen Bohnish als Polizeidirector in Berlin, dann als Staatsrath in Düsseldorf und zuletzt bis 1811 in Paris. Nach Bayern zurückgekehrt, wurde Hazzzi 1813 als Rath bei der Centralstaatschuldenliquidationscommission für die schwäbischen Kreise angestellt, 1816 in den Adelsstand erhoben und zum Staatsrath, sowie zum Vorsitzenden der Landesbankcommission, später auch des landwirtschaftlichen Vereines zu München ernannt. 1837 legte er seine Funktionen nieder und zog sich auf sein Landgut Ölsofen zurück, um hier seine schon 1801 begonnene literarische Thätigkeit ungestört fortzuführen.

Hazzzi war ein begeisteter Anhänger der Ideen Adam Smiths, welche er auf allen Gebieten der Bodenproduktion mit Energie und Geschick, theilweise auch mit Übereilung durchzuführen suchte. Für die Emancipation der Landwirtschaft von allen Fesseln wirkte er auf dem Weg der Gesetzgebung und Verwaltung, aber auch durch ausgedehnte literarische Thätigkeit; er war ein Hauptförderer des landwirtschaftlichen Vereinslebens. In forstlicher Beziehung ist er bekannt als einer der eifrigsten Befürworter den Staatswaldverkauf und die Aufhebung der Beaufsichtigung der Privat- und Gemeindeforstwirtschaft; es gelang ihm, den Verkauf von mehr als 4000 ha bayrische Staatswaldungen durchzuführen.

Seine zahlreichen Schriften sind meist landwirtschaftlichen Inhalts; forstliches Interesse besitzen hauptsächlich folgende: Statistische Aufschlüsse über das Herzogthum Bayern, 1801 bis 1809; Über das Rechtliche und Gemeinnützige bei Cultur und Abtheilung der Weiden und Gemeindewaldungen in Bayern, 1802; Katechismus der bayrischen Landesculturngesetze sammt einem Unterricht in der Landwirtschaft, deren Holz- und Forste, 1804—1806; Die echten Ansichten der Waldbungen und Förste gegenwärtig über das Zweckwidrige und Ungeheure des Forstregals oder der Forstpolizei mit Vorschlägen der nöthigen Reformen, 2 Bde.; Die echten Ansichten der Waldbungen und Förste gegenwärtig über das Gemeinschädliche der Behbehaltung der Staatsförste oder der sog. Cameralforstregie mit dem Detail der bayrischen Cameralforststatistik im allgemeinen, 1805; Gebrüder Preisschrift über Güterarrondierung mit der Geschichte der Cultur und Landwirtschaft von Deutschland, 1818. Von 1818 bis 1837 war Hazzzi Redakteur des Wochenblattes des bayrischen landwirtschaftlichen Vereines. Schw.

**Hebegabel**, die, Instrument zum Zeugstellen, s. Jagdzeug. „Eine Hebegabel, damit die Tücher auf die Farkeln gehoben werden.“ Tänzer, Jagdgeheimnisse, Kopenhagen 1682, fol. 64. — Sie (die Jäger) setzen Farkeln und heben die Oberleine mit Hebe-Gabeln zugleich auch in die Farkeln.“ Fleming, T. 3, 1719, I., fol. 220. — Göschaujen, Notabilia venatoris, Ulm 1724, p. 225. — C. v. Heyne, Ausfr. Lehrprinz, 1751, p. 139. — Mellin, Ausfr. 3. Auflage v. Wildbuchen, Berlin 1777, fol. 235. — Großkopff, Weidewerkslexikon, p. 159. — D. a. d. Winkel, Hb. f. Jäger 1, p. 411. — Hartig, Lexit., p. 248. E. v. D.

## Haunungsplan.

## Haunungss-

Forstort	Bestandsart, Altersstufe und Boni- tätsklasse	ganz oder davon	Fläche	Masse in Festmetern				Bemerkungen	
				Lanbholz		Nadelholz			
				ha	a	1 ha	Über- haupt		
4 c	Di. X. 5.	davon	7 —	dar- aus	50	350	460	3220	
2 a b	" VI. 6.	"	— 24 — 32 } . — 56		20	.	200	Ein 10 m breiter Los- hieb am Wege sofort zu führen.	
4 d	" IX. 3.	"	4 —		.	300	1200		
5 e	" " 7.	"	2 75		.	680	1870	Die Hälfte von 5 c.	
10 c	" IX. 8.	ganz	3 55 (7 10)		.	800	2840	Plenterhieb unter Entnahme von 0.5 der Masse.	
n u n d j o w e i t e r									
Summe	.	.	24 50	.	530	.	12040		
					12570				

## Haunungss-

## Bwischen-

Forstort	Bestandsart, Altersstufe und Bonitätsklasse	ganz oder davon	Fläche		Bemerkungen
			ha	a	
1 d	Di. IV. 6.	ganz	3	—	Unter gleichzeitiger Entnahme der Birken.
2 b	" VI. 6.	davon	2	58	Außer dem Hiebstheil.
c	" III. 8.	ganz	5	12	
3 b	" VI. 8.	"	3	68	
c	" V. 6.	"	3	52	
4 a	" VI. 8.	davon	4	91	Außer dem Hiebstheil.
b	" V. 6.	"	2	42	
e	" IV. 6.	ganz	6	—	
5 a	" " 6.	"	7	70	
n u n d j o w e i t e r					
Summe	.	.	93	37	

## p l a n.

## A b t r i e b s n u s s u n g

## Nachweis über die stattgehabte Ausführung

Bezeichn=ung	1887 1888 1889 1890 1891 1892 1893 1894 1895 1896										Summe
	ha	a	ha	a	ha	a	ha	a	ha	a	

## P r o b e e i n t r a g:

2 a b	—	24	.	.	.	.	.	.	.	.	—	24
	—	32	.	.	.	.	.	.	.	.	—	32
4 d	—	20	Vorhäunung durch Windbruch (roth!)									

## p l a n.

## n u s s u n g

## A u s f ü h r u n g

Jahr	Fläche		D e r b h o l z		Reisig	Summe	Bemerkungen
	ha	a	Rußholz	Brennholz			

## P r o b e e i n t r a g:

1887	3	68	20·18	20·00	20·00	60·18	
1887	3	52	20·10	15·00	19·60	54·70	
4 c 1887 (roth!)	— (roth!)	20 (roth!)	1·00	1·00	2·00	4·00	Außerplanmäßig im Vorwuchsforst (roth!)

**Hauungspfan.**

Ort	Läuterung, Räumung re.	B w i s c h e n n u s s u n g		Ausführung
		Jahr	Erfolg fm	
2 d	Entnahme der Birken	1887	10·50 (roth!)	Prob eeintrag:
3 a	Desgl.			
4 c	Läuterung von Weichhölzern			
6 a	Begünstigung der wüchsigen Eichen und Eschen durch Käpfen von Fichten			
10 b	Räumung des Ge strüppes			

**Hauungspfan.**

		G e s a m t n u s s u n g		
Größe der zu verjüngenden Fläche		Masse in Festmetern		Bemerkungen
ha	a	Laubholz	Nadelholz	
				Wiederholung
24	50	530	12040	12570 Abtriebsnutzung
		170	2260	2430 Zwischenutzung
		700	14300	15000 Gesamtnutzung

Jährlicher Stat für die 10 Jahre 18<sup>87</sup>  
1500 fm,

als:  
70 fm Laubholz und  
1430 " Nadelholz,  
S. w. o.

welche zu verschlagen sind mit

1200 fm Derbholz,  
als:  
50 fm Laubholz und  
1150 " Nadelholz,  
S. w. v.

worunter

940 fm Nußholz,  
als:  
30 fm Laubholz und  
910 " Nadelholz,  
S. w. o.

und mit

300 fm Reisig,  
als:  
20 fm Laubholz und  
280 " Nadelholz,  
S. w. o.

Hierüber:

290 rm Stockholz,  
als:  
10 rm Laubholz und  
280 " Nadelholz,  
S. w. v.

Mr.

**Hebegesirre**, s. Werkzeuge.      Fr.  
**Hebel**, s. Maschinen.      Fr.  
**Hebelverschluss** bezeichnet bei abklappenden Läufen (Pfeilchen) diejenige in vielfachen Modificationen vorkommende Einrichtung, bei welcher der das feste Anziehen bewirkende bewegliche Theil (Sperrschieber) nicht durch Federkraft, sondern durch den Schüben mittelst eines Hebels (auch Schlüssel genannt) gehandhabt wird. Dieser Hebel kann sowohl an der unteren Seite des Gewehres, u. zw. entweder an der Basküle parallel mit den Läufen (meist Armandsystem genannt) oder den Abzugsgübel umfassend, bezüglich auch denselben erreichend (Bügelverschluss) angebracht sein, oder er liegt, wie bei

Lebeda und Scott re., oben auf dem Kolbenhals, bezüglich der Basküle zwischen oder hinter den Häähnen (sog. toplever), oder endlich liegt er seitlich am Gewehr (s. Verschluss). Th.

**Hebeda**, verb. trans. u. reflex.

I. S. v. w. ausschößen, aufjagen, selten. „Er (der schlechte Schütze) schießt seine Hasen gewöhnlich auf dem Anstande oder hebt sie aus dem Lager...“ Diezel, Fragmente, p. 24.

II. Jagdzunge auf die Forteln mittelst der Hebegabeln, s. d. und Jagdzug. Belegstellen bei Hebegabel.

III. Vom Fasan: „Haben die Fasane die Größe einer Wachtel erreicht, so mischt man auch Weizengräuse unter dieses Futter und gibt

ihnen endlich die Gräze allein so lange, bis sie Weizenkörner gesiehen oder (nach dem Künft-ausdruck) heben können." Bechstein, *Hb. d. Jagdwissenschaft II.*, p. 158 — "Wenn die jungen Fasanen schon mit Weizen gefüttert werden, so sagt man: sie heben schon." Hartig, Lexif., p. 248 — D. a. d. Winkel, *Hb. f. Jäger I.*, p. 217. — Laube, *Jagdbrevier*, p. 282.

IV. reflex. s. v. w. erheben, s. d. "Er (der Bär) hebt und erniedrigt sich." Bechstein I. e., I., 1., p. 226. — Sanders, *Wb. I.*, p. 716.

E. v. D.

**Hebevorrichtungen.** Zur Hebung und Fortbewegung schwerer Steine bedient man sich eiserner Bangen (Fig. 406 B), deren Fänge in Löcher eingreifen, die man in die Seiten des Steines gehauen hat. Doch müssen diese An-schlüsse in einer horizontalen Linie liegen,

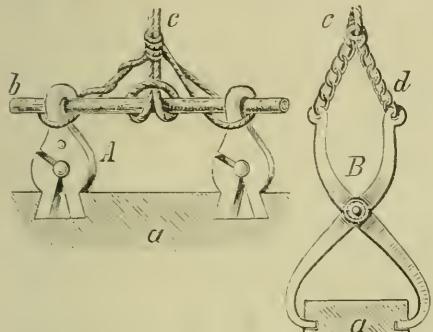


Fig. 406. Ansicht einer Steintreppe A und einer eisernen Bange B. — a Werkstück; b Eisenstange; c Tragestück; d Tragette.

die durch den Schwerpunkt des Steines oder etwas oberhalb desselben hindurchgeht. Eine zweite Hebevorrichtung besteht in einem einfachen, sich verjüngenden Eisenstäbe, der in ein verticales, cylindrisches Loch an der oberen Steinfläche eingetrieben wird. Dieses Loch muss über dem Schwerpunkte liegen. Der Eisenstab hat oben ein Auge, in welches die zum Heben bestimmte Kette eingehaftet wird. Nach erfolgter Benützung wird der Eisenstab mit einigen Hammerschlägen gelockert und herausgenommen. Eine dritte Vorrichtung zum Steinheben besteht in zwei Eisenstäben, welche in zwei Löcher an der Steinoberfläche eingesetzt werden. Die zwei Löcher sind in entgegengesetzter Richtung, u. zw. unter einem Winkel von  $45^\circ$  angebracht. Die Eisenstäbe haben oben Augen und sind mit zwei Ketten verbunden, welche mit den dazu gehörigen Eisenstäben rechte Winkel bilden, sobald der Stein daranhangt. Diese kurzen Ketten sind mit ihren oberen Enden an eine gemeinschaftliche Hauptkette befestigt. Die Zugspannung in einer der kurzen Zweigketten ist gleich  $0\cdot707$  G, worin G das Gewicht des Steines bedeutet.

Eine vierte derartige Vorrichtung ist ein boestumpfer eiserner Keil oder Schwabenschwanz (die Steintreppe) (Fig. 406 A), die in ein ähnlich gestaltetes, 5—25 cm tiefes Loch an der Steinoberfläche eingesetzt wird. (S. Steinhebemaschine.) Bei großen Banten werden Laufkrahne verwendet.

**Hecht** (*Esox Cuvier*), Fischgattung aus der Familie der Hechte (*Esocidae* s. System der Ichthyologie). Diese kleine, auf die gemäßigte Zone der nördlichen Halbkugel beschränkte Familie umfaßt nur die eine Gattung mit etwa 7, einander sehr nahestehenden Arten. Ihre leicht erkennbaren und charakteristischen Merkmale sind folgende: Der wenig zusammengedrückte, fast cylindrische, etwas eifige, mit kleinen Rundschuppen bedeckte Kumpf besitzt einen langen, glattgedrückten, teilweise beschuppten Kopf, dessen vorderer Kiefertheil fast einem Entenschnabel gleicht. Der obere Kieferrand wird in der Mitte von den Zwischenkiefern und seitlich von den Oberkiefern gebildet. Letztere sind zahnlos; dagegen tragen die Zwischenkiefer, das Pfuglitzarbeiten, die Gaumenebenen, die Zunge, die Schlundknochen und die Kiemenbogen an ihrer inneren Seite zahlreiche spitze Hechzhähne, von denen viele, namentlich die am Gaumen, noch hinten zurückgelegt werden können, beim Nachlassen des Drucks jedoch in ihre ausgerichtete Lage zurückspringen. Der Unterkiefer trägt außer kleineren Zahnen eine Reihe sehr großer, spitzer, festzuhaltender Fangzähne. Die eine kurze Rückenflosse steht sehr weit nach hinten; nach etwas weiter zurück die ebenfalls kleine Afterflosse, so daß der Schwanz selbst sehr kurz ist. Die Bauchflossen sind bauchständig, etwa in der Mitte der Körperlänge. Die Seitenlinie ist oft unterbrochen oder stellenweise doppelt. Die Kiemenpalpen sind sehr weit. Der Magen ist ohne Blindsack und ohne Pfortneranhänge, die mit Lußgang versehene Schwimmblase einfach.

Der Vertreter der Familie in Europa ist der gemeine Hecht (*Esox lucius* Linné), auch Heft, Hächt, Höcht; böhm.: štika; poln.: szczupak; ung.: csuka; kram.: shuka; russ.: scheschuka; engl.: pike; franz.: brochet; ital.: luccio, luzzo. Etwa 6mal so lang als hoch und  $1\frac{1}{2}$  mal so hoch als dick. Der Unterkiefer steht über den Oberkiefer vor, das Maul ist bis unter die großen, goldglänzenden Augen gespannt, letztere stehen sehr hoch, dicht unter der Kante der platten Stren. Der Unterdeckel und der untere Theil des Hauptdeckels sind schuppenlos. Sehr deutliche Kopfsporen am Unterkiefer, den Unteraugenknochen und auf dem Scheitel. In der Rückenflosse sind 5—8 ungeheilste und 13—15 getheilte Strahlen, in der Afterflosse 4—6, bezw. 12—13, in der Bauchflosse 1, bezw. 8—10, in der Brustflosse 1, bezw. 12—13 Strahlen, in der schwach ausgebuchteten, an der Basis mit zarten Schuppen bedekten Schwanzflosse 19. Die Schuppen sind klein, länglich eiförmig und dünn; in der Seitenlinie stehen 110—130. Die Färbung des Hechtes ist außerordentlich verschieden und schnell wechselnd unterworfen; im Allgemeinen paßt sie sich den Farbtönen pflanzenbewachsener Wasserstellen an und ist grünlich ins Graue und Gelbliche, am Rücken dunkler, an den Seiten heller mit goldgelben Flecken, am Bauche weiß mit schwarzen Punkten. Junge Hechte sind im ersten Jahre oft ganz grasgrün (Grashähte); auch zur Laichzeit tritt die grüne Farbe mehr hervor; überhaupt werden dann

alle Farben, namentlich bei den Männchen, prächtiger. Solche besonders schön gefärbte werden wohl als **Buntthechte**, **Schecke** oder **Hechtkönige** bezeichnet. Die Brust- und Bauchflossen sind meist gelblich oder röthlich, die übrigen Flossen meist dunkler, bräunlich oder schwarz gespeckt. **Aster-** und **Schwanzflosse** mitunter mit röthlichem Anfluge. Die Größe des Hechtes ist je nach den Ernährungsverhältnissen sehr verschieden; bei reichlicher Nahrung wächst er außerordentlich schnell, kann schon im ersten Jahre bis 30 cm lang werden und später bis 4 kg jährlich an Gewicht zunehmen. Man hat solche von 2 m Länge und 35 kg Schwere beobachtet (z. B. in der Wolga, in Schottland und Irland), jedoch gehören solche von 1 m und 15 kg schon zu den Seltenheiten. Erzählungen von noch größeren Hechten sind mit großer Vorsicht anzunehmen, so die von dem alten Gesner herührende Geschichte von einem Hecht, welcher in Heilbronn im Jahre 1230 von Kaiser Friedrich II. mit einem Ringe bezeichnet ansgezeigt sein und im Jahre 1497 im Gewichte von 175 kg wieder gefangen sein soll. Die weiblichen Hechte sind in der Regel größer als die männlichen.

Der Hecht bewohnt die süßen Gewässer in den nördlichen und gemäßigten Theilen der alten und neuen Welt, in Nordamerika bis südlich von den großen Seen, in Europa überall vom äußersten Norden bis zum Süden. In Bezug auf seinen Aufenthaltsort ist der Hecht wenig wählerisch, in Flüssen und Bächen lebt er ebensowohl wie in großen Seen, Teichen, Moorgruben, pflanzenbewachsenen Gräben, ja in brackischen Buchten und gelegentlich selbst im Meere. Im Gebirge geht er bis 1500 m hoch (so im Reschensee in Tirol), doch meidet er kleine, schnellströmende Bäche und überlässt sie der Forelle; am meisten liebt er klares, ruhiges Wasser mit reinem Grunde. Seinen Lebensgewohnheiten nach kann man ihn die Raie unter den Süßwasserfischen nennen. Während er des Nachts mehr umher schwirrt, steht er des Tags meist unbeweglich an ruhigen Stellen zwischen Wasserpflanzen, unter Baumstämmen oder in kleinen Ausbuchtungen, namentlich da, wo die Strömung vorübergeht. Dabei sind die Spalten der Brustflossen, der hintere Theil der Rückenflosse und zuweilen auch die Spalten der Schwanzflosse in zitternder Bewegung und die Augen bewegen sich lauernd und spähend. Gewahrt er eine Beute, so beginnen die Flossen heftiger zu zittern, die Atmungsbewegungen werden schneller und stärker und plötzlich schießt er schnell wie ein Pfeil auf sein Opfer und packt es tödtlich verwundet mit den spitzen Fangzähnen des Unterkiefers. Oft lässt er dann die Beute wieder los und packt sie von neuem, um sie mit dem Kopfe voran hinzunterzuwürgen. Wenn kleinere Fische, wie die Utelaś, in jähre Flucht vor ihm aus dem Wasser springen, folgt er ihnen nicht selten in flachem Bogen mit geradegestrecktem Leibe (sog. **Hechtsprung**). Bei solchen Sprüngen, welche oft über 2 m weit ausgeführt werden, weiß er sehr gut zu zielen; nicht selten entpringt er auf solche Weise aus Behältern

oder Fischkisten. Seine Gefträgigkeit und Gier ist außerordentlich groß und er verschont kein lebendes Thier, das er irgendwie bewältigen kann; selbst junge Enten, Wasserröhner und Wasserratten fallen ihm zum Opfer; zuweilen soll er sogar nach den Füßen der Gänse und Schwäne, ja sogar schwimmender Vierfüßler und Menschen schnappen. Den Stichling scheint er meistens zu schonen infolge böser Erfahrungen, welche er mit den Stacheln derselben gemacht hat; doch beobachtete ich im Aquarium, daß ein junger Hecht von etwa 8 em Länge, der mit einer Schar kleiner neunstacheliger Stichlinge zusammengeperrt war, unbejedet seiner Gesundheit einen nach dem andern in gehörigen Zwischenpausen verschlang. Der einzige Feind eines erwachsenen Hechtes ist außer dem Menschen die Fischotter, jedoch sollen große Hechte sogar mit diesem um eine Beute kämpfen. Die Hauptnahrung unseres Fisches bilden immer die kleinen Karpfenartigen Fische, wie Karanthen und Weißfische, sowie Frösche, und da diese meist als Speise wertlos sind, so ist der Hecht dadurch, daß er sie vertilgt und in sein eigenes wertvolles Fleisch verwandelt, in der Fischzucht nicht nur sehr nützlich, sondern geradezu unentbehrlich. Namentlich gilt dies in den sog. Abwachsteichen der Karpfenzüchter, in welchen stets eine Anzahl kleinerer Hechte eingesetzt werden, theils um die mit dem Zuflusswasser hereintowmenden kleinen Weißfische, welche sonst den Karpfen das Futter wegessen würden, zu vertilgen, theils um die etwas durch das Laichen der Karpfen erzeugte Brut derselben, welche gleichfalls als Nahrungsconcurrenten ihrer Eltern auftritt, auszumerzen. In Dorfgräben und anderen kleinen abgeschlossenen Gewässern, in denen meist nur Karanthen leben, empfiehlt sich gleichfalls die Einsetzung einiger Hechte, die dann gewöhnlich sehr schnell wachsen.

Der Hecht laicht meist von Mitte Februar bis Ende April, oft noch vor dem Verschwinden des Eises. Männchen und Weibchen suchen dann, oft in großen Scharen, ganz flache, pflanzenbewachsene Stellen auf, auch Gräben und überchwemmte Wiesen, schlagen heftig mit den Schwänzen und reiben sich häufig aneinander. Dabei sind sie oft so blind gegen alle Gefahr, daß man sie mit den Händen greifen kann. Das Weibchen setzt nach und nach etwa 100.000 gelbliche, 3 mm große Eier ab, aus denen die Jungen in 2–3 Wochen entschlüpfen. Man kann die Eier auch leicht künstlich befruchten und in Brutapparaten ausbrüten, noch einfacher und besser ist es, den befruchteten Laich in durchlöcherte schwimmende Kästen oder Körbe auf eine Unterlage von lebenden Wasserpflanzen zu streuen.

Der Fang des Hechtes wird theils mit Netzen, theils mit Reisen (so namentlich im Frühjahr, wenn der Hecht zum Laichen in flache Gräben zieht), theils mit der Angel betrieben. Die Angelschnerei auf den Hecht ist gleichsam ein für sich abgeschlossener Theil der Angelfaunist und bietet viel Interessantes und Aufregendes. Man bedient sich bei derselben meist eines lebenden Höderfisches, und entweder

der Schluß- oder Trollangel, oder der Schuapp- und Legeangeln (s. Angelzücher). Die besten Hödderische für den Hecht sind Gründlinge, Plößen, Haseln, Eislögen, Lanben und Döbel von passender Größe. Am besten beißen soll der Hecht im Herbst, wenn die Nächte recht kühl sind, bei bedecktem Himmel und scharem Südostwind, Morgens von 10—1 Uhr und Nachmittags von 3 Uhr an bis zum Dunkelwerden. Endlich singt man die Hechte auch noch mit Drahtschlingen, die man ihnen über den Kopf zieht, wenn sie ruhig dastehen, oder man schiebt sie mit Schroten oder sticht sie mit Speeren. Das weiße und feste, fettrame Fleisch enthält nur wenig Gräten und ist überall geschäkt, am besten ist es im Hochsommer und Herbst von Fischen, die 1—4 kg wiegen. Größere und deshalb meist alte Hechte haben ein zähes und trockenes Fleisch.

**Hecke**, die, s. v. w. Geheck, s. d. Winkell, Hb. s. Jäger II., p. 726. — Lanbe, Jagdbrevier, p. 282. — Sanders, Wb. I., p. 720.

E. v. D.

**Hecken**, verb. trans., meist mit Auslösung des Objektes, s. v. w. nisten, brüten. „Hecken der Vögel“ nennt man es, wenn die Vögel Eier legen, brüten und Junge erziehen.“ Hartig, Lexif., p. 248. — Aitinger, Vollständ. Wendbuchlein, 1651, p. 12. — Fleming, T. J., 1719, I., p. 396. — Döbel, Jägerpraktika, Ed. I., 1746, I., fol. 38. — Göchhausen, Notabilia venatoris, 1734, p. 53. — Onomat. forest. II., p. 93. — Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. XXIV. — Behsen, Wmpr., 1828, p. 78, u. Real- u. Verb.-Lexif. VI., p. 237. — Lanbe, Jagdbrevier, p. 282. — Sanders, Wb. I., p. 720.

E. v. D.

**Heckenkirche**, s. Lonicera.

Wm.

**Heckente**, die, dann auch Heckgans, junge, noch nicht völlig flugbare Ente oder Gans, D. a. d. Winkell, Hb. s. Jäger II., p. 710, 760. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 2., p. 151.

E. v. D.

**Heckjagd**, die: „Verlorenes Treiben oder auch Heck-, dann Beijagen benannt: also heißt dasjenige Treiben, welches durch Feldschäfte und Vorholzer angestellt wird, damit, wenn sich allenfalls etwas von Wildpret daselbst befindet, solches auch zum Jagen einkomme.“ Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 161. — Behsen, Wmpr., 1828, p. 78.

E. v. D.

**Hecklame**, s. Ulex.

Wm.

**Heckvogel**, der, s. v. w. Brutvogel. „Heckvogel“ nennt man die, welche in der Gegend jung geworden, zum Unterschiede von den Zug- und Strichvögeln.“ Hartig, Lexif., p. 248. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft II., p. 607.

E. v. D.

**Heckzeit**, die, s. v. w. Brutzeit. Aitinger, Vollständ. Wendbuchlein, 1651, p. 88. — Göchhausen, Notabilia venatoris, 1734, p. 40. — Hartig, Lexif., p. 248. — Behsen, Wmpr., 1828, p. 78.

E. v. D.

**Hedera Helix** L. Ephen (Fig. 407). Immergrüner Kletterstrauch aus der dicotylen Familie der Araliaceae, der einzige Repräsentant dieser ganz exotischen Familie in Europa. Blätter lang gestielt an den sterilen Zweigen hand-

sormig-fünfzählig, an den blüthentragenden und rautenförmig, alle ganzrandig, ledartig, oberseits glänzend dunkelgrün, oft mit weißlicher Zeichnung, unterseits matt hellgrün. Blüthen zahlreich, langgestielt, in halbkugeliger, traubig oder rispig gruppierten Dolden, mit 5zähligen Kelch, 5—10 grünlichgelben Blumenblättern, 5—10 Stanzgefäßen aus gelbem Bentz und unterständigem Trichterfuß, aus dem eine lugelige, schwarze, vom bleibenden Kelch gefröhnte 5—10samige Beere entsteht. Die Stämme und Astes des Ephen entwickeln reihenweise gestellte Luftwurzeln, mit denen sie sich an feste Gegenstände (Mauern, Felsen, Baumstämme) anflammern oder an Wurzeln, Steine u. a. m., wenn sie, wie häufig in Wäldern, auf dem Boden hinstechen. Der Ephen ist durch fast ganz Europa verbreitet, indem er nur dem Norden fehlt, aber am häufigsten in West- und Südeuropa, wo er, namentlich in den Küstenländern und auf den Inseln, massenhaft, Mauern, Felsen, Baumstämme überziehend, Hecken durchschlingend und den Boden überrankend, aufsteigt. Er ist sehr trägewüchsig, blüht erst in späterem Alter, und wird viele Jahrhunderte alt, wo dann seine Stämme bis Scheinfäuste zu erlangen vermögen. Sein aromatisch duftendes, gelbliches, von vielen Markstellen durchsetzes Holz ist sehr hart. Der Ephen variiert ungemein bezüglich der Größe und der Form der gelappten Blätter, namentlich in Gärten. Eine besondere, vielleicht specifisch verschiedene Varietät, welche Irland bewohnt, ist der raschwüchsige, größere und weichere Blätter besitzende, häufig cultivierte irische E. (H. hibernica Hortul.). Der Ephen liebt schattige Standorte und feuchte Luft, entwickelt aber nur in jüngerer Lage seine Blüthen. Er blüht im Spätherbst und reift die Beeren im folgenden Frühlinge.

Wm.

**Hederasäure**,  $C_{16}H_{26}O_4$ , eine schwach sauer reagierende, nicht flüchtige, kräzend schmeckende, in Ephenfrüchten vorkommende Säure. v. Gn.

**Heerwurm**, Bezeichnung für die oft zu hundertausenden erfolgte Vereinigung der glashellen schwarzköpfigen Larven der Scaria militaris Now., einer Tranermücke, welche ihre Entwicklung an verwesender Blattsubstanzen, besonders in Buchenwäldern, findet. Diese dicht nebeneinander gedrängten, sich langsam fortbewegenden Larvenmassen nehmen nicht selten eine schlängelähnliche Gestalt an.

Hochl.

**Hese**, s. Gährung.

v. Gn.

**Hestebaken**, der, s. v. w. Hestel, s. d. Hartig, Lexif., p. 249.

E. v. D.

**Hestel**, das oder der, ein zum Beugstellen nötiges Instrument, s. Jagdzeug. „Hestel sind  $\frac{1}{2}$  Fuß lange, spitzige Pfähle, woran man die Ober- und Unterleinen und die Windleinen anbindet.“ Hartig, Lexif., p. 249. — Tänzer, Jagdgeheimnisse, Kopenhagen 1682, fol. 64. — Fleming, T. J., 1719, I., fol. 73. — Pärson, Hirchger. Jäger, 1714, fol. 82. — Döbel, Ed. I., 1746, I., fol. 32. — Göchhausen, Notabilia venatoris, 1734, p. 226. — E. v. Heppe, Ausf. Lehrprinz., 1731, p. 139. — Großkopff, Weidewerkslexikon, p. 159. — Chr. W. v. Heppe, Wohlred. Jäger, p. 200. — Möllin, Anwsg. 3. Auflage v. Wildbahnen, Berlin 1777,

p. 235. — Bechstein, Hb. d. Jagdwissenschaft I., 3., p. 378. — D. a. d. Wintell, Hb. f. Jäger I., p. 410. — Lanbe, Jagdbrevier, p. 282. — Sanders, Wb. I., p. 721. E. v. D.

**Hege**, die, heißt der Inbegriff derselben Maßregeln, welche der Jäger zum Schutz und zur Pflege des Wildstandes in Anwendung

**Hegelegung**, f. Schonungsflächen. Mcht.  
**Hegemeister**, Gehegebereiter und ähnliche Titel für die Forstschnüffbeamten sind noch aus jener Zeit überkommen, in welcher die Jagdaufsicht und Wildhege noch als die wesentliche Aufgabe dieser Organe erachtet, und wären dieselben daher auch heute für solche Bedienstete

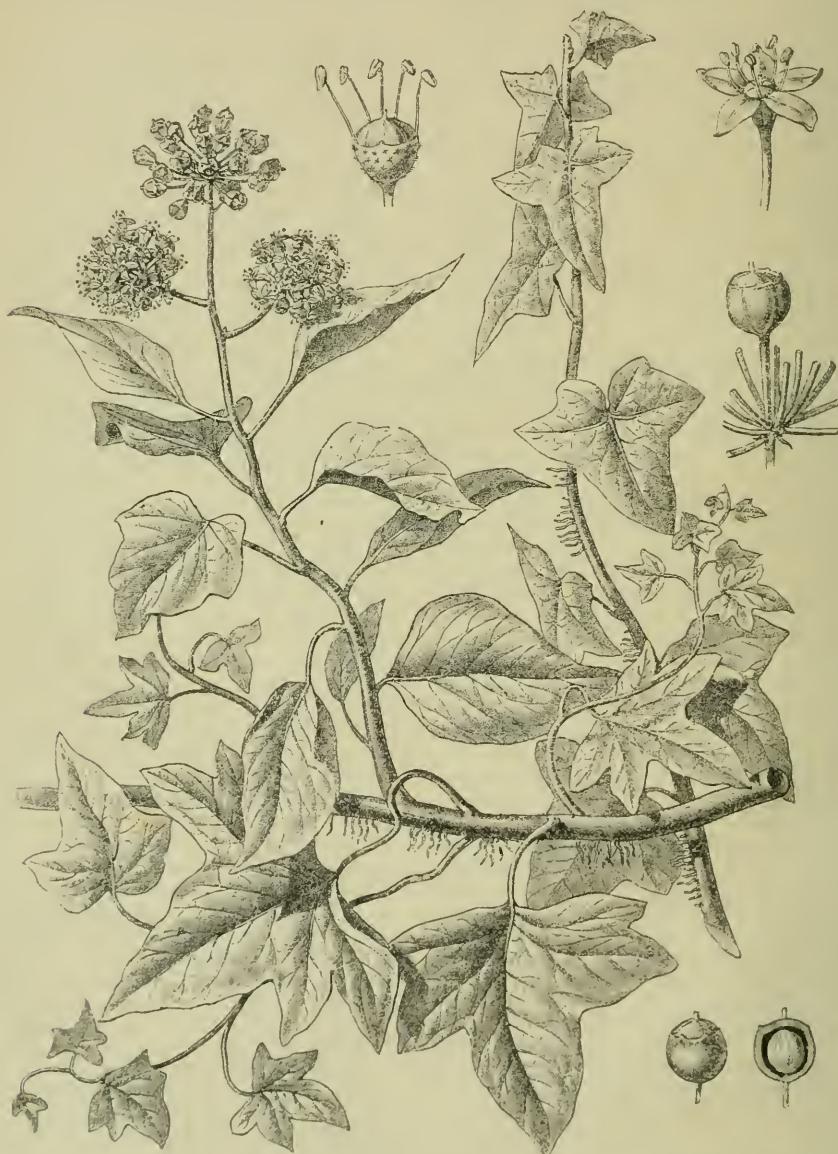


Fig. 407. Hedera Helix, Epheu.

bringt. Dann auch in übertragenem Sinne local: „Ein Jagdrevier, wo das Wild geschont und gepflegt und nur mäßig und weidmännisch geschossen wird, nennt man Hege, oder Wildhege oder Gehege.“ Hartig, Lexit., p. 249. — Chr. W. v. Heyde, Wohlred. Jäger, p. 196.

— Wurm, Auerwild, p. 99. — Behlen, Wmjspr., 1828, p. 78. — Sanders, Wb. I., p. 722. E. v. D.

entsprechend, welchen vornehmlich die Oberaufsicht über ein Jagdgebiet übertragen ist. Obige Titel werden in manchen Privat- und auch Staatsforstverwaltungen (z. B. Preußen) an verdiente Revierförster als Auszeichnung verliehen. v. Gg.

**Hegen**, verb. trans., das Wild, d. h. dasselbe pfleglich behandeln und nur in weidmännischer Weise beschließen. „Er soll haben

vunser Rot vund schwartzwild.“ Jagdinstruc-  
tion Kaiser Ferdinands I. v. J. 1547. — „Wer  
hat zu jagen, der hat auch zu hagen.“ Roë  
Meurer, Jagd- vnd Forstrecht, Ed. I., Pförz-  
heim 1560, fol. 28. — „So er zu jagen Ge-  
rechitigkeit hat, ob er auch zu hagen macht  
habe...“ Melchior Selz, Ch. Estiennes Prae-  
diuum rusticum, übers., Straßburg 1580, fol. 661.

— „Dass um selbiges Revier das Wildpret  
und die Hirsche stark gehäget werden.“ Döbel,  
Jägerpraktika, Ed. I., 1746, I., fol. 128. — „Ein  
Hirsch gehägtes Jagdrevier.“ C. v. Heppe,  
Ausr. Lehrprinz, 1751, p. 256. — Bildungen,  
Neujahrsgeschenk 1797, p. 29. — Hartig, Lexikon,  
p. 599. — Sanders, Wb. I., p. 723. C. v. D.

Hegeorte, s. Schonungsflächen. Mcht.

Heger, der, s. v. w. Hegemeister, s. d.

C. v. D.

Hegerecht, s. Jagdrecht. Mcht.

Hegereides, s. v. w. Lassreides; s. Mittel-  
wald. Gt.

Hegereiser, s. v. w. Lassreiser; s. Mittel-  
wald. Gt.

Hegerweiden, s. Weidenerziehung. Gt.

Hegerwirtschaft, s. Weidenerziehung. Gt.

Hegesäule, die, Säulen, welche in Län-  
dern, wo die Jagd im allgemeinen frei ist,  
zur Abmarkung reservierter, gehegter Reviere  
benutzt werden. Stijer, Jagdhistorie der  
Tentschen, 1744, p. 320. — C. v. Heppe, Ausr.  
Lehrprinz, 1751, p. 143. — Chr. W. v. Heppe,  
Wohld. Jäger, p. 174. — Onomat. forest.  
II., p. 22. C. v. D.

Hegwald, mittelalterliche Bezeichnung für  
jene Walddistrikte, in welchen wegen des Vor-  
herrschens der jüngeren Altersklassen der Weide-  
betrieb und die Holzfällung untersagt waren.  
Syn. „Bannholz“ und „Werbusch“. Weiteres  
hierüber findet sich in dem Artikel „Waldbau,  
Geschichte desselben“. Schw.

Heklerei, s. Diebstahl. Mcht.

Hei, s. v. w. Han; s. Holzsälag. Gt.

Heideaussörfung 1. Unter „Heiden“  
verstehen wir hier die in vielen Gegenden  
Deutschlands und der angrenzenden Gebiete im  
Küsten- und Binnenlande vorkommenden, aus-  
gedehnten trockenen Flächen, die früher wohl  
ausnahmslos Walder trugen, derer sie meist  
vor langer Zeit beraubt wurden und nun in  
dieser Bodenentblösung ihren Gehalt an Wald-  
humus durch Witterungseinflüsse, Abschwem-  
mungen, durch im Laufe der Zeit noch hinzu-  
getretene Streuennahme, selbst zeitweise Be-  
ackerung verloren haben und so in ihrem Boden  
verarmten. Infolge dieser Bodenverarmung  
finden diese Heiden nur instande, eine Decke  
von Pflanzen zu erzeugen, die durchaus an-  
spruchslos in Bezug auf Nährkraft des Bodens sind. Sie wird vielfach von genüglichen  
Gräsern und derartigen niederen Kräutern,  
streckenweise von Brenzelbeeren (*Vaccinium Vitis Idaea*), auch von Briemei (*Spartium Scoparium*), in größter Ausdehnung aber von  
Heidekraut (*Calluna vulgaris*) gebildet. Letztere  
kommt unter den verschiedensten Verhältnissen  
auf den Heiden des Binnenlandes, namentlich  
aber denen der Küstegegenden vor, wo sie viel-  
fach über ältere Pflanzendecken, durch Zurück-

gehen der Bodenkraft ihres Standortes, die  
Oberhand gewann und da ständig behielt, wo  
man jene Ödländer auf Plaggenhieb (s. Ab-  
palten), als Schafweide oder durch Brandwirt-  
schaft (s. Brennen) nutzte, wie dies Borggreve  
in seiner Schrift „Heide und Wald. Berlin 1873“  
für die nordwestdeutschen Heiden überzeugend  
nachwies.

2. Bei der „Heideaussörfung“ haben wir  
es also mit diesen trockenen Ödländern zu thun,  
sofern sie ans sandigen oder thonhaltigen Böden  
bestehen, während die Aussörfung des trockenen  
Halbwaldandes in besonderem Artikel als „Mall-  
ödländerei“ besprochen wurde. Vernähen  
aber die Ödländereien und entstehen auf ihnen  
Moore, so bieten auch diese oft weit ausgedehnte,  
der Forstunter bedürftige Flächen, welche letz-  
tere unter „Moorenstur“ behandelt ist.

3. Jene, hier in Betracht kommenden Heiden  
sind zur Zeit keineswegs unbenutzt, am wenig-  
sten wenn sie mit Heidekraut gut überzogen sind.  
Derartige Heiden liefern den auf ihnen ange-  
siedelten und noch außerdem mit ständigem  
Acker- und Wiesland verjüngten Bauern sehr  
erwünschte, ja unentbehrliche Wirtschaftszuschüsse  
an Heideplaggen zur Düngerbereitung, auch  
wohl zum Brennen oder zum Dachdecken, an  
Wiese, auch wohl Bienenweide u. s. w. Es kann  
gewiss nicht in der Absicht liegen, eine derartige,  
zwar dünn vertheilte, aber fleißige und existenz-  
fähige bäuerliche Bevölkerung durch rücksichts-  
lose Heideaussörfung mit Stumpf und Stiel  
auszurotten, doch wird diese Aussörfung jeden-  
falls zur Ausführung da im großen Maßstabe  
empfehlenswert sein, wo die Heidebauern ledig-  
lich auf die Heide angewiesen und dort als exi-  
stenzfähig nicht mehr zu erachten sind, es ihnen  
aber nicht an Gelegenheit mangelt, sich an ge-  
eigneteren Orten ihren Lebensunterhalt zu er-  
werben, während sichere Aussicht vorhanden  
ist, durch die Heideaussörfung dem Culturlande  
der Gegend einen dauernden, wohlthätigen,  
natürlichen Schutz gegen die Unbillen des Klimas  
und der Witterung zu verschaffen und gleich-  
zeitig den so dürftigen Ertrag des Heidebodens  
durch den Holzanbau zu heben und so wenig-  
stens künftigen Generationen jener Gegenden  
einen nennenswerten, bleibenden Vortheil zu-  
zuführen und das Nationaleinkommen zu heben.

Nach diesem Grundsatz ist denn auch schon  
vielfältig von Staatswegen auf Cultur der Hei-  
den und mit ihr auf deren nothwendig werdende  
Wiederbewaldung hingewirkt worden, und  
ist es jedenfalls angezeigt, nach dieser Richtung  
hin weiter zu arbeiten. Dass das Arbeitsfeld  
hier ein großes ist, die seither auf denselben  
erzielten Erfolge keineswegs immer ernsthügend  
sind, dass es jedenfalls auch für die Folge ein  
mühsam zu bebauendes bleiben und seine Er-  
folge, nach Geld berechnet, kaum als rentabel  
zu bezeichnen sein werden, ist nicht zu ver-  
kennen, darf aber nicht dahin führen, es unter  
vernachlässigung höherer staatswirtschaftlicher  
Rücksichten unbebtant liegen zu lassen.

4. Was die technische Aussörfung der  
Heideaussörfungen anbetrifft, so ist dieselbe,  
nach den vorliegenden örtlichen Verhältnissen,  
bald leichter, bald schwieriger mit Erfolg zu

bewirken. Nicht nur die Verschiedenheit der mineralischen Bodenkraft kommt dabei in Betracht, sondern besonders auch die mehr oder weniger geschützte Lage der Heideslächen gegen austrocknende, frostbringende und durch die Heftigkeit seiner Bewegung den Wuchs, namentlich auch den Höhenwuchs der Holzplanten beeinträchtigende Winde, endlich die Menge des auf dem Heideboden durch die ihn bedeckende Vegetation erzeugten, wenn auch zur Zeit noch unvollkommenen Humus. Dazu kommt außerdem noch das sehr verschiedene Verhalten des Untergrundes, der im Berglande infolge flach lagernden anstehenden Gesteins, namentlich bei schwerer Verwitterbarkeit desselben, leicht einen sehr flachgründigen, den Holzplanten wenig Halt und Nahrung liefernden Boden erzeugen kann, während im Flachlande, selbst auf sonst mächtigem Sandboden, Kalksteinlager dem Eindringen der Holzwurzeln ein mächtiges Hindernis entgegenstellen können, oder dichte Kalksteinlager, wie in den nordöstlichen Küsten-gegenden Preußens, auf weiten, dort „Palmen“ genannten, öfter mit Pfeifzweigen (Vacc. *Vitis Idaea*) dicht bestockten, hin und wieder aber auch ziemlich fahlen Flächen mit schwererem Boden, die Holzeultur zu erschweren oder fast auszuschließen vermögen.

Nach diesen verschiedenen örtlichen Verhältnissen muss denn auch die Heideultur, abgesehen von den für eine solche vorhandenen Mitteln, in verschiedener Weise ausgeführt werden. Es kommt hierbei zunächst in Betracht:

a) Die zum Anbau zu verwendende Holzart. In dieser Beziehung ist bereits viel versucht und viel gesucht worden, letzteres namentlich wenn man dem Heideboden in dieser Beziehung zu viel Zumintheite, vielleicht noch ohne Anwendung intensiver Cultur.

Daubholzler finden im großen und ganzen bei Heideauflösungen nur beschädigte Verwendung. Besonders ist es dann immer noch unsere Eiche, die hier stellenweise in Betracht kommen kann. Dies gilt namentlich da, wo es sich in milderden Lagen um Auflösung von Ödland mit flachgründigen, aber mineralisch kräftigem Boden handelt. Hier wird sie oft mit großem Nutzen, meist unter vorübergehender Beigabe von Kiefern, als Treib- und Schuhholz angebaut, wie z. B. aus Grunert's Schrift „Der Eichenhälwald im Regierungsbezirk Trier. Hannover 1868“ zu ersehen ist (I. Eichen-erziehung sub I e).

Vortreffliche Eichenschälwaldanlagen werden aber auch in großer Ausdehnung auf den trockenen Heiden des holländischen Gelderlandes angelegt, auf die wir hier weiter unten zurückkommen.

Die Eiche als Schutzwehr für andere Holz anlagen empfiehlt Wagner in seiner Schrift „Die Holzungen und Moore Schleswig-Holsteins Hannover 1873“, da sie, obgleich nur turzwüchsig und von unten reich bestockt, in den Stürmen andauernd ist und als guter Schutzmantel wirkt.

Unter anderen Verhältnissen mag man jedoch mit der Eiche bei Heideculturen keine Versuche machen.

Zur Anwendung bei Schutzstreifenpflanzungen auf der fahlen Heide kann sich unter Umständen noch die Acacie und die Birke empfehlen und werden dazu beide Holzarten wohl verwendet.

Von den Nadelhölzern nimmt bei der Heideauflösung im großen die gemeine Kiefer bei weitem die erste Stelle ein. Auf frischeren Stellen mag ihr die Fichte beige-mengt werden; für Reinanlagen aber eignen sich diese dort nur ausnahmsweise und leiden dieselben hier besonders durch das fortwährende Wehen des Sewindes, der sie nicht in die Höhe kommen lässt, sowie sie auch frischen Boden, sobald er torfig wird, nicht vertragen. Diese Windwehen sind auf jenen Heiden der Küstenregion überhaupt ein großes Hindernis der Forstultur. Sobald sie dort durch Vorstände von den Culturen abgehalten werden, gediehen dieselben oft zu sehens, und sucht man dies daher durch angepflanzte Schutzmäntel, in minderem Maße auch durch die erwähnten Schutzstreifen zu erreichen. Zu Mantelanlagen eignet sich, wie vorbereitet, die Eiche, selbst die Weißtanne, doch fehlt für beide sehr oft der geeignete Boden. Man nimmt daher in der Regel zu gewissen Nadelhölzern die Zuflucht. Hier hat man schon früher die Schwarzkiefer (*P. austriaca Höss.*), die ja auf dem falkhaften Boden ihrer Heimat öde Partien deckt und auch unter den vorliegenden wesentlich anderen Bodenverhältnissen als Schuhholz und keineswegs ohne Nutzen herangezogen werden kann; neuerdings wird aber als Schuhholz der Weißfichte oder amerikanischen Schierlingstanne (*Abies alba Mich.*) der Vorzug eingeräumt, ebenso der pyrenäischen Hakenkiefer (*Pinus uncinata Ram.*), welche letztere in Vermengung mit jener und auch rein angebaut wird und Wind- und Sandwehen vortrefflich Widerstand leistet. Erreichen diese Nadelhölzer auf der Heide auch keine nennenswerte Höhe, so erfüllen sie doch durch ihre Standhaftigkeit und reiche Beauftragung und Benadelung hier ihren Zweck als Schuhholz.

b) Was die Art des Anbaues anbetrifft, so wendet man auf den Heiden im allgemeinen die Pflanzung mit größerer Sicherheit an als die Saat, da kräftige Pflanzen, besonders in gut gelockerten Heideböden gebracht, den Unbilden des ungünstigen Standortes besser zu widerstehen vermögen als Sämlinge, die hier leicht vertrocknen oder durch etwa nachwachsendes Heidekraut verdrängt werden. Dessen ungeachtet sieht man auch auf der Heide hie und da Kiefernsäaten gut gelingen und werden jene bereits erwähnten Löheckenanlagen auf Ödland nicht selten auch durch Eichesaat erzielt.

Die Bodenvorbereitungen für Heide-culturen sind nach den wechselnden örtlichen Verhältnissen verschieden. Wo diese gleich oder ähnlich liegen, wie bei den eigentlichen Wald-culturen auf ärmerem Boden, ist keine Voraus-lassung vorhanden, zu abweichenden, namentlich kostspieligeren Culturmethoden zu greifen. So gelangt man u. a. vollständig zum Zweck mit jenen, bereits erwähnten, von uns in den „Forstl. Blättern“, Heft XII, 1866, in dem

Aussage „Der Boden und seine Cultur in den Niederlanden“ geschilderten großen Kiefernplantagen auf der hohen, trockenen Heide (Geest im nordwestlichen Deutschland, Veluwe in Holland genannt) der holländischen Provinz Geldern. Dort brennt man zunächst das lange Heidekraut ab (s. Brennen) und sät nach 2 Jahren, nachdem sich, besonders durch Samen, eine neue schwache Heidekrautnarbe erzeugt hat, in diese breitwürfig Kiefernsamen (214 Pfund pro Hektar) ein und deckt denselben etwas durch kreuzweise Übergang oder durch Überden (s. d.) mit Sand. Sollen ans der Kiefernsaat nach 4 Jahren Ballenpflanzen zu neuen Anlagen in der Heide entnommen werden, so verstärkt man die Einsaat auf das Doppelte. Die Ballenpflanzen werden mit konsistenter Hohspaten (s. d.) aus dem Heidekraut ausgestochen. Sie halten gut Ballen und werden darauf in 1:26 m Verband auf der entblößten oder auf der wie zur Saat vorbereiteten, bewachsenen Erstfurttelle mit bestem Erfolg und mit geringer Kostenaufwände als bei der Saat verpflanzt.

In den meisten Fällen erfordern aber doch unsere mit Heidekraut bewachsenen Heiden, wenn sie, wie gewöhnlich, mit einjährigen Kiefern bepflanzt werden sollen, eine gründliche Bodenbearbeitung, da die Erfahrung in den meisten Ortschaften gelehrt hat, daß auf andere Weise entstandene Culturen frühzeitig im Buche nachgelassen und ihren Zweck nicht erfüllt haben. Die tiefe Bodenbearbeitung kann hier allerdings durch Handarbeit bemüht werden, doch ist die Pflugarbeit in der Regel billiger und wird, wo sie verwendbar erscheint, jener vorgezogen (s. Kiefernzierung, Freipflanzung). Das Pflügen erfolgt gewöhnlich in der Form des Doppelpfluges (s. d.) so, daß 3 m breite Streifen bearbeitet werden und 2 m breite unbearbeitete Zwischenstreifen bleiben. Der so zubereitete Boden bleibt über Winter liegen und wird dann im nächsten Frühjahr in gewöhnlicher Weise mit einjährigen Kiefern, auch wohl, wo es die Bodenverhältnisse räthlich machen, mit dreijährigen Fichten bepflanzt (s. Freipflanzung). Liegt Ortstein im Boden, so muß natürlich die Bodenbearbeitung danach eingreift werden (s. Ortsteinecultur), sofern man es überhaupt noch für lohnend hält, diese gewöhnlich sehr kostspielige Cultur im gegebenen Falle zur Anwendung zu bringen.

Dafs sich selbst auch auf hohen Heideländern der Kultengegenden (auf der Geest) mit Hilfe der Rajolarbeit noch Eichenwälder mit Vortheil anlegen lassen, ist unter Hinweis auf die bezüglichen Anlagen in Geldern bereits oben angegedeutet. Diese Anlagen sind ebenfalls im XII. Heft der „Forstl. Blätter“ im bezeichneten Aussahe beschrieben und werden, wie folgt, ausgeführt: Der Heideboden wird auf 1 m Tiefe rajolt und dabei der nicht selten in geringer Tiefe vorkommende Ortstein mit durchbrochen. Hierbei wird darauf geachtet, daß der mit Heidehumus durchsetzte dunkle Boden, der bis jetzt die oberste Schicht bildete, in die zweite Schicht des rajolten Bodens gelangt, während der gelbe Sand des Untergrundes auf 16 cm Dicke die oberste Schicht des Rajolbodens bil-

det. Auf diesem rajolten Boden werden nun entweder Eichelstechsaaten in 31 cm Quadratverband ausgeführt, oder es werden etwa vier Jahr alte Eichenstumpfplanten in 1:26 m Verband ziemlich tief eingepflanzt und werden zwischen die Pflanzen Heidepalten verkehrt gelegt, damit die obere Sandschicht nicht flüchtig wird. Zum Schutz der Eichenanlagen, die im zehnjährigen Umlaube bewirtschaftet werden, sind Schnitzmäntel von Pflanzbirken oder Pflanzeichen um sie herum angelegt, auch über die Anlage selbst entweder Schnitzstreifen von Birkenpflanzheilstern, in 50 Schritt Abstand von einander und 1:88 m Pflanzenentfernung, gezogen oder über ihnen ein solcher Birkensturmstand in 77 m Verband hergestellt. Die Birken schnitzpflanzungen werden übrigens befestigt, sobald die Stämme eine Brusthöhenstärke von etwa 15 cm erlangt und so ihre Schuldigkeit gegen die Eichenanlage gethan haben.

c) Eine besondere Schwierigkeit rücksichtlich der Aufforstung zeigen öfter im Berglande verheide Partien an steilen Hängen. Diese sind entweder bereits durch Abströmen des Wassers von der Höhe zum Thal in ihrem Boden durch Hinwegnahme der oberen Schicht sehr geschädigt, auch wohl von Wasserrissen durchfurcht, oder es droht ihnen doch eine derartige Gefahr für die Folge. Diese kann sich ergeben durch die mit der Holzenteur in der Regel verbundene theilweise Bodenentblözung, welche die an sich schon schwache Narbe des Hanges zum Theil entfernt, wodurch nun das nach der Tiefe rasch abschließende Wasser Angriffspunkte zur weiteren Zerstörung derselben, wie des ganzen Bodens am Hange, findet. Finden sich derartig zerrißne Orländanhänge bereits vor, so kommt es zunächst darauf an, das Abströmen des Wassers von oben her zu verhüten. Hierzu muß dasselbe oben auf dem Plateau so aufgefangen werden, daß es dort stehen bleibt und im Laufe der Zeit versickert, oder, falls hierzu keine Aussicht vorhanden ist, daß es seitlich abgeleitet wird. Die Fangvorrichtung kann aus bloßen grabenartigen Sichergruben, doch auch aus wirklichen Gräben bestehen, wenn namentlich das Wasser seitlich vom Hange weggeleitet werden muß. Die vom Fanggraben nach der Seite zu führenden Ableitungsgräben branchen meist nur eine geringe Tiefe zu haben, bei der es schon erreicht wird, daß die Fanggräben nicht überlaufen. Die Länge der Ableitungsgräben richtet sich nach dem Terrain, besonders nach seiner Auffangungsfähigkeit. Führen sie nach losen Bodenschichten oder nach einer dichten pflanzlichen Bodendecke, so werden sie dort ihr Ende erreichen können, sonst macht man auch wohl den Boden zur Aufnahme des aus den Ableitern fließenden Wassers dadurch geschickt, daß man ihn mit kurzen Stückgräben, etwa 0:5 m lang, breit und tief, in 5–10 m Verband, ähnlich wie Landfänge (s. d.), ausgehoben, versieht. Am vom Wasser bereits beschädigten Hange selbst müssen die etwa vorhandenen tieferen Wasserrisse in ihren Seiten möglichst dossiert, auch wohl durch Maschineneinbau befestigt und bei größerer Länge selbst streckenweise durch Abdämmungen mit

seitlichen Wasserableitungen geschlossen werden. Vor allem ercheint es aber nothwendig, die Risse an ihrem oberen Ende gegen weiteres Einströmen von Wasser durch vorgezogene Hanggräben zu schützen. Alles aufgefangene Wasser wird gewöhnlich in die in angemessenen, namentlich nach oben zu kürzeren Entfernung, gürtelförmig und wagrecht über den ganzen Hang gezogenen Parallelgräben geleitet. Diese letzteren Gräben werden mit flachen Rändern ausgestochen und sind bei 1 m Tiefe und 0,5 m Sohlenbreite in der Regel schon befähigt, größere Wassermassen aufzunehmen, so daß sie unter Umständen noch geringere Abmessungen erhalten können, freilich unter anderen auch breiter und tiefer angelegt werden müssen.

Unterhalb des Parallelgrabens werden, unter Benützung des Auswurfs, flache Dämme angelegt, die dem Überströmen des Wassers über den Grabenrand Einhalt thun, überdies auch gute Pflanzstellen für das zur Bewaldung des Hanges bestimmte Holz abgeben. Die Parallelgräben sollen das Herunterströmen des Wassers am Hange verhindern, dasselbe aber auch gleichzeitig für denselben zur Erhöhung seiner oft sehr gefürchteten Fruchtbarkeit erhalten. Es ist daher mindestens wert, daß dasselbe hier nicht seitlich, wie oben angegeben wurde, abgeführt wird, sondern zur Sicherung in den Boden gelangt. Zur Förderung einer solchen erweitert man daher auch wohl nöthigenfalls stückweise, auf 2—6 Schritt Länge, den Graben zu einer Sammelgrube, wie man auch wohl den Zug des Parallelgrabens durch stehengelassene Erdriegel unterbricht, um so das Wasser an einer gewissen Stelle besser zu halten, auch wohl um Grabenübergänge zu beschaffen.

Ist dagegen der Siedlungsrand noch nicht in jenem vorbezeichneten üblichen Bodenzustande, und ist daher nur vorbeugend zu verfahren, so geschieht dies allerdings im wesentlichen, wie oben angegeben wurde, also namentlich durch Abfangen des Wassers auf dem Plateau und durch Halten desselben am Hange, doch sind hier in der Regel kleinere und weiter von einander entfernte Hanggräben ausreichend, auch wohl eine Dammschüttung nicht nöthig, sondern genügend, den Grabenauswurf unterhalb des Grabens über den Boden auszubreiten.

Der Anbau des Holzes auf dem so versicherten Hange erfolgt natürlich nach den allgemeinen Regeln des Holzaubanes, doch ist den örtlichen Verhältnissen besondere Rechnung zu tragen, wo es sich namentlich um Anbau eines zerrissenen, nunmehr festgelegten Hanges handelt. Hier ist der Cultivateur ganz besonders auf die Pflanzung kräftiger Pflanzen hingewiesen, die auf den frischen Erdauswürfen stets am besten gedeihen und dort am ersten anzubringen, auch wenn man sonst mit der Pflanzung noch ein oder ein paar Jahre zögern wollte, um die Wirkung der Befestigung des Hanges erst zu erproben, bezw. noch da zu verbessern, wo es sich als dringlich erweisen sollte. An verarmten Hängen ist es übrigens nicht selten unvermeidlich, die Pflanzen unter einer Beigabe von reichlicherer Füllerde (s. Düngung) einzufügen, um sie an- und fortwachsen zu

sehen und ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß etwa unvermeidlich werdende Nachbesserungen unverweilt ausgeführt werden (s. a. Freipflanzung, Freisaat).

Die Pflanzungen macht man im allgemeinen in parallelen Horizontalstreifen, wozu sich die etwa vorhandenen Gräben- oder Trenzzeichen hinleiten. Die Streifen können voll oder unterbrochen (s. unterbrochene Saatstreifen bei „Freisaat“) angelegt werden. Wo es sich nicht um Beplanzung frischer, künftlicher Auswüste handelt, lässt man den losen Boden des Hanges vor Ausführung der Pflanzung gern in gesicherter, möglichst etwas bearbeiteter Zustand übergehen, da bei solchen die Pflanzlinge besser anzuschlagen pflegen. — Handelt es sich um so steile Hänge, daß man auf denselben den Boden wohl durch niedere Parallelsteckzäune zu halten sich genötigt sieht, so hat neuerdings hiefür Coutouvier die sog. „Cordonpflanzung“ vorgeschlagen, bei welcher zuerst horizontale Parallelbankette so gestochen werden, daß man auf dieselben geeignete Laubholzpflanzen, z. B. Akazien, Haseln, Weiden etc. horizontal einlegen und mit Boden aus der Umgebung so befestigen kann, daß sie an dem aus dem Boden hervorragenden Theile treiben können. Im Laufe der Zeit, oft schon nach drei Jahren, sättigt sich der Baikettabzäug über dem Pflanzlinge mit Boden, in welchem dann die dauernde Culturpflanze, z. B. Weiß- oder Schwarzkiefer, wie gewöhnlich eingesetzt wird. Diese Art der Pflanzung wird auch statt der todtten Verzähnnungen in Wasserrißien verwendet. Über Heideaussaat schrieb: Quätschslam, „Der Forstenculturbetrieb auf den Heidesläufen“.

Gt.

Heidehafte, s. Forstcnaturgeräthe sub 3b, märkische Culturhafte mit Fig., Sollinger Hafte mit Fig., Schäl- oder Breithafte mit Fig.; ferner Abplaggen.

Gt.

Heideläufer, unterster Dienstgrad der Forstschaftsbeamten in Norddeutschland, vgl. den Art. „Heidereiter“.

Schw.

Heidelbeere, s. Vaccinium. Wm.

Heidereiter, bis zum XIX. Jahrhundert in Norddeutschland üblicher Titel der höheren Kategorie von Wirtschafts- und Schutzbeamten, welche den Dienst in der „Heide“ (nordostdeutsche Bezeichnung für Wald) beritten zu verkehren hatte, während die niederen Forstschuhbedienten, die Heideläufer, zu Fuß gehen mußten.

Schw.

Heidesense, s. v. w. Sense zum Abmählen oder Abschüren der Heide (s. Abplaggen). Gt.

Heil, s. Weidmanns Heil. G. v. D.

Heilige Wälder, s. Boschi sacri. Mcht.

Heimchen, Haussgrille (s. d.). Hscht.

Heister, s. „Ganzheister“, „Halbheister“. Gt.

Heister, s. Austerlitzer und Elster. G. v. D.

Heiß, adj., von der Fährte „Frische, warme oder heiße Fährten...“ „Heiße, man jagt auch frische, warme und neue Fährten, sind solche die das Wildpreß allererst gemacht hat.“ G. v. Heype, Ause. Lehrprinz p. 283, 332. — Chr. W. v. Heype, Wohlfred. Jäger, p. 149. — Sanders, Wb. I., p. 731. G. v. D.